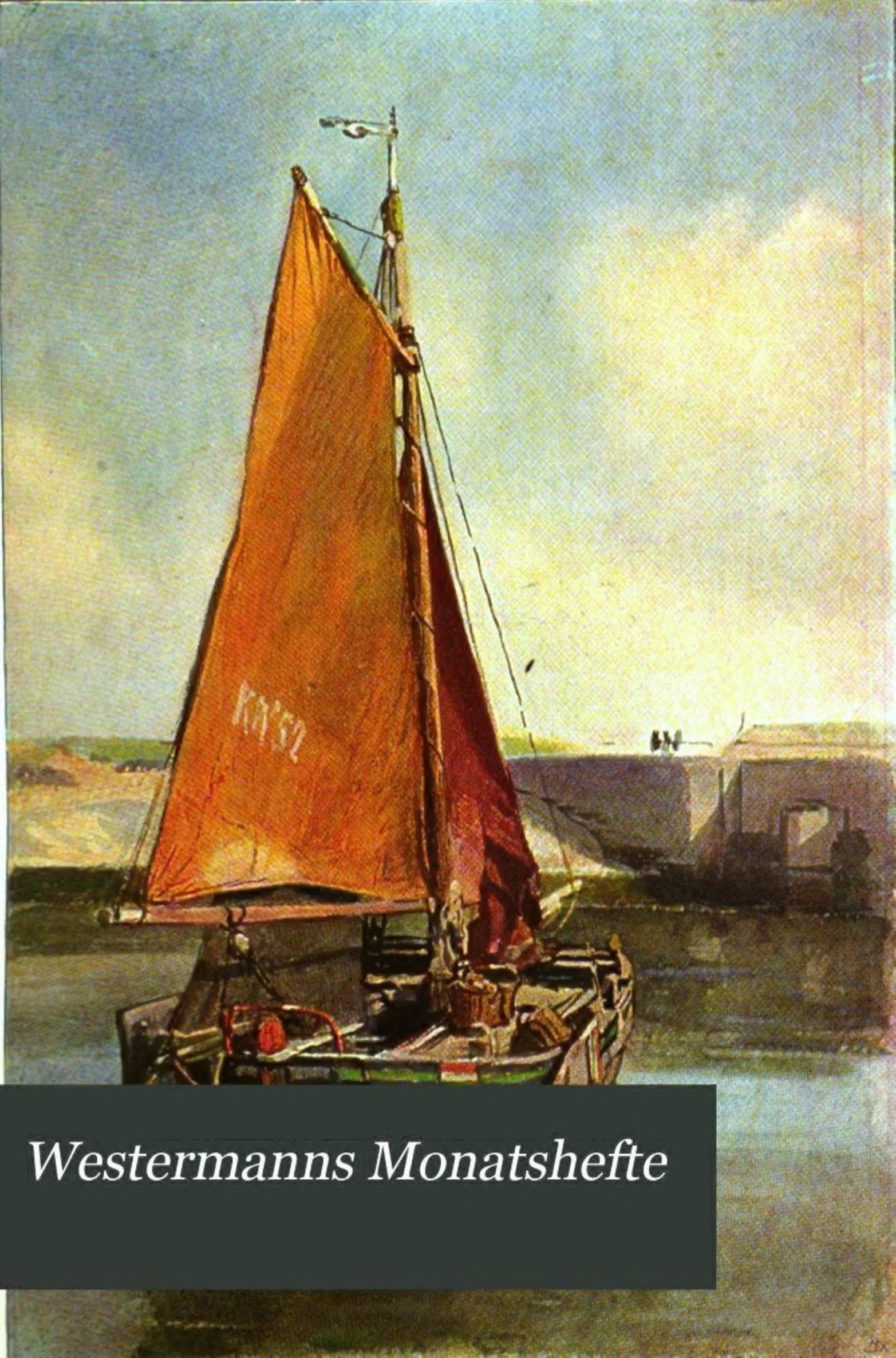


Westermanns Monatshefte

WESTERMANNS MONATSHEFTE

ILLUSTRIERTE DEUTSCHE ZEITSCHRIFT FÜR DAS GEISTIGE LEBEN DER GEGENWART

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY

51. JAHRG. ✻ 101. BAND ✻ 1. TEIL
OKTOBER 1906 BIS DEZEMBER 1906

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY

DRUCK UND VERLAG
GEORGE WESTERMANN IN BRAUNSCHWEIG

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY

Digitized by Google

89907

AP30
.W5
v.101

Verzeichnis der Mitarbeiter.

Ackermann, Thekla, in Berlin, 461. Beaulieu, H. von, in Hannover, 136. Bethge, Hans, in Steglitz bei Berlin, 272. Blom, Ella, in Berlin, 118. Bohnsack, Gustav, in Braunschweig, 23, 209. Bornemann, Wilhelm, in Berlin, 273. Bröckner, Jessie, in Kopenhagen, 118. Bruch, Margarete, in Berlin-Friedenau, 363. Burghauser, Wolfgang, in Wien, 168. Conrad, Hermann, in Gr.-Lichterfelde, 377. Deussen, Paul, in Kiel, 77. Düsel, Friedrich, in Berlin, 169, 313, 462. Ebner-Eschenbach, Marie von, in Wien, 1. Eckert, Max, in Kiel, 137. Erbach, Hans Graf von, in London, 304. Erler, Otto, in Dresden, 312. Falke, Gustav, in Hamburg, 102. Fischer, Wilhelm, in Graz, 53, 117, 329. Fuchs, Reinhold, in Dresden, 387. Geiger, Ludwig, in Berlin, 426. Gensel, Walther, in Gr.-Lichterfelde, 149. Grad, Max, in Mannheim, 81. Himmelbauer, Franz, in Wien, 388. Hirschfeld, Georg, in Berlin, 103, 229. Hohorst, Lisa, in Moskau, 425. Holst, Adolf, in Bückeburg, 400. Horschick, J. J., in Dresden, 297. Ilg, Paul, in Berlin, 416. Klein, Rudolf, in Berlin, 417. Kohler, Josef, in Berlin, 38. Krüger, Herm. Anders, in Hannover, 257. Lahm, Carl, in Paris, 366. Langewiesche, Wilhelm, in Düsseldorf, 329. Lurz, Marie von, in Rosenheim, 376. Luther, Paul, in Charlottenburg, 82. Meinhardt, Adalbert, in Hamburg, 42. Meißner, Karl, in Dresden, 208. Moll, Albert, in Berlin, 298. Münchhausen, Börries Freiherr von, auf Windischlauba b. Altenburg (Thür.), 22. Osborn, Max, in Berlin, 281. Pannwitz, Rud., in Krossen, 204. Rößler, Arthur, in Wien, 438. Ruesch, Arnold, in Neapel, 243. Sauerlandt, Max, in Hamburg, 43. Schicht, Josef, in Wien, 256. Schott, Gerhard, in Hamburg, 401. Schottelius, Walther, in Braunschweig, 448. Seeliger, Ewald Gerhard, in Hamburg, 364. Sergel, Albert, in Rostock, 127. Stahlberg, Walther, in Steglitz bei Berlin, 65. Sternfeld, Richard, in Steglitz bei Berlin, 128. Storck, Karl, in Berlin, 305. Sturmfels, Käthe, in Stockholm, 449.

INDIANA UNIVERSITY
LIBRARY

INDIANA UNIVERSITY
LIBRARY

INDIANA UNIVERSITY
LIBRARY

Ger. C. 20-17

Digitized by Google

Inhalt des hundertersten Bandes.

1. Teil. Oktober 1906 bis Dezember 1906.

Seite

Vierundzwanzig Kunstblätter. Widmungen deutscher Maler und Bildhauer zum fünfzigjährigen Jubiläum von Westermanns Monatsheften. (Vor dem Oktoberheft.)
Fritzens Ball. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach 1
Bayard lernt Laute spielen. Ballade von Börries Freiherrn von Münchhausen 22
Braunschweig. Ein deutsches Städtebild von Prof. Gustav Bohnsack 23, 209
Shylock und Mephisto. Von Prof. Josef Kohler . . 38
Wir leben ja noch! Gedicht von Adalbert Meinhardt 42
Vierländer Kunst. Von Dr. Max Sauerlandt . . . 43
Sonnenopfer. Roman von Wilh. Fischer in Graz 53, 177, 329
Eine verschollene Stadt. Von Prof. Dr. Paul Deussen 77
Heidenacht. Gedicht von Max Grad 81
Vom religiösen Suchen der Zeit. Von Pfarrer Dr. Paul Luther-Charlottenburg 82
Das Museum für Meereskunde zu Berlin. Von Walther Stahlberg, Kustos am Königlichen Institut für Meereskunde zu Berlin 85
September. Gedicht von Gustav Falke 102
Der Sonntag. Novelle von Georg Hirschfeld . 103, 229
Henrik Ibsen. Allerlei Literarisches und Persönliches von Jessie Bröckner. Aus dem Dänischen von Ella Blom 118
Im Heimathafen. Gedicht von Albert Sergel . . . 127
Vom Baireuther Festspiel 1906. Von Prof. Richard Sternfeld 128
Im Schloßpark. Gedicht von H. von Beaulieu . . 136
Die bildenden Künste. Rück- und Ausblicke auf das Kunstleben der Gegenwart von Dr. Walther Gensel 140
Trabe, mein Rößlein —! Gedicht von Wolfg. Burghauser 168
Altersmundarten. Ein Kapitel aus der modernen Jugenderziehung von Rudolf Pannwitz 204
Herbstgefühl. Gedicht von Carl Meißner 208
Domenico Morelli. Von Arnold Ruesch 243
Das Lied im Brunnen. Gedicht von Josef Schicht . 256
Der neuere deutsche Bildungsroman. Von Dr. Herm. Anders Krüger 257

Seite

Unruhige Stunde. Gedicht von Hans Bethge . . . 272
Das Opfer des San Salvatore. Novelle von Wilhelm Bornemann 273
Probleme der künstlerischen Photographie. Von Dr. Max Osborn 281
Geistliches Liedchen. Gedicht von J. J. Horschick . . 297
Die Bedeutung des Hypnotismus für die Medizin. Von Dr. Albert Moll-Berlin 298
Lied der Jugend im Herbst. Gedicht von Hans Graf von Erbach 304
Dorotheenlieder. Gedichte von Otto Erler 312
Dr. Johannes Müller, seine Bücher und sein Schloß. Von Wilhelm Langewiesche 353
Die Madonna in der Ecke. Gedicht von Margarete Bruch 363
Rungholts Krone. Ballade von Ewald Gerhard Seeliger 364
Albert Besnard. Von Carl Lahm-Paris 366
Erinnerung. Gedicht von Marie von Lurz 376
Shakspeares Bühne. Von Prof. Hermann Conrad . . 377
Mit Theodor Storms Werken. Gedicht von Reinhold Fuchs 387
Herr Bröselmayer im Stammhaus. Eine fröhliche Geschichte von Franz Himmelbauer 388
Gestohlen. Gedicht von Adolf Holst 400
Wind und Wellen. Von Dr. Gerhard Schott . . . 401
Sorgenkinder. Gedicht von Paul Ilg 416
Louis Tuaillon. Von Rudolf Klein 417
Ahnung. Gedicht von Lisa Hohorst 425
Ferdinand von Saar. Von Prof. Dr. Ludwig Geiger 426
Ferdinand Georg Waldmüller. Von Arthur Rößler 438
Winter. Gedicht von Walther Schottelius 448
Maria. Ein Stück Menschenleben von Käthe Sturmfels 449
An die Arbeit. Gedicht von Thekla Ackermann . . 461
Naturwissenschaftliche Rundschau. Neueste Ergebnisse und Forschungen auf geographischem Gebiete mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Kolonien. Von Dr. Max Eckert 137
Musikalische Rundschau. Von Dr. Karl Storck . . . 305
Dramatische Rundschau. Von Dr. Friedrich Düsel 313, 462
Literarische Rundschau 169, 323, 472
Zu unseren Kunstblättern 478

Namen- und Sachregister.

Seite

Ahnung. Gedicht von Lisa Hohorst 425
Altersmundarten. Von Rud. Pannwitz 204
An die Arbeit. Gedicht von Th. Ackermann . . . 461
Baireuther Festspiel 1906. Von Prof. Richard Sternfeld 128
Bayard lernt Laute spielen. Ballade von B. Frhrn. von Münchhausen 22
Besnard, Albert. Von Carl Lahm 366
Bildungsroman, Der neuere deutsche. Von H. A. Krüger 257
Braunschweig. Von Prof. G. Bohnsack 23, 209
Dorotheenlieder. Von Otto Erler 312
Erinnerung. Gedicht von M. von Lurz 376
Fritzens Ball. Erzählung von Marie v. Ebner-Eschenbach 1
Gestohlen. Gedicht von Ad. Holst 400
Heidenacht. Gedicht von Max Grad 81
Heimathafen, Im. Gedicht von Albert Sergel . . . 127
Herbstgefühl. Gedicht von Karl Meißner 208
Herr Bröselmayer im Stammhaus. Novelle von Franz Himmelbauer 388
Hypnotismus, seine Bedeutung für die Medizin. Von Dr. A. Moll 298
Ibsen. Von Jessie Bröckner 118
Kunstblätter, Vierundzwanzig. Widmungen deutscher Maler und Bildhauer zum fünfzigjährigen Jubiläum von Westermanns Monatsheften. (Vor dem Oktoberheft.)

Seite

Künstlerischen Photographie, Probleme der. Von Dr. M. Osborn 281
Lied der Jugend im Herbst. Gedicht von H. Graf von Erbach 304
Lied im Brunnen, Das. Gedicht von Jos. Schicht . 256
Madonna in der Ecke, Die. Gedicht von Marg. Bruch 363
Maria. Novelle von K. Sturmfels 449
Meereskunde, Das Museum für, in Berlin. Von W. Stahlberg 85
Morelli, Domenico. Von A. Ruesch 243
Müller, Dr. Joh., seine Bücher und sein Schloß. Von W. Langewiesche 353
Opfer des San Salvatore, Das. Novelle von Wilhelm Bornemann 273
Religiösen Suchen der Zeit, Vom. Von Dr. Paul Luther 82
Rungholts Krone. Ballade von E. G. Seeliger . . 364
Saar, Ferdinand von. Von Prof. Dr. Ludwig Geiger 426
Schloßpark, Im. Gedicht von H. von Beaulieu . . 136
September. Gedicht von G. Falke 102
Shakspeares Bühne. Von Prof. H. Conrad 377
Shylock und Mephisto. Von Prof. Jos. Kohler . . . 38
Sorgenkinder. Gedicht von Paul Ilg 416
Trabe, mein Rößlein —! Ged. von Wolfg. Burghauser 168
Tuaillon. Von R. Klein 417
Sonnenopfer. Roman von Wilhelm Fischer . 53, 117, 329
Sonntag, Der. Novelle von G. Hirschfeld . 103, 229
Storms Werken, Mit. Gedicht von Reinhold Fuchs . 387
Unruhige Stunde. Gedicht von H. Bethge 272

Digitized by Google

Seite

Verſchollene Stadt, Eine. Von Prof. Dr. P. Deuſſen 77
Vierländer Kunſt. Von Dr. M. Sauerland 43
Wind und Wellen. Von Dr. G. Schott 401
Winter. Gedicht von W. Schottelius 448
Wir leben ja noch! Gedicht von Ad. Meinhardt . . 42

Die bildenden Künſte.

Die dritte deutſche Kunſtgewerbe-Ausſtellung in Dresden — Münchener Glaspalaſt und Sezeſſion — Bayriſche Kunſt in Nürnberg — Der deutſche Künſtlerbund in Weimar 149

Dramatiſche Rundſchau.

Laubes hunderſter Geburtstag — Von zwei Toten des Jahres: Friederike Goßmann; Giuſeppe Giacoſa — Theaterreformen und Bühnenprojekte: Das Weimarer Hoftheater als Nationaltheater für die deutſche Jugend — Das dritte Spieljahr des Harzer Bergtheaters — Neue Theatergründungen in Berlin — Das neue Drama und die neue Szene — Max Reinhardts Inſzenierungskunſt — Das „Wintermärchen“ am „Deutſchen Theater“ in Berlin . . 313
Hermann Sudermanns „Blumenboot“ — Barnays Hamlet-Aufführung im Berliner Kgl. Schauſpielhauſe — Schönthans „Klein Dorrit“ — Walther Bloem: „Der Jubiläumsbrunnen“ — Georg Engel: „Die Hochzeit auf Poel“ — Heinrich Lilienfein: „Der Herrgottswarter“ — Sardou-Blumenthal: „Verwehte Spuren“ — Adelaide Riſtori † . . . 462

Muſikaliſche Rundſchau.

Ein Nachwort zur Schumann-Gedenkfeier: Schumann und die deutſche Hausmuſik — Schumann und Wagner, die „Dichtermuſiker“ — Schumann und Wagner als Gegenſätze — Ihre äſthetiſchen Theorien — Ein Wort über Schumanns Verhältnis zu Brahms — Ein Brahms-Bilderbuch - Eugen Gura † — Julius Stockhauſen † 305

Naturwiſſenſchaftliche Rundſchau.

Doflein, Fr.: Oſtaſienfahrt 145
Finckh, Ludw.: Biskra 140
Fiſcher, Theobald: Mittelmeerbilder 140
Foureau, F.: Documents scientifiques de la Mission Saharienne 38
Genthe: Marokko 140
Hentze, W.: Vom Hofe des Kaiſers Menelik von Abeſſinien 140
Hettner, A.: Das europäiſche Rußland 148
Jole, J.: Über die Herero 144
Koetſchet, J.: Aus Bosniens letzter Türkenzeit . . . 148
Küchler, C.: Unter der Mitternachtſonne durch Island 148
Paſſarge, Siegfr.: Die Kalahari 144
Peßler, Willi: Das altſächſiſche Bauernhaus 148
Rupprecht, Prinz von Bayern: Reiſeerinnerungen aus Oſtaſien 145
Sarafin, Paul und Fritz: Reiſen in Celebes . . . 144
Schmidt, Max: Indianerſtudien in Zentralbraſilien . 148
Südweſtafrika, Die Kämpfe der deutſchen Truppen in 143
Thoroddſen: Island 148
Vallentin, W.: Chubut 148
Zabel, R.: Marokko 140

Literariſche Rundſchau.

Arnim, Bettina von: Die Günderode 474
Bab, Julius: Wege zum Drama 319
Bächtold, Jakob: Gottfried Keller 328
Bartels, Adolf: Eine Nationalbühne für die deutſche Jugend 317
Bartels, Adolf: Jeremias Gotthelf 328
Beowulf (überſ. von Voigt) 474
Bethge, Hans: Deutſche Lyrik ſeit Liliencron . . . 474
Bettelheim, Anton: Marie von Ebner-Eſchenbach . . 328

Seite

Bode u. Valentiner: Rembrandt in Wort und Bild . 326
Boetticher, G.: Geſchichte der deutſchen Literatur . . 476
Börne, Ludwig: Berliner Briefe (herausgegeben von L. Geiger) 477
Börnes Briefwechſel mit Henriette Herz (herausgeg. von L. Geiger) 477
Brentano, Clemens: Godwi 474
Caſtle, Eduard: Lenau und die Familie Löwenthal . 477
Chamiſſos Frühzeit (herausgegeben von L. Geiger) . 477
Dehmel, Richard: Geſammelte Werke 475
Dilthey, Wilhelm: Das Erlebnis und die Dichtung . 476
Engel, Eduard: Geſchichte der deutſchen Literatur . . 475
Ertl, Emil: Leute vom blauen Guguckshaus 171
Fiſcher, Wilhelm: Geſamtausgabe ſeiner Werke . . 169
François, Luiſe von, und C. F. Meyer, Briefwechſel 478
Fruchtſchale, Die 474
Graul, Richard: Rembrandt 326
Gregori, Ferdinand: Lyriſche Andachten 474
Grotthuß, Jeannot Frhr. von: Bücher der Weisheit und Schönheit 473
Hagemann, Karl: Aufgaben des modernen Theaters 319
Hegeler, Wilhelm: Pietro der Korſar und die Jüdin Cheirinka 172
Herweghs, Georg, Briefwechſel mit ſeiner Braut . . 478
Himmelbauer, Franz: Waldſegen — Zu den heiligen drei Brunnen 172
Hölderlin, Friedrich: Dichtungen 474
Holzamer, Wilhelm: Im Wandern und Werden . . 319
Israels, Joſef: Rembrandt 326
Kappſtein, Theodor: Roſegger 328
Karpeles, Guſtav: Spielhagen 328
Kleiſts, Heinrich von, Briefe an ſeine Braut . . . 477
Köſter, Albert: Vorleſungen über Keller — Briefwechſel zwiſchen Storm und Keller 328
Krauß, Rud.: Schauſpielbuch 476
Kröger, Timm: Heimkehr 175
Kultur der Gegenwart 323
Laube, Heinrich: Werke (herausgegeben von Dr. H. H. Houben 475
Lindemann, Wilh.: Geſchichte der deutſchen Literatur 476
Lipperheide, Franz Frhr. von: Spruchwörterbuch . . 327
Meiſterbilder Rembrandts 326
Möbius, Hermine und Hugo: Roſegger 328
Mörike (herausgegeben von Rud. Krauß) 475
Mörike (herausgegeben von Guſtav Keyßner) . . . 475
Moritz, Karl Philipp: Anton Reiſer 474
Muther, Richard: Rembrandt 325
Necker, Moritz: Marie von Ebner-Eſchenbach . . . 328
Neumann, Karl: Rembrandt und wir 327
Noſſig, Alfred: Die Erneuerung des Dramas . . . 319
Scheffels Briefe an Schwanitz 478
Scholz, Wilh. von: Gedanken zum Drama 319
Seiler, Friedrich: Freytag 328
Seillière, Erneſt: Roſeggers Verhältnis zur ſteiriſchen Volksſeele 328
Stahl, Fritz: Wie ſah Rembrandt aus? 326
Tamm, Traugott: Im Lande der Jugend 175
Veſper, Wilh.: Statuen deutſcher Kultur 473
Villinger, Hermine: Wo geht es hin? 176
Vogelweide, Walther von der 474
Voigt-Diederichs, Helene: Dreiviertel Stund vor Tag 176
Wackernagel, Wilhelm: Poetik, Rhetorik und Stiliſtik 477
Warncke, Paul: Fritz Reuter 477
Wauer, William: Der Kunſt eine Gaſſe 320
Wunderhorn, Des Knaben 474
Ziemſſen, L.: Spielhagen 328

Kunſtblätter.

Dücker, Eugen: Dünenlandſchaft 480
Orlik, Emil: Autolycus und die Schäfer im „Wintermärchen“ 480
Raſch, Otto: Meine Mutter — Junge Thüringerin . 479
Wandſchneider, Wilhelm: Weibliches Bildnis . . . 480

Digitized by Google

Vierundzwanzig Kunstblätter.

Widmungen deutscher Maler und Bildhauer zum fünfzigjährigen Jubiläum von Westermanns Monatsheften.

Schon als wir in unserem letzten Aprilheft, dem Eröffnungsheft des hundertsten Bandes, die „Gedenkblätter und Festgrüße" veröffentlichten, mußten wir uns darüber klar sein, daß diese Abteilung über kurz oder lang eines Gegenstückes bedürfe: so gut wie den literarischen Mitarbeitern unserer Zeitschrift, gebührte auch den künstlerischen ein festlicher Anteil an den beiden Jubiläumsbänden unserer Zeitschrift. Verdanken unsere „Monatshefte" doch gerade in jüngster Zeit den deutschen Malern und Bildhauern das Beste und Vornehmste ihres künstlerischen Schmuckes. Freilich war die Ungewißheit, wie eine Bitte um tätige Beteiligung an der Jubiläumsfeier der „Monatshefte" aufgenommen werden würde, den Künstlerkreisen gegenüber vielleicht noch um einige Grade stärker als bei unseren literarischen Mitarbeitern, denn das Band, das uns mit jenen verknüpft, ist doch begreiflicherweise beträchtlich loser und auch einseitiger, denn aller Dank liegt hier eigentlich auf unserer Seite. Zu unserer freudigen Überraschung aber sind wir auch hier fast überall dem liebenswürdigsten Entgegenkommen begegnet, wenn auch die Zusage meistens an die Bedingung geknüpft war, daß die Spenden, die wir erbaten, in dem Atelier oder aus den Studienmappen der Künstler persönlich ausgewählt werden sollten. So schickte sich denn der Redakteur, von dem die Anregung ausgegangen war, im Frühling zu einer Rundreise an, die ihn fast durch alle bedeutenden deutschen Kunststädte führte. Was anfangs wohl wie eine schwere Pflicht erschien, wurde in Wirklichkeit bald zu einem der schönsten und wohltuendsten Erlebnisse, die ihm bisher in seiner redaktionellen Tätigkeit beschert waren, denn fast in allen Fällen lernte er bei diesen Besuchen nicht bloß hervorragende Künstler, sondern auch hervorragende Menschen kennen, und

Digitized by Google

während die Atelierräume durchmustert wurden oder die Mappen sich auftaten, wurde manches gute Wort, manche ernste Erfahrung und manch heiterer Scherz ausgetauscht – auch über den nächsten Zweck hinaus.

Künstler gelten im allgemeinen nicht für große Leser, und sie tun gewiß recht daran, lieber in dem immer und überall aufgeschlagenen Buch der Natur als in den papiernen Blättern unserer Literatur, insbesondere unserer Zeitschriften, zu studieren. Aber „Westermanns Monatshefte" waren ihnen allen wohl vertraut, und nur höchst selten geschah es, daß dieser oder jener sich nach der Gesellschaft erkundigte, in der er sich da mit seinem Beitrag befinden werde. Dabei war von uns gar kein Zweifel darüber gelassen worden, daß wir nicht einseitig eine Richtung, eine Schule oder eine Generation zu berücksichtigen gedächten. Die Modernen wußten, daß auch die älteren Meister, diese, daß auch die Modernen vertreten sein würden. Aber das störte niemanden: jeder empfand stillschweigend eine Zeitschrift als neutralen Boden im Gegensatz zu unseren Kunstausstellungen, in denen sich die verschiedenen Richtungen der Kunst oft so schroff befehden.

Angesichts des Reichtums, der dem Suchenden entgegenquoll, war es oft gar nicht leicht, sich zu entscheiden, und in der Qual der Wahl wurde manchmal wohl kurz entschlossen auf das zurückgegriffen, was zunächst und zu allererst den Blick auf sich gezogen hatte. Immerhin mußte bei der endgültigen Wahl eins berücksichtigt werden: der betreffende Künstler sollte doch, soweit wie irgend möglich, von einer charakteristischen Seite seines Schaffens gezeigt werden, Defregger – um nur einige Beispiele herauszugreifen – als Bauernmaler, Gebhardt mit einem Dokument seiner spezifisch religiösen Kunst, Dücker als Landschafts- oder Marinemaler, Janssen in seiner Monumentalkunst, Oberländer als Humorist, Fechner als Porträtist, Leistikow als Stimmungskünstler der märkischen Landschaft.

Dabei kam uns zugute, daß die Einladungen eigentlich und hauptsächlich nur an solche Künstler ergangen waren, die den Lesern der „Monatshefte" und also auch der Redaktion durch größere hier veröffentlichte Aufsätze hinlänglich bekannt und vertraut waren. Dieses gegenseitige Verständnis, wenn wir so sagen dürfen, half uns von vornherein über mancherlei Schwierigkeiten hinweg und ersparte es uns insbesondere, den einzelnen Kunstblättern einen ausführlichen Text beizugeben. Ganz ohne Begleittext mochten wir aber die Blätter schließlich doch nicht erscheinen lassen, namentlich aus Rücksicht auf unsere jüngeren Leser, denen die älteren Bände der „Monatshefte" vielleicht nicht zur Hand sind. So haben wir uns entschlossen, auf der Rückseite

Digitized by Google

eines jeden Blattes unter dem Faksimile der Namensunterschrift des Künstlers einige Daten über sein Leben und Schaffen zu geben, wobei es uns selbstverständliche Pflicht war, diese Notizen möglichst sachlich zu halten — jede, auch die anerkennendste Kritik wäre uns in diesem Zusammenhange nicht am Platze erschienen.

Schwierigkeiten machte auch diesmal wieder die Reihenfolge und die Anordnung der Kunstblätter. Das Alphabet, dessen gelassene Neutralität uns bei den „Gedenkblättern und Festgrüßen" so gute Dienste geleistet hatte, hätte doch, wie wir bald sahen, ein gar zu buntes und wirres Durcheinander ergeben. Aber auch der peinlich genauen Anordnung nach dem Lebensalter stellten sich unüberwindliche technische Hindernisse entgegen. So haben wir eine Art von Kompromiß schließen müssen, indem wir die farbigen Blätter, unter sich streng nach dem Alter ihrer Schöpfer geordnet, in die Mitte nahmen und ihnen vier in Doppeltondruck wiedergegebene Werke vorangehen, sechs andere in gleicher Technik reproduzierte nachfolgen ließen, wobei gleichfalls die Reihenfolge nach dem Alter streng festgehalten wurde. Auf diese Weise erzielten wir eine gewisse Abwechslung und faßten doch das innerlich Verwandte in einigermaßen abgestimmte Gruppen zusammen.

Jede Reproduktion, sei es auch die sorgfältigste und vornehmste, ist dem künstlerischen Original gegenüber nur ein Notbehelf. Das verhehlen wir uns so wenig wie die Künstler selbst, wenn deren Schöpferliebe selbstverständlich die Schwächen und Unzulänglichkeiten der Reproduktionstechnik auch noch mit besonderem Schmerz empfindet. Um so mehr fühlen wir uns ihnen zu Dank verpflichtet, und was wir jedem einzelnen schon persönlich in aller Herzlichkeit und Aufrichtigkeit ausgesprochen haben, möchten wir auch an dieser Stelle noch einmal wiederholen: wir sind uns bewußt und werden es allzeit in treuer Erinnerung behalten, daß dieses Jubiläumsheft, mit dem ein neues halbes Jahrhundert der „Westermannschen Monatshefte" eröffnet wird, seinen Festschmuck und seinen Festglanz vornehmlich ihnen verdankt.

Wir hoffen, daß mit denselben Gefühlen wie wir auch unsere Leser diese Sammlung von 24 Kunstblättern entgegennehmen, daß auch sie diese Spende als eine Bürgschaft begrüßen werden für ein ferneres harmonisches Zusammenwirken der bildenden Kunst und der Literatur zu weiterem fröhlichem Gedeihen der „Westermannschen Monatshefte".

Verlag und Redaktion von Westermanns Monatsheften.

Friedrich Westermann. Dr. Friedrich Düsel.

Digitized by Google

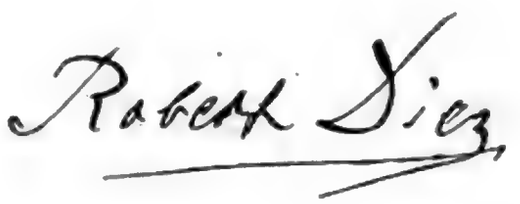
Folgende Künſtler ſind mit Beiträgen vertreten:

Franz v. Defregger, Eduard v. Gebhardt, Robert Diez, Max Liebermann, Eugen Dücker, Theodor Hagen, Eugen Bracht, Peter Janſſen, Adolf Oberländer, Fritz v. Uhde, Franz Skarbina, Fritz Auguſt v. Kaulbach, Hugo Vogel, Emil Doepler d. j., Hanns Fechner, Jakob Alberts, Walter Leiſtikow, Emil Orlik, Hugo v. Habermann, Edmund Hellmer, Hermann Prell, Adolf Brütt, Leopold v. Kalckreuth, Ernſt Müller.

„Wiederfinden".

Grabſtele von Robert Diez.

Digitized by Google



Robert Diez,

geb. 20. April 1844 in Pößneck, hat seit 1863, wo er seine Studien auf der Akademie in Dresden begann, in erster Linie dieser Stadt seine Künstlerkraft gewidmet. Seit 1891 wirkt er dort lehrend als Professor an der Akademie. Von seinen Werken sind die herrlichen Monumentalbrunnen auf dem Albertplatz in Dresden hervorzuheben. Allgemein bekannt ist der „Gänsedieb" geworden (Brunnen auf dem Ferdinandplatz in Dresden). Auch das 1902 enthüllte Dresdener Bismarck-Denkmal, ein ungemein einfaches und wuchtiges Werk, und die Sockelgruppe des Braunschweiger Siegesdenkmals stammen von Diez.

Digitized by Google

Studie zu dem Gemälde „Schusterwerkstätte". Von Max Liebermann.
Mit Genehmigung von Paul Cassirer, Berlin W., Viktoriastraße 35.

Digitized by Google

Max Liebermann,

geb. 29. Juli 1847 in Berlin, wo er nach seinen Studienjahren in Weimar, Paris, in Holland bei Israëls und einem längeren Aufenthalt in München seit 1884 lebt. An seinen Namen knüpft sich der Begriff des ersten und bedeutendsten Vertreters der Freilichtmalerei in Deutschland wie der schärfsten Beobachtung der Wirklichkeit und der sichersten Beherrschung der Technik. Seine bedeutendsten Werke sind: „Die Gänserupferinnen", die „Alte Frau mit Ziegen", die „Netzeflickerinnen", „Seilerbahn", „Der Biergarten in Rosenheim", „Altmännerhaus", „Kinderschule" u. v. a. (Vgl. Herm. Meißner: Westermanns Monatshefte, September 1892; Hans Rosenhagen: Dezember 1902.)

Digitized by Google

Bauern in Unterhaltung. Bleistiftzeichnung von Franz v. Defregger.

Digitized by Google

Franz von Defregger,

geb. 30. April 1835 auf dem Ederhofe zu Stronach im Pustertale, lebt in München. Ein echtes Kind seiner Tiroler Heimat, schildert er in seinen Gemälden das Leben seiner Landsleute und die Geschichte seines Volkes. („Speckbacher und sein Sohn Anderl", „Der Todesgang Andreas Hofers", „Hofer vor den Abgesandten des Kaisers" usw.). Köstliche Gaben Defreggerschen Humors sind die Genrebilder „Der Ball auf der Alm", „Der Abschied von der Sennerin", „Der Salontiroler" u. a. Auch als Porträtist hat D. hervorragendes geleistet. (Vgl. Pietsch: Westermanns Monatshefte, Febr. 1889; Mai 1905.)

Digitized by Google

Marineſtudie. Von Eugen Dücker.

Digitized by Google

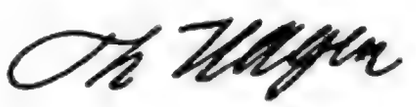
Eugen Dücker,

geb. 10. Februar 1842 in Arensburg in Livland, lebt jetzt nach vielen Reisen in Deutschland, Frankreich und den Niederlanden als Akademieprofessor in Düsseldorf. Mit Vorliebe malt er das Meer und seine Küsten und geht dabei auf die anspruchsloseste Naturwahrheit aus. Er malt das ihm Nächstliegende, weiß ihm aber durch sein gewählte Farbengebung und sorgsame Beobachtung der Luftperspektive seelische Reize zu verleihen. Eins seiner schönsten Bilder, „Abenddämmerung bei Mönchgut auf Rügen" hängt in der Nationalgalerie in Berlin. (Vgl. Jul. Norden: Westermanns Monatshefte, Mai 1904.)

Digitized by Google

Thüringer Dorfstraße. Ölgemälde von Theodor Hagen.

Digitized by Google



Theodor Hagen,

geb. 24. Mai 1842 in Düsseldorf, wirkt seit 1871 als Professor an der Kunstschule in Weimar. In seinen Bildern, deren Motive er meistens nord- und mitteldeutschen Landschaften entnimmt, sucht er mit Vorliebe das Spiel der Sonnenlichter auf den Blättern der Bäume und dem Waldboden wiederzugeben, und diese fein beobachtete Luftstimmung verleiht seinen Gemälden etwas außerordentlich Trauliches, echt Deutsches. Von seinen zahlreichen über ganz Deutschland verstreuten Gemälden nennen wir nur die „Alte Stadt" in der Dresdener Galerie und die neueren Hamburger Hafenbilder in der dortigen Kunsthalle. (Vgl. Otto Eggeling: Westermanns Monatshefte, Mai 1905.)

Digitized by Google

Gefrorener Bach. Ölgemälde von Eugen Bracht.

Digitized by Google

Eugen Bracht

Eugen Bracht,

geb. 3. Juni 1842 zu Morges in der Schweiz. Seit 1883 Professor an der Akademie in Berlin, folgte er 1901 einem Rufe nach Dresden. Bracht begann mit Bildern aus der Lüneburger Heide, wandte sich dann aber unter dem Eindruck großer Reisen Motiven aus Syrien und dem heiligen Lande zu („Abenddämmerung am Toten Meer" „Hannibals Grab", „Gestade der Vergessenheit"). In den letzten Jahren widmet sich der Künstler gern landschaftlichen Stoffen aus der Mark und Mecklenburg, dem Südharz und dem Nahegebiet. (Vgl. Jul. Norden: Westermanns Monatshefte, Dezember 1905.)

Digitized by Google

Studie zu dem Ölgemälde „Sie alle folgen dem Stern“. Von Peter Janssen.

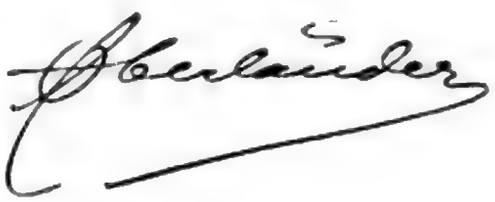
Peter Janssen,

geb. 12. Dezember 1844 in Düsseldorf, wo er seit 1877 als Professor, seit 1895 als Direktor der Kunstakademie wirkt. Von den Werken dieses großzügigen Historienmalers nennen wir die Darstellungen aus der Religionsgeschichte Deutschlands, aus der Kolonisierung der Ostseeprovinzen, aus der Prometheussage, aus der Stadtgeschichte von Erfurt und die in den achtziger Jahren entstandenen Gemälde der Schlachten von Fehrbellin und Hohenfriedberg in der Ruhmeshalle des Berliner Zeughauses. Janssens Bilder zeichnen sich allesamt durch dramatische Kraft, monumentalen Stil und höchst lebendiges Kolorit aus. (Vgl. Jul. Norden: Westermanns Monatshefte, Mai 1904.)

Digitized by Google

Hühnerstudien. Von Adolf Oberländer.

Digitized by Google



Adolf Oberländer,

geb. 1. Oktober 1845 in Regensburg, kam schon sehr früh nach München, mit dessen Wesen und Kultur er aufs engste verbunden ist. Hauptsächlich durch seine nicht etwa bloß witzigen, sondern gemütvoll-humoristischen Zeichnungen bekannt („Oberländer-Album"), hat er sich doch auch als Maler betätigt („Siesta" in der Dresdener Galerie, „Auf der Himmelswiese" in der Nationalgalerie zu Berlin, „Resignation" in der Münchener Pinakothek). Oberländer ist Professor und Ehrenmitglied der Münchener Kunstakademie. (Vgl. Karl Voll: Westermanns Monatshefte, September 1905.)

Digitized by Google

Christuskopf.

Ölstudie von Fritz v. Uhde.

Digitized by Google

Fritz von Uhde,

geb. 22. Mai 1848 in Wolkenburg i. S., begann seine künstlerische Ausbildung in Dresden, machte als Kavallerie-Offizier den Krieg 1870/71 mit Auszeichnung mit. Später widmete er sich wieder der Malerei und war hauptsächlich in München tätig, wo er auch jetzt noch als Professor und Ehrenmitglied der Akademie wirkt. Sein eigentliches Gebiet ist die religiöse Malerei, deren Stoffe er in moderne Gewänder kleidet („Gang nach Bethlehem", „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast", „Die Jünger von Emmaus", „Himmelfahrt", „Abendmahl"). Vgl. F. H. Meißner: Westermanns Monatshefte, Oktober 1893.

Digitized by Google

Berliner Nähmädchen. Gouache von Franz Skarbina.

Digitized by Google

Franz Skarbina,

geb. 24. Februar 1849 in Berlin, wurde 1888 Professor, 1892 Mitglied der Akademie der Künste in Berlin, stellte jedoch 1893 seine Lehrtätigkeit an der Akademie ein. Zuerst vornehmlich Genremaler, wählte er später, mit Liebermann an der Spitze der modernen Bewegung in Berlin, vorwiegend Motive aus dem Pariser und dem Berliner Straßenleben, dessen eigentümliche Licht- und Farbenreize er recht eigentlich entdeckt hat („Blick über Paris", „Berliner Weihnachtsmarkt", „Die Spitzenklöpplerinnen in Brügge", „Abend im Dorfe" usw.) Vgl. Brieger-Wasservogel: Westermanns Monatshefte, April 1906.

Digitized by Google

Mein Töchterchen. Pastellstudie von Fritz August v. Kaulbach.

Digitized by Google

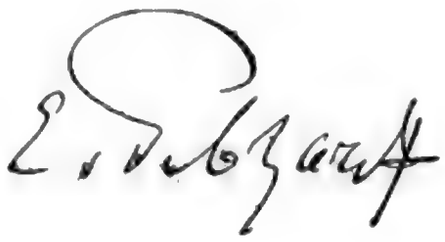
Fritz August von Kaulbach,

geb. 2. Juni 1850 als Sohn des Malers Friedr. Kaulbach in München, wo er 1886–91 Akademiedirektor war und noch jetzt lebt. Seine Stärke beruht auf der feinsinnigen, geschmackvollen Darstellung schöner, eleganter Frauen, deren graziöse Reize seine Freude an harmonischem Kolorit gern durch prächtige Gewänder steigert. Aber auch heiteren Landschaften und reich bewegten Genreszenen („Maitag" in der Dresdener Galerie, „Lautenschlägerin" in der Kaiserlichen Galerie zu Wien), hat er seine Kunst gewidmet. Seine „Grablegung" in der Pinakothek zu München zeichnet sich durch vornehmen Stil und Tiefe der Empfindung aus. (Vgl. Rich. Graul: Westermanns Monatshefte, April 1895.)

Digitized by Google

Kopf des Aaron. Studie für die Gemälde in der Düsseldorfer Friedenskirche von Eduard v. Gebhardt.

Digitized by Google



Eduard von Gebhardt,

geb. 13. Juni 1838 in St. Johann in Esthland, wirkt seit 1875 als Professor an der Düsseldorfer Akademie. Seine Hauptbedeutung liegt in seiner von Wahrheit und Ehrfurcht getragenen religiösen Malerei („Christi Einzug in Jerusalem", „Der reiche Mann und der arme Lazarus", „Abendmahl" in der Berliner Nationalgalerie). Auf dem Gebiet der monumentalen Malerei hat sich Gebhardt vor allem in den Wandmalereien in dem früheren Kloster, jetzigen evangelischen Predigerseminar Loccum und in der Friedenskirche zu Düsseldorf betätigt. (Vgl. P. Lange: Westermanns Monatshefte, April 1903.)

Digitized by Google

Fischer aus Capri. Von Hugo Vogel.

Digitized by Google

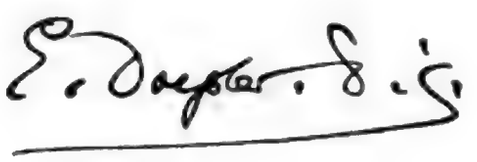
Hugo Vogel,

geb. 15. Februar 1855 in Magdeburg, studierte in Düsseldorf und Paris, reiste in Italien, Spanien, Holland und Belgien und lebt jetzt in Berlin, wo er längere Zeit als Akademieprofessor wirkte. Vogels Hauptgebiet ist die Monumental- und Historienmalerei („Luther auf der Wartburg", „Die Réfugiés vor dem Großen Kurfürsten", Episoden aus dem Leben Heinrichs des Finklers und Ottos des Großen im Ständehause zu Merseburg, Aus der Geschichte Hamburgs), aber auch als Bildnismaler von eindringender Menschenkenntnis hat er sich wiederholt bewährt (Gruppenbild der Hamburger Senatsmitglieder im dortigen Rathaus). Vgl. Julius Norden: Westermanns Monatshefte, März 1905.

Digitized by Google

Boulevard des Capucines in Paris. Gouache von Emil Doepler d. j.

Digitized by Google



Emil Doepler d. j.,

geb. 29. Oktober 1855 in München, wirkt als Professor am Kunstgewerbemuseum in Berlin. Er ist ein ungemein vielseitiger Maler und Zeichner, der sich besonders auf dem Gebiete des graphischen Kunstgewerbes bewährt hat. Auch zeichnete er zahlreiche Entwürfe zu Glasgemälden und Metallarbeiten und stellte seine künstlerische Tätigkeit häufig in den Dienst der modernen Innendekoration. Doch hatte er auch als schöpferischer Maler (Porträts und Genreszenen) viele gute Erfolge zu verzeichnen.

Digitized by Google

Damenbildnis. Von Hanns Fechner.

Digitized by Google

Hanns Fechner,

geb. 6. Juni 1860 in Berlin, wo er noch jetzt seinen Wohnsitz hat. Fechner ist seit Jahren ausschließlich Porträtist, während er sich im Anfang seiner Künstlerlaufbahn, die er in München begann, der Genremalerei zugewandt hatte. Seine zahlreichen Porträts meist berühmter Persönlichkeiten (König Albert von Sachsen, Herzog von Meiningen, Wilhelm Raabe, Theodor Fontane, Rudolf Virchow) zeichnen sich durch feine Beobachtungsgabe und lebendige, doch unaufdringliche Charakterisierungskunst aus. (Vgl. Lothar Brieger-Wasservogel: „Berliner Ateliers", Westermanns Monatshefte, April 1906.)

Digitized by Google

Zeustempel mit der Akropolis in Athen.

Ölgemälde von Jakob Alberts.

Digitized by Google

Jakob Alberts,

geb. 30. Juni 1860 in Westerhever in Schleswig, lebt in Berlin. Seine Kunst hat er hauptsächlich den kleinen Halliginseln und ihren hünenhaften Bewohnern gewidmet. Sein erstes größeres Gemälde war „Die Beichte auf der Hallig Oland“ (Galerie Flersheim in Frankfurt a. M.). Andere Bilder zeigen die Bewohner der Halligen in ihren blitzblanken Wohnungen, im Sonntagsstaat oder bei der häuslichen Arbeit. Wunderbare Luft- und Lichteffekte hat Alberts der „Blühenden Hallig“ wie dem „Herbst“ seiner Heimat zu entlocken gewußt. Hier tritt er zum ersten Male mit einer Frucht seiner Kunstreise nach Griechenland hervor. (Vgl. Friedr. Fuchs: Westermanns Monatshefte, Juli 1903.)

Digitized by Google

Landſchaftsſtudie. Von Walter Leiſtikow.

Digitized by Google

Walter Leistikow,

geb. 25. Oktober 1865 in Bromberg, hat nach ausgedehnten Reisen, vornehmlich nach Skandinavien, Berlin, den Ort seiner künstlerischen Ausbildung, zum Wohnsitz erkoren. Aus der Umgegend von Berlin, besonders aus dem Grunewald, wählt er denn auch meistenteils die Motive für seine Landschaften. Ein besonderes Kennzeichen seiner Bilder, auch der neuern von der Küste, aus Schweden, aus Norwegen usw., ist der tiefe Ernst und die sanfte, doch niemals weichliche Melancholie, die über ihnen ausgebreitet liegen. (Vgl. Friedrich Fuchs: Westermanns Monatshefte, April 1902.)

Digitized by Google

Japanerin. Von Emil Orlik.

Emil Orlik,

geb. 21. September 1870 zu Prag, hat seine künstlerische Ausbildung in München genossen. Von ausschlaggebender Bedeutung wurden für ihn seine weiten Reisen in Japan und Amerika. Seit kurzem ist er als Nachfolger Otto Eckmanns Professor am Kunstgewerbemuseum in Berlin. Orlik pflegt vor allem die Radierung, die Originallithographie und den Holzschnitt und hat in allen diesen Techniken, vornehmlich aber auf dem Gebiete des künstlerischen Buchschmucks, reiche Erfolge zu verzeichnen. (Vgl. Alfred W. Fred: „Japanisches Leben", Westermanns Monatshefte, Mai 1902.)

Damenbildnis. Von Hugo v. Habermann.

Digitized by Google

Hugo von Habermann,

geb. 15. Juni 1849 in Dillingen im bayrischen Schwaben, machte als Offizier den deutsch-französischen Krieg mit, lebt jetzt als Professor in München. Ein Schüler Pilotys, malte er anfangs Sitten- und Genrebilder („Das Sorgenkind"), wandte sich dann aber, ein Mitbegründer der Münchener Sezession (1894), hauptsächlich der Porträtkunst zu. So schuf er eine ganze Reihe ausgezeichneter Bildnisse aus den vornehmen Gesellschaftsklassen; seine Stärke aber beruht auf den Frauenbildnissen, in denen er mit Vorliebe das Wesen des modernen Weibes zu ergründen sucht („Salome", Halbakt einer Bacchantin 1897; Familienbild 1900). Vgl. Otto Grautoff: Westermanns Monatshefte, März 1905.

Digitized by Google

Hugo Wolf-Denkmal für Wien. Bildwerk von Edmund Hellmer.

by Google

Edmund Hellmer,

geb. 12. November 1850 in Wien, wo er als Professor der Akademie wirkt, ist bei der Ausschmückung fast sämtlicher neueren Monumentalbauten der Kaiserstadt an der Donau tätig gewesen (Hauptwerk dieser Art: die wirkungsvolle Gruppe für den Hauptgiebel des Parlamentgebäudes „Kaiser Franz Josef verleiht die Verfassung"). Auch mehrere große Denkmäler verdankt ihm Österreich (Goethe-Denkmal in Wien, Kaiserin Elisabeth-Denkmal in Salzburg u. a.). Vgl. J. J. David: Westermanns Monatshefte, Mai 1902

Digitized by Google

Die Waſſerfrau. Gemälde von Hermann Prell.

Digitized by Google

Hermann Prell,

geb. 28. April 1854 in Leipzig, lebt als Professor der Kunstakademie in Dresden. Besonderes Aufsehen hat er mit den Fresken aus der germanischen Mythologie erregt, die er im Auftrag des Kaisers für den Palazzo Caffarelli in Rom ausführte. Als eine großzügige Leistung darf man auch seine Gemälde in den Rathäusern zu Hildesheim und Worms sowie in dem Treppenhaus des Albertinums zu Dresden ansprechen, doch hat er sich auch in der Tafelmalerei erfolgreich betätigt („Judas Ischarioth" in der Dresdener Galerie). Vgl. Max Jordan: Westermanns Monatshefte, April 1905.

Digitized by Google

Mädchenbüste. Bildwerk von Adolf Brütt.

Digitized by Google

Adolf Brütt,

geb. 10. Mai 1855 in Husum, empfing seine künstlerische Ausbildung in München und Berlin. Seinen ersten großen Erfolg errang er 1887 auf der Großen Berliner Kunstausstellung mit der Gruppe „Gerettet“ (Nationalgalerie). Diesem Werke folgten „Eva mit ihren Kindern“, die „Diana“, die „Schwerttänzerin“ u. a. Auch an der plastischen Ausschmückung der Berliner Siegesallee war der Künstler beteiligt (Denkmäler Ottos des Faulen und Friedrich Wilhelms IV.). Jetzt arbeitet er an dem Denkmal Karl Alexanders für Weimar. (Vgl. Friedr. Fuchs: Westermanns Monatshefte, Dezember 1903.)

Digitized by Google

Hühnerjagd. Zeichnung von Graf Leopold v. Kalckreuth.

Digitized by Google

Leopold von Kalckreuth,

geb. 15. Mai 1855 in Düsseldorf, hat mit besonderer Liebe den deutschen Bauern zum Gegenstand seiner schlichten, kernigen Kunst erkoren. Seine bekanntesten Werke aus dieser Sphäre sind das Triptychon „Drei Lebensalter" und das „Alter" in der Dresdener Galerie, Bilder, die aus dem Naturalismus zu einer monumentalen Ruhe aufsteigen. Auch in Landschaften und Porträts hat er Hervorragendes geleistet. Kalckreuth war von 1895–1899 Lehrer an der Karlsruher Akademie; seit kurzem leitet er die Kunstschule in Stuttgart. (Vgl. Georg Hermann: Westermanns Monatshefte, Oktober 1903.)

Digitized by Google

Am Brunnen. Bildwerk von Ernst Müller.

Digitized by Google

Ernſt Müller,

geb. 23. Januar 1860 zu Olper bei Braunſchweig, lebt jetzt als Bildhauer in Charlottenburg. Seine bedeutendſten Werke, alle auf Erfaſſung des ſeeliſchen Gehaltes ausgehend, ſind „Im Sturm“ (in der Kunſthalle zu Bremen), „Glaube“ (im Magdeburger Muſeum) und der Figurenſchmuck an der Kaiſer-Wilhelm-Brücke in Braunſchweig. Die Aufmerkſamkeit weiterer Kreiſe erregte er zuerſt durch ſein Bildwerk „Das Rätſel Weib“ (Berliner Große Kunſtausſtellung 1903). Vgl. Karl Storch: Weſtermanns Monatshefte, Mai 1903.

Der Burgplatz zu Braunschweig.

Zu Prof. G. Bohnsack: Braunschweig.

Digitized by Google

WESTERMANNS MONATSHEFTE

Redigiert von Dr. Friedrich Düsel

Heft 601 · Oktober 1906 · Band CI

Fritzens Ball.

Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach.

Da fährt sie hin, die geliebte Frau, und er steht am Fenster und sieht dem Wagen nach. Sie lenkt selbst — wie sicher! wie ruhig! — ihren Viererzug, der ihr morgen in die Stadt nachgeschickt werden soll. Dürften dort Aufsehen machen, die braunen Vollblut. Sind famos, absolut gleich in der Aktion, der Farbe, der Figur, feurig wie die Teufel und fromm wie die Lämmer ...

Vom Phaethon herab hat sie ihm noch die Hand gereicht, und er hat die Spitzen ihres Pelzhandschuhes geküßt.

„Raffen Sie sich einmal auf, Aurel. Kommen Sie zu uns nach Wien. Für acht Tage nur. Nein? Für drei also. Emil holt Sie ab und bringt Sie wieder nach Hause."

„Geht nicht." Er schüttelte den Kopf, er verstand sie zu gut. Was sie da gesagt hatte, das hieß: Reisen Sie, es kostet nichts. Das Kollo wird auf der Tour- und Retourfahrt freigemacht. Aber solche Geschenke nahm er nicht an; es blieb beim Nein.

Die geliebte Frau gab das Zureden endlich auf. „Wenn es also sein muß, eigensinniger Mensch," sprach sie, „dann leben Sie wohl, und auf Wiedersehen im Mai."

„Im Mai!" wiederholten jubelnd die beiden Kinder, die neben ihr saßen, in eine Wagendecke gehüllt bis an die schönen, vor Reiselust strahlenden Gesichter, „im Mai, lieber Aurel, lieber Onkel Aurel! Adieu! Adieu!"

Der Kutscher und der Diener auf dem Rücksitz grüßten mit etwas mitleidiger Ehrfurcht, die Kinder winkten noch lange: „Adieu! Adieu!"

Nun waren sie fort. In dreißig Minuten werden sie die Bahnstation erreicht haben, in vierzig abgereist sein.

Ein herbes Gefühl der Vereinsamung ergriff den alten Mann. Er wird sie sehr vermissen, die lauten, lustigen Kinder, die liebe Frau, deren Nähe ihm ist, was der Tau der Heide, was dem Wanderer in der Nacht das Mondenlicht. Sie geht, wohin ihr Herz sie zieht, zu ihm, dem sie angehört, und den sie immer noch liebt, während er, der Staatsmann, der Weltmann, der Weiberfreund, die abwesende Gattin bequemer findet als die anwesende. Allerdings ist er zu ritterlich, um sie das fühlen zu lassen, und sie kann ignorieren, was sie nicht wissen will, sie kann neben ihm einhergehen, scheinbar glücklich, in großartiger Anspruchslosigkeit.

Immer dieselbe Geschichte ... Wie oft hat Aurel in der oder in jener Form ihre Wiederholung erlebt! ... Gibt es irgendwo ein köstliches Gut, es wird dem zuteil, der es nicht zu schätzen weiß.

Er öffnete das Fenster und lehnte sich so weit hinaus, als das ausgebauchte Gitter es zuließ. Der Himmel war eisgrau, unbarmherzig hauste ein scharfer Nordost im Gezweig der alten Bäume, die den Schloßhof umstanden; er bog die schlanke Wassersäule des Springbrunnens tief herab, ließ sie wieder emporschnellen und zerstäubte sie, und die welken Blätter jagte er im tollen

Digitized by Google

Wirbeltanz umher. Sie drehten sich lustig, die steifen, die alten, sie schwebten dahin im Taubenflug, raschelten über den Kies, gönnten sich ein Spielchen auf der Wiese, bis ein boshafter Windstoß daher gepfiffen kam und sie in den Teich trieb. Trüb gestimmt, wie der Mann, der da am Fenster stand, in dem Augenblick war, sagte er sich, daß sein Leben im Grunde ein ebenso armseliger Tanz gewesen. Auch mit ihm hatten beherrschende Mächte ihre Kurzweil getrieben, auch er würde verweht werden und die Welt dabei nicht mehr verlieren als an einem dieser Blätter. Seine Bedeutung für sie war keine größere; er hatte nichts getan, um sich ihrem Gedächtnisse einzuprägen, hohe Ziele nie angestrebt, sich die gute Laune nicht verderben lassen durch qualenbereitenden Ehrgeiz. Der seine hatte nie mehr angestrebt als allenfalls einen Sieg auf dem Rennplatz oder die Eroberung eines Frauenherzens, das für unnahbar galt. Dieser Ehrgeiz war ihm auch fast ausnahmslos befriedigt worden, und er durfte seine Jugend eine glückliche nennen.

Dennoch gedachte er ihrer nicht mit ganz ungetrübtem Nachgenuß. Vorzuwerfen hatte er ihr, daß sie ihm gar so verdammt schnell entflohen war. Jetzt sah er es ein: Als er sich zum erstenmal gesagt hatte, „ich bin noch jung", war er es nicht mehr. Und als er zum erstenmal gerechnet und als Resultat seiner Rechnung herausgebracht hatte: ich bin noch reich, stand er vor dem Ruin. Dann waren die Ratgeber erschienen und hatten ihm schwarz auf weiß bewiesen, daß der Rest seines Vermögens sich spielend leicht verzehn-, verhundertfachen ließe, und er hatte ihnen geglaubt und war in die Falle eingezogen, als zöge er durch eine Triumphpforte ... Glorreich nicht, die Erinnerung an diese Katastrophe, bei der sein guter Verstand, den er nebenbei für einen eminent praktischen hielt, ihn im Stich gelassen hatte; aber beschämend doch auch nicht, denn zu Schaden war bei seinem Zusammenbruch niemand gekommen. Nur einige Erfahrungen hatte er gemacht, die ihn nicht gerade schmerzlich überrascht, aber seine Eitelkeit etwas verwundet hatten. Sie wurden ihm durch die Klugheit der Frauen bereitet, zu denen er in seinen vorgerückten Jahren noch in nahen Beziehungen stand. Eine nach der anderen verlor sich aus seinem Gesichtskreise, da er nichts mehr zu bieten hatte als sein im Alter jung gebliebenes Herz. Und die, die sich nicht verloren, veränderten den Ton: die Begünstigten verwandelten sich in Begünstigende, und das widerstrebte ihm. Bisher immer mit Jubel begrüßt, gefiel er sich nicht in der Rolle eines Geduldeten, und der dem Weibervolk so viel geschenkt hatte, schenkte ihm zuletzt auch den Dank.

* * *

Seit drei Jahren machte er nun Gebrauch von der Gastfreiheit seines Freundes Emil Wendheim, aber nicht, ohne sich ihm dafür nützlich zu erweisen. Er verwendete seine Kenntnisse im Pferdefach zugunsten des Hauses, das ihm eine Heimstätte bot; er führte die Oberaufsicht über das Gestüt und über die Stallungen, stellte die Equipagen zusammen, legte die letzte vollendende Hand an die Erziehung eines Damenpferdes, brachte einen verrissenen Gaul wieder in die Reihe. Auf alles, was den edelsten Vierfüßer betrifft, verstand er sich aus dem Grunde, auf sehr vieles andere und nicht weniger Wissenswürdige aber nur oberflächlich, und machte kein Hehl daraus. Er war zu unmodern, um großen Wert auf die Kenntnis gelehrter Dinge zu legen, aber zu modern, um mit deren Unkenntnis zu prahlen, die einzige Gelegenheit zu kleinen Konflikten zwischen ihm und der geliebten Frau wurde durch die Wahl der Bücher herbeigeführt, die er ihr vorlesen sollte. Sie hatte eine Vorliebe für Memoiren, wünschte aber auch manchmal einen soliden Roman kennen zu lernen, und dazu wollte Aurel seine Hilfe nicht bieten. Ein Roman! — das ist ihm wie wenn er in Baumwolle beißen müßte. Hieß es hingegen während einer Lektüre oder eines Gespräches: „Wer war das? Wann hat sich das begeben? Sehen Sie doch nach im Brockhaus," da stürzte er nur und holte mit Entzücken den betreffenden Band herbei. Das Konversationslexikon war ihm das Buch der Bücher, ein Quell der Belehrung und der Anregung, das alle Romane der Welt aus dem Felde schlug. Kleine, harmlose Scherze erlaubte Aurel sich hie und da über die häufigen Andachtsübungen der Schloßherrin. Täglich am frühen Morgen schon in die Messe, täglich gegen Abend eine Wallfahrt zur Muttergotteskapelle im Garten. „Hat

Digitized by Google

denn die Heilige ein so schlechtes Gedächtnis? Hat sie heute schon vergessen, was Sie ihr gestern ans Herz gelegt haben?" fragte er und erhielt keine Antwort; denn ein Lächeln voll sanfter, himmlischer Überlegenheit kann man doch nicht als Antwort gelten lassen. Lieblich aber war dieses Lächeln, hinreißend lieblich, und in solchen Augenblicken glich sie ganz und gar der Madonna auf Raffaels Bild „Die heilige Familie". In ihrem alten Freunde regten sich Gefühle stürmischer und leidenschaftlicher Bewunderung für sie und Gefühle des Grolls gegen ihren Gatten. Er schrak nicht im mindesten davor zurück, sich seinem Freunde unangenehm zu machen durch die Vorwürfe, mit denen er ihn überhäufte. Wie konnte es für den Mann dieser Frau noch andere Frauen geben auf der Welt? ... Er begriff es nicht, er, der diese Frau so innig, so grenzenlos ...

So sehr er in Eifer geraten war, nun stockte er doch, kam auch erst nach einer Weile damit heraus und rief: „Du empörst mich mit deiner Gleichgültigkeit gegen jeden vernünftigen Vorwurf! Ich leide mit der Frau, die du vernachlässigst, ich leide, mußt du wissen, weil ich sie liebe, ja liebe, liebe!"

„Liebe sie, du hast recht, sie verdient es," erwiderte Emil freundlich und zerstreut.

O, diese ehemännische Gelassenheit! Natürlich oder gespielt, unter allen Umständen abscheulich. Wenn man sie personifizieren könnte, Aurel gäbe ihr einen Fußtritt ... Da es aber kein leibhaftiger sein konnte, sollte es wenigstens ein moralischer sein.

„Du verstehst mich nicht, total falsch verstehst du mich," knirschte er, „lieben, lieben! Ich liebe sie nicht nur, ich bin in sie verliebt, verliebt! ... Verstehst du jetzt?"

Der Mensch, den er so gern hatte, und dem er so bitterböse sein konnte, blieb stehen und sah zu dem kleineren, zornsprühenden Freunde aus schöner, kühler Gletscherhöhe ungemein heiter herab. „Bilde dir nichts ein, verliebt bist du freilich, aber nicht in meine Frau, sondern in die braune Hexe, die Klenke."

Aurel stieß ein geringschätziges Lachen hervor. „Ich, in die Klenke, ich?"

„Du in sie, und vielleicht gar sie in dich. Leugne du nur! Ich habe da neulich beim Diner einen Blick aufgefangen, den sie dir zuwarf ..."

„Blick?" unterbrach ihn Aurel, „sie soll mir einen Blick ..." Er stockte, er kam nicht vom Fleck mit dem Lügen.

Verdammt! So merkten es jetzt auch andere schon, daß sie ihm Blicke zuwarf! Was wollte sie mit ihren Blicken? Ihn zum besten haben? Ihren eifersüchtigen Mann noch eifersüchtiger machen?

* * *

Irma von Klenke war die Frau des einflußreichen, feierlichen Herrn Generalinspektors der Wendheimschen Güter, einer im ganzen Lande hochangesehenen Persönlichkeit. Ohne Herrn Viktor von Klenke keine wichtige landwirtschaftliche Transaktion, kein namhafter Gutskauf, keine Neuerung im Forstwesen. Er übte eine nie angezweifelte Autorität in seinem weiten Fache aus. Sein Äußeres trug viel zu der Wucht bei, die seine Kenntnisse, sein sicherer Blick, seine reichen Erfahrungen ihm verliehen. Fast ebenso hochgewachsen wie „sein Graf", aber noch einmal so breit, trat er auf wie ein wandelnder Fels. Er hatte einen großen, mit schon angegrauten Haaren dicht bewachsenen Kopf, tiefliegende, kluge Augen, ein schönes, regelmäßiges und stolzes Gesicht. Seinen dichten Schnurrbart trug er an den Enden niedergekämmt, und den ebenfalls sehr dichten Bart, der ihm die kräftigen Wangen und das Kinn umgab, kurz zugeschnitten. Seine Rede war langsam und durchaus nicht wortreich, er faßte, was er zu sagen hatte, in kernigen, kurzen Sätzen zusammen. Einwände hörte er immer an, vertrug den Widerspruch, erwog eine der seinen entgegengesetzte Meinung und ließ sie, wenn sie danach war, ob gern oder ungern, gelten. Seine Geduld verließ ihn schwer, hatte sie sich aber einmal empfohlen, dann brach plötzlich ein Sturm los, vor dem sich sogar die Kecksten sehr eilig in einen Schlupfwinkel der Unterwürfigkeit verkrochen. Dieser Starke hatte eine Schwäche, nur eine, dafür aber eine tüchtige, denn sie beherrschte ihn. Er schämte sich ihrer, suchte sie zu verbergen, bekämpfte sie — umsonst, immer kam sie wieder zum Vorschein; sie war unüberwindlich und hieß Eifersucht auf seine junge Frau. Er stand schon in vorgerückten Jahren, als er sie heimführte; sie war damals achtzehn Jahre alt und bildhübsch gewesen, jetzt war

Digitized by Google

sie vierundzwanzig und bildschön geworden. Die Erlösung aus den peinlich beschämenden Familienverhältnissen, in denen sie aufgewachsen war, aus der drückenden Armut, unter der das ungarische Edelfräulein von Kind auf gelitten hatte, machten sie kühn und stolz. Ihr einst demütig gesenktes Köpfchen hob sich immer höher. Sie entsann sich nur noch ihrer ruhmgekrönten Ahnen; von den moralischen und gesellschaftlichen Niederungen, in die die letzten Generationen ihrer Familie geraten waren, wußte sie nichts mehr. Dafür, daß ihr Mann immer rettend eingriff, wenn einer der verkommenen Ihrigen am Untergange stand, hatte sie ihm im Anfang ihrer Ehe nicht Dankbarkeit genug bezeigen können; nach und nach nahm sie es als einfache Pflichterfüllung hin. Sie war früher auch sehr schüchtern gewesen, sie hatte kaum gewagt, die Augen aufzuschlagen, wenn ein junger Mann sie ansprach, und die Antwort auf eine Schmeichelei, die ihr gesagt wurde, kaum hörbar gestammelt. Allmählich, mit dem Bewußtsein ihrer Macht über den Gatten, wuchs ihr Mut, und je sicherer sie ihrer selbst war, desto verführerischer wurde sie. Eine Atmosphäre des Reizes umgab die feine, braune Frau, die in derselben Stunde trotzig sein konnte wie ein wilder Junge und weich wie eine sanfte Dulderin. Eines wie das andere stand ihr gut. Sie hatte gar so sprechende schwarze, langbewimperte Augen, die hervorleuchteten aus dem Schatten eines sie umgebenden bisterfarbigen Tons. Und diese schönen, jungen Augen warfen dem alten Aurel — sich selbst konnte er es nicht leugnen, wie er es dem Freunde geleugnet hatte — seltsam herausfordernde Blicke zu. Es ärgerte ihn. Er wußte doch, wie er aussah! Recht wie ein Nachkomme des Ritters von der traurigen Figur. Glaubt sie, mir weismachen zu können, daß ich ihr gefalle? ... Aber in geheimster Seele, dort, wo das Uneingestandene sitzt, dort, wohin auch der schärfste Blick der Selbsterkenntnis nur in begnadeten Stunden dringt, dort verbarg sich doch eine kleine geschmeichelte Eitelkeit.

Einmal im Laufe des vergangenen Winters, als er des Nachmittags mit ihr allein geblieben war, hatte sie ihn mit Liebenswürdigkeiten und besonders mit ihren verwünschten Blicken so außer Fassung gebracht, daß er aufgestanden, auf sie zugegangen und im Begriff gewesen war, ihre Hände zu fassen und ihr zu sagen: „Wort halten, schöne Frau! Wort halten! Man verspricht nicht so viel mit den Augen, wenn man nichts gewähren will.“ — Aber er hatte sich noch pariert, er war dicht vor ihr stehen geblieben und hatte über ihren Kopf hinweg durchs Fenster auf die beschneite Landschaft geschaut. Alles weiß, eintönig weiß, nicht Höhe, nicht Tiefe zu unterscheiden, nicht Weg noch Steg, alles begraben wie unter einem ungeheuren Sargdeckel. Kein Horizont; der mattweiße Himmel, die mattweiße Erde verschmolzen in einem langen Todeskuß. Und die Stille sprach ohne Laut: Es ist Winter, alter Mann; wehe der Frühlingsregung, die sich jetzt melden wollte!

Frau von Klenke lehnte in einem niedrigen Fauteuil vor ihrem Arbeitstischchen. „Was gibt es draußen merkwürdiges zu sehen, Herr Baron?“ fragte sie, „warum schauen Sie so ernst? Ich wüßte gern, woran Sie jetzt denken?“

Plötzlich klang ihre Stimme ihm unangenehm und ihre Redeweise albern gespreizt. O, wenn ihm doch etwas Famoses eingefallen wäre! Ein witziges und geistreiches Wort, das die Situation schlagend dargelegt und zukünftige Angriffe abgewehrt hätte: Bin nicht disponibel, meine Gnädige. Sie plagen sich umsonst!

Aber er war nicht geistreich, ihm fiel nichts ein, und als sie wiederholte: „Ich wüßte gern, woran Sie denken?“ antwortete er: „An die Jahreszeiten,“ und empfahl sich.

* * *

Vom Tage der Abreise seiner Freundin an trat eine Veränderung in Aurels Lebensweise ein. Statt im Schlosse, das außer von ihm jetzt nur noch von dem Schloßverwalter mit seiner Familie und von einem Diener bewohnt wurde, aß der Baron nun regelmäßig bei Klenke zu Mittag, im sogenannten Schlößchen. Das war eine gemauerte Bonbonniere im Rokokostil. Die Großmutter des Grafen hatte sie errichtet, ganz in der Nähe des Schlosses. Sie floh dessen zugige Räume, wollte ihre Rheumatismen schonen, aber auch den Verkehr mit ihren Kindern und Enkeln so lebhaft wie je erhalten. Ihr Haus lag zwar mit seiner Front der Straße zu, die ins Dorf führte, hatte aber einen Eingang

Digitized by Google

durch den Garten. Er befand sich unter einer Veranda, von der aus die alte Frau ihre kleinen Enkelkinder oft begrüßt hatte, wenn sie auf eigenen, noch wackligen Beinen des Weges zur Großmutter daherkamen.

Nach ihrem Tode war das Haus durch lange Zeit leer geblieben und erst vor einigen Jahren dem Ehepaar Klenke zur Verfügung gestellt worden. Die Frau Generalinspektor gebärdete sich in der neuen, reizvollen Umgebung, als ob sie aus dem Hottentottenlande zu ihrer Heimat Hütten zurückgekehrt wäre. Fremden Leuten deutete sie an, wie wohl es ihr tat, wieder so „etabliert" zu sein, wie sie es zu Hause gewohnt gewesen. Wenn sie aber allein war, machte sie vor jedem graziös geschnitzten Sessel in ihrem Salon einen Knicks, bevor sie sich niedersetzte. Zu ihrem Lieblingsaufenthalt wählte sie in der warmen Jahreszeit die Veranda, und ganz unfehlbar führte der Zufall sie dahin, wenn die Herrschaften mit ihren Gästen im Garten spazieren gingen. Sie konnten ihren Anblick genießen, konnten sie sitzen sehen zwischen den mit Rankrosen umsponnenen Säulchen der Loggia, in ein Buch oder in eine Arbeit vertieft oder kindisch spielend mit ihrem kleinen Hunde. Das war die Gelegenheit, bei der Aurel entrüstet die Augen abwandte und der Gräfin zuflüsterte: „Sehen Sie weg, machen Sie ihr nicht das Vergnügen, ihre Zierlichkeiten zu bemerken." Und wenn auch Herr von Klenke auf die Veranda trat und seine Gattin die Wange an seinen Arm schmiegte und mit zärtlicher Begeisterung zu ihm hinaufsah, da sprach Aurel grimmig: „Deplorable Manieren!" Seine Freundin lachte, wie auf der ganzen Welt nur sie es konnte, goldig, sonnig, und in dieser Heiterkeit lag schon die Bitte: Verzeih, daß ich lache! Gütevoll, ja liebreich sagte sie: „Armer Aurel!"

Trotzdem fühlte er sich verletzt und erwiderte: „Sie sollten wissen, meine Gräfin, daß kein Grund daist, mich zu bedauern — unter allen Umständen aber, daß ich nicht vertrage, bedauert zu werden. Dagegen bin ich empfindlich." So wetterfest seine äußere, runzlige Haut auch war, seine Seelenhaut, wie er sich ausdrückte, gab an Zartheit der Haut eines neugeborenen Kindes nichts nach.

„Ihr einziger Fehler!" sagte sie, mehr tröstend als anklagend, „und mindestens ebensosehr ein Leiden wie ein Fehler."

Schade nur, daß er zu denen gehört, die zunehmen mit der Zeit, und daß sie nach jedem Wiedersehen denken mußte: er ist empfindlicher geworden — um ein Jahr.

Heute, nach der Trennung von ihr, die sein höchstes Wesen war und alles Edelsten Inbegriff, in wehmütiger Stimmung und zur Selbstquälerei sehr aufgelegt, machte er sich Vorwürfe. Ja, ja, er sah es ein, er war der angebeteten Frau gar oft ein recht beschwerlicher Hausgenosse gewesen. Die Bitternis der Reue verschlimmerte noch seine Laune, und als der Schloßverwalter Donatzi eintrat und einen „Guten Morgen" wünschte, wurde er übel empfangen. Einen „Guten Morgen" zu wünschen, war gar nicht der Zweck seines Besuches, er hatte eine Meldung zu bestellen, und Aurel wußte, welche, und wußte auch, daß sie ihn ärgern werde.

„Herr und Frau Generalinspektor lassen dem Herrn Baron sagen, daß sie auf sein Erscheinen zum Diner hoffen."

„Das weiß ich ja schon seit gestern. Habe ja mein ‚Erscheinen' schon zugesagt. Soll ich vielleicht zweimal ‚erscheinen' ... und was reden Sie da von einem Diner?" Er verschränkte die Finger und rang die erhobenen Hände mit einer Gebärde der Empörung.

Donatzi war in seiner gelassenen Ruhe dem aufgeregten Baron einmal wieder sehr überlegen. „Diner — das ist nur so ihre gespreizte Redensart. Es wird niemand dasein als der Volontär, und auch der ja nur noch vierzehn Tage. Dann hat er ausstudiert, weiß genug von der Ökonomie und kann nach Hause fahren, gerad so gescheit, wie er gekommen ist. Glückliche Reise! Nachtrauern wird ihm niemand, außer ... Na, wissen ohnehin, wen ich meine." Bei diesen Worten hatte sein Gesicht den mutwilligen Ausdruck angenommen, der es um zehn Jahre verjüngte; der kleine, schwarze Schnurrbart zog sich in die Breite, die dunklen Augen sprühten vor Lustigkeit.

Aurel betrachtete ihn scharf und sagte sich: Nun ist dieser Mann um einige Jahre älter als ich und sieht so viel jünger aus. Daß er fett ist, seine Züge hat und keine Glatze, das macht's, und dann macht es auch sein guter Humor. „Weiter, Donatzi!" sprach er. „Weiter! Machen Sie sich Luft. Wer wird dem Volontär nachtrauern?"

Donatzi sah ihn mit gespielter Verwunderung an: „Das wollen Herr Baron nicht wissen?"

Digitized by Google

„Ihr hübsches Fräulein Tochter vielleicht?"

„Kein Fräulein, die betreffende, aber hübsch — o ja!"

„Was meinen Sie? Was wissen Sie?"

„Ich weiß gar nichts, ich mache nur so meine Beobachtungen." Er lachte munter: „Auf jeden Fall ist's gut, daß er bald fortkommt."

Einem Diener, auch einem hochgeachteten gegenüber, Neugier zu verraten, war nicht Aurels Sache, aber einen Kampf hatte es ihn gekostet, den alten, klugen Menschenkenner zu entlassen, ohne etwas Bestimmtes über das Resultat seiner Beobachtungen erfahren zu haben. Wen machte er zu ihrem Gegenstand? Eine hübsche Frau? — Nun, fast alle Frauen der jüngeren Beamten auf dem Gute waren hübsch, aber nie hatte Aurel bemerkt, daß der Volontär, dieser „Monsieur Fritze", einer von ihnen die kleinste Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Anders stand es mit Frau Irma. Ihr gegenüber konnte er das pure Ohrwürmchen sein, wenn ihn nicht gerade sein Übermutsteufel ritt, und jede seiner Mienen sprach: Verstellen Sie sich, soviel Sie's freut, ich gefalle Ihnen doch. Sie haben noch nie einen so eleganten, geistreichen Burschen gesehen, wie ich einer bin! Aber da sollte seine Eitelkeit eine arge Enttäuschung erfahren. Frau von Klenke verbirgt nur mit Mühe ihre Abneigung gegen ihn, und nicht immer gelingt es ihr. Der eifersüchtige Gatte sogar hat sie deshalb schon mehrmals zur Rede gestellt. „Du warst wieder direkt unartig gegen ihn. Das geht doch nicht — er ist doch unser Gast." Sie verspricht, sich zusammenzunehmen, sich zu bessern, von neuem mißlingt's! Sie kann nichts dafür. Sie findet ihn eben gar zu unsympathisch — so aufgeblasen und so rechthaberisch, und seine rücksichtslose Art und Weise gegen den Herrn Baron verträgt sie einmal schon gar nicht. Mit ihrem feinen Gefühl fürs echt Aristokratische ist ihr sein unechtes zuwider, ist ihr der ganze Mensch wie Gift und Operment.

Frau Irma verlieh diesem Wort einen französischen Ursprung und sprach es demgemäß aus. Den Irrtum zu berichtigen, versuchte ihr Mann jedoch vergebens. Sie gab ja zu, daß er unfehlbar sei in allem, was National- und andere Ökonomie betraf; in Dingen der feinsten Bildung aber galt er ihr für weniger maßgebend als sie sich selbst. So blieb es dabei, der arme Fritz war ihr Gift und „operment"!

* * *

Also heute wieder bei Tische mit dem Menschen, der in all und allem, vom Größten bis zum Kleinsten, Aurels Widerspiel ist, und für den er doch eine unerklärliche Vorliebe hat.

Dieser Mensch, dieser jüngste Sohn des millionenreichen Großindustriellen Sebald, nützte seine Stellung als Benjamin der Familie in unverschämter Weise aus. Seine älteren Brüder vertraten die väterliche Weltfirma in europäischen und in außereuropäischen Hauptstädten; er fand es in Ordnung, die anderen für ihn arbeiten zu lassen. Wozu wäre ein Reichtum, den der Vater und vier Söhne fortwährend vermehren, wenn sich nicht einer fände, der ihn genösse? Diese Aufgabe hatte Fritz übernommen, und sein „Alter", den tüchtigen Söhnen gegenüber ein starrer Autokrat, ließ den Müßiggänger gewähren. Er war anders als die anderen, mußte also anders behandelt werden. Seine Mutter hatte er so früh verloren, hatte lange gekränkelt, viel gelitten und seine Umgebung leiden gemacht durch einen für sein zartes Alter ganz ungewöhnlichen Trübsinn.

Der Sorge um ihn entsprang ein Quell grenzenloser Schwäche seiner Umgebung für ihn. Wenn er nur gesund würde, wenn man ihn nur heiter und zufrieden sehen könnte! Das war alles, was die Seinen von ihm verlangten. Als ihnen dieser Wunsch erfüllt, er ein blühender, hübscher Bursche geworden war und außerdem so nebenbei seine Studien mit einem gewissen Glanze absolviert hatte, durfte er, ohne Einwand zu erfahren, das Leben führen, das ihm beliebte. Vater Sebald war gut bürgerlich gesinnt und hatte immer den Umgang mit anderen Gesellschaftskreisen gemieden. Daß aber sein Sohn ausschließlich mit vornehmen Leuten verkehrte und von ihnen gehätschelt wurde, schmeichelte ihm. Fritz Sebald hatte ganz und gar die Manieren, die Sprechweise, zum Teil die Anschauungen der jungen Herren der „großen Welt" angenommen, und diese schienen vergessen zu haben, daß er nicht zu ihnen gehöre. Seine Witze und guten Einfälle wurden zitiert. Jedermann ließ gelten, daß

Digitized by Google

er, wenn auch kein geschulter, doch ein geschickter und kühner Reiter und der liebenswürdigste Spieler sei. Er verlor sein Geld mit demselben lächelnden Gleichmut, mit dem ein anderer es gewann. Sein Glück bei den Frauen war ebenso groß wie seine Gewissenlosigkeit; das aber konnte nur erraten werden. In seinen Herzensangelegenheiten verbat er sich die Neugier. Vor einem Jahre hatte er die heiße Liebe einer jungen Aristokratin fast ohne sein Zutun gewonnen und hatte sich, geschmeichelt und gerührt, mit ihr verlobt. Die Zustimmung der Eltern wurde von dem Brautpaare nachträglich eingeholt und auch unter der Bedingung erlangt, daß Fritz seiner Untätigkeit ein Ende mache und eine ernste Beschäftigung ergreife. Der Zufall war günstig. Er bot die Gelegenheit zum Ankauf eines schönen, alten Herrensitzes, auf dem in der Folge zu residieren die Brautleute gern bereit waren. Nur sollte der neue Schloßbesitzer sich auf den Gutsbesitzer wenigstens hinausspielen können und Herr von Klenke, der Freund und Berater der Familie seiner Braut, ihm die dazu nötige Anleitung geben.

Lachend übernahm Klenke diese Aufgabe. Er wußte ja, wer gar bald die ganze Wirtschaft in die Hand werde nehmen müssen, um sie vor dem Zusammenbruche zu retten. Es hatte ihm auch Spaß gemacht, als Fritz sich einfand, gefolgt von einem Diener, einem Groom, zwei Reitpferden, zwei Hunden, einem Autocycle und ausgerüstet mit einer glänzend bestellten Garderobe. Für jede Phase des Landlebens war in ihr vorgesorgt, für jede Witterung, jede Temperatur. Hingegen hatte er vergessen, Briefpapier mitzunehmen — ein Bräutigam, dem man doch zutrauen sollte, daß er manchmal an seine Braut schreibt! Briefmarken besaß er überhaupt nie und überließ der Postmeisterin die Sorge, sie aufzukleben. „Schicken Sie die Rechnung am Ende des Monats," sagte er großartig, und wenn die Rechnung kam, vergaß er noch großartiger, sie zu bezahlen. Solche „schmutzige Grandezzen" widerten Aurel noch mehr an als der wechselvolle Anblick von „Monsieur" Fritzens Toiletten. Sich selbst jeden Luxus gönnen und arme Lieferanten auf ihr Geld warten lassen — das Widerspruchsvolle eines solchen Gebarens ernsthaft zu geißeln, fühlte er sich nicht berufen; er tat es im Scherze, doch kochte ihm dabei die Galle und spritzte manchmal ganz giftig aus seinen Späßen heraus. Der Getadelte wies den Angriff zurück, und — das Unglück war geschehen. „Monsieur Fritze" verfügte über einen messerscharfen Verstand und ein stets hilfreiches Gedächtnis, dem er die Möglichkeit verdankte, sich bei den kühnsten Behauptungen auf große Autoritäten berufen zu können. Was er verteidigte, war meistens das Recht, das der Überlegene besitzt, durch die Welt zu schreiten ohne andere Rücksicht als die auf das eigene Wohlergehen. Nach einem solchen Streite hatte Aurel immer Mühe, sich wenigstens einen anständigen Rückzug zu sichern. Da erhob und empfahl er sich mit einem mehr oder minder — gewöhnlich minder — gelungenen Scherzwort und ging, dem Anschein nach, ruhig nach Hause. Aber seine Kehle war wie zusammengeschnürt, sein Herz klopfte. Er schritt auf und ab in seinem Zimmer und überließ sich peinvollen Empfindungen, durchkostete bis auf den Grund Beschämung, Zorn und Schmerz. Daß der verwünschte Junge ihn im Wortturnier immer an die Wand drückte, ihn immer übertrumpfte — und das in Gegenwart einer Frau! ... Sie freilich stimmte ausnahmslos ihm bei, trat immer mit energischer Entschiedenheit auf seine Seite. Es kam ihm manchmal ein wenig seltsam vor, weil er sich sagte, daß sie von den Dingen, die verhandelt wurden, nichts verstand. Sie teilte seine Meinung eben nur, weil es die seine war, gab ihm recht, im stärksten, im blinden Glauben, dem anderen aber unrecht aus Antipathie. Fritz fühlte das, und Streitigkeiten erhoben sich, bei denen Frau Irma entzückend komisch sein konnte; ihr kleines, geschmeidiges Persönchen nahm etwas kindlich Kühnes an, ihre Augen funkelten, sie warf die roten, gefährlich lockenden Lippen auf und redete Unsinn ... Ach! wie köstlich der war! Wie er blühte und berauschte!

Fritz lachte, spottete, kreuzigte sich und hätte den Unsinn als reinste Wahrheit verehrt, wenn er die Lippen hätte küssen dürfen, die ihn sprachen. Seine Brautschaft schützte ihn vor einer solchen Anwandlung nicht; Aurel hatte diese Bemerkung gemacht und sie Herrn von Klenke mitgeteilt.

Ein verächtliches Achselzucken war die Antwort des sonst bis zum Unbegreiflichen mißtrauischen Gatten gewesen. Die Anwesenheit Sebalds in seinem Hause bedeutete ihm keine

Digitized by Google

Gefahr, aber draußen hätte er ihn gern schon gehabt, denn das ewige „Geraunze“ seiner Frau über den unwillkommenen Gast fing an, langweilig zu werden.

* * *

Zur Winterszeit blieb das Tor des äußeren Hofes versperrt; das Schloß konnte nur durch den inneren Hof verlassen werden. Man gelangte aus ihm auf eine große Terrasse mit steinerner, vasengeschmückter Balustrade. Immer breiter ausladend, führte eine Treppe auf weißen, niedrigen Stufen zum Ziergarten. Gegen Westen zogen die Parkanlagen weithin bis zum Walde, hinter dem die feinen Linien des Gebirges sich dehnten und in ihrer milden Lieblichkeit beinahe an die langgestreckten, sanft gewellten Linien der Albanerberge mahnten. Die Großmutter hatte diesen Anblick und den eines jeden schönen Sonnenuntergangs von ihrer Veranda aus genießen wollen. Der Weg, der durch einen Laubgang zum Parterre vor dem Schlößchen führte, hieß heute noch der Großmutterweg. Bald nachdem Aurel ihn betreten hatte, sah er schon Irmas zärtlich geliebte und zärtlich liebende Dienerin, die Julka, vor dem Hause stehen. Sie war ihm widerwärtig, diese Person. Eine blonde Ungarin. Was hat eine Ungarin blond zu sein? Sonderbar. Es wirft ein falsches Licht auf ihre Mutter. Und die blauen, gewölbten Augen mit dem nichtsnutzigen Ausdruck, die sie hat! Ohne je etwas Böses über sie gehört zu haben, traute ihr Aurel doch alles Böse zu und machte vor ihrer Gebieterin kein Hehl daraus.

„Ach, meine arme Julka!“ sagte Frau von Klenke, „was hat sie Ihnen denn getan?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte er, „ich bin aber überzeugt, daß sie mir immer etwas tut.“

Gewiß, sie haßte ihn, wie sie den biederen Klenke haßte, weil ihr der von Zeit zu Zeit den Herrn zeigte, was sie als eine Beleidigung ihrer ganzen Nation empfand.

Von weitem schon begrüßte sie den herannahenden Baron und verfertigte ohne Unterlaß Prachtexemplare von freudig-devoten Bücklingen. Sie ließ ihn auch sagen, so oft er wollte: „Ich danke Ihnen, Fräulein, ich kenne den Weg,“ und: „Am liebsten lege ich meinen Mantel selbst ab,“ und: „Wie man eine Zimmertür aufmacht, ist mir bekannt“ — half alles nichts! Er mußte sich ihre Begleitung und ihre Dienstleistungen gefallen lassen und auch den triumphierenden Blick erdulden, mit dem sie ihn in den Speisesalon einführte.

Ein traulicher Raum, weiß mit vergoldeten Panneaux und reizvollen Stukkaturen. Der Ofen, der auf blanken Messingfüßen in seiner mit feinen Blumenornamenten bekränzten Nische stand, verbreitete eine behagliche Wärme. Ein angenehmer Unterschied gegen die Temperatur des Speisesaals im Schlosse, die nicht über acht Grad Reaumur zu bringen war, obwohl im riesigen Kamin ein Holzstoß in Flammen lohte. Unangenehm hingegen die Art, mit der hier der Tisch gedeckt war und die durchaus nicht zur stilvollen Noblesse seiner Umgebung paßte. So gar bunt — nun ja! ungarische Vorliebe für die Nationalfarben ... Und welch ein armseliger Humor hatte die Hand — wohl die der Hausfrau selbst — bei der Faltung der auf den Tellern aufgestülpten Servietten geleitet! Sollte nicht eine davon eine Narrenkappe vorstellen und die auf dem Platze rechts neben dem der Hausfrau ein paar Amorflügel? Aurel schlug bei dem Anblick mehrmals mit der Zunge gegen den Gaumen, wodurch er leise schnalzende Laute hervorrief. Ihm tat jede Geschmacklosigkeit weh und hinterließ ihm eine dem Ekel und der Scham verwandte Empfindung. Er fühlte sich in seiner Menschenwürde beleidigt.

Im Salon, in den er sich nun begab, fand er seine Wirte und Fritz schon versammelt und geriet sofort in Bestürzung. „O! o! komme ich zu spät?“

Irma hatte sich vom Kanapee erhoben, war ihm zwei Schritte entgegengegangen, reichte ihm beide Hände und sprach: „Immer!“

Aurel verbeugte sich. „Dann bitte ich um Entschuldigung.“

„I nu nein, Herr Baron!“ beruhigte ihn Klenke, der gleichfalls aufgestanden war, „i nu nein! Ganz pünktlich sind Sie! Fünf Minuten vor eins.“

Fritz rührte sich nicht. Den Ernst tiefer Versunkenheit in seinem hübschen, glattrasierten Gesicht, saß er am Tische, an dem auch Irma gesessen, hatte einige Foliobogen vor sich liegen und baute auf jeden von ihnen mit seiner großen, eleganten Schrift eine Wörtersäule auf.

Digitized by Google

Aurel kam an ihn heran und fragte: „Was schreiben Sie denn da für Regenwürmer?“

„Listen,“ erwiderte der junge Mann, ohne den Kopf zu heben, „Frau von Klenke gibt einen Ball, ich mache die Liste der Leute, die sie einladen will.“

„Einen Ball? So? Sie geben einen Ball, gnädige Frau?“

„Glauben Sie ihm doch nicht, Herr Baron! Herr Sebald will den Ball geben, und ich soll die Hausfrau vorstellen. Mein Mann verlangt es von mir, er muß ja Herrn Sebald jeden Wunsch erfüllen ...“

„Diesmal zum Besten der gnädigen Frau!“ unterbrach sie der Jüngling. „Das Ballfest wird, um ihr keine Unbequemlichkeit zu verursachen, im Gasthause veranstaltet. Habe mir den Saal dort angesehen; ist ja ganz nett, recht hoch und geräumig, wird sich hübsch dekorieren lassen.“

Während er sprach, blickte Aurel auf die ausgebreiteten Papierbogen nieder und dachte: Unsinnige Verschwendung, auf einem Blatt hätten sich sämtliche Namen, die da stehen, anbringen lassen. Ihm war, nachdem er Hab und Gut vergeudet hatte, der Sinn für Sparsamkeit aufgegangen.

* * *

Das Essen wurde angesagt, Aurel bot Irma seinen Arm, man setzte sich und entfaltete die Kunstwerke aus Servietten. Taktvoll wollte Aurel übersehen, daß die Engelsfittiche ihm zuteil geworden, aber Fritz machte darauf aufmerksam, spielte den Gekränkten über seine Narrenkappe, und Herr von Klenke lächelte, man sah ihm das an den Augen an; denn von seinen Lippen sah man fast nichts, sie lagen im Schatten des überhängenden Schnurrbarts. Er befand sich in guter Laune, denn es war ihm heute gelungen, Differenzen, die von lange her zwischen der Ortsgemeinde und der Gutsverwaltung schwebten, endgültig zu schlichten. Mit spöttischer Überlegenheit hörte er Fritz zu, der die Pläne für den Ball so ernsthaft und wichtigtuend entwarf, als ob es sich um den Plan zu einer Weltschlacht gehandelt hätte. Nur ersten Wiener Firmen wird er die Dekorierung des Gasthofes anvertrauen, nur solche werden die Erfrischungen und das Souper besorgen und die entsprechende Dienerschaft zur Verfügung stellen. Diesem Neste hier wollte er zeigen, was das sei — ein Ball von der gnädigen Frau gegeben und von ihm in Szene gesetzt.

„In diesem Neste?“ fragte Aurel, „leben wir in einem Neste? Ist Ottensburg ein Nest?“

„Ich meine nicht das Schloß, noch dessen nächste Umgebung, aber den Ort werden Sie doch nicht eine Ilion nennen, ‚die Stadt mit prächtigen Straßen‘.“

Da kam er wieder mit einem Zitat, dieses Mal aus einem wohlbekannten Quell geschöpft. Den Zitaten aus Homer verdankte Aurel ein spätes Glück. Sie hatten ihn veranlaßt, sich eines Tages in die Bibliothek zu begeben und die Ilias hervorzusuchen. Die Stolbergische Übersetzung war ihm in die Hand gekommen, und er las im Anfang mit schwerer Selbstüberwindung, bald mit Interesse und endlich mit Entzücken. Er verliebte sich in das Buch, und als er zu der Stelle kam, wo es von Andromache heißt, daß sie unter Tränen lächelte, und der Nachdichtende im quälenden Gefühl seines Unvermögens, diesen Worten auch nur einen Hauch des Zaubers einzuflößen, der sie im ewigen Lied des blinden Sängers beseelt, schmerzvoll ausruft: „Leser, lerne Griechisch und wirf meine Übersetzung ins Feuer!“ — da verliebte Aurel sich auch in den Grafen Stolberg.

Wirklich, er kannte sich gut aus in der Ilias, aber — vor ihm mußte sie liegen, nachschlagen mußte er können. Einen Verkehr auf Distanz hatte er nicht mit ihr, selbst von den ihm liebsten, den oft und oftmals wiedergelesenen Stellen wollte keine einzige sich ihm einprägen. Die kleine, bescheidene Genugtuung, dem aufgeblasenen Fritze, wenn er ihm ein Zitat hinwarf, mit gleicher Münze erwidern zu können, sollte er nicht genießen, nie mehr. Sein Gedächtnis begann, ihn sitzen zu lassen bei mancher oft recht demütigenden Gelegenheit; er hütete sich wohl, in Fritzens Gegenwart darüber zu klagen, denn nie verfehlte dieser, ihm mit dem schlechten Troste aufzuwarten: „Ja, das Gedächtnis — die erste der geistigen Fähigkeiten, die sich zugleich mit der Jugend empfehlen.“

Das Diner war ausgezeichnet, jedes Gericht genau so zubereitet, wie Frau von Klenke wußte oder vermutete, daß es dem Geschmack des Herrn Barons am besten ent-

Digitized by Google

sprach. Sie machte ihn wiederholt darauf aufmerksam und sah ihn dabei von der Seite lachend und vertraulich an. Er aber blieb steif und gemessen, er war gegen die Künste dieser kleinen Person gefeit durch den Gedanken an die hohe Frau, die er liebte. Gewappnet saß er da, sah aus wie von Eisen und schmolz im Inneren vor Wehmut. Auch sie verstand, für ihn zu sorgen und ihm Aufmerksamkeiten zu erweisen; aber still und schweigend geschah's, sie erquickte wie das linde Lüftchen, das uns die heiße Stirn kühlt und nicht fragt: Tut's dir wohl?

Zum schwarzen Kaffee und zur Zigarre ging man aus dem Bereiche des Rokoko in das modern eingerichtete Zimmer Klenkes. Fritz holte seine Listen herbei, und die Verhandlungen über die Vorbereitungen zu seinem Feste begannen. In diesem Herbste hatten die Jagden ungewöhnlich spät stattgefunden, die meisten Schlösser in der Umgebung waren noch bewohnt. Frau von Klenke wollte so gütig sein, die „Herrschaften" persönlich zu bitten; für die kleinen Gutsbesitzer und die Spitzen der Beamtenschaft hatte Fritz Einladungskarten bestellt, auf denen außer dem Datum und der Stunde stehen sollte: Madame de Klenke chez elle. On dansera.

Klenke lachte laut auf, und Aurel rief: „Ich weiß nicht, wie Sie mir vorkommen! Das versteht Ihnen ja kein Teufel!"

Fritz erhitzte sich: „Sollen draußen bleiben, die's nicht verstehen! Kein Einlaß für den Schofel. Drei Bedingungen stellen wir an unsere Gäste — nicht wahr, gnädige Frau? Jugend, Schönheit, Élégance!"

„Werden nicht von jedem, den sie bitten müssen, erfüllt werden können."

„Bitten muß ...? Wer zwingt mich?"

„Ein alter Herr — der Brauch. Vornehme Fräulein pflegen nicht auf den Ball zu gehen ohne ihre Eltern, und die wieder pflegen nicht immer jung und schön zu sein. Wohin mit denen, Fritze? Bleiben die auf dem Gange stehen, oder dürfen sie sich auf die Stiege setzen?"

„Wäre das Gescheiteste, aber es zu tun, sind sie ja nicht gescheit genug."

„Pfui, Herr Sebald!" mischte Irma sich ein. „Das ist abscheulich, das ist eine Anzüglichkeit!"

„Wieso?" fragte er sehr frech und ließ den Blick seiner klugen hellgrauen Augen von ihrem Gatten, der in einem sezessionistischen Riesenfauteuil lag, aus dem er nach allen Seiten überquoll, auf den Baron gleiten. „Wieso eine Anzüglichkeit? Wenn ich von Eltern spreche, ist das eine Anzüglichkeit?"

„Ja! Sie haben immer etwas gegen das Alter."

„Und Sie immer etwas dafür. Sie schwärmen für das Alter."

„Und wenn ich es tue?"

„Dann machen Sie die Jugend — eifersüchtig darf ich nicht sagen — so sage ich: neidisch."

„Kinderkrankheit; werden's überstehen," sprach Aurel aus der Tiefe eines Fauteuils, der ebenso riesig war wie der Klenkes, und in dem der hagere Baron beinahe verschwand.

Frau Irma ließ einen kleinen Schauer von Taktlosigkeiten sprühen, natürlich zugunsten Aurels, gegen den Fritzens Unmut sich nun wandte. Einem Wortgeplänkel folgte ein Wortgefecht. Aurel sah die Niederlage kommen, verlor den Kopf und rief plötzlich ganz überstürzt: „Schluß! ... Bitte, wenn auch sonst keinen anderen, doch Respekt vor meinem Alter, Jüngling!"

Diese Aufforderung war völlig wirkungslos. „Immer und ewig der Respekt! Ja, warum denn? Was können denn Sie dafür, daß Sie nicht früher gestorben sind?"

Es entstand eine kurze Pause der Betroffenheit, dann sagte Herr von Klenke: „Sehr viel, mein Lieber. Ein so schönes und rüstiges Alter wie das des Herrn Baron ist die Belohnung für eine solid und vernünftig verlebte Jugend."

Unbedingt ehrlich, wie er war, murmelte Aurel: „Na — hören sie ..." und räusperte sich.

Fritz neigte nun zur Versöhnlichkeit. Er nickte Herrn von Klenke zu: „So sprach der weise Nestor, und seine Rede, ‚sie dämpfte Ulyssens Übermut'."

„Jetzt danken Sie Gott, Fritze, daß Ihnen der Homer einen anständigen Rückzug sichert," spöttelte Aurel.

„Dieses Mal war's der Dante, Herr Baron."

„Der Dante? wissen Sie das gewiß?"

Ja, der Grasaffe wußte es gewiß, sein verwünschtes Gedächtnis lieferte ihm das Beweismaterial, und den ganzen Rest des Tages nagte etwas wie mit kleinen, spitzen Zähnen

Digitized by Google

am Herzen Aurels. Es war die — ach, einmal wieder! — Was hatte aber auch Dante in homerischen Gefilden zu suchen?

* * *

Einige Tage vergingen, Irma ließ ihren äußerungsbedürftigen Gefühlen für den Herrn Baron die Zügel schießen, und er begann allmählich, ihr gegenüber mehr Nachsicht zu üben. Er gewöhnte sich wieder an ihr geziertes Wesen, wie man sich an ein Provinztheater gewöhnt, wenn man das großstädtische entbehren muß. Was sie mit ihren Koketterien eigentlich wollte, war ihm nicht klar. Er dachte an eine Wette mit Fritz oder mit ihrem Mann.

„Was gilt's? über kurz oder lang fällt der alte Herr mir zu Füßen!" Darauf antwortet wahrscheinlich der Fritz: „Dann müssen Sie ihm aber aufhelfen, sonst kommt er nicht mehr auf die Beine!" — Ja, spottet nur! Wenn es so ist, wenn er sich's nicht bloß einbildet, daß sie gewettet haben, soll der Dame die Freude nicht gemacht werden, ihre Wette zu gewinnen, und den Herren nicht die, sie zu verlieren.

In Frau von Klenkes Verführungskampagne trat jedoch ein Stillstand ein. Sie war sehr in Anspruch genommen durch die Besuche, die sie machte, um ihre Einladungen persönlich zu bestellen. Einmal erwarteten die Herren sie sogar vergeblich beim Mittagsessen. Die Verwandten des Grafen in Kleinottensburg hatten sie vor dem Diner durchaus nicht fortgelassen. Unbeschreiblich die Liebenswürdigkeit, mit der sie überall begrüßt wurde! Sebald durfte sich gratulieren zu dem Vergnügen, mit dem die ganze Umgebung seinem Fest entgegensah. Sogar die Presse nahm Notiz von dem Ereignisse. Im Lokalblatte des benachbarten Städtchens stand zu lesen: „Die Erwartungen sind aufs höchste gespannt, man verspricht sich Wunder."

Acht Tage, bevor das Wunder sich ereignen sollte, brach ein in den nördlichen Sudetenländern seltener Morgen an: beinahe mild und ganz windstill. Durch graue Wolkenschichten blinzelte die aufgehende Sonne, warf goldige Lichter über die geackerten Felder, das entfärbte Gras der Wiesen. Nur die kleinen Früchte an den dürren Sträuchern am Rain, die dunkelroten Berberitzen, die Hagebutten, hellrot und glänzend wie Korallen, brachten etwas Farbe in die Landschaft. An trockenen, aber noch dunkelgrünen Zweiglein hingen schimmernd weiße Schneebeeren in dichten Büscheln. Aurel hatte ein Lächeln für diesen bescheidenen Spätherbstschmuck; er war auf dem Wege nach dem Rennstall und ritt in kurzem Trabe durch eine Allee entlaubter Kastanienbäume, die zum Springgarten führte. Die frische Luft, die Bewegung taten dem alten Manne wohl; er hatte einige Stunden hindurch fest geschlafen, fühlte sich sehr erquickt und war erfüllt von Dankbarkeit. — Die Jugend dankt für dergleichen nicht. Einige Stunden festen Schlafes sind ihr das Selbstverständliche. Was dem Alter eine Wohltat, ist ihr ein Recht. Sie nimmt es hin, ohne etwas dafür zu geben, und so ist einmal sie — die Ärmere. Ärmer um eine Regung des köstlichsten Gefühls — der Dankbarkeit, dieser reichen, die schenkt, indem sie empfängt, und uns so zwei Wonnen zugleich empfinden läßt.

Als Aurel am Morgen von seinem Wandkalender ein Blatt abgerissen hatte, war das Datum 27. November zum Vorschein gekommen. Eines Blitzes Dauer besann er sich — was für eine Bewandtnis hatte es denn mit diesem Siebenundzwanzigsten? Richtig, ja! da war etwas für ihn Folgenschweres geschehen, da war er vor dreiundsechzig Jahren geboren worden.

Er hatte sich so sehr daran gewöhnt, die Erinnerung an diese Begebenheit zu verscheuchen, daß sie endlich ihm selbst entschwand. Zum Geburtstag soll man sich nur so lange gratulieren lassen, als es einen noch freut, um ein Jahr älter und reifer geworden zu sein. Später dann — Herr Gott, wozu werden wir angratuliert? Daß wir dem Grab um dreihundertfünfundsechzig Tage näher gekommen sind? Daß unsere Haare zum Kuckuck und unsere Zähne unter Schmerzen zum Teufel gehen? Daß unsere Glieder steif, unsere Sinne stumpf werden, daß unser Gedächtnis uns im Stiche läßt, und daß wir immer dieselben Geschichten erzählen? Ein solcher Tag ist ein Markstein — der letzte einer langen Reihe, die hinter uns, der erste einer kurzen Reihe, die vor uns liegt, und in einem Dunkeln, Unabwendbaren, Rätselhaften endet, an das zu denken Aurel vermeidet. Nicht aus Furcht! die kennt er nicht. Wenn aber sein Leben auch nur noch ein armes ist, er hat es doch gern, hängt doch an ihm und wird sich

Digitized by Google

seiner freuen, solange er einem feurigen Pferde den Herrn zeigen kann, solange ein Blick auf die Landschaft, die ihm lieb geworden ist, ihn erfreut, solange er seiner Umgebung durch Altersgebreste nicht zur Last fällt. Vor allem aber, solange er noch mit völlig jugendlicher Sehnsucht der Rückkehr der geliebten Frau entgegenhangen und -bangen kann.

Er ist jetzt in die Nähe des Springgartens gekommen und sieht, daß dort einer hin- und herfliegt über Hürden und Gräben. Sollte ein Groom sich solche Scherze erlauben? In beschleunigtem Tempo reitet Aurel auf ihn zu, und sein Verdacht wird bald zerstreut; es ist kein Frechling aus dem Stalle, der sich dort vermißt, auf eigene Hand Pferdedressur zu treiben; es ist der Fritze auf seiner Fuchsstute. Sitzt oben so bucklig wie ein pfauchender Kater und schindet das feine Tier. Verächtlich wendet sich Aurel von dem empörenden Anblick ab und trabt weiter. Aber der Gedanke an das Martyrium der Stute quält ihn; er hält sein Pferd an und ruft zu Fritz hinüber: „Sie, ich reit' in den Rennstall. Wollen Sie mit?"

„Warum nicht?"

Nach einer solchen Einladung hatte der Jüngling längst gedürstet, und sie überraschte ihn sehr angenehm. Der Alte hütete ja den Eintritt in den Rennstall wie den in einen geweihten Raum und gewährte ihn nur besonders Begünstigten.

* * *

Im Schritt ritten nun die beiden nebeneinander. Fritz benützte die Gelegenheit, um seine Ansichten über die Reitkunst zum besten zu geben. Aurel hörte ihm nicht zu. Er trauerte seinem gestörten Frieden, seiner lieben Einsamkeit und Seelenruhe nach. Für ihn waren die Reden, in denen dieser Junge da sich mehr oder weniger laut erging, ein Geräusch, manchmal ein Lärm — nicht mehr. Er sah von der Seite die Fuchsstute liebevoll an. Das Mundstück war von Blut gerötet, der Schweiß rann in dunklen Streifen an ihr herab, sie bog den schlanken Hals und blies nervös die Nüstern auf. Ihre großen, schönen Augen blickten starr und sagten zu dem, der die Fähigkeit hatte, wortlose Sprache zu verstehen: „Was habe ich wieder erdulden müssen für nichts und wieder nichts, bloß weil mein Reiter nicht versteht, mir deutlich zu machen, was er von mir will! Warum ist einem albernen und aus Albernheit grausamen Zweibeiner Gewalt über mich gegeben?"

Aurel empfand in diesem Augenblick etwas aus dem Bereich des Vernünftigen hinaus Gehöhntes: Reue. Hätte er sich doch nicht leichtsinnig und gedankenlos der Macht entäußert, die er einst besaß und die Geld heißt! Wie schön wäre es, jetzt diesem Fritze sagen zu können — wie's richtig ist: „Das Pferd tailliert Sie nicht, Sie sehen darauf aus, als hätten Sie einen kurzen Oberleib. Treten Sie es mir ab, mir würde es passen." Und dann glatt jeden Preis, den er gefordert hätte, zu bezahlen ... Es wäre ein schöner Moment. Aber so etwas gibt es für Aurel nicht mehr, das hat er verwirkt.

„Sie behandeln Ihr Pferd schlecht," sagte er plötzlich und entschieden agressiv. „Ich möchte wissen, wie Sie Ihre Frau behandeln werden."

„Ganz gut; vorausgesetzt, daß es ihr nicht einfällt, mich zu hofmeistern."

„Eine Gewissensfrage, die Sie unbeantwortet lassen können, ohne mich zu beleidigen: Lieben Sie Ihre Braut?"

„Sie gefällt mir; ich finde sie sehr hübsch."

„Sehr hübsch ... Noch eine Gewissensfrage, mit der Sie's halten können wie mit der ersten: Waren Sie schon einmal verliebt?"

„Biedermännisch, meinen Sie?"

„Mit dem Eigensinn, mein' ich: die oder keine. Für mich gibt's kein anderes Weib ... Und erring' ich sie, ist's für die Ewigkeit."

Fritz lachte kurz und spöttisch: „Herr Baron, wieviele Ewigkeiten haben Sie hinter sich?"

„Der Glauben dran, Fritze, der macht's aus. Wer den nicht gehabt hat, war auch nie verliebt."

„Schwerlich. Und wird's dabei auch sein Bewenden haben."

„Zu Ihrem Schaden, Fritze. Aber — wer kann helfen? Euch, greise Jünglinge, kurieren die vorzeitigen Geliebten von der Liebe."

Fritz wollte eine scharfe Antwort geben, unterließ es aber; er sah ein wenig nachdenklich drein und zuckte die Achseln. Auch Aurel schwieg. Ihn jammerte des Elends in dieser Jünglingsseele. Der alte Mann, der im Grunde doch von fremder Gnade lebte, der nichts mehr vor sich hatte als ein armseliges Restchen Dasein, bemitleidete den

Digitized by Google

jungen, frechen, verwöhnten Menschen, bemitleidete dieses Kind des Glücks, das den goldenen Schlüssel in der Hand hatte, der die Pforten zu allen irdischen Seligkeiten öffnet ...

Er mußte lächeln über sich selbst. Zuerst Mitleid mit der Fuchsstute, dann mit dem Fritze — ein mitleidiges Gefühl nach dem anderen ... Weichmütige Geburtstagsstimmung? ...

Es war gut und vortrefflich, daß sie im Rennstall alles in schönster Ordnung und seine edlen Bewohner in tadelloser Kondition fanden. Aurel hatte nur Ursache, zu loben, und sparte das Mißvergnügen, Tadel auszusprechen, für den Heimritt. Auf die Stute deutend, sagte er: „Haben Sie die Pferde gut angesehen, Fritze? So manches hat den Teufel im Leibe, aber mißhandelt wird es nicht."

Fritz verstand die Zurechtweisung, ärgerte sich und wollte ärgern. Er deklamierte: „Wer doch, Alkimedon, weiß gleich dir von allen Achaiern, dieser unsterblichen Rosse unbändigen Mut zu bezähmen? ... Wo kommt das vor? Ich entsinne mich nicht recht."

„Denken Sie nach, es wird Ihnen schon einfallen." Mit dieser ausweichenden Antwort half Aurel sich heraus. Wer konnte mit Bestimmtheit wissen, wo der aufgeblasene Junge seine Zitate herhatte.

* * *

Ein paar Stunden später hatten die Hauswirte und Aurel sich zu Tisch gesetzt, ohne den Fritze, dem es einmal wieder beliebte, unpünktlich zu sein. Da trat er ins Zimmer und schwang triumphierend ein Telegramm in der Rechten. Der Graf hatte seine Einladung angenommen, er kam zum Balle mit seiner Cousine aus Kleinottensburg. „Was sagen Sie jetzt, Herr von Klenke? Wie wäre Ihnen, wenn ich hätte wetten mögen?"

„I nu — zahlen müßt' ich," erwiderte Klenke und ließ sich einen zweiten Teller Suppe servieren. „Also kommen wird er. Wundert mich genug. Freilich, ein Sauser, über Kleinottensburg und am nächsten Morgen — sein eigenes Haus betritt er nicht einmal — wieder auf und davon. Ja, es gibt halt in Wien gar viel zu tun — und zerstreuen muß ein solcher Herr sich auch."

Die Ironie im Tone Klenkes verdroß Aurel. „Viel zu tun in seinem wichtigen und verantwortlichen Amte, da haben Sie recht. Zur Zerstreuung wird ihm wenig Zeit übrigbleiben."

„Glauben Sie, Herr Baron?" fiel Irma ein. „Ich glaube, für Chanteusen, Balletteusen, Charmeusen finden die Herren immer Zeit."

„Zeit schon," sagte Klenke, „aber woher der Graf den Gusto nimmt, das versteh' ich nicht. Wie kann man eine Frau haben wie die seine und ihrem Umgang den mit ordinären Personen vorziehen?"

„Umgang! ... Wer denkt an Umgang?" ereiferte sich Fritz. „Ein geistiges Ausruhen ist's, Befriedigung einer momentanen Laune!"

„Saubere Laune, saubere Befriedigung ... Lassen Sie mich in Ruhe! Der Graf ist ein genialer Mensch und ein Gentleman durch und durch, aber als Ehemann kein Musterbild."

„Auch da! Kann man rücksichtsvoller gegen seine Gattin sein? Kann man ihr mehr Vertrauen beweisen, eine schönere Stellung geben? Sie schaltet und waltet im Hause, leitet die Erziehung der Kinder, ist absolute Herrin."

„Und doch eine Dulderin! ... Schreien Sie nicht! Es ist so — eine, die nicht klagt, der man's nicht anmerken soll, wie die Heilige, die, ohne eine Miene zu verziehen, mit nackten Füßen über glühende Eisenstangen gegangen ist ... Wie hat sie denn geheißen, Herr Baron?"

„Ich weiß es nicht, müßte erst im Brockhaus nachschlagen."

„Aber Sie werden es wissen, gelehrter Sebald?"

„Bin in der Heiligenlegende nicht bewandert."

„I nun, ich wollt' nur sagen, wie diese Frau mir vorkommt. Wer hat sie je anders als heiter gesehen? — Himmlisch heiter?"

„Diese Begeisterung!" scherzte Irma. Es sollte bloß herzig sein, hatte aber einen kleinen säuerlichen Beigeschmack. „Du machst mich eifersüchtig, Viktor."

„Kann nicht helfen, Irmchen; 's ist einmal nicht anders. Mir trockenem Patron wird, so oft ich die Frau sehe, wieder zumute, wie mir als kleiner Bub' war, wenn die Fee mit den goldenen Haaren dahergc-

Digitized by

kommen ist ... Und denk' ich dann an ihn, dem sie gehört, den sie über alles in der Welt liebhat, und der ihrer Gesellschaft die höchst kurioser Frauenzimmer vorzieht — da — wissen Sie, Sebald, da steigt mir die Galle!"

„Und das alte ‚toujours la reine' fällt Ihnen nicht ein? ... Immer die edle, zärtliche Gattin mit den verzeihend geöffneten Armen ... Nicht zum Aushalten! Abwechslung braucht der Mann, und wenn die Frauen ehrlich wären ... Machen Sie kein so strenges Gesicht, Herr von Klenke! Ich stoppe schon ... Aber Sie haben von Heiligen und von Feen gesprochen, ich darf von den Olympierinnen reden. Denen ist ihr täglicher Nektar gelegentlich zum Halse herausgewachsen, und sie haben sich dann zur Erde niedergelassen, um von einer weniger feinen Marke einen Schluck zu tun — die Götter und — Göttinnen."

Aurel hatte, während Fritz sprach, die Dame des Hauses beobachtet. Ein seltsamer Ausdruck flog über ihr Gesicht, als er die letzten Worte herausstieß. Wie gewöhnlich, wenn er sein Licht leuchten ließ, spielte sie die Zerstreute, hatte ihr Hündchen auf den Schoß genommen und streichelte es. Und Monsieur Fritze lag in der Ecke des unendlichen Sofas, streckte die langen Beine, erwies seiner Zigarre von Zeit zu Zeit die Gnade, sie an die Lippen zu setzen, und sah einem Rauchwölkchen nach, das er dem Plafond zuschickte. Zwischen den beiden Menschen — er jenseits, sie diesseits des breiten Tisches — bestand offenbar gar keine Verbindung. Aber — offenbar und nicht offenbar, es ist ein Unterschied ... und das Nichtoffenbare gewöhnlich das Stärkere. Etwas war hin- und hergeflogen zwischen den beiden jungen Leuten ... Kein Blick — sie hielt ja die Augen gesenkt; kein sichtbares Zeichen — sie rührte sich nicht ... ein rascher Gedanke, ein Lichtchen des Verständnisses, als der Windbeutel die Göttinnen aufs Tapet brachte. Oho, Frau Generalinspektor, sollten Sie Anlagen zu einer Olympierin in sich verspüren? Sind Sie des Nektars an Ihrem Tische und des — nein! der ... nun, zum Teufel, wie heißt sie denn, die Götterspeise ... will mir der verfluchte Name nicht einfallen? Sind Sie ihrer satt und tragen Verlangen nach anderer Kost?

* * *

Als Aurel den verwünschten Fritze die Vorbereitungen zum Balle treffen sah, fand er ihn so ergötzlich, daß er ihn beinahe liebhatte. Er nahm sogar teil an den Beratungen mit dem Dekorateur, der an der Spitze seiner Arbeiter und eines großen Möbelwagens aus Wien gekommen war. Ob für die Stiegen und die Gänge die dicken, roten Läufteppiche mit schwarzen Streifen oder die ohne Streifen gewählt werden sollten, gab doch viel zu denken, und nun erst die Verteilung der Kronleuchter und Kandelaber und die Bekleidung der Wände mit Stoffen. Es war schon bestimmt gewesen: die kleinen Salons Rosa mit Silber, der Ballsaal Grün mit Gold.

Da kam Fritz mit umwölkter Stirn. „Alles herunter! Grün geht nicht! Wir müssen Weiß nehmen."

„Warum denn?" fragte Aurel.

„Weil Grün nicht paßt zur Toilette der Frau von Klenke."

„W—as?"

„Auf rosa Duchesse fond blaßgrüne Gaze. Hat mir meine Freundin Julka verraten."

„Das erste, was ich höre — diese Viper Ihre Freundin?"

Fritz antwortete nicht; er war schon damit beschäftigt, sich Muster von weißem Damast vorlegen zu lassen. Der grüne war verschnitten, taugte nur noch dazu, bezahlt zu werden.

Sinnlose Verschwendung! ... Und diese Rücksicht auf die Toilette der Frau von Klenke — und die „Freundschaft" mit der Julka — und das Unnennbare, das neulich zwischen Irma und dem Fritze hin- und hergeflogen war? ... Was wollte da in ihm aufsteigen? Ein Verdacht ... Pfui! Ich alter Mann verstehe die Jungen nicht mehr; das ist aber kein Grund, ihnen Miserabilitäten zuzutrauen, die ich nicht hätte begehen mögen, schloß Aurel seine Betrachtungen.

Das Werk Fritzens schritt seiner Vollendung entgegen. Aus dem übrigens recht stattlichen Gasthofe war gemacht worden, was sich aus ihm nur machen ließ. Der Graf hatte zur Verherrlichung des Festes beigetragen und so viel Blumen und Pflanzen aus den Gewächshäusern, als irgend benötigt wurden, zur Verfügung stellen lassen, auch aufgetragen, dafür zu sorgen, daß die elektrische Beleuchtung des Parkes tadellos funktioniere.

Digitized by Google

Es wurden Proben angestellt, die derart gerieten, daß manche Leute fanden, es sei sündhaft, so viel Licht zu verbreiten.

* * *

Günstiger als das Wetter am Ballabend war, hätte man es nicht bestellen können. Die Luft klar und ruhig, frisch gefallener Schnee auf der hartgefrorenen Erde. Das sanfte Licht des Mondes kam einigen Wolken in seiner Nähe zugute, den Garten übergoß ein viel kräftigerer Glanz. Er entströmte Hunderten von Glühlichtern, brach aus den durchsichtig gewordenen Gängen, aus Fichten- und Tannenhainen hervor, er ließ die Fahrwege wie breite, blütenweiße Seidenbänder erschimmern. Auf ihren Schlangenwindungen fuhr ein Schlitten nach dem anderen, eine Equipage nach der anderen rasch dahin, und wie fliegende Funken nahmen die lichtsprühenden Wagenlaternen sich aus. Das Ziel all der Gefährte, der Gasthof, glitzerte und leuchtete vollends wie ein Karfunkel.

„Das ist", sagte Donatzi mit seinem pfiffigen, verjüngenden Lächeln, „ein Feuerwerk in der Permanenz."

Er selbst sah vortrefflich aus im schwarzen Frack, in weißer Weste und weißer, von der Gattin elegant und würdig geknüpfter Krawatte. Fritz hatte alle seine Schmeichelkünste angewendet, um ihn zu bewegen, die Rolle des Obergeistes der dienenden Geisterschar zu übernehmen. Ein alter Diener, dem man an seiner respektvoll vertraulichen Art anmerkt, daß er mit dem Hause verwachsen, in ihm ergraut ist, gehört durchaus zu einem noblen Feste. Schade, daß man von diesem Opus nur ein Exemplar aufstellen kann!

Die Wagen fuhren vor. Aus Pelzen, Fußsäcken und Decken hoben sich behäbige Damen und magere Herren, behäbige Herren und magere Damen, und in ihrem Gefolge schlanke Jünglinge und Mädchen. Zukünftige Offiziere, Beamte, Diplomaten oder zukünftige Müßiggänger. Komteßchen, Baroneßchen, Beamtentöchterlein, Schul- und Volkslehrerinnen. Ein lieblicher Anblick, wie sie da hinaufhüpften über die helle, geschmückte Treppe, paarweise, gruppenweise, die schönen Gesichter von der frischen Luft gerötet, die Augen leuchtend und blitzend vor Erwartung und munterer Neugier. Sie alle werden von dem köstlichen Bewußtsein getragen: Kraft des Gottesgnadentums unserer Schönheit sind wir da. Es war ja herumerzählt worden: die Unschönen sind ausgeschlossen vom Feste des Herrn Sebald. Schönheit allein gibt das Recht auf eine Eintrittskarte, und die in ihrem Besitze sind, glühen vor Stolz, daß sie den Preis bezahlen konnten.

Aurel hat im Saal einen Beobachtungsposten gewählt und betrachtet das reizvolle Schauspiel. Verwünschter Bursche, der Fritz! Einen köstlichen Menschenflor hat er da versammelt; gut gewählt mit viel Geschmack und ohne jede Rücksicht. Er hat beleidigt nach allen Richtungen der Windrose, Hoffnungen enttäuscht, empfindliche Eitelkeiten verletzt. Was liegt ihm daran? Wenn sein Fest nur gelingt. Bald — vielleicht morgen schon empfiehlt er sich auf Nimmerwiedersehen. Mögen dann die Zurückbleibenden die Suppe, die er eingebrockt hat, auslöffeln!

Dachte die Hausfrau an dieses unausbleibliche Nachspiel? Sie stand mitten in einer Schar huldigender Gäste und sah ernst und berückend aus. Eifersüchtiger Gatte, heute wirst du auf dem Roste gebraten. Alle, die sich an deine Frau herandrängen und um einen Tanz betteln, sind jetzt schon in sie verliebt.

Vor kaum einer halben Stunde hatte sie den kleinen Feenpalast betreten, in dem sie eine Nacht hindurch regieren sollte. Als die erste und ganz allein mußte sie kommen — das war Fritzens dringender Wunsch —, damit der Eindruck unbeirrt und größer sei. Die Rechnung des klugen Burschen stimmte. Irma schien geblendet ... Etwas an ihr nie Wahrgenommenes kam zutage — Schüchternheit, eine goldige Schüchternheit, die deutlich fragte: Passe ich zu dieser Pracht? Bin ich schön genug? ... O, die göttliche Hexe, die engelhafte Teufelin! Hatte sie sich denn nicht im Spiegel gesehen? Wußte sie nicht, daß ihr aus Himmel und Hölle zusammengestohlener Zauberreiz allen Glanz, alle Pracht und alle madonnenhafte, klassische und anmutreiche Schönheit um sie her glorreich überstrahlte?

* * *

Der arme Klenke litt Folterqualen und schoß zornige Blicke nach den Herrlein, die seine Frau umschwärmten wie Wespen eine

Süßigkeit. Zweimal mußte Fritz, der herbeigeeilt kam, ihm zurufen: „Hie Kleinottensburg! Sind schon da! Vorwärts, Herr von Klenke!“ bevor er sich zusammenraffte und dem Fritz folgte zum Empfang des Grafen und seiner Verwandten.

Nun traten sie ein, auf die man gewartet hatte, um den Ball zu eröffnen. Der Graf führte seine Base am Arm, ihm folgte Klenke, der die ältere der Töchter, und Fritz, der die jüngere führte.

Irma ging ihnen entgegen, die liebenswürdigste Begrüßung fand statt. Einige Minuten, und Fritz winkt zum Orchester hinauf. Der Kapellmeister steht schon an seinem Pulte, hebt den Taktstock ... Wie auf schwingenden, klingenden Flügeln kommt einhergeschwebt die hinreißende Melodie eines Wiener Walzers. Alle Geister der Anmut und Fröhlichkeit haben Stimmen bekommen, jubeln, triumphieren, schmollen und klagen auch ein wenig, um dann nur noch zärtlicher, glückseliger aufzujauchzen. Tänzer und Tänzerinnen überlassen sich dem Gewoge der rauschenden Klangfluten. Gab's noch irgendwo ein Leid, eine Sorge, sie sind untergegangen in einem Meer der Fröhlichkeit ... „Das Leben ein Tanz“ —

Aurel erinnerte sich, diesen Titel dereinst auf einem Notenhefte gelesen zu haben ... Trug ihn eine Reihe von Walzern oder von Polkas? Waren sie von Lanner oder von Strauß? Hatte er selbst sich noch tanzend im Takte ihrer Melodien gewiegt? — Das alles wußte er nicht mehr ... Nur jene Worte wurden ihm ins Gedächtnis zurückgerufen durch das Schauspiel, das die lustig dahinwirbelnden Menschen im blumendufterfüllten, leuchtenden Saale boten.

Und nicht bloß die Jungen sind von übermütiger Laune beseelt, auch die Reifen treiben kindische Spiele. Der Graf macht der Frau Generalinspektor auf Tod und Leben den Hof ... Dieser schrecklich gefährliche Mensch, dem zu widerstehen, wie die Sage geht, noch keiner gelungen ist. Was für eine sanfte Art er hat, sich einzuschmeicheln, wie bescheiden seine Blicke die Augen suchen, die er so sichtbar glühend bewundert ...

Racker! denkt Aurel. Wie schön und lieb er ist trotz seiner fünfzig Jahre! „Der alte Graf“, sagt Fritze. O Knabe, um wieviel jünger als Sie ist dieser „Alte“! Warum? Weil er trotz all und allem, was Klenke ihm vorwirft, nie plumpem Genuß allein gefrönt hat. Mit einem Saume von Schwärmerei wird selbst die flüchtigste seiner Launen verbrämt ... Warum? Weil er noch glauben und vertrauen kann, weil er sich von Leuten hinters Licht führen lassen kann, denen er an Verstand hundertmal überlegen ist ... Und eben, eben! — wegen dieser Liebenswürdigkeit und Gefährlichkeit darf die heutige Kurmacherei nicht fortgesetzt werden. Aurel geht zu ihm hinüber, winkt ihm und sagt: „Du, das geht nicht, du! ... Schau den Klenke an, den machst du toll vor Eifersucht ...“ Und mich mit, hätte er hinzufügen dürfen.

Emil lachte: „Was willst du? Ich bin weg — bin nicht Herr meiner Gefühle ... So schön wie jetzt ist mir die Frau noch nie vorgekommen ... Diese Toilette! Sieh nur den Spitzenvolant ... Meiner Treu — echte Valenciennes — meinst du nicht?“

„Bin kein Spitzenkenner.“

„Der gute Klenke auch nicht, oder — stammt dieser Schatz aus dem ungarischen Fideikommiß? .... Aber verzeih: Quadrille ‚Operettenrevue‘ — die habe ich mich verleiten lassen, mit der Hausfrau — zu schreiten.“

* * *

Aurel hatte dem Fest eine kurze Zeit opfern, sich aber dann möglichst unbemerkt davonstehlen wollen. Statt dessen verging Stunde um Stunde, und er war noch immer da. Er besuchte den Märtyrer Klenke, den sie im Spielzimmer zur Teilnahme an einer Whistpartie genötigt hatten; er führte ein kleines Gespräch mit Donatzi, der das geplünderte Büfett eben neu besetzen ließ; er kehrte in den Saal zurück, immer wieder in den Saal. Wie leuchtete sie, die es heute so vielen antat, unter den vorbeiwirbelnden Paaren hervor! Etwas Berauschendes ging von der Magyarentochter aus, von ihrer zierlichen Gestalt, von der schimmernden Wärme ihrer Hautfarbe, dem tiefen Dunkel der reichen, weichen Haare, dem freudigen Lachen ihrer Augen. Jetzt hatte sie alle Schüchternheit abgelegt, befand sich in ihrem Esse, genoß wieder ihre angeborene Selbstsicherheit.

Allmählich war Aurel doch etwas müde geworden und hatte Zuflucht in einem Fauteuil gesucht, der in einer Ecke stand. Ein paar umfängliche Damen in sehr reich geputzten Gewändern nahmen rechts und links

Digitized by Google

von ihm Platz, andere und wieder andere neben diesen. Seine Nachbarinnen mußten immer näher an ihn heranrücken, bis er sich endlich, von einer Masse von Stoffen, Rüschen und Spitzen halb verdeckt, ausnahm wie das dekorierte Brustbild eines verkleideten wallonischen Reiters.

Schon war der Kotillon im Gange; den tanzte Irma mit dem Festgeber. Nun, das gebührte ihm. Nach einer eben beendeten Tour rief der Vortänzer: „Damenwahl!“ und die jungen Frauen und Mädchen erhoben sich.

Irma, das Ziel aller Augen und Wünsche, schritt an einer Reihe von Herren vorbei und beantwortete ihre bittenden Blicke und Gebärden mit leisem Kopfschütteln. „Sie nicht! Sie nicht!“ sagte ihre schalkhafte Miene ... Wer denn? Die Spannung wuchs. Wer wird gewählt ...? Einer, der sich, weiß Gott, dieses Glückes nicht versieht, es auch nicht zu schätzen weiß — der halbvergrabene Aurel.

Mit lieblicher Entschlossenheit trat Irma vor ihn hin, machte einen kleinen, herzigen Knicks und sagte: „Damenwahl, Herr Baron. Ich bitte.“

Er schoß einen Blick nach ihr, verblüfft, entrüstet ... Er haßte sie in dem Moment. Die Hexe! Wollte sie ihn ins Elend der Lächerlichkeit stürzen? Um ihn herum wurde geschmunzelt, gekichert ... Die Herren und die Damen benahmen sich wie devote Untertanen, wenn die Majestät zu spaßen geruht.

Mitten im Saal stand der Fritze und sah herüber — ehrlich erstaunt, und ein lautes, herzliches „Bravo!“ erscholl — das hatte der Graf ausgerufen.

Aurel stand auf und wuchs jetzt empor zum Kniestück: „Danke, meine gnädige Frau; nehme die Auszeichnung für empfangen an.“

„Ich aber nehme keinen Korb an. Damenwahl. Ich bitte, Herr Baron.“

„Um Entschuldigung, gnädige Frau — ich kann Ihren Zweischritt nicht tanzen!“

„Sechsschritt also! Dreischritt — mir um so lieber!“

Da verneigte er sich, tief, nach alter Manier, ohne abschließenden Emporschneller. Er hatte alles Blut im Kopfe, seine Halsadern klopften. Vorsichtig teilte er die Seidenwogen zu seinen Füßen, legte den Arm um Irmas Taille und zog sie kräftig an sich ...

Und wenn's das Leben gilt, und wenn sie ihn tot hinaustragen — er tanzt. Herbei seine alte, einst so gern geübte Kunst! Fort mit vier beschwerenden Jahrzehnten! Der Wille ist auch etwas. Er wollte sich jung fühlen, und es gelang. Jugend strömte ihm entgegen aus der blühenden Gestalt in seinen Armen, und was ihn feurig beseelte, war Trotz, war Haß, war Liebe ...

Nicht lügen, dir nichts vorlügen, alter Mensch! Es war leidenschaftliche Liebe. Ihn durchdrang ein unaussprechliches Glücksgefühl, als sie ihm in die Augen sah und sagte: „O, wie herrlich Sie tanzen! So hat noch niemand mit mir getanzt!“

Völlig hingegeben überließ sie sich seiner Führung, und er glitt und schwebte mit ihr im Kreise — nicht wie ein stürmischer, jeder Wallung unterworfener Jüngling — wie ein Mann, in voller Herrschaft über seine gebändigte Kraft.

* * *

Er hatte sie kaum auf ihren Platz zurückgebracht, als ihn schon eine Korona von jungen Damen umgab. „Auch mit mir eine Tour! Auch mit mir!“ baten sie. „Und mit mir zwei Touren!“ bestürmten ihn die Kecksten.

Er faßte allen Atem zusammen, den er noch übrig hatte: „Erbarmen Sie sich, meine Damen! ... Sehen Sie doch Ihre Tänzer an ... Diese drohenden Blicke! ... Sie werden nicht wollen, daß ich morgen beim Erwachen zehn Herausforderungen auf meinem Tische finde!“

„Kotillon!“ rief der Vortänzer, und die Musik setzte mit neuem Schwunge ein; die Klänge des Ballsirenenwalzers perlten vom Orchester herab. Zwischen den Tanzenden und den auf der Estrade thronenden Müttern fand Aurel den Weg zur Flucht.

Die Furcht, verfolgt zu werden, begleitete den Ausreißer. In der Garderobe fragte er mit so auffallender Hast und Ungeduld nach seinem Mantel, daß man hätte vermuten können, er beabsichtige, sich in aller Eile fremdes Eigentum anzueignen.

Die Behüterinnen vieler Pelze und Umhänge baten um die Marke. „Marke — was? ... So ja!“ da hatte er sie ja, zog sie aus der Westentasche. Sie entsank seinen zitternden Fingern, fiel vermutlich in eine Klunse, war nicht gleich zu finden. Man suchte. „Lassen Sie's — lassen Sie's gut

sein — der Mantel wird morgen abgeholt," und so lief er davon, wie er ging und stand. Nur fort — fort! nur nicht zurückgenötigt werden zu den Tanzenden in den Saal.

Ins Freie gelangt, in die herrliche reine Winterluft, da fühlte er sich wohl. Da löste sich der eiserne Ring, der ihm die Brust umpanzert hatte, und er atmete wieder frei ... Über den künstlich grell beleuchteten Garten schweifte sein Blick zu den lieben stillen Bergen, auf denen das sanfte Himmelslicht lag und empor zu den Sternen, und seine arme kampfgepeitschte Seele suchte Frieden in ihrem Anblick. Gebt ihn, ihr Herrlichen! Ihr überwältigenden Zeugen einer unermeßlichen Schöpfermacht ... Auch wenn er nicht daheim ist bei euch, auch wenn ihr Stätten des Ringens und Leidens seid — die Ahnung einer Größe gibt ihn, vor der die Menschenqual zu nichts zusammensinkt ...

„Herr Baron! Herr Baron!" hörte er plötzlich rufen und sah sich um. Es kam etwas auf ihn zu, das sich ausnahm wie ein ovaler Mond. Aha, der tiefe Ausschnitt von Fritzens Weste bildet ihn. Der Jüngling rannte einher, barhäuptig, in Schuhen und Strümpfen, und trug auf dem Arme den Mantel Aurels. Den legte er ihm um die Schultern und sagte: „Famos haben Sie das gemacht! wirklich famos!" drehte sich auf dem Absatz herum und verschwand so rasch, wie er erschienen war.

* * *

Aurel begab sich zur Ruhe, erwartete aber nicht, sie zu finden, und schlief auch erst kurz vor der Zeit ein, zu der er sonst aufzustehen pflegte. Ihm träumte, daß er auf dem Balle sei und tanze, aber nicht mit der schwarzäugigen Irma, sondern mit der sanften, blonden Frau, die er einst geliebt und verlassen hatte — seine einzige schwere, Frauen gegenüber begangene Schuld ... Nun war die Liebende wieder die Geliebte, und er schloß sie ans Herz und fragte: „Hast du mir verziehen?" Und sie küßte ihn, und sie waren zwei junge, schöne, glückselige Menschen ...

Mit Widerwillen wandte er sich ab, als ihm dann beim Rasieren sein greises Gesicht aus dem Spiegel entgegensah ... Grausam ist doch das Leben ... Eine Tragikomödie, die von dem, der ihren Helden abgibt, nur als Tragödie empfunden wird; dieser schreiende Widerspruch zwischen den Gefühlen, die ein Mensch hat, und seiner Berechtigung, sie zu haben.

Und nun gar die seinen! Sie sind alles zärtlichen Verlangens vollendete Karikatur ... Wenn seine Wünsche Entgegenkommen fänden, was bliebe ihm, dem anständigen Manne, übrig, als zu sagen: „Bedaure, gnädige Frau, mir ist aber die Ehre meines Freundes Klenke nicht um ein Haar weniger heilig, als dem ägyptischen Josef die Ehre seines Brotherrn Potiphar gewesen ist."

Er lachte gallbitter bei diesem Gedanken, der ihm kam, während er sich auf dem Wege zu den Stallungen befand, die heute seinen Besuch ungewöhnlich spät empfingen. Im eiligen Vorüberschreiten am Gasthause sah er, daß es seine alte Physiognomie wieder angenommen hatte. Mit märchenhafter Geschwindigkeit war es seines Schmuckes entkleidet worden. Die Möbelwagen hatten alles wieder verschlungen: Spiegel, Teppiche, Kronleuchter, Tapeten, alles, alles. Der Diener Fritzens überwachte das Aufladen der Koffer seines Herrn, die zugleich mit den anderen Kostbarkeiten nach Wien zurückgebracht werden sollten.

Dem heimkehrenden Aurel kam Donazzi gut gelaunt entgegen. „Wissen Sie das Neuste? Wir verlieren unseren Sebald heute schon. In ein paar Stunden dampft er ab — ich wünsche ihm alles Glück. Er veranstaltet sich noch einen noblen Abgang, hinterläßt uns ein Fest im Gasthof Nummer zwei — heißt sonst auch das Wirtshaus. Große Vorstellung — Freitheater mit Büfett. Ein Taschenspieler ist schon da, Komödianten sollen gleich eintreffen ... Meine Mali weiß vor Vergnügen und Plaisir nicht mehr aus noch ein."

Einige Minuten später ließ Fritz sich melden, und Aurel empfing ihn mit heller Verwunderung. „Wie das alles im Sturme geht! Aus der Balltoilette ins Bad, nicht wahr? Aus dem Bad in den Reiseanzug — und in was für einen! ... Sapperlot, Fritze, jedes englische Modejournal kann sich vor Ihnen in Grund und Boden schämen! Setzen Sie sich."

„Keine Zeit, Herr Baron. Ich komme nur, mich bei Ihnen zu empfehlen."

Aurel stand vor ihm und betrachtete ihn. „Sagen Sie mir, werden den weiblichen Reisenden die Augen verbunden, bevor Sie

Digitized by Google

ins Coupé steigen, Fritze? Dafür muß gesorgt werden. Die Damen könnten erfahren, daß Sie Bräutigam sind, und dann gibt's ein Unglück."

Der Scherz wurde nicht gut aufgenommen. Fritz beantwortete ihn nur mit einem hochmütigen Achselzucken.

„Haben Sie sich im Schlößchen schon empfohlen?"

„Ist geschehen."

„Heute abend — ich muß doch wissen, wo meine Gedanken Sie suchen sollen — sind Sie bei Ihrer Braut?"

„Es hängt von einem Telegramm ab, das ich auf der Station finden werde. Möglicherweise halte ich mich einen Tag unterwegs bei einem Freunde auf."

„Und Ihre Braut kann warten?"

„Hoffentlich. Jedenfalls muß sie's lernen. Adieu, Herr Baron."

„Hol' Sie der Teufel, Fritze," sagte Aurel, reichte ihm die Hand und war ein bißchen, aber nur ein ganz kleines bißchen gerührt.

„‚Und dann schieden sie, beid' in Freundschaft wieder versöhnet'. Schlagen Sie im Brockhaus nach, ob das von Homer ist oder von Dante. Adieu."

Einmal wieder frech, dachte der Baron und konnte ihm doch nicht böse sein. Er fand ein gewisses Etwas an diesem Menschen, das ihn zur Nachsicht stimmte. Worin es nur bestehen mochte? Vielleicht in einem — ihm selbst unbewußten oder wohl gar beschämenden — Ton von Liebenswürdigkeit in der Disharmonie seines widerspruchsvollen Wesens ... Ist in seiner Toilette gigerlhaft wie ein dummer Ladenschwengel und weiß die Ilias auswendig ... trägt mir gestern meinen Mantel nach und behandelt mich heute wie einen alten Esel. Das ist widerspruchsvoll. Aber daß er nach seinem Feste für die Honoratioren nun auch an die Dorfbewohner und Diener denkt, das ist liebenswürdig.

* * *

Klenkes hatten bei Tisch einige Herren zu Gast, mit denen der Inspektor am Nachmittag nach Kleinottensburg und von dort nach der Provinzialhauptstadt zu einer Generalversammlung fahren sollte. Selbstzufriedene, joviale Beamte, die sich die feinen Weine schmecken ließen und die vortreffliche Küche nicht genug loben konnten. Irma erwiderte mit ziemlich affektierten Entschuldigungen. Ihre Leute machten ihr durchaus keine Ehre. Nebensache war ihnen heute der Dienst. Sie hatten nichts im Kopf als die Vorstellung, die im Wirtshaus ihrer wartete. Ein Andenken an Herrn Sebald. Erst mußte er die ganze Umgegend in Aufruhr bringen mit seinem Fest, jetzt wird der Ort alarmiert.

„Aber der Ball war doch wunderschön, meine Gnädige," meinte einer der Herren.

Klenke lachte. „Ja, meine Frau fände das auch, wenn ihn nur der Fritz Sebald nicht veranstaltet hätte, aber der Unglücksmensch, der hat es bei ihr verschüttet. Was der auch angefangen hat, um ihr zu gefallen — nichts war ihr recht."

„Ah nein!" erwiderte Irma, „gegen den Ball sag' ich nichts. Der war ja ganz gelungen ... Und unvergeßlich wird mir ein Walzer sein ..." Sie vollendete nicht, sie sah ihren Nachbarn Aurel von der Seite Verständnis suchend an ... Im selben Moment aber zuckte sie zusammen, ein lichter Streifen zog sich ihre Wangen entlang, und ihre Hand, die neben dem Teller lag, zitterte.

Vom anderen Ende des Tisches war ein Blitzstrahl ihr zugeschleudert worden und hatte gut getroffen. Er kam aus den drohenden Augen ihres Gatten. Auch sehr Mutigen hätte er wohl die Qual eines jähen Entsetzens kennen zu lehren vermocht.

Eifersüchtig? dachte Aurel mit einer Regung schmerzlichen Humors. Die Ehre hätte er sich nicht träumen lassen. War denn Klenke nicht daran gewöhnt, seine Frau ihre Zierlichkeiten und Koketterien an dem ungefährlichen Wintergast ausüben zu sehen? Diese Geschmacklosigkeit hatte früher Aurels Entrüstung erregt. Jetzt empfand er nur das Leiden, das sie ihm verursachte. Seitdem er die schöne Frau in seinen Armen gehalten hatte, vermochte er keinen Groll mehr gegen sie anzufachen, übte keine Kritik mehr an ihr. Er fühlte nur ein brennendes, verzweiflungsvolles Begehren.

Sie haben keine Ursache, eifersüchtig zu sein, lieber Klenke! Ihr Nebenbuhler ist harmlos, gerät höchstens selbst in Gefahr ... Wenn die gar zu bedrohlich würde, dann freilich bliebe nichts übrig als Flucht, es hieße: Entwurzle dich, alter Baum! — und das wäre nicht leicht.

Frau von Klenke richtete während des Restes der Mahlzeit kein Wort mehr an ihn,

Digitized by Google

sie kämpfte auch nicht mehr gegen die Müdigkeit an, unter der sie so sichtbar litt. Der Gatte suchte offenbar, sie zu beruhigen nach dem Schrecken, den er ihr verursacht hatte. Gutmütig besorgt fragte er, ob man der kleinen Frau die durchtanzte Nacht nicht ansähe? Und nach dem Kaffee bestand er darauf, daß sie von der Gesellschaft Abschied nehme und sich zur Ruhe begebe. Er legte ihren Arm in den seinen, und sie — ein wehmütiges Lächeln um den roten Kindermund, ganz Gehorsam, ganz Ergebung — ließ sich willenlos von ihm fortführen.

Jetzt — stellte Aurel sich vor — wird Abschied genommen für zwei Tage, als wär's für zwei Jahre ... Das Gewissen regt sich, er sieht ein, daß es närrisch war, sie wegen eines unschuldigen Scherzes mit den Augen fressen zu wollen. Er entschuldigt sich. Sie verzeiht. Zärtlichkeiten machen alles wieder gut ...

Vor der Abfahrt teilte Klenke dem Baron noch mit, daß er der Julka auf die Seele gebunden habe, ihre Gebieterin keinen Augenblick zu verlassen. „Bei der armen Frau ist eine Migräne im Anzuge, sie braucht Ruhe, absolute Ruhe ... Und Sie? Wie werden Sie den Abend zubringen?"

Es war ihm offenbar sehr angenehm, zu hören, daß Aurel dem Herrn Pfarrer versprochen habe, sich zu einer Partie Schach bei ihm einzufinden. Sein sonst so getreuer Partner, der Kooperator, ließ ihn heute im Stiche; auch er wollte die Produktionen im Wirtshause mitansehen.

Nicht ohne Selbstüberwindung reichte Klenke vor der Abfahrt Aurel die Hand. „Übermorgen bin ich gewiß wieder da — möglicherweise aber schon morgen."

Den warnenden Ton dieser Worte fand der Freiherr komisch. So hatte sie es richtig durchgesetzt, das Unglaubliche und Unsinnige. Ihr Mann war eifersüchtig auf ihn. Wozu das nun gut sein sollte? Wenn er doch klug genug wäre, sich auszudenken, welche Absicht sie dabei verfolgte, was sie damit erreichen wollte?

* * *

Die Schachpartie dauerte lange; es war ziemlich spät, als Aurel die Pfarrei verließ und nach kurzer Wanderung in die Nähe des Schlößchens kam. Auch das Wetter hatte sein Feierkleid abgelegt. Verdrießlich schaute der graue Himmel zur Erde herab, große, harte Schneeflocken fielen; der Garten, den gestern eine Fülle bunten Glanzes erleuchtet hatte, senkte und dehnte sich in bleicher Einförmigkeit dem waldigen Halbkreise seiner Umgebung zu. In der Ferne, zwischen den Bäumen des Tiergartens, meinte Aurel ein rotes Licht aufblitzen zu sehen. Doch verschwand es alsbald wieder, und er hatte wohl nur eine Sinnestäuschung gehabt. Auf dem freien Platz vor dem Schlößchen blieb er stehen. Die Fenster waren verhängt; in Dunkelheit und Stille lag das niedliche Haus; die Feindin, die Quälerin, schlief.

Plötzlich wurde die tiefe Lautlosigkeit durch einen gellenden Schrei unterbrochen. Er war im Hause ausgestoßen worden, und unmittelbar folgte ihm ein heftiges Pochen wie an eine verschlossene Tür ... dann angstvolles Hin- und Herreden ... Im nächsten Augenblick das Geräusch eines zurückgeschobenen Riegels, des hastigen Drehens eines Schlüssels ... Und nun stürzte Julka unter der Veranda hervor und lag zu Aurels Füßen. „Sie! Sie! ... Eine Gnade des Himmels, der meinen Tod nicht will ... Der Herr! der Herr!" Sie wimmerte, sie deutete mit dem Kopfe nach dem roten Punkt, der keine Sinnestäuschung gewesen, der näher und näher kam, den die Azetylenlampe im Schlitten Klenkes bildete. Mit zigeunerhaft flehenden Gebärden umfaßte Julka die Knie des Barons. „Gott ist mein Zeuge — vor die Pferde hab' ich mich werfen wollen — damit er stehen bleiben muß — aber — Gott schickt Sie ... Halten Sie den Herrn auf — fünf Minuten nur ... Lassen Sie ihn nicht ins Haus ... fünf Minuten nur, und er ist fort —"

„Er? — Wer?"

„Wenn ihn der Herr trifft, er schlägt sie tot — Sie wissen nicht, wie er ist, wenn er eifersüchtig ist — Herr Baron ... Gnädigster! Heiligster! Engel! Lassen Sie ihn nicht herein — fünf Minuten — und sie ist gerettet —" Sie sprang auf und rannte ins Haus zurück.

„Fünf Minuten ... So geschwind wird dieses Mal die Gigerltoilette gemacht sein?" Aurel biß die Zähne zusammen und knirschte: „Niederträchtige! ... Er, der die Ballrechnung vorlegt, sie, die bezahlt ... Und der Mensch, der da einhergejagt kommt - vielleicht getrieben von der Eifersucht auf mich.

Digitized by Google

Der Mensch mit dem bekannten toten Punkte im Auge des Ehemannes ..." Er lachte — es klang wie ein Schluchzen, und ihm war, als risse etwas in seiner Brust. „Ich muß ihm doch den Trost geben, daß er keine Ursache hat ... Wie nur? ... Was nur? ... Halt!" schrie er aus allen Kräften dem Kutscher zu, der sein Gespann der Veranda entgegenlenkte, und griff nach seiner Brieftasche; statt ihrer kam ihm sein Zigarrenetui in die Hand — ein kostbares Geschenk der Gräfin und ihm so wert ... Aber — keine Zeit, zu wählen. Der Zufall will's. Da lag es auf dem Boden, und in einem Anfall von Trotz und Zorn stieß er es mit dem Fuße tief in den Schnee.

„Ho! ola! ola!"

Klenke erhob sich im Schlitten. „Ja — was heißt denn das? Der Baron?" ... Er wickelte sich aus der Pelzdecke, stieg aus und gab dem Kutscher einen entlassenden Wink.

Aurel hielt den Kopf gesenkt. „Mein Zigarrenetui, Herr Inspektor, da — gerade da muß es liegen."

„Zigarrenetui?"

„Geben Sie acht! Sie treten noch darauf ... Haben Sie Zündhölzchen? Bitte."

Mechanisch zog Klenke das Feuerzeug aus der Tasche und reichte es ihm und war voll Mißtrauen. „Die Schachpartie hat aber lange gedauert."

„Und rauchen darf man nicht — und will's gleich nachholen ... Sagen Sie mir nur, was führt Sie denn so plötzlich daher?"

„Ich hätte auch noch früher kommen können. Die Generalversammlung ist verschoben. Aber Sie kennen ja die Gastfreundschaft in Kleinottensburg, wir mußten beim Souper bleiben."

Aurel hatte ein Wachskerzchen in Brand gesetzt und leuchtete damit auf dem Boden herum. Die Schneekristalle stachen ihm wie mit spitzen Nadeln in die Augen, er fühlte ein furchtbares Brennen im Kopfe, eine atemraubende Beklemmung in der Brust. Aushalten! aushalten! dachte er und murmelte: „Steife Finger — Ungeschicklichkeit —"

Klenke stocherte mit seinem Stocke im Schnee herum — etwas silbern Glänzendes kam zum Vorschein. „Da, sehen Sie — da liegt's ja —"

„O — danke!" Aurel griff danach und —

„Der Herr! der gnädige Herr!" ließ die Stimme Julkas sich vernehmen. Sie kam geschäftig einher mit einer Laterne. „Nein, die Überraschung! Nein, die Gnädige, wird die sich freuen!"

Das Gesicht Klenkes heiterte sich auf. „Hat sie noch Kopfschmerzen?"

„Sind vorbei, habe den ganzen Abend Umschläge gemacht. Seit einer Stunde schläft sie. Soll ich sie wecken?"

„I nu nein, was Ihnen einfällt! Empfehle mich, Herr Baron, wünsche eine gute, die allerbeste Nacht!"

Ein Händedruck, in dem sich dieses Mal die ganze alte Herzlichkeit aussprach, und der Inspektor ging heim, begleitet von seinem Hausgeiste.

* * *

Der Diener Aurels war, ihn erwartend, auf einem Stuhl im Vorzimmer eingeschlafen. Als das Eintreten des Barons ihn weckte und dieser im Vorübergehen unter die Hängelampe trat, erschrak er über das Aussehen und den müden, schleppenden Gang seines Herrn. Von allen schlimmen Anzeichen das schlimmste: Aurel ließ sich — was noch nie vorgekommen war — beim Auskleiden helfen.

„Wie verloren ist er gestern abend gewesen," sagte der Diener am nächsten Morgen zu Donatzi. „Und jetzt liegt er noch im Bette, rührt sich nicht, spricht nicht, hat verglaste Augen."

Der Arzt, den Donatzi herbeirufen ließ, äußerte sich sehr beängstigend und riet, an den Grafen zu telegraphieren.

Aurel klagte nicht, behauptete, keine Schmerzen zu haben. Nur eins quälte ihn, die Sorge vor einem Besuche. „Lassen Sie niemand herein, lieber Donatzi. Sie verstehen — niemand! Versprechen Sie, schwören Sie!"

Donatzi versprach; ihm ahnte, wessen Besuch der Baron fürchtete. Ihm gegenüber schwieg er, als aber die Frau Generalinspektor, die alle fingerlang geschickt hatte, um fragen zu lassen, wie es ginge, sich auch einmal selbst einfand, nahm er kein Blatt vor den Mund. „Der verfluchte Ball ist an allem schuld! Schon die Vorbereitungen ... Hat der Herr Baron nicht zehnmal im Tag hinüberlaufen müssen, um dem Affen, dem Sebald, mit seinem Rat beizustehen? ... Und auf dem Ball hat er gar tanzen müssen, und ganz echauffiert ist er

Digitized by

ohne Mantel davongelaufen — sagen die Garderobefräulein —, um sich vor weiteren Aufforderungen zum Tanze zu retten ... Und jetzt haben wir's — das Nervenfieber oder die Lungenentzündung, oder was es ist."

Am folgenden Tage in aller Gottesfrüh trafen der Graf und die Gräfin ein. Sie hatten ihren Hausarzt mitgebracht, der sich sogleich zu dem Kranken begab. Er konnte nichts Beruhigendes über seinen Zustand sagen. Der Anfall war zu heftig, die Kraft gering und das Fieber noch im Steigen.

Als der Graf und die Gräfin an sein Bett traten, zeigte Aurel keine Überraschung. Mit dankbarer Liebe begrüßte sie sein Blick und blieb dann auf der Tür ruhen, durch die Klenke eben hinausgeschritten war. „Fühlt sich glücklich — ist stark und gesund," flüsterte er, „und ich bin alt und schwer krank, aber — ich möchte mit ihm nicht tauschen."

Die geliebte Frau neigte sich über ihn und faßte seine Hand.

Nun fühlte er nur noch den beglückenden Segen ihrer Nähe ... „Nicht tauschen ..." Er sah ihr voll in das milde, besorgte Gesicht und sagte kaum hörbar, wie ein Wort im Vertrauen: „Und mit dem Fritz auch nicht."

Bayard lernt Laute spielen.

Ballade.

Wohl ist die holde Kunst ein süßes Ding
Auch dem, der herben Ritterschlag empfing,
Doch, macht sie auch ein armes Leben reich,
So macht sie doch die harte Hand auch weich.

Weich Hand und Herz — das taugt dem Herren nicht!
— Der Falkoniere zog ein schief Gesicht,
Als König Franz mitleidig fliegen ließ
Den grauen Reiher, den sein Falk' erstieß.

Und doch, Bayard, du greifst zum Lautenspiel,
Du, dem der Trommel dumpfer Lärm gefiel?
Hast du ein Liebchen wie die andern gar,
Lüstet des Nachtigallenschlags den Aar!?

„Die Hand, die Napoli bei Fuoro schlug,
Ist wohl zum Lied der Frau'n nicht weich genug,
Doch fehlt ein Heldenlied zu Ruhm und Ehr'
Für jenes vor uns nie besiegte Heer.

Da meinem Herzen die Ballade fehlt,
Hab' selber Lied und Laute ich gewählt
Und denke, auch des Feindes Herz bezwingt
Das Lied, das seinem Stolz der Sieger singt."

Börries Freiherr von Münchhausen.

Digitized by Google

Braunschweig im Jahre 1688.

Braunschweig.

Ein deutsches Städtebild von Prof. Gustav Bohnsack.

I.

Man konnte sich einst ganz weltabgeschieden vorkommen inmitten der Senkung, die schluchtartig den im Osten der Stadt Braunschweig gelegenen Nußberg der Länge nach spaltet. Jetzt freilich ist das kleine Tal völlig verändert, seitdem das Militär dort eine ganze Reihe von Schießständen eingerichtet hat. Aber noch vor vierzig Jahren hatte man dort in der Tiefe den Eindruck völliger Einsamkeit, und das war an Herbstnachmittagen ein hoher Genuß. Bedeckter Himmel gehörte dazu, nicht lustiger Sonnenschein. Ein winziges Bächlein durchzog den moorigen Wiesengrund da, wo sich die Schlucht kraterartig erweiterte. An zweien der steilen Hänge wucherte wildes Buschwerk, die beiden anderen Seiten aber waren mit prächtigem Baumwuchs bestanden, der sich nach Süden in der Schlucht noch mehr verdichtete und über dem Fahrweg einen Laubengang bildete, welcher sich bei dem herbstlichen Dunst in eine wahre Unendlichkeit zu verlaufen schien. Ein verschlungener Pfad führte durch Busch- und Baumwerk zu der westlichen Erhebung, und nun stand man plötzlich auf der Höhe und im Freien.

Ich habe diesen köstlichen Gegensatz noch genau im Sinne. Wer freilich landschaftliche Schönheit in üppigem Wechsel großer und kleiner Motive suchte, mochte sich zunächst wohl enttäuscht fühlen. Der große Exerzierplatz, in einer Länge von anderthalb Kilometern sanft abfallend, lag zwischen der Höhe und der Stadt, voller Sanddünen und mit kümmerlichen Rasenstreifen durchzogen, eine Öde jedoch nur für denjenigen, der es nicht empfinden konnte, wie sich der fahlgelbe Gesamtton dieser gewaltigen Fläche aus hundert Farben zusammensetzte, vom intensiven Rot zum ausgesprochenen Grün, zusammengehalten vom grauen Himmelsreflex. Und dahinter die Stadt im zarten Dufte, in der Ausdehnung von Nord nach Süd ihren ganzen Reichtum an Türmen entfaltend — fast noch ganz so wie auf einem alten Stiche vom Jahre 1688 zu sehen, nur daß die Umwallungen verschwunden sind.

Wie anders jetzt! Zwar sieht man auch heute noch den hochbedachten Bau der Ägidienkirche, der in seiner Massigkeit die bewegte Silhouette der Stadt gleichsam einleitet, Petri-, Michaelis-, Martinikirche folgen; auch der Dom ist noch kenntlich, und die malerischen Türme der Katharinen- und der Andreaskirche verleugnen auch jetzt nicht ihre Reize. Aber dem Beschauer weit näher erhebt sich am Giersberge ein Kind der neuesten Zeit, der mächtige Wasserturm; die neuen Kirchen von St. Johannis und St. Pauli ragen weit höher in die Luft als ihre alten Schwestern, und ganz nahe am Rande des Stadtparkes steht die neue Garnisonkirche. Dazu schieben sich vor die alten krausen, durch allerlei Baumwuchs unterbrochenen Häusergruppen neue, mit grauen Zementdächern versehene Straßenzüge, und zuletzt ist auch der große Exerzierplatz verschwunden, ein nagelneuer Park bildet den Vordergrund. Gestört ist das alte Bild. Nicht mehr der melancho-

Digitized by Google

Innere Ansicht des Domes. Blick nach Osten.

lische Vordergrund und dahinter die sich in gleichem Rhythmus abperlende Reihe von Türmen; nein, starke Akzente herrschen, ein energisches Vor und Zurück von Gruppen, und wir müssen uns sagen, daß nur wenige Jahrzehnte vergehen werden, bis uns der sich rasch entwickelnde Park den Ausblick auf die Stadt von unserer Höhe ab ganz entzogen haben wird.

Unerfreulich gewiß für den, welcher das alte Bild in seinem Gemüte bewahrt hat, und doch — wollen wir darob die Neuzeit schelten? Dürfen wir die heutige Generation zwingen, altes Liebgewordenes unter allen Umständen zu schonen und dabei berechtigten Bedürfnissen zu entsagen? Noch vor kurzem, als wir uns voll Wehmut das entschwundene Bild in unserer Phantasie heraufzubeschwören versuchten, kam uns diese Frage. Und als wollte die Natur versöhnend die Antwort geben, spannte sich da im flachen Bogen von einem Ende der Stadt zum anderen eine starre, graue Wolkenschicht hin, und darunter bis in die Stadtsilhouette hinein ein helleuchtendes, zartgelbliches Gewölk, und dieser Ton verschwamm nach rechts

Digitized by Google

in ein herrliches Violett, welches ſich auf den letzten Spitzen der Stadt faſt unheimlich zu einem ſchweren Ultramarinblau verdichtete und verdunkelte.

Was war dieſem Zauber gegenüber alles Menſchenwerk! Je mehr die Sonne ſank, deſto mehr umſpann auch das Neue ein gleichmäßig prächtiger Duft. Ausgelöſcht war die vorher ſo ſtark empfundene Disharmonie zwiſchen Alt und Neu. Das herrliche Abendbild verwiſchte unſere alten Erinnerungen, und eine neue prächtige Harmonie erſtand.

Wird nicht kommenden Geſchlechtern, denen die Erinnerung an die frühere Erſcheinung fehlt, der zu voller Schönheit gediehene Park ein ebenſo werter Beſtandteil ihrer Lebensfreude ſein? —

Ähnlichen und im einzelnen noch ſtärkeren Wandlungen werden wir auf unſeren Wegen durch die Stadt häufig begegnen. Verſuchen wir uns auch hier der Gegenwart zu freuen!

* * *

Noch ſteht der Kern des St. Blaſius-Domes ſo da, wie ihn Heinrich der Löwe in den Jahren 1173 bis 1184 erbaute, als Mittelpunkt der damaligen wie der heutigen Stadt; und wer ſich überzeugen will, wie das Innere romaniſcher Dome zu jener Zeit gedacht wurde, wer ſich nicht verſehen hat an den nackten, farbloſen Wiederherſtellungen unſerer Tage, der ſtelle ſich an einem ſonnigen Spätnachmittag unter den dritten Bogen der nördlichen Arkade und ſehe nach dem Chore und dem ſüdlichen Kreuzarme. Die Sonne ſcheint durch die große Roſette zwiſchen den Türmen lang hinein in das Mittelſchiff, dunkler und dunkler wird es nach Oſten zu; ſtolz erhebt ſich jene nur der romaniſchen Periode und vornehmlich Deutſchland eigene Bühne, der hohe Chor über der Krypte, welche ſich hier bis in die Vierung hinein erſtreckt. Eine impoſante Treppe führt hinauf, in zwei Drittel ihrer Höhe ſtehen Gemeindealtar und Kanzel, vor dem Aufgange die liegenden Bildniſſe Heinrichs und ſeiner Gattin Mathilde. Hohe Schranken trennen den Vierungsraum ſeitlich von den tieferliegenden Kapellen der Kreuzarme. Und nun ergießt ſich auch das volle Sonnenlicht aus den Hochfenſtern des ſüdlichen Armes über die gegenüberliegende Wand, die noch den ganzen Zauber der alten Bemalung trägt. Das tiefe Blau der Bildergründe wird gemildert, die Gewänder der Figuren leuchten in wärmeren Farben, hier und da das Weiß eingeſtreut und dann das Gold als letzte Steigerung, das Gold, welches nur glänzt, je nachdem der Beſchauer von den Reflexen getroffen wird, ſonſt aber ſich abſtuft in rötlichen und grünlichen Schattierungen. Und dieſe Farbenpracht wird matter, bleibt aber immer noch energiſch unter der Vierungsdecke, ſchwächt ſich an den Seiten des Chorquadrats nochmals ab, um dann wieder glän-

Die nördlichen Seitenſchiffe im Dome.

zender hervorzutreten an dem dem Lichte zugewandten Hochaltar und der darüber hinwegschauenden Bemalung der Absidenkuppel — ein architektonisches Gedicht!

Ist das nur vereinzelte Wirkung, durch besondere Beleuchtungsverhältnisse bedingt? Gewiß nicht. Ein trüber Wintermorgen, wie es deren in unserem Norddeutschland so viele gibt, bietet ein völlig verschiedenes, doch ebenso erhebendes Bild. Dann erstrahlt der große Kronleuchter im Mittelschiff in fast hundert Lichtern, Gemeindealtar, Kanzel und das schwebende Triumphkreuz bilden den Schluß des benutzten Raumes; dahinter aber erscheint der mächtige Chor, verschwimmend fast in Duft und Dunkel, nur ab und an leuchten lebhaftere Farben hervor, leuchtet der Goldglanz. Der Blick nach rückwärts zeigt die Orgelbühne, der Prospekt in seinem herrlichen Aufbau so gegliedert, daß die Rosette dahinter sichtbar bleibt — ein Werk vom Meister Wiehe aus dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts —, ist dem Ganzen prachtvoll eingepaßt. Er schimmert im Glanze seiner weißen Pfeifen, dem milden Tone des umrahmenden Eichenholzes, der sparsamen und

Das Gewandhaus.

Digitized by Google

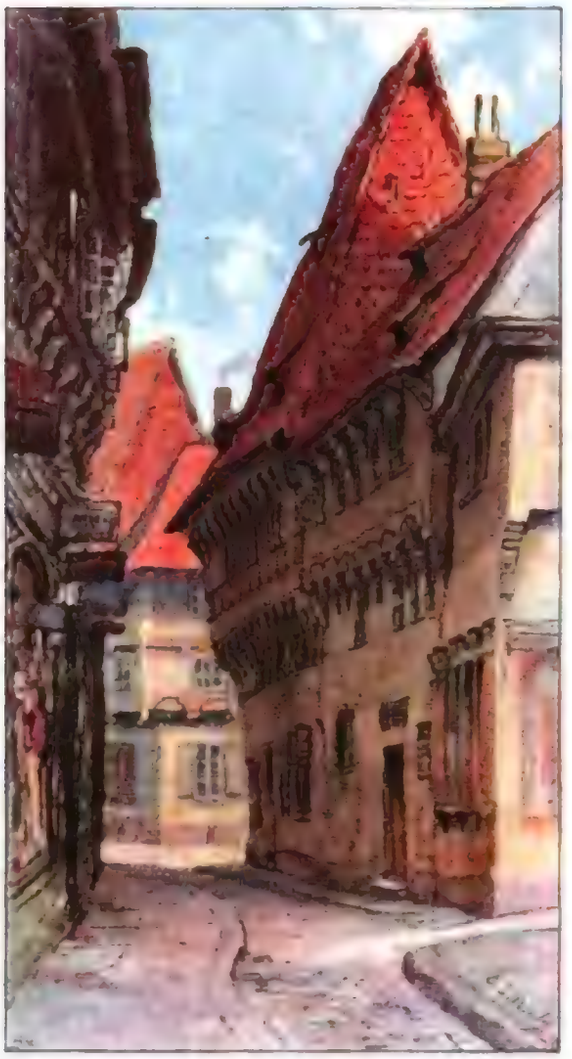
Das Vaterländische Museum.

doch so glücklich verteilten Vergoldung, und aus diesem Reichtum heraus schwingen sich die klagenden, die hinreißenden, die jubilierenden Töne der wundervollen Orgel. Überall weihevolle Stimmung, nur daß der Eindruck hier mehr durch architektonische Mittel bestimmt wird, nicht wie vorhin auf vorwiegend malerischen Wirkungen beruht. Da wird man sich klar, welch köstlicher Grundgedanke in dem basilikalen Aufbau von Kirchenräumen ruht, wird man inne, wie — so oft dieser auch im Verlaufe von fast zwei Jahrtausenden anderen Raumgedanken gewichen ist — die Menschheit stets wieder auf diese Urform zurückzugreifen sich gedrängt sah, weil sie sich eben deckt mit dem, was die christliche Gemeinde als Ideal eines Gotteshauses in sich trägt.

Nicht unangetastet ist es geblieben, dieses Raumbild. Das Mittelschiff zeigt sich zwar noch in seiner Ursprünglichkeit, aus den beiden alten Seitenschiffen sind jedoch im Laufe der Zeiten je zwei geworden. Damit war die Einheit des Raumeindrucks verloren gegangen; denn wenn wir auch weit entfernt sind, Stileinheit mit künstlerischer Einheit zu verwechseln — im fünfzehnten Jahrhundert sprach man doch eine andere architektonische Sprache als im zwölften. Die ersten romanischen Seitenschiffe hatten sicher nur kleine Fenster, das Mittelschiff war der lichteste Teil. Der gotische Stil aber brachte neben einer neuen Formensprache auch das Bedürfnis nach hellen Räumen. Und so ist die einstmalige Wirkung jetzt gerade umgekehrt; das flach einfallende starke Licht der Seiten überbietet die Helligkeit des Mittelschiffes, so daß es an trüben Tagen fast finster erscheint. Dennoch, was uns das fünfzehnte Jahrhundert, namentlich in den nördlichen Seitenschiffen geboten hat als Ersatz, ist hoch anzuerkennen. Heute sehen wir in dem Dome, besonders wenn wir die zahlreichen Epitaphien hinzunehmen, die verschiedensten Zeiten sich widerspiegeln, und neben dem Mittelalter erscheint auch das neunzehnte Jahrhundert auf dem Plane — ich glaube, wir dürfen sagen: pietätvoll.

Es kann nach dieser kurzen Schilderung des Dominneren nicht überraschen, wenn man nun auf den Domplatz tritt und hier am Äußeren des Gebäudes dieselben Stilverschie-

Digitized by Google



Meinhardshof.

denheiten wahrnimmt. Befreien wir uns doch endlich von der Vorſtellung, daß die ſogenannte Stileinheit das Ideal eines Bauwerks ſei! Iſt denn wirklich der nach alten wiederaufgefundenen Plänen vollendete Kölner Dom ſo viel ſchöner als der Straßburger, der uns die noch romaniſche Oſtpartie, das ſpäter erbaute weiträumige Langſchiff, die von Meiſter Erwin begonnenen und in ganz anderem Sinne vollendeten Türme zeigt? Sicher nicht, wenn auch damit der Kölner Dom nicht herabgeſetzt werden ſoll. So auch hier. Wer möchte wohl die nördliche Anſicht unſeres Domes, die den Platz an der ganzen Langſeite ſchließt, umprägen wollen, der Stileinheit zuliebe? Gerade die Gedanken und Empfindungen ſind wertvoll für unſer Gemüt, die ausgelöſt werden beim Anblick des Wandels der Zeiten. Dieſer Domplatz! In ſeiner Umgrenzung faſt noch ganz den alten Linien folgend, wie zu Heinrichs Zeit, und doch wieder ganz anders durch die nicht willkürlichen, ſondern aus der Not des harten Lebens hervorgegangenen Wandlungen, welche uns trotzdem zeigen, wie die Generationen ihr Beſtes darangeſetzt haben, in ihrer Art Schönes zu ſchaffen. Da ſtand ehemals, wenn man von Weſten kam, das alte Burgtor und dann links das Gerichtshaus mit der Wohnung des Burgvogts; es folgten die Dienſtmannwohnungen und der Küchenhof. Und vor dem Gerichtshauſe der Ruland, neben welchem die Rügegerichte abgehalten wurden, und etwa in der Mitte des Platzes, nach dem Palas ſchauend, der eherne Löwe, den Heinrich als Symbol ſeiner ſelbſt errichtete, dieſer herrlich ſtiliſierte Löwe, den wir noch heute beſitzen. Gern laſſen wir unſere Blicke ſchweifen in jene Zeit, und es vertieft angeſichts der Denkmale unſere Empfindungen, wenn wir der Vergänglichkeit alles Beſtehenden gedenken und dann handgreiflich vor uns ſehen, was durch das Schwanken der Geſchicke, durch Beſitzwechſel, durch Kampf, durch Sieg und Unterliegen und doch auch wieder durch ideale Beſtrebungen jetzt geſchaffen iſt.

Da iſt zunächſt links, um wieder an der Stelle des alten, jetzt verſchwundenen Burgtores zu beginnen, das gewaltige Viewegſche Haus im Empireſtil, dann das Veltheimſche Haus in der heimiſchen Renaiſſance 1573 als Holzbau aufgeführt und dann — ja dann war noch vor zwanzig Jahren eine Lücke in der Häuſerreihe, nur eine wenige Meter hohe primitive Holzwand begrenzte hier den Platz. Wer aber Beſcheid wußte, ſtand wohl manch liebes Mal an dem nördlichen Portale des Domquerſchiffes und ſah in dieſe Lücke. Eine uralte Linde beſchattete halb das Veltheimſche Haus, und daneben ſtiegen in der Ferne über jener Holzwand die ungleichen und doch ſo maleriſchen Türme der Andreaskirche auf, ob bei Dunſt und Nebel, ob im ſtrahlenden Sonnenlicht, ob in ſchwermütiger Abendſtimmung — immer gleich ſchön. Als dann die Neuzeit häßliche Hintergebäude in dieſes herrliche Bild hineinſchob, war es eine erlöſende Tat, als man das, wie es ſchien, dem Untergange geweihte ſogenannte Huneborſtelſche Haus im „Sack“ abbrach, in dieſe Lücke ſtellte und damit zugleich eine Perle der Baukunſt rettete. Auch den daranſtoßenden neuen Hotelflügel wollen wir willkommen heißen als anerkennenswerte Leiſtung, dem Platze ge-

Digitized by Google

recht zu werden. Die ganze Ostseite des Platzes aber nimmt bis auf einen schmalen Straßendurchgang die Burg Dankwarderode ein mit dem Verbindungsbau zwischen den Gemächern im Obergeschoß und dem Dome.

Um- und Anbauten hatten im Laufe der Zeiten dieses einstmalige Schloß bis zur Unkenntlichkeit verwandelt. Im Jahre 1881 schien die Stunde geschlagen zu haben, wo diesem unwürdigen Zustande ein Ende bereitet werden sollte, einer großzügigen Straßenerweiterung sollten die Reste der ehemaligen Herrlichkeit zum Opfer fallen. Man wußte, daß in dem Konglomerat von Bauteilen noch Stücke des alten Palas, nachher „fürstliches Mosthaus" genannt, enthalten waren; weitere Nachforschungen ergaben mehr, als man gehofft hatte, und auf einmal erhob sich die Idee des Wiederaufbaues. Heiße Kämpfe waren es, die um die Erhaltung des Bauwerkes geführt wurden, lange schwankte die Wage zwischen Sein oder Nichtsein, bis endlich der Regent des Herzogtums, Prinz Albrecht von Preußen, mit offener Hand die Mittel spendete zum Wiederaufbau im romanischen Stile. Nun steht der Hauptteil der Burg, der Palas, in der alten Gestalt wieder aufrecht, und selbst die einstmaligen Gegner der Restauration müssen freudig gestehen: es ist gut so. In den Maßen gar nicht sehr bedeutend, wirkt der Bau doch groß, vornehm, ehrwürdig. Und der zweischiffige Saal im Obergeschoß, für dessen Gestalt allerdings nur wenige Anhaltepunkte geboten waren, er ist durch die Hand des Stadtbaurats Winter zu einem einzig großartigen Innenraum geworden.

Durch die Erhaltung dieses Bauwerks ist uns denn auch der so eigenartige Domplatz für immer gesichert. Die Burg weggedacht — und ein Stück Poesie des alten Braunschweig wäre dahin, der Dom durch die unausbleibliche Vergrößerung des Platzes in seiner Massenhaftigkeit geschädigt, und der Löwe — ins Leere schauend.

* * *

Wir sind gewohnt, die Burg Dankwarderode an den Namen Heinrichs des Löwen zu knüpfen, und insofern mit Recht, als er das Schloß in romanischer Art neu aufbaute. Aber Schloß und Stadt hatten zur Zeit dieses Neubaues schon ihre Geschichte. Altes Sachsenland war es, wo schon zu Karls des Großen Zeit ein Ort Brunswyk stand, der Stamm der Ostfalen wohnte da; und als der Kaiser diese bezwungen, den Ort zerstört und die Einwohner dem Christentum zugeführt hatte, zeigte er sich väterlich bemüht, ihnen den schmerzlichen Übergang nach jeder Seite hin zu erleichtern. Und so kann es denn auch nur

Ecke der Reichenstraße.

eine weiſe und glückliche Tat genannt werden, daß Ludwig der Fromme, in demſelben Sinne wirkend, einen Edlen des Landes, namens Ludolf, zum Grafen über das Sachſenland ernannte. Dieſer Ludolf — ſpäter zur Herzogswürde aufrückend — iſt alſo der erſte Sachſenfürſt unter dem Szepter des deutſchen Kaiſers.

Ludolf hatte drei Söhne: Bruno, Otto und Dankwart; alle drei erbauten ſich Schlöſſer in der Nähe des zerſtörten Ortes, der jüngſte die Burg Dankwarderode an der jetzigen Stelle. Der älteſte, Bruno, aber wird als derjenige bezeichnet, welcher das heutige Braunſchweig ſchuf und ſein Emporblühen überwachte. Ottos

Hagenbrücke mit der Katharinenkirche.

Sohn ist dann jener Heinrich, der als der erste Sachse den deutschen Königsthron bestieg, und er, der Städtegründer, hat denn auch Braunschweig zu einer mauerumgebenen Stadt gemacht.

Nun waren freilich die gewaltigen Sachsenkönige in der Folge durch ihr hohes Amt nicht mehr in der Lage, die Verwaltung des Stammlandes selbst zu führen, sie mußten sie anderen Edlen des Landes anvertrauen. Zum Statthalter in Sachsen wurde Hermann von Billungen ausersehen, die Stadt Braunschweig indessen nebst den umgebenden Schlössern gab Kaiser Otto I. seinem Neffen Bruno als abgesondertes Lehnsgut, dieser ist als der eigentliche Begründer des Brunonischen Geschlechts anzusehen. Unter seinen Nachfolgern entstand die Vorläuferin des Domes, die den Aposteln Petrus und Paulus gewidmete Kapelle dicht neben der Burg, fast gleichzeitig die älteste Kirche der Stadt, St. Magni im Jahre 1031. Wir können hier natürlich nur im Fluge den Verlauf der Ereignisse skizzieren. Schwere Tage kamen für die Brunonen, als fränkische Kaiser die sächsischen ablösten. Mit Eckberts II. Tode — er wurde ermordet — erlosch der männliche Stamm der Brunonen, um jedoch in der weiblichen Linie einer nochmaligen hohen Blüte entgegenzugehen. Des Ermordeten Schwester Gertrud, weitblickenden Geistes, schloß den Ehebund mit dem mächtigen Grafen Otto von Nordheim, und die Tochter beider ist jene Richenza, welche im Jahre 1100 den Grafen Lothar von Süpplingenburg ehelichte. Das war der rechte Mann, den alten Glanz des brunonischen Geschlechtes zu erneuern. Denn für seine treuen Dienste ernannte Kaiser Heinrich V. ihn, der später selbst die Königskrone tragen sollte, zum Herzog über ganz Sachsenland, und als er dann, da er ohne männliche Nachkommen, seine Tochter Gertrud an den Bayernherzog Heinrich den Stolzen vermählte, da war in diesem eine Machtfülle vereinigt, wie sonst nicht im Deutschen Reiche zu finden.

Hagenmarkt mit der Katharinenkirche.

Als Heinrich der Stolze, der erste Welf auf braunschweigischem Throne, im Jahre 1129 auf Burg Dankwarderode weilte, wurde ihm der Sohn geboren, der später den Namen des „Löwen" führen sollte. Stolze Gedanken, heiße Wünsche, glänzende Träume mögen das Vaterherz geschwellt haben, wenn er jetzt seine Blicke in die Zukunft richtete. Wie sie in Erfüllung gingen, ist bekannt genug. In den wenigen Jahren, die ihm noch beschieden waren, mußte er noch erleben, daß ihm der größte Teil seiner Macht verloren ging, und seinem Sohne Heinrich blieb nur die heiße, sein Leben lang ungestillte Sehnsucht, den väterlichen Besitz aufs neue zu erringen. Dies hohe Ziel hat er nie erreicht. Wenn wir heute angesichts der Burg mit Bewunderung auf die Taten dieses Helden blicken und mit jener Teilnahme, welche jede große Kraftentfaltung uns abringt, möge auch eigene Schuld die Mißerfolge mit herbeigeführt haben, so sind es doch schließlich die Tage schmerzlicher Resignation, an denen zumeist unsere Erinnerung haftet. Dann erscheint uns der alternde, von körperlichen

Einfahrtstor zu den herzoglichen Marställen.

Schmerzen geplagte Held an den Fenstern seiner Burg, ehernen Antlitzes auf seinen Löwen schauend, oder wir sehen ihn auch wohl frommen Sinnes aus seinen Gemächern über die Brücke hinweg nach dem von ihm geschaffenen Dom zu stillem Gebet wandeln, nach jenem ihm so lieb gewordenen Gotteshause, welches der Blitz an seinem Sterbetage im Jahre 1195 entzündete. — —

Den ganzen Burgkomplex, welchen wir vorhin geschildert, umgab zu Heinrichs des Löwen Zeit eine besondere Mauer, nur nach Osten fehlte sie, die Oker bildete hier die natürliche Schutzwehr. Die Ostseite der Burg war daher deren Rückseite und infolgedessen schlichter gehalten als die Westseite. Ein Wehrturm, der Burgfried, stand da, und auch die alte Peter- und Paulskapelle lag nach Osten. Jenseits der Oker aber war zu Ende des zwölften Jahrhunderts morastiges Land, und eine Art von Straße zog sich quer hindurch, von Süden aus dem Redinger Tore bis nach Norden zum Wendentore. Es ist fast schon der heutige Straßenzug: Stobenstraße, Bohlweg, Wendenstraße, vorbei an der Katharinenkirche, welche gleichfalls von Heinrich erbaut worden, wenn sie auch damals noch nicht ihre heutige Gestalt trug.

Jetzt ist das Bild himmelweit verschieden. Ein glücklicher Gedanke war es von dem Wiederhersteller der Burg, hier ein Stück des alten Burggrabens wieder erstehen zu lassen auf dem Gelände, welches heute der Ruhfäutchenplatz heißt. Kein Platz im eigentlichsten Sinne, fast nur eine Straßenerweiterung, welche die neuen Straßenzüge verbindet. Geht man am Nordgiebel der Burg vorüber, so steht man auf diesem Platze, der weder einen ausgesprochenen Mittelpunkt noch annähernd regelmäßige Gestalt hat und doch besonders für Fremde von hohem Reiz ist. Das kann man oft hören. Zwei Plätze dicht nebeneinander ist schon etwas Ungewöhnliches, und sie müssen beide schon eigenartig sein, wenn sie sich nicht gegenseitig beeinträchtigen wollen. Das tun sie nun wahrlich nicht. Trotzdem die Burg in ihren Abmessungen die gegenüberliegenden modernen Häuser, das stolze Finanzbehördenhaus und das schöne Rathaus, nicht erreicht, in ihrer Wucht kennzeichnet sie sich auf den ersten Blick als das bedeutendste Bauwerk. Und nun durchquere man den kleinen Platz bis zur Ecke der Dankwardstraße, da zeigt sich ein Bild so voller Eigenart, daß man nicht weiß, soll man sich mehr an dem Reichtum architektonischer Motive erfreuen oder sich den malerischen Schönheiten hingeben. Der erwähnte Burggraben ist konkav gestaltet und bildet an der einspringenden Stelle einen kleinen Platz, auf welchem das Reiterstandbild des letzten Welfenherzogs Wilhelm errichtet ist, ein Denkmal von hoher Schönheit und in seinen Abmessungen und der Silhouettierung so komponiert, daß es als ein zugehöriges Stück der Burg erscheint, die den Hintergrund bildet. Überall schöne Aus- und Durchblicke. Zwischen dem Finanzgebäude und dem Rathause sieht man nach Osten zu von obiger Stelle den Steinweg entlang, welcher durch das wie eine monumentale Wand erscheinende Hoftheater abgeschlossen wird; dann wiederum rückwärts das interessante „Deutsche Haus", das erste Hotel der Stadt, kurzum der reichste Wechsel. Und bei alledem bleibt die Burg, jetzt schon wieder mit Efeu bewachsen, jetzt schon altersgrau angehaucht, in ihrer wahrhaftigen Monumentalität der Schwerpunkt. Da ist ein Stück der alten Peter- und Pauls-kapelle, ein schlanker achteckiger Turm wiederaufgebaut und daneben die schweren Verhältnisse des Burgfrieds, links der Chor des

Digitized by Google

Der Rubkäuchenplatz zu Braunschweig mit dem neuen Rathaus, dem Herzog-Wilhelm-Denkmal und der Burg Dankwarderode (Rückseite). Zu Prof. G. Bohnsack: Braunschweig.

Digitized by Google

Domes mit dem Einblick in die Münzſtraße und über dem Dache des Palas ſieht man die ſtumpfgeſchloſſenen Domtürme hinwegragen. Wenn die Nachmittagsſonne hell herabſcheint, doch ſo, daß die Strahlen den Beſchauer nicht ſelbſt treffen, iſt der Anblick am ſchönſten. Weg mit den Klagen über unſer modernes künſtleriſches Unvermögen! Wer Augen zu ſehen hat, der ſehe!

* * *

Unſer Blick richtet ſich auf eine alte Karte, die uns Braunſchweig am Ende des zwölften Jahrhunderts zeigt. Schon damals waren die meiſten Weichbilder — Altſtadt, Neuſtadt, Hagen — vorhanden und mit einer einheitlichen Mauer umgeben, während die Burg ihre eigene Umwallung hatte. Nur die Altewiek mit der Magnikirche, das Kloſter St. Ägidien und der Cyriakusberg lagen außerhalb der Stadt. Von dem vorhin erwähnten Burgtor am Domplatze ſich nach Weſten wendend, hat man ſchon damals die Straßenzüge durchwandert, die auch heute noch vorhanden, die Burgſtraße und die Schuhſtraße. Und dann kam man auf den Kohlenmarkt, wie er damals hieß, auf welchem die im Jahre 1544 abgebrochene Ulrichspfarrkirche ſtand. Das iſt auch jetzt noch ein intereſſanter Platz. Sonne, Mond und Stern heißen die drei ſehenswerteſten Häuſer daſelbſt, die freilich nicht aus Heinrichs Tagen ſtammen, ſondern der Renaiſſancezeit angehören, und von denen der Stern leider vor einigen Jahren einem himmelhohen Neubau weichen mußte. In der Mitte ſteht ein anmutiger Brunnen, das hohe Becken aus alter Zeit, der Einbau modern. Das Sehenswerteſte von hier iſt aber der Blick in die Poſtſtraße.

Wunderſelten mag es heute noch vorkommen, daß ein Straßenzug entworfen oder von den zuſtändigen Behörden genehmigt wird, an deſſen Ende ſich ein machtvoller Bau quer vorlegt. „Das iſt ja eine Sackgaſſe,“ ſagt der Philiſter, „das ſpricht ja allem Verkehr Hohn,“ entſcheidet der praktiſche Mann. Das iſt an ſich richtig, und es hat denn auch im neunzehnten Jahrhundert nicht an Leuten gefehlt, denen unſer Gewandhaus, welches die Poſtſtraße nach Weſten ſo abſchließt, daß man rechts und links nur verhältnismäßig enge Verbindungen mit anderen Straßen hat, im Wege ſtand, die den Bau, eine tiefe Halle, verkürzen und die ſchöne Giebelfaſſade in der Poſtſtraße zurückrücken wollten. Das iſt nun Gott ſei Dank nicht gelungen, und der neueſte Plan der Handelskammer, dahingehend, dieſes alte „Kliphaus“ für ihre Zwecke auszubauen und mit Hinzuziehung der Garküche zweckmäßig zu erweitern, ſichert uns wohl für ewige Zeiten den jetzigen Beſtand.

Da ſteht ſie nun, die hochgegiebelte Hauptfaſſade in ihrer ſchönen Urſprünglichkeit aus dem Jahre 1590 und erfreut durch ihre friſche Kompoſition jedes Menſchenherz. Und darüber hinweg erſcheinen die elaſtiſch aufſtrebenden gleich hohen Türme der Martinikirche. Wenn ſich an eiſigen Wintertagen die Eiskriſtalle an jenen Türmen feſtgeſogen haben, ein leichter Nebel nicht nur ihre abſolute

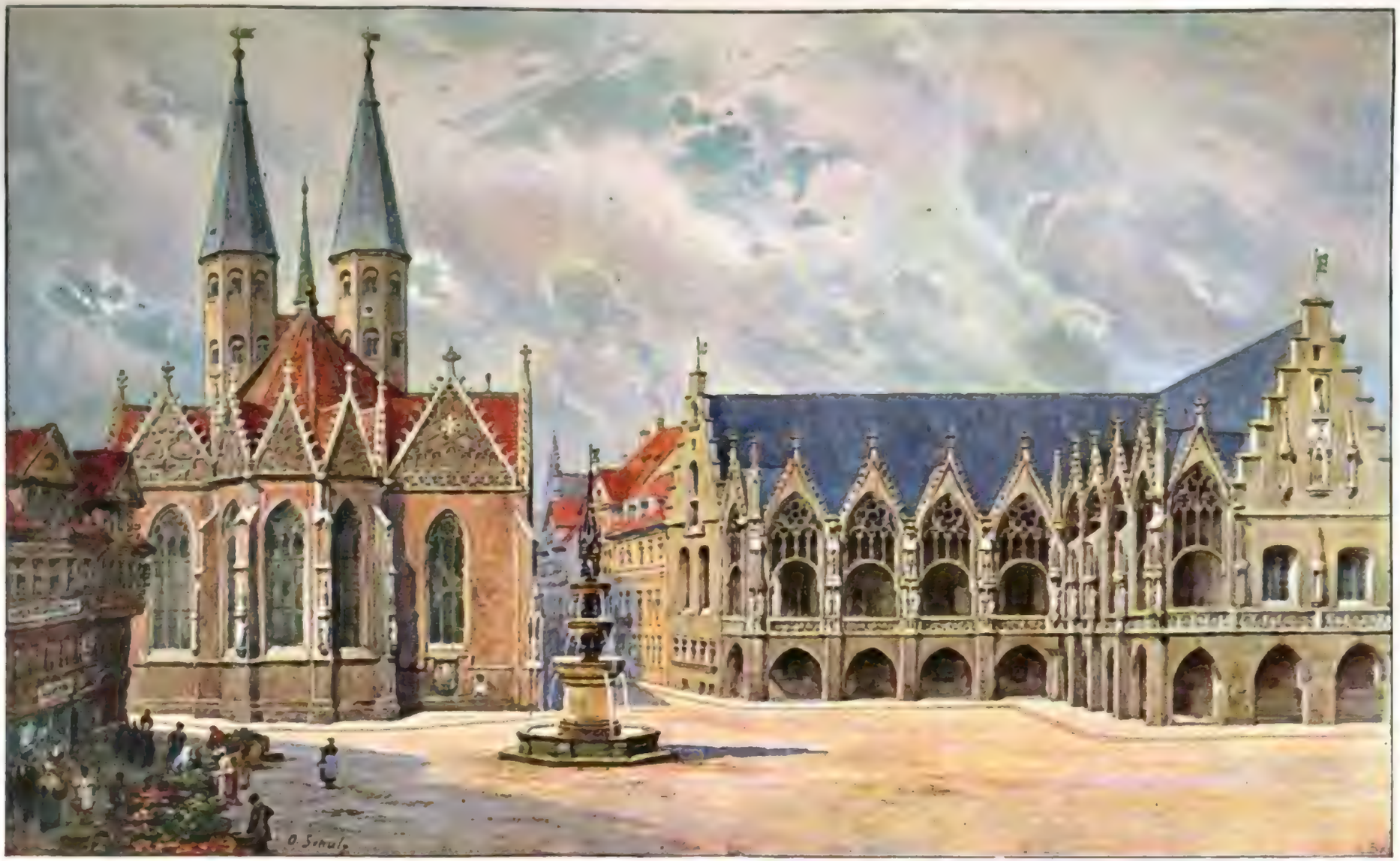
Magnikirche vom Schloßpark aus.

Größe zu steigern scheint, sondern auch jenen Duft hervorbringt, welcher im Verein mit dem rötlichgrauen Stein ein so wunderbares Gemisch gibt, dann ist dieser Blick, die fast wie ein Interieur wirkende Poststraße entlang, von hervorragender Wirkung. Braunschweigs Physiognomie wird durch diese Erscheinung nicht zuletzt bestimmt. Hier spricht nicht vorwiegend das Mittelalter zu uns in dem Gewandhause, ein neues Schönheitsideal ist über die Menschheit gekommen, wir sehen den Ausdruck einer Zeit vor uns, da man den Schulregeln der Antike nahezukommen suchte und ihnen doch wie ein neckisches Kind ins Gesicht schlug, da man die altgewohnten niedrigen Etagen übereinanderhäufte und doch stolzes Emporstreben hervorzubringen vermochte, da man, in den Mitteln so unwählerisch wie möglich, doch einen feinen Sinn für Silhouettenbildung mitbrachte, pikant und monumental zugleich, weich in den Übergängen, ohne je weichlich zu werden. Und wenn wir dann dem Gebäude ganz nahe kommen, öffnet sich rechts ein Durchblick, ebenso überraschend wie erhaben.

Ich möchte alle meine freundlichen Leser an die Hand nehmen können, um von ihnen bestätigt zu hören, daß ich damit keine müßige Phrase ausgesprochen habe, daß mich nicht die Liebe zur Heimat so reden läßt, sondern nur die schlichte Gerechtigkeit. Zwischen dem letzten rechtsseitigen Hause der Poststraße und dem Gewandhause liegt nur ein etwa acht Meter breiter Durchgang zum Altstadtrathausplatze, an dessen Südostecke wir hiermit eintreten. Diagonal sieht man über den Platz weg, der Blick wendet sich unwillkürlich auf das Altstadtrathaus.

Kein Turm bezeichnet prahlerisch seine Bestimmung, kein stolzes Eingangsportal ladet zum Beschreiten ein, ja man könnte sagen, es fehlt alles, was dem Beschauer die nächste Charakteristik aufdrängen könnte. An einem einspringenden Winkel des Platzes liegt das Gebäude, aus zwei rechtwinklig gegeneinanderstoßenden, völlig gleichgearteten Flügeln bestehend. In zwei Stockwerken Laubengänge, die unteren schlicht im Spitzbogen, die oberen mit reizendem Maßwerk gefüllt und jeder Bogen mit stattlicher Wimperge gekrönt. So reihen sich diese Giebel in gleichen Intervallen aneinander und heben sich in würdiger Ruhe von dem schlichten Schieferdache ab, und in derselben Ruhe und Klarheit folgt

Schloß im Park von Richmond.



Der Altstadtmarkt zu Braunschweig.

Zu Prof. G. Bohnsack: Braunschweig.

Das herzogliche Schloß.

der Dachfirſt der gebrochenen Linie des Gebäudes. Das Maßwerk iſt in ſeinem Profil köſtlich abgeſtimmt, in ſeinem Motiv einfach und doch ausdrucksvoll, gerade in der richtigen Stärke für den dahinterliegenden tiefen Schatten des Laubenganges getroffen. Und zwiſchen je zwei Wimpergen ein Strebepfeiler, und jeder trägt im Obergeſchoß unter Baldachinen je zwei Bildniſſe: das ſind die Kaiſer aus dem Sachſengeſchlecht mit ihren Gemahlinnen, außerdem Heinrich der Löwe und der Herzog Wilhelm von Lüneburg. Mit Recht fragt man angeſichts dieſes Bauwerks, wie es möglich war, mit nur einem ſich ſtets wiederholenden Architekturmotiv ſo viel zu leiſten.

Die Nachbarſchaft hebt noch dieſe ſtolze Erſcheinung. Am ſüdlichen Giebel des Rathauſes entwickelt ſich die Sonnenſtraße und das Gegenüber iſt die Martinikirche, deren gotiſcher Chor in den Altſtadtmarkt hineinragt, ein prächtiges Gegenſtück des Rathauſes. Dazu die bürgerliche Behaglichkeit der übrigen Häuſer rings um den Platz. Die Langſeite des Gewandhauſes iſt nach Norden zu mit den primitivſten Holzbauten ſozuſagen verbaut. Man hat Pläne gemacht, dieſe Seite zu verbeſſern, ihr monumentale Erſcheinung zu geben. Da hat es ſich denn ſo recht gezeigt, wie ſchädlich es iſt, wenn Architektur gemacht wird, wenn ſie nicht entſteht. Eine der ſchwierigſten Aufgaben für künftige Architekten wird es ſein, dieſe Häuſerreihe durch anderes zu erſetzen, ohne der monumentalen Würde der Hauptgebäude zu ſchaden. Und nun der reizvolle Brunnen in der Mitte des Platzes! Aus einem niedrigen Granitbecken erheben ſich ſchlichte runde Quadertrommeln, ſchichtweiſe umgeben mit nicht ſehr weit ausladenden Bleibecken, bekrönt von einem durchbrochenen Türmchen mit Wetterfahne, jungfräulich ſchlank und doch voll, nicht zu groß und nicht zu klein, faſt anſpruchslos zu nennen und doch voll des liebenswürdigſten Schmuckes.

Man hat auf dieſem Platze den Eindruck einer ſo edlen Würde, daß es beinahe bedenklich erſcheint, einer häufig wiederkehrenden künſtlichen Beleuchtung Erwähnung zu tun, weil man dabei ſo leicht die Vorſtellung eines gewaltſamen blendenden Theatereffektes gewinnt. Und doch iſt dieſe künſtliche Beleuchtung immer der Ausdruck berechtigten Stolzes der Braunſchweiger auf ihren Altſtadtmarkt.

Ich erinnere mich, im Jahre 1856 als Knabe dem fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum des hochſeligen Herzogs Wilhelm beigewohnt zu haben, und was ich an Feſtdekorationen und Aufzügen den Tag über geſehen, hatte meine Sinne ſchon halb betäubt. Dann kam nach wiedergewonnener Ruhe die Illumination am Abend mit all den Überraſchungen, die ein von der Tagesbeleuchtung ſo ſehr abweichendes Licht hervorbringt, und ich ſah in all die Wunder hinein und konnte ſie kaum faſſen. Und als ich der triumphbogenartigen Nordhalle des

Der Bahnhof. Nord- und Westfront.

Bahnhofes gegenübertrat, die künstlich zu einer Grotte hergerichtet war, in der das Wasser schäumte und sprudelte, zusammenlief und sich wieder trennte, hier sich jäh aufbäumte, um dort in glattem Spiegel über moosigen Untergrund hinwegzuschießen — alles von geisterhaftem Lichte übergossen, ohne daß man die Lichtquelle sah, bald rot, bald grün, bald unheimlich weißgrau, da glaubte ich ein Märchen vor mir zu sehen. Wie ich dann durch stillere Straßen hindurch auf einmal auf den Altstadtmarkt geführt wurde, als ich sah, wie Flamme an Flamme den reichen und doch so klar verschlungenen Architekturlinien des Rathauses folgte, und wie gerade die stetige Wiederholung desselben Grundmotivs sich zu einem einheitlichen Ganzen verflocht, und wie daneben die Martinikirche, nur von innen beleuchtet, in dem milden und doch so farbigen Glanze der gemalten Fenster erstrahlte, da hat sich — das weiß ich noch ganz genau — ein gewisses Verständnis für die Größe architektonischer Kunst in mein Knabenherz eingegraben. Wenn Braunschweig Jubiläen zu feiern oder werte Gäste zu empfangen hat, so ist es stets die Wiederholung dieses Lichtschauspiels, mit dem es die Beschauenden ehrt.

Beim Anblick einer solchen baulichen Pracht, wie sie das im Jahre 1250 begonnene, aber in seinem bildnerischen Schmuck erst im fünfzehnten Jahrhundert vollendete Altstadtrathaus zeigt, drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf: Woher stammte der hohe Grad von Wohlhabenheit in der Bürgerschaft, den ein solcher Luxus unbedingt zur Voraussetzung haben muß? Die Antwort lautet zweifellos: ihrer unentwegten Betriebsamkeit, ihrem großen Fleiße verdankte die Stadt in erster Linie ihren Reichtum. Ebenso sicher ist aber auch, daß wesentliche politische Momente hinzutraten, welche das Emporblühen förderten und erleichterten. — —

Als Heinrich der Löwe starb, war die allgemeine Lage in Deutschland derart verworren, daß nicht einmal Zeit blieb, die Erbfolgeschaft in seinen Landen zu regeln. Zunächst lagen die Pflichten der Nachkommenschaft auf den Schultern des ältesten Sohnes, des Pfalzgrafen Heinrich, und erst nach sieben Jahren wurde unter den drei Söhnen, von denen der mittlere, Otto, inzwischen von der welfischen Partei als Gegenkönig gegen Philipp von Schwaben ausgerufen war, eine regelrechte Erbteilung vorgenommen, bei welcher Otto die Lande Braunschweig zufielen. Insbesondere die Stadt hat dem König auf seiner dornenvollen Laufbahn allzeit treu zur Seite gestanden, erfreute sich dafür aber auch des uneingeschränktesten Wohlwollens dieses Fürsten. In jener Zeit ist die alte Wiek in den Befestigungsgürtel aufgenommen, auch der letzte Stadtteil, der Sack, erstanden, so daß es nunmehr fünf geschlossene Weichbilder gab: Altstadt, Neustadt, Hagen, Altewiek und Sack. Auch die Gründung der St. Andreaskirche an Stelle einer alten Kapelle, wie es heißt

Digitized by Google

durch eine Anzahl reicher, aber verkrüppelter Kaufleute von der Kreppelstraße, fällt in diese Epoche. Für den Wohlstand der Bürger aber war es von größter Bedeutung, als Otto der Stadt Zollfreiheit durch das ganze Reich zugestand, und die Könige von Dänemark und England, dem herzoglichen Hause verwandt, ähnliche Vergünstigungen boten. Als nun im Jahre 1247 die Stadt in glücklichster Initiative sich jener Verbindung großer Handelsstädte, wie Lübeck und Hamburg, anschloß, ein Bund, der zunächst den Zweck hatte, den Handel gegen ritterliche Raubzüge zu schützen, sich später aber zu dem großen und mächtigen Hansabunde ausweitete, da eröffneten sich ungeahnte Hilfsquellen, und es erwuchs ein solider Reichtum, der in dem Bau des stolzen Rathauses im Jahre 1250 seinen entsprechenden Ausdruck fand. Die Stadt wurde sehr bald ein Hauptstapelplatz für den Transithandel vom Norden zum Süden.

In gleichem Verhältnisse, wie die Macht des Gemeinwesens wuchs, verminderte sich die des fürstlichen Hauses. Als Heinrich des Löwen Söhne gestorben waren, fiel das Land Braunschweig an den Sohn des jüngsten, Wilhelm, an Otto das Kind. Unter ihm ist der lange Hader des welfischen und staufischen Geschlechts endgültig begraben, er ist infolgedessen der erste Herzog von Braunschweig-Lüneburg geworden. Leider wiederholten sich unter seiner Nachkommenschaft Generationen hindurch die unseligen Erbteilungen; es kam so weit, daß die Fürsten die finanzielle Hilfe der Bürgerschaft in Anspruch nahmen, daß sie dafür mit einträglichen Privilegien zahlten, ja sogar wertvolles Eigentum verpfändeten; und nicht nur das, sogar Hoheitsrechte wurden veräußert. So erhielt die Stadt z. B. ihren Anteil an der Münze.

Kein Wunder, wenn diese mißlichen Verhältnisse auf seiten der Fürsten recht übermütige Wünsche bei der Einwohnerschaft hervorriefen, darin gipfelnd, die landesherrliche Macht ganz und gar abschütteln zu können — man wollte „reichsunmittelbar" werden.

Es ist freilich stets dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Innere Streitigkeiten zehrten schon damals am Gemeinwesen. Die Geschlechter, gewohnt zu herrschen und sich und ihren Familien einträgliche Ämter zuzuerkennen, standen den Innungen schroff gegenüber, welche sich in ihren althergebrachten Rechten, zumal dem Zustimmungsrecht zu den gemeinsamen Lasten, verletzt fühlten. Den Höhepunkt erreichten diese Streitigkeiten im Jahre 1374. Mochte auch der größere Teil der Schuld den Patriziern zufallen, die Art, wie die Innungen diesen Zuständen ein Ende bereiteten, spottete jeder Menschlichkeit. Die Revolution, welche ausbrach, als bekannt wurde, die herrschende Klasse wolle an einem bestimmten Tage die Vorsteher der Gilden gefangennehmen und damit den Widerstand lahmlegen, war furchtbar. Die Ratsherren wurden überfallen, acht Bürgermeister enthauptet, die Anhängerschaft aus der Stadt vertrieben. Unter den Opfern war auch der würdige Tile von Damm, und nicht ohne Grund haben wir diese Schrecknisse an dieser Stelle erzählt. Ihm gehörte das Haus „Sieben Türme" am Altstadtmarkt, hier wurde er überfallen, in seinem Versteck von der eigenen Magd verraten, und dann mußte er auf offenem Markt sein Leben lassen. Sein Haus wurde zerstört, aber der Neubau führt wiederum den gleichen Namen. Ein Relief in seinem Giebelfelde zeigt sieben Türme, aber die Deutung des ursprünglichen Namens ist unsicher.

Es ist bezeichnend, daß die Landesherren, denen doch wohl die Sühne zu nehmen obgelegen hätte, sich zu schwach fühlten, dem nun hereinbrechenden Unwesen zu steuern. Dagegen kam seitens der Hansa die wohlverdiente Strafe, und sie war hart. Ein regelrechter Bannspruch wurde gegen die Stadt erlassen, aus dem Bunde wurde sie ausgestoßen. Mit Hohnlachen zwar wurde der Spruch zunächst von den übermütigen Gilden aufgenommen; als sich dann aber sehr bald die materiellen Folgen fühlbar machten, stellte sich die Reue ein, und es wurde Versöhnung gesucht. Wie die Schuld, war auch die Sühne groß. Fußfällig mußten die Übeltäter in Lübeck um Gnade bitten, namhafte Geldbußen wurden ihnen auferlegt, die Vertriebenen sollten zurückberufen und entschädigt werden. Neben dem Altstadtrathause, neben der Stätte der bürgerlichen Macht war eine jetzt verschwundene Sühnekapelle zu errichten; am schmerzlichsten war es aber, daß sich der Bund das ausdrückliche Recht vorbehielt, alle Zwistigkeiten zwischen Rat und Bürgerschaft seinerseits allein zu entscheiden. Die Glanzperiode Braunschweigs war dahin.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Shylock und Mephisto.

Von Prof. Josef Kohler.

Alle Welt kennt die Verschreibung des Antonio, welche zur großen Seelenqual und beinahe zur Katastrophe des Großkaufmanns führte, und jeder weiß von der Klausel und von der Art und Weise, wie ihre Schärfe abgestumpft, ja gegen den harten Gläubiger, gegen Shylock selber, gekehrt wird. Jedermann kennt auch die Verschreibung des Faust und weiß, wie der Held des gewaltigen Dramas im Augenblick seiner größten Schaffensfreude erstirbt und Mephisto vergebens auf die „Verschreibung" pocht.

Shylock und Mephisto sind zwei Personen, die miteinander das gemeinsam haben, daß sie auf ihrem Schein bestehen. Darin liegt ein gewisses ethisches Moment; denn der Schein ist das Versprechen, und das Versprechen hält es mit der Treue. Wer sein Versprechen bricht, handelt gegen die im Verkehr erforderliche Treupflicht und verletzt damit die Sittlichkeit des Verkehrs.

Allein jedes Recht kann zum schroffen Unrecht werden, und jede Überspannung eines sittlichen Prinzips kann in das Unrecht sinken, und so ist es auch hier. In solchen Fällen sind die Verträge nach unserem Gefühl anfechtbar oder gar nichtig, und wir betrachten darum ein Festhalten an ihnen als einen Widerstreit gegen diejenigen sittlichen Grundsätze, welche solchen Verschreibungen entgegenstehen; denn der Gedanke der Vertragstreue bricht sich von selbst an dem Vertragsinhalt, sofern dieser auf Unsittliches hinübersteuert und zur Bedrückung und Barbarei führen soll. In dieser Beziehung besteht keine Treue. Man braucht nicht treu zu sein, um dem Feinde seine Seele zu überlassen, nicht treu zu sein, um sich in die Höhle des Räubers zu begeben.

Damit ist von selbst ein wichtiger Grundsatz unseres neuzeitlichen Rechts zum Ausdruck gekommen. Mag der Vertrag auch noch so fest abgeschlossen sein, er bricht zusammen, sobald er gegen die Gebote der Sittlichkeit verstößt und ein Versprechen enthält, das unseren ethischen Grundsätzen zuwider ist. In diesem Falle soll selbst ein eidliches Versprechen nicht gelten, und im kanonischen Recht entband man den Versprechenden seines Eides, um ihn von dem furchtbaren Fluch einer solchen Zusage zu lösen.

Das ist es, was vielen laienhaften Gemütern noch fremd ist, und Tausende meinen, daß, was man eben versprochen habe, erfüllt werden müsse. Eine solche laienhafte Anschauung ist begreiflich; sie entspricht dem Gang des Rechts. Frühere Zeiten gestatteten es, über seine eigene Person zu verfügen und sich einem dritten, so auch einem Gläubiger preiszugeben. Die Persönlichkeit war noch nichts Unantastbares, hatte man ja doch die Sklaverei vor sich und sah man doch täglich, wie der eine Mensch dem anderen dienen mußte. Der Gedanke, daß es möglich sei, über seine eigene Person zu verfügen, haftet dem Rechte bis in die neuere Zeit an.

Beruhte doch auch das ganze Schuldrecht früherer Tage auf der Unterwerfung der Persönlichkeit unter die Macht des Schuldherrn, und die Möglichkeit, sich zum Sklaven des Gläubigers zu machen, ja selbst seine ganze Familie dem Gläubiger aufzuopfern, stand an der Wiege des Verkehrs. In keiner Weise hatte man Bedenken, derartigen Übereinkünften Folge zu leisten; man hätte sonst das ganze Schuldrecht zerstört: denn das Schuldrecht grub sich ein in die Persönlichkeit und unterhöhlte die Grundlagen des menschlichen Wesens. Und konnte man sein ganzes Dasein dem Gläubiger aufopfern, so natürlich auch einzelne Teile seiner Leiblichkeit; man konnte ihm seinen Körper, man konnte ihm jeden Körperteil preisgeben, so daß der Gläubiger den Schuldner verstümmeln durfte; man konnte seine Freiheit aufopfern und sich in die drückendste Knechtschaft begeben, man konnte aus dem Kreise der Bürger austreten und sich selbst verbannen, man konnte sich für friedlos erklären, alles um des einen, nämlich um der Befriedigung des Gläubigers willen. Tief und reich sind die Quellen des früheren Rechts, die uns einen Einblick in diese Anschauung gewähren. Daß auch die Ehre des Schuldners dem Gläubiger aufgeopfert werden könne, ist ein Gedanke, der sogar heutzutage nicht verschwunden ist, denn noch heutzutage unterschreibt mancher Schuld-

zed by Google

ner einen Ehrenschein und erklärt, entehrt sein zu wollen, wenn er den Schein nicht auslöst; früher versprach man bei fürstlichen, bei fraulichen Ehren, man erklärte, jeden Schimpf annehmen zu wollen, wenn man den Gläubiger nicht befriedige. Selbst am Jenseits machte man keinen Halt, und man verpfändete den Leichnam, man gab das Seelenheil zum Versatz, man erklärte, verdammt sein zu wollen, wenn man nicht erfülle; man rief den Fluch auf sich herab, man erklärte sich als unwürdig der kirchlichen Ordnung und des kirchlichen Lebens, und es konnte darum die schwerste Exkommunikation eintreten, wenn der Schuldner säumig blieb. Das Schicksal der Seele wird vielfach noch näher geschildert: in der schrecklichsten Weise werden die Qualen der Hölle auf den Schuldner herabgerufen; er stellt sich dem Judas Ischariot oder anderen Bösewichtern gleich und unterwirft sich ihrem furchtbaren Schicksal.

Die Verfügungsmacht der Person über sich selbst zeigt sich auch in der über die ganze Erde verbreiteten Strafbürgschaft, worin jemand für fremde Interessen Leib und Gut dahingibt, und dies ist bis zu jener im Mittelalter üblichen Zweikampfbürgschaft gediehen, wonach die Bürgen für ihren Partner Leib und Leben verpfändeten.

Wir müssen uns überhaupt gewöhnen, in früheren Zeiten einen ganz anderen Maßstab an das Leben und die Lebensgüter anzulegen als heutzutage. Wenn wir wissen, daß bei so vielen Völkern der Selbstmord ein Mittel der Rache ist, um den Veranlasser des Selbstmordes in Ungelegenheiten zu bringen, weil ihm dann der Tod des Selbstmörders zur Last gelegt wird; wenn wir uns erinnern, wie in Indien Brahmanen sich zu Tode hungerten, falls ihnen ein Wunsch nicht gewährt wurde, oder indische Sekten es so weit in der Schwärmerei brachten, daß sie sich und ihre Kinder töteten, so erkennt man leicht, wie wenig wir die Weltgeschichte verstehen, wenn wir von unserem Standpunkt der Eigenpersönlichkeit aus, die das Leben, abgesehen von gewissen Idealen, als der Güter höchstes betrachtet, die Einrichtungen und Gebräuche früherer Tage beurteilen. Der furchtbar zähe Wille und die furchtbare Folgerichtigkeit, welche gewisse Kulturstufen kennzeichnen, kündigt sich auch in der Behandlung der Verträge.

Dazu kommt noch etwas zweites.

Die Festigkeit der Verträge beruht in früheren Zeiten wesentlich auf zwei Grundgedanken: 1. auf dem bereits geschilderten Gedanken der Aufopferung der Persönlichkeit, die den Schuldner fast zum Sklaven machte und dem Gläubiger die freie Verfügung über ihn gab: dieses war der Ursprung unseres Schuldrechts, denn die Schuldverpflichtung ist ursprünglich Haftung. Hierzu trat nun aber 2. ein religiöses Element: man versprach bei den Göttern und lud die schwersten Verwünschungen nicht nur für das Diesseits, sondern auch für das Jenseits auf sich, wenn man zuwiderhandelte. Beide Ausgangspunkte sind unbeugsam und lassen keine Vermittlung zu. Ein näheres Eingehen auf die Natur des Versprechens, eine Prüfung der Vernünftigkeit, eine Beurteilung des Verhältnisses zwischen der Gebundenheit einerseits und dem Zweck anderseits, alles derartige ist den aus solcher Quelle fließenden Verträgen fremd. Die Haftung an das Wort ist eine Haftung kraft Unterwürfigkeit der Person oder kraft des Götterfluches. Beide Elemente sind hart und schroff: gegen das Wort gibt es keine Versöhnung, vom Wort keine Lösung.

Diese beiden Momente gelten heutzutage nicht mehr: weder besteht bei uns eine pfandrechtartige Haftung der Person, noch ist das Versprechen auf religiösen Ritus gegründet: es hat seine Grundlage in der sittlichen Natur und Bestimmung des Menschen; und die Folge ist, daß das Versprechen als Versprechen nicht unbedingt durchgreift, sondern daß mit dem Versprechen zugleich das Versprochene, der Versprechensinhalt, zur Geltung kommt: nicht, daß man etwas versprochen hat, sondern daß man etwas Sittliches, Erlaubtes versprochen hat und daß das Versprechen mit der sozialen Aufgabe der Menschheit im Einklang steht, kommt in Betracht.

Und von diesem Standpunkt aus verwerfen wir alle Versprechungen, die den Menschen zum Sklaven machen, die seine freie Persönlichkeit und Wirksamkeit aufheben, die seine körperliche Unversehrtheit preisgeben; und vollends von einer Verschreibung des Seelenheils kann keine Rede mehr sein, denn unser Recht zieht seine Kreise nur auf dieser Welt und getraut sich nicht, die Gefilde der Seligen oder Unseligen zu berühren.

Darum wäre von unserem Standpunkt aus Antonios und Fausts Verschreibung von selbst nichtig, und ihre Wirksamkeit oder Unwirksam-

Digitized by Google

keit könnte gar nicht mehr in Frage sein: sie ist es nur, weil beide von den Dichtern in einen Kulturkreis gerückt sind, der solchen Verschreibungen noch nicht grundsätzlich entgegentritt oder erst im Begriff ist, es zu tun.

Stellen wir uns aber auf diesen Standpunkt der Dichter und erkennen wir die Gültigkeit der Verträge in ihrem Bestande an, so kann es fraglich sein, ob nicht auch von diesem Gesichtspunkt aus Gründe vorhanden waren, um die Schärfe des Versprechens zu mildern. Solche waren aber im Falle Shylock reichlich gegeben. Das Gericht mußte den Schein aus dem gleichen Grunde mildern, aus dem unser Recht die Vertragsstrafe mildert, wenn sie zu den Interessen, die sie schirmen soll, in keinem Verhältnis steht, und wenn Gründe vorliegen, welche den Vertragsbruch in milderem Lichte erscheinen lassen. Allerdings greift dieses Beispiel nicht vollkommen durch; bei uns ist nur im bürgerlichen, nicht auch im Handelsrecht eine solche Milderung der Vertragsstrafe möglich, und der Fall Antonio-Shylock gehört ja gerade dem Handelsrecht an. Indes liegt in unserem Fall nicht eine bloße Vertragsstrafe vor: es handelt sich um eine vertragsmäßige Folge, die bis zum Tode geht, und es handelt sich um einen Fall, wo die Nichterfüllung des Vertrages völlig unverschuldet ist, und wo der Vertrag nicht leichtsinnig eingegangen wurde, sondern zur Zeit des Abschlusses als völlig gesichert gelten mußte, da ihm erst später widrige Umstände in unvorhergesehener Weise in die Quere kamen. Ferner muß in Betracht kommen, daß der Schaden vollkommen gedeckt wird, so daß das Interesse an dem Pfund Menschenfleisch der sozialen Wesenheit entbehrt: eine derartige Verschärfung des Versprechens kann ja auch vom Standpunkt des früheren Rechts nur als ein Mittel der Wahrung wichtiger Gläubigerinteressen sozial gerechtfertigt sein; handelt es sich aber nur um eine unerhebliche geringfügige Verspätung der Zahlung, so hat eine solche Klausel nicht die geringste Rechtfertigung mehr; man kann sie nicht rechtfertigen als Strafe, man kann sie nicht rechtfertigen als soziales Zucht- und Zwangsmittel: sie wird schließlich zu einem bloßen Hebel der Rache, und ihre Geltendmachung ist ein Mittel der Schikane und der persönlichen Gehässigkeit.

Ob diese Gehässigkeit eine gewisse Entschuldigung fand, ob die Entführung der Jessica, der Diebstahl, den die Tochter mit ihrem Galan verübte, ob vor allem die jahrhundertelange Unterdrückung des Geschlechts, dem Shylock angehört, es erklärlich erscheinen lassen, daß die aufgehäufte Rache sich Luft macht, der Notschrei des Geknechteten sich erhebt und dieser selbst sich aufbäumt und, zertreten und zermalmt, seinen Feinden in letzter Leidenschaft in die Rippen stößt, kommt hier nicht weiter in Betracht: es ist menschlich begreiflich und zeigt, daß wir in Shylock kein bloßes Scheusal vor uns haben, sondern einen durch namenlose Qual aufgereizten Menschen, und dies bringt ihn uns menschlich näher und erregt unser Interesse, was auch dichterisch nötig ist, um den ästhetischen Genuß zu heben; aber auch eine durch endlose Pein und Beschimpfung herbeigeführte Rache entbehrt der ethischen Wesenheit. Hiernach wäre es möglich gewesen, von diesem Standpunkt aus Shylocks Schein zu vernichten und seinen Anschlag zuschanden zu machen. Das Gericht bedient sich dieses Mittels nicht, da es von einem anderen Standpunkt aus zu gleichem Ergebnis gelangt, indem es auf Umwegen die ganze Verschreibung von Anfang an als nichtig erklärt: denn die Ausflucht, daß Shylock Fleisch schneiden, aber kein Blut vergießen darf, heißt nichts anderes, als daß er kein Fleisch schneiden darf, daß sein Recht aus dem Vertrag nur ein Scheinrecht ist, daß es ein Scheinrecht ist, weil aus dem Vertrag nur ein Schein, das heißt ein rechtliches Nichts hervorgeht. Was aber von sich aus nichtig ist, das bedarf nicht mehr der Entkräftung durch Einrede der Schikane. Dieser einfache Sachverhalt ist bei Juristen und Nichtjuristen zum Gegenstand der erdenklichsten und seltsamsten Mißverständnisse geworden. Die Entscheidung Porzias ist nur eine Einkleidung des Gedankens: das Recht besteht nur scheinhaft, daher in Wirklichkeit nicht.

Leichter läßt sich bei der Verschreibung Fausts an Mephisto dartun, daß, auch wenn man die Verschreibung als gültig erachtet, doch eine einsichtigere, tiefere Auslegung zu dem Ergebnis führt, daß Faust seine Seele nicht verwirkt hat.* Auch hier handelt es sich um eine Hingabe der Persönlichkeit, um eine der vielen Verschreibun-

* Vergl. hierüber auch meine Abhandlung: Fausts Pakt mit Mephistopheles in meinem Buche „Kultur und Leben", S. 102 ff.

zed by Google

gen, worin jemand im Fall eines bestimmten Handelns eine schwere Folge auf sich nimmt; nur liegt die Folge im Jenseits, und was preisgegeben wird, ist die ewige Seligkeit; diese soll verloren sein, wenn Faust gegen ein bestimmtes Lebensprinzip verstößt. Für den Fall nämlich, daß er sich, seinem ganzen Wesen zuwider, einem strebelosen Stillstand hingibt, will er seine Seele opfern, und hierbei knüpft er die Verwirkung seiner Seele an eine Äußerlichkeit: sie soll verfallen sein, wenn er zum Augenblicke sage: Verweile doch, du bist so schön. Dieses Wort spricht er wirklich aus, und sofort stellt sich der Böse ein und pocht auf die Verschreibung.

Frühere Zeiten legten nämlich derartige Erklärungen sehr wörtlich aus. Sie klammerten sich an Worte, und der wörtliche Eintritt war bestimmend. In den Rechten der verschiedensten Völker finden sich noch derartige Züge der Worthaftung, und namentlich waren die Orientalen in dieser Richtung ungeheuer findig. Aber auch das römische Recht zeigt noch auffallende Beispiele eines äußersten Klebens an dem einmal gewählten Wortlaut. Diese Erscheinung erklärt sich aus dem oben bezeichneten Ursprung des Versprechens aus der religiösen Weihezusage. Im religiösen Ritus ist ursprünglich alles Form: jeder Ausdruck hat seinen bestimmten heiligen Charakter; die Folge heftet sich nicht an den Gedanken, sondern an das Wort, in dem wie in einem Zauber die metaphysische Macht enthalten ist. Solche Art der Wortauslegung erhält sich lange im Prozeß, erhält sich auch im öffentlichen Leben. Jahrhundertelang pflanzen sich solche Worte fort, die man unverstanden weiterführt, nachdem schon längst aller Sinn entschwunden ist. Späterhin wird dieser Standpunkt des Rechts überwunden: das Wort gilt allerdings als Träger des Sinnes, aber *nur* als Träger des Sinnes; nicht an das Wort schließt sich die Folge an, vielmehr ist das Versprechen nach dem gesamten Inhalt der Abrede und nach der gesamten Umgebung, in der es aufgetaucht ist, *auszulegen*. Jetzt entsteht der Grundsatz von Treu und Glaube, der Grundsatz, daß der Mensch nicht der Sklave des Wortes ist. Er ist zwar niemals der Herr der Sprache in der Art, daß er die Sprache zwingen kann, wohl aber der Herr des Sprachinhalts in der Art, daß, wenn der Inhalt auch nur undeutlich oder unklar oder auch nur annähernd gekennzeichnet ist, dieser also gekennzeichnete Inhalt, seinem wahren Bestande nach, dem Rechtsleben zugrunde zu legen ist.

Betrachten wir aber die Sache nach dieser Richtung hin, so ist es sicher, daß der Fall der Faustverschreibung nicht eintrat, denn in keinem Augenblick des Lebens ist Faust sich selber ungetreu geworden; nie hat er aufgehört, zu ringen, nie aufgehört, alles, was das Leben bot, wie an den Haaren herbeizuziehen; nie ist er zum Genußmenschen oder zum Philister geworden. Nur hat seine Tätigkeit, die früher tumultuarisch dem Einfall des Augenblicks folgte, eine gesetztere und ernstere Wesenheit angenommen; sie hat mehr Zusammenhang und Zielbewußtsein gewonnen, und er ist vor allem aus der bloßen Eigenbestrebung herausgetreten und zum Leiter sozialer menschlicher Aufgaben aufgestiegen. Nachdem alle Phasen geschichtlicher Entwicklung vor ihm vorübergezogen, nachdem das Altertum wie das Mittelalter sich seinem Auge entrollt, nachdem er in großartigen Allegorien geschwelgt, nachdem die Verbindung mit Helena als die Vermählung des deutschen Geistes mit der antiken Bildung den gewaltigen Neuerer (Lord Byron) gezeugt, wird er zum rücksichtslosen Begründer neuer sozialer Verhältnisse, und das ungeheure Leben transatlantischer Ansiedler spiegelt sich in seinem Wollen und seinen Werken. Und jetzt, mitten in seinen Entwürfen, wo sich Aufgabe an Aufgabe, Lösung an Lösung drängt, und er ein neues Volk freiheitstrotzend in neugeschaffenen Gefilden vor sich erstehen sieht, jetzt, im Vorausblick herrlicher künftiger Tage, entgleiten ihm die Worte: Zum Augenblicke dürft' ich sagen: verweile doch, du bist so schön. Hier ist es klar, daß von einer Verleugnung seines Wesens, von einer trägen Ruhe, die der Weiterentwicklung abhold ist, von einem greisenhaften Stillestehen nie und nimmer die Rede sein kann. Die Schönheit solchen Augenblicks liegt nicht in der Ruhe, sondern in dem Anblick der durch den Helden angeregten großartigen Bewegung, von der doch sicher vorauszusehen ist, daß sie Raum genug bieten wird zu immer neuen Eingriffen und zu immer neuer Tatentfaltung. Das amerikanische Arbeitsfieber als träge Ruhe kennzeichnen, auch wenn der einzelne sich am Gefühl des frischen Lebens ergötzt, wäre ein Widerspruch in sich selbst.

zed by Google

Wenn man daher auch die Verschreibung als gültig betrachten wollte, so müßte eine verständige juristische Auslegung erklären, daß ihr Fall nicht eingetreten ist.

Shylock und Mephisto erscheinen uns als Träger einer veralteten Rechtsanschauung. Verschreibungen, über die eine spätere Zeit hinweggegangen ist, wollen sie noch aufrechterhalten, und dabei vertreten sie die veraltete starre Auslegung. Siegreich werden sie von dem Zuge des höheren Rechts überwunden, und die Sonne der neuen Zeit bricht aus tiefem Nachtesdunkel leuchtend hervor, nicht ohne daß die Helden der Vergangenheit mit Hohn und Spott begossen werden. Und besonders Shylock hat den Fluch einzuernten, den jeder Verteidiger einer verlorenen Sache, jeder Zeuge einer vergangenen Weltanschauung zur Genüge kennen lernt, sobald die Neuzeit über ihn hinwegschreitet.

Denn ebenso wie die Vergangenheit gegen alles Neue erbarmungslos ist und die Geister des Fortschritts verlästert und verfolgt, ebenso wendet sich die Neuzeit, wenn sie obgesiegt hat, gegen die Vergangenheit, und die Geister früherer Tage werden nicht einfach als berechtigte Vertreter ehemaliger Ideen beiseite geschoben, sondern sie werden mit Füßen getreten und vernichtet.

Warum soll die Neuzeit gerecht sein gegen das Alte? Ist doch das Alte auch nicht gerecht gegen das Neue gewesen!

Das ist der Gang der Weltgeschichte, denn aller Fortschritt entwickelt sich in der Hitze des menschlichen Ringens, in der Fieberhast des Kampfes, und die Leidenschaft wird niemals gerecht sein. Der Genius des Fortschritts ist ein Dämon und kein Engel.

Wer darum dem Dichter Vorwürfe macht, daß er die in ständigen Ungerechtigkeiten sich bewegende Fieberglut menschlicher Entwicklung so gekennzeichnet hat, wie sie ist, hat damit nur bewiesen, daß er noch nicht zum Verständnis der Weltgeschichte gereift ist.

Das war seinerzeit mein Kampf gegen Ihering. Ich glaube nicht, daß über den Ausgang des Kampfes ein Zweifel sein kann. Wer die Geschichte erfassen will, muß geschichtlichen Sinn haben, und wer über die Philosophie der Geschichte urteilen will, muß die Philosophie der Entwicklung in sich tragen; er darf den geschichtlichen Tatendrang nicht wie weiland Schlosser mit der Miene des Sittenpredigers beurteilen: denn wer solches tut, zeigt, daß ihm der wahre Geist der Geschichte nicht aufgegangen ist. Die schroffste Ungerechtigkeit im Schicksal ist vernünftig, wenn sie zum Fortschritt der Menschheit führt, und dieser Fortschritt ist es, der Shylock knickt. Das intuitive Bewußtsein geschichtlicher Größe aber ist die Macht, die uns beim Anblick des Schauspiels die Befriedigung gewährt und uns mit dem Unheil des Einzelmenschen versöhnt.

Wir leben ja noch!

Wir, wir leben ja noch!
Fällt Freund auf Freund auch,
Fällt Blüt' auf Blüte,
Laß nicht umdüstern
Vom Schmerz dein Gemüte!
Bin ich denn herzlos?
Ich seh' ihn dort stehen,
Den mit der Sense,
Seh', wie sie gehen,
Winkt er, daß ihnen die Stunde geschlagen;
Da hilft kein Weinen uns,
Hilft uns kein Klagen,
Winkt er auch uns dereinst,
Müssen wir's tragen.
Hart und erbarmungslos
Bleibt aller Menschen Los.

Aber solang es Tag,
Aber solang der See
Blau träumt im Sonnenschein,
Will ich nicht traurig sein!
Will ich sie halten, sie bannen, die Zeit,
Da wir die Sonnenluft atmen zu zweit!
Und wenn die Düfte umfächeln uns beide,
Weiß ich von Krankheit nichts,
Weiß nichts von Leide,
Scheint mir zum Fest geschmückt
Jeder der Tage,
Und daß es enden muß,
Gleicht einer Sage,
Die nur von fernher klingt,
Die nicht ins Herz mir dringt,
Denn — wir leben ja noch!

Adalbert Meinhardt.

zed by Google

Hausdiele („Flett“) eines Vierländer Bauernhauses in Neuengamme. (Zu Dr. Max Sauerlandt: Vierländer Kunst.)
Nach einem Aquarell von Hermann Haase aus dem Besitz des hamburger Museums für Kunst und Gewerbe.

Vierländer Männertruhe („Kiste") aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts.

Vierländer Kunst.

Von Dr. Max Sauerlandt.

Drei Meilen oberhalb Hamburgs überschreitet die alte Straße, von Lüneburg und Bardowiek kommend, auf der Fähre von Eßlingen, dem heutigen Zollenspieker, die Elbe. Die Sicherung dieses Punktes mußte für Lübeck und Hamburg Lebensbedingung werden, je mehr beide Städte sich zu den bedeutendsten Vermittlern des Handels zwischen dem südlichen und dem westlichen Deutschland und dem gesamten Nordosten erhoben. Hamburg hat während des vierzehnten Jahrhunderts, der Zeit des größten Aufschwunges der Städte, die, jetzt zu dem Bund der Hansa vereinigt, auch den Fürsten gegenüber festen Fuß faßten, seine größte Ausdehnungskraft bewiesen. Schon damals hat es sich fast den ganzen Landbesitz gesichert, über den es heute verfügt, und zu Anfang des folgenden Jahrhunderts, in Gemeinschaft mit dem nächstbeteiligten Lübeck, die Sicherung jenes Straßenüberganges in die eigenen Hände genommen.

Ein vereinigtes Heer der beiden Städte rückte unter Führung der Bürgermeister Jordan Pleskow und Hinrich Hoyer im Jahre 1420 in das herzoglich sächsische Gebiet ein, zerstörte die festen Schlösser Bergedorf und Riepenburg und zwang Erich IV. in dem Frieden zu Perleberg, beide Orte, den Zoll und die Fähre abzutreten.

Das eroberte Gebiet, die alten Vierlande, bestehend aus den Gemeinden Neuengamme, Kirchwärder, Altengamme und Kurslak (in dieser Reihenfolge finden sie sich seit früher Zeit aufgeführt), wurde der gemeinschaftlichen Verwaltung von Hamburg und Lübeck unterstellt, und dieses beiderstädtische Regiment hat mit wechselnden Formen bis zum Jahre 1867 Bestand gehabt.

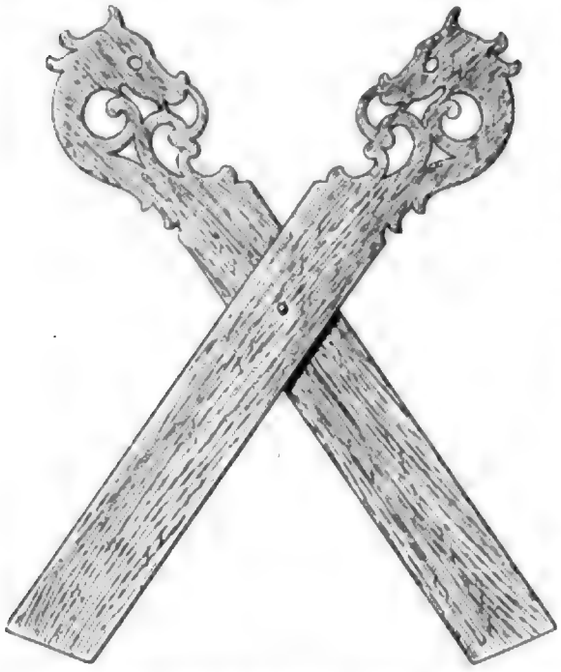
Es ist ein glücklich gegliedertes, wasserreiches Marschland, das damit in den Besitz der Städte kam, und sicher hat die Natur des Landes mitgeformt an dem Charakter der Bewohner, die die Regsamkeit und Beweglichkeit, die liebenswürdige Aufgeschlossenheit zeigen, die überall die unmittelbare Nachbarschaft des lebendigen Wassers mitzuteilen pflegt.

Das im Norden von der Bille begleitete, in Südost und Südwest von der Elbe umfaßte Gebiet wird von zwei eingedeichten,

Digitized by Google

weit hinauf schiffbaren Wasserläufen durchzogen, die jetzt nur noch von Flut und Ebbe leben, in ihren Namen aber die Erinnerung an die Zeit bewahrt haben, in der sie noch fließende Zweige des Hauptstromes waren.

Durch Jahrhunderte hatte das flache, zwischen Oberwasser von Osten und Flutgefahr von Westen eingekeilte Land unter der doppelten Überschwemmungsgefahr zu leiden gehabt, bis um das Jahr 1300 zuerst der versandende mittlere, dann auch der nördlichste Elbarm bei der oberen Abzweigung durch einen elbaufwärts weiter fortgeführten Deichriegel geschlossen wurde.



Pferdeköpfe (Giebelschmuck) an einem Bauernhause in Kurslak.

Die Wasserläufe bilden das Rückgrat der Dörfer. An der oberen Elbe liegt Altengamme, an der (nördlicheren) Dove — d. h. tauben — Elbe liegen Kurslak und Neuengamme einander gegenüber, an der südlichen Gose Elbe liegt Kirchwärder, alle vier lang aufgereiht im Schutze der baumbestandenen Deichzüge.

Über die Stammeszugehörigkeit der ersten Bewohner der Vierländer Marsch ist Zuverlässiges nicht überliefert. Im Jahre 1154 wird die Gammer Marsch, die heutigen Altengamme und Kurslak, zuerst erwähnt, im Laufe des dritten Viertels des zwölften Jahrhunderts mag Kirchwärder, im ersten Drittel des dreizehnten Jahrhunderts Neuengamme eingedeicht und in Kultur genommen sein. Wir hören, daß damals Graf Adolf II. von Schauenburg Ansiedler aus Holland, Friesland und Westfalen in das durch die lange Kriegszeit unter Heinrich dem Löwen verödete Land gerufen habe, doch dürfen wir annehmen, daß von vornherein das niedersächsische Element vorgewaltet hat. Erst als sich seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts holländische Auswanderer auf der Flucht vor der spanischen und katholischen Vergewaltigung in größerer Zahl in Hamburg niederließen, begann der Einfluß niederländischer Kunst in unseren Gegenden, und elbaufwärts sind mannigfache Anregungen dann auch den Vierlanden zugute gekommen. Denn in der Tat haben von Erich an bis herunter auf das Zeitalter Louis' XVI. und des Empire alle Wellen der großen Kunst auch an den Vierlanden angeschlagen und hier ihre Wirkung getan. Mit der echten Bauernkunst mischen sich zeitweilig Elemente bäuerlichen Kunstbetriebes, die die reinen Formen nach Maßgabe des ländlichen Geschmacks und Könnens umgebildet zeigen. Daneben aber hat die heimische Kunstweise — und darin besteht ihre eigentümliche Bedeutung — sich zu immer größerer Selbständigkeit entwickelt. Aus aufgenommenem Fremden und selbsterfundenem Eigenen bildet sich hier in engumgrenztem Raum ein Formengeschmack heraus, dessen Besonderheit durch mehr als vier Jahrhunderte sich entwickeln zu sehen, den Historiker immer von neuem reizen muß, und der durch die Feinheit seiner Ausprägung neben aller „großen" Kunst zu Recht bestehen bleibt. Schon im siebzehnten, mit größerer Entschiedenheit noch im achtzehnten und in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts darf von einer eigenen Vierländer Kunst gesprochen werden. —

Helleres Licht fällt erst seit der Besitzergreifung durch Hamburg und Lübeck auf die Vierlande, die seitdem, der Form nach freilich Lübeck gleich nahe verbunden, wirtschaftlich aufs engste doch nur mit Hamburg verknüpft geblieben sind.

Während der mehr als vierhundertfünfzig Jahre bestehenden beiderstädtischen Herrschaft ist den vier Gemeinden der wachsende Reichtum der Nachbarstadt zugute gekommen. Dreimal findet ein Höhepunkt der hamburgischen Kultur den entsprechenden Aufschwung auch in den Vierlanden. Zuerst während des fünfzehnten Jahrhunderts, dann vom Ausgang

zed by Google

Niedersächsisches Bauernhaus aus Neuengamme in den Vierlanden (erbaut 1593). (Zu Dr. Max Sauerlandt: Vierländer Kunst.)
Nach einem Aquarell von Hermann Haase aus dem Besitz des Hamburger Museums für Kunst und Gewerbe.

Digitized by Google

des sechzehnten bis tief in das siebzehnte Jahrhundert hinein und endlich in beständiger Steigerung durch das achtzehnte und die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

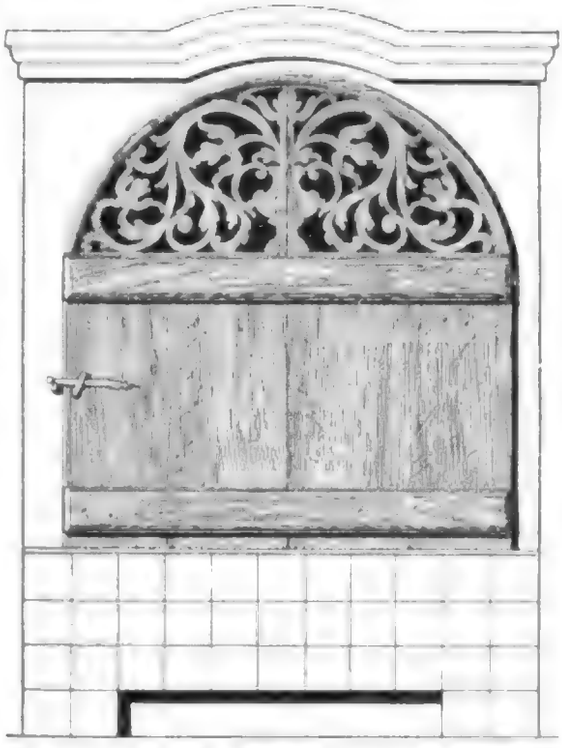
Die beispiellose Eigenart dieser Verhältnisse hat gute Früchte getragen. Die so gut wie vollkommene Selbständigkeit, die ungezwungene Abgeschlossenheit in nächster Nähe der doch wieder beständig belebend herüberwirkenden großen Stadt erklären an ihrem Teile mit die Mischung von konservativem Festhalten an alten Formen, lebendiger Entwicklung und höchst intelligenten Neuerfindungen, die den Handwerkskünstlern des Landes gelungen sind.

Die Ausführung des zweiten im Jahre 1480 vollendeten Deiches, der wenigstens die eine Hälfte der Überschwemmungsgefahr durch das Oberwasser der Elbe von dem Lande abzuwenden bestimmt war, geschah schon unter städtischer Herrschaft. In die gleiche Zeit fallen die ersten erhaltenen Bauten. Hier wie dort wird spürbar, welchen Segen die Zugehörigkeit zu einer größeren aufsteigenden Kulturgemeinschaft für das Land bedeutete. Der Feldsteinmantel der Altengammer, Kurslaker und Kirchwärderer Kirche zeigt die Formen des spätgotischen Stils. Der Glockenturm jedoch steht frei neben dem Hauptbau oder ist — wie in Altengamme — nur lose mit dem Schiff verbunden, nicht konstruktiv aus ihm entwickelt. Ebendort ist auch als einziges Stück der Innenausstattung aus so früher Zeit die alte bronzene Fünte erhalten, von drei Kuttenträgern gestützt, an der Außenwandung mit Reliefmedaillons verziert und nahe dem Rande von einem mageren Spitzbogenfries umlaufen. Das Stück wird in Hamburg oder Lübeck gegossen sein.

Diese drei ältesten Vierländer Kirchen, an deren Innenschmuck alle folgenden Generationen gearbeitet haben, sind die ehrwürdigen Zeugen der ersten Kunstblüte des Landes, das damals, so weit wir sehen können, zum erstenmal mit der Außenkunst in Berührung getreten ist.

Die um die Wende des Jahrhunderts übernommenen Formen haben in eigentümlicher Ausprägung und Betonung ein langes Nachleben im Lande geführt. Noch im Jahre 1599 zeigt ein mächtiger, ursprünglich in die Dielenwand eines Hauses eingebauter Wandschrank — er ist von dieser Stelle in das Hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe gelangt — in dem vieltürigen Aufbau mit breiter Mittelklappe den spätgotischen Typus, als geschnitzten Schmuck der Türfüllungen das alte Faltwerk und große Rosetten; auf Rahmen und Lisenen sind Schuppen-, Gurt- und Flechtbandwerk neben flachen, ziemlich groben Engelköpfen ausgearbeitet — alles Formen, die entweder der Gotik oder der frühen Renaissance entstammen.

Wie alle Bauernkunst entwickelt sich auch die vierländische am Schmuck des Hauses. Es sind die Jahre um 1600, in denen



Herdtür aus Altengamme.

eine stattliche Reihe von Hufnerhäusern und Katen gebaut ist, die zweite Blütezeit der Vierländer Kunst — aus dem Jahre 1603 stammt auch die Kirche von Kurslak —, die als eine Rückwirkung des großen Aufschwungs zu verstehen ist, den Hamburg damals infolge der westlichen Verschiebung des europäischen Handelsverkehrs nahm. Allein in Neuengamme zählten wir bis vor kurzem zwischen 1559 und 1653 noch sieben ausgedehnte Neubauten.

Das Bauernhaus will vom Felde aus betreten sein. Gegen das Feld ist es, wo nicht ausschließlich, so doch stets am weitesten und einladendsten geöffnet. Die Vierländer Dörfer liegen in langer Ausdehnung hinter den Deichzügen, und die zu einer Hufe gehörenden Ländereien erstrecken sich, von geraden Gräben

zed by Google

durchzogen und eingefaßt, in schmalen Streifen auf dieser Grundlinie weit in das Land hinaus. Ihrer Mittelachse folgt, dem Deich den Rücken zuwendend, das große Hufnerhaus.

Aber hier im Grunde des Gebäudes liegen hinter der breiten, türlos geschlossenen Giebelwand die Wohnräume, hier läuft die Straße vorbei, und so wird mehr und mehr die eigentliche Rückenseite des Hauses zur Schauseite.

Fast ausnahmslos sind die alten, zwischen Querbalken und Ständern aus Backsteinfachwerk aufgeführten Häuser mit Stroh gedeckt, und die Giebel zeigen an den Enden der Windfahnen den Schmuck der Pferdeköpfe, nicht in eintönigem Ausschnitt, wie es überall sonst in Niedersachsen gewöhnlich ist, sondern in abwechslungsvollster, reich durchbrochener Sägearbeit.

Ein Haus mag für alle sprechen.

Seit dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts kennen wir die Namen der Besitzer der jetzigen Ernst Hardenschen Hufnerstelle in Neuengamme. Der Bau selbst aber stammt erst aus dem Ende des Jahrhunderts. ANNO 1593 DEN 27 IVNIVS — so besagen die prächtigen Antiquabuchstaben der Inschrift, die den ganzen Hauptbalken des Giebels überläuft — hefft Allcke, Wvolves Peter Wvolves sin nagelaten Frovwe hefft dit Hvs laten bowen de Seg .. des Heren is be den de en fruchten vnd vp sine Godicheit vachten. Hier ist auch weiter unter der Giebelkappe und den auf beiden Seiten tief herabhängenden Abfällen des Strohdaches aller Außenschmuck vereinigt. Die vorkragenden Fachwerklagen werden von Trägern mit geschnitzten Stirnen gestützt, die oberen Querbalken haben das dem Backsteinbau der gotischen Zeit und der frühen Renaissance geläufige Motiv des gedrehten Taus erhalten, und in den Fächern, zwischen denen sich die Wand in drei Geschossen übereinander in niedrigen, aber breiten, nur durch die Ständer getrennten Fenstern mit kleinen, rechteckigen, in Blei gefaßten Scheiben öffnet, sind die Backsteine zu wechselnden Mustern versetzt. Nur zu den Seiten der höchsten Fensterreihe ist die Holzverkleidung der Mauer mit dicht gestellten, flachgeschnitzten Halbrosetten verziert, deren Zwickel von anmutig bewegten, gleichfalls geschnitzten Pflanzenranken belebt sind, wie die Rosetten auf weißem Grunde rot ausgemalt.

Vielleicht liegt hierin und in dem ornamentalen Steinversatz der Ursprung einer höchst sorgsam ausgebildeten, besonders in Altengamme noch erhaltenen Art der Wandverzierung, die den Vierlanden eigentümlich scheint. Die Backsteinfläche wird mit einer weißen Mörtelschicht gedeckt, der weiße Grund ziegelrot übergangen und aus der roten Fläche lineare und Zirkelschlagmuster in erstaunlicher Mannigfaltigkeit der Erfindung und flüssig gezeichnete Blumen bis auf den weißen Grund ausgehoben, und so die Fassade mit großen Teppichmustern bekleidet.

Hinter der mit dem großen Tore weit geöffneten Feldseite des Hauses liegen die Wirtschaftsräume, Pferde- und Viehställe, Vorrats- und Gerätekammern beiderseits der Land- oder Dreschdiele, von den Wohnräumen durch die mit Klinkersteinen gepflasterte Hausdiele, das „Flett", getrennt, das mit einer kleinen Tür unter ausgeschnittenem Balkensturz an jeder Langseite des Hauses quer der Landdiele vorliegt.

Das saalartige Flett ist allgemeiner Wohnraum für das Gesinde, Spielplatz für die Kinder und Küche zugleich und bei feierlichen Anlässen der Hauptfestraum.

Gegen die Wand des bewohnten Hauses sind die Herde gebaut, meist zwei, zwischen denen in bedächtigem Schwung die steile Treppe mit zierlich ausgesägten Geländerstützen zu den oberen Kammern hinaufführt. Die Herde sind mit hochgewölbtem gemauertem Mantel, dem Diggen, überbaut, und dieser wuchtige, unten vor der Herdbank mit grünen und lebhaft ockergelben Fliesen belegte Aufbau ist die vornehmste Zierde der großen Diele, auf die das Auge vom Landtor aus fällt. Das dunkel angeräucherte Eichenholz der Diggentüren zeigt den Schmuck durchbrochener Sägearbeit: großblumige, breiten oder schlanken Vasen entwachsende Blattranken breiten sich, oft von pickenden Vögeln belebt, in unerschöpflicher Abwandlung eines so einfachen Motivs im Halbrund des oberen Türschlusses aus.

Mit den Herden, die einen Teil des gebauten Hauses bilden, wetteifern an monumentaler Schwere und Standsicherheit die Schränke — zum Teil sicher, zum Teil wahrscheinlich städtischer Herkunft: seit Jahrhunderten hat Hamburg an sein Landgebiet abgetreten, was jedesmal dem neuesten Geschmack als veraltet galt. Hier steht neben Kisten

Digitized by Google

Wohnstube (Dörns) in einem Vierländer Bauernhause in Neuengamme. (Zu Dr. Max Sauerlandt: Vierländer Kunst.)
Nach einem Aquarell von Hermann Haase aus dem Besitz des Hamburger Museums für Kunst und Gewerbe.

Vierländer Frauentruhe („Lade") aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts.

und Laden die lange Banktruhe ohne Rückenlehne, aber mit zwei profilierten Seitenbrettern, in deren Aussägearbeit ähnliche Rankenmotive wiederkehren wie auf den Diggentüren, den unregelmäßig ausgeschweiften Rahmen ebenso vollkommen füllend wie dort das gezirkelte Halbrund.

Die eigentliche Stube, Dörns genannt, liegt regelmäßig in einer Ecke des Hauses gegen den Deich. Meist mit zwei Fensterwänden; nur in Neuengamme ist der nördlichen Wetterseite eine schmale Kammer vorgebaut. Ein ovales Auslugfenster sieht mit kleinen, zu hübsch geschnittenen Sternen und Rosetten zusammengesetzten Scheiben in Bleifassung auf die Diele. Die Außenwände des ziemlich niedrigen Raumes sind mit „Astern", alten Delfter Fayencefliesen belegt, auf denen flott gemalte Figuren- und Landschaftsbilder mit sorgfältigeren, tiefer gefärbten Blumenmustern wechseln, zwischen die sich einrahmend Reihen manganbrauner Fliesen mit gekämmter weißer Linienmarmorierung schieben. Die Innenwände zeigen Holzverkleidung, an der Dielenwand steht der große, blaugemalte Kachelofen, aus Bergedorf oder, wie die großen Dielenschränke, aus Hamburg stammend. Aus dem quadratischen Raum tritt ein alkovenartiger Ausbau in das Innere des Hauses zurück. Hier sind die Betten, durch Schiebetüren verschließbar, in die Holzvertäfelung der Wände eingebaut.

Generationen arbeiten an dem Schmuck und der Ausstattung einer solchen Stube, und jede stiftet sich selbst mit Namen und Jahrzahl ein Andenken. So können wir in einem Raume an den Getäfelwänden und auf den Türen, an dem eichenen Ausziehtisch, der bis in das neunzehnte Jahrhundert die schweren Balluster- oder Kugelfüße des siebzehnten Jahrhunderts beibehält, an den Stühlen mit geflochtenem Sitz aus gespaltenem Rohr, die zu keiner Zeit die geringste Spur städtischen Einflusses zeigen, an Kissen und Kleingerät Schnitzereien aus ältester Zeit und Intarsien von jeder Entwicklungsstufe des Stiles antreffen.

Es ist für die Beurteilung der Vierländer Bauernkunst von großer Wichtigkeit, festzustellen, wie sie sich der Außenkunst im allgemeinen und im besonderen der Schnitzkunst gegenüber verhalten hat, die sich während des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts in Norddeutschland reich entwickelte, anfangs mehr auf ornamentale Formen, Blattwerk und lebendige Ranken eingeschränkt, später zu Figürlichem, Allegorien und biblischen Szenen fortschreitend.

Aus jener ornamentalen Frühzeit haben die Vierländer sich in der streng stilisierten

Digitized by Google

S-förmigen Ranke ein wirkungsvolles Motiv zu assimilieren verstanden. Sie kommt, aus dem Brett geschnitzt oder in durchbrochener Arbeit, an Kirchenstühlen und frühen Zimmervertäfelungen zu schönster Wirkung neben den Rosetten, den Schuppen-, Gurt- und Flechtbändern, einem schmalen Eierstab und der Zahnschnittleiste, die als Friesstreifen oder als Füllungen blinder Bogenstellungen durch das ganze siebzehnte und bis tief in das achtzehnte Jahrhundert hinein lebendig bleiben.

Alle diese Formen nebeneinander weist noch das prächtige Getäfel einer Wohnstube aus der Kate der Witwe Hitscher in Neuengamme auf, das, im Jahre 1687 entstanden, ein typisches Beispiel des ersten Vierländer Holzstiles bietet. Das Getäfel ist vor einigen Jahren in das Hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe übergeführt, wo es eines Wiederaufbaues wartet.

Die spätere höchste Stufe der norddeutschen Schnitzkunst ist demgegenüber in den Vierlanden fast ohne Einfluß geblieben. Ein paar Türfüllungen und etwa die Kanzel der Kurslaker und eine Empore der Neuengammer Kirche, das ist alles, und es ist im Grunde wenig erfreuliche bäuerliche Kunst, keine echte und freie Bauernkunst. Der Vierländer Bauschreiner ist kein Holzbildhauer. Die Arbeitsteilung zwischen Handwerker und Künstler, die doch wohl für eine höher entwickelte Bildschnitzerei Vorbedingung ist, hat die Vierlande nicht berührt, der Bauschreiner ist dort immer wesentlich Kunsthandwerker geblieben. Und dann erweist sich ferner die künstlerische Begabung des Vierländers ganz vorwiegend als eine zeichnerische. Hier aber erreicht sie denn auch in dem außerordentlichen Sinn für die Silhouette, für ornamentale Flächenverzierung und Raumausfüllung einen absoluten Grad von Vollkommenheit. Das gibt die Erklärung dafür ab, daß die Intarsia im Verlauf des achtzehnten Jahrhunderts in den Vierlanden eine so beispiellose Entwicklung erfuhr, daß sie geradezu zu dem Hauptgebiete der Vierländer Kunst geworden ist.

Zunächst aber macht sich noch ein anderer Einfluß in den Vierlanden geltend.

Seit dem Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts kamen holländische Schränke in größerer Zahl in unsere Gegenden, und ihnen haben die Vierländer Tischler die Verzierung des Eichenholzgrundes mit andersfarbigen Auflagen abgesehen. Ebenholz- oder als Ersatz für den kostbaren fremden Stoff schwarzgebeizte Birnbaumholzplatten werden dem Rahmenwerk als Füllungen eingepaßt und die Lisenen belebt mit kleinen quadratischen, rechteckigen oder ausgesägten Blättern aus schwarzem oder hellem Holz, das überall vortrefflich zu dem tiefen Ton der Eiche steht.

Vierländer Frauentruhe („Lade") aus dem letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts.

Digitized by Google

Inneres der Kirche in Altengamme. (Zu Dr. Max Sauerlandt: Vierländer Kunst.) Nach einem Aquarell von Hermann Haase aus dem Besitz des Hamburger Museums für Kunst und Gewerbe.

Digitized by Google

Vierländer Männertruhe („Kiste") aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Bis in die erste Blütezeit der Intarsia bleiben diese Verzierungen beliebt, bis sie von der immer mehr Fläche gewinnenden neuen Kunst aufgesogen werden.

Unabhängig von holländischem Einfluß war die Technik der Holzeinlage schon im ausgehenden sechzehnten Jahrhundert im Lüneburgischen wie im Holsteinischen und in Hamburg geübt worden, und von hieraus mögen die ersten Anregungen in dieser Richtung auf demselben Wege wie die holländischen Schränke in die Vierlande gekommen sein.

Die erste Holzeinlegearbeit an einem Vierländer Möbel findet sich schon im ersten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts an jenem früher erwähnten großen Wandschrank von 1599. Dort meldet eine spätere, in den ausgestochenen Grund des Eichenholzes nielloartig (nach Art schwarzer Schmelzarbeit) eingelassenen Inschrift auf der breiten Mittelklappe, daß das Stück damals auf den Sohn des ersten Besitzers übergegangen ist.

Noch mehr als hundert Jahre später finden wir die Vierländer Intarsia technisch auf derselben primitiven Stufe, die überall am Eingang dieser Kunst steht. Die Verzierungen sind auch jetzt noch, der eng gebundenen Technik entsprechend, einfach: vielstrahlige Sterne und Rosetten füllen die größeren Flächen, fächerförmige Gebilde die Ecken des Rahmenwerkes.

Erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts werden die Formen freier: ein feingliedriges Rankenwerk findet sich nun häufig, dessen ausgeprägter Renaissancecharakter mit großer Wahrscheinlichkeit darauf zurückzuführen ist, daß damals städtische Möbel des siebzehnten Jahrhunderts an die Vierlande abgegeben worden sind, deren Intarsienschmuck den Ladentischlern willkommene Vorlagen für ihre eigenen Arbeiten darbieten mußten.

Die ganze Entwicklung der Vierländer Möbelkunst und im besonderen der Vierländer Intarsia ist an einer langen Reihe von Truhen zu verfolgen, die, nach alter Gewohnheit stets mit dem Namen des Besitzers und der Jahreszahl versehen, ebenso wie die ergänzend hinzutretenden Getäfel, Kirchbanktüren und Stühle — an Schränken findet sich Intarsienschmuck nicht — einen sicheren Anhalt für die Entstehungszeit abgeben.

Zwei Truhentypen laufen bis in das neunzehnte Jahrhundert nebeneinander her. Die steifen geradlinigen „Kisten" der Männer, mit

Digitized by Google

hohen, leicht gegeneinander geneigten Brettfüßen, die in ihrem oberen Teil die aus Bohlen zusammengefügten oder aus einem Stück gearbeiteten Seitenwände mit wagerechtem Faserlauf zwischen sich nehmen, und die geschmeidigeren, weicher profilierten „Laden" der Mädchen und Frauen, die anfangs mit vorgeblendetem, später — seit den sechziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts — mit konstruktivem Rahmen- und Füllwerk auf niedrigen Schlitten- oder Kugelfüßen ruhen.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts weicht die alte strenge Technik der Einlage in das feste Kernholz der neuen freieren Furnierintarsia, die einen ganz neuen Stil heraufführt. Mit der Bandsäge wird nun das Muster aus zwei aufeinander gelegten verschiedenfarbigen Holzblättern ausgeschnitten, so daß man zwei Füllungen auf einmal erhält, die eine mit hellem Grundholz, in dessen Ausschnitt das dunkle Muster paßt, die andere mit dunklem Grund und heller Einlage.

Auf diese Weise aus der Gebundenheit befreit, beginnt das Ornament sich schnell flüssiger zu entwickeln.

Zwischen 1765 und 1775 werden alle entscheidenden Schritte getan. Die streng stilisierten symmetrischen Ranken gewinnen pflanzliches Leben: zuerst treten an Stelle der rein ornamentalen Sternblumen natürliche Blüten, Nelken, dann beginnt auch das Stengelwerk sich zu regen, Tulpen, Rosen, Maiglöckchen und Akalai treten hinzu, die, zu immer reicheren Sträußen angeordnet, oft mit Vögeln belebt, erst breit ausladenden, dann immer schlankeren durchbrochenen Vasen, in deren wechselnden Formen noch einmal die Außenkunst vom Stile Ludwigs XIV. bis zum Stile Napoleons sich spiegelt, oder geflochtenen Körbchen entwachsen.

Gleichzeitig werden die aufgeleimten Holzauflagen in das Intarsiafurnier einbezogen, und dasselbe geschieht mit den bisher eingeschnittenen Jahreszahlen und Namen, die gleichzeitig die alten Antiquaformen der Buchstaben zugunsten flüssiger Kursiven aufgeben, die neben den bunteren neuen Mustern eine sehr vollkommene ornamentale Verwertung finden.

Von allen Hausgeräten ergreift die Intarsia Besitz. Stühle und Wiegen, Stickrahmen, Kästchen zum Aufbewahren von Brust- und Halstüchern, Gesangbuchschränkchen und Tabakskasten werden gleichmäßig mit eingelegten Blumen verziert, dem bodenständigsten Ornament.

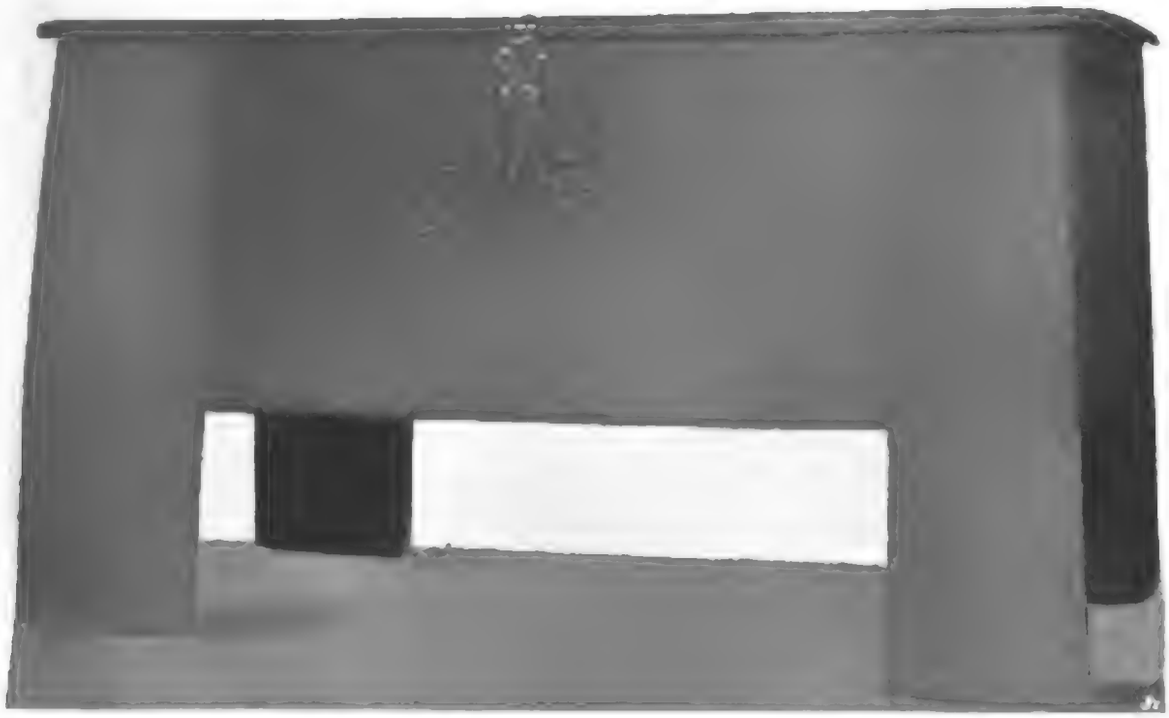
Den an sich schon immer reicher und bunter gezeichneten Mustern gesellt sich etwa seit der Wende des Jahrhunderts zu noch größerer Mannigfaltigkeit eine leichte Schattierung des hellen Holzes durch Behandlung mit heißem Sand, durch eingebrannte zarte Innenzeichnung und bisweilen auch durch hellfarbige (grüne) Beizung.

Kaum je aber ist hier das Maß überschritten, denn diese echteste Vierländer Bauernkunst zeichnet ein ganz außerordentliches stilistisches Feingefühl aus. Rein figürliche Darstellungen sind selten: auf der Vorderwand eines Gestühls der Altengammer Kirche finden sich der Salvator Mundi und die vier Evangelisten, im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts tritt unter dem Eindruck klassizistischer Ideen wohl hin und wieder eine weibliche Figur mit dem Anker als Hoffnung, mit dem Blumenkorb als Flora oder mit Sichel und Ährenbündel als Ceres auf, an Kinderstühlen sieht man den Jäger mit Flinte und Hund oder den Schäfer, die Schalmei blasend. Aber alles das bleibt Ausnahme. Unter der Hand des Vierländer Ladentischlers ist die Intarsia nicht zum Bildermosaik geworden, es tritt in ihrer Handhabung derselbe starke Sinn für Flächenwirkung hervor, dasselbe Geschick der Raumfüllung, dem wir auf Schritt und Tritt in dem Vierländer Bauernhause begegnet sind. Nirgends ist das gute Holz willkürlich zerschnitten und zerrissen, sondern stets ist das Muster so entworfen, daß klar gegliederte Massen von fließenden Linien umschrieben werden.

Der Ladentischler ist dem Umfange seiner Tätigkeit nach entschieden der erste Künstler in den Vierlanden. Seine Arbeit beschränkt sich nicht auf das rein Schreinermäßige, er liefert auch die Vorlagen für die Stickereien der Frauentracht an Brusttüchern, Jackenärmeln und Schürzen, und selbst für die geschmiedeten Waffeleisenplatten sind wenigstens aus dem letzten Jahrhundert Tischlervorzeichnungen erhalten.

Anderseits aber bilden gerade die Arbeiten der Schmiede, wo sie selbst erfinden, eine Ergänzung zu den bisher betrachteten Dingen. Sie beweisen, daß auf einem bestimmten Gebiet auch das plastische Vermögen der Vierländer Vollkommenes zu leisten imstande war, und daß die Vierländer Kultur aus einem

zed by Google



Vierländer Männertruhe („Kiste") aus dem sechzehnten Jahrhundert.

starken, gesunden Bedürfnis und aus innerer Veranlagung erwachsen ist.

Aus frühester Zeit haben sich nur Schlösser und Schloßbeschläge spätgotischen Stiles erhalten, wie jener sechsstrahlige ausgreifende Stern, der als einziger Schmuck durch die Art, wie er sich zierlich und energisch über die Fläche legt, das ganze sonst unverzierte Holz der ältesten Vierländer Truhe veredelt und mit sich auf die Stufe eines in sich vollkommenen Kunstwerkes hebt.

Die Bügelgriffe der Truhen, Türschlösser und Angelbeschläge bleiben noch weiter die einzigen Spuren kunstvoller Eisenbearbeitung. Sie folgen im großen dem Wandel der Stile. An Stelle der gotischen struktiven Gebilde tritt großlappiges Blattwerk, das mit breiter Flächenentwicklung das Holz anfaßt.

Erst die jüngste Bewegung des modernen Kunstgewerbes hat wieder darauf hingewiesen, daß es nicht notwendig der Zutat von Schmuckformen bedarf, um ein Ding zum Kunstwerk zu machen, daß die schlichte, aber sprechend gebildete Form für sich allein ohne jedes Ornament schon vollen Kunstwert haben kann. Dieser einfache Grundsatz, den das zivilisierte, mit den Schmuckformen aller Stile übersättigte Gehirn ganz verloren zu haben schien, ist in den Vierlanden mit naiver Selbstverständlichkeit betätigt.

Da gibt es Nalstecher, flachzinkige Stoßeisen mit flachen widerhakenbesetzten Zinken, die in der Art, wie sie dem fünffach gespaltenen Eisenstamm entwachsen, gegen die Angriffseite kaum merklich ausladen und durch einen vernietet umgelegten flachen Bandstreifen dicht aneinander gebunden sind, das höchste von ausdrucksvoller Form darbieten, was zu erdenken ist.

Denn in der Tat kommen die Schmiede den Ladentischlern mindestens gleich an reiner Vollendung ihrer Arbeiten. Ihnen ist gelungen, was nur dem echten Künstler gelingt: den Stoff, in dem sie arbeiten, durch die ihm mitgeteilte Form durchaus zu veredeln, ohne seiner Natur im geringsten Gewalt anzutun.

Es sind ganz einfache Dinge, um die es sich handelt, Wetterfahnen auf den alten Häusern und vor allem eine Reihe von Huthaltern, deren geschmiedete Zweige in den vier Kirchen des Landes an den Rücklehnen der Gestühle befestigt aufstarren. Wenn irgend etwas, so verdienen aber diese vielleicht vollkommensten Proben des Vierländer Kunstvermögens eine sorgfältige Betrachtung.

Schon rein gegenständlich sind sie, in dieser Form wenigstens, eine Vierländer Besonderheit von kulturgeschichtlichem Interesse. Gewisse Formenelemente lassen die Vermu-

Digitized by Google

tung des Altengammer Pastors, daß sie sich zu ihrer heutigen Bestimmung aus den alten Kirchenleuchtern entwickelt haben, nicht ganz unmöglich erscheinen, wie z. B. der eigentümliche walzenförmige Bekrönungsschmuck einiger nachweislich frühesten Stücke als rudimentäre Kerzentülle gedeutet werden könnte.

Es ist heute noch nicht möglich, die große Zahl in einer sicheren Entwicklungsweise zu ordnen. Nicht alle Stücke sind datiert, und von manchen aufgemalten Daten ist es wahrscheinlich, von anderen sicher, daß sie nicht das Entstehungsjahr bezeichnen.

Auch hier dringen zeitweilig Ornamente der Außenkunst herein. Wir treffen die großgezackten Blattformen vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts, das Bandwerk der folgenden Zeit, ausgebildete Rokokoschnörkel und die mageren Linien der Zopfzeit, die sich bisweilen mit Erinnerungen aus dem Formenschatz des strengen französischen Klassizismus Ludwigs XIV. bereichern.

Aber auch hier wie in den Intarsien treffen wir die höchsten Vollkommenheiten da, wo der Vierländer Künstler, ganz auf sich selbst gestellt, die ihn umgebenden Naturformen in sein Material aufgenommen und zu Schmuckformen ausgebildet hat, denen draußen nichts Gleiches entspricht. Auch der Schmied hat die Blumen seines Gartens, deren Leben er in täglicher Pflege beobachtet, in dem ihm geläufigen Stoff nachgebildet. Und hier vollzieht sich nun eine Entwicklung, die der Entfaltung des Intarsiastiles parallel läuft, ihr nur zeitlich um einen Schritt vorausgehend.

Am Anfang stehen naturgemäß wieder die strengsten Formen: Spiralen und geschwungene Drahtgebilde, die noch eine Erinnerung an die Bewegungen der alten Renaissanceranke bewahren. Dann folgt als erstes natürliches Gewächs die der Metallstilisierung besonders günstige Schwertlilie.

Die unverzweigt aufstrebenden gedrehten kantigen Stäbe blühen an der Spitze zu einer Blume mit gleichmäßig auf- und abwärts kronenartig gegeneinander geneigten schlanken Blättern auf, die wohl noch einmal ähnlich im oberen Drittel des schlanken Stabes wiederkehren.

Bald dringt dann größere Mannigfaltigkeit herein. Der eine Stamm spaltet sich in mehrere schlicht vierkantige oder gleichfalls gedrehte Äste, die anfangs noch steif ausgestreckt am Ende eine Rose, Aster oder Tulpe tragen. Von der Blüte steigt das Leben in den Stab hinab, und schon die ersten sechziger Jahre bringen hier völlig natürliche Formen. Die Zweige verlieren ihre geradlinige und kantige Steifheit, sie werden rund und immer lebensvoller bewegt. Mit ganz außerordentlichem Gefühl für das Besondere des Pflanzenwuchses ist das geschmiedete Eisen biegsam gemacht und starrt in den zierlichsten und weichsten Bewegungen des Blumenstiles.

Überall tritt eine mit wenigen Ausnahmen sehr sorgsame und sehr zurückhaltende Bemalung hinzu, die mit wenigen feinen Farben und altem Golde die Vollkommenheit der Form schmückend belebt und, ohne der Buntheit zu verfallen, eine schöne Mitte zwischen Stilisierung und vollem Naturalismus einhält. Es sind hier in aller Naivität Kunstwerke von einer Vollendung des Geschmacks geschaffen, die den verfeinertsten Erzeugnissen der modernen Schmuckkunst ganz nahe kommen, ohne wie diese so oft zu reinem Luxusgerät zu werden.

Aber diese Kunst hat ihre Zeit gehabt. Sie ist heute ganz aus dem Lande verschwunden.

Wieviel ist auch sonst von der alten Kultur des Landes verloren, seitdem der Anschluß der Vierlande an das hamburgische Staats- und Verwaltungsgebiet seinen nivellierenden Einfluß geltend gemacht und das Land aus seiner bisherigen Sonderstellung herausgerissen hat.

Die alte Volkstracht ist ganz und gar dahin. Selbst im Lande wird sie nur noch von den Ältesten der vergangenen Generationen getragen. Am ehesten mag noch die Tischlerkunst zu retten sein. Viele Hände sind eifrig an der Arbeit, mit sorgsamer Vorsicht die schon fast ganz abgerissenen Fäden wieder aufzunehmen. Möchte es gelingen, wenigstens die alte Intarsia, die so lange im Mittelpunkt der Vierländer Bauernkunst gestanden hat, zu retten. Vielleicht ist es möglich, von diesem Boden aus einer neuen Volkskunst in den Vierlanden wieder weiteres Gebiet zurückzugewinnen.

Digitized by Google

Drei schmiedeeiserne Huthalter aus Vierländer Kirchen. (Zu Dr. Max Sauerlandt: Vierländer Kunst.) Nach Aquarellen von Hermann Haase aus dem Besitz des Hamburger Museums für Kunst und Gewerbe. (Vergl. die Abbildung der Kirche von Altengamme.)

Sonnenopfer.

Roman von Wilhelm Fischer in Graz.

I.

Raimund Hadolt konnte nicht vergessen, weder auf sich noch auf andere. Was er Übles erlebt hatte, trug er in sich unzerstörbar mit, wie eine Inschrift in Erz geschnitten, und was er selber war, fühlte er mit ungemindertem Bewußtsein. Doch auf dem obersten Saume des Bergwaldes, wo er sich jetzt an einem lichten Sommermorgen befand, vergaß er auf sich und andere.

Es war ein wildes Bergjöchel, wo er Fuß gefaßt hatte. Rechts und links vor ihm ragten Felsmauern, so daß er wie in einem Tore am Eingang einer wundersamen Bergwelt stand. Der Wald senkte sich schroff unter ihm, und er konnte über alle Wipfel hinweg weit hinab auf die kleine Alm blicken, die smaragdgrün, von den Felsmauern eingefaßt, unter ihm lag. Und noch tiefer hinab konnte er den weißglitzernden, wilden Bach verfolgen, der sich zwischen Felsblöcken Bahn brach und weit unten im Graben in die sonnige Ferne entschwand. Dunkle Tannenwälder an den Berghängen begleiteten ihn am rechten Ufer, während am linken das Steilgelände sich mäßig hob und in einen ausgedehnten Almboden überging, auf welchem graue Felssteine und braune Schwaighütten sich nur allmählich dem Blicke sonderten. Über dem Almboden ragten die mächtigen Mauern des Kalksteingebirges, aus denen die Schroffen und Spitzen wundersam aufstiegen, grau im Schatten und mit weißem Schimmer im Sonnenlicht, und schlossen den Sehkreis nach dieser Seite ab. Aber dort, wo der Wildbach im Graben der tiefen Ferne zurauschte, öffnete sich noch ein weiter Ausblick auf die blau verklärten Gipfel der steirischen Waldberge, die friedlich und wonnesam im Äther ruhten.

Es war eine Bergwelt, starr und gewaltig in ihrer ragenden Größe, die aber in der Tiefe den lieblichen, vom Wasser durchglitzerten grünen Grund in sich schloß. In ihrer Mannigfaltigkeit war jede Einzelheit bedeutend, und so ward das Ganze von Schönheit verklärt. In dieser Landschaft war überall Leben, wenn es auch dem Blicke vielfach verborgen blieb. Es war Leben im dahinschäumenden Wasser wie in dem beschwingten Weih, der in den Lüften schwebte, in den leichtfüßigen Bewohnern der Felsen, den schlanken Gemsen, und in dem stattlichen Hirsche des Bergwaldes; denn der Geist der Schönheit in der einsamsten Natur ist der Geist des Lebens.

Und der da oben stand, Raimund Hadolt, vergaß sich selbst, als jetzt sein Blick untertauchte in all der Herrlichkeit — wie in einem Ätherbade, das ihn verklärte. Wäre er in umwölkter Nacht gestanden, die nur der Mondenschein erhellte, um sie dunkler erscheinen zu lassen, so hätte er nicht auf sich vergessen, sondern sich ganz in seinem Wesen gefühlt. Nun aber war er hier oben im Lichtmeer der Bergwelt sich selber fremd geworden: denn er schöpfte die Schönheit in sich, die nur von der Liebe im Herzen empfangen werden kann, und diese war ihm gänzlich fremd. Er blieb einige Zeit im Anblick

dessen versunken, was sich alles vor ihm gipfelte und ausbreitete, dann ward er wieder Herr über sich und dachte: Wenn ich auch jetzt gleich niederkniete wie vor einem Altar, so würde ich doch nur meine eigene Einbildung anbeten und nichts anderes.

Er wendete sich um und sah auf die andere Seite des Jöchels. Dort standen die grünen Waldberge mit milderen Hängen, und über die Schulter des einen blickte die Schatzkammer des Landes herüber: der Erzberg. Aber am fernen Gesichtskreis türmten sich wieder die gewaltigen Felsriesen, vom blauen Duft umflossen, der die grauen, verwitterten Steinglieder umhüllte. Auch da mußte er die Schönheit der Bergwelt ins Auge empfangen und den Eindruck davon in sich aufnehmen, ob er wollte oder nicht. Die Einsamkeit seines Herzens und der weite Himmelskreis flossen ineinander über, so daß sie nicht mehr geschieden waren, und er mußte sich auch darin verlieren und vergessen.

Eine Stimme von außen rief ihn wieder zu sich.

Sie gehörte einem ältlichen Manne an, der in bescheidener Landestracht mit Lodenjöpplein und Kniehosen den Steig unter der uraltersgrauen Felsmauer herankam und ihm schon von weitem ein „Grüß Gott in der Höh'!" zurief.

„Ihr seid früh aufgestanden, um da heraufzukommen," sagte er zu Hadolt, als er nahe vor ihm anhielt.

Dieser winkte zustimmend.

„Freilich, freilich," fuhr der andere fort. „Wenn der liebe Herrgott uns eine besonderliche Freud' machen will, schickt er seinen Sonnenschein auf die Berge und uns hinterdrein, daß eins das andere suchen soll. Ich aber hab' noch anderes gesucht, Kräuter und Wurzeln, und hab' auch viel Gutes gefunden, denn wißt, lieber Herr, ich bin zuzeiten auch Heildoktor, den die Leut' gern um Rat angehn, und ich helf' halt, wo ich kann." Er wies auf eine Tasche aus grober Leinwand, die er außer dem Rucksack an einem Riemen auf der Seite trug. „Da drinnen ist schon, was ich brauchen kann. O mein! es ist viel, man sollt's nicht glauben: Gamswurz, Speik, Enzian, Schwarzwurz, Brunellen und andere gute Sachen. Ich bin halt der Graschnerbauer, den die Leut' gut kennen, um es ihm zu sagen, was ihnen fehlt. Und ich red' nichts als: Helf Gott! und spiel' mich ein bissel als sein dummen Handlanger auf. Aber geholfen hat er schon vielen, weil er mir die Wissenschaft von denen Kräutern gegeben hat. Ja, die Erde hat alles, was die Kräuter zu ihrem Blut brauchen, und die haben wieder alles, was der Mensch zu seinem Geblüt braucht, wenn's einmal nicht eben geht." Und aus seinem glattgeschabten Gesicht leuchteten die tiefen, hellgrauen Augen gutmütig heraus.

Hadolt sagte: „Ihr kennt Euch aus! Es wächst nichts als Gutes in der Erden, wenn Ihr's braucht."

„Na ja, es gibt auch zuwideres Gewächs, das weiß jeder, und ich auch. In den Kräutern sind verschiedentliche Kräfte, darunter auch die des Mondes. Die sind nicht gut, dagegen die von der Sonnen, die wohl. Denn der Mond hat erborgtes Licht, und alles, was nicht eigen ist, das wirkt nicht recht. Es gibt Mondkräuter und Sonnenkräuter, und weil wir Sonnenmenschen sind, so tun uns die Sonnenkräuter gut."

„Also Ihr seid ein Sonnenmensch, Graschner?"

„Selb wohl, mein' ich. Ich tät' ja sonst nicht leben. Ein bissel Sonn' im Herzen, damit kommt der Mensch langmächtig aus; das ist noch durchleuchtig bis in die Nacht, die der Tod ist, und darüber hinaus. Hätt' uns denn unser Herrgott erschaffen mögen, wenn er uns nicht zu Sonnenmenschen hätt' machen wollen? Ich mein', nicht. Aber schwer ist's, bis eins das bissel Sonn' im Herzen find't, weil ein jedes so viel begehrt, und doch nicht das, was sein eigen sein soll. Ja, da sind die Kräuter im besseren Stand der Seligkeit, die nichts anderes wollen, als was ihnen paßt: die Sonn', um zu gedeihen, weil sie eben die rechten Sonnenkinder sind. Und deshalb sind sie auch für uns Menschen die Heilkräuter — jetzt habt Ihr's gehört, lieber Herr."

„Und was sagt Ihr denn zur Nacht, Graschner? Müssen Eure Kräuter nicht bei Nacht schlafen?"

„Wohl, wohl; alles Lebendige muß schlafen können, um die Sonnenkraft wieder frisch zu empfangen. Auch die Kräuter können's. Warum fragt Ihr das?"

„Nur so von ungefähr. Wenn einer etwas gar so sehr rühmt, so ergreift man gern die Partei des anderen, was er zurückgesetzt hat. Ihr habt die Sonne gelobt, ich lobe dafür die Nacht. Die bedeckt alles gleich gerecht,

Digitized by Google

daß man nichts Zuwideres ſieht, was doch oft im Sonnenſchein vorkommt."

„Damit mögt Ihr's halten, wie Ihr wollt, lieber Herr," ſagte der Graſchner erſtaunt. „Seid Ihr ſo beſchaffen, daß Euch nur die Nacht wohltut, ſo müßt Ihr's mit Euch ſelber ausmachen. Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich. Aber im rechten Himmelreich lebt die Sonne und nicht die Nacht."

„Na, ſo hab' ich halt das rechte nicht."

„Das iſt Eure Sache. Ein Menſch ſteht oft vor dem anderen wie vor einer verſperrten Tür. Da dringt kein Lichtſchein heraus und ſagt: du und ich, wir kennen uns. Na, laßt's halt gut ſein, lieber Herr!"

„Das kann ich nicht, wenn ich ſelbſt kein ganz Guter bin."

„Mit Verlaub, das redet Ihr nicht ſo geſcheit, wie Ihr meint. Zum ganz Gutſein fehlt freilich jedem viel, und wer's ſelber erkennt, tut wohl daran. Aber ſelbſt, um das ſo zu erkennen, muß doch etwas Gutes da ſein. Und über das Etwas dürft Ihr nicht ſpotten, nicht über Euch ſelbſt ſpotten. Denn das Etwas iſt die Menſchlichkeit."

„Ich dank' Euch ſehr für die Belehrung, Graſchner, und ich wollt', wir zwei könnten wieder gut Freund werden."

„Wie Ihr ſonderbar redet! Ich bin nicht herb gegen Euch. Wer ſeid Ihr denn, mit Verlaub, lieber Herr?"

„Ich heiße Hadolt, wenn Ihr's wiſſen wollt, und bin der Senſenwerksbeſitzer aus dem Prienitzgraben."

„Wird ſchon ſo ſein," ſagte Graſchner und heftete nun ſeine Blicke eindringlich auf den Berggenoſſen.

Der vor ihm ſtand, Hadolt, war im kräftigſten Mannesalter. Er mochte ungefähr fünfunddreißig Jahre zählen. Er war hoch und ſchlank gewachſen. Die Züge ſeines Antlitzes konnten für männlich ſchön gelten; nur lag etwas Dämmerndes, Unfreudiges auf ihnen. Der volle Bart und die Haare waren dunkel. Die Augen ſchienen von derſelben Farbe zu ſein; aber zuweilen ſchlug, wenn Hadolt auch gemeſſen ſprach, eine blaue Flamme aus ihnen heraus, und da erſt konnte ſich der Betrachter überzeugen, daß ihre großen Sterne tief dunkelblau unter den feinen Brauen eingebettet lagen. Zwiſchen dieſen Brauen lag beinahe ſtets eine Furche.

„Na, jetzt habt Ihr mich genug lang angeſchaut, Graſchner, um mich zu kennen."

„Gerade genug, das mein' ich auch. Nichts für ungut, Herr Hadolt. Aber Ihr ſeht Eurem Bruder gar nicht gleich."

„Seid Ihr mit meinem Bruder bekannt?"

„Na und ob! Es geht ihm nicht gar zu gut. Sein dreijähriges Töchterl liegt krank daheim. Gerade des Kindes wegen bin ich heut' früh heraufgekommen, um Heilkräuter zu ſammeln; das hat ſich ſo getroffen. In Schwendleiten, wo Herr Hadolt hauſt, mögen ſie mich lieber als einen gelernten Arzt. Ich hab' ja ſchon vielen geholfen mit meinen Kräutern, die in Gottes Schutz ſtehen. Und dem Kind geht's halt gar ſo ſchwer auf der Bruſt, daß es ſchier keinen leichten Odem zieht. Und anſonſten geht's dem Herrn Hadolt auch nicht gut. Eine ganze Stauden von Schulden iſt ihm über den Kopf gewachſen, daß er drinnen ſteckt, ganz verſtrickt, und muß ſein Anweſen verkaufen von Gerichts wegen. Ja, das ſind böſe Sachen, mein! mein! und die gute Frau, die ſeinige, hat's auch nicht verdient in ihrem Leben, daß, wo ſie mit den grundgeſcheiten Augen hinſieht, der Himmel ein ſchweres Gewölk hat. Niemand weiß, wo ſein Lebensſträßel auf einmal zu einem Seufzerweg wird. Ja, dazu gehört ſchon viel Geduld und Ergebung. Da ſeid Ihr wohl beſſer daran als der Bruder, lieber Herr! Ja, und habt Ihr gar nichts davon gehört?"

„Ich weiß es jetzt von Euch, Graſchner."

„Und es geht Euch gar nicht nah?"

„Ein ruhiger Menſch muß ſich oft genug ſelber fremd ſein, ſonſt wär er's nicht."

Der Alte bewegte leiſe den Kopf und ſah fragend auf Hadolt, der ſchwieg und in die Ferne blickte. Aus der Tiefe ſtiegen die Nebel auf, die dort in der Nachtkühle geſchlummert hatten und nun, von der Sonne erweckt, weiß beſchwingt heraufflatterten. Die Gebirgslandſchaft umſchleierte ſich, doch ſo, daß noch die Züge ihres wildſchönen Antlitzes bald hier, bald dort wieder durchſchienen.

* * *

Hadolt wandte ſich zur Rückkehr und bot Graſchner die Hand, die dieſer nahm, und mit einem „Behüt Gott!" trennten ſich die beiden Berggenoſſen. Graſchner ſtand noch eine Weile auf dem Jöchel und ſah Hadolt nach, deſſen ſchlanke Geſtalt, bekleidet mit der grauen Lodenjoppe, mit ſicheren Schritten

den Pfad zwischen den Latschen abwärts schritt, bis er unter dem steilen Hang entschwand. Dann schüttelte der Alte den Kopf und ging über das Jöchel einwärts.

Hadolt blickte nicht zurück. Er stieg noch eine Weile abwärts, bis sich der Steig teilte. Der eine führte geradeaus in den Graben, der noch tief unten bläulichgrün lag und auch von einem wilden Wässerlein durchblinkt war; das eilte weit hinaus dem Eingang des breiteren Tales zu, durch welches duftig blaue Berggestalten in der Ferne sichtbar waren. Der andere Pfad wendete sich links unter der grau ragenden Felsmauer hin. Er schlug diesen ein, der sich schmal, von außen kaum bemerkbar, durch das Krummholz dahinwand.

Er trat auf den Schutt, der von der Mauer seit Jahrtausenden herabgerieselt war, und konnte sie selbst vom Grunde aus betrachten in ihrem verwitterten Riesenbau, an dem einst auch, wie an allem, das Leben tätig war. Aber nun wuchs nicht der kleinste Strauch auf ihrer zerrissenen Flanke, die das nackte Gestein dem Tag entblößte. Ihr Kleid war die uralte Einsamkeit, darein sie sich schweigend hüllte, und nur der Nebel, der jetzt in weißen, sonnig durchglänzten Ballen über ihrem Haupte zog, war ihr Geselle. Doch sprach sie den Schreitenden mit dem stummen Geist der Erhabenheit an, dem das Herz mit der Empfindung des Friedens antworten muß.

Auf den Waldbergen dagegen, die sich zu beiden Seiten des Grabens hinabzogen, da wuchs das Leben in kräftigen Stämmen der Fichten und Tannen auf, die sich freilich von oben nur in ihrer Gesamtheit als bläulichgrüne Wölbung zeigten. Da rieselten die wurzeltränkenden Wasserfäden, um sich unten dem rauschenden Bache zu vereinigen, da war die sprossende Gegenwart, während die Felsmauer wie ein Riesendenkmal der Vergangenheit einsam in die Lüfte ragte.

Und in ihm, der unten schritt, ragte auch die Vergangenheit wie etwas vom Leben Verlassenes in die wirkende Gegenwart herein.

Er kam nun zum Sattel, der zwischen der Mauer und einem hohen Waldberg den Übergang in das jenseitige Tal bildete. Neue Berggestalten, gehüllt in blaue Gewänder, stiegen am Horizont auf, und einzelne noch entferntere Häupter blickten über diese hinweg. Überall stufte sich das Gebirgsland zu waldigen Höhen hinan, die vor seinen Blicken das Tal bargen, wohin er strebte. Die Nebel lagen hinter ihm im Steingebirge, und das Licht beglänzte aus unbewölktem Himmel die mächtige Landschaft, die sich in vielfach gesondertem Grün von dem grauen Stein abhob.

Er stieg den Abhang hinab. Die trautesten Kinder des Kalkgebirges, holde Blumen begannen das spärliche Grün reich zu durchwirken. Da wuchs in goldenem Kleidchen, aus seinem Röhrchen aufstrebend, das zierlichste Blumenköpfchen; es atmet einen Duft aus, köstlich wie Bergfrühling, und heißt im Lande Petergstam. Dieser Duft lockte ihn wie ein fremder Zauber, dem er sich unbewußt hingab, und er bückte sich, um eine der langgestielten Blüten zu brechen, deren Krönlein besonders lieblich glänzte. Aber er hielt plötzlich inne, die Furche zwischen seinen Brauen grub sich tiefer ein, und seine Hand ließ den Blumenstiel, den sie bereits gefaßt hatte, wieder fahren. Sein Fuß stieß verächtlich an den dichten, bläulichgrünen Blätterbesatz, aus dem das holde Gebirgskind emporwuchs.

Er schritt weiter, doch der Duft zog mit ihm wie ein Jugendtraum. Er konnte ihn nicht verscheuchen.

Nun lag der Bergwald vor ihm, den er betrat, um abwärts zu kommen. Der Steig senkte sich steil herab, so daß er des sicheren Trittes achten mußte, ohne gemächlich Ausblick zu halten. Die hohen Fichten und Tannen breiteten dunkelgrünen Dämmer um ihn und schlossen die Tageshelle aus. Nur in der Ferne blinkte zuweilen ein Lichtschein auf, um wieder im Dämmer des Hochwaldes zu verschwinden. Und wie er schritt, fiel auch aus seinen Kindheitstagen ein spärlicher Schimmer in sein Sinnen, um wieder zu verschwinden.

Der Wald nahm ein Ende, und vor ihm lag das Tal, dem er zustrebte. Überall blinkten Häuser auf, im oberen Teile von der Einsenkung an bis hinaus in das tiefere Land, das schon auf seinem Grunde einen Eisenbahnstrang tragen konnte. Er aber stand nun auf lichtgrünem Grasboden, den vielfarbig schimmernde Blumengeschlechter bevölkerten, und erst weiter unten säumte den lieblichen Teppich reich rankendes Gesträuch ein, das von dunkelgrünem Schatten umhaucht war. Er schritt immer tiefer abwärts, und als er um eine letzte Bergrippe bog, lagen in länglicher Zeile, eng geschart, die

zed by Google

Häuſer des alten Bergſtädtchens unter ihm, in welchem das Erz des Landes verarbeitet wird. Er aber ſchritt weiter hinaus gegen das offene Tal, das Städtchen zurücklaſſend, und erreichte den Talgrund, den ein rauſchender Bach eilig durchſtrömte, nachdem er ſeine Kraft vielfach in den Dienſt der Hammer- und Pochwerke gegeben hatte.

Hadolt ging langſam; er nahm den Hut ab, um ſeiner Stirn Kühlung zuwehen zu laſſen. Sein Antlitz war von der Wanderung nur ſchwach gerötet; er ſchritt feſt und aufrecht dahin, und ſein Leib zeigte keine Ermüdung.

Einzelnen Höfen, die hüben und drüben am Bache lagen, war er ſchon vorbeigegangen. Nun weitete ſich das Tal, und der Grund ſtieg jenſeits in ſanfter Höhe hinan. Langgeſtreckte Gebäude wurden unten am Bache ſichtbar, die das ſtattliche Getriebe eines Senſenwerkes darſtellten. Als er aber die Brücke des Baches überſchritten hatte und näher gekommen war, bemerkte er, daß alles ſtill und ausgeſtorben war. Die Arbeit ruhte; die Türen, die zu den Werkſtätten führten, waren geſchloſſen.

Er ſchritt auf gutem Fahrwege den Hang aufwärts zu dem Herrenhauſe, das ſich groß und behäbig mit den dazu gehörigen Wirtſchaftsgebäuden auf geebnetem Boden erhob und im Hintergrunde von Bäumen überragt war. Er trat durch die hohe Eingangstür in den breiten, gewölbten Hausflur, und ſeine Tritte hallten auf den Steinfliesen wieder. Still und dämmerig war es darin, und wohltuende Kühle umfing ihn. Erinnerungen aus ferner Zeit ſchienen in ihm aufzuleben, und ſeine Stirn furchte ſich tiefer. Alles war wie ausgeſtorben. Niemand hatte ſeine Ankunft bemerkt. Doch er wußte Beſcheid, und als er am Ende des Flurs angekommen war, wo eine Treppe in das obere Stockwerk führte, wendete er ſich nach links und ſtand vor einer Tür. Nichts regte ſich, er klopfte, niemand antwortete; da drückte er auf die Klinke, die Tür öffnete ſich, und er trat ein.

* * *

Es war ein Gemach mit weitem Raum, wohlbeſtellt mit Geräten, die von dem vornehmen Stand des Beſitzers zeugten, und überaus reinlich gehalten. Drei Fenſter ließen reichlich das Tageslicht hereinfallen, das von draußenſtehenden Bäumen gedämpft war.

Nun ſtand Hadolt drinnen und blickte um ſich; niemand war zu ſehen, und erſt als er einige Schritte machte, die die Stille des Gemaches aufſtörten, öffnete ſich die Tür, die zu einem inneren Raume führte, und ein junges Weib trat heraus. Ihr Antlitz war leidvoll, ihr Mutterherz war betrübt, denn drinnen lag ihr Töchterlein krank. Wer ſie ſo ſah, dem mußte ihre Geſtalt mit den ſeelenvollen Augen rührend erſcheinen. Ihr Kleid war dunkel, aber ihr lichtblondes Haar gab darüber hellen Schein. Den Mann, den ſie vor ſich ſah, hatte ſie nicht erwartet; ſein Antlitz ſchuf ihr Erſtaunen. Sie erhob das Haupt, das ſie vorhin wie von Kummer beſchwert ſenkte, und in ihren Augen lag eine ſtumme Frage, die dann in dem einzigen Wörtchen Laut gewann: „Du?“

„Ich. Einer, der nicht willkommen iſt?“ erwiderte er.

Als ſie hereintrat, war ſein Antlitz unbewegt; er ſtand hoch aufgerichtet da, nur ſeine Wimpern zuckten einige Male, bevor das Auge ſeinem Willen gehorchte, feſt zu blicken.

Sie ſagte müde: „Gott grüß dich, Schwager, und ſei willkommen. Setz dich.“

„Danke; ich bleibe, wie ich bin. Setz du dich.“

„Ja, das will ich.“

Und ſie ſchritt auf einen Seſſel zu, der an einem Arbeitstiſchchen in der Fenſterniſche ſtand, und ließ ſich dort nieder. Sie blickte traurig, ihr Herz war voll Leides, und ſie ſenkte müde die Stirn.

„Das Glück iſt nicht in dein Haus gekommen,“ ſagte er.

„Ich weiß es,“ erwiderte ſie, „mein Kind liegt krank.“

Sie horchte ängſtlich nach der inneren Tür, ob ſich dort etwas rege.

„Wir waren bisher immer geſchieden, Mathild, wir werden auch künftig nicht vertrauter werden.“

„Ich weiß es.“

„Ich könnte dir ſagen: ‚Daß dein Kind krank liegt, iſt mir leid um deinetwillen‘; aber wozu? Etwas mehr oder weniger Leid unter Menſchen, wie wir ſind, das ändert daran nichts, daß wir uns fremd ſind.“

„Du biſt gekommen.“

„Ihr habt keine Freude im Haus; ich bringe auch keine. Man kann nicht geben, was man nicht beſitzt.“

Sie machte eine bejahende Bewegung.

„Droben liegt Sonnenschein und Nebel im Gebirge. Ich bin zu euch herabgekommen. Den Sonnenschein hab' ich oben gelassen, den Nebel bring' ich mit."

„Es ist wahr," sagte sie. „Das Haus ist finster, mein Kind ist krank, mein Mann ist auswärts. Wenn er wiederkommt, bringt er Sonnenschein mit. Und doch ist er arm geworden, verzagt und bedrückt. Das weißt du auch schon, nicht wahr? sonst wärest du nicht da."

„Ich weiß es." Die Furche hatte sich wieder tief in seine Stirn eingegraben.

„Wenn Menschen trauern, so denk' ich mir, sie haben ihr Herz der Freude verkauft und empfangen nun den Lohn dafür."

In der Trauer ihres Blickes glomm ein Zürnen auf. Doch sagte sie: „Ich habe Geduld, und die ist nie ohne Hoffnung. Ich bin nicht freudlos. Noch lebt mein Kind und mein Glaube an Gottes Barmherzigkeit. Ich habe auch den Trost der Liebe zu meinem Manne. In all dem liegt Freude, auch in der Trauer. Das Herz kann viel erdulden, wenn es mit den Seinen verbunden ist. Wer mit den anderen leiden kann, der kann sich auch mit den anderen freuen. Kannst du mit den anderen leiden?"

„Nein, ich bin mir selbst genug. Darin bin ich mächtig. Zufriedenheit hab' ich nicht erjagt; ich bin immer fest gestanden. Ich hab' in meiner Weise geschaffen und, was ich besitze, aus eigener Kraft erworben. Mein Herz hängt auch daran nicht; doch ist es mein. Das Erbe meines Vaters hat mein älterer Bruder bekommen, dein Mann; ich bin mit einem geringen Teil abgespeist worden. Ihn hat der Alte gern gehabt, mich nicht. Nun schau, wo wir heute beide stehen. Er hat den Grund unter seinen Füßen verloren; ich stehe auf eigenem Boden. Dieses Haus, das Gewerke, der ganze väterliche Besitz muß von Gerichts wegen verkauft werden, und weißt du, wer der Käufer sein wird? Ich. Ich werde euch aus eurem Erbe in die Fremde ziehen sehen und dabei der bleiben, der ich bin. Ihr werdet Leid haben. Ich werde keine Freude haben, aber auch kein Leid. So bin ich. Meine Gegenwart lebt, und sie krankt nicht so wie bei dir."

Sie erhob sich bestürzt: „Ja, ja; mein Kind ist krank. Es hat nach mir gerufen. Ich höre sein Wimmern. Ich muß nach ihm sehen." Und sie ging nach der Tür und in den inneren Raum.

Er folgte ihr mit den Blicken, bis sich die Tür schloß und ihre dunkelgekleidete Gestalt entschwand. Er war wieder allein. Die Sonne flutete, gedämpft durch die draußen stehenden Bäume, herein, aber das Gemach war leblos und leer. In ihm pochte das Leben in gesteigertem Herzschlage; doch zuwider dem Naturgesetz wandelte sich die Bewegung nicht in Wärme um; das Leben in ihm war kalt. Er hatte vor der Frau in dem verarmten Hause von seiner Macht wie ein Sieger gesprochen; doch er besaß vor ihrem Mutterherzen nur die Kraft des feindlichen Wollens, die erstarrt und ihrem Besitzer nur die eigene Schwere fühlen läßt.

Die Tür öffnete sich, und sie kam wieder. Mutterseligkeit lag in ihrem Antlitz; es war verklärt von innerem Glück, das sich zur Schönheit erhellte, so daß ihre ganze Gestalt davon umgossen ward.

„Dem Kinde ist besser, das Fieber hat nachgelassen. Es hat mich angelächelt." Und sie selber lächelte wundersam still, als wäre sie überreich geworden und könnte die plötzliche Segensfülle nicht fassen.

„Ach," sagte sie, „und wie ich vergeßlich bin und gar nicht darauf dachte! Ich habe dir keinen Imbiß angeboten, Schwager. Du wirst hungrig sein von dem weiten Wege. Komm, setz dich zu Tisch. Nimm Speise und Trank von mir an wie ein Wanderer, der ins Haus gekommen ist. Laß dich bitten und nimm meine Bitte gut auf. Du wirst, nicht wahr?"

Und noch immer lächelte sie glücklich, so daß auch ihn ein Hauch des wundersamen Mutterglücks berühren konnte, wenn er wollte. Doch er antwortete: „Ich bedarf keiner Speise von dir. Ich werde mich nicht an deinen Tisch setzen. Mein Weg führt mich weiter."

Sie blickte wieder ernst; sie besann sich, und mit dem Besinnen stieg ein Zürnen in ihr auf. „Wie du willst," sagte sie kurz.

„Ja, immer wie ich will."

Es lag etwas so Schneidendes in seinem Ton, daß sie wie unbewußt mit der Hand eine abwehrende Bewegung machte.

Da wurden Schritte draußen hörbar, und in das Gemach trat ein Mann, der einen Knaben an der Hand führte, und bei dem Anblick der beiden entschwand wieder der Unmut, der ihr Antlitz trübte. Der Mann war hoch gewachsen und breitschultrig, mit offenem, schier kindlichem Ausdruck in den Zügen, die

Digitized by Google

ein blonder Vollbart kräftig bedeckte; und seine hellen Augen konnten nie gänzlich betrübt blicken, auch wenn er Ursache genug dazu hatte.

„Günter! Du bist da," rief die Frau freudig aus. Dann klang ihre Stimme gedämpft: „Sieh, dein Bruder ist gekommen."

„Raimund! Wo soll ich das hinschreiben? Kinder, schlagt's den Ofen ein. Na, das ist gut. Grüß Gott, Raimund! Sei mir herzlich willkommen!" Und er streckte ihm die Rechte entgegen.

Doch dieser erwiderte: „Ich bin nicht willkommen. Die Hand schüttelt man dem Freunde. Ich bin dein Freund nicht, Günter. Ich hab' keine gute Nachricht ins Haus gebracht und verlang' auch keinen guten Abschied, weil ich wieder geh'! Ich hab' mich nicht geändert, ich bin derselbe geblieben. Ich wahre die Treue bis an den Tod — mir; denn ich gehöre nur mir selbst an und keinem anderen. Ihr aber habt euch beide. Eure Welt ist nicht die meine, und ich steh' außerhalb der eurigen. Über die Grenze hinüber kann man keine Hand reichen. Lebt wohl, wie ihr es vermögt. Was ich vermag, wird auch geschehen."

Und ohne weiteren Abschied zu nehmen, ging er durch die Tür, die er hinter sich schloß. Im Gemache standen beide still, so lange sie seine Schritte draußen im Flur hörten. Dann fühlte sich die Frau wie befreit; ihre Augen leuchteten wieder in hellem Glanz auf, und sie sagte: „Es geht ihr besser, unserer Emmi."

Und er zog sie an sich, schloß sie eng in die Arme, und da sie das Antlitz an seiner Brust barg, berührte er mit den Lippen das lichte Haar ihres Hauptes. Und der Knabe hängte sich an ihren Hals, ohne zu wissen, warum.

* * *

Raimund ging aus dem Hause und den Abhang hinunter, bis er zu den stillen Werkstätten kam. Auch diesen wollte er vorbeigehen, da wurde er jedoch mit einem „Grüß Gott, Herr Raimund!" angehalten. Ein alter Knecht stand vor der Tür eines Nebengelasses, der ihn also anredete. Aus seinem faltigen Antlitz, das hie und da graue Stoppeln bedeckten, blickten kluge Augen, und ein kleines, schlaues Lächeln spielte um seinen Mund.

„Kennt Ihr mich noch, Herr Raimund?"

„Du bist der Achaz."

„Freilich, freilich bin ich der, und alt bin ich auch geworden; um ein gutes Stückel älter als zu der Zeit, wo Ihr noch ein kleiner Bub wart. So viel hantig wart Ihr damals. Und nichts ausgelassen, was Ihr einmal festgehalten habt."

„Meinst du?"

„Ja, dasselbe mein' ich wohl. Wißt Ihr noch? Wir haben einen zahmen jungen Fuchs im Hof gehabt. Den habt Ihr einmal bei der Genickhaut gepackt und aufgezogen. Der hat aber den Spaß übel genommen, dreht den Kopf um und beißt Sie da übers Gelenk, daß es nur so blutet. Ich komm' gerade dazu und schrei: Laß los, Mundi! Aber wer nicht losläßt, das ist der Mundi. Das Bübel steht da mit zusammengepreßten Zähnen, und ich muß ihm die kleine Faust lösen, bis er das Füchsel losläßt. Jetzt erst läßt das auch los mit seinem Gebiß und wischt davon, daß wir's nimmer mehr gesehen haben. Ja, so wart Ihr, Herr Raimund, als ganz kleiner Bub: nicht loslassen, und wenn man Euch erschlagen hätt'! Ich mein', das Zeichen von dem Füchsel müßt man noch jetzt an Ihrer Hand erkennen."

„Das wohl, Achaz." Er streifte den Ärmel seines Rockes auf, und eine weiße Narbe ward über dem Handgelenk sichtbar.

„Ja, da sitzt es noch, Herr Raimund. So muß einer sein Leben lang herumgehen, von dem man sagen kann: der Fuchs hat ihn gebissen. Doch Sie sind jung, und ich bin alt."

„Wie alt, Achaz?"

„Ach, das ist eine traurige Geschicht' mit dem Alter, wenn eines immer kürzer wird, je länger die vergangenen Tage sind. Ja, das Abnehmen bis zum klein winzig werden, das ist unser Dienst bei einem Herrn, der Platz hat für uns alle: beim Herrn Tod. Noch was —"

„Was denn, Achaz?"

„Aha! Ich hab' gehört erzählen: vor viel hundert Jahren war der grüne See drüben so groß, daß zwei Wildenten eine ganze Stunde gebraucht haben, bis daß sie um ihn herumgeflogen sind. Jetzt brauchen's dazu nicht mehr als etwa zehn Minuten. So hat auch früher einmal mein Denken einen gar weiten Kreis gemacht über alles, was sich das Herz gewunschen hat; jetzt aber zieht's nur über einen ganz kleinen Grund, der nicht größer ist als das Grab, was so ein vertrocknetes Mannerl braucht, wie ich bin."

„Seit wann bist du so gescheit geworden, Achaz?“

„Ja, wenn nach dem Morgen der Abend kommt und man den ganzen Tag ist viel herumgeworfen worden, so wird man halt am Abend gescheiter, als man eh war, aber nicht besser.“

„Warum nicht?“

„Weil eins nicht aus seiner Haut kann, und die wird auch nicht besser, wenn sie alt wird. Ja, und da komm' ich wieder darauf zurück, wie Ihr ein kleines Bübel wart, da habt Ihr mir sehr geschadet zu meiner Besserung; an dasselbige entsinn' ich mich ganz wohl.“

„Wieso denn ich und als kleiner Bub?“

„Ja, es war nicht anders, daß ich's Euch erzähl'! Ich hab' damals mein' Kammerl oben in der Schupfen gehabt. Da sitz' ich auf der Schwellen, halt mein Gebetbüchel in der Hand und tue fleißig beten. Ihr kommt dahergegangen als ein ganz Kleiner, der Ihr wart, und sagt: ‚Gib das Buch, Achazi!‘ Na, ich geb's dem Kind in die Hand; denn ich denk' mir, es ist etwas Heiliges und könnt' ihm gut tun. Was macht aber das Rankerl? Greift hinein, wo es gerad kann, und reißt mir ein Blatt heraus. Ich erschrocken, nehm' ihm das Büchel aus der Hand und sag': Gleich gibst das Blattel her, was du herausgerissen hast. Denn ich vermeint', es noch hineinkleben zu können. Aber was tut er? Er hält's fest in der Hand, gibt's nicht her; und wie ich ihm mit Gewalt das Fäustel aufbracht hab', wobei er nur so geschaut hat, ohne das Gesicht zu verziehen, und ich das Blatt herausgekriegt hab', da ist es ganz auseinander gegangen als ein mürbes, das es war, und ich konnt's nimmer brauchen. Es war verkrumpelt und verloren. Und wißt Ihr, was es für eins war? Auf dem Blatt ist gestanden das Gebet, was so heißt: Vorsatz zur Besserung. Das hab' ich nimmer beten können und hab' nimmer besser werden können. So bin ich der alte Adam geblieben, der in sein Grab steigt mit demselben Rock, mit dem er aus dem Mutterleib gekommen ist, nur daß er ganz aus den Fäden gegangen ist.“

„Und da bin ich daran schuld, Achaz?“

„Na, etwas wohl. Ihr seid ja selber nicht gut daraus gekommen. Hat Euch ja der Herr Vater selig als ein Ganzer nicht leiden mögen! Ihr habt gar so gern zuwider drein geschaut. Und am Erbteil hat er Euch auch ganz verkürzt. Warum denn das nur? Mein Gott, und den Herrn Günter hat er gern gehabt, als wär's sein einziger Sohn gewesen. Und er hat doch wahrhaftig zwei gehabt. Aber Ihr wart halt manchmal so ein sakrischer kleiner Teufel, der immer seinen eigenen Kopf aufgesetzt hat, und der war hart genug, um damit durch die Wand zu rennen. Aber der Herr Vater hat gesagt: Mich rennst nicht nieder. Ich bin der Herr. Und alles hat der ältere Sohn, der Günter, gekriegt: die ganze Gewerkschaft, den ganzen Besitz, und der Herr Mundi nur ein kleines Bröckerl, um nicht satt davon zu werden. Ja, der Vater, der meine, hat mir auch nichts gegeben; freilich hat er nichts gehabt als ein armer Knecht, der er war. Aber der reiche Herr Hadolt, das ist zu verwundern, daß er so ungleich geteilt hat. Ja, ja, wenn du in die Welt durch verschiedene Fenster hineinschaust, so sieht sie halt verschieden aus. Und so lang Ihr auch gewachsen seid, Herr Raimund, seid Ihr doch zu kurz gekommen.“

„Jawohl, Achaz, damals. Aber das Unrecht, das mein Vater an mir begangen hat, ist meine Kraft geworden, mir selber recht zu tun. Und jetzt bin ich stark, und mein Bruder ist schwach geworden. Ich hab' aufgebaut, wo früher nichts war, und er hat niedergerissen, wo früher viel war. Und in sein Erbe werde ich einziehen, das das meine ist durch die Kraft, die ich vor ihm voraus hab'. Wer von allen verlassen ist, der muß sich selber finden. Das geht freilich nicht ohne Härte; denn der Hammer, der uns getroffen hat, macht uns fest. So bin ich hart. Da oben werd' ich als Herr einziehen, und da unten werden alle Räder wieder lebendig werden, und das Wasser wird lustig darüberschießen. Alles wird gehen, was jetzt stillsteht. Und dich, alter Achaz, kann ich in deinem Stübel hausen lassen oder auch nicht, wenn ich nicht will. Denn ich bin der Herr. Weißt es jetzt! Na, dann behüt dich Gott, wenn er will.“ Und er ging aufrecht mit stolzem Haupt von hinnen.

Achaz blickte ihm verwundert nach und murmelte: „Ja, hast den Teufel im Leibe und bist fest; aber unser Herrgott ist noch fester. Schau zu, daß du ihn mit deinem Übermut nicht schiech machst.“

* * *

Digitized by Google

Das reichlich schaffende Sensenwerk, das Raimund besaß, lag im Prienitzgraben. Er selbst wohnte in einem nicht zu weitläufigen Herrenhause, das er sich für seine Person hatte erbauen lassen, und das ihm vollauf genügte. Denn er saß nicht darin als Familienhaupt, sondern einsam. Eine Wirtschafterin, die schon ziemlich in Jahren stand, aber noch rüstig schien, waltete darin in Küche und Speisekammer. Sie versah ihm den Tisch, hielt die Stuben in Ordnung unter Beihilfe einer jüngeren Magd und sorgte redlich für jeglichen Bedarf der Haushaltung und des Herrn, der sich an ihre Art gewöhnt hatte und mit ihr zufrieden war.

Außerdem hatte er in seinem Anwesen Gesinde genug, um es zu anderen Dienstleistungen zu verwenden. So saß Raimund Hadolt als strenger Gebieter, mehr gefürchtet als geliebt, wie ein einsamer Herrscher in seinem Reiche. Und während die anderen Gewerken noch vielfach nach Urväterweise schafften, hatte sich Raimund das neue Verfahren angeeignet und ließ aus dem Feuer so erprobten Martinsstahl hervorgehen, daß seine Sensen geschätzt und begehrt in der Nähe und Weite waren.

Er konnte daher mit ausländischen Schmelzöfen wetteifern und die heimischen übertreffen, die allmählich verkümmerten. Auch sein Bruder war nicht gänzlich durch Unfleiß verarmt, sondern durch die alternde Beschaffenheit seiner Blahhäuser, in denen das Leben der Zeit nicht mehr pochte. Er aber hatte den Menschengeist, der immer Neues schafft, von Angesicht zu Angesicht zu sehen gesucht, um sonach seine Kraft in eigene Wirksamkeit umzusetzen. So war er in seinem Wohlstand gewachsen, während viele andere, darunter auch sein Bruder, sich allmählich abseits vom lebendigen Strom der Zeit befanden, der einen anderen Lauf genommen hatte, daraus sie nimmer schöpfen konnten. Raimund fühlte dies alles stolz, fest und hart. Er ward auch als solcher von den anderen empfunden, und es gab niemanden auf seinem Boden, dem er vertrauliche Rede gönnte. Nur seine Wirtschafterin Therese hatte sich in seine Weise so hineingefunden, daß sie mit wenigen Worten ihres Dienstes bedacht war und Sorge trug, daß ihm alles wohl zu Gesichte stand. Und die traf er in schwerer Krankheit an, als er am Abend desselben Tages das Haus betrat. Er ließ noch unverzüglich einen Arzt aus dem Bergstädtchen holen; der kam und gab untröstlichen Bescheid. Es war ein unheilbares Siechtum, an dem die Kranke daniederlag, und ihrem Leben war nur noch kurze Frist beschieden; so lautete sein Urteil.

Das erfuhren auch die Hausleute, und sie rieten dem Herrn, jemand holen zu lassen, der schon oft geholfen hatte, wo die Kunst des gelernten Arztes zu Ende ging, nämlich den Graschner. Doch Raimund wies dies Ansinnen kurzer Hand ab; er traute der Wissenschaft mehr als der unbestimmbaren Heilart Graschners. Das wurde ihm von seinen Hausleuten sehr übelgenommen, und sie murrten im geheimen gegen ihn. Aber Graschner mußte doch auf die eine oder andere Weise benachrichtigt worden sein; denn Raimund sah ihn am Vormittage wie von ungefähr den Berghang herabkommen und sich dem Hause nähern. Er schritt ihm alsbald entgegen, und sie trafen sich auf halbem Wege, noch hoch genug über dem Hause.

Der Graschner grüßte unbekümmert und erwiderte auf die Frage, wohin er gehe: „Ja, wohin Gott will! Vielleicht zu Euch, Herr Hadolt, vielleicht auch nicht, wenn Ihr nicht mögt, wie Gott will."

„Nicht wahr? Ihr habt wohl eine überaus gute Meinung von Euch, Graschner, weil Ihr Euch so selbstzufrieden unter den Willen Gottes stellt?"

„Ja, dieselbige Meinung, die Ihr von mir habt, Herr Hadolt, die darf ich freilich nicht haben; sonst müßt' ich mich unter die Erden verkriechen. Ich aber geh' immer frei unter Gottes Himmel, weil ich Gutes schaffen will als ein schwacher Mensch, der ich bin. Und ein solcher darf keine schlechte Meinung von sich haben; das wär' nicht recht."

„Ihr seid die reine Gutheit!"

„Das nicht. Mich plagt auch mein Wenn und Aber. Wenn ich aber meinem Nebenmenschen helfen kann mit dem, was ich als gut erkannt hab', so bin ich darin ein reiner Mensch."

„Und was habt denn Ihr so als gut erkannt?" sagte Raimund verächtlich.

„Alles, was in den Kräutern von reiner Kraft ist, als wodurch sie besser sind als die Menschen, die durch Krankheit nicht mehr rein sind. Ja, alles, was dem anderen helfen kann, das muß doch das Bessere sein. Das ist immer so. Das Schlechtere wird

dem Besseren in seinem Leben nie helfen. Das ist mein Wissen. Und darin bin ich nicht stolz, sondern einträchtig mit dem Guten, das nie für sich allein daist, sondern für die anderen, denn sonst wär' es nicht gut. So bin ich in der Eintracht der Natur. Als einzelner aber bin ich ein armer Mensch wie alle anderen, der der Gnade Gottes bedarf, um sein Bündel nicht zu schwer zu tragen."

„So tragt Euer Bündel heimwärts, Graschner. Bei mir habt Ihr nichts abzuladen."

„Ich soll zu ihr kommen, die ohne Hilfe daniederliegt, hat man mir gesagt. Der Arzt aus der Stadt hat sie aufgegeben. Ich möcht' um Gottes willen versuchen, ihr noch zu helfen."

„Hat sie der Arzt aufgegeben, Graschner, so ist mir sein Spruch voll und gewichtig, um das Unvermeidliche zu erkennen, was uns alle einmal treffen wird, mich und Euch gleichmäßig: das ist das Hinscheiden."

„Ich hoff' den Tod eines Gerechten zu sterben, Herr Hadolt."

„Ich auch. Denn wie ich beschaffen bin, so hab' ich immer meine Sach' gehalten, und es ist einem Menschen gerecht, so zu tun, wie er ist."

„Und wenn er kein Guter ist?"

„Dann kann er nicht anders als ungut sein in Eurem Sinne; der ist der meinige nicht. Denn ich bin überzeugt, gut zu tun, wenn ich Euch jetzt, Graschner, von meinem Grund verabschiede. Geht in Gottes Namen!"

„Das tu' ich gern, Herr Hadolt. Wenn Ihr auch nur so bleiben könntet!"

„Ich bleib' in meinem Namen, Gott wird mir das nicht neiden. Dazu ist er ein viel zu großer Herr." Und er wandte Graschner den Rücken und kehrte in das Haus zurück, während jener wieder die Anhöhe hinanstieg, von wo er gekommen war.

* * *

Die Kranke lag hoffnungslos danieder, und der Arzt, der noch einige Male kam, konnte nichts anderes, als sein erstes Urteil bestätigen. Es mußte auch bald nach dem Kaplan des Kirchdorfes geschickt werden, um sie mit der letzten Tröstung zu versehen; sie starb und wurde auf dem Kirchhofe im äußeren Graben bestattet. Die Leute aber murrten im geheimen gegen Raimund, weil er es dem Graschner verweigert hatte, sich noch mit seiner Hilfeleistung der Kranken zu nähern. Er hätte sie noch am Leben erhalten können, so ging die Meinung, weil er schon oft früher dort heilvoll gewaltet hatte, wo die Kunst der anderen zu Ende ging.

Doch offen wagte niemand dem ungeliebten und gefürchteten Herrn zu widersprechen.

Ihm aber fehlte die Wirtschafterin, die, ohne sich viel bemerkbar zu machen, um alles gesorgt hatte, und der Ersatz, den die zweite Magd mit ihrer Werktätigkeit bot, fiel kaum ins Gewicht. So kam es, daß gleichsam die eigene Schwere auf den mächtigen Herrn drückte, ihm der Zustand unerträglich wurde und er sich nach einem passenden Ersatze für die Verstorbene umsah. Doch zeigte sich keine diensame Erscheinung auf dem Gesichtsfelde der ganzen Umgebung, und das Haus, das der Gebieter mit seiner unbeschränkten Gewalt erfüllte, blieb leer.

Er hatte im Gewerke einen Arbeiter, der Jöbstel hieß, von dem er mehr als von allen anderen hielt, und den er schon früher, wenn es sich anließ, mit Aufträgen betraut hatte. Dieser sollte sich aufmachen und nach Arzberg, dem Städtchen, hineingehen, dort Umschau halten und behutsam Erkundigung einziehen, ob sich nicht ein passendes Frauenzimmer vorfände, die Stelle der verstorbenen Wirtschafterin einzunehmen. Sie müßte aber das vorgerückte Alter und, wenn möglich, die Eigenschaften der Vorgängerin besitzen. Jöbstel sagte: „Werden wir schon machen, Herr Hadolt. Es gehen ihrer genug herum und bleiben auch schön stad sitzen, Alte und Junge mit langem Haar; aber die Passende zu finden, ist nicht gar leicht. Denn oft tun sie anders, als sie sind, und oft sind sie etwas, was man sie nicht leicht tun sieht. Da heißt's denn fein sein und recht gut hinschauen, weil die selbigen noch feiner sind. Denn auch eine ehrbare Alte kann etwas vorstellen, was sie nicht ist. Und die Häuslichkeit ist einer jeden auch nicht angewachsen wie der eigene Leib. Der ist bei Frauenzimmern freilich das Haus, wo die liebe Seele einer jeden sich gut einzurichten versteht, um ihr's heimlich zu machen. Aber man muß durchs Fenster hineinschauen, was nämlich die Kuglein sind, und wenn auch oft das Fürhängel Falschheit vorgeschoben ist, so ist das auch ein Geweb', was noch durchsichtig ist, wenn die Sonn' darauf scheint. Werden wir schon machen, Herr Hadolt."

Digitized by Google

„Du haſt nur auf das eine zu ſehen, daß ſie für mein Haus paſſen ſoll.“

„Das gewiß, Herr Hadolt. Ich weiß wohl, daß ein jeder für ſich ſelbſt ſieht, wenn er auch für einen anderen ſucht. Ich kann mir nicht Ihren Verſtand und Ihre Augen ausborgen, muß es ſchon mit dem meinigen ermachen. Aber ich bin ja nur da, um Ihnen zu Dienſten zu ſein als dem beſſeren Mann, der Sie ſind. Ich weiß wohl, daß Sie alles können, was Sie wollen; und weil Sie mir Ihren Willen zu der Beſorgung leihen, ſo wird alles nach dem ſelbigen geſchehen und nicht nach meinem. Das iſt eine Red', die nicht von ungefähr iſt, ſondern genau, wie ich's mein'. Alſo wird's geſchehen.“

Und er lächelte nicht, aber ſein glatter Mund mit den dünnen bläulichen Lippen ſchien zu ſagen: Ich kann auch lachen, wenn ich will. — Er war lang und hager, der Jöbſtel, und trug den Kopf ſtark vorgeneigt, als hätte er immer etwas Schweres zu denken.

Der brachte auch die Wirtſchafterin ins Haus, die hieß Frau Urſula und war die Witwe eines Kohlfächters, der für die Blahhäuſer zu Arzberg den Brennſtoff geliefert hatte und bei einer Bergfahrt verunglückt war. Sie traf gegen Abend ein und ſtellte ſich vor den Herrn, um ihn als dienende Frau zu begrüßen, die willens war, ihm die Wirtſchaft in aller Treue und Sorgfalt zu führen, wie es die Pflicht erheiſchte.

Jöbſtel, der beſcheiden einige Schritte weit zurückſtand, begnügte ſich, mit dem Kopfe zu nicken, was als Bekräftigung dieſer von ihr vorgebrachten Worte gelten ſollte.

Sie war dermaßen gekleidet, daß ihre Geſtalt von einem dunklen Gewande unſcheinbar umhüllt war, und das Kopftuch bedeckte ihr Haar und ihre Stirn gänzlich. Das hatte ſie ſo weit vorgeſchoben, daß auch die Augen noch im Schatten blieben; doch bemerkte Hadolt, daß ſie dieſe meiſt geſenkt hielt, wenn ſie mit ihm ſprach, und daß die Züge ihres noch jugendlichen Antlitzes eine Art frommer Zurückhaltung zur Schau trugen.

„Ihr könnt jeden Sonntag zur Kirche im Graben gehen,“ ſagte er, „denn ich merk' ſchier, daß Ihr vor dem Weihwaſſer keine Scheu habt und Euch mit dem Herrgott recht gut zu ſtellen vermögt. Aber in der Wochen dürft ihr die Zeit nicht mit Roſenkranzbeten vertrödeln, wenn Ihr die Wirtſchaft richtig führen wollt. Euer Gemüt iſt wohl im heurigen Lebensjahr ein biſſel heilig geraten, nicht?“

Ohne den Spott zu beachten, der in dieſen Worten lag, antwortete ſie ſanftmütig: „Ich führ' mich ſelbſt ſo, daß ich in die Wirtſchaft hineinpaſſ'. Eins muß ſich in das andere fügen, die Wirtſchafterin und das Haus auch. Und wenn ich Ihnen alles recht ſchaffe, wie ich zu tun gedenk', ſo will ich darin auch fromm heißen. Anders bring' ich die Kirche nicht ins Haus.“

Und Jöbſtel bewegte den Kopf, was „Gewiß nicht!“ bedeuten ſollte.

„Das iſt menſchlich geſprochen,“ erwiderte Hadolt. „Da kann's nicht fehlen. Übrigens weiß ich mich vor allem zu ſchützen, was mir läſtig fällt, auch vor der Frommheit, wenn ſie immer zuvörderſt ſteht, um ſich ſehen zu laſſen. Man erkennt einen nur an dem, was man nicht für gewöhnlich ſieht. Aber daß Ihr gern recht ſchaffen mögt, das will ich ſchon anſehen, wenn's iſt. Na, probieren wir's denn, Frau Urſel, und eſſen Salz miteinander unter meinem Dach. Ich nehm' Euch derweilen auf; und wenn Ihr Euch richtig anſtellt, nie mit dem Geſicht nach der verkehrten Seiten, ſo könnt's Euren Platz behalten. Und jetzt laßt Euch Eure Sachen in das Zimmer bringen, das Euch beſtimmt iſt. Die Hausmagd wird's Euch weiſen.“

„Ich dank' ſchön, Herr Hadolt,“ ſagte ſie zum erſtenmal mit einem vollen Aufblick ihrer Augen unter dem Kopftuch heraus in die ſeinen. Da empfing er einen dunkelleuchtenden Strahl, der einen ſeltſamen Ausdruck hatte. Er wußte ſich ihn nicht zu deuten, aber ſo viel erkannte er: Demut lag nicht darin.

Ich muß doch aufpaſſen, dachte er, auf das, was mir Jöbſtel da ins Haus gebracht hat. Und als ſich die neue Wirtſchafterin entfernt hatte, befragte er ihn noch um mancherlei, doch Jöbſtel ſtellte ſich allen Fragen wie ein gewiſſenhafter Knecht gegenüber, der für ſeinen Gebieter ſorglich das dienende Weibsbild ausgeſucht hatte. „Da fehlt's nicht,“ ſagte er. „Die wird's ermachen und auch einen ſo geſtrengen Herrn, wie der Herr Hadolt einer iſt, zufriedenſtellen.“

Sie nahm auch ihre Stellung im Hauſe wohlgemut ein und erwies ſich überall an ihrem Platze als ein brauchbares Stück von einem Weibe, ſo daß das ganze Getriebe der Wirtſchaft glatt vonſtatten ging. Meiſt hielt

ſie die Augen geſenkt; und wenn Hadolt ſonſt darüber als über ein Fürtuch der Scheinheiligkeit ſeine ſpöttiſchen Bemerkungen gemacht hätte, ſo war es ihm diesmal recht, denn wenn ſie die Augen zeitweilig, wie es doch geſchehen mußte, aufſchlug und ihn anſah, ſo lag etwas Rätſelhaftes darin, was er ſich nicht zu deuten wußte, obgleich er vermeinte, ſcharf in ein Menſchenkind, und ſei es auch ein Weib, hineinblicken zu können. Für ihr Alter waren dieſe Augen noch viel zu jung, das glaubte er aus der Geheimſchrift, die in ihrem Dunkel erglänzte, herausleſen zu können. Die lang bewimperten Lider waren wie die frommen Deckel eines Buches, das eine unbekannte Geſchichte barg, die vielleicht nicht fromm war. Er hatte aber darüber keine Gewißheit und hielt das ganze Geſchöpf für zu geringfügig, um deſſen Inneres mit einer neugierigen Forſchung zu beehren. Übrigens trug ſie ſich äußerlich nett und ſauber, und überall, wo ſie Hand anlegte, kündeten die blanken Dinge ihre Anweſenheit im Hauſe löblich; das war ihm genug.

* * *

Raimund hatte auch wichtigere Dinge im Kopfe, als ſeine Wirtſchafterin, die nicht durchſichtig war, zu erforſchen; denn als das geſamte Anweſen ſeines Bruders der öffentlichen Feilbietung verfiel, erſtand er es und zog als Gebieter auf Schwendleiten ein, wo Frau Urſel die häusliche Einrichtung trefflich durchführte. Sein Bruder mietete ſich mit dem dürftigen Hausſtande, der ihm geblieben war, in eine ärmliche Wohnung zu Arzberg ein, und Raimunds Wille war damit für jetzt geſättigt. Er hatte mit neuen Baulichkeiten zu ſchaffen, die er zur Erweiterung des Senſengewerkes errichtete, und die ſich ſtattlich auf dem väterlichen Grund erhoben, der nun ſein Eigentum war. In das vorher ſtockende Getriebe ſtrömte neue Kraft ein, und der rauſchende eingefangene Wildbach ſang dazu das Siegeslied des ſtrengen Gebieters. Das Hämmern tönte wieder lebendig durch das Tal in geſteigerter Weiſe; es kündete in die Ferne talauf und talab, daß die Arbeit wieder mit Gefolge in Schwendleiten eingekehrt ſei und dort gebietend ſitze. Das hatte Raimund zuſtande gebracht, und er dünkte ſich darob, in ſeinem Sinne ein beſſerer Mann zu ſein als die anderen, die abwärts gingen dort, wo er in die Höhe geſtiegen war. Doch hätte ihn jemand gefragt, ob er die Freudigkeit in ſich ſelbſt beſäße, ſo würde er ihn mit einer trockenen Antwort abgeſpeiſt haben, die jedoch ſeine eigene Sättigung nicht bekundet hätte. Auf dem Herde ſeines Innern brannte keine wärmende Flamme: der war kalt und arm.

Aber das Haus, das er nun bewohnte, war wohlverſorgt mit allem. Die Geräte ſtanden noch alt und vornehm in den Stuben wie zur Zeit, als ſeine Eltern ſie bewohnt hatten. Auch das Gemach, das er gemeinſam mit ſeinem Bruder innegehabt hatte, war unverändert. Der einfache Schreibtiſch, der ihm zugewieſen wurde, ſtand noch unverrückt an dem einen Fenſter und ebenſo an dem anderen der des Bruders, ein Gerät, das, ob auch klein, doch ein ſtattlicheres Möbelſtück vorſtellte als ſein eigenes. Es war mit mehreren Fächern und Lädchen verſehen, die Raimund in Erinnerung vergangener Tage unterſuchte. Sie waren meiſt leer oder enthielten unbedeutende Dinge; nur in einem der tiefen Schubläddchen fand er ganz im Hintergrunde ein vertrocknetes Sträußchen, das mit einem Bindfaden loſe umwickelt war. Er nahm es in die Hand und betrachtete es lange. Es war außerdem, daß es vermürbt war, noch halb verwüſtet, denn vielfach waren nur die Stengel vorhanden und die Kelche daran verſchwunden.

Er kannte dieſes Sträußchen; es war Petergſtam, die köſtlich duftenden, fein gebauten Blumen in goldenem Kleide, wie ſie droben im Gewände des Kalkbodens wuchſen. Er ſaß vor dem Schreibtiſch, und der Blick, mit dem er dieſes Bild der Vergangenheit betrachtete, war finſter. Das Zwielicht des Abends gab noch den verblaßten Blumen etwas wie traumhaften Glanz.

Mißmutig wandte er das Auge ab und ſah durch das offene Fenſter hinaus in die freie Bergwelt. Der Abendhimmel war mit ſeltſamen großen Wolkeninſeln bedeckt, zwiſchen welchen die blaue Ätherflut dürftig durchſchien. In der Ferne tropfte in den Strahlen der untergehenden Sonne goldener Regen. Und die Ränder der Wolkeninſeln flammten rötlich, ſo daß das dichtere Gebilde oben ſich wie blauſchwarzer Bergrücken von ihnen abhob. Unter dieſen Scheingebilden hatten die feſt gefügten Berge die Häupter mit grauen Schleiern verhüllt. Der mächtige

zed by Google

Reiting ragte in durchsichtig weißer Nebelgestalt empor, die sich in ihren Abrissen von dem umgebenden Grün unterschied. Und in der Ferne doch der glimmende Sonnenschein und der golden tropfende Regen. Es war wie ein Grüßen des Lichts von weitem in die grau verhängte Nähe.

Auch in Raimund glomm das Licht der Weite, das der Vergangenheit auf; es schien durch die Dämmerung seines Herzens, ohne es zu erwärmen. Aber es beleuchtete Gebilde, die die Züge eines knabenhaften Grolls trugen. Seine Erinnerung tauchte zurück in das frühjugendliche Leben und fand keine Blumen. Er hatte diese holden Kinder der Erde niemals mit erfreuten Blicken betrachtet, niemals mit unbewußter Kindesseele etwas Wesensverwandtes in ihnen geahnt. Die Dinge mußten rauh und hart sein, um ihm zu gleichen; auch dann gefielen sie ihm nicht, denn er gefiel sich selbst nicht, aber er wußte mit ihnen auszukommen. Auch etwas, das Furcht vor sich herschickt, zog ihn an, und Gefahren, die andere Kinder scheuen, riefen seiner Empfindung gerade Lockendes zu, ohne daß er wußte, warum; doch es rief ihn etwas Hartes, dem er folgte. Die Schönheit einer Blume, die Lieblichkeit eines Menschenkindes war ihm fremd. Das Mägdlein Mathilde, das mit ihrer Mutter auf Besuch in Schwendleiten war, starrte er feindlich an. Wie sie vor ihm ihr Wesen trieb in weicher Anmut, die von Heiterkeit durchschimmert war, erschien sie ihm wie ein Eingriff in seine eigene harte Welt. Er ahnte etwas Fremdes in ihr, etwas Holdseliges, das er nicht besaß; und weil er fürchtete, daß sie ihn aus seiner Art bringen und seine Härte mildern könnte, begegnete er ihr unfreundlich, verschlossen und mißtrauisch. Sie verwunderte sich in ihrer Kindlichkeit über dieses trotzige Gebaren des Knaben und war milder gegen ihn als gegen seinen Bruder Günter, in dessen Antlitz sie Billigung mit allem fand, was sie tat.

Sie kam mit ihrer Mutter in jedem Jahre nach Schwendleiten und verbrachte einen Sommermonat dort. Diese, die Mutter, war die Frau eines reichen Kaufmanns in der Hauptstadt und folgte gern der Einladung ihrer Jugendfreundin, der Frau Hadolt, den üblichen Landaufenthalt bei ihr in Schwendleiten zu nehmen. So sahen die beiden Knaben das Kind in jedem Sommer kommen, und jedesmal kam sie als das gleiche artige und doch um ein Lebensjahr veränderte Mägdlein. Raimund sah etwas Erstaunliches in ihr heranwachsen, aber er konnte sich nicht dazu stellen wie sein Bruder Günter, der den zierlichen Gast mit aller Sorgfalt eines gutherzigen Knaben umgab, und zu dessen Dienste seine Zeit überall verwendete. Er blieb scheu und verdrossen, und doch mußten seine Augen die Züge ihres Antlitzes empfangen und, wenn sie fern war, dem Gedächtnis in Verwahrung übergeben. Das hing in ihm fest wie ein Bild, das nicht zu den Wänden seines inneren Raumes paßte. Und wenn er mit dem Mägdlein kurze Worte sprach, war sein Blick unfreundlich, als könnte dessen Finsternis es verhindern, das helle Bild in sich aufzunehmen. Dieses aber ließ sich durch keine Finsternis abhalten, hell zu sein.

Es geschah auch, wenn Günter und Mathilde durch den Park, den Hang hinauf und durch den Wald gingen, daß Raimund niemals dabei fehlte. Er zog mit, und es nahm sich sonderbar aus, wie er überall dabei sein mußte, als könnte es nicht anders sein, und doch zur Geselligkeit gar nichts beitrug. Er ging als lebendiger Widerspruch mit den beiden anderen; denn Billigung konnten sie schon mit gar nichts bei ihm finden von allem, was sie sagten oder begannen. Dabei stellte er sich noch feindlicher gegen seinen Bruder als gegen die Gespielin, was Günter, der älter und stärker war, gutmütig hinnahm; und in dem sonnigen Bilde der beiden anderen war Raimund der Schatten.

Da kam auch die Zeit, daß die Gespielin in einem Sommer als ein Kind wiederkam, das den sinnenden Blick eines Mädchens hatte, und in ihrer ganzen Gestalt lag etwas herb Verschlossenes, wie das Knospen des Frühlings, der sich seiner noch nicht bewußt ist.

Günter war ein Bursch, der die Schönheit der Hochgebirgsnatur andächtig betrachten konnte, und hier in dem hold umschleierten Menschenkinde dämmerte ihm eine Natur so wundersam entgegen, daß er mit nicht geringerer Andacht wie oben in der Gebirgswelt vor ihrem Zauber stand. Mit aller Anspruchslosigkeit, die seiner Kraft eigen war, fügte er sich überall zu ihrem Dienste; und dies tun zu können, war ein unbewußtes Glück für ihn. Und wenn aus ihrer Verschlossenheit ihm ein Strahl der erwachten Weiblichkeit entgegenleuchtete, so war es in

ihm wie ein ſeliges Ahnen all der Schätze, die dieſe Verſchloſſenheit barg. Noch bewegte er ſich um ſie in einem rein geiſtigen Äther, und ſein in ihrer Nähe wärmer kreiſendes Blut war wie ein Singen von unbekannter Zukunft. Die Gegenwart ſchwieg noch; aber dieſes Schweigen war wie ein Geheimnis ſeines jungen Lebens und wie ein Träumen, das in die Nacht, der es entſteigt, wieder verſinkt, ohne vom Tageslicht geſtreift zu werden.

Auch Raimund blickte in die blühende weibliche Welt, die dieſes Menſchenkind darſtellte; er ſah auch den befliſſenen Bruder, wie deſſen Antlitz vom Widerſchein all dieſer Herrlichkeit beglänzt wurde, und er meinte das verachten zu können, was anderen ſchön dünkte. Allein die Natur ſprach auch in ihm leiſe und eindringlich, als wollte ſie ſich in ihrer Tiefe den Zug zum Holdeſten des Lebens nicht wehren laſſen. Und überlegen in ſeiner Schroffheit, wie er ſich trotzig wähnte, war er dem Zauber des ihm fremden mädchenhaften Weſens ebenſo unterworfen wie ſein Bruder, dem es vertraut war. In dieſem Widerſtreben behielt die Rauheit den Schein der Außenſeite, und ſie wollte, weil ſie ihrer ſelbſt nicht gewiß war, um ſo eigenſinniger herrſchen; während in der Tiefe eine ganz andere Stimme ertönte. Sie ſelbſt, das Mädchen, war gegen ihn gleichmäßig freundlich, und ſo fand er zu ſeinem Mißvergnügen keine Gelegenheit, ſich ihr als der böſe, ſtarke Herr zu zeigen, der er ſein wollte.

Einmal kam dieſe Gelegenheit.

Sie ſaßen am Frühſtückstiſche im Fichtengehölz, das einen anſehnlichen Teil des Gartens bildete, der ſich hinter dem Hauſe erſtreckte. Dunkelgrüne Schatten, durchbrochen von tauſendfältigem Sonnenglitzern, umwoben dort den weißgedeckten Frühſtückstiſch in der wohligen Friſche des Sommermorgens. Sie ſaßen alle dort; nur Günter fehlte. Es hieß, daß er in der erſten Morgendämmerung aufgebrochen, und man wiſſe nicht, wohin gewandert ſei. Nach gehaltenem Mahle ging der Vater ſeinen Werkgeſchäften nach, die beiden Mütter entfernten ſich auch gemeinſam im Geſpräch, und ſo blieb Raimund allein mit Mathilde am Tiſche zurück, die eine weibliche Handarbeit vornahm, um ſich damit zu beſchäftigen. Es war das erſtemal, daß er ſich ganz allein in ihrer Geſellſchaft befand; denn ſonſt war Günter immer anweſend, in deſſen Gegenwart er meiſt als ein dritter ſtummer Zeuge verharrte, wenn er nicht gerade mit einzelnen unwirſchen Bemerkungen das Geſpräch der beiden zu bereichern pflegte.

Nun ſaß er ſchweigend und blickte in den lichten Tag hinaus, als ſollte der ihn in ſeine Gefolgſchaft aufnehmen, was er doch nimmer konnte. Anders ſtand es mit Mathilde. Sie und der helle Tag kannten ſich beide, und ſie lächelten einander an in aller Lieblichkeit, die ihnen eigen war. Nach einer Weile ſagte ſie zu Raimund: „Du und die dunklen Fichten da, ihr ſchweigt beide; freut dich nichts an dem ſchönen Morgen?“

„Den hab' ich oft genug geſehen, der iſt mir nichts Neues,“ erwiderte er.

„Muß es denn immer etwas Neues ſein, was einem gefällt? Was neu iſt, kommt zuerſt wie aus fremdem Lande. Da mag man ſich darüber verwundern, aber es noch lang' nicht gern haben.“

„Das meinſt du! Es muß ja nicht alles richtig ſein, was ihr Mädchen ſagt. Freilich bildet ihr euch ein, immer geſcheit zu reden. Aber es iſt nicht ſo.“

„Laß es nicht ſo ſein, wenn du nicht willſt. Wenn nur einer dem anderen Frieden gönnt, iſt's auch ſchön, und jeder kann bleiben, wie er iſt.“

„Ihr Mädchen meint auch immer allein zu wiſſen, was ſchön iſt. Das iſt auch eure Einbildung.“

„Weißt du's beſſer?“ fragte ſie mit leiſem Lächeln.

„Ich brauch' es gar nicht beſſer zu wiſſen, weil mir nichts daran liegt.“

„Ja, Raimund, du biſt halt keines Menſchen Freund. Für die Tiere haſt du kein Herz, und die Blumen liebſt du auch nicht. Du biſt dir in allem ſelbſt genug. Das wär' ſchon recht, wenn du ganz allein auf der Welt wärſt.“

„Jetzt haſt wieder einmal geſcheit geredet! Man ſieht dir's freilich an, wie du mit deinem Gerede zufrieden biſt. Was ich gern hab', das werd' ich dir nicht ſagen; aber auf das geb' ich ſchon gar nichts, was dir und den anderen zu Geſicht ſteht. Laß mich nur aus mit deinen Menſchen, Tieren und Blumen!“

„Ja, die Blumen haben dir ſchon was Böſes getan, weil ſie ſo treuherzig aus der Erde wachſen, gelt?“

„Treuherzig! Das iſt wieder ein Wort, das ihr gekauft habt und für euer Eigentum

zed by Google

halten. Und die Blumen, die du so gern magst, die gehören schon dir. Ich nehm' dir sie nicht weg. Ich schau' mir lieber das Eisen an, wenn's geklopft wird, als die Blumen. Wo du stehst, mag ich nicht hinkommen, und wenn du auch in den Blumen stehst."

„Hat dich auch niemand gerufen."

„Ich ging' auch nicht, wenn mich wer rufen tät! Ich bin nicht leicht folgsam."

„Das hat deine Mutter auch gesagt."

„Hör' mir auf mit meiner Mutter! Und was geht das dich an?"

„Nichts," sagte sie und beugte sich über ihre Arbeit. Sie sprach kein Wort mehr, während er immer noch in murrender Weise fortfuhr, seine dem Mädchenverstande weit überlegene Weisheit zur Geltung zu bringen; wobei ihm jedoch keine Beachtung mehr geschenkt wurde, was ihn gründlicher erbitterte als alle vorhergehenden Entgegnungen.

Endlich sprach sie wieder ein Wort, das war ein lauter Ruf: „Günter!"

Dieser kam gegangen mit erhitztem Antlitz wie von weiter Morgenfahrt. Er hatte seine Lodenjoppe und die schweren Bundschuhe an, und in der Hand hielt er einen goldgelben Strauß köstlich duftender Blumen. Er trat zu Tische: „Grüß Gott, Mathild! Schau, das hab' ich dir gebracht, was du dir gewünscht hast: Petergstam, wie er nur im Gewänd der Hochmauer so schön wächst. Früh hab' ich mich aufgemacht, es war noch grauer Morgen, die Sonn' hab' ich oben auf der Alm aufgehen sehen und hab' dabei an dich gedacht, wie's dich gefreut hätt', es auch anzuschauen. Aber ich weiß, du hast auch eine Freud' jetzt mit den Sonnenkindern da, den Blümerln, die gar stolz in den Schroffen wohnen als ein edles Geschlecht, und die bring' ich dir."

Sie empfing die Blumen freudig von ihm, dankte ihm herzlich, und nachdem sie sie sattsam bewundert, barg sie die zarten Gäste in einem geräumigen Wasserglase, das vor ihr auf dem Tische stand. „Nun will ich gleich hineingehen", sagte sie, „und dein Frühstück bestellen, Günter, denn du mußt hungrig sein."

„Ich bitt' dich, bleib nur, Mathild," erwiderte er. „Die Magd hat schon acht gehabt auf mich und wird gleich das Frühstück bringen."

„Dann ist's recht," sagte sie, betrachtete wieder mit Bewunderung die holden Bergkinder, die hochstenglig mit zahlreich aneinandergescharten Köpfchen das Glas überragten, und sog den köstlichen Duft ein, den sie ausatmeten. „Wie schön!" rief sie dann wie ein Kind aus, dem eine reiche Gabe geschenkt wurde.

Raimund hatte das alles mit finsteren Blicken betrachtet. Es war ihm, als hätte sich ein lichter Kreis gebildet aus Morgenhelle, darin zwei Menschenkinder festlich lebten, und er stand außerhalb desselben auf dunklem Grunde und blickte in die fremde, sonnige Welt hinein. Aus den Kelchen der goldigen Bergblumen strömte ihm ein Duft entgegen, der schien ihm zuzurufen: Du gehörst nicht zu uns! Sie spotteten sein in ihrer Herrlichkeit, die von den beiden anderen freudig empfunden wurde, und die ihn mit Leid erfüllte, als wäre ihre Schönheit etwas Feindliches, das ihn bedrohte. Ein dumpfer Zorn stieg in ihm auf, der seinen Hochmut so schwellte, daß er sich wie ein Riese dünkte den beiden anderen freudseligen Gestalten gegenüber, die sich vor seinen Augen bis zu den von ihnen geliebten Blumengeschöpfen verkleinerten. Und der Zorn ward übermächtig in ihm; den strahlenden Kreis um ihn her durchflimmerte eine Gewitterröte, die aus seinem Herzen kam, er rief höhnend: „Wie schön! So schön!" und sich rasch erhebend, ergriff er den Blumenstrauß, warf ihn zu Boden und trat mit dem Fuße darauf.

Günter war immer gegen den Bruder zur Milde geneigt, aber da er nun diesen jähen Frevel ansah, stieg in ihm gewaltige Erbitterung auf, und er versetzte Raimund einen Schlag auf die Wange, so daß er davon zu Boden fiel, ohne übrigens auf dem Rasen weiteren Schaden zu nehmen. Denn er stand alsbald wieder auf den Füßen und drang mit funkelnden Augen wild auf Günter ein. Dieser empfing ihn als der Stärkere, der er war, nun wieder verhältnismäßig ruhig, faßte ihn mit raschem Griff an beiden Handgelenken und hielt ihn fest, so daß Raimund sich trotz der äußersten Spannung aller Muskeln nicht von der Stelle bewegen konnte. Günter sah ihn dabei ins grimmige Antlitz und fragte: „Was willst du noch?"

„Laß los, laß los, du Feind!"

„Nicht eher, als bis du versprichst, Frieden zu geben."

Und da sich Raimund machtlos in der Gewalt des Stärkeren fühlte, stieß er leise hervor: „Ich geb' Frieden, laß los."

zed by Google

Günter löste ihn aus der Umklammerung seiner Hände, stand aber noch immer bedacht, als könnte ein neuer Angriff erfolgen; aber Raimund entfernte sich wortlos.

Seit dieser Zeit war sein Stolz unheilbar krank geworden, da ihn Günter tödlich verletzt hatte.

Und auch nun, da er vor dem Schreibtische im Vaterhause saß, das sein Eigentum geworden war, fühlte er sich krank in Erinnerung der vergangenen Zeiten. Er nahm die trockenen Blumen, die vor ihm lagen, und warf sie durch das Fenster, als könnte er sich damit von in ihrer Stummheit beredten Zeugen befreien, die ihn anzuklagen schienen. Draußen waren die Regenwolken verschwunden, die Nebel hatten sich gesenkt und ließen die Spitzen der Berge frei. Ein roter Schein leuchtete wie aus einer fernen Welt und umkleidete den Felsleib des Reiting wie mit fahlem Purpurgewande, so daß nur das wilde Haupt sich grau und düster in den blaßgestirnten Abendhimmel erhob.

* * *

Auf Schwendleiten saß Raimund nun als Meister im Reiche des Sensengewerkes; im Arzbachtal hinauf und hinunter klang das Hämmern aus seiner Schmiedestätte siegesgewiß, und keiner hätte es mehr vermocht, mit ihm den Wettkampf aufzunehmen in Vollendung des untadligen Gerätes. Er schritt unter den anderen Hammerherren als ihresgleichen und überragte sie doch um Haupteslänge. Und wie der Bach unerschöpflich aus dem Gebirge strömte, so quoll der blank gearbeitete Eisenschatz aus seinen Werkräumen hervor, zog in die Ferne und ließ Wohlhabenheit zurück. Das Gewerk begann sich zu recken und zu dehnen, wuchs in die Höhe mit breiten Gliedern, als wäre lebendige Kraft darin erwacht, die vorher wie tot lag; und wenn die mächtigen Blasbälge das Schmelzfeuer der Hochöfen stürmisch anfachten, so war es, als wenn Raimunds Odem darin lebte.

Eine Zeitlang führte er noch seine vorige Sensenschmiede im Prienitzgraben im Betriebe mit. Als aber die neuen Anlagen auf väterlichem Grunde ausgebaut waren, hielt er es für geboten, das ganze Prienitzanwesen zu veräußern. Aber auch darin war er vorsichtig und übereilte nichts, so daß mancher Käufer, der kam, wieder unverrichteter Sache von dannen gehen mußte. Denn Raimund sah sich seinen Mann genau an und gedachte nicht, sich in ihm auf nur wenig entferntem Grund einen Mitbewerber zu setzen, der ihm später auf eigenem Arbeitsgebiete schaden könnte. Es sollte jemand sein, von dem er dergleichen nicht zu befürchten brauchte. Und ein solcher fand sich schwer, der dem scharfblickenden Herrn als gänzlich harmlos galt. Endlich stellte sich doch der richtige Käufer ein, wie er meinte, dem er unbesorgt das Prienitzer Gewerk übergeben konnte. Damit schien er sich von einer Last befreit zu haben ohne Furcht, daß ihm dafür später eine andere aufgebürdet werden könnte: nämlich der Kampf gegen einen Mitbewerber, der auf demselben Arbeitsfelde zugleich ein Gegner ist. Anfangs mochte er freilich aus diesem Kunden nicht klug werden, der Erthaler hieß und bisher auf dem oberen Murboden ansässig war. Denn Raimund, der jedem Menschen vermeinte bis auf den Grund sehen zu können, fand einen vor sich mit schlichter Rede, dessen Gesicht aber nicht gänzlich zu dem einfachen und schier einfältigen Wesen stimmte, das aus der Rede zum Vorschein kam. Es war das Gesicht eines mehr klein gebauten Mannes in den besten Jahren, glatt gelegt durch Fürsorge des Rasiermessers, mit stahlgrauen Augen, die treuherzig blickten, und in denen doch etwas Stilles lag, was sich Raimund nicht zu deuten wußte. Er dachte wohl anfangs: der stellt sich einfältiger, als er ist. Als jener aber eine auffallende Vergeßlichkeit in geringfügigen Dingen zeigte und sie damit erklärte, daß sie die Folge einer Krankheit sei, die er überstanden, und die diese unvertilgbare Wirkung zurückgelassen habe, da glaubte Raimund annehmen zu dürfen, daß des Mannes Gehaben natürlich sei. Ihm verkaufte er dann, da er sich vor Erthalers Vergeßlichkeit durch feste Urkunde gesichert hatte, das Prienitzer Anwesen. Die Art dieses Mannes beruhigte das Mißtrauen Raimunds völlig, der immer vermeinte, in der Gegenwart durch richtige Umsicht die Zukunft zu beherrschen.

Noch wollte er einen Zubau auf Schwendleiten errichten, und da mußte auch die Kammer fallen, in der Achazi saß, der zum Hausgesinde gehörte. Ihn wollte Raimund nicht länger im Dienste behalten, denn der alte Knecht dünkte ihm zu gebrechlich, um irgendeine Arbeit zu leisten. Und Raimund spannte

zed by Google

die Kräfte aller seiner Leute voll im Betriebe und in der Wirtschaft ein. Er ließ Achazi demnach zu sich in die Stube kommen und kündigte ihm an, daß er die Kammer räumen müsse, um anderweitig unterzustehen.

„Wo?“ fragte dieser bekümmert.

Hier sei seines Bleibens länger nicht, wurde ihm zur Antwort. Das sei das Ende, das ihn, Raimund, angehe. Um den Anfang des weiteren habe Achazi zu sorgen, nicht er.

Ist das einer! dachte sich der alte Knecht, sagte es aber nicht, denn er gab es noch nicht auf, den harten Herrn umzustimmen.

Raimund saß in seinem Stuhle wie ein strenger Richter, und Achazi stand vor ihm wie ein armer Sünder.

Nun schlotterten ihm wirklich die Knie wie einem solchen, und er ächzte kläglich: „Muß das sein? Ist das so recht?“

„Wenn ich dir's sag', kannst es glauben, es ist so recht.“

„Freilich, freilich; Ihr seid der Herr. Und ich bin ein kleines Hausschrattel, das immer, wo's auch niemand gesehen hat, der Wirtschaft nachgegangen ist und sauber gemacht hat, wo's hat können. Die Rösser haben sich am liebsten von mir warten lassen. Und sind nie krank geworden, von meinetwegen. Immer waren sie lustig und wohlauf und haben die Ohren gespitzt, wenn ich in den Stall gekommen bin.“

„Das mag sein.“

„Ja gewiß, so war's auch. Ich weiß auch warum. Als der Arzbach einmal wild gewesen ist und von unserer Seite viel Erden weggerissen hat, da hab' ich Felberrütel, gar zähe, hineingeflochten und das Erdreich festgemacht, daß es ausgehalten hat. Und da ist so eine alte Felber gewachsen, in die hat einmal der Blitz eingeschlagen, ist aber noch immer stämmig gewesen und hat nicht nachgegeben. Dort hab' ich, wie ich im Wasser steh', unter dem Wurzelwerk eine Dunarmünze gefunden. Sie war schon ganz schwarz und war nichts darauf zu sehen. Ich hab' aber gewußt, zu was die gut sei, und hab' sie unter der Schwelle der Stalltür vergraben. Die hat die Rösser vor allem Bösen bewahrt und sind immer heil und frisch geblieben. Und auch den Stall hat sie festgemacht vor Feuersnot. Ja, das hab' ich getan.“

„Hättest auch was Gescheiteres tun können.“

„Na, na, nichts besseres. Und das war auch gut, das, was ich jetzt erzählen will. Krank sind Sie einmal gewesen, Herr Hadolt, schwer, und etwa zwei Jahr waren's alt. Ein Scharlachfieber hat man's geheißen. Und in der selbigen Nacht, wo ich hör', daß es dem Mundi schon gar schlecht geht, lehn' ich so draußen vor der Stalltür und seh' den Auf um den Hof fliegen. Aha, denk' ich mir, du bist's. Nehm' mein Gewehr, was ich dazumal noch gehabt hab', und schieß' ihn herunter. Es war ein großer Eulkater. Ich hab' ihn dann über dem Schupfentor hoch oben angenagelt, und hat sich nimmer seinesgleichen über dem Hofe sehen lassen. Und von der selbigen Zeit an ist der Mundi wieder gesund geworden. Ich hab' ihn oft im Arme getragen und meine Freud' gehabt. Und später hab' ich ihn auch auf das gute Roß gesetzt, wenn er reiten hat wollen, und hab' ich dasselbige beim Zügel geführt, und hab' mich auch immer nach ihm umgeschaut, ob er zufrieden ist. Ja, das hat alles der Achazi getan, und der Mundi waren Sie damals, und jetzt möchten Sie mich ausweisen in meinen alten Tagen, wo ich schon lang' mein Gnadenbrot verdient hab'. Au weh, das tun's nicht, Herr Hadolt!“

„Weil du es sagst, werd' ich es nicht tun, gewiß! Bist oft im Wald gewesen, nicht?“

„Ja, das wohl.“

„Und hast einen Weg gefunden, wo du nicht hast auskönnen? Das war ein Holzweg. Schau, jetzt bist wieder auf einem solchen. Mir kommst nicht an.“

„Alles verwachsen vor dem Herzen?“ fragte der Alte.

„Wenn du willst, ja.“

„Mit Krummholz?“

„Meinetwegen, auch das.“

„Ja, weil's bei Euch so hinaufgeht. Aber ich will Euch noch etwas sagen. Ich hab' gehört, daß Ihr dem Graschner seinen Hof oben auf der Faisten gern abkaufen mögt. Aber er will ihn nicht hergeben, der Graschner. Ich bin aber immer von früher her sein Freund gewesen, und auf mich gibt er etwas. Wenn ich ihm jetzt recht fein zureden tät, so würd' er am End' doch willig sein und Ihnen, Herr Hadolt, das gute Geld um den Hof abnehmen. Ja, das möcht' ich tun und Ihnen dadurch nutzen, daß Ihr mir auch gnädig seid.“

„Achaz, ich nehm' von dir keine Gnade an und geb' dir auch keine. Ist's jetzt genug?“

„Nein, nein, es ist nicht genug. Wenn nichts weiter, müßt Ihr mir das Gehör schenken."

„Aber gar nichts weiter als das, merk dir's; und damit könntest dir eigentlich das Reden ersparen."

„Ich bin kein Sparmeister, ich hab' nichts hinter mir zu legen. Ich gehör' zu unseres Herrgotts Rekruten, die arm in das himmlische Reich eingehen. Aber Ihr seid für mich der hohe Herr. Ich bin so ein kleines und ein winziges Mannerl vor Euch, so ein Bröckel von einem Menschen, daß Ihr schier ganz mächtig vor mir da seid, und ich wie ein Staubkörndl vor Eurer Größen bin. Ja, ich bin zu nichtig, als daß Ihr Euren Unwillen an mir zeigen sollt. Ich bin so gar niemand, daß ein Mann, stark, fest und hochgewachsen wie Ihr, Euch gar nicht meiner im Schlimmen annehmen sollt. Und wenn ich da in einem Winkel von Eurem Haus bleib', so muß ich ja auch vor Euch verschwunden sein; denn ich bin so demütig klein, und Ihr seid so viel groß. Zu was sollt Ihr an mir rühren, das stünd' einem Herrn, wie Ihr seid, so an, als wollt' sich die Sonn' um ein Stäuberl kümmern, das in ihrem Glanze flämmern tät. Ob ich bleib', ob ich geh', bin ich so wie so nichts, und Ihr seid so mächtig viel. Soll sich, was mächtig viel in der Welt, um das Nichts kümmern? Nein, nein, da möcht' es sich etwas vergeben; sonsten aber nicht, wenn Ihr mich laßt, wie ich bin: ein Schatten an der Wand, der niemand in den Weg treten kann. Und in der Schupfen ist noch ein altes Kammerl, wo jetzt das Riemenzeug hängt. Ein bissel das wegräumen, und es ist gerad ein Platzl für den alten Achazi, wo er in den Stall gehen und den Rössern nachhelfen kann, und sonst bleibt er fein dort, wo ihn keiner sieht: beim Riemenzeug im Kammerl. Ja, ja, und daß ich's noch einmal sag': ich bin zu klein, als daß Ihr an mir Eure wunderlich große Macht erzeigen sollt."

So hatte Achazi gesprochen.

Und Raimund antwortete: „Glaub nicht, daß du mich gerührt hast, und daß ich dir deshalb doch nachgeben will. Nein, so ist's nicht. Aber weil ich erkenn', daß du deine Sach' wie ein Schlauer geführt hast, und von solchen Leuten immer etwas halte, von den Dummen aber gar nichts, so kannst meinetwegen bleiben, wo du gesagt hast. Und jetzt kannst auch gehn."

„Ich dank', ich dank' schön, gnädiger Herr, bis in den Himmel auf."

Er versuchte, ihm die Hand zu küssen, doch Raimund entzog sie ihm und wies damit nach der Tür.

„Ja, ja, ich geh' schon. Dank' schön, dank' schön bis in den Himmel auf."

Als er die Tür hinter sich geschlossen hatte, murmelte er: „Teufi, Teufi! Ist das einer! Ein rechter Luzifer. Aber ich hab' ihn doch herumgekriegt. Ist schwer gegangen, aber ich bin ihm doch über gewesen."

Dabei zitterten ihm aber seine Knie so, daß er sich an das Geländer der Treppe halten mußte und einige Male tief Atem schöpfte, bevor er mühsam abwärts gehen konnte. Im Hause jedoch blieb er.

* * *

Das hatte Achazi mit gutem Bedacht geredet, daß Raimund gern den Graschnerhof auf der Faisten an sich bringen wollte. Wohl stand ihm danach erheblich der Sinn; allein er kam damit schwerlich zum Zwecke. Denn Graschner hastete am Boden, wo er und seine Sippe vor ihm saß, treulich und fromm. Seine Wirtschaft war nicht ausgedehnt, sein Hauswesen nicht groß. Er besaß nur ein Töchterlein, das ihm nach der verstorbenen Frau geblieben war, und das sich mit hellen Augen und liebreicher Tat aller häuslichen Pflichten unterwand, so daß es an nichts gebrach, was einem geordneten Haushalte geziemte. Daneben stand eine Magd für das Vieh und ein Knecht für die Feldwirtschaft zu Dienste, und alle vier bildeten ein herkömmliches Gemeinwesen, das in sich nach Maße gefügt war und eine Art Wohlhabenheit nach außen darstellte. Da dieses Wesen im Innern gefestigt war und nach außen dem bösen Wetter auch keinen Riß zeigte, um einzudringen, konnte Raimund dem Graschner nicht beikommen. Und doch verdroß ihn dieser Hof, der ob seinem Haupte auf dem Berghang mit weißem Gemäuer ins Land leuchtete, beschützt von einem grauen Dache, das die Wärme im Innern zusammenhielt. Auch besaß Graschner mehrere Rechte von alters her, die Raimund als Eingriff auf seinen eigenen Grund nicht behagten. Der Fahrweg vom Tale herauf, den Graschner als

Digitized by Google

einzigen benutzte, führte über Hadoltſches Gelände. Das war eine Belaſtung des Herrn, deren Urſprung ſich in alte Zeiten verlor und durch Urkunde verbrieft war. Ebenſo alt war Graſchners Waldrecht, aus Hadoltſchem Bergforſte Streu zu ſammeln und eine beſtimmte Anzahl erwachſener Fichtenſtämme zu eigenem Bedarf zu fällen, obgleich er ſelber einen Wald beſaß. Das alles empfand Raimund unmutig und dünkte ſich wie in einer feſten Burg zu ſitzen, zu der ein Pförtlein dem Nachbar bei Tag und Nacht offen ſtehen mußte, weil beider Vorfahren ſich einſt darüber geeinigt hatten. Auch wenn er Graſchner von Angeſicht zu Angeſicht unter freiem Himmel begegnete, wie dies zuweilen geſchah, empfand er keine Freude darüber. Es lag etwas in deſſen Weſen, was ihm fremd war, und alles Fremde berührte ihn wie etwas Feindliches. Freilich waren ihm in ſeinem Sinne alle Menſchen fremd. In Graſchners Weſen war aber Menſchenliebe einverleibt, die aus ſeinen Augen zu allen Dingen ſprach und ſie erhellte, und Raimund wollte ſich von niemand erhellen laſſen. Er empfand dies wie einen Eingriff in ſeinen perſönlichen Machtbereich und vielleicht, in verborgener Ahnung, wie etwas Überlegenes, und er geſtand niemand Überlegenheit über ſich zu. Auch deshalb war ihm die Nachbarſchaft dieſes kleinen Grundbeſitzers unlieb, und das Suchen nach einem Mittel, ihn zu entfernen, beſchäftigte ihn mehr, als er es jemand zugeſtanden hätte.

Seinen Vertrauensmann, den Jöbſtel, ließ er es jedoch hören, was er gern mochte, und bezeichnete ihm auch den Betrag, den er nicht ſcheuen würde, um dem Graſchner den Grund abzulöſen. Jöbſtel ging alsbald auf Kundſchaft aus, klopfte auf der Faiſten an, verweilte ſich lange dort und kam unverrichteter Sache wieder. Graſchner wurzelte in ſeiner Erde; Gottes Hand konnte ihn fällen, aber mit Recht keine Menſchenhand. Er gedieh oben auf ſeinem Hofe mit ſparſamen Mitteln und reichem Fleiße trefflich, konnte noch daneben Breſthaften mit Rat und Tat beiſtehen und ließ ſich durch kein Angebot blenden und aus ſeinem Erbſitze auskaufen. Raimund wollte doch nicht nachgeben, und er entſchloß ſich ſogar, etwas wirklich Gutes zu tun, um ſeine Abſicht, die nicht gut heißen konnte, auszuführen.

Mit dieſem Entſchluſſe ging er eines Morgens ſelber in die Faiſten hinauf. Es war zur Herbſtzeit, blauer Äther durchklärte den Himmel, und in dem perlenden Naß der Gräſer funkelte es von farbig gebrochenen Sonnenſtrahlen. Raimund ſtieg den Hang hinan, und als er oben angekommen war, erſchloß ſich ihm der weite Ausblick. Für die Bergwelt öffneten ſich immer ſeine Augen, um gern den Eindruck der ragenden Gipfel zu empfangen. Auch ſein Herz mußte ſich weiten, ohne ſich jedoch mit Freude zu füllen. Das unwirtliche Weſen der ſtolzen Steinhäupter, die ſchroffen Mauern, die Grate und Felstürme, die jedes ſproſſende Leben tief zu ihren Füßen hinab verwieſen und darüber hinweg blickten in die unermeßliche Ferne: das alles berührte ihn wie etwas trotzig Erhabenes, das in gefeſtigter, ewig ſcheinender Kraft vor ihm ruhte. Es forderte keine Anbetung von ihm, obgleich es ſich mit Rieſengliedern in die Höhe reckte und oft auf der umdüſterten Stirn Wolken trug; allein eben dieſes der Welt abgekehrte Weſen der ragenden Felshäupter ſchuf eine Art Bewunderung in ihm, der er ſich gern hingab.

Nun wandte er den Blick wieder auf Graſchners Hof und ſchritt ihm zu.

Es war ein einfaches und doch ſtattliches Haus, das auf der freien Anhöhe lag und die Sonne vom Morgen bis zum ſpäten Abend empfing. Und die Stube, in die Raimund trat, war mit altem Zirbenholz verkleidet, ſo daß ſie ein einheitliches Ausſehen gewann, das ſich nur durch das Wohngerät wieder mannigfaltig darſtellte. Auch dieſes war von altem Holz; nur das Waſchbecken zierte in braunem, marmorähnlichem Stein die Wand und empfing das Waſſer aus dem Maul eines gleichen Löwenkopfes. Die Stube war weit und hatte in einer Ecke den umfangreichen Kachelofen. An den Wänden waren Schränke befeſtigt, auf deren Simſen ſich allerlei Gefäße befanden, und auf den Tiſch, der in die obere Ecke zwiſchen zwei Fenſter gerückt war, blickte, kräftig in Holz geſchnitzt, die Geſtalt des Heilandes am Kreuze herab.

Graſchner ſaß am Tiſche und las in einem alten Kräuterbuche, das in Pergament gebunden war. Er ſtaunte ob des Gaſtes Nahen, erhob ſich aber alsbald und begrüßte ihn freundlich mit Handſchlag und bat ihn, ſich an den Tiſch zu ſetzen, was auch geſchah. Sie ſaßen beieinander. Raimund bemühte ſich, ſo freundlich zu ſein, als er

konnte; und da er Abbildungen von Pflanzen in dem Buche bemerkte, das aufgeschlagen vor dem Hauswirte lag, so befragte er diesen über die Heilkraft der Pflanzen und brachte ihn damit auf einen Weg, auf dem der Graschner sich gern erging.

„Ja," erwiderte er, und seine hellen Augen begannen aufzuleuchten; „die Kräuter haben ihre eigenen Herzen, so wie wir Menschen, und sind Gotteskinder. Und aus ihren eigenen Herzen geben sie die Heilkraft dem unsrigen. Damit helfen die Kräuter uns, und die Steine helfen wieder den Kräutern; eins muß dem anderen von seinem Leben schenken. So gibt das Leben des Steines den Pflanzen wieder Leben unter dem Schutze der alles behütenden Sonne, die als Gottes täglicher Bote jeglichem aus ihrem Leben Gedeihen überbringt. Das alles ist natürlich, was man als etwas Wirkliches in seine Vernunft aufnehmen kann. Und auch das verborgene Herz der Steine und Kräuter ist natürlich, wenn wir es auch nicht gänzlich erkennen mögen. Und die Pflanze gehört mit zu den vernünftigen Wesen, wenn sie vom Menschen Vernunft gewinnt, so heilsam zu wirken, wie sie kann und will. So gibt ihr der Mensch Vernunft und nimmt dafür von ihr Kraft. Und alles das ist Gotteskindschaft; nichts steht außerhalb seines Odems. Auch die Pflanze ist ein göttliches Buch, wo viel Heilsames darin steht, was uns sagt, daß Gott jedes Ding in Freiheit setzt, zu wirken, wie es will. Und die Kräuter, die Sonnenkinder sind, wollen heilsam wirken. Das sind die guten; es gibt auch böse, gerade so wie unter den Menschen, die sich von der Gotteskindschaft ausgeschlossen haben. Warum? Das ist eine tiefe Frage, die man nicht zu beantworten weiß."

Raimund hatte das alles angehört mit innerer Ungeduld, denn er hielt nicht viel davon, aber äußerlich ruhig; er wollte ja mit Graschner für diesmal ins Einvernehmen kommen.

Er stimmte ihm sogar bei; doch in der Weise, wie er es tat, konnte er sich seiner eigenen Art so wenig entäußern, daß in der Zustimmung noch immer Abwehrendes lag.

„Ihr seid ein Mann," sagte er, „der Augen hat für das, was andere Leute nicht so gut sehen können, weil sie nur das, was draußen wirklich vor ihren Augen liegt, begreifen können. Ihr aber kommt den Dingen von innen bei. Wie Ihr das anstellt, das ist Eure Sache. Ein jeder macht sich seine Welt zurecht, wie er sie braucht. Die stimmt aber nicht immer zu der der anderen. Die Hauptsache ist, daß sich einer mit dem zufrieden gibt, was er sich selber von Grund auf schafft; obzwar die Welt schon in den sechs Tagen, die Ihr kennt, geschaffen worden ist. Und der siebente war ein Ruhetag. Mancher Mensch ist aber ein Schöpfer, der nie einen Ruhetag hat und immer noch von neuem anhebt, die Welt anders zu machen, als wie sie ist. So ist sie die seinige und schad't der anderen nicht. Und gut tut jeder daran, der sich damit seine Zufriedenheit baut. Also auch Ihr, Graschner. Ihr seid ein braver Mann!"

Dieser empfing mit Gelassenheit Raimunds Rede. In seinem hellen, klugen Antlitz zeigte sich kein Schatten, seine Stirn blieb ungefaltet, und seine graublauen Augen blickten klar wie zuvor. Er wiegte nur leise den Kopf, den weichgelocktes, schütteres Haar bedeckte, das hie und da schon silbern schien. Dann sagte er: „Ich mein', wir müssen doch alle etwas Gemeinschaftliches in uns tragen, so verschieden wir eins vom anderen sind und uns auch gern so zeigen mögen. Auch die Kräuter haben einen verschiedenen Leib und ein verschiedenes Gesicht, und doch haben alle ein Herz, und in allen hat dasselbige den einen Wunsch und die eine Sehnsucht: nämlich zu wachsen. Und bei den Menschen ist's ebenso. Wachsen will ein jedes zu dem Leben, das ihm ziemt, das ist sein Herzenswunsch. Aber trotzdem daß eins möcht' und gern möcht', geht's nicht immer so, als wie er will. Der eine wächst sich aus zum guten Menschen; nach vieler Mühsal und vieler Erfahrung wächst er zu einer lichten Erkenntnis hinauf und hat damit seine eigene allerverborgenste Natur herausgetrieben, daß sie sich zu einer recht sonnigen Blüt' entfalten kann. Und dem anderen sein Wachstum steht halt zurück, geht nimmer vorwärts, und er bleibt ein verkümmerter Mensch, wenn sein Leib auch stark wie eine Tanne ist. Er bleibt ein Schatten, und ihn erhellt die Sonne nicht, die nicht am Himmel in sichtbarer Weise steht und doch einen Himmel regiert, den der Mensch selber in sich trägt. Dann gibt's eine Schattennatur bei aller Leibeskraft und eine Armut bei allem Reichtum, als Haus und Hof, Wald und Feld. Ja,

zed by Google

wir sind alle noch recht verschieden, eins vom anderen, weil wir nicht gemeinschaftlich sein wollen. Aber die Sonn' scheint über Gerechte und über Ungerechte, heißt's und bleibt doch das offenbare große Licht, und mit der Sonnen im Menschen, dem verborgenen großen Licht, ist's gerade so. Das mein' ich halt."

Raimund war es darauf, als hätt' er Essig verschluckt; doch verzog er nur ganz unmerklich das Gesicht. Er stand in seinem Bewußtsein zu hoch über Graschner, als daß ihn dessen Weise hätte innerlich berühren können. Und er erwiderte ruhig und gemessen: „Ihr redet gescheit. Doch versteh' ich das eine nicht. Warum gebt Ihr Euch nicht gänzlich dem löblichen Berufe hin, Euren Mitmenschen durch die Heilkunst zu dienen? Seht, für Euren Faisterhof hier wird Euch ein schönes Geld geboten. Wenn Ihr ihn mir verkauft, könnt Ihr von dem Erlöse zu Arzberg ehrlich hausen und daneben Eurer Kunst nachgehen ohne Abhaltung, wie es doch hier geschieht, wo die Wirtschaft Eure beste Zeit fordert. Ihr könntet dabei noch ein hübsches Stück Geld verdienen zu Arzberg, wo die Kundschaft ins breitere geht."

„Das ist nicht so, wie Ihr meint," entgegnete Graschner, und etwas wie ein feines Lächeln war in seinem Antlitz zu sehen. „Wenn ich das tät', so würden die gelernten Ärzte bald einen Streit wider mich anheben. Jetzt aber geschieht nichts weiter, als daß ein Bauer dem anderen mit altbewährten Hausmitteln hilft. Da kann keiner was dagegen vorbringen. Die Wirtschaft verträgt sich hier gut mit dem, was Sie so freundlich sind, eine Heilkunst zu nennen. Ich hab' beides gern; und solches läßt sich leicht schaffen, was man gern tut. So ist mein Beruf das eine wie das andere, weil in beiden mein Wille freudiglich fest steht. Und da heißt es: man soll das eine tun und das andere nicht lassen. Mit dem Geldverdienen hat es aber seine guten Wege. Ich verlang' für meine Heilmittel nie ein Geld."

„Ja, richtig; Ihr wartet auf Euren Lohn im Himmel."

„So ist's. Ich erwarte meinen Lohn im Himmel meines Herzens; und der Himmel kann sich auch im jenseitigen Leben so unermeßlich weiten, daß ich leicht auch da keinen anderen brauch' als eben denselbigen. Aber das weiß niemand."

„Das habt Ihr gewiß in grundgescheiten Büchern gelesen?"

„Und wenn's so wär', Herr Hadolt? Da hat's derselbige, bei dem ich's gelesen, auch in anderen Büchern gefunden, und der wieder in anderen, und so fort. Aber einmal muß es doch einen gegeben haben, der kein Buch vor sich gehabt hat und es in sich selber gefunden hat. Der hat es somit in Wahrheit gefühlt. Wenn ich es aber heut' in Wahrheit fühl', so bin ich auch wie der erste, der's gefunden hat; und es ist kein Unterschied zwischen uns."

Raimund fühlte sich unbehaglich dem schlichten Manne gegenüber, in dessen Weise etwas lag, dem er nicht beikommen konnte; und obgleich er seiner Überlegenheit über ihn sicher war, leuchtete ihm doch aus Graschners Rede etwas entgegen, dem die eigene Dunkelheit antwortete. Er begnügte sich, herablassend zu sagen: „Wenn man Euch alles nehmen wollt', das eine müßte man Euch lassen: Ihr seid gut. Doch das wißt Ihr selbst."

„Nein, Herr Hadolt, ob ich gut bin, das kann ich nicht wissen. Das kann nur ein viel Höherer von mir wissen, aber nicht ich selber. Denn wenn sich eins selber einen guten Menschen nennen tät', so redet' die Eitelkeit gewiß ein starkes Wörtel mit. Und wo die daheim ist, da haust die Gutheit schwerlich mit. Aber wenn ich was rechtschaffen tue, so kann ich meine Zufriedenheit haben. Und mehr braucht der Mensch nicht."

„Ja freilich, Graschner, genügsam sein, das ist eine Erfindung, die gewiß die lieben Engel gemacht haben, als sie vom Himmel auf die Erde gekommen sind."

„Wenn Ihnen der Spott gut steht, Herr Hadolt, so gehört er Ihnen."

„Ich mein's nicht so. Ich kann auch Gutheit in mir haben, wie's mir ziemt. Und wie ich mich gegen Euch erweisen will, ob gut, ob schlecht, das sollt Ihr selber beurteilen. Kennt Ihr den Lehnhof?"

„Kenn' ihn."

„Was mag der wert sein?"

„Ich kann ihn nicht schätzen; aber es ist ein schöner Hof, an dem Sie Ihre Freud' haben können. Er gehört den Hadoltschen schon von alten Zeiten her."

„Ist er mehr wert als der Faisterhof?"

„Ich mein' schon, um ein beträchtliches."

„Na, jetzt seht, daß ich Euch einen ehrlichen, offenen Vorteil zuwenden will, wenn

Digitized by Google

ich Euch den Antrag mache: Wollt Ihr den Lehnhof im Tausch für den Eurigen haben ohne Aufzahlung, alles wie es steht und geht? Wollt Ihr. Es ist kein Spaß; im Ernst."

Da fühlte er Graschners Augenstrahl auf sich haften, scharf und leuchtend, als wollte er ihn bis ins Innerste durchdringen, so daß er wie vor einer unvermutet nahen Berührung mit den Wimpern zuckte und den Kopf seitwärts wendete. Doch geschah es nur wie eine vorübergehende Erscheinung; im nächsten Augenblicke war Graschners Antlitz wieder ernst und freundlich wie zuvor.

„Das ist herrschaftlich gedacht, was Ihr da sagt, Herr Hadolt," erwiderte er.

„Ja, und Ihr braucht nur zu wollen, und es ist abgemacht."

„Wollen muß ein jeder, wie er beschaffen ist. Ich dank' Ihnen recht schön, Herr Hadolt; aber ich will nicht."

Raimund bezwang den Unmut, der in ihm aufstieg ob dieser unerwarteten Antwort, und sagte gelassen: „Wenn man's auf die Wagschale legen könnt', was ich Euch biete, und das, was Ihr dagegen einlegen sollt, so möcht' man richtig sehen, wie großen Vorteil ich Euch zuwenden will."

„Das glaub' ich auch. Aber was man nicht wägen kann, das ist die Anhänglichkeit an meine Heimat. Ich möcht's nicht in den Kauf geben, um keinen Preis. Meinen Anteil an der Sonne, was das Erdenlicht ist, hab' ich hier bekommen und ist mit meiner Beschaffenheit, wie ich bin, eins geworden. Ich müßt' mich selber vertauschen, wenn ich das Stück Gotteswelt, in das ich mich eingelebt hab', gegen ein anderes hergeben tät, wenn's auch an Geldwert viel höher eingeschätzt ist als das meinige. Ja, ich müßt' mein eigenes Leben geringer halten, wenn ich der Erde ihrem Leben nicht in Treue zugetan wär', die mich hier getragen hat. In meinem Gefühl ist die Gegend, wo eins aufgewachsen ist, wie der Mutterleib, ohne den eins kein Mensch wär'. Deshalb dank' ich schön und will nicht."

Raimund sagte ganz ruhig: „Ja, die Luft ist gut hier oben, auch der Wind; man hört ihn durch all das wehen, was Ihr jetzt vorgebracht habt. Wenn Ihr gesund auf den Füßen seid und auf festem Grund gern stehen mögt, so muß Euch das, was sicher ist und mit den Fäusten zu greifen ist, mehr wert sein als Euer Gefühl von dem, was keinen Namen hat und alles heißen kann, weil es nichts heißt."

„Ihr habt Recht, Herr Hadolt, das Ding hat keinen Namen; aber wenn's mir im Blute ist, so ist's doch etwas: das, was da in meiner Brust den Hammer führt und Tag für Tag das Leben schmiedet. Worte führt es nicht und macht sich eben dadurch verständlich."

„Ja, Graschner, Ihr habt einen gescheiten Kopf, daß es nur so summt. Da fehlt nichts. Ihr tut auch Eure Gedanken immer recht fein sieben. Mit dem Kopf seid Ihr genug reich und braucht den Lehnhof nicht. So behüt' Euch Gott! Ich geh' wieder."

* * *

Und Raimund nahm Abschied.

Draußen tat sich ihm wieder die Bergwelt in leuchtender Tageshelle auf. Friedsam ragten die Felsgipfel; ihre schroffen, steingrauen Züge waren von dem Sonnenschein gleichsam verklärt, wie sie ihre Häupter in den blauen Äther erhoben. Zu ihren Füßen dunkelte der Tannenwald und umhüllte wie eine köstliche Gewandung die niedrigen Berge, die sich als Gefolgschaft unter ihnen gliederten. Die Felsleiber der Berghäupter waren dagegen nackt, in der hüllenlosen Erhabenheit der alles sprossende Leben überragenden Natur. Die ganze Bergwelt lag abgetönt in blassen und kräftigen, in lichten und dunklen Farben da; sie war ätherisch überhaucht, in wundersamer Mannigfaltigkeit, und doch ein einheitliches Bild, in strenger Kraft, und doch lieblich sich mit grün beglänzten Hängen in die Täler neigend: so lag sie ruhefreudig da.

Raimunds Augen blickten mißmutig darauf. Aus der Begegnung, die eben stattgefunden hatte, trug er den Schatten mit. Der sich groß genug dünkte, auf Graschner herabzusehen, er hatte ihn nicht so tief unter sich gefunden, wie er meinte. Es war wie ein Leuchten, das über den Bergen lag, was ihn im Zwiegespräche mit dem einfachen Manne überkommen hatte. Es war wie eine unbekannte Welt, die er meinte als etwas Unwirkliches geringschätzen zu können, die aber doch Wesen in einem Menschenherzen gewonnen und somit lebend zu ihm gesprochen hatte. Dabei hatte er auch seine Absicht nicht erreicht und war doch mit seinem Tauschvertrage großmütig gewesen, allerdings zu

zed by Google

seinem eigenen Nutzen, wenn auch dieser nur darin bestand, den Graschner loszuwerden. Das Gefühl seiner Überlegenheit konnte er freilich nicht verlieren, das lag in ihm. Allein da es harten Widerstand gefunden hatte, drückte es auf seinen Stolz und verwundete ihn. Er konnte nicht gebieten, wie er wollte. Dinge und Menschen hatten einen eigenen Willen, den sie dem seinen entgegensetzten; und da er zumeist den Lichtseiten der anderen widersprach, so fühlte er in seiner Kraft, auf die er zu pochen glaubte, das Schattenhafte unmutig. Und doch war sie sein Alles, und er konnte so wenig daran zweifeln wie an sich selbst. Deshalb gewann bald wieder die Verachtung der Menschen Oberhand über seinen Unmut, und er dünkte sich gefestigt zu sein wie zuvor. Mit unfreudigen Empfindungen schritt er auf dem Rückwege dahin; doch hatte er nie Freude als hellen, lauteren Quell in sich strömen gefühlt und vermißte sie auch nicht.

Er nahm den Rückweg auf der südlichen Seite des Hanges, die reichlich Sonnenstrahlen empfing, und bemerkte eine Anpflanzung von jungen Apfelbäumen, an der sich zwei weibliche Gestalten zu schaffen machten. Er wunderte sich, daß in der hoch gelegenen Gegend solches Obst reife, trat näher und sagte: „Etwas Gutes wird's wohl nicht sein, was Ihr da mit Euren Äpfeln zuwege bringt, nicht?"

Das Mädchen, das die Ernte in Körben zurechtrichtete, während die andere, die Magd, mit dem Pflücken beschäftigt war, richtete sich auf und antwortete: „Wohl, es ist was Rechtes. Der Vater hat lauter Edelstämme gepflanzt, und die Sonne ist so freundlich, daß sie schier den ganzen Tag darauf schaut, wenn ihr etwa die Wolken nicht zu lästig fallen. Denn dann geht's nicht. So kriegen wir feine Äpfel, die wir gut verkaufen, und können damit der Wirtschaft einen Zuschuß geben. Freilich tragen noch nicht alle Stämme, aber die meisten schon."

Es war ein kindliches Mägdlein, das so sprach. Der schlanke Leib zeigte schon die zarte Fülle der kommenden Reife und war doch noch herb gestaltet und wie umhaucht von der Frische des quellenden Lebens. Und wie sich die bäuerliche Gewandung in einem feineren Zuschnitte, als es sonst üblich, um die jugendlichen Glieder schmiegte, so war auch ihre Haltung frei und ungezwungen. Ob ihr Antlitz schön sei, das wäre niemandem eingefallen zu fragen, denn es war überleuchtet von zwei großen Augen, durch deren Bläue etwas wie ein Herzensäther licht durchschimmerte. Ihr Köpfchen schmückten die übereinander gelegten Zöpfe wie ein Krönlein, über das zuweilen ein Glanz wie von fahlem Golde glitt.

Raimund blickte erstaunt und mißmutig auf das Kind. „Du bist des Graschners Tochter?"

„Ja, gewiß, redlich und wahr ist es so, und Burgei heiß' ich. Und Sie sind der Herr Hadolt, gelt?"

„Wird auch so sein."

„Ja, gewiß. Es kann sich eins nicht verstellen, wenn es einmal vom lieben Herrgott sein Platzl zu Recht gekriegt hat. Und wenn die Sonn' scheint, kennen wir uns alle, wer wir sind. Öftermalen deucht's mir, daß selbst so ein Baum den anderen kennt, obwohl sie alle festgewachsen sind und nicht ‚hört's!' zueinander sagen können. Aber wenn sie im Frühjahr in der Blüt' stehn, jedes in seinem Feiertagsgewandel, da freut sich eins am anderen, daß es so schön ist. Es braucht sich eins nicht im Spiegel anzusehen, sondern immer nur das andere, um zu wissen, wie es selber ist. Und in ihrem verschwiegenen Herzen haben sie den Frühling darin, das merkt man an den Blüten, die sie heraustreiben."

Raimund horchte dem allen mißmutig und doch nicht widerwillig. Denn es lag etwas wie der Zauber der lenzhaften Natur im Antlitz, im Klang der Stimme, in der ganzen Gestalt des Mägdleins, das in ihre Worte überging. Und wenn er es auch nur von ferne ahnte und sich dessen gar nicht bewußt zu sein vermeinte, so war ihm doch menschliche Art genugsam eigen, um etwas wie ein Mitklingen in seinem Inneren zu fühlen. Er war fast wie einer, der vor der Tür eines fremden Kirchleins steht, dessen ärmliche Einrichtung er aus Erfahrung zu kennen meint, um ihm wieder stolz den Rücken zu kehren, und nun ungeahnten Orgelklang daraus ertönen hört, der die Armut des kleinen Heiligtums in Reichtum verwandelt. Doch war er auch der Mann, eine solche Empfindung alsbald wie etwas Widerwärtiges von sich zu scheuchen und wieder gänzlich er selbst zu sein. Er entgegnete ihr: „Weil deine Bäum' nicht reden können, tust du's für sie."

Digitized by Google

Sie blickte ihn lächelnd an. „Freilich, tue ich's gern. Nicht alles, was lebt, kann reden in unserer Sprach'. Aber danken kann's. Wenn so ein junges Bäumerl seine Nahrung kriegt von der Erden und mit den feinen Wurzeln lutscht und saugt, was es Zeug hat, da ist's gewiß dankbar. Und mit seinem Wachsen redet's auch ein Wörtel und sagt: Da bin ich. Die Blüt' auf dem einen Ast kennt gewiß die auf dem anderen, daß es Schwestern sind. Kommt ein Lüfterl hergeweht, so neigen sie sich auf und nieder und tanzen wie Engerl im rosenweißen Kleidel, ein ganzer Schwarm. Und jetzt im Herbst, wo sie die schönen Äpfel tragen, sind sie gar wichtig geworden und denken sich: Wir sind nicht die ärmsten auf der Welt, weil wir was herzuschenken haben, was Gutes. Und ich, ich red' für sie, als hätten sie mich dazu bestellt. Vielleicht wissen sie auch, daß ich sie gern hab', und so eins darf für die anderen reden, was die anderen gern hat. Nicht?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte er. „Ich weiß nicht so viel wie du. Ich kann nur fragen, du aber kannst antworten. Die Äpfel werden auch nicht schlecht sein, die auf so wunderlichen Bäumen wachsen. Vielleicht lernen sie noch einmal die Sprach' von dir, wie du die ihrige schon gelernt hast. Das ist mein Wunsch. Behüt' Gott!" Und er kehrte sich ab und ging von dannen.

„Hörst, Burgei," sagte die Magd, „das ist einer, der ein zuwideres Gesicht macht. Zu Arzberg in der alten Kirchen, da steht der heilige Erzengel Michael, und unter ihm liegt der Drach' mit einem Menschengesicht, und das ist nicht viel anders, als wie's der hat."

„Meinst, Leni? Na, derselbige, der unter ihm liegt, ist auch einmal ein Engel gewesen."

„Hörst auf! Wie kann denn der ein Engel gewesen sein, was ein Teufel ist?"

„Ist dennoch so, wie ich sag'. Derselbige Luzifer war ein Engel, und hat ihn sein übermächtiger Stolz zu Fall gebracht. Er hat sich gegen den Heiland, den eingeborenen Sohn Gottes, aufgelehnt, weil er sich für was Besseres gehalten hat und Gott nicht die Ehr' hat geben wollen, die ihm gebührt. Da ist er mit seiner Schar vom Himmel, der seine Heimat war, hinabgesunken in den Abgrund. Dabei hat ihn Leid übermannt, so daß der Tränenquell, der zwischen Augen und Herzen liegt, gefroren ist wie ein Eiskristall. Da sieht er alles kalt und hat kein anderes Gefühl mehr für die schöne Welt als ein kaltes, was ein böses ist. Und in seinem kalten Herzen lebt doch die Trauer um den verlorenen Himmel. So ist er der Böse geworden. Aber wenn er einmal unserem Heiland in die göttlichen Augen sehen könnt', da möcht' von derselbigen sonnenhaften Milde der Eiskristall in ihm schmelzen, der Tränenquell möcht' wieder anheben zu fließen, und er könnt' erlöst werden und wieder in das Himmelreich eingehen. Aber sein Stolz ist noch immer so stark wie sein Leid, und er will derselbe Feind bleiben, der er ist."

„Ja, woher weißt du denn das alles, Burgei?"

„Der Vater hat mir's erzählt."

„Und woher weiß es der Vater?"

„Er hat's leicht in einem alten Büchel gelesen."

„Steht da ein Zeug darin in den alten Bücheln! Na, mir ist's recht, ich hab' mit dem Bösen nichts zu tun, und von mir aus kann er bleiben, wo er ist. Aber du hast ein gutes Gesicht gemacht, Burgei, wie du dieselbige alte Geschicht' erzählt hast. Als wärst dabei gewesen und hättst ein bisserl von dem Himmelsglanz in dich gekriegt. Warst nicht dabei?"

„Geh', du närrische Gretel! Ich erzähl', wie ich kann, und das Gesicht, was ich dazu mach', ist meins; ich kann mir kein anderes kaufen."

„Ist auch nicht nötig."

„Na, dann heben wir wieder mit der Arbeit an."

Und sie schafften wieder an ihrer Apfelernte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Eine verſchollene Stadt.

Von Prof. Dr. Paul Deuſſen.

Wer fühlte ſich nicht von einem eigentümlichen Zauber umſtrickt, wenn er die Stätte betritt, an der vor uns ein großer Mann gelebt und gewirkt hat? Indem wir die Umgebung vor Augen haben, die ihn einſtmals zu ſeinen Gedanken anregte, glauben wir noch dieſelbe Luft mit ihm zu atmen, ſein Geiſt ſcheint uns zu umſchweben, und lebendiger und tiefer wirkt alles auf uns ein, was wir von Erinnerungen an ihn ſchon lange beſaßen und mit uns trugen.

Seitdem ſich mir die Überzeugung aufgedrängt hatte, daß Parmenides von Elea der tiefſte aller griechiſchen Philoſophen vor Sokrates, daß er der eigentliche Vorläufer des Platon und ſomit der wahre Vater unſerer ganzen abendländiſchen Metaphyſik geweſen ſei, war es ein Ziel meiner Sehnſucht, einmal an dem Orte zu weilen, wo vor Zeiten das heute ganz vom Erdboden verſchwundene Elea ſtand, die einſtmals blühende Griechenſtadt an der Weſtküſte Italiens, ſüdlich von Neapel, welcher um 500 v. Chr. ihr großer Mitbürger Parmenides die Geſetze gegeben haben ſoll.

Durch Vergleichung der Karten des alten und des neuen Italiens ſchien ſich zu ergeben, daß Elea in der Nähe der etwa zweihundert Kilometer ſüdlich von Neapel am Meere gelegenen Eiſenbahnſtation Aſcea zu ſuchen ſei. Das Verbringen einer Nacht ſchien in dieſer verödeten und fieberverdächtigen Gegend nicht ratſam, und ſo blieb nur die Möglichkeit, am ſelbigen Tage nach Neapel zurückzukehren und einen Aufenthalt von fünf Stunden an Ort und Stelle durch eine zehnſtündige Eiſenbahnfahrt zu erkaufen. Es mußte dann der um acht Uhr von Neapel nach Brindiſi abgehende Schnellzug bis Battipaglia benutzt werden, von wo ein Perſonenzug an Päſtum vorbei in zwei bis drei weiteren Stunden Aſcea erreicht.

In dieſer Abſicht hatte ich ſchon einmal vor Jahren alle Schwierigkeiten überwunden, die das frühe Aufſtehen in Neapel und die weitläufige Fahrt durch die Stadt einer Abreiſe mit dem Frühzuge entgegenſtellen, und ſtand zehn Minuten vor acht an dem einzigen Billettſchalter, der geöffnet wurde. Ein Dutzend von Reiſenden drängte ſich vor dem Schalter, und die Abfertigung geſchah, wie gewöhnlich in Italien, ſehr langſam. Auch der geduldigſte Reiſende kann nervös werden, wenn hier zuweilen Minuten vergehen, bis der unbeholfene Billetteur die Anſprüche irgendeines Reiſenden auf Preisermäßigung geprüft, gebucht und durch Hervorſuchen des entſprechenden Billetts ſo weit erledigt hat, daß das hin- und hergereichte, im Winde flatternde Papiergeld dem Handel ein Ende bereitet und die Kolonne der Wartenden dem Schalter um einen Schritt näher rückt.

So auch an jenem Morgen. Mit Beſorgnis ſah ich acht Uhr, die Zeit der Abfahrt des Schnellzuges, von Minute zu Minute herannahen, ohne daß es mir möglich war, den Schalter zu erreichen. Ich fragte einen daneben ſtehenden Eiſenbahnbedienſteten, ob der Zug bis zur Abfertigung aller Reiſenden warten werde, und ſeine Antwort beruhigte mich vollkommen. Es ſchlug acht Uhr, als ich endlich mein Billett empfing und nun damit zum Warteſaal ſtürzte. Seine Tür war geſchloſſen. Dienſtfertig wies man mich in einen anderen Warteſaal. Eilig durchſchritt ich ihn, fand aber auch hier die zum Perron führende Tür geſchloſſen, während ſich draußen, wie ich durch die Glasſcheiben beobachten konnte, gerade ein Zug in Bewegung ſetzte. Erſt ſiebzehn Minuten nach acht wurden die Türen zum Einſteigen geöffnet. Schnell nahm ich Platz und bemerkte zu ſpät, daß ich nicht den mir notwendigen Schnellzug, ſondern einen ſiebzehn Minuten ſpäter abfahrenden Perſonenzug beſtiegen hatte, welcher an jeder kleinen Station hielt und namentlich jeden Morgen einen Schwarm von Fremden befördert, die Pompeji beſuchen wollen. Unverantwortlicherweiſe waren die Reiſenden für den Punkt acht Uhr fahrenden Schnellzug und den ſiebzehn Minuten ſpäter abgehenden Perſonenzug an einen und denſelben Schalter angewieſen, und ſo wurde Elea für dieſes Mal unerreichbar. Es war vielleicht ein Glück, denn als ich, um den angebrochenen Tag zu nutzen, nach Salerno hinunterſtieg,

zed by Google

brach dort ein wahrhaft italienisches Regenwetter aus. Es war nicht möglich, einen Schritt auf die Straße zu tun, und man mußte froh sein, gegen Abend den Bahnhof zur Rückfahrt zu erreichen.

Mehr Glück hatte ich am 30. September 1899. Ich war nach Rom zum Orientalistenkongresse gekommen und hatte die Woche vor dem Beginn benutzt, um in Neapel meinem lieben jungen Freunde und Schüler Carlo Formichi, gegenwärtig Professor des Sanskrit in Pisa, einen längst versprochenen Besuch abzustatten. Er wohnte damals mit Vater, Mutter und Schwester im Palazzo Marciano auf dem Vomero, einem Berge nördlich von Neapel, auf dessen breitgestrecktem Rücken ein neues, gesundes und nach allen Seiten herrliche Aussichten bietendes Stadtviertel entstanden ist. Hier lag in unmittelbarer Nähe eine der beiden Drahtseilbahnen, welche den Vomero mit der Stadt verbinden, der Palazzo Marciano, nicht ein Palast, sondern eine riesengroße Mietskaserne. Nach außen von allen Seiten freistehend, umschließt das Gebäude einen geräumigen Hof in seinem Inneren und enthält in seinen fünf Stockwerken zwanzig größere Familienwohnungen. Hier wohnte fünf Treppen hoch die liebe Familie, und in ihrem Kreise konnte ich das Bild des äußerlichen Italiens, wie es der Reisende in den Hotels und auf der Eisenbahn sich zu bilden pflegt, durch eine höchst interessante Innenansicht ergänzen.

Wenige Häuser entfernt wohnte der ehrwürdige Professor des Sanskrit an der Universität zu Neapel Michele Kerbaker. Wir feierten seinen Namenstag am 29. September durch ein mehrere Stunden sich hinziehendes Diner, und während Speisen und Weine in einer nicht enden wollenden Reihe aufeinander folgten, erschienen immer wieder neue Gratulanten, welche in zwangloser Weise abseits vom Tische Platz nahmen und in die höchst animierte Unterhaltung eingriffen. Am Abend wurde von den Kindern und einigen Freunden des Hauses Theater gespielt, und hier hatte Professor Kerbaker reichliche Gelegenheit, sich für uns unter den zahlreichen Anwesenden nach der Lage von Elea zu erkundigen, welches ich am nächsten Morgen zusammen mit Freund Formichi besuchen wollte. Die einzige Auskunft, die wir erhielten, beschränkte sich darauf, daß Elea in der Nähe von Castello della Brucca zu suchen sei, aber vergebens suchten wir nach einer Eisenbahnstation dieses Namens, und so blieb uns nichts übrig, als meinen früheren Informationen zu folgen und die kleine Station Ascea als Ziel zu wählen, um von dort aus unser Glück zu versuchen.

Unter Formichis Führung gelang es denn auch, am anderen Morgen rechtzeitig vom Vomero herunter und durch die schon am frühen Morgen überall die buntesten Bilder des Lebens bietende Stadt zu dem ganz am Südende gelegenen Bahnhofe zu gelangen. Rasch führte uns der zwischen Meer und Vesuv durch zahlreiche Stationen durchrasende, auch Pompeji links liegen lassende Schnellzug nach Battipaglia, wo wir ihn verließen und Zeit hatten, in aller Ruhe Collazione zu machen, das heißt zu frühstücken. Der diensteifrige Kellner nahm natürlich an, daß wir nach Pästum wollten, und fragte, ob er bei unserer Rückkehr von dort das Pranzo oder Mittagsessen bereit halten dürfe. Wir erklärten, daß wir viel weiter als nach Pästum wollten, und daß es völlig ungewiß sei, ob wir bei unserer Rückkehr nach Battipaglia Zeit genug haben würden, um dort zu speisen. Wir bestiegen sodann den von Battipaglia nach Reggio fahrenden Personenzug und freuten uns, mit jeder Station dem ersehnten Ziele näher zu kommen. Zunächst erschien Pästum, dessen Tempel wir im Vorüberfahren sehr klar, aber doch in beträchtlicher Entfernung von uns liegen sahen. Weiter wand sich der Zug zwischen Gebirge und Meer durch die anmutigen Landschaften Kalabriens dahin, bald das Gebirge in längeren Tunnels durchbrechend, bald über Brücken und Viadukte kühn dahin eilend. Das Halten des Zuges auf den Stationen benutzten wir, um uns beim Stationsvorsteher nach dem alten Elea oder Velia zu erkundigen; je weiter wir kamen, desto bestimmter wurden die Antworten, und zu unserer Freude wurden wir inne, daß wir ganz auf der rechten Fährte waren. Noch einmal arbeitete sich der Zug in mächtiger Steigung und Senkung mittels Brücken und Tunnels durch einen gewaltigen Gebirgsknoten durch, der auf den Karten als Monte Stella verzeichnet steht, und da waren wir schon in Casal Velino angelangt, einer Station, die die Erinnerung an Elea, Velia noch in ihrem Namen bewahrt hat. „Sie könnten schon hier aussteigen," sagte der gefällige Sta-

Digitized by Google

tionsvorſteher, „aber bequemer haben Sie es, wenn Sie bis zur nächſten Station, dem drei Kilometer entfernten Ascea fahren. Zwiſchen beiden Stationen, zwei Kilometer von hier, einen Kilometer von Ascea entfernt, tritt jener Bergrücken, den Sie dort ſehen, und unter dem Sie in einem Tunnel durchfahren werden, bis nahe an das Meer vor. Auf dieſem Bergrücken lag Velia, das Sie von Ascea aus in einer halben Stunde erreichen können."

Mit Dank für dieſe treffliche Auskunft fuhren wir weiter, ſahen mit Entzücken den Tunnel näher kommen, der uns unter Elea durchführte, und wenige Minuten ſpäter langten wir in Ascea an, bei einem höchſt beſcheidenen Bahnhof, in deſſen Nähe ſich die armſeligen Häuſer des Dorfes Ascea am Berge heraufzogen. Daß ein Reiſender in Ascea ausſteigt, mochte wohl ſelten vorkommen; das lehrten uns ſchon die neugierigen Blicke, mit denen die wenigen Anweſenden uns muſterten. Wir wandten uns an den Stationsvorſteher, der die Angaben ſeines Kollegen in Caſal Velino durchaus beſtätigte und uns vom Bahnhof aus von der anderen Seite und in größerer Nähe den vorſpringenden Bergrücken zeigte, auf dem einſt Elea lag. Ich fragte: „Kommen nicht öfter Fremde hierher, um Elea zu beſuchen?" „Seit ich dieſer Station vorſtehe," erwiderte er, „ſind Sie die beiden erſten, die je danach gefragt haben. Zwei Engländer wollten einmal kommen, haben ſich aber bis jetzt noch nicht ſehen laſſen." Ich ſprach den Wunſch aus, einen Wagen zu mieten. „In Ascea gibt es keine Wagen," lautete die Antwort. Ich bat um einen Führer. Der Stationsvorſteher rief einen alten Mann herbei, der in der Nähe damit beſchäftigt war, kleingeklopfte Steine auf dem Schienendamm auszubreiten. Er übernahm die Führung, und wir wanderten auf den vor uns liegenden Bergrücken zu.

Links erglänzte in einer Entfernung von zehn Minuten das Meer, rechts zog ſich, ungefähr ebenſoweit von uns entfernt, ein mächtiges Gebirge hin. Am Meere führte ein ungebauter, aber breiter und bei trockenem Wetter bequemer Fahrweg entlang, aber unſer Führer wählte nicht dieſen, ſondern die Eiſenbahnſchienen als Weg, der denn freilich um einiges näher, aber auch um vieles unbequemer war. Mühſam ſchleppten wir uns unter der glühenden Mittagsſonne auf dem Bahngeleiſe dahin, indem wir bald auf die Schienen, bald auf die zwiſchen ihnen aufgeſchütteten ſpitzen Baſaltſteine traten. Endlich verließen wir in der Nähe des Tunnels den Schienenweg und ſtiegen rechts durch Gras und Geſtrüpp den Berg hinan. Oben angelangt, befanden wir uns in einer vollkommenen Wildnis. Das alſo war die Stätte des alten Elea. Üppiges Strauchwerk wucherte überall, wohin das Auge blickte. Wir lagerten uns an einer Quelle, um auszuruhen. Unſer Führer fing an aufzutauen.

Er war über ſiebzig Jahre alt und hieß Felice Sapere. In ſeinem Leben war er wohl kaum über die Umgebungen ſeines Geburtsortes hinausgekommen, erwies ſich aber als geſprächig und wohlunterrichtet. Er grub für uns das maſſenhaft vorkommende Süßholz aus, band große Sträuße von ſcharfduftendem Lavendel und wies uns auf die überall zahlreich wachſenden Feigenbäume hin, deren köſtliche, vollkommen reife Früchte ſo tief herabhingen, daß wir ſie mit der Hand bequem brechen konnten. Felice Sapere ermunterte uns, davon zu eſſen, wußte überall die ſchönſten Feigen herauszufinden, und ruhte nicht, bis alle unſere Taſchen damit gefüllt waren. Da war niemand, den wir um Erlaubnis hätten fragen können, denn weit und breit war kein Menſch und keine menſchliche Wohnung zu erſpähen. Auf der ganzen Bergfläche ſtand nur ein armſeliges modernes Gebäude, vollkommen leer und verlaſſen. Es ſollte, wie Sapere meinte, einem Herrn in Mailand gehören. Ich beſichtigte es von außen und von innen, ohne irgend etwas Bemerkenswertes daran zu finden.

Um ſo intereſſanter war, was uns der Führer an einer anderen Stelle zeigte. Hier waren, teilweiſe überwachſen, aber noch vollkommen gut erhalten, vier oder fünf Stufen aus wohlbehauenen Steinen zu ſehen. Wir ſtiegen hinauf, und auf dem erhöhten Boden, zu dem ſie hinführten, ſcharrte der Führer Moos und Erde zur Seite, und darunter trat nun ein ſchön erhaltener antiker Fußboden aus Moſaik zutage. Hier hatten wir den unzweifelhaften Beweis vor uns, daß wir uns auf dem Fußboden eines ſtädtiſchen Hauſes, daß wir uns wirklich auf der geweihten Stätte des alten Elea befanden. Wollte man dort Ausgrabungen anſtellen, man würde gewiß des Intereſſanten noch viel finden. Auf ſtädtiſche Anlagen

deuteten auch die an mehreren Stellen vorkommenden, halb unterirdischen Gewölbe hin, welche, teilweise verfallen, einen Einblick in ihr geräumiges, von Schutt und Strauchwerk durchzogenes Innere gestatteten. Endlich wäre noch eines verfallenen Gemäuers zu gedenken, dessen Reste auf der äußersten, nach dem Meere vorgeschobenen Spitze sich befinden. Es schien ein Wachtturm mit vorgeschobener Brustwehr gewesen zu sein, aus schlechten, bröckligen Bruchsteinen zusammengefügt, dem Anscheine nach aus dem Mittelalter stammend. So war hier oben das Altertum durch jenes schöne Stück Mosaikboden, das Mittelalter durch den schlechteren, aber besser erhaltenen Wachtturm und die Neuzeit durch das ganz schlechte, aber am besten erhaltene verlassene Haus vertreten, dessen wir oben gedachten.

Von der nach dem Meere zu vorgeschobenen Brustwehr aus hatte man ein vollständiges Bild der Landschaft vor Augen, welche Parmenides, hier oben wandelnd, täglich betrachten konnte. Der mächtige Gebirgszug, der in der Regel unmittelbar am Meere hinstreicht, war hier etwas zurückgetreten und hatte dadurch einer schönen Tiefebene zwischen Gebirge und Meer Raum gelassen. Aber gleich als wäre dies Geschenk zu groß, sprang gerade mitten in diese Tiefebene hinein, sie in zwei Hälften teilend, vom Hochgebirge her eine breite Bergnase, und auf dieser, vielleicht auch auf ihren Abhängen nach dem Meere zu, scheint Elea gestanden zu haben. Ursprünglich mag dieser Bergrücken bis hart ans Meer gereicht haben; aber ein von Norden her aus dem Gebirge strömender Fluß hat hier ein Alluvium gebildet, welches den Eleaberg nicht mehr unmittelbar zum Meere reichen läßt. Das weite Meer vor uns, der hochragende, herrlich geformte Bergzug hinter uns, der lehmige, aus dem Gebirge zur Rechten sich dem Meere zuwälzende Fluß, die südländische, in üppiger Fülle wuchernde Vegetation und die ungeheure, durch keinen menschlichen, keinen tierischen Laut unterbrochene Einsamkeit, das alles, von strahlendem Sonnenlicht und den brennenden Farben des süditalischen Klimas übergossen, stimmte schon für sich das Gemüt zur Erhabenheit. Und wenn ich bedachte, wie auf dem Boden, auf dem wir standen, die Füße des Mannes gewandelt, der schon vor 2400 Jahren als der erste im Abendlande den Gedanken ausgesprochen hat, daß die ganze von Vielheit und Werden beherrschte Welt nur Erscheinung, nur für uns, nicht an sich so daist, und damit für alle Zukunft die unerschütterlichen Grundlagen jeder echten philosophischen Weltansicht gefunden hatte, — wenn ich an diesem Orte dieses Mannes gedachte, so erfüllte mich eine Stimmung, welche sich fühlen, aber nicht beschreiben läßt. Ich glaubte das Flügelrauschen des Weltgeistes zu vernehmen, welcher von Parmenides an durch Platonismus und Christentum hindurch bis zu Kant und Schopenhauer hin das Wort der einen, ewigen, beseligenden Wahrheit getragen hat, durch alle Verdunklungen des Aberglaubens und Unglaubens hindurch immer deutlicher ausgesprochen, immer vollständiger entwickelt, das als Gipfel alle moderne Wissenschaft zusammenfaßt und krönt, und doch noch dasselbe eine alte Wort ist, welches schon fünfhundert Jahre v. Chr. Parmenides von Elea mit lallender Zunge gesprochen hatte.

Die sinkende Sonne mahnte zum Aufbruch. Felice Sapere wollte uns auf demselben Wege durch das Gebüsch und über die Eisenbahnschienen zurückführen. Ich widersprach, denn ich sah unmittelbar zu den Füßen des Hügels, wo wir standen, einen breiten und bequemen Weg, der sich am Meere entlang bis zum Dorfe hinzog. Um ihn zu erreichen, brauchten wir nur von unserem vorgeschobenen Hügel hinabzusteigen, aber eben diesen Abstieg scheute der Führer, indem er behauptete, daß er sehr „brutto“ sei. Ich untersuchte die Sache, und da sich nirgend sehr steile Abhänge zeigten, so stiegen wir mit Vorsicht an dem Strauchwerk hinab, konnten hier und da noch die Reste eines verfallenen Gewölbes betrachten und kamen glücklich auf die Straße am Meer. Eine Kuhherde begegnete uns, an welcher man in diesen Gegenden nicht ganz ohne Besorgnis vorübergeht. Aber es ging alles gut. Die Kühe starrten uns an, wie es vorher die Leute auf dem Bahnhof getan hatten, beide mochten von dem Zweck unseres Hierseins ungefähr ebenviel verstehen. Unter angenehmen Gesprächen gelangten wir zu den ersten Häusern des Dorfes, welche sich bis in die Nähe des Meeres herabzogen. Eines der Häuser bezeichnete Felice Sapere als die Osteria. Ihr gegenüber nach dem Meere zu, unter einer herrlichen Baumgruppe, stand ein roh gezimmerter Tisch mit Bänken. Einige Bauern,

Digitized by Google

welche dort saßen, machten respektvoll Platz und verzogen sich bald gänzlich, ehe es uns noch möglich geworden war, sie in unser Gespräch zu ziehen. Der Wirt erschien, ein großer, schöner Mann mit klugen Augen und einer schauspielerischen Grandezza, welche ihn auch dann nicht verließ, als er später das der Zahlung beigefügte Trinkgeld mit Würde einstrich. Wir verlangten zu essen. Es gab nur Brot, Käse und Wein. Vorsorglich hatte Mutter Formichi uns einen größeren Vorrat von kaltem Fleisch mitgegeben, und so hielten wir zu dreien mit Einschluß des Führers eine opulente Mahlzeit, aßen und tranken und wurden satt, schenkten dem Führer die übrigen Fleischvorräte und hatten zum Schluß für alle drei Diners in Summa fünfundfünfzig Centesimi zu bezahlen. Die Höhe der Kosten wird es also nicht sein, welche die Vornahme von Ausgrabungen in Elea verhindern könnte. Übrigens versicherte uns der Wirt, daß der Ort fieberfrei sei, und daß man in seinem Hause logieren könne. Hierbei deutete er auf die Fenster der oberen Etage hin oder vielmehr auf die sie vertretenden gemauerten Öffnungen, an denen von Fensterrahmen und Glas allerdings keine Spur zu entdecken war. Vielleicht ließen sie sich von innen durch Holzläden, Strohgeflechte oder andere Vorkehrungen schließen. Wir schieden vom Wirt, indem wir die Hoffnung aussprachen, einmal länger bei ihm zu wohnen, und ließen uns von Felice Sapere zum Bahnhof bringen. Als ich ihm dort für seine Bemühungen den Tag über zweieinhalb Franken einhändigte, mußte ich erleben, daß er mir, ehe ich wußte, was vorging, die Hand küßte. Der Zug rollte heran und nahm uns mit, und wir konnten im Fahren Betrachtungen darüber anstellen, wie in der Welt nicht nur einfache Dörfer oft zu großen Städten werden, sondern auch einmal umgekehrt an Stelle der altberühmten Stadt Elea und ihrer verfeinerten Bewohner eine weltentlegene romantische Wildnis und daneben ein Dorf mit den einfachsten bäuerlichen Zuständen treten konnte. In Battipaglia blieben wir ermüdet auf unseren Plätzen, aber der Kellner machte uns doch ausfindig und mutete uns zu, während der zehn Minuten des Aufenthalts bei ihm unser Diner einzunehmen. Als Beweis für dessen Vortrefflichkeit brachte er einen Braten an die Tür unseres Coupés. Wir mußten wiederholt versichern, daß wir weder Zeit noch Lust zum Essen hätten, und trösteten ihn einigermaßen dadurch, daß wir uns wenigstens noch Kaffee reichen ließen. Spät am Abend kamen wir in Neapel auf dem Vomero an, und noch lange saßen wir mit der Familie Formichi zusammen, um die Erlebnisse des Tages noch einmal nachklingen zu lassen.

Heidenacht

Lasse den lärmenden Tag zurück,
Gönn mir ein süßes, ein kurzes Glück!
Festliche Blumen am Kleide,
Komm in die schlafende Heide.

Hörst du den flüsternden, kecken Wind?
Fühlst du den Dämmerungszauber, Kind?
Gehen wie eines wir beide
Durch die träumende Heide.

Siehst du der dräuenden Wolken Rot?
Schwarz steht ein Birnbaum in dürrer Not,
Drunter, verblutend im Leide,
Purpur der blühenden Heide.

Schenkt uns die stille, die treue Nacht
All der leuchtenden Schätze Pracht,
Schimmern die Locken wie Seide
In der versilberten Heide.

Quellen dir, herrliche, stolze Frau,
Tränen wie sinkender Nächte Tau,
Königlich schmückt ein Geschmeide
Dich und die weinende Heide.

Glühend der Morgen in Rosen schwimmt,
Uns ist der Abschied vorbestimmt;
Gehst du mit mir bis zur Weide,
Bleich wie die tagende Heide.

Max Grad

Vom religiösen Suchen der Zeit.

Von Pfarrer Dr. Paul Luther-Charlottenburg.

Mit staunender Bewunderung stand ich gleich vielen vor Klingers Beethoven. Mir schien in diesem Manne, der den Thron des Zeus eingenommen, und dessen scharfer Blick siegesgewiß in die fernsten Weiten schaute, der Traum der modernen Menschheit verkörpert zu sein: mit dem Adlerblick der Intelligenz alles zu umspannen und Erde und Himmel zu dienendem Gehorsam sich zu unterwerfen. Aber vor keinem Bildwerk ist meine Seele so kalt geblieben, weil ihr tiefstes Sehnen in ihm keinen Widerhall fand, jenes Sehnen nach Wärme, Tiefe, nach loderndem Feuer, das alles Leben durchglüht. Es ist doch eine neue Zeit im Werden, und ob sie auch noch tastet und sucht und nach klarem Ausdruck ihres Empfindens ringt: wir schauen in jubelnder Freude den Weg, den sie mit immer sichererm Schritt zu gehen anhebt — heiligem Lande entgegen.

Wir waren in unserer Jugend berauscht von der Herrlichkeit der Außenkultur. Jede Entdeckung der Naturwissenschaft, jeder Fortschritt der Technik löste eine unbändige Freude in uns aus, weil wir nun wahrhaft Herrenmenschen zu werden glaubten, die, frei von allen Fesseln mahnender Gedanken und sittlicher Pflichten, kühl und klar im hellen Morgen standen, um des Tages ungemessene Herrlichkeiten durch des Menschen Meisterkraft zu erobern. Und als dann die großen Realisten kamen, als in Bild und Wort der Naturalismus seine Triumphe feierte, da schien uns endlich die Zeit gekommen, wo die Menschheit von allem geistigen Irrwahn genesen, wo keine idealistischen Träume mehr den Menschen narrten und ihn hinderten, auf dieser Erde sich auszuleben.

Aber das große Froh- und Freigefühl kam nicht über uns. Der neue Tag war so nüchtern und kalt, seine Helle tat den Augen weh, ja manchem schien die alles beherrschende Maschine wie ein furchtbar Ungetüm, das mit grausen Händen nach unserer Seele griff, um den letzten Tropfen Blutes ihr auszupressen.

Da begannen wir wieder zu lauschen auf Stimmen aus der Tiefe, auf Stimmen, die sangen von der Seele Sehnen, von ihrem Leid, ihrem Hunger nach Licht und Liebe, ihrem wehen Umherirren in der Eisesluft der Intelligenz und der wüsten Interessenkämpfe. Die Heimatlose, die das kalte Lachen über all das Feine, Leise und Zarte, das in ihr sich regte, in schweigendem Leide getragen hatte, sie gewann ihren Platz wieder im Erdenland. In seligem Aufatmen grüßten sie alle die Suchenden, die weder im Wissen, noch in robuster Kraft höchstes Erdenglück gefunden hatten, und die nun Neuland sahen, in dem der Frieden wohnte.

Weit wich alle Außenkultur zurück, um Raum zu schaffen für die Königin des Lebens, für die Seele. Mögen es anfangs zuweilen auch wunderbare Leute gewesen sein, die ihren Dienst erkoren, mag auch zuerst ein sonderbares Sprachgewirr unter ihrem Heerestroß geherrscht haben, ein Verlangen durchglühte sie doch alle und ließ sie einander verstehen: das Verlangen nach Kultur des inneren Menschen.

Wo aber die Seele und ihr Leben wieder zur Hauptsache ward, da war der Boden bereitet für die Religion. Aus tausendfacher Zersplitterung und Zerfahrenheit im Außenleben wanderte das Ich wieder zurück in sich selbst, zu innerer Vertiefung, über all den bunten, trügerischen Schein wieder hinauf zum Sinn des Lebens, zum Ewigen, zu Gott. Menschenseele will wieder aufgenommen sein in den großen Zusammenhang alles Seins, will sich wieder wärmen und tragen lassen von den geheimnisvollen Kräften des Alls, will unter ihren Füßen, indes sie schreitet durch Sonne und Nacht, wieder rauschen hören die Ewigkeit.

So haben wir das Erwachen neuer Sehnsucht erlebt, und so stehen wir heute in tiefer, heiliger Freude unseres Herzens mitten im religiösen Suchen und Fragen. Alte Heiligtümer gewinnen wieder an Glanz. Freilich anders stehen wir zu ihnen wie einst. Es ist nicht einfach eine Rückkehr möglich zu alten Formen, über die die wachsende Menschheit hinausgeschritten ist, weil sie den Geist kerkerten in ein tönend Wort. Jenes stürmische Sehnen nach Verinnerlichung, das die Zeit hat reifen lassen, gab uns eine vergei-

zed by Google

stigtere Auffassung alles Religiösen. Alle Religion — das erkannten wir immer klarer — ist ein ewig Werdendes. Die Menschenseele sucht immer wieder alles, was sie in Gottfühlen und Gottschauen innerlich erlebt, in Worte und Formen zu kleiden, um Wege zu finden zu anderer Menschenseele. Aber Worte und Formen sind immer nur Gleichnisse, immer nur unzulängliche Hüllen für unkündbare Geheimnisse. Rastlos muß darum die Menschheit sich mühen, wenn sie nicht erstarren will im Formalismus, sondern glutvolles gegenwärtiges Leben haben möchte, Worte und Formen immer feiner und reiner dem innerlich Erschauten anzupassen.

So schauten wir offenen Auges rückwärts in das langsame Werden unserer Religion. Das alte Buch der Weisheit schlugen wir wieder auf und verstanden nun seine Runen und Zeichen. Denn nun überschauten wir im Alten Testament die großartige Entwicklung des israelitischen Volkstums vom primitivsten Kultus bis zur reinen Höhe des Monotheismus. Nicht mehr stand von der ersten Seite des Alten Testaments bis zur letzten alles Sittliche und Religiöse auf gleichem Niveau, wir sahen die Geschichte der Menschenseele, die sich in unendlichem Wechsel und in reichster Mannigfaltigkeit auf dem Boden Palästinas abgespielt hat. Nun sahen wir nicht mehr Menschen, die als Heilige oder Unheilige abgestempelt uns als Fremde gegenüberstanden, daß unser Blick uninteressiert über sie hinwegglitt, sondern wir fanden Menschen, die, ob auch in anderen Zeitläuften, doch gefühlt und gestrebt, gekämpft und gelitten, gejubelt und geklagt hatten wie wir. Unmittelbar nahe rückten sie uns, wir vernahmen den Pulsschlag ihrer Herzen, wir standen mit ihnen in der Sonne und wanderten mit ihnen durch die düsteren Täler des Leids. In welche Tiefen des Lebens haben wir da schauen dürfen, als zumal Psalmisten und Propheten als irrende, suchende, bangende Menschen, als sturmversehrte und doch wieder gottfrohe Erdenkinder in der Wirklichkeit ihres Lebens uns gegenübertraten. Neuen Glanz erhielt die heilige Schrift des alten Bundes: kein Lehrbuch war's mehr, das uns quälte, keine Sammlung von Geschichten mehr, die bei Verlust des Seelenheils bis auf den letzten Buchstaben unter Marter und Qual dem Gedächtnis eingeprägt werden mußten, sondern eine bunte Fülle von Gleichnissen, in denen sich der Seele Erdensein wie ihr Gottsuchen widerspiegelte. So ward das Alte Testament wieder im edelsten Sinne ein religiöses Buch, das uns die Spuren Gottes im Menschenland zeigte, das uns seine Stimme, die ewig gegenwärtige, hören ließ.

Und weiter schritten wir, in der Sehnsucht nach dem lebendigen Gott, zu einer neuen Erfassung des Neuen Testaments. Einst ward uns die Urkunde unseres Glaubens vor aller Geschichte der Kirche als bindende Norm für alles Außen- und Innenleben festgestellt, nun sahen wir die Mannigfaltigkeit der Geister, die im geschichtlichen Werdegang allmählich unter Kämpfen und Gegensätzen das alte Christentum geschaffen haben. Von der Persönlichkeit Jesu berührt, suchten sie alle nach ihrer individuellen Eigenart auszusprechen, was sie an ihm hatten, die einen mehr interessiert für geschichtliche Einzelheiten seines Lebens, die Mehrzahl bemüht, seiner Seele unendlichen Reichtum auszuschöpfen, mancherlei Eigenes im unwillkürlichen Weben und Dichten religiösen Empfindens hinzuzutun, um eine Heilandsgestalt zu gewinnen, die alles in Himmel und Erde umspannte. Es war ein staunend Aufhorchen unserer Seele, als sie die vielverschlungenen Klänge vernahm, in denen auch hier Herzen in Sonne und Sturm emporriefen zum Ewigen. Nicht in unendlicher Ferne mehr lagen jene Tage, wir fanden uns selbst wieder in jenen ersten Christen. Mochten ihre Worte geprägt sein aus dem Begriffsmaterial einer uns fremd gewordenen Zeit, was schadete das — wir verstanden ihrer Sehnsucht Schrei.

Freilich, diese durchaus andersartige Stellung zum Neuen Testament, das Hereinstellen auch seiner heiligen Schriften in die geschichtliche Entwicklung des Gottsuchens und Gottfindens gab uns unmittelbar die Freiheit, neue Formen und Worte zu prägen, um die religiöse Bestimmtheit unserer Seele in ihnen auszudrücken. Wenn in aller Religion nicht die Geschichte das Erlösende ist, sondern das Übermenschliche, das Ewige, das wie ein wogender Strom durch die Seele rauscht, dann hat doch auch unsere Zeit ein volles Recht, eine eigene religiöse Sprache sich zu schaffen. Die Sprache Kanaans reicht nicht mehr zu, als Gewand unserer Frömmigkeit zu dienen. Denn unsere Frömmigkeit, ob auch ihre Basis der Gottesglaube und die Menschenliebe Jesu ist, sieht sich anderen Er-

Digitized by Google

kenntnissen, einem anderen Weltbild gegenüber und hat sich an ganz andersartigen praktischen Aufgaben des Lebens zu bewähren. Beides hat eine Atmosphäre geschaffen, die unsere Seele bis in die feinsten Nuancen der Stimmungen beeinflußt. Es wiederholt sich im Grunde das Erlebnis Jesu und seiner Jünger: wie ihr Glaube, ihr Atmen im Ewigen sie nimmer verließ, sondern alle Beziehungen ihres Lebens wie ihre ganze Innenwelt bestimmte, so sucht auch unser religiöses Empfinden in alles, was um uns ist, sich hineinzutasten, um neue Stärke und größere Fülle zu gewinnen und zu geben in jener eigentümlichen Wechselwirkung, die zwischen Seele und Leben besteht.

Ein Reden in neuen Zungen muß ja einem Geschlecht zustehen, das so viel Altes in Glauben und Denken abgeschüttelt hat und neue Werte zu schaffen sich berufen glaubt. Um nur anzudeuten: wie stehen wir doch jetzt zur „Welt" im Gegensatz zu vergangenen Tagen! Nicht mehr ist uns die Welt die furchtbare Feindin der Seele, daß wir in asketischen Übungen das Haupt vor ihr verhüllen müssen, wir sind erdenfrohe, sinnenfreudige Menschen geworden, die Gottfried Kellers Mahnung folgen: „Trinkt, ihr Augen, was die Wimper hält, von dem goldnen Überfluß der Welt!" Es ist natürlich, daß unsere Frömmigkeit damit eine durchaus andere Färbung erhält, und daß sie nun in dieser Welt der Freude und Schönheit ganz anders sich verästeln muß. Wer in edlem Sinne ein Gläubiger ist, wer des lebendigen Vaters immer gegenwärtige Stimme hört, der freut sich der wunderbaren Fülle der Töne und Farben, über die eine religiös gestimmte Seele heute verfügt. Und wie haben wir in unserer neuen Stellung zur Welt unsere Auffassung vom praktischen Leben geändert. Das Evangelium der Arbeit wird unter uns gepredigt, alles Wirken und Schaffen ist geadelt, jede rechte Arbeit gilt uns als Gottesdienst. Was gibt das für Willensantriebe, was schenkt das der Religion für erdenschwere Kraft und nie versiegende Schaffensfülle.

Nirgend aber kommt die weltzugekehrte Art unserer Frömmigkeit lebhafter uns zum Bewußtsein als in der Wertung der Persönlichkeit Jesu. Wir haben einst voll Ehrfurcht vor den Bildern alter Meister gestanden, die das Heilandsbild mit Goldglanz umgaben und der Engel Scharen riefen, dem Sohne Gottes zu huldigen. Aber heute grüßen wir frohen Auges die Meister, die Jesus Christus hineinstellen in die Nöte und Sorgen unserer Tage als einen, der mit uns Gegenwartsmenschen fühlt und leidet, kämpft und siegt. Das ist nicht Zufall, ist auch nicht Unglaube, sondern das selbstverständliche Tun frommer Menschen. Ihnen ist Jesus Christus ja nicht nur die geschichtliche Persönlichkeit, die einst durch Palästinas Gaue gewandert ist mit einem Herzen voll erbarmender Liebe, ihnen ist Christus das Idealbild des Allerbesten, das die Menschheit in tiefster Seele je und je in sich trägt. Die geschichtliche Forschung hat uns gezeigt — und wir danken ihr dafür aufs wärmste —, daß schon im Neuen Testament das schlichte Leben Jesu von Nazareth von der Liebe der Seinen übermalt worden ist, und hat uns damit das ideale Recht gegeben, aus unserer Liebe heraus und aus unserem Suchen und Sehnen, Träumen und Hoffen uns ein Christusbild zu formen, das die Züge unserer Zeit trägt. Wir stehen mitten in dieser Arbeit. Wer sie treibt, kennt ihre Schmerzen, aber auch ihre unendliche Seligkeit. Weiß er doch in beglückendem Gefühl sich eins mit all den lauteren und reinen Geistern, die über alles Irdische und Enge, über alle kühlen und vergänglichen Formen hinaus das ewige Leben selber spürten, das in der Menschenseele Tiefen rauscht.

Des religiösen Sehnens unserer Zeit wollen wir uns aus vollem Herzen freuen. Wohl schafft es nicht im Fluge fertige Resultate, wohl läßt es der Individualität unendlichen Spielraum, aber wer unter uns liebte das nicht am meisten an all dieser Sehnsucht. Unendliche Mannigfaltigkeit ist göttlich; aus all den verschiedenen Klängen, die aus Menschenseelen aufwärts tönen, wird der Meister aller Geister die eine Melodie schaffen, die als Siegesgesang in die Zukunft klingt, um Menschenseelen allüberall aus Nacht zum Licht zu führen.

Digitized by Google

Auf dem Hofe des Museums.

Das Museum für Meereskunde zu Berlin.

Von Walther Stahlberg,

Kustos am Königlichen Institut für Meereskunde zu Berlin.

Wenn es auch noch immer langsam geht, wir kommen doch vorwärts! Unser Volk wendet den mit dem Seewesen zusammenhängenden Fragen allmählich mehr Interesse und Verständnis zu. In den Auslagen unserer Buchhandlungen findet man immer häufiger Bücher und Broschüren aus dem Gebiete der Kriegs- und Handelsmarine, über koloniale Fragen, über Verkehrsverhältnisse und überseeische Länder; und in diesen Reisebeschreibungen und populären Darstellungen werden fremde Völker und ferne Zonen immer seltener mit den Augen der Philister im Osterspaziergang des Faust und immer mehr mit dem Bewußtsein gesehen, daß tausend und abertausend Fäden unser Volksleben mit dem Leben da draußen, auf See und über See, verbinden. Dieselbe Beobachtung können wir machen, wenn wir Text und Bilder unserer Zeitungen, Wochen- und Monatsschriften durchsehen; und in der Schule ist es nicht anders. Lese- und Lehrbücher für unsere Jungen und unsere Mädchen zeigen mehr und mehr eine verständige Erweiterung ihres Stoffes in diesem Sinne, und aus den Jahresberichten unserer höheren Schulen läßt sich feststellen, daß bei Schulfeiern immer häufiger Gegenstände behandelt werden, die Blick und Sinn hinauslenken über den breiten Saum, wo des Ozeans Wellen brandend auf unsere flachen Küsten auflaufen. Mehr Seeluft in die Schulstube! Mehr Seeluft ins Volk! Tatsache ist es und Mahnung zugleich!

Ein Mittel war bisher noch nicht in den Dienst dieser Erziehung und Weiterbildung unseres Volkes gestellt worden, obwohl wir es sonst für alle möglichen Interessen in Wissenschaft, Kunst und Gewerbe nutzbar gemacht haben. Denn wofür haben wir nicht alles Museen! Ein Museum für Meereskunde besaßen wir nicht. Wohl haben die großen Museen in unseren Seestädten, wo die unmittelbare Berührung mit dem Meere, wo

Digitized by Google

das ganze Wirtschaftsleben des einzelnen wie der Gemeinwesen darauf hindrängt, auch das Seewesen schon immer entsprechend gewürdigt und ihm besondere Abteilungen gewidmet, die natürlich mehr oder weniger in der Anlehnung an die örtlichen Verhältnisse und Bedürfnisse ausgestaltet sind. Aber im Binnenlande hat es bisher völlig an einer Stelle gefehlt, wo diese wichtige Seite menschlicher Betätigung überhaupt und unserer nationalen Lebensbetätigung im besonderen zur Darstellung gekommen wäre. Gelegentliche Erinnerungsstücke aus früheren, besseren Zeiten; auch wohl einzelne in diese oder jene Sammlung verschlagene Modelle oder sonstige Anschauungsmittel aus der Gegenwart, die zu irgendeinem Zweck hergestellt sind, der wenig oder gar nichts mit den Aufgaben des betreffenden Museums zu tun hat! Aber nichts, was bei dem Binnenländer ein wirkliches Interesse für das Meer hätte schaffen können; nichts, was eine genauere Bekanntschaft mit allen den wissenschaftlichen und wirtschaftlichen, historischen und politischen Beziehungen anbahnen konnte, die sich an das Meer, an seine Erforschung, Benutzung und Beherrschung durch den Menschen knüpfen!

Das ist nun anders geworden. Seit dem 5. März dieses Jahres hat die Hauptstadt des Deutschen Reiches ein Museum für Meereskunde. Ein Museum eigener Art! Nicht eins, wie es Paris und London in ihren Marinesammlungen seit langem besitzen. Deren Umfang und Inhalt kann ein deutsches Marinemuseum unmöglich haben; das liegt in dem Gang der Geschichte unseres Volkes begründet, der uns jahrhundertelang auf binnenländischen Bahnen geführt und unseren Blick fast völlig von der See abgekehrt hat. Einer nationalen Ruhmeshalle, wie sie auf dem Gebiete des Landkriegswesens unser Zeughaus darstellt, haben wir eine Ruhmeshalle für Großtaten im Wettkampf um Seebeherrschung nicht an die Seite zu setzen. Und so kann das Museum für Meereskunde gar nicht in Vergleich gestellt werden mit den Marinemuseen in Paris und London, die in ihren historisch-nationalen Schätzen eine der Volksseele unmittelbar verständliche Sprache reden. Die nationale Kraftentfaltung unseres Volkes zur See in den denkwürdigen Zeiten der deutschen Hanse ist aus dem Volksbewußtsein unserer Tage entschwunden, und die Neuentwicklung unserer nationalen Seewehr ist so jungen Datums, daß wir gewissermaßen noch immer in den Geburtswehen stecken. Uns fehlen die leuchtenden Taten nationaler Seehelden, und nationale Erfolge älterer maritimer Entdeckungsfahrten oder kolonialer Erwerbungen großen Stils haben wir nicht zu verzeichnen.

Kombüse und Mannschaftsraum der „Niobe".

Nicht aus der Liebe zu seiner Geschichte kann unserem Volke die Liebe und das Verständnis für das Meer erwachsen. Es muß an seinem Sinn für nüchterne praktische Betätigung, an seinem Interesse für uninteressiertes Schauen und Forschen gepackt werden. Nicht ans Herz, an den Verstand muß sich das Museum für Meereskunde in erster Linie wenden. Die tatsächlichen Verhältnisse deutscher Seegeltung müssen dem Binnenbewohner nüchtern und klar vor Augen gestellt werden.

„Nun muß der Sinn für die nationale Bedeutung der Kriegs- und Handelsflotte durch Vorführung der stolzen Bauten, die die deutsche Flagge führen, angeregt und gefördert werden," wie es in der „Denkschrift zur Begründung und Ausgestaltung des Instituts und Museums für Meereskunde zu Berlin" vom Juli 1901 heißt; und auch durch Vorführung der minder stolzen Bauten, wie wir zeitgemäß hinzufügen können, die noch unter der deutschen Kriegsflagge fahren müssen. Dies bedingt, daß die Entwicklung beider Flotten aus kleinen Anfängen zum Bewußtsein gebracht und die Einsicht geweckt werde, wie der rasch fortschreitende Aufschwung der Handelsflotte nur unter dem Schutz, den eine in gleicher Weise fortschreitende Kriegsflotte gewährt, gedeihlich und sicher geschehen kann.

Digitized by Google

Lichthof des Museums.

Hand in Hand aber mit dieser Darstellung der Werkzeuge unseres Weltverkehrs und unserer Seemacht in der Gegenwart geht, wie es in der Denkschrift weiter heißt, eine allgemeinere Aufgabe der Schausammlung. Die Geschichte der Beherrschung des Meeres durch den Menschen mittels der allmählichen Vervollkommnung des Schiffbaues, der Verbesserung der nautischen Instrumente, der Anwendung kräftigerer Betriebsmittel, der fortschreitenden Erschließung des Erdballs und der wissenschaftlichen Entdeckung der zweckmäßigsten Schiffahrtsstraßen muß zur Anschauung gebracht werden. Nicht minder ist der wirtschaftlichen Ausnutzung der Meeresprodukte mittels des Fischereibetriebes in lehrreicher Weise Rechnung zu tragen und hierbei auch das historische und ethnographische Moment zu berücksichtigen.

Endlich soll die Bedeutung des Meeres selbst für den Menschen, sein Wesen als die alle Küsten verbindende Fläche, auf der die Schiffe sich frei bewegen, klar zur Erkenntnis kommen. Und dies leitet über zu der naturgeschichtlichen Seite des Meeres. Es müssen die Anschauungsmittel geboten werden, um die Natur der Küsten als der wichtigsten Scheidelinien auf der Erde, die Formen der Ozeanbecken, den Charakter ihres Bodens, die Eigenschaften und wechselnden Zustände des Ozeanwassers, die Bewegungserscheinungen auf der Oberfläche wie in den Tiefen, endlich auch die tierische und pflanzliche Lebewelt der Meere darzustellen.

So zeichnet die Denkschrift zur Begründung des Museums zusammenfassend seine Aufgaben und führt das dann noch näher aus, indem sie den ganzen Stoff unter siebzehn Stichworten gruppiert: Allgemeine historische Sammlungen, Ethnographische Sammlungen, Schiffe der Neuzeit, Größere Schiffsteile, Schiffbau, Materialien für den Bau und die Ausrüstung von Schiffen, Armierung von Kriegsschiffen, Küsten- und Hafen-

Reliquien des „Iltis".

weſen, Segelſport und Bootbau, Rettungsweſen zur See, Küſtenkunde, Meeresgrund, Meerwaſſer, Bewegungen des Meeres, Werkzeuge zur Nautik und zur Erforſchung des Meeres (Inſtrumentarium), Biologie des Meeres, Fiſcherei.

Man ſieht, der Plan für die neue Schauſammlung iſt von Anfang an groß angelegt; er geht weit über die Zwecke eines Marinemuſeums im engeren Sinne hinaus und ſucht eine volkstümliche Anregung des Intereſſes für das Meer auf breiteſter Grundlage zu gewinnen. In dieſer Unterordnung eines weitverzweigten Stoffes und vielgeſtaltiger Erſcheinungen unter den einen leitenden Geſichtspunkt der Beziehung zum Meer liegt die Eigenart des Muſeums begründet, durch die es ſich von den glänzenden Marineſammlungen von London und Paris ebenſo unterſcheidet wie von anderen Muſeen, in denen einzelne ſeiner Stoffe und Stoffgruppen ebenfalls vertreten ſind. Im eigentlichen Sinne ſeines Namens ſoll das neue Muſeum die geſamte Kunde des Meeres umfaſſen. Daß es in dieſem Sinne eine Lücke in unſerer Volksbildung auszufüllen berufen iſt, zeigt ſehr hübſch ein kleines Erlebnis aus den Tagen der Eröffnungszeit, als Vertreter der Preſſe durch die Räume geführt wurden.

„Meereskunde" — ja, was ſoll man ſich dabei zunächſt denken! Der betreffende Herr ging kopfſchüttelnd durch die Sammlungen. „Was hat denn das alles nur mit der Meereskunde zu tun?" Endlich, als er in der biologiſchen Abteilung anlangte, da fand ſein Geiſt den Halt, nach dem er ſich geſehnt hatte. „Na endlich! Das laſſe ich mir gefallen." Jetzt war er in ſeiner Meereskunde angelangt. Sie war ihm in den Tieren des Meeres beſchloſſen. Alle die Grundlagen ihrer Exiſtenz, die in dem Meerwaſſer, ſeinen Eigenſchaften und Bewegungen, ſeiner Verteilung auf der Oberfläche und in den Hohlformen unſeres Erdballes gegeben ſind, erſchienen ihm unwichtig und ohne Intereſſe. Und daß ſchließlich doch auch der Menſch ein Geſchöpf iſt, das im Laufe ſeiner Entwicklung ſich ganz erſtaunlich an ein Leben am Meer, auf dem Meer, im Meer, aus dem Meer und durch das Meer angepaßt hat, zu dieſer Auffaſſung war er noch nicht durchgedrungen.

Wale und Robben ſtellten für ihn die höchſte Entwicklungsſtufe dar, in der ſich das

In der Schiffbauabteilung.

System der organischen Welt mit der Salzflut berührt. Ihn interessieren die Ruder- und Schraubenbewegungen tierischer Flossen, die Rückstoßmaschinen der Quallen und Tintenfische — für die Darstellung der Mittel, mit denen sich der Mensch auf dem Meer und im Meer fortbewegt, interessiert er sich nicht. Er freut sich an den festsitzenden Tieren und ihren Bauten, über Korallenstöcke und Röhren der Regenwürmer. Er bewundert die Fische, die sich mit Sperrgelenken ihrer Flossen in Felsenspalten verankern, und über die Napfschnecken, die auf glatten Felsen im Brandungsgebiet ihren Platz zu behaupten wissen — die Kunstbauten des Menschen, durch die er sich mitten im Ge-

Digitized by Google

woge des Meeres feste Wohnplätze und an der umbrandeten Küste Zufluchtsstätten und Ausgangspforten geschaffen hat, haben für ihn keinen Wert. Er begeistert sich an den Gleichgewichtsorganen und den Schwingblättchen der Rippenquallen, mit denen sie die jeweilige Lage ihres Körpers zu prüfen und eine bestimmte Richtung immer wieder einzunehmen wissen — aber die Mittel, mit denen der Mensch die Richtung seines Schiffes im Ozean bestimmt und sichert, haben für ihn keinen Reiz. Er schwärmt in dem Gedanken an die leuchtenden Tiere der Tiefsee und ist entzückt von ihren selbstangezündeten Laternen, die ihnen als Wegweiser oder vielleicht auch als Signallichter, als Leitfeuer oder als Warnfeuer dienen — aber der Zauber, der in dem Kranz der Leuchtfeuer liegt, mit denen der Mensch sich das gefährliche Dunkel küstennaher Flachsee erhellt, übt auf ihn keine Wirkung aus, und alle Darstellungen der vielgestaltigen Mittel und Methoden des Leuchtfeuer- und maritimen Signalwesens

Taucher S. M. S. „Niobe"

sind für ihn nur müßiges Spielzeug. Eng ist der Horizont seiner Meereskunde begrenzt, und die Kunde vom Meer bleibt zum weitaus größten Teil unter der Schwelle seines Bewußtseins.

Vielleicht berichtigt der merkwürdige Berichterstatter noch einmal seine Vorstellungen an der Hand der reichen Mittel, die das Museum für Meereskunde ihm bietet. Aber wenn er auch nicht wiederkommen sollte, so kommen doch andere, und der Strom der Besucher wird bei diesem Museum so leicht nicht versiegen wie bei manchem anderen. Dafür bürgen nicht nur die seit der Eröffnung beobachteten hohen Besuchsziffern, dafür bürgt vor allem auch die Tatsache, daß die höchsten Besuchsziffern in die Schulferien fallen. Das Museum für Meereskunde übt auf die Jugend eine besonders starke Anziehung aus. Und das ist gut so, um seiner nationalen Wirkung willen. Natürlich werden die wenigsten dieser jugendlichen Besucher an irgendeiner Stelle das Gebotene wirklich auszuschöpfen beabsichtigen, noch auch nur imstande sein, das zu tun. Aber gerade bei ihnen wird das Ganze einen erheblichen Gefühlswert entstehen lassen. Wer dagegen in die Sache tiefer eindringen will, dem ist gute Gelegenheit dazu geboten. Nicht nur ist bei der Aufstellung der Gegenstände in weitem Maße auf diese Bedürfnisse Rücksicht genommen, auch bei den Bezeichnungen und Beschreibungen ist eine unterrichtende Gründlichkeit angestrebt und mit erfreulicher Sorgfalt schon ziemlich weit durchgeführt.

Kommen und selber sehen! Das ist natürlich auch für dieses neue Museum die Bitte, die es an die Öffentlichkeit stellt, und es wird hoffentlich auch für die Leser dieser Zeitschrift der Wunsch sein, den ihnen der hier gebotene Einblick in die Einrichtung des Museums hinterläßt.

Das Haus des Museums, an der Stadtbahn dicht bei dem Bahnhof Friedrichstraße gelegen, ist kein stolzer Neubau, sondern das Gebäude des alten ersten chemischen Instituts der Berliner Universität, die Stätte der Wirksamkeit A. W. Hofmanns, der Werke deutscher Geistesarbeit schuf, die noch heute in Erzeugnissen der deutschen chemischen Industrie ihren lohnenden Weg über das Weltmeer nehmen. Für die neuen, ganz andersartigen Bedürfnisse ist das Haus mit verhältnismäßig gutem Erfolge hergerichtet; aber

Digitized by Google

Aus der Abteilung für Hafenwesen und Seeverkehr.

natürlich sind durch diesen Umstand der neuen Schöpfung von vornherein räumliche Fesseln angelegt, die sich an manchen Stellen schon bei der Eröffnung sehr fühlbar machten. Es fehlt vor allem jeder Raum für die Erweiterung der Sammlungen, die begreiflicherweise in allen ihren Abteilungen, in den einen mehr, in den anderen weniger kräftig, auf eine solche Erweiterung hindrängen.

Die eigentliche Marinesammlung, die vom Reichsmarineamt unterhalten wird, nimmt das Erdgeschoß ein. Sie zeigt in ihrem größten Raum (Abbild. S. 87), dem Lichthof, die deutschen Kriegsschiffe der Neuzeit mit je einem Modell einer jeden Klasse im Maßstab 1 : 50. Zumeist einzeln, zum Teil zu zweien in lichten Schränken untergebracht, die sich dem Auge wenig aufdrängen, sind sie von allen Seiten für eingehende Betrachtung gut zugänglich. Mit besonderer Freude habe ich hier wiederholt feststellen können, wie sicher sich vor diesen Modellen, auch ohne die Hilfe der Beschreibungen, die Kenntnis unserer Jungen von den einzelnen Schiffstypen erweist. Vier Panzerschiffe sind in der Mitte des Lichthofes in einem großen Glaskasten zu einer Gruppe vereinigt: „Linienschiffdivision im Hafen vor Anker". Auf der blauen Wasserfläche zwischen den Panzern fahren Kriegsschiffsboote, kleine Dampfer und Segelfahrzeuge, darunter auch eine Segeljacht „Commodore", umher und beleben das Bild, so daß auch bei wiederholtem Besuch immer wieder Neues an der Gruppe zu schauen ist. Die vier Linienschiffe selbst sind in vier verschiedenen Bereitschaftszuständen dargestellt. Das Flaggschiff „Kaiser Wilhelm II." liegt seeklar, mit gezurrten Booten und gehißter Fallreepstreppe an der Boje; jeden Augenblick kann die haltende Leine ge-

Modell eines Winkelportalkrans.

ſchlippt werden. Über die Geſchütze ſind die Schutzhüllen gezogen; die Mannſchaft iſt in Diviſionen angetreten. Anders drüben auf dem Linienſchiff „Elſaß", es iſt „hafenklar". Offiziere und Mannſchaften freuen ſich der Mittagspauſe. Verkehrsbereit liegen die Boote an der Backſpier, am Steuerbordfallreep die Gig; der große Kran an Backbord ſetzt die Dampfbarkaſſe aus, und eiligſt klettern über die Backſpier Mannſchaften in die Ruderpinaſſe. Die beiden anderen Linienſchiffe haben keine Boote. S. M. S. „Wörth" „kohlt". In langer Reihe ſind die Boote ausgefahren, um vor dem Kohlenſtaub geſchützt zu werden, der bei dem ſtändigen Auf und Nieder, dem Füllen und Leeren der Kohlenkörbe aus den Prähmen und auf Deck entwickelt wird. Anders auf dem gefechtsklaren „Kaiſer Barbaroſſa". Das Schiff hat ſich ſeiner Boote entledigt, damit ſie im Kampfe durch ihr Splittern keinen Schaden anrichten können. Selbſt im Modell macht es einen zwingenden Eindruck, dieſes wie tot daliegende Schiff, in dem doch jeder Nerv aufs höchſte geſpannt iſt. Keine Menſchenſeele zu ſehen, nur einige Signalgäſte liegen gedeckt im Feuerlee, und hier und da zeigt ſich an den Fenſtern des Kommandoſtandes ein menſchlicher Kopf. Jeden Augenblick können die einheitlich gerichteten, dem Feinde zugekehrten Rohre der Geſchütze Verderben ſpeien, und jeden Augenblick kann ein mörderiſches Feuer auf den „Kaiſer Barbaroſſa" niedergehen. An beiden Maſten flattern die Nationalflaggen im Winde: Durch Kampf zum Sieg!

Auch mehrere würdige Vertreter unſerer Handelsdampferflotte haben in dem Lichthof inmitten einer beſonderen Gruppe, die der Hamburg-Amerika-Linie und dem Norddeutſchen Lloyd gewidmet iſt, an hervorragender Stelle ihren Platz gefunden. Im Vordergrunde des Bildes ſieht man die beiden Modelle des „Moltke" (H.-A.-L.) und des Schnelldampfers „Kronprinz Wilhelm" (Lloyd). Für den Muſeumsbeſucher gewährt es einen beſonderen Reiz, die Rieſenleiber dieſer auch in 1 : 50 dargeſtellten Dampfer mit den Maßen der Kriegsſchiffe zu vergleichen und neben ihnen auch die Nachbildung des hölzernen Vollſchiffes „Deutſchland" zu finden,

Digitized by Google

das 1848 zum ersten Male die Flagge der Hamburg-Amerikanischen Paketfahrt-Aktiengesellschaft über den Atlantischen Ozean führte. „Wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten." Die Schiffsmodelle bilden den schönsten Schmuck des Raumes; an den Wänden umher sehen wir noch Zeichnungen des Marinemalers Arenhold, die Flottentafeln als gehaltvolle Zeugnisse kaiserlichen Schaffens und Mahnens, Modelle künstlerisch ausgeführter Bugzieren von Linienschiffen und Kreuzern, und von der Decke hängen historisch bedeutsame Standarten, Flaggen und Kommandozeichen der Kaiserlichen Marine neben den Kontorflaggen der wichtigsten deutschen Reedereien herab. Ihnen fehlt im Museum der belebende Seewind, und so kommt ihre Farbenfreudigkeit hier in dem geradlinigen Nebeneinander nicht recht zur Wirkung.

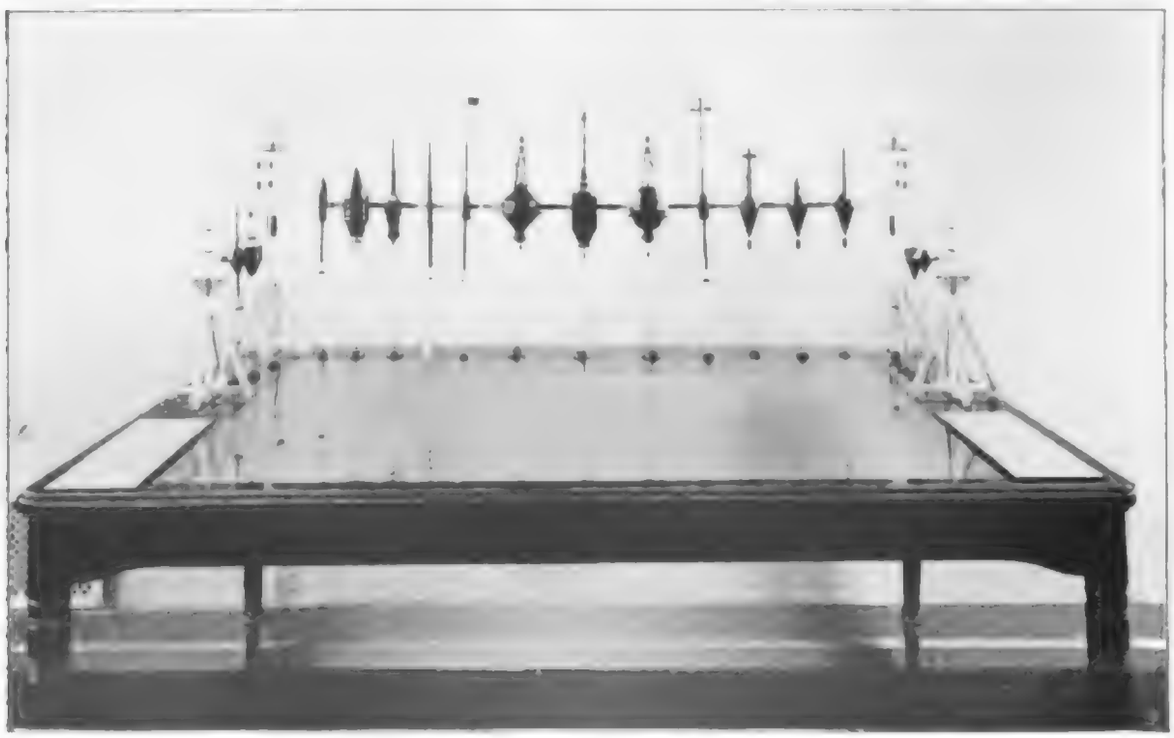
Ein rechts neben dem Lichthof in seiner ganzen Länge laufender Kellerraum ist geschickt zu einer Nachbildung von Schiffsräumen der alten Schulfregatte „Niobe" benutzt worden. Aus der in der Mitte gelegenen Kombüse sieht man auf dem Bilde (Abbild. S. 86) den Gang entlang, an dessen Ende der Kettenkasten mit der Ankerkette liegt, und von dem aus seitlich Türen zu den einzelnen Hellgatts und zur Bottlerei führen, während nach der entgegengesetzten Seite hin sich das Lazarett mit der Apotheke, die Kammer des Navigationsoffiziers und die Kadettenmesse und weiterhin noch ein Raum anschließen, in dem die Einrichtung einer Schiffskammer des Torpedobootes „S 17" dargestellt ist. Da die Deckshöhe und die Stärke der Decksbalken nach den Dimensionen des Batteriedecks der alten Fregatte gewählt sind, und zwei aufgehängte Hängematten über die Bedeutung der mit Nummern versehenen Haken an den Decksbalken Auskunft geben, so kann auch die Landratte hier eine gute Anschauung seemännischer Raumausnützung gewinnen.

Der historische Saal enthält Modelle aus der Zeit der Hanse, des Großen Kurfürsten und aus der jüngsten Vergangenheit der preußisch-deutschen Flotte. Die Wände sind mit zwanzig Gemälden von Hans Petersen, „Deutschlands Ruhmestage zur See", geschmückt. Wie schon gesagt, kann es sich ja um eine Ruhmeshalle nicht handeln. Aber eine auch in ihrer Bescheidenheit ansprechende Gedenkhalle für unsere Kriegsmarine haben wir hier schon. Mit Wehmut sehen wir (Abbild. S. 88) die Reliquien des 1896 in den chinesischen Gewässern gestrandeten „Iltis", Teile der Bugzier, eine Schiffsglocke, zwei Revolvergeschütze und andere Er-

Ausfahrt der Baulotte mit dem Senkkasten für den Fundamentbau des Rotesand-Leuchtturms.
Nach einem Gemälde von Heinrich Hellhoff.

Digitized by Google

innerungsstücke; daneben das Modell des neuen „Iltis", der mit dem Orden „Pour le mérite" geschmückt ist, und darüber den von Kugeln durchlöcherten Ventilator und die zerschossene Maschinenkanone als Zeugen seines Kampfes vor den Takuforts. Mit Interesse wird man auch die Modelle der Raddampfkorvette „Danzig", die 1856 unter dem Prinzen Adalbert von Preußen die marokkanischen Riffpiraten strafte, und des Kanonenbootes „Meteor" betrachten, das 1870 vor Havanna ein rühmliches Gefecht mit dem französischen Aviso „Bouvet" bestand. Auch trübe Erinnerungen werden wachgerufen: hier im Saal z. B. an den Untergang von „Adler" und „Eber" im Hafen von Apia, und durch das ausgestellte Verkaufsausschreiben an den unrühmlichen Beschluß vom 2. April 1852, die deutschen Kriegsschiffe zu versteigern. Ebenso werden wir auf dem Hofe (Abbild. S. 85), wo größere und schwerere Schiffsgegenstände in Originalen ausgestellt sind, eine Panzerplatte, ein Schraubenflügel, die Schraube des alten „Iltis" auf zwei Steinen von der Wrackstelle, Anker, Torpedoausstoßrohre, Gallionsfiguren, Rachtrettungsboje, eine Glockenboje, Telegraphenboje und anderes, schmerzlich berührt, wenn wir in dem einen Winkel hinten rechts den gebrochenen Vorsteven der Panzerfregatte „König Wilhelm" aufgerichtet sehen, der unserem „Großen Kurfürst" 1878 bei Folkestone die Todeswunde beibrachte; und gegenüber an der vorspringenden Ecke die Gallionsfigur „Sedan" mit dem emporgehaltenen Lorbeerkranz des Sieges, die dem so getauften Schiff mit dem Namen alsbald wieder abgenommen wurde, um die nationale Empfindlichkeit der Franzosen zu schonen. Eine zweite Ecke des Hofes ist noch frei; dort kann sich der deutsche Besucher im Geiste die Bugzier des Linienschiffes „Jena" denken, das die deutsche Niederlage seit 1898 in der Liste der französischen Kriegsschiffe feiert. Einen besonderen Anziehungspunkt bieten für das Publikum noch der Waffensaal und die Abteilung für Maschinenbau. In der Mitte des Waffensaales steht eine Fünfzehnzentimeter-Marine-Ringkanone in einer Halbrahmenlafette; auf der einen Seite ist die gesamte artilleristische Entwicklung der Marine von 1848 an bis zur Einführung der Schnellade-Kanonen dargestellt durch Originalstücke und durch Modelle, und ebenso auf der anderen Seite das Torpedo- und Minenwesen. Hier finden besonders zwei Stücke die ungeteilte Aufmerksamkeit: die Modellgruppe einer geschlossen fahrenden Torpedobootsdivision im Maßstabe 1 : 25 und ein Torpedo, dessen Preßluftzylinder durch eine elektrisch betriebene Luftpumpe gefüllt wird, und dann die Maschine und Schraube des Torpedos in Bewegung setzt. Denselben

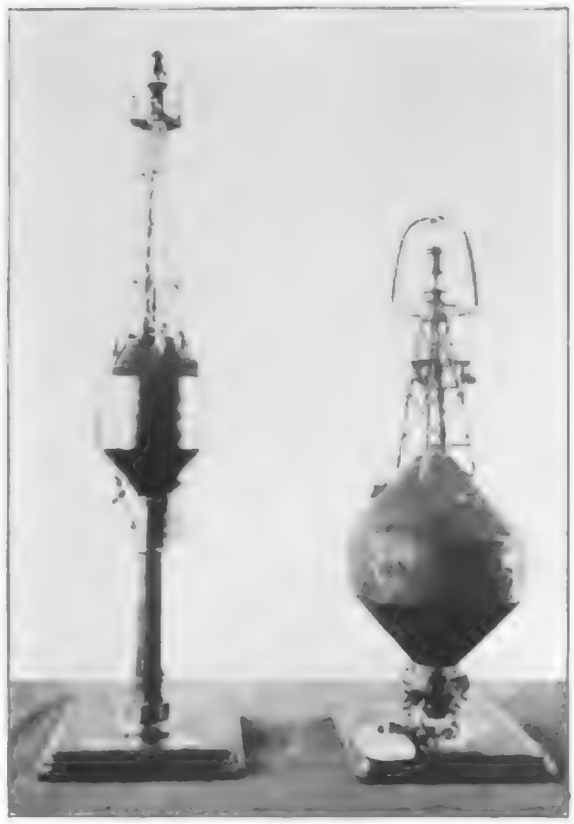


Glaskarte des Hafens von Pillau mit Modellbojen.

Digitized by Google

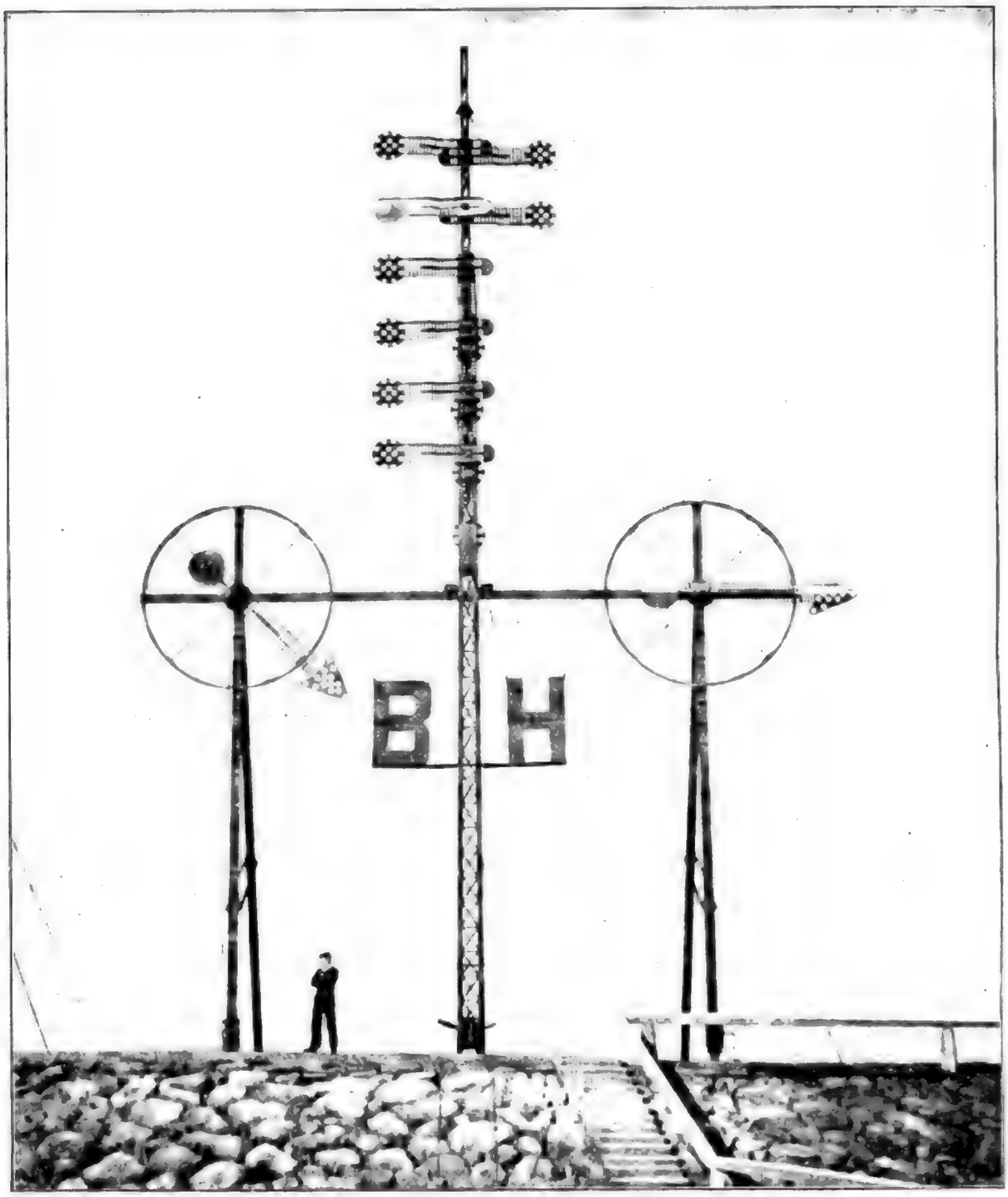
Reiz üben die gangfähigen kostbaren Maschinenmodelle aus, in denen der Entwicklungsgang der Schiffsmaschinen vor Augen geführt wird. Da auch hier gleiche Maßstäbe zugrunde gelegt sind, so ergibt sich wieder ein äußerst anregender Vergleich der Maschinen des Schnelldampfers „Deutschland", des Linienschiffs gleichen Namens und einer neuen Torpedobootsmaschine. Auch Umsteuerungs- und Rudermaschinen, Ankerlichtanlagen, Luftpumpen, verschiedene Dampfkesselarten finden sich in überaus lehrreichen Modellen. Aus der Abteilung für Schiffbau zeigt die Abbildung S. 89 einen Ausschnitt, auf dem besonders das Modell eines Längs- und Querstapellaufs, eines Torpedobootes im Trockendock und der Querschnitt des Linienschiffes „Wörth" ins Auge fallen. Der Eisenschiffbau ist weiter durch die kostbaren Modelle eines Längsschnittes durch das Linienschiff „Braunschweig", des Querschnittes durch den Schnelldampfer „Kaiser Wilhelm II." und eines Gefechtsmastes vertreten; und der Holzschiffbau kommt ebenso durch sehr gute Spantenmodelle hölzerner Kriegs- und Kauffahrteischiffe und durch interessante Takelagemodelle zur Anschauung. Wenn wir schließlich noch auf die Tauchergruppe (Abbild. S. 90), in welcher der Taucher bereit ist, sich zur Untersuchung des Schiffsbodens rücklings ins Wasser fallen zu lassen, und auf die von den Besuchern eifrig in Betrieb gesetzten Tag- und Nachtsignalapparate der Marine hinweisen, so ist damit doch immer nur ein kleiner Teil der besonders auffallenden Gegenstände dieser wertvollen Sammlung hervorgehoben.

Die wichtigsten Typen der Segelfahrzeuge, zum Teil kostbare Modelle aus der vorzüglichen Sammlung, die Exzellenz Georg von Neumayer, der langjährige Leiter der Deutschen Seewarte, in hingebender persönlicher Tätigkeit zusammengebracht hat, sind in dem Mittelraume des ersten Stockwerkes aufgestellt, wo sie mit Modellen von Rettungsbooten und anderen Darstellungen aus dem Rettungswesen zur See vereinigt sind. Der angrenzende Saal ist Darstellungen zur Erleichterung und Förderung des Seeverkehrs gewidmet. Abbildung S. 91 zeigt ein Gesamtbild dieses Raumes. In der Mitte steht ein großes Relief des Hafens und der Molen von Swinemünde. Der für unsere Ostseeküste üblich gewordene Bauplan liegt auch



Heulboje und Glockenboje.

hier zugrunde und wird durch verschiedene andere Modelle von Molen und Molenbauten im einzelnen erläutert. Von den Hamburger Hafenanlagen, aus denen jetzt ein Modellausschnitt im Maßstabe 1 : 100 zur Darstellung des Hafenbetriebes hier aufgestellt werden soll, sind zurzeit nur farbig angelegte, sehr unterrichtende Querschnitte zu sehen, die in dem Nebeneinander des Sandtor-Hafens und des Kaiser-Wilhelm-Hafens den gewaltigen Fortschritt des Verkehrs in dem letzten Menschenalter zeigen. Wie sind die Querschnitte des am Kai liegenden Dampfers, wie die Bodenfläche des zum Sortieren der Ladung dienenden Schuppens gewachsen, und welch ein Unterschied zwischen dem alten Brownschen Dampfkran, der den Verkehr vor dem Schuppen behindert, und dem modernen, in den freien Luftraum gestellten elektrischen Winkelportalkran der neuen Anlage! Von diesen Portalkranen ist ein sehr schönes Modell in 1 : 25 vorhanden (Abbild. S. 92), das wieder neben dem im gleichen Maßstab gehaltenen und durch elektrische Kraft in Gang zu setzenden Modell eines Riesenkrans zu Vergleichen auffordert. Von Spezialschiffen finden wir hier entzückende Modelle des dritten deutschen Kabeldampfers „Großherzog von



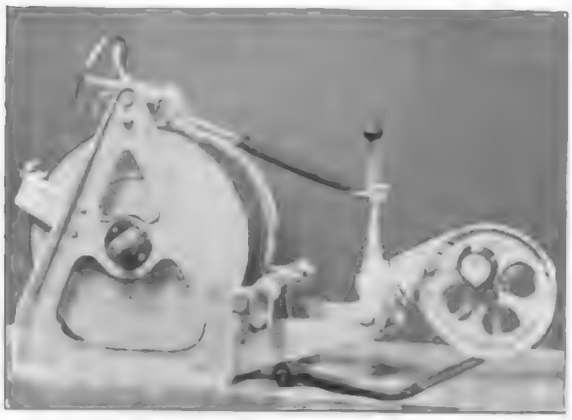
Semaphor von Kuxhaven.

Oldenburg", von amerikanischen Fährbooten, die Eisenbahntrajekte darstellen, wie solche auch zwischen Gjedser und Warnemünde verkehren, von dem Stettiner Eisbrecher „Pommern", der zu dem jetzt wohl allein noch üblichen Typus der auflaufenden Eisbrecher gehört, die sich dank ihrer eigenartigen Form auf die Eisdecke hinaufschieben und sie durch ihr Gewicht zertrümmern, und endlich von dem Leuchtschiff „Fehmarnbelt". Mit besonderem Interesse wird man an dem Modell und den sehr zweckmäßig an seinem eisernen Ständer ausgestellten Querschnitten, Längsschnitten und Deckplänen die innere Einrichtung und die äußere, weit geschnittene Form dieses Schiffes studieren und sie mit den vollen Formen vergleichen, die das alte hölzerne Feuerschiff „Vorkum Riff" auf dem an der Rückwand hängenden Ölgemälde von Müller-Brieghel zeigt.

Die beiden anderen Ölgemälde, die diesen Saal schmücken, von Heinrich Hellhoff, stel-

Lotungsapparate und Lotungsmaschinen in der Instrumentengalerie.

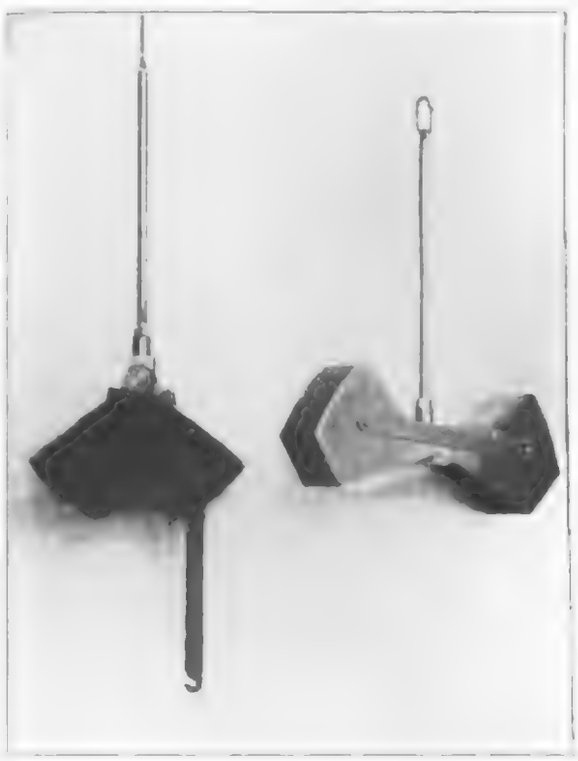
len den Leuchtturm auf dem Roten Sande dar; das eine schildert das fertige Bauwerk, das andere (Abbild. S. 93) die Ausfahrt des Senkkastens für den Fundamentbau mit der Bauflotte. In mühevoller zweitägiger Arbeit, die durch eine unfreiwillige Unterbrechung der Fahrt infolge widrigen Wetters bedeutend erschwert wurde, ist dieser eiserne Senkkasten, der die volle maschinelle Ausrüstung für den Bau in seinem Inneren mitnahm, auf die Baustelle geschleppt, hier auf Grund gesetzt und nun durch Luftdruckgründung bis zweiundzwanzig Meter unter Niedrigwasser versenkt worden, indem gleichzeitig seine Wandung hintermauert und sein Innenraum ausbetoniert wurde. So wurde hier mitten im Meer, fünfzig Kilometer von Bremerhaven, der künstliche Felsen geschaffen, auf dem nun der eigentliche Turmbau mit verhältnismäßig leichterer Mühe aufgeführt werden konnte. Die Leuchtfeuereinrichtungen und ihre Benutzung zur Bezeichnung



Drahtlotmaschine nach Lucas.

von Schiffahrtsstraßen sind durch Originalstücke von Warnemünde und Travemünde, durch Spiegel, Linsenapparate und Modelle, die mit elektrischem Licht beleuchtet und in regelrechten Betrieb gesetzt werden können, vorgeführt und sammeln regelmäßig einen interessierten Kreis von Besuchern um sich. Ebenso ist die Betonnung der Fahrstraßen durch eine hübsche Glaskarte des Hafens von Pillau mit aufgesetzten kleinen Modellkörperchen der ausgelegten Bojen (Abbild. S. 94) veranschaulicht, auf deren Tisch die sämtlichen schwimmenden Seezeichen des Pillauer Bezirks in maßstäblichen Modellen aufgestellt sind. Als Träger dafür sind die Modelle der Pillauer Meilenbaken benutzt; sie bezeichnen dem längs der Nehrung fahrenden Schiff eine abgemessene Seemeile, die in der Probefahrt durchlaufen wird, um die Geschwindigkeit des Schiffes festzustellen. Eine größere Zahl von Bakenmodellen und von Bojen, darunter die schönen Modelle einer Heulboje und einer Glockenboje (Abbild. S. 95), die ebenso wie die Pintschsche Petroleumglühlichteinrichtung für Leuchtfeuer ein Geschenk dieser Firma sind, vervollständigen die Sammlung aus dem Gebiete der Seezeichen. Das Marinesignalwesen wird weiterhin durch Modelle von Wasserstandszeigern, einer Sturmsignalstation und einem Semaphor erläutert. Das ausgestellte Semaphormodell zeigt den alten, bei einem Sturme im November 1903 umgewehten hölzernen Signalmast von Kuxhaven; der neue eiserne (Abbild. S. 96) ist in einer Photographie veranschaulicht. Die Flügel geben die Windstärke, die Zeiger vor dem Kreise die Windrichtung an, links für Borkum (B), rechts für Helgoland (H). Das gesetzte Signal bedeutet: Borkum hat SO von Windstärke 11 oder 12, Helgoland O von Windstärke 3 oder 4; jeder Flügel bedeutet also zwei Einheiten der Beaufortskala.

Die Abbildung S. 97 gewährt einen Blick in die Instrumentengalerie, wo eine in dieser Zusammenstellung einzige Sammlung von Instrumenten für die Zwecke der Navigation und der wissenschaftlichen Meeresforschung ausgestellt ist. Chronometer und andere Mittel zur Zeitbestimmung, Instrumente zur Auswertung der Karte, Kompasse und Kompaßwesen, Loggapparate, Krängungsmesser, Lotapparate, Wasserschöpfer, Oberflächen- und Tiefseethermometer, Instrumente zur Bestimmung des Gasgehaltes, des Salzgehaltes, der Farbe und der Durchsichtigkeit des Meerwassers, Flut-, Strömungs- und Wellenstoßmesser, Anemometer, Barometer und Luftthermometer bieten sich hier für das Studium dar. Das Bild zeigt im Vordergrunde die eine Hälfte der Abteilung für das Lotungswesen, vorn die ältere Thomsonsche Navigationslotmaschine, dahinter, zum Teil verdeckt, die neue Form, deren Lotleine über eine Rolle an der Decke geführt ist, um das Ausbringen des Lotes mit der tiefenbestimmenden Farbröhre zu zeigen. An dem Pfeiler links steht auf Rollen mit Drahtleinen, wie sie für ozeanographische Arbeiten gebraucht werden, die Lucas-Lotmaschine, mittels der die



Die Monaco-Grundzange.

Ozeanologiſche Abteilung des Muſeums.

größten Meerestiefen bis 9636 Meter erlotet ſind, und die vor allem auf Kabeldampfern in Gebrauch iſt. Rechts an dem Pfeiler ein Stück Leine, wie ſie auf den großen Tiefſee-Expeditionen des „Challenger“ und der „Gazelle“ gebraucht wurden, darunter und an dem nächſten Pfeiler die damals benutzten Lote. Die Abbildung S. 98 zeigt dem gegenüber die Drahtlotmaſchine nach Lucas noch einmal genauer mit Trommel, Bremshebel, Auslaufsrolle und Zählwerk; auf der Trommel finden bis 10000 Meter Draht Platz. Seitdem man Klaviersaitendraht als Lotleine benutzt, haben die Tiefſeelote ein erheblich geringeres Gewicht. Hinter den Drahtrollen auf der Abbildung S. 97 ſieht man ein modernes Tieflot nach Sigsbee, deſſen Gewicht auf dem Meeresboden gelaſſen wird, während die unten an der Lotſpindel befeſtigte Schlammröhre in den Boden eindringt, ein zylinderförmiges Stück daraus ausſtanzt und emporbringt. Auf ſteinigem und kieſigem Boden verſagt dieſes Lot: dort bringt aber die Monaco-Grundzange (Abbild. S. 98) unfehlbar auch eine Bodenprobe nach oben; ſie wirkt mit ihren beiden Schalen nach Art der Eimer eines Baggers und ſchließt ſich dann beim Aufholen. In der nächſten Abteilung ſieht der Beſucher drei Strommeſſer nebeneinander, bei denen die Stromrichtung durch einen Magneten beſtimmt wird, die Stromgeſchwindigkeit bei dem mittleren Ekmanſchen durch eine Schraube mit Zählwerk und bei dem hochgebauten Nanſenſchen Strommeſſer durch die Größe der Ablenkung des Pendels beſtimmt wird.

Ein Raum, der noch auf die frühere Beſtimmung des Hauſes hinweiſt, iſt in der Abbildung S. 99 wiedergegeben. Das Halbrelief zeigt Putten bei chemiſcher Laboratoriumsarbeit. Wir befinden uns in dem früheren Privatlaboratorium A. W. Hofmanns. Hier hat die Chemie des Meerwaſſers ihre Darſtellung gefunden. In einem Kubikmeter Meerwaſſer, das durch den großen Marmorwürfel dargeſtellt wird, iſt ſo viel Kochſalz enthalten, als in dem großen Glas dahinter ſteht, und die Würfel auf dem Marmortiſch zeigen die einzelnen Beſtandteile im Gewichtsverhältnis zu dem ganzen Kubikmeter. Wieder dahinter, auf der Vitrine an der Wand, ſieht man das Königliche Schloß. Es ſteht als Maßſtab vor einem idealen Salzlager, wie es entſtehen würde, wenn unſer heutiger

Digitized by Google

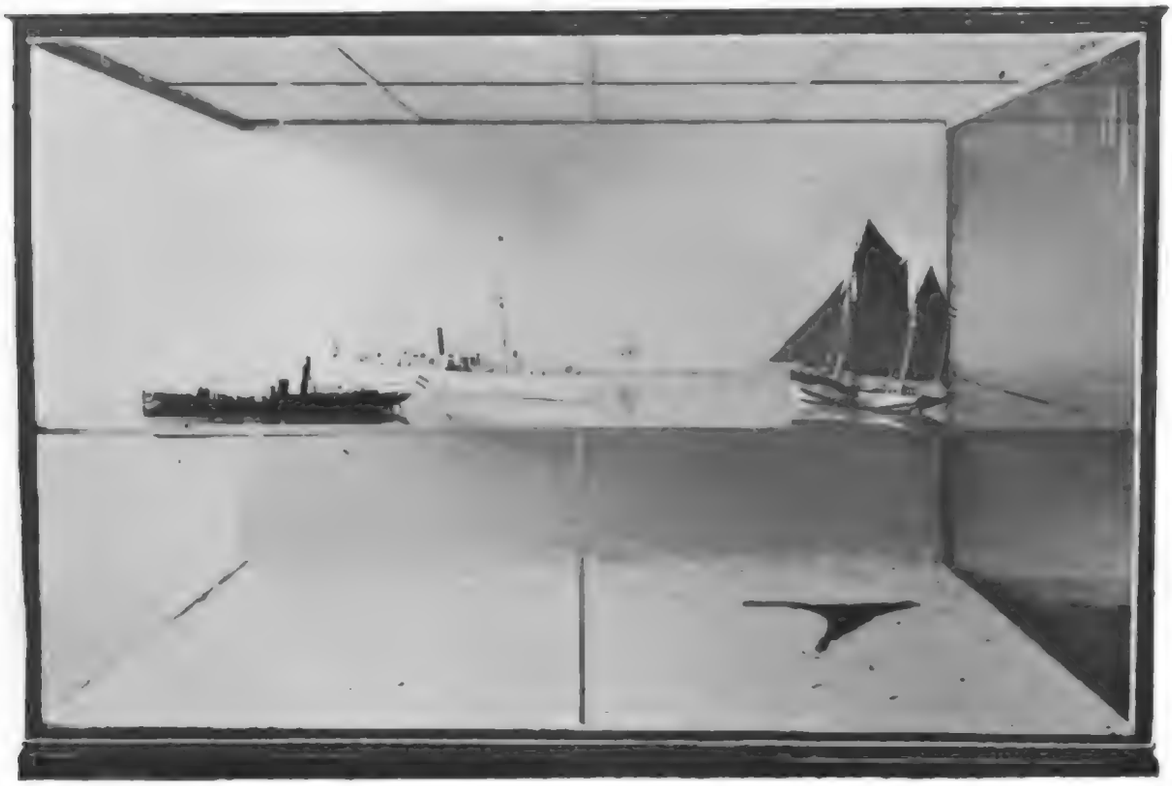
Ozean überall gleichmäßig tief, d. h. 3500 Meter tief wäre und verdunstete. Der ganze Meeresboden würde dann siebzig Meter hoch mit Salz bedeckt sein, und nirgends würde das Schloß noch aus der Schicht emporragen. Auf dem Tisch an der Wand rechts stehen Grundproben vom Meeresgrund, die auf der Valdivia-Expedition und von dem Kabeldampfer „Stephan" gesammelt sind. Unser Einschaltbild gibt eine schwache Vorstellung von den entzückenden, plastischen, mikroskopischen Bildern, die man in einem am Fenster aufgestellten Stereomikroskop von Meeresgrundproben sieht. Dargestellt sind hier tropischer Globigerinenschlamm, der fast ausschließlich aus Kalkschalen von Foraminiferen besteht, grüner Schlick, ein küstennahes Sediment, das neben Foraminiferenschalen auch Bruchstücke von Muschel- und Schneckenschalen und Seeigelstacheln enthält, sowie vor allem reich an Schwammnadeln ist; Grünsand, ebenfalls eine küstennahe Ablagerung, in der die Innenräume der Foraminiferenschalen mit Toneisenkernen, einer mineralischen Neubildung, ausgefüllt sind; der Sand sieht in Wirklichkeit grün aus, ist aber im Präparat

Darstellung der Gewinnung und Verwertung der nutzbaren Meeresprodukte.

Digitized by Google

Mikroskopisches Bild von Grünsand. (Meeresgrundprobe.) (Zu Walther Stahlberg: Das Museum für Meereskunde zu Berlin.)

Digitized by Google



Modelldarstellung der Grundschleppnetzfischerei in der Nordsee.

mit Salzsäure behandelt und dabei durch Oxydation gelb gefärbt; und endlich Radiolarienschlamm mit den Resten kieselschaliger Organismen, der ebenso wie der Globigerinenschlamm vom Boden des küstenfernen Meeres stammt.

Über die biologische Sammlung will ich hier ganz hinweggehen; ihre Stärke und ihr eigentlicher Beruf liegt in Gruppendarstellungen der in einer Lebensgemeinschaft miteinander vorkommenden Organismen; ein großes Korallenriff des Roten Meeres, eine Südpolartiergruppe um das deutsche Südpolarschiff „Gauß", Alkoholarien mit dem Tierleben der Schwammgründe des Ägäischen Meeres, Korallentiere, Becken mit der Fauna des Wattenmeeres, eine Austernbank seien erwähnt. Waren in dem Zimmer mit Darstellungen von Ergebnissen ozeanographischer Forschung (Abbild. S. 99) die Bilder von einem verstorbenen Maler Wensel aufgenommen als Erinnerungsstücke an die zweite deutsche Nordpolar-Expedition der „Hansa" und „Germania", auf der die „Hansa" im Eise ihren Untergang fand, so sind in der Abteilung für den Fang der Meerestiere und die Verwertung der Meeresprodukte drei Bilder von Karl Saltzmann ausgestellt, die zur Erläuterung der betreffenden Betriebe dienen: „Walfang in Norwegen", „Brütende Pelikane an der peruanischen Küste", „Granatfischerei an der oldenburgischen Küste". Die Abteilung selbst, die die Abbildung S. 100 wiedergibt, zeigt, wie der Mensch schließlich fast allen Tiergruppen des Meeres Geschmack abgewinnt, mag er den Fang nun für seinen Tisch oder für die Herstellung von Nutz- und Schmuckgeräten benutzen. Anschließend sind noch in einer Reihe ansprechender und lehrreicher Gruppen die Fischereimethoden in unseren deutschen Meeren zur Anschauung gebracht. Als Beispiel dieser Darstellungen möge die Abbildung S. 101 dienen, die „Grundschleppnetzfischerei", wie sie in der Nordsee von Fischdampfern und Segelkuttern betrieben wird. Der Dampfer in der Mitte ist der als Fischereiaufsichtsdampfer bestellte Kreuzer „Zieten". Der Fischdampfer schleppt im Modell das durch Schurbretter ausgespreizte Netz; dessen oberer Rand liegt weiter nach vorn, so daß die durch den unteren auf dem Boden schleppenden Rand aufgescheuchten Fische nach oben an die Netzfläche stoßen und so nach hinten in den Sack getrieben werden.

Ich könnte noch vieles einzelne hervorheben, das des Hervorhebens wert wäre; aber dazu ist dieser Aufsatz nicht da. Auch diese Sammlungen, die die Kunde vom Meere in

allen möglichen Richtungen zu vermitteln bestrebt sind, und die als ein Glied der Universitätseinrichtungen dem preußischen Ministerium für Unterricht unterstellt sind, wollen lieber zu dem Besucher des Museums selber sprechen, und sie werden auch den Besuch nach den bisher gemachten Erfahrungen beim Publikum immer lohnen. So könnte ich denn mit der Wiederholung des Wunsches: Kommen und selbst sehen! schließen. Aber die Sache fordert es anders. In dem Augenblick, wo in dieser Zeitschrift von dem neuen Museum eingehender gehandelt wird, geziemt es sich, zum Schluß auch noch des Mannes zu gedenken, der des Museums erster Leiter war, der es aber nicht mehr fertig sehen sollte. Ferdinand Freiherr von Richthofen hat nicht den ersten Gedanken zur Gründung gehabt, nicht die ersten Pläne zur Ausgestaltung entworfen. Aber als die Stunde der neuen Schöpfung gekommen war, da machten dennoch persönliches Erlebnis und wissenschaftliche Erkenntnis, eine hohe Liebe zur Sache und organisatorische Begabung ihn zum gegebenen ersten Leiter wie des Instituts, so auch des Museums für Meereskunde. Die erwähnte Denkschrift zur Gründung ist von ihm verfaßt. In ihr liegt die ganze Aufgabe des Museums klar vorgezeichnet, und noch auf lange Zeit hinaus wird sie die Richtschnur für die weitere Entwicklung geben. Möchte auch von dieser letzten Lebensarbeit Richthofens einst gelten, was von seiner Forschungsarbeit an der Ostküste Asiens gesagt werden kann: In dem wissenschaftlichen Geist vollendeter Sachlichkeit begonnen und um ihrer selbst willen durchgeführt, brachte sie auch dem Vaterlande reichen Gewinn.

September.

Der Dornbusch prangt im Schmuck der roten Beeren,
Die Dahlien in ihrer bunten Pracht,
Und Sonnenblumen mit den Strahlenspeeren
Stehn stolz wie gold'ne Ritter auf der Wacht.

Die Wespe nascht um gelbe Butterbirnen,
Die Äpfel leuchten rot im Laub und glüh'n
Den Wangen gleich der munt'ren Bauerdirnen,
Die sich im Klee mit ihren Sicheln müh'n.

Noch hauchen Rosen ihre süßen Düfte,
Und freuen Falter sich im Sonnenschein,
Und schießen Schwalben durch die lauen Lüfte,
Als könnt' des Sommerspiels kein Ende sein.

Nur ab und an, kaum daß der Wind die Äste
Des Baumes rührt, löst leise sich ein Blatt,
Wie sich ein stiller Gast vom späten Feste
Heimlich nach Hause stiehlt, müde und satt.

Gustav Falke.

Digitized by Google

Der Sonntag.

Novelle von Georg Hirſchfeld.

I.

Das Körnerſche Erziehungsheim in Dresden entließ ſeine Reifeprüflinge vierzehn Tage vor Oſtern. Doktor Andreas Körner, der Direktor, richtete es abſichtlich ſo ein, denn er wollte durchaus verhüten, daß die Prüfung, gleichſam an das Tor der Ferien geſetzt, Neid und Schadenfreude zwiſchen die Schüler brächte. Die „Alten“ ſollten ſich nicht ins Joch des Examens geſpannt fühlen und die freigelaſſenen Jungen als vergnügte Zuſchauer empfinden. Solange die letzteren vor der Verſetzung ſtanden, trugen ſie nur die eigene Sorge im Herzen, und es fiel ihnen gar nicht ein, ſich um die großen Ereigniſſe zu kümmern, die ſich im Konferenzzimmer vorbereiteten. Alles blieb ſo im ehrlichen Gleiſe gemeinſamer Pflichterfüllung.

Dieſes eine Geſetz gehörte zu vielen anderen, die Andreas Körner in jahrelangem pädagogiſchem Studium zuſammengeſtellt hatte. Er hatte ſie ſogar zu einem Buche vereinigt und war ſehr ſtolz auf dieſe Schrift. Das Leben des kleinen, raſtloſen Mannes war ausſchließlich ſeinen Zöglingen gewidmet. Er war verheiratet, er hatte eine Tochter, die eben der Schule entwuchs, aber das alles war nur „Nebbenſache“, wie der aus Ungarn gebürtige deutſche Lehrer ſich ausdrückte. Im Innerſten intereſſierte er ſich nur für die männliche Jugend. Das Schickſal hatte ihm den Sohn verſagt — ſo weihte er ſich denn ganz den Kindern fremder Leute.

Als Lohn dafür erntete er eine eigentümlich zähe Jugendlichkeit, die freilich immer nur auf dem Beobachterpoſten ſtand, ſelten mittat und in ihrer ſcheuen Liebe ſtets verkannt wurde. Er war und blieb den Schülern von Angeſicht zu Angeſicht eine gefürchtete, hinter dem Rücken eine komiſche Figur. „Herr Direktor!“ ſtammelten ſie und ſtanden vorſchriftsmäßig ſtramm, wenn er mit ſtechendem Blick auf ſie zukam — „Alter Staublappen!“ flüſterten ſie und ſtießen ſich kichernd an, wenn er an ihnen vorüberhuſchte. Den Beinamen hatten ihm die grauſamen Beobachter nach ſeiner Gewohnheit angehängt, die Korridore der Anſtalt immer an der Wand entlang zu durcheilen. Immer hing der ſchwere Kopf, der einen eingebeulten Hut trug, zur rechten Schulter herab, als wollte er die Mauer abwiſchen, immer zeigte das abgetragene Röckchen weiße Kalkſpuren.

Georg Hirſchfeld

„Es gibt nichts Edleres als wahrhafte Pietät, die den Keim der Männerfreundſchaft in ſich trägt. Eine ſolche in ſeinen Schülern über allem Wiſſenskram zur Entfaltung zu bringen, iſt nach meiner Anſicht die oberſte Aufgabe des modernen Pädagogen!“ So lautete tönend der Schlußſatz in Andreas Körners Buch. Er trug ihn beſtändig mit ſich herum, er glaubte feſt an die gedruckte Weisheit, aber ſeine Schüler mochten ihn trotzdem nicht. Er glaubte an „die Jugend“, doch um „die Jungen“ kümmerte er ſich wenig. Die Tragik ſeines Daſeins wurde ihm ſelber freilich nie bewußt — die offenbarte ſich nur

Digitized by Google

einigen wenigen seiner Schüler, die als frühreife Kinder nachdachten und den knabenhaften Wechsel von Haß und Liebe überwunden hatten.

Zu ihnen gehörte der Untertertianer Detlev von Mayring, der, gut im Deutschen und in der Geschichte, zur Mathematik kein freundliches Verhältnis finden konnte. Anders als sein älterer Bruder, der Sekundaner Hans, der ein guter Mathematiker war, als werdender Tatsachenmensch aber Literatur und Geschichte geringschätzte. Detlev hatte Geduld mit allen Menschen und zeigte eine merkwürdige Schweigsamkeit, weshalb er in der Klasse den Beinamen „Moltke" erhielt. Hans dagegen, „Cicero" benamset, trat sprachgewaltig für alles ein, was ihn bewegte, ärgerte aus Überzeugung die Lehrer, war Vorturner und Rädelsführer bei allen Streichen, ein schöner und wilder, niemals gewöhnlicher Junge. Für die spröde Eigenart des Direktors, den er mit Vorliebe „Staublappen" nannte, hatte er gar kein Verständnis. Alles Schiefe, Verhaltene, Bedrückte war ihm unangenehm. Er schwärmte für Hellas, dessen Jahreszahlen ihm gleichgültig waren, während Detlev sich am liebsten in die Lektüre der Geschichtstabellen vertiefte. Den Augen des blassen, kleinen Träumers mochte mehr daraus hervortreten als trockene Daten — merkwürdige Vergleiche von Völkerschicksalen, weite Überblicke über Weltlauf und Untergang. Er dichtete. Den Erscheinungen des Lebens sah er staunend nach — selten sah er sie an.

Als Doktor Körner einmal bemerkte — er bemerkte zuweilen auch Eigenarten seiner Zöglinge —, daß der jüngere Mayring immer die Augen senkte, wenn man ihn ansprach, trat er auf ihn zu und hob das zarte Kinn des Knaben mit dem Zeigefinger empor. Er erschrak fast, als er zum erstenmal in Detlevs Augen blickte. Diese blauen, großen schimmernden Sterne, kindlich und doch voll verschwiegenem Wissen. Er nickte freundlich, sagte aber nichts und verließ den Knaben, ohne sich weiter auf ihn einzulassen.

Detlev aber hegte seitdem eine entschiedene Vorliebe für den armen Verkannten. Seine „vergleichende Geschichtswissenschaft" lehrte ihn ja, daß hervorragende Männer von ihrer Mitwelt stets verkannt wurden. Er teilte dem Bruder sein Erlebnis mit. Der aber lachte ihn aus und ging seiner Wege.

Ein verletzendes Wort gab er Detlev freilich nie. Nie hatten die Brüder sich geprügelt, kaum ernsthaft miteinander gestritten. Sie fühlten sich gegenseitig zu tief als seelischen Ausgleich. Detlev brauchte Hansens rasche Stärke — Hans des Kleinen gütige Friedfertigkeit. Beide hüteten mit scheuer Angst die Flamme ihrer Bruderliebe.

Einsam waren die Knaben. Einsamer, als irgend jemand im Erziehungsheim ahnen mochte. Die beiden Mayrings waren stolz. Was sie einander sagten, war für niemand sonst bestimmt. Brennend umschloß ihre junge Brust, daß sie die Mutter kaum gekannt hatten, daß der Vater, ihr geliebter Vater, sie schon früh in das Dresdener Erziehungsheim geschickt, früh in England drüben eine fremde Frau geheiratet, die Hans und Detlev nie gesehen hatten.

Detlev schenkte sein stilles Mitgefühl für menschliches Eigenleben dem Vater vor allem. Er sah ihn wie in einem Schiff auf fremdem Meere fahren. Fremd freilich auch sein Kurs, sein Sehnen und Lieben. Konnten schwache Knabenhände ihn halten, wenn er am Horizont der eigenen Bestimmung verschwand? Glücklich wünschte er den Vater — sonst nichts. Aber er wußte seit einem Jahre nicht mehr, ob er glücklich war. Seit einem Jahre gab ihm kein tröstendes Gefühl auf diese Frage Antwort. Das quälte Detlev.

Hans dachte anders. Er haßte die unbekannte Stiefmutter und warf dem Vater vor, was Detlev zu begreifen suchte. Ihr Bild, das sie vom Vater vor zwei Jahren als Weihnachtsgeschenk erhalten, überschüttete er mit feindlichen Betrachtungen. Die Züge der schönen Frau fand er gewöhnlich, ihre Augen grausam, ihr Mund erinnerte ihn an „griechische Hetären", die er sonst so bewunderte, wenn er sie nicht mit seiner Stiefmutter verglich. Detlev versuchte vergebens, ihn von seinem wütenden Ansturm auf die eingebildete Feindin abzubringen. Er sagte ihm immer wieder, daß sie ja des Vaters zweite Frau nicht kannten.

„Zweite Frau!" rief Hans dann wutentbrannt und ballte die Faust. „Da sagst du es ja! Zweite Frau! Sieh dir das Bild der ersten an, dann wirst du begreifen, daß es eine zweite gar nicht geben kann!"

„Gar nicht —?"

„Solche! Detlev! Reize mich nicht!"

zed by Google

Er warf ihm die Photographie der Mutter hin. Detlev verstummte. Diese milden, edlen Züge — diese Augen, die noch aus dem toten Bilde zu versichern schienen: Ich bin bei euch. Das war ihre Mutter. Die andere war es freilich nicht, die konnte es niemals werden. Aber der Vater, der Vater. Hatte er nicht, als er das Bild geschickt, dazu geschrieben: „Ich werde Euch niemals aufzwingen, was als eigener Wunsch aus Eurem Herzen sprechen muß. Ich werde nie verlangen, daß Ihr Eure neue Mutter kennen lernt. Ihr seid besondere Naturen, seid Trotzköpfe wie ich. Ihr habt Euren Stolz, wie ich den meinen habe. Ich habe heute nur den einen Weihnachtswunsch, daß eine Regung der Liebe in Euch erstehen möge, die etwas mehr ist als selbstverständliche Neigung für mich. Ich meine die Liebe, die übergeht auf alles, was zu mir gehört und zu meinem Leben."

So hatte der Vater geschrieben. Sehnsüchtig, fast beschämt hatten sie damals seine Worte gelesen. Und dann? Nicht Hans, nicht Detlev vermochte die Mauer zu übersteigen, die sich sofort zwischen ihrer und des Vaters Empfindung auftürmte. Die Fremde sahen sie nur, in eigene Interessen verstrickt. Die selbstsüchtige Beherrscherin eines schwachen Herzens. Sie schrieben ihrem Vater nicht, was er ihnen nahegelegt. Sie konnten es nicht. Von da an hatten sie einen tiefen Vorwurf bei ihm und eine gefährliche Nebenbuhlerin zu fürchten.

Seltener, immer seltener sahen sie den Vater. Nach Berlin rief er sie niemals. Er fühlte wohl selbst, daß dies nicht ihr Wunsch war. So wußten sie, da sie auch in ihren Briefen keine Frage stellten, allmählich gar nichts mehr von seiner Lebensführung, von dem Berliner Verkehr, den ihm die zweite Ehe gebracht hatte. Daß er sein Gut verkauft, war ihnen bekannt und schmerzte sie tief, da sie sofort als Ursache annahmen, daß die Engländerin das Landleben nicht vertrug und den Verkauf erzwungen hatte. Die mußte gewiß in Berlin leben, die fühlte sich nur wohl in der großen, lärmenden Welt.

In Braunfeld, ja in Braunfeld, am schimmernden Havelsee, da hatten sie noch Ferien verlebt, da waren sie noch bei ihrem Vater gewesen. Am Sonnabend nach der Zensurenverteilung direkt zum Bahnhof gestürzt — so wie sie waren, die Mappe unter dem Arm, nur fort, nur fort. Und dann — im Paradies des weiten, blühenden Obstgartens, des frischen Westwindes, der ihr Boot zur Havel trieb, in des Vaters, der noch um die Mutter trauerte, ernster Gesellschaft bis zum letzten Augenblick, bis alles ausgekostet und die Abreise unaufschiebbar war. Vorbei das alles! ...

„Die Engländerin haßt Braunfeld," versicherte Hans seinem Bruder. Detlev konnte den triftigen Gegengrund, daß sie das Gut wohl gar nicht kenne, da der Vater sie ja in London geheiratet und sofort nach Berlin gebracht habe, nicht geltend machen.

Ihre Briefe, die sie jeden Dienstag und Freitag nach Hause schrieben, waren ihnen mehr eine schwere Pflichterfüllung als ein plauderndes Sichanvertrauen. Dabei empfanden sie jedesmal die feine, bohrende Pein, daß der Vater herausfühlen könne, sie hätten nur eine Pflicht beim Schreiben empfunden. Zwei Sprachen führten ihre Federn. Die gingen nicht zusammen, wollten nicht zum Einklang kindlicher Liebe gelangen. Die eine war der trockene Bericht alltäglicher Ereignisse, ängstliche Versprechungen, halb empfundene Wünsche — die andere bebte, kaum vernommen, in leidenschaftlichen Untertönen: Versicherungen, die zwischen den Zeilen standen, Bitten und Beschwörungen, die der Vater gewiß vernahm, wenn er allein war und die kindlichen Zeilen anstarrte, Boten aus der Heimat seiner Seele.

Von des Vaters Leben wußten sie also wenig. Aber er war auch zu den letzten Weihnachtsferien nicht mehr nach Dresden gekommen. Das Unbegreifliche geschah — er entschuldigte sich mit den dringenden Geschäften der märkischen Adelskasse, deren Verwaltung jetzt sein einziger Beruf war. Er „entschuldigte" sich, er ließ seine Kinder in der Fremde, unter des Erziehungsheims gleichgültigen Christbäumen. Zwar war ihnen viel Freundlichkeit und Rücksicht erwiesen worden, aber sie fühlten doch ein Mitleid heraus, das ihr Stolz noch nicht vertrug, denn sie waren nicht vaterlos.

Oder doch? Mußten sie schon Genüge daran finden, in der Aula, zwischen anderen „Waisen" eingepfercht, stundenlang mitanzusehen, wie das Lehrerkollegium mit pedantischer Umständlichkeit einander beschenkte, bis endlich auch die Schüler, einer nach dem anderen, wie Nummern aufgerufen und zum Gabentisch geführt wurden?

Digitized by Google

Welche Verlegenheit, diese gutgemeinte Abfütterung, die verwöhnte Herzen kalt ließ, dankbar hinzunehmen. Andreas Körner, der beim Schenken immer befangen wurde, immerfort schwatzte und keinem Schüler in die Augen sah, mußte man zum erstenmal die Hand geben. Dann mit einem Buch versehen, das man sich nie gewünscht, und einen Kuchenteller in den Händen balancierend, der mit Leckerbissen für ländliche Dienstmädchen bedeckt war, zurücktreten. Ohne zu stolpern. Detlev fielen natürlich einige Pfeffernüsse herunter — ein höhnisches Kichern umgab ihn, als die braunen Kobolde zwischen den Füßen der Lehrer herumkollerten, er fing einen unwilligen Blick des Direktors auf, den er eben erst liebgewonnen. Da geschah ihm, was noch nie geschehen — plötzlich schluchzte er auf. Der erschrockene Bruder sah helle Tränen über seine Wangen laufen.

„Aber Moltke!" raunte er ihm zu, um ihn sofort zum Lachen zu bringen. Im Innersten verstand er Detlevs Regung — sie war ja nur ein Ausbruch all der Qual, die sie beide heute erfüllte. Aber schwach wollte Hans nicht werden — nein — er warf den schönen Kopf zurück. Trotz und Hohn wollte er dem Schicksal bieten. Rasch nahm er Detlev die fatale Schüssel ab, und als die Bescherung endlich ihr Ende erreicht hatte, nahm er seinen Arm und zog ihn, sich rücksichtslos durch die Menge drängend, aus dem Saal. Nur fort aus dem Schwarm — sie suchten ihr Zimmer auf.

„Jetzt machen wir's uns gemütlich!" rief Hans mit blitzenden Augen. „Jetzt feiern wir unsere Weihnachten, Levchen, paß mal auf! Nur schade, daß wir von zu Hause keine Kiste bekommen haben — alle anderen haben eine Freßkiste, sogar der Jude Simon — wir natürlich nicht!"

„Papa hat sie sicher zu spät zur Post gegeben," begütigte ihn Detlev, der sich nach seiner Gewohnheit sofort die Hände wusch, wenn er nach Hause kam.

„Du unverbesserliches Wohlwollen," flüsterte Hans. „Wir wollen zu seiner Ehre annehmen. daß er überhaupt daran gedacht hat."

„Hans!"

„Ich will dich nicht ärgern — du schwörst ja doch auf alles, was der Gestrenge tut. Na! ... Er hätte es jedenfalls so einrichten müssen, daß die Kiste heute am Vierundzwanzigsten ankommt!"

Detlev schwieg und schüttelte den blonden, glattgebürsteten Kopf. Er begriff nicht recht, daß der Bruder so lange bei diesen Geschenken des Vaters verweilen konnte. Das beste Geschenk, seinen Besuch, hatte er ja versagt.

„Den faulen Zuckerkram packen wir in eine Tüte," fuhr Hans jetzt fort, indem er grimmig im Zimmer herumfuhr und passendes Papier suchte. „Den verehren wir dann den armen Kindern draußen in Blasewitz — morgen kommen wir ja doch vorüber. Wir essen selbstverständlich nichts von dem Zeug. Wir hungern heute lieber, als daß wir unsere Mayringschen Zähne mit dem Fischleim verderben. Sieh doch den Schund! Eine Frechheit! Madige Nüsse! Für so was ein Vermögen Schulgeld jedes Jahr! Die hat wahrscheinlich Staublappen höchstselbst gekauft! Oder Fräulein Meta, die Bachstelze, die immer so hochnäsig über einen wegkuckt und über den Hof trippelt! Hast du schon gesehen? So! — O, Staublappen! Friß deine Schätze selber! Pereat Staublappen!" Er stand am offenen Fenster und schrie es auf den Hof hinaus.

Detlev, der ernstlich glaubte, daß der Direktor unten vorüberging, bat ihn entsetzt: „Bist du von Sinnen, Hans? Schrei doch nicht so!"

Hans warf das Fenster zu. „Wir haben übrigens doch was, womit wir jetzt feiern können," sagte er, ruhiger werdend. „Die Pulle Rotwein, die Papa uns für besondere Gelegenheiten gestiftet hat. Die knacken wir jetzt. Die trinken wir bis auf den letzten Tropfen aus. Ich rauche eine Zigarrette dazu — du verträgst es ja doch nicht."

„Hans — wenn jetzt die Inspektion kommt! Man riecht ja den Rauch — wir fliegen hinein, ich versichere dich —"

„Am Weihnachtsabend wird keine Inspektion kommen! Da hat jeder mit sich zu tun! Nein, Moltke. Setz dich — wir trinken — ich rauche. Und zur Würze des Festes werde ich dir jetzt das herrliche Buch vorlesen, das ich geschenkt bekommen habe. Mit Kommentar natürlich."

Es war eine Sammlung altgermanischer Heldensagen. Gutgemeint und billig gebunden. Hans hatte mit einem Blick die Lächerlichkeit des bombastischen Stils erkannt und brannte darauf, seinen beißenden Spott daran auszulassen. Er setzte seine Brille auf und las mit der ernstesten Miene die

Digitized by Google

lustigen, mit der lustigsten die traurigen Geschichten. Er parodierte die edlen Recken, die es nie gegeben hatte, so übermütig, daß Detlev schließlich alles Leid vergaß und aus dem Lachen nicht herauskam.

Die Kiste, die Hans so fest erwartet hatte, traf am dritten Weihnachtsfeiertage ein. Sie machte den Knaben jetzt wenig Freude, aber sie waren doch zu dankbar für jedes Liebeszeichen aus Berlin, als daß sie sich über die Verzögerung nicht hinweggetäuscht und, einer aus Rücksicht für den anderen, die volle Neugier auf den Inhalt nicht geheuchelt hätten.

Wolf, ihr Zimmernachbar, ein ebenso einsamer, aber leichtsinniger und fideler Berliner, mit dem sie in gemessener Distanz verkehrten, wurde an den „Fressalien" beteiligt. Während sie zu dreien aufwickelten, teilten und zu knabbern anfingen, klopfte es, und der Postbote erschien zum zweitenmal. Er brachte diesmal einen Brief aus Berlin, einen Eilbrief, der offenbar zu der Kiste gehörte, denn in dieser war sonderbarerweise kein Begleitschreiben enthalten. Hans und Detlev verloren sofort jedes Interesse für die Leckerbissen und brannten nur darauf, des Vaters Weihnachtsbrief zu lesen. Doch es war ihnen unmöglich, sich mit ihren intimsten Angelegenheiten in Gegenwart des Zimmernachbars zu beschäftigen. Der hatte es sich bequem gemacht, versicherte bei jedem Bissen, wie ausgezeichnet es sei, und war nicht fortzubringen. Man mußte ihn mit der Kiste allein lassen. Hans schenkte zwar Bruno Wolf dieses grenzenlose Vertrauen keineswegs, aber er fügte sich ins Unabänderliche und ließ ihn durch einen harten Blick aus seinen großen, blauen Augen merken, daß ein Übergriff in die Rechte der Brüder böse geahndet würde. Wo Hans von Mayring hinschlug, wuchs kein Gras mehr.

Verblüfft sah Wolf den Brüdern nach, die mit ihrem Brief davonliefen und den Gast allein ließen. „Nicht nett," murmelte er. „Gar nicht nett. Die denken vielleicht, ich will hier horchen, wenn sie über den Brief sprechen. Lächerlich. Die hochnäsigen Aristokraten! Bin gar nicht neugierig! Interessiert mich überhaupt nicht!" Mit ernster Überzeugtheit ergriff er eine Gänsekeule und ließ davon übrig, was kaum noch Flock, seinen Pudel, interessierte.

Die Brüder gingen inzwischen im stillen Korridor auf und ab und lasen ihren Brief. Er war anders als alle früheren. Anders. Detlevs Hände zitterten, während sie das Blatt hielten. Sein Herz pochte heftig an des Bruders Herzen. Ob vor Kummer, ob vor Freude — sie wußten es nicht. Der Brief lautete:

Innige Weihnachtsgrüße, liebe Jungen! Denkt Ihr auch oft an mich? Tut es, ich brauche es. Die Kiste wird sich leider verspätet haben — ich war jetzt so nervös und überarbeitet — verzeiht mir, Kinder — ich mußte Tante Berta mit der Sendung beauftragen. Im „Festtrubel" ist sie wohl noch liegen geblieben. Aber nun habt ihr sie und laßt euch den Inhalt schmecken. Ein Schuft, der mehr gibt, als er hat. Ja, ja — die alten Sprichwörter. Ich mag sie eigentlich nicht, aber wahr sind sie doch. Ach, Kinder, daß ich nicht zu Euch kommen konnte! Euch *mehr* bringen — Ihr wißt schon, was. Aber ich bin ein armes, armes, geplagtes Menschenkind — ich habe keine Feiertage. Mama ist verreist — dann arbeite ich wenigstens ruhiger. Dieser Gesellschaftswinter war fürchterlich! Laßt mich *Euch* das eingestehen, denn ich habe hier niemand, dem ich es sagen könnte. Braunfeld! Wo ist Braunfeld geblieben! Jedes Bild, jeder Tag, jeder Spaziergang, den wir dort zusammen machten, wird mir jetzt lebendig! Ich habe viel damit aufgegeben. Wann sehen wir uns? Nun, arbeitet nur ruhig, bis Ostern, liebe Jungen, arbeitet, damit Ihr gut versetzt werdet — dann kommt schon ein Wiedersehen. Wünscht ihr es so wie ich? Ich kann es mir kaum denken. Ihr seid an wenig gute Worte von mir gewöhnt. Aber was sind Worte! Vergängliche Wasserblasen aus dunkler Tiefe. Irgend etwas rührt die Tiefe auf, man weiß nicht, was, und dann kommen die Blasen ans Licht! Ich muß an meinen kleinen Detlev denken, der immer so gern im Grunde stocherte, wenn ich euch hinausgerudert habe. Hans sah fort davon — ins Weite — auf den leuchtenden See hinaus. Was, Hans? Habe ich recht? Lebt wohl, Kinder. Wir müssen alle unsere Pflicht tun. Nicht fragen, wer sie verhängt, nicht fragen, wohin sie uns fortträgt. Seid gegrüßt! Mir ist so leicht und so schwer ums Herz, wenn ich Euch geschrieben habe! Ich bleibe Euer treuer Vater

Joachim von Mayring.

Digitized by Google

Sie ſtanden auf der Steintreppe, die zum Hof hinunterführte. Es war kühl und ſtill um ſie her, kraftloſe Sonnenreflexe tanzten auf den Stufen und an den Wänden. Sie blickten wortlos durch das hohe Flurfenſter hinaus.

„Es muß ihm nicht gut gehen," flüſterte Hans endlich. Er hatte eine ſchwere Falte auf der energiſchen Stirn, und ſeine ſchönen, ſtarken Hände ballten ſich unwillkürlich zu Fäuſten.

„Ich fürchte es auch," meinte Detlev, deſſen Kinderſtimme ganz verhaucht klang. „Plötzlich ſchreibt er ſo? ... Er hätte niemand, dem er es ſagen könnte?"

„Das wundert mich nicht. Die Engländerin, die hab' ich nie für den ‚Jemand' gehalten!"

„Hans — ſei nicht ungerecht. Sie muß doch wunderſchön ſein. Ich ſtelle mir vor, daß Papa ganz furchtbar in ſie verliebt iſt."

„Detlev, du biſt ein ſeltſamer Kerl. Nimm dich in acht — du wirſt nicht in die Welt paſſen. Du dichteſt immer. Wenn du von einer Frau ſagſt ‚wunderſchön' und von einem Manne ‚verliebt', dann klingt das bei dir ſchon wie ein prieſterlicher Segen, und alles iſt gut; und was äußerlich nett iſt, das hältſt du ſofort auch innerlich für großartig. Das geht nicht, Detlev — das ſind faule Phantaſien. Sieh dir den Brief an — der iſt wie im Fieber geſchrieben. Papa kann nicht ganz klar geweſen ſein, als er uns plötzlich ſolchen Brief ſchrieb. Mir iſt das unheimlich. Herrgott im Himmel, warum bin ich erſt fünfzehn Jahre alt!"

„Was meinſt du damit ...?"

„Wenn ich jetzt achtzehn wär' und hier 'raus könnte aus dem Stall, dann würde ich ſofort nach Berlin fahren und mir das Weib in der Nähe bekucken und ..." Er drehte ſich raſch auf dem Abſatz herum, als wollte er davonlaufen. Sein Geſicht war dunkelrot geworden.

„Und —?" fragte Detlev atemlos.

„Ich ſage weiter nichts."

„Das darfſt du auch nicht! Ich finde es überhaupt ganz ungehörig, wie du von Papa und von — ſeiner Frau ſprichſt! Ja, Hans, es iſt ganz ungehörig! Du kannſt dir denken, daß Papa eine Frau geheiratet hat, die ſeiner würdig iſt, und ..."

„Aber Menſch, biſt du denn blind?! Das kann ich mir eben nicht denken! Papa iſt der ſtolzeſte Mann, den ich kenne — ein Mayring, wie er im Buche ſteht — uns hat er bisher als dumme Jungen behandelt, und jetzt auf einmal, aus heiterem Himmel, ſucht er uns, will, daß wir an ihn denken, vertraut ſich uns an!? Ich habe Papa ſo lieb, daß es mir in ſeinem Intereſſe faſt lieber wäre, er hätte es bei der früheren kaltnäſigen Korreſpondenz gelaſſen! Ich bin nicht ſentimental! Wenn er es iſt, ſteckt was dahinter! Er kann mit dieſer Engländerin nicht glücklich leben!"

„Du glaubſt, ſie lieben ſich nicht mehr?"

„Ich glaube noch gar nichts, ich tappe ganz im Dunkeln! Jeder Satz hier iſt ein Rätſel für mich! Dir doch auch! Tu nur nicht ſo! Du verſtehſt ebenſowenig wie ich, daß Papa auf einmal ſo entſetzlich viel zu tun hat! Mit der märkiſchen Adelskaſſe? Lieber Gott, ein Vertrauensposten, ein bißchen Buchführung und Rechenſchaftsbericht! ... Er hat das damals übernommen, um überhaupt noch etwas zu tun zu haben — im übrigen lebt er doch höchſtwahrſcheinlich vom Erlös unſeres Gutes!"

„War eigentlich — ich meine — iſt die Engländerin vermögend?"

„Keinen Sechſer, ſoviel ich weiß — nur Schmuck und ſchöne Kleider. Sie war doch in London —" Hans brach plötzlich ab und biß ſich in die Lippen.

„Nun? Was war ſie?"

„Ach, das weißt du gar nicht? ... Pardon ... Na, frage doch nicht weiter —"

„Ich will wiſſen, was ſie in London war!" Detlev rief es hart, ſein ſchmächtiger Körper zitterte.

„Aber Kleiner! Reg dich doch nicht auf! ... Ich habe mich verplappert ... Ich dachte, du weißt es ... Tante Berta hat mir's damals verraten, als ſie ſo gegen Papas Heirat war. Alſo Schauſpielerin war ſie. Nun weißt du's. Gar nichts Schlimmes, nicht wahr? Aber vermögend gewiß nicht."

Detlev ſchwieg. Es ſtürmte noch manche Frage in ihm, aber er wagte ſie nicht zu ſtellen. Er wollte ſich nicht wieder einen „Phantaſten", einen „Dichter" ſchelten laſſen. Schauſpielerin? ... Nein, nein, darin ſah er wahrlich nichts Schlimmes. Er, der ein Trauerſpiel ſchrieb, das er im Geiſte ſchon mit den berühmteſten Künſtlern der Welt beſetzte. Er dachte ſehr hoch von den Schauſpielerinnen. Die Atmoſphäre der Stiefmutter

Digitized by Google

wurde ihm nur noch farbiger und merkwürdiger dadurch ... Und freier ...

„Denken wir nicht weiter darüber nach," sagte Hans jetzt, indem er den Arm des Verträumten ergriff und ihn fortzog. „Klarheit bekommen wir vorläufig doch nicht. Wir wissen ja gar nicht, wie Papa jetzt lebt, ob er nicht doch noch einen anderen Beruf ergriffen hat. Wir sind seine Kinder — wir wissen ja nichts. Der Mann, der in Braunfeld glücklich war, der kann im Berliner Gesellschaftsleben nicht glücklich werden. Es muß etwas ganz Scheußliches sein, das Berliner Gesellschaftsleben. Hoffentlich kriegt es Papa nicht zu sehr unter. Wenn ich's recht überlege — der Brief ist doch ganz schön. Für uns ein entschiedener Fortschritt, Detlev. Das mußt du dir sagen, mein Junge. Wir stehen ihm jetzt viel näher. Wir haben ihn vielfach ungerecht beurteilt, und er wiederum sieht ein, daß er uns nicht so fremd werden durfte. Ich bin überzeugt, daß er das faule Weihnachten mit einem famosen Ostern gutmachen wird. Er wird herkommen oder uns nach Berlin rufen. Wenn die Engländerin verreist ist, selbstverständlich — sonst danke ich. Nun komm. Wir müssen zu Wolf zurück. Der hat inzwischen natürlich den ganzen Gänsebraten aufgegessen. Den werden wir höchstwahrscheinlich in geplatztem Zustand vorfinden."

Detlev lächelte — er war noch blasser als sonst. Langsam steckte er den Brief des Vaters in die Tasche und folgte Hans.

* * *

Drei Arbeitsmonate kamen. Detlev wurden sie besonders schwer, denn er sollte nach Obertertia versetzt werden, und die Mathematik hielt ihn, der in allen anderen Fächern frei und tüchtig war, wie eine Fußangel fest. Hans, dem die eigene Versetzung zu schaffen machte, wurde doch der Retter in der Not. Er sagte sich, wie peinlich ein „Hängenbleiben" des Bruders eben jetzt dem Vater gegenüber wäre; herzliches Mitleid erfüllte ihn auch für das Opfer der geometrischen Lehrsätze, und er arbeitete mit Macht an Detlevs Erleuchtung.

Es gelang. Ein „fast genügend" wurde im Zeugnis durchgesetzt, ein Durchschlüpfen, das dem geängstigten Detlev wie ein „sehr gut" in der Geschichte vorkam.

Als die Abiturienten vierzehn Tage vor Beginn der Osterferien entlassen wurden, setzte Hans es mit einem tollkühnen Streich durch, die Mathematiknote des Bruders noch vor der Versetzung zu erfahren. Während der Aulafeier lag nämlich in Detlevs Klassenzimmer das Zensurenbuch unbeaufsichtigt. Hans wußte das, schlich sich, Nasenbluten vorschützend, in den leeren Raum hinunter, sein Falkenblick brauchte nur eine Sekunde, um das entscheidende Blatt aufzuschlagen — nach der Feier schon konnte er Detlev von seiner zehrenden Angst befreien.

Der Bruder dankte ihm nicht mit Worten. Er küßte ihn nur. Hans hatte alles für ihn gewagt — seine ganze Laufbahn in der Anstalt für den einen Schwabenstreich. Man hätte ihn schimpflich davongejagt für seine Bruderliebe. Er, dem alles Gewöhnliche fremd war, sah dieses schwere „Verbrechen" als gute Tat an, die der Stärkere sich selbst erlaubte. Es freute ihn sogar, die Theorien Staublappens so durchkreuzt zu haben. Er lachte und bemäntelte geschickt seine Aufregung.

„Also durch!" flüsterte Detlev. „Gott sei Dank! — Ach, möchtest du doch erst so weit sein wie die da!" Er zeigte auf die befrackten Abiturienten, die eben in feierlichem Zuge, Prämien und Zeugnisse unter dem Arm, über den Hof schritten.

„Mir wünschst du das?" rief Hans. „Dir doch auch!"

Detlev sah zu Boden. „Ach, weißt du — so weit denke ich gar nicht."

„Mensch, dann kommt doch erst das eigentliche Leben! Freiheit! Selbständigkeit! Alles kriegt dann 'ne andere Farbe! Freust du dich nicht darauf?"

Detlev sah Hans in die Augen. Eine seltsame Spannung, ein Erschrecken fast erblickte er darin. Das war dem selbstbewußten Bruder sonst nicht eigen. Nein, das wollte er nicht. Ihn herabstimmen? Schnell zwang er ein Lächeln auf seine Züge und erwiderte errötend: „Ich freu' mich ja darauf — natürlich! Die Welt ist ja so wunderbar — man muß sich drauf freuen!"

* * *

Hans blieb in einer sonderbaren Unruhe seit diesem Gespräch. Er war zerstreut, sprach Detlev nicht mehr an, und als die Nachmittagsstunde gekommen war, zu der die

Brüder ihren gewohnten Spaziergang unternahmen, ſagte er, er ſei müde, er habe keine Luſt, Detlev möge heute allein gehen. Detlev verſtand ſeine Verſtimmung nicht — er wußte nicht, womit er Hans gekränkt hatte. So erklärte er raſch, daß auch er zu Hauſe bleiben wolle. Doch Hans ſprang auf und rief, an die Tür des Zimmernachbars klopfend: „Wolf! Lupus! Komm mal 'raus aus deiner Höhle! Wo ſteckſt du?“

„Hier!“ ertönte eine verdrießliche Stimme. „Ich ſchlafe!“

„Schwindel! Alter Faulenzer, mach dich fertig, geh mit uns ſpazieren! Das ſchönſte Wetter! Nach Blaſewitz wird gegangen und im Schillergarten ein Seidel Bier geſchmettert, wenn's Staublappen auch verboten hat! Gerade darum!“

Detlev nickte mit leiſem Lächeln vor ſich hin. Das alſo war es. Er wollte nicht mit ihm allein gehen. Er brauchte einen Dritten. Ja — das konnte Bruno Wolf oder ein anderer ſein — ganz gleichgültig. Wenn man nur vor ſich ſelbſt davonlief.

Hans war ganz glücklich erregt, als Wolf erſchien und mitzugehen erklärte. Dem etwas geduckten, häßlichen Jungen merkte man an, daß er ſich durch die Aufforderung der Mayrings geſchmeichelt fühlte. Er bemühte ſich, beſonders liebenswürdig zu ſein, und erzählte unterwegs fortwährend Witze, die Hans nervös belachte, während Detlev nicht zuhören konnte. Frei und offen wurde Bruno Wolf aber nicht — das ſchien ihm nicht gegeben zu ſein. Er beobachtete bei aller Luſtigkeit die argloſen Brüder und trug einen liſtigen Dünkel in ſich herum, der ihn den Blondköpfen überlegen machte.

Detlev fühlte ſich nicht wohl in ſeiner Geſellſchaft. Er blieb zwar freundlich, aber wortkarg. Sie ſchritten durch die ländlichen Straßen von Blaſewitz und kehrten in den Schillergarten ein. Die hiſtoriſche Linde ſchimmerte im Abendgold, es herrſchte eine weiche, warme Vorfrühlingsluft. Aufatmend ließen ſich die Knaben an einem Tiſche nieder. Hans hielt frei und beſtellte Bier. Sogar zu Würſtchen ſchwang er ſich auf — es wurde ein Gelage.

„Proſt, Kinder!“ rief er, nachdem er mit ſeinen Gäſten angeſtoßen. „In dieſem Garten hat Friedrich von Schiller verkehrt, als er den ‚Don Carlos‘ dichtete! Unter dieſen Zweigen hat er geſeſſen! Stellt euch das vor!“

Detlev ſaß mit halb geſchloſſenen Augen und nickte vor ſich hin.

„Ob er auch ebenſo gute Würſtchen dazu gegeſſen hat?“ fragte Wolf, der mit einem zweiten Paar liebängelte.

Hans lachte dankbar, während Detlev eine ungeduldige Bewegung machte.

„Entſchuldige,“ ſagte Wolf mit ſarkaſtiſchem Lächeln. „Verletze ich etwa deine heiligſten Gefühle?“

„Na, Detlev!“ rief Hans. „Du denkſt immer, die großen Männer lebten von der Luft! Aber ernſthaft, Wolf — man muß das fühlen als deutſcher Junge — die Nähe von Schiller — nicht wahr? Denk an den Marquis Poſa! Donnerwetter! Hat der vor dem König 'ne Lippe riskiert! Geben Sie Gedankenfreiheit! Gedankenfreiheit! Die könnten wir auch brauchen! Was?!“

Sie ſtießen klirrend ihre Seidel an.

„Ich für meine Perſon, ich habe mir vorgenommen,“ fuhr Hans mit ſeinen leuchtenden Augen fort, indem er zur Linde emporblickte, deren Blättergewirr im abendroten Himmel zitterte, „ich werde, wenn ich 'raus bin aus dem Stall, wenn ich Offizier bin, irgendwo, am liebſten in Afrika unten, dann werde ich einzig und allein tun, was ich für richtig halte! Auf keinen anderen hören! Man wird ja eigentlich nur ſo geknechtet, Kinder, man wird ja ſo einſam gemacht und — weil — na ſelbſtverſtändlich, weil man für die Freiheit erzogen wird!“

Er ſtieß mit Wolf an. Detlev vergaß ſein Seidel hinzuhalten.

„Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται,“ zitierte Wolf mit ſeiner naſalen, ſelbſtbewußten Stimme. „Ich habe in dem ganzen Schulkram nie was anderes geſehen als ein abſchreckendes Beiſpiel, wie man's im Leben ſpäter nicht machen ſoll. Sicher wird man ſo lange in den Käfig geſetzt, um ſich auf das Fliegen zu freuen. Umgeſprungen wird vor vornherein mit einem, damit man ſpäter mit den anderen umſpringt. Meine Eltern leben nicht mehr — die hätten mich auch nie in Staublappens Drillanſtalt gegeben. Das hat mein Onkel-Vormund in Berlin getan. Mein Wille wurde immer als Nebenſache betrachtet. Sogar mein Beruf ſoll mir aufgezwungen werden. Aber da werden ſie ſich eklig irren. Ich habe im Joch was gelernt. Ich gehe einfach durch und werde Schauſpieler. Charakterdarſteller

zed by Google

— Richard III., so was — erstes Fach. Dann werden sie sich wundern, wofür sie ihr Schulgeld ausgegeben haben."

„Schauspieler wirst du?" fragte Detlev, der plötzlich interessiert war.

„Zweifelst du daran? Sieh nicht so mißtrauisch auf meine krumme Nase — die ist Gold wert für einen Charakterdarsteller. Ach, möcht' es doch erst so weit sein!"

„Ach, möcht' es doch erst so weit sein!" wiederholte Hans aus tiefster Seele. „Prost, Bruno, du gefällst mir. Warum erzählst du uns das erst heute alles? Wir haben uns viel zu spät kennen gelernt, Junge! Du gefällst mir wirklich!"

„Sehr schmeichelhaft," sagte der Geduckte grinsend und ließ einen scheuen Blick zu dem träumenden Detlev hinübergleiten. „Ich pflege mich eben nicht aufzudrängen."

„Das versteht sich doch von selbst!" rief Hans geärgert. „Ich meine ja nur — das Leben hat uns so spät zusammengeführt. Absichtlich war da gar nichts. Aber wir können's ja noch nachholen — was, Bruno? Jeder von uns dreien weiß, was uns die Freiheit später mal bedeuten wird! Wir werden uns trennen, wenn wir abgehen, und uns später wiedertreffen, du als berühmter Schauspieler, ich als Gouverneur von Ostafrika, und der Kleine da als Nachfolger von Friedrich von Schiller!"

Sie lachten herzlich — Detlev auch.

„Lies uns doch einmal dein Drama vor," sagte Wolf jetzt mit einem Lächeln, das Detlev nicht angenehm war.

Hans unterbrach den Protest des Bruders fast brutal: „Selbstverständlich! Jeder muß jetzt überhaupt das Seinige hergeben! Darauf beruht eine Freundschaft! Hinterm Berge gehalten wird nichts mehr! Und nun kommt! Wir machen noch einen Bummel zur Elbe hinunter — der Abend ist fabelhaft — der muß noch einen feinen Abschluß kriegen."

Am goldig schimmernden Wasser unten, das breit und kühl dahinfloß, kam über die drei Freunde eine elegische Stimmung. Sie gingen nicht mehr nebeneinander, sondern hintereinander, jeder in seinen eigenen Gedanken, und ihre schmalen gebückten Gestalten hoben sich schattenhaft von dem lichten Hintergrunde ab.

„Untergang!" stieß Hans plötzlich zwischen den Zähnen hervor. „Eine verfluchte Geschichte! ... Wenn das nicht wär' ..."

„Dann gäb' es auch keinen Aufgang," erwiderte Detlev ruhig, indem er mit seinem völlig beschatteten Gesichtchen in das Antlitz des Bruders sah, das rot und voll von der Sonne beschienen war.

„Detlev hat recht," sagte Bruno Wolf in seiner rasch entscheidenden Weise. „Übrigens ein famoses philosophisches Thema. Beschäftigt ihr euch mit Philosophie?"

Die Brüder, die sich noch verträumt ansahen, schüttelten den Kopf.

„Ich aber! Ich habe schon ein ganzes System, eine großartige, vollständig neue Weltanschauung zusammengestellt. Im Kopf natürlich — geschrieben ist noch nichts davon. Aber ich werde es schreiben. Überhaupt — von unseren Paukern hat doch keiner 'ne blasse Ahnung, was uns wirklich interessiert, womit wir uns ernstlich abgeben. Die wagen es, uns mit kindischem Zeug zu ennuyieren, lassen uns ‚Wilhelm Tell' mit verteilten Rollen lesen und erzählen uns was vom kategorischen Imperativ eines gewissen Herrn Kant. Daß wir dabei zu Hause schon die ganzen Klassiker gelesen haben, alle verbotenen Szenen mit, und daß wir Schopenhauer und Nietzsche kennen, darum kümmert sich kein Mensch. Nach meiner Ansicht müßte der Stundenplan ganz anders eingerichtet werden. Vier Stunden am Tage, wo wir alles Wissenswerte bei den Paukern lernen — bon! — zwei Stunden aber auch, wo die Pauker bei uns was lernen. Wir sind nämlich weder Idioten noch Kinder — wir sind schon reichlich so weit wie die."

Die Mayrings schwiegen. Bruno Wolf war auf ein Gebiet gekommen, wohin sie ihm nicht folgen konnten. Schopenhauer? Nietzsche? Davon wußten sie nichts. Aber sie mochten dem Renommisten gegenüber ihre Unkenntnis nicht zugeben.

„Ihr beide seid auch ganz anders, als die Herren von der Drillanstalt sich einbilden," fuhr Bruno fort, während sie langsam über die große Elbbrücke schritten. Er reckte sich, er machte pathetische Bewegungen, er fühlte sich jetzt ganz in seinem Fahrwasser. „Ich habe euch hinlänglich beobachtet. Ihr habt euch selbst erzogen, nicht wahr? Ihr habt auch keine Eltern?"

„Doch!" unterbrach Detlev ihn hastig. „Unser Papa lebt in Berlin!"

„Ich weiß, ich weiß. Ich könnte euch erzählen, daß mein Onkel und meine Tante

in Berlin sich einbilden, mir Vater und Mutter zu ersetzen. Aber das sind Worte, Kinder. Seien wir doch ehrlich. Wer es fertig bringt, uns mit acht Jahren fortzuschicken, und fremden Leuten, die ein Geschäft mit uns machen, unsere Erziehung überläßt, die können wir leider Gottes nicht als Vater und Mutter betrachten. Das mag verbittert klingen, aber ich habe nun mal 'ne höhere Auffassung von elterlichen Pflichten, ich —"

„Hör auf, Bruno!" unterbrach Hans ihn hier mit heftig atmender Brust, indem er Detlevs Arm ergriff und neben Wolf herschritt. „In deinem Fall magst du ja recht haben, aber jeder Fall ist anders, und uns besonders ist es ganz unmöglich, uns mit irgend jemand auf der Welt in diesen Dingen zu vergleichen!" Stolzer und abweisender, als sie gemeint waren, hatten diese Worte von Hansens Lippen geklungen.

Bruno Wolf war still. Ein vieldeutiges, grimmiges Lächeln verzog sein Antlitz. Er nickte mehrmals vor sich hin. Unwillkürlich schritt er den Mayrings voraus. „Ich habe dir heute schon einmal gesagt, daß ich mich euch nicht aufdränge," sagte er dann langsam. „Ich habe meinen eigenen Stolz, ich kenne meinen Wert, wie ihr. Oder habt ihr etwa gedacht, daß ich eurem ‚Von' nachlaufe?"

„Du bist ein Schafskopf!" polterte Hans. „Sei doch nicht gleich beleidigt! Gib mir die Hand! Na, gib doch! Du hast mich vollkommen mißverstanden! Wir sind nur unsagbar empfindlich, wenn es sich um unseren Vater handelt!"

„Verstehst du denn das nicht?" fragte Detlev leise.

„Von diesem Verständnis bin ich ausgegangen, mein Lieber," erwiderte Wolf, gekränkt die Achseln zuckend, aber schon wieder vertraulich. Plötzlich blieb er stehen. „Um es kurz zu sagen, Kinder — ich mein' es ehrlich gut mit euch!"

„Was weiter?" fragte Hans überrascht.

„Ich nehme den größten Anteil an allem, was euch betrifft. Und ich hätte euch was zu sagen, was — was nur ein echter Freund euch sagen kann! Ihr versteht mich!"

„Keine Silbe!"

„Sind wir echte Freunde?"

„Was verstehst du darunter?"

„Hauptsächlich, daß wir uns nichts verschweigen!"

„Nichts?"

Bruno Wolf zitterte in einer sonderbaren Erregung, die gut und freundschaftlich sein mochte, aber wie schlechte Gier aussah. Er wurde rot, er biß sich in die Lippen und machte ungeduldige Bewegungen. So brach er schließlich los. „Ob ihr es hören wollt oder nicht — ich halte es für meine Pflicht, es euch zu sagen! Ihr wollt doch wahrscheinlich was Näheres über euren Vater wissen! Ich merke euch seit Wochen an, daß ihr seinetwegen nicht ruhig seid! Ihr würdet euch wohl nicht die Ohren zustopfen, wenn jetzt plötzlich jemand käme und euch über einiges aufklären könnte, was —"

„Was?!" fragte Hans mit blitzenden Augen, indem er stehen blieb und Bruno Wolf am Mantel packte. Detlev starrte den Geduckten wie ein lauerndes Untier an, das plötzlich aus seiner Höhle gekrochen war.

„Bitte, bitte!" sagte Bruno energisch, indem er sich von Hansens eisernem Griff befreite. „Nicht so heftig! Entweder habt ihr Vertrauen zu mir, oder ich halte das Maul!"

Hans ließ ihn los. „Rede," bat er leise.

„Der Tatbestand ist der: Mein Onkel und meine Tante haben in Berlin zu Neujahr eine andere Wohnung bezogen. Die Adresse wird euch interessieren: Kurfürstendamm 207b.

„Da wohnt Papa!" riefen Hans und Detlev wie aus einem Munde.

„Item — das ist es. Euer Papa wohnt sogar direkt über meinem Onkel und meiner Tante. Sie schrieben es mir, da sie wußten, daß wir Zimmernachbarn sind. Nun erkundigte ich mich in eurem Interesse natürlich nach allem Wissenswerten —"

Die Mayrings zuckten zusammen. Sie unterbrachen aber Bruno nicht.

„Und da erfuhr ich — na, zunächst, daß meine Tante eurer Stiefmutter jeden Tag auf der Treppe begegnet, ohne sie freilich persönlich kennen zu lernen. Die Engländerin spricht überhaupt mit keinem Menschen im Hause."

„So!" rief Hans fast befriedigt.

„Aber um so mehr macht sie sich in ihrer Wohnung bemerkbar."

„Was heißt das?"

„Na, das heißt, daß sie jeden Abend Gesellschaft gibt."

„Jeden Abend?"

zed by Google

„Wenn sie nicht mit eurem Papa ins Theater geht oder eingeladen ist — jeden Abend. Täglich werden vom teuersten Koch die Speisen geliefert. Das beobachtet meine Tante auf der Hintertreppe. Und dann ist ein Spektakel da oben — ein Klappern und Schurren, ein Schreien und Lachen — bis drei Uhr morgens. Getanzt wird oft bis fünf. Dann kommt ein Klavierspieler und paukt über Tantes Schlafzimmer — recht angenehm."

„Was sind denn ..." Hans wollte etwas fragen, brach aber errötend ab.

„Bitte," sagte Bruno gönnerisch. „Frage nur ruhig."

„Was sind denn — ich meine, wer kommt denn so abends? Das heißt, die näheren Bekannten von Papa kennen wir natürlich — aber ..."

„Die Namen weiß ich auch nicht — nur die Kreise." Bruno sah, während er weiter sprach, mit schlecht bezwungenem Lächeln geradeaus. Er war dem gespannten Blick der Brüder nicht gewachsen. Kurz abbrechend sagte er dann: „Vornehme Leute sind es offen gestanden nicht ..."

Die Mayrings schwiegen.

„Ihr versteht mich — ich meine, nicht recht standesgemäß, was euren Papa betrifft. Keine Offiziere, keine höheren Beamten — hm — na, Schauspieler und Tingeltangel sogar, weiß Gott, meine Tante wußte einige Namen. Auch Sports- und Börsenleute, nicht zu vergessen."

„Das kann nicht sein," murmelte Hans.

„Ich berichte nur, was mir berichtet worden ist. Ich finde übrigens an dem Verkehr noch gar nichts Schlimmes —"

„Schlimmes ...?"

„Na ja! Eure Stiefmutter soll ja auch bei der Bühne gewesen sein. Alle Achtung — 'ne wunderschöne Person. Das Auffällige ist nur, daß jeden Abend die Gelage stattfinden. Und Einzelheiten weiß ich davon — Einzelheiten ..."

„Wieso denn — — verschone uns damit!" preßte Hans hervor.

„Ich möchte nur eins erwähnen ... Das haben die Mädchen von meiner Tante mit eigenen Augen gesehen. Die haben die Mädchen oben besucht und wurden von denen ganz ungeniert in die Vorderwohnung mitgenommen. Ungeniert haben die Frauenzimmer die Tür aufgemacht und das Treiben der Herrschaft beobachtet. Das scheint nun höchst amüsant gewesen zu sein. Die Damen alle in großer Toilette und tanzten — Cancan — wißt ihr, was das ist? Na, ein Pariser Tanz, bei dem es besonders darauf ankommt, daß die Beine möglichst sichtbar werden. Dazu paukte der Klavierspieler — Offenbach natürlich oder vielleicht auch Cakewalk — ich weiß nicht."

Die Mayrings schwiegen.

„Zehn leere Champagnerflaschen sahen die Mädchen — Austern und Hummern und Orchideen und sonst was. Betrunken war alles. Und die Herren saßen herum und gafften und sahen sich — ähähä — die Beine an!"

Hans machte Kehrt. Sie schritten, ohne sich darüber verständigt zu haben, nach Blasewitz zurück.

„Frau von Mayring soll übrigens am tollsten getanzt haben ... Das muß ein Skandal gewesen sein, die ganze Nacht durch! Onkel und Tante haben sich schon dreimal beim Wirt beschwert."

Nun kam ein langes Schweigen. Endlich wandte Hans sich zu Bruno hin. Sein Antlitz war verzerrt, seine Stimme klang dumpf und stieß die Worte mühsam hervor. „Wagst du etwa auch zu behaupten, daß — daß unser Papa — bei dergleichen Gelagen — zugegen ist?!"

Bruno sah den Herausfordernden von oben bis unten an. „Du, hör mal, wähle deine Worte ein bißchen anders! ... Ich wage zu behaupten? ... Du bist wohl toll! ... Ich mache euch da aus purer Freundschaft Mitteilungen, die nur für mich bestimmt waren — und du behandelst mich quasi als Verleumder? — Danke schön! Ich sage kein Wort mehr! Da kommt die Elektrische! Ich fahre nach Hause! Addio!"

Schnell entfernte er sich und bestieg die Straßenbahn. Er sah sich nach den Mayrings nicht mehr um.

Detlev nahm des Bruders zitternde Hand. „Hans!" rief er. „Ich bitte dich! ... Glaub ihm doch nicht! Das ist ja ein niedriger Mensch!"

Hans starrte dem davonsurrenden Wagen nach. „Sachte, sachte ... Die Tatsachen, Kind, die müssen geprüft werden ... Aber daß er es wagt, in deiner Gegenwart in diesem gemeinen Ton davon zu reden — das — das soll er mir büßen!"

Digitized by Google

„Hans! Was willst du tun!"

„Ich stelle ihn! Er muß revozieren! Sobald ich ihn treffe! Um Verzeihung muß er dich bitten!"

„Wofür denn?"

„Er hat gelächelt — er hat sich gefreut! Das genügt!"

Detlev suchte den Wütenden zu beruhigen. Scheinbar gelang es ihm endlich. Hans hüllte sich in ein dumpfes, trotziges Schweigen. Doch als Detlev am nächsten Vormittag den Turnsaal betrat, wo die oberen Klassen gemeinsame Freiübungen machten, sah er schon von weitem eine Ansammlung von Schülern, die ihm verdächtig vorkam. Man stand um zwei Sekundaner herum, die in einen heftigen Wortwechsel geraten waren. Man wartete offenbar mit großem Vergnügen das selbstverständliche Ende ab, daß die beiden sich durchprügeln würden. Detlev erkannte entsetzt, daß die Kampfhähne sein Bruder Hans und Bruno Wolf waren. Hans war auf Bruno zugetreten und hatte ihn in Gegenwart der anderen gestellt. Er solle augenblicklich zurücknehmen, was er ihm gestern in Blasewitz erzählt habe.

„Kein Wort," erwiderte Bruno, die Arme verschränkend. „Wahrheiten nehm' ich nie zurück. Im übrigen sind wir fertig miteinander."

„Noch nicht ganz! Du hast noch meinen Bruder um Verzeihung zu bitten! Du hättest dich in seiner Gegenwart anständiger benehmen müssen!"

„Du bist wahnsinnig!"

„Meinst du?!"

„Mich wundert, daß du mich nicht anrempelst und Judenjunge sagst! Zu deinem ‚Freund'! Das sähe dem hochgeborenen Herrn von Mayring ähnlich!"

„Du irrst dich. Ich sage weiter nichts, als daß du meinen Bruder um Verzeihung bitten sollst!"

„Fixe Idee! Du tust mir leid! Wie würdest du dich erst gebärden, wenn ich dir noch von den Einzelbesuchen erzählt hätte, die deine Frau Mutter ..."

Weiter kam er nicht. Im nächsten Augenblick brachen die Umstehenden in einen Schreckensschrei aus. Hansens schwere Faust war Bruno mitten ins Gesicht gefahren. Bruno taumelte — Blut floß nieder — er sank zusammen. Detlev stürzte zu seinem Bruder hin — es war zu spät. Er konnte ihn im Gedränge nicht mehr fortziehen. Schon hielten einige Primaner den Wutverzerrten fest. Hans rang mit ihnen, der Rock wurde ihm abgerissen, Kragen und Hemd zerfetzt — ein trauriger, wüster Anblick. Schluchzend rang Detlev seine Hände. Endlich kam Rettung. Der weißbärtige Turnwart erschien und neben ihm Andreas Körner, der Direktor. Hans faßte sich. Er stand wie ein ergriffener Räuber da — zerzaust und blutig.

Staublappen untersuchte. Bruno Wolf war wieder zu sich gekommen — seine Wunde war leicht, er trug schon einen Verband. Hans und Detlev staunten nicht am wenigsten, als der Verhaßte jede nähere Auskunft über die Entstehung des Streites verweigerte. Sie wußten wohl, daß seine Diskretion nur Angst war, vom Direktor noch härter zur Verantwortung gezogen zu werden, doch waren sie ihm fast dankbar.

Auch Hans wich allen Fragen aus. Das Ganze machte bald den Eindruck eifersüchtigen Gezänkes, jähzorniger Heftigkeit. Als Andreas Körner somit hinter den wahren Hergang gekommen zu sein glaubte, gab er sich ganz seiner Entrüstung hin. Er verurteilte Hans natürlich weit schärfer als Bruno, obwohl er den letzteren weniger leiden mochte. Dieser Jähzorn um eine Nichtigkeit sei bestialisch, ja, er finde keinen milderen Ausdruck dafür, das setze Gymnasiasten zu Straßenräubern herab. Er dulde in seiner Anstalt kein Faustrecht, über das Mittelalter sei man hinaus. Hans von Mayring bekomme für seinen tätlichen Angriff die exemplarische Strafe von zwei Stunden Karzer — Bruno Wolf aber, der ihn sicherlich gereizt habe, erhalte einen Tadel ins Klassenbuch, einen Schandfleck also für sein sonst vortreffliches Zeugnis.

„Zwei Stunden Karzer?!" rief da Detlev schließlich ganz empört — aller Augen richteten sich auf ihn. „Aber, Herr Direktor! Das ist ungerecht! Mein Bruder hat ja gar keine Schuld!"

Andreas Körner starrte den kleinen Frechling an. Das war tatsächlich Mayring II, der mit den merkwürdigen Augen. Aber diese unverschämte Insubordination? Er vergaß seine Gunst, er drohte ihm wütend mit dem dürren Zeigefinger: „Du erlaubst dir eine Kritik an meinem Urteil? Du frecher Bengel?! Ich sei ungerecht, behauptest du?! Oho! Oho! Du wirst gefälligst deinem Bruder Gesellschaft leisten! Auch zwei Stunden Kar-

Digitized by Google

zer! Ja, ich will doch sehen, ob ich mit euch Bengels nicht fertig werde!" Staublappen rannte an der Mauer entlang davon.

„Aber Levchen!" flüsterte Hans. „Wie konntest du —!"

„Laß doch!" war des Bruders feste Antwort. „Laß! ... Mir ist es recht so ... Wir brauchen eine gemeinsame ‚Strafe' ... Nun sitzt du wenigstens nicht allein."

Dieser Vorfall übte auf die beiden Knaben eine tiefe Wandlung aus. Sie entzweiten sich zum erstenmal mit dem Lauf der Welt. Sie verloren ihren Glauben an höhere Gerechtigkeit. Was sie voll Scham und Schmerz im einsamen Herzen bewahren mußten, erkannten sie himmelhoch über dem Verständnis ihrer Lehrer und Kameraden. Sie wußten plötzlich, daß es für jeden Menschen etwas gab, was nicht gebeichtet werden konnte. Richter, Verkläger und Anwalt der Seele lebten in der Seele selbst. Der Kampf des Lebens aber schwankte zwischen Gewalt und Betrug.

Die beiden Karzerstunden verbrachten sie, in stumpfes Sinnen verloren. Die aufgetragenen Arbeiten hatten sie gemeinsam bald gemacht. Der beaufsichtigende Lehrer war der siebzigjährige Schimmelmann, ein Geschichtsprofessor, der über dem Heftekorrigieren immerfort einschlief. Seine Aufsicht war nicht streng — man konnte sich ungeniert helfen.

Später, in der „Freiheit" wieder, waren Hans und Detlev überzeugt, daß die Karzerstrafe noch andere und schwerere Strafen nach sich ziehen werde. Detlev glaubte jetzt, trotz der besseren Mathematiknote, an seine Versetzung nicht mehr, und auch Hans hegte Zweifel an der seinigen. Trotzdem war es nicht das allein, was sie niederdrückte — es vermehrte nur ihre trotzige Resignation. Sie ließen die letzten Wochen bis zur Versetzung über sich ergehen und taten mechanisch ihre Pflicht. Freude verursachte ihnen nur noch die Aussicht, nachmittags in den erwachenden Frühling hinauszugehen, durch die Hügelwälder an der Elbe zu streifen, stumm und rasch in einem und demselben traurigen Gedankenkreise. Brunos Worte blieben ihnen haften. Sie glaubten an alles, was er ihnen gesagt, und suchten es doch leidenschaftlich zu bezweifeln. Sie verstanden es nur mit dem Kopf — ihr Herz blieb all der schmutzigen Bosheit fern. Sie haßten den Zwischenträger und hatten ihn doch gehört. Sie waren vor sich selbst gesunken — beide. Ihre adlige Geradheit war ein wenig geknickt.

Sie durchschritten das Waldhügelland vom weißen Hirsch. Die jungen Birken grünten überall — es schwirrte und leuchtete rings in seligem Erwachen. Sie dachten an ihren Vater. War er es wirklich nicht mehr, den sie einst gekannt hatten? Litten sie vielleicht um einen Menschen, der seit Jahren Wege ging, die sich mit den ihrigen niemals treffen würden? Vielleicht waren Glück und Glück so fürchterlich verschieden, wie Bruno Wolf von ihnen. Wie jenes bemalte Weib, das ihnen abends einmal stundenlang mit seltsamen Reden auf der Straße gefolgt war, von der toten Mutter. Sie forderten gewiß zuviel. Was jetzt im goldgrünen Walde rauschte und ihre gequälten Seelen mit lindernder Einsamkeit umfing — das war vielleicht der kleine Bezirk des Glücks. Es war vielleicht ihr böser Geist, der sie ins „Leben" hinausrief, der sie lockte, die heilige Stille preiszugeben für einen zweifelhaften Lärm ...

Sie traten ins Freie hinaus, hoch über dem Elbufer. Weithin dehnte sich der helle Abend, lustig glänzte der Fluß, und die Türme von Dresden glichen den Wahrzeichen eines höheren Daseins.

„Mensch, man sollte daran genug haben," flüsterte Hans plötzlich, indem er in heftiger Bewegung den Arm um Detlev legte.

„An solchem Bild? . Ich glaube auch ..."

„Aber du meinst, man tut es nicht?"

„Was denn?"

Hans schwieg. Er fühlte sich von seinem Bruder verstanden — trotz Detlevs Frage. Aber ein schönes Grauen machte ihn plötzlich stumm. Die Ebene unten hatte sich verdunkelt — breite Wolkenschatten zogen darüber hin. Die Fenster an der Uferstraße brannten dunkelrot, sie spiegelten die späte Sonne.

Detlev schmiegte sich an seinen Bruder. Er mochte ein ähnliches Grauen spüren. „Warum ist man nicht," flüsterte er mit bebenden Lippen, „warum ist man nicht mit einem Mal vorbei?"

Hans neigte seinen hohen, blonden Kopf zu ihm hinunter. „Du denkst wohl wieder an den Schiffsuntergang, der gestern in der Zeitung stand?" fragte er, von der Wendung ihres Gesprächs dunkel verlockt.

„An etwas Ähnliches ... Die sind gefahren, Hans, die sind gefahren — so glück-

Digitized by Google

liche Auswanderer nach Amerika — ihrer Zukunft entgegen — und plötzlich kam es —"

„Die Zukunft — ja! Viel anders wär' sie nicht geworden. Arme Leute, die sich ewig plagen müssen."

„Goldgräber!"

„Ja — wer findet denn Gold?"

„Die Menschen sind furchtbar feige, Hans. Ich glaube, alle Menschen."

„Gewiß, wir auch. Und vor allen Dingen — wer davon redet, tut's nicht ... Das Sterben ist noch keinem gut bekommen. Nun lachst du wieder ... Aber wer weiß denn, was nachher kommt, und vor allem — was man durch den Tod gewinnt?"

Hierauf antwortete Detlev nicht mehr. Er fühlte plötzlich, daß im Innersten auch sie nicht ganz auf dem gleichen Boden standen. Auch sie nicht. Hans fragte noch, wo er schon die Antwort wußte. Doch seine Antwort wäre Hansens Vernichtung gewesen. Dem Bruder war der Tod ein tiefgehaßtes Nichts, und Detlev begann eben das All darin zu ahnen.

Seltsam erschütternd kämpfte ein lautloser Kampf in dem Kleinen, als er seinem großen Bruder zögernd und mit hängenden Gliedern folgte. Völlig vereinsamt wußte er sich jetzt, und dankbar doch, mit erschauerndem Stolz blickte er auf den rüstig Vorwärtsschreitenden.

Als sie sich dem Erziehungsheim näherten, bemerkten sie ein junges Mädchen, das, ein Paket im Arm, eilig, als wollte sie der hereinbrechenden Dunkelheit entfliehen, vor ihnen herschritt.

Hansens Stimmung schlug plötzlich um. In giftigem Übermut stieß er Detlev an und raunte ihm ins Ohr: „Da, sieh mal! Meta Körner! Fräulein Staublappen! Jetzt kannst du ihren Gang sehen! Wie 'ne Bachstelze! Und die Nase trägt sie so hoch! Ach Gott, ich möchte jetzt am liebsten vorauslaufen, an dem Balg vorbei, und sie anstarren und nicht grüßen — wahrhaftig, das täte mir wohl!"

Detlev sah seinen Bruder erstaunt von der Seite an. Er begriff diesen Ingrimm nicht. Er hatte irgendwo gelesen, daß verschmähte Liebe besonders heftig wider seinen Gegenstand eifere ... Ein Lächeln kam auf sein blasses Gesicht. Er betrachtete Meta Körner heute zum erstenmal. „Sie scheint aber hübsch zu sein," flüsterte er fast boshaft.

„Ach, hübsch! hübsch!" polterte Hans. „Komm mir nicht damit! Hübsche Weiber sind das Verhängnis der Welt! Ein Schwindel! Ein Götzendienst! Ein schamloses, verfluchtes Preisgeben aller männlichen Würde!"

Während Hans schimpfte, hatte Meta Körner Herrn Huschke, dem alten Schuldiener, der am Portal stand, mit einfacher Freundlichkeit ihr Paket gegeben und war den Blicken der Knaben rasch entschwunden.

„Widersprichst du etwa!?" fuhr Hans mit heftiger Bewegung zu Detlev herum.

„Ich habe kein Wort gesagt!"

„Das bitt' ich mir auch aus! Vermaledeites Weibsvolk! Eva! Wir, ich dächte, wir, wir wissen schon Bescheid, was sie anrichten können! Eine wie die andere! An mich soll aber keine 'ran! Das schwör' ich!" Er spuckte wütend aus.

Herr Huschke, der Metas Paket noch immer im Arm hielt, blickte verwundert auf den grimmigen Mayring. „Giftkröte!" murmelte er. „Der richtet bald wieder was an!" Dann prüfte er gerührt, was die Tochter des Direktors ihm für seine kranke Frau gebracht hatte.

Als Hans und Detlev ihr kleines Zimmer betraten, erblickten sie zugleich einen Brief, der im Zwielicht weiß vom Tisch leuchtete. Sie eilten darauf los. Ihre Ahnung bestätigte sich — der Brief war vom Vater. Staunend blickten sie sich an, bevor sie das stumme Schriftstück erbrachen. Ein ungewöhnlicher Brief zu dieser ungewöhnlichen Zeit. Was mochte er enthalten? Was hatte ihn plötzlich veranlaßt? Sie lasen still, ein jeder in dem gespannten Wunsche, jedes Wort zu durchdringen. Sie lasen:

Liebe Jungen!

Ich möchte Euch gern wiedersehen. Wie Ostern werden wird, weiß ich noch nicht. Darum muß ich jetzt die Stunde wahrnehmen. Meine Frau ist verreist — die schwimmt auf der See, nach England. Zu Euch kommen kann ich nicht, meiner Geschäfte wegen. Also kommt zu mir. Ich habe es beim Herrn Direktor durchgesetzt — er entläßt Euch nächsten Sonntag nach dem Mittagsessen und gibt Euch bis Montag mittag Urlaub. Den Unterricht am Montag könnt Ihr also schwänzen! Freut Ihr Euch? Bitte, gebt Eurer Freude aber keinen schriftlichen Ausdruck. Wir sehen uns ja bald und können uns dann

Digitized by Google

mündlich mehr sagen. Vergeßt nicht, Euer Nachtzeug mitzubringen. Kommt mit einem tüchtigen Appetit, denn ich habe vor, einen guten Tag mit Euch zu verbringen. Ich sehne mich sehr nach Euch.

Euer Vater.

Hans ließ den Brief auf den Tisch fallen und drückte Detlev an sich. Hans, der sonst so Starke und trotzig Skeptische, begann zu schluchzen. Die Freude überwältigte ihn. Detlev aber blieb noch still. Seine Fassung wirkte auf den älteren Bruder. Hans schämte sich und trat erglühend ans Fenster. Dort wartete er abgewandt, bis Detlev, der den Brief noch einmal las, etwas sagen würde.

„Sonderbar," hörte er ihn endlich flüstern. „Jetzt ruft er uns zum erstenmal — und wir wissen doch, daß es schlecht um ihn steht. Er muß uns also brauchen."

„Den Eindruck hab' ich auch!" rief Hans ganz dankbar in einem scheuen, unterwürfigen Ton, den Detlev nie von ihm gehört hatte.

„Ich freue mich," schloß Detlev leise.

„Ich auch!" schrie Hans, ergriff ihn wieder und tanzte mit ihm im Zimmer herum. „Mensch, Mensch, das wird ja großartig! Jetzt, bei dem schönen Wetter! Sonntag nach Tisch fahren wir nach Berlin und sind erst Montag mittag, vielleicht erst Montag abend wieder hier!"

„Und fein ist es auch, daß — daß — ich wollte sagen — daß —"

„Na, los doch! Genierst du dich etwa vor mir? Du meinst doch, daß die Engländerin nicht da ist! Ja, freilich! Sonst, mein Junge, hätte man mich nicht nach Berlin gebracht! Auch jetzt nicht! Ich will ihre Bekanntschaft nicht mehr machen!"

„Aber, es ist eigentlich sonderbar — Papa wollte es doch so gern. Jetzt, wo er uns zum erstenmal ruft — am Ende ist sie doch da und überrumpelt uns. Was meinst du?"

„Unsinn, dann würde er anders schreiben! Sieh dir doch den Brief an! Er ist ja quietschvergnügt, daß sie fort ist!"

„Aber, Hans!"

„Na, freilich! ‚Die schwimmt auf der See, nach England!' schreibt er. Die schwimmt! Und wenn sie untergeht, ist's noch so!"

„Pfui!"

„Ich halt' es nicht für ausgeschlossen, daß sie überhaupt nicht wiederkommt! Daß sie sich scheiden lassen! Das ist der Anfang vom Ende!"

„Hans, bilde dir doch nur nicht gleich alles mögliche ein!"

„Aber wir wissen doch, wie's bei ihnen aussieht! Papa hat keine Ahnung, daß wir's wissen! Es hat natürlich einen großen Krach gegeben, denk' ich mir, und nun —"

„Hans, wir wissen gar nichts!"

„Doch, mein Junge! Du bist 'ne Unke! Na, nu komm! Das werden die schönsten Ferien meines Lebens! Ich werde jetzt sofort an Papa schreiben —"

„Aber nicht unserer Freude Ausdruck geben! Nicht schriftlich, Hans! Das hat er verlangt!"

„Du bist wohl toll!"

„Es steht im Brief."

Hans riß ihm das Blatt aus der Hand und starrte hinein. Dann sagte er langsam, ohne seinen Bruder anzublicken: „Hm ... Na, ja ... Das meint er aber anders ... Das ist ganz anders zu verstehen ... Haltung selbstverständlich — Haltung! Wir Mayrings —"

„Er hat vielleicht sehr ernste Dinge mit uns zu besprechen. Da stört es ihn, wenn wir zu entzückt sind — von dem Wiedersehen, mein' ich ..."

Hierauf antwortete Hans nicht mehr. Detlev hatte das Gefühl, daß jedes weitere Wort ihn verwunden mußte. Er staunte. So kindisch hatte er sich den großen Bruder nicht mehr gedacht. Jetzt gerade, wo es hieß, dem Ernst des Lebens zu begegnen? ... Aber er schwieg. Er blieb bei seinen eigenen Gedanken. Er sah die Begegnung mit dem Vater als entscheidenden Lebensmarkstein vor sich — nicht als den einen, leuchtenden Ferientag.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Henrik Ibsen.

Allerlei Literariſches und Perſönliches

von Jeſſie Bröckner.

Aus dem Däniſchen von Ella Blom.

Dieſe Blätter werden mancherlei über den großen norwegiſchen Dichter mitteilen, was noch nicht veröffentlicht war, aber eine biographiſche Skizze muß immerhin auch vieles enthalten, was — wenigſtens dem mit dem Gegenſtand Vertrauten — nur Wiederholung ſein wird.

Käme hier ein literariſcher Eſſay in Frage, der Ibſen als Schriftſteller behandelt, ſo läge die Sache anders. Beinahe jeder Ibſenkritiker verſteht es ja, dieſen wunderbaren Dramen von ſeinem perſönlichen Standpunkt aus neue Geſichtspunkte abzugewinnen, obwohl Ibſen ſelbſt wohl auf die Anſtrengungen mit einer gewiſſen, etwas boshaften Ironie herabgeſehen haben mag.

Aber Ibſen als Menſch läßt ſich nicht von einem neuen Geſichtspunkt aus betrachten, dazu war er viel zu wortkarg, viel zu bedächtig. Jedes neue Detail, das wir erfahren, paßt darum vollſtändig in das alte Bild, das wir uns von ihm machen, gleich den Steinen eines wohlberechneten Moſaikmuſters. So einſilbig und verſchloſſen er auch bis ins hohe Alter war, ſo hat Ibſen doch öfter, als man im allgemeinen annimmt, den Biographen wertvollen Stoff geliefert, hier und da durch Unterredungen, des öfteren durch Privatbriefe und Gedichte; aber es war dann immer er ſelbſt, der den Zeitpunkt und die Art der Mitteilung wählte, es war immer er, der beſtimmte, wie weit er gehen wollte. Alles, was man unter „Aushorchen“ verſteht, war ihm ein Greuel; bei einer derartigen groben Berührung zog er ſich augenblicklich und vollſtändig zurück. Zweifelsohne gab es in Ibſens Seele Tiefen, die keiner, möglicherweiſe nicht einmal ſeine Frau, die treue Gefährtin durch ein halbes Jahrhundert, jemals ergründen durfte.

Alle Bände, die über Henrik Ibſen gedruckt, alle Briefe, die über ihn geſchrieben, und alle Worte, die über ihn geſprochen wurden, geben uns das ſelten klare Bild eines Mannes, einheitlich in Leben und Lebensanſchauung wie wenige, eines Dichters, der ſich beinahe von ſeiner früheſten Jugend an ſeiner Begabung bewußt und immer bereit war, die Verantwortung auf ſich zu nehmen, die eine ſolche Himmelsgabe mit ſich bringt. Sie geben uns das Bild eines ernſten, unermüdlichen Forſchers am Leben und ſeinen Problemen, eines nie wankenden Kämpfers, eines beherrſchten Mannes, der auf ſich ſelbſt geſtellt iſt, aber trotzdem Herzensgüte beſitzt, ſogar dann, wenn er die Schwachheiten und Torheiten ſeiner Nächſten mit bitterer, niederſchmetternder Ironie geißelt.

Von ſeiner Jugend hat Ibſen eine ziemlich ausführliche Beſchreibung gegeben, die von einigen ſeiner Schulkameraden vervollſtändigt wurde. Seines Großvaters Vater war ein däniſcher Schiffer, der ſich in Bergen niederließ, ſeines Urgroßvaters Mutter war deutſcher Herkunft, wenigſtens war ihr Vater Deutſcher. Ibſens Urgroßmutter väterlicherſeits, ſeine Großmutter und auch ſeine Mutter waren keine Norwegerinnen.

Anhänger der Vererbungstheorie ſollen auch ohne Schwierigkeit feſtſtellen können, wie ſich

Digitized by Google

bei Ibsen die von verschiedenen Nationalitäten geerbten Eigentümlichkeiten vermischen oder wo sie auftauchen. Seine Eltern, Knud Henriksen Ibsen und Marichen Cornelia Martine Altenburg, verheirateten sich am 1. Dezember 1825, und ihr erstes Kind, Henrik Johan Ibsen, erblickte am 20. März 1828 in der kleinen norwegischen Stadt Skien in dem sogenannten Stockmannschen Hause am Markt das Licht der Welt. Das Geburtshaus Ibsens wurde später bei dem großen Brand im August 1886 ein Raub der Flammen. Der Markt war von allen vier Seiten durch Gebäude begrenzt, und Ibsen sagt selbst, daß seine erste Auffassung von der Welt „lauter Architektur" war. Erich Berenskjöld, sein berühmter Landsmann, hat mir erzählt, daß er oft bemerkte, wie Ibsen die Gebäude ihrer Höhenrichtung nach betrachtet habe. Als er dann einmal zu Ibsen sagte: „Du interessierst dich allem Anschein nach außerordentlich für Architektur", habe dieser geantwortet: „Ja freilich. Das ist ja gewissermaßen mein Beruf, Proportionen, nur Proportionen." Im Gegensatz zu Björnson liebte er die Stadt. Er hat nie verstehen können, daß Menschen, die bequem eingerichtete Stadtwohnungen besitzen, beim ersten warmen Frühlingswind nicht eilig genug aufs Land ziehen können, um dort die Gemütlichkeit, die Ruhe ihres Arbeitszimmers, ihr Café usw. zu entbehren. Sicherlich war bei Ibsen in ungewöhnlich hohem Grade das Kind der Vater des Mannes. Als Henrik Ibsen acht Jahre alt war, waren seine Eltern, die unterdessen eine andere, bequemere Wohnung bezogen hatten, genötigt, die Stadt zu verlassen, da der Konkurs angesagt wurde. Sie ließen sich dann auf einem kleinen Bauernhof, Venstöb, außerhalb Skien, nieder. Aber die Geburtsstadt, die kleine norwegische Küstenstadt aus so vielen Dramen Ibsens, hatte in seinem jungen Gemüt schon so tiefe Eindrücke hinterlassen — kann sein, zum größten Teil quälende und düstere —, daß sie nie ausgerottet werden konnten. Sowohl in Skien als auch auf Venstöb zeigte Henrik Ibsen im Gegensatz zu anderen Kindern eine eigentümliche Vorliebe für die Einsamkeit und vergnügte sich am liebsten mit Lesen, Zeichnen und Bauen.

Die Familie Ibsens wohnte sechs Jahre auf dem Lande und kam dann wieder nach Skien zurück, wo Henrik Ibsen die Realschule besuchte. Einer seiner Schulkameraden, der Domprobst B., während mehrerer Jahre sein Klassenkamerad, teilt im „Faedrelandet" des Jahres 1878 verschiedene interessante Erinnerungen mit. In vielem ist er ja anders geworden, sagt er da, aber in vielem ist er noch ganz derselbe, der begabte Schuljunge mit dem tiefen Auffassungsvermögen, dem leicht reizbaren Temperament, ein wenig heftig, mit scharfer Zunge, Neigung zur Satire, aber doch auch wieder gutmütig und ein guter Kamerad. Seine Neigung für Zeichnen und Malen war unverkennbar, und wir Kameraden waren eifrige Bewunderer seiner Kunst. Verschiedene dieser jugendlichen Versuche in Öl und Aquarell sind noch vorhanden; sie stellen Villen der Gegend, Berglandschaften und derartiges dar.

In verschiedenen Skizzen Ibsens kam auch seine satirische Begabung zum Durchbruch, so zum Beispiel in einer kleinen Zeichnung, einen Mann darstellend, der zwei Schweine kutschiert, die er die — allgemeine Meinung nannte. Seine Liebe zu dieser Kunst und sein Interesse dafür hat Ibsen wohl nie verloren, aber seine künstlerische Begabung gelangte nicht zur richtigen Ausbildung, obwohl er bis ins Jahr 1860 zu zeichnen und zu malen fortfuhr. Seine Begabung in dieser Hinsicht kann man jedoch leicht in seinen literarischen Arbeiten spüren, in seiner künstlerischen Art, jedes einzelne Moment dem Ganzen anzupassen. Geschichte war sein Lieblingsfach, und wenn er von historischen Persönlichkeiten und Begebenheiten sprach, geschah es mit einer Begeisterung und tiefen Auffassung, die nicht anders als verwundern konnte.

Sein früherer Schulkamerad erzählt ferner, daß Ibsen seiner Klasse eines Tages die Beschreibung eines Traumes vorgelesen habe, die tiefen Eindruck auf die Jungen machte.

Einmal — so hieß es da — wanderte ich mit den Kameraden im Hochgebirge, als wir von der Nacht überrascht wurden. Wir waren müde und hatten uns verirrt. Wie ehemals Jakob legten wir uns zum Schlafen nieder, und Steine dienten uns zum Kopfkissen. Die Kameraden schliefen bald ein, aber ich konnte nicht schlafen. Schließlich überwältigte mich doch die Müdigkeit. Im Traum sah ich einen Engel sich über mich beugen und hörte ihn sagen: „Steh auf und folge mir!" „Wohin willst du mich in dieser

Dunkelheit führen?" fragte ich. „Komm", wiederholte der Engel, „du sollst ein Bild schauen, die Wirklichkeit sollst du sehen, die Wahrheit im Leben des Menschen!" Ich folgte mit Beben. Es ging abwärts, als ob wir riesenhafte Treppenstufen hinunterstiegen, bis daß die Berge sich über uns erhoben gleich mächtigen Domen. Rund umher breitete sich der Toten gewaltige Stadt mit allen Schrecken der Vergänglichkeit. Eine ganze Welt lag da unter des Todes Macht, eine verdorrte, verbleichte, erloschene Größe. Über das Ganze breitete sich ein neblichtes Licht, düster wie helle Kirchenmauern, wie weiße Grabkreuze, die über Kirchhöfen zerstreut liegen — und über der ganzen dunklen Weite endlose Reihen gebleichter Gerippe.

Ich schauderte bei diesem Anblick, als ich da an der Seite des Engels stand. „Sieh," sagte der, „alles ist eitel." Und es ging ein Sausen durch die Luft gleich der ersten Ahnung eines nahenden Sturmes, gleich einem tausendfachen stöhnenden Seufzer, das wuchs zum heulenden Orkan, der die Toten weckte, und sie streckten die Arme nach mir ... Ich rief laut und erwachte, naß vom kalten Tau der Nacht.

Dieser Traum, sagt Ibsens alter Schulkamerad, kann wohl als ein Omen angesehen werden, als eine Prophezeiung für Ibsens späteres Leben als Dichter und Schriftsteller — dieser Traum, den er als Knabe hatte, gibt uns den Grundton für sein ganzes kommendes Dichterdasein.

Nach seiner Konfirmation verließ Henrik Ibsen sein Elternhaus im Alter von fünfzehn Jahren. Es gab keine Möglichkeit für ihn, sich dem Kunststudium zu widmen, was zu jener Zeit sicher sein Wunsch gewesen ist, und er wurde bei Apotheker Reimann in Grimstad, einer kleinen Stadt von achthundert Einwohnern, angestellt. Dort blieb er bis zum März 1850. Dann zog er nach Christiania. Während der Zeit in Grimstad verdrängte der Dichter den Maler. Außer seinem ersten Drama „Catalina" schrieb Ibsen jetzt mehrere Gedichte, und oft mußte er, um Zeit dafür zu finden, die Arbeitslampe bis spät in die Nacht brennen lassen, denn er hatte nicht nur seine tägliche Arbeit zu versehen, er mußte sich auch auf das Studentenexamen vorbereiten, da seine Absicht war, Medizin zu studieren. Und doch nahmen sicherlich die literarischen Arbeiten den Löwenanteil seiner Zeit und seines Interesses in Anspruch. Die Gedichte, die aus jener Zeit stammen, haben einen Zug von träumender, melancholischer Resignation, aber in den meisten finden wir doch Zeichen, die uns den Ibsen kommender Jahre ahnen lassen. Revolutionäre Gefühle, hervorgerufen und genährt durch die politischen Geschehnisse der Jahre 1848 bis 1849, erwachen in ihm und zwingen ihn, mit den Unterdrückten zu fühlen. Diese Gefühle, die wenig angetan waren, den guten Grimstädern, mit welchen Ibsen übrigens auf keinem allzu guten Fuße stand, zu gefallen, kündigten mancherlei an, was später seine Werke charakterisierte. Bei Henrik Ibsen in Grimstad findet man im Keim den Henrik Ibsen der achtziger Jahre; schon in jener Zeit war er in mehr als einer Hinsicht ein einsamer Mann. Ibsen, der später Fragen aufgeworfen hat, die die Welt Mühe hatte zu beantworten, fängt schon in Grimstad an, fragenden Zweifeln und Skeptizismus Ausdruck zu geben.

In der Nummer 431 der „Christianiaposten" des Jahres 1849 wurde Ibsens erstes Gedicht veröffentlicht, und sein treuer Freund Ole Schelerud, von dem man sagen kann, er habe Ibsen entdeckt, versucht, obwohl vergebens, das Drama „Catalina", das Ibsen nach Christiania gesandt hatte, zu plazieren. Daß das Drama später in Druck ging, war Schelerud zu verdanken, dem es geglückt war, Geld dafür zu leihen. Aber ein Erfolg war es in keiner Beziehung. Im März 1850 kam Ibsen selbst nach Christiania, „mit ein paar Talern in der Tasche". Im Anfang wohnte er zusammen mit Schelerud, der damals schon Student war. Schelerud hatte einen kleinen Monatswechsel, „ungenügend für einen und noch ungenügender für zwei", und die beiden Freunde lebten unter äußerst „poetischen" Verhältnissen. Nach hastiger Vorbereitung in Hettbergs wohlbekannter Presse bestand Ibsen sein erstes und einziges akademisches Examen auf eine alles andere als glänzende Art, wie seine vom 3. September 1850 datierten Zeugnisse beweisen; einige seiner Zensuren, besonders in Latein, Griechisch und Mathematik, waren sogar ungewöhnlich schlecht. Man darf jedoch nicht vergessen, daß Ibsen seine Studien unter außerordentlich schwierigen Verhältnissen betrieben hatte, und daß seine Gedanken in jener Zeit in anderer Beziehung stark in An-

zed by Google

ſpruch genommen waren. Während er unter Hettbergs Leitung ſtudierte, wurde er nicht nur mit Björnſon, Vinje und anderen bekannt, ſondern verband ſich auch mit einigen jungen Leuten von vorgeſchritteneren, wenn nicht revolutionären politiſchen Anſichten. Er kompromittierte ſich jedoch nie und wurde auch nie in Schwierigkeiten verwickelt wie einige ſeiner Freunde. Er ſetzte ſeine literariſchen und journaliſtiſchen Arbeiten fort: die mediziniſchen Studien hatte er aufgegeben und ſich für die literariſche Laufbahn entſchieden. Ibſens erſter Verſuch wurde unter dem Pſeudonym Brynolf Bjarme veröffentlicht, und während er ſich noch dieſes Pſeudonyms bediente, traf ſein Freund Schelerud

in seinem Namen das erste Abkommen mit dem Verleger. Er verkaufte nämlich an Stensballe das Recht einer ersten Auflage (vier- bis fünfhundert Exemplare) des Dramas „Das Hünengrab" und des Gedichts „Die goldene Harfe" für eine Summe von fünfundzwanzig Speziestalern, wovon zehn bei Abschluß des Kontraktes am 19. Dezember 1850 ausbezahlt wurden. Die Restsumme sollte nach Verkauf von zweihundertfünfzig Exemplaren erlegt werden; dazu kam es leider nie, denn Stensballe stellte seine Zahlungen ein. Ibsens anderer Verleger, der „Gyldendalske Boghandel" in Kopenhagen, brachte ihm mehr Glück; er gab hundertundvier Auflagen seiner Werke heraus, wovon mehrere zehntausend und mehr Exemplare enthielten — Ziffern, die für sich selbst sprechen, besonders wenn man in Betracht zieht, daß die Einwohnerzahl Dänemarks und Norwegens zusammen fünf Millionen lange nicht erreicht. „Brand" mit fünfzehn und „Per Gynt" mit zwölf Auflagen stehen in erster Reihe.

Ein bedeutungsvolles Abkommen traf Ibsen mit dem Theater in Bergen, wo er, durch den bekannten Violinisten Ole Bull eingeführt, als Dramaturg angestellt wurde. Nach einer kurzen Reise nach Kopenhagen und Dresden auf Kosten des Theaters machte Ibsen einen neuen Kontrakt auf fünf Jahre, mit dreihundert Speziestaler Honorar. Mit dieser Zeit beginnt eine Periode der praktischen Arbeit fürs Theater, die unzweifelhaft dazu beitrug, Ibsens einzig dastehende technische Geschicklichkeit zu entwickeln. Jedes Jahr wurde ein neues Stück Ibsens aufgeführt, und er selbst entwarf die Skizzen zu einer Masse Kostüme. Viele dieser Zeichnungen existieren noch. Im großen Ganzen führte Ibsen ein stilles, zurückgezogenes Leben. In dieser Zeit verkehrte er wohl hauptsächlich mit dem Domdechanten Thoresen, dessen Tochter Susanne Daae Thoresen, geboren am 6. Juni 1836, später Ibsens Gattin wurde. Nach fünf Jahren verließ Ibsen, seinem eigenen Wunsche gemäß, Bergen, das er erst dreißig Jahre später — 1885 — wieder besuchte, um die Aufführung von „Frau Inger auf Östrât" zu leiten. Später hat Ibsen übrigens — im Gegensatz zu Björnstjerne Björnson — nur wenig Interesse für die Bühnenaufführungen seiner Dramen gezeigt. Er hat das Theater verhältnismäßig selten besucht, und obgleich er hervorragenden Schauspielerinnen, die in seinen Stücken auftraten, oft seine Hochachtung ausgedrückt hat, so hat er zum Beispiel Galavorstellungen, die seinetwegen veranstaltet wurden, nur ungern besucht.

In Christiania wurde Ibsen Direktor des „Norwegischen Theaters". Ein Jahr später feierte er seine Hochzeit in Bergen. Die Zeit am „Norwegischen Theater" war eine Zeit voll Enttäuschungen und Sorgen für ihn, und er mußte es bitter empfinden, wie geringem Verständnis er begegnete. „Es fiel ihnen nicht ein, mir nur eine Zigarre anzubieten," sagte er viele Jahre später zu einem Freund in Rom. Es war schwer für ihn, seine Ausgaben den Einnahmen anzupassen. In einem Bittgesuch um Unterstützung, das er am 10. März 1863 bei der Regierung einreichte, sagt er ganz offen, daß „es in diesem Lande unmöglich sei, hauptsächlich von dem Ertrag literarischer Arbeit zu leben". Seine am höchsten honorierte Arbeit „Die Helden auf Helgeland", mit der er sich ungefähr ein Jahr beschäftigte, brachte ihm zweihundertsiebenundzwanzig Speziestaler. In Bergen hatte er jedoch fünfhundert Speziestaler Schulden. Er machte Bankerott, und da er sah, daß er seine Lebensbedingungen in Norwegen nicht verbessern konnte, dachte er daran, nach Dänemark überzusiedeln. „Genötigt zu sein, mein Vaterland und die Arbeit, die ich bis jetzt als meine wirkliche Lebensaufgabe betrachtet habe und noch betrachte, zu verlassen, ist doch unsäglich bitter," sagte er. Um diesem zu entgehen, wählte er den letzten Ausweg und suchte untertänigst um die Erlaubnis nach, sein Ansuchen, vierhundert Speziestaler Unterstützung betreffend, dem Storthing vorlegen zu dürfen.

Aber dieses Ansuchen brachte kein Resultat, ebensowenig wie das vorhergegangene im Jahre 1858; erst im Jahre 1866 erhielt Ibsen die jährliche Unterstützung, die er verlangte. Diesmal — es war kurz nach der Veröffentlichung von „Brand" — richtete Ibsen von Rom aus direkt an Karl XV. ein Dokument, das interessieren wird.

„Die ersten Früchte meiner Reise," heißt es da, „habe ich in dem dramatischen Gedicht ‚Brand', das vor kurzer Zeit in Kopenhagen erschienen ist, und das auch außerhalb der Grenzen des Vaterlandes Aufmerksamkeit erweckt hat, der Öffentlichkeit übergeben. Aber ich kann von den zahlreichen Dankschreiben, die mir zugegangen sind, nicht leben, und

Digitized by Google

das Honorar des Verlegers, das allerdings den Umständen angemessen ziemlich freigebig war, reicht nicht aus, mir fortgesetzte Reisen zu ermöglichen und die allernächste Zukunft zu sichern. Auf Anraten von Freunden in Christiania tue ich diesen ungewöhnlichen Schritt und wende mich direkt an Eure Majestät ... Ich streite nicht um eine sorgenfreie Existenz, sondern für eine Lebensaufgabe, von der ich immerdar glaube und weiß, daß Gott sie mir anvertraut hat, einer Lebensaufgabe, die mir für Norwegen als wichtigste und notwendigste erscheint: das Volk zu erwecken und ihm große Gedanken zu zeigen — mein König ist darum meine einzige und letzte Hoffnung. Von Eurer Majestät hängt es ab, ob ich schweigen und mich in die bitterste Selbstaufopferung schicken muß, wozu je ein Mensch gezwungen wurde — genötigt zu sein, sein Lebenswerk aufzugeben, genötigt zu sein, zu weichen, da ich doch weiß, daß mir die Waffen des Geistes zum Streiten gegeben sind — und es ist tausendfach bitterer, weil ich bis hierher noch nie gewichen ..."

Dieses männlich-offenherzige Bittgesuch wurde von verschiedenen Seiten unterstützt. Von Freunden im Heimatland, die eine Petition an das Storthing einreichten, worin sie ausführten, „daß Henrik Ibsens Lebensbedingungen immer die eines wahren Dichters gewesen waren, daß sein Leben bisher in ständigem Kampf ums Dasein verflossen sei, und daß er auch keiner Zukunft entgegensehe, die sich in dieser Hinsicht von der Vergangenheit unterscheide". Während der zwei letzten Jahre hatte er mit seiner Familie in Rom gewohnt und von den vierhundert Speziestalern seines Staatsstipendiums und der Unterstützung von Landsleuten gelebt. Seine ökonomischen Verhältnisse werden den eingegangenen Mitteilungen nach als besonders schwierige geschildert. Das, was seine literarischen Arbeiten ihm einbringen, sei möglicherweise genügend, um einen Menschen vor dem Hungertode zu bewahren, aber für einen Dichter unbedingt zu wenig, um davon zu leben.

Aber ich greife den Ereignissen voraus. Ibsen wohnte noch immer in Christiania und wurde von allerhand unruhigen Gedanken gequält. Die rein äußerlichen Schwierigkeiten plagten ihn vielleicht am wenigsten, aber sein Geist reifte langsam heran, und nur langsam nahmen seine Kräfte ihren definitiven Charakter an. Da stellte er sich unter eine bis zum Äußersten gehende Selbstkritik, und wie willkommen ihm auch literarische Honorare gewesen sein mögen, so war ihm doch nichts widerwärtiger, als seine Kunst wie ein Handwerk zu betreiben. Einer seiner Biographen sagt: „Ibsen war eine jener Persönlichkeiten, die äußere Umstände, ja selbst Not, schwerlich dazu bringen konnten, zu schaffen, wenn nicht Inspiration und Impuls ihn dazu antrieben" — ein Urteil, das mich daran erinnert, was sein berühmter Landsmann einmal halb im Scherz sagte: „Es gibt etwas, was Ibsen nie sein wird, er ist nie Dilettant." Einer seiner Freunde sagte von ihm, daß er ständig arbeite, zu Hause, bei Tisch, auf seinen Spaziergängen und wohl nicht am wenigsten in seinem Café — beinahe in jeder Stadt, in der er lebte, hatte er sein Stammcafé. Seine persönlichen Freunde hatten sich darum auch angewöhnt, ihn nicht einmal mit einem Gruß zu stören, wenn sie ihn im Café trafen. Ibsen hat übrigens selbst gesagt, daß er nicht ins Café gehe, um Bier oder seinen Grog zu trinken, sondern um zu arbeiten, um im Schweiße seines Angesichts zu „dichten". Das Gespräch kam einmal auf einen bekannten Schriftsteller, der ein gefeierter Gast bei Diners und anderen Festlichkeiten war, und Ibsen bemerkte: „Wie ist es diesem Manne bloß möglich, sich zu konzentrieren und etwas wirklich Gutes zu schaffen?" Wenn Ibsen sich mit einer neuen Arbeit trug, wurde er noch mehr Sonderling als sonst, seine Empfindlichkeit steigerte sich, er ging vollständig in seinen Ideen auf, und die geringste Kleinigkeit konnte seinen Gedankengang unterbrechen. Ibsen *lebte* einfach mit den Personen, die er geschaffen hatte, wurde vertraut mit ihnen und betrachtete sie immer wieder von allen Seiten.

Einmal fragte ihn ein Freund, warum er die Heldin des Dramas „Ein Puppenheim" Nora genannt habe. „Ja," antwortete Ibsen in vertraulichem Tone, „sie hieß eigentlich Leonora, aber sie war der Liebling der Familie, und darum nannten sie alle Nora."

Trotz aller traurigen Erinnerungen, von denen er sich nie ganz frei machen konnte, begann für Ibsen ein neues Leben, als er im Frühjahr 1864 Christiania den Rücken kehrte. Er hatte seine Fesseln gesprengt, wie er sich selbst ausdrückte, und nahm seinen

Digitized by Google

Weg nach der „ewigen Stadt", wohin seine Frau und sein Kind im Herbst nachkamen. Bald lernte er Rom lieben und genoß in vollen Zügen dessen klassische Umgebung und den Umgang mit verwandten Geistern. Diese Reise nach Rom leitete seinen Aufenthalt im Auslande bis zum Jahre 1891 ein, wo Ibsen sich wieder in Norwegen niederließ. Bis zum Jahre 1874 hatte es gedauert, ehe er sich in Norwegen auch nur besuchsweise aufhielt. Sonderbar ist es, daß Ibsen, der ein regelmäßiges Leben so sehr liebte, während dieser siebenundzwanzig Jahre seinen Aufenthalt so oft wechselte. Einmal war er in Rom, einmal in Dresden, dann in München, und er, der für ein „behagliches, schönes Heim" schwärmte, wohnte beinahe die ganze Zeit in möblierten Wohnungen. Erst kurz bevor er nach Norwegen zurückkehrte, richtete er sich eine eigene Wohnung ein, schon vorher hatte er sich nach und nach eine kleine Gemäldesammlung angeschafft.

„Brand" wurde im Jahre 1866 und „Peer Gynt" im Jahre 1867 veröffentlicht. Das Glück kommt wie das Unglück selten allein. Die Unterstützung der Regierung sowie der Erfolg dieser beiden Werke verschafften Ibsen im richtigen Augenblick die Möglichkeit eines Lebens, wie es für ihn unbedingte Notwendigkeit war. Seine Einnahmen waren nämlich vollständig erschöpft gewesen, und Ibsen, den man sich kaum anders denn als stolzen, korrekt gekleideten Gentleman vorstellen kann, besaß zu jener Zeit nur eine sehr bescheidene Garderobe. Aber dank seiner verbesserten wirtschaftlichen Lage trat er bald wieder im Samtrock, weißer Weste und dem Stock mit Goldkrücke auf.

Im Herbst des Jahres 1868 verließ Ibsen Rom und zog zuerst nach Dresden. Den darauffolgenden Sommer besuchte er Dänemark und Schweden, vermied es aber, nach Norwegen zurückzukehren. Ibsen war ein berühmter Mann geworden. Er hatte seinen ersten Orden in Stockholm aus des Königs eigener Hand entgegengenommen, und am 9. Oktober, als „Maetis" Marseilles Hafen verließ, war Ibsen einer der sechsundachtzig berühmten Männer, die sich an Bord befanden, um als offizielle Gäste der Eröffnung des Suezkanals beizuwohnen. Diese Feierlichkeit machte übrigens großen Eindruck auf den Dichter. Einigen seiner Freunde hat er in seiner ruhigen, eigentümlichen, aber einnehmenden und geistreichen Art gar viel von dieser Fahrt erzählt. Während der Reise wurde er auf die kaiserliche Jacht eingeladen, und die Kaiserin Eugenie servierte ihm selbst den Tee. Von dieser Reise nach Ägypten und den Nil aufwärts, „diesem sechs bis sieben Wochen währenden Traume", gibt er eine leuchtende Beschreibung in seinem „Ballonbrief" an eine Schwedin (Dresden, im Dezember 1870), der eigentlich Ibsens Lebensauffassung und sein Glaubensbekenntnis enthält, scherzhaft dargestellt, aber ernst genug gemeint. Jenseits von Bismarcks Ära sieht er die Menschen unter einem Präludium von Hymnen und Chorälen im Morgenrot der neuen Zeit nach „dem gelobten Land ziehen, denn die Welt hungert nach Schönheit". Bis dahin nimmt Ibsen indessen seine Zuflucht zu „seinem Zimmer", denn er verabscheut die Menge, er will nicht von dem Schmutz der Gasse besudelt werden und wartet, festlich gekleidet, in Handschuhen, bis seine Zeit gekommen ist. Er gibt uns da ein humoristisches, wunderbar treffendes Augenblicksbild von sich selbst.

Und doch stand Ibsen den damaligen politischen Verhältnissen nicht gleichgültig gegenüber. In einem Brief an einen Freund schrieb er: „Die Erhebung des Menschengeschlechtes, das ist die allgemeine Meinung."

Ibsens Briefe sind überhaupt reich an glänzenden und originellen Gedanken. In einem anderen Briefe aus ungefähr derselben Zeit sagt er: „Freunde sind ein kostbarer Luxus; will man aber seine Kraft für einen Beruf, für eine Mission in diesem Leben sparen, so kann man sich diesen Luxus nicht gestatten. Die kostspielige Seite der Freundschaft besteht nicht in dem, was man für seine Freunde tut, sondern in dem, was man um seiner Freunde willen unterläßt. Viele Samenkörner gehen darum verloren. Ich habe dies selbst erfahren müssen; darum habe ich so viele Jahre hinter mir, in denen es mir nicht gelang, mich selbst zu finden."

Im folgenden Jahre, 1871, begann Ibsen mit „Kaiser und Galiläer". Manche seiner anderen Werke sind schon als die bezeichnet worden, auf die Ibsen selbst den größten Wert legte, aber aus einem Gespräch, das er vor einigen Jahren hatte, geht deutlich hervor, daß er „Kaiser und Galiläer" als sein hervorragendstes Werk betrachtete. Es ist auch das einzige, das er in seinen beiden

Digitized by Google

bekannten Reden (am 10. September 1874) in Christiania und (am 24. September 1877) in Stockholm erwähnt.

Der erste Teil von „Julianus“ wurde mit Erfolg in Norwegen und in Schweden aufgeführt, und vor einigen Jahren war Ibsen gewillt, im zweiten Teil einige Änderungen vorzunehmen, um die Aufführung auch dieses Teiles möglich zu machen, aber leider wurde nichts daraus. Sonst bekümmerte sich Ibsen, wie schon gesagt, nicht viel um das Bühnenschicksal seiner Dramen. Man war darum außerordentlich überrascht, als er vor Jahren den Schlußakt seines „Puppenheim“ für ein deutsches Theater umänderte. Das geschah allerdings nur, damit Frau Niemann-Raabe die Rolle der Nora übernehmen konnte. Sie sagte, es sei ihr als Mutter von Kindern, die sie liebe, schlechterdings unmöglich, die Nora in der Originalfassung zu spielen.

Eine Auszeichnung für Ibsen als Kunstkenner war seine Wahl zum offiziellen Vertreter Norwegens und Dänemarks in die Jury für Malerei und Kunst der Ausstellung in Wien im Jahre 1873. Diese Ernennung war für Ibsen, der wohl schon lange den Pinsel weggelegt hatte, sich aber immer noch für Kunst interessierte, sehr schmeichelhaft. Er war selbst Eigentümer einer Sammlung guter Gemälde, verschiedener alter Italiener und einer Menge moderner Bilder, Landschaften und anderer, teilweise Geschenke von Malern. Von sich selbst besaß er ein eigentümliches Porträt, von Julius Kronberg gemalt, worauf er im Mantel, mit dem Lorbeerkranz auf dem Haupt, dargestellt ist, sowie ein auffallend wohlgetroffenes Bild Strindbergs von Christian Crogh. Ibsen gab seiner Bewunderung für die Kunst dem norwegischen Maler Werenskjöld gegenüber einmal beredten Ausdruck, indem er sagte: „Was ist eigentlich ein Minister im Vergleich zu einem Schaffenden!“ Ein ander Mal äußerte Werenskjöld in einem Gespräch über Kunst, daß er habe lange suchen müssen, ehe er gefunden habe, worin die künstlerische Ausdrucksweise eigentlich bestehe, und Ibsen erwiderte ungewöhnlich überzeugt: „Das glaube ich gern, viele finden sie überhaupt nie im Leben.“

Für das Porträt, das Werenskjöld von ihm malte, interessierte sich Ibsen außerordentlich. Er liebte es, sich hinter den Maler zu stellen und ihm zuzusehen, wie er arbeitete, wobei er über „die Landschaft“ des Gesichtes (sein eigener origineller Ausdruck) räsonierte. Werenskjöld malte zuerst ein kleineres, mehr alltägliches Porträt, eines Tages aber äußerte er zu Ibsen, daß er ihn eigentlich so nicht habe malen wollen. „Wie denn dann?“ fragte Ibsen. Werenskjöld erklärte, wie er sich das Bild gedacht habe: Ibsen steht, von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet, in den Bergen, das Tal zu seinen Füßen, den Blick in die Ferne gerichtet. Mit einem Wort: er wollte Ibsen, den Dichter, malen. Ibsen interessierte sich sofort für diesen Entwurf, und als Werenskjöld nach Vollendung des ersten Bildes dieses Porträt in Angriff nahm, war er wie verwandelt. Der gewöhnlich so Skeptische mit dem komplizierten, vieldeutigen Ausdruck im Gesicht, mit den suchenden, mißtrauischen Augen, der halb beobachtete, halb verächtlich über die Torheit und Eitelkeit der Menschen lächelte, war verschwunden; er stand da unbeweglich, die verkörperte Willenskraft, mit den weitblickenden Augen eines Dichters. Das war im Jahre 1895, und Werenskjöld sagt, daß wenige Männer im Alter Ibsens imstande gewesen wären, ihm so ausdauernd zu stehen. Einmal äußerte auch ein Arzt, daß Ibsen der gesundeste Mann in Norwegen sei, er sei niemals krank gewesen, was dieser selbst bestätigte. Ibsen wurde des öfteren gemalt und modelliert; sicher gab es nur wenige große Männer, die so exemplarische Modelle waren. Stefan Sinding urteilt gleich Werenskjöld: „er stand unbeweglich, wie eine Bildsäule“. Als Sinding seine „Barbarenmutter“ vollendet hatte, kam Ibsen zu ihm ins Atelier. Es war in Rom. Liszt war vorher dagewesen und hatte nicht genug Worte des Lobes finden können. Ibsen betrachtete die Gruppe von allen Seiten, ohne ein Wort der Bewunderung zu äußern. Sinding war verstimmt, aber kurz bevor Ibsen das Atelier verließ, sagte er das einzige Wort: „Groß“.

Im Laufe des Jahres 1874 kam Ibsen nach zehnjähriger Abwesenheit wieder nach Norwegen. Nach zehn Jahren, in denen sich nicht nur seine Verhältnisse verändert hatten, sondern auch die Gedanken der Norweger über ihren berühmten Landsmann anders geworden waren. Bei der Huldigung, die die Studenten ihm darbrachten, hielt Ibsen eine Rede, die den Stempel männlicher Offenheit trägt. Er sagte, daß er, obgleich es ihm ein wahres Bedürfnis gewesen sei, sein Vaterland

Digitized by Google

wiederzusehen, ernstlich besorgt gewesen sei, wie seine Landsleute ihn aufnehmen würden. Seine Bücher hätten Anerkennung gefunden, aber was seine persönliche Stellung betreffe, fühle er sich seinen Landsleuten gegenüber unsicher. Es nütze nichts, dies zu verdecken, es liege ein Mißverständnis zwischen ihnen, und so viel er beurteilen könne, ein Mißverständnis doppelter Art. Man fände, er habe seine persönlichen Erfahrungen im Vaterlande mit unverzeihlicher Schärfe gezeichnet, und dann werde ihm zum Vorwurf gemacht, verschiedene Einrichtungen in Norwegen angegriffen zu haben, die nach der Überzeugung vieler keinen Tadel verdienten. Seine Überzeugung sei nun die, daß er auf keine Weise mehr zur Feier dieses Freudentages beitragen könne als durch ein offenes Selbstbekenntnis. Seine persönlichen Verhältnisse seien nie unmittelbarer Gegenstand seiner Arbeiten gewesen; sie wären ihm nie allzu drückend erschienen. Was aber seine Schriften im übrigen betreffe, so sei ihm erst spät klar geworden, daß Dichten hauptsächlich Sehen bedeute und nur das Erlebte vom Schriftsteller verarbeitet und vom Leser entgegengenommen werden könne. Und er hätte nicht nur über das geschrieben, was sozusagen über seinem Alltagsmenschen stand, sondern auch darüber, was für die geistigen Augen der Bodensatz der Persönlichkeit sei. In dieser Hinsicht wäre ihm das Dichten ein Bad gewesen, aus dem er reiner und gesunder hervorgegangen sei.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Dresden zog Ibsen im Jahre 1875 nach München, wo er einige Jahre in Ruhe zubrachte. Die Sommermonate über hielt er sich in Berchtesgaden auf, wo es ihm allem Anschein nach vorzüglich gefiel. Zwei Jahre später begab er sich nach Schweden, um beim vierhundertjährigen Jubiläum der Universität Upsala zum Ehrendoktor promoviert zu werden. Den Winter 1878 bis 1879 verbrachte er in Rom und den Sommer in Amalfi, wo er „Ein Puppenheim“ schrieb, das Drama, das schon nach kurzer Zeit außerordentlich viel Aufmerksamkeit erweckte.

Während der folgenden Jahre wechselte Ibsen des öfteren seinen Wohnsitz: manchmal war er in Rom, manchmal in München, die Sommer über in den Alpen. Dort traf er Björnson, den er seit zwanzig Jahren nicht gesehen hatte, und Jonas Lie.

Im Jahre 1885 besuchte er Norwegen zum zweitenmal, kehrte aber im Herbst wieder nach München zurück, wo er, jetzt schon eine bekannte Figur, ein paar glückliche Jahre verlebte. Oft suchte er die Gesellschaft skandinavischer und deutscher Berufsgenossen auf und traf sich mit ihnen in verschiedenen Künstlerkneipen, ohne jedoch seinen täglichen Besuch im Café Maximilian, wo er an seinem bestimmten Tische saß, zu versäumen — genau wie später in Christiania, nur daß er dort ein kleines Zimmer für sich allein hatte. Man glaubte ihn oft in seine Zeitungen vertieft, in Wirklichkeit aber beobachtete er oder saß tief in Gedanken. Er machte seinen regelmäßigen Spaziergang, immer innerhalb der Stadt, und blieb oft stehen, um die Ladenfenster oder eigentlich die Menschen davor zu betrachten.

Sein Gang und seine Sprache waren gleich ruhig beherrscht und vorsichtig — wie ein Andante Mozarts, sagt einer von Ibsens deutschen Freunden. Sein alter Freund hatte wohl recht mit seiner Vermutung, Ibsen habe nie ein Wort gesagt, das er ungesprochen wünschte. Oft war er wortkarg, manchmal sogar vollständig stumm, aber hier und da zeigte er sich als angenehmer Gesellschafter, der seine Zuhörer und Zuhörerinnen, sogar Kinder zu fesseln verstand, was Jonas Lie bestätigt. In Rom nahmen Ibsens an dem gesellschaftlichen Leben teil. Dabei war er die Pünktlichkeit selbst und wurde äußerst unwillig, wenn man ihn warten ließ. Er wußte, was er sich schuldig war, und so gab er einmal dem schwedisch-norwegischen Botschafter, der ihn bei Veranlassung eines Besuches zweier schwedischer Prinzen nur zum Tee einlud, zur Antwort, er trinke niemals Tee — so erzählt wenigstens der norwegische Schriftsteller John Paulsen. Es wurde schon erwähnt, daß Ibsen ungewöhnlich viel Selbstbeherrschung besaß, und er war immer bemüht, sich keine Blöße zu geben. Bei einer kleinen Festlichkeit vor ungefähr sechs bis sieben Jahren geschah es, daß ihm Ansichten, die er in seinen Dramen ausgesprochen hatte, als seine eigenen ausgelegt wurden. Besonders der Ausspruch: „Der, der allein steht, ist am stärksten.“ — „Das habe ich nie gesagt,“ antwortete Ibsen. — „Nein, aber Dr. Stockmann.“ — „Glaub um Gottes willen nicht, daß ich für all das Zeug, das er zusammengeredet hat, verantwortlich sein will,“

Digitized by Google

erwiderte Ibsen eifrig. Von einem der anwesenden Herren wurde geltend gemacht, daß Ibsen doch wenigstens in einigen seiner Arbeiten, z. B. in den kleineren Gedichten, seine persönlichen Gefühle ausgesprochen habe. „Hm, hm," antwortete er, „diese kleinen Teufel hätten nie veröffentlicht werden dürfen."

A propos „Teufel", so nannte Ibsen jene Sorte Höllengeister, die der Norweger mit „Troll" bezeichnet. Als er Grieg seinen „Peer Gynt" zur Komposition übergab, legte er ihm besonders ans Herz, recht viel „Troll" hineinzusetzen, welchen Rat Grieg auch befolgt hat. Wenn Ibsen arbeitete, so hatte er immer ein paar kleine „Trolle" auf dem Tische stehen — so erzählte er einmal einem Freund von mir, und wenn er nicht mehr aus noch ein wußte, dann holte er seinen „Oberteufel" hervor, das half. „Aber," sagte er, „keiner hat je meinen ‚Oberteufel' gesehen, nicht einmal meine eigene Frau, denn wenn ich ihn hervorhole, riegle ich die Türen zu, sonst nützt er mir nichts."

Ibsens Gattin war nur wenig bekannt, sie war kein Gesellschaftsmensch, aber eine begabte, belesene Frau, die ihren berühmten Mann von Herzen bewunderte. Allerdings war sie zu einem einsamen Leben verurteilt, aber Ibsen hat sie dafür durch die wärmste Anerkennung schadlos gehalten. Sie wurden nicht oft zusammen gesehen, nur selten begleitete sie Ibsen auf seinen Spaziergängen. Eine Frau, für die Ibsen unbedingte Bewunderung empfand, war die Stiefmutter seiner Frau, Magdalene Thoresen, eine bekannte Schriftstellerin und schöne, liebenswürdige, temperamentvolle Frau, deren Tod ihm außerordentlich nahe ging.

Auch sonst war Ibsen mit Frauen befreundet; verschiedene hat er in seinen Arbeiten verewigt, denn auch er hat gleich Björnson lebende Modelle verwandt. Den Sommer des Jahres 1887 verbrachte Ibsen in dem dänischen Seebad Soeby an Jütlands Ostküste, und dort „entdeckte er das Meer", etwas spät für einen Sohn Norwegens, wie er selbst in einer Rede bemerkte, die er bei seinem Verleger Hegel hielt. In dieser Rede feierte er die freie, sonnenbestrahlte See. Steine hatte das alte Norwegen mehr als genug, jetzt sehnte er sich nach Sonne, Freundschaft und ausgestreckten Händen. — Von Dänemark fuhr Ibsen nach Stockholm, wo er auf einem Fest, das ihm zu Ehren veranstaltet war (24. September 1887), eine denkwürdige Rede hielt. Auch er glaube — so sprach er — an eine Umwälzung aller Begriffe. Er glaube, daß eine Zeit kommen werde, in der es keine politischen und sozialen Fragen mehr gäbe. Poesie, Philosophie und Religion werden sich zu einer neuen Lebenskraft vereinen, von der die jetzige Generation sich keine klare Vorstellung machen könne. Schon viele Male sei ihm gesagt worden, er sei Pessimist, und er sei es auch insofern, als er nicht an die ewige Dauer der menschlichen Ideale glaube; aber insofern als er glaube, daß die Ideale die Macht haben, sich zu erweitern, in der Richtung nach dem dritten Reiche zu, von dem er in „Kaiser und Galiläer" sprach; in dieser Hinsicht sei er Optimist. Und er leerte sein Glas auf das, was kommen wird. Jetzt sei es Samstag Abend. Hernach solle der Festtag kommen, der Ruhetag. Er selbst werde mit seiner Lebensarbeit zufrieden sein, wenn sie dazu beigetragen habe, die richtige Stimmung für den kommenden Tag vorzubereiten, aber noch froher werde er sein, wenn seine Werke die Kraft besäßen, die Gemüter zu stärken für die Arbeitswoche, die unfehlbar auf jene Festzeit folgen müsse.

Im Heimathafen.

Mein Glück fuhr aus nach fernen Meeren,
Litt Nacht und Sturm an fremdem Strand
Und trieb an Küsten, liebeleeren,
Bis endlich es den Heimweg fand.

Nun liegt es still im Heimathafen
An deiner Liebe Ankertau.
Sacht ging sein Fernenheimweh schlafen
In deinen Augen, süße Frau.

Albert Sergel.

Digitized by Google

Vom Baireuther Festspiel 1906.

Von Prof. Richard Sternfeld.

Ist das Theater in unserer Zeit noch ein Element nationaler Kultur? Mit der Antwort auf diese Frage wird man schnell bei der Hand sein, wenn man oberflächlich auf unser öffentliches Leben blickt. Theater reiht sich an Theater, kein Jahr vergeht, wo nicht ein Dutzend neuer Bühnen eröffnet werden; in den Zeitungen ist unaufhörlich vom Theater die Rede, ein Teil ihrer Spalten ist von Kritiken, Notizen, Personalien gefüllt, die auf die Bühnen und ihre Schauspieler Bezug haben. Und da könnte man daran zweifeln, daß das Theater bei uns eine große Rolle spielt?

Anders stellt sich die Rechnung, wenn wir auf das Publikum dieser Theater achten. Wer wollte leugnen, daß die Kreise, die in unserem Volke höhere Bildung und Verständnis für die Kunst besitzen, sich vom Theater fast ganz zurückgezogen haben? Man hört es ja auch oft von Männern der Wissenschaft und Literatur aussprechen, daß das Theater ihnen Nebensache ist. Die Tage, wo sich bei uns alles um das Theater drehte, gehörten der vormärzlichen Zeit an; in unserer Epoche, wo politische, soziale, wirtschaftliche, technische Dinge im Vordergrunde stehen, habe das Theater seine höhere Bedeutung verloren. Auf Frauen und Kinder mag es noch seine Reize ausüben; der Mann hat dafür keine Zeit oder besucht es, um leichtere Ergötzung und Erholung nach den Unruhen des Tages zu haben; eine Wichtigkeit für die Kultur kann er ihm nicht einräumen.

Die Folgen bleiben nicht aus. Man frage doch einmal die Männer, welche an der Spitze unserer Nation stehen oder ihr in den einzelnen Kreisen Führer und Lehrer sind, nach unserem Theater. Ohne Beschämung werden sie eingestehen, daß sie davon wenig wüßten. Und geschieht es durch einen Zufall, daß sie wieder einmal in eine Vorstellung kommen, so verspüren sie nur geringe Neigung zur Wiederholung des Besuches; denn es ist bekannt, daß ein dem Theater Entwöhnter ein viel feineres Gefühl für Mißstände, Unnatürlichkeiten und Häßlichkeiten des Bühnenbetriebes hat als der „Habitué", der dafür abgestumpft ist und manches als unvermeidliches Übel in den Kauf nimmt.

Wir sehen, hier stimmt etwas nicht. Auf der einen Seite ein scheinbar sehr lebendiges Interesse für unser Bühnenwesen, immer neue Verbesserungen der Technik, immer neue Sensationen und Effekte, alle Mittel der Konkurrenz und der Reklame, um das Publikum anzulocken und ihm einzureden, daß wir es so herrlich weit in der Schauspielkunst gebracht haben wie nie zuvor. Auf der anderen Seite ein bedrückender Mangel an Teilnahme, eine große Gleichgültigkeit gegenüber dem Theater, das nicht als eine Macht im nationalen Leben, sondern höchstens als Zierat betrachtet wird, meistens überhaupt unbeachtet bleibt.

Ist dies Verhalten richtig, unserer großen Vergangenheit würdig, unserer Bildung und Erziehung angemessen? Nein und abermals nein! Das Theater ist nicht nur eine Kulturmacht, sondern sogar die einzige, die unserem armen, entgötterten Volke noch ein Born lebendiger Kunst zu sein vermag. Ein einfacher Rückblick auf die Geschichte der Kunst bringt uns die wichtige Tatsache zum Bewußtsein, daß zu dem wenigen, was dauernd im Wechsel sich durch die Jahrtausende erhalten hat, die Bühne gehört, mit ihrer einzigen, wahrhaft dämonischen Macht. So sehr der Mensch unserer Zeit sich von dem Menschen des Altertums, des Mittelalters unterscheidet, so sehr sich alles geändert hat, Religion, Moral, Recht, Lebensführung, eins hat sich bewährt: seit Thespis seinen legen-

Digitized by Google

dären Narren schob bis auf den heutigen Tag ist der Zauber der Szene herrschend geblieben; wie auch die Bühne selbst sich wandelte und das, was auf ihr vorgeht: noch heute wie vor fünfundzwanzig Jahrhunderten harrt andächtig und gespannt die Zuhörerschaft vor dem Vorhang, und „jedermann erwartet sich ein Fest"; noch heute wie ehemals übt die Bühne ihren mächtigen Bann aus, wenn von ihr ein großes Schicksal spricht:

Und Stille wie des Todes Schweigen
Liegt überm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.

Ja, hier ist eine wahrhaft soziale Institution, denn wo noch gibt es etwas, was hoch und niedrig, arm und reich, alt und jung, gebildet und ungebildet in einem Augenblick alles vergessen läßt, was sie trennt? Hier ist ein Faktor des Volkslebens von höchstem Werte und der eindringlichsten Beachtung würdig! Es ist ja gar nicht richtig, was scheinbar feinbesaitete, in Wahrheit blasierte Ästheten uns einreden wollen, daß das Theater mit seinen groben Wirkungen, mit seiner Flitterpracht und Schminke, mit seinem Appell an die Masseninstinkte nicht die feinste Kunst zu gewähren imstande sei, sondern nur die Lyrik dem einsam Genießenden; immer noch haben unsere großen Ästhetiker das Drama für die höchste Form der Kunst angesehen, und nicht etwa das Drama, als Buchdrama der Lektüre des einzelnen dargeboten, sondern wie es von der Bühne zu Aug' und Ohr des Volkes mit allen Mitteln szenischer Wirkung zu sprechen vermag.

Was aber ist es, das weitaus der Mehrzahl des Volkes zur Befriedigung seines theatralischen Bedürfnisses dient? „Treten wir in ein Theater" — sagt Richard Wagner — „so blicken wir in einen dämonischen Abgrund von Möglichkeiten des Niedrigsten und Erhabensten ... An diesem Abgrunde, sobald die großen, heiligen Zauberer von ihm weichen, tanzen auch die Furien der Gemeinheit, der niedrigsten Lüsternheit, der scheußlichsten Leidenschaften, die tölpelhaften Gnomen des entehrendsten Behagens." In der Tat, ist es nicht ein jammervoller Anblick, wie unser noch unverdorbener Arbeiterstand in den Tingeltangels und Variétés, unser guter Mittelstand in Apollo- und Metropoltheatern sitzt und sich einreden läßt, es sei etwas mit Kunst Zusammenhängendes, was ihm dort von den Brettern entgegenstiert: jenes höllische Gemisch von platter Roheit, fader Witzelei, niedrigste Sinnlichkeit erregender Obszönität, öder, geistloser Handlung, schlimmster und widerlichster Radaumusik. Sie glauben ja, sich zu amüsieren; sie wissen es nicht anders. Und doch könnte der weitaus größte Teil dieser selben Zuhörerschaft durch ein gutes Theater, durch tüchtige und gemütvolle Stücke gehoben und veredelt werden; viel eher als eine gewisse Schicht der „Gebildeten", die für eine höhere Bühnenkunst bereits völlig verloren sind. —

Es gibt nichts, worüber die großen Weisen und Seher unseres Volkes so einig gewesen sind wie über die erziehliche und ethische Bedeutung einer nationalen Bühne. Lessing, Schiller, Goethe, so verschieden ihr Wesen und Wirken, in drei auf dies Theater gerichteten Betätigungen ihres Schaffens zeigen sie eine höchst bemerkenswerte Gemeinsamkeit: nicht nur haben sie uns in ihren Dramen das größte geschenkt, was ihr Genius ihnen eingab, nicht nur haben sie theoretisch und spekulativ die Gesetze, die Ästhetik und Ethik des Dramas beobachtet und gewürdigt, sie haben auch praktisch Hand angelegt, ja als ein Hauptziel ihrer Energie betrachtet, die Bühne, als Instrument und Ausdruck einer höheren Kultur, zu heben und zu fördern. Aber während sie herrliche Werke erdachten, mit denen sie der von ihnen erstrebten Bühne auch sogleich wunderbare Muster schufen, während sie tief eindrangen in den Sinn des Dramas und in die Art, wie es aufzuführen — mit der dritten Absicht sind sie gescheitert, denn da hatten sie außer sich selbst noch andere nötig, sie brauchten Darsteller und Publikum, beides aber haben sie, wie sie oft beklagten, nicht schaffen können. Wie resigniert klingt Lessings Schlußkapitel der Hamburgischen Dramaturgie, wie erschütternd Goethes Wort am Ende seines Lebens: „Ich hatte wirklich einmal den Wahn, es sei möglich, ein deutsches Theater zu bilden", wie tief angewidert ist Schiller schon 1801 vom Theater, wenn er überhaupt seine „Jungfrau von Orleans" gar nicht auf die Bühne bringen will. Und was diesen Großen nicht beschieden war, wie sollte es den Kleineren gelingen, die nach ihnen mit Geist und Tatkraft am selben Plane einer idealen Bühne arbeiteten, einem Karl Immermann, Otto Ludwig. „Es regte sich nicht und rührte

Digitized by Google

sich nicht und blieb alles wie zuvor," so hatte Goethe diese vergebliche Tätigkeit für ein deutsches Nationaltheater gekennzeichnet.—

Da aber kam von einer ganz anderen Seite ein anderer großer deutscher Dramatiker zum hohen Ziele. Es war Richard Wagner, und die Macht, die ihm Flügel verlieh, der Zauberstab, mit dem er Wasser aus steinigem Felsen schlug, war die deutsche Musik.

Und da dürfte eine weitere Tatsache behauptet werden, die noch zu oft übersehen wird. Von allen schönen Künsten ist heute vielleicht nur eine ganz volkstümlich und volksbeglückend, das ist die Musik. Es ist etwas unendlich Schönes und Tröstendes, daß dies neunzehnte Jahrhundert, das wir gern als das praktische und wissenschaftliche, als das harte Zeitalter der Technik und der Erfindungen, des Dampfes und der Elektrizität betrachten, zugleich die Epoche war, in der die immateriellste und göttlichste aller Künste, die Musik, den glänzendsten Aufschwung genommen hat. Wir kennen jedenfalls keine Zeit, in die sich eine so stolze, ungeahnte Entwicklung der Tonkunst zusammengedrängt hat wie in den hundert Jahren etwa von 1783 bis 1883. Und diese Musik ist eine Kunst, die in uns lebt und webt, zu den Herzen und Sinnen spricht. Man stelle unser Volk, ja unsere Gebildeten in eine Gemäldegalerie: wieviel wird hier meist durch Mode, Respekt, Abstraktion und Konvention mittelbar und schwächlich ersetzt, was doch die Kunst mit unmittelbarer, packender Kraft dem Gemüte zu geben bestimmt ist. Die Musik aber ist für unser Volk das, was vielleicht dem Athener, dem Florentiner die bildende Kunst gewesen ist, sie ist — mit Wagner zu reden — die höchste, die erlösende Kunst, der lebendige Gott in unserem Busen, der freundliche Lebensheiland. Man nehme einmal an, unserem Volke würden alle Gemälde und Skulpturen verloren gehen — es würde nicht gar unglücklich sein; doch stelle man sich vor, die Musik würde ihm plötzlich genommen werden, würde sein Dasein nicht unfroh und finster werden?

Katharina Fleischer-Edel (Sieglinde).

Marie Wittich (Isolde).

Damit stoßen wir auf die Ähnlichkeit zwischen Drama und Musik: beide sind in unserer Zeit einzig noch die lebendig wirkenden Kunstgattungen, die in frischem Grün prangenden Zweige des edlen Kunstbaumes, der im übrigen zu verdorren beginnt. Und daraus folgt, daß die Verbindung des Dramas mit der Musik, die Vereinigung und Verschmelzung ihrer wunderbaren Mittel zu einem musikalischen Drama das wahrhaft gestaltende und fruchtbare künstlerische Prinzip unserer Zeit werden mußte: darin liegt die ungeheure, mit nichts zu vergleichende Wirkung der Wagnerschen Werke und ihre dauernde Herrschaft über die Opernbühnen.

Digitized by Google

Alois Hadwiger (Parsifal).

„Opernbühnen" — hört man wohl einwenden —, „bedeuten sie nicht eine niedrigere Stufe des Theaters? Ist die Oper denn überhaupt eine Kunstform oder nicht vielmehr eine Zwittergattung?" Es ist nicht zu leugnen, daß es eine lange Zeit gegeben hat, wo das, was auf unseren Opernbühnen gegeben wurde, solch ein absprechendes Urteil rechtfertigte. Man mußte den Verstand draußen lassen, wenn man in die Oper ging; und das taten alle diejenigen gern, die dabei nicht viel abzugeben hatten. Bloße Ergötzung des Ohres, sinnlose Texte, äußerlicher Prunk, rohe Effekte — das war es, was die Opernbühne ihrem Publikum bot. Auf der anderen Seite bezeugten Werke wie „Zauberflöte", „Fidelio", „Freischütz", was die deutsche Musik für die Bühne werden könnte, wenn sie nicht, wie in diesen Opern, nur von Zeit zu Zeit eintreten, sondern ein ganzes großes Drama, dessen Dichtung schon aus dem Geiste der Musik heraus geboren, mit Musik durchtränken würde.

Unsere großen Dichter und Denker haben auch hier wieder in zahlreichen tiefen Bemerkungen es ausgesprochen, daß ihnen die Oper keine verächtliche Gattung sei, im Gegenteil, die Mitwirkung der Musik zu den schönsten und höchsten Hoffnungen für die Entwicklung des Dramas berechtige. Schillers Worte über die Oper sind zu oft zitiert, als daß sie hier noch wiederholt werden sollen; ich selbst habe darüber in meiner zur Feier von Schillers hundertstem Todestag erschienenen Festschrift „Schiller und Wagner" (Berlin, P. Thelen, 1905) schon ausführlicher gehandelt. Aber das eine sei doch bemerkt, daß auch Schiller durch sein Nachdenken über Drama und Bühne immer wieder auf ein Zusammenwirken der Künste geführt wurde: „Das tragische Dichterwerk wird erst durch die theatralische Vorstellung zu einem Ganzen; nur die Worte gibt der Dichter, Musik und Tanz müssen hinzukommen, sie zu beleben." So hatte auch Wieland gehofft, daß ein Deutscher einmal ein Singspiel schaffen würde, „welches durch die bloße Vereinigung der Kräfte der Poesie, Musik und Aktion zur ergötzendsten und herzrührendsten aller Schauspielarten gemacht werden könnte." Und Goethe im „Wilhelm Meister": „Das weiß ich, daß, wenn die Musik die Bewegungen des Körpers leitet, ihnen Leben gibt und ihnen zugleich das Maß vorschreibt, wenn Deklamation und Ausdruck schon von dem Komponisteur auf mich übertragen werden, so bin ich ein ganz anderer Mensch, als wenn ich im prosaischen Drama das alles erst erschaffen und Takt und Deklamation mir erst erfinden soll."

Sehr bezeichnend ist, daß mit diesen Erörterungen über die Musik als bestimmende Helferin des Dramas sich sehr bald auch die Idee einer Gesamtwirkung aller Künste auf

Martha Leffler-Burckard (Kundry).

Allen Hinckley (Hagen).

der Bühne und endlich als höchster Ertrag der Gedanke eines Festspiels verbindet. Goethe schrieb 1825: „Poesie, Malerei, Gesang, Musik, Schauspielkunst: wenn alle diese Künste und Reize von Jugend und Schönheit an einem einzigen Abend und zwar auf bedeutender Stufe zusammenwirken, so gibt es ein Fest, das mit keinem anderen zu vergleichen." Daß aber dies Gesamtkunstwerk nicht von mehreren verbündeten Autoren, sondern von einer genialen Persönlichkeit ausgehen müsse, die in sich die Fähigkeiten zur Schöpfung dieses idealen Dramas vereinige, hat wieder Herder gesehen: „Gluck hat Nacheiferung gefunden, aber vielleicht eifert ihm bald einer vor: daß er nämlich die ganze Bude des zerschnittenen Opernklingklangs umwirft und ein Odeum aufrichtet, ein zusammenhängendes lyrisches Gebäude, in welchem Poesie, Musik, Aktion und Dekoration eins sind."

Beherzigt man diese Prophezeiungen unserer großen Dichter, so wird man damit das Verhalten der deutschen Nation nicht vereinbar finden, der nun ein großer Meister die Erfüllung jener Sehnsucht der Vorgänger gebracht hat. Gewiß, das Bayreuther Festspiel besteht, und glänzender, als sein Begründer es geträumt hat; aber damit ist nicht wegzuwischen die Erinnerung an die Mühen und Nöte, Verfolgungen und Enttäuschungen, die Wagner vor und nach 1876, dem ersten Festspieljahre, erduldet hat, und ebensowenig ist damit die Tatsache zu beschönigen, daß auch heute noch das deutsche Volk und seine geistigen Führer und Erzieher keine Ahnung von der Bedeutung dieser Bayreuther Festbühne haben. Was würden Franzosen, Engländer, Italiener darum geben, wenn sie einen Meister wie Richard Wagner und ein Nationaltheater hervorgebracht hätten, zu dem sich die Besucher aller Länder und Zungen in Bewunderung und Verehrung drängen! Hat man davon in Deutschland eine rechte Vorstellung, hat man erkannt, daß es sich um etwas Einziges, Unvergleichliches, nicht zu Ersetzendes handelt? Eine Reichstagverhandlung, die sich vor einigen Jahren mit dem Bayreuther Festspiel beschäftigte, hat darauf eine niederschmetternde Antwort gegeben. Niemand der erlauchten Vertreter der deutschen Nation zeigte sich auf der Höhe der Bedeutung einer so wichtigen Kulturfrage. Es wirkten dabei eben jene kunstfeindlichen, ja banausischen Tendenzen, die wir zu Anfang feststellten.

Kunst — ja, wenn wir einen teuren Rubens für ein Museum zu erstehen haben, oder wenn wir kostspielige Editionen alter Musikwerke veranstalten, dazu sind die reichsten Mittel vorhanden: das ist katalogisierte, akademisch begutachtete und amtlich gestempelte Vergangenheitskunst — aber wenn es sich um ein hohes Kunstwerk handelt, das

Cäcilie Rüsche-Endorf (Gutrune).

Digitized by Google

Peter Cornelius (Siegmund).

noch mit den lebendigen Kräften der Nation in Beziehung steht, lebt und wirkt, Tausende begeistert und erhebt — dafür haben wir nichts übrig; das ist ja Theater, Musik, Oper — **alles** Dinge, die keine praktische Bedeutung haben. Unsere großen Finanzkräfte — sie waren Baireuth nie günstig, und gegen die immer wiederholten Bitten, Stipendien für Unbemittelte zu gewähren, damit die Festspiele nicht nur für reiche Leute dasein, haben sie sich ablehnend verhalten. Unsere Presse — mit wenigen rühmlichen Ausnahmen stellt sie sich feindlich zum heutigen Baireuth; kann sie Richard Wagner nicht mehr verfolgen, wie sie es einst mit Beharrlichkeit und Skrupellosigkeit tat, so greift sie nun die Erben des Meisters an, die das Baireuther Festspiel nach seinem Tode mit Geist und Tatkraft erhalten und fortgeführt haben, und entblödet sich nicht, immer wieder den Lesern zu erzählen, was oft genug authentisch entkräftet wurde, daß dort in Baireuth nur Gewinnsucht und Geldgier herrschen. Und als ein amerikanischer Spekulant, auf eine Lücke in der Gesetzgebung gestützt, den „Parsifal", entgegen dem strikten Willen seines Schöpfers, in Neuyork zur Aufführung brachte, da stellte sich ein Teil der Öffentlichkeit in Deutschland auf seine Seite. Dieselben Stimmen sind es, die es befürworten, daß 1914 jenes Bühnenweihfestspiel, sobald das Gesetz es gestattet, den gewöhnlichen Operntheatern überantwortet wird, für die es sich mit seiner feierlichen, weltabgekehrten Stimmung, seinem ganzen religiösen Inhalt nun einmal nicht eignet. Noch ist es Zeit: man frage sich, ob man das Lebenswerk Richard Wagners zerstören, sein Vermächtnis umstoßen, an der erhabensten deutschen Kunst einen nie wieder gutzumachenden Verrat begehen will, ob man ruhig und gleichgültig zusehen will, wie von unheiligen Händen der „Parsifal" auf unsere Hof- und Stadttheater gezerrt werden wird, wo er in holder Abwechslung mit „Fledermaus", „Carmen", „Manon", „Mikado" alle diejenigen erfreuen soll, die heute in unbegreiflicher Verblendung gegen ein Baireuther „Monopol" zetern. Noch ist es Zeit.

Übrigens findet diese Anschauung vor der Öffentlichkeit auch sonst ihre mutigen und gewichtigen Vertreter. So hat erst ganz kürzlich der tapfere M. G. Conrad eine eigene kleine Schrift erscheinen lassen, betitelt „Wagners Kunst und Geist in Baireuth" (Bonsels Verlag in München-Schwabing), in der er alle diese Dinge mit begeisterter Überzeugung, aber zugleich auch mit bitterer Ironie beleuchtet. —

Doch nicht Kampfstimmung ist es, die über dem Festspielhügel in Baireuth liegt, sondern Friede und Freude für alle, die wieder des Segens dieser Vorstellungen teilhaftig werden.

Max Dawison (Alberich).

Dr. de Bary (Triſtan).

Wie iſt doch hier in Baireuth einzig das Theater das, was es ſein ſoll: Erhebung und höchſter Kunſtgenuß. Wie erfüllt uns dieſes Haus, das ernſt und ſchmucklos auf die lieblichen fränkiſchen Lande herabſchaut, mit dem ſtolzen Gefühl: hier hat ſich ein großer Künſtler ſein ſtattliches Denkmal gebaut, hier iſt einmal etwas zuſtande gekommen, das hoch emporragt über das Treiben des Alltags, über den gemeinen Kunſtbetrieb. Und immer ſind hier tätige und opferwillige Kräfte am Werke, Neues zu bieten, an der Vollendung zu arbeiten. Welch ein Apparat findet ſich hier zuſammen: eine große Anzahl der beſten Künſtler, ein Chor von hundert Sängern, ein Orcheſter von hundertzwanzig Muſikern, dazu das techniſche Perſonal. Hier wird fünf Wochen lang geprobt, bevor die Vorſtellungen beginnen und der erſte Ton aus dem myſtiſchen Abgrund des unſichtbaren Orcheſters an das Ohr des Zuhörers dringt. Welche Schwierigkeiten da zu überwinden ſind, ahnt wohl kaum die Maſſe der Feſtgäſte, die ſich dem Genuſſe der Werke hingibt. Wie ſchwer iſt es allein, die Sänger zu erhalten, welche den Wagnerſchen Werken hier an der anſpruchsvollſten Stelle gewachſen ſind. Zu den berühmten Namen unſerer größten Hoftheater geſellt ſich auch ſtets eine Reihe von neuen Kräften, denn es war der Grundſatz des Meiſters, junge, unverbildete Talente, friſche Stimmen heranzuziehen und in den Baireuther Stil einzuweihen. Man hat dafür auch jetzt dort einen feinen Spürſinn: viele von den Sängern, die ſpäter großen Ruf erlangt haben, ſind in Baireuth zuerſt aufgetreten. Da es hier weniger auf Stimmkraft ankommt als auf ſchönen Geſang und Deutlichkeit der Ausſprache, hat man auch Konzertſänger herbeigezogen; ſo iſt Dr. Felix von Krauß einer der beſten Baireuther Sänger, und als König Marke in „Triſtan und Iſolde“ hat er beſonders Gelegenheit gehabt, ſeine wundervolle Geſangskunſt zu bewähren und eine Partie in das richtige Licht zu rücken, die ſonſt ſehr ſtiefmütterlich behandelt wird. Neben ihm glänzten in den Hauptrollen zwei Dresdner Sterne: als Triſtan Dr. de Bary, als Iſolde Frau Wittich; ihnen war es zu verdanken, daß der große Zwiegeſang des zweiten Aktes nicht nur in feinſter Gliederung der Steigerungen, ſondern auch mit ſchönem, vornehmem Stimmklang vorgetragen wurde.

Man kann in Baireuth wohl erleben, daß man in Nebenrollen die berühmteſten Sänger hört, in Hauptrollen eine unbekannte Kraft: eine oft ſehr berechtigte Dispoſition. Werden die drei Nornen in der „Götterdämmerung“ von den Damen Schumann-Heinck, Fleiſcher-Edel, Krauß-Osborne geſungen, ſo wird damit eine Szene zu richtiger Be-

Walter Soomer (Kurwenal).

deutung erhoben, die anderswo entweder gestrichen wird oder durch ungenügende Besetzung nur zu sehr zu leiden hat. Wenn dagegen der Parsifal durch einen Sänger Alois Hadwiger gegeben wurde, der außer in Baireuth noch nirgends aufgetreten ist, so wollte man das Knabenhafte des reinen Toren endlich einmal durch einen ganz jugendlichen Darsteller zur Erscheinung bringen; und da Hadwiger überdies ein edles Spiel, eine seelenvolle Stimme sein eigen nennt, so war dieser Parsifal eine wahrhaft erfreuliche Überraschung. Ähnlich ging es mit dem jungen amerikanischen Bassisten Allen Hinckley, dem man mit Glück die schwierige, eigentlich noch nie ganz genügend verkörperte Rolle des düsteren Nibelungensohnes Hagen anvertraut hatte. Ein dänischer Heldentenor mit dem doppelt geheiligten Namen Peter Cornelius sang den Wälsungen Siegmund und erfreute sich besonders im zweiten Akte der „Walküre" beifälliger Anerkennung. Neu für Baireuth war auch der Hamburger Max Dawison, dessen wohllautender Bariton den furchtbaren Zwerg Alberich so charakteristisch wie möglich zu gestalten sich bemühte, Walter Soomer aus Leipzig, der den treuen Kurwenal mit kräftigem Ausdruck und mächtiger Stimme vertrat, Franz Adam, der den dämonischen Klingsor mit Wucht und trefflicher Aussprache spielte und sang. Eine

Franz Adam (Klingsor).

Rudolf Berger (Amfortas, Gunter).

weit verantwortungsvollere Aufgabe hatte Rudolf Berger von der Berliner Hofoper, denn der sündige Gralskönig Amfortas ist eine Gestalt, die tiefsten Seelenschmerz und ergreifendste Todessehnsucht mit überzeugender Gewalt zum Ausdruck bringen muß; Berger hat hier sehr Anerkennenswertes geleistet. Von Sängerinnen sei Cäcilie Rüsche-Endorf, die Vertreterin der Gibichungentochter Gutrune, hervorgehoben, dann Katharina Fleischer-Edel, die Hamburger Primadonna, durch eine seelenvolle Elisabeth in unvergeßlichem Andenken vom letzten Tannhäuserjahre, diesmal ihren wundervollen Sopran ebenso in der Partie der Brangäne als auch besonders als Sieglinde bewährend. Und endlich Martha Lessler-Burckard* aus Wiesbaden, erst spät mit der Kundry im „Parsifal" betraut, aber in der Durchführung dieser Partie höchst erfolgreich; diese rätselvolle, vielleicht genialste aller Wagnerschen Frauengestalten wußte sie zu einer lebensvollen, scharf umrissenen Figur zu entwickeln; sie hat echtes Theaterblut und eine prachtvolle Stimme.

Neben diesen neuen Baireuther Kräften wirkte der alte Stamm, ein Ernst Kraus,

* Die im Text wiedergegebenen Photographien sind Aufnahmen des Hofphotographen A. Piepenhoff in Baireuth; der Verleger Carl Gießel in Baireuth hat die Wiedergabe gütigst gestattet.

ein Bertram, Knüpfer, Schmedes, Briesemeister, Breuer, eine Gulbranson, Schumann-Heinck, Namen, die man nur zu nennen braucht, um den Stolz des deutschen lyrischen Dramas zu bezeichnen. Doch nicht in den einzelnen liegt hier die Schwerkraft, so sehr gerade hier ein jeder sein Bestes gibt, sondern in der einzigen Vollendung aller technischen Errungenschaften, den dekorativen Schönheiten, besonders auch den Beleuchtungswirkungen, denen Siegfried Wagner die eingehendste, erfolgreichste Beachtung schenkt; sodann in dem Zusammenspiel, in dem eigentlichen Baireuther Stil, der jedes Sichvordrängen und Stimmprotzentum ausschließt, dagegen eine stete Übereinstimmung des Bühnenvorgangs und der Gebärde mit dem Orchester herstellt. Ja, das Orchester — es ist der belebende Atem dieser Dramen; es hebt und trägt die Sänger, ohne sie je zu verdecken, es spendet unerschöpflichen Reichtum der Melodie und Harmonie, es faßt alle Instrumente in einen großen Klangkörper zusammen, ohne ihnen ihre Eigenart zu rauben; es kann das Unaussprechliche ausdrücken, was in den Seelen der Handelnden vorgeht, es ist der Herzenskünder, der Berater und Warner, es redet zu uns, wenn Worte zu schwach sind, es läßt die Wogen der Leidenschaften zum Meer anschwellen und beschwichtigt das tragisch erschütterte Gemüt mit himmlischem Trost. Hier sitzen anspruchslos und hingebend über hundert Künstler, jeder in jedem Augenblick sein Bestes gebend, immer in gespanntester Aufmerksamkeit, in jeden Ton den vollen Ausdruck der seelenvollen Belebung hineinlegend; an ihrer Spitze Dirigenten wie Hans Richter, Felix Mottl, Karl Muck, denen sich Siegfried Wagner, Franz Beidler, Michael Balling anreihen. Das Baireuther Orchester — es ist seines Meisters und Schöpfers Richard Wagner würdig, es ist auch ein Stück der „heiligen deutschen Kunst".

Im Schloßpark.

Warm liegt die Mittagssonne auf den Wegen,
Auf braunem Laub, auf letzten blassen Rosen,
Auf einem Beet voll scharlachner Verbenen,
Auf fahlem Gras, durchwirkt von Herbstzeitlosen.

Den Weiher schläfert's in der Mittagsstille,
Zwei Schwäne liegen, träumend, unbewegt.
Kein Laut, als wenn, zersprengend ihre Hülle,
Eine Kastanie auf den Boden schlägt.

Ein Säulentempel ragt versteckt zur Seite,
Den seiner Freundin einst ein Fürst geweiht,
Von Epheu ganz und wildem Wein umsponnen,
Ein Denkmal der galanten alten Zeit.

Ich blicke in des Beetes rote Pracht,
In Duft und Traum zerrinnen mir die Zeiten.
Da — in den welken Blättern rauscht es sacht
Wie seidener Gewänder Gleiten.

Die schönste Frau ist mir vorbeigegangen,
Im Tempel schwand die spinnwebgraue Schleppe.
Ich springe auf! — — Nur rote Blätter fallen,
Und eine goldne Eidechs sonnt sich auf der Treppe.

H. von Beaulieu.

Digitized by Google

Häuser am Fluß bei Numoto. (Aus: Fr. Doflein, „Ostasienfahrt". Berlin und Leipzig, Verlag von B. G. Teubner.)

Naturwissenschaftliche Rundschau.

Neueste Ergebnisse und Forschungen auf geographischem Gebiete mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Kolonien.

Von Dr. Max Eckert.

Die Erde ist das Wohn- und Erziehungshaus des Menschen. Das sind Worte, wie sie der denkenden Menschheit vorzüglich durch Karl Ritter näher gebracht wurden. Aber schon von jeher hat die Erkenntnis der Erde einen unbeschreiblichen Reiz auf die Menschen ausgeübt; noch immer hat sich erwiesen, daß die größten Fortschritte der Menschheit an die Entdeckung neuer Länder, an die Übersee-Erweiterung des heimatlichen Horizontes geknüpft sind; noch immer ist der menschliche Forschungstrieb tätig, die äußersten, noch unbekannten Winkel des irdischen Wohnhauses und die äußeren und inneren Eigenschaften des Erdballs zu erkunden. Allerdings sind die Zeiten der *großen* Entdeckungsreisen, die im vergangenen Jahrhundert Überraschungen über Überraschungen brachten — es sei nur an die Reisen von Barth, Livingstone, Nachtigal, Speke, Stanley erinnert —, als abgeschlossen zu betrachten. Die Reisen eines Sven von Hedin erinnern allenfalls noch an jene Zeiten. Wohl wird hier und da noch Neuland gewonnen, aber im großen ganzen verfolgen die Reisenden und Forscher heute andere Ziele, zumeist Spezialzwecke. Während jene großen Reisen mehr *Entdeckungs*reisen waren, sind die heutigen mehr *Forschungs*reisen. Land und Leute nach ihren verschiedensten Erscheinungs- und Äußerungsformen werden durchforscht. Neben den mehr idealeren Zwecken nachgehenden polaren und ozeanographischen Reisen haben die Expeditionen heute in der Hauptsache einen praktischen Zweck; neue Produktions- und Konsumtionsgebiete gilt es für die kulturgeschichtlich rasch vorwärts schreitenden und sich völkisch mehr und mehr verdichtenden Staaten zu erschließen. Der Deutsche ist von

jeher, sei es in fremden oder in Diensten des Vaterlandes, ein ausgezeichneter Forschungsreisender gewesen. In neuerer Zeit, da das Deutsche Reich auch ein Kolonialreich geworden ist und auf der Bahn der Entwicklung zur Weltmacht bedeutend vorwärts schreitet, dabei jährlich einen nicht unerheblichen Bevölkerungsüberschuß erzielt, nimmt das deutsche Volk mehr denn in älterer Zeit an der Erkundung heimatferner Gebiete Anteil.

Der gewaltige afrikanische Klotz hat von jeher die meisten Probleme in der Erforschungsgeschichte unseres Erdballs geborgen, von jeher hat er sich auch am widerspenstigsten der Erschließung gegenüber gezeigt. Das unbekannteste Gebiet Afrikas ist immer noch die Sahara. Sie ist bei der Aufteilung des afrikanischen Kontinents in der Hauptsache dem französischen Kolonialgebiet einverleibt worden. Die neueren Forschungen der Franzosen zeigen, daß das große, meist wüstenhafte Gebiet nicht bloß ein leerer, nomineller Raum ist, sondern neben politischen auch gewisse wirtschaftliche Werte besitzt, deren Nutzbarmachung allerdings noch in ferne Zeiten gerückt ist. Das vergangene Jahr brachte uns den Schlußstein zu dem großen Werke F. Foureaus, „Documents scientifiques de la Mission Saharienne", die die Ergebnisse einer Expedition aus den Jahren 1898 bis 1900 wiedergeben. Foureau weist nach, daß die Wüstenformen nicht bloß das Produkt der heute wehenden Winde sind, sondern in ihrer Grundgestalt bereits durch starke Niederschläge und zahlreiche wasserreiche Flüsse vorbereitet worden sind. Der Wirkung des Windes und des durch ihn getriebenen Sandes mißt Foureau, im Gegensatz zu neueren Anschauungen, eine außerordentliche Wirkung bei. Nach ihm entstehen durch getriebenen Sand dreierlei Formen: zunächst die Löcher und Höhlen in weichem Kalk- und Sandstein, sodann die wie von großen Würmern herrührenden Gänge auf härterem Kalkstein und zuletzt der Facettenschliff auf den härtesten und dichtesten Gesteinen. Foureau sammelte auch Beobachtungen über die Eingeborenen und ihren Häuser- und Hüttenbau, über die Tierwelt, insbesondere über die Vögel und ihren Nesterbau. Alte Gräber, Steindenkmäler, Werkzeuge und Felszeichnungen fand man in großer Anzahl. Das Verbreitungsgebiet des Mariatheresientalers in der zentralen und westlichen Sahara wurde festgestellt und verschiedenen Tausch- und Handelswaren Aufmerksamkeit geschenkt, so dem Salz, das von Bilma aus in Form von Säulen zu fünfzehn oder in Broten zu acht Kilogramm in Handel kommt.

Straße in Biskra. (Aus: Ludwig Finckh, „Biskra". Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.)

Ebenso ergebnisreich war die Saharadurchquerung des Franzosen E. F. Gautier. Sie nahm im November 1904 in Algier ihren Anfang. Bis zum Frühjahr 1905 wurden die Oasen von Tuat erforscht. Im Mai 1905 traf Gautier mit dem Geologen Chudeau der Expedition Etiennot zusammen. Diese befand sich auf der Suche nach dem besten Wege für die Legung eines transsaharischen Kabels. Noch im Mai reiste Gautier von Tuat weiter nach dem Hochland von Ahnet. Er durchquerte sodann den Tanezrouft, kam nach In Ouzel und erreichte in Begleitung eines Targiknaben am 3. August 1905 den Niger bei Gao-Gao. Es ist dies die erste Expedition, die zum erstenmal unbeschadet das Tuareggebiet durchquert hat. Die Erforschung der Tuaregs war für Gautier eine der vornehmsten Aufgaben. Schon Foureau erklärte deren Charakterfehler aus der äußersten Kärglichkeit ihrer Hilfsmittel. Gautier unterscheidet die Tuareg der Wüste im Norden und die Tuareg im Süden; jene bedienen sich des Kamels, diese des Pferdes. Südlich des Tanezrouft beginnt eine fast sechshundert Kilometer breite Steppenregion. Durch den Nachweis dieses hauptsächlich mit Mimosen bestandenen Steppenlandes wird der mächtige Steppengürtel, der

Das Felsendorf Tamungku. (Aus: P. und F. Sarasin, „Reisen in Celebes". Band I. Wiesbaden, C. W. Kreidels Verlag.)

sich im Süden der Sahara vom Atlantischen Ozean bis zum Roten Meere schlingt, immer geschlossener. Giraffen, Löwen, Antilopen, Gazellen, selbst Elefanten beleben die Steppe, die noch zu einem bedeutenden Viehzuchtsgebiet berufen zu sein scheint; denn nach Gautiers Meinung schreitet der Sudan nach der Sahara vorwärts und nicht umgekehrt, wie bisher allgemein angenommen wurde. Gautier unterscheidet drei Wandlungsepochen für die Sahara: zunächst eine Zeit, da das Gebiet hinreichend bewässert, bevölkert und kultiviert war, sodann die Zeit der Austrocknung.

Versandung und Wüstenwerdung und zuletzt die Zeit, in der sich das Gebiet heute befindet und allmählich wieder zur Steppe umgewandelt wird. Prähistorische, neolitische Funde in der Gestalt von Beilen, Pfeilspitzen geben dem Forscher einen Anhalt zu seiner Annahme, daß die Sahara noch in geologisch junger Zeit bewohnt war, und daß die heutige Bevölkerung keine ureingeborene, sondern eine erst in historischer Zeit eingewanderte ist. Von den Salinen von Taoudeni behauptet Gautier, daß sie inmitten einer weit ausgedehnten Depression liegen, die früher von einem See ausgefüllt wurde, in den sich außer dem Niger noch andere, heute nicht mehr vorhandene Saharaflüsse ergossen. Der durch die Flüsse herbeigeführte und durch den Wind mit der Zeit zu Dünen aufgewehte Sand dämmte allmählich die Flüsse ab; sie trockneten zuletzt aus oder nahmen, wie wir das beim Niger sehen, eine andere Richtung.

Die Expedition Gautiers wird für den zentralen Teil der westlichen Sahara durch die Reise von Villatte ergänzt und für die westlicheren Gebiete durch die von Flye Sainte-Marie. Villatte hielt sich mit Laperine längere Zeit in Tidikelt auf und drang dann bis zum Bergland des südlichen Adrar vor, das vom 20. Grad nördlicher Breite geschnitten wird und aus ausgedehnten steinigen Ebenen und sandigen Hügeln besteht. Indessen wurden auch Weiden und Wiesen angetroffen. Der Breitenkreis von 24½ Grad durchschneidet das fruchtbarere nördliche Adrar. Die westlichere Sahara, in die Lenz 1880 eindrang, liegt fast ganz unerforscht da. Erfreulich ist darum die Erkundigungsreise des französischen Kapitäns Flye Sainte-Marie. Sie ging von Tuat aus und hatte ihr Hauptaugenmerk auf die Karawanenstraßen, die das nördliche Marokko mit Taoudeni, nördlich von Timbuktu, verbinden und weiterhin mit dem Sudan. Die Festsetzung der Franzosen in Tuat und der durch sie eingeschränkte Sklavenhandel wirkten lähmend auf den Karawanenhandel; dazu kamen die räuberischen Horden der Wüste. Tendouf, die alte Karawanenzentrale inmitten der Sanddünenregion Iguidi, ist seit drei Jahren ganz verfallen. Die Franzosen hoffen nach Pazifierung des Iguidigebietes den Handel und Verkehr wieder zu beleben.

Wir sehen, daß überall um Marokko herum die Franzosen emsig und geschäftig sind; ja selbst nach Marokko hinein strecken sie unablässig ihre Fühler. So untersuchte und vermaß 1905 Leutnant Dyé die Küste von Tanger bis Agadir. Das Ergebnis ist, daß kein einziger Hafen als günstiger Ankerplatz bezeichnet werden kann. Selbst Agadir, das bis jetzt noch als bester Hafen der atlantischen Küste Marokkos galt, ist mangelhaft; es schützt wohl gegen die Nordostwinde, nicht aber gegen die häufigeren Westwinde. Die Küste südlich von Agadir wird in diesem Jahre unter der Leitung Gruvels sowohl nach den Tiefenverhältnissen wie nach dem Fischreichtum untersucht. Die Erforschung des Sebuflusses leitete Samné. Er stellte fest, daß der Sebu für flachgehende Fahrzeuge 200 Kilometer weit von der Küste aus befahrbar ist. Ein regelmäßig betriebener Schiffsverkehr auf diesem Flusse würde viel zur Erschließung Marokkos beitragen.

Über Marokko besitzen wir anregend geschriebene Reisebilder von Genthe und von R. Zabel. Von Biskra, im Süden Algiers, am Nordrande der Wüste, das als Kurort immer mehr Anklang findet, entwirft Ludwig Finckh eine farbenprächtige Schilderung. Hierbei sei auch der „Mittelmeerbilder" gedacht, die Theobald Fischer, der große Kenner des Mittelmeerbeckens, gesammelt herausgegeben hat. Sie erstrecken sich außer auf afrikanische auch auf kleinasiatische und europäische Gebiete.

Im Osten der Großen Wüste, im Nilgebiet, nimmt die wirtschaftliche Erschließung ein schnelleres Tempo als im Westen an. Das östliche Zentralafrika geht durch die am 27. Januar eröffnete, 578 Kilometer lange Bahn von Atbara-Station nach Port Sudan, 60 Kilometer nördlich von Suakin, einem längst ersehnten Aufschwung entgegen. Bis jetzt ging aller Handel und Verkehr von Khartum und Umgebung nach dem 4000 Kilometer entfernten Alexandria, heute liegt Khartum von seinem nächsten mit der Eisenbahn erreichbaren Hafen nur 883 Kilometer entfernt.

Abessinien, der einzige selbständige Staat im Osten Afrikas, ist durch neue Handelsbeziehungen den deutschen Interessen wieder näher gerückt. Von neuesten Werken über Abessinien verdient das Buch von W. Hentze „Am Hofe des Kaisers Menelik von Abessinien" hervorgehoben zu werden. Eine eigenartige, Jahrtausende alte Kultur und bedeutende Reichtümer machen dieses alte Kaiserreich zu einem für die Erschließung des afrikanischen Inneren wichtigen Faktor. Hentze hat beim Kaiser Menelik in Diensten gestanden und so einen guten Einblick in die heutige Lage des Landes, in die Sitten und Gebräuche des abessinischen Halbkulturvolkes erlangt. Bei der Besprechung der kulturellen Verhältnisse des Landes werden auch die Fehler der italienischen und der französischen Kolonialversuche klargelegt und besonders die Gewandtheit der Engländer in kolonialen Arrangements. Man kann Hentze beistimmen, wenn er sagt, daß sich Frankreich von England ausnützen läßt, und daß die Namen Faschoda, Maskat, Siam, Marokko, Somaliland usw. Denksteine für Frankreich sind, die es lediglich seinem Eigendünkel verdankt. Auch weiterhin pflichten wir Hentze bei, wenn er mahnt: „Möge sich Deutschland speziell an dem Vorgehen Englands einmal ein Beispiel nehmen, dann werden auch koloniale Resultate erzielt werden, die jeden Deutschen mit Genugtuung erfüllen müssen."

Die Kenntnis vom nördlichen Nigerien und dem Tsadseegebiet war bis vor kurzem

Digitized by Google

Baumhäuschen bei Kadjang. (Aus: P. und F. Saraſin, „Reiſen in Celebes“. Band 2. Wiesbaden, C. W. Kreidels Verlag.)

noch in ziemliches Dunkel gehüllt. Etwas Licht bringen die neueſten Tſadſee-Expeditionen. Man darf bald weitere eingehendere Nachrichten von dieſem See und ſeinen Zuflußgebieten erwarten, denn die Expanſionspolitik dreier Großmächte, von Deutſchland, Frankreich und England, begegnet ſich hier. Schon der erwähnte Fourcau hat den Tſadſee und beſonders die am nördlichen Ufer heimiſchen Völker genauer ſtudiert. Bei dieſen fand er, daß ſie neben einem Seedorf ein Ergänzungsdorf mit gleichem Namen tiefer im Lande beſitzen. Die Doppeldörfer gewähren nicht bloß Schutz bei hohem Waſſerſtand, ſondern auch bei räuberiſchen Überfällen.

Digitized by Google

Frauen und Knaben aus Badagajang. (Aus: P. und F. Sarasin, „Reisen in Celebes". Bd. 2. Wiesbaden, C. W. Kreidels Verlag.)

Im Tsadseegebiet war 1902 bis 1904 die englisch-französische Grenzkommission tätig und 1903 bis 1904 die englisch deutsche. Genaue astronomische Bestimmungen wurden in größerer Anzahl gewonnen. Die genaue Festlegung der Seeufer bleibt aber immer noch eine schwere Arbeit für die Zukunft. Immerhin hat die Kenntnis des Sees an weiteren sehr wichtigen Tatsachen gewonnen. Der deutsche Oberleutnant Marquardsen (1905) und der Kapitän J. Titho (1906) geben ein richtigeres Bild von der Seegröße, als wir es bisher hatten. Man glaubt jetzt mit Sicherheit an die Abgabe von Wasser als Grundwasser nach dem Bahr el Ghazal, also nach dem Nilgebiet. Der See weist nur geringe Tiefe auf: im Norden, Westen und Süden hat man drei bis vier Meter Tiefe gelotet, im Westen ist von Franzosen auch die Tiefe von 14 Metern konstatiert worden. Die Alexander Gosling-Expedition ging von Ibi am Benuë aus und endete in Kuka, der Hauptstadt von Bornu. Den topographischen und geographischen Arbeiten liefen Längen- und Breitenbestimmungen nebenher.

Hauptmann Herrmann, der die Vermessungen am Kiwusee geleitet hat, legt jetzt die Grenze zwischen Kamerun und Britisch Nigeria fest. Hauptmann Glauning hat den Norden von Kamerun eingehender bereist. Von dem Baliplateau drang er in die über 2000 Meter hohen, fast alpinen Gebirgsländer Bekom, Oku, Bansso und Kambo und dann nordwärts bis zur Benuëniederung vor. An den Gehängen und in den Tälern der Gebirgsländer fand Glauning noch ausgedehnte Hochwälder und in den Ebenen die Baumsavannen. Die Hochländer haben kühles und gesundes Klima; die Tiefländer und niedrigen Gebirge sind schwül und heiß. Auch bei der Bevölkerung stellte der Reisende eine Abstufung nach der Höhenlage fest und unterscheidet Stämme des Hochlandes, die besonders stattlich und schön gewachsene Menschen aufweisen, die Stämme des Übergangslandes und die der Niederung. Die Feldarbeit, die den Frauen obliegt, befaßt sich mit der Kultur der bekannten einheimischen Gewächse. Schmiedewerkstätten und Eisenschmelzhütten sind nichts Seltenes in dem erforschten Gebiete, so z. B. in Babungo und Bekom.

Unsere andere große tropische Kolonie, Ostafrika, macht in der rentablen Ausbeute nur langsam Fortschritte. Die Sisalagavenpflanzungen allein zeigen eine erfreuliche, schnelle Entwicklung. Auch die Baumwollenkulturen vergrößern sich von Jahr zu Jahr. Doch muß hier wie auch in den anderen Kolonien, wenn wir nur einigermaßen unseren Bedarf an Baumwolle decken wollen, zur Pflugkultur wie in Nordamerika übergegangen werden. Denn ohne diese können unsere Kolonien bei der jetzigen Bevölkerungszahl günstigenfalls, wie O. Warburg ganz richtig im „Tropenpflanzer" bei der Betrachtung der Ergebnisse und Aussichten der kolonialen Landwirtschaft sagt, etwa 100000 Ballen Baumwolle liefern; das ist jedoch erst der sechzehnte Teil des deutschen Baumwollenbedarfs. Als ein großes Hemmnis für den Plantagenbau Ostafrikas erweist sich die Arbeiterfrage; denn die Küstenbewohner sind faul und ungeeignet als Tagelöhner und die Leute im Binnenlande zu spärlich. Die besten Ackerbauer Ostafrikas sind die Wasekuma in der Gegend von Muansa am Viktoriasee.

Welchen Vorteil die Eisenbahnen den Kolonien gewähren, beweist die 128 Kilometer lange Usambarabahn von Tanga nach Mombo, die ihre Einnahme seit ihrer Vollendung um dreißig Prozent gesteigert hat. Die Eisenbahn von Dar es Salam nach Morogoro, mit deren Bau am 9. Februar 1905 begonnen wurde, soll erst am 1. Juli 1908 für einen vollen Betrieb fertig sein.

Digitized by Google

Allgemein wird bekannt sein, daß sich das kolonialwirtschaftliche Komitee der Deutschen Kolonialgesellschaft um die wirtschaftliche und wissenschaftliche Erschließung unserer Kolonien außerordentliche Verdienste erworben hat. Hier sei auch der landeskundlichen Kommission, die vom Kolonialrat eingesetzt ist, gedacht. Sie gibt Fingerzeige und stellt Aufgaben zur naturwissenschaftlichen und geographischen Erforschung unserer Kolonien. Auf ihre Veranlassung ist jetzt bereits Professor Karl Weule zwecks ethnographischer Studien auf der Station Kondoa-Irangi tätig und Dr. F. Jäger geologisch und ethnographisch in dem abflußlosen Gebiete zwischen Kilimandscharo und Viktoriasee. Jäger hat uns bereits früher durch seine Forschungen den Meruberg näher gebracht.

Die deutsche Expedition zur Erforschung und Bekämpfung der Schlafkrankheit in Deutsch-Ostafrika unter Leitung von Professor Robert Koch ist gleichfalls im Jahre 1906 aufgebrochen. Die Studien erstrecken sich von Usambara bis zum Viktoriasee, wo eine Zentralstation eingerichtet wird. Am Viktoriasee wird namentlich Uganda von der Schlafkrankheit heimgesucht. Die an der Ugandaseite im See liegenden Inseln sind durch die tückische Krankheit fast ganz entvölkert worden. Auf der deutschen Seite des Sees sind Todesfälle an der Schlafkrankheit bis jetzt bei weitem nicht so häufig vorgekommen wie auf britischem Gebiet.

Zur Erforschung der ostafrikanischen Seen wird in Zukunft noch vieles von deutscher Seite aus geschehen müssen. In den Jahren 1904 und 1905 arbeitete das englische Tanganikakomitee unter Cunningtons Leitung an der zoologischen und limnologischen Erforschung des Nyassasees und des Tanganikasees. Im Nyassasee fand man zum erstenmal eine Garnelenart. Bis dahin glaubte man, daß hier keine Vertreter dieser Krebstiere vorkämen. Noch größer war im Tanganikasee die Ausbeute an Seetieren, besonders an Fischen; selbst die seltene und berühmte Meduse, deren Vorhandensein als ein Beweis für den früheren Zusammenhang des Seebeckens mit dem Ozean gilt, wurde in einigen Exemplaren gefangen.

Von keiner unserer Kolonien sind wir in letzter Zeit so auf dem laufenden erhalten worden wie von Deutsch-Südwestafrika. Soeben beginnt das Generalstabswerk über „Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika" zu erscheinen, das ungemein interessant zu lesen ist und neben der Skizzierung der kriegstechnischen Operationen ein treffliches Bild der südwestafrikanischen Landschaftsgebiete gibt. Gute Karten und Textillustrationen unterstützen die Anschaulichkeit des Ganzen. In neuester Zeit hat auch der für

Detail der Stupas von Pi-yün-szö. (Aus: Rupprecht Prinz von Bayern, „Reiseerinnerungen aus Ostasien." München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.)

Digitized by Google

sein erhabenes Amt begeisterte Missionar J. Irle ein Werk „Über die Herero" veröffentlicht, worin er eine eingehendere Schilderung des äußeren und insonderheit des seelischen Lebens jenes vielfach mit Unrecht verschrienen Volkes bringt. Offen und ehrlich ist Irles Wort, auch scheut er sich nicht, auf Irrtümer der deutschen Kolonialverwaltung hinzuweisen.

Der letzte Reichstag hat das deutsche Kolonialamt und den Eisenbahnbau Kubub-Keetmannshoop abgelehnt. Die Verlängerung der Bahn Lüderitz-Kubub muß aber als eine zwingende Notwendigkeit erscheinen, weil sie einmal militärische Vorteile und sodann in der Fortsetzung über den bisher durchquerten unfruchtbaren Sandgürtel hinaus die einzige Möglichkeit einer wirtschaftlichen Nutzbarmachung des Landes gewährt. Und das Land wird sich wirtschaftlich heben, wie uns verschiedene Versuche im Gartenbau und in der Baumzucht des Swakoplandes zeigen. Von diesen Versuchen berichtet der Forstreferent des Gouvernements in Windhoek im Kolonialblatt. Er betont ganz ausdrücklich, daß sich in der Nähe der Bahn Swakopmund-Windhoek ausreichend geeignetes Land befindet, wo sich Ansiedelungsgelegenheit für Bauern aus dem Süden und Westen des Deutschen Reiches böte, die mit Wein-, Tabak- und anderen kleineren Kulturen vertraut sind. Wer die Steppennatur Südafrikas und des deutschen Schutzgebietes kennen lernen will, dem ist zum Studium das 1904 erschienene ausgezeichnete Werk von Siegfr. Passarge, „Die Kalahari, Versuch einer physisch-geographischen Darstellung der Sandfelder des südafrikanischen Beckens", zu empfehlen.

Neben Afrika zählt gegenwärtig Asien die meisten Forschungsreisenden. Zentralasien ist geradezu Mode geworden. Sven von Hedin ist dort schon wieder tätig, nachdem er die große Salzwüste Dascht-i-Kawir im östlichen Persien dreimal durchquert und kartographisch aufgenommen hat. Gegenwärtig erkundet er die Regionen von Mitteltibet, die ihm früher verschlossen waren, und das Quellgebiet des Indus und des Brahmaputra. Quer durch Tibet von Norden nach Süden ist Graf Lesdain gereist, dabei das unbekannte Wüstengebiet der Landschaft Ordos und die Landschaft Alaschan berührend, wo alte Ruinen entdeckt wurden. Von dem Reichtum Zentralasiens an alten Ruinenstädten zeugt fernerhin die amerikanische Expedition unter der Leitung von R. L. Barrett und E. Huntington, die im Tarimbecken und in den Wüsten des chinesischen Turkestan Ruinenstädte nachgewiesen hat, deren älteste auf 300 n. Chr. Geburt und deren jüngste auf 1840 zurückführen. Den Grund für das Verlassen der Siedelungen erblickt man in der Abnahme des Wassers in den Flüssen und in dem damit zusammenhängenden Mangel an Wasser zur Bestellung der Felder.

Durch die alten Ruinenstädte und alten Klöster gewinnt Zentralasien von Jahr zu Jahr größeres archäologisches Interesse. Im Auftrage des Museums für Völkerkunde zu Berlin sind im Jahre 1905 Dr. Lecoq und Dr. Bartus historischen Zeugen nachgegangen. Ihre Ausbeute an Wandmalereien, Statuen, Manuskripten und Münzen, die auf altgriechischen und indischen Einfluß zurückgehen, war reichlich. Beide Forscher sind mit Prof. Grünwedel weiterhin tätig, in Kutschar in Ostturkestan Ausgrabungen anzustellen. Der Franzose P. Pelliot durchsucht die buddhistischen Klöster nach alten Handschriften.

Der österreichische Zoologe Dr. E. Zugmayer ist auf einer Durchquerung Tibets von Chinesisch-Turkestan nach Indien begriffen. Dr. Tafel, der im Januar dieses Jahres im Kukunorgebiet von tibetanischen Räubern überfallen wurde, ist trotz dieses Mißgeschicks schon wieder auf dem Vormarsch nach Tibet. Kapitän Fitzgerald, ein Stabsoffizier von Lord Kitchener, hat in Begleitung Frazers von Sikkim aus den Himalaya in mehreren Pässen von 5100 bis 5400 Metern überschritten, um den nächsten Weg von Indien nach Lhasa festzustellen.

Ein künftiges großes Forschungsgebiet sind noch die gewaltigen Gebirgsketten Osttibets, jene Gebiete, in denen die Quellflüsse eines Jangtsekiang, Mekong und Saluën gebettet sind. Pflanzengeographische Probleme liegen hier nach den Ausführungen von Diels in Berlin in großer Menge vor. Wie nirgends auf der Erde sind hier tropische Pflanzenformen mit Formen der nördlichen Flora gemischt. Immergrüne und blattwerfende Gewächse werden nebeneinander angetroffen.

K. Hosseus bereiste Siam in den Jahren 1904 und 1905. Seine botanischen, geographischen und ethnographischen Studien erstreckten sich vorzugsweise auf die West-Laosländer. Die verschiedenen Streifzüge gingen von Chiengmai aus. Die hohe Nordspitze des höchsten Gebirges von Siam, des Intanon, 2576 Meter hoch, wurde „Richthofenspitze" benannt.

In dem zweibändigen Werke „Reisen in Celebes" bringen uns Paul und Fritz Sarasin die Frucht einer vierjährigen Forschungsreise. Ungemein reiche Erlebnisse und Eindrücke sind in dem ausgezeichnet geschriebenen und illustrierten Reisewerke niedergelegt. Es wird, da es jene ursprünglichen und eigenartigen Kulturformen, die bald von der herrlichen Inselwelt verschwunden sein werden, in Wort und Bild festhält, ein bleibendes Denkmal in der Entdeckungsgeschichte bleiben.

Ostasien steht trotz des beendeten Krieges zwischen Japan und Rußland noch ungeschwächt im Tagesinteresse mit obenan. Wir sind in den letzten Jahren mit Büchern und Broschüren, bald wertvollen, bald minderwertigen Inhalts, überschüttet worden. Von den neuesten besten Erscheinungen seien nur die Werke von Rupprecht

Digitized by Google

Die Rieſenkrabbe. (Natürliche Größe bis zwei Meter.) (Aus: Fr. Doflein, „Oſtaſienfahrt". Berlin und Leipzig, Verlag von B. G. Teubner.)

Prinz von Bayern und von Doflein hervorgehoben. Rupprecht Prinz von Bayern bereiſte Oſtaſien in den Jahren 1902 und 1903. Seine Reiſe ging von Neapel nach Aden, Colombo, längs der Küſte Sumatras über Penang nach Singapore und Java, von da nach den wichtigſten chineſiſchen Städten und nach Japan. Er gibt in dem als „Reiſeerinnerungen aus Oſtaſien" bezeichneten Buche nicht eine Reiſeſchilderung landläufiger Art, ſondern ein wahrhaft bedeutendes Reiſewerk, das ſich außer durch guten Stil durch die feinſinnige Beſchreibung von Land und Leuten auszeichnet. Überall beweiſt Prinz Rupprecht eine ſcharfe Beobachtungs- und Auffaſſungsgabe, ſei es in bezug auf Pflanzen-, Geſteins- und Tierwelt, ſei es bezüglich der Menſchen und ihrer Lebenseigentümlichkeiten und Einrichtungen. Die Spracheigentümlichkeiten der Bewohner, die charakteriſtiſchen Pflanzen im Landſchaftsbilde entgehen ihm ebenſowenig wie die geologiſche Beſchaffenheit, der mehr oder minder ſchlechte Untergrund alter und neuer Verkehrswege und vieles andere mehr. Namentlich für die wirtſchaftlichen Vorzüge und Schwächen der bereiſten Gebiete hat Prinz Rupprecht ein offenes Auge, und ſeine Kritik an den beſtehenden Zuſtänden nimmt da zuweilen eine ganz überraſchende Schärfe und Offenheit an, wie zum Beiſpiel bei der Schilderung der kolonialen und geſellſchaftlichen Verhältniſſe von Niederländiſch-Indien, insbeſondere von Java.

Fr. Dofleins „Oſtaſienfahrt" bringt Erlebniſſe und Beobachtungen eines Naturforſchers in China, Japan und Ceylon. In der Hauptſache galten Dofleins Forſchungen der Meeresfauna in der Bucht von Sendai und bei der Halbinſel Tuſhima. Aber auch für die übrigen Naturerſcheinungen zeigt er ein ſcharf beobachtendes Auge. Das japaniſche Volk in den verſchiedenſten Schichten kennen zu lernen, hatte er reichlich Gelegenheit. Die japaniſchen Fiſcher zum Beiſpiel ſind durch Dofleins Feder meiſterhaft charakteriſiert. Bei der Beurteilung des Japaners und ſeiner Lebensweiſe kommt Doflein zu Ergebniſſen, die zwar an ſich nicht neu, aber immer wieder zu bedenken und zu beherzigen ſind. Von dem japaniſchen Volke ſagt er, daß der Stolz, der Ehrgeiz und der Enthuſiasmus es zu einem ungeheuren wuchtigen Werkzeug in den Händen einer zielbewußten Regierung mache. In der Begeiſterung iſt der Japaner zu einer Anſpannung von Leiſtungsfähigkeit fähig, wie man ſie den ſchwachen Körpern kaum zutrauen ſollte. In der Abhärtung, Körperübung und Genügſamkeit ſteht der Durchſchnittsjapaner weit über den europäiſchen Völkern. Gerade dieſer Spartanismus in der Lebensführung erhebt die japaniſche Nation zu einem gefährlichen Gegner für jeden europäiſchen Staat. Wie der Nationalökonom Rathgen, ſo glaubt auch Doflein an keine „Gelbe Gefahr", ſondern hofft, daß eine Fülle des Segens für uns von dort ausgehen wird, daß neue große Aufgaben durch den Aufſchwung der nichteuropäiſchen Völker und die dadurch bedingte Konkurrenz im Welthandel und Weltverkehr den europäiſchen Kulturſtaaten erwachſen.

Digitized by Google

Von den übrigen asiatischen Gebieten ist Kleinasien mit Nachbargebieten als Forschungsgebiet bevorzugt. Dr. Max Blankenborn ist 1905 nach Palästina und Ägypten aufgebrochen, um die Flußablagerungen des Jordan- und Niltales zu untersuchen und wenn möglich Vergleichungspunkte zwischen diesen Ablagerungen und ähnlichen der Eiszeiten und Zwischeneiszeiten in Europa zu finden.

Die Möglichkeit einer Schiffsverbindung zwischen Europa und Sibirien wurde durch die russische Schiffahrtsexpedition, an der auch deutsche Kauffahrteischiffe beteiligt waren, nach dem Mündungsgebiet des Jenissei wiederum erwiesen. Man gewann dadurch einen neuen Transportweg zu dem mandschurischen Kriegsschauplatz. Der russische Geologe Tolmatschew und der Militärgeograph M. J. Koshewnikow haben im Jahre 1905 den Jessseisee und die Flußgebiete der Chatanga und des Anabar topographisch und geologisch aufgenommen. Nebenbei hatte man recht beachtenswerte naturhistorische und ethnographische Ergebnisse erzielt. Auf Veranlassung einer amerikanischen Gesellschaft, die eine Bahn durch Sibirien bauen will, untersuchte der russische Bergingenieur K. N. Tulschinski die Bodenschätze der Tschuktschenhalbinsel. Einen ähnlichen Reichtum an unterirdischen Schätzen wie in Alaska erhofft man auch auf asiatischer Seite, und bisherige Funde scheinen diese Annahme zu bekräftigen. Der Bau der neuen Bahn scheint bis auf wenige Punkte gesichert zu sein. Sie wird von Amerikanern gebaut. Bei Kansk, im Osten von Krasnojarsk, wird sie sich von der jetzigen sibirischen Bahn abzweigen, um Irkutsk im Lenatal und weiterhin die Beringstraße zu erreichen. Diese Meerenge will man untertunneln und auf amerikanischer Seite die Bahn durch Alaska nach Vancouver führen. So wird es nur noch eine Frage der Zeit sein, daß man mit Hilfe der Eisenbahn von Berlin bis Neuyork fahren kann, allerdings eine Strecke, die kaum in zweiundzwanzig Tagen zu überwinden sein wird.

Im Jahre 1905 forschten Dr. Michaelsen und Dr. Hartmeyer im westlichen Australien, eingehender in dem Küstengebiet von Albany bis zur Sharksbai. Außerordentlich reich war die faunistische Ausbeute. Selbst lebende und teilweise sehr seltene Tiere wurden in größerer Anzahl nach der Heimat befördert, so z. B. weiße Dingos, seltene Papageien und sogar ein weißes Opossum.

Mr. Atlee Hunt, der Sekretär des australischen Bundesministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, bereiste im Sommer 1905 Britisch-Neuguinea und benachbarte Inseln und beschäftigte sich vorwiegend mit der Eingeborenenfrage.

Estanzia auf der Pampa. (Aus: W. Vallentin, „Chubut". Berlin, Verlag von Hermann Paetel.)

Digitized by Google

Die Zahl der Papuas, die immer noch zwiſchen 300000 und 1000000 geſchätzt wird, genauer zu beſtimmen, war ihm nicht möglich. Immerhin gelang es ihm, zwei Raſſen der Eingeborenen zu unterſcheiden, deren eine größer, wilder und von dunklerer Hautfarbe, deren andere kleiner, friedlicher und von hellerer Hautfarbe iſt. Die Papuas ſetzen ſich aus ſprachlich und politiſch verſchiedenen Stämmen zuſammen. Die Sprache „Motu" iſt am meiſten verbreitet und erforſcht. Auf Grund der Beobachtungen über Lebenseinrichtungen und religiöſe Vorſtellungen weiſt Hunt die alte Auffaſſung zurück, die in den Bewohnern Neuguineas nur auf der niedrigſten Stufe ſtehende Völker erblickt.

Blick vom Lögberg auf das Thingvallavatn. (Aus: E. Küchler, „Unter der Mitternachtsſonne durch Island". Leipzig, Verlag von Abel u. Müller.)

Im Januar dieſes Jahres ging der deutſche Vermeſſungsdampfer „Planet" nach Ozeanien, wo der Bismarckarchipel genau vermeſſen werden ſoll. Daneben hat der „Planet" meteorologiſchen und ozeanographiſchen Unterſuchungen nachzugehen. Der Marineoberarzt Prof. Dr. Krämer, dem wir bereits ein größeres Werk über Samoa verdanken, begleitet den „Planet", um früher angefangene ethnographiſche und geographiſche Studien in Polyneſien zum Abſchluß zu bringen.

In den Jahren 1904 und 1905 war der Zoologe Alex. Agaſſiz im öſtlichen Stillen Ozean mit allerhand naturwiſſenſchaftlichen Studien beſchäftigt. Auch Tiefenmeſſungen nahm er vor. In den öſtlichen Paumotuinſeln hat Agaſſiz das Mangareva-Atoll genauer unterſucht. Seine Ergebniſſe laufen darauf hinaus, daß in dem Atoll ein alter Vulkankegel zu erblicken iſt; mithin wird die alte Darwiniſche Korallentheorie von den geſunkenen Land- und Vulkanrücken, die von vielen als überwunden betrachtet wurde, von neuem geſtützt. Des weiteren hat Agaſſiz von der Oſterinſel, von der wir recht lange nichts gehört hatten, zoologiſche und floriſtiſche Sammlungen heimgebracht. Die eigentümlichen Landſchaftsformen und die merkwürdigen, berühmt gewordenen Steinfiguren ſind in vorzüglichen Photographien feſtgehalten worden.

In Nordamerika geht die topographiſche und geologiſche Aufſchließung rüſtig vorwärts. Bald wird die topographiſche Aufnahme Kanadas, mit Ausnahme der arktiſchen Inſeln, beendet ſein. Längs der künftigen „Northern Canada", der zweiten Transkontinentalbahn Kanadas, haben S. J. Jackſon und Th. Turnbull ſpezielle Aufnahmen und Vermeſſungen geleitet. Wenn man von den hohen Bergen Alaskas abſieht, iſt als höchſter Berg der Vereinigten Staaten der Mount Whitney in der Sierra Nevada des Staates Kalifornien mit 4419 Meter trigonometriſch beſtimmt worden. Das U. S. Geological Survey bringt Berichte über den Erzreichtum Alaskas und die dort vorgenommenen topographiſchen und geologiſchen Aufnahmen im Jahre 1905. Zur Erforſchung des Inneren der Rieſenhalbinſel Labrador wurden 1905 zwei Expeditionen unternommen, die eine unter Dillon Wallace und die andere unter Frau Hubbard, der Witwe des 1903 in Labrador verhungerten Leonidas Hubbard.

Neben Afrika iſt es hauptſächlich Südamerika, das immer eine beſondere Anziehungskraft auf die deutſchen Forſchungsreiſenden ausgeübt hat. War es doch ein Alexander von Humboldt, der die Zeit der wiſſenſchaftlichen Erforſchung Südamerikas eröffnete. Noch heute finden wir zahlreiche Deutſche mit der wiſſenſchaftlichen Erforſchung und wirtſchaftlichen Aufſchließung Südamerikas beſchäftigt. Der Vogelfluß, „Pilcomayo", ein bedeutender Nebenfluß des Paraguayſtromes, hat ſchon verſchiedene wiſſenſchaftliche Opfer gefordert. Die Kenntnis ſeines vollſtändigen Laufes war bis jetzt noch mangelhaft. Ein deutſches Unternehmen unter der Leitung des Ingenieurs Herrmann will die Schiffbarkeit des Fluſſes bis zu ſeinem Quellgebiet erkunden. Doch iſt inzwiſchen die Nachricht eingetroffen, daß der norwegiſche Ingenieur G. Lange ſchon vom

Digitized by Google

August bis Dezember 1905 den Pilcamayo vollständig befahren und aufgenommen haben soll. Prof. R. Hausthal hat im April 1906 eine im Sommer 1905 angetretene Reise zur Erforschung der südamerikanischen Gletscher beendet. Er hat gefunden, daß die Eiszeiten das Klima der Andenländer nicht geändert haben. Nur etwas niedriger war das Klima zur Eiszeit. Während Patagonien mehr von einer gewaltigen Inlandeismasse bedeckt wurde, ergossen sich in Bolivia und Peru gewaltige Gletscher von einzelnen Zentralkuppen aus, wie vom Illampo und Illimani, in die benachbarten Ebenen.

Freiherr Erland Nordenskjöld bereiste mit dem Zoologen Holmgren in den Jahren 1904 und 1905 Peru und ging dort in der Hauptsache ethnographischen Studien nach. Bei den indianischen Stämmen der Atsahuacas, Yamiacas und Guarayos wurde längere Zeit verweilt. Die Atsahuacas stehen noch auf der Stufe der Steinzeit, die beiden anderen auf der Kulturstufe der Inkazeit. Alte Kulturdenkmäler wurden nur da gefunden, wo das Lama seit altersher vorkommt, also nicht in hochandinen Regionen. Dr. Max Schmidt hat seine Erlebnisse und ethnologischen Ergebnisse bei den Indianern am Rio Novo, am Kulischu und Schingu (Xingu) in dem Werke „Indianerstudien in Zentralbrasilien" niedergelegt und gibt damit eine wertvolle Ergänzung zu den berühmten Reisewerken des Berliner Ethnographen Karl von den Steinen. Der durch seine Werke über Afrika als unermüdlicher Vorkämpfer des Deutschtums bekannte Dr. W. Vallentin hat auf einer zweieinhalbjährigen Forschungs- und Studienreise im Inneren Südamerikas dem Süden Argentiniens mehr Beachtung geschenkt, als es bisher geschehen ist. Vallentin durchquerte das Land von Bahia Blanca aus in südwestlicher Richtung bis zum Lago Nahuel Huapi, überstieg das Andengebirge und zog dann auf beschwerlichen Pfaden in den wildschönen Kordilleren südwärts bis in den mittleren, fast unbekannten Teil Patagoniens, Chubut. Das Ergebnis der bemerkenswerten Reise in Chubut hat er in dem Werke „Chubut. Im Sattel durch Kordillere und Pampa Mittel-Patagoniens" niedergelegt. Besonders sind es die wirtschaftlichen Verhältnisse, die er, ohne pedantisch zu werden, in klarer, sachlicher und höchst interessanter Weise vor Augen führt. Nach ihm ist Chubut ein Land, das in wirtschaftlicher Beziehung und als Ansiedelungsgebiet gerade für das deutsche Volk eine große Bedeutung hat. —

Am gründlichsten und eingehendsten arbeitet die Erforschung unseres europäischen Kontinents. Die Ergebnisse der Reisen und Forschungen sind in fast unzähligen Einzelpublikationen und wissenschaftlichen und touristischen Zeitschriften niedergelegt. Nur weniges sei hervorgehoben. Die preußische und niederländische Regierung gehen Hand in Hand zur Gewinnung mehrerer Tausende von Hektaren Neuland am westlichen Dollartgestade. Ein Werk, über das jeder Vaterlandsfreund seine Freude haben wird, ist die soeben erschienene landes- und volkskundliche Untersuchung von Dr. Willi Peßler über „Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung". A. W. Shurawsky hat zwei Expeditionen in die Großlandstundra im Nordosten des russischen Gouvernements Archangelsk unternommen. Neben meteorologischen und geologischen Beobachtungen wurde der Flora und Fauna der Tundra große Aufmerksamkeit geschenkt. Wichtig sind die Berichte über die Samojeden. Dieser Volksstamm ist in der Entartung begriffen; die alten charakteristischen Lebensformen sind ausgestorben. Der bekannte Geograph A. Hettner gibt in seinem Buche „Das europäische Rußland" eine interessante Studie zur Anthropogeographie Rußlands. Auf Grund eines weitgehenden Quellenstudiums sucht der Verfasser das heutige Rußland nach seiner Geschichte, Ethnologie, Religion, seinem Volkstum und Staatswesen, seiner wirtschaftlichen wie überhaupt gesamten kulturellen Entwicklung als ein Land der Gegensätze zu erweisen. In all diese Gegensätze aber sucht der Verfasser, indem er das Geographische heranzieht, erklärend einzudringen. „Aus Bosniens letzter Türkenzeit" lauten die hinterlassenen Aufzeichnungen von Dr. J. Koetschet. Von diesen Aufzeichnungen ist bis jetzt nur der Teil gedruckt, der sich mit dem Aufstand in der Herzegowina, 1875 bis 1876, der Auflösung der ottomanischen Herrschaft in Bosnien und der Herzegowina und mit der Okkupation, 1877 bis 1878, beschäftigt. Der Wert der Aufzeichnungen liegt vor allem darin, daß Miterlebtes und Mitempfundenes von einem Manne wiedergegeben wird, der die zusammenbrechende Türkenherrschaft in beiden Ländern aus unmittelbarer Nähe zu verfolgen und an den Ereignissen tätigen Anteil zu nehmen Gelegenheit hatte.

Thoroddsen hat uns mit seinem „Island" (in zwei Ergänzungsbänden zu Petermanns Geographischen Mitteilungen, 1906) die beste Geographie über die große nordwesteuropäische Insel gegeben. C. Küchler, der in der neuesten Bädekerausgabe von Schweden-Norwegen als Anhang Island behandelt hat, gibt in dem Buche „Unter der Mitternachtsonne durch Island" eine anziehende Schilderung seiner Reise vom Jahre 1905 durch Island. Mit gewandtem Griffel und eingehendster Kenntnis von Sprache und Land weiß Küchler die gewaltigen nordischen Landschaftsszenerien und das tüchtige Volk in seinem Leben und Treiben dem Leser nahe zu bringen.

Digitized by Google

Dorfplatz. Dritte deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung. Dresden 1906.

Die bildenden Künste.

Rück- und Ausblicke auf das Kunstleben der Gegenwart von Walther Gensel.

Die dritte deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung in Dresden — Münchner Glaspalast und Sezession — Bayrische Kunst in Nürnberg — Der deutsche Künstlerbund in Weimar.

Die Ausstellungen sind in diesem Jahre in Deutschland so zahlreich, daß es beinahe unmöglich ist, sie alle zu besuchen und die gewonnenen Eindrücke auch wirklich zu verarbeiten. Zu den alljährlichen Veranstaltungen sind diesmal weitere große Ausstellungen in Köln und Dresden gekommen, der Künstlerbund und die mit ihm mehr oder minder zusammenfallenden Sezessionen sind an drei Stellen zugleich hervorgetreten, in Weimar, Berlin und München, mit der Nürnberger Gewerbeausstellung ist ein Überblick über die bayerische Kunst der Gegenwart und eine Ausstellung älterer Kunst verbunden worden, Ende Juli ist in Karlsruhe eine Jubiläumsausstellung eröffnet worden, und endlich haben viele deutsche Künstler, einer Einladung ihrer bei uns mit Preisen ausgezeichneten englischen Kollegen folgend, Werke zu einer deutschen Ausstellung in London gesandt. Dies sind nur die hauptsächlichsten deutschen Veranstaltungen. Natürlich haben auch in Paris, London und Wien die jährlichen Kunstmärkte in der üblichen Weise stattgefunden, und daß man auch in die Mailänder Weltausstellung eine große Kunstschau aufnehmen würde, war von vornherein selbstverständlich. Unter diesen Umständen ist eine Beschränkung auf das Wichtigste, das für deutsche Leser Wichtigste, unbedingt geboten. Wir haben im letzten Hefte die Berliner Ausstellungen bereits gewürdigt; diesmal sei die Dresdner, die eigenartigste und anregendste des Sommers, in den Vordergrund gerückt, und an sie seien einige Bemerkungen über München, Nürnberg und Weimar angeschlossen.

Die Dresdner Ausstellung will einen Überblick über den Stand der gesamten

Digitized by Google

Dorfſchule. Dritte deutſche Kunſtgewerbe-Ausſtellung Dresden 1906.

modernen Bewegung im Kunſtgewerbe, alſo über alles geben, was in den letzten zehn Jahren erreicht worden iſt. Wie viele Erinnerungen ſteigen da auf: an die Tage, da die erſte Kunde von der neuen Bewegung aus England und Belgien herüberdrang und bei wenigen Enthuſiaſten raſch aufflammende Begeiſterung, bei den meiſten unüberwindlich ſcheinendes Mißtrauen erweckte; an die ſchönen Erfolge im Jahre 1900 in Paris, wo alle Welt, wenn auch mit noch ſo viel Einſchränkungen, zugeſtand, daß nirgends ſo reiches Leben herrſche wie bei uns, an die Turiner Ausſtellung und an das mit ſchmetternden Fanfaren eröffnete, ſchließlich faſt im Sande verlaufene „Dokument deutſcher Kunſt“ in der Darmſtädter Künſtlerkolonie. Wir denken daran, wie der Bewegung aus dem eigenen Lager der ärgſte Feind in Geſtalt des fürchterlichen Jugend- oder Sezeſſionsſtils erſtand; wir erinnern uns aber auch an die außerordentlichen Erfolge auf einzelnen Gebieten, wie denen des Porzellans und der Kunſttöpferei. In der letzten Zeit ſchien auch hier ein Stillſtand eingetreten zu ſein. Aber vielleicht war gerade dieſe ſcheinbare Ruhe dem Sammeln der Kräfte für das jetzige Unternehmen beſonders günſtig.

Eins iſt jetzt jedenfalls erreicht. Von einer Exiſtenzfrage, von einer Frage nach der Berechtigung der Bewegung iſt nicht mehr die Rede. Sie iſt da. Kein Architekt, kein Tapezierer, kein Tiſchler, kein Fabrikant von Beleuchtungsgegenſtänden, Geweben, Teppichen, Linoleum kann ſich ihr mehr ganz entziehen. Gerade dieſes Eindringen in die Induſtrie und ebenſo in die Kunſtgewerbe- und Handwerkerſchulen neben den Leiſtungen der anerkannten Künſtler zu zeigen, wurde als ein wichtiger Teil der durch die jetzige Ausſtellung zu löſenden Aufgabe erkannt.

Um aber dieſes alles vorführen zu können, dafür reichte der vor einigen Jahren erbaute Dresdner Ausſtellungspalaſt natürlich nicht aus. So entſchloß man ſich, den ganzen Park einzubeziehen. Das Dresdner Kunſtgewerbe erhielt ein beſonderes „Sächſiſches Haus“, mehrere kleinere Ausſtellungshallen wurden erbaut und über den ganzen Park kleinere und größere Häuschen, Pa-

Digitized by Google

villons, Kioske usw. verstreut. Einen Teil des Hauptbaues aber räumte man einer historischen Abteilung, um die sich besonders der Direktor des historischen Museums, Dr. Kötschau, verdient gemacht hat, und einer Abteilung für Volkskunst ein, die uns zeigen soll, wie das naive ländliche Schaffen im Wechsel der geschichtlichen Stile immer frisch geblieben ist und aus diesen nur einzelne passende Anregungen übernommen und verarbeitet hat. Besonders Oberbayern, Sachsen und einige norddeutsche Bezirke (Vierländer Haus) sind reich und instruktiv vertreten.

Die Ausstellung ist dadurch so umfangreich geworden und bietet auch in jedem einzelnen Teil so ungeheuer viel, daß geradezu Mut dazu gehört, sich hineinzuwagen. Allein die Dresdner verstehen es, Ausstellungen zu arrangieren. Der Besuch der Pavillons in dem herrlichen, großen Garten mit seinen wundervollen Baumgruppen und lieblichen Rasenflächen wird zu einem anmutigen und abwechslungsreichen Spaziergang, und selbst das Labyrinth der an zweihundert großen und kleinen Räume im Hauptpalast, vom Kirchenraum bis zur Schiffskoje, vom Empfangssalon bis zur Badestube, ist so reich an Überraschungen, netten Durchblicken und Ausblicken und bequemen Ruheplätzchen, daß ein Rundgang hier jedenfalls bei weitem nicht so ermüdet wie der Besuch einer großen Gemäldeausstellung.

Als Ganzes macht die Ausstellung unzweifelhaft einen vornehmen und imponierenden Eindruck. Man ist überrascht von der Menge künstlerischer Persönlichkeiten, die sich in den Dienst der Sache gestellt haben, und von der Vortrefflichkeit der Ausführung. Auffallend ist der Reichtum des Materials. Während man sich vor kurzem bei seinen Einrichtungen eigentlich nur zwischen Eiche, Nußbaum und Mahagoni zu entscheiden hatte, sind hier eine ganze Anzahl Obstbaumsorten verwendet, und zu ihnen gesellen sich die prächtige helle Esche, die norwegische Birke, die Ulme, der Ahorn und viele andere. Ihre feinen Maserungen hat man in der geschicktesten Weise verwendet, fürs Beizen die zartesten Nuancen gefunden und obendrein sehr häufig Intarsia angewandt. Da nun in unserer immer noch mehr auf die Farbe als auf die Form gerichteten Zeit der koloristische Geschmack hoch entwickelt ist, so entsteht fast überall eine zugleich vornehm und behaglich wirkende Einheitlichkeit. Man versteht jetzt aufs beste, die richtige Wandbespannung (die Stoffe überwiegen weit über die Papiere) mit dem richtigen Bodenbelag und dem richtigen Vorhang zusammenzustimmen. Der frühere Tapeziererprunk hat nun endgültig schlichten, in freundlichen Farben gehaltenen Vorhängen oder auch einfachen weißen Tüllgardinen Platz gemacht. Stimmung ist das Losungswort, das überall ausgegeben zu sein scheint, aber keine weither geholte, archaischen oder exotischen Launen dienende, sondern eine Stimmung, die zu den Menschen unserer Tage, ihrer Kleidung und ihren Gewohnheiten paßt.

Ecke des Damenzimmers von F. A. O. Krüger-München. Dritte deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung. Dresden 1906.

Allein die Bevorzugung des Maleriſchen hat bei näherem Zuſehen vielfach ein ſchlimmes Gegenſtück in der Verwilderung des Architektoniſchen. Im Katalog findet man immer noch den Ausdruck „neuer Stil“. Aber wie kann man davon reden, da man überall nur der Verneinung jedes Stils oder vollkommener Launenhaftigkeit begegnet? Stile entſtehen aus Konſtruktionsprinzipien und konſequenter Ausbildung gleichartiger Schmuckformen. Unſere Künſtler wollen die Form lediglich aus dem Zwecke des Gegenſtandes — Stuhl, Tiſch, Schrank — ableiten. Aber man ſehe, was dabei herauskommt! Jeder iſt nur dann befriedigt, wenn er bei ſeinem Zimmer auch ſeinen Stuhl, ſeinen Tiſch, ſeinen Schrank erfindet, und um dieſe als ſeine Erfindung kenntlich zu machen, iſt er ja geradezu gezwungen, ungewöhnliche, aparte oder abſtruſe Formen zu wählen. Man kann da die ergötzlichſten oder vielmehr betrübendſten Erfahrungen machen. Ein Berliner Künſtler macht in Übertreibung des gotiſchen Prinzips die Lehnen ſo hoch, daß ſie für mindeſtens die doppelte Rückenlänge ausreichen würden, ein Dresdner macht ſie ſo niedrig, daß man das Gefühl hat, im Rückgrat abzubrechen. Der eine gibt ſeinen Stühlen Beine, die wie Elefantenfüße wirken, der andere macht ſie ſo dünn, daß man ſich nicht zu ſetzen wagt. Sepp Kaiſer ſetzt ſeinen Schränken ſpitze Pyramiden auf, ſo daß man an unüberſteigliche Feſtungsmauern denkt, Fritz Drechſler führt um ſeinen Saal Pilaſter mit Kapitälen herum, die nichts tragen, van de Veldes Beleuchtungskörper erwecken die Vorſtellung, als ſollte man an ihnen emporklettern. Viele ſind lediglich von dem Grundſatz der größtmöglichen Bequemlichkeit ausgegangen und haben dieſe auch erreicht, ſind aber dabei zu unmöglichen, zum Teil komiſchen linearen Wirkungen gelangt. Über alles dies läßt ſich ſchwer reden. Man müßte Dutzende von Beiſpielen nebeneinander abbilden, um dieſen „neuen Stil“ ad absurdum zu führen. Umgekehrt wird aber auch gegen die einfachſten praktiſchen Regeln oft in ſchlimmer Weiſe geſündigt. Fritz Schumacher konſtruiert einen zunächſt ſehr behaglich ausſehenden Erker, bei dem man ſich aber nur mit Mühe zwiſchen den unverrückbaren Tiſch und das ebenſo unbewegliche Sofa hineinzwängen kann, um ſchließlich doch viel zu weit vom Tiſch entfernt zu ſitzen. Was an

Speiſezimmer von Bruno Paul-München. Dritte deutſche Kunſtgewerbe-Ausſtellung. Dresden 1906.

Digitized by Google

Das „Sächsische Haus“ von Wilhelm Kreis-Dresden. Dritte deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung. Dresden 1906.

Klavieren zu sehen ist, scheint fast durchweg von Unmusikalischen erfunden zu sein. Van de Velde hält eine glatte Flügeldecke für unschön und wählt deshalb eine ausgesprochen konvexe Form, bedenkt aber nicht, daß beim Aufklappen so die scheußlichste Figur entsteht, und daß das Lasten eines schweren Gegenstandes auf einem einzigen Punkte allen Gesetzen der Solidität widerspricht. Die Parole vom Sichausleben der Persönlichkeit, die schon bei den bildenden Künsten ihr Bedenkliches hat, ist beim Kunstgewerbe geradezu vom Unheil. Nur wenn die Künstler sich bescheiden der gemeinsamen Idee unterordneten, könnte wirklich so etwas wie ein neuer Stil entstehen. Jetzt aber hat sich das, was man als eine Kinderkrankheit der neuen Bewegung ansah, recht eigentlich zu einer Epidemie entwickelt, und es wird einer geraumen Zeit bedürfen, ehe die Heilung eintritt, um so mehr als das Publikum, wenn es schon einmal mitgeht, sich gerade von dem Überoriginellen überrumpeln läßt.

Bei dem „Dokument deutscher Kunst“ von 1901 handelte es sich fast durchweg um Häuser, bei denen der Künstlerlaune der allerweiteste Spielraum gelassen und nach den Kosten überhaupt nicht gefragt wurde. Diesmal sollte in erster Linie den wirklichen Bedürfnissen des Bürgerstandes Rechnung getragen werden. Wenn trotzdem im wesentlichen für die oberen Zehntausend gearbeitet worden ist, so erklärt sich dies ganz einfach daraus, daß sich Schönheit des Materials und Feinheit der Arbeit an billigen Gegenständen nicht zeigen lassen. Daneben ist aber auch für den mittleren Bürgerstand gesorgt und dem Arbeiterstande volle Aufmerksamkeit geschenkt worden.

Das Reizendste auf dem letztgenannten Gebiete ist der Dorfplatz, von dem wir zwei sehr gelungene Abbildungen bringen. Der Gedanke ist jetzt allgemein durchgedrungen, daß man sich bei Dorfkirchen, Dorfschulhäusern, Arbeiterhäusern usw. dem Ortscharakter anzupassen hat, statt ihn durch parvenuhafte Stadtbauten zu entstellen. Die Dorfschule und die Arbeiterhäuser, die hier in reizvoll unregelmäßiger Weise gruppiert sind, entsprechen also durchaus den Gewohnheiten der Dorfbewohner. Die Schule ist kein schreckeneinflößender Kasernenbau, sondern macht den Eindruck einer einladenden, nur durch mehr Geräumigkeit, durch mehr

Salon von Wilhelm Kreis · Dresden. Dritte deutſche Kunſtgewerbe · Ausſtellung. Dresden 1906.

Luft und Licht ausgezeichneten Wohnſtätte. Wie die Lehrerwohnungen, das freundliche Familienheim des Hauptlehrers im Erdgeſchoß und die beſcheidene Junggeſellenwohnung des Hilfslehrers im oberen Stockwerk, in ſie eingegliedert und doch wieder ſtreng von den Schulräumen geſchieden ſind, das iſt muſtergültig. Das Ganze macht einen anheimelnden und fröhlichen Eindruck, Leben und Schule ſcheinen Hand in Hand zu gehen, ſtatt wie ſo oft ſich gegenüberzuſtehen. Bei den Arbeiterhäuſern, die zum Teil zwei, zum Teil vier Wohnungen enthalten, hat man ſich vielleicht zu ſehr dem dörflichen Charakter angeſchmiegt. Man kann doch alle Vorzüge des Bauernhauſes beibehalten und den modernen Bedürfniſſen der Hygiene, beſonders in bezug auf die Höhe der Fenſter, mehr Rechnung tragen. Bei der inneren Einrichtung wird man das Gefühl nicht ganz los, daß hier mit einer Art herablaſſenden Wohlwollens das Bild einer ſtillen Genügſamkeit hervorgezaubert wird, wie ſie ach! nur ſelten vorhanden iſt. Es iſt, wie wenn Eltern ihren Kindern Puppenſtuben aufbauen. Auch ſcheinen mir die Bedürfniſſe der arbeitenden Klaſſen nicht immer ganz getroffen zu ſein. Die Küchenſtube oder Wohnküche iſt ſchon wegen der Bequemlichkeit der Heizung ein kaum zu umgehendes Übel. Aber der Arbeiter wird nie und nimmer ſein gutes Soſa da hineinſtellen. Er iſt kein Gentleman, der nach getaner Arbeit Toilette macht, ſondern ſo, wie er iſt, ſetzt er ſich an den Küchentiſch zum Abendbrot. Dagegen will er am Sonntag, beſonders wenn er Beſuch empfängt, ſeine gute Stube ohne Küchengeruch haben. Aber den allerwärmſten Dank verdienen dieſe Beſtrebungen. Wenn dadurch lediglich in recht vielen Mitgliedern des Arbeiterſtandes die Überzeugung erwachte, wieviel geſünder, behaglicher und ſelbſt billiger es iſt, in einem Landhäuschen draußen ein paar freundliche Zimmer zu haben, als ſich in den dumpfen Hofräumen einer Mietskaſerne zuſammenzupferchen, ſo wäre damit ſchon ungeheuer viel getan. Und dieſe Einſicht hat zum mindeſten in dem kleinen Bürgerſtande ſchon vielfach zu dämmern begonnen.

Ganz abzuſchaffen aber wird die Mietskaſerne nicht ſein. So bietet ſich die weitere fruchtbare Aufgabe, ihre Anlage und Einzelräume wenigſtens ſo menſchenwürdig wie

Digitized by Google

möglich zu gestalten. Der Dresdner Spar- und Bauverein, der sich ihr in sehr erfolgreicher Weise widmet und in der Architektenfirma Schilling u. Gräbner vortreffliche Ausführer seiner Gedanken gefunden hat, ist mit einem Pavillon auf der Ausstellung erschienen, in dem einige Wohnungen aus seinen Häusern gezeigt und an der Hand ausführlicher Pläne und Beschreibungen die Gesamtanlage veranschaulicht wird. Bedenklich macht es nur, daß die Baumeister ihre Entwürfe unentgeltlich geliefert haben. Wahrhaft vorbildlich kann ein solches Unternehmen nur sein, wenn alle Schenkungen dabei ausgeschaltet werden und trotzdem eine zum mindesten dem Zins der Staatspapiere entsprechende Verzinsung des Kapitals herausgerechnet werden kann.

An den mittleren Bürgerstand wenden sich vor allem die Dresdner Werkstätten für Handwerkskunst, die ebenfalls ein ganzes Haus errichtet haben und darin neben einer langen Flucht durchweg von Riemerschmid entworfener fertiger Zimmer auch den maschinellen Betrieb zeigen. Ihr Bestreben ist, „einen Möbelstil aus dem Geiste der Maschine heraus zu entwickeln", deutlicher ausgedrückt, die Möbel so zu konstruieren, daß die einzelnen Teile nicht nur im Rohen, sondern auch in den Profilierungen von der Maschine hergestellt werden können und die Tätigkeit der Hand sich dann im wesentlichen auf ein Zusammennageln dieser Teile beschränkt. Die Methode hat viel Zustimmung, aber auch scharfe Gegner gefunden. Auch uns will sie schließlich doch nur als ein Notbehelf erscheinen. Jedenfalls aber sind die Riemerschmidschen Räume mit das Ansprechendste, das — um kaufmännisch zu reden — bisher „in dieser Preislage" geschaffen worden ist. Ihnen am nächsten verwandt, künstlerisch aber erheblich unterlegen sind die Leipziger Zimmer. Bei beiden Unternehmungen sind — was ich als ein besonderes Verdienst empfinde — die Preise sämtlicher Stücke an den Zimmertüren angeschlagen. Aus einem stummen Bewunderer zum praktischen, d. h. kauflustigen Anhänger einer Sache wird der Durchschnittsbesucher erst, wenn er sieht, daß es sich hier nicht um Künstler- und Ausstellungspreise handelt, sondern daß man ernstlich gewillt ist, eine weite Verbreitung des Besseren zu ermöglichen. Überall fragen aber ist nicht jedermanns Sache.

Bibliothek von Wilhelm Kreis-Dresden. Dritte deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung. Dresden 1906.

Digitized by Google

Im Hauptpalast stehen diese billigen Leipziger Zimmer vereinzelt da. Schönheit und Kostbarkeit des Materials und Feinheit der Ausführung sind hier die leitenden Grundsätze gewesen. Doch begegnet man glücklicherweise nur selten einer protzenhaften Überladenheit. Rechnet man die ausgestalteten Höfe und Gänge hinzu, so umfaßt der Palast über hundert Nutzungsräume, dazu kommen aber noch mehr als zwei Dutzend Räume in dem Sächsischen Haus, dessen Ausstellung lediglich von Dresdner Künstlern bestritten worden ist. Schlafzimmer und Nebenräume treten also zurück. Besonders häufig begegnet man dem Gesellschaftszimmer oder Musiksalon, dann dem Speisezimmer, dem Herrenzimmer, dem Damensalon; dazu kommen einige Zimmer für öffentliche Gebäude, wie Trauzimmer, Sitzungssäle, ein Amtsgerichtssaal, das Bureau eines Regierungspräsidenten. Endlich sind — wohl zum erstenmal — der Ausstellung auch ein paar Kirchenräume und ein kleiner Friedhofsplatz eingegliedert. Bei diesen Kirchen — einer katholischen und einer protestantischen — ist man freilich nicht über stammelnde Versuche hinausgekommen. Laut Programm wollte man dahin wirken, „daß die kirchliche Kunst mit dem zeitgemäßen Empfinden in Einklang gebracht werde". Allein was heißt hier zeitgemäßes Empfinden? Für die Kirche, die an den alten Dogmen und Formen des Gottesdienstes festhält, sind die alten Stile wohl das gemäßeste und bequemste, für die neue aber, die — vielleicht — einmal werden wird, schon jetzt Formen zu suchen, erscheint sehr verfrüht. Wer weiß, ob sie sich nicht, wie die englischen Sekten, mit einfachen Versammlungsräumen ohne alle die alten Symbole und Geräte begnügen wird — wenn man in ihr große Versammlungen überhaupt für nötig halten wird. Was wir hier sehen, ist einfach eine Anpassung, koste es, was es wolle, ein Mischmasch, der im allerhöchsten Maße stimmungslos wirkt. Es ist gar nicht wahr, daß zu allen Zeiten eine „rechte frische Kunst fortschreitend Neues auch für die Kirche schuf". Die christlichen Kirchen aller Zeiten gehen auf die beiden Grundformen der Basilika und des Zentralbaues zurück. Ihre Veränderungen sind logische Folgen veränderter Konstruktionsweisen und des Bedürfnisses, immer reicher und größer zu gestalten. Beide Formen aber sind dem katholischen Ritus angepaßt. In vier Jahrhunderten ist es der Kunst nicht geglückt, einen vernunftgemäßen, den Bedürfnissen entsprechenden protestantischen Predigtraum zu schaffen.

Bei dem Friedhof ist Max Hans Kühne-Dresden von dem Gedanken der Stimmung und der Individualisierung des einzelnen Grabes ausgegangen. Seine Erklärung klingt sehr einleuchtend, aber sie ist vollkommen subjektiv. Ich mache mich anheischig, genau ebenso überzeugend das Gegenteil zu verkünden. Ist es nicht das Erhabendste am Tode, daß er alle gleich macht, und entspricht nicht deshalb das für Kühne „trostlose und niederdrückende" ungeheure Gräberfeld, wo „Nummer an Nummer" nebeneinander liegt, am meisten dem religiösen Empfinden? Oder noch etwas anderes: Gibt es etwas Ergreifenderes als die Totenplätze der Kartäuserklöster, wo weder Kreuze noch Steine, noch auch nur Nummern künden, wer hier begraben liegt? Widerspricht dem „modernen Empfinden" nicht überhaupt der Kultus des Verwesenden, möchten nicht viele von uns, daß nicht einmal die Asche von ihnen übrigbliebe? Für Grüfte und schlichte Einzelgräber wird eine ganze Anzahl hübscher Anregungen hier gegeben, aber daneben findet sich doch auch manches recht Spielerige.

Was vornehme Behaglichkeit und gediegene Ausführung anlangt, würde ich bei der Wohnungskunst den Münchner Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk den Preis zuerkennen. Es ist ungemein erfreulich, daß dieses Unternehmen, das zu allererst in Deutschland durch die moderne Bewegung hervorgerufen wurde, dessen Bestand aber lange Zeit ernstlich gefährdet schien, jetzt wieder an der Spitze marschiert. Vor allem ist dies der rastlosen Tätigkeit und der künstlerischen Einsicht seines Direktors, des Professors F. A. O. Krüger, zu danken, zum großen Teil aber auch dem Umstande, daß es den stärksten deutschen Raumkünstler, Bruno Paul, für sich gewinnen konnte. Sie beide haben in den „Wohn- und Empfangsräumen eines hohen Staatsbeamten" (des Regierungspräsidenten von Baireuth) ein Musterbeispiel dafür gegeben, wie man in den schlichtesten Formen, ohne jeden falschen Prunk, nur durch die Schönheit des Materials und durch die Harmonie seiner Farben den Eindruck äußerster Vornehmheit erreichen kann. Aus einem ganz mit grauem Marmor getäfelten

Digitized by Google

Heinrich Maria von Heß: Bildnis der Schwagerin seines Bruders. Ausstellung bayrischer Kunst 1800 bis 1850. München 1906.

Repräsentationsraum von schlichter Pracht, der erhöht gelegt und so aus dem labyrinthischen Gewirr der übrigen Ausstellungsräume wirksam herausgehoben ist, gelangt man zunächst in das von Krüger entworfene Damenzimmer. Nur weiße Stores verhüllen die Fenster und lassen die reizende Harmonie des köstlichen, reich mit Intarsia geschmückten grauen Ahornholzes, der grünseidenen Wandbespannung und der gelb-grauen Polster voll zur Geltung kommen. Ein paar pikante Guaschen von Alexander Salzmann, ein paar reizende Porzellanfigürchen bringen ein wenig Abwechslung hinein, stören

aber nicht den echt damenhaften Eindruck von Feinheit und Liebenswürdigkeit. Rechts gelangt man in Bruno Pauls Arbeitszimmer des Präſidenten. Zwei Holzſorten beſtreiten den Eindruck zu gleichen Teilen: dunkelgraue Eiche, die als Täfelung bis zu zwei Drittel oder drei Fünftel der Wände emporgeführt und auch für die Möbel verwendet iſt, und heller Ahorn oben an den Wänden und an der Decke. Das braune Lederpolſter der bequemen Stühle erhöht noch das Gefühl der Solidität, während ein prachtvoller grüner und blauer Knüpfteppich eine feſtliche Note hineinbringt. Ganz auf heitere Feſtlichkeit iſt das ebenfalls von Paul entworfene, gegenüberliegende Speiſezimmer geſtimmt. Weiß lackierte Täfelung, weiß getünchte Wände und Decke mit ſparſamer weißer Stuckarbeit, weiße Gardinen, weißes Tiſchzeug und Geſchirr, zierliche und doch ſolide Stühle und Kredenzen aus hellem Zitronenholz: denkt man ſich da Männer und Frauen in Feſtkleidern hinein und das Ganze vom Schimmer von Kerzen oder Glühlampen übergoſſen, ſo entſteht ganz von ſelbſt das Gefühl heiteren Behagens und froher Laune. Recht viel Gutes bieten auch die von den Münchner Werkſtätten für Wohnungseinrichtung nach Entwürfen von Adelbert Niemeyer und Karl Bertſch hergeſtellten Vorſtands- und Wohnzimmer des Amtsgerichtes Sulzbach, zumal das Schlafzimmer in Birnbaumholz, und der dazugehörige Amtsgerichtsſaal von Krüger und Julius Diez.

München hat ſeinerzeit den Reigen eröffnet, und ſo iſt denn auch hier zuerſt die Beruhigung eingetreten. Das erweckt gute Ausſichten für die Städte, in denen ſich vorläufig noch alles in Gärung befindet. Zu ihnen rechne ich auch Dresden, wo Praktiſches und Unpraktiſches, feines Formgefühl und bizarre Formloſigkeit, ſtrenge Selbſtzucht und ausſchweifende Phantaſie hart beieinander wohnen. An Talent fehlt es faſt keinem von den Dresdner Künſtlern. Das von Wilhelm Kreis erbaute „Sächſiſche Haus“, eine im weſentlichen quadratiſche, einen Gartenhof umſchließende Anlage, die etwa als eine inmitten eines großen Parks gelegene Sommerwohnung eines Grandſeigneurs zu denken iſt und eine entfernte Verwandtſchaft mit gewiſſen ländlichen Herrenſitzen der Barockzeit zeigt, iſt vor allem darauf angelegt, eine große Reihe ganz unregelmäßiger Räume zu ſchaffen, die der Phantaſie der Künſtler für originelle Löſungen ungemein entgegenkommen. Wir finden da einen ovalen Saal, ein Rechteck mit abgeſchrägten Ecken, vor allem aber eine Menge von Erkern und Ausbauten aller Art. Nicht wenig wird auch dadurch zur Abwechſlung beigetragen, daß es fortwährend Stufen hinauf- und hinuntergeht und hohe und niedere Räume ſich ablöſen. Große Anziehungspunkte bieten ferner die hier untergebrachte, mit höchſtem Geſchmack zuſammengeſtellte kleine Gemäldegalerie, die faſt alle hervorragenden modernen deutſchen Meiſter, außerdem aber einen ſchönen Goya und ein paar franzöſiſche Impreſſioniſten umfaßt, und die Porzellangalerie. Wilhelm Kreis ſelbſt iſt mit drei Räumen vertreten, einem eleganten Salon, bei dem beſonders die ungemein reiche Parkettierung und die prachtvolle Intarſienarbeit des Flügels und der Möbel intereſſieren, einem Herrenzimmer und einer Bibliothek in hellem Eſchenholz, die hohe Eleganz mit einer gewiſſen Großartigkeit verbindet und in der Einzeldurchbildung voll glücklicher Einfälle iſt. Kräftig und behaglich, durchaus ſeinem Zweck entſprechend, iſt das Jagd- und Spielzimmer von William Loſſow, höchſt gediegen das Sitzungszimmer des Stadtbaurats Hans Erlwein, ungemein reich, allerdings ſtark an barocke Vorbilder erinnernd, die Diele von Max Hans Kühne. Bei Erich Kleinhempel und Oswin Hempel finden ſich gute Ideen neben ſehr geſuchten Motiven, während Fritz Kleinhempels Gartenſalon wie unverſtandenes Empire wirkt und Gertrud Kleinhempels Speiſezimmer durch unmögliche Sitzgelegenheiten empfindlich geſchädigt wird. Auch Fritz Schumachers Wohnzimmer kann man nur mit Einſchränkungen zuſtimmen. Geradezu idylliſch, echt weiblich im allerbeſten Sinne iſt Margarete Junges Schlafzimmer in graudurchbeiztem Ahorn, mit feinen grauen Vorhängen, grauer Wandbeſpannung und gelbgrauen Möbelbezügen, eins der wenigen Nutzzimmer, die man ohne jede Änderung beſtellen möchte.

Gegen München und Dresden fällt nun Berlin leider recht empfindlich ab. Die Geſpreiztheit der Formen, der unnütze, außer allem Verhältnis zur Wirkung ſtehende Aufwand geben den Zimmern zum Teil geradezu etwas Parvenuhaftes, und von dieſem Vorwurf iſt bedauerlicherweiſe auch Profeſſor

Digitized by Google

Theodor Mattenheimer: Bildnis der Frau Profeſſor Schönlein. Ausſtellung bayriſcher Kunſt 1800 bis 1850. München 1906.

Grenander nicht freizuſprechen. Wenn wir nicht von Wertheim, Ball und anderen Ausſtellungen her wüßten, daß er, Stöving, Sepp Kaiſer viel Beſſeres zu leiſten vermögen, könnte man faſt verzweifeln. Das Schlimmſte hat allerdings Rudolf Alexander Schröder geleiſtet mit ſeinen ſpielerigen aus Chippendale entwickelten Stühlen, einem Blumenteppich, der längſt überwundene Schrecken ins Gedächtnis zurückruft, einer roſa getünchten Wand, die mit den roten Möbelpolſtern und einem grünen Kiſſen eine ſchreiende Diſſonanz ergibt, und einem abſcheulichen Spiegel. Die Biedermeierei, die hier anklingt, wird von anderen Künſtlern mit naiver Offenherzigkeit gepflegt. Schultze-Naumburgs Zimmer wirken geradezu retroſpektiv. Wie wär's, wenn man ihn, den Meiſter der Beiſpiele und Gegenbeiſpiele, nun ſelbſt einmal als Gegenbeiſpiel anführte? Noch ſchlimmer iſt freilich Heinrich Vogelers „Zimmer einer jungen Frau“ mit ſeinen babyhaften blauen und roſa Schleifchen und Roſchen, ein Puppenheim im wahrſten Sinne des

Wortes. Viel eigenartiger und feiner iſt das durch die Wirkung heller bedruckter Kattune beſtimmte, mit ungemein bequemen Möbeln ausgeſtattete Wohnzimmer von E. R. Weiß. Leider haben auch einige der beſten Künſtler recht verſagt, ſo Henry van de Velde mit ſeiner ſeltſamen grünlichen Muſeumshalle (viel beſſer iſt ſein Speiſezimmer), ſo Peter Behrens, deſſen Muſikſaal, Empfangszimmer uſw. nur einen ſchwachen zweiten Aufguß ſeines Darmſtädter Hauſes darſtellen und jedes neuen Gedankens entbehren; ſo Olbrich, der dürftig wird, wenn er ſich einfach geben will, ſo auch die Stuttgarter Pankok, Hauſtein und von Heider.

Eine höchſt angenehme Überraſchung bereitet dagegen Magdeburg. Wie die dortige Kunſtgewerbe- und Handwerkerſchule unter Führung von Albin Müller, Ferdinand Nigg und anderen eine der allerbeſten Ausſtellungen geliefert hat, ſo zeigen auch die vollſtändigen Räume eine höchſt anerkennenswerte Gediegenheit, beſonders das prächtige Wohn- und Empfangszimmer für das Muſeum und das nicht minder koſtbare, ganz lichte und freundliche Trauzimmer.

* * *

Bei der Jahrhundertausſtellung in der Berliner Nationalgalerie hatten ſich die Bayern beklagt, daß ihre Kunſt ſtiefmütterlich behandelt worden ſei. Sie haben nun durch eine im Rahmen der Jahresausſtellung im Münchner Glaspalaſt veranſtaltete Ausſtellung bayriſcher Kunſt 1800 bis 1850 das Verſäumte nachzuholen geſucht, aber dabei den der Jahrhundertausſtellung gemachten Vorwurf nicht zu rechtfertigen vermocht. Die an ſich gewiß recht intereſſante und verdienſtvolle Ausſtellung bringt nicht viel neue Namen und ſagt uns auch über die bekannten Künſtler nur wenig Neues. Vierzig weitere Bilder von Bürkel entkräften nicht, ſondern beſtätigen unſere Behauptung, daß es ein verfehltes Beginnen war, uns dieſen braven und ehrlichen Fortſetzer der Kobell und Genoſſen

Auguſt Seidel: Gewitterlandſchaft. Ausſtellung bayriſcher Kunſt 1800 bis 1850. München 1906.

Digitized by Google

Gertrud Wurmb: Die Spitalstraße in Hamburg. Münchner Jahresausstellung im Glaspalast 1906.

als eine große Persönlichkeit hinzustellen, und wenn das Spitzwegzimmer der Jahrhundertausstellung unsere Anschauung von diesem liebenswürdigen Maler der Spießbürger angenehm erweitert hatte, so erscheint er in den in München vorgeführten achtzig Bildchen als ein braver Musikant, der zwar nicht nur ein, sondern mehrere Liedlein zu pfeifen verstand, aber diese dann sein ganzes Leben hindurch mit nur wenigen Modulationen wiederholte. Überhaupt tritt der handwerksmäßige Charakter dieser älteren Münchner Kunst deutlich hervor. Handwerksmäßig im guten Sinne war sie, weil ihre Meister allesamt etwas Ordentliches gelernt hatten, im schlechten Sinne, weil sie sich nun damit begnügten, ihr Meisterstücklein ewig zu wiederholen. Man braucht nur ein Bild von Dorner, Wagenbauer, Etzdorf und manchen anderen zu sehen, um ein beinahe vollständiges Bild von ihrem Können zu gewinnen. Man begreift, daß Kronprinz Ludwig von dieser Kunst nicht befriedigt war und sich einen Cornelius und Schnorr nach München holte.

Die wertvollste Bekanntschaft, die uns diese bayrische Rückschau vermittelt oder vielmehr neu gewonnen hat, ist Heinrich Maria von Heß. Immer von neuem ist man erstaunt, einen wie feinen Blick für die Natur diese den Nazarenern verwandten Künstler

Charles Cottet: Ansicht von Pont-en-Royans. Ausstellung der Münchner Sezession 1906.

beſaßen, die uns ganz in der Nachahmung der alten Meiſter befangen ſchienen. Vor allem hatten ſie eben die rechte Achtung vor ihrer Kunſt und die rechte Hingebung, und ſo wurde ihnen auch jedes kleine Bildchen und jede Zeichnung zu einer verantwortungsvollen Aufgabe, bei der es ganz und gar dabei zu ſein hieß. Das Bildnis der Schwägerin ſeines Bruders von Heß, das wir abbilden, iſt ſo ſchlicht in der Auffaſſung, ſo innig in der Empfindung und ſo fein gezeichnet, wie nur die beſten Bilder von ſeinem jetzt ſo gefeierten Zeitgenoſſen Wasmann. Ein beglücktes und beglückendes Menſchendaſein ſteht hier vor uns. Weniger als ſeine acht Bildniſſe ſagt uns heute die große Grablegung Chriſti von Heß. Dieſes und ähnliche Werke, die unſeren vollen Reſpekt verdienen, treten doch kunſtgeſchichtlich hinter den großen Werken des Quattrocento und Cinquecento gar zu ſehr zurück. Am ſtärkſten wirkt von den — übrigens wenig zahlreichen — religiöſen Werken die wunderbar groß und ſchlicht aufgefaßte Heimſuchung Mariä eines mir bisher ganz unbekannt gebliebenen Malers Franz Xaver Glink.

Bildnis, Landſchaft und Genre ſind auch hier die drei am ſtärkſten vertretenen Fächer. Im Bildnis ſteht der brave Zeitgenoſſe des größeren Anton Graff, Johann Georg von Edlinger, mit einer ganzen Kollektion ſeiner bräunlichen, von Rembrandt beeinflußten Werke zeitlich voran; hier hat auch der einſtmalige Selbſtherrſcher im Reiche der Münchner Malerei, Wilhelm von Kaulbach, deſſen Salamisſchlacht noch viel ſchlimmer iſt als der in Berlin befindliche Karton, Beachtenswertes geleiſtet, weniger allerdings in dem pomphaft leeren Repräſentationsbildnis König Ludwigs, als in dem in kühlen ſchwarzen, grauen, grünen, braunen Tönen gehaltenen des im Lehnſtuhl ſitzenden Medizinalrats Pfeufer. Allzu reich iſt Stieler, der berühmte oder vielmehr berüchtigte Maler der Schönheitsgalerie in der Münchner Reſidenz, vertreten. Seine frühen Werke, ſo das Bildnis des Königs Max I. am Schreibtiſch und die ſehr anmutige Gruppe der in roten und gelben Empirekleidern auf einem Altan ſitzenden und knienden Prinzeſſinnen, zeigen ihn uns als einen ſehr talentvollen Schüler Gérards, zwei im Freien aufgenommene Damenbildniſſe aus ſpäterer Zeit erinnern etwas an Leopold Robert. Mit einem ganz vortrefflichen Künſtler macht uns das 1826 gemalte Bildnis der Frau Prof. Schönlein von

dem Bamberger Theodor Mattenheimer bekannt, ein in der Zusammenstellung goldbrauner, schwarzer und grauer Töne ungemein vornehm wirkendes, elegant gemaltes Werk voller Haltung und Ausdruck.

Unter den späteren Landschaftern sind mir besonders Anton Teichlein, der mit ein paar kleinen Bildern schon in der Nationalgalerie vertreten war, und August Seidel aufgefallen. Von Teichlein wissen wir, daß er in Fontainebleau studiert und dort seinen an Dupré und Rousseau gemahnenden kräftigen, vollen und ernsten Vortrag erlangt hat, von Seidel meldet der Katalog nur, daß er den Einfluß von Rottmann erfahren hat, der in seinen Studien allerdings bedeutend breiter und kräftiger gewesen ist als in seinen ausgeführten Bildern. Seidels jetzt in den Besitz der Münchner Pinakothek übergegangene Gewitterlandschaft gibt die Stimmung mit einer Kraft des Pinselstriches und einer Tonfülle wieder, die kaum zu übertreffen sind; er hat aber auch Sonnenschein und ganz durchsichtige Luft meisterlich wiederzugeben verstanden. Eine große Überraschung ist auch der Tiermaler Michael Schnitzler. Seine Stallhasen von 1817, sein Fuchs mit Rebhuhn von 1819 und besonders seine Enten von 1820, die unter niederländisch-französischem Einfluß entstanden sind, deuten bereits auf Courbet vor und zeigen jedenfalls eine damals in München ganz ungewöhnliche Kraft und Tonschönheit.

Diese wenigen Andeutungen mögen genügen. Jedenfalls bildet die Retrospektive wie in Berlin so auch in München diesmal den Hauptanziehungspunkt der Ausstellung, um so mehr, als auch hier das belebende Element des Auslandes so gut wie ganz fehlt. Die ganze Ausstellung erscheint etwas künstlich in die Länge gezogen. Den Berlinern, Düsseldorfern, Karlsruhern sind nicht nur eigene Räume, sondern ganze Reihen von Räumen angewiesen worden, die Münchner Künstlergenossenschaft und die Luitpoldgruppe haben eine schier endlose Flucht von Sälen belegt. Dem einzelnen Bilde kommt dies ja zugute, aber den Besucher macht die Aussicht, achtzig Räume durchwandern zu müssen, beinahe mutlos. Am auffallendsten

Hans Beatus Wieland: Im Hochgebirge. Ausstellung der Münchner Sezession 1906.

ist wieder die „Scholle" vertreten. Lila Fußboden, weiße Wände, das scheint bei ihr nicht das Arrangement der letzten Stunde gewesen, sondern von vornherein als Parole für die Bilder ausgegeben zu sein, einen so einheitlichen Eindruck macht ihr Hauptsaal. Freilich ist auch die Technik ihrer Mitglieder, diese breiten, wie mit dem Besen hingesetzten Striche, so übereinstimmend, daß man z. B. ein Putzsches Bild von einem Münzerschen kaum unterscheiden kann. Im übrigen kann ich nur wiederholen, was ich im vorigen Jahre hier gesagt habe: diese Kunst ist plakatmäßig, herausfordernd, ohne Tiefe, aber sie ist flott, sicher und im höchsten Maße dekorativ. Gebt diesen Künstlern Wände, damit sie sich austoben können!

Die Münchner Säle im einzelnen zu besprechen, wird man mir gern erlassen. Das Gesamtbild ist ja fast das gleiche wie in früheren Jahren: ein sehr anständiges Niveau, aber wenig starke Temperamente, wenig wirklich hervorstechende Leistungen. Am besten sind wie immer Bildnis und Landschaft, nächstdem das Interieur vertreten. Wir wollen uns deshalb auf einige Werke beschränken, die ganz oder fast unbekannte Künstler vorteilhaft einführen oder bei bekannteren einen namhaften Fortschritt, eine glückliche Wendung, einen besonders guten Griff bedeuten. Zu solchen guten Griffen rechne ich Walter Gefickens famose „Kinderstube". Alle drei Figuren — der am Boden liegende Junge, das sitzende Mädel und das mit vornüber gebeugtem Oberkörper und auf die Knie gelegten Händen zuguckende kleinere Mädel — sind auf das glücklichste beobachtet und ihre bunten Kleider und Schleifchen famos mit dem dunkelgrünen Teppich zusammengestimmt. Walter Firle, der in der letzten Zeit seine Kräfte zuweilen zu überspannen schien, hat ebenfalls mit einem Kinderstubenbild („Eine wunderliche Geschichte") einen Treffer gemacht. Auch dem greisen Israëls, der neulich in München war, fiel die Verwandtschaft des Bildes mit denen seiner holländischen Freunde auf, und es darf Firle zur Genugtuung gereichen, wenn man ihm zugesteht, daß sein Bild sich an Feinheit der Lichtführung und der Farbenstimmung mit den prächtigen Interieurs eines Artz messen darf. Sein „Neuer Frühling, neues Leben" ist voll tiefer Empfindung, nur ein wenig anspruchsvoll im Format. Eine wundervolle Ruhe hat der Dresdner Bracht in seiner „Meeresstille" erreicht. Blaue Dämmerung beginnt die klare Luft zu erfüllen. Nur ein ganz wenig Rot und Gelb liegt noch auf den Wolken und scheint in dem spiegelglatten Wasser wider. Es ist die Zeit, wo man wunschlos ins Weite blickt und ein Gefühl des Aufgehens im All sanft das Herz bewegt. Unter den Neulingen möchte ich eine Dame, die in München, Karlsruhe und Paris gebildete Schleswig-Holsteinerin Gertrud Wurmb, hervorheben. Ihre Hamburger Straßenbilder, eins bei Tage, eins bei Nacht, zeigen eine bewundernswerte Selbständigkeit und eine erstaunliche Sicherheit. Die feine Nuancierung des Grau erinnert an Corots Architekturen aus Arras und Douai, der breite kraftvolle Vortrag an die besten Bilder Breitners. Prächtig ist bei unserer „Spitalstraße" das Spiel des Lichtes in den weiß gerahmten, zum Teil geöffneten Fenstern beobachtet. Möchte die Künstlerin nach ihrer Rückkehr nach Deutschland keiner „Richtung" verfallen, sondern unbeirrt ihren selbstgefundenen Weg weitergehen! Auch von einer mir noch unbekannten Dame, Clara Walther, rührt ein hübsches, Hoffnungen erweckendes Interieur „Zur Mittagszeit" mit einem am blanken Mahagonitisch in ein Buch vertieften kleinen Mädchen her. Die Fenster sind mit gelben Gardinen verhüllt, nur ein Sonnenstrahl schleicht sich über das Parkett. Aus roten, gelben und grünen Tönen ist hier ein trauliches Stimmungsbild gewebt. Albert Schröder hat ein lebensgroßes Bildnis eines Jungen im Jagdanzug mit dem Hunde an der Leine in einer Parklandschaft gemalt, das seiner englischen und französischen Vorbilder nicht unwert ist. Alfred Bachmann und Leopold Schönherr feine graue Dünenlandschaften bei bewölktem Himmel, Richard Thierbach eine sonnige Waldlichtung mit einer ungemein reichen Abstufung in den grünen Tönen, Georg Meinzolt eine sonnendurchleuchtete holländische Kanallandschaft in der Abendstimmung, der Petersburger Sarubin einen sehr eigentümlichen Blick auf Almen und Bergseen mit tiefen violetten Wolkenschatten und hellen Sonnenblicken bei ganz hoch genommenem Horizont.

In der ziemlich kleinen Skulpturenabteilung ist mir vor allem eine treffliche, sich den Fuß abtrocknende Badende von dem

Digitized by Google

Theodor Hummel: Mädchen (grau in grün). Ausstellung der Münchner Sezession 1906.

jetzt in Hannover lebenden Oskar Garvens aufgefallen, die vollauf rechtfertigt, was wir vor einem Jahre über den hochstrebenden Künstler gesagt haben.

Leidet die Glaspalastausstellung an zu großer Fülle, so hat sich die Sezession diesmal eine ganz besonders weitgehende Beschränkung auferlegt. Unter Einrechnung von etwa dreißig ausländischen Werken und einer Anzahl Aquarelle, Pastelle und Zeichnungen sind nur 182 Malereien ausgestellt; zu ihnen kommen 77 plastische Werke und einige graphische Blätter. Aber dafür hat die Sezession den Ruhm, daß fast kein einziges vollkommen gleichgültiges Werk zu sehen ist. Auch kraftgenialische Bravourstücke und Bizarrerien fehlen fast gänzlich. Man sucht nicht mehr seinen Ruhm darin, das Publikum zu verblüffen, sondern will dem aufgeklärten Kunstfreund ein paar genußreiche Stunden verschaffen. Unter den Ausländern finden wir einige der Hauptstützen des jün-

geren Pariser Salons, so Besnard mit einem höchst geistreichen Bildnis des Klavierspielers Emil Sauer, Blanche mit einem Damenbildnis und zwei schöne Studien von dem jüngst verstorbenen Carrière. Außerordentlich charaktervoll, sehr herb in ihrer dunkel gelbbraunen Stimmung sind zwei Ansichten des Felsennestes Pont-en-Royans von Charles Cottet, der sich bei seinen Erfolgen nie beruhigt, sondern der Natur ein immer neues Gesicht abzugewinnen trachtet; gleich bleibt sich nur sein fast schwermütiger Ernst. Der Engländer Lavery ist lange nicht so gut vertreten gewesen wie diesmal mit seinem Frauenbildnis, dem er wohl in Erinnerung an die Haltung der berühmten Antike den Namen Polyhymnia gegeben hat. Gute Landschaften haben die Engländer Priestman, Paterson, Withers und der Niederländer Tholen geschickt, mit einem reizenden Interieur mit einem gedeckten Tisch, in dessen feine weiße und graue Töne nur eine blaue Schale eine kapriziöse Note bringt, ist der Däne Achen erschienen. Unter den Deutschen finden wir einige alte Bekannte, wie Dettmanns „Picknick" und Burgers „Kind im weißen Lehnstuhl", die meisten Bilder aber sind wohl zum erstenmal ausgestellt. Ich beschränke mich auf einige jüngere Münchner Künstler. Hans Beatus Wieland hat ein ungemein luftiges und sonniges Hochgebirgsbild mit einer weißen weiblichen Gestalt im Vordergrunde ausgestellt, Albert Weisgerber einen einer sitzenden Dame mit großer Inbrunst vorspielenden Violinisten, Theodor Hummel, der in Weimar mit einem nur zum Teil geglückten weiblichen Akt erschienen ist, ein sehr hübsches auf grau und grün gestimmtes Bild mit einem im Lehnstuhl eingeschlafenen Mädchen, Schrader-Velgen ein in ausgesprochenstem Freilicht gehaltenes Ehepaar am Strande, Riemerschmid unter anderen eine sehr merkwürdige Landschaft, bei der die Malerei durch geschickte Benutzung der grobkörnigen Leinwand wie ein feines Mosaik wirkt, Philipp Klein ein in der Komposition nicht ganz geglücktes, aber in der Farbe vortreffliches und sehr frisch gemaltes großes Bild mit jungen Mädchen, die sich für die Redoute ankleiden, Heinrich Knirr ein interessantes Selbstbildnis im Spiegel. Nicht mehr jung, aber in Norddeutschland noch viel zu wenig bekannt ist Professor Toni Stadler, der Meister der weiten Ausblicke. Seine Fernsicht mit den zerfetzten Wolken über der weiten Hochebene mit den blauen Bergen im Hintergrunde ist ein charakteristisches Beispiel seiner Kunst. Unter den Münchner Plastikern treten Cipri Adolf Bermann und Heinrich Wirsing mit ihren Bildnisbüsten, Fritz Behn mit seinen dekorativen Reliefs und Willy Zügel mit seinen reizenden Tierbronzen besonders hervor.

Sezession und Kunstgenossenschaft, die in München getrennt marschieren, sind in Nürnberg brüderlich vereint. Beide haben sichtlich darauf gehalten, daß ihre Anhänger nicht beliebige Verkaufsware, sondern markante Bilder aus den letzten Jahren schickten. Und da die Räume sehr übersichtlich um einen Hof mit plätscherndem Brunnen gruppiert und geschmackvoll ausgestattet und die Bilder und Skulpturen liebevoll angeordnet sind, erhält man von vornherein einen sehr angenehmen Gesamteindruck. Man ist auch durchaus nicht ungehalten darüber, auf so viele alte Bekannte zu stoßen, wenn sich Werke wie Stucks „Erinnyen", Raffael Schuster-Woldans „Leben" und seines Bruders „Rattenfänger", Philipp Kleins famose „Tänzerin" in Schwarz, Gold und Grau darunter befinden. Neu war mir unter den Schlagern Rudolf Nißls „Putzmacherin", diese fröhliche Fanfare bunter und doch so famos zusammenstimmender Farben. Wollte man bei dieser übersichtlichen Zusammenstellung den einzelnen Vereinigungen Kennworte geben, so könnte man die Kunstgenossenschaft als die Bedächtigen, die Sezessionisten als die malerischen Temperamente, die Anhänger der Luitpoldgruppe als die Geschmackskünstler, die der Scholle als die ungebärdigen Draufgänger bezeichnen. Wer die Münchner Ausstellungen der letzten Jahre nicht gesehen hat, den wird dieser Extrakt aus ihnen lebhaft fesseln; die anderen werden in dieser bayerischen Ausstellung vielleicht gerade die Nichtmünchner aufsuchen. Die Ausbeute ist nicht sehr groß. Würzburg besitzt in Joseph Oppenheimer einen sehr tüchtigen Bildnismaler — zumal das Bildnis eines alten Herrn mit seiner Tochter am Frühstückstische ist wohlgelungen —, Nürnberg in Karl Fleischmann und Ludwig Kühn zwei Maler, die nicht nur elegante Bildnisse, sondern auch stimmungsvolle Landschaften zu schaffen verstehen, und in Fritz Zadow einen talentvollen Bild-

Digitized by Google

Hans Olde: Bildnis des Fräuleins v. Sch. Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes. Weimar 1906.

Digitized by Google

Toni Stadler: Fernsicht. Ausstellung der Münchner Sezession 1906.

hauer. Kühn hat auch ein keckes, offensichtlich von Zuloaga beeinflußtes spanisches Bildnis ausgestellt. Viel Zeit werden aber überhaupt wohl nur wenige in dieser modernen Ausstellung zubringen. Dafür gibt es in Nürnberg zuviel der herrlichen alten Kunst. Selbst innerhalb der Landesausstellung wird man sich lieber dem Hause der Stadt Nürnberg zuwenden, in dessen Anbau einige Herren vom Germanischen Museum aus Kirchen, Bibliotheken, Archiven und Privatbesitz eine höchst interessante Ausstellung von Malereien, Skulpturen, kunstgewerblichen Gegenständen aller Art, Handschriften, illustrierten Büchern, Stichen, Urkunden zusammengestellt haben. Darunter befinden sich Hauptstücke, wie der hier zum erstenmal wieder zusammengesetzte große Altar der Stadtpfarrkirche in Hersbruck, dessen Mittelschrein jetzt dem Germanischen Museum gehört, und der hochberühmte Altar des Veit Stoß aus der oberen Pfarrkirche in Bamberg, Bilder von Schäuffelein, Hans von Kulmbach, Wolgemuth und ihren Schülern.

Tut in Nürnberg die alte Kunst der modernen Abbruch, so war mir in Weimar der diesjährige unvergeßliche Goethetag ein merkliches Hemmnis für den Genuß der Dritten Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes. Und doch ist es ganz im Sinne Goethes gehandelt, an der Stelle der klassischen Kunst auch der jüngsten, zum Teil noch mit dem Leben ringenden Kunst eine Heimstätte zu bereiten. Der Goethe, der das „Nur die Lumpe sind bescheiden" geprägt hat, würde an manchen durchgängerischen Versuchen junger Künstler, wie dem des zweiundzwanzigjährigen Max Beckmann in seinen „Jungen Männern am Meer" einen Freilicht-Signorelli zu schaffen, seine Freude haben; der alternde Goethe aber würde neben manchem tadelnden Wort auch manches auf-

Digitized by Google

munternde finden. Auch diese Ausstellung, für die das ganze Museum ausgeräumt und nach van de Veldes Angaben mit neuen Wandbespannungen, Scherwänden und Velarien versehen wurde, ist musterhaft arrangiert. Bizarrerien wie Otto Hettners „Glückliches Lebensalter", brutale Patzereien, unpersönliche Nachahmungen berühmter Meister, besonders Liebermanns, sind in ihr weit häufiger als etwa in der Münchner Sezession, aber der frische Zug, der durch die Ausstellung weht, macht sie uns trotzdem sympathisch. Besonders erfreulich ist es, daß die Werke der jungen Talente sich nicht, wie im Pariser Salon, mit den schlechtesten Plätzen begnügen müssen, sondern ebenso liebevoll gehängt werden wie die der Meister. Die Leitung des Künstlerbundes schließt sich nicht ab, sondern sorgt für die Jugend, selbst auf die Gefahr hin, daß sie ihr über den Kopf wachsen könnte. So sind denn auch die verschiedensten luministischen und koloristischen Richtungen hier vertreten. Fast gänzlich durchgehend ist nur ein Zug: die skizzenhafte Breite des Vortrags, die zuweilen, wie bei Christian Rohlfs, in eine Art nur mystisch andeutender Geheimsprache übergeht. So interessant es nun aber auch ist, allen diesen Versuchen nachzugehen: den nachhaltigsten Eindruck hinterlassen doch die Werke einiger älterer Künstler. Hans Olde, der Direktor der Weimarer Kunstschule, hat in seinem Bildnis einer im grauen Kleid und mächtigen Strohhut vorüberrauschenden sehr bekannten adeligen Dame ein Stück packendsten Lebens, Graf Kalkreuth in seinem Selbstbildnis (s. nächstes Heft) ein wunderbares Charakterbild gegeben. Prachtvoll ist bei beiden die Haltung und Bewegung, dort das selbstbewußte Einherschreiten, hier das Lasten des mächtigen Körpers auf den Beinen. Die Bilder sind in dem ersten Saale einander gegenübergehängt, so recht als die Hauptstücke der Ausstellung. Wo eine so durch und durch gesunde Kunst den Ton angibt, braucht uns um die Zukunft nicht bange zu sein.

Trabe, mein Rößlein —!

Trabe, mein Rößlein, trabe nur hin
Über die duftige Heide!
Drüben liegt im Abendschein
Eine Stadt mit Türmen so alt,
Dort machen wir beide, mein Rößlein, halt.

Dort suche ich durch die Straßen hin
Und suche das Haus mit der alten Tür,
Mit den niedrigen Fenstern das alte Haus:
Da tritt eine alte Mutter heraus.

„Ach, Mutter, wo habt Ihr mein süßes Lieb?" — —
Trabe, mein Rößlein, trabe — —
„Ach, meine Tochter zog lange davon!
Ward eines andern trautes Gespiel,
Weiß nicht, ob sie in Kummer fiel!"

Trabe, mein Rößlein, trabe dann fort
Über die duftende Heide!
Trabe dann wieder hinaus zum Tor —
Am Ende der Heide dehnt sich ein Moor —
Gott gnade dem, der den Weg verlor — —

Wolfgang Burghauser.

Digitized by Google

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Düsel.

Romane und Novellen.

Wilhelm Fischer in Graz: Gesamtausgabe seiner Werke — Emil Ertl: „Die Leute vom Blauen Guguckshaus“ — Franz Himmelbauer: „Waldsegen“; „Zu den heiligen drei Brunnen“ — Wilhelm Hegeler: „Pietro der Korsar und die Jüdin Cheirinca“ — Traugott Tamm: „Im Lande der Jugend“ — Timm Kröger: „Heimkehr“ — Helene Voigt-Diederichs: „Dreiviertel Stund vor Tag“ — Hermine Villinger: „Wo geht es hin?“.

An der glücklich fortschreitenden Gesundung unserer gegenwärtigen Roman- und Novellenliteratur hat Österreich seinen redlichen Anteil. Es scheint, als wolle eine ausgleichende Gerechtigkeit jetzt wieder gut machen, was einst von jenseits der schwarz-gelben Grenzpfähle an uns gesündigt worden ist. Denn wie Wien uns noch vor kurzem die zügellosesten Literaten und Nurkünstler auf den Markt sandte, junge Leute, denen das Wie alles, das Was keinen Pfifferling bedeutete, so steigt jetzt aus den Provinzen eine tüchtige Begabung nach der anderen ans Licht, die in ihren Schöpfungen wieder die Mächte der Phantasie, des Herzens und des Gemütes in ihre Rechte einsetzt. Manches dieser neu erweckten Talente gehört freilich schon der älteren Generation an; ihre schriftstellerischen Anfänge liegen lange vor der Usurpation unserer Jungen, in den achtziger oder gar den siebziger Jahren, ihr Einfluß ist nur für eine Weile unterbunden oder verhüllt gewesen, wie es auch in der Natur wohl vorkommt, daß ein Strom eine Strecke lang unterirdisch fließt, ohne doch etwas von seiner Fülle und Stärke zu verlieren. Zu diesen literarischen Kräften, die zeitweise verdunkelt waren, neuerdings aber eine um so gründlichere Renaissance erleben, gehört in erster Reihe der Grazer Wilhelm Fischer, ein bald Sechzigjähriger, der schon vor fünfundzwanzig Jahren mit seinen ersten Erzählungen und Novellen hervorgetreten ist, dann aber eine ganze Weile geschwiegen hat, in den neunziger Jahren mit seiner wieder reger aufgenommenen Novellistik nur spärlich durchzudringen vermochte und erst in unseren Tagen, an der Schwelle des jungen Jahrhunderts mit seinem erfolgreichen Roman „Die Freude am Licht“ (München, Georg Müller; 9. bis 10. Tausend; geb. 5 M.), sich auch vor der breiten Öffentlichkeit und dem großen Publikum die Beachtung und Anerkennung eroberte, auf die er nach seinen Leistungen schon gut und gern ein Jahrzehnt früher Anspruch gehabt hätte. Denn es ist ein Irrtum, wenn bei dem Erscheinen dieses viel beachteten Romans gesagt worden ist, der Dichter habe hier einen neuen Weg eingeschlagen. Vielmehr bewegt sich sein literarisches Schaffen von dem Epos „Atlantis“ (1880) und von den zwei Jahre später folgenden „Sommernachtserzählungen“ an bis zu seinen jüngsten Büchern, der Erzählung „Hans Heinzlin“ und der Novellensammlung „Lebensmorgen“ auf einer und derselben festen geraden Linie. Ob nun die Antike, das deutsche Mittelalter, die italienische Renaissance oder die moderne Gegenwart das Gewand für seine Dichtungen geliefert hat, immer ist es die eigentümliche Verbindung von romantischer Verträumtheit, deutscher Herzensinnigkeit und ernstem, doch innerlich heiterem Tiefsinn, was all seinen Schöpfungen das Gepräge gibt.

In einem vor wenigen Jahren erschienenen Buche „Poetenphilosophie“ (ebenda; geb. 5 M.) hat Fischer seine unter mancherlei Kämpfen gewonnene Weltanschauung niedergelegt, uns in diesen Bekenntnissen eines dem Ursprung der Ethik, der Entstehung der Moralgefühle nachspürenden Geistes, der aus dem Tiermenschlichen überall das Gottmenschliche emporsteigen sieht, aber zugleich einen wertvollen Kommentar zu seinem eigenen literarischen Schaffen gegeben. Der Satz, in dem diese Philosophie gipfelt, lautet: „Die Bildung des Menschen zum reinen Menschen ist der Inhalt aller Kultur“, und diese Erkenntnis hat zugleich den Leitsatz für fast sein gesamtes dichterisches Schaffen abgegeben: auch hier geht er meistens darauf aus, den reinen Kern und das wahre Wesen aus dem von vielerlei Schlacken entstellten Menschentum herauszuläutern. Er berührt sich darin mit dem Schaffen der Ebner-Eschenbach, bei der die wahre Menschwerdung des bis dahin nur trüben und

Digitized by Google

dumpfen Menschen ja gleichfalls so oft das Leitmotiv bildet. Gewiß hat Fischer in seinen literarischen Anfängen, also in den „Sommernachtserzählungen", in denen eine so leidenschaftliche Freude an romantischer Dämmerung und fremdartig-abenteuerlichen Geschehnissen herrscht, ja auch noch in den „Grazer Novellen", die die Schülerschaft Gottfried Kellers nicht verleugnen können und wollen, die Lust an der bunten Handlung, an der engen Verknüpfung und geschickten Lösung der Fäden höher gestellt als den geistigen und seelischen Gehalt, aber nirgends begegnet uns doch auch dort etwas von jener rein artistischen Gefallsucht, die mit den Dingen und Menschen nicht selbstherrlich und überlegen genug spielen zu können glaubt. Alle Elemente seiner Jugendentwicklung, die Romantik, der Reiz des Fernen und Fremdartigen, des Märchenhaften und Geheimnisvollen, das Herüberwirken des Übersinnlichen in die Wirklichkeit, sie sind auch in seinem Roman „Die Freude am Licht" noch reichlich vertreten, aber mit welcher männlich-ruhigen Energie sind alle diese Dissonanzen gebunden zu Nutz und Frommen der seelischen Erziehung, die der aus eigener Kraft emporkommende Schlosser und Ingenieur Zenz Paltram an sich selbst vollzieht.

Man soll so nach innen lebende und schaffende Menschen, wie dieser Grazer Bibliotheksbeamte einer ist, nur nach den Lieblingen ihres Herzens fragen, um zu erfahren, wonach ihnen selbst Sinn und Sehnsucht steht. Da verrät uns denn der Roman, natürlich verkleidet in das Bekenntnis einer der dort auftretenden Figuren, daß es Franz Schubert ist, dem des Dichters heiligste Liebe gehört. „Sein irdisches Leben," heißt es dort, „war arm und dürftig, aber der Reichtum seines Wesens, den er von einem unbekannten Stern mitbrachte, war unerschöpflich wie das Licht, das Tausende von Jahren eilen kann, ohne sich zu verlieren." Und weiter: „Vielleicht ist auch die echte Musik eines Genius dieser Erde nur ein Erinnern an etwas, das nicht von dieser Erde ist." Als vollkommenster und reinster Ausdruck dieses in sich versöhnten Doppelwesens wird das Adagio Cis-Moll aus Schuberts letzter Sonate gefeiert, „etwas was dem Bilde der Erdenschönheit gleicht und noch verklärter von dem inneren Licht der Menschenseele ist." Diesem inneren Lichte, das wohl zeitweise unter den Wolken des Schicksals verdunkelt, aber von keinen Stürmen ausgelöscht werden kann, wandert auch Zenz Paltram unentwegt nach, bis er es findet; zur lebendigen Flamme aber wird es doch auch in ihm erst, als ihm dasselbe Licht aus den Augen der Geliebten entgegenleuchtet.

Diesem seelischen Erziehungs- und Entwicklungsroman folgte eine Sammlung von Erzählungen — „Lebensmorgen" ist ihr Titel (ebenda; geb. 5 M.) —, die sich durchweg mit Kinderfreuden und Kinderschmerzen beschäftigen. Überraschen konnte das niemanden, denn wie sehnsüchtig Fischer nach der unverkünstelten Ursprünglichkeit des Menschen, mit einem Wort nach seinem Kinderherzen fahndet, wie er dieses aus dem Schutt der Welt zu befreien sucht, wo es nur geht, das konnte man ja, oft unter jubelndem Entzücken, auch aus seinen früheren Büchern schon spüren. Vor allem aus den Märchen, die er so gern einstreut, und die er mit einer seligen Hingebung erzählt, als wäre er selbst noch ein Kind unter Kindern. Ob man freilich dieses neue Buch Fischers noch zu der Märchendichtung rechnen darf, erscheint mir fraglich. Die Herzenseinfalt, die aus den Geschichten spricht, und die wunderbare Schlichtheit ihrer Form würden es rechtfertigen; die reife Lebenserfahrung und die gesättigte Weisheit aber weisen doch darüber hinaus, und das Tiefste, das in diesen neun Erzählungen lebt, kann sich nur einem gleich dem Dichter durch die Schule des Lebens Gegangenen ganz erschließen. Denn auch hier wieder grüßt uns der vertraute Leitgedanke aus der „Freude am Licht" und der „Poetenphilosophie", daß das Gute, das Rechte und das Schöne im Grunde eins sind, und daß es, um ein wahrhaft glücklicher Mensch zu werden, nichts anderes bedarf, als die Schönheit zu lieben und den Willen zum Rechten und Guten in sich zu pflegen. Von Natur trägt diesen ja jedes junge Menschenkind in sich, wenn es zum Bewußtsein des Lebens erwacht, genau so, wie ihm Wirklichkeit und Traum von selbst ineinander fließen und sich friedlich zu einem Ganzen verweben. Doch die Brücke, die in dieses Kinderparadies führt, ist fein und zart, und nur wer sich durch die Stürme und Kämpfe der Wirklichkeit ein Stück vom Kinderherzen gerettet hat, vermag sie schwindelfrei zu überschreiten. Fischer ist einer dieser Begnadeten. Er geht überall von der Wirklichkeit, meistens sogar von seinem heimatlichen Bergland in der grünen Steiermark aus, deren Landschaft, Sitte und Sprache mit unverkennbaren Lauten zu uns redet, der Flugkraft seiner Phantasie legt diese erdgeborene Realistik aber keine Fesseln an: das Luftschiff trägt uns hoch hinein in den verklärtesten Äther und hinaus in die blaueste Ferne. Perlen der Sammlung sind die durch und durch „kinderechte" Erzählung „Das Haus der Wichtel", das rührend-innige „Schloß der Frau Sonne" und das tiefsinnige „Schneeweiße Fräulein".

An die schlichte Größe dieses Buches reicht die fast gleichzeitig erschienene Erzählung von Hans Heinzlin (ebenda; geb. M. 3.50), dem wüsten Bildschnitzergesellen, der an alle Türen des Glücks vergebens klopft und erst durch die linde, aufopferungsvolle Bildnerkraft seines Töchterchens wieder zur Menschenwürde und zum Frieden mit sich selber zurückgeführt wird, nicht ganz heran. Es fehlt die rechte Fülle und Tiefe, an die uns Fischer nun einmal auch in seinen äußerlich an-

Digitized by Google

spruchslosesten Gaben gewöhnt hat, und alle menschliche Liebenswürdigkeit kann nicht ganz dafür entschädigen. Aber welch heiterer, freier Humor auch hier, welch reine, weder eifernde noch schmälende Menschlichkeit auch in dieser Lebensgeschichte eines Kleinen, der nur in seiner Einbildung ein Großer ist, dem erlösende Kindesliebe aber am Ende über alle Schwächen und Gebrechen seines Wesens hinweghilft! Und wie echt episch ist dieser gehaltene, ruhige Rhythmus der Erzählung, wie fest und klar sind die Menschen in ihrer Eigenwüchsigkeit und Besonderheit angeschaut!

Das Lebenswerk Fischers fängt an sich zu runden; auf den Wegen, die er jetzt so sicheren Fußes wandelt, liegen gewiß auch seine letzten Ziele. In solchem Augenblick scheint der Zeitpunkt gekommen, wo man sich nach einer Gesamtausgabe umtut, nicht nur von seiten des Verlegers, sondern auch von seiten des deutschen Lesepublikums, wenigstens von denen, die in ihrer Hausbücherei anstatt eines willkürlich zusammengewürfelten Bücherhaufens lieber die Dauer versprechenden literarischen Dokumente von Persönlichkeiten beherbergen. Zu dieser Gesamtausgabe sind denn zum Glück auch jetzt schon die Fundamente gelegt. In dem jungen, planvoll aufstrebenden Verlage von Georg Müller in München findet man in guten, gediegenen Ausgaben alles das vereinigt, was von Wilhelm Fischer bleiben wird, Bücher, zu denen man von Zeit zu Zeit immer wieder gern zurückkehrt, die als lebendiges Erbteil aus den Händen der Eltern in die der Kinder überzugehen verdienen. Die Reihe wird eröffnet durch die stimmungsgewaltigen, noch heute mit unwiderstehlichem balladenhaftem Zauber uns umfangenden „Sommernachtserzählungen“ (2. Aufl.; geb. 5 M.), deren erste, „Eine Sommernachtstragödie“, vor vierunddreißig Jahren (Oktober 1872) zuerst in den „Monatsheften“ erschienen ist; ihnen folgen die „Mediceer“-Novellen (geb. 4 M.), die sich mit der großen Linie und den scharfen Umrissen ihrer Erfindung und mit dem leuchtenden Kolorit ihrer Darstellung getrost in die Nachbarschaft eines Conr. Ferd. Meyer wagen dürfen, und die an Gottfried Kellers „Sieben Legenden“ erinnernde Novellensammlung „Unter altem Himmel“ (2. Aufl.; geb. 4 M.), moderne, aber leise altertümelnde, psychologisch vertiefte Nachbildungen alter, durch die Gärten der Weltliteratur wandernder Geschichten, die allesamt von einem Hauch ahnungsvoller Romantik umwoben sind. Das Wunderbare, das sich nie und nirgends hat begeben, träumt über diesen meistens dem Mittelalter angehörenden Erzählungen und läßt seine zitternden Strahlen in unsere Gegenwart fallen, nicht ohne dem aufmerksamen Leser eine auserlesene Weisheit, eine befreiende Erkenntnis oder ein erhebendes Lebensgefühl zu schenken. Den tiefsten Gedankengehalt birgt wohl die erste Erzählung „Der König im Bade“, die vor zwanzig Jahren gleichfalls zuerst in diesen „Monatsheften“ hervortrat (Oktober 1886). Die „Grazer Novellen“, nicht der Höhe-, aber ein Gipfelpunkt der Fischerschen Dichtung, sind schon genannt worden; der Novellist im engeren Sinne des Wortes hat sich in diesem Zweibänder zur Meisterschaft emporgearbeitet: seine Kunst, charakteristische, nicht äußerlich, sondern innerlich historische Momente aus der Geschichte seiner steirischen Heimat emporzuholen und in plastischen Gebilden von formvollendeter Anschaulichkeit vor uns hinzustellen, gibt in einzelnen dieser Kabinettstücke („Das Licht im Elendhause“, „Wastel“) selbst der des großen Züricher Meisters nichts nach.

Ich bin bei der Würdigung Fischers ausführlicher geworden, als es sonst die Art dieser zur Kürze angehaltenen „Rundschau“ sein darf. Aber dieser Sechzigjährige, dessen Stamm noch so frisch und voll in Blüte steht, rechtfertigt wohl eine Ausnahme, hat er doch bei Kritik und Publikum nur allzulange im Schatten stehen müssen. Doch soll durch seine Hervorhebung auch nicht im entferntesten die Ansicht genährt werden, als stehe er in der gegenwärtigen zisleithanischen Literatur etwa als ein Einsamer da. Im Gegenteil, nirgends fehlt es weniger als dort an jungem Nachwuchs, der seiner gesunden, ernsten und ehrlichen Art würdig ist. Es sei nur an seinen Grazer Heimatsgenossen Emil Ertl erinnert, der kürzlich aus dem mit so schönen Erfolgen bestellten Felde der Novellistik in das Hochland des kulturgeschichtlichen Romans hinaufgestiegen ist. Seine „Leute vom Blauen Guguckshaus“ (Leipzig, L. Staackmann; geb. 6 M.), dieses Hohelied auf die technische und menschliche Tüchtigkeit der alten Seidenweber vom Wiener Schottenfeld, ist eine ebenso phantasievolle wie lebenswahre Dichtung und fördert aus halb verschütteten Schächten eines daseinsfrohen, aber auch ernsten und tief religiösen Bürgertums Kräfte ans Licht der Gegenwart, an denen diese sich wahrhaft erquicken und erbauen kann. Dabei gibt sich der Erzähler keineswegs als ein heilen und bessern wollender Moralprediger seiner Zeitgenossen; nein, ein liebenswürdiger, wohltuender Humor durchsonnt seine Schilderungen aus vergangenen Tagen, und auch die Schwächen jener Zeit vor hundert Jahren werden nicht schönfärberisch verhüllt. Ein langer Reigen unvergeßlicher Gestalten kommt uns aus diesem Buche entgegen: wer, der einmal mit ihnen bekannt geworden ist, möchte in seiner Erinnerung den alten achtzigjährigen Salzküfel, die Fanny und den Thomas aus dem Hause des „englischen Lord“ missen, wer dächte nicht gern des tapferen Zeugmachergesellen, der im Kriege sein Leben läßt, des reichen Onkels mit der großgemusterten Weste, in die ein ganzer Tiergarten eingewirkt ist, oder der abergläubischen Mutter, die auf so drastische Weise von

Digitized by Google

ihrem Aberglauben kuriert wird. Denn das ist vielleicht das wertvollste an diesem Buche: es ist ein Kulturbild aus der napoleonischen Zeit von seltener Treue und doch auch ein Lebensbild, das durch ein inzwischen über jene Ereignisse und Zustände dahingerauschtes Jahrhundert nichts an innerer, bleibender Wahrheit eingebüßt hat. Ertl erntet in diesem so ganz aufs Sachliche und Innerliche gestimmten Buche, das sich auch einer vortrefflichen Erzählertechnik rühmen darf, gleichsam den Dank für den Ernst, mit dem er, während so viele seiner Altersgenossen artistischen Finessen verfielen, sich frisch erhielt für die starken und tüchtigen Mächte des Lebens.

Einem so sicher und ruhig Gereiften, wie es dieser vierzigjährige Grazer Dichter ist, steht ein um fast zehn Jahre jüngerer Wiener Schriftsteller beinahe wie ein Neuling und Anfänger gegenüber, obgleich auch er sich durch keine Sirenenlaute von dem natürlichen geraden Wege seiner Begabung hat ablenken lassen. Es ist Franz Himmelbauer, der als Neunundzwanzigjähriger mit einem Band Prosadichtungen „Waldsegen" (München, Georg Müller; geb. M. 2.50) begann und bald darauf eine Sammlung von Geschichten folgen ließ, die er „Zu den heiligen drei Brunnen" taufte (ebenda; geb. M. 2.50) — beides Bücher, die trotz des epischen Etiketts ein durchaus lyrisches Gepräge tragen. Die Objektivität des Erzählers soll Himmelbauer also erst lernen; aber was er schon jetzt als sicheren Besitz in Händen hält, das ist die Innigkeit der Empfindung, die Wärme der Menschenbetrachtung und vor allem — ein seltenes Himmelsgeschenk in so jungen Jahren — ein in sich ruhiger Humor. Dabei geht er dem Grausigen und Schmerzvollen dieses Lebens keineswegs geflissentlich aus dem Wege; man muß vielmehr sein ehrliches Erstaunen haben, wie herzhaft er zuzupacken weiß, wenn ihm einmal die Tragik ihre Zähne entgegenfletscht. Auch er erfreut sich eben jener Achtung vor dem eingeborenen Stile eines Stoffes, daß er nicht erst lange zu suchen und zu tasten braucht, um die richtige Form zu finden — Ehrlichkeit und Einfachheit sind immer noch die besten und zuverlässigsten Erzieher zur Originalität gewesen. Man lese nur in dem ersten Bande die Stücke „Maria im Gebirge" oder „Blauländchen", und man wird sich der streng an sich arbeitenden Künstlerschaft bewußt werden, die da am Werke ist, zugleich aber auch von einem Hauch des Friedens gestreift werden, den solche Einheit mit sich selbst in dem Dichter und seiner Schöpfung auswirkt. Wir freuen uns, von diesem hoffnungsvollen jungen Schriftsteller den Lesern bald eine Probe, und zwar eine seiner humoristischen Erzählerkunst, mitteilen zu können („Herr Bröselmayer im Stammhaus").

Hält sich die österreichische Roman- und Novellenliteratur, wie sie uns in diesen drei Typen der älteren, mittleren und jüngeren Generation entgegentritt, gern in den Grenzen der Heimat und der nächsten Umgebung — auch Fischer, der einst in die Ferne zu schweifen liebte, ist in seinen jüngeren Werken wieder ganz „heimgekehrt" —, so scheint die reichsdeutsche Belletristik neuerdings über das Gehege des Alltäglichen ungestüm hinausdrängen zu wollen, einem Ziele entgegen, das nur in weiter Ferne erblüht, und das man daher nur auf dem Fahrzeug der Abenteuerlichkeit zu erjagen vermag. Allzulange schon hat man sich mit „Heimatsdichtung", psychologischer Problematik und biographischer Erziehungsnovellistik herumgeschlagen — nun möchte man endlich einmal wieder mit dem Sturm um die Wette fahren und dem Himmel seinen Titanentrotz ins Antlitz schleudern. Der erste, der einen energischen Ton dieser Zukunftsmusik hören läßt, ist Wilhelm Hegeler, der Verfasser des „Ingenieur Horstmann" und des „Pastor Klinghammer". Schon der Titel seines neuen Romans „Pietro der Korsar und die Jüdin Cheirinca" (Berlin, Egon Fleischel u. Ko.) gibt deutlich genug die Tonart an, in der sich diese Erzählung bewegt. So abenteuerlich und exotisch, wie die Namen der beiden Titelhelden klingen, verläuft die Handlung. Bezeichnend ist schon, wie der Dichter zu diesem Stoffe kam. An der felsigen Küste der Riviera-Levante, zwischen Camogli und Chiavari, liegt ein menschenverlassener Ort, der allmählich von dem immer weiter vordringenden Meere verschlungen wird. Nur ein grauer Trümmerhaufen, in dem das Auge kaum noch eine ehemalige Menschenansiedlung zu erkennen vermag, ist übriggeblieben. Um so gewaltiger ist die Wirkung des viel weiter draußen stehenden, ganz vom Wasser umspülten Turmes, der, einst von den Sarazenen erbaut, heute als Leuchtturm dient. Seinen zyklopischen Mauern hat der jahrhundertelange Anprall des Meeres bis zum heutigen Tag auch nicht einen einzigen Stein entreißen können. Als düsterer Zeuge einer leidenschaftswilden, blutigen Vergangenheit ragt er hinein in unsere so viel zahmere Gegenwart, und er ist es, der Hegelers ungeduldige Phantasie zur Argonautenfahrt in jene wüste Zeit aufgerufen hat. Denn wie aus der Natur nur solche Stimmungen tiefer zu uns sprechen, denen im voraus schon ein Echo bereitet ist, so würden auch die Geschichten des alten Bootsmannes, der dem Dichter im Vorüberfahren oft von der blutigen Vergangenheit dieses Sarazenenturmes erzählte, spurlos an ihm vorübergegangen sein, wenn nicht eine heimliche Sehnsucht des Hörers ihnen entgegengekommen wäre. So brauchte es nur eines düsteren, wolkenschweren Winterabends, um plötzlich all die verworrenen Schattenwesen vor seinen Augen zum Leben zu erwecken. — In die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts führt uns der Dichter, und obgleich

Digitized by Google

er sich alle ins einzelne gehenden historischen Studien erspart hat, tritt doch der Geist und die Stimmung jener Tage mit balladenhafter Überzeugungskraft vor unser Auge. Wenige Seiten, und wir sind ganz im Banne dieser wilden und doch durch strenge Satzungen ihres einstigen sagenumwobenen Gründers zusammengehaltenen Korsarengemeinschaft, die, kaum daß er sich ihr ergeben hat, Pietro Vercellini, den bei italienischen Bauern erzogenen Abkömmling eines deutschen Kreuzfahrers, mit unentrinnbaren Klammern umschließt. Wie „ein junger Berberlöwe, dem die Natur geheißen hat, in jedem lebenden Wesen eine Beute zu sehen", wütet Pietros unbändige Kraft im Kreise dieser ewig mord- und beutegierigen Genossen. Nur eins gibt es, vor dem seine Wildheit in zärtlicher Ehrfurcht Halt macht: das ist das geliebte Haupt seines väterlichen Freundes Salvatore, eines älteren Korsaren, als dessen Schüler und Zögling er sich fühlt. Dieses schwärmerische Verhältnis des Jüngeren zu dem Älteren verleiht Pietros Dasein fast einen Schimmer von Idealismus, bis eines Tages ein Weib zwischen die beiden tritt und die freundschaftlichen Gefühle in gärend Drachengift verwandelt. An Weibern hat es auch früher in der Gesellschaft der Korsaren nicht gefehlt, sie alle aber waren nach dem unverbrüchlichen Gesetz des großen Malabranca gemeinsamer Besitz aller, und wenn eins von ihnen sich Mutter fühlte, wurde es ohne Erbarmen irgendwo an der Küste ausgesetzt. So waren sie alle nur willenlose Dienerinnen der Gelüste ihrer wechselnden Herren. Dieses Herkommen wird von der spanischen Jüdin Cheirinca, die sich Salvatore von einem Beutezuge mitgebracht hat, zum erstenmal durchbrochen. Schön, wagemutig, verschlagen und ehrgeizig, wie sie ist, beherrscht sie zunächst ihren Herrn und Eroberer Salvatore, dann, als in Pietros heiß entflammter Brust die Leidenschaft für sie die Freundschaft für Salvatore verdunkelt hat, auch diesen. Damit ist der Konflikt gegeben und der Funke auch in eine nach dem Willen ihres Gründers außerhalb der menschlichen Gefühle gestellte Welt geschleudert. Es hebt zwischen den beiden Nebenbuhlern ein bald von wilder Begierde, bald von entsagungsbereiter Aufopferungslust getriebenes Ringen um den Siegespreis an. Cheirinca, deren brennender Ehrgeiz alle anderen Gefühle niederzwingt, bleibt in diesem hin- und herwogenden Kampfe die kühl Überlegene, die keine noch so bedrohliche Wendung aus ihrem Gleichgewicht zu werfen vermag; die beiden Männer aber werden durch ihre dämonische Gewalt in ihrer Willenskraft gebrochen, um ihren kameradschaftlichen Edelmut betrogen und zu jämmerlichen Geschöpfen einer weiblichen Laune herabgewürdigt. Mit dem letzten Rest seiner Kraft rafft sich Salvatore endlich auf und fordert von dem einstigen Freunde das auf Tod und Leben mit Dolchen durchzukämpfende Blutspiel, das Malabranca einst als ultima ratio für friedlich nicht mehr zu schlichtende Konflikte innerhalb der Gemeinschaft eingesetzt hat. Cheirinca, deren Gunst sich wieder Pietro zugewandt hat, stachelt diesen zu unerbittlichem Draufgehen, und so fällt schließlich Salvatore von der Hand seines Freundes und Schülers. Damit ist der Paroxismus in Pietro aber auch gebrochen. Der Leichnam des einst so selbstlos Geliebten bringt den Mörder zur Besinnung. Und all seine Wut wendet sich jetzt gegen die Anstifterin alles Bösen, gegen Cheirinca. Nein, nicht gegen diese allein, gegen das ganze Schande und Verderben bringende Geschlecht der Weiber. Furchtbar ist das Gericht, das er hält. Wer hat den einst so stolzen und edlen Salvatore so zum Schemen seiner selbst erniedrigt? Wer hat ihm das Mark zerfressen? Die Jüdin Cheirinca, gewiß — aber wer ist die Jüdin? Das Ganze gilt's! Alle sollen sie unter dem Mordstahl der Genossen fallen, diese ganze Weiberbrut, die giftspritzend im Dunkel schleicht, Haß und Aufruhr stiftet und die Männer zu Memmen macht. „Ein Weib blickt dich an, und geblendet sind deine Augen, ein Weib spricht zu dir, und verwirrt ist dein Geist. Ein Weib küßt deinen Mund, und Lügen gehen daraus hervor. Seht den Toten dort an: ich habe ihn erstochen — aber ein Weib hat mir den Dolch geschärft. Bei seinem Leichnam beschwöre ich euch — die Weiber müssen fallen!" Das ist das Signal zu dem erbarmungslosesten Gemetzel, das nicht eher ruht, als bis alle Weiber mit durchschnittenen Gurgeln am Boden liegen — Cheirinca fällt durch ihren eigenen Dolch. Dann hißt der „Bellerophon" die Segel und jagt, Pietro als Steuermann an Bord, von dem grausigen Schauplatz hinaus in die See. Unbeweglich starrt der Hauptmann in die aufgewühlten Tiefen, aus denen Leichname, zerstückelte Glieder und bleichstarrende Gesichter auftauchen, die ihn schrecklich grüßen. Doch was ist das gegen die Qual, die ihn ergreift, sobald sich dem inneren Auge die Grabeshöhle seiner Brust auftut! ... Wohin geht der Lauf? Wird die weite Wasserwüste ihn verschlingen, werden ihn neue Küsten aufnehmen? Er weiß es nicht. Unermeßlich liegt vor ihm das Meer, unendlich um ihn die Einsamkeit, doch in ihm unabwendbar der Drang, nicht zu erliegen, sondern „standzuhalten sich selbst und seinem grausigen Geschick".

Damit schließt der Roman. Was mit Pietro wird, ob er weiter als Korsarenhäuptling sengt und mordet, raubt und plündert oder aber, von Cheirincas ehrgeizigen Plänen dennoch entflammt, zu einem Konquistador und Staatengründer an ferner, kulturfremder Meeresküste wird, erfahren wir nicht. Nur das eine scheint gewiß: in die friedliche Gemeinschaft der Menschen seines Blutes, seiner Heimat und seines Glaubens ist ihm der

Digitized by Google

Rückweg für immer abgeschnitten. Mehr als einmal während seines Korsarendaseins hat es ihn mit leisen, schmeichelnden Stimmen dahin zurückgelockt, mehr als einmal hat er sehnsüchtig die Hand ausgestreckt nach den verlorenen Schätzen seiner schuldlosen Kindheit. Die Episoden, die dieses vergebliche Zurückverlangen einer verirrten, schuldbeladenen Seele schildern, sind doch mehr als die effektfrohen Bemühungen eines Künstlers, der das Düster seines Gemäldes durch ein paar geschickt aufgesetzte Lichter nur noch unheimlicher und bezwingender machen möchte. Hier liegt vielmehr der eigentliche Angelpunkt der inneren Geschichte Pietros: die Stricke, in die er sich begeben, lassen ihn nicht mehr los, so sehr er daran zerrt; Gottes Stimme, so süß sie ihm aus dem Munde eines holden Kindes seines Vaterhauses ins Ohr klingt, wirkt keine Kräfte mehr in ihm aus. Er steht vor den Toren einer neuen Welt und hat den Schlüssel nicht. Ausgestoßen für ewig ist er um seiner neuen wilden Gemeinschaft willen von der Gemeinschaft der Menschen ... So kann Pietro sich wirklich als das Opfer eines „Geschickes" fühlen, das ihm höhere Mächte gewoben haben als die Willkür des Dichters.

Aber — ist es ein Kompositionsfehler oder ist es eine natürliche Folge der spezifischen Begabung Hegelers? — diese psychologischen Szenen wirken trotz ihrer Lieblichkeit nur als schwache Episoden und versinken im schäumenden Gischt der eigentlichen Handlung wie Nußkerne in der Meeresflut. Zu mächtig und gewaltig stürmen die äußeren blut- und greuelgetränkten Geschehnisse in dem Sarazenenturm auf die Sinne des Lesers ein, als daß jene innerlichen Vorgänge in seiner Seele Wurzeln schlagen könnten. Vielleicht auch ist die Neuheit und Unerhörtheit dieser wild bewegten, von Abenteuern, Katastrophen und raubtierhaften Leidenschaften strotzenden Romanhandlung schuld daran, daß wir so ganz von ihr dahingenommen werden und für das innere Triebwerk in der Brust des Helden kaum noch Aufmerksamkeit und Teilnahme behalten. Wenn ich von „Neuheit" und „Unerhörtheit" spreche, so bezieht sich das mehr auf die allgemeine Haltung unserer modernen Romanliteratur als auf des einzelnen, also auf Wilhelm Hegelers bisheriges Schaffen. So weit ich sehe, ist er vielmehr unter den Romanschriftstellern der Gegenwart derjenige, bei dem einzukehren und sein Nest zu bauen sich dieser Sturmvogel eines neuen Tages am ehesten verlockt fühlen konnte. Der kleinlichen Stoffe satt waren gewiß auch schon andere längst, er aber besaß nicht nur die Kühnheit, die furchtbaren Gestalten einer brutalen Vergangenheit zu beschwören, sondern auch die Kraft, ihre riesige Erscheinung zu ertragen und mit ihnen, ohne ins Sentimentale zu fallen, ein glühendes und loderndes Leben durchzuleben. So kann ich in dieser Korsarengeschichte alles andere eher denn einen Abfall von Hegelers bisherigem Wege erblicken. Der eigentliche Hegeler fängt mit dem „Ingenieur Horstmann" an, dieser Geschichte einer düsteren, rücksichtslosen Mannesenergie; was davor liegt, von der „Mutter Bertha" bis zu „Nellys Millionen", ist nur das Präludieren eines, der seinen eigenen Ton noch nicht gefunden hat. Der „Pastor Klinghammer" führt die Bahn weiter und bedeutet namentlich für die nicht Ja noch Nein, nicht Brav noch Wehe sagende Gestaltungsobjektivität des Künstlers einen ungeheuren Fortschritt. Der inzwischen erschienene Roman „Flammen" mit der beglückenden, fast engelhaften Frauengestalt der Marie Luise ist abseits von diesem Wege erblüht, ist ein Selbstbekenntnis, eine subjektive Beichte des bedrängten Herzens, die abgelegt sein wollte, bevor der Weg des Künstlers fortgesetzt werden konnte. Wenn die Kritik, und mit ihr auch ich, vor Jahresfrist an dieses scheinbare Einlenken auf anmutigere Pfade die Hoffnung geknüpft hat, Hegeler werde sich nunmehr entschiedener den freundlicheren Mächten des Lebens zuwenden, so ist diese Hoffnung eben nicht in Erfüllung gegangen und die Kritik hat angesichts dieses neuen Werkes einmal wieder ihre Blindheit zu bekennen. Schließlich muß ein so ernst an sich arbeitender Schriftsteller wie Hegeler selbst am besten wissen, wohin seine innere Stimme ihn ruft, und wozu seine eigentliche Begabung ihn bestimmt hat. Einstweilen bleibt ihm das Verdienst, eine Decke gesprengt zu haben, die nachgerade anfing, auf den Schaffenden und den Genießenden beklemmend zu lasten. Das Befreiungswerk ist erst halb getan: der epischen Fülle und Stärke der Handlung fehlt noch die Größe der Weltanschauung und die Höhe des Ziels — aber auch für das Geleistete wollen wir dankbar sein.

Man braucht aus diesem exotischen Piratenturm an der Küste Welschlands, der finster in sich hineinbrütet, „als litte er an seiner eigenen Kraft," nur wieder einzukehren bei unserer friedlichen „Heimatsdichtung", um — nicht etwa zur Bewunderung hingerissen zu werden für Hegelers Schöpfung, wohl aber um erneut zu fühlen, daß die grüne Weide der Heimatskunst mittlerweile abgegrast ist. Freilich was ist je zu erschöpfen? Ein Genie erntet Weizen auch noch auf dem taubsten Acker und schlägt Wasser auch noch aus dem dürrsten Felsen. So liegen für eine außergewöhnlich starke dichterische Begabung gewiß auch auf dem Felde der Heimatserzählung noch viele Möglichkeiten, herrliche Früchte zu gewinnen; der tüchtige Durchschnitt unserer Erzähler, die sich diesem Gebiete vorwiegend oder ausschließlich zugewandt haben, fangen aber doch schon jetzt an, sich bedenklich im Kreise zu bewegen und von ihrer eigenen Tradition zu zehren. Die Technik ist mittlerweile so geläufig geworden, daß auch Anfänger sie mit Leichtigkeit handhaben und es oft schwerfällt, zwischen Eigenem und Angelerntem sicher zu unterscheiden. In

Digitized by Google

ganz Deutschland, von Hadersleben bis Konstanz, von Memel bis Emmerich, gibt es heute kaum noch einen Stamm oder eine Provinz, die nicht zum mindesten zwei, drei, nicht selten auch zehn oder zwölf „Heimatsdichter" hätte, Dichter, die ihr allein gehören. Am reichsten damit gesegnet ist und bleibt Schleswig-Holstein. Es vergeht kein Jahr, das ihm nicht ein paar neue Heimatserzähler schenkte. Aus dem Füllhorn, das da alljährlich neu über uns ausgegossen wird, quillt manches Minderwertige; aber wenn man das Ganze wägt, muß man ehrlich staunen über die Tüchtigkeit des Durchschnitts.

So haben wir erst jüngst wieder in dem bis dahin literarisch völlig unbekannten Verfasser des Romans „Im Lande der Jugend" (Berlin, Concordia; geb. 5 M.), Traugott Tamm, eine künstlerische Persönlichkeit kennen gelernt, die gleich in ihrer Erstlingsschöpfung mit einer überraschenden Sicherheit und Reife auf den Plan tritt. Wenn es allein die prächtige Schilderung der niedersächsischen Landschafts- und Stammesnatur wäre, die uns an diesem mit den Farben der Jugendliebe und Heimatssehnsucht malenden Buche so erfreute, würden wir uns zurückhalten und daran erinnern, wie oft wir das im letzten Jahrzehnt haben kosten müssen — aber hier blühen seltenere und deshalb kostbarere Schätze. Der Roman, der uns in seinem wesentlichsten Bestandteil die seelischen Konflikte eines fern von seiner Heimat an der dänischen Grenze lebenden welfischen Edelmannes in den Jahren 1864, 1866 und 1870 schildert, rührt an national-politische Fragen von tiefster, noch heute nicht erloschener Bedeutung und steigt aus der Niederung der genrehaften Heimatserzählung auf die Höhe der Ethik und der Weltanschauung. Es ist der kategorische Imperativ der Pflichterfüllung, der den Hauptheldeu schließlich durch allerlei Irrungen und Wirrungen zum Sieg und zum Einklang mit sich selbst leitet. Daß dieses Schriftstellers schöpferische Begabung in der „Heimatserzählung" nicht ihre Grenzen findet, beweist der zweite Teil des Romans, der aus dem Moor- und Heideland des deutschen Nordens nach Tirol übersiedelt und Menschen, in die der ganze Strom der modernen Kultur geflossen ist, nicht weniger überzeugend zu schildern versteht als die schwerfälligen, an die Scholle gebundenen Niedersachsen. Wir dürfen hoffen, dem Verfasser bald auf noch erhöhtem Schauplatz und in noch gereifterem Können zu begegnen.

Timm Krögers feine und doch so innige Art ist hier erst kürzlich eingehender gewürdigt worden. Er schafft mehr von innen heraus, als daß er die Gestalten seiner Umgebung in sich aufnähme, aber sein Empfinden wurzelt doch ganz in seiner schleswig-holsteinischen Heimat. Auch sein jüngstes Buch, schmal und bescheiden wie alles, was von ihm kommt, die unter dem Titel „Heimkehr" vereinigten „Skizzen aus einem Leben" (Hamburg, A. Janssen; geb. 3 M.) sind drinnen auf dem Herzbeet seines inneren Gartens gewachsen. Es ist die Geschichte von Fritz Twisselmann auf dem Twisselmannshof — daheim, draußen und wieder daheim. Auf zweihundert kleinen Oktavseiten wird uns nicht etwa Tag für Tag das ganze Leben erzählt: wie der verträumte und versonnene Junge zum Manne reift und als Greis stirbt, der das Leben liebt und sich doch friedlich und schmerzlos von ihm löst wie eine überreife Frucht vom Baume — die behutsame Hand des Dichters hebt vielmehr nur hier und da ein charakteristisches Stückchen heraus, um sein Sein und Werden zu prüfen. Jedes dieser Bildchen steht ziemlich selbständig für sich da, und wenn man von einer Handlung reden will, so soll man diese weniger in den einzelnen Skizzen suchen, als vielmehr in ihrer Aufeinanderfolge und Anordnung, ähnlich wie bei einem mit feinem Takt zusammengestellten Liederzyklus. Am reichsten ist — bei einem Heimatserzähler fast selbstverständlich — die Kindheit des Helden bedacht. Da finden sich eine Reihe der entzückendsten Kindergeschichten, durchaus einfach und innerlich wahr, aber aufgeschrieben von einem Manne, der in den spielenden Worten und Taten eines Kindes ahnungsvolle Symbole späterer Entwicklung und ewiger Weisheit sieht. Aus jeder der kleinen Geschichten, mögen sie eine Schulanekdote erzählen („Ob England wohl Krieg mit mir anfangen wird?") oder uns eine abgerundete Novelle bescheren, schält sich dieser tiefere Kern mühelos und ungezwungen heraus. Der zweite Teil („Draußen") führt uns mit Fritz Twisselmann, dem Rechtsanwalt, in die „große Stadt". Sein Bestes vertraut er aber auch hier in stillen Gesprächen zwei wunderlichen Freunden aus dem Tierreich an, Klaus, dem Raben, und Gottlieb, dem Hasen. Als seine Frau gestorben, siedelt Twisselmann auf seinen elterlichen Hof über. Nach allen Aufregungen des Lebens tritt er die langersehnte „Heimkehr" an, in seiner Brust den Schatz eines tief beseligenden Friedens und frommer Ergebenheit. Und wenn einmal die Träne der Wehmut allzu elegisch an den Wimpern des alten Mannes glänzt, dann kommt, wie eine kräftige Brise von der See, seine alte gutmütige Selbstironie, und klar und freudig blicken wieder die Augen, „daß die Wünsche wie welke Blätter geborgen, gesichert, geschützt, vor dem Tosen der Stürme in der Ecke liegen mit dem feinen Moderduft der Vergangenheit und mit der Frühlingshoffnung künftiger Auferstehung." Deutlicher als aus manchem früheren Krögerschen Novellenbuche wird aus diesem seinem jüngsten die Schulung an Raabe; doch des Dichters Empfindung ist warm und reich genug, um uns dieses Vorbild über dem Eigenen, das er zu geben hat, ver-

Digitized by Google

gesien zu lassen. Seine Flügel tragen ihn nicht weit, aber in dem Bezirk seiner idyllischen Begabung ist er ganz daheim, und alles, was darin blüht, hallt wider von seinem Glück und Leide.

Kröger hat Geschmack und auch wohl Selbstkritik genug, sich auf die Novelle zu beschränken; für den Roman würde er schwerlich Energie und Kompositionstalent genug besitzen. Dagegen geht seiner Heimatsgenossin Helene Voigt-Diederichs' Entwicklung immer ausgesprochener darauf aus, sich nach der Skizze und der novellistischen Erzählung auch die Kunstform des Romans zu erobern, und ihr neuestes Buch mit dem mir nicht ganz verständlichen Titel „Dreiviertel Stund vor Tag" (Jena, Eugen Diederichs; geb. 5 M.), ausdrücklich als „Roman aus dem niedersächsischen Volksleben" bezeichnet, bietet, zumal im Vergleich zu ihrer „Regina Vosgerau", fast eine Überfülle stark romanhafter Motive. Der Typus des häßlichen, von jedermann über die Achsel angesehenen und verhöhnten Bauernmädchens — ein Liebling der Dorfliteratur, eine vertraute Bekannte auch aus Helene Voigts Büchern — kehrt auch hier wieder, und wieder ist die liebevolle, intime Schilderung der Kindheit und ersten Jugend dieser Karen Nebendahl, die weder Liebe empfängt noch aus einem herb verschlossenen Herzen rechte Liebe zu geben vermag, der am besten gelungene Teil. Mit der Übersiedlung in die Stadt verliert die Handlung an innerer Wahrheit und an Überzeugungskraft, und auch die Katastrophe, der Selbstmordversuch Karens, die nirgends in der Welt einen Anker findet, kommt gar zu überraschend. Endlich, in dem Augenblick, wo sie alles, auch das Leben, von sich werfen will, naht sich ihr das Glück: der Mann, dessen Bild sie halb unbewußt, halb widerwillig im Herzen getragen hat, rettet sie, und mit ihm erobert sie sich „ein reiches und stilles Leben, in dem jeder Tag ungeahnte Werte besitzt" ... Ich glaube, auch Helene Voigt wird eines Tages einsehen, daß sie sich notgedrungen wiederholen muß, wenn sie immer wieder mit dem Spaten der Jugenderinnerung allein in dem schleswig-holsteinischen Heimatsboden gräbt; ihre Begabung berechtigt und ihre künstlerischen Fortschritte ermuntern sie dazu, sich bald einmal ein weiteres Feld und ein höheres Ziel zu suchen.

Das moderne Schlagwort von der „Heimatskunst" ist ein norddeutsches Gewächs, und was man darunter versteht, ist denn auch heute in Süddeutschland, dem Geburtsland der deutschen Dorfdichtung, weit spärlicher vertreten als in Nieder- und Mitteldeutschland. Selbst eine so begabte Schülerin Berthold Auerbachs, wie die Schwarzwalddichterin Hermine Villinger, ist trotz ihrer neuerlichen Hinneigung zum Realismus bei reinen Dorf- und Heimatsgeschichten nicht recht warm geworden. Den „Schwarzwaldgeschichten" und „Unter Bauern" (1892 und 1894) sind unter ihren zahlreichen neueren Veröffentlichungen Bücher mit ausschließlich dörflich-heimatlichem Inhalt nicht gefolgt. Auch ihre letzthin erschienenen Erzählungen „Wo geht es hin?" (Stuttgart, Adolf Bonz; M. 2.40) pflücken ihren übrigens recht bunten und wenig abgestimmten Strauß in Dorf und Großstadt, in Heimat und Fremde, und die heimatlichen Blumen sind nicht mal immer die schönsten. Psychologisch freilich ist „Die Frau" wohl am eindrucksvollsten. Ein bäuerliches Ehepaar, das sich herzlich liebhat, ist doch auch wieder zu hart und zu stolz, als daß einer es dem anderen sagen, einer dem anderen nachgeben möchte. Dieser Starrsinn geht so weit, daß der Mann nach Amerika auswandert und sich beide am Scheidewege trennen, ohne daß eins sagt: Bleib hier! oder: Komm mit! — und wartet doch jedes auf ein bittendes Wort, um mit Freuden dem anderen zu Willen zu sein! Die Frau verwaltet den Hof während der Abwesenheit ihres Mannes aufs beste; als er aber reich geworden zurückkommt, findet er kein Wort der Anerkennung, und wie einst gehen die beiden kalt nebeneinander her. Erst die gemeinsame Liebe zu ihrer Tochter, die einen anderen heiraten will, als der Vater ihr geben möchte, drängt die Eltern zur Aussprache und führt sie zusammen. Recht hergebracht in Stoff und Durchführung ist die Titelnovelle, die wieder einmal die Tragödie des Bauern auf dem Altenteil behandelt, am geschicktesten und unterhaltendsten verläuft die umfangreichste Gabe der ungleichen Sammlung, „Der Dummerle", die Geschichte von dem Akademieprofessor, der mit seiner einfachen Mutter auf dem Lande lebt, hier aber, von einer ihn liebenden Schülerin aufgespürt, erobert und heimgeführt wird. Sonst begnügt sich die Verfasserin nur zu gern mit der Skizze, wo wir, von ihrer anmutigen Erzählergabe gefesselt, gern tiefer in Probleme und Charaktere eindringen möchten.

Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaser (zurzeit in Rom). — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten.

Digitized by Google

WESTERMANNS MONATSHEFTE
Redigiert von Dr. Friedrich Düsel
Heft 602 November 1906 Band CI

Sonnenopfer.

Roman von Wilhelm Fischer in Graz.

II.

Raimund ging den Berg hinab seinem Hause zu. Im Sinne lag ihm schon vorher ein Mittel bereit, um Graschner unangenehm zu werden, wenn dieser auf seinen Vorschlag nicht eingehen sollte: Vom Tale führte auf die Anhöhe ein Sträßchen herauf, das zum größten Teil auf Hadoltschem Grunde lag, aber vom Graschner nach altverbrieftem Rechte befahren werden konnte. Dieser einzige Fahrweg wurde denn auch von beiden gemeinschaftlich benutzt; allein die Sorge, ihn in gut fahrbarem Stande zu erhalten, hatten stets die Hadolt freiwillig auf sich genommen. Er bildete auch die einzige Verbindung vom Tale hinauf zu ihrem auf der Höhe gelegenen Walde. Nun gedachte Raimund für sich eine neue Straße in breit geführten Windungen anzulegen, auf die Graschner kein Anrecht hatte, und den alten Weg verfallen zu lassen. Die beträchtlichen Kosten einer solchen Anlage deuchten ihm gering, wenn er nur damit den anderen seine Macht fühlen ließ. Er gab ihm damit den alten Weg gänzlich frei und bürdete ihm zugleich die Last auf, für dessen Fahrbarkeit einzig und allein zu sorgen, was Graschners Geldbeutel in jedem Frühjahr bitter empfinden mußte, wo das Schmelzwasser Ausbesserungen erforderte.

Das gedachte er zu tun; noch auf dem Wege herab meinte er den Entschluß gefaßt zu haben, ohne Verzug den Bautechniker aus Arzberg kommen zu lassen, um mit der Anlegung der neuen Straße zu beginnen. Und als er unten im Hause anlangte, tat er es doch nicht. Sein Entschluß war verflogen, und er besaß ihn nicht mehr. Etwas anderes nahm sein Sinnen ein: das Bild des Mägdleins unter den Apfelbäumen. Und obgleich er wie ein König sein aufrührerisches Denken verbannen wollte, erwies es sich doch mächtiger als seine Herrlichkeit und blieb.

Des Tages Geschäfte, die mannigfaltig über ihn kamen, waren auch nicht so fest gefügt wie sonst; sie glichen einem Netze, durch dessen Maschen die fremden Eindrücke Freiheit gewannen, emporzutauchen. Am Mittagstische saß er einsam, wie er es gewohnt war. Gäste sah er selten und ungern; er selbst fand sich bei anderen niemals zu Gaste ein. Die Zurichtung seines Tisches besorgte die Wirtschafterin mit stillem Eifer, obgleich er sich an einer einfachen Kost genügen ließ. Allein sie verstand es doch ohne Aufdringlichkeit, dem Ganzen in Auswahl und Zubereitung eine feine Beschaffenheit zu geben. Und sie selbst war sorgfältig, schlicht und dunkel gekleidet, mit breitem weißem Kragen, was beinahe an eine klösterliche Haltung mahnte, der auch die meist gesenkten Augenwimpern nicht widersprachen. Sie vermied es auch, dem Herrn mit Reden zu mißfallen, und sprach nur, wenn sie angeredet wurde. Dies geschah selten genug, aber diesmal äußerte Raimund den Wunsch, zum Nachtisch Äpfel zu haben.

Digitized by Google

Sie erwiderte darauf, daß sie ohne vorhergehende Aufforderung sich gestattet habe, Äpfel vorzüglicher Art aus Untersteiermark zu bestellen, die zu seinem Bedarfe bereit lägen. Und sie entfernte sich alsbald, um mit ausgewählten Stücken wiederzukommen, die sich auf einem grünen Obstteller gar gefällig darstellten. Er gab seine Zustimmung und meinte, es gedeihe auch in der Nachbarschaft Obst auf der Faisterhöhe, wie er erfahren habe, und sie solle zur Vergleichung mit dem anerkannten Edelgute der Untersteiermark einiges vom Graschnerbauer erwerben und ihm vorlegen. Sie war natürlich dazu bereit, und es sollte nächstens geschehen.

Inzwischen hatte sie einen Apfel mit einem Obstmesser reinlich geschält und ihn blank auf einen kleinen Teller vor Raimund gestellt mit der Frage: „Darf ich?" Er sah dabei, daß die Hände weiß und voll waren, was er bisher noch nicht bemerkt hatte. Er nahm ihre Dienstleistung mit zustimmendem Neigen des Kopfes an und aß den Apfel, dessen Wohlgeschmack er mit einigen Worten lobte, womit sie sichtlich zufrieden schien. Sie schlug die Augen auf und sah ihn frei an. Es lag keine Freundlichkeit im Blick, die sich selbst im anderen sucht, sondern eher ein Forschen, ob die Grenze der Vertraulichkeit nicht überschritten ward. Dies erkannte Raimund, und es gefiel ihm.

Und da er am selben Tage in den blauen Morgenhimmel eines Mädchenauges gesehen hatte, so fiel ihm die tiefe Nacht in dieses Weibes Augen auf, durch deren Dunkel ein unbestimmtes Licht wie verschleiert dämmerte. Ihr Antlitz war bräunlich blaß, in Zügen geschnitten, die mehr fest als zart, in ihren Umrissen sich doch weiblich darboten und in einem wohlgestalteten Kinne ihren Abschluß fanden. Er sah dies wie zum erstenmal und erstaunte darüber. Es war ein noch junges Weib, das vor ihm stand, ging, kam und sich mit hochgewachsenem Leibe bewegte, dessen Formen unter der Hülle des Kleides mit verborgenem Leben zu fließen schienen. Nun war ihm dieses weibliche Bild auf der Vorderfläche seines räumlichen Daseins nicht unangenehm, weil es jenes andere des Mägdleins zu verdecken vermochte, das in den Hintergrund auf die Anhöhe unter den Apfelbäumen gerückt war.

Frau Ursel gewann in seinen Augen; doch dünkte er sich viel zu hoch zu stehen, um sich deshalb vor dem Richterstuhle seines eigenen Wertes einer Schwäche zu zeihen. Er vermeinte alles mit scharfen Augen zu durchblicken, auch die Außenwand eines Weibes, um so die Dinge im innersten, kaum erhellten Gemach zu erkennen. Es war ein Spiel für ihn, sie zu beobachten aus einer Wolke von hoheitsvollem Selbstbewußtsein heraus, die ihn gänzlich umhüllte, wie er meinte. Allein da er sich so fest in seinem Willen dünkte, immer zu bleiben, wie er war, glitt er unmerklich von seiner Wolkenhöhe herab und befand sich menschlich dem Anziehungskreise des Weibes näher, als er glaubte.

Ob Frau Ursel dieses wahrnahm, verriet nicht das kleinste frohlockende Aufleuchten ihrer dunklen Augen; aber ihre langen Wimpern blieben spärlicher gesenkt als vorher. Und das Ebenmaß in ihrem Leibe schien mit seiner Hebung und Senkung voller hervorzutreten, so daß die vorige Starrheit sich in einer leisen Wellenbewegung schmeidigte, die den Schatz der Glieder bildsam andeutete. Sie hatte Leben gewonnen, das wie aus verborgenem Quell hervorbrach und die ganze Gestalt durchfloß.

Auch ihre Rede hatte nicht mehr die untergebene Einförmigkeit wie vorher; es war Klang darin, der einzelnes hell hervortreten ließ und anderes dämpfte.

Kurz darauf berichtete sie ihm, daß sie vom Graschnerbauer Äpfel nicht erwerben könne, weil die ganze Ernte schon in fester Bestellung weggegeben worden sei; aber er hätte ihr noch einige zur Kostprobe schenken wollen. Sie habe dieses Anerbieten nicht angenommen, da es ihr doch unziemlich erschienen, die Hadoltsche Wirtschaft beschenken zu lassen, und habe dem Graschner für seinen guten Willen gedankt.

„Hab' ich recht getan?"

„Gewiß," erwiderte er.

Damit endete das Zwiegespräch.

Ein andermal hub es wieder an bei besonderer Gelegenheit. Es war in einem benachbarten Weiler Feuer ausgebrochen, das von einem heimtückischen Menschen angelegt worden war, der seinerzeit gefaßt wurde und der Strafe nicht entging. Nun hatten sich, um dem verarmten Orte wieder aufzuhelfen, Leute gefunden, die eine Sammlung von Geldmitteln veranstalten wollten und dazu einen Aufruf schrieben, unter den sie ihre Namen setzten, wobei jeder von ihnen sich

Digitized by Google

mit einem angemessenen Betrage auf dem Bogen eingezeichnet hatte. Abgesandte von ihnen waren auch nach Schwendleiten gekommen, um den ansehnlichen Gewerksherrn zu bitten, sich mit seinem Namen an die Spitze der aufrufenden Spender zu setzen. Raimund war im Hause nicht anwesend, und sie wurden von der Wirtschafterin empfangen. Diese sprach die Willensmeinung ihres Herrn aus, als hätte sie die von ihm empfangen, und schickte die Abgesandten wieder unverrichteter Sache weg. An einem Beitrage für die notdürftige Ortschaft werde es wohl nicht fehlen; allein die Angelegenheit zu leiten, widerstrebe des Herrn Gepflogenheit.

Dies alles berichtete sie sodann dem Gebieter, als er kam. Obgleich nun dieser sich wunderte, daß sie nach seinem Denken getan, als hätte sie es erraten, fand er es doch vermessen, daß sie eigenmächtig geschaltet hatte, ohne ihn vorerst zu fragen. Und seine Rede klang erzürnt, als er ihr dies mit den Worten vorhielt: „Was habt Ihr Euch denn gedacht, daß Ihr statt meiner den Leuten Antwort gabt!"

Sie erwiderte sanft: „Ich hab' mir gedacht, daß der gnädige Herr Ursach' hat genug, stolz zu sein, um sich nicht mit anderen Leuten in eine Reih' zu stellen, wenn diese bereits dastehen; und gleich, wenn sie zu ihm sagen: komm! er ihnen schon antworten soll: da bin ich. Und dann hab' ich mir gedacht: hebt er da einmal an, so ist er schon eingefangen, und sie überlaufen ihn allemal noch einmal, bis er seinen Frieden um der Leut' willen drangeben muß. Dann werden sie freilich sagen: ein guter Herr! und vielleicht doch nicht so denken, weil keins von dem anderen gerne gut denkt. Und am End' muß ich aufrichtig eingestehen, daß ich mir gar nichts gedacht hab', sondern die Sach' ist so gekommen wie von selbst. Ohne zu überlegen, hat's mich auf einmal gehabt, daß ich den Leuten dieselbige Antwort gegeben, wie eins, das nicht weiter sieht, als der eigene Blick mag. Ich hab' dabei ganz vergessen, ob's auch dem gnädigen Herrn recht sein wird, weil ich nichts anderes gedacht hab', als ihm recht zu tun. Das ist mein Fehler, wenn's einer war."

„Ja, recht war's," mußte er gestehen. „Ich hätt' schier nicht anders getan. In der Sach' war's recht, aber nicht in der Person. Ich hätt' schon dasselbige gesagt ohne Fürsprech. Den brauch' ich alleweil nicht."

„Der Fürsprech hat also recht geredet, aber er selbst war nicht der rechte! Ist es nicht so?" sagte sie mit leisem Lächeln.

„Gescheit sind Sie schon, Frau Ursel, das merk' ich. Aber wenn's für mich ist, muß ich doch sagen: solche Kosten trag ich selbst. Es reicht noch, wenn ich dazu schau'. Ihr seid immer freigebig mit Eurem Verstand, nicht?"

„Ja, wenn eins für sich damit sorgen muß, daß man fein besteh'; aber sonst weiß ich schon, daß ein Besserer nichts vom Geringeren braucht. Und alleweil schön fürsichtig, daß nichts Abschätziges herauskommt; wie's aber doch jetzt beim gnädigen Herrn gegen mich herausschaut."

„Nein; ich halt' was vom Weiberverstand, wenn er sich zeigt. Oft geschieht es nicht."

„Wohl vielleicht, weil man das Beste gern zurückbehält. Wir sind halt so gar viel sparsam, wir Weiberleut'."

„Damit etwas daist, wenn's Zeit dazu ist?"

„Ja freilich, auch so. Aber zum Verstandhaben hätten wir alleweil Zeit. Denn der Tag hat zwar dasselbige Gesicht wie eh, bringt aber immer was Neues."

„Also braucht Euren Verstand nur fleißig, Frau Ursel, damit er nicht einrostet, und Ihr nicht nur auswendig, sondern auch inwendig als ein blankes Weibsbild bestehen könnt. So kann's nicht fehlen, daß Ihr etwas gelten müßt, wie eine gute Münze. Der Kopf ist Euer eigener, und die Schrift, die Ihr tragt, braucht niemand zu lesen. Das ist Euer Recht, und ich laß jedem das seine und behalt mir meines. So soll's sein, was?"

Er sagte dies spöttisch und doch nicht unfreundlich, und sie war damit zufrieden.

„Der gnädige Herr hat immer recht," erwiderte sie leise.

Er nickte mit dem Kopfe und verabschiedete sie.

* * *

Doch geschah es, daß er sich weiter noch mit ihr in Rede einließ, die er kühl und spöttisch führte, und sie sanft. Und immer fand er Grund, zu beobachten, daß der weibliche Geist in ihr sich schmiegsam emporreckte, um ihm auf der Höhe zu begegnen, die sein

Digitized by Google

Stolz ihm einräumte. Daß sie dabei im Vorteil war und sein Wesen durchschaute, das von Hochmut durchsäuert war, während sie ihm ihre Demut undurchdringlich entgegensetzte, das merkte er nicht. Auch entging es ihm, daß es eine Demut war, die von heißen, dunklen Augen überstrahlt war, weil sie immer kühl blicken konnte, wenn sie mit ihm sprach, und nur zuweilen mit einem Lächeln, das ihr Antlitz erhellte und doch nicht enthüllte. Glich sie aber früher einer grauen Schwester, so war sie dieser Blätterhülle als eine reife Rose entsprungen, die ihre eigentümlichen Reize als vollgültigen Schatz zusammenhielt. Ihm erschien diese Verwandlung merkwürdig, obgleich sie natürlich vor sich ging, und er erinnerte sich, daß er Jöbstel damals beauftragt hatte, eine Frau in gesetzten Jahren für das Haus zu bestellen; und diese schritt nun mit einem jungen Leibe umher.

Als er mit Jöbstel darüber zur Rede kam, antwortete dieser, daß er sie für alt gehalten habe. Sie hätte auch damals so ausgesehen. Und mit etwa zweiunddreißig Jahren altern die Weiber, die sich plagen müssen, bald. Die habe sich auch viel schinden müssen; aber nun, da es ihr in dem reichen Hause behaglich gehe, habe sie ihre frische Lebenszeit wiedergewonnen. Er hoffe jedoch, daß sie eine fertige Hauswirtin sei und allem, was Pflicht heißt, mit Kräften nachkomme. Sonst tät' es ihm leid, daß er sie aus dem Elend geholt in das Haus, unter dessen Dache jegliches in Wohlleben gedeihe; denn unter einem großen Herrn, wie Raimund, müsse alles auf die Sonnenseite zu liegen kommen.

Ihre Pflicht erfülle sie, das mochte Raimund zugeben und damit die nur kurzweg berührte Sache auf sich beruhen lassen.

Er hatte auch mehr zu tun, als den Weltlauf in seiner Wirtschafterin zu betrachten. Seine Güter rollten aus dem Bergtal auf den Murboden hinab und von dort in die Weite. Die Hadoltmarke, die seinen Sensen eingeprägt war, gab dem Eisengute überall, wohin es kam, Edelwährung.

Fest gegründet war sein Gewerke, und seine Waren schienen allen Schranken des Marktes entrückt zu sein, weil sie überall begehrt wurden und ihre Beschaffenheit gleichmäßig bewährten. So konnte Hadolt den Kopf hoch tragen und über Alltagsdinge hinwegsehen, die andere an ihr Menschentum erinnern. Er war stolz darauf, hart zu sein wie das Eisen, und betrachtete alles als feindlich, was ihn dieser seiner Art entfremden wollte.

Dennoch war er betroffen, daß, als er in der vornehmen Schreibstube seines Werkgebäudes saß, die Graschnerin ihm gemeldet wurde und Burgei bei ihm eintrat. Der Vater hatte gehört, das der Sammelbogen zur Hilfe für die Abbrandler von Waldschach bei Herrn Hadolt liege, und wollte auch gern etwas dazu spenden. Aber am heutigen Tage mußte er einen weiten Weg zu einem Bresthaften machen, und da habe sie es auf sein Geheiß unternommen, die kleine Spende zu überbringen. Und sie holte aus ihrem Täschchen eine bescheidene Geldnote heraus und reichte sie ihm freudig hin.

Er nahm sie nicht an und sprach: „Du bist fehlgegangen; bei mir liegt kein Bogen. Du mußt deine Gabe weitertragen."

Nun kam eine Art Bestürzung über sie: „Es hat doch geheißen, daß die Leut' bei Ihnen waren und den Bogen hinterlegt haben?"

„Das mag sein. Sie sind aber wieder weiter damit gegangen. Soll ich mich etwa vor dir rechtfertigen?"

„Nein." Ihr Gesicht nahm wieder einen heiteren Ausdruck an. „Es wär' aber doch schön gewesen, wenn ich hier zurecht gekommen wär', und da, wo etwas großes Gutes zu Haus ist, mit meinem kleinen Guten gekommen wär'."

„Ich bin nicht gut," sagte er; „ich bin nur fest."

„Freilich; dann wird's wohl noch kommen."

„Was?"

„Das Gutwerden."

„Ich bin nicht wie Leut', die anders werden, weil sie sich nicht heimisch finden können in dem, was sie sind. Ich bin grad' so, wie ich bin."

„Gewiß. Aber daß ich's sag', wenn ich's sagen darf? — Wer meint, daß das Gutsein ihm ein Fremdsein ist, der tut sich selber unrecht. Denn es ist stärker in ihm als die Festigkeit, die er sich selber vornimmt. Nur braucht's Zeit, bis es zum Menschen kommt. Dann ist etwas da, was in ihm gräbt, tiefer als in den anderen, bis daß der Quell zum Vorschein kommt. Und dann tut ihn der Quell selber mehr stärken als

Digitized by Google

alle vorige Festigkeit, die nicht aus solcher Tiefen kommt. Das mein' ich. Die armen Waldschacher! es ist ihnen wohl hart mit ihrem Unglück geschehen, und hätten's wohl verdient, daß sich die besten Leut' ihrer annehmen."

Ihr Antlitz war wieder kindlich heiter geworden, als sie dies sagte. Unter dem grünen Filzhute, den sie auf dem Kopfe trug, wellte sich das im Schatten gedämpfte blonde Haar zu beiden Seiten über die weiße Stirn, und auch die Augen strahlten in dunklerem Blau als damals im Freien auf dem Berge. Ein Hauch von Reinheit und Frische verklärte dieses Antlitz und schien der ganzen Mädchengestalt so eigen zu sein, daß Hadolts finsteres Gemüt wie vor einer Lichtgrenze sich unmutig selbst zu fühlen begann. Es war eine solche selige Gewißheit der eigenen Güte in diesen weiblichen Kindesaugen und damit eine solche Freiheit, alles sagen zu können, was sie dachte, daß er seine Unfreiheit vor keinem anderen Wesen tiefer empfand als vor diesem. Er konnte ihr auch nicht feindlich begegnen, denn ihre Milde wies jede Härte von sich, wie der Tag die Dunkelheit zurückweist.

Er sagte nur: „Das hast du von deinem Vater gelernt —?"

„Ich mein' schon. Er hat mir immer das richtige gewiesen."

„Und was heißt denn das eigentlich: gutsein?"

„Das ist freilich nicht leicht zu sagen. Es ist schier wie mit dem Warmsein im Frühjahr. Der eine, der mit der Sonne heimlich ist, sagt bald: Mir ist wohlig und warm; derweil der andere noch meint: ich merk' nichts. Aber das kann man schon gelten lassen: Gutsein heißt dem Nebenmenschen helfen."

„Ja, damit die Leut' sich gewöhnen, nicht von ihnen selber zu schaffen, sondern nur mit Handreichung der besseren Menschen! Wer damit anfängt, der findet kein End'."

„Freilich. Wenn aber die Herzlichkeit den Anfang macht, so will sie gar kein End' haben. Das wär' ihr leid, denn sie möcht' ja damit selber aufhören, zu sein. So denk' ich mir's und weiß doch nicht einmal recht, wie's in der weiten Welt zugeht."

„Das merkt man, daß du so ins Blaue hinein red'st und nur so viel weißt, als du von deinem Berg oben sehen kannst."

„O mein," erwiderte sie lächelnd, „da kann man viel sehen! überall Frieden über den Wäldern, im Gebirg und über allem Geschröff. Am Tag die Sonn', in der Nacht die Sterne, oft auch den Mond und Einen, den man nicht sehen kann, und von dem man doch weiß, daß er daist: den lieben Herrgott."

„Ich hab' nichts dawider. Das ist alles für dich; magst es behalten. Ich vergönn's dir."

„Ich möcht's Ihnen auch vergönnen," sagte sie mitleidig.

„Du bist eine gute Seel'! Aber ich laß mir von niemandem nichts vergönnen. Was ich nicht von mir selber hab', das brauch' ich nicht."

Sie dachte einen Augenblick nach: „Auch das Leben?"

„Glaubst, mir liegt um das so viel? Ich schaff', was mir taugt und recht ist; das ist das Leben."

„Das wär' ja so das beste: ein rechtschaffenes Leben."

„Dann hab' ich das beste, und das ist genug. Mehr brauch' ich nicht."

„Freilich," sagte sie, „das wär' wohl genug."

„Ja, und um dein Geld anzubringen, kannst nach Arzberg gehn. Dort liegt der Bogen."

„Dann will ich gehn. Behüt' Gott!"

Und sie entfernte sich, nachdem sie die Geldnote wieder in ihrem Täschchen verwahrt hatte.

Raimund aber stand noch unter der Macht des schlichten Kindes, und das verdroß ihn mehr als je. Ob er es sich gleich nicht zugestehen wollte, mahnte ihn doch das Unbehagen daran, daß das Mägdlein etwas auf ihn ausübe, was er widerwillig empfand: Anziehung. Wie ein dunkler, von Felsmauern überschatteter See plötzlich von einem Sonnenblick durchglänzt wird, der seinen Boden verklärt, so empfand er den nächtigen Grund seines Inneren fremdartig hell unter dem Blicke des Mägdleins. Er ward auch davon erwärmt, doch mit einer Wärme, die er von sich wies, da sie nicht sein eigen war. Aber die Lichtspur haftete in ihm, und in die Spiegelfläche seines Inneren malte sich ein Stück fernen Himmels, da sie sich also geklärt hatte. Das Gute einer Menschenseele, das aus den Augen leuchtet, war zugleich

Digitized by Google

ein Stück Weltenschönheit, der er sich hingeben mußte, um sich dann in deren Reichtum arm zu finden. Das wollte er nicht; er war reich in seinem Dünken, mächtig in seinem Stand auf heimatlichem Boden wie kein anderer in seinem Kreise.

* * *

Das Bild wollte Hadolt verloren haben, das ihm das Mägdlein zurückließ. Und da war es, daß er es am besten vergaß, wenn ihm Frau Ursel in ihrer ansprechenden Körperlichkeit vor Augen stand. Im Schimmer ihrer nächtlichen Augen wurde das Tageslicht ausgelöscht, das Burgei in sein Sinnen brachte, ohne daß er es ausschließen konnte. Auch übertönte das sanfte Bächlein ihrer Rede am besten die Worte, die dem Mädchen eigen waren, und die in ihrem Herzensklange in ihm nachhallten, ob er wollte oder nicht. So lebte er sich in die Gewohnheit gern ein, mit Frau Ursel zu verkehren; und sie, ohne genau zu wissen, woher der Wind wehe, war sich doch im klaren darüber, daß sie bei ihrem früher unnahbaren Herrn in Gunst stehe. Dieser Gedanke schwellte in ihrer demütigen Haltung ihren Busen noch stolzer als vorher und gab allem, was sie tat, die geheime Würze des sich fühlenden Weibes.

Er aber schritt auf seinem Grund und Boden und in seinem Gewerke als Gebieter, der über alles hinweg sah und doch alles sah. Die Ruhe des Besitzes lag nicht in ihm. Da er sein inneres Wesen nicht in Frieden besaß, so war alles, was er außerhalb sein eigen nannte, seiner steten Forschung ausgesetzt, als wär' es kein Freundesland. So ging er noch zuweilen in später Nachtstunde, wenn alle Arbeit schwieg und die Insassen des Schlummers genossen, gleich einem ruhelosen Geiste umher, um über die Sicherheit des Getriebes und des Anwesens zu wachen. Er kam dabei in einer ziemlich mondhellen Nacht vor das Stallgebäude und bemerkte eine Leiter, die an die geschlossene Tür gelehnt war, und einen Mann, der sich anschickte, hinanzusteigen. Er faßte ihn alsbald wie einen Dieb mit rauher Hand und schrie ihm zu, was er da schaffe? Es war aber nur einer, der sich unter seinem Griffe duckte und kläglich sagte: „Ich bin's ja, der Achazi, und ich schaff' nichts Unrechtes."

Raimund ließ ihn darauf frei und fragte verächtlich: „Also was soll's mit der Leiter in später Nachtstund'? Red!"

„O du mein Heiland! Nur zu einer guten und löblichen Sach', nichts anders."

„Was?"

„Das kleine hölzerne Radl da hab' ich über dem Pfosten der Stalltür annageln wollen. Und weil's bei Tag nicht leicht geschehen kann von wegen dem, daß mich die Leut' mit meinem Aberglauben, wie sie's heißen, auslachen, so hab' ich's jetzt still in der Nacht tun wollen! Aber wegen nichts anderm als lauter Gutem, was ich in meinem geraden Sinn' trag'."

„Und was soll denn das nutzen, dein Radl, was du sicher zu viel hast, du einfältiger Lalli?"

„Nein, nein; so steht's nicht mit mir. Ich hab' alle meine guten Sinn' beieinander; die sind geblieben, wenn auch die Jugend längst gegangen ist. Und auch das Radl da hat seine gute Bedeutung. Ist ein Kreuz darin als heiliges Zeichen, aber das wär' nicht genug. Ich hab's auch mit einem heiligen Sinn geschnitzt, und so hat's erst die rechte Gnad' gekriegt. Am Radl selber wär' nichts Gutes, nein, viel eher Arges; lockt eher das verdammte Feuer zuwärts, als daß es dasselbe verscheuchen könnt'! Aber mit dem heiligen Kreuz darin schützt es wohl zuverlässig unsere Stallung vor jedem angelegten Brand und jeder Feuersnot. Es ist das beste Mittel. Und da hab' ich's anbringen wollen, so wahr mir unser Herrgott helfen mög'. Und er hilft immer, wenn man Gutes will, das ist gewiß."

„Dir hat er noch nicht zu einem rechten Verstand geholfen und bist doch greishaarig geworden."

„Ja, auf meinem Buckel hab' ich ein leidiges Bündel Jahre liegen; aber mit meinem Verstand komm' ich erst noch zuwegen, weil ich mir nichts Unrechtes denk'! Und das will einen frisch erhalten, daß man noch die Händ' rühren und überall zugreifen kann, so daß die Arbeit noch was ausgibt."

„So wie die Arbeit, die du grad' jetzt vorgehabt hast, und wozu du die Leiter gebraucht hast, nicht?"

„Ich möcht' noch lieber auf der Leiter in den Himmel steigen als da über die Stalltür. Aber zwischen mögen und können liegt freilich oft ein breites Wasserl dazwischen;

Digitized by Google

man kann nicht hinübergelangen. Und das Feuer, wenn's einmal käm', da wär's zu spät. Da ist besser vorgesorgt zu Zeiten, wo eins einen guten Rat von seinem Schutzheiligen ins Herz gewispert kriegt."

„Das sind schlechte Gedanken, wenn du an ein Feuer denkst."

„Ich hab' nicht von mir selber dran gedacht. Aber in der Nacht, es war so um Micheli herum, und es war noch finster, so vor dem ersten Hahnenkrat, da wach' ich in meinem Kammerl auf. Und da ist etwas, als wenn's nicht richtig draußen wär'. Es hat etwas in der Luft gelegen, was mir nicht gepaßt hat. Es geht was Unheiliges um, denk' ich mir. Aber was? Ich kann's nicht erraten; aber es hat mich und läßt mich nicht los. Es war wie ein Sumser, und die Stimmen kommen von weit, weit, und es ist nichts Lebendiges daran; mehr wie etwas, was abseits ist vom guten Odem, der uns alle lebendig macht. Und ich geh' zum Fensterl und schau' hinaus, da war ein roter Glast in der Nacht, und Stern und Himmel sind darin verschwunden. Das war der Brand in Waldschach, und seit der Nacht hab' ich ans Feuer gedacht, nicht von selber, sondern weil es sich bei mir so gemeldet hat."

„Wem der Kopf voller Mucken steckt, der hört leicht einen Sumser. Und so war's auch bei dir. Geh schlafen. Die Tür wird auch ohne dein Radl bestehn; behalt's nur selber, weil's dir einmal vom Herrgott gegeben worden ist."

Und er schritt im Hofe von dannen.

Achazi murmelte noch: „Du Sakra! Dir kann man auch gar nichts recht machen. Hast über alles dein Gespött; wird dich auch noch einmal erwischen," und suchte seine Schlafkammer auf, nachdem er die Leiter wieder an ihren Ort gestellt hatte.

* * *

Raimund aber wendete sich dem Hause zu. Er öffnete das Gatter, das am oberen Ende den Garten abschloß, trat ein, ging die geharkten Wege dahin, bog um die Ecke und kam auf die gegenüberliegende Langseite des Hauses. Die Herbstnacht hatte den Mond im Gewölke, der bald durchschien, bald sich verhüllte, und er sah im ungewissen Scheine unter dem Fenster des Erdgeschosses eine Gestalt, die einen Spaten handhabte nahe bei dem Strauche, der dort wuchs. Das war ein zweites Begegnis auf seinem nächtlichen Gange, gänzlich verschieden von dem ersten. Denn als er dort ankam und nicht freundlich fragte: „Was wird denn da geschafft?" richtete sich die Gestalt beinahe erschrocken auf, und er erkannte Frau Ursel.

„Was für ein Schatz wird denn da vergraben?" fragte er nun milder.

„Ich bin fast erschrocken," sagte sie und lehnte den Spaten beiseite, „weil mir der gnädige Herr so schier aufgetaucht ist wie ein Engel vom letzten Gericht, wo die Posaune tönen soll. Und ein armes Menschenkind muß sich dann fürchten von wegen der Sünden, die eins doch hat, ob es will oder nicht. Ja, und das hat der gnädige Herr wohl getroffen: ich hab' da einen Schatz vergraben und die Erden wieder zugeschüttet."

„Eine Kostbarkeit?"

„Gewiß. Daß ich's aber sag'. Ich hab' da einen Zahn, der von mir Abschied genommen hat, unter der Hollerstauden vergraben."

„Wozu?"

„Ich hab' immer gehört, man soll das tun; dann bleiben die anderen frisch."

„Daß ihr alle solche Einfälle habt! Und wozu denn grad' unter einer Hollerstauden? Tut's ein anderer Strauch nicht?"

„Nein; es muß eine solche sein; aber warum, das weiß ich nicht. Es sind halt solche Bräuch'."

„Abergläubische."

„Ja, die schaden einem auch nichts, wenn man recht daran glaubt." Und sie lachte mit einem leisen wohlklingenden Lachen; dabei erschimmerten ihre weißen Zähne in der Nacht.

„Ihr habt doch alle Eure Zähne beieinander," sagte er.

„Nein, da ganz oben, da fehlt er jetzt," erwiderte sie. „Da ist er von selber gegangen, und der Abschied hat nicht einmal weh getan."

„Das ist der Weisheitszahn," sagte er.

„Wirklich? Ja, da bin ich etwa nicht mehr recht gescheit?"

„Das müßt Ihr selbst wissen."

„Freilich. Wer nicht gescheit ist, der wär' schwach. Und die Schwachheit laß ich drei Meilen weit vor mir laufen; denn unsereins muß sich rühren und fest beisammen sein."

Digitized by Google

Sie ſtand auch vor ihm wie feſt gemeißelt unter der leichten Hülle, die ſie bedeckte. Wie ſonſt nie am Tage fiel ihr nun das reiche Haar in die Stirne, ſo daß nur ein weißer Strich über den Augenbrauen ſichtbar war, und in den großen dunklen Augen lag das Dämmerlicht der Nacht, aus der es wie in leiſen Funken glomm.

„Es iſt kühl," ſagte er.

„Gar nicht; es iſt warm," erwiderte ſie. „Die Herbſtluft tut gut." Und ihre Bruſt hob ſich zwiefach geſchwellt, wie ſie kräftig die Nachtluft einſog. Aber ſie nahm das Tuch, das ihr vorher beim Graben halb von der Schulter geglitten war, bei beiden Zipfeln zuſammen und befeſtigte es wieder über dem leichten Hausgewande auf der Bruſt.

Die Luft war reiner geworden, da ſich die Herbſtnebel, die ein dünnes Gewölke gebildet hatten, allgemach auflöſten. Die Sterne funkelten im dunklen Blau; aber blendend durchſtrahlt wurde die Nacht zeitweilig durch Sternſchnuppen, die fielen.

In den dunklen Augen des Weibes ſpielten goldene Fünkchen, als wenn ſich das Geglitzer der kleinen fallenden Lichtkörper darin ſpiegelte. Ihr Haar ſchien tauſchwer in Stirn und Nacken zu ſinken.

„Schau doch der gnädige Herr," ſagte ſie, „wie heut' die Sternbutzen fallen! Und mir kommt das vor, als wenn's Tropfen von einem lichten Wein wären, die von dort oben herab verſchüttet werden. Und ich krieg' auch meinen Teil davon durch die Lippen, daß mir iſt, als wenn ich Wein trinken würde, der rinnt durch die Kehle hinab und macht alles hell in mir."

„Es iſt wahr, ich ſehe ihn durch deine Kehle rinnen," erwiderte er.

„Iſt das nicht geſpaßig, daß ich ſo was denk'?" ſagte ſie und lachte leiſe. „Und mir iſt ſo wohlig dabei, davon wird mir warm. Und der Holler da gibt einen Geruch, als ſtünd' er im Mai voller Blüten, und iſt doch nicht wahr. Da müßt' ein Wunder kommen, wenn er jetzt blühen tät', wo's Herbſt iſt; aber er hat den Geruch im Holz. Da treibt er ihn hinaus, wenn's Frühjahr wird, und eins bildet ſich ein, es müſſe ihn riechen."

„Ich rieche ihn auch," ſagte er.

„Wirklich? Das iſt aber gewiß merkwürdig, gnädiger Herr! Na, da wird er aber ſchön wachſen im nächſten Jahr, wenn zwei dasſelbe von ihm denken. Wenn ich hexen könnt', möchte ich ihn ſchon jetzt blühen machen."

„Vielleicht geht's. Nur einmal probieren," erwiderte er.

„Oh, da bin ich zu ſchwach dazu! Iſt vielleicht auch gar nicht erlaubt."

„Warum nicht?"

„Ja, weil man dann von ſo einer plötzlichen Blüt' ſelber einen Rauſch kriegte, wie von dem Wein, den die da oben verſchütten, und das paßt ſich wohl nicht. Iſt eh' ſchon warm genug ohne Blütenwein."

„Mir iſt kalt," ſagte er.

„Das kann ich aber kaum glauben." Die goldenen Funken ſpielten in ihren Augen, ihr Mund lächelte, und der geſchmeidige Leib ſchien vom Wellenſchlag des Blutes ſich leiſe zu bewegen.

„Ja, es iſt kalt draußen. Gehen wir hinein," ſagte er.

Und ſie gingen durch die Nebenpforte, die ſich an dieſer Seite des Gebäudes befand, ins Haus.

* * *

Es war einige Tage ſpäter, da erzählte ihm Frau Urſel, daß ſein Bruder Günter im Hauſe geweſen ſei in einer Angelegenheit, die ſie nicht genau wußte, aber doch vielleicht erriet. Er mochte ſich um die Stelle eines Kohlſchreibers bewerben, die bei den Herren Radmeiſtern frei geworden war, und wollte darüber mit ſeinem Bruder zur Sprache kommen, der, wie bekannt, in der Herrengemeinſchaft gegenwärtig der anſehnlichſte Mann war und beſtimmenden Einfluß beſaß. Sie wiſſe aber auch, daß es Günter nicht um ſeinen Bruder verdient habe, einen Schützer an ihm zu finden; und wenn er in nötigen Verhältniſſen lebe und gezwungen ſei, ſich nach einem Erwerbe umzuſchauen, ſo ſei es ſeine Schuld geweſen, die ihn dorthin gebracht, wo er jetzt ſitze. Zuerſt Unverſtand, ſonach Ungeſchick und zuletzt Unglück kommen immer eins nach dem anderen und müſſen dann alle drei zuſammen hauſen. Und ſie bat Raimund nun, die Stelle des Kohlſchreibers einem Vetter von ihr zu verſchaffen, der Hietler hieß und ein braver junger Mann ſei, etwas gelernt habe, und dem nun ein feſter Boden unter den Füßen fehle, um Gutes zu ſchaffen, wie es ſich die Herren wünſchen könnten.

Digitized by Google

Sie trug Raimund die Speisen zu, indem sie dieses vorbrachte, und ihre Stimme war sanft genug, um das Gesagte zu verschönern. Sie schien auch fast in erhöhter Jugendlichkeit zu sein. Wohlangemessen war ihre Kleidung, die alle Vorzüge ihres biegsamen Leibes hervorhob, das unverhüllte Haar prangte reich über der Stirn, und in ihren Augen verbarg sich ein stolzes Leuchten nur halb unter den langen Wimpern. Sie war sich bewußt, etwas in ihrer Weiblichkeit zu gelten, und dieses etwas war viel: sie selbst, wie sie von Natur beschaffen war.

Raimund hörte ihr schweigend zu, wie sie in sanften Worten die Macht, die sie sich zutraute, verhüllte, um als Dienerin zu gelten. Dann sagte er: „Das müßt Ihr doch wissen, Ursel, daß ich nie das tue, um was man mich bittet. Ihr möchtet mich wohl gern einen guten Mann heißen; der bin ich aber nicht. Das Befehlen hab' ich nicht aufgegeben und das Neinsagen auch nicht. Und jedes Wort, das gegen meinen Willen geht, ist ein Hammerschlag, der mich noch härter macht, als ich bin. Verstehst es jetzt? Also seid Ihr nun gescheit, Ursel, und bleibt bei dem, was Euch paßt. Ihr könnt Euren Heiligen in der Kirchen um etwas bitten, wenn Ihr mögt; aber ich bin kein Heiliger. Selbst wenn ich abends mit Ja zu Bett' geh', steh' ich in der Früh' mit Nein wieder auf."

Sie war befangen; etwas wie eine Röte versuchte in ihr aufzusteigen, konnte aber nicht bis auf die Oberfläche ihres Angesichts dringen, das seine bräunlich helle Farbe behielt. Sie tat, als ob sie schwankte und ihrer Kraft verlustig ginge, als hätten seine Worte das Gleichgewicht ihres festen Leibes erschüttert.

„O mein Gott," lachte sie dann leise und wie über sich selbst beschämt, „ich bin fast erschrocken, wie wenn mir was Übles geschehen wär'! Aber es ist nicht so. Ich freu' mich ja doch, daß ich leb'. Ich verdien's ja gar nicht, daß es mir so gut geht, wie jemand, der in der Blüt' sitzt und die Engerl singen hört."

„Das Gesangl klingt genug menschlich, wenn man's hört," sagte er. „Ich hab' übrigens nichts dagegen; aber ich bleib' dabei immer noch der, der ich bin."

„Ein guter Herr, wenn man ihn schön bitten tut, gelt?"

„Nein; gut nicht, aber fest."

„Das ist ja auch recht; aber eben deshalb auch gut. Es könnt' ja nicht anders sein. Ich meint' sonst, daß ich zu schlecht wär', um etwas erbitten zu können."

„Ihr müßt Euch nicht zu gering schätzen, Ursel. Zu was wärt Ihr sonst ein Weib!"

„Ja eins, das zu Nacht schlecht träumen muß, weil's am Tag nichts Rechtes vorstellt, ja;" und sie seufzte, wobei ihre Augen sich zu hellerem Glanz entfachten, der aber wieder durch die halb gesenkten Wimpern geheimnisvoll verschleiert wurde. Sie bewegte sich leise, so daß das leichte Knistern ihres Gewandes hörbar wurde, legte ihre Hand auf seinen Arm und fragte nun mit schüchtern lächelnden Augen: „Mit meiner Bitt' kann's doch nicht gar sein; was, Herr Raimund?" Und das Lächeln wurde immer deutlicher, wie ein Goldgeschmeide auf dem Grunde einer dunklen Quelle.

„Ihr stellt ja etwas ganz Sauberes vor, Ursel. Gib dich damit zufrieden, und ich bin's auch. Ob Eure Bitt' gar ist, das weiß ich nicht; aber Euer Salz könnt Ihr sicherlich dazu sparen; denn die Bitt' bleibt für Euch ungekocht und für mich ungegessen. Was ich einmal gesagt hab', das bleibt fest, sonst wär' es nicht gesagt. Für den Hietler, den Ihr mir genannt habt, wär' die Kohlschreiberstell' eine Erhöhung seines Standes; für meinen Bruder ist sie eine Erniedrigung. Er soll sie haben, und nicht der, für den Ihr fürbittet. Ich teil' keine Gnaden aus. Ich werd' auch nicht für den Günter reden, so wenig als für den Hietler. Aber wenn die anderen Herren meinem Bruder die Stelle geben wollen, so werd' ich nichts dagegen tun und schweigen. Und dasselbe mögt auch Ihr jetzt beobachten, Ursel, wenn's auch gegen Eure Weiberart etwas verschlagen tät'. Der Herr bin ich, und was mir ziemt, das muß Euch so billig sein, daß Ihr es in den Kauf nehmen könnt: nämlich Schweigen."

Nun fielen ihre Wimpern ganz auf die Wangen herab, um den Ausdruck ihrer Augen zu verbergen, und sie sagte: „Wie Sie befehlen, gnädiger Herr! Ich kann auch schweigen."

„Na, dann ist's recht," erwiderte er, „und verlierst daran nichts. Wer Frieden haben will, muß stark sein können. Wer einmal gegen seinen Willen nachgibt, der kann sich suchen: er wird sich nicht mehr finden."

Digitized by Google

Damit endete das Gespäch, denn sie nickte mit dem Kopfe und schwieg mit schattenlosem Gesicht.

* * *

Raimund verhielt sich auch schweigend, als im Raithause zu Arzberg von den Herren Radmeistern die Frage verhandelt wurde, wem sie unter den Bewerbern die Stelle eines Kohlschreibers verleihen sollten. Und da sie dieses Schweigen als eine Zustimmung ansahen und sie des einstigen Gewerksgenossen mit Mitleid gedachten, der nun gänzlich verarmt war, so ergab der Beschluß Günters Ernennung. Raimund verzichtete dabei auf das Recht seiner Stimme, um nicht der Parteilichkeit geziehen zu werden, wie er sagte.

Außerdem bekam er in dieser Sitzung die Mitteilung, daß der Käufer seines Sensenwerkes im Prienitzgraben, Erthaler, in die Gemeinschaft der Radmeister eingetreten sei. Er hatte durch Heirat mit der ältlichen Tochter eines vorigen Besitzers das Erbe eines Radwerkes als Vertreter seiner Frau erlangt und war somit einer der Herren in der Gemeinschaft geworden. Ward Raimund davon überrascht, so konnte er doch nichts anderes als die Tatsache hinnehmen.

Er gedachte seinen Bruder aufzusuchen, nicht um des guten Willens wegen, den er zu ihm trug. Er wollte ihn als künftigen Kohlschreiber sehen in der Art, wie man einen, der auf dem Stuhl gesessen hat, begrüßt, daß er nun auf dem Schemel sitze. In seinem Herzen war die Unzufriedenheit, die gern gleiches in anderen betrachten und sich dabei noch vornehm bedünken will, weil sie sich nicht wünscht, zufrieden zu sein. Aber er fühlte es, ohne es zu wissen, daß kein Brunnen so tief ist wie Unzufriedenheit, und was aus ihr geschöpft wird, bitteres Wasser sei. Er wußte es auch nicht, daß seine Augen mißmutig waren, und daß der Ursprung der Unzufriedenheit in ihnen dunkel sei, und alles, worauf ihr Blick fällt, den Schatten empfangen muß, den sie mit sich trägt. Und wäre Raimund als gebietender Herr noch zehnmal mächtiger gewesen, als er war, so hätte sein Wesen all seiner Macht nicht das Heil geben können, das es selbst nicht besaß. Als angesehener starker Mann konnte er sich den anderen beneidenswert zeigen, aber nicht sich selbst. Er fühlte in aller Kraft, die er besaß, und wenn auch nur traumhaft, die Schwäche, daß er kein voller Mensch sei; und sein Wesen drückte ihn bei allem Ureigenen doch wie eine fremde Last.

Raimund wollte seinen Bruder sehen. Dieser hatte in Arzberg eine ärmliche Wohnung gemietet, wo er sich mit den geringen Mitteln, die ihm noch zu Gebote standen, notdürftig behalf. Er saß gleichsam auf einem öden Eilande, das die Morgen- und Abendwinde umkreisten, die nur ein Lied sangen: von den Sorgen. Das Lachen war ihm genommen; das hatten ihm dieselbigen Winde entführt und damit sein Erbgut. Was übrigblieb, war ein stiller Mann geworden: Günter Hadolt. Aber da er nie jemand ernstliches Leid zufügte, so konnte er es auch nicht sich selber tun und, so glücklos er geworden war, sich nicht gänzlich unglücklich fühlen.

Die Lauterkeit war ihm eigen, und wenn er in Trübsal saß, war jene in seinem Herzen immer ein heller Punkt, den auch ein Meer von Dunkelheit nicht auslöschte. Zudem hatte er sein Weib und beide Kinder und war in seiner Armut ein reicher Mann. Das Töchterlein ging auch wieder gesund umher, und der Knabe gedieh trotz der schmalen Kost, die sie ihm vorsetzen mußten, und an die er vorher wahrlich nicht gewöhnt war. Sein Weib mühte sich emsig, die dürftige Häuslichkeit wohnlich zu gestalten. Und unter ihren Händen blühte noch immer ein freundliches Bild der Zimmergeräte innerhalb des armseligen Rahmens. Sie gab als Meisterin ihrer Umgebung den Frieden, den sie selber mühsam aus sich gewinnen mußte, indem sie ihr Leid vergrub und ihre Zuversicht erweckte. In ihrem Antlitz war keine Klage zu lesen, da sie doch um Mann und Kinder im Herzen heimlich trauern mußte. Ihre Mütterlichkeit und Weiblichkeit waren innig eins geworden, um Mann und Kinder mit einem Strahle zu durchwärmen.

Ihre Liebe konnte sogar die Heiterkeit, die geflohen war, zeitweilig zurückrufen, um ihre Kleinen und das große Kind, den Mann, damit zu beglücken. Ihre Hände beschäftigten sich oft mit einer Nadelarbeit, denn sie war nun auch Erwerberin im Haushalt geworden. Daß ihr Mann, der einstige Gewerke, Knappenarbeit verrichte, wie er wollte, das litt sie nicht, solange sie selbst mit seiner Näh-

Digitized by Google

arbeit Mittel gewinnen konnte, um die Wirtschaft zu führen. Und herrschte nun draußen strenger Winter, so mangelte es drinnen nicht an Feuerung, die Stube war lind durchwärmt, und am Nachmittag, wenn es bereits dämmrig geworden war und man nicht mehr deutlich sehen konnte, saß sie mit den Kindern beisammen und erzählte ihnen Geschichten. Das konnte sie wohl, und es war, als wenn die Kinder von der Mutter etwas geschenkt bekämen, wenn sie damit anhub. Einmal baten sie wieder um eine Märchengeschichte, und sie willfahrte ihnen. Sie begann mit ernstem, holdem Antlitze zu erzählen, als säße die Sorge fern und nicht in ihrer Nähe.

* * *

»In alter Zeit, wo es noch nicht viel Häuser gegeben hat und sie auch nicht so eng beieinander gestanden sind wie jetzt, da hat es in den steirischen Bergen eine Knappengemeinschaft gegeben, von der jeder einzelne ein großer Herr war. Sie haben ein Silberbergwerk besessen, wo sie alleinig geschürft haben, und woraus ihr Reichtum geflossen ist. Sie waren aber nicht gottesfürchtige Leute, sondern vielmehr frech und haben sich vor Übermut nicht ausgekannt. Zur Arbeit sind sie auch nicht alle Tage in den Berg eingefahren, sondern nur an einigen, und die übrige Zeit haben sie als Feiertage gehalten, wo sie stolz in Samt und Seide einhergegangen sind und festlich gelebt haben. Ist ihnen auch nicht eingefallen, am Sonntag in die Kirche zu gehen, und sie haben unseres Herrn nicht geachtet.

So waren sie alle mit einer einzigen Ausnahme. War nämlich unter ihnen auch ein frommer Knapp', der Othelm geheißen hat, der gutmütig und rechtlich und daneben auch übermäßig stark war; aber sie haben nicht viel von ihm gehalten, weil ihnen gedeucht hat, als wär' er nicht so gescheit wie sie selbst. Über den haben sie auch geschaltet, als wäre er ihr Eigenmann, und haben ihm allerlei Dienst aufgetragen, der ihnen selber zu schlecht war. Und er hat sich's gefallen lassen, weil er friedlich war und kein Unrecht darin gesehen hat, seine Kraft zu gebrauchen, um den anderen damit zu nutzen. So ist er meistens in den Wald aufgestiegen und hat fleißig Stämme gehauen, weil sie im Bergwerk immer viel festes Holz gebraucht haben. So ist es auch einmal in der Einöd' geschehen, daß er auf eine Blöße kommt und sieht da etwas Seltsames, wie noch nie in seinem Leben. Es sind dort schon gehauene Fichten gelegen. Und da steckt ein klein-winziges Mannerl mit seinem langen grauen Bart eingeklemmt in der Spalte eines Stammes, und über ihm stehen zwei riesenstarke Männer und dreschen ein jeder mit dem umgekehrten Stiel seiner Hacke auf den Buckel des Mannerls los und schreien immerfort: „Die Eisenwurzel, zeig uns die Eisenwurzel!" Das Mannerl kann sich nicht völlig rühren, dreht und windet sich, seufzt und plärrt, sagt aber immer nicht das kleinste Wörtel.

Wie das der Othelm sieht, da ist ihm sein Geblüt aufgewallt; denn ob er sonst herzlich gut war, konnt' er doch nichts Unrechtes merken, ohne dreinzufahren. Jetzt, weil er so über die Maßen stark war, hebt er einen ganzen gewaltigen Fichtenstamm auf, der dort liegt, geht damit auf die beiden Unholde los und ruft zornig: „Werdet ihr wohl Fried' geben und den Kleinen loslassen! Der hat euch gewiß nichts getan." Die beiden stehen dann von dem Mannerl ab, packen ein jeder sein Beil beim Stiel, und so groß und lang wie sie waren, schwingen sie die Schneid', um ihn niederzuschlagen und ihm sein Leben zu nehmen. Dabei hat ihnen die Wut nur so aus den grünen Augen gefunkelt und haben ganz schiech ausgesehen.

Othelm aber haut wie der Blitz einem und gleich darauf dem anderen mit dem Fichtenstamm auf den Arm, daß sie das Beil haben müssen fallen lassen und ihnen die Hände wie gebrochen herunterhängen. Und sie haben ein Wutgeheul ausgestoßen und sind schleunig mit gekehrtem Rücken davongelaufen, bis sie in der Weiten wie zwei graue Wolken über den Bergrücken verschwunden sind, gerade so, als wenn sie sich in Nebel aufgelöst hätten. Othelm hat nun mit seiner Hacke die Spalte auseinandergestemmt, wo das Mannerl mit seinem grauen Bart eingeklemmt war, und hat es befreit.

Das hat sich ein bissel geschüttelt wie ein Kater, der aus dem Wasser kommt, wo's ihm übel ergangen ist, hat aber nicht Mau gesagt, sondern den Othelm zornig angeblickt, als wär' er jetzt auf die ganze Welt herb gewesen. Hat auch nicht länger, als bis du

Digitized by Google

zwei zählen kannst, gedauert, so ist er noch kleiner geworden, als er war, und wie ein Bergschrattel in einem nahen Erdloch verschwunden.

Ist auch gut, denkt sich der Othelm und geht ruhig heim. Da war er aber zu früh gekommen nach der Meinung von einem, der Pero hieß. Das war der frechste und üppigste unter all den großen Herren der Knappengemeinschaft. Wie der den Othelm einhergehen sieht, fragt er ihn: „Bist du schon so früh am Tag fertig mit deiner Arbeit?"

„Nein, ich hab' gar nicht angefangen," antwortete ihm Othelm.

„Warum denn?"

„Es ist mir etwas über den Weg gelaufen, und ich hab' nicht mögen."

„Ist das deine ganze Antwort?" fragt wieder der Pero und wird dabei rot vor Zorn.

„Ja."

„Da hast du die meinige danach," sagt Pero, hebt die Hand auf und gibt ihm einen harten Streich ins Gesicht.

Othelm tut nichts als ruhig fragen: „Ist das mit Recht geschehen?"

„Ich hab' immer recht gegen dich," antwortete der Pero stolz, „denn ich bin der bessere Mann."

„Das mußt du mir erst beweisen," sagte Othelm ruhig und ging heim zu seiner Mutter. Der erzählte er alles, was ihm geschehen war: daß er das Bergschrattel aus den Händen seiner Peiniger befreit habe, das ihm nicht dafür Dank geboten. Den habe er erst von Pero mit einem Schlag ins Gesicht erhalten; aber es war ein Dank, auf den er gern verzichtet hätte.

Seine Mutter sagte: „Wie der Stein, der geworfen wird, auf den Boden fallen muß, so bringt jede Tat ihren Dank nach sich. Das Schrattel wird dein nicht vergessen, und über Pero wird einer zu Gericht sitzen, dem er untertänig ist: sein eigener Übermut. Nimm's, wie es sich gibt."

„Dann mag es sein," sagte Othelm und blieb friedlich.

Der Übermut nicht nur des Pero, sondern aller anderen Knappen wuchs aber immer mehr mit dem Reichtum, den sie gewannen, und sie dünkten sich schier, die Herren der Erde zu sein und den Mond vom Himmel herabzuholen. Und sie kannten keinen Gott, da sie kein Leid kannten. All ihr Geräte im Hause war aus Silber gemacht, und davon ging ein gleißender Glanz aus, der ihren Sinn betörte. Was das heißt, unrecht tun, das wußten sie nicht mehr, weil alles, was sie taten, in ihrem Sinne recht war, und wenn es auch das Übelste war. Und ist einmal ein armer Mensch in die Gegend gekommen, der aus Notdurft heischte, so hat man ihn mit Spott und Schimpf empfangen und mit Hunden von dannen gehetzt, daß er froh sein konnte, mit dem Leben zu entrinnen. Denn um Gottes willen haben sie niemand etwas gegeben, und das stolze Herz hat sich nie bei ihnen gerührt, auch wenn sie alle Not der Welt vor Augen gehabt hätten.

So ist auch einmal ein gebrechlicher alter Mann gekommen und hat gerade beim Pero um eine barmherzige Gabe gebeten, weil er ihm zuerst begegnet ist. Und der Pero sagt zu demselben: „Weißt du nicht, daß es um deinen Leib geht, hier bei uns zu heischen? Denn wir mögen kein Unglück vor uns sehen, weil wir viel zu gut dazu sind, um uns zu einem solchen herabzubücken."

„Ich weiß es wohl," antwortete der Alte; „aber mir ist schon alles eins. Das Leben ist mir zu gering, weil ich gar nichts hab', und ich will's einsetzen, um etwas zu gewinnen, womit ich mich vorm Tod erretten kann."

„Und tust dich nicht fürchten," fragte der Pero, „daß du den Einsatz verlieren wirst?"

„Nein," antwortete der Alte.

Jetzt greift der Pero in die Tasche, zieht eine Handvoll Silbertaler heraus und gibt sie ihm. „Da hast," sagte er und schaut ihn dabei mit tückischen Augen an. „Bist zufrieden?"

„O mein Gott! — und wie!" antwortet der Alte und nimmt das Geld. „Das Mitleid, das Ihr mit mir habt, macht mich glücklich. Gott vergelt's Euch tausendmal!"

„Ja, wenn du's so meinst, daß ich mit dir Mitleid hab', dummer Teufel," lacht der Pero jetzt höhnisch, „so wär' es weit gefehlt! Da müßt' ich ja selber ein Leid haben um deinetwillen. Das darf nicht sein, und wenn Gott selber noch einmal auf die Erden herabkäm' und mich darum bitten tät'! Ich bin viel zu gut dazu, um mich von einem Leid anfassen zu lassen. Das Geld hast einmal, das sollst behalten. Aber daß du nicht glaubst, daß ich zu dir ein Mitleid trag',

Digitized by Google

sollst du dich noch ganz anders an meine Gab' erinnern."

Zieht' sein Messer aus der Lederscheiden und haut dem Alten mit einem Schlag ein Ohr ab, so daß es auf den Boden fliegt und er blutig dasteht.

Da hat der Alte das Geld auf den Boden geschmissen, daß es im Staub gelegen ist, hat ihm geflucht und ist davongegangen. Der Pero aber hat gelacht.

Und so haben sie's immer gehalten: den anderen für ein Nichts und sich selbst für alles. So wie der Pero waren auch die anderen, mit alleiniger Ausnahme des Othelm, der aber eben deshalb nicht viel bei ihnen gegolten hat.

Jetzt ist Ostern herangekommen, und sie wollten das Fest gar herrlich feiern; nicht aber um Gott die Ehre zu geben, sondern um des eigenen Hochmuts willen, weil sie sich in aller Pracht zur Schau stellen wollten, die ihnen zugehörte. Und mochten nicht sein wie andere Menschen, sondern wie stolze Herren, die sich ihr eigenes Gesetz geben, und wenn sie sich damit auch in Kampf wider Gott stellten. Denn sie verfielen auf den sündhaften Gedanken, das Fest am Karfreitag zu feiern, wo der Heiland am Kreuz gelitten hat, und der ein Trauertag ist für alle, die an ihn glauben. So unselig waren sie und so verblendet von ihrer Macht, die ihnen als das Höchste gegolten hat. Und am Karfreitag feierten sie ihr Osterfest in einer Halle, die sie sich im Berg gebaut hatten. Die war schier wundersam und funkelte von lauter Reichtum, und alles Tafelgerät und das Geschirr, worin das Festmahl aufgetragen ward, gleißte von eitel Silber und ebenso jeder Krug und Humpen, woraus sie den guten Wein getrunken haben. Alles war edel, nur sie selber nicht, weil sie sich doch dünkten, besser als alle anderen zu sein. Und mit Jauchzen und Üppigkeit, mit Rausch und Zitherklang ist der heilige Karfreitag von ihnen begangen worden, wohl eine gottlose Feier an dem Tag, wo Gott für uns gestorben ist.

Da ist es denn geschehen, daß der Othelm auch dabei war; denn er war immer noch einer von den ihrigen. Doch weil er gar gutmütig war und sich alles von ihnen hat gefallen lassen, so haben sie ihn zur Zielscheibe ihres Spottes gemacht; haben mit Redensarten allerlei Mutwillen mit ihm getrieben und hellauf gejubelt, wenn ihn einer mit einem scharfen Wörtel gut getroffen hat, weil sie ihn als den einzigen Einfältigen unter allen hingestellt haben. Der aber denkt sich nichts Übles dabei, sondern nur, die anderen möchten ihre Freud' haben: lassen wir's ihnen! Weil er niemand was Böses getan hat, so vermeint er auch nichts Übles von den anderen befahren zu können; und so versieht er sich gar keiner bösen Redensart, die ihm an den Kopf geflogen kommt, sondern beugt ihn höchstens ein bissel zur Seite, damit sie vorbeifliegt. Und gegessen und getrunken hat auch er; denn er hat's nicht besser verstanden. Wenn er etwa gewußt hat, daß er stärker als die anderen ist, so hat er doch geglaubt, daß die anderen gescheiter als er seien, und hat's mit dem Fest gehalten wie sie selber. Das ist denn auch hoch verlaufen mit gotteslästerlicher Sitte, und in den berauschten Köpfen haben die Augen lauter Glanz vor sich gesehen.

Nach und nach ist's aber immer stiller geworden, und niemand hat gewußt, warum. Die Luft ist schwer gewesen, die Wachskerzen in den silbernen Leuchtern, die vorher hell erstrahlten, haben angefangen düster zu brennen. Und in der Stille war immer ein Laut hörbar wie aus der Weiten, und haben nicht gewußt, was es sei, haben auch nicht darnach gefragt; denn ihnen war der Sinn befangen. Vielleicht hat einer oder der andere geglaubt, daß das Wasser tief im Berge rausche, oder daß der Wind durch die Höhlen ziehe, die es gegeben hat, oder daß es lockeres Gestein ist, das zuweilen in der Ferne herabrieselt. Die Kerzen haben einen bläulichen Schein bekommen, und der Silberglanz der Halle ist zeitweilig wie in Nacht versunken und hat dann wieder versucht aufzustrahlen; und es war, als wenn etwas Seltsames in der Luft mit Flügeln schlage. Es hat ihnen so vor den Augen geschwommen, als wenn Nebelgestalten durch die Halle ziehen würden und sich etwas vorbereiten tät', was sie nicht mit Namen nennen könnten. Und haben nicht gewußt, warum; aber in all der Festfreude sind sie traurig gewesen. Und etwas ist immer näher gekommen, was man nicht gesehen hat, und ihr Schreien und Jauchzen ist allmählich verstummt, und sie haben nicht gewußt, warum.

Nur der Othelm ist geblieben, wie er war. Hat auch vorher nicht viel geredet,

Digitized by Google

und jetzt erst recht nicht, weil er eine Ruh' von den anderen gekriegt hat. Er mag sich gedacht haben, daß denen der Wein zu Kopf gestiegen ist und auf die Zunge gelastet hat, so daß sie dieselbe nicht mehr bewegen konnten. Auf einmal sieht er ein graubärtiges Mannerl neben sich stehen, das sagt zu ihm: „Deine Mutter ist krank; steh auf und geh heim zu ihr."

„Das will ich, bei Gott, tun, wenn sie krank ist," antwortet er und steht auf. Dabei schaut er — da war aber kein Mannerl mehr neben ihm zu sehen; es war verschwunden.

Wie aber jetzt der Pero merkt, daß sich der Othelm erhebt, gewinnt er wieder die Sprach' und fragt: „Wohin gehst?"

„Heim; meine Mutter ist unpaß."

„Woher weißt du denn das jetzt auf einmal?"

„Ein Bote war da, der hat mir's gesagt."

„Das lügst du!" schreit der Pero. „Ich hab' niemanden gesehen die Tür aufmachen und hereinkommen."

„Ist aber doch so," antwortet der Othelm ruhig, „ob du's glaubst oder nicht. Denn ich hab' in meinem Leben niemals gelogen."

„Und doch bist du ein Lügner, so groß, wie du sein kannst. Ich sitz' da oben, gegen mir über ist die Tür; die ist nicht aufgegangen und niemand ist hereingekommen, dir die Botschaft zu bringen."

„Wo er hereingekommen ist, weiß ich nicht," sagte der Othelm. „Aber die Botschaft hab' ich gekriegt, und damit geh' ich." Und hat sich dabei der Tür genähert.

Da ist aber der Pero wild aufgesprungen und die anderen mit ihm und haben dem Othelm verwehren wollen, hinauszugehen. Der hat jetzt aber nimmer Knecht sein wollen, wo seine Mutter ihn gerufen hat. Ist sich seiner übermäßigen Kraft bewußt geworden, hat die anderen mit Leichtigkeit von sich geworfen, die ihn halten wollten, und ist aus der Tür und dem Berg gegangen. Wie er draußen in der freien Luft war, ist es ihm so vorgekommen, als wenn die Sonne wie eine schwarze Scheibe wär' und alles Gras und die Berge grau wären, hat aber nicht darauf geachtet, weil's ihn nur verlangt hat, heimzukommen in sein Häuserl, das am äußersten Ende des Ortes gestanden ist. Und geht heim, findet seine Mutter und fragt, was sie macht?

„Ich weiß nicht, mir ist so übel," gibt sie ihm zur Antwort. „Aber deshalb hättest nicht brauchen das Fest zu verlassen. Und wie hast es denn gar erfahren, daß mir so anders ist, und bist so gach gekommen?"

Sie hat aber das Wort noch nicht völlig ausgeredet, da gibt's einen Donnerschlag, und die Luft wird ganz finster, und ein Rauschen hört man, wie wenn hundert Wildbäch' die Leiten herabstürzen; so daß die Mutter: „Jesus, Maria und Josef!" aufschreit und bewußtlos umfällt. Dem Othelm hat der ganze Graus nichts gemacht; er ist ruhig geblieben, hat seine Mutter aufgehoben und sie gelabt, bis sie wieder zu sich gekommen ist. Dann erst ist er hinausgegangen, um zu schauen, was geschehen ist. Inzwischen ist es aber schon wieder licht geworden.

Da ist vor seinen Augen alles wüst gewesen, alle Häuser waren verschwunden, unter Gestein begraben, und der Berg, wo sie das Silber geschürft haben, in welchem die prächtige Halle stand, war nimmer zu kennen. Er ist in sich eingestürzt, und wo der Gipfel war, da hat sich jetzt eine Wildnis von Felsen gezeigt, und alles war anders wie früher. Alles war eine Einöd', und es war nicht die Spur einer Menschenhand daran zu kennen. Ein steinerner Garten, in dem Blöcke gewachsen sind von oben bis unten, bis zu seinem Häuserl hin; und das allein ist von dem grausen Bergsturz verschont geblieben.

Jetzt hatte Othelm genug gesehen und ging wieder hinein zu seiner Mutter, um ihr das Freignis zu verkündigen. Sie mochte nicht gar laut klagen über den Untergang der Menschen, die sie als ruchlos kannte; aber das stille Seufzen konnte sie nicht unterlassen. Die Einöd' ward ihr aber bald unerträglich, und sie sann auf Mittel, hinunter ins Tal zu kommen. Aber auch der Abstieg war verschüttet, und Othelm fand keinen Ausweg; die Blöcke standen mächtig dort, wo früher der Pfad gewesen war. Die gedachte er mit aller Kraft aus dem Weg zu räumen; und das war eine Arbeit, die ein kluger Mensch gar nicht angefangen hätte, weil er sie nicht zu Ende führen konnte.

Wie er sich wieder einmal so abmüht, hört er sich rufen: „Othelm!", schaut auf und sieht das graubärtige Mannerl neben sich stehen, das sagt zu ihm: „Mit dem kommst du nicht zurecht. Laß liegen, was

Digitized by Google

da liegt, bis zum jüngsten Tag. Geh du die Eisenwurzel suchen."

„Ich möcht' schon," antwortet der Othelm, „wenn mir eins den Weg weisen tät'."

„Das wird eins tun morgen in aller Früh'. Es hat einen schwarzen Janker an und eine rote Haube auf dem Kopf," sagt das Mannerl, und wie der Othelm noch weiter fragen will, sieht er nichts anderes als wildes Gestein, aber kein Schrattel mehr. Das hat den leeren Fleck zurückgelassen, wo es gestanden ist. Da reibt er sich die Augen, geht heim zu der Mutter und erzählt ihr's. Und sie ist gescheit genug und belehrt ihn alsbald: „Der Führer mit dem schwarzen Janker und der roten Hauben ist ein Baumhackel, daß du es weißt."

Und es war auch so; denn am nächsten Morgen in aller Früh' sieht der Othelm zum Fenster hinaus, und da hüpft ein Specht draußen hin und her auf den Füßen, als hätt' er schon genug gewartet und wollt' sich jetzt vor langer Weil' die Zeit vertreiben.

Aha, denkt sich der Othelm, bist da! Dann ist's auch recht. Wir werden uns gleich zur Fahrt fertig machen. Zieht sein einziges Roß aus dem Stall, setzt seine Mutter darauf, nimmt die Zügel in die Hand und sagt: „Jetzt kann's angehen. Wohin?"

Der Baumhackel flatterte voraus in einen finsteren Gang, in welchem Othelm das Roß nachführte. So sind sie wie durch einen Torweg unter den Blöcken hinaus ins Freie gekommen, und da war wieder der grüne Wald und kein Hindernis, weiterzukommen. Sie zogen hin, und der gute Führer, der Baumhackel, war immer voraus, so daß sie seine rote Haube kaum aus dem Gesicht verloren. Und war er nicht selbst zu sehen, so scholl sein Klopfen von der Fichte her, wo er sich seine Atzung unter der Rinde hervorholte, und wies sie des Weges. Sie fuhren im Regen und Sonnenschein über Berg und Tal, durch Wald und Wildnis, und die Zuversicht zog mit ihnen, das erwünschte Ziel zu erreichen. So gelangten sie an einem Morgen in ein hohes Tal, aus dem ein Wildbach rauschte, dessen klaren Wellen sie entgegengingen, bis sie aufwärts in eine herrliche Gegend kamen. Die war frei, denn die Waldberge hatten sich voneinandergerückt, und über sie schauten Steinmauern und Köpfe des Felsengebirges in das Hochtal herein. Alles war friedsam; die Bäume standen wie ehrwürdige Herren und boten ihren kühlen Schatten. Die Waldwiese prangte voll Blumen. Kleine Vogerl hat's genug gegeben, die mit vielen Stimmen ein lieblich Gesinge anhuben, auch von den Ästen neugierig herablugten, weil sie nichts Besseres zu tun hatten. Sie haben den Baumhackel als fremden Gast gleich erkannt und ihn gewiß in ihrer Sprache gefragt, was seines Geschäftes sei. Der hat aber geantwortet: „Ich hab' keine Zeit zum Reden. Ich bin Führer und muß meine Leut' an den Ort bringen. Der ist gleich da, und ich kann hernach in die Heimat fliegen, woher ich komm'." — Und ist wieder vorausgeflattert, und die anderen sind ihm nachgezogen. Da hat der Othelm einen Berg gesehen, der sich gar stolz in die Höhe reckt und sich doch dabei lieblich ins Tal senkt, und die Sonn' hat einen roten Schein um ihn verbreitet.

Ist was ganz Besonders, hat er sich gedacht. Gott hat eine Freud' gehabt, wie er den Berg hat wachsen lassen; und wenn der Mensch fromm ist, kann er die Gottesfreud' nachfühlen, die ist die holdeste auf Erden.

Da hat auch der Baumhackel sein rotes Häuberl nach ihnen zurückgewendet und kirr! kirr! gerufen, kommst nicht bald! es dauert nimmer lang; und der Mutter hat's auch geahnt, daß sie nimmermehr in der Wildnis zu ziehen brauchen und an den Ort gekommen sind. Und das treue Roß, auf dem sie gesessen ist, hat auch lustig zu wiehern angefangen, als hätt's mehr gewußt, als Gras zu rupfen, und sich sein gutes Teil dabei gedacht. Weil aber der Baumhackel weiterflog, so ließ Othelm die Mutter rasten, ihr zur Seite das Roß, und folgte dem guten Führer nach. Der wies ihn des Weges aufwärts durch wirres Strauchwerk, wo er sich erst Bahn schaffen mußte, indem er mit seinem Weidmesser das Geranke lichtete. Da kam er zu einem Spalt im Berge, davor ein großer Stein lag, so daß nur nach oben eine Lücke offen war. Durch diese schlüpfte der Baumhackel frei; aber Othelm vermochte es nicht. Dafür besann er sich nicht lange, gebrauchte seine übermäßige Kraft und wälzte den Stein zur Seite, den schwerlich ein anderer überwunden hätte. Es zeigte sich ein dunkler Schluf. Der Führer rief munter: Kirr! kirr! komm, komm! und Othelm folgte ihm zuversichtlich, mußte sich aber freilich tief bücken, um vorwärts zu kommen. End-

Digitized by Google

lich weitete sich der Gang zu einer großen Höhle, und da war es etwas überaus Wundersames, was er erblickte. Ein mächtiges Wurzelgeflecht von glänzenden Bergkristallen senkte sich ausgebreitet in die Tiefe und strebte in die Höhe, so daß noch der beginnende Stamm sichtbar war. Aber Othelm sah höher hinauf, als wenn der Berg von hier aus durchscheinend wäre, und sah, wie der Stamm in unzähligen Ästen und Zweigen emporgewachsen war. Und durch den Bergkristall sah er wie durch eine durchsichtige Baumrinde das Eisenerz den ganzen Berg in ungezählten Adern und in unermeßlichem Reichtum durchziehen. Da lachte sein Herz, und er erkannte, daß er die Eisenwurzel gefunden habe. Er faltete seine Hände andächtig wie zum Gebet vor dieser Herrlichkeit Gottes im Inneren des Berges und wußte, daß er einen Schatz gefunden habe, köstlicher als das gesamte Silber der Knappengemeinschaft. Als er lange genug alles betrachtet hatte, wendete er sich zur Rückkehr und sah weit draußen einen Lichtschimmer und darin etwas wie ein winziges rotes Sternlein. Das war der Kopf des Führers, den er jetzt zum letztenmal vor Augen hatte. Denn als er aus der Höhle heraustrat, war der Baumhackel verschwunden und in die Heimat geflogen, da er seine Sendung getreulich vollführt hatte. Den großen Stein wälzte Othelm wieder vor den Spalt. Aber dieselbe Stelle hat er später nimmer finden können, so oft er auch danach gesucht hat.

Er kam zu seiner Mutter, der er alles mitteilte. Und weil er sich die Verzweigung der Eisenwurzel genau gemerkt hatte, fing er an zu schürfen und förderte schon nach geringer Arbeit das Eisenerz zutage, das überall den Berg füllte. Er hat dann andere gute Leute herbeigezogen, mit ihm zu werken, die sich dort angesiedelt haben, und Othelm ward ihr Haupt und ein mächtiger Herr. Auch seine Kinder wurden alle mächtige Eisenherren. Und der Berg ist die gepriesene Schatzkammer des Landes geworden, aus der unzählige Menschen Reichtum und Gottvertrauen geschöpft haben bis auf den heutigen Tag.»

* * *

So war das Märchen ergangen, das die Mutter den Kindern erzählte. Das Mägdlein gab sich höchlich zufrieden damit, begann aber noch um eines und anderes zu fragen, da ihre Neubegier gestillt, ihre Wißbegier jedoch angeregt wurde.

Die Mutter verwies ihr die Frage, indem sie sagte: „Das Märchen ist aus, Emmi, und es duldet nicht, daß man noch danach fragt, wenn es vergangen ist. Es hat nur so viel berichtet, als es selber weiß; mehr hat kein Mensch davon erfahren. Gib dich zufrieden, wie du dir alles gemerkt hast."

„Gewiß, alles," versicherte das Kind, und seine großen Augen leuchteten hell in der Erinnerung an das, was es mit ganzer Aufmerksamkeit aufgenommen hatte.

Der Knabe war nicht weniger zufrieden als sein Schwesterlein. Als festere Persönlichkeit hielt er es jedoch unter seiner Würde, eine ähnliche Frage zu stellen wie Emmi, sondern sagte: „Mutter, ich denk' daran, daß wir jetzt arm sind und früher doch zu den Eisenherren gehört haben. Wenn ich groß werde, will ich fleißig arbeiten, bis ich wieder einer werde, und dann sollst du von mir alles bekommen, was du dir wünschst."

„Wirklich?" Sie lächelte traurig. „Du wirst selber einer werden, wie im Märchen, der das Glück heim bringt; was, Franzl?"

„Ja, denn einer, der brav ist, muß doch Glück haben, Mutter?"

„Es sollte so sein. Doch Gott prüft uns genau, ob wir in der Bravheit bestehen. Da muß eins seine Aufgabe lange lernen und sie ins Herz schöpfen, daß sie drinnen lebendig wird. Und wenn es zum Aufsagen kommt, Franzl, dann lautet sie: Wir sind auch in der Armut zufrieden, lieber Gott, weil dein Wille uns nie Leid schaffen kann, das nicht zu überwinden wär', wenn wir nur deinen Willen zu dem unseren machen. Verstehst du das?"

„Ja, ich denk' mir's schon. Aber arm sein, wenn man früher reich war, ist doch hart."

„Man muß dagegen stark sein, Franzl, dann wird uns auch das Harte nichts anhaben; denn es findet einen, der ihm gewachsen ist."

„Muß ich auch stark sein?" fragte Emmi.

„Nein, du brauchst nur lieb und gut zu sein." Und sie umschloß das Kind mit den Armen und drückte es an sich.

Emmi lächelte freudig.

„Und jetzt hast auch du genug gefragt, Franzl. Gott schickt uns einen schönen Engel zum Beistand; er heißt Geduld, hat goldig

Digitized by Google

ſchimmernde Flügel; aber ſie ſind immer zuſammengefaltet, und der Engel fragt nicht, tut nur alles, was recht iſt und uns zum Heile dient."

Da pochte es an der Tür, und herein trat ein Mann, den ſie in der frühen Dämmerung des Winterabends nicht gleich erkannte. Sie ſtand auf, trat näher und fragte nach ſeinem Begehren. Da ſah ſie, daß es Raimund war. Der erſchien ihr nicht als ein Bote des Heils, der gekommen war, ihr Troſt zu bringen. Doch brachte er Kunde von einer Angelegenheit, die ſie immerhin nahe anging.

„Iſt Günter hier?" fragte er.

„Nein, er iſt auswärts."

Obgleich das Gemach von Dämmerung erfüllt war, ſah er doch ihre Geſtalt deutlich und bemerkte, daß das feine Frauenantlitz bleich und harmvoll war.

„Ich werde ein Licht anzünden," ſagte ſie. „Gedulde dich ein wenig." Sie tat es, und beim Scheine der Kerze ſah er die ſeelenvollen Augen des Weibes auf ſich gerichtet wie in ſtummer Frage.

„Ich kann dir mitteilen —" begann er.

„Willſt du dich nicht ſetzen, Raimund?"

„Nein; es iſt kurz, was ich dir zu vermelden habe, und ich will wieder gehen."

„So laß mich hören, was du bringſt."

Die Kinder betrachteten aus der Ferne ſcheu den Gaſt, in welchem ſie ihren Oheim nicht zu erkennen wagten. Er ließ ſie gänzlich außer acht.

„Ich hab' nicht den Willen, eine erfreuliche Nachricht zu bringen," ſprach er. „Wenn euch die Freude einen Boten zuſchicken mag, ſo wird ſie nicht mich wählen. Aber ich bring' dir die Nachricht, daß die Bittſchrift deines Mannes bewilligt ward und er Kohlſchreiber geworden iſt."

„Ich danke auch dafür," antwortete ſie ruhig. „Wir haben uns gewöhnt, beſcheiden zu ſein; und jede Beſchäftigung, die uns taugt, das Leben zu führen, iſt meinem Manne recht."

„Das mein' ich auch. Aber zu danken brauchſt du mir nicht. Es iſt keine Wohltat, was ich euch damit erwieſen hab'. Ihr ſitzt in Armut: ſomit iſt deinem Manne auch eine arme Beſchäftigung gegeben worden."

Sie erhob ſtolz das Haupt. „Er iſt reich genug, wenn wir zufrieden ſind, reicher als du, Raimund; denn dir fehlt das Gefühl, etwas wahrhaft Gutes tun zu können."

„Er iſt reich genug, meinſt du, weil er euch beſitzt? So ſoll ich's doch verſtehen?"

„Wenn du willſt. Ich werde dir nicht widerſprechen. Wenn das Weib ihn in ſeiner Dürftigkeit ſo liebt wie vorher in ſeinem Reichtum, ja noch mehr; und wenn ſie ſich ihm als tröſtliche Geſtalt vor den trüben Ausblick in die Ferne ſtellt und ſie ihm verdeckt: dann iſt er in der Tat reich an ſeines Weibes Liebe."

„Die ſei ihm vergönnt. Er möge ſeinen Troſt bei etwas anderem ſuchen, wenn er ihn nicht in ſich ſelber finden kann," ſagte er in kaltem Ton.

„Sein Weib iſt kein anderes, ſondern wie er ſelbſt," entgegnete ſie ſtolz.

„Ich will dir darin nicht widerſprechen. Biſt du wie er ſelbſt, ſo iſt er auch nicht der Mann, anders zu ſein als du. Er iſt deshalb ſo weit gekommen, wo er jetzt ſteht."

„Doch hat er ſich nie feindlich zu Gott geſtellt und kann ruhig ſein."

„Freilich, wenn ihr nichts anders mehr wißt, dann holt ihr Gott herbei und ſetzt ihn vor euch hin, um jeden zu ſchrecken, der euch nicht zu Gemüt redet. Du ſchreckſt aber nicht einen, der nie etwas auf morgen verſchiebt, ſondern in jeden Tag ſo viel von ſeiner Kraft hineinlegt, um Gedeihliches zu ſchaffen. Ein ſolcher ſtellt ſich nicht feindlich zu Gott, wenn er ihn auch nicht immer bei der Hand haben will. Und ein ſolcher bin ich."

„Gut, gut," ſagte ſie, und ihre reine Stirn umwölkte ſich. „Zwiſchen uns iſt ja nichts von einer Gleichheit. Du haſt kein Leid erfahren, und dein Herz iſt leer."

Er zuckte unmerklich zuſammen. Dann ſprach er ruhig: „Das, was in einem iſt, dem anderen zeigen, von dem, was in einem iſt, zu den anderen reden, das wär' ein Leid. Solches Leid hab' ich nie gehabt. Aber muß deshalb einer, der ſchweigen kann, ein leerer Menſch ſein?"

Sie machte eine verneinende Kopfbewegung und antwortete: „Das Schweigen kann heilig ſein. Gott will von uns oft ein Schweigen und nimmt es als Zeichen, daß wir uns ſeinem Willen unterwerfen. Aber es gibt auch ein unheiliges Schweigen."

„Meinſt du? Nun ſage ich dir: das Eigentum iſt heilig; nicht, weil es vielleicht im Geſetz ſo ſteht, ſondern weil jede Menſchenſeele im Grunde etwas beſitzt, was ſie ſelbſt iſt und was ihr nicht genommen wer-

Digitized by Google

den kann, so lange sie lebt. Ist nun das Schweigen meiner Seele Eigentum, wie sollt' es unheilig sein?"

„Ich kann mit dir nicht rechten," sagte sie tonlos.

„Das ist auch das beste, was du bisher geredet hast. Und somit hab' ich meine Botschaft erfüllt und dir den Spruch der Radmeistergemeinschaft mitgeteilt, daß dein Mann Kohlschreiber geworden ist. Das Glück, das damit verbunden ist, wünsch' ich euch. Damit lebt wohl." Und er ging aus der Stube in die inzwischen eingebrochene Winternacht hinaus.

„War das unser Onkel?" fragte der Knabe.

„Nein, er war es nicht."

„Aber doch — ich mein' wohl ..."

„Er sollte es sein, aber er ist's nicht gewesen."

„Weil er zu uns nicht gut ist?"

Sie legte die Hand auf ihre Stirn. „Ich bin auch nicht mehr gesund," sagte sie mehr zu sich als zu den Kindern.

Aber die hatten es doch gehört, und das Töchterlein kam jetzt herbei, schmiegte sich an sie und bat: „Was fehlt dir, liebe Mutter?"

Sie schloß das Kind in die Arme und versuchte zu lächeln. „Geh, Emmi, wie sollt' mir was fehlen, wenn du gesund bist! Und das bist du doch?"

„O ja," erwiderte das Kind.

„Ich auch," sagte der Knabe.

„Dann geht's uns allen gut; wie sollte mir etwas fehlen?" lächelte sie.

Nun erwarteten sie des Vaters Ankunft, der kam lange nicht, und es war nicht gewöhnlich, daß er so spät in der Winternacht außen blieb. Endlich hörten sie seine Schritte vor der Tür; die Kinder jauchzten auf und liefen ihm entgegen.

Er trat ein mit einem herzlichen „Grüß euch Gott alle miteinander!" Aber den Kindern, die sich ihm in die Arme werfen wollten, rief er ein „Halt!" zu. „Seht ihr nicht, daß ich den Winterfrost in meinem Bart mitbringe? Der könnte euch erkälten. Also nicht zu nahe! Wenn ich erst aufgetaut bin, dann wollen wir uns begrüßen, eher nicht." Er legte seine kurze Lodenjoppe ab, und das dauerte noch eine Weile, bis in der warmen Stube der Winterhauch sich von ihm löste und verflüchtigte und er den erwartungsvoll dastehenden Kindern zurufen konnte: „Jetzt!"

Eins lief rascher als das andere und kamen doch beide ohne merklichen Vorsprung bei ihm an, der jedes mit einem Arm emporhob und an die Brust drückte, während sie ihn umhalsten und das Gesichtchen an seine bärtige Wange rechts und links drückten.

„Nun ist's genug," sagte die Mutter, und die Kinder, die ihr Teil hatten, wurden entlassen.

„Ich weiß, Mathild', du fragst mit deinen lieben Augen, wo ich mich so lang' verweilt hab', nicht wahr? Es war halt etwas recht Trauriges, was mir in einem Menschen begegnet ist. Sie haben im Erzberg gesprengt, und da ist ein Häuer, weiß Gott wie, unglücklich gestanden und von einem Sprengstück getroffen worden. Der eine Fuß hat einen schrecklichen Letz gekriegt. Der Arme! Sie haben ihn auf einem Hund herabbefördert. Und wie der angerollt ist und stillgehalten hat, bin ich gerade in der Nähe gewesen und hör' das traurige Stöhnen des wundsiechen Mannes. Aber es war nichts da, um ihn in sein Häuserl zu schaffen, das weiter unten im Graben liegt, kein Fuhrwerk und keine Tragbahre. Und wie die Leut' so ratlos hin und her reden, was sie machen sollen, sag' ich: Laßt's gut sein, ich bin stark genug, um ihn hinunterzutragen. Und nehm' ihn in die Arme, wie vorhin meine beiden Kinder, aber den einzigen Mann, und geh' mit ihm schön stad, Schritt für Schritt, bis ich ihn daheim in der Stuben seinem Weib und der Liegerstatt überliefert hab'. Es war ein Jammer; mein Gott, es geht wohl hart zu auf der Welt. Und hab' noch gewartet, um ihm beizustehen, bis sie den Gewerksarzt geholt haben, der zum Glück im Ort war und ihm den ersten festen Verband angelegt hat. Denn oben ist es nur so notdürftig geschehen. Und hab' das Weib getröstet mit allem, was mir selber an Trost eigen ist, und bin dann gegangen. Unser Herrgott besser's."

„Ich danke dir, Günter," sagte sie mit leuchtenden Blicken und drückte seine Hand. Dann berichtete sie ihm Raimunds Besuch.

* * *

In der Landschaft, wo sich im Blick und Herzen der Insassen die ragenden Berge spiegeln, da mußte einer schon über die anderen hervorwachsen, wenn er den Namen eines

Digitized by Google

hochgemuten Mannes tragen sollte. Und Raimund galt als solcher. Das Glück war ihm hold. Was er anfaßte, das rückte er kräftig von der Stelle, und was er hinstellte, das ruhte im Gleichgewicht auf festem Grunde. Er belebte sein Eigentum bis zu dessen Grenze mit Wirksamkeit, die in der Erhaltung der Teile den Bestand des Ganzen sicherte und damit dem einen Großen und nicht dem vielen Kleinen diente. So strömte immer ungehemmt frische Kraft durch das gesamte Getriebe, rollte von Teil zu Teil und stärkte das Ganze. — Es war üblich, daß die Herren der dreizehn Radwerke, die eine Gemeinschaft bildeten, unter sich einen Vorsteher wählten, dem die volle Macht übertragen wurde, im Namen der anderen zu walten und die Besprechungen zu leiten. Nun wählten sie Raimund Hadolt zu ihrem Vorsteher, und er saß im Raithause als Meister unter den ihm gleichen Herren. Und nicht unbedächtig hatten sie die Ehre dieses Amtes auf ihn übertragen, der jünger war als andere; denn mit scharfen Sinnen überblickte er die fließenden Angelegenheiten und regelte ihren Lauf. Dem festen Grundbesitze der Radmeisterschaft, der zumal an Wäldern reich war, erschloß er die Ergiebigkeit auf bestehenden und neu gebahnten Wegen. Der Erzberg spendete aus seinem Schatze allen Herren gemeinsam; denn die uralten Gerechtsamen der einzelnen Radwerke wiesen keinen abgeschlossenen Eisengrund auf, sondern vereinigten Besitz der Herrengemeinschaft. So schritt diese auf steirischer Erde als stolzes Geschlecht, das den Adel des Besitzes von alters her führte, obgleich es zumeist bürgerlichen Namen trug. Herkommen und Sitte hatten ein Band gefügt, das alle umschloß, und das jeder einzelne wie etwas Kostbares fühlte, fast wie den goldenen Stirnreif des freien edlen Mannes, der vor alters unter niedrigeren Landesgenossen saß.

Die neue Zeit begann aber dieses Band zu lockern. Unbekannte Quellen stiegen auf, rieselten über vorher unbebautes Land und riefen Wachstum hervor, während altfruchtbaren Gefilden die speisende Kraft merklich versiegte. Mutter Natur gab nach wie vor ihrem Kinde, dem Menschen, alles, was er seinen Besitz nannte; aber der Geist des Kindes war männlich geworden, und in dessen Lichte sonderte er und verband er die Gaben, die er empfing, zu neuen dienlichen Gebilden.

So konnte eine Landschaft, die vorher im alleinigen Besitze des Eisenschatzes war, allmählich Mitbewerberinnen erblicken, die mit Hilfe technischer Scheidung das zuwege brachten, was ihr die Natur freiwillig gab: edles Eisen. Und wie ein reiches Eiland, das von wühlenden Fluten beleckt wird, stand die Herrengemeinschaft fest in der Gegenwart und doch bedroht von der Zukunft.

Raimund hatte den Blick für alle Errungenschaften eines neuen Geschlechts, das in die Schule der Natur pilgerte, um deren Werkstatt zu erforschen und daheim das Gelernte erfinderisch in Wirksamkeit umzusetzen. Er ging mit der Zeit auf eigenem Grunde mit bis zur Grenze seines Gebietes. Aber er besaß auch den Sinn für die Erhaltung des Bestehenden, wenn es im heimischen Erdreiche wurzelte. Was unter der Pflege vieler Geschlechter blühte, in altehrwürdige Rinde gekleidet, aber mit stets jungem Marke Säfte aus dem Boden zog, wie die Radmeisterschaft, darüber wollte er wachen wie ein guter Gärtner, der der gedeihlich gestaltenden Natur dient und ihr alle Hemmnisse aus dem Wege räumt. Auch in seinem Inneren hatte sich der Adel alten Besitzes in den edlen Stolz gewandelt, ihn ungeschmälert zu bewahren. Denn die Radmeisterschaft schien in ihrer Gliederung in sich geschlossen wie ein stolzer Leib, dessen Kraft die des Ganzen war, weil jeder Teil aus ihr Leben empfing. Der vornehmste Reichtum des Landes: das Eisen, schien gleichsam durch ihre Adern zu fließen, das Blut zu stärken und den ganzen Leib widerstandsfähig selbst gegen die alles bezwingende Macht der Zeit zu gestalten. So schien es; doch auch was kräftig und edel durch Jahrhunderte unter der Pflege starker Männer blüht, trägt in seinem Herzblute ein springendes Pünktchen, und dieses heißt: Vergänglichkeit. Es wächst und wächst und wird von außen nicht gesehen; aber es enthält gleichsam den vorgeschriebenen Reiseweg, den alles gehen muß, auch wenn es jahrhundertelang sich bewegte, wie die Radmeisterschaft: den Weg der Vergänglichkeit.

Wenn Raimund als Vorsteher der Herrengemeinde in der Raitstube auf die Beisitzer am grünen Tische blickte, so war einer da, der ihm als der Unansehnlichste galt: es war der Herr Erthaler, den er sich unter vielen als Käufer seines Anwesens in Prienitzgraben ausgesucht hatte. Da er nun

Digitized by Google

glaubte, sich von diesem am allerwenigsten eines Widerstandes versehen zu müssen, so ward ihm die Verwunderung nicht geschenkt, das Gegenteil zu erfahren. Als er nämlich eine wichtige Sache vor die Gemeinschaft brachte und den zweckmäßigen Ankauf eines ausgedehnten Waldbestandes auf den Fohnskogeln vorschlug, stimmten alle mit Ausnahme Erthalers bei. Dieser hatte sich bisher wie einer gezeigt, der auf die Meinung der anderen wartete, um auf so gebahntem Wege hinter ihnen einherzugehen. Er erhob niemals den Anspruch, für sich allein etwas zu gelten, und ließ nie sein Licht leuchten; es sei denn, daß er es an dem der anderen angezündet hatte. Nun aber ließ er sich in längerer Ausführung vernehmen, daß er aus wohlbedachten Gründen gegen den Vorschlag Raimunds sei, die Wälder anzukaufen.

„Meine lieben Herren," sprach er, „ich bin nur ein schlichter Mann, der seine Red' nicht derart wohl zu wenden weiß, daß dasjenige, was ihr zugrunde liegt, nämlich die Überzeugung, klar zutage kommt. Dem einen ist's gegeben, dem anderen nicht. Aber was ich in mir trag', möcht' doch nicht herauswollen, wenn ich's nicht mit gutem Blick in mich hinein geschöpft hätt'. Ja, ich hab' alles wohl angeschaut, was unser ist, und dabei erkannt, daß es dazu notwendig ist, auch das andere anzuschauen, was nicht unser ist. Und wenn sich so viel außerhalb uns verändert hat, so kann's bei uns nicht so bleiben, wie es war. Denn wir stehen auch mitten drin im Weltlauf, wenn wir auch meinen, uns mit einem Zaun geschützt zu haben. Wir brauchen die Wälder um der Kohlen willen, die wir für unsere Hochöfen nötig haben. In diesen schmelzen wir das Eisen, das uns als gemeinsames Eigentum der edle Erzberg gibt. Aber wenn die Zeiten anders geworden sind und durch chemische Scheidung das Eisen ebensogut hergestellt wird, als wir es bisher von Natur gewonnen haben, und durch Billigkeit unseres übertrifft, so werden wir, die immer voraus waren, endlich zurückbleiben müssen. Und wer scharf in die Weiten schauen kann, wird erkennen, daß, wenn die Wälder nicht mehr dem Eisen dienen können wie einstens, sie auch nicht nötig sind wie vormals. Und was früher eine Erleichterung war, kann später eine Belastung sein. Mehr sag' ich nicht; ich hab' mir das vom Herzen geredet und werd' gegen den Ankauf der Wälder meine Stimm' abgeben."

Darüber verwunderte sich Raimund, daß ihm der Widersacher in einem erstand, von dem er sich dessen am wenigsten versehen hatte. So wie ein unmündiger Knabe plötzlich kluge Sprache gewinnt und unter Erwachsenen sich als ihresgleichen gehabt und damit Staunen erregt, solchergestalt erschien ihm nun Erthaler. Er erwiderte ihm aber unverzüglich in der Weise eines überlegenen Mannes, daß auch er sich nicht der Einsicht der vorgestellten Verhältnisse verschließe. Aber der freie Wettbewerb auf allen Gebieten der schaffenden Tätigkeit, den die Zeit bringe, dürfe nicht die Abwendung von mitschaffender Arbeit hervorrufen, sondern müsse im Gegenteil den Willen schärfen, dieser Arbeit um so einmütiger und beharrlicher vorzustehen. Der Besitz der Radmeisterschaft bedeute eine seit Jahrhunderten angesammelte Kraftquelle, die auch im Wettbewerbe mit anderen erfolgreich das bewährte Triebwerk zu speisen vermöge. Was durch Tätigkeit belebt wird, ist kein toter Besitz. Und auch die Wälder sind es nicht, die sich nach Bedarf und mit schonender Ausnützung zur Kohle der Hochöfen und zu lebendiger Arbeitsleistung verwandeln. Man möge alles Neue scharf ins Auge fassen, um es zu verwerten, aber dabei auf altem festem Grunde beharren. Der Mann muß zeitgemäß sein, aber nicht der Boden, worauf er steht. „Und ich bin der Meinung," sagte er, „daß der Ankauf der Wälder uns einen Vorteil bringt, der sich bisher bewährt hat und in allen natürlichen Verhältnissen auch künftig bewähren wird. Alles, was der Menschengeist erfinden mag, muß, um wirklich zu bestehen, in die Ordnung natürlicher Verhältnisse eintreten. So meine ich's."

Er behauptete zwar jetzt mit seinem Übergewichte den Platz, und die Mehrheit stimmte für den Ankauf der Wälder; allein ein Teil der Herren hatte sich doch bedenklich gezeigt und dagegen geraten. Und obgleich diese in der Minderheit blieben, empfand Raimund doch, daß sein Ansehen nicht mehr auf dem Grunde der vollen Gemeinschaft ruhe, und das Mißvergnügen, das ihm nie fern blieb, gewann breiteren Raum in ihm. Denn einer, auf den er herabgeblickt hatte, wie Erthaler, war ihm nun Stirn an Stirn entgegengestanden, und wenn er sich gleich noch über

Digitized by Google

ihn erhoben hatte, so konnte schon die nächste Zeit ein anderes Ergebnis bringen. Doch war er entschlossen, allem abzuwehren, was seinem Willen, der die Wohlfahrt des Ganzen in sich schloß, entgegentrat, und ließ sich den Mut nicht beschweren.

* * *

Als Raimund um der Waldrechnung willen in das Kohlfächterhaus trat, sah er seinen Bruder in bescheidenem Amte sitzen, die Frachten zu messen und zu buchen. Denn jedem Radmeister wurde die Kohle zur Führung des Hochofens gleichmäßig zugeteilt. Er sah seinen Bruder mit Blicken an, in denen wie durch einen Vorhang etwas hindurchlohte, was er im Herzen barg; und das war nicht guter Wille, den er zu ihm trug. Doch fragte er ihn ruhig: „Steht dir dein Amt wohl an?"

Günter antwortete heiter: „Wenn ich im Kohlenstaub sitze, so denk' ich an den grünen Wald, der sich in ihn verwandelt hat. Und über dem Wald ist blauer Himmel; in dem kann sich mein Sinn baden und von allem Staub wieder reinwaschen. So schöpfe ich in meiner Kohlenklause Zuversicht aus dem Reinsten, was es gibt: aus dem blauen Himmel. Das Amt muß einem doch wohl anstehen, in dem man solches zu tun vermag: und ist mir Gott nicht gram, so bin ich es mir auch nicht."

„Du bist sehr genügsam."

„Freilich; aber da bin ich nicht schuld daran. Einer hat gesagt, der die Macht über uns hat: so weit kannst du deinen Ellbogen ausstrecken, nicht weiter. Und wenn ich jetzt eng sitzen muß und nicht widerstreb' dem, der es geheißen hat, so gibt er mir den Frieden, der mehr als genug ist, weil er alles ist, was eins braucht. Denn er ist auch Zufriedenheit."

„Die Zufriedenheit hast du gar billig eingekauft. Wird auch die Ware danach sein?"

„Kannst spotten, wie du willst, Raimund. Ich möcht' die Ware nicht wieder verkaufen, solang' ich sie hab', nicht um viel Geld. Ein jeder kriegt sie auch nicht, und wenn er sich noch so darum bemühen tät'. Dazu braucht's auch einen langen Weg, um zur Einkaufsstelle zu kommen. Und der Weg führt aus dem Graben in die Höh' hinauf. Erst wie ich erniedrigt worden bin, dann hat mich einer, der die Macht hat, für hoch genug gehalten, um mir die Ware zu verkaufen. Und weißt, was ich dafür gegeben hab'? Ein demütiges Herz. Kannst es auch?"

„Nein. Dein Höhengang ist nicht der meinige. Deshalb bist du dort, wo du jetzt bist, und ich bin der, der ich bin."

„Freilich bist du viel, Raimund. Kannst dich aufzählen mit Hab und Gut; es macht was aus. Aber ob ihr beide eins seid, du und dein Reichtum, das muß man fragen. Ich aber und meine Armut, wir zwei sind eins. Was ich hab' und was ich bin, sind ungeschieden. Das ist ein Gewinn, der mir früher gefehlt hat, als ich noch deinesgleichen war."

„Du warst nie meinesgleichen."

„Auch recht. Ich gönn' dir deinen Stolz. Gönn du mir meine bescheidene Art."

„Ja, und deine Unfähigkeit, die dich zu dem gemacht hat, was du jetzt bist."

„Du hast recht. Ich sitze in der Kohle und trag' den Sonnenschein in mir, den mir Gott gönnen will, weil ich unfähig war, ihn außen für mein Leben zu sammeln."

„Ja, du sitzt darin und bist selbst wie Kohle, da du doch früher ein grünender Baum warst, festgewurzelt in der Vatererde. Jetzt aber bist du gefällt, verkleinert und im Kohlenmeiler der Armut geröstet zur Feuerung für andere. Das heißt, du stehst im Dienst, da du früher ein freier Mann warst. Nun sieh zu, ob du noch Grund hast, von Sonnenschein zu reden, den du in dir trägst."

Günter hatte sich schon früher von seinem Sitze erhoben, als er des eintretenden Bruders ansichtig ward. Nun machte er unwillkürlich einige Schritte, um sich Raimund zu nähern. Er überragte diesen, der genug hoch gewachsen war, noch um ein Stück. Sein Antlitz, in dessen Offenheit sich alles, was er fühlte, widerspiegelte, blieb hell; aber durch den Ton seiner Stimme klang ein leiser Vorwurf, als er sprach: „Ich glaube dir doch, wenn du mir vorhältst, daß ich in Dürftigkeit sitze und vergangener Tage gedenken soll, da ich noch ein freier Mann war; warum willst du mir nicht glauben, daß ich mir dennoch den Sonnenschein der Betrübten bewahrt habe: den göttlichen Trost, der keinem demütigen Herzen versagt bleibt? Sei immer stolz auf das, was du geschaffen hast, Raimund. Du hast ein Recht dazu. Aber mußt mich deshalb nicht ansehen als

Digitized by Google

einen, den man schmähen darf, weil es ihm nicht gelungen ist, zu bleiben, was er war, sondern der tiefer gestiegen ist. Ja, so ist's. Aber in dieser Tiefe hat sich mein Herz weiter geöffnet, als es früher sein konnte, und Gottes Licht ist reichlicher darein geflossen als vormals. Das ist der Reichtum der Armen, wie ich einer bin. Warum willst du mir den nicht gönnen? Ich gönne dir ja auch den deinen, der dir so lieb ist, daß du den meinigen verachtest. Gefehlt hab' ich viel, aber nicht gesündigt; und mir ist viel genommen worden. Aber Gott nimmt nur, um zu geben; und so bin ich noch immer seiner Gnade teilhaftig geworden. Ich bitt' dich, Raimund, damit es dir immer gut gehe, was ich herzlich wünsche: versündige dich nicht an einem Armen, der dein Bruder ist. Tu mir nicht weh; denn wie könntest du mir Leid antun, ohne es selbst zu haben? Bin ich kein grünender Baum mehr, wie du sagst, so zeig, daß das schöne Leben noch dein ist, daß du ein Herr der Freude bist, und ein solcher kann dem anderen doch nicht Leid schenken?"

Raimund erwiderte: „Du bist ja ein ganzer Prediger geworden. Was man nicht alles im Alter lernt, wenn man in der Jugend versäumt hat, zu lernen! Und wie leicht meint einer mit einer gelungenen Rede sich über so viel mißlungenes Tun hinwegzuhelfen! Red du nur immer so fort, und ich tue, wie ich getan hab'. Auf die Weise bleiben unsere beiden Wege auf immer geschieden. So will ich's."

Und mit ehernem Antlitz, doch mit gefalteter Braue, verließ er die Kohlschreiberstube. Er ging nicht siegreich von dannen. Er fühlte sich arm, als hätte er einem gegenübergestanden, den er tief unter sich sah, und der doch etwas in sich trug, was er als Höheres anerkennen mußte: Zufriedenheit. Die besaß er nicht zu eigen. Es war, als wenn beide miteinander gerungen hätten, und er war nicht der Stärkere geblieben. Es war, als hätten beide in der dunklen Kohlschreiberstube dem Sonnenlicht den Inhalt ihrer Herzen als Opfer dargebracht, und daß die Armut des einen den Segen der Zufriedenheit empfangen hätte, der dem Reichtum des anderen versagt blieb. Dieser ging mit all seinem Stolze arm von dannen, und indem er sich einbildete, den niedrigen Bruder zu verachten, wußte er nicht, daß er ihn im tiefsten dunklen Herzensgrunde beneidete. Aber diese unbewußte Empfindung sprach wortlos zu ihm, und er war unzufrieden.

Er hatte doch das Erstgeburtsrecht des Bruders redlich an sich genommen und saß als Meister im väterlichen Hause, während der andere in einer ärmlichen Hütte wohnte; allein dieser war vor seinen Augen gestanden, als hätte er vor Gott noch immer sein Erstgeburtsrecht behalten.

* * *

Raimund war mißvergnügt, der gebietende Herr des väterlichen Hauses. Dieses hatte in allen seinen Räumen an Wohnlichkeit gewonnen. Dafür zu sorgen, ließ sich Frau Ursel angelegen sein, die zierlich und geschmeidig der Wirtschaft waltete. Da waren nun reiche Teppiche gebreitet, und Schränke, Tische und anderes Geräte von feiner Arbeit nahmen breiten Raum ein. Sie selber trug sich in ihrer Gewandung sorgsam und umwirkte ihren Leib dermaßen, daß dessen tadelloser Bau voll zutage trat. So schuf sie die Häuslichkeit zu einem schönen Rahmen für das Bild, das sie selber darstellte. Und fühlte sie sich ein wenig als Gebieterin, so verbarg sie es klüglich. Allein in dem Bronnen ihrer dunklen Augen lag das Geheimnis ihrer Herrlichkeit eingebettet, das nur zuweilen wie ein Goldschatz seine kostbaren Strahlen entsandte. Sie schmiegte sich unter Raimund, um über ihn zu frohlocken, der sich frei dünkte. Denn er meinte durch Schroffheit seine Höhe über sie zu wahren, als Herr über die Magd; doch wußte sie in der allgemeinen Weise ihres Geschlechtes, daß ihre Weiblichkeit nur diente, um Herrschaft zu gewinnen. Sie trug ihm noch immer die Speisen auf; aber sie saß mit ihm zu Tische. Das war ihr Tagesrecht, das sie gewonnen hatte. Und sie schmückte sich dazu wie ein Weib, dem der Tag es gleichsam schuldete, sie auch in der Hülle des Gewandes mit Reiz zu umgeben. Doch ward sie bei all dem von Raimund spärlich mit milden Augen angesehen. Er war ihr nicht verfallen, so dünkte es ihm, wenn sie ihn gleich zu Zeiten reizend ansprach. Um sich von einem anderen Bilde zu befreien, hatte er sich in den Bereich ihrer heimlich wirkenden Weiblichkeit begeben. Weil ihm das Graschnerkind gleichsam mit dem Ein-

Digitized by Google

druck mädchenhafter Holdseligkeit, die etwas Heiliges an sich hatte, aus seinem Wesen aufstörte, hatte er sich bei dem entgegengesetzten Weibe von dieser ihm fremden Herrschaft zu befreien gesucht. So übte in seinem Sinne Frau Ursel keine Macht über ihn aus, sondern löste ihn nur aus einer fremden, deren starken Zauber er unwillig empfand.

In Burgeis Wesen, dessen sonniger Spiegel ihre Augen waren, sah er sich wie in einem fremden Heim, dem er nicht verfallen wollte; obgleich es ihn wie eine ursprüngliche, vergessene Heimat an sich zog. Und er fühlte sich erst dadurch von der lichten Weiblichkeit frei, daß er sich von der dämmerigen bannen ließ.

Doch schien er sich immer der Herr geblieben zu sein, der er war, weil er einem Wunsche Frau Ursels gewährte, wenn er mochte, und ihr wieder ein unbeugsames Nein entgegensetzte, wenn er nicht wollte. So geschah es, als sie ihn bat, dem Jöbstel, der sie ins Haus gebracht hatte, mit einer besseren Stellung als vorher zu lohnen, daß er ihr antwortete: „Jöbstel ist deshalb kein anderer geworden, als der er früher war, und soll dort stehen, wo er bisher gestanden ist."

Und um seinen Willen scharf genug kundzugeben, hielt er sich den glatten Jöbstel fern, den er früher oft vertraulich herangezogen hatte. Damit dünkte er sich der Gewalt in seinem Hause nirgends entraten zu haben, und obgleich sein Herz die Zufriedenheit nicht beherbergte, doch sein Leben stolz zu führen. Weil er einsam stand, meinte er hoch zu stehen und auf die Menschen hinabzublicken, die sich aus innerem Triebe aneinandergeschlossen hatten. Auch war er Herr des Reichtums, den er mit eigener Kraft erworben hatte und hielt ihn wert, weil ihm daraus neue Kraft erfloß, sich von den anderen abzusondern.

Darin trat jedoch eine Veränderung ein.

Wie wenn ein Bach, den ergiebige Quellen speisen, in seinem Bette spärlich zu fließen beginnt, so war es mit den Einnahmen in Raimunds Gewerke, die ihm aus den Bestellungen auswärtiger Käufer erwuchsen. Es begann bei ihm auf unerklärliche Weise zu stocken, als hätte der reiche Zufluß aus der Ferne sich ein anderes Rinnsal gegraben, als das vorige war. Als wären sie verblendet, kamen die Käufer, die das Eisengut erwarben, nicht mehr vor die rechte Schmiede. Ein falscher Wirt hatte sich aufgetan, der sie mit trüglichem Zeichen verlockte, bei ihm einzukehren. Und wie auch Raimund die Augen öffnete, so konnte er diesen Wirt nicht erblicken. Seine Wachsamkeit blieb ungelohnt, und er verlor beinahe den Schlaf darüber, daß einer mit verborgenen Listen ihm schaden konnte, Raimund, der sich als umsichtiges Haupt gegen jeden Eingriff in sein Gebiet verwahrt zu haben glaubte.

Da erhielt er einmal ein Schreiben von auswärts, das ihm Aufklärung brachte. Dieses Schreiben war an seinen Namen gerichtet, jedoch nach der Ortschaft Prienitzgraben, wo er vorher als Gewerke saß; und man beklagte sich darin über die ungenügende Beschaffenheit der gelieferten Eisenwaren. Der dieses schrieb, war einer von den Kunden, deren Bestellungen in der letzten Zeit ausgeblieben waren. Und somit ging ihm das Licht auf: Erthaler, der Käufer seines Gewerkes im Prienitzgraben, hatte die alte Handelsstraße benutzt, um seine eigene Eisenware den Abnehmern unter dem Scheine zuzuführen, als wären es noch die Sensen des vorigen Herrn. Dies konnte er bewerkstelligen, indem er die Hammermarke, die er seiner Ware einprägte, der vorigen ähnlich und doch nicht gleich gestaltete. Den Anfangsbuchstaben des Prienitzgrabens konnte er rechtmäßig verwenden, und das Bild, das unter Raimund ein Tannenbaum war, wandelte er in ein Grassich, in junge Fichtensprossen um, das im Lande als neues Zeichen gelten konnte und doch den auswärtigen Kunden wie das alte erscheinen mußte. Dessen wurde Raimund bald inne. Und nun konnte er bedenken, wie gering er Erthaler angeschlagen hatte, als er ihn vor den anderen zum Käufer seines Hammerwerkes auserlas. Er hatte ihn gänzlich ob seiner Unscheinbarkeit mißachtet und sich von ihm keiner Beeinträchtigung versehen. Darin war er gründlich irre gegangen. Er, der mit scharfem Blick jeden zu durchdringen vermeinte, hatte sich von der einfältigen Hülle täuschen lassen, in der ein Mann mit Listen vor ihn trat. Und nun konnte er zum Schaden, den er erlitt, seiner selbst spotten, wenn er wollte. Aber er wollte nicht.

Er erwog umsichtig die Wirrnis, in die er geraten war, um daraus wieder einen ebenen Weg zu finden. Seine Sache vor

Digitized by Google

Gericht zu bringen, erschien ihm zu langwierig und unbestimmt. Daher entschloß er sich rasch zur Selbsthilfe. Das Gewerke stand in Händen eines guten Werkmeisters, das Hauswesen übergab er der Obhut Frau Ursels; und so rüstete er sich rasch zu einer weiten Reise in das Gebiet seiner Kunden, das zum größeren Teile im südlichen Rußland lag. Er bestieg zur Winterszeit den Eisenbahnwagen und fuhr bei Tag und Nacht auf Eilzügen seinem Ziel entgegen, um in eigener Gestalt seine Sache bei den mißleiteten Kunden zu führen und das, was einer mit Listen krumm gemacht hatte, wieder zu schlichten.

* * *

Daheim war nun Frau Ursel des Hauses gewaltig und führte ihr Amt behaglich. Niemand störte ihr den Sinn mit strengen Blicken, und sie atmete befreit auf wie einer, der auf geraume Zeit seiner Vormundschaft ledig geworden ist. Sie ging in den Zimmern, als wär' ihr nun erst der Boden vertraut geworden, und wenn sie an einem Spiegel vorbeikam, so lachte ihr ein Antlitz heimlich zu. Dabei ward ihr so sanft zumute, daß sie sich dehnte und aus geschwellter Brust wohlig aufatmete. Auch verloren sich ihre Blicke zuweilen sinnend in die Ferne, und das Sinnen galt nicht dem abwesenden Gebieter.

Das bemerkte Jöbstel, der nun öfter im Hause weilen durfte als vorher und sprach: „Wir sind im Winter; der ist streng. Aber ein mildes Herz macht auch den Winter warm. Und wenn eins allein ist, so kann es seine Gutheit nie so zeigen, als wenn es zu zweien ist. Und der Herr ist weg."

„Na, und was soll das heißen, Jöbstel?" fragte sie, machte einige Schritte und sah über die Schulter nach ihm zurück.

„Das heißt, daß einer in Arzberg sitzt, der hat mir geklagt, daß die Welt so weit ist, daß er nimmer zu Frau Ursel kommen kann."

„Der Hietler!"

„Eben derselbige. Und das junge Blut redet aus ihm, weil er selber schweigen muß."

„Der Narr! Sag ihm, er soll kommen; aber Jöbstel" — sie ging auf ihn zu, legte ihm beide Arme auf die Schultern und blickte ihn aus den dunklen Augen so heimlich an, daß es dem alten Knaben schier warm wurde — „aber Jöbstel, gescheit soll er sein und keine Dummheiten machen."

„Aber wie gescheit! Um den Verstand zu verlieren, wenn er das sieht, was ich seh'!"

„Und was siehst du, alter Tegel?"

„Ein schönes Weib, wie's wenige gibt. Es hat keine Flügel —"

„Etwa ein Engel?"

„Nein; es hat keine Flügel wie ein Bienvogel und kann doch den süßesten Honig geben, mein' ich."

Sie schlug ihm derb auf die Schulter: „Schau, daß du weiter kommst!" und wandte ihm den Rücken.

„Na, recht," sagte er, „ich geh' meiner Weg' und tu's ihm verkündigen, der mir sagen wird: Jöbstel, du bist der Engel, der mir solche Freudenbotschaft bringt."

Und er entfernte sich, indem er leise auf den Zehen ging, um keinen Lärm mit seinen derben Schuhen zu machen.

Der Hietler aber kam wie gerufen und stellte sich an einem kalten Winternachmittage in Schwendleiten ein.

Frau Ursel empfing ihn in der wohlgeheizten Stube, und er hatte gutes Gemach. Er konnte sich zierlich tragen in seiner Lodenjoppe, die er als Sonntagsstaat angelegt hatte, dazu ein rotes Halstuch, mit dem seine frischen Wangen wetteiferten. Er war eine stattliche junge Mannsgestalt. Bei allen hübschen Mägden in Arzberg, wo er beim Notar als Schreiber in Verwendung stand, galt er als wohlangesehener Geselle. Das konnte er füglich von sich vermelden. Er überragte auch die anderen, die sich mit ihm messen wollten, um Haupteslänge.

Frau Ursel redete ihn nicht als Vetter an, als sie ihn empfing, sondern der Empfang geschah von ihrer Seite mit Zurückhaltung, mit der sich eine Art Hingabe umkleidete, die der Vergangenheit angehörte und wie der Mond aus Wolken schien. Es war auch etwas wie ein verschleiertes Lächeln um ihre Lippen und ein gedämpfter Strahl in ihren großen dunklen Augen, als sie ihm die Hand reichte und sprach: „Seid Ihr doch gekommen, Hietler? Und wer hat Euch denn gerufen?"

Er blickte um sich und bemerkte, daß sie allein waren; denn Jöbstel, der ihn geleitet hatte, war vor der Tür zurückgeblieben, und nun sprach er: „Tu doch nicht etwa geschämig wie eine gnädige Frau, Ursel, und laß dir gesagt sein, der Hietler-Sepp ist da und geht nicht von hinnen, als bis er seinen verlorenen Schatz gefunden hat."

Digitized by Google

„Und das wär'?“ fragte sie und stellte sich ihm hochmütig gegenüber.

„Deine Gutheit, das ist mein Schatz, und deine Schönheit, das ist meine Augenweide; und dein Herz, darin will ich hausen wie ein armer Pilgram, der mit einer Bitt' anklopft: Laß mich ein, mich hungert, und sei mir gut!“

„Na, zu essen sollst haben, du armer Pilgram, das will ich dir vergönnen von wegen meiner Barmherzigkeit.“ Und sie deckte den Tisch mit schneeigem Linnen, legte Teller und Eßzeug, stellte eine Flasche klaren Weines dazu, öffnete einen Schrank, nahm daraus eine Schüssel mit kaltem Rehbraten und Weißbrot, setzte es vor ihn und sprach: „Da hast du zu essen.“

Er hatte alle diese Vorbereitungen mit lächelndem Munde angesehen und erwiderte nun, indem er sich neigte und die Ferse aneinanderschlug: „Soll ich vor dir niederknien und dir die Hand küssen, du herzliebes Weib? Nein? — dann setz' ich mich an den Tisch, den du mir bereitet hast, und tu' dir für alle deine Gnaden danken; aber doch am allermeisten dafür, daß ich dich mit Augen sehen kann, weil es meine beste Sättigung ist.“ Und er setzte sich an den Tisch und griff unerschrocken zu.

„Na, siehst es, meinetwegen sollst du keinen Hunger leiden,“ sprach sie zu ihm und stand am anderen Ende des Tisches ihm gegenüber.

„Ich werd' doch nimmer satt, eh' ich wahrhaftig gesättigt bin. Und das geschieht so lang' nicht, als ich Augen hab', die zu den deinigen schönen rufen müssen: Laß mich leben!“

„Lebst ja eh!“

„Aber wie! Wie ein Kranker.“

„Na, deine Eßlust zeigt von keiner Krankheit.“

„Du wirst mich gesund machen, Ursel.“

„Freilich, er braucht nur anzuschaffen, der große Herr, und ich werd' ihm einen Arzt schicken!“

„O, ich kann schön bitten! Was willst? Streicheln, schmeicheln, zarteln — alles kann ich um deiner Gnaden willen.“

„Und keck sein.“

„Auch das, wenn du willst.“

„Ich will nicht.“

„Ja, wenn du was dreinzureden hättest, Ursel!“

„Das ist gut, du Grobian! Ja, wer denn sonst als ich?“

„Nicht ich und nicht du haben das auszumachen, sondern ganz wer anderer. Unsere beiden Herzen, die mögen sich, und da kannst nichts machen, wenn die zwei sich zurufen: Komm her!“

„Das meine wär' ein dummes Ding, wenn es ohne mein Geheiß sich unterstehen möcht', dir etwas zuzurufen.“

„Na ja, du gehörst ja auch dazu, Ursel! Ohne dich möcht' ich auch dein Herz nicht haben. Du gibst die Stimm' dazu. So hab' ich euch alle zwei, dich und dein Herz. Und daß das wahr ist, darauf leer' ich mein Glas mit dem guten Wein, den du mir aufgetischt hast, und dann mußt du mir die Hand darauf geben, daß du mir nicht harb bist!“ Er trank, wischte sich den Mund, stand auf und ging auf sie zu, indem er die Hand ausstreckte.

Sie barg ihre beiden Hände hinter dem Rücken. „Nein, nein,“ sagte sie, „weswegen sollt' ich dir harb sein! Es ist schon so auch recht.“

„Nichts ist recht. Willst mir deine Hand verweigern? Du, ich sag' dir's! Ich bring' mich um.“

„Nur zu! Dann wird's einen Schlankel weniger auf der Welt geben.“

„So? Meinen Tod willst du haben? Na wart, das sollst du büßen! Jetzt geh' ich dir an den Leib, jetzt sollst du sterben.“

„Nicht, nicht,“ sagte sie und hielt die Hände schützend vor sich.

Die faßte er aber, zog die Widerstrebende an sich, bis ihr ganzer Leib in seinen Armen zu ruhen kam, und indem er ihr Antlitz mit Küssen bedeckte, flüsterte er: „Jetzt mußt sterben.“

Da begann sie zu lachen. „Na, wie dumm, wie dumm der Seppel ist! Hat eins schon so einen einfältigen Mann gesehen?“

„Laß mich dumm sein, wenn du nur gescheit bist,“ flüsterte er. Und er schloß das lachende Weib gänzlich an sich.

* * *

Als der Hietler gekommen war, hatte noch der Wintertag mit dämmerigem Schein durch die Fensterscheiben geblickt, und als er schied, war es schneeige Nacht geworden. Das Haustor war verriegelt, und Frau Ursel sprach:

Digitized by Google

„Ich mag dich nicht gern da hinauslassen, denn die Leut' sind noch auf, und es gäb' leicht ein Gerede. Die wissen sich eh nichts Besseres, als einem was Unrechtes nachzusagen. Und auf seinen guten Ruf muß unsereins was halten; das bin ich mir schuldig. Ich werd' dich durch das Seitenpförtel im Hof hinauslassen, dazu ich den Schlüssel hab', und wo dich niemand sieht."

Er erwiderte: „Du, meine Kaiserin, tust alles am besten, wie es sich dir schickt. Du bist wie ein Rosengarten, und der Winter steht voller Blumen, weil ich dich schauen kann."

„Schon gut; aber jetzt laß mich in Frieden, Sepp, und komm."

Sie leitete ihn und entließ ihn mit traulichem Abschiede durch die Hofpforte.

Als sie wiederkehrte und an dem Stallgebäude vorbeiging, bemerkte sie einen Schatten, der auf den hellen Schnee fiel. Die Nacht war kalt, die ein scharfer Nordwind noch mehr durchfrostete. Sie hüllte sich dichter in das Umhängetuch, das sie trug, und wollte nicht weilen. Aber da lösten sich von dem Schatten nach beiden Seiten zwei dunkle Streifen, die wieder zusammenfielen. Sie hielt unmutig an, und aus dem Vorsprung, den das Dach des Gebäudes bildete, trat Achazi, streckte beide Arme aus und schlug sie wieder auf die Brust zusammen, wie einer, den es friert und sich durch Bewegung warm machen will.

„Was schaffst da? Was stehst herum?" fragte sie zornig.

„Mein! Mir ist halt ein starker Frost gekommen," erwiderte er.

„Was suchst? Tust herumschnüffeln, ob's nicht etwas zu ergattern gibt?"

„Nein, ich schau' nur."

„Was hast zu schauen?"

„Nichts; ich tu' halt immer gern ein bissel den Feuerwächter abgeben."

„Brennt's dich? Hast den Vorwitz, alter Nichtsnutz, so werd' ich dir ihn austreiben."

„Wenn's nur nicht andere brennt, mich nicht," antwortete er, und seine Stimme klang schriller als vorher.

„Was meinst damit?" Sie trat ihm drohend näher.

„Das Feuer ist gut und ist schlecht; je nachdem. Ich hüt' das Haus vor schlechtem Feuer."

„Hüt dich selbst! Sonst wird's dir übel werden und kannst dir anderswo warm machen, aber nicht mehr dahier."

„Ich bleib', wo ich bin; der Herr hat's mir erlaubt. Ich geh' nicht auf unrechten Wegen wie andere."

„Welche andere?"

„Ich weiß nicht. Was mich nicht brennt, das lösch' ich nicht. Und die Heimlichkeit geht mich nichts an, was nicht die meine ist. Ich bin hier daheim." Er wies mit der Hand hinter sich auf das Stallgebäude.

„Von welcher Heimlichkeit redst du?"

„Mein! Von der Nacht! Wenn sie kein Feuer daherbringt, so mag sie sein, wie sie will. Ich seh' nichts."

„Du siehst nichts — ja, was gibt's denn zu sehen?"

„Nichts, nichts; von mir aus ist alles recht."

„Aber du bist nicht recht. Verstehst? Schafft bei Tag nichts, der Unnutz, und schleicht bei Nacht herum, um was auszuspüren. Wart, ich werd' dir dein Geschäft legen!"

„Ich bin ein ehrlicher Mann, und was ich tue, ist rechtschaffen."

„Nicht wahr ist's. Du gehst auf unrechten Wegen."

„Wenn's nur ein anderer nicht tät', ich nicht."

„Ein anderer — und wer denn? Etwa ich?"

„Ich hab' nichts gesagt."

„Aber gemeint hast es. Aus dem Hauf' mußt du, das sag' ich dir. Gleich morgen kannst dein Bündel schnüren und gehen, wohin du willst. Da bleibst nimmer."

„Ich werd' bleiben, bis mich mein Herr fortheißt, nicht Ihr," sagte er trotzig.

„Das werden wir sehen. Für heut' ist genug geredet." Und sie entfernte sich zornig.

Auch Achazi schüttelte nicht sanftmütig den alten Kopf, indem er murmelte: „Bist du etwa der Herr? Du bist nur eine solche, die die Leut' heimlich beim Türl hinausläßt, die zu dir gekommen sind."

Aber der nächste Tag ließ sich unheimlich für Achazi an. Zwar den Vormittag ging er noch seinem Geschäfte nach, die Rosse zu warten; aber der Imbiß zu Mittag war ihm entzogen: vor seinem Platz in der Gesindestube stand kein Teller, lag kein Löffel, und die Magd hatte den Auftrag, ihm zu sagen: „Für dich ist nicht gedeckt worden."

Er entfernte sich hungrig, wie er gekommen war, und blieb in seinem Kämmerlein trotzig und traurig.

Digitized by Google

Später kam Jöbſtel herein und ſprach mit ſtrenger Miene: „Schnür dein Bündel, du mußt gehn; es iſt nicht anders.“

„Wer kann mir das heißen, wenn der Herr nicht daheim iſt, wer?“ fragte Achazi und richtete ſeinen alten Leib ſo ſtolz empor, als er es vermochte.

„Wer? Du nimmſt dir aber viel heraus! Wer anders, als die jetzt die Herrſchaft im Hauſ' hat? Die Frau.“

„Welche Frau?“

„Du Tapp! Frau Urſel.“

„Die iſt nicht meine Frau. Ich kenn' keine ſolche. Ich hab' nur einen Herrn. Der kann mir heißen, aus dem Hauſ' zu gehn, wo ich von jung auf gedient hab', aber niemand anderer.“

„Wird aber doch ſo ſein, mein' ich, daß du gehn mußt. Denn ich hab' den Auftrag, dich auszuweiſen, und ich muß ihr gehorchen, die jetzt die Frau iſt.“

„Ich geh' nicht, ſag's deiner Frau.“

„Ich weiß. Aber auch dafür iſt geſorgt, hat ſie geſagt. Wenn er nicht gutwillig geht, ſo wird er mit Gewalt hinausgewieſen.“

„Mit Gewalt? Das will ich ſehen.“

„Das wirſt ſehen.“ Und Jöbſtel ſtellte ſich jetzt mit drohender Miene vor den alten Knecht. „Ich, und wenn's ſein muß, noch zwei andere handfeſte Männer werden dich wohl hinausbringen. Was meinſt? Das geſchieht alles genau ſo; ich ſchwör' dir's, wenn du willſt.“

Achazi ſtarrte in das feindſelige Geſicht des vor ihm Stehenden; dann murmelte er: „Ich bin alt und hab' die Kraft nimmer, die ich gehabt hab'. Sonſt —! Die gebrauchen die Übermacht gegen mich. Das Weib hat ſie aufgehetzt. Und die mag ich nicht bitten.“

„Tät' dir auch nichts nutzen,“ ſprach Jöbſtel, der die letzten gemurmelten Worte gehört hatte. „Sie hat geſagt: Unter keiner Bedingung nachgeben, er muß weg! Das iſt ſo heilig wie das Amen im Gebet.“

„Die kann wohl nicht beten, die das geſagt hat.“

„Irrſt dich; es iſt ein frommes Weib.“

„Ja, wie ſie der Teufel gern hat, ſo ein frommes Weib iſt ſie,“ brach Achazi los.

„Jetzt ziemt's mir ſelber, daß du zum letztenmal in dem Hauſ' geſchimpft haſt,“ ſagte Jöbſtel. „Schau, daß du dein Bündel ſchnürſt und weiterkommſt. Ich laſſ' dir eine halbe Stunde Zeit, und dann iſt's Reſt.“ Darauf entfernte er ſich.

Als er nach der anberaumten Friſt wiederkam, fand er Achazi auf einer Truhe ſitzen, wie er das Geſicht mit den Händen bedeckte und ſchwer ſtöhnte. Ein Bündel lag zu ſeinen Füßen.

Er rüttelte ihn auf. „Na, wird's?“

„Mir iſt halt ſo viel übel geworden,“ ſeufzte der Alte.

„Was nicht noch! Jetzt wirſt mir nichts mehr vormachen. Das wär' das Richtige, wenn du mir noch mit Ausreden kämſt. Jetzt nutzt nichts mehr. Auf, und geh deines Weges!“ Er zog ihn empor, legte ihm das Bündel in die Hand, faßte den Widerſtandsloſen am Arm, führte ihn in den Hof, öffnete das Pförtlein und ſchob ihn hinaus. „So, jetzt biſt von uns geſchieden auf Nimmerwiederſehen. Das merk dir!“ Und er ſchloß das Pförtlein hinter dem Ausgewieſenen.

Der ſeufzte: „Ohne Heimat bin ich auf meine alten Tage. Wohin mit mir? Ins Grab. Da iſt meine Ruheſtatt. Keine andere hab' ich nicht. Der Herrgott wird mich mögen, wenn mich ſonſt niemand will.“

Inzwiſchen war die Dämmerung des Winterabends hereingebrochen. Dichtes Schneegewölke lag über dem Hang, alle Berge waren unter dem grauen Mantel des Eisfürſten verſchwunden, und ſein Odem wehte todeskalt einher. Achazi fühlte ſich ſchwach, denn der gewohnte Imbiß war ihm verweigert worden, und er konnte ſich kaum vor dem einherwehenden Nordwind auf den Füßen halten. Doch die Kälte trieb ihn weiter; er mußte gehen, um ſich notdürftig warm zu erhalten. „Aber wohin, wohin?“ ſeufzte er. „Wer wird mich aufnehmen? Wo gibt's einen Fleck auf der Welt, der mir zur Heimat werden kann?“ Da tauchte es wie ein Lichtſtrahl in ſeinem bedrängten Gemüte auf: „Zum Graſchner! Ich geh' zum Graſchnerbauer. Der nimmt mich auf. Jawohl, dahin, dahin geht mein Weg.“

Und er ſtrebte, wie durch dieſen rettenden Gedanken geſtärkt, den Pfad zur Leiten hinauf, trotz Kälte, Nacht und des hereinbrechenden Schneegeſtöbers, das ihm entgegenſtürmte.

(Fortſetzung folgt.)

Altersmundarten.

Ein Kapitel aus der modernen Jugenderziehung von Rudolf Pannwitz.

Künstlerisches Schaffen und Genießen, im Bunde mit wissenschaftlicher Forschung, sind von der Zeit der Romantik an bis auf unsere Tage am Werk, die alexandrinische, scholastische, klassisch-philologische und klassisch-ästhetische Auffassung von der Sprache zu zertrümmern. Schon Jean Paul schuf sich, auf Grund von Beobachtung, eine rein künstlerische Sprachauffassung, die aller Regeln gern entbehrt, da sie mit dem schöpferischen Sprachgesetz eins ist. Es gibt heute viele, die ihn den größten Künstler der deutschen Sprache nennen. Das Studium des Sanskrit erweiterte dann den Gesichtskreis ungeheuer. War es auch ein schöner Traum, daß man am Urquell der deutschen Sprache säße, so konnte man doch durch Vergleichung ihr Charakteristisches tiefer erkennen und übte sich in immer ernsthafterer Beobachtung der Sprachtriebe, kam ein gutes Stück von der dogmatischen Grammatik ab. Die Germanistik führte dann direkt auf die deutschen Dialekte als die ewig nährenden Wurzeln der Schrift- und Gebildetensprache. Dialektische Dichtung hat es immer gegeben. Aber die Beherrscher des „feinen" oder „richtigen" Deutsch verachteten sie. Sehr interessant ist, daß doch schon der Klassiker Goethe sehr freundlich zu J. P. Hebel und zu dem Nürnberger Volksdichter sich stellte. Weit später haben die Dialektdichter, besonders Fritz Reuter, noch einen schweren Stand gehabt. Die Gebildeten verachteten und haßten sie mit ihren tiefsten Instinkten. Ihre Sprache war ihnen unschön, unedel, barbarisch.

Inzwischen ist die Wissenschaft auf ihrem Wege zu Resultaten gelangt, die aller „philologischen" Sprachauffassung vollkommen widersprechen. Es hat sich herausgestellt, daß eine Reihe der berühmtesten Literaturwerke in einer Sprache verfaßt ist, die niemals von irgend jemandem gesprochen worden ist. So der größere Teil der griechischen Literatur, darunter Homer und die Tragiker, so unsere gesamte mittelhochdeutsche höfische Epik und Lyrik. Das ist alles in einer festen, fast unabänderlichen Literatursprache geschrieben. Gesprochen aber wurden, auch von den Gebildeten, die Dialekte. — Heute ist es so, daß die Schrift- und Literatursprache, mit einigen Abweichungen, von den Gebildeten auch gesprochen wird. Wie der junge Athener seine Homervokabeln, so lernt der junge Deutsche „das richtige Deutsch": will heißen „die offizielle deutsche Gebildeten- und Schriftsprache".

Die Altersmundart hat, wie jedes Natürliche, Selbstverständliche, Alltägliche, erst einmal „entdeckt" werden müssen. Und dazu hat es, wie so oft, eines großen Geistes bedurft, dessen Ohr Melodien hören kann, wo den anderen nur gewöhnliches Lärmen vorüberbraust. Das ist Berthold Otto, der Herausgeber des „Hauslehrers", einer Wochenschrift „für den geistigen Verkehr mit Kindern".* Von all den Gebieten, wo Otto als Pädagoge neues Land erobert hat, will ich hier nur über eins sprechen: die Altersmundart, weil das vielleicht am ersten in den Geist seines gesamten pädagogischen Wirkens einführt. Die Altersmundart: das ist die Mundart der Kinder in ihren verschiedenen Altersstufen. Die ist bisher, wie die Dialekte so lange Zeit, verachtet oder spielerig nachgeahmt worden. Otto hat sie zum Gegenstand der Erkenntnis gemacht und ihr dadurch die Möglichkeit einer legitimen Existenz geschaffen. Er hat sie erkannt als eine nicht minder berechtigte Stufe der Sprachentwicklung wie alle anderen ihrer Stufen, die genau so ihre Gesetze in sich trägt, genau so ihre Schönheit hat, genau so sich organisch weiterbildet. Und natürlich hat jedes Alter und sogar jedes Kind seine besondere Mundart: nur das alles zusammen kann man „die Altersmundart" kurz und treffend nennen.

Geht man noch einen Schritt tiefer, bis in die Ethik hinein, in der ja alle Pädagogik wurzelt, so begreift man erst recht, welchen Sinn und Wert die Altersmundart hat. — Die Erwachsenen sind von jeher gewohnt, das, wozu sie ihre Kinder erziehen wollen, genau zu kennen. Nur wie das überhaupt oder in Fällen zu erreichen sei, ist ihnen fraglich. Untereinander weichen sie freilich

---

* Verlag des „Hauslehrers": Groß-Lichterfelde bei Berlin, Holbeinstraße 25.

Digitized by Google

auch ab in den letzten Zielen ihrer Pädagogik, aber jeder hat doch ein solches, es mag noch so allgemein sein, und immer stimmt es mit seinem eigenen Lebensideal überein. Wie wäre es anders möglich? Dies ist der tiefste Punkt, wo Ottos Pädagogik wurzelt. Otto widerspricht jener scheinbaren Selbstverständlichkeit. Er hütet sich ängstlich, das Ziel der Erziehung vorauszubestimmen. Er würde es nimmermehr wagen, die Kinder zu seinem eigenen Lebensideal heraufzubilden. Denn er glaubt nicht, daß sein Ideal höher sei als die Wirklichkeit seiner Kinder. Er sagt: „Wir brauchen die Kinder gar nicht zu uns heraufzuziehen; wenn wir sie nur nicht stören, so wachsen sie uns über den Kopf; und dazu ist die Welt da." Und so macht er mit dem Christuswort Ernst, daß wir werden sollen wie die Kinder. Wie gerade die junge Pflanze am ungehemmtesten sich entfalten darf, so soll man das Kind selbst wachsen lassen. Aber man soll aufs ernsteste beobachten, wie es wächst, um ihm zur verlangten Nahrung zu helfen und die Störungen fernzuhalten. Also das Was und das Wie seiner Pädagogik nimmt Otto nicht aus dem Schatze seiner Ideale, sondern er erfährt es bei jeder Gelegenheit, wo er es braucht, aufs neue. So wächst er, teilnehmend und schützend sowie fördernd, selbst mit dem Kinde. Er sagt: „Als mein erstes Kind geboren wurde, da begann erst meine Erziehung." Es ist nicht schwer einzusehen, daß dies der umgekehrte Standpunkt ist als der bisher vertretene. Und wenn schon in unserer Zeit eine entschiedene Neigung dahin besteht, so hat Otto doch das Verdienst der folgerichtigen Durchführung. Und der ethische Grund seiner Auffassung ist: die heilige Ehrfurcht vor der Unverletzlichkeit jedes Natur-Gewollten und der selige Glaube, daß es ohne lenkenden Eingriff nach tieforganischem Gesetz sich bis zu dem schönen Ziel entfalte, das auch nur die zeitlich letzte Stufe ist, während die Vollkommenheit auf jeder Stufe Ziel genug ist! Daher ja kein Zwang, ja kein Aufreden, ja kein Beeinflussen! Nur: geistiger Verkehr. Aber dieser so energisch, so selbstlos, daß tatsächlich kein Bedürfnis des Kindes unbefriedigt bleibt. Daher auch: unbedingtes Fragerecht der Kinder. Der „Hauslehrer" bringt nur Antworten auf Fragen der Kinder und daraus erwachsene Artikel oder darauf ruhende Dichtungen.

Im ersten Bande des „Hauslehrers" (1901), gleich in der ersten Nummer, beginnt „Die Sage vom Doktor Heinrich Faust, der Jugend und dem Volk erzählt von Berthold Otto". Die ist nicht eigentlich in Altersmundart erzählt, aber in Sprechsprache. Das heißt also, es sind alle „Redensarten", alle „Phrasen" vollständig gemieden, es ist die einfachste, auch im Verschlungenen übersichtlichste Fügung der Sätze, es ist — jenes gar nicht Fixierbare, was doch den Ausschlag gibt — genau der Tonfall des Sprechens. Wer Berthold Otto sprechen gehört hat, der erkennt jeden Satz von ihm. Die Erzählung der Sage schließt sich an Goethe an. Aber es ist noch manches aus den Volksbüchern hineingenommen, und es ist alles erzählend erklärt, wie ja jede alte Sage ihren Zeitgenossen sich selbst erklärt, so daß das Buch wie kaum eins allein aus sich verständlich ist, ohne belehrsam zu sein. Es ist eine Einführung in Goethes „Faust", wie es gedacht ist, aber außerdem ein selbständiges Literaturwerk, eine ganz neue Art „Faust" und eine ganz neue Art Roman. Die unterste Altersgrenze, für die es sich eignet, wäre vielleicht vierzehn Jahre, obwohl ich da sehr ungern etwas Bestimmtes sage; aber eine obere Altersgrenze kenne ich nicht. Dies „Faust"-Volksbuch ist übrigens ein Lebenswerk: es hat seinen Schöpfer einundzwanzig Jahre lang beschäftigt. —

Ich komme nun nach diesen notwendigen Einführungen in das ganze Gebiet auf die eigentlichen Altersmundarten. Ihre praktische Anwendung erfolgt aus der Einsicht, daß man mit jedem in seiner Sprache reden muß, wenn er einen verstehen soll. Wir sind das schon gewohnt, aber noch zu wenig. Je mehr wir uns der Sprache und dem Begriffskreis eines Menschen anpassen, desto eher versteht er uns, und desto besser kann er uns kontrollieren. Reden wir zum Kinde in unserer Sprache, so weiß es gar nicht oder rät falsch, was wir meinen. Wenden wir seine Sprache an, so ist das ausgeschlossen. Das Kind versteht uns im selben Maße, wie wir es verstanden haben. So sind wir auch dagegen gesichert, ihm Dinge aufzunötigen, die ihm nicht gemäß sind. In der Sprache eines bestimmten Alters läßt sich der ganze naturgewollte Begriffskreis dieses Alters erschöpfen, um nichts mehr und um nichts weniger. Dieser Begriffskreis ist unendlich

Digitized by Google

weiter, als man annimmt, und die Begriffe selbst sind die schwersten und tiefsten — nur eben anders als unsere schwersten und tiefsten, und dadurch uns noch schwerer und tiefer erscheinend. Davon kann man sich jeden Augenblick in der Praxis überzeugen, und das findet man in jeder Zeile, die Berthold Otto geschrieben hat.

Die Altersmundart ist nun aber nicht so zu verstehen, als ob in ihr die Sprechweise des Kindes künstlich nachgemacht würde. Es fehlt ihr alles Erzwungene sowie alles Spielerige. Wenn Eltern Ausdrücke und ganze Sätze ihrer Kinder in ihre eigene Sprache einflechtend den Kindern wieder vorsagen, so ist das Nachahmung, Nachplappern und zwingt die Kinder, sich selbst nachzuplappern, nachzuahmen. Die Altersmundart ist das genaue Gegenteil davon. Sie will erlernt sein wie jede Sprache, und sie wird wie jede Sprache im Moment der Anwendung immer wieder neu geschaffen. Sie ist uns aber keine fremde Sprache, da wir alle sie einmal selbst gesprochen haben, und da unsere Sprechsprache ihre Fortbildung in gerader Linie vorstellt. Also sie ist eine der verschiedenen uns natürlichen Ausdrucksmöglichkeiten, genau so wie die verschiedenen dichterischen Stile. Und in der Vollendung kann allerdings auch die Altersmundart nur ein wirklicher Künstler handhaben. Nun läßt sich ja keine feste Grenze der Altersmundarten bestimmen. Aber es ist doch klar, daß Zehnjährige anders sprechen wie Achtjährige, noch jüngere wieder anders, noch ältere wieder anders. Und so ist denn die Literatur in Altersmundart, die aus Berthold Ottos Kreise gewachsen ist, etwa in diesen Begrenzungen gehalten.

Auch Helene Otto, die älteste Tochter Bertholds, hat schon eine Reihe Werke in Altersmundarten geschaffen: Sagen und Märchen (Sprache der Achtjährigen), Odyssee, Ilias, Aneis, Nibelungenlied (Sprache der Zehnjährigen).* Ich erstaune immer wieder über ihren sicheren Gang auf diesem neuen Gelände. Es sind für mich künstlerische Leistungen ersten Ranges. Ich kenne auch andere Sachen in Altersmundart oder doch beinahe Altersmundart, auch einige ebenso wertvolle, und daraus erschließt sich mir erst, was von der Altersmundart überhaupt noch zu erwarten ist als ganz neuer Literaturgattung, und was eine Helene Otto schon geleistet hat. Es sind da genau dieselben individuellen Färbungen und unendlichen Wesensunterschiede wie in jeder anderen Kunstgattung. Es sind — selbstverständlich! — auch landschaftliche Unterschiede. Ein Segen, daß uns die Altersmundart unsere Dialekte rettet, soweit sie der allgemeinen Verständigung nicht hinderlich sind. Da kommt immer wieder frische Nahrung in die traurige Gebildetensprache. Und so ist ja die Altersmundart nicht, daß sie die Sprache des Kindes nachahmte, kopierte. Sie ist fast übereinstimmend mit der offiziellen Grammatik und dem offiziellen Wortschatz — mit Abzug aller Phrasen. Und wenn es „raus" statt „heraus" heißt, so sei dem Schönheitsempfindlichen gesagt, daß es in hundert Jahren in den rollendsten Verstiraden voraussichtlich auch so heißen wird. Wer aber so sehr gegen das Berlinische ist, der ziehe nach München und gebe dort einen Münchener „Hauslehrer" heraus. Von jemandem, der in Groß-Lichterfelde seit Jahr und Tag wohnt, kann er's einmal nicht „schöner" haben. Außerdem ist's mir menschenunmöglich, einen tieferen Unterschied zu finden zwischen „'raus" und „'naus", außer dem Klanglichen, in dem sich allerdings ein gewaltig verschiedener Volkscharakter ausspricht; aber weil einem der eine angenehmer ist als der andere, darum wird man doch dem anderen nicht das Recht seiner Seins- und Sprechart nehmen wollen. Überdies sind die Werke in Altersmundart bei ihrer leisen dialektischen Färbung, ohne die sie gar nicht hätten entstehen können, für das Kind, dem eine andere dialektische Färbung natürlicher wäre, noch zehntausendmal naturgemäßere Kost als all seine gebräuchlichen Lehr-, Lese- und Unterhaltungsschriften.

Ich will nun zwei Proben geben aus den Märchen und Sagen der Helene Otto. Da muß ich mir aber die kürzesten aussuchen, weil ich nicht Bruchstücke geben möchte. Zuerst das „Anfangsmärchen":

Ich hatte mich mal verlaufen. Und da konnte ich mich gar nicht nach Hause finden. Es war sehr spät, und wie ich nach der Uhr sah, da war es zwölf. Ich war gerade an einem kleinen Bache; da kam auf einmal eine Nixe aus dem Bach. Das war eine Frau mit einem Fischleib. Die sang etwas, was ich nicht verstehen konnte. Da kam auf einmal aus der Erde ein ganz kleiner Mann; das war ein Zwerg. Der

* Verlag von K. G. Th. Scheffer, Leipzig.

Digitized by Google

sagte der Nixe ganz freundlich guten Tag. Und als die eine Weile geredet hatten, da kam eine Luftfee; die drei fingen nun an zu tanzen und erzählten sich allerhand. Aber sie sahen mich nicht.

Und sie lachten über die Menschen. Dann sagte der Zwerg zu der Nixe: „Was hast du eigentlich zu tun?"

Da sagte die Nixe: „Ich wohne im Meere, aber ich bin in einem Fluß hier rauf gekommen. Ich habe im Meere meine Arbeit. Ich muß die kranken Muscheln sammeln und die Perlen rausnehmen. Davon bauen wir unserer Königin ein Schloß. Und dann muß ich aufpassen, daß das Wasser im Winter nicht zu kalt wird. Da habe ich genug zu tun. Was tust du denn?"

Da sagte der Zwerg: „Ich grabe Gold. Was tut denn aber die Luftfee?"

Da sagte die Luftfee: „Ich helfe pusten, wenn's Wind gibt. Das ist eine große Arbeit."

Dann faßten sie sich an und tanzten. Die Nixe blieb aber dabei immer im Wasser, und die Luftfee blieb immer in der Luft. Und der Zwerg sprang immer über das Wasser rüber.

Auf einmal war die Luftfee weg, und dann war auch der Zwerg weg. Und die Nixe schwamm auch fort. Ich sah mich um, und da sah ich einen Weg und ging immer darauf weiter und kam so nach Hause.

Das ist ein wirkliches „Anfangsmärchen": eine Reihe Märchenmotive leicht verschlungen. Und die Fee, die Nixe und der Zwerg — die leben wirklich, auch ohne daß der poetisierende Erwachsene es ihnen gnädig gestattet, leben aus eigener Lust und von Gottes Gnaden. Man höre nur, wie sie selber sprechen, ohne daß ihnen was eingeblasen ist, und wie ernst es ihnen ist: „Ich helfe pusten, wenn's Wind gibt. Das ist eine große Arbeit." Darum sind's auch nicht die traditionellen Märchengestalten, denen man ihre künstliche Wiedererweckung daran anmerkt, daß sie in furchtbar langweiligen Allegorien die Tiefe der Welt zu ergründen versuchen, sondern jene leichten, klaren, ewigen Märchengestalten und Märchenmotive, die eine wesentlich menschliche Naturanschauung waren, sind und bleiben werden, und vor denen es recht kleinlich ist, nach der äußerlich-realen Existenz zu fragen. Es werden gerade in unserer Zeit wieder viel Märchen geschrieben und gemalt. Aber so urechte wie diese habe ich nur noch zweimal wiedergefunden. Ich kann sie nur in der Vergangenheit mit den Grimmschen vergleichen, die freilich doch schon stark schriftdeutsch sind, in der Gegenwart mit denen von Verena zur Linde. Aber da würde eine Vergleichung jetzt zu weit führen. Wie sehr aber die Altersmundart dazu gehört, das wird der Leser gefühlt haben. Aus ihr sind diese Märchen überhaupt erst möglich geworden. So ist Sprache und Geist untrennbar eins. Ohne Frage sind ähnlich die ältesten Märchen erzählt worden. Die Spuren sehen wir in allen Volksbüchern. Aber dann haben's die Rhapsoden, die Kunstdichter, die Sammler, die Gelehrten in die Finger bekommen, nach Willkür damit geschaltet und es uns in verderbter Form überliefert. Selbst die Wissenschaft hat in unseren Tagen das einsehen lernen. Wo ist unverfälschte Sprache? Ja, einen Ort weiß ich noch: Luthers Bibel. Das ist für mich noch heute ein einziges Deutsch. Aber ob uns nicht die Altersmundart zu etwas Ähnlichem führen kann, wenn sie Gelegenheit gewinnt, immer breiter und immer mächtiger zu wirken?

Nun als zweites Beispiel die Nacherzählung von Goethes „Fischer" in derselben Mundart der Achtjährigen. Das ist wieder als Vorstufe für das Gedicht gedacht, so daß das Kind, nachdem ihm das vorgelesen worden, das Gedicht mühelos genießt. Und die Erfolge, die ich kenne, sind Gewähr für diese Methode. Dennoch muß ich bekennen, daß ich selbst von der Altersmundart und der Dichterin Helene Otto so befriedigt werde, daß ich danach gar kein Bedürfnis verspüre, das Original zur Vergleichung heranzuziehen. Für mich ist's einfach eine neue Bearbeitung desselben Stoffes. Das kann freilich bei der starken Eigenart der Helene Otto nicht anders sein. So wenig die Dichterin von sich selbst spricht, so sachlich, so für sich, so außen alles dasteht, es liegt doch ihr Innerstes darin. Und eben das ist ja das Ideal der Altersmundart, daß sie nicht Nachahmung sei, sondern selbstschöpferische Teilnahme am Leben des Kindes. Nun also die Erzählung vom Fischer.

Es war einmal ein Fischer. Der saß am Wasser und angelte da nach Fischen. Da kam auf einmal aus dem Wasser eine Nixe heraus. Die sagte zu dem Fischer: „Warum lockst du die armen Fische alle nach oben? Du weißt nicht, wie vergnügt so ein Fischlein ist, wenn es da unten ist. Wenn du es wüßtest, dann kämst du runter. Sieh mal, die Sonne spiegelt sich im Wasser, und der Mond spiegelt sich auch im Wasser. Sieh mal, wie schön blau das Wasser

Digitized by Google

ausſieht, weil ſich der Himmel drin ſpiegelt. Willſt du nicht runter kommen ins Waſſer?“

Die Nixe ſang halb, und halb ſprach ſie. Und ſie ſprach ſo freundlich und ſang ſo ſchön, daß dem Fiſcher ganz ſonderbar wurde. Er wollte gar zu gern ins Waſſer. Aber er dachte, er könnte da leicht ertrinken.

Das Waſſer kam höher und kam ihm an den Fuß, und der Fiſcher ſehnte ſich danach, da unten zu ſein.

Und die Nixe zog ihn mit ſich runter, und er wehrte ſich nicht, er fiel halb von ſelber ins Waſſer. Und ſeitdem hat ihn niemand mehr geſehen.

Noch vor einem Mißverſtändnis will ich warnen. Es ſei die Gefahr, denken manche, daß Kinder, die ihre Altersmundart zu hören und zu leſen bekommen, ſich ſprachlich nicht weiterentwickeln. Davon kann natürlich keine Rede ſein. Ein Baum, den man nicht beſchneidet, ein Hund, dem man nicht Schwanz und Ohren ſtutzt, hören doch darum nicht auf, zu wachſen. Außerdem ſprechen ja die Erwachſenen immerfort in Gegenwart der Kinder ihre Erwachſenenſprache, und die Kinder wollen auch das erklärt haben. Alſo die Sprache des Kindes entwickelt ſich immer fort, auch wenn man ſie ihm nicht gewaltſam nimmt, aber ſie entwickelt ſich organiſch, zu einer echten Sprache. Und für die Sprache der Erwachſenen erwarte ich ſehr viel durch die Altersmundarten, wie ihr die Dialekte immer wieder viel genutzt haben. Da ſagt einmal Berthold Otto: „Das ſicherſte Mittel, ſich von Scheinbegriffen zu befreien, iſt der bewußte und tatkräftige Verzicht auf die gewohnheitsmäßigen Phraſen, in denen eine beſtimmte Scheinerkenntnis unſerem Geiſte eingefügt iſt. Und gerade dazu leiten die Kinderfragen uns an; gerade dazu empfehle ich immer wieder das Studium und den Gebrauch der Altersmundarten. Die Altersmundart des Kindes, mit dem wir uns zu verſtändigen ſuchen, raubt uns ohne weiteres unſere geläufigſten Phraſen; denn dieſe haben nur im Salon, im Feuilleton und in wiſſenſchaftlichen Büchern Kurswert, aber nicht in der Altersmundart. Da heißt es, nicht Ausflüchte machen: ‚O, im Rhodus des Salons erhebe ich mich ſo und ſo hoch auf den Stelzen der Phraſe.‘ Da heißt es: ‚Nun heb' dich mal hier mit deinen natürlichen Gliedmaßen bloß ſo hoch, daß du in das Weſen dieſes Dinges hineinſehen kannſt.‘. Kein Wunder, daß viele Phraſenhelden ſich von der Altersmundart angewidert fühlen, daß es ihnen grauſet vor den ‚Albernheiten‘, zu denen das unerbittliche Denken des Kindes ſie zwingen will. Es gehört wirklich etwas Mut dazu.“

Möge mancher der Leſer den Mut haben! Er wird ſich um die glückliche Fortentwicklung deutſcher Sprache und deutſchen Geiſtes ein Verdienſt erwerben, das erſt ſpätere Zeit wird ermeſſen können.

Herbſtgefühl.

Geſchwungene Kuppen fern im Rund
Und Herbſtesbläue.
Vom Tal lallt einer Glocke Mund:
Klage, Reue.

Du biſt dein Leben lang geſtiegen
Und haſt gerungen.
Doch wieviel Lebenshöhen liegen
Noch unbezwungen! ...

Schon leiſ' erlahmt die Steigeluſt,
Du möchteſt ruh'n
In ſtillem Schau'n, an warmer Bruſt.
Doch unter grauen Wolken glänzt der kalte Schnee,
Wohin du mußt!

Carl Meißner.

Digitized by Google

Ein Teil der Stadt Braunschweig in der Gegenwart vom Nußberg aus gesehen.

Braunschweig.

Ein deutsches Städtebild von Prof. Gustav Bohnsack.

II.

Man würde ein unzutreffendes Bild gewinnen, wollte man aus dem bisher Gesagten folgern, daß mit dem Niedergange des Handels eine allgemeine Erschlaffung des Braunschweiger Bürgertums sich eingestellt, alle besseren Kräfte sich erschöpft hätten. Dagegen zeugen doch vor allen Dingen die durchweg monumental gehaltenen Kirchen. Deren Gründung fällt freilich noch in die Zeit vor dem Umschlag auf wirtschaftlichem Gebiete, die jetzige Erscheinungsform gehört aber späteren Perioden an. Die folgenden Daten zeugen dafür. So sind die oberen Turmgeschosse der Katharinenkirche 1379 aufgeführt, also unmittelbar nach jener Katastrophe; der Abschluß ist sogar erst 1500 vollbracht. Die reizvolle Annenkapelle an der Martinikirche, deren Kuppelkrönung im neunzehnten Jahrhundert den Kunstpuritanern ein Dorn im Auge war, datiert aus dem Jahre 1434, die schöne Kanzel und die Orgel sogar aus jener Zeit, wo die Renaissance einen völligen Wandel des Geschmacks herbeigeführt hatte, und so erhielten fast alle Kirchen wesentliche Bereicherungen. Mit Recht ist Braunschweig daher stolz auf seine Kirchen. Weisen sie auch fast nie ein einheitlich-stilistisches Bild auf — nun, wir haben uns ja schon dahin geäußert, daß wir das keineswegs für einen Mangel halten. Nur nach einer Richtung möchten wir spätere Änderungen beklagen, daß nämlich mehrere als Basiliken angelegte Gotteshäuser schon während des Mittelalters in Hallenkirchen umgewandelt wurden. Zu der Einführung dieses etwas vernüchterten Raumgebildes haben vielfache Momente zusammen gewirkt. Zunächst wohl die aus Platzmangel herbeigeführte Verbreiterung der Seitenschiffe, wobei natürlich auch der ursprünglichen Höhe zugelegt werden mußte; sodann allerlei konstruktive Vorteile und schließlich auch wohl der allgemeine Zeitgeschmack. Weniger zu beklagen ist diese Kirchenform, wenn sie von Anfang an geplant und somit die sich bei Umbauten notwendig ergebenden Inkonsequenzen vermieden sind, wie bei der Ägidienkirche. Diese, im Jahre 1115 durch die Markgräfin Gertrud auf dem damals noch vor der Stadt belegenen Köppenberge gegründet und mit den Gebeinen des heiligen Autor versehen, verfiel im Jahre 1278 einer jener verheerenden Feuersbrünste, an denen das Mittelalter so reich ist. Nun erstand der jetzige Bau, besser, schöner, doch nur mit einem hölzernen Notturm versehen. Jetzt ist kein Turm da, an der ruinenhaft erschei-

Digitized by Google

Das Herzogliche Hoftheater.

nenden Westseite rankt Efeu in dichten Massen, über dem Ganzen das den Hallenkirchen eigene mächtige und ungegliederte Dach, und nur die Joche sind äußerlich durch Giebel gekennzeichnet — der einzige Schmuck über das Notdürftige hinaus. Hat das Äußere somit nicht viel Verlockendes, so ist der Innenraum um so großartiger, so daß man die Gleichwertigkeit der Schiffe über der ausgesprochenen Schönheit der Verhältnisse gern vergißt.

Keine der Braunschweiger Kirchen hat so viel widrige Schicksale aufzuweisen wie St. Ägidien. Endlich wurde sie 1811 von der westfälischen Regierung zu einem Heumagazin degradiert, 1836 aber, einigermaßen wiederhergestellt, profanen Zwecken definitiv überwiesen. Kunstausstellungen und öffentliche Versammlungen wurden darin abgehalten; doch am schönsten kommt der Innenraum zur Geltung, wenn am Karfreitag die grandiose Matthäuspassion hier aufgeführt wird. Das ist ein Zusammenwirken von Architektur und Musik! Da fühlen wir aus dem gewaltig einherschreitenden Tongemälde denselben Rhythmus heraus wie bei der ernsten markanten Aufeinanderfolge der Arkaden, das musikalische Ornament findet ein Gegenstück in dem architektonischen, in der reichen Gliederung der Pfeiler, der Gewölberippen, der Schlußsteine; — und wenn das von den Oboen und der Flöte umsponnene Sopransolo mit dem einzelnen Klagelaute fast unirdisch ausklingt, da ist es der weite, mächtige Raum, der das Gefühl irdischer Enge aufhebt, sind es die federnden Pfeilerdienste, welche unseren Blick nach oben ziehen; da ist es der spielend leichte Gewölbeschluß, der eine Begrenzung über uns kaum noch empfinden läßt; und so werden wir nach den wunderbaren Klängen nicht plötzlich zurückversetzt auf die platte, nüchterne Erde, sondern die Seele kann ohne Zwang in der gewonnenen gehobenen Stimmung weiterleben.

Nicht unwesentlich wird diese Übereinstimmung von Musik und Architektur unterstützt durch das Licht der mächtigen Gaskronen im Mittelschiff, denn die Passion findet am Abend statt. Der wesentliche Teil der Halle ist nun auch sein Lichtmittelpunkt, und ausgelöscht ist jener Mangel, welcher Hallenkirchen nun einmal anhaftet: die überreichliche und gleichwertige Beleuchtung von beiden Langseiten, wie sie der Tag mit sich bringt. Selbst das Fehlen jeglicher Farbe ist günstig, indem die abstrakte Schönheit der Raumverhältnisse allein und um so eindringlicher auf uns wirkt.

Wir wollen gern anerkennen, daß die Umwandlung der Ägidienhalle — wie sie jetzt heißt — zu einem vaterländischen Museum auch vom idealen Standpunkt aus gerechtfertigt ist; wir wollen uns freuen, wie geschickt die Reste des Kreuzgangs und das Refektorium in die Sammlungsräume verflochten sind, haben nur Lob für den Wieder-

Das Innere der Martinikirche.

aufbau des Chores der leider abgebrochenen Paulinerkirche, mit welchem an dieſer Stelle nicht nur die notwendige Raumerweiterung gewonnen, ſondern auch eine Bereicherung des früher nicht anmutenden Architekturbildes von Süden her zuſtande gekommen iſt; aber wir können trotzdem unſer Bedauern nicht unterdrücken, fortan die Paſſion in einem Konzertſaale hören zu müſſen.

Ja, die Braunſchweiger Kirchen! Nicht nur architektoniſch faſt alle bedeutſam, nicht nur hiſtoriſche Dokumente von hohem Wert, auch als Straßenbilder ſind ſie voller Eigenart, ſind ſie ſomit beſtimmend für die Phyſiognomie der

Stadt. Und was viel sagen will, die Neuzeit mit ihren Rücksichtslosigkeiten hat sie nach dieser Richtung noch in keinem Falle geschädigt.

Man gehe nur einmal durch die Stecherstraße von Westen her. Sie ist noch ebenso eng und krumm wie früher, trotz vielfacher Neuerungen. Wenn man dann plötzlich den Hagenmarkt vor sich hat mit der Turmfassade der Katharinenkirche, die unteren romanischen Stockwerke wie eine feste Bank hergerichtet, aus der sich das herrliche Säulenportal und die Rosette nur um so wirksamer hervorhebt; dann weiter oben die sich trennenden Türme und ein Giebel dazwischen mit filigranartigem Maßwerk, die Geschosse in schönstem Höhenrhythmus, darüber die ungleichen Helme — wem ist diese Erscheinung nicht ein Bild voller Poesie, dem keine Kritik über Einzelbildungen etwas anhaben kann! Wer aber noch nicht glauben kann an diese Fülle von Schönheit, der mache einen letzten Versuch bei Vollmondschein. Wird er auch da nicht aufgerüttelt in seinem innersten Empfinden, so gehe er nach Salas y Gomez!

Das Abt-Denkmal von Prof. Echtermeier.

Auf dem großen Hagenmarkt stand früher das alte Theater, vom Herzog Anton Ulrich aus und in den Resten des Hagener Rathauses erbaut. Nachdem das neue Theater vollendet, ist das alte im Jahre 1864 abgerissen, und das war kein Schaden. War es doch weder zweckmäßig und tüchtig in der Ausführung, noch von irgendwelchem künstlerischen Werte. Nach vielen Kämpfen hat der verstorbene hochverdiente Stadtbaurat Tappe seinerzeit durchgesetzt, daß der Platz frei blieb; und wenn sich in der Neuzeit Stimmen erheben, welche grundsätzlich die Freilegung alter Kirchen bekämpfen, so entgegnen wir: sie haben ebenso unrecht wie diejenigen, welche diese Bauwerke stets an großen Plätzen sehen wollen. Der Einzelfall will da stets für sich geprüft werden. Der Hagenmarkt spricht eine zu beredte Sprache, als daß wir seine jetzige Gestalt noch rechtfertigen müßten. Wenn man nach Freilegung des Platzes geglaubt hat, ihn noch gliedern zu müssen, so zeugt das nur für das Feingefühl der damals maßgebenden Persönlichkeiten. Stellung, Masse und Komposition des in den siebziger Jahren des dahingeschiedenen Jahrhunderts von Winter errichteten gotischen Monumentalbrunnens mit dem Standbilde Heinrichs des Löwen verdienen uneingeschränktes Lob.

Bilder über Bilder! Vom „Schilde", einem ganz kleinen Platze inmitten der Stadt, betritt man den Meinhardshof. Gewiß gibt es im deutschen Vaterlande viele solcher Gassen mit engbrüstigen Häusern, die sich nach oben Stock um Stock weiter vorschieben, mit Giebeln und Erkern und Luken vollauf besetzt, und zwischen all diesen Zutaten oberhalb der Dachtraufe spielt die liebe Sonne. Hier vermag sie einen breiten Lichtstreifen in das Düster der Gasse zu senden, dort läßt sie die roten Dachflächen erglänzen und verbreitet den Abglanz der Farbenglut als Reflex auf dem Gegenüber: hier feiner Glitzer auf dünnen Glasscheiben, dort mächtiges Dunkel in geöffneten Haustüren. Gewiß findet man viel derartiges in alten Städten, nicht oft aber solchen Schlußeffekt wie hier. Nach mehrfachen Windungen zeigt sich ganz plötzlich eine hell erleuchtete Querstraße, und vor unseren Augen erscheint nunmehr innerhalb einer nochmaligen Straßenverlängerung der südliche Turm der majestätischen Andreaskirche, der höchste der Stadt. Das ist so

Die Alte Wage zu Braunschweig.

Zu Prof. G. Bohnsack: Braunschweig.

Digitized by Google

Kaiſer-Wilhelm-Straße mit der Kaiſer-Wilhelm-Brücke im Vordergrunde.

ein Punkt, wo die Schilderung verſagt, wo man nicht weiß, welchem Zuſammenwirken von Linien und Maſſen man den Eindruck dieſer Großartigkeit zuſchreiben ſoll. Zu Füßen des Turmes liegt die „Alte Wage“, ein Fachwerkbau aus dem Jahre 1534. Sie deckt die untere Partie des Andreasturmes, aber es gereicht ihr zum Vorteil, daß ihr Detail ein ganz anderes iſt als das der Kirche; ſie würde erdrückt werden von der Wucht des Turmes, trüge ſie nicht ein völlig abweichendes Gepräge, und das rettet ihre Selbſtändigkeit und ſichert ihr die wohlverdiente Würdigung.

Der erwähnte Meinhardshof ſoll ſeinen Namen von einem Anweſen derer von Meiners führen. Jetzt hauſen dort ausſchließlich Kleinbürger, unter ihnen vor längeren Jahren ein Mann von origineller Art, der Brunnenmacher Verdrieß. Ein kleiner, unterſetzter Mann, an Sonntagen glatt raſiert, mit gelblich-roten Haaren, blauen Augen, die immer nach einem Spaß ſuchten. Von Natur war er gutmütig; aber wehe denen, welche ſich ihm hochmütig nahten oder ihn gar zu uzen verſuchten, da kannte ſeine Schnoddrigkeit keine Grenzen. Jeder Zoll ein Braunſchweiger Kleinbürger. Als der letzte Herzog Wilhelm ſein fünfzigjähriges Regierungsjubiläum feierte, ließen es ſich ſelbſtverſtändlich auch die Bewohner des Meinhardshofes nicht nehmen, abends zu illuminieren. Da führte das Haus unſeres Brunnenmachers in einem großen Transparent folgenden Vers:

Ek bin de Brunnenmaker Verdrieß.
De Gas is mek tau düer im Pries,
Drum nehm ek Öllige un Tran,
Ek denke, dat ſall ook woll gahn.
Dortchen, ſtick de Lampe an,
Dat uſe Herzog ſehn kann.
Öllige hebb ek'r all uppegeben —
Uſe Herzog, de ſall leben!!

Echte niederſächſiſche, echte Braunſchweiger Poeſie.

* * *

Wir würden den Überblick über diejenigen maleriſchen Stadtbilder, bei denen Kirchen die architektoniſche Dominante abgeben, noch erheblich ausdehnen können, wenn uns der nötige Raum zu Gebote ſtände, und zwar ohne Anklänge an das bisher Gebotene. Denn es iſt ja gerade ein Vorzug alter Städte,

Digitized by Google

Löbbeckes Insel am Petritorwall.

daß von Regelmäßigkeit im heutigen Sinne nicht die Rede ist, und daher die Vielfältigkeit der Bilder. Gegenwärtig eine Anlage zu schaffen, wie den Zugang zur Magnikirche von Westen, wäre einfach undenkbar. Da schieben sich Häusergruppen vor die Westfront, rechts ein steiles rotes Dach mit schattigem Giebel, links ein allerliebstes Holzhaus mit braunem Balkenwerk, roten Backsteinflächen und weit vorstehenden Stockwerken; dahinter aber bildet die in ihren Maßen nicht bedeutende Kirche zu diesen Häusergruppen eine Silhouette, wie sie interessanter nicht gedacht werden kann. Eigenartige Effekte findet man da, wo noch die alten Okerarme die Stadt durchziehen. Der träge im Schatten dahinschleichende Fluß spiegelt dunkle, halbverfallene Planken, die Begrenzung ärmlicher Höfe, schwere Zweige strotzenden Gebüsches hängen darüber weg, noch reicher und üppiger wird dadurch die Spiegelung in Form, Farbe und Tiefe; und über dieser träumerischen Erscheinung erheben sich im vollen Tagesglanze altes Balkenwerk, gelbe Lehmwände, tief blauschwarze Lukenöffnungen — alles das noch im Vordergrunde, während in der Ferne federnd leicht im feinsten Grau herrliche Türme zum Vorschein kommen.

Wir müssen uns, wie gesagt, Beschränkung auferlegen und wollen nur noch einer Kirche Erwähnung tun. Nicht ihrer architektonischen Qualitäten wegen, obgleich auch diese Stoff genug böten zur Schilderung, sondern weil sie die erste ist, in welcher protestantischer Gottesdienst in Braunschweig abgehalten wurde, die Brüderkirche, ehemals dem Bettelorden der Franziskaner gehörig.

Früh hat die Reformation in Braunschweig festen Fuß gefaßt. Auf Andrängen der bürgerlichen Bevölkerung sah sich der Rat im Jahre 1525 genötigt, den gelehrten Theologen Winkel als Prediger zu berufen, aber kein Geringerer als Bugenhagen, der treue und unerschrockene Freund Luthers, ist es, dem wir die Organisation des gesamten protestantischen Gottesdienstes und die unseres Schulwesens verdanken. Ihm ist daher mit Recht das Standbild gewidmet, welches den vor der Westseite der Brüderkirche belegenen kleinen Platz ziert.

In die Reformationszeit fällt auch der Beginn eines Umschwungs in den politischen Verhältnissen. Heinrich der Jüngere nahm auf Anregung seines Bruders Georg den ersten tatkräftigen Anlauf, jenen unseligen Erbteilungen ein Ende zu machen, welche das

Digitized by Google

Fürſtenhaus mehr und mehr ſchwächten, anderſeits die Selbſtändigkeitsgelüſte der Stadt nur fördern mußten. Es kam ein Vertrag in der Wolfenbüttelſchen Linie des welfiſchen Hauſes zuſtande, nach welchem nur der älteſte Prinz die Regierung antreten ſollte. Nach dieſem Erfolge bot Heinrich alles auf, die Stadt, den Sitz ſeiner Ahnen, wieder in ſeine Botmäßigkeit zu bringen, der er wegen des von ihr angenommenen neuen Glaubens ſo wie ſo nicht hold war. Seine ſtürmiſchen Bemühungen haben aber ſelbſt mit Hilfe des Kaiſers nur geringen Wandel ſchaffen können, und ebenſowenig blühte ſeinem Sohne Julius das Glück. Vielleicht iſt es dem Verdruß über ſeine fehlgeſchlagenen Hoffnungen zuzuſchreiben, daß Julius die von ihm im Jahre 1574 gegründete neue Univerſität nach Helmſtedt und nicht nach Braunſchweig verlegte. Beſonders empfindlich war den Einwohnern unſerer Stadt, daß ſie verpflichtet wurden, die Landtage zu beſchicken, wodurch ſie ſich in den Rang der übrigen Ortſchaften herabgedrückt ſahen. Das war ſtets der heikle Punkt, dem man ſeitens der Stadt widerſtrebte, an dem das Fürſtenhaus feſthielt. Unter Heinrich Julius erneuter heftiger Zwiſt, Uneinigkeiten unter der Einwohnerſchaft durch Parteinahme einzelner für und wider den Herzog. Es kommt zu häßlichen Verwicklungen, der edle Stadthauptmann Hennig Brabant muß, aufs ſchmählichſte beſchuldigt, ſein Leben laſſen; der Herzog, beleidigt und erzürnt ob dieſer Vorkommniſſe, beginnt den Kampf von neuem, wiederum ohne endgültige Beilegung der ſtreitigen Punkte. Manche auf idealem Gebiet liegenden Vorteile ſind der Stadt unter dieſem fortwährenden Hader entgangen. Wie die Univerſität in Helmſtedt, ſo wird unter Auguſt dem Jüngeren die weltberühmte Bibliothek in Wolfenbüttel gegründet.

Den Abſchluß fand der jahrhundertelange Kampf durch Herzog Rudolf Auguſt im Jahre 1671. Alle Vettern und Verwandten wurden aufgeboten, um dieſer für das Fürſtenhaus ſchmachvollen Lage ein Ende zu machen; aber der endliche Erfolg iſt wohl nicht allein der vereinten Kraftentfaltung zuzuſchreiben, die Stadt litt zu ſehr unter den Folgen des Dreißigjährigen Krieges, um noch die ehemalige Widerſtandsfähigkeit zu beſitzen. Die nächſte Folge der regelrechten Eroberung war die Umgeſtaltung der ſtädtiſchen Verfaſſung in monarchiſchem Sinne. Geſpannt blieb freilich das gegenſeitige Verhältnis noch immer,

Partie im Bürgerpark.

Vom Siegesdenkmal. (Gruppe von Prof. Diez.)

neue Nahrung wurde dieſem durch den Übertritt Anton Ulrichs zum Katholizismus gegeben, nach wie vor blieb auch Wolfenbüttel Reſidenz. Selbſt dann noch, als Herzog Auguſt Wilhelm am „Grauen Hofe" zu Braunſchweig ein neues Schloß erbauen ließ. Erſt unter Karl I. zeigten ſich trotz der trüben Zeiten des Siebenjährigen Krieges die wohltätigen Folgen des endgültigen Ausgleichs. Nachdem dieſer ſeine Reſidenz nach Braunſchweig verlegt hatte, rief er Schöpfungen ins Leben, die noch heute bedeutungsvoll daſtehen. Eine höhere Bildungsſtätte erſtand unter der ſachverſtändigen Organiſation des Abts Jeruſalem, das Collegium Carolinum, damals eine Anſtalt zwiſchen Univerſität und Gymnaſium ſtehend, zugleich aber den praktiſchen Berufsarten Rechnung tragend; ſie iſt der Grundſtock der heutigen Techniſchen Hochſchule. Sodann gründete Karl das Herzogliche Muſeum. Zunächſt war das nur ein Zuſammenfaſſen von Kunſtgegenſtänden und Merkwürdigkeiten aus verſchiedenen herzoglichen Schlöſſern; bald aber wurden dieſe Schätze vermehrt durch die Majolikaſammlung und die Reſte der Bildergalerie aus dem Schloſſe zu Salzdahlum. Und wenn uns auch die napoleoniſche Zeit um einen erheblichen Teil der Kunſtwerke gebracht hat, von denen nicht allzuviel im Jahre 1814 zurückerſtattet wurden, ſo kann ſich doch unſer jetziger Beſitz qualitativ jeder großen Sammlung an die Seite ſtellen. Freilich hat der Bauſinn und die Prachtliebe dieſes Fürſten dem Lande übergroße Opfer auferlegt; um der idealen Güter willen, die er geſchaffen, wollen wir ihm dennoch Dank wiſſen. Sein Sohn Karl Wilhelm Ferdinand verſtand es dagegen vorzüglich, eine geordnete Finanzwirtſchaft zu begründen; leider wurde ſeinem

Der Eiſenbahnpark mit dem Waſſerturm.

Digitized by Google

segensreichen Wirken durch das Unglück des deutschen Volkes bei Jena ein Ziel gesetzt.

In solcher Beleuchtung, in der Erinnerung an so viele Kämpfe und Prüfungen zeigen die uns überkommenen Denkmale der letzten Jahrhunderte ein doppelt ehrwürdiges Antlitz. Jeder Schritt durch die Straßen bietet uns Zeugen jener bedrängten Zeiten, glücklicherweise aber auch frohe Bilder. — —

Für die Gesamterscheinung der heutigen Innenstadt — denn nur um diese handelt es sich hier — sind gerade die eben geschilderten Jahrhunderte ausschlaggebend geworden; den Wohnhäusern und somit den ganzen Straßenzügen haben sie ihren Stempel aufgedrückt. Es ist somit die späte Gotik und die Renaissance in allen ihren Entwicklungsphasen, welche uns hier in Massivbauten, in Fachwerksgebäuden und in gemischter Bauart entgegentreten. Bei den ersteren sind meist mehrere Stockwerke ohne trennende Horizontalgesimse von Bruchsteinen hergestellt, die feineren Architekturteile von Quadern. So hebt sich schon durch die Bearbeitung des Steines das Wichtige von dem weniger Wichtigen ab. Fast immer aber ist als Hauptschmuck ein stolzes Portal da, und immer wird man Freude an der daran entwickelten Phantasie haben, nie ist das eine wie das andere. Hier begrenzen Säulen mit einem Gebälk nach klassischer Art den Eingang, dort sind Karyatiden oder Hermen oder auch phantastische Tiergestalten als tragende Teile des Architekturgerüstes verwendet; bald haben die Gebälke ein langentwickeltes, nur in der Mitte betontes Ornament als Krönung, bald einen ragenden Giebelaufsatz mit seitlichen Gehängen, bald auch Figuren als Landsknechte gestaltet usw. Oft ist auch nur eine einfache Quadrierung die Einfassung der Haustüren, oder sie sind analog dem mittelalterlichen Portal mit tiefer Einziehung nach innen bedacht. In den meisten Fällen führt das Portal in eine Hausflur in gleichem Niveau mit der Straße. Dann steht also die Höhe des Sockels und des Erdgeschosses zur Verfügung, was natürlich für eine große Entwicklung außerordentlich günstig ist.

Sind die Gebäude von gemischter Bauart, so ändert sich das beschriebene System nicht, es fügt sich eben nur noch ein Holzstockwerk als Krönung des Ganzen hinzu. Das Holz aber immer in starken Dimensionen über den rein statisch-mechanischen Bedarf hinaus, und

Das Lessing-Denkmal von Rietschel.

dann sind Schwellen, Ständer, Riegel und Holme mit Schnitzwerk und Konsolen geziert und in ihrer vorwiegend braunen Erscheinung auch ein prächtiger Gegensatz zu dem grauen Gestein der unteren Geschosse; und noch lebhafter wird die Wirkung, wenn das Holzwerk mit roten Backsteinen ausgesetzt ist.

Vielleicht am interessantesten sind die Fachwerksgebäude, auch heute noch in stattlicher Anzahl und Mannigfaltigkeit vorhanden. Als gemeinsame Eigenschaft ist das Vorspringen der oberen Stockwerke kennzeichnend; Konsolen der verschiedensten Art tragen diese Vorsprünge. Das Balkenwerk, zumal die Schwellen, ist reich geziert, seitliche Schrägbänder sind oft mit dem Ständer zusammen in ein fächerartiges Motiv verwebt, die Ornamente teils geometrisch, teils bandartig, teils figürlich, bei letzteren oft derben Humor zutage fördernd. So lebt sich hier eine reiche Phantasie aus, die erst mit dem Dreißigjährigen Kriege endigt. Dann eine Pause, und dann

Digitized by Google

machen ſich wie überall in Deutſchland franzöſiſche Einflüſſe geltend; der Maſſivbau gewinnt wieder die Oberhand, gegen die frühere Phantaſtik herrſcht mehr nüchternes Abwägen der Verhältniſſe. Auch dieſe Stilphaſe iſt durch gute Beiſpiele vertreten. —

Es wäre vergebliches Bemühen, in dieſen Zeilen durch Einzelbetrachtungen zugleich einen Überblick ſchaffen zu wollen; die beigefügten Abbildungen geben da beſſere und unmittelbarere Anſchauung als Worte. Dagegen muß noch auf gewiſſe Eigentümlichkeiten der Straßenführungen hingewieſen werden. In modernen Straßen gibt es faſt keine Biegungen mehr; wo nicht ältere Anlagen mitſprechen, wird geradlinige Richtung bevorzugt, weil dabei der Grund und Boden vorteilhafter auszunutzen iſt. Vormals lagen die Verhältniſſe immer ſo, daß Rückſicht auf Vorhandenes zu nehmen war, und dann wurde eine Richtungsänderung bewerkſtelligt teils durch gebogene Häuſerfronten oder durch polygonartiges Aneinanderreihen derſelben, teils aber, und dieſes Verfahren iſt das intereſſanteſte, ſchob man das eine Haus vor dem anderen vor, ſo daß, bis die Biegung vollendet war, jedes zugleich ein Stück Seitenfront hatte. Man prüfe daraufhin einmal die Breitestraße, wie ſie in den Bäckerklint übergeht — dort ſteht auch das ſogenannte Eulenſpiegelhaus —, und man wird ſich durch dieſe maleriſche Anordnung ſehr angeheimelt fühlen. Die Winkel, welche auf dieſe Weiſe entſtehen, ſind heute verpönt, aus Reinlichkeitsrückſichten, aber auch weil man ſie für unſchön hält. Es wird künftig ſicher einmal ernſtlich erörtert werden, ob man nicht derlei Freiheiten wieder zulaſſen ſoll, um der tödlichen Langeweile moderner Straßen zu entgehen.

Portal eines Hauſes am Bankplatz.

Ein Wort iſt noch zu ſagen über die Höfe der Stadt, obgleich dieſe in ihrer urſprünglichen maleriſchen Erſcheinung nicht mehr allzu zahlreich vorhanden ſind. Das Wort „Stimmung“ iſt, wohl infolge der Ausſchreitungen der neueſten Malerei, etwas in Verruf gekommen; dennoch wüßten wir den eigenen Zauber alter Braunſchweiger Höfe nicht beſſer als mit dem Worte „ſtimmungsvoll“ zu charakteriſieren. Losgelöſt von ſtiliſtiſchen Effekten, wirkt hier in erſter Linie der Raum, denn mit vollem Rechte wird man dieſen Begriff auch auf Höfe mit verhältnismäßig hohen Hauswänden ausdehnen müſſen. Je knapper die Maßverhältniſſe, deſto eindringlicher wird eine gewiſſe Doppelwirkung des Lichts: man fühlt ſich unter freiem Himmel, hat den Genuß des vollen Tagesglanzes, und doch zeigen die unteren Partien durchaus die Wirkungen eines Interieurs. Oben herrſcht das direkte Licht, unten ſpielen die Reflexe in ihrer un-

endlichen Mannigfaltigkeit; die grelle Sonne hebt die Lokalfarbe mehr oder weniger auf, das Reflexlicht verſtärkt ſie. So entſtehen denn dieſe reichen Effekte, die durch kleinere bauliche Gruppen, durch Dachverſchneidungen, durch weite Torwege mit dem Blick in dunkle Flurräume, durch Holztreppen und Verſchläge aller Art nicht nur das Spiel von Licht und Schatten vermehren, ſondern auch unendlichen Farbenwechſel hervorbringen. Dazu das Geheimnisvolle an ſolchen Orten, ja das unter Umſtänden Unheimliche ſelbſt ſchon zu den Tageszeiten, wo oben noch die Sonne mit ihren letzten Strahlen die Dachſpitzen umzittert.

Sie ſind zumeiſt verſchwunden, dieſe poeſievollen Binnenhöfe, und doch durften wir ſie nicht unerwähnt laſſen, da Anklänge und Überbleibſel noch in Fülle vorhanden ſind. Der Hof des ſogenannten Dammſchen Hauſes in der Jakobſtraße zeigt ſich z. B. faſt noch ganz in alter Geſtalt, und zwar in ſeiner reichen Renaiſſance-Formbehandlung den Braunſchweiger Typus deutlich vor Augen führend. Unwiederbringlich verloren iſt dagegen der Hof der abgebrochenen „Stadt London“ in ſeiner hervorragend maleriſchen Erſcheinung, ebenſo der Arkadenhof des alten Collegium Carolinum und der der ſogenannten „Pfeiferburg“, in welchen die Spitzen der hochragenden Martinikirchtürme hineinſchauten. Wer aber auf die Suche geht, findet noch zahlreiche Reſte, doch würde es unſere Kräfte überſteigen, mit Worten den Eindruck heraufzubeſchwören in ſeinem ganzen Reichtum, den man nur durch Augenſchein und, wo es ſich um Überbleibſel handelt, nur mit Hilfe der Phantaſie gewinnen kann. Freilich, einem echten Dichtergemüt gelingt es auch ohne Bild, nur mit Worten zu malen. Herrlicher kann man in dieſe Zauberwelt nicht eingeführt werden, als durch Wilhelm Raabes Cyriakushof im „Meiſter Autor“. Ich wüßte nicht, wem ich freudiger und zuverſichtlicher das Wort laſſen möchte zur Ergänzung dieſer Zeilen. —

Das Dannenbaumſche Haus.

Das neunzehnte Jahrhundert hat unſere Altſtadt nicht im Sinne der vorangegangenen Zeiten bereichert. Was gebaut iſt, ſteht unter dem Banne jener Stilſuche, welche ganz Deutſchland und ebenſo das Ausland ergriffen hatte, ohne eine beſondere Eigenart zu zeitigen. Dennoch ſtände unſer Bild nicht vollſtändig da, wenn nicht der Schöpfungen eines der hervorragendſten Architekten der Neuzeit gedacht würde, der zugleich ein Braunſchweiger Kind iſt. Mit dem Regierungsantritt unſeres letzten Herzogs Wilhelm im Jahre 1831 trat die Verpflichtung an das Land heran, für das abgebrannte Reſidenzſchloß am „Grauen Hofe“ Erſatz zu ſchaffen. Da war es der dreißigjährige Ottmer, bekannt ſchon durch den Bau der Singaka-

demie in Berlin, welchem dieſe Aufgabe zufiel. Wie er ſie unter ſchwierigen Verhältniſſen gelöſt, ſteht vor unſeren Augen. Zwar nicht ſein Bau, denn der iſt im Jahre 1865 wiederum ein Raub der Flammen geworden; aber er iſt doch getreu wiederhergeſtellt. Leider verkörpert er nur ein Bruchſtück der urſprünglichen Idee. Das Schloß ſelbſt ſteht zwar da, nicht aber die viertelrunden Kolonnaden, die ſich anlehnen und zwei Kavalierhäuſer am Bohlweg mit in den architektoniſchen Gedanken hineinziehen ſollten. Es exiſtieren noch Lithographien von dieſer Geſamtidee. Ottmer ſelbſt hat nicht mehr erlebt, daß die von ihm zur Ausſchmückung des Ganzen geplanten Kunſtwerke zur Ausführung kamen, ſo die herrliche, von Rietſchel entworfene und von Howaldt in Kupfer getriebene Quadriga hoch oben auf dem Mittelbau, und auch die Reiterſtatuen vor der Hauptfront, den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand und Herzog Friedrich Wilhelm darſtellend, ſind ſpätere Zutaten. Ein Denkmal allererſten Ranges iſt dieſes wahrhaft vornehme Schloß, ebenbürtig dem Beſten in unſerer Stadt. Und wenn das gleichfalls von dieſem leider früh verſtorbenen Baumeiſter entworfene Bahnhofsgebäude auch längſt nicht mehr dem heutigen Verkehr entſpricht — niemand wird leugnen, daß es wahrhaft groß und edel gedacht iſt. Möge die in Ausſicht ſtehende weitgreifende Veränderung unſerer Bahnhofsverhältniſſe uns nicht um dieſes herrliche Kunſtwerk bringen.

* * *

Frühling — Zauberwort! Iſt es nicht, als ob wir alljährlich etwas ganz Neues ſich vor unſeren Blicken entwickeln ſähen? Als ob wir das Wiedererwachen der Natur früher nie ſo recht ausgekoſtet und gewürdigt hätten? Wie ein neuer Abſchnitt unſeres Lebens tritt uns jeder Lenz entgegen, und beim Wandeln in all ſeiner Blätter- und Blütenpracht drängen ſich uns Worte auf die Lippen, und ſie nehmen unwillkürlich einen gewiſſen Rhythmus an.

So erſcheint uns denn auch Braunſchweigs Wall Jahr für Jahr in friſcher Jugendſchöne, ſobald die Blätter ſprießen und linde Lüfte wehen und die Vögel dazu ihre luſtigen Lieder ſingen. Selbſt dem Einheimiſchen, der ſchon lange Jahre ſeine Promenaden kennt,

Diele des Hauſes Fallersleber Straße 8.

Digitized by Google

Haus Fallersleber Straße 8.

geht dann das Herz auf; der Fremde aber iſt überraſcht und fragt nach der Entſtehung und dem Schöpfer. Dann wird ihm erklärt, daß es der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand geweſen, der im Jahre 1797 den Anfang mit der Niederlegung der Feſtungswerke gemacht und dann den Oberbaurat Peter Joſef Krahe, den großen Baumeiſter, beauftragt habe, an der Stelle der Mauern ſchöne Promenaden anzulegen. Das iſt denn freilich nicht ſo raſch gegangen. Die Fremdherrſchaft verzögerte ſo manchen guten Plan und die materielle Erſchöpfung des Landes nach dem Sturze des Korſen nicht weniger. Erſt im Jahre 1831 wurden die Promenaden vollendet, den Hauptzügen nach ſo, wie wir ſie noch heute ſehen.

Da ſteht im Oſten das im Jahre 1861 vollendete Hoftheater, ein einfacher und doch höchſt monumentaler Bau, an der Wallpromenade und zugleich quer vor dem Steinwege. Bezeichnet er infolge dieſer ſeiner Stellung gleichſam den Abſchluß der Altſtadt, ſo bildet ſeine Rückfront den Beginn der modernſten Stadtteile. Als vor wenigen Jahren ſich die Notwendigkeit herausgeſtellt hatte, das Theater nach neuen Prinzipien umzubauen und entſprechend zu erweitern, da fehlte nicht allzuviel, und es hätten jene öden Schönheitsbegriffe, denen unendlich lange, ſchnurgerade Straßen der Inbegriff alles Impoſanten ſind, geſiegt, und der würdige Bau wäre zur Seite geſchoben, um nur ja eine direkte Fortſetzung des Steinweges in die

Südlicher Turm der Andreaskirche.

neuen Straßenzüge zu gewinnen. Der gesunde Sinn hat die Oberhand behalten. Die Straße umkreist das Theater, findet sich hinter dem Bau auf einer neuen, figurengeschmückten Okerbrücke wieder zusammen und entwickelt sich von da an zu der neuen, stattlichen Kaiser-Wilhelm-Straße, welche sich bis zum Stadtpark erstreckt.

Früher, d. h. zur Zeit seiner Erbauung, stand das Hoftheater inmitten des Herzoglichen Parkes, heute scheidet es diesen in zwei gesonderte Hälften. In beiden erheben sich stattliche Hügel mit herrlichen Bäumen und Buschwerk, und am Fuße des nördlichen — der früheren Steintorbastion — steht das schöne, von dem heimischen Bildhauer Echtermeier entworfene und modellierte Denkmal für Franz Abt, den bekannten Liederkomponisten und Braunschweiger Hofkapellmeister. Durch diese Art der Stadterweiterung sind

Andreaskirche und Weberſtraße.

dieſe weitläufigen und dem Publikum frei zugänglichen Parkanlagen wohl für immer in ihrem Beſtande geſchützt. Nicht ſo günſtig ſteht es mit den öſtlichen und nördlichen Wallſtrecken. Da hat ſich bis zum Wendentor die Bebauung mit beiderſeitigen Häuſern im Drange der Umſtände leider nicht vermeiden laſſen; immerhin bilden alte Baumalleen die Begleitung der Fahrſtraße, bis ſich am Wendentor eine platzartige Erweiterung zeigt von ganz eigenartigem Reiz. Kleine Torwärterhäuſer mit Säulenvorhallen ſtehen zu beiden Seiten der hier durchſchneidenden Wendenſtraße, geradeaus aber hat man den Anatomieberg, ſo benannt von dem ehemaligen jetzt abgebrochenen Anatomiegebäude. Die Torhäuſer ſind mit wildem Wein und ſonſtigem Rankenwerk umwachſen, Rotdornen bilden die Einleitung zu der trotz des geringen Umfangs faſt waldartig bewachſenen

Höhe, Kiefern, Linden und hohe Pappeln schließen sich zu schönen Gruppen zusammen; die Wege umziehen in feinen Linien den Hügel, von dessen Höhe man westlich zwischen üppigen Bäumen die gewaltigen oberen Turmgeschosse der Andreaskirche sieht. Und zu Füßen des Hügels das Standbild des großen Mathematikers Gauß, welcher im Jahre 1777 in Braunschweig geboren worden ist.

Es folgt nunmehr eine Strecke von wahrhaft vornehmer Gestaltung. Die rechte Seite ist fast ganz im Besitze der heimischen Bankiersfamilie Löbbecke: hinter hohem Eisengitter gewaltige Rasenflächen, aber auch ehrwürdige alte Baumgruppen, die Villa zurückgerückt, entfernt vom großen Verkehr und doch gastlich einladend; wohingegen die linke Seite der Promenade in starker Böschung abfällt. Alte Häuser stehen da versteckt unter allerlei krausem Baumwerk, nur ab und zu zeigt sich zwischen der üppigen Blätterfülle die stolze Andreaskirche. Dann aber, an der Neustadtmühle, öffnet sich der Blick in die Stadt, trotz seiner neuesten Umgestaltung noch immer fesselnd. Eine Treppe führt nämlich von dem höhergelegenen Walle auf das Niveau der Häusergruppen neben der Andreaskirche, diese selbst zeigt sich in ihrer ganzen imposanten Westfront, zu ihren Füßen die „Alte Waage". Solche Blicke, so voller Ernst und Größe, haben wohl nicht viele Städte Deutschlands aufzuweisen.

Reichenstraße.

Wer weiter wandert, dem öffnet sich rechts eine ganz anders geartete Partie. Der Wall liegt wieder hoch, seitlich aber fällt das Terrain bis zu einem Okerarm, der hier zu einem stattlichen Weiher ausgeweitet ist, über welchem eine inselartig auftauchende Blutbuche ihre Schatten wirft, und gegenüber ein energisch aufsteigender Hügel mit einer schönen, hellgrauen Villa obenauf. Löbbeckes Insel heißt dieser Punkt, früher Bierbaums Insel. Eine wahre Perle moderner Landschaftsgärtnerei ist diese Anlage, vornehm bemessene Wege durchziehen sie im schönsten Linienfluß, der Hügel nur mit geringem Buschwerk bepflanzt, damit seine Mächtigkeit gewahrt bleibt, über und neben der Villa aber prachtvoller Baumbestand.

So zieht sich denn die Wallpromenade im reichsten Wechsel um die Altstadt, bis sie im Süden das Bahnhofsgebäude erreicht. Spätere Schilderer der Stadt werden an dieser Stelle zu einem bedeutenden Exkurse ausholen müssen. Zwischen der direkt nach Süden gerichteten Bahnlinie nämlich und der parallel zu

Digitized by Google

ihr laufenden Wolfenbüttler Straße lag noch vor wenigen Jahren ein gewaltiges, aber unnutzbares, sumpfiges und wegen der durchziehenden Oker häufigen Überschwemmungen ausgesetztes Gelände. Unmittelbar am Walle war freilich schon ein Teil desselben zu dem schönen Eisenbahnparke umgeschaffen, in welchem die Wasserstation der Stadt mit dem stolzen Turme steht; das Hinterland jedoch machte bis zu dem sogenannten Eisenbüttler Wege oder der nach Osten abbiegenden Eisenbahnkurve einen ganz wüsten Eindruck. Da ist nun im Anschluß an den Eisenbahnpark nach den Plänen und unter Leitung des Promenadeninspektors Kreiß, dem die Stadt schon viele derartige Schöpfungen verdankt, der Bürgerpark geschaffen, der schon jetzt, obgleich streckenweise noch im Entstehen begriffen und überall das Gepräge der Jugendlichkeit tragend, ein Muster großzügiger Landschaftsgärtnerei zu werden verspricht. Durch gewaltige Massen von Schutt aus den Abfällen der Stadt ist im Laufe der Jahre ein Niveau gewonnen, welches die Oker für immer in ihr Bett zwingt. — Was werden diese breiten Wege mit den originellen Doppelalleen für einen Eindruck machen, wenn die Bäume erst herangewachsen sind? Welche Stille wird über jenem Weiher, der jetzt so offen daliegt, schweben, wenn erst einmal weit überhängende Zweige sein dunkles Wasser als eine unergründliche Tiefe erscheinen lassen? So fragt wohl der Wanderer, wenn er seine Phantasie die noch im Werden begriffenen Landschaftsmotive weiterbilden läßt. Dann lenkt er vielleicht seine Schritte weiter hinaus zu den nahen Schlössern Neu- und Alt-Richmond, um in deren herrlichen Parkanlagen vollendet zu sehen, was hier noch im Entstehen. Neu-Richmond, jetzt dem Herzog von Cumberland gehörend, mit seinen Gebäuden in englischer Gotik ist gegenwärtig unzugänglich. Das Schlößchen Alt-Richmond dagegen öffnet seine umgebenden Parkanlagen jedermann. Waldinterieur und Ausblick ins weite Land, ein murmelnder Bach und eine einsame Waldwiese mit kuppelgekröntem Monopteros, alles das ist hier auf verhältnismäßig beschränkter Fläche zu haben. —

Doch wir müssen unseren Rundgang um die Stadt wieder aufnehmen; nur wenige Minuten vom Bahnhof entfernt mündet die Wallpromenade in den Siegesplatz ein.

Häuser an der Breiten Straße.

Das war früher der sogenannte Tummelplatz, ein Teil der Messe spielte sich dort ab, und wenn das Getümmel zwischen den Karussells und Schaubuden auch mitunter recht possierlich war, eine böse Nachbarschaft war es dennoch für unser schönstes Standbild, den weltberühmten Lessing. Lessing gehört nun einmal zu uns: in dem nahen Wolfenbüttel war er seit 1770 Bibliothekar, aber in Braunschweig hat er im Jahre 1781 sein Leben geendet. Am Ägidienmarkt hat man sein Sterbehaus durch eine Gedenktafel kenntlich gemacht, seine Grabstätte auf dem Magnifriedhofe ist durch ein vom Oberbaurat Lilly entworfenes Denkmal von klassisch schönen Formen würdig hergerichtet, seine lebensvolle Persönlichkeit aber tritt uns in diesem herrlichen Standbild entgegen — und dazu paßte nun einmal nicht die Nähe des Tummelplatzes mit der sich täglich abspielenden Gewöhnlichkeit. Jahr für Jahr machte sich daher die Notwendigkeit fühlbarer, diesem Zustande ein Ende zu bereiten, das große Jahr gab auch dazu willkommene Veranlassung. Nun steht das stattliche

Herzog Friedrich Wilhelm.

Siegesdenkmal, eine Germania auf hohem Postament mit der köstlichen Seitengruppe des heimkehrenden Kriegers, in der Mitte des von allem Profanen befreiten Platzes, nunmehr Siegesplatz genannt; Lessing hat sich nicht mehr zu beklagen, auch die nahe Ägidienhalle mit ihrer neuesten Erweiterung ist eine würdige Nachbarschaft, ebenso gegenüber die vornehme Hollandtsche Villa mit ihrem Park voll schöner alter Bäume. Vor unserem inneren Auge erscheint beim Anblick dieser berühmten Statue unwillkürlich der Mann, dem wir sie zu verdanken haben, der Dr. Karl Schiller, geboren in Braunschweig am 23. Mai 1807 und gestorben am 28. Juni 1874. Nicht der Schöpfer des Kunstwerks selbst war dieser feinsinnige Gelehrte, wohl aber war er es, der den Gedanken, Lessing durch ein Denkmal zu ehren, zuerst angeregt, der diese Idee mit größter Zähigkeit verfochten und in die Wirklichkeit umzusetzen verstanden hat. Das war kein leichtes Stück, zumal in jenen Zeiten, den fünfziger Jahren des verflossenen Säkulums. Nicht der Staat, nicht die Gemeinde hat Anteil an dem Zustandekommen; aus freiwilligen Beiträgen allein sind die verhältnismäßig großen Kosten geschöpft. Dann wurde Meister Rietschel in Dresden mit dem Entwurf beauftragt, und der heimische Erzgießer Howaldt, damals schon kein ganz junger Mann mehr, mußte den Erzguß vollbringen. Auch die Wahl dieser Künstler ist Schillers Initiative zu danken, und fortzeugend hat der glückliche Gedanke weitere schöne Früchte gezeitigt. Denn wohl nur dem großartigen Erfolge mit der Lessingstatue ist es zuzuschreiben, daß, wiederum auf Schillers Rat, die damals noch immer fehlende Bekrönung des Residenzschlosses, die Quadriga mit der Brunonia, wiederum den Künstlerhänden Rietschels anvertraut wurde, und nun verstand es sich fast von selbst, daß der alte Howaldt die Herstellung besorgen mußte, diesmal nicht in Erzguß, sondern in getriebener Arbeit. Das Urteil fiel nach der Vollendung nicht so einstimmig günstig aus wie bei jener ersten Arbeit. War man sich auch darin vollkommen einig, daß die hohe Gestalt der Brunonia sowohl wie die vier schnaubenden Pferde von derselben Schönheit erfüllt seien, wie man sie an allen Rietschelschen Werken gewohnt war, so wollten doch gewisse Einwände nicht verstummen, dahingehend: der Maßstab der Gruppe sei im Verhältnis zum Schlosse zu hoch gegriffen. Merkwürdiges Verhängnis! Kaum zwei Jahre thronte die Quadriga da droben, als das Schloß im Jahre 1865 dem schon erwähnten zweiten Brande zum Opfer fiel, und mit ihm sank das schmelzende Erz der Gruppe in sich zusammen — ein schauerlich-schöner Anblick für diejenigen, welche Zeugen dieser Katastrophe waren. Der alte Howaldt hat in jener verhängnisvollen Nacht am Schloßgitter gestanden und mußte tränenden Auges mit ansehen, wie sein Werk in die glühende Lohe hinabsank. „Sie sollen sie

Herzog Karl Wilhelm Ferdinand.

Digitized by Google

Prinz Albrecht von Preußen, Regent des Herzogtums Braunschweig,
geboren am 8. Mai 1837, gestorben am 13. September 1906.

Das Huneborſtelſche Haus am Burgplatz.

wieder machen," hat ihm damals der Herzog Wilhelm geſagt, und ſo iſt es geſchehen; von neuer Tatkraft beſeelt, hat der Künſtler binnen wenigen Jahren eine im Maßſtab etwas reduzierte zweite Quadriga geſchaffen, und wenn heute die längſt mit wundervoller Patina überzogene Maſſe vor dunklen Wolken ſteht, dann bleiben auch wohl ſonſt nicht ſehr empfindſame Leute auf dem Bohlwege ſtehen, um ſich dieſes entzückenden Anblickes zu freuen.

Karl Schillers Hauptwerk aber, ſeine Lieblingsſchöpfung, iſt das ſtädtiſche Muſeum. Aus ganz kleinen Anfängen erwachſen und im Jahre 1860 unzureichend im Obergeſchoß des Neuſtadt-Rathauſes untergebracht, hat das Muſeum jetzt einen Umfang und eine Bedeutung angenommen, daß ein ſtattlicher Neubau am Magnitore dafür errichtet werden mußte. Die Sammlungen, jetzt einem beſonderen Direktor anvertraut, laſſen es heute kaum noch begreifen, daß ſie noch vor vierzig Jahren nur in zerſtreuten unſcheinbaren Bruchſtücken exiſtierten.

Vom Siegesplatz ab iſt nur noch ein Viertel des Umringes der Altſtadt zu durchwandern, aber dieſes enthält auch den Glanzpunkt, den Löwenwall.

Wir ſchreiben dieſe Zeilen im trüben, regneriſchen Winter, all unſer Hoffen richtet ſich auf das Wiedererſcheinen der langentbehrten Sonne und das Erwachen der Natur, und es iſt daher kein Wunder, wenn wir unſere Wanderung um die Stadt in den Frühling verlegten. Auch auf dem Löwenwall empfindet man dieſe Jahreszeit herrlich, der Beſchauer aber iſt von keiner Beleuchtung und von keinem Wetter abhängig, um die ernſte Größe, das vollendete Ebenmaß des Platzes und des in ſeiner Mitte ſtehenden, von vier lagernden Löwen umgebenen Obelisken zu empfinden und zu würdigen. Das Denkmal iſt den beiden Helden

gewidmet, welche gegen Napoleon kämpften, dem Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, welcher als preußiſcher General die unglückliche Schlacht bei Jena und Auerſtädt leitete und dort ſeine tödliche Wunde empfing, und dem Herzog Friedrich Wilhelm, der 1809 den kühnen Zug von Böhmen nach Elsfleth unternahm und bei Quatrebras (Waterloo) ſein Leben laſſen mußte. An dem Poſtament des Obelisken iſt der Hoffnung in goldenen Buchſtaben Ausdruck gegeben, der Stamm der Herzöge möge ewig dauern, dem Vaterlande zum Segen. Sie hat ſich nicht erfüllt, dieſe Hoffnung; uns Heutigen iſt dieſes Monument daher ein Zeichen der Vergänglichkeit irdiſchen Glanzes; was zur Zeit der Gründung niemand ahnen konnte, hat ſich ſeither ereignet: nur noch eine Generation der Braunſchweig-Wolfenbüttelſchen Linie ſollte unſer Land ſehen, mit dem Tode des Herzogs Wilhelm (1884) iſt dieſer Stamm für immer erloſchen. Wir aber wüßten nicht, wie man den Empfindungen des Stolzes und der Trauer einen ſchöneren Ausdruck geben könnte als mit einem ſolchen weihevollen Gedenkplatze, der, allem ſtörenden Lärm der großen Stadt entrückt, doch ſo unmittelbar mit dem Tagesleben zuſammenhängt.

Eine ſtille Viertelſtunde widmen wir dieſer Stätte, ganz hingegeben der einzigartigen Erſcheinung und allem dem, was ſie in uns an Gedanken rege gemacht hat — dann erſteigen wir den nahen Windmühlenberg, um von ihm aus noch einmal Umſchau zu halten über die Stadt, der dieſe Zeilen gelten.

Gewiß iſt es intereſſant, von ſolcher Höhe die hervorragenden Bauwerke aufſuchen zu können, ſich an ihrer Geſtalt und Gruppierung zu erfreuen, zu ſehen, wie ſie leuchten und wie ſie im Dufte verſchwimmen, und doch ſind die letzten Gedanken bei einer Umſchau ſtets anderer Art. Mögen wir von der Peterskuppel auf das reiche Bild von Rom herabſchauen oder den ſteinigen, jetzt ſo öden Boden von Syrakus unter uns fühlen; ob wir uns auf der Höhe der Burg von Nürnberg oder auf dem Turme des Straßburger Münſters befinden, immer ſchließen unſere Gedanken mit der Frage: Was war das einſt, und was iſt es jetzt? — Und was wird kommen?! — Auch dieſe Frage tritt in ſolchen Augenblicken an uns heran. Während dieſe letzten Zeilen des Druckes harren, hat das Braunſchweiger Land abermals eine ſchwere Prüfungszeit zu überwinden. Prinz Albrecht von Preußen, der langjährige Regent von Braunſchweig, dem Land und Stadt ſo viel verdanken, hat ſein edles Leben ausgehaucht, und die Bevölkerung ſteht vor neuen, folgenſchweren Entſcheidungen. Wollen aber auch hier und da auf unſerer Höhe bange Gefühle ſich einſchleichen, ſie müſſen weichen, wenn ſo viel Zeugen menſchlicher Schickſale, aber auch friſchen menſchlichen Handelns und Strebens uns umdrängen. Dann wird ein Entſchluß ſicherlich unſer Gemüt erfüllen: Wir wollen ſie uns bewahren, dieſe Schätze, ein jeder nach ſeiner Art, nach ſeiner Stelle im bürgerlichen Zuſammenleben, denn „die Steine reden!“

Der Löwenwall.

Digitized by Google

Der Sonntag.

Novelle von Georg Hirſchfeld.

II.

Der Sonntag, dem die beiden Knaben in ſeliger Bangnis entgegenharrten, kam heran. Das Wetter änderte ſich nicht — der Himmel hatte ein Einſehen. Lichtblau ſtrahlte der ſchönſte Morgen, und die Frühlingspein der Erwartung überwältigte die beiden faſt. Endlich — alles war fertig — die kleine Handtaſche gepackt, die Schularbeiten zum Montag erledigt — endlich konnten ſie in den Saal hinauf zum gemeinſchaftlichen Mittagseſſen. Sie brauchten heute nur eine halbe Stunde an der langen Tafel zu ſitzen — dann ließ man ſie zum Bahnhof fort. Der Sonntagskalbsbraten, zu dem man ſich ſonſt Zeit ließ, wurde heute heruntergeſchlungen; das Kompott, die delikaten Backpflaumen, blieb ſtehen. Raſch wiſchten ſie ſich den Mund ab und traten an das obere Ende der Lehrertafel, wo Direktor Körner ſaß, um ſich offiziell zu verabſchieden. Der Geſtrenge war heute ſehr guter Laune. Er unterhielt ſich mit ſeiner Tochter Meta, die ihm eben eine Beſtellung gemacht hatte und neben ihm ſtand. Er hielt die in der Männeratmoſphäre ohnehin Verlegene an der Hand feſt und hörte behaglich zu, wie Profeſſor Kirchhof, der erſte Oberlehrer, mit ihr ſcherzte. Hans und Detlev wurden noch befangener, als ſie ſich nicht nur dem Direktor, ſondern auch ſeiner Tochter gegenüberſahen. Hans beſonders wurde von allen trotzigen Geiſtern ſeines Weiberhaſſes verlaſſen. Er errötete tief und brachte kein Wort hervor.

Der Direktor wandte ſich jetzt zu ihnen. „Aha, die Mayrings!“ ſagte er gedehnt, und ſeine Miene wurde ernſter als Profeſſor Kirchhofs Miene. „Ihr wollt wohl nach Berlin fahren? Zu eurem Herrn Vater? Hm? — Na, grüßt ihn von mir.“

„Ich danke ergebenſt, Herr Direktor,“ ſtammelte Hans, indem er ſich einen Ruck gab. „Wir danken auch ſchön für die Ferien ...“

„Urlaub, wollen Sie ſagen. Ferien? Jetzt gibt es keine Ferien. Sie haben den Urlaub eigentlich nicht verdient, Hans — ebenſowenig wie Ihr Bruder. Den Vorfall in der Turnhalle vergeſſe ich nicht ſo leicht.“

„Herr Direktor ...“

„Es iſt gut. Ich habe eurem Herrn Vater den Wunſch nicht abſchlagen wollen. Ihr habt ihn wohl lange nicht geſehen?“

„Zwei Jahre nicht,“ flüſterte Hans.

„Zwei Jahre?!“

Andreas Körner und Profeſſor Kirchhof blickten einander an. „Hm,“ ſagte der Direktor dann behutſam, „alſo geht nur, geht — ſonſt verſäumt ihr den Zug.“

Hans und Detlev machten ungeſchickte Diener. Auch Meta grüßten ſie unwillkürlich. Sie ſahen das Mädchen an. Was war das? Sie hatten ſie wohl bisher verwechſelt oder niemals richtig geſehen? War das die Tochter des Direktors? Die hochnäſige Bachſtelze, über die Hans ſo grimmig hergezogen war? — Sie ſahen einen großen, ſanften, tröſtenden Blick auf ſich gerichtet. Aus einem Antlitz, das die Reinheit eines Mädchenbildes ihrer Mutter trug. Sonderbar. Sie ſchämten ſich — beſonders Hans — ſie baten ihr heimlich ab. In einem eigentümlichen Gemiſch von Dankbarkeit und urſachloſer Hoffnung eilten ſie davon. Ein holdes Verſtändnis ihrer Verlaſſenheit ſchien ihnen plötzlich begegnet zu ſein und mehr: eine Geſtalt, an die man von nun an denken, und in deren Gedächtnis man kämpfen konnte wie die Ritter in alter, heiß geliebter Zeit.

Sie ſaßen im rumpelnden, verſtaubten Eiſenbahnwagen, von dumpfer Nachmittagswärme bedrückt; ſie fuhren in ihren Sonntag hinein. Blendend flimmerte die weite Ebene — mit Schläfrigkeit kämpfend, blickten ſie zum Fenſter hinaus.

„Merkwürdig iſt es doch,“ begann Hans plötzlich, „daß Staublappen uns den Urlaub gegeben hat. Findeſt du das nicht auch?“

„Vielleicht hat Papa ſo ſehr darum gebeten.“

„Du biſt doch ein komiſcher Kerl, Levchen. Sprichſt das ganz ſelbſtverſtändlich aus.

Hältſt du denn ſowas wirklich für möglich? Bei Papa?"

„Wir haben ja ſeinen Brief an den Direktor nicht geleſen."

Hans zog den Vorhang vor das Fenſter, um ſich gegen die ſtechende Sonne zu ſchützen. „Haſt du übrigens Herrn Bruno Wolf geſehen?" fragte er dabei läſſig. „Der Schurke ſtand ganz breitbeinig auf dem Hof, als wir zum Bahnhof liefen. Ich glaube, er hat gelächelt. Wenn ich Zeit gehabt hätte, hätt' ich ihm das Lächeln noch abgewöhnt!"

„Hans, Hans! Was kümmert uns jetzt Bruno Wolf!"

Der Bruder lehnte ſich zurück und ſchloß die Augen. Detlev hoffte, daß er ein Schläfchen machen würde. Er wollte nämlich nachdenken und ſah aus ſeiner ſchattigen Ecke philoſophiſch zum Fenſter hinaus. Schwarz dehnten ſich die Frühlingsfelder, des Keimens gewärtig. Hier und dort ſtand ein Obſtbaum in zeitiger Blüte, Lerchen ſchwirrten im weißlichen Himmelsblau. Detlev betrachtete die Bauern, die über ihrer Arbeit hockten. Ärmliche Geſtalten; aber ihre Bewegungen drückten eine ſtolze, gleichmäßige Ruhe aus. Zwiſchen Stadt und Stadt, zwiſchen Not und Tod, unter freier Sonne, bei ihrer Hände Arbeit — ſie waren die Glücklichen.

Detlev mußte wieder an Braunfeld denken. War es denn wirklich ſo ganz verloren? Konnte es das ſein? Im Halbtraum ſchwebte ihm bald eine holde Antwort auf ſeine Sehnſuchtsfrage vor. Er ſah den Bruder und ſich ſchon morgen, morgen mit dem Vater heimkehren. Das war es und mußte es ſein, was er mit ihnen zu beſprechen hatte: Heimkehr, nach Braunfeld. Rückkehr zum reinen Frieden, wo die Mutter einſt gelebt und ihm zwei Söhne geboren hatte. Dort vergaß er die andere ſchnell. Das Leben war ſtark. Dem Wechſel der Jahreszeiten gleich, an denen man haſtig vorüberfuhr, an Saat und Ernte, Welken und Tod — ſo war das Leben. Es vollzog ſich. Der Menſch war nur verpflichtet, das Naturgeſetz zu überdauern. Sanft wehte ein friſcher Duft vom Felde zum Fenſter herein. Auch Detlev ſchloß die Augen. Morgen, morgen ſchon — zum ewigen Frieden — Braunfeld.

Als der Zug auf der letzten Station vor Berlin hielt, erwachte Detlev. Hans ſchlief noch. Er rüttelte ihn mit unbegründeter Ängſtlichkeit auf. „Hans, Hans! Schlaf doch nicht mehr! Wir ſind ja ſchon in Luckenwalde!"

Hans rieb ſich die Augen. „Steigſt du in Luckenwalde aus?" fragte er gähnend.

„Ach, mach jetzt keine Witze! Man muß ſich doch langſam auf Berlin vorbereiten!"

„Gut! Trinken wir ein Glas Bier!"

„Wahrhaftig?"

„Natürlich — das tut man auf Reiſen." Detlevs ausgedörrte Kehle konnte nicht widerſtehen.

Nachdem ſie ſich erfriſcht hatten, erzählte Hans: „Ich habe wunderbar geträumt, du."

„Ich auch!"

„Wir haben mit Papa 'ne große Reiſe gemacht."

„Ja, wenn du gleich ſowas träumſt! — Ich träumte nur, daß wir mit ihm nach Braunfeld zurückgekehrt ſeien."

„Das iſt noch beſſer."

Sie näherten ſich Berlin. Eine ſteigende Nervoſität ergriff die Knaben. Der Zug, den ſie vor kurzem noch mit ſtürmiſcher Freude beſtiegen hatten, trug ſie rückſichtslos dem unabwendlichen Ziel zu. Ihr Wunſch war ſtärker geweſen als die Luſt der Erfüllung. Es ließ ſich nicht mehr bremſen und zurückhalten, was kommen mußte. Der Vater erwartete ſie. Er ſtand gewiß ſchon auf dem Bahnhof in Berlin, der große, blonde Mann mit den friſchen Zügen und den blauen Augen, die voll Feſtigkeit und Zartheit, Trotz und Güte blickten. So hatte er in Braunfeld immer auf dem Bahnhof geſtanden, wenn ſie zu den Ferien nach Hauſe gekommen waren. So ſahen ſie ihn heute wieder — nur ſo. Wie lange es her war, daran dachten ſie freilich nicht.

Der Zug fuhr langſamer. Schon tauchten die Berliner Häuſer auf, raſſelnd ging es über die Kanalbrücke. Hans fühlte ſich plötzlich ganz als älterer Bruder. Er biß die Zähne aufeinander und übernahm das Kommando. Den faſſungsloſen Detlev ſchob er hinter ſich, nachdem er ihm in ſeinen Mantel geholfen hatte, ergriff die Handtaſche und poſtierte ſich am Fenſter. Er wollte den Vater zuerſt erblicken. Noch ein Raſſeln, ein letztes Stoßen und Quietſchen — dann wirbelten ſchon die Rauchwolken der Lokomotive zur weiten Halle empor. Berlin war erreicht.

„Wo iſt er?" ſtammelte Detlev, der ſich auf die Zehen ſtellte, um Hans über die Schulter blicken zu können.

„Ich ſeh' ihn noch nicht," war die tonloſe Antwort. „Komm, wir wollen lieber ausſteigen. Er wird ſchon daſein."

Digitized by Google

Sie standen unten im Gewühl. Ein breiter, blonder Offizier, der sich suchend vorüberdrängte, war es nicht. Sie hatten ihn in einer Sinnestäuschung für ihren Vater gehalten. Doch der war lange nicht mehr Offizier. Bald kam ein etwas gebückter Herr daher mit grauem Bart, der aus großen, leidenden Augen scheu gespannt umherblickte. Zusammenzuckend blieb er dann vor den Knaben stehen.

„Tag, Jungens!" sagte er. — Sie erkannten ihn jetzt, den Schatten ihres Vaters. Sie sagten kein Wort. Er küßte erst Hans, dann Detlev — dann wieder Hans. Als sie sich dem Ausgang näherten, zog er wieder Detlev an sich, als hätte er ihm etwas vorenthalten.

„Seid ihr gut gefahren?" Seine Stimme klang seltsam matt und dünn, ganz ähnlich wie Herrn Naumanns Stimme, des schwindsüchtigen Dresdener Zeichenlehrers. Detlev achtete aber weder auf des Vaters Stimme noch auf sein Aussehen; verklärt, mit zuckenden Lippen, sah er zu ihm empor und glaubte den gütigen Blick der unvergeßlichen Augen wiederzufinden. Hans dagegen beobachtete. Seine Enttäuschung war fast so niederschmetternd wie sein Schmerz. Beides aber schwankte schon zur Empörung gegen die Stiefmutter hin. Das hatte sie also aus diesem Manne gemacht! Einen kraftlosen Kranken! Einen müden, ergrauten Arbeiter! Das Weib! Das Weib! Er schluchzte plötzlich. Er konnte sich nicht beherrschen.

Schnell wandte der Vater sich ihm zu. „Was hast du denn, Hans?" fragte er, ihn streichelnd.

„Nichts, Papa! Was soll ich denn haben? Ich bin ein bißchen erkältet."

„So ... Nun kommt! Wir wollen eure Tasche rasch zur Aufbewahrungsstelle bringen."

„Fahren wir nicht nach Hause, Papa?"

„Nach Hause? Später, mein Junge — später."

„Ach so, dann holen wir die Tasche wieder ab?"

„Wie? Nein. — Ach so! Ja freilich! Freilich holen wir sie ab!"

Hans schwieg. Er suchte Detlevs Augen zu begegnen. Doch der Bruder vermied es offenbar, ihn anzusehen. Er schien sich über das Wesen des Vaters ähnliche Gedanken zu machen wie er. Wo war die unbeirrbare Festigkeit geblieben? Früher hatte jedes Wort, das der Vater gesprochen, Geltung gehabt. Jede seiner Handlungen war durchsichtig gewesen, und wenn sich etwas ihrem kindlichen Begriffsvermögen entzogen hatte, so forschten sie nicht danach und glaubten es ohne Erklärung, weil es vom Vater kam. Jetzt aber? — Ein Stottern, ein Fragen und scheues Wegsehen, wenn die klaren Augen seiner Kinder ihn trafen? Er machte den Eindruck eines Verfolgten, so rasch, mit kleinen Schritten, ging er, auf einen Stock gestützt, vor ihnen her. Seine gebeugten Schultern schienen eine unsichtbare Last zu tragen.

Als sie bald darauf in einer geschlossenen Droschke saßen, spürten sie, näher aneinandergerückt, die Befreiung des Alleinseins. Die Knaben hörten, daß der Vater seufzte. Er lächelte sie an — zwar leidend noch, gealtert und ganz verändert, aber mit einem Schimmer doch aus Braunfelds Ferientagen.

„Schön, daß ihr da seid, Kinder. Freut ihr euch?"

Die Knaben nickten stumm, denn ein schmerzendes Brennen in der Kehle hinderte sie, ein Wort hervorzubringen.

„Hätte euch gern schon früher nach Berlin gerufen, hatte aber zu viel zu tun. Montag ist Kassenrevision. So ist es ja auch bedeutend besser — ich meine, da wir allein sind."

Die Knaben horchten auf. Er erwähnte die Stiefmutter nicht und hatte doch ihren Namen auf den Lippen. Detlev fühlte sich verpflichtet, nach ihr zu fragen, doch da er Hans neben sich wußte, blieb er stumm. Der Bruder fragte dafür ablenkend: „Wohin fahren wir denn, Papa?"

Da nahmen die gerunzelten, kalten Vaterhände ihre weichen, heißen, kindlichen, und sie hörten ihn kräftiger, fast fröhlich sagen: „Da seid ihr wohl neugierig, Jungen? Soll ich's euch verraten? Zu Schilling fahren wir, zum Hofkonditor! Paßt mal auf, da werdet ihr euch stärken. Überlegt man immer, was das Herz begehrt!"

Sie lächelten. Ihre Augen standen voll Tränen. Dann schüttelten beide den Kopf.

„Trinkt ihr Schokolade lieber oder Kaffee?"

„Schokolade," flüsterte Detlev in einem Ton, als wollte er dem Vater sagen: „Ich liebe dich."

„Immer noch der sanfte Detlev!" rief Joachim von Mayring, indem er geräuschvoll auflachte und rasch zum Fenster hin-

Digitized by Google

ausſah. „Flötet wie ein kleines Mädchen! Na, und du, Hans?“

„Kaffee, Papa!“ rief Hans, um einen männlichen Eindruck zu machen.

„Und Baumkuchen dazu, wie ich euch kenne. Na, jetzt ſchmunzelt ihr beide. Da in Dresden habt ihr wohl wenig Leckerbiſſen bekommen?“

„Leckerbiſſen?“ wiederholte Hans, als wenn der Vater ein chineſiſches Wort gebraucht hätte.

Der Humor, der ſeinem Weſen eigen war, teilte ſich dem Vater plötzlich mit. Er lachte von neuem und zog die Söhne in ſtürmiſcher Zärtlichkeit an ſich. Da wurde allen freier ums Herz. Hans fing ſchon an, von Dresden zu erzählen, etwas alberne Schulanekdoten, die den Vater aber mehr intereſſierten als das tiefſinnigſte Buch. Hans ſchwatzte, er kam in ſein Element, doch Detlev verübelte es ihm in ſeinem Herzen. Er hätte lieber ein beredtes Schweigen beibehalten oder Worte gefunden, die anders erlöſen konnten als Füllſel der Verlegenheit. Er ahnte nicht, wie willkommen dem Vater Hanſens Geſchwätz, wie ſchrecklich ihm Detlevs Sehnſucht war.

Bei Schilling traten ſie nun ein, in eine weiche, ſüße Atmoſphäre von Kaffee und Kuchen. Sie ſetzten ſich um einen runden Marmortiſch; der Vater beſtellte. Während Detlev ſich ganz in ſeinen Anblick verlor, hielt Hans zerſtreut und angeregt Umſchau. Die hübſchen jungen Mädchen am Nebentiſch ließen ſich ſeine kecken Blicke gern gefallen.

Weiter fort ſaßen Offiziere, die den Vater fixierten, da ſie einen Kameraden in ihm vermuteten, von ihm aber keinen Blick auffingen. Er ſaß, von allen abgekehrt, den Kopf in die Hand geſtützt, und betrachtete ſeine Söhne. Detlev bemerkte jetzt, tiefer beruhigt, daß die Veränderung des Vaters nicht ſo arg war, wie der Moment des Wiederſehens ihm vorgetäuſcht hatte. Braunfeld lag ja in der Tat ſchon lange zurück. Was berechtigte ihn, an eine ſchöne Vergangenheit anzuknüpfen, als ob nur eine Nacht dazwiſchen läge? Leidend ſah der Vater aus, gewiß, und Erlöſung von ſeinen Leiden erhoffte er von den Söhnen. Sie ſollte, ſie mußte ihm werden. Detlev ſah ihn treueverheißend an, doch als der Vater ſeinen Blick erwiderte, ſchlug er die Augen nieder. Was für ein tief verhaltener Gram, ins eigene Dunkel ſtarrend, lag in dieſen Augen. Obwohl die ſchmalen Lippen lächelten, obwohl die feine Hand elaſtiſch den ergrauten Bart ſtrich.

„Eßt und trinkt, Jungen,“ ſagte der Vater jetzt. „Hans, laß den Kaffee nicht kalt werden. Du bewunderſt ja ſo? Ihr ſeid wohl in ſolchem Lokal noch nie geweſen?“

„Noch nie,“ flüſterte Hans. „Es iſt prachtvoll.“ Er biß in ſeinen Kuchen hinein.

„Hm. Na, da werdet ihr heute noch ganz andere Dinge zu ſehen bekommen. Ich habe ein feines Programm gemacht.“

„Was denn! Was denn!“ rief Hans begeiſtert. „Bitte, ſag doch!“

„Nein, ihr werdet überraſcht ...“ Der Vater wandte ſich plötzlich zu Detlev. „Du ſiehſt aber ſchmal aus, Kleiner. Fehlt's dir irgendwo?“

Detlev nippte an ſeiner Schokolade. „O nein, Papa.“ Er hauchte die Worte hervor und wurde ganz bleich.

„Was ſagſt du denn zu dem Kuchen, Levchen?“ unterbrach ihn Hans, mit vollen Backen kauend. „Großartig! Was? Ja, Berlin! Berlin! Es iſt doch herrlich!“

„Glückliches Gemüt,“ ſagte der Vater, der ſich eine Zigarre angezündet hatte. Wenn man die Städte nur nach ihren Konditoreien beurteilen wollte ... Du haſt wohl zu viel gearbeitet, Detlev? Für die Verſetzung? Hm? Siehſt faſt ſo aus.“

„Ich mußte in Mathematik viel nachholen, Papa,“ erwiderte der Kleine. „Hans hat mir geholfen. Nun komm' ich wohl durch.“

„Wird dir die Mathematik ſo ſchwer, armer Junge?“

„O, ganz entſetzlich, Papa! Ich weiß gar nicht, wie das in Sekunda und Prima werden ſoll.“

„Du würdeſt alſo gern davon erlöſt werden?“

Detlev ſah einen Moment überraſcht in des Vaters undurchſichtige Augen auf. „Erlöſt? Ja, aber das geht doch nicht! Man muß es doch mitmachen.“

„Ja — das muß man. Du hoffſt alſo, verſetzt zu werden, Detlev? Du auch, Hans? Na — ihr zögert? Was iſt denn? Etwa ein Malheur dazwiſchengekommen?“

Hans und Detlev blickten ſich ſcheu von der Seite an. Daß der Vater jetzt ſchon danach fragen mußte. Unheimlich! Sie vergaßen die ſüße Herrlichkeit ringsum. Vor einigen Tagen noch hätten ſie unumwunden,

Digitized by Google

hoffnungsvoll antworten können. Nun aber, seit dem Zwischenfall mit Bruno Wolf, seit ihrer Karzerstrafe? — Sie sahen sich wieder mit dem geduckten Feinde auf der Elbbrücke stehen, hörten seine schlau berechneten, höhnischen Verdächtigungen. — Hier saß er ja selbst, der Verleumdete, hier sprach er ja mit ihnen, und sie, von seiner Güte reich beschenkt, in seiner väterlichen Liebe tief geborgen, sie hatten einem Bruno Wolf geglaubt! Nein, nein, sie hatten ihm nicht geglaubt! Dafür waren sie ja ins Unglück geraten. Weil Hans den Verleumder abgestraft und Detlev dem Bruder beigestanden hatte, waren sie eingesperrt worden. Aber wie sollten sie dem Vater ihr Verhängnis aufklären? Wie konnten sie jetzt ganz ehrlich sein, ohne ihn zu kränken oder übereilt eine entscheidende Auseinandersetzung herbeizuführen? Sie schwiegen und starrten errötend vor sich hin.

„Na? Ihr scheint ja mit einem Male nicht mehr so fest von eurer Versetzung überzeugt zu sein?" fragte der Vater in ziemlich ruhigem Tone. „Euer letzter Brief klang anders."

Hans beschloß jetzt mit Anspannung all seiner Kräfte, die Wahrheit wenigstens anzudeuten. Detlev schwieg. Er überließ ihm gern die Erwiderung.

„Papa," begann Hans, indem er nervös mit seinem Löffel in der Tasse rührte, „es ist was — es ist in der Tat was — passiert — und — da es peinlich ist, davon zu reden — erlaß uns — wir haben nämlich zwei Stunden — Karzer bekommen —"

„Zwei Stunden? Alle beide? Ihr fangt ja gut an!" Auch diese Worte sagte der Vater verhältnismäßig ruhig.

„Ich hatte Streit mit einem Mitschüler, namens Wolf, gekriegt," fuhr Hans erbleichend fort. „Ich habe den Menschen, der ein nichtswürdiges Subjekt ist, öffentlich verhauen. Der Direx kam dazu — und da — da hab' ich eben ungerechterweise —"

„Na, na! Und Detlev? Hat der auch gehauen? Kann ich mir nicht vorstellen!"

„Detlev hat mich offenkundig verteidigt. Natürlicherweise wurde er ebenfalls eingelocht."

„Ihr seid ein paar nette Dioskuren." Auch diese Worte sagte der Vater ruhig, fast humoristisch. Seine Stimme klang seltsamerweise gerührt.

„Papa, wenn du wüßtest —"

„Gewiß, gewiß — ich weiß ja noch gar nicht, was die Katastrophe herbeigeführt hat. Erzählt mir mal die schreckliche Geschichte."

„Erlaß uns das, Papa!"

„Hans, ich verlange unbedingte Ehrlichkeit von euch! Das bitt' ich mir aus! Was hat denn der Detlev mit einem Male ...?"

Detlev konnte sich nicht länger beherrschen. Seine Schläfen hämmerten, ein Krampf bedrohte seine Brust. Er schluchzte laut auf und preßte das Taschentuch an die Augen.

„Detlev!" rief Hans mit unterdrückter Empörung. „Benimm dich anständig! In einem öffentlichen Lokal heult man nicht wie ein Schloßköter!"

Der Vater lehnte sich langsam in den Stuhl zurück und schien behutsam abzuwarten, wie die Knaben sich fassen würden. Detlev schüttelte stumm den Kopf und nahm sich allmählich zusammen. Er wagte nicht mehr aufzusehen, da er aller Leute Augen auf sich gerichtet glaubte.

„Um es kurz zu sagen, Papa," flüsterte Hans jetzt, indem er jeden Satz mit einem nervösen Kopfnicken begleitete, „der Schurke, dieser Bruno Wolf, hatte es gewagt, uns Dinge zu hinterbringen, die ... ich meine, Dinge, die dich betreffen und — na, du begreifst wohl —"

Der Vater war zusammengezuckt. Aus seinem schmalen Antlitz war alle Farbe gewichen. Er hüllte sich heftig paffend in eine Rauchwolke seiner Zigarre ein. Dann fragte er scharf: „Bist du verrückt, Hans? Dinge, die mich betreffen? ... Ein gewisser Wolf? ... Wie kommt denn der dazu?"

„Sein Onkel wohnt in demselben Hause wie du, behauptet er. Sein Onkel und seine Tante."

„Wie heißen die Leute?"

„Herzfeld."

„Hm! ... Die sind mit eurem Mitschüler verwandt? Diese widerwärtigen Querulanten? Minderwertige Börsenjobber? Wie?"

„Wolf ist sogar unser Zimmernachbar."

„Kellner, zahlen!"

„Bitte, an der Kasse, mein Herr!"

Der Vater stand auf. Sich reckend, mit gewaltsamer Energie verließ er die Knaben und bezahlte am Kassentisch. Dann kehrte er, sich räuspernd und immerfort paffend, zu ihnen zurück. „Kommt, Jungen," sagte er, an ihnen vorbeiblickend, mit rauher Stimme. „Wir wollen gehen. Hier ist zu schlechte

Digitized by Google

Luft. Wir machen einen Spaziergang, den Kurfürstendamm hinauf. Zieht euch an." Während sie schweigend gehorchten, fuhr er für den Kellner unverständlich fort: „Ich frage euch nach dieser schmutzigen Geschichte nicht mehr ... ich will gar nichts wissen ... Es tut mir nur leid, daß ihr auch noch gewissermaßen mit dieser Bande in Berührung gekommen seid ... Ein niederträchtiger Zufall! ... Aber aus Hansens Verhalten entnehme ich, daß ihr die Verleumdung richtig abgewehrt habt ... Wie es Söhnen eurer Familie geziemt ... Mit der Faust ins Gesicht, wenn's nicht anders geht! — Hm! ... Na, ruhig Blut! — Ängstigt euch doch nicht — ich bin ja auch ganz ruhig ... Arme Jungen! ... Na, nun glaubt ihr also, daß die Verteidigung meiner Ehre euch die Versetzung kosten wird —?"

„Papa — es wär' das einzige, was uns angehängt werden kann —"

„Das einzige! Mein Junge! — Kommt! — Macht euch nichts daraus! — Ich versprecke euch hiermit feierlich: ich werde euch kein Unrecht zufügen lassen! Wenn etwas derartiges geschehen sollte — ich — ich fahre dazwischen — ich verlange einfach — daß ihr versetzt werdet ..."

„Papa, was hast du denn? Wo willst du hin? Da drüben ist der Ausgang!"

„Richtig! ... Bißchen Schwindel manchmal! ... Entschuldigt! ... Kann mir denken, was die Bande ausstreut! ... Ja, liebe Kinder, vor Verleumdung ist der Beste nicht sicher! Aber ein Mayring weiß, was er zu tun hat! Nicht?! ... Nun kommt nur! Faßt mich unter! So! Wir drei gehören zusammen!"

Sie verließen die Konditorei. Draußen auf der breiten, bunt belebten Straße, in milder Nachmittagssonne, schritten sie Arm in Arm einher. Die Knaben in einem seltsamen Taumel von Entzücken, Angst und Schmerz. Sie glaubten den Vater gereinigt und sahen ihn doch voll Makel. Doch auch sie fühlten sich irgendwie schuldig. Sie drängten sich wie Mitverbannte an ihn. Sie liebten ihn sehr.

„Papa," begann jetzt Hans, sich an ihn schmiegend.

„Was, mein Junge?"

„Ich glaube übrigens doch nicht, daß wir wegen der Karzerstrafe sitzen bleiben. Du kannst ganz ruhig sein. Seitdem der Direx uns den Urlaub gegeben hat, glaub' ich's nicht mehr."

„Hans hat recht, Papa," bekräftigte Detlev, um auch zu trösten.

Der Vater schwieg. Er drückte ihre Arme an sich, als wollte er sie mit seinem Körper zusammenschmelzen, er starrte geradeaus. Dann fragte er: „Wird euch die Schule denn noch Spaß machen? Freut ihr euch eigentlich auf die oberen Klassen?"

„O freilich, Papa!" rief Hans, aus Güte überzeugt. „Dann kommt ja erst das Eigentliche, wofür man bis jetzt geschuftet hat! Das weiß ich!"

„Aber die Schule bedeutet noch wenig, Kinder ... Habt ihr irgendwie schon Pläne für die Zukunft gemacht? ... Ich meine, was die Berufswahl anbetrifft? ... Ihr seid zwei Träumer — ich kann mir nicht denken, daß ihr bestimmte Wünsche habt ... Ihr laßt euch wohl lieber schieben, nicht wahr? ... Ganz egal — wohin?"

Hans und Detlev sahen den Vater befremdet von der Seite an. Er hatte sie jetzt fast beleidigt. Seine hastige, seltsame Rede hatte geringschätzig geklungen. Nein, sie waren keine so dummen Kinder mehr, wie er sich einbildete; sie mußten ihm rasch einen richtigen Begriff von sich beibringen. Hans nahm das Wort. „Der Detlev will, soviel ich weiß, Philosophie studieren und dann Dichter werden."

„Dichter!" rief der Vater, häßlich auflachend.

Detlev sah entsetzt zu ihm empor. Hätte er jetzt Nichtstuer, Phantast oder Lügner! gerufen, es hätte ihm nicht schlimmer geklungen.

„Na, und du, Hans?"

„Ich, Papa? Ich werde das, was du gewesen bist."

Der Vater zuckte zusammen. „Was ich gewesen bin? ... Wie meinst du das?"

„Offizier natürlich! Und bei einer ganz besonderen Truppe! Bei denen da! Siehst du, da kommen eben welche!"

Der Vater sah zwei Leutnants von der afrikanischen Schutztruppe auf sich zukommen, schlanke, wettergebräunte Gestalten mit hellgrauen Hüten, blitzenden Silbertressen und gelben Reiterstiefeln. Die also waren Hansens Ideal. Verfechter deutschen Adels, deutscher Ehre, weit drüben, am besseren Strand der alten Welt.

Digitized by Google

„Nicht übel, mein Junge ... Klingt beſſer, als ‚Dichter‘ werden ... Detlev, nimm mir's nicht krumm — ich halte aber von einem tüchtigen Kavalleriepferd, das im Feuer ſtandhält, mehr als vom Pegaſus. Dem ſind ſchon zu viel Federn aus den Flügeln gerupft worden. Haben ſchon zu viel Reiter drauf geſeſſen — ſchlechte Reiter! Bei denen aber ſteht jeder ſeinen Mann. Haſt recht, Hans. Die werden auch keine Friedensſoldaten, Unglückshühner, aus Eitelkeit und Unbefriedigung gemiſcht, die kommen ſogar ins Feuer. Heutzutage alles wert. Ich gäbe was drum, wenn ich bei denen wär'. Die gewiſſe Kugel kommt ja doch. Kommt bloß drauf an, wie. Man rechnet als Soldat mit dem Tode wie mit allem Schönen und Großen. Wer Liebe im Herzen und ein gutes Gewiſſen hat, der ſtirbt ganz leicht. Wehe den Krüppeln, die im Dunkeln ſterben. Verpeſten höchſtens die friſche Luft. Draußen aber im Freien, fürs Vaterland daſtehen, das hat immer gutgetan — zu allen Zeiten — daran ändert ſich nichts — beneidenswert iſt das, und wenn man auch in Stücke dabei fliegt!“

Der Vater hatte in ſteigender Erregung, die letzten Worte faſt atemlos geſprochen. Sein gebückter Körper richtete ſich auf, in die erloſchenen Augen kehrte ein altes, zehrendes Feuer zurück. Hans drückte er im Vorwärtsſchreiten an ſich, Detlev aber, der ſchon ſtrauchelte und kaum noch mitkonnte, ließ er unwillkürlich los.

„Papa!“ rief da der Kleine ängſtlich und leiſe. „Dann werde ich auch Offizier!“

Hans lachte laut auf. Der Vater aber blieb ganz ernſt und bückte ſich zu Detlev nieder. „Beſſer, beſſer,“ flüſterte er, indem er ihn küßte. „Werdet Soldaten, Kinder. Ach, ich möcht' euch noch als Leutnants ſehen!“

„Aber Papa!“ tröſtete Detlev. „Das iſt doch gar nicht mehr ſo lange hin! Beſonders bei Hans. Warum ſollſt du uns denn nicht ſehen?“

„Niemand iſt ſicher,“ raunte der Vater. Es klang kaum, als wenn die Worte aus ſeinem Munde kämen. Sie tönten von weither. Dann blieb er plötzlich ſtehen und hielt mit eiſernem Griff ihre Hände feſt, indem er unverwandt die Straße hinaufſtarrte. Eine eigentümliche Bewegung hatte auch die anderen Paſſanten ergriffen. Man lief an den Rand des Bürgerſteigs, man drängte ſich vor und reckte die Hälſe. Weit hinten zogen die Männer ihre Hüte.

„Was iſt denn? Wer kommt denn?“

„Der Kaiſer, Jungen, der Kaiſer!“

„Leychen!!“ ſchrie Hans voll Entzücken. „Siehſt du wohl, das hatten wir uns gewünſcht!“

Es war kaum noch Zeit, die Mütze herunterzureißen. Das leichte Gefährt ſchoß ſchon an ihnen vorüber. Sie ſahen den Federbuſch des Jägers, die leuchtenden Schimmel. Im Wagen ſaß ein blaſſer Offizier, noch jung. Er hatte die Knaben, die Hand am Helm, mit ernſten Augen angeſehen. Als er vorüber war, begriffen ſie erſt, daß dieſe Züge, dieſe Augen dem Kaiſer gehörten. Ein Menſch plötzlich — kein Standbild mehr. Glücklich lächelnd ſahen ſie ſich nach dem Vater um. Der war zurückgewichen und drehte noch den Hut in den Händen. Sie hatten den Eindruck, daß er dem Kaiſer nicht ins Auge geſehen hatte.

Sie gingen weiter. Jetzt war auch Detlev durch den ſchönen Zwiſchenfall von der Beobachtung des Vaters abgelenkt. Unbekümmert hängte er ſich wie Hans an ſeinen Arm und ſchwatzte mit dem Bruder um die Wette. Sie ſprachen über ſämtliche Truppengattungen, durch die Soldaten, die ihnen im Sonntagstreiben begegneten, angeregt. Sie ſtritten über die Charaktere der kaiſerlichen Prinzen, kramten ihre ganze Zeitungsweisheit aus und wurden ſich nur in dem einen Punkt einig, daß der europäiſche Krieg ganz nahe bevorſtände. Sie ſprachen davon, wie von einem außerordentlich freudigen Ereignis, von einer Hochzeit der Völker etwa, nicht von ihrem greulichen Bruderzwiſt. Daß das Ende des Krieges die Annektion Europas durch Deutſchland ſein würde, war beiden ſelbſtverſtändlich. Sie ſprachen bald nicht mehr von der Wirklichkeit, ſie ſpielten ſchon, und die ſtumme Gegenwart des Vaters ſtörte ſie keineswegs. Sie ernannten ſich freigiebig zu Generalen und verliehen einander die höchſten Orden. Schon zogen ſie als Sieger auf demſelben Kurfürſtendamm, der heute ihrem Sonntagsſpaziergang gehörte, in Berlin ein. Ahnungslos offenbarten ſie dem Vater, wie ſehr ſie noch Kinder waren. Er lauſchte ihnen entzückt. Er fand ſich lächerlich, daß er zuvor ſo ernſthaft die Berufsfrage aufgeworfen, er bereute, von eigentümlicher Erbitterung gegen ſich ſelbſt erfüllt, ſo ſorgen-

Digitized by Google

voll und schwach vor diesen Glücklichen gewesen zu sein. Die mußte er ganz in ihrem Traumland lassen. Ganz auf dem unbetretenen Morgenwege rosiger Zukunftsbilder.

Das Erwachen durfte kein Erwachen sein. „O ihr Kinder — glückselige Kinder! Schlaft hinüber — träumt," so tönte es in seiner Seele. Er ging wie ein großer, trauriger Engel zwischen ihnen, führte sie sanft und still, und seine Todesflügel wehrten den seligen Träumern den Frühfrost der Enttäuschung ab.

„Ist das ein schöner Tag!" flüsterte Detlev plötzlich, wie erwachend. Seine blauen Märchenaugen starrten zum Vater empor.

„Ein Sonntag," sagte dieser lächelnd.

„Unser Sonntag!" rief Hans. Er schwelgte, er ließ nichts, was ihm auch begegnen mochte, ungeprüft vorbei. Besonders die vielen hübschen Mädchen entzückten ihn, die auch für ihn Interesse zu haben schienen. Doch ebenso gehörte sein Herz den feurigen Pferden der Equipagen, den lustigen Radlern, die in Trupps vorüberkamen. Die Automobile aber wünschte er sich ohne Ausnahme als Besitz, wenn sie auch die Frühlingsluft mit ihrem Benzingestank verdarben und abscheulich fauchten, während alles andere harmonisch mit den Schwingungen der Seele zusammenklang. In plötzlicher Eingebung wandte er sich jetzt zum Vater. „Es war doch schrecklich dämlich, Papa, uns die erste Stunde bei Schilling so zu verbittern!"

Detlev sah ihn mit erschrockener Warnung an, doch der Vater verstand ihn und lächelte. „Bei Schilling! ... Ja! ... Hast recht, mein Junge! Das Leben ist doch ganz schön, nicht wahr?"

„O, wunderbar!" Hans rief es laut, so laut, daß die Vorübergehenden es hörten und lächelnd auf ihn blickten, was Detlev noch mehr in Verlegenheit brachte.

„Im Moment ist es wirklich schön," fuhr der Vater fort, als spräche er zu sich selbst. „Das haben die Weisen zu allen Zeiten gefunden. Die Weisesten haben es sich sogar zum Lebensgrundsatz gemacht, den Moment zu genießen. Jeder Moment ist eine Ewigkeit, wenn man will ... Wenn man will, Kinder ... Wir zum Beispiel, wir drei — wir haben heute noch viele Momente vor uns. Rechnet mal nach — jetzt ist es sieben Uhr — bis zehn — bis elf! Wenn man die ‚Momente' alle wahrnimmt! — Wollen wir? — Fangen wir an, Kinder. Verderben wir uns nicht wieder unseren Sonntag. Ich sagte euch schon, ich habe ein feines Programm gemacht. Wollt ihr die nächste Nummer wissen?"

Mit dem ängstlichen Entzücken, das ihre Züge heute nicht verließ, starrten die Knaben ihn an. Sie waren im raschen Ausschreiten ziemlich weit hinausgekommen. Jetzt blieben sie an der Halenseer Ringbahnbrücke auf einer menschenleeren Stelle stehen. Das feurige Abendrot schien den Knaben gerade ins Gesicht. Sie waren ganz Erwartung, ganz Dankbarkeit, aber ihre Freude schien im nächsten Augenblick in namenloses Grauen umschlagen zu können. So fühlte es der Vater. Er sah zur Seite, hastig und scheu, er rief eine Droschke an, die eben des Weges kam. „Steigt ein, Jungen! Jetzt fahren wir durch Berlin — jetzt seht ihr noch den Tiergarten, die Linden, das Schloß, wo der Kaiser wohnt, und dann — na, das sag' ich erst später, wo wir zuletzt halten! Zu, Kutscher! Fahren Sie vorläufig, wie ich eben gesagt habe!"

„Wohin, Papa?!" bat Hans, als sie im Wagen saßen. Er war bis in die Fingerspitzen voll kindischer Erwartung. Er kniff aus übermütiger Lebensfreude dem Bruder ins Bein. Detlev schrie leise auf. Er weinte fast.

„Also, wenn du's durchaus wissen mußt — zum Zirkus Busch. Das ist doch was für euch?"

Detlev nickte unüberzeugt, doch Hans tobte vor Wonne.

„Mach den Droschkengaul nicht scheu, Hans!"

„Zirkus! Zirkus! O, Papa! Papa! Wie hast du das gewußt! Der höchste Wunsch meines Lebens!"

Dem Vater, der still in sich hineinlächelte, sah Detlev in diesem Augenblick groß und ernst ins Gesicht. Jetzt trafen sich ihre Blicke zum erstenmal. Und verstanden sich. Tiefer, als der Vater ahnte, doch nicht so tief, wie es Detlevs kindlichem Ahnungsvermögen gegeben war. Sie fuhren durch die abendlichen Straßen, von Licht und Lärm umschwirrt. Warm wehte ein trockener Gewitterwind — der Himmel hing dunkel und schwer über dem Glanz der Erde. Während Detlev, an des Vaters Seele gelehnt, schwieg, hatte Hans an jeder Ecke etwas zu fragen. Überall wollte er wissen, „was es ist". Was es ist ... was es ist ... Es klang dem

Digitized by Google

Vater ganz sonderbar, denn er wußte eigentlich nur noch, was es bedeutete. Wenn er von Hans auf Detlev sah, glaubte er vom hellen Schein auf das dunkle Wesen der Dinge zu blicken. Fröhlich schwatzte, farbenfroh, der Schein — wie frühes Sterben, jung und alt zugleich, am Leben vorüber, träumte das Wesen.

Jetzt hielt der Wagen. Der Zirkus war erreicht. Hans sprang wie ein Eroberer mit kühnem Satz heraus. Der Vater folgte langsam und half seinem Detlev aussteigen wie einem gelähmten Kinde. Sie betraten den weiten, grell erleuchteten Raum. Eine unermüdliche Blechmusik schmetterte darin, es herrschte die trocken-scharfe Atmosphäre eines riesigen Pferdestalles. Als sie in ihrer Loge Platz genommen hatten, wurden die verwirrten Knaben sich darüber klar, daß dieses lärmende Durcheinander auf den hohen Galerien ringsumher lauter Menschen waren, Menschenköpfe, die, über die Balustrade geneigt, auf gar keinem Körper zu sitzen schienen und in ihrer Beweglichkeit etwas Marionettenhaftes und Totes hatten. „Du, Detlev," flüsterte Hans plötzlich, indem er seinen Bruder anstieß, „man müßte jetzt einen großen Säbel haben und die Köpfe da alle wegrasieren können, all die Proleten!" Es lag etwas entsetzlich Rohes und Böses in Hansens Idee, doch Detlev fand keinen Widerspruch. Er nickte leise und schloß seine Augen.

„Na, Detlev!" rief der Vater. „Sieh doch auf die Manege! Zum Schlafen sind wir nicht hier! Die Dame da ist eine berühmte Parforcereiterin — Mademoiselle Clairette, auf ungesatteltem Pferde!"

Der Vater schien das Programm auswendig zu wissen — er erläuterte jede Nummer, ohne hinzusehen. Hans war natürlich das beste Publikum, das der Zirkus sich wünschen konnte. Er saß weit vorgebeugt — kein Sprung des Pferdes, kein Kunststück der kühnen Reiterin entging ihm — sein Gesicht, sein ganzer Körper vibrierte in höchster Spannung, er applaudierte bei jeder Gelegenheit mit seinen kräftigen Patschen, und wenn der „dumme August", der das Publikum über die Pausen hinwegzutäuschen hatte, seinen Witz gemacht, übertönte Hansens Lachen die Salven der Galerien. Es wurden außerordentliche Dinge geboten — für Hans eine neue, nie vergeßliche Welt. Der Direktor des Zirkus, der zwölf arabische Hengste vorführte, einer edler als der andere — ein Jongleur, dem man einfach zugetraut hätte, die vergnügten Köpfe von den Galerien herunterzureißen und damit Wirbelball zu spielen — eine Akrobatengesellschaft, die Hansens Meisterstücke in der Turnstunde wie ein nebensächliches Hüpfen erledigte — und endlich, endlich die Hauptnummer: Miß Terry mit ihren zehn dressierten Löwen. Das war unsagbar herrlich. Wirkliche, große, wilde Bestien in einem ungeheuren Käfig, und mitten im brüllenden Durcheinander der Sprünge, der fletschenden Rachen sie, die Wunderbare, ein schlankes, schönes Weib, in schimmerndem Goldgewand. Hans fieberte im Hinschauen, die Rufe der Bändigerin rief er alle mit — wie sie kommandierte er die Löwen. Zuweilen wähnte er Blut zu sehen, Blut, das aus dem weißen Busen des Mädchens rann, den Grimm der Bestien entfachend. Aber er irrte sich, es war nur ihr roter Mantel — sie war geschickt, sie retirierte schließlich zur Tür, schoß über dem heulenden Schwarm ihre Pistolen ab und stand, das Gitter zuschlagend, draußen, gerettet, gerettet. Nun war sie wieder die höfliche Künstlerin und hüpfte davon, sich anmutig vor dem jubelnden Publikum verneigend. Der Käfig wurde wieder mit großen Brettern bedeckt — wie mißmutige Katzen ließen die Löwen sich von den Dienern aus der Manege fahren. Doch Hans verdarb dieses komische Nachspiel nicht den ungeheuren Eindruck. Zitternd blieb er, das Kinn in die Hand gestützt, auf seinem Platz sitzen, ohne sich um Vater und Bruder zu kümmern. Die ließen ihn in seiner stummen Begeisterung. Der Vater hatte lange auf Hans geblickt, dann drehte er sich zu Detlev um und winkte ihm. Detlev erhob sich überrascht, der Vater stand ebenfalls auf und zog ihn in den Hintergrund der Loge.

„Dir gefällt es hier wohl nicht, mein Junge?" fragte er, Detlevs Hand ergreifend.

„O — doch!"

„Du hast keinen Sinn für dergleichen. Du denkst über vieles nach, scheint mir. Oder immer über dasselbe. Hab' ich's getroffen?"

Detlev war völlig verwirrt. Seine Lippen bebten, er wollte sprechen, aber er vermochte es nicht.

„Du denkst an meine Frau, nicht wahr?" fuhr der Vater mit zitternder Stimme fort, indem er ohne Unterlaß die Hand des Kna-

ben streichelte. „Du sitzest hier, aber du hörst und siehst nichts. Du kannst nicht so wie Hans vergessen. Du denkst an meine Frau und fürchtest dich und möchtest lieber an deine Mutter denken."

Detlev schluchzte überwältigt auf — Hans aber merkte nichts davon. Der Vater sprach gefestigt weiter: „Es tut mir leid, geliebtes Kind, daß du bis jetzt so wenig von unserem schönen Sonntag gehabt hast. Das muß noch anders werden. Der Abend gehört dir. So will ich dir jetzt schon etwas anvertrauen — hör zu, versteh mich ganz und frage nicht weiter —: Meine Frau, eure Stiefmutter — ist nicht nur heute verreist — sie kommt nicht wieder — überhaupt nicht wieder — hörst du, Detlev?"

Von Tränen überströmt, blickte ihn ein seliges, verklärtes Antlitz an: „Du trennst dich von ihr, Papa? Du trennst dich von ihr ...?!"

„Still — still — nicht so laut! Hans wird ja aufmerksam!"

„O, wenn er das wissen könnte!"

„Später — jetzt noch nicht. Stör ihm den schönen Abend nicht — er ist ja so schon glücklich."

„Papa, sei nicht ungerecht gegen Hans — du weißt nicht, wie er gelitten hat!"

„Ich weiß, ich weiß. Ich bin auch nicht ungerecht gegen ihn. Ich freue mich nur, daß er so glücklich veranlagt ist. Der Zirkus reißt ihn heraus. Du, mein armer Detlev, bist anders — du schlägst nach mir. Wir beide von der Schattenseite — wie helfen wir uns, Detlev?!"

„Aber — Papa — du hast ja schon geholfen!"

„Das ist noch nicht genug! ... Noch nicht genug, mein Junge!"

Hans drehte sich nach ihnen um. Da schwieg der Vater. Detlev fühlte nur noch den fieberheißen Griff seiner Hand, er sah ein düsteres Feuer in seinen Augen, das Mut oder Verzweiflung bedeuten konnte. Er legte es sich zum ersteren aus. Stürmische Hoffnung ergriff ihn. Ein Bundesgenosse des Vaters war er von nun an, er half ihm das dunkle Tor der Zukunft aufsprengen. O, er wollte ihm helfen! — Dieses „nicht genug!", es war ihm kein Schrecken, sondern der schönste Hinweis auf das Ziel. Der Vater hatte recht — die Trennung, dieser erste Entschluß, war „nicht genug" — ihm mußten noch größere Entschlüsse folgen. Bis das neue Leben ganz erwacht war — bis die Söhne mit ihm ewig vereint die alte Heimat neu begründeten. Braunfeld tauchte auf. O, solche Hoffnung, solche Zuversicht hatte Detlev nie empfunden! Vom Vertrauen des Vaters wie vom Ritterschlage geehrt, kehrte er auf seinen Platz zurück, still lächelnden Wissens voll, und griff mit unwillkürlichem Trost nach der Hand des Bruders. Doch Hans war jetzt für zärtliche Gefühle nicht zu haben. Er machte sich ungeduldig los und starrte gespannt auf das Tor der Manege, dem neue Wunder enteilen sollten. Der letzte Teil des Programms begann: Die Feerie. Siegfried als Drachentöter. Es wurde herrlich ...

Um halb elf Uhr (Hans schenkte nicht einmal die Schlußmusik) verließen sie den Zirkus. Der Vater faßte die halb betäubten Knaben unter und drängte sich mit ihnen durch die Menge zur Straße hinaus. Am Ausgang aber riß er sie plötzlich nach rechts hinüber, indem er den Gruß eines älteren Herrn, dessen er eben ansichtig wurde, mit unhöflicher Hast erwiderte. Die Knaben sahen noch, daß der Herr ihrem Vater befremdet nachblickte, dann aber wurden sie schon so heftig in eine Droschke geschoben, daß sie aufeinanderfielen. „Kutscher! Kurfürstendamm 207 b!" Der Vater saß ihnen gegenüber. Die Fahrt begann.

„Wer war denn der Herr, Papa?" Hans stellte die Frage, die Detlev instinktiv unterdrückte.

„Ach, ein Bekannter von mir ... Ihr kennt ihn nicht ... Herr von Boddien aus Brandenburg — ich wollte ihn vermeiden — ein langweiliger Schwätzer." War es nur der Widerschein des elektrischen Lichtes draußen? Der Vater war leichenblaß geworden.

„Aber Papa, das ist doch der Präses von der Märkischen Adelskasse? Wo du Verwalter bist? Nicht wahr?"

„Woher weißt du denn das wieder, du Hans in allen Gassen?"

„Du hast uns ja selbst mal von Herrn von Boddien erzählt. Weißt du das nicht mehr, Papa? Damals, als er so entzückt war, daß du die Verwaltung der Kasse übernehmen wolltest?"

Der Vater nickte. Dann lehnte er sich in das Dunkel der Wagenecke zurück. Sie sprachen nicht mehr, bis das Haus am Kur-

Digitized by Google

fürſtendamm erreicht war. Mit ſtockendem Herzen ſtiegen die Knaben dem Vater nach, die Marmortreppe des palaſtähnlichen Gebäudes hinauf. Wie war das anders hier als in dem ſchlichten Herrenhauſe zu Braunfeld! Als ſie an der Parterrewohnung vorüberkamen, laſen ſie auf einem Schildchen „Hermann Herzfeld“. Dort wohnte alſo Brunos Onkel. Angewidert erſtiegen ſie die erſte Etage. Ein fein gekleidetes Hausmädchen, das die Knaben mit geringſchätziger Neugier muſterte, empfing ſie und nahm ihnen die Mäntel ab. Eine kühle, parfümierte, fremdartige Atmoſphäre — ſie betraten das Reich der Stiefmutter.

Der Vater ließ ſie eine Weile im Salon allein. Sie ſetzten ſich nicht, ſie blieben dicht beieinander ſtehen wie gefangene Vögel und betrachteten die ſchwüle Pracht der Umgebung. So hatten ſie ſich das Heim des Vaters doch nicht vorgeſtellt. Ein überladener Prunk. Kein Stuhl im ganzen Raum, deſſen ſeidene Stickerei ein unachtſames Ausruhen geduldet hätte. Wie unheimlich glühte das rote Licht in der verhängten Kriſtallkrone. Und drüben, hinter einem hohen, goldenen Bauer unter Fächerpalmen, ein rieſiger Papagei. Mit böſen Augen ſah das prächtige Tier die beiden Knaben an, wie der Wächter eines verwunſchenen Schloſſes eingedrungene Wanderer. Stumm blieb der Vogel wie ſie, er ſprach nicht, aber er ſchien ſehr viel zu wiſſen. Ein Zeuge von allen Leiden und Lüſten dieſes Raumes. Detlev ertrug ſeinen Blick nicht und wandte ſich langſam zu einer hohen, geſchloſſenen Flügeltür, die ihm zur Seite lag. Er hatte das Gefühl, als müſſe ſie ſich plötzlich öffnen und eine wunderſchöne, ſtolze, böſe Frau daraus hervortreten, die Herrin dieſes Reiches. Fremd funkelte ihr ſchwarzer Blick. Wie Bettler herrſchte ſie die Knaben an: „Was wollt ihr hier?“ „Wir wollen zu unſerem Vater!“ Da lachte das Weib voll Hohn. „Euer Vater!“ Detlev hörte es deutlich — hörte ſie kommen und reden. Er mußte ſich gewaltſam faſſen, um nicht zurückzuweichen, dorthin, wo die Freiheit der Straße war. Er zitterte, ſeine Augen trafen Hanſens Augen. Der Bruder weckte ihn auf, denn er ſagte mit ſcheuer Stimme: „Du — wie iſt es denn nur möglich, daß Papa — ſo lebt? Ich meine, mit ſeinen Einkünften? Wie kann er das alles beſtreiten? Haſt du darüber noch gar nicht nachgedacht?“

Detlev ſchüttelte den Kopf. Sie wurden unterbrochen. Der Vater trat ein. „Ihr habt euch nicht geſetzt, Kinder?“ fragte er mit ſeiner freundlich-monotonen Stimme. „Ihr findet es hier wohl nicht gemütlich? Ich auch nicht! Kommt — wir gehen in mein Arbeitszimmer.“

Aufatmend folgten ſie ihm. Dieſer Salon war fürchterlich — Gefängnisluft für ſie. Auch der nächſte Raum, den ſie durchſchritten, gefiel ihnen nicht. Ein Saal mehr als ein Zimmer — mit mächtigen, dunklen Schränken und Geweihen an den Wänden, eine Tafel in der Mitte, die mit ihren hochlehnigen Eichenſtühlen für ein Gelage berechnet war. Dumpfheit und Halbdunkel herrſchten auch hier. Dicke Teppiche machten die Schritte lautlos. Man hatte das Gefühl des Ausgeſtorbenſeins. Irgendwo konnte hier zwiſchen duftenden Epheukränzen ein Toter auf feierlichem Lager liegen. Jetzt öffnete der Vater die Tür ſeines Arbeitszimmers. Dort ſah es beſſer aus. Mit Rührung erkannten ſie einige Möbel wieder, die einſt in Braunfeld dem Zimmer des Vaters gehört hatten. Der alte Schreibtiſch, der Bücherſchrank ... An dieſem das Geheimfach — ſie wußten es jetzt genau. Jedes Jahr, zu Weihnachten, hatte der Vater ihnen denſelben Spaß bereiten müſſen — das Hauptgeſchenk verſteckte er in dieſes Fach, und Detlev mußte es ausfindig machen. Von Jahr zu Jahr vergaß der Kleine natürlich das Geheimfach. Hans wußte es beſſer, durfte aber nicht helfen. Das gab immer ein Hallo! Das liebe, alte, ſchöne Geheimfach ... Unter dem Lexikon — da war es. Ganz, wie einſt.

„Nun macht es euch bequem, Jungen,“ ſagte der Vater, indem er die Fenſtervorhänge ſo ſorglich zuzog, daß kein Spalt das fahle Mondlicht mehr ins Zimmer ließ. „Hier iſt es ganz gemütlich — wie? Ich habe uns den Abendtiſch in meiner Bude decken laſſen, damit wir ganz unter uns bleiben. Blumen ſtehen nicht auf dem Tiſch. Das gehörte ſich eigentlich — ich müßte euch doch begrüßen! Na, dann wollen wir mal anders dekorieren! Wird auch gehen.“

Er ſah jetzt nie zu ihnen hin, während er lebhaft, faſt aufgeräumt, weiterſprach — das merkten die Knaben. Sie ſaßen regungslos da und folgten jeder ſeiner Be-

Digitized by Google

wegungen. Er nahm eine gerahmte Photographie vom Schreibtisch und stellte sie in die Mitte der Tafel. Sie konnten noch nicht sehen, wessen Bild es war, aber sie wußten es. Es war ein Bild der toten Mutter. Er stellte es zwischen den beiden Leuchtern auf, dessen Wachskerzen er entzündete. Ein feierlich-milder Schein kam in den Raum — er konnte von dem Bilde wie von den Kerzen ausgehen. Traumverloren blickten die Knaben darauf. Der Vater prüfte sein Arrangement, rieb sich die Hände und stieg dann, einen plötzlichen Entschluß ausführend, auf einen Sessel. Als die Blicke der Söhne ihm folgten, sahen sie, daß er eifrig damit beschäftigt war, ein stattliches Ölbild, das dem Schreibtisch gegenüberhing, von der Wand zu nehmen. Es hatte einen prächtigen Goldrahmen und stellte eine wunderschöne Frau dar. Der Vater zitterte, während er sich auf dem Stuhl bemühte — die Knaben wußten nicht, ob vor Anstrengung oder Erregung. Als er das Bild vom Nagel gelöst hatte, senkte es sich, da seine Kräfte nachließen, auf ihn. Das kalte, gemalte Antlitz bedeckte sein heißes, lebendiges — das schwarze Haar des Kunstwerkes schien sich mit seinen grauen, wirklichen Haaren zu vermischen. Hans sprang auf, um den Vater und das Bild vor einem Sturz zu bewahren. Doch der Vater wies ihn von sich und herrschte ihn an: „Was willst du! ... Ich werde damit auch allein fertig! ... Laß nur! ... Ich trag' es dorthin — wohin es gehört!" ... Er stieg vom Stuhl herunter und schleppte das Bild mit seltsamer Heftigkeit, wie ein gefesseltes wildes Tier, ins Nebenzimmer. Als er die Tür dieses Zimmers aufstieß, sahen die Knaben in ein zartes Silberweiß hinein, ein fürstlich-wundersames Schlafgemach — nur einen Augenblick — dann kehrte der Vater schon zu ihnen zurück und verriegelte die Tür zwiefach.

„So," sagte er, während er hastig mit der Hand über die Zornader seiner Stirn fuhr, „jetzt sind wir unter uns. Setzt euch, verehrte Gäste! Das Essen kommt sofort." Er drückte einen elektrischen Klingelknopf. „Langt tüchtig zu — ihr werdet doch Hunger haben." Das Hausmädchen trat ein. „Marie, Sie können gleich das ganze Essen bringen. Wir brauchen Sie dann nicht mehr. Sie können dann schlafen gehen."

Die Weißgekleidete ließ ihren mürrisch-unzufriedenen Blick erst wieder über die beiden Knaben gleiten, dann fragte sie in einem Ton, als ob Befehle des Herrn ihr lästig wären: „Wie wird es denn nu mit meinem Zeugnis, Herr Rittmeister? Hat's denn die gnädige Frau ausgestellt? Die gnädige Frau ist mir auch noch fünfundsiebzig Mark schuldig. Dreißig mußte ich noch dem Herrn Baron borgen, bevor die gnädige Frau zum Bahnhof gefahren ist."

„Das braucht hier nicht erörtert zu werden. Gehen Sie jetzt und bringen Sie das Essen. Ihre Ansprüche werden pünktlich erledigt."

Das Mädchen zuckte die Achseln und ging hinaus.

„Eine ekelhafte Person!" schimpfte Hans hinter ihr her. Er mußte sich Luft machen.

„Ja, wahrhaftig, mein Junge. Die wären wir nun auch los."

Der Vater öffnete die Korridortür, um dem Mädchen das Essen abzunehmen — er wollte sie nicht noch einmal im Zimmer haben. Dann riegelte er die Tür zu.

„So," flüsterte er. „Gute Nacht, Dämonen ... Nun langt zu, Jungen ... Tüchtig — tüchtig. Es darf nichts übrigbleiben."

Sie aßen und tranken einen feurigen Rotwein dazu. Hans wurde wieder gesprächig. „Der Zirkus war doch wunderbar," sagte er mit vollen Backen, indem er zur Decke himmelte. „Diese Löwenbändigerin! Ich muß ein Bild von ihr haben!"

„Das mußt du, mein Junge. Freilich. Du hast dich wohl in sie verschossen? Schadet nichts! Na, und du, Detlev? Wer ist denn deine Flamme?"

Detlev schüttelte erstaunt den Kopf und schwieg. Er dachte an Meta Körner und an ihren großen, tröstenden Blick, als sie in Dresden von ihr Abschied genommen. Hans hatte sie natürlich längst vergessen. Aber auch Detlevs Gedanken blieben nicht lange bei ihr. Er sah das Bild der toten Mutter an. Er blickte auf den Altar mit den schimmernden Kerzen.

Der Vater stützte den Kopf in seine mageren Sorgenhände. „Es ist keine Schande, verliebt zu sein," sagte er leise. „Schämt euch dessen in keiner Weise ... Ob eure Neigung einer Zirkusdame gehört oder einer Prinzessin — was aus euch kommt, wird immer rein und gut sein ... Der Mann ist selten schuldig, weil seine Phantasie ihn

fortreißt. Versteht ihr das? Der Mann übertreibt, schmückt aus, schmückt seine Liebe mit allen Blüten des Frühlings — was ihm die ganze Welt war, wird ihm ein einzelnes, junges, sinnbetörendes Weib. Es ist so. Er dichtet sie sich. Hörst du, Detlev? Ich denke gering von den Dichtern, weil ich weiß, wohin ihr Geist sie verführt. Was uns wirklich umfängt, was unsere besten Kräfte aufzehrt, braucht gar keine Schlange zu sein — das ist auch so ein gefährliches, pathetisches Bild der Dichter — die Schlangen sind ja nur dem Menschen gegenüber ‚falsch' — wer weiß denn, wie Schlangen sind unter Schlangen? — Ich wollte sagen, ein richtiges Weib ist Weib — sonst nichts. Ein materielles, gesundes, rohes Wirklichkeitsgeschöpf. Mit animalischen Instinkten begabt, nicht mit Sehergaben. Das, was sie so bezaubernd macht, ist anfangs Naturgabe, ihr unbewußt — später, wenn es ihr bewußt ist, wird es ein Jesuitenmittel zum Zweck. Ein böses Mittel. Imstande, die ganze Welt zugrunde zu richten. Und wodurch? Durch einen dämonischen Kunstgriff, der sofort, von vornherein, in Anwendung gebracht wird. Er besteht darin, daß dem Mann das Augenlicht geraubt wird. Das innere Augenlicht mein' ich. Kommt er in Evas Gewalt, so tappt seine Seele im Dunkeln. Das äußere Auge bleibt, weil das Weib ihm gefallen will — nur dem — das äußere Auge hüllt die blinde Seele in ein Wirrsal von Lüge ein. So rächt sich Eva an ihrem Dichter. Nur Maria kann helfen. Aber Maria ist tot ..."

Der Vater schwieg. Die Knaben starrten in das Dunkel seiner Worte. Sie aßen nicht mehr, sie sogen nur den Duft des feurigen Weines ein. Schwere, süße Betäubung legte sich um ihre Schläfen. Sie rückten aneinander, von seltsamer Wonne gepackt, sie konnten nicht sprechen, nur lauschen und träumen.

„Trinkt, Kinder," sagte der Vater, indem er selbst ein volles Glas hinunterstürzte. „Ich habe jetzt einige Fragen an euch zu richten. Seid so ehrlich, wie euch dieses Bild da, dieser Altar zwischen den Kerzen befiehlt. Wir sind nicht allein. Wir haben einen Zeugen dieser Stunde. Mutter ist bei uns."

Hans und Detlev blickten erschrocken auf das Bild. Beide lächelten dann und nickten leise — Schmerz und Sehnsucht spielte um ihre Lippen. „Mutter ist bei uns."

„Ihr wollt Soldaten werden," fuhr der Vater fort. „Ich war auch Soldat. Nun sagt mir mal, wie ihr euch vorbereitet habt auf euren Beruf. Ich will euch prüfen, ob ihr würdig seid, Soldaten zu werden. Offiziere! Zwei Mayrings als des Kaisers Offiziere! Das heißt etwas! Ihr habt eine Ahnenreihe vor euch seit dem Dreißigjährigen Kriege. Bei Lützen ist der erste Mayring, dessen Name auf euch gekommen ist, gefallen. Er war der erste einer Reihe von Helden. Preußens Könige, von Friedrich dem Ersten an, haben Mayrings in ihrem Heere gehabt. Fühlt ihr das? Gehört euch dieser Begriff zu euren höchsten Begriffen?"

Hans nickte in wilder Hast, wie kampfbereit — Detlev schloß seine Augen. Der Wein betäubte ihn. Er konnte den Worten des Vaters nicht mehr folgen.

„Was muß ein Offizier sein, Hans? Ein Mayring als Offizier? Nun? Antworte! Ein Edelmann, nicht wahr, ein makelloser Untertan, der die Gesetze des Staates wie seine eigenen im Herzen trägt?"

„Das muß er. Ja, Papa."

„Und seine Ehe, Hans? Seine Ehe muß Treue und Kraft sein, Treue bis in den Tod zu der einen, die ihr Leben mit ihm geteilt hat."

„Das weiß ich noch nicht, Papa."

„Weil du zu jung bist? Glaube wenigstens daran!"

„Ich glaube daran ..."

„Trink!"

„Ich kann nicht mehr, Papa. Ich bin so müde ... Detlev auch ... Es wird uns schlecht werden ..."

„Dann trinken wir rasch etwas anderes, was euch wieder munter macht." Der Vater stand auf. Er eilte zum Bücherschrank und entnahm dem obersten Fach eine Champagnerflasche. Mit aufflackerndem Interesse sah der müde Hans ihm zu. Er wunderte sich, daß die Flasche schon entkorkt war und in dem Schrank gestanden hatte, der sicherlich nicht die nötige Kältetemperatur enthielt. Aber er freute sich doch auf das neue Getränk. Es war das einzige, was ihn heute noch reizen konnte. Der Vater schenkte drei Spitzgläser voll. Seine Hände zitterten derart dabei, daß der Schaumwein glitzernd über den Tisch floß.

„Wir wollen auf unseren Beruf anstoßen, Kinder!" rief er dann mit einer Stimme,

Digitized by Google

die den Knaben seltsam mächtig und doch aus weiter Ferne klang. „Der Offiziersberuf soll leben, wie ein Mayring ihn ausüben muß! Ein Mayring ist nicht allein der Schmied seines Glücks! Das ist das Größte an einem alten Adelsgeschlecht. Wie eine goldene Kette! Glied an Glied! Der Enkel darf das Leben nicht anders als der Großvater führen! Durch Jahrhunderte vererbt sich der gleiche, wunderbare Hort unserer Mannesehre! Kein Mayring darf leben ohne sie! Und wenn mal einer abtrünnig wird, von dem verlockt, was eine arme Menschenkreatur verlocken kann — wenn einer sich gegen des Kaisers Gesetz vergeht oder einem schlechten Weibe verfällt oder anders das reine Schild seines Geschlechtes besudelt — wird er allein verurteilt? Ist es damit abgetan, daß der Fahnenflüchtige aus der Liste gestrichen wird und einfach Gras wächst über seinem Grabe? Nein, Kinder! Das hielte die Mayrings noch nicht rein! Das stählte unser Verantwortungsgefühl noch nicht völlig! Einmal Verderbnis ist ewige Verderbnis! Jeder Makel eines großen Namens wirkt fort! Je reiner ein Schild ist, desto fleckiger wirkt jeder Flecken! Wer vom Wege abirrt, hat sein ganzes Geschlecht heruntergerissen! Alle würden von nun an nach der falschen Seite treiben! Nicht wieder gutzumachen! Nie wieder gutzumachen! Alle sind Verbrecher durch den einen! Die Chronik bricht ab!"

Der Vater sog sein Glas aus. Ein Schwindel schien ihn nach dem Genusse des Weines zu befallen, aber er reckte sich in wilder Energie, er wollte noch standhalten.

Hans führte das Spitzglas unschlüssig an die Lippen. „Ist es wirklich so?" flüsterte er. „Das wäre ja entsetzlich, Papa. Sind die Menschen so stark? Glaubst du so fest an alle früheren Mayrings?"

„Verdächtige keinen, der im Mutterschoß der Erde liegt! Er wird wider dich zeugen, wenn es an der Zeit ist! Es gibt Dinge, an denen kein Mayring sich je versündigt hat! Das weiß ich! Bis auf unseren Tag!"

„Auf unseren Tag —?"

„Ich meine uns drei, Hans!"

„Was haben wir denn getan, Papa ?"

„Wir sind die letzten Mayrings!"

„Was haben wir denn getan, Papa?!"

„Wir wollen auf unsere Ehre anstoßen! Detlev, wach auf! Hier, nimm, mein Junge! So! In die Hand! Nimm's doch — halt's fest! Es gilt was Großem Bescheid zu tun! In diesen Augenblick drängt sich die Ewigkeit zusammen! Drei Mayrings! Wir sind es noch! Jetzt noch! Mutter, gib uns deinen Segen!"

Seiner Worte Gewalt führte die Willenlosen zusammen. Hans und Detlev drängten sich, mit bebender Hand ihr Glas umspannend, zum Vater hin. Der umschlang sie leidenschaftlich und wandte sich mit ihnen dem Bilde der Mutter zu.

Sie grüßten das edle Gesicht im Kerzenschimmer wie eine Lebendige. Sie tranken ihr zu, sie winkten noch selig lächelnd mit ihren Kelchen.

Auch Detlev hatte getrunken. Sein blonder Kopf sank zuerst an des Vaters Brust. Der nickte in unendlicher Traurigkeit und bettete den Kleinen sorgsam an sein Herz.

Hans wollte etwas rufen, einen Schrei des Schreckens vielleicht, aber er kam nicht mehr dazu — der Trank überwältigte ihn schon. Schlaff fiel sein schmaler Jünglingskörper über den anderen Arm des Vaters.

Der wartete ein wenig mit steinernem Gesicht, dann zog er die Knaben zum Sofa hinüber und setzte sie darauf, indem er ihre Arme ineinanderschlang, wie unzertrennliche Freunde.

In fürchterlicher Spannung beobachtete er sie. Sah sie lächeln, ihre Lippen sich öffnen, flüstern, tiefes Weh entstöhnen, dann zucken, immer rascher, immer gräßlicher, über das ganze Gesicht und über den Körper hin.

Er trat zurück.

Er konnte diesen Anblick nicht ertragen.

Ihm wurde der Tod nicht leichter gemacht als das Leben. Ein Hinüberschlafen, wie er es den Söhnen geschenkt hatte, gab es für ihn nicht. Er mußte noch den Rest seiner Kraft besiegen. Der Mann den ‚Mann'.

So griff er denn nach dem, was für das Feld der Ehre bestimmt war, Unehre sühnen sollte. Er nahm eine Reiterpistole von der Wand.

Seine Knaben starben mit ihm.

Digitized by Google

Domenico Morelli.

Domenico Morelli.

Von Arnold Ruesch.

Wer das „grünende und blühende Paradies“ gesehen hat, von dem Goethe in seinen Briefen aus Italien erzählt, der wird es auch vielleicht verzeihlich finden, wenn die Künstler in Kampanien gleich zum Pinsel greifen, noch ehe sie mit dem eintönigen Stifte recht umzugehen gelernt haben. Was ihr Auge sieht, ist eben nur die wunderbare Zusammenstellung wunderbarer Farben, und nicht selten werden ihre stimmungsvollsten Landschaftsbilder zu wahren Phänomenen der Kunst, indem gar seltsame Verzeichnungen allen Gesetzen der Perspektive zum Hohn die als Staffage dienenden Menschen und Gegenstände verhältnismäßig um so größer erscheinen lassen, je näher sie sich dem Horizonte befinden. Kein Wunder, daß Christian Rauch in einem Gespräch mit Morelli von den Italienern geringschätzig sagte: „Ihr gebt euch eben mit der malerischen Wirkung zufrieden, ohne über das Kunstwerk

nachdenken zu wollen." Wie ungerecht aber dieser Tadel gerade den Angeredeten traf, das bewies Morelli mit seinem Leben und mit seinen Werken.

Das Schicksal war allerdings seiner künstlerischen Entwicklung günstig gewesen. Die Maler, die um das Jahr 1840 als Lehrer in der Akademie zu Neapel wirkten, waren noch Anhänger der von David zur Zeit des ersten Kaiserreichs heraufbeschworenen Richtung, die sich in Italien merkwürdigerweise trotz seinem die Natürlichkeit liebenden Volke bedeutend länger als in Frankreich erhielt. Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde dort die Malerei noch an griechischen und römischen Statuen gelehrt, wobei auf die äußere Form die größte Mühe verwandt werden mußte, während Farbe und Helldunkel als unwesentliche Zugaben galten. „Können Sie sich vorstellen," schrieb Morelli verzweifelt einem Freunde, „wie man die Felsen, den Sand, das Meer, den Himmel mit Umrissen malen soll?" Aber der Junge lernte dabei zeichnen, wenn auch ungern genug, und das war für ihn die Hauptsache. Farbensinn besaß er schon von Haus aus in hohem Maße, sein Streben nach Wahrheit war die natürliche Folge seiner leidenschaftlichen Liebe zur Natur. Schon als Knabe suchte er Anregung und Belehrung am liebsten im Freien, und als er einst auf einem Bilde „das Zittern des Meeres im eigentümlichen Schein der aufgehenden Sonne" wiedergeben sollte, verbrachte er in Erwartung der Mor-

Die Bilderstürmer. (Phot. Alinari.)

Digitized by Google

gendämmerung ganze Nächte am einsamen Meeresstrand. So gründlich und wahrheitsliebend mußte auch der Reformator einer in banaler Konventionalität erstarrten Kunst beschaffen sein.

Die ersten Äußerungen seiner Künstlerseele standen unter dem Einfluß einer romantischen Heldenliteratur, deren Klänge sich im Weltall längst verloren hatten und nur noch in dem zum Freiheitskampfe sich rüstenden Italien gleich einem letzten Echo widerhallten. Als eines der ersten Werke größeren Umfangs aus dieser Zeit ist der „Kuß des Korsaren" hervorzuheben, der trotz der mannigfachen Schwierigkeiten, mit denen der junge Maler zu kämpfen gehabt, und trotz der primitiven Mittel, deren er sich bei der Ausführung hatte bedienen müssen, allgemeines Aufsehen erregte. Aus Mangel an gestrichener Leinwand war der Mutter letztes flandrisches Tafeltuch zerschnitten worden, ein Freund hatte für die Glieder, eine Freundin für das Antlitz Medoras Modell gestanden. Und da sich das Mädchen nicht in die Junggesellenstube Morellis getraut, womit es sich eines unverzeihlichen Verstoßes gegen die Landessitte schuldig gemacht hätte, mußte der Künstler oft mit dem Bilde und der Staffelei auf der Schulter zwei Meilen weit durch die Stadt ziehen.

Sein nächstes Werk, eine Madonna mit dem Christuskinde, entstand in Rom. Während es am politischen Horizont wie Morgenrot leuchtete, während Amnestien und Reformen die Bevölkerung Italiens in Begeisterung versetzten und besonders in der Hauptstadt die Gemüter erhitzten, arbeitete Morelli ununterbrochen an diesem Gemälde, als könnten die Dinge der Außenwelt sein Leben lang keinen Einfluß auf ihn gewinnen. Seine ärmliche Dachstube verließ er nur dann, wenn er aus Mangel an einem Modell den Bildern der verschiedenen Museen eine besondere Stellung, die anatomisch korrekte Zeichnung eines Gliedes oder auch nur einen künstlerischen Faltenwurf absehen wollte.

Bald aber hätte man glauben können, er trete in die Fußtapfen seines politisch fanatischen Schulkameraden Altamura. Zu Anfang des Jahres 1848 war er nach Neapel zurückgekehrt. König Ferdinand II. hatte dort infolge eines Aufstandes eine liberale Verfassung beschwören müssen, drei Monate später waren die Kammern noch vor ihrem

Madonna della scala d'oro.

Zusammentritt „wegen Anmaßung ungesetzlicher Befugnisse und Machtüberschreitung" aufgelöst worden. Dieser Staatsstreich hatte die Gemüter der Bürgerschaft aufs höchste erregt, es wurde beschlossen, eine Schilderhebung gegen das Königtum zu veranstalten und in der Toledostraße Barrikaden zu errichten.

Am Morgen des 15. Mai begegnete Morelli zufällig seinen zum Kampf gerüsteten Freunden, denen zuliebe er gleichfalls zu den Waffen griff. Bald donnerten von der Festung Sant Elmo die Kanonen herab in die Hauptstraße, die die Stadt ihrer ganzen Breite nach durchschneidet. Zahlreiche Lazzaroni, die am Barrikadenbau mitgeholfen hatten, schlugen sich jetzt auf die Seite des Stärkeren

und nahmen an der Plünderung teil. Die Schrecken zu mehren, ließ der König die Gefängnisse öffnen, damit sich die Verbrecher auf die entsetzte Bürgerschaft stürzten. In einer Stunde waren sämtliche Barrikaden erstürmt. Plündernd und mordend drangen die Schweizertruppen in die Wohnungen ein. Wer konnte, rettete sich, indem er an Seilen auf der Rückseite des Hauses hinunterglitt. Die anderen wurden mißhandelt und erschossen oder als Gefangene auf die Schiffe geschleppt.

Auch Morelli war verwundet, festgenommen und nach Castelnuovo geführt worden, wo ihm schon von weitem zahlreiche Salven das traurige Los seiner Freunde verrieten. La Vista, ein junger, genialer Schriftsteller, wurde vor seinen Augen erschossen. Mit Morelli sollte auf gleiche Weise verfahren

Mater purissima. (Phot. Alinari.)

werden, als plötzlich Admiral Ruberti den Soldaten befahl, das mörderische Schießen einzustellen.

Nach seiner Freilassung widmete er sich mit neuem Eifer und wie gestärkt durch diese Feuertaufe seiner Kunst. Aus einem Wettbewerb um den Römerpreis, der den Gewinner zu einem sechsjährigen Aufenthalt in der Hauptstadt Italiens bei einer monatlichen Unterstützung von dreißig Dukaten berechtigte, ging er nun mit der Darstellung einer gewissen Szene aus Tassos „Gerusalemme liberata" als Sieger hervor. Aber der verdiente Lohn blieb aus. An maßgebender Stelle wurde plötzlich behauptet, man könne sich in Neapel künstlerisch ebensogut ausbilden wie in Rom, so daß Morelli seine Heimat nicht verlassen durfte, wenn er nicht auch der Unterstützung verlustig gehen wollte. Dessenungeachtet begab er sich bald darauf heimlich nach Florenz, wo er zusammen mit seinem Jugendfreund Pasquale Villari, dem nachmaligen Senator und Minister, eine Reihe glücklicher Tage verlebte.

Nach Neapel zurückgekehrt, schuf er zunächst mehrere Darstellungen aus der Zeit der Christenverfolgung. Die weltschmerzliche Stimmung, die aus ihnen spricht, steht wohl im Zusammenhang mit den mannigfachen Hindernissen, die sich seiner Heirat mit der Schwester Villaris entgegensetzten. Weitere Ursachen seiner Entmutigung waren die anfangs erfolglosen Anstrengungen, sich von dem Einfluß des Akademismus gänzlich freizumachen. Doch nicht lange, und die Geliebte sollte sein eigen werden, während ihm der realistische Tiermaler Filippo Palizzi in technischer Beziehung den rechten Weg zu weisen vermochte.

Um den Einfluß dieses talentvollen Malers richtig zu beurteilen, muß man die neapolitanische Kunst des neunzehnten Jahrhunderts mit den gleichzeitig im Norden entstandenen Richtungen vergleichen. Als Morellis Name noch kaum bekannt war, hatte sich in Frankreich die Mehrzahl der Maler von der Akademie bereits gänzlich losgesagt. Die englisch-flämische Kunst von Gainsborough, Reynolds und Constable hatte dort Schule gemacht, und den Werken von Rembrandt und Rubens wurde plötzlich die gebührende Achtung gezollt. Nachdem Géricault mit dem „Floß der Medusa" die Anhänger Davids, deren energischster Vertreter J. A. D. Ingres nur in gewissenhafter Zeichnung die „Recht-

Nonne im Chor. (Phot. Alinari.)

ſchaffenheit und Ehre" eines Künſtlers zu erblicken glaubte, zum Kampfe herausgefordert hatte, erfocht die romantiſch-naturaliſtiſche Schule den erſten großen Sieg mit dem Werke „Gemetzel von Chios" des erſt fünfundzwanzigjährigen Delacroix. Während dieſer in bezug auf Farbenreichtum und wirkungsvolle Kompoſition unübertroffen blieb, ließ er die volle Durchführung ſeiner meiſt nur mit anſcheinend ſkizzenhafter Leichtigkeit hingeworfenen Werke vermiſſen. Bekanntlich haben aber die in ſeinem Nachlaß gefundenen Studien ergeben, daß er ein vortrefflicher Zeichner war, der, wie ſpäter Morelli, den Umriß der koloriſtiſchen Wirkung mit Abſicht opferte. Er war alſo ein Vorgänger des neapolitaniſchen Meiſters, obgleich dieſer die Werke des Franzoſen erſt in ſpäteren Jahren kennen lernte, als er bereits aus eigenem Antrieb denſelben Weg eingeſchlagen hatte.

In Italien, wo ſich die Romantik auch in der Literatur verhältnismäßig ſpät bemerkbar gemacht hatte, räumte der Akademismus den Kunſtneuerungen nicht ſo bald das Feld. Wo die größten Meiſter ihr Beſtes gegeben haben und die herrlichſten Werke, die Menſchenhand geſchaffen, die Künſtler täglich an die Traditionen mahnen, waren dieſe nie in dem Maße außer acht gelaſſen worden wie in Frankreich, ſo daß ſich nun auch der unausbleibliche Rückſchlag weniger heftig, aber auch weniger raſch vollzog. Zunächſt machte er ſich in Oberitalien bemerkbar, das dem Einfluß Frankreichs am meiſten ausgeſetzt iſt. Franz Hayez in Mailand war der erſte, der es gewagt hat, einen Jüngling darzuſtellen, deſſen Kleidung nicht in einer Toga beſtand. So unbedeutend uns das heute auch ſcheinen mag, es war für die damalige Zeit eine Tat, die als erſter Schritt zur Emanzipation der italieniſchen Kunſt zu betrachten iſt.

Im Gegenſatz zu Norditalien iſt die Reformation der Kunſtrichtungen in Neapel nur in geringem Maße auf äußere Einflüſſe zurückzuführen. Infolge der Ausgrabungen von Altertümern in Pompeji und Herkulanum, die damals auf Veranlaſſung des Königs vorgenommen wurden und eine Menge antiker Meiſterwerke zutage förderten, hatten die neapolitaniſchen Maler allerdings Gelegenheit, die Geſetzmäßigkeit der Farbengebung zu erkennen, zeigen doch in dieſer Hinſicht ſelbſt die rein dekorativen Malereien der Pompejaner einen ungewöhnlich hoch entwickelten Geſchmack. Allein ſelbſt das eingehendſte Studium dieſer Fresken hätte wohl nicht zu einer gänzlichen Umgeſtaltung der künſtleriſchen Anſchauungen geführt, wäre nicht gerade damals dank der Kauflſt der Fremden die ſogenannte „Schule von Poſillipo" entſtanden, deren Vertreter, wie ſeinerzeit die Pleinairmaler in Holland und Frankreich, in der Landſchaft das Heil fanden. Einfach und beſcheiden zogen ſie in der Umgegend Neapels, namentlich an den Abhängen des Hügels Poſillipo, umher, um die ſchönſten Anſichten des Golfs oder allerhand Volks-

Florentiniſches Morgenſtändchen. (Phot. Alinari.)

typen zu malen, und da ſie ihr Leben lang noch keine Akademie beſucht hatten, wurden ſie von den unter dem Einfluß manieriſtiſcher Traditionen ſtehenden Künſtlern ſehr von oben herab angeſehen und einfach als Vedutenmaler bezeichnet. Obwohl ſich aber ihr Schaffen allmählich zu einem Gewerbe im eigentlichen Sinne des Wortes ausgebildet hatte, durfte doch ihren Bildern im Gegenſatz zu den Werken der Akademiker Wärme und innere Wahrheit nicht abgehen, wenn ſie ſich einer immer wachſenden Nachfrage erfreuen wollten. Der Hervorragendſte unter ihnen aber, deſſen Schöpfungen den erſten Anſtoß zur Revolution der Kunſtanſchauungen in Italien geben ſollte, war ohne Zweifel Filippo Palizzi.

Morelli ſchreibt über den Einfluß, den er auf ihn geübt hat: „Palizzi und ich waren Antipoden. Ich fühlte, daß die wahre Kunſt in der realiſtiſchen Darſtellung von nur erdachten und nie geſehenen Dingen beſtehe. Und dennoch, die Landleute, die ich daher im allgemeinen nicht liebte, ich liebte ſie in den Skizzen meines Freundes. Seine analytiſchen Unterſuchungen über die Eigenſchaften der Farben und deren wechſelſeitige Wirkungen ſind es, denen ich das Verſtändnis und die Beobachtungsgabe für den Ausdruck einer Malerei verdanke."

Digitized by Google

In der Ausstellung des Jahres 1855 wurde Palizzis Einfluß auf seinen jungen Freund zum erstenmal offenbar. Als Morelli sein Werk „Die Bilderstürmer" kurz vor der Eröffnung in einem der geräumigen Säle noch am Boden liegen sah, fand er gegenüber den glatten und geleckten Malereien der anderen Künstler kaum den Mut, es aufzustellen. Auch seine Professoren standen kopfschüttelnd davor, und nur einer unter ihnen, Camillo Guerra mit Namen, erkannte die Größe seines Schülers und küßte ihn gerührt auf die Stirn.

Morelli hatte den Entwurf zu dem Gemälde Palizzi unterbreitet. „Gib acht, daß sie dich nicht einstecken," war er von ihm lächelnd gewarnt worden, und in der Tat, es hätte wenig daran gefehlt. Am Eröffnungstag der Ausstellung blieb Ferdinand II. längere Zeit vor der eigenartigen Malerei stehen, wandte sich dann zu Morelli, der ihm vom Direktor Smargiassi mit lobenden Worten vorgestellt worden war, und sagte zu ihm in echtem neapolitanischem Dialekt: „Junge, in deinem Bild steckt ein Gedanke!" Morelli verstand, was der König damit meinte, und beeilte sich, zu erklären, daß er lediglich das traurige Los des heiligen Lazarus habe darstellen wollen, dem den Gesetzen des Kaisers Theophilos gemäß die rechte Hand mit einem glühenden Eisen vom Arme abgetrennt wurde. „Nein, nein," wiederholte der mißtrauische König, „darin steckt ein Gedanke!" Das galt ihm offenbar soviel wie ein Verbrechen. Glücklicherweise hatte aber ein Minister den wahren Sinn der königlichen Worte nicht verstanden und ermutigte Morelli, auch in Zukunft nur schönen und erhabenen Gedanken Ausdruck zu geben. Smargiassi erklärte ferner, daß für den Häscher auf dem Bilde ein gescheiterter Maler und für den Mönch ein Kunsthändler Modell gestanden hätten. Man lachte, namentlich über die grimmigen Gesichtszüge des Malers, der Schiffbruch gelitten, und niemand dachte mehr an revolutionäre Absichten.

Im Gegenteil: Ferdinand II. behielt Morelli in so gutem Andenken, daß er ihn wenige Jahre später beauftragte, die Schloßkapelle in Gaeta mit vier großen Darstellungen von Szenen aus dem Leben des heiligen Franziskus zu schmücken.

Wenige Tage nach Beendigung der „Bilderstürmer" machte er sich zusammen mit einem Freunde nach Deutschland auf, dessen Künstler er, vielleicht mit einem Stich ins Ironische, „uomini tanto superiori a noi" (uns so sehr überlegene Menschen) zu nennen pflegte. Mit großen Erwartungen trat er die Reise nach dem Norden an, mit großen Enttäuschungen kehrte er zurück. In München und Berlin fand er die Kunst wie eine Wissenschaft bewundert. Die berühmten Wandgemälde Kaulbachs erschienen ihm von einer

Sizilianische Vesper. (Phot. Alinari.)

über die Maßen akademischen Gelehrsamkeit. „Es schien mir," schrieb er, „als sollte ich, der Landessprache nicht mächtig, selbst die in Formen ausgedrückten Gedanken der Deutschen nicht verstehen."

In Amsterdam bewunderte er dagegen Rembrandts „Nachtwache". „Das nenne ich eine Malerei," schrieb er begeistert, „hier sind Menschen, die atmen und leben. Der Ausdruck der Farbe und des Lichtes ist die Vision eines Genies, und dieses Genie war das Haupt einer Familie, der ich selbst als letzter anzugehören stolz wäre!" Nun fühlte er sich für die in Deutschland erlebten Enttäuschungen reichlich entschädigt.

Eine weitere Genugtuung gewährte ihm sein Besuch bei Gallait, dessen Werke er bereits auf Abbildungen bewundert hatte. Großen Eindruck machte ihm das damals noch unfertige Bild Johannas der Wahnsinnigen, die den Leichnam ihres Gatten liebkost. In Paris endlich setzten ihn die im Salon ausgestellten Gemälde vollends in Erstaunen, und sein letztes Werk sich vergegenwärtigend, fand er es hart in der Zeichnung und in der Zusammenstellung der Farben gewöhnlich. Ja, sein Widerwille gegen das bisher von ihm Geschaffene ging so weit, daß er gewisse seiner Zeichnungen nie mehr sehen wollte und die Familie brieflich bat, sie unverzüglich zu vernichten.

Nach Neapel zurückgekehrt, empfand er ein heftiges Bedürfnis zu malen und malend sich zu regenerieren, wenn ihn auch die mannigfachen Eindrücke der Reise von einem folgerichtigen Arbeiten zunächst abhielten. Der Verlust der ersten zwei Kinder, die kurz nacheinander starben, und die verhängnisvollen Folgen, die diese Schicksalsschläge auf die Mutter übten, haben seine Arbeitskraft eine Zeitlang sogar gänzlich gelähmt. Der tragische Schmerz und die grenzenlose Mutterliebe seiner Gattin waren dem Künstler jedoch Offenbarungen, die er später in den erhabensten Kompositionen zum Ausdruck bringen sollte. Sie sind es, die uns vor seiner „Madonna auf goldenen Stufen", der „Mater purissima", den „Marien auf der Schädelstätte", all den anderen Madonnenbildern und vielen Darstellungen aus der heiligen Schrift so tief ergreifen. „C'est le cœur de la femme qui vous a guidé," schrieb ihm

Graf Lara. (Phot. Alinari.)

Digitized by Google

Taſſo und Eleonora d'Eſte. (Phot. Alinari.)

Alma Tadema, und als ihm die Gattin in den Tod vorausgegangen war, klagte er immer wieder, daß man mit ihr auch ſeine Kunſt begraben habe.

Aber ſchließlich, nachdem er durch Reiſen und traurige Ereigniſſe ſo lange von ernſter Arbeit abgehalten worden war, fand er ſich ſelbſt wieder, und zwar nicht ſonderlich verändert. Geradeswegs ging er eben auf ſein Ziel zu, ſchrittweiſe, doch ohne Schwanken. Bald entſtand eine Reihe von Meiſterwerken, von denen jedes das vorige an Kraft und Farbenwirkung übertrifft. Erwähnt ſeien hier „Florentiniſches Morgenſtändchen", „Sizilianiſche Veſper", „Boot des Lebens", „Graf Lara", „Abendkühle in Venedig", „Potiphars Frau", „Pompejaniſches Bad", „Flüchtlinge von Aquileja", „Der Miniſtrel" und mehrere Szenen aus dem Leben der Königin Johanna II., alles Etappen auf einem glänzenden Siegeszuge.

Durch das zielbewußte Vorgehen Morellis angefeuert, ermannten ſich auch die anderen zur Tat. In der ärmlichen Werkſtätte eines Malers, auf einem Tiſch, der eigens zu dem Zwecke für acht Carline erworben worden war und ſpäter als Sehenswürdigkeit lange Jahre hindurch in einem Muſeum prangen ſollte, wurden von einer kleinen Künſtlergemeinde die Statuten der „Società promotrice di belle arti" niedergeſchrieben und unterzeichnet. Bisher hatten in Neapel keine Kunſtausſtellungen ſtattgefunden; die Promotrice, die ſich die Förderung von Kunſt und Künſtlern zur Aufgabe geſtellt hatte, veranſtaltete die erſte im Jahre 1863 mit großem Erfolg. Alle Bilder wurden verkauft, mit Ausnahme einer gar zu realiſtiſch dargeſtellten Hinrichtung, die aber am Schluſſe von allen übrigen Künſtlern zuſammen erworben wurde. In den folgenden Jahren erlangten die Veranſtaltungen der Geſellſchaft immer mehr Bedeutung, die ausgeſtellten Bilder wurden als Offenbarungen angeſtaunt und ihre Schöpfer in ganz Italien als Diktatoren im Freiheitskampfe gegen Akademismus und Konventionalität ausgerufen.

Eines der größten Ereigniſſe für die Künſtlerwelt Neapels war die Ausſtellung des Jahres 1865; Morellis „Taſſo" verlieh ihr die Bedeutung. Auf einer Reiſe im Jahre 1856 hatte er die mittelalterliche Stadt Ferrara berührt, wo er das herzogliche Schloß, Taſſos Liebes- und Leidensſtätte, beſuchte. Seit jener Zeit trug er ſich unabläſſig mit dem Gedanken, den Dichter der „Gerusa-

lemme liberata“ in einem Bilde zu verherrlichen, bis ihm endlich nach einer Menge von Versuchen und Entwürfen das Meisterwerk unter seinen historischen Malereien gelang. Für die fast bis ins Überirdische gesteigerte Vergeistigung der Gestalten geben seine unveröffentlicht gebliebenen Briefe, die er damals als junger, impressibler Künstler aus Ferrara schrieb, die Erklärung. „Ihr seht,“ heißt es in einem dieser Schreiben, „ich wende mich an Euch, wenn ich am meisten ergriffen bin. Die Tränen, die ich aus Schamgefühl nicht vergießen durfte, als sie mir erzählten: dies war Tassos Zimmer, hier wurde die ‚Gerusalemme‘ geschaffen: — mein Gott, ich kann nicht umhin, sie jetzt zu weinen, da ich im Geiste bei Euch bin.“ Und am Schlusse desselben Briefes: „Ich sah auch Eleonorens Kammer, ich glaubte noch einen zarten Frauenduft zu bemerken und erschauerte bis ins Mark; ja ich sah Eleonora selbst und ihn, der sie zum Inhalte seines Lebens gemacht hatte! Doch ich bin zu bewegt, und es fehlen mir die Worte.“ Die Darstellung entspricht dem hier ausgedrückten Überschwang der Gefühle, ohne jedoch das Auge auf Kosten der künstlerischen Wahrheit bestechen zu wollen. Das Problem der Lichtwirkung ist im Gegenteil so glücklich gelöst, daß das Gemälde im Salon des Jahres 1867 unter den verwöhnten Parisern großes Aufsehen machte.

Odaliske. (Phot. Alinari.)

Einen noch größeren Erfolg errang Morelli im Jahre 1879 mit seiner „Versuchung des heiligen Antonius“, einem Gemälde, das gleich dem „Tasso“ in der Hauptstadt Frankreichs preisgekrönt wurde. Eine echt menschliche Auffassung unterscheidet sein Bild von allen älteren Darstellungen desselben Gegenstandes, wo sich die Versuchung in Gestalt von schreckenerregenden Ungeheuern zu zeigen pflegt. Die Leidenschaften in der eigenen Brust sind es, die in seinem Gemälde den Heiligen peinigen und in Versuchung führen und ihm als tausend verlockende Frauengesichter vor die Sinne treten, die eigenen Begierden, die sich unter der Matte auf einmal wie schimmernde Glieder zu regen schienen und ihn vom Lager entsetzt auf den kalten, harten Felsboden gescheucht haben. Unmittelbar verständlich erscheint der meist verkannte psychologische Inhalt dieses Bildes in einer früheren Fassung, wo der Kapuziner, noch im ersten Schrecken nach Atem ringend, an der Wand lehnt.

Obwohl dieses Gemälde erst fünfzehn Jahre nach dem „Tasso“ geschaffen wurde, gehört es doch in bezug auf die Technik eher zu den Werken der historischen Periode, mit denen Morelli von vornherein all die gehässigen Anklagen widerlegt hat, die seine letzte Malweise, bei der sich die Linie immer mehr in der Farbe aufzulösen scheint, als aus Unfähigkeit entsprungen hinstellen möchten. Ihre Elemente waren dagegen schon in den Entwürfen seiner ersten Arbeiten zu erkennen, welche die entsprechenden, in allen Einzelheiten ausgeführten Gemälde an Wirkung bei weitem übertreffen, da die künstlerische Vision in ihnen am unmittelbarsten zum Ausdruck

Digitized by Google

Die Versuchung des heiligen Antonius. (Phot. Alinari.)

Zu Arnold Ruesch: Domenico Morelli.

Digitized by Google

Vexilla regis prodeunt. (Phot. Alinari.)

kommt. Diese Erfahrung wurde später zum Ursprung von Morellis eigenartiger Technik, mit der er die Künstlergemeinde Italiens von dem Übel des Akademismus erlöste. Den richtigen Maßstab für die Größe dieses Verdienstes gibt die unbeschränkte Anerkennung, die ihm schon zu Lebzeiten von seinen Berufsgenossen im eigenen Lande gezollt wurde und einen Erfolg ohnegleichen in der Geschichte der modernen Kunst bedeutet.

Diese allerletzte, fast übertrieben impressionistische Malweise Morellis mußte allerdings auf einen großen Teil der ohnehin schon dem strengen Studium abgeneigten Künstlergeneration des heutigen Italiens einen verderblichen Einfluß üben. Ihr Meister hat eben aus seinen Theorien die letzten Konsequenzen gezogen und schließlich im Bestreben nach malerischer Wirkung die Linie ganz außer acht gelassen. So hat Michelangelo im Streben nach realistischer Darstellung oft Figuren geschaffen, deren unnatürlich stark ausgebildete Muskulatur mit Realismus eigentlich nichts mehr zu tun hat; so haben Zwingli und Calvin das Reformieren übertrieben und aus den Kirchen wertvolle Bilder entfernt, die niemand zum Schaden die Tempel der Schweizer schmückten und uns noch heute gar wohl erfreuen würden. Übertreibung ist aber eine Erscheinung, die wir fast an allen bedeutenden Geistern bemerken, eine Schwäche der Bahnbrecher, ohne die gewiß auch ihr Erfolg geringer wäre. Denn gerade durch das Übermaß an Kraft und Schwung, das manchmal ein Hinausschießen über das Ziel bewirkt, gehen sie ja auch aus dem Kampfe mit den Traditionen als Sieger hervor. Den Schülern muß es überlassen bleiben, von ihren Lehrern gerade so viel zu lernen, als für sie heilsam ist.

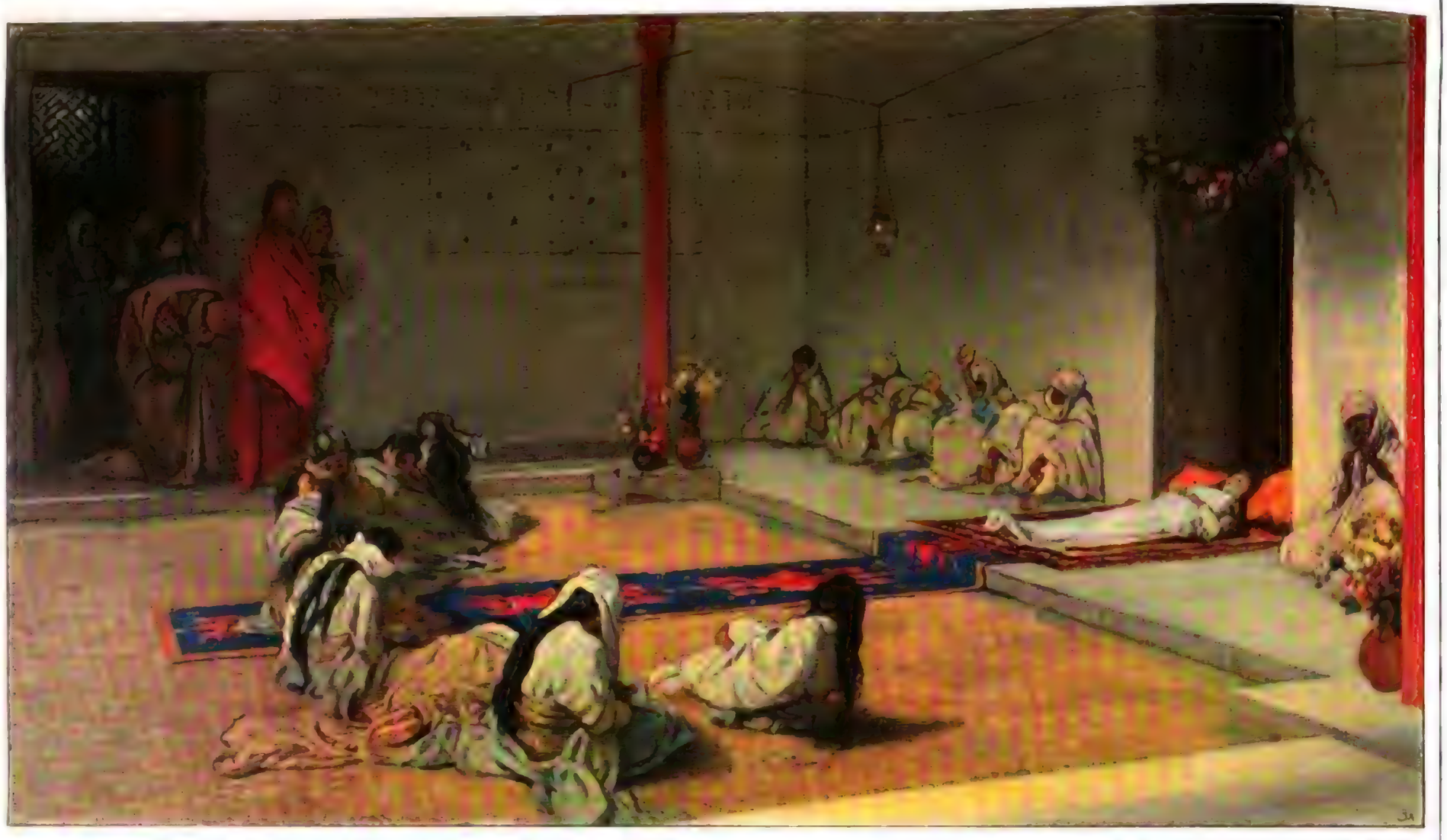
Auf nicht geringeren Unverstand stießen die biblischen Werke Morellis bei der Kritik. Entgegen den spitzfindigen Behauptungen italienischer Kunstrichter hat ihre Darstellung des Gegenstandes mit Renans Aufklärungsversuchen ebensowenig zu tun wie der Gegenstand ihrer Darstellung mit pietistischer Gefühlsduselei, wenngleich die Lektüre der „Vie de Jésus“ einzelne Situationen bestimmt haben mag. Ohne irgendwelche Tendenz betonen zu

Arabischer Improvisator. (Phot. Alinari.)

wollen, und durchaus unabhängig von seinen religiösen Überzeugungen, schöpfte Morelli seine Inspirationen aus dem Neuen Testament, weil es ihm gleichzeitig das lieblichste lyrische Gedicht, das erhabenste Epos und das tragischste Schauspiel war, kurz: die einzige Dichtung, die dem gewaltigen Darstellungsvermögen des gereiften Künstlers entsprach. Was anderes als poetische Äußerungen im besten Sinne sind Gemälde wie „Die Marien auf der Schädelstätte", „Mater purissima", „Frohe Kunde" und „Christus in der Wüste"? Was anderes als rein künstlerische Schöpfungen sind überhaupt alle Werke Domenico Morellis? Oder sollte man im Ernst seine „Bilderstürmer" dagegen anführen wollen? Gleich jedem echten Künstler hoch über den Parteien stehend, sah er in allem nur das ewig Schöne, das in edelster Form wiederzugeben er für die heilige Pflicht eines jeden seiner Berufsgenossen hielt.

Die neue Ära morellianischer Kunst begann im Jahre 1865 mit dem Erscheinen von „Christus auf dem Meere". Ihren größten Erfolg sollte sie schon wenige Jahre später mit der ergreifend dargestellten „Kreuzabnahme" feiern, einem Gemälde, das in jeder Hinsicht Rembrandts würdig wäre. Ein Seitenstück zu diesem bildet „Christi Verspottung", während sich ein Bildnis des sterbenden Christus aus derselben Zeit durch den Ausdruck physischen Schmerzes von den anderen Altersarbeiten Morellis unterscheidet. Nicht minder bedeutend, wenn auch in einem für den Gegenstand kleinen Maßstab ausgeführt, ist das Gemälde der „Tochter des Jairus", dem offenbar die Worte des Evangeliums Matthäi zugrunde liegen: „Und als er in des Obersten Haus kam und sahe die Pfeifer und das Getümmel des Volks, sprach er zu ihnen: Weichet! denn das Mägdlein ist nicht tot, sondern es schläft." Der Titel „Talitha kumi", mit dem das Werk meistens benannt wird, ist daher unzutreffend und scheint auch nicht von Morelli zu stammen. Es folgten ferner „Die Marien auf der Schädelstätte", „Arabischer Improvisator", „Frohe Kunde", „Christus in der Wüste" und „Jesus ruft die Söhne Zebedäi", sowie die in gewisser Hinsicht wohl mit Recht Fortunys Einfluß zugeschriebenen „Odalisken auf dem Wege zum Bade", „Die Besessenen", „Die Ehebrecherin", „Gebet in der Wüste" und „Mohammed vor der Schlacht". Hie und

Die Marien auf der Schädelstätte. (Phot. Alinari.)



Die Tochter des Jairus. (Nach dem im Besitz des Herrn Geh. Hofrats Ernst Seeger in Berlin befindlichen Original.)

Zu Arnold Ruesch: Domenico Morelli.

Digitized by Google

Gebet in der Wüſte. (Phot. Alinari.)

da wandte ſich Morelli auch wieder ſeinen früheren Idealen zu, ſchilderte in mehreren Bildern die „Liebesgeſchichte eines Pagen“, illuſtrierte zwei Szenen aus Shakeſperes „König Lear“, ſchuf verſchiedene Verſionen der „Engelliebe“ nach Thomas Moores Dichtung und verſuchte ſich auch an dem beliebten Thema „Suſanne im Bade“. Nicht zu vergeſſen ſind endlich die vielbewunderten Zeichnungen, die er kurz vor ſeinem Tode für die in Amſterdam erſchienene Bilderbibel ſchuf. Die Poeſie des Neuen Teſtaments hat hier, von jeder Tradition befreit, ihren natürlichſten und zugleich edelſten Ausdruck empfangen.

Die Anerkennung, die der neapolitaniſche Meiſter im Auslande fand, hatte ihn bald auch in der Heimat zum Propheten gemacht. Gleichzeitig mit Palizzi war er als Profeſſor an die Akademie berufen worden. Da trat eines Tages ſein Freund in die Werkſtatt, zeigte ihm ein Stück vertrocknetes Kremſerweiß und ſagte mit bitterem Lächeln: „Hier der Lohn für meine Mühe!“ Palizzi hatte wegen Uneinigkeiten mit dem Miniſterium ein Entlaſſungsgeſuch eingereicht, das wider Erwarten angenommen worden war. Da legte auch Morelli ſein Lehramt nieder. Beide fanden jedoch in dem Prinzen Gaetano Filangieri einen Gönner, der das höchſte Vertrauen in ſie ſetzte und ihnen die Leitung ſeines Kunſtgewerbemuſeums übertrug, wo ſie, wenn auch ſpäter mit allen möglichen Zeichen der Verehrung an die Akademie zurückberufen, unermüdlich bis an ihr Lebensende wirkten. Die Vorderſeite des Muſeums, die allerhand allegoriſche Figuren darſtellt, wurde von Morelli entworfen und von den Schülern der Anſtalt in Majolika ausgeführt. Sie wird von ſeinen Kritikern ſelten genannt und liefert doch den glänzendſten Beweis für des Künſtlers Vielſeitigkeit und entſcheidenden Einfluß auf das Kunſtgewerbe.

Ein tröſtlicher Gedanke iſt es, daß Morellis Verdienſte wenigſtens im allgemeinen noch zu ſeinen Lebzeiten anerkannt wurden. Wie wenigen Großen iſt dieſes Glück beſchieden! Als Senator des Königreichs, als Leiter des Inſtituts der ſchönen Künſte und des Gewerbemuſeums in Neapel, als Mitglied der königlichen Akademie, der Prüfungskommiſſion für Monumente und des oberſten Ausſchuſſes für ſchöne Künſte ſind dem in

Aus der Serie: Liebesgeſchichte eines Pagen. (Phot. Alinari.)

den ärmlichſten Verhältniſſen aufgewachſenen Maler die höchſten Ehren zuteil geworden, die ein italieniſcher Bürger zu erreichen vermag.

Er ſtarb am 13. Auguſt 1901. Zu Anfang desſelben Jahres hatte der ungefähr gleichaltrige Böcklin ſeine Tage beſchloſſen. Gleichzeitig von demſelben Ausgangspunkt auf verſchiedenen Wegen fortſchreitend, mußten die beiden Meiſter gleichzeitig zu demſelben Ziele gelangen: von der Liebe zur Natur zu der Erlöſung von Unnatur.

Das Lied im Brunnen.

Im Brunnen ſang der Waſſermann:
„Selige junge Liebe!“
Das Mädchen wachte noch und ſpann.
Sie ſpann an ihrem Hochzeitskleid,
Doch trug ihr Herz ein tiefes Leid.

Im Brunnen ſang es immerzu:
„Selige junge Liebe!“
Ihr armes Herz kam nicht zur Ruh'.
Sie dachte an den Anger grün
Und an ein erſtes Roſenblüh'n.

Im Brunnen ſang es fort und fort:
„Selige junge Liebe!“
Sie dachte an ein ſüßes Wort.
Sie dachte an ein ſel'ges Jahr
Und an ein heißes Lippenpaar.

Das Jahr verrann, der Knappe ſchied —
„Selige junge Liebe!“ — —
Im Brunnen ſchwieg das tolle Lied.
Sie aber ſaß ganz ſtill und ſann,
Ein Weinen ihr vom Antlitz rann.

Sie drehte, drehte ohne Raſt —
Selige junge Liebe,
Wie biſt du raſch verblüht, verblaßt!
Sie ſpann bis früh zum Morgengrau,
Ward eine reiche, ſtolze Frau ...

Joſef Schicht.

Digitized by Google

Engelliebe. (Phot. Alinari.)

Zu Arnold Ruesch: Domenico Morelli.

Digitized by Google

Der neuere deutsche Bildungsroman.

Von Herm. Anders Krüger.

Von einem deutschen Bildungsroman im eigentlichen Sinne dieses bisweilen noch schwankenden literarhistorischen Begriffs dürfen wir erst reden, seit uns Goethe in seinem unvergänglichen Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ (1796/97) ein typisches Vorbild geschaffen hat, das im Entwicklungsgang eines einzelnen uns ein Weltbild zu geben, in der Bildung eines Individuums die Kultur einer ganzen Generation festzuhalten vermochte. Anknüpfend an die besten Traditionen deutscher Romandichtungen, von Wolframs „Parzival“ und Grimmelshausens „Simplizissimus“ an bis zu Wielands „Agathon“ und Moritz' „Anton Reiser“, bot Goethes „Meister“ doch etwas völlig Neues und durchaus Eigenartiges. Teils dadurch, teils durch seine Weltanschauung und künstlerische Reife, endlich durch sein den deutschen Idealisten besonders ansprechendes Thema hat dann der „Wilhelm Meister“ auf die nachfolgende Romanliteratur befruchtend gewirkt wie kein anderer Roman vor oder nach ihm. Bis ins vierte Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts (also bis kurz nach Goethes Tode) stand der deutsche Bildungsroman in direkten Beziehungen zu „Wilhelm Meister“, mochte er das große Vorbild bescheiden nachzuahmen, es keck zu widerlegen und trotzig auszustechen oder vorsichtig zu ergänzen suchen. Ludwig Tieck mit dem Roman „Franz Sternbalds Wanderungen“ (1798), Dorothea Veit-Schlegel mit ihrem „Florentin“ (1801), Joh. Ernst Wagner mit „Wilibalds Ansichten des Lebens“ (1804) wandelten schlecht und recht in des Altmeisters Fußtapfen. Friedrich Schlegel mit seiner „Lucinde“ (1799), Clemens Brentano mit seinem „Godwi“ (1801), Novalis mit seinem „Heinrich von Ofterdingen“ (1802) versuchten in der Opposition Goethes Welt- und Kunstanschauung zu überholen. Jean Paul mit seinem „Titan“ (1800 ff.) und seinen „Flegeljahren“ (1804 f.), Joseph von Eichendorff in seinem „Ahnung und Gegenwart“ (1815), endlich Karl Immermann mit seinen „Epigonen“ (1836) beschritten den Weg individueller Ausgestaltung, Ergänzung des alten Goethischen Problems, und so boten ihre Romane noch am ehesten wertvolle und eigenartige Lebensdarstellung. Die auf das romantische Zeitalter folgende Epoche des „jungen Deutschland“ mit ihren mehr politischen und sozialen als gerade künstlerischen Idealen schien für die Fortentwicklung des deutschen Bildungsromans wenig Aussichten zu bieten, und in der Tat sucht man unter den zahllosen Zeit- und Tendenzromanen der eigentlichen Jungdeutschen vergeblich nach einem Bildungsroman im Sinne Goethes, denn Gutzkows ironisch-satirischen Erziehungsroman „Blasedow und seine Söhne“ (mit der billigen Lebensweisheit, sich zu arrondieren) darf man nicht dazu rechnen. Und doch sollte sich gerade in dieser scheinbar so unfruchtbaren und oberflächlichen Epoche der deutsche Bildungsroman am kräftigsten und selbständigsten entwickeln, freilich nicht mehr durch direkte Einwirkung des großen Goethischen Vorbildes, noch viel weniger durch die Anregungen der modischen, den Tag beherrschenden literarischen Schule; sondern, wie so oft in unserer Nationalliteratur, von allerhand stillen, trotzigen, in ihrer gesunden Kraft sich selbst genügenden Einzelgängern sollte das neue, fruchtbare Leben ausgehen.

* * *

Der erste Name, der hier mit Ehren genannt werden muß, ist der des Jeremias Gotthelf, der zufällig (eine Anregung ist ausgeschlossen, da sein „Bauernspiegel“ schon 1836 erschien) gerade dort einsetzte, wo Immermanns letztes und reifstes Schaffen aufgehört hatte, in der Darstellung kraftvollen deutschen Bauerntums. Seltsam und einsam ragt trotz des „Münchhausens“ das gewaltige Schaffenswerk Gotthelfs aus der Literatur der vierziger Jahre empor, und doch ist auch die Stellung dieses Bauerndichters weder in der früheren noch in der späteren Entwicklung unserer Nationalliteratur ohne Beispiel. Wie vor ungefähr sechs Jahrzehnten Heinrich Jung-Stilling, unbekümmert um den Sturm der Geniezeit, sein Jugend- und Heimatbild aus sich herausstellte, so

Digitized by Google

schritt damals um 1840 der Berner Bauernpastor Albert Bitzius, genannt Jeremias Gotthelf, seinen Weg daher, ohne auf Mode und Zeitgeist Rücksicht zu nehmen, im Gegenteil, beide noch mit Verachtung strafend. Anderseits bietet gerade die Literatur der Gegenwart genügend analoge Fälle einer gesunden Reaktion bodenständiger Heimatdichter gegen eine anmaßende, wenn auch längst saft- und kraftlose Moderichtung. Nur liegt heutzutage die Gefahr nahe, den Teufel mit Beelzebub auszutreiben und auf eine Schule mit einer Gegenschule zu antworten. Jung-Stilling und Gotthelf waren Einzelgänger, und zumal der Berner vollbrachte sein Tagewerk allein, ohne fremde Hilfe. Jeremias Gotthelf ist ein durch und durch originaler Dichter; ja, „ein großes episches Talent oder, wie man will, Genie" nennt schon Gottfried Keller seinen Landsmann. Aber es hat Jahrzehnte gedauert, bis ihm volle Anerkennung, auch über die schweizerischen Grenzpfähle hinaus, zuteil wurde. Erst zur Zeit des Naturalismus und des wieder erstarkenden Konservativismus lernte man Gotthelf ganz verstehen, und Adolf Bartels, der diesen beiden Richtungen innerlich nahesteht, erwarb sich ein besonderes Verdienst um das Verständnis des Schweizer Bauerndichters im heutigen Deutschland.

Gotthelf hat niemals die Absicht gehabt, einen deutschen Bildungsroman zu schreiben, nur die Bauern seines „Bernbiet" hatte er im Auge, als er die Feder ansetzte. Nicht als Dichter, als Tatmensch schrieb er; ein Prediger wollte er auch dabei sein und bleiben; nicht der Ehrgeiz, die Liebe zu seinen Landsleuten trieb ihn. Insofern war also auch Gotthelf ein Sohn seiner Zeit, als ihm der praktische Zweck bei der Literatur die Hauptsache war; freilich ward er eben dadurch der Antipode seiner liberalen Zeitgenossen. Auch Gotthelf schrieb seine Zeitdichtungen als bewußte Tendenzwerke, aber der Künstler war stärker in ihm als der sozialkonservative Pfarrherr. Die elementare epische Begabung brach siegreich durch und ließ ihn fast gegen seinen Willen einige gewaltige, ja nahezu vollendete Kunstwerke schaffen. Gotthelf begann charakteristischerweise mit einem Bauernspiegel, der gleichsam das Leitmotiv für sein ganzes Schaffen gibt; er ist noch überwiegend didaktisch. Aber schon sein zweites größeres Werk, „Uli, der Knecht" (1841), ist eine vollgültige Dichtung großen Stils, ein deutscher Bildungsroman im Sinne Goethes, wenn auch — zum erstenmal, und das will viel sagen — unberührt vom künstlerischen Einfluß des großen Weimaraners. Gotthelf ist neuerdings als der erste Vertreter des deutschen Naturalismus gefeiert worden, obwohl seine Weltanschauung durchaus nicht naturalistisch ist; immerhin hat er mit dieser Richtung die Vorliebe für den engen Weltausschnitt im Gegensatz zum weiten Volksbilde gemein. So ist denn die Bildung Ulis durchaus keine universelle, sondern eine spezifisch bäuerische; aber sie ist dabei tief, sie ist zugleich eine echt deutsche Gemüts- und Herzensbildung, die immer noch höher bei uns im Kurse steht als alle Weltbildung. Auch ist das Bildungsmoment so kräftig hervortretend, überdies ist alles in der Charakterentwicklung so zwingend und künstlerisch geschlossen, so erfüllt von dem befreienden Geist der großen Persönlichkeit des Künstlers, daß man dem herzhaften Werke Gotthelfs trotz seiner Sonderstellung den Ehrentitel eines deutschen Bildungsromans nicht weigern darf. Keller sagt nicht zuviel, wenn er von einem „reichen und tiefen Schacht nationalen, volksmäßig poetischen Ur- und Grundstoffs in Gotthelfs Werken" spricht. Uli zieht nicht abenteuernd durch die Welt wie Meister und seine Nachkommen, in achtzehn langen, arbeitsvollen Jahren wächst er sich unter der Leitung eines klugen, sich gern zurückhaltenden Meisters, der seinen Knecht lieber durch die Erfahrungen des Lebens als durch weise Lehren erziehen läßt, aus einem törichten Bauernhudel zu einem selbständigen Menschen aus, der nicht nur ein so bildsauberes, gescheites Mädel wie das Vreneli (übrigens in einer der entzückendsten Liebesszenen unserer Nationalliteratur) gewinnt, sondern auch mit ihr es wagen darf, ein Gut zu pachten. „Nicht an einem Tage," heißt es zum Schluß, „sondern nach manchem harten Kampf gelangten sie auf ebene Bahn und wurden des Zieles sicher. Merke dir das, lieber Leser!" So grüßt noch einmal der Herr Pastor über den Künstler herüber.

„Uli, der Knecht", dessen Grundgedanken, knapp ausgedrückt, lauten: Arbeite, beherrsche dich, sei sparsam, klug und ehrlich und bete, ist bei all seiner derben Urwüchsigkeit ein psychologisch unendlich feines Werk, z. B. ist das Verhältnis von Dienstherrn und Dienst-

Digitized by Google

boten mit reicher Kunst und seltener Menschenkenntnis geschildert.

Eine wundervolle Ergänzung zu des Berners etwas einseitig kraftvoller und herber Dichterpersönlichkeit bot ein anderer Schweizer Erzähler, der ungefähr anderthalb Jahrzehnte nach Gotthelf an die Öffentlichkeit trat, der Züricher Gottfried Keller, der mit seinem großen, stark autobiographischen Roman „Der grüne Heinrich" den „Uli" zwar nicht an Geschlossenheit der Komposition und Charakterisierungskunst, aber an Weite und Einheitlichkeit der Weltanschauung, an Tiefe der Probleme, an Reichtum des Lebens, mit einem Wort an geistigem Gehalt weit überragt, ja, in dieser Beziehung wohl bis jetzt der bedeutsamste deutsche Bildungsroman seit Goethe genannt werden darf. Auf die zwei nicht unwesentlich verschiedenen Fassungen des „Grünen Heinrich" einzugehen, ist hier nicht der Ort. Nur kurz sei darauf hingewiesen, daß die erste Ausgabe von 1854 noch bewußt an Jean Paul anknüpft, während in der zweiten endgültigen Fassung von 1879/80, die für das Gesamturteil maßgebend bleibt, Goethe allein als Vorbild Kellers in Betracht kommt. Und auch mit dieser Behauptung gilt es vorsichtig zu sein, sie kann nur im allgemeinen von Kellers Kunst- und Lebensauffassung, teilweise auch von seinem Darstellungsstil gelten; in keiner Weise jedoch von Fabel und Komposition. In diesen Beziehungen gibt Keller an Selbständigkeit seinem Landsmann Gotthelf nichts nach, den er als junger Radikaler erst befehdet, dann als Mann bewundert und schließlich als Künstler übertroffen hat. Keller verstand unter voller Wahrung seiner persönlichen Eigenart wie kaum ein anderer zu lernen. Im Gegensatz zu Gotthelf besaß Keller wie Goethe ein starkes lyrisches Talent, aber er wußte es zu zügeln, wo es (z. B. in der Erzählung) die künstlerische Aufgabe erforderte. Was er vom großen Epiker in erster Linie forderte: „Daß alles Sinnliche, Sicht- und Greifbare in vollkommen gesättigter Empfindung mitgenossen werden kann, und zwar so, daß die Erscheinung und das Geschehene ineinander aufgehen" — erfüllte er selbst in glänzender Weise.

Der äußeren, leider nicht einwandfreien Form nach ist sein „Grüner Heinrich" eine biographische Icherzählung und steht insofern Rousseaus „Konfessionen" und „Heinrich Stil-

Jeremias Gotthelf.

lings Leben" fast näher als dem „Wilhelm Meister". Mit einem wunderbar anschaulichen Jugendidyll, in das freilich ein dunkel drohendes Geschick bereits seine ersten Schatten wirft, setzt die umfangreiche Erzählung ein. Der kleine Held (nach einem von der Mutter aus einer grünen Uniform des früh verstorbenen Vaters gefertigten Schulanzug der grüne Heinrich genannt) lernt beizeiten die Ungerechtigkeit der Welt kennen. Er wird um einer rechten Kinderei willen aus der Schule gejagt und so auf den dornigen Weg der armen Autodidakten gewiesen. Trotzdem hält sich Heinrich Lee für einen besonderen Liebling Gottes, bis auch diese Täuschung langsam im Ernst des unerbittlichen Lebens wie ein schöner Traum zerflattert. Heinrich wird ein phantastischer Grübler, der mit Gott, Welt und Menschen nicht recht auskommen kann und doch sich immer wieder tapfer und zäh mit ihnen herumschlägt. So recht ins reine mit sich und der Umgebung kommt er freilich nie. Ein im landläufigen Sinne interessanter Romanheld ist Heinrich Lee noch viel weniger als Wilhelm Meister, wenn auch in seinem Leben ein paar prachtvoll gezeichnete Frauengestalten (wie Anna und die an Goethes schönste Schöpfungen gemahnende Judith) eine romantische Rolle spielen. Nach mancherlei mißlungenen Versuchen, etwas zu

Digitized by Google

lernen, geht Heinrich Lee nach München, um Maler zu werden. Er quält sich mit dem Handwerk und strebt nach Höherem. Er ringt mannhaft, hungert auch tapfer, aber alles vergeblich; zu guter Letzt stirbt ihm die beste Freundin dahin, die Mutter. Als ihm das Glück im Vorübergehen einmal winkt (auf dem Grafenschloß), weiß er es nicht zu fassen, weil er sich selbst getreu bleiben will. So wird er nie Herr der Situation, und man könnte sich über diesen Hans Ungeschick, der nichts leistet und nichts werden kann, ärgern, wenn man ihm nicht wegen seiner unerbittlichen, den Leser immer wieder versöhnenden Ehrlichkeit lieben und bewundern müßte. Es ist eben etwas Großes, Tragisches um diese Ehrlichkeit, die vorm Untergang oder vorm vollen Verzicht auf sein Lebensideal nicht zurückbebt. In dieser Hinsicht ist der Gesamteindruck bei der ersten Fassung mit dem „zypressendunklen Schluß" künstlerisch stärker und vielleicht psychologisch richtiger als in der Ausgabe letzter Hand. Der Heinrich Lee, der bescheiden als heimatlicher Kanzleivorsteher mit Judith resigniert, wirkt vielleicht versöhnender, aber nicht überzeugender als sein Vorgänger, der im Wahnsinn endet, und auf dessen Grabe „recht grünes und gesundes Gras wächst". Die Notwendigkeit des Scheiterns ist ja in beiden Fällen von gleicher Deutlichkeit. Ein Mensch wie dieser ideal veranlagte Träumer Heinrich Lee kann zu nichts kommen in dieser Welt.

Gottfried Keller.

Unwillkürlich ist man nun versucht zu fragen: Wozu dann dieser gewaltige Apparat? Was soll denn die Geschichte eines solchen verbummelten Genies? Wo bleibt da das Bildungsideal, das erzieherisch auf Mit- und Nachwelt wirken soll? Nicht einmal zu der harmonischen Weltanschauung eines Wilhelm Meister gelangt dieser ewig grüne Heinrich, der nie reif zu werden vermag.

Zunächst wäre auf solche robuste Fragen, mit denen man jedes große Kunstwerk, einen „Hamlet" wie einen „Faust", anrempeln kann, im allgemeinen zu antworten, daß die Poesie, wie jede Kunst, unabhängig vom alltäglichen Nützlichkeitsprinzip ist, daß sie ihre eigenen Gesetze hat, daß nicht in erster Linie der Gegenstand, sondern die Art der Darstellung, der Reichtum des geschauten und verkörperten Lebens und nicht nur sein letzter Zweck den Wert bedingt. Im besonderen weiß Meister Keller selber in diesem Roman zu antworten: „Es ist das gleiche Gesetz, welches die verschiedenen Dinge poetisch oder der Widerspiegelung ihres Daseins wert macht; in bezug auf manches, was ich bisher poetisch nannte, lernte ich nun, daß das Unbegreifliche und Unmögliche, das Abenteuerliche und Überschwengliche nicht poetisch ist, und daß ... nur Schlichtheit und Ehrlichkeit mitten in Glanz und Gestalten herrschen müssen, um etwas Poetisches oder, was gleichbedeutend ist, etwas Lebendiges und Vernünftiges hervorzubringen, mit einem Wort, daß die sogenannte Zwecklosigkeit der Kunst nicht mit Grundlosigkeit verwechselt werden darf."

Was für eine Fülle echt poetischen Lebens, was für ein unergründlicher Schatz tiefer Lebensweisheit im „Grünen Heinrich" steckt, kann wie bei Goethes Bildungsroman nicht eine einmalige Lektüre dieses Buches offenbaren; von Zeit zu Zeit, immer und immer wieder muß man es zur Hand nehmen, und man wird immer neue Schätze entdecken. Birgt doch diese Lebensgeschichte bei all ihrer erschütternden Tragik zugleich einen Reichtum goldigen Humors, reiner Heimatsfreude und erhabenster Heimatspoesie; quillt sie doch über von ergreifenden Stimmungsbildern, farben-

Digitized by Google

prächtigen Natur- und Gesellschaftsschilderungen und einer Menge lebendiger Gestalten, denen nie der Zauber des Originalen fehlt. Aber selbst die kalten Fanatiker vom heiligen Nutzen können zu guter Letzt auf ihre Rechnung kommen, wenn sie nur ein bißchen sich Mühe geben und einmal unter die Oberfläche tauchen wollen. Wie „Wilhelm Meister" kommt Heinrich Lee auf dem Wege bitterer Erfahrungen und eines schweren inneren Kampfes zu der schmerzlichen Überzeugung, daß er zur hohen Kunst wie zum gemeinen Glück weder berufen noch auserwählt sei — zu einer Überzeugung, zu der sich in einem geistig so hochstehenden und so individuellen Volke wie dem unsrigen jährlich viele Tausende durchringen müssen in ähnlichen stillen, aber gewaltigen Seelenkämpfen. Für diese Tausende und Abertausende, die niemand kennt, um die niemand weint, denen vielleicht niemand hilft, schrieb Gottfried Keller seinen erschütternden Roman zur Lehre, zum Trost, zur inneren Auferbauung. Wer dem nicht Glauben zu schenken vermag, der werfe nur einen kurzen Blick auf des Dichters eigenes Leben, und er wird sich überzeugen können, wie er selbst nach dieser Seelenbeichte über seinen Helden hinauswuchs, wie er sich gleich Goethe etwas von der Seele geschrieben hatte und genas zum „tätigen Leben". Auch Keller verzichtete auf sein erstes künstlerisches Ideal, ward seinem Lande ein pflichttreuer Beamter, um dann in seiner neuen Kunst das reichlich wiederzufinden, was er in der alten verloren zu haben glaubte. Was somit der starke, in sich, seinem Volk und seiner Heimat festwurzelnde schweizerische Dichter über sich gewann, werden andere minder Starke über sich gewinnen lernen, wenn sie an seinem „Grünen Heinrich" sich bilden.

Trug der Kellersche Roman von 1854 ein ausgesprochen schweizerisch-süddeutsches Gepräge in Wesen und Kultur, so eignet dem 1855 veröffentlichten Roman des Schlesiers Gustav Freytag „Soll und Haben" ein mehr norddeutscher Grundcharakter. Hier sind die Gestalten herber, schärfer, ihr Humor derber, äußerlicher, das ganze Leben und Streben trägt einen mehr praktischen, oft nüchternen Zug. Freytag wollte bekanntlich sein Volk bei der Arbeit suchen, aber die Poesie der Arbeit ist ihm nicht so gelungen wie Keller die des träumerischen Grübelns.

Gustav Freytag.

Dafür überholte der Schlesier den Schweizer weit in der äußeren Vollendung, im Aufbau des Ganzen, in der Geschlossenheit der Komposition, in der geschickten Szenenführung, dem wohlberechneten Wechsel der Motive und Milieus, kurz an virtuoser Technik. In seiner Liebe zum Kleinen erinnert Freytag angenehm an Jean Paul, nur weiß er das Kleine dem Großen besser unterzuordnen. Auch „Soll und Haben" will ein Bildungsroman sein, aber das Ideal der Bildung ist kein universales, kein künstlerisches, es ist das beschränktere Ideal bürgerlicher Tüchtigkeit und sittlicher Pflichterfüllung. Infolgedessen ist Anton Wohlfahrt, der angehende Kaufmann, eine weniger träumerische, allerdings auch weit weniger geistig bedeutende Persönlichkeit als Heinrich Lee. Er ist jedoch auch nicht so ausschließlich die Hauptperson im Roman wie jener. Das bedingt die ganz andere Anlage und der andere künstlerische Zweck von „Soll und Haben". Der „Grüne Heinrich" ist ein Ichroman, eine fast rein psychologische Autobiographie, in der naturgemäß die genaueste Entwicklung der Ichseele und ihrer Ideenkreise alles überragen durfte, ja mußte. Bei Freytags Roman verschwindet das Ich hinter der Allgemeinheit, denn das ganze Volk in seinen hervorragendsten Ständen soll geschil-

Friedrich Spielhagen.

dert werden. Die Helden — es ſind dementſprechend mehrere, — haben etwas Typiſches. Anton, ſein Lehrherr Schröter und Genoſſen perſonifizieren die ehrliche, Veitel Itzig und Konſorten die unehrliche, Fink die Liebhaberarbeit des Kaufmannsſtandes. Dieſer Fink, die Lieblingsfigur des Dichters, bildet zugleich die Überleitung zur Schilderung des anderen Hauptſtandes im Roman, des Adels, der trotz ſeiner vornehmen Geſinnung, ſeiner reicheren Bildung und ſeiner perſönlichen Liebenswürdigkeit dem ſozialen Niedergang entgegeneilt, weil ihm der Ernſt der bürgerlichen Arbeit mangelt.

Iſt der „Grüne Heinrich" noch ein reiner Bildungsroman im Sinne Goethes, ſo iſt „Soll und Haben" mehr ein Zeitroman im Geiſte des jungen Deutſchland. Aber Freytag war ein viel zu echter und ſelbſtändiger Dichter, um den bedenklichen Theorien der modiſchen Schule blind zu folgen; im Gegenteil, den tendenziöſen und verzerrten Zeitbildern dieſer Schule tritt er bewußt entgegen, und ein ernſtes, ſtolzes Wort ſchreibt er gleichſam als Motto ſeines Schaffens an Ernſt II. von Koburg-Gotha: „Dem Schönen in edelſter Form den höchſten Ausdruck zu geben, iſt nicht jeder Zeit vergönnt, aber in jeder ſoll der erfindende Schriftſteller wahr ſein gegen ſeine Kunſt und gegen ſein Volk. Dieſe Wahrheit zu ſuchen und, wo ich ſie fand, zu vertreten, halte ich für die Aufgabe meines Lebens."

Man ſieht, wie ſich Keller und Freytag in dieſer Grundauffaſſung jeder echten Poeſie berühren. Gegenüber der politiſchen, künſtleriſchen und ſittlichen Gewiſſenloſigkeit der radikalen Zeitliteratur vertrat Freytag wieder energiſch den Standpunkt des kategoriſchen Imperativs, wie er in Handel und Wandel, im Denken und Fühlen weiter Kreiſe unſeres Volkes auch nach der Revolution wirkſam war. Freytag *wollte* keine neuen Ideen bringen, wollte keine Welt und keinen Staat verbeſſern, er wollte erbauen und beleben, wollte das Selbſtgefühl des deutſchen Bürgers ſtärken. Es war vielleicht keine große, aber eine ſchlichte, geſunde und durch und durch nationale Kunſt, die aus ſeinem Roman ſpricht, und Julian Schmidt, ſein Freund und Kritiker, hat ganz recht, wenn er das Urteil fällt: „‚Soll und Haben' iſt nicht bloß die harmoniſche Löſung eines der Kunſt weſentlich angehörigen Problems, ſondern ein wichtiger Fortſchritt innerhalb der nationalen Entwicklung."

Das fühlte auch die Nation, vor allem der Stand, der hier zum erſtenmal in der Literatur ohne Übertreibung und ohne Ungerechtigkeit gegen andere Stände verherrlicht wurde, das Bürgertum. „Soll und Haben" iſt bis auf den heutigen Tag der Lieblingsroman, der Stolz der deutſchen Bürgerfamilie geblieben und erzielte ſo eine Volkstümlichkeit, eine Wirkung, die mit ſeiner künſtleriſchen Eigenart, ſeinem geiſtigen Gehalt nicht völlig im Einklang ſteht. Das iſt nicht unverdient. Freytag will eben auch hiſtoriſch betrachtet ſein. Was er gab, war für ſeine Zeit viel und von um ſo höherer Bedeutung, weil er es in einfacher, leicht faßlicher und doch vollendeter Form gab.

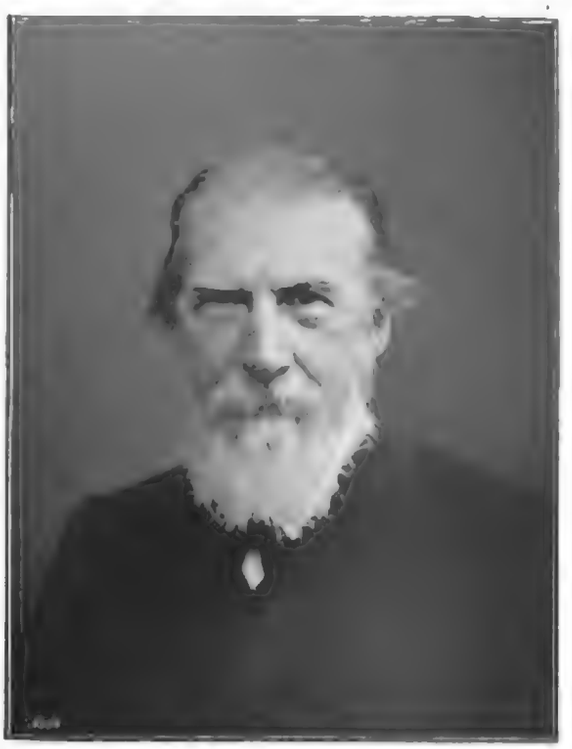
Darum ſchlug ſein Buch ſofort wie eine Bombe ins große Publikum, während ein Gottfried Keller mit ſeinem ſchwerflüſſigen Bildungsroman faſt drei Jahrzehnte brauchte, um eine kleine, freilich erlauchte Gemeinde zu finden. Kellers ſcheinbar zweckloſe Kunſt ſtand mit ihrer Wirkung auf der Zukunft, er ſchrieb insbeſondere für die Denker und Dichter, und ſie ehren ſpät, aber lang. Erſt jetzt beginnt Keller nach und nach volkstümlich zu werden. Freytags abſichtlichere Kunſt ſtand mit ihrer Wirkung auf der Gegenwart, er ſchrieb für die bittere, traurige Zeit nach

Digitized by Google

1848, schrieb für die ehrenfesten Kreise des deutschen Bürgertums, das noch kein deutsches Kaiserreich kannte. Freytags Stern begann mehr und mehr zu verbleichen, je stärker die neue Zeit, je gewaltiger ihre neuen Aufgaben, je veränderter die neue Gesellschaft wurden. Aber gerade darum soll es Freytag unvergessen bleiben, was sein Roman für die Bildung dieses Geschlechts und seiner Väter war. „Hunderttausende," wie Hackländer schrieb, „haben durch ihn das Bewußtsein erhalten, wie tüchtig und brav ihre Existenz ist, wieviel Wärme, Liebe und Poesie auch in ihrem mühevollen Leben zutage kommt. Sie sind alle durch ihn freier, reicher und glücklicher geworden."

Schaut man schließlich von Freytag auf Goethe zurück, so wird man bemerken, daß das bürgerliche Bildungsideal, wie es Freytag in seinen beiden Haupttypen Wohlfahrt und Fink herausarbeitet, nicht gar so weit von dem Wilhelm Meisters entfernt ist. Es ist nur enger und wesentlich nationaler, es klingt schon leise und doch zukunftsfroh aus in das siegende Feldgeschrei der deutschen Weltmachtspioniere, in das Wort Schmollers: „Deutsch sein, heißt arbeiten". Ist es viel anders als das tätige Leben Wilhelm Meisters, das die Romantiker zu Beginn des Jahrhunderts noch „prosaisch" und „gemein" fanden? Man sieht, wieviel das deutsche Volk seit Goethe gelernt hat, und wie weit Goethe vorausgeschaut hatte.

Gustav Freytag ist keiner unserer großen Dichter geworden, aber er ward ein Liebling seines Volkes und wird es wohl auch bleiben. Darin ist er glücklicher gewesen als sein Rivale Friedrich Spielhagen, der wenige Jahre nach dem Erscheinen von „Soll und Haben" einen fast gleichen Sturm des Beifalls erregte mit seinen „Problematischen Naturen" (1860) und jetzt, noch zu seinen Lebzeiten, ein halb vergessener Mann ist. Woran liegt das? Nicht nur an der scharfen Kritik, die vor allem die jüngstdeutsche Generation (Julius Hart: Friedrich Spielhagen und der deutsche Roman der Gegenwart, 1884) allzu respektlos an ihm übte. Auch nicht nur daran, daß Spielhagen sich ausgeschrieben hat wie kaum ein anderer unter unseren größeren Romandichtern. Nein, der Hauptgrund liegt in Spielhagens Kunst selbst. Spielhagen begann erst am Anfang der sechziger Jahre wirksam hervorzutreten, und doch



Wilhelm Raabe.

war er noch durchaus ein Sohn des jungen Deutschland und teilte mit Männern wie Gutzkow, Laube, Prutz und Willkomm den leidigen Hang zur unpoetischen Tendenz, wenn er auch von Hause aus ein weit stärkeres Erzähltalent war. Die meisten und leider die wichtigsten seiner zahlreichen Romane sind künstlerisch betrachtet zu wenig objektiv, politisch wie gesellschaftlich betrachtet zu wenig neutral; der liberale Demokrat von 1848 kommt überall zum Vorschein, und darum sind diese Romane trotz ihrer vielen sonstigen Vorzüge genau so rasch veraltet wie der politische Doktrinarismus des Freisinns, der von 1848 zu 1900 auch nicht fortzuschreiten vermochte. Spielhagen sah und sieht seine Welt und seine Gestalten durch das bunte Glas eines falschen Idealismus, der etwas Fortreißendes hatte für seine Zeit, aber nichts Überzeugendes hat für die kühlere Nachwelt. An der heroischen Pose so vieler aufgeklärter Helden Spielhagens, an der fast ungerechten Einseitigkeit, mit der ihre Gegenspieler und in ihnen oft ganze Klassen behandelt werden, kann der unparteiische Beurteiler einer späteren Zeit keine rechte Freude gewinnen. Man vergleiche zum Beispiel nur die Behandlung des Adels bei Spielhagen und bei Freytag, und man wird den gewaltigen Unterschied in der künstlerischen Auffassung gewahr werden. Das Urteil beider Dichter über den

Luiſe von François.

Niedergang des Adels wird faſt dasſelbe ſein, aber wie tief, wie poetiſch verſöhnend weiß Freytag dieſe tragiſche Entwicklung zu erfaſſen; wie oberflächlich wirkt dagegen heute oft Spielhagens Darſtellung.

Am gerechteſten, am wenigſten ſchroff in dieſer Beziehung iſt Spielhagen vielleicht noch in ſeinem erſten großen Roman „Problematiſche Naturen", dem einzigen, den man, wenn auch nur in ſehr bedingtem Maße, zu den nachgoethiſchen Bildungsromanen rechnen darf. Die Hauptfigur, Oswald Stein, der von den Frauen vielumworbene Hauslehrer, iſt noch unverkennbar ein Nachkömmling Wilhelm Meiſters und Hermanns aus den „Epigonen", an die der Roman Spielhagens überhaupt ſtark erinnert. Auch hier bildet die Zeit vor 1848 den Hintergrund des Weltbildes, und das tragiſche Motiv vom Wollen und Nichtkönnen iſt das gleiche wie bei Immermann. Oswald Stein hat jedoch längſt nicht mehr das ausgeſprochene Bildungsbeſtreben Hermanns oder gar Wilhelms, er will nur in dem um ihn her wirbelnden Treiben nach einem leidlich ſicheren Halt ſuchen für ein Lebensideal, das ſich mit dem Wilhelm Meiſters zwar ungefähr deckt, nur eben einer politiſchen Färbung nicht entbehrt. Aber Stein findet dieſen Halt nicht, zwiſchen Weltgenuß und Weltverachtung ſchwankt er hin und her, ſtürzt und verweht gleich den meiſten Geſtalten des Romans wie ein welkes Blatt im Sturm von 1848. Spielhagens Weltanſchauung, die übrigens in ihren verſchiedenen Vertretern Stein, Berger, Timm und Oldenburg ſehr fein nuanciert wird, iſt nicht ſo künſtleriſch wie die Goethes oder Kellers, nicht ganz ſo elegiſch wie die Immermanns, auch nicht ſo ſchlicht und ſolide wie die Freytags. Sie atmet vielmehr den aufgeregten Geiſt der ſpäteren Gutzkowſchen Zeitromane, der „Ritter vom Geiſt" und des „Zauberers von Rom". Aber Spielhagen iſt ein größerer Geſtalter als der ewig zerfahrene Gutzkow, ſeine Darſtellung iſt zwar nicht ſo farbenreich, aber einheitlicher; in der ſcharfen Charakteriſtik und der Geſchloſſenheit ſeiner Kompoſition hat Spielhagen bereits von Freytag gelernt und in ſeinen ſtimmungsvollen Naturbildern, ſeinen duftigen Frauengeſtalten (wie Melitta, Helene und Emilie) Altmeiſter Goethe nicht vergeſſen. Nur der leichte, verſöhnende Humor und vor allem die mit ihm meiſt verbundene ſouveräne Erhabenheit über den Stoff gehen Spielhagen ab. Die geiſtigen Kräfte wie die künſtleriſchen Talente in unſerem Volke haben ſich jedoch meiſt ergänzt.

Was Spielhagen fehlte, beſaßen zwei andere Dichter des deutſchen Nordens, die ungefähr um die gleiche Zeit wie jener bekannt wurden, in reichſtem Maße: der Mecklenburger Fritz Reuter und der Braunſchweiger Wilhelm Raabe, von denen jeder im Jahre 1864 einen bedeutſamen Roman veröffentlichte. Wer von Spielhagen und Freytag zu Reuter und Raabe kommt, wird freilich den geſchloſſenen Aufbau der Handlung, die ſtraffe Erzähldisziplin jener beiden vermiſſen, aber er wird reichlich entſchädigt werden durch die Fülle anderer, in der deutſchen Erzählungskunſt bis dahin ſehr ſeltener Vorzüge, einer innigen Wärme des Gefühls und des Gemüts, einer faſt befremdenden Vorliebe für die Armen und Kleinen, verbunden mit der künſtleriſchen Belebung und Vertiefung jenes Alltagslebens, das bisher für ſchlechthin philiſtrös gegolten hatte. Alles umweht von dem zarten Hauch echteſten Mitleids und verklärt von den Sonnenſtrahlen eines goldenen Humors. Beide Dichter, Raabe wie Reuter, hatten ſicherlich viel von dem erſten deutſchen Humoriſten Jean Paul gelernt; Raabe vielleicht auch manches von den größeren Engländern Thackeray und

Digitized by Google

Dickens; aber in ihrem tiefsten Wesen waren beide, Raabe wie Reuter, durchaus originale Erscheinungen, beide gut deutsch in ihrer Art und doch jeder für sich ein Besonderer und Ganzer. Reuter, der derbere, weniger komplizierte und daher volkstümlichere, der sich gleich Freytag die Herzen des Volkes, auch des gemeinen Mannes, wie im Fluge eroberte, kommt für diese Untersuchung nicht in Betracht. Reuter ist ein naiver Volkserzähler, mit dem Geiste Goethes hatte seine gesunde Fabulierkunst wenig gemein. Sie stand, wie der Dichter selbst sagt, auf dem Standpunkt: „Wenn einer ne Geschicht ordentlich wedder vertellen will, denn möt einer dor sülwst mit mang west sin oder taum wenigsten möt hei's ut de Mund von de Lüd heww'n, de't wat angeiht." Es lag auch nie in der Absicht Reuters, einen Bildungsroman zu schreiben, und seine köstliche Lebensgeschichte als solchen aufzufassen, wäre gekünstelt. Ein Weltbild im Kleinen ist „Ut mine Stromtid" natürlich so gut wie „Uli der Knecht". Aber bei Gotthelf tritt eben das Bildungsproblem bewußt hinzu.

Ähnliches gilt von Raabes „Hungerpastor" (1864), der darum zu unseren Bildungsromanen zählt, mag er im übrigen ebensowenig wie Reuters „Stromtid" ein eigentlicher Zeitroman sein, ein an Ideen und Problemen besonders reiches Kulturbild geben. Ein buntes, echtes poetisches Stück Leben ist er sicherlich. Der Erfolg des Braunschweigers durfte sich zunächst auch nicht im entferntesten mit dem des Mecklenburgers messen. Wilhelm Raabe teilte das Los Gottfried Kellers, er setzte sich erst langsam im Lauf von Jahrzehnten durch, er siegte nicht im ersten Anlauf wie Reuter und Freytag. Die langsamen Wirkungen pflegen jedoch die nachhaltigeren zu sein, das beweist das Schicksal des „Grünen Heinrichs", der unendlich mühsam die zweite, im Fluge dann zwanzig Auflagen gewann; das dürfte auch das des „Hungerpastors" lehren. Und mit gutem Grund; denn wer einmal die ergreifende Lebensgeschichte von Hans Unwirsch, dem armen Schustersohn, der von seinem Vater den unstillbaren Hunger nach Wissen, nach Bildung erbte, gelesen hat, der wird sich nicht nur des behaglichen Gefühls erinnern, das jede leidlich gelungene Erzählung im Leser auslöst. Es wird ihm unvergeßlich bleiben, daß er bei Raabes Roman mehr und mehr von einer großen, harmonischen Stimmung gefangen genommen ward, wie sie nur ein tiefes seelisches Erlebnis oder eben ein reines Kunstwerk zu wecken vermag. Freilich, ohne Mühe ist kein solcher Preis zu erringen; so wenig wie Goethe und Keller macht es Raabe dem Leser leicht; für die bequemen Ergötzlinge, für die denkfaulen Genießer schreibt er nicht. Es braucht Fleiß und Liebe, um zu seinen herrlichsten Schätzen hinabzudringen. Ist man aber endlich drunten, dann genießt man in stiller Verzückung. Dann läuten leise der ergriffenen Seele melodische Feiertagsglocken zu seltener Erbauung, und mit dem Kandidat Unwirsch von der Hungerpfarre Grunzenow gesteht man reuig und dankbar: „Vater, ich bin den Weg gegangen, den du mir gewiesen hast, und habe mich in harter Arbeit abgemüht, die Wahrheit zu erfassen. Viel habe ich geirrt, und Ratlosigkeit und Kleinmut haben mich oft erfaßt, ich habe nicht mit stetigem Schritt vorwärtsschreiten können ... Es ist schwer, ein rechter Mensch zu sein und jedem Dinge sein rechtes Maß zu geben; wer aber mit der Sehnsucht danach in der Tiefe geboren wird, der wird doch eher dazu kommen als jene, die zwischen Gipfel und Niederung erwachen, und denen das Oben wie das Unten gleich unbekannt und gleichgültig bleibt. Aus der Tiefe steigen die Befreier der Menschheit ...

Marie von Ebner-Eschenbach.

der Mensch hat nichts besseres als dies schmerzliche Streben nach oben. Vater, ich bin meinen Weg in Unruhe gegangen; aber ich habe die Wahrheit gefunden; ich habe gelernt, das Richtige von dem Echten, den Schein von der Wirklichkeit zu unterscheiden."

Der elementare Drang nach dem Ideal, aus der Enge heraus, aus der Tiefe empor (der auch in den beiden Erziehungsmaximen der „Leute aus dem Walde": „Sieh nach den Sternen" und „Gib acht auf die Gasse", wiederkehrt) ist den meisten der Raabeschen Lieblingshelden eigen, von dem rührenden Hans Unwirsch an bis zu dem tragisch ergreifenden Helden der „Akten des Vogelsangs", Velten Andres. Es sind deutsche Träumer, unpraktische Grübler, sonderbare, gern grobe Käuze, mit heißem Herzen, die kein Mißgeschick erkalten läßt, mit zarten, aber tapferen Seelen, die auf alles verzichten können, nur nicht auf den Glauben an das Gute im Menschen, an die erlösende Macht des Ideals, das sie wie ein inneres Licht stets erleuchtet und erwärmt. Wie Kellers „Grüner Heinrich" hält es Hans Unwirsch für seine erste Pflicht, in guten wie in bösen Zeiten sich selbst getreu zu bleiben ... Aber Wilhelm Raabe ist kein sentimentaler Gartenlaubenpoet, sondern wie ein echter Poet stets ein ganzer Mann, der seinen Haß und seine Liebe hat. Er kennt die Menschen genau und kann ein sehr stachlicher Herr, ein scharfer, ja schonungsloser Spötter sein. Und wenn er auf eine besondere Sorte Menschen stößt, die man gemeinhin Streber nennt, dann sprüht auch Raabes Humor gar grimmige Funken. Neben Hans Unwirsch steht nicht von ungefähr Moses Freudenstein, der ähnlich wie Veitel Itzig das falsche Streben, neben dem edlen Hunger nach Wissen den egoistischen Hunger nach Macht, Einfluß und falschem Schein verkörpert. Moses Freudenstein geht jedoch nicht etwa mit Schrecken unter, wie die Bösewichter der Marlitt, o nein — da kennt man Raabe schlecht, er kommt hoch hinauf, obwohl er sein Weib Kleophea in den Tod treibt, er wird Geheimer Hofrat; während Hans Unwirsch Armeleutprediger an der öden Waterkant wird, der mit seinem Fränzchen die arme Kleophea begräbt und beweint. In negativer und positiver Weise stellt damit der Dichter sein Bildungsideal klar. Es ist kein so rein geistiges wie das Goethes und Kellers, kein rein künstlerisches wie das von Tieck und Novalis, kein so praktisches wie das Immermanns und Freytags, auch kein religiöses wie das Eichendorffs — es ist ein rein gemütliches. Es ist das schlichte Ideal vom ewigen Mitleid und der unendlichen Menschenliebe, die auch im verachtetsten und unglücklichsten Geschöpf, mit Vorliebe auch im närrischen Kauz, den Mitmenschen achtet, mit froher, gutmütiger Laune ihn umhegt, ihn emporzuheben sucht über das Leid der Erde und — hat er ausgelitten — ihn still beweint. In vielen Beziehungen erinnert Raabe an Jean Paul (z. B. „Flegeljahre"), der auch die Welt des Kleinen mit launiger Andacht betrachtete und seinen grimmigsten Hohn den Großen und Mächtigen ins Gesicht schleuderte. Aber Raabe ist nicht nur originaler, weitschauender als sein Lehrer, von dem er sonst manche unleidliche Manier übernommen hat — Raabe ist ehrlicher, tiefer und schlichter. Er ist gerecht gegen die, die mühselig und beladen sind, und nicht ungerecht gegen die, die harten Herzens sind, er gibt all diesen Leuten des billigen Erfolges, diesen weltklugen Strebern außer seiner Ironie alles, was die Welt ihnen für gewöhnlich nicht vorenthält. Nur das stille Glück des inneren Friedens, nach dem sie ja nicht trachten, behält der Dichter seinen Lieblingen vor. Alles in allem

Peter K. Rosegger.

bietet eben Raabe auf dem Gebiete des deutschen Bildungsromans ein Neues, eine für unseren Nationalcharakter wirklich notwendige und wertvolle Ergänzung; er bereichert das Gesamtbild deutscher Bildung um herrliche Züge von Gemüts- und Herzensbildung, die wir Deutschen von jeher besonders schätzten. Hier hat Raabe mit seinem „Hungerpastor" (wie mit manchen späteren Werken, die dem Genre Bildungsroman sehr nahe standen, z. B. den „Leuten aus dem Walde" und „Schüddekump") eine Lücke ausgefüllt, und das wird ihm seinen Ehrenplatz im Rate der deutschen Dichter sichern, vielleicht auf Jahrhunderte hinaus. Um Raabes Wirkung brauchen wir heute nicht mehr zu sorgen, er hat seine „Waffen weitergegeben", wie er Hans Unwirsch riet.

Mit Wilhelm Raabes „Hungerpastor" wird in der Entwicklung des deutschen Bildungsromans ein gewisser Abschluß erreicht. Der deutsche Nationalcharakter ist nunmehr gleichsam zu der inneren Abrundung gelangt, der die äußere Vollendung, die Arbeitstüchtigkeit und die militärische Leistungsfähigkeit zur Zeit der großen Einigungskriege entspricht. Ein Stocken der literarischen Produktion folgte auch nach der gewaltigen Umwälzung der Jahre 1864 bis 1871 durchaus nicht. Man denke nur an Heyse, C. F. Meyer, Luise von François, Anzengruber, Rosegger und Fontane. Aber bei dem von den Ereignissen doch überraschten Volk machte sich ganz naturgemäß ein Zurücktreten des literarischen Interesses geltend gegenüber all den plötzlich in den Vordergrund getretenen Aufgaben des politischen und sozialen Lebens. Es war, um ein alltägliches Bild zum Vergleich heranzuziehen, wie bei einem großen Umzug. Da denkt jeder zuerst an die praktischen Notwendigkeiten, an die nächstliegenden Forderungen der neuen Existenz; erst wenn man sich leidlich eingerichtet hat, hängt man die Bilder auf und ordnet die Bibliothek. Daß im neuen Hause des Reiches die heranwachsende Generation sich vollends anders entwickelte wie die Väter im alten Bundesstaat, braucht kaum erwähnt zu werden. Das althergebrachte Sehnen und Streben nach einem Bildungsideal stand jetzt nicht mehr so im Zentrum des dichterischen Schaffens wie in den beschaulichen Jahrzehnten vor 1870. Daß zugleich der Einfluß der Auslandsliteratur nun wieder recht stark wird, ist eine Parallelerscheinung, die immerhin zu denken gibt.

Friedrich Theodor Vischer.

Unmittelbar nach dem Erscheinen von Raabes „Hungerpastor" versuchte noch einmal, zum letztenmal für lange Jahre hinaus, ein dreibändiger Roman „Geister und Menschen" das alte Goethische Bildungsproblem aufzunehmen und neu zu erfassen. Der junge Dichter, der hier seine innere Auseinandersetzung mit „Wilhelm Meister" vollzog, war Adolf Wilbrandt. Der Roman blieb ohne Bedeutung für die Zeit wie für unsere Literatur; auch für die persönliche Entwicklung des Autors, der sich dann für lange Zeit der dramatischen Tätigkeit zuwandte, blieb er scheinbar ohne Belang. Erst als Wilbrandt einige zwanzig Jahre später sein episches Schaffen von neuem und mit ungeahntem Erfolg aufnahm, trug auch diese verlorene Saat in seinem großen Künstlerroman „Hermann Ifinger" herrliche Früchte. Nach Wilbrandts, wie er selbst offen gesteht, mißlungenem Versuch von 1865 verschwindet der eigentliche Bildungsroman in unserer Nationalliteratur. Leise klang das alte Motiv freilich noch in manchem tüchtigen Entwicklungs- und Erziehungsroman mit, so schon 1871 wieder in dem prachtvollen, zum Teil autobiographischen Roman einer tapferen deutschen Frau, in der „Letzten Recken-

Digitized by Google

burgerin" der Luise von François; siebzehn Jahre später dann in der hochbedeutsamen sozial-pädagogischen Erzählung ihrer begeisterten, künstlerisch sie überragenden Schülerin Marie von Ebner-Eschenbach, dem in seiner Art klassischen „Gemeindekind", das ebenbürtig neben Gotthelfs „Uli" trat. Dazwischen liegen Petri Kettenfeier Roseggers lyrisch-philosophische „Schriften des Waldschulmeisters" (1875), den es aus der Gelehrtenschule zu den aufständischen Tirolern und dann zu den Franzosen treibt, weil er seinen Drang nach wahrem Wissen und echter Bildung zu wenig befriedigen kann. Des Sonderlings Hunger und Sehnsucht wird auch dort nicht gestillt; als Einsiedler kehrt er reuig zurück und dient den verlassensten Waldarmen seiner Heimat als Schulmeister, bis ihn im hohen Greisenalter doch eines Tages die Lust wieder packt, draußen in der Welt mitzutun; da aber ereilt den Friedlosen der Tod. Dieser Waldschulmeister mit seiner unüberwindlichen Sehnsucht ist gleichsam ein romantisches Gegenstück zu Raabes „Hungerpastor"; es fehlt nur hier bei Rosegger, wie noch oft bei ihm, die künstlerisch erschöpfende Gestaltung des Problems und der den Helden umgebenden Umwelt.

Zu nennen wäre in diesem Zusammenhange ferner das 1879 erschienene, für deutsches Wesen und deutsche Herzensbildung unendlich charakteristische Seelengemälde „Auch Einer, eine Reisebekanntschaft" (Roman kann man es noch weniger nennen als Roseggers „Waldschulmeister", mit dem es manchen Vorzug und manchen Mangel teilt) des schwäbischen Ästhetikers Friedrich Theodor Vischer. Das merkwürdige, noch unter Jean Pauls oder schon Raabes Einfluß stehende Werk ward damals wenig beachtet und feierte erst in unseren Tagen seine siegreiche Auferstehung.

Auch einer der Führer in der jüngstdeutschen Literaturrevolution, Hermann Sudermann, machte in seinem noch nicht bewußt naturalistischen Jugendroman „Frau Sorge" einen ernsthaften Versuch, das alte Bildungsproblem wieder aufzunehmen und zu einer der leitenden Ideen eines ergreifenden Menschenschicksals zu machen. Im Jahre 1887 war ein solcher Vorwurf schon etwas Ungewöhnliches und Altmodisches, und doch ragt vielleicht gerade darum dieser ostpreußische Heimatsroman unter den zahllosen, schon wieder vergessenen sozialen und pathologischen Romanen der zweiten Hälfte der achtziger Jahre noch immer rühmlich hervor. Natürlich sollte „Frau Sorge" kein Bildungsroman im Sinne Goethes oder Kellers sein, aber an Freytag oder Raabe hat der Autor sicherlich gedacht und nicht nur an Björnsons Arne, als er die Entwicklung Paul Mayhöfers niederschrieb. Diese Entwicklung ist nicht angelegt auf das Ideal eines allseitig gebildeten Mannes, der als Träger einer bedeutsamen Zeitkultur inmitten eines umfassenden Weltbildes stehen soll, sondern Sudermann beabsichtigt lediglich die poetische Darstellung eines von Haus aus tüchtigen, selbstlosen, aber vom Gift der Sorge nach und nach vergrämten Menschen, der sich endlich durch den heroisch gewaltsamen Akt einer leider nur viel zu äußerlichen Selbstbefreiung zu erlösen trachtet. Paul Mayhöfer und Hermann Sudermann glauben auch an diese sittliche Befreiung, der nachdenkliche Leser schwerlich; denn gerade in dieser angeblichen Lösung des schweren und sicherlich künstlerisch angesponnenen Konfliktes schlägt dem jungen Dichter zum erstenmal der spätere Effekthascher in den Nacken. Dieser Paul Mayhöfer, der innerlich so vornehme Sohn seiner zarten, unendlich rührenden Mutter, der sich bisher in seinem ruhelosen und doch stillen Dasein neben dem kärglichen Reiz der ostpreußischen Natur und dem armseligen bißchen Poesie seines Berufs nur mit dem befriedigenden Bewußtsein täglich erfüllter Pflicht begnügt hatte, kann nie und nimmer, auch bei erblicher Belastung nicht, so jäh und plötzlich in die Brutalität seines Vaters umschlagen, erst recht nie eine solche Theaterrede vor Gericht halten, wie es der Dichter ihm zumutet. Und dennoch hat der Roman einen bleibenden Wert. Es steckt so viel unverdorbene Heimatspoesie in dieser ostpreußischen Erzählung, so viel kernige deutsche Geradheit und unverwüstliche Arbeitsfreude in seinem führenden Helden, daß man Hermann Sudermann ob dieses wackeren Verdienstes in trostloser Zeit manche seiner späteren Sünden verzeihen darf. Wer weiß, ob nicht dies schlichte Jugendwerk dereinst den stolzen Theaterfürsten des fin de siècle allein in die Unsterblichkeit der echten deutschen Dichter retten wird.

Das letzte Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts ist das klassische Zeitalter des

Digitized by Google

naturalistischen Romans, der bereits 1888 mit Kretzers „Meister Timpe“ kraftvoll emporstrebt, in Fontanes „Frau Jenny Treibel“ und „Effi Briest“, in Polenz' „Büttnerbauer“ und „Grabenhäger“ seinen Höhepunkt erreicht. An tüchtigen, namentlich technisch hervorragenden Romanen fehlte es dem sinkenden Jahrhundert überhaupt nicht, auch jenseits vom naturalistischen Schulroman. Adolf Wilbrandt setzte gleich dem rüstigen Fontane mit plötzlich verjüngter Kraft ein und eröffnete mit „Adams Söhnen“, „Hermann Ifinger“ und der „Osterinsel“ eine glänzende Reihe großzügiger Zeitromane; die Ebner-Eschenbach gab ihr erschütterndstes Seelengemälde „Unsühnbar“; der Novellist Hans Hoffmann versuchte sich in einer feinen historischen Charakterstudie, dem „Eisernen Rittmeister“; Ompteda zeichnete seine silhouettenscharf gesehenen Offiziers- und Adelsbilder „Sylvester von Geyer“ und „Eysen“; Meister Kellers begabteste Schülerin, Ricarda Huch, schrieb ihre packenden „Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren“, Helene Böhlau ihren feinen, wenn auch ein wenig symbolisierenden „Rangierbahnhof“. Aber nach einem eigentlichen Bildungsroman hält man noch immer vergeblich Ausschau. Teils waren einem solchen die Zeitstimmung, das Interesse des Publikums nicht günstig: teils standen den begabtesten, namentlich unter den jüngeren Dichtern, die sozialen, psycho- und pathologischen Probleme, die eine mehr naturwissenschaftliche oder eben symbolisierende Behandlung ermöglichten, zu sehr im Vordergrund. Vor allem aber forderte die siegreiche naturalistische Darstellungsart gebieterisch die minutiöse Ausmalung des Einzelausschnitts und seiner engeren Umwelt. Zu einem großen, weit ausschauenden Weltbild kam es daher nur selten, auch paßte der Bildungsdrang schlecht in das Milieusystem der naturalistischen Theorie.

Vereinzelte Anläufe zum Bildungsroman fehlten allerdings auch in diesem sonst fruchtbaren Jahrzehnt nicht. So schilderte der Schweizer Walther Siegfried, ein sehr talentvoller, aber nicht ebenso selbständiger Schüler Gottfried Kellers, in seinem Erstlingsroman „Tino Moralt, Kampf und Ende eines Künstlers“ (1890) nach dem Vorbild des „Grünen Heinrich“ den langsamen künstlerischen Niedergang und seelischen Zusammenbruch eines sympathischen Dilettanten, der von Kunst zu Kunst hastet, um etwas

Hermann Sudermann.

Bedeutendes zu leisten, nicht eigentlich, um sich zu bilden oder ein in ihm unbewußt emporbrängendes Ideal zu verwirklichen. Der „Grüne Heinrich“ wird von Siegfried gleichsam ins modern Dekadente übersetzt; Moralts Charakter hat jedoch nichts Imponierendes, seinem Bildungsdrang fehlt der elementare große Zug, seiner Verzweiflung die überzeugende Wucht. Was dem armen, für sein Ideal hungernden und rastlos ringenden Autodidakten Lee etwas Monumentales, allgemein Menschliches und Typisches gibt und seinen Untergang mit einer poetischen Glorie umstrahlt, das alles bleibt dem aristokratischen Liebhaberkünstler Moralt, den nur sein glühender Ehrgeiz in den Tod treibt, leider versagt. Siegfried ist offenbar auch von Tolstoj beeinflußt worden, und zwar nicht nur in der Darstellung: er wählt dessen Wort von den problematischen „Helden, die sich ganz ihrer Bestimmung hingeben und zugrunde gehen, ohne das erstrebte Ziel zu erreichen“ als Motto. Aber Siegfried blieb eben den „Helden“ schuldig trotz seines Schlußwortes. Dem ganzen Seelenkonflikt Moralts mangelt die tragische Größe, der Katastrophe die zwingende Notwendigkeit, ganz abgesehen von der Enge des Weltbildes.

Digitized by Google

Felix Hollaender.

Einen bedeutenden Schritt über Siegfried hinaus tat Felix Hollaender in dem umfangreichen Entwicklungsroman „Der Weg des Thomas Truck“ (1901). Hollaender, ein sonst rasch und mitunter wohl auch flüchtig schaffender Autor, nahm es gerade in diesem Roman — bisher seinem Hauptwerk — mit seinem Thema sehr ernst, er hat sieben Jahre seines Schaffens an diesen zweibändigen Zeitroman gesetzt. Das alte Bildungsproblem ist hier bereits wieder die leitende Idee des Romans, und der Verfasser hat sich auch redlich bestrebt, nach dem Vorbilde Immermanns und Spielhagens das flutende Getriebe einer verworrenen Übergangsepoche in einem großen Gemälde festzuhalten. Aber die gestaltende Kraft versagte an manchen Stellen, Hollaender überschätzte sein Können, er wollte zu viel und erlahmte unter dem gewaltigen Stoff. Er wußte ihn nicht nach einer künstlerischen Grundidee zu gruppieren und zu sichten. Er wußte auch weder dem Helden, noch den wichtigeren Nebenfiguren jenes einheitliche, scharfgeschliffene Gepräge zu geben, das die Hauptbedingung für eine geschlossene, starke Gesamtwirkung ist. Nach einer fein beobachteten und sauber angelegten Jugendentwicklung wird Thomas Truck erst ein unglücklicher, unklarer Schwärmer, dann ein auch sittlich haltloser und völlig zielloser Schwächling, der dem Leser zuletzt fast nur noch ein pathologisches Interesse abnötigt, wie leider so viele Helden naturalistischer Romane. Am Schluß des Wertes steht das übliche große Fragezeichen, das Schiboleth der vielen achselzuckenden, die Köpfe schüttelnden Propheten der Jahrhundertwende, die eben die Zeichen der Zeit nicht zu deuten wußten, weil ihnen fehlte, was den ganzen Dichter wie den ganzen Propheten macht: die starke, geschlossene Persönlichkeit und die klare, einheitliche Weltanschauung. In diesen beiden Beziehungen war die jüngste Ära unserer Literatur, die Epoche des Naturalismus mit seinem notwendigen Gegenstrom, dem Symbolismus, vielleicht nicht für den Roman überhaupt, aber jedenfalls für die Fortentwicklung des deutschen Bildungsromans ganz besonders ungünstig. Man kann es daher zur Not verstehen, wenn auch nicht billigen, daß ein Romanforscher der neunziger Jahre, Hans Gerschmann, in seinen sonst gescheiten „Studien über den modernen Roman“ pessimistisch ausruft: „Es fehlt uns an einem großen nationalen Stil, an einer bedeutenden Romanliteratur, die so stark und originell aus der Eigenart unseres Geistes gewachsen wäre wie die anderer Nationen.“ Gerschmann irrt sich gewaltig, wenn er ein so oberflächliches Urteil über die Gesamtheit der deutschen Romane fällt. Wir Deutschen sind unserem ganzen Naturell und unserer Geistesrichtung nach kein sonderlich dramatisch veranlagtes Volk, aber auf dem Gebiet der Lyrik und der Epik können wir getrost jeden Vergleich mit anderen Nationen aushalten.

Seit Goethe besitzen wir — ich hoffe, dieser notdürftige Überblick wird es einigermaßen erwiesen haben — eine Romanart, die ein ganz ausgesprochen nationales Gepräge trägt, wie sie eigenartiger, individueller kein anderes Volk aufzuweisen hat, den deutschen Bildungsroman, der im letzten Jahrhundert ganz eigentlich der Roman der Dichter und Denker war und es voraussichtlich auch bleiben wird. Mag seine Fortentwicklung seit 1870 auch gestockt, mögen die kritischen Zeiten des Übergangs den deut-

Digitized by Google

schen Dichtern die nötige Ruhe und Sammlung zu so tiefgründigen Schöpfungen versagt, mag endlich die Flut des naturalistischen Milieuromans manch guten Ansatz im Keime erstickt haben — das alles sind keine Gründe, an der Zukunft des deutschen Bildungsromans zu verzweifeln.

Unterdessen ist das neue Jahrhundert hereingebrochen und, wenn nicht alle Zeichen trügen, sind die schlimmen Wasser im Fallen, und mancherlei hoffnungsvolles Grün sprießt rings hervor. Die neu entdeckte Moderichtung der längst vorhandenen Heimatkunst ist damit freilich nicht gemeint; sie zeigt nur, daß der Geschmack sich ändern möchte, daß auch das große Publikum des trockenen Tons nun satt ist. Aber das tiefergehende Interesse weiter Kreise an der poetischen oder schlicht biographischen Darstellung charakterlicher und seelischer Entwicklungen, der warme Anteil und der verheißungsvolle Ernst, mit dem die besten Männer und Frauen unseres Volkes die plötzlich wieder in den Vordergrund gerückten Erziehungsfragen erörtern und zu beantworten suchen, das sind frohe Anzeichen, denen bereits in unserer allerneuesten Romanliteratur manche künstlerische Tat entspricht. Frenssen* mit seinen „Drei Getreuen“ und seinem „Jörn Uhl“ wirkte anregend und vorbereitend, weniger durch seinen poetischen Gehalt und seine künstlerische Offenbarung als durch sein schlichtes Sujet und die Gesundheit seiner Persönlichkeit. Ohne die originale Bedeutung der „Frau Sorge“ oder gar die des „Uli“ zu erreichen, machte der Dithmarscher Bauernroman in viel größerem Maße Schule, charakteristischerweise noch weniger in dem nur leise anklingenden Bildungsproblem als in dem betreffenden Heimatmilieu, das der modischen Richtung besonders gelegen kam. Verheißungsvoller und künstlerisch selbständiger als der „Jörn Uhl“ erscheint der nicht minder schlichte Roman des Grazers Wilhelm Fischer: „Die Freude am Licht“ (1902), der in der Lebensgeschichte des Schlossers und Ingenieurs Zenz Paltram zwar gelegentlich mit altromantischen Motiven (z. B. geheimnisvoller Abkunft) arbeitet, aber doch ein sehr eindrucksvolles, stellenweise tief poetisches Bild von der charakterlichen und sittlichen Erziehung eines Menschen gibt. Auch die Romane „Freund Hein“ und „Kreuzungen“ des Schwaben Emil Strauß, der „Peter Camenzind“ seines Landsmanns Hermann Hesse, wieder eines Kellerschülers, der „Muttersohn“ des Nordschleswigers Johannes Tose, der „Krauskopf“ des Westfalen Hermann Wette und der „Asmus Semper“ von Otto Ernst nebst manchem anderen Erziehungsroman der letzten Jahre steuern sichtlich wieder auf den Bildungsroman los. Alle zusammen deuten fraglos darauf hin, daß man aus dem Einzelbild wieder hinaus will ins große Weltbild, daß man vom beschränkten Roman der Zustände wieder zu dem unbegrenzten der Entwicklungen, von den rein realen wieder zu den mehr idealen Problemen drängt, mit einem Wort, daß die deutsche Romanliteratur wieder auf dem Wege ist, sich zu verinnerlichen, hoffentlich ohne das zu verlieren, was ihr die fruchtbare Zeit des Naturalismus eingetragen hat.

Ein sicherlich bedeutsames Zeichen der Zeit war es, daß zum Beispiel ein wirklicher Poet der naturalistischen Ära, Wilhelm von Polenz, ungeachtet seiner gewaltigen Erfolge im bäuerischen Milieuroman, Schritt für

Wilhelm von Polenz.

* Frenssen hat unterdessen mit „Hilligenlei“, das erst kürzlich hier eingehend gewürdigt ward, den Versuch gemacht, einen religiösen Bildungsroman zu schaffen, gelungen ist es ihm jedoch nicht völlig.

Schritt diesen neuen Weg einschlug, und über seinen Frauenroman „Thekla Lüdekind", der noch zwischen Fontanes „Effi Briest" und Wassermanns „Renate Fuchs" stand, über sein „Liebe ist ewig" zu seinem Schriftstellerroman „Wurzellocker" (1902) kam, der ebenso wie der „Thomas Truck" ein Bildungsroman sein will. Jenz Paltram, der kräftige Held Wilhelm Fischers, begnügt sich zum Schluß für seine Person damit, die Geliebte und das „Licht ihrer Seele" sein eigen zu nennen und für die Zukunft mit dem sozialen Ideal „jedem Arbeiter mit Familie einen freien Grund" zu schaffen. Der „brüchige" Jörn Uhl wird „ein glücklicher Mann, weil er demütig war und Vertrauen hatte". Fritz Bertings — des Polenzschen Helden — Erkenntnis geht tiefer. Er glaubt zum Ende, „in festerem Boden zu wurzeln, ein tieferes und reineres Verhältnis zum Leben und zur Kunst zu haben. Ein neues Gefühl wuchs in ihm heran, Ehrfurcht vor dem großen Ethos des Daseins. Die Gesetze des Seins mußte der Mensch anerkennen und sich ihnen unterwerfen, sonst glich er einem steuerlosen Schiff auf hoher See. Berting war auf nichts stolzer als auf sein Künstlertum. Aber das Gottesgnadentum des Dichters wurde nur dem fruchtbar, der sich diese Würde verdiente." Polenz hat jedoch in seinem Roman nur den vorangehenden Krankheitsprozeß geschildert, die Heilung deutet er in den Schlußworten zwar an, aber überzeugend aus der Gesamtwirkung des Romans springt sie noch nicht heraus. Fritz Berting erlangt nicht die „Bestimmtheit" Wilhelm Meisters und hat seine „schöne Bestimmbarkeit" nie besessen. Wie jener irrt er, sucht anfangs in der Frauenliebe sein höchstes Glück, erhofft dann in dem bunten gesellschaftlichen und künstlerischen Treiben Ersatz zu finden und kommt durch den Tod seiner geliebten Alma wie durch manche sonstige bittere Erfahrung endlich wie Meister zu der Überzeugung, daß man trotz aller Ideale den Verhältnissen der realen Welt Rechnung tragen muß und auch dabei zu einer seelischen Harmonie gelangen kann. Aber diese fehlt bei Polenz. Über die sittliche und künstlerische Halbheit, über die Meister schon nach wenigen Büchern hinaus gelangt, kommt Berting nie recht hinaus, und so bleiben die Ansätze zur Selbstbesinnung nach Almas Tod ein sehr unsicherer Wechsel auf die Zukunft. Das Königreich, das Goethes Meister findet, bleibt Polenz uns schuldig. Auch das Bild des sozialen Lebens der Residenz behält bei dem Lausitzer Dichter seinen provinzialen Milieucharakter und wächst sich trotz mancher bedeutenden Ausführung (z. B. über das künstlerische Schaffen) nicht zu einem großen Welt- und Kulturbild aus. Immerhin kommt Wilhelm von Polenz über Siegfried und Hollaender ein beträchtliches Stück hinaus, ja, sein „Wurzellocker" bleibt der bedeutsamste moderne Versuch, das poetische und sittliche Niveau des älteren Bildungsromans zu erreichen. Auch in seinem letzten Romanfragment „Glückliche Menschen" bewies Polenz noch, daß es ihm wirklich heiliger Ernst war mit seinem Ringen um eine große, künstlerisch-befreiende Weltanschauung, ohne die ein deutscher Bildungsroman kaum denkbar ist.

Mit Wilhelm von Polenz ist ein tapferer Kämpe, ein guter Führer im Streit dahingegangen. Aber andere werden an seine Stelle treten. Mögen sie mit gleicher Unermüdlichkeit wie er an sich selbst arbeiten, mögen sie noch fester denn er stehen im hastenden Drang der Mode, im Sturm unserer dichtergebärenden, dichterverschlingenden Zeit. Mögen sie vor allem von Altmeister Goethe lernen, daß die Vorbedingung jedes fruchtbaren Schaffens und Wirkens sein Wort bleibt: „Man muß wissen, wo man steht und wohin die anderen wollen." Dann wird der deutsche Bildungsroman auch wieder zu seinem Rechte kommen.

Unruhige Stunde.

Nachts über die Wiesen, die Erlen entlang,
Geht ein Gesang, geht ein Gesang,
Der ist wie stilles Weinen.
Der ist wie ein tiefes Klagegedicht,
Das aus dem ärmsten Herzen bricht —
Armes Herze, was weinst du so?

Die Nebel zieh'n übers blasse Land.
Was wird mir die Stunde so wohlbekannt
Und die fernen verlorenen Töne?
Was schlägt meine Brust so lauten Schlag?
Die Nacht ist lang. Kurz ist der Tag —
Armes Herze, was weinst du so?

Hans Bethge.

Digitized by Google

Das Opfer des San Salvatore.

Novelle von Wilhelm Bornemann.

Es ist im Restaurant Walter zu Lugano um die Lunchstunde zwischen zwölf und ein Uhr. Ich bin am Ende meines Frühstücks und schäle mir eben einen Apfel, als ein alter Herr mir gegenüber an meinem Tische Platz nimmt und mit einem „permette signore?“ nach der Speisekarte greift.

Er sieht mich also für einen Italiener an. Das ist nett. Doch ich antworte lächelnd: „Bitte sehr.“

Dann er: „Ach so, Sie sind ein Deutscher. Desto besser. Man weiß hier nie, ob man nicht einen Ausländer vor sich hat.“

Er bestellt eine Suppe und einen Fisch. Und wir kommen rasch ins Gespräch, das von dem Alten gleich vertraulicher als von mir geführt wird. Sehr bald weiß ich, daß er aus München stammt, Arzt ist und Professor, aber jedwede Berufstätigkeit schon seit Jahr und Tag an den Nagel gehängt hat. Er sieht eigentlich mehr wie ein Gelehrter der Philosophie oder Geschichte aus. Seine offenbar sehr kurzsichtigen Augen blicken hinter scharfen Brillengläsern mit einem fröhlich-schlauen, verschmitzt-lustigen Blinzeln hervor. Die Stirn ist hoch, das völlig weiße Haar sehr gelichtet, der halblange Vollbart strähnig und struppig. Das ganze Haupt zeigt etwas Faunisch-Zynisches. Seine Manieren deuten nicht gerade auf schlechte Erziehung, doch auf eine Persönlichkeit, die gewohnt ist, sich zu vernachlässigen, auf den Junggesellen, der seinen äußeren Menschen mißachtet. Und in der Tat — mein Professor ist unvermählt durch sein langes Leben gepilgert, wie er mir gleich erzählt. Daß ich mit Literatur und Presse zu schaffen habe, interessiert ihn; und mancherlei Berührungspunkte ergeben sich zwischen uns, da er in den literarischen und künstlerischen Kreisen Münchens wohl zu Hause ist.

Jedenfalls habe ich eine angenehme Bekanntschaft geschlossen, die mir für die kommenden Tage einen liebenswürdigen Kameraden schafft.

Wir wandern gemeinsam oder fahren zu Schiff oder wir verbinden beides, wie es den reizenden Ausflugsgelegenheiten Luganos gerade frommt. Das romantische Nestlein Gandria und die dahinter liegenden pittoresken Orte Oria und Mamette sind mehrfach unser Ziel. Er kennt und liebt diese Partie des Sees besonders und sagt, daß man sie immer wieder genießen und bewundern könne wie ein gutes Buch.

Hierbei höre ich auch, daß der Professor fast in jedem Jahre nach Lugano kommt, meist auf der Fahrt nach Italien, wo er in Bologna, in Florenz und Rom etliche Freunde besitzt. Als ich einmal darauf frage, ob man der etwas intensiven Reize Luganos durch ihr allzu häufiges Anschauen nicht schließlich überdrüssig werden müsse, meint er: „Ach nein, ich wenigstens nicht.“ Das ist wie ein tiefer, schmerzlicher Seufzer, und der alte Herr schweigt eine ganze Weile und schaut merkwürdig trüb und ernst drein. „Vielleicht erzähl' ich es Ihnen noch,“ fügt er hinzu.

So enteilen vier bis fünf Tage. Der Münchener Professor ist mir mehr und mehr ans Herz gewachsen. Nicht nur, daß ich seine umfassende allgemeine Bildung bewundernd wahrnehme und aus ihr vielerlei Belehrendes schöpfe; auch in ein reiches und tiefes Gemüt gewinne ich Einblick, in die Seele eines Kindes und eines Poeten. Vom Dichter hat mein Freund seine Freude an der Natur, seine Art, dem Geschauten Worte zu leihen, seine Lust am Sichversenken in die tausend Herrlichkeiten des Luganeser Paradieses, das ihm innig vertraut ist. Überhaupt erzählt er entzückend. Die Mundart vom Isar-Athen hat er ziemlich abgestreift; nur ein Klang haftet noch, der seinem Hochdeutsch aber ein eigenartiges Kolorit gibt. Der Professor muß, wenn er will, ein feiner Sprechkünstler sein. Kein Wunder also, daß ich es mit Betrübnis höre, als er mir eines Abends beim Pilsener mitteilt, anderen Tages fort zu wollen nach Florenz, wo man ihn schon seit einer Woche erwarte.

Noch der Morgen bleibt uns zu einem gemeinsamen Spaziergang. Wir dehnen ihn nicht allzu lang aus und enden in der Villa Maraini, in der Nähe des Bahnhofes. In

Digitized by Google

ihren duftenden Gärten, unter ihren Kamelien- und Rhododendronbüschen, an ihren Rosenhecken ist es ganz still. Nur die Vöglein zirpen, zwitschern und flöten. In einem versteckten Rondel rauscht ein Springbrunnen, der von einer reizenden Nymphe gekrönt wird. Es ist der Platz für ein verschwiegenes Liebespaar, lauschig, traulich, einem süßen Geheimnis gleich. Um über den Park hinweg- und weit ins Land hineinschauen zu können, ist an einer Seite der kleinen Anlage ein Türmlein errichtet. Wir erklettern es und genießen von droben eines der berückendsten Bilder: Lugano, wie es sich in holder Anmut an seinen See schmiegt, das villenreiche Gelände rings umher, die Berge mit ihren zauberischen Konturen. Schweigend sind wir in das wundersame Panorama vertieft. Da scheint's, als ob unser beider Blick an einer Baulichkeit in der Ferne hafte, die eine lange Säulenhalle zeigt, und aus welcher Zypressen hervorragen. Ich weise fragend hin, und der Professor spricht: „Der Cimitero!" Ein dumpfer Ton ist in seiner Stimme. Aus meinen Augenwinkeln zuckt ein leichtes Staunen auf. Doch der Alte merkt es und sagt: „Ja, mein Freund, jener Friedhof ist immer das eigentliche Ziel meiner Besuche von Lugano. Ehe wir scheiden, will ich Ihnen die Geschichte erzählen. Kommen Sie."

Wir steigen hinab und lassen uns auf einer Bank nieder, die ein Rosenbusch mit eben sich erschließenden Blüten umhegt. Der Gärtnerbursche, der uns geleitet, macht ein ungeduldiges Gesicht; doch ein Lirastück, das ich ihm in die Hand drücke, bewirkt, daß er mit freundlichem Lächeln verschwindet.

So sind wir allein, und der Professor nimmt das Wort: „Ich war als angehender Vierziger, also vor etwa zwanzig Jahren, noch nicht ein gar so häßlicher Kerl wie heute."

Komplimentierend will ich so etwas bemerken, daß ein Mann nur charakteristisch und nicht schön zu sein brauche, und daß er dieser Forderung ausreichend genüge.

Doch der Alte fährt mir mitten in die Rede: „Lassen Sie's gut sein! Ich hatte wenigstens nichts für die Weiber. Ein struppiger Schnurrbart, dünnes Haar auf dem Kopfe, die Brille wegen der Kurzsichtigkeit vor den Augen, und dadurch in der ganzen Haltung etwas unsicher — so ist man kein Eroberer auf dem Gebiete der Erotik."

„Vielleicht gerade," werfe ich dazwischen. „Ein gewisser Typ, der mit dem des sogenannten schönen Mannes nichts gemein hat, wirkt auf gewisse Frauen besonders anziehend. Und wenn man überdies die ärztliche Kunst ausübt? Soll ich so banal sein, Goethes Faust zu zitieren?"

„Ach, der Arzt! Das war es vielleicht!"

Der Ausruf klingt beinahe leidenschaftlich. Ich blicke den Professor fragend an.

Er begütigt sich mit halbem Lächeln: „Sie wissen nicht, was ich meine? Sehr begreiflich! Doch hören Sie weiter. Ich verliebte mich, obwohl von allen Grazien gemieden, in eines der schönsten Mädchen von München. Und zwar so bis über die Ohren, so rasend und leidenschaftlich, wie es nur Kerle wie ich vermögen, die sonst an den Weibern vorbeiblicken oder doch von diesen übersehen werden. Und was glauben Sie — ich hatte Erfolg. Oder mußte mir doch einbilden, Gegenneigung erweckt zu haben. Man nahm meine Visite an, man forderte mich zu weiteren Besuchen auf. Sie wie ihre Mutter. Denn sie war einer, wie es heißt, reichen Mutter Tochter. Sie hatten nach Schwabing zu eine Villa und lebten ganz auf dem Fuße von Leuten, die sich ihr Leben zur Kunst gestalten können. Darum waren sie auch nach München gezogen, von irgendwoher in Norddeutschland. Von ihrem Dasein dort sprachen sie nicht viel. Und ich fragte auch nicht. Der Mann sei Schiffskapitän gewesen und eines Tages nicht mehr heimgekehrt. In einem Sturm im fernen Weltmeer untergegangen. Das war alles, was sie sagten. Von diesem Seemenschen hatte Magdalena auch wohl die Blondheit ihres Haares, die lachende Bläue der Augen, die Höhe ihrer Figur. Dazu freilich eine durchsichtige blasse Gesichtsfarbe. Daß das krankhaft sein und mit irgendeinem sich entwickelnden organischen Übel zusammenhängen könnte, machte ich mir nicht weiter klar, obwohl ich solches als Arzt hätte tun sollen. Im Gegenteil — ihr Marmorantlitz, wie es mich dünkte, erhöhte den seltsamen Reiz des Mädchens und floß nicht selten in die Strophen, die ich ihr widmete. Sie lächeln? Ja, ja, ich dichtete auch, mein Freund, normaliter, wie die richtig Verliebten. Meistens Heine. Immer mit einem Stich ins Wehe hinein. Anspielungen auf ihre Herrlichkeit und meine Armseligkeit. Ach, welch wonnige Zeit, mein Lieber, wenn uns plötz-

Digitized by Google

lich so die poetischen Schwingen wachsen, wenn wir jauchzen und jubeln in einer großen Leidenschaft und den Drang fühlen, jedes unserer Gefühle stilisiert und edel auszudrücken! Der Sonne, die leuchtet, den Blumen, die duften, den Vögeln, die singen, dem Walde, der dunkelt, und den Bergen, die blauen: allen, allen erzählen wir von unserer Liebe, und alles verknüpfen wir mit ihr. Und dann die Anerkennung und der Dank! Wie es freut und beglückt! Ein einziges beseligtes Wörtlein! Tausende, die wir hernach verdienen, und geschwollene Belobigungen für wissenschaftliche Taten wiegen das nicht mehr auf. Sie sagte immer nur: ‚Wie wunderschön das wieder war, Herr Doktor!' Ihre Stimme hatte ein leichtes Beben, und ein milder Glanz kam aus ihren Augen über mich. Und ich blieb stumm und keine Erklärung floß mir über die Lippen. Oftmals legte ich mir's zurecht, was ich ihr sagen wollte, und meine Phantasie malte mir die Wirkung aus. Wie sie stand und zitterte und ‚ja' sagte. Wie ich sie faßte und küßte, auf zwei Lippen, mattrot wie La France-Rosen, und ebenso samtweich, so duftend und süß wie die Rosen. Doch ich sprach nicht, und es blieb bei den sozusagen objektiven Liebeswerbungen meiner Blumenspenden und meiner Poeme dazu.

„So ist's, wenn man keine Initiative hat. Ich glaube, das verdroß sie, wenn später auch die Aussprache geschah. Sie wollen alleweil die Draufgänger, diese Weiblein, kraftkühnes Erobern. Das war nicht mein Fall, so sehr es auch glühte in mir. Meine Gedanken stürmten zu ihr, und ich verschmähte damals jede andere Liebelei, obschon sonst kein Verächter meiner lieben Resis und Cencis vom Strande der Isar. Magdalena schien mir hoch über allen. Gleich einer Göttin, die wandelte, und die zum Gotte den machen müßte, dem sie sich schenkte. Eines Tages schlug sie mir vor, mich malen zu wollen. Ich muß hier einschalten, daß Magdalena diese Kunst übte. Freilich nicht professionell, doch so, daß sie als mehr denn eine Dilettantin gelten durfte. Die wahre Aristokratie der Kunst. Nun sollte ich zum Porträt heran. Mein Kopf sei höchst charakteristisch. Blitzte nicht so etwas wie ein ironischer Schalk aus ihren hellen Augen, als sie mir dies sagte? Sollte das Wort nicht die Wahrheit kachieren, daß ich ein mordshäßlicher Kerl wäre? Einerlei. Ich hielt still und war für mehrere Stunden an etlichen Tagen ihr regelrechtes Modell. Aber auch in diesen Stunden kam die Gelegenheit nicht, daß ich ihr sagen konnte, was mich erfüllte. Jedem Tage, wo ich ihr saß, hoffte und verlangte ich von neuem entgegen. Die Intimität dieses Beisammenseins, das freilich ihre Mutter manchmal durch ihre Anwesenheit störte, war doch wie ad hoc gemacht, in weichen, leisen Lauten der Malerin zu gestehen, wie ich sie liebte, ihr Pinsel und Palette zu entreißen und sie in meine Arme zu schließen. So meinte meine flammende Liebe. Doch etwas Geschäftsmäßiges trat stets erkältend zwischen uns. Magdalena war immer nur die auf ihre Arbeit bedachte Künstlerin, ich ihr Objekt, das sie nachgestaltete. Ich sollte nicht stumm sein, sondern reden, damit meine Züge den gewohnten Ausdruck trügen. Und ich plauderte und schwatzte. Nichts als gleichgültiges, alltägliches Zeug, während mir das Herz übervoll war. Ihr Antlitz gewann während der Malarbeit einen oft verklärten Ausdruck. Beinahe leuchtend schaute sie mich dann an, wie heischend, daß ich ihr meine Liebe entdeckte, wie fordernd, daß ich den Bann bräche. Und wieder raffte ich mich zusammen. Und wieder kam das rechte Wort mir nicht über die Lippen. Ich merkte wohl: ihr flammender Blick bildete eben den Abglanz der schaffenden Künstlerin, die sie in jenen Stunden war. Ach, wie berückend war sie dann!

„Ich schwärme, und Sie wundern sich ob des alten Knaben. Na ja! Aber hier, der Ort, das Milieu, die Erinnerung! ... Es kam wirklich ein ganz respektables Konterfei von meiner Herrlichkeit zustande, das sogar auf der Ausstellung des folgenden Sommers hing und von der Kritik nicht unbeachtet blieb. Freilich habe ich es dort nicht mehr gesehen, denn der Traum meines Glückes dauerte kaum so lange. Die Faschingszeit unterbrach meine Modellsitzungen bei ihr. Zuerst meinte ich, Mutter und Tochter würden sich mitten in den Strudel unserer Redouten und anderen Ulksachen hineinstürzen. Und teils freute ich mich darauf, weil ich hoffte, die Freiheit des Karnevals würde mich meiner Magdalena wie von selbst näher bringen; teils brannte schon im voraus die Eifersucht in mir, da ich mich sorgte, daß andere kommen könnten, frechere und hübschere Burschen als ich, um mir das Mädchen wegzufischen. Doch

Digitized by Google

noch ehe der Rummel recht im Gange war, erklärte Magdalene eines Morgens, sie wollten der ganzen Sache entgehen und auf etliche Wochen nach Italien reisen; ihrer Mama wäre dieser Trubel zu exzessiv. Ich starrte das Mädchen bei dieser Kunde an, vermutlich mit einem mordsdummen Gesicht, und brachte zunächst keinen Ton hervor. Endlich stammelte ich, daß das ja ein wunderschöner Plan sei, wozu ich sie nur beglückwünschen könnte. Nur wenige Tage blieben sie noch. Dann durfte ich an den Zug kommen und den Scheidenden die Hand drücken. Die schönsten Nelken, die in München aufzutreiben waren, brachte ich Magdalena, wundervolle, tiefrote Blumen. Mein Wünschen, mein Hoffen, mein Begehren flammte in diesem Strauß. Sie nahm ihn mit freundlichem, doch nicht sonderlich warmem Danke und versprach, die Nelken zu hegen, bis sie in Florenz wären; dort sollten sie dem Arno geweiht werden, als Grüße von mir, der ich hoffentlich bald nachkäme.

„Dies Wort verließ mich nicht mehr. Und Florenz ward meine Sehnsucht. Mehr noch, als es die blumige Stadt der Paläste und des Chianti, die ich über alles bewundere, sonst schon war. Welch eine Lust, mit Magdalena unter florentinischem Himmel zu wandeln, ihr in Florenz ins Auge zu schauen, ihr in einem jener heimlichen Gärten zu gestehen, daß ich sie liebe bis zum Wahnsinnigwerden! Ich begann mich in diesem Gedanken zu verzehren. Florenz, Florenz — klang es immerfort in mir. Florentinische Sänge kamen mir nicht aus dem Ohr. Mia bella Fiorentina — summte es in schmachtender Kadenz. Ach, und wie fad mir der Karneval in jenem Jahre war! Ich trachtete, ihn aus dem Vollen zu genießen. Denn ich wollte suchen zu vergessen. Es war ja ein Nonsens: ich, der notorisch Häßliche, und sie, deren Schönheit, wo sie nur erschien, schon eroberte! Und ich warf mich in die galantesten Abenteuer. Und alle waren sie mir gut und hold, die ich leichtlich gewann. Aber nein, nein! Sie wischten die blonde Magdalena nicht aus in meinem Herzen. Vollends nicht, wenn ich dann und wann des Morgens nach durchtoster Nacht eine Karte von ihr vorfand, auf der zwar nichts stand als: ‚Es ist herrlich hier. Wir grüßen Sie.‘

„Endlich, um Ostern, konnte ich mich aus der leitenden Stelle, die ich damals an einem bedeutenden Krankenhause hatte, losmachen. Freilich nur auf vierzehn armselige Tage. Ich eilte wie im Fieber. In einer Tour über den Brenner nach Florenz. Kein Auge für den lachenden Frühling um mich her. Immer nur brennend und flammend das eine Ziel vor mir: Florenz. Und jauchzend grüßte ich die schimmernden Häuser Pistojas, als wir nach hundert Tunnels die berühmte Aussichtsstelle auf dem Apennin erreicht hatten. Das Rollen der Räder des in die Ebene von Toskana hinabrasenden Zuges stimmte im Takte zu den Schlägen meines jubelnden Herzens.

„Zu Florenz fand ich in derselben Pension, wo Mutter und Tochter wohnten, Unterkunft. Es war in einem alten Palaste auf dem Lungarno. Irgendeine berühmte Familie, ich glaube die Acciajuolis, hatten da einst gehaust. Noch zeugten die hohen Gemächer von einstiger Herrlichkeit, und dicht vor meinem Fenster stand ein alter trotziger Turm zum Greifen nah. Doch derlei historische Dinge, für die ich sonst viel übrig hatte, kümmerten mich in jenen Tagen nicht. Ich wohnte mit Magdalena unter einem Dache: dies Glücksbewußtsein löschte alle anderen Empfindungen aus. Und die Tage, die folgten! Ich habe Hymnen darauf gedichtet. Keine ganz schlechten, glaube ich, in großen, mächtigen Rhythmen. Ich erinnere mich ganz genau, die poetischen Gedanken lagen mir so in der Luft wie dem Zauberkünstler die Talerstücke, die er aus dem Leeren greift. Wir wanderten viel, Magdalena und ich. Allein; denn Magdalenas Mutter, zu schwerfällig für weitere Gänge, hatte in der Pension Bekanntschaften gefunden und ließ uns gern ziehen. Und der toskanische Frühling, der um jene Zeit — es war gegen Ende April — zu einer blühenden Fülle erwachte, sprengte alle Bande meines Herzens. Im Garten von Boboli war's, an einem Nachmittag, wo wir fast die einzigen Besucher schienen, daß ich sprach. Unter Zypressen und im Angesicht des Domes Santa Maria del Fiore, der das Stadtbild zu unseren Füßen beherrschte. Magdalena vernahm mein heißes Geständnis gesenkten Blickes. Sie schwieg und sann, während mein Herz wie ein wild geschwungener Hammer schlug. Dann traf mich ihr grau-blaues Auge. Ich vergesse das nicht. War es freudig erwiderte Hingebung? War es das Flammen erfüll-

Digitized by Google

ten Glückes? War ein Zucken von Entsagen darin? Als ob sie ein Opfer bringe? Der leidenschaftliche Augenblick ließ mich nicht lange erwägen. Ich nahm ihr Schweigen für Bejahung und zog Magdalena in meine Arme. Ach — und küßte sie. Und wähnte unseren Bund für besiegelt!

„Selige Tage! Wo wir gingen und standen, klang unsere Liebe. Wie ein Triumph der Liebe war es, Florenzens Herrlichkeiten an Magdalenas Seite zu genießen. In die Andacht der Kirchen, in die Weihe der Kunststätten tönte unsere Liebe hinein. Die alten Paläste, die wundervollen Plätze, die dunklen Gassen wurden in unserer Phantasie von Festen durchjubelt, in deren Mitte unsere Liebe stand! Und Rosen allerecken in der Stadt. Zu Füßen der Marmorbilder, auf den Steinbänken der Palazzi, an den Pforten der Kirchen, an den Ufern des Arno: allüberall duftende Rosen, unter lachenden Augen und von braunen Händen dargeboten. Ich überschüttete das geliebte Mädchen mit den Blumen, sorgte, daß früh, noch ehe sie aufstand, ein frischer Strauß zur Stelle war, und ließ abends wieder die Vasen in ihrem Zimmer füllen. Noch ungebundener aber rauschte das Lied meines Glückes, wenn wir fern der Stadt über Hügel und durch Wälder schweiften und Wege fanden, wohin die profane Menge der Fremden nicht kam. Oder wenn wir weitab gelegene Landhäuser besuchten, wie Careggi oder La Petraia. Besonders ein Nachmittag in dem Schlößlein Viktor Emanuels des Zweiten, in dem reizenden La Petraia, ist mir im Gedächtnis geblieben. Denn es war der letzte meines Florentiner Besuches. Mir schien, als ob Magdalena niemals anschmiegsamer, zarter, hingebungsvoller als in jener Stunde gewesen sei, da wir auf der obersten Terrasse der Villa saßen und hinausschauten in die Ebene, in deren Hintergrunde die Türme und Kuppeln der Stadt wie im Silberlichte flimmerten und schwammen. Aus den Büschen girrten die Vögel in ihrer Lenzeslust. Tausend Blüten dufteten aus den Gärten zu unseren Füßen herauf, und die Wasser plätscherten eine leise Melodie. Was ich dann zu Magdalena sprach, war wohl wie ein berauschtes Stammeln. Daß ich Herr dieses Hauses, das einst ein Medici erbaut, sein möchte. Daß ich im prunkenden Zuge die Geliebte herbeiholen und ihr wie einer Göttin huldigen würde. Daß wir hier die ersten Monate unserer Ehe hintändeln wollten wie Selige des Olympos. Ich weiß noch, es war das erste Mal, seit ich Magdalena als meine Braut ansah, daß ich hier auf unsere Zukunft, auf unseren ehelichen Bund anspielte. Magdalena aber griff das Wort nicht auf. Sie schlug plötzlich die Augen nieder, ließ meine Hand los, die ich ergriffen hatte, und wandte dann den Blick wie in träumerischer Abwesenheit hinaus in die Landschaft. Nur ein leises „Nichts davon, bitte!“ flüsterten ihre Lippen. Zuerst wunderte mich diese erkältende Abwehr. Doch nur einen Augenblick, und ich nahm sie für verletztes Schamgefühl und schalt mich innerlich ob meiner Unzartheit. Wir schwiegen wieder. Es ging auf Ave Maria. Und der Sonne Licht über Florenz tauchte mehr und mehr in goldrote Flut. Der Tag begann Abschied zu nehmen. Und auch mich überkam es jählings wie Trennungsweh. Heiß wallte es in mir empor. Wie Tränen, die hervorbrechen wollen. Ein plötzlicher Schmerz, den ich nicht meistern konnte. Ein Ahnen, das weit hinter jenem gleißenden Sonnenspiel etwas dunkelte, das Ende eines kurzen Glückes, das Grab unserer Liebe. Und wie um den fortgleitenden Traum zu halten, schloß ich Magdalena in meine Arme und flehte unter glühenden Küssen, meiner nimmer, nimmer zu vergessen. Wieder ließ sie schweigend alles geschehen. Wortlos lehnte sie in meinem Arm, wie eine Duldende und Büßende schaute sie mich an.

„In der dämmernden, nebligen kalten Frühe des folgenden Tages reiste ich. Dumpf, stumpf, übermüdet, und doch unfähig, nochmals die Augen zum Schlafe zuzumachen. Unendliche Trauer im Herzen. Während ich hätte jubeln sollen. Denn Magdalena war mein, mein. Ich hatte ihr Versprechen, hatte die Beweise ihrer Liebe. Freilich, noch kein besiegeltes Verlöbnis war unser Bund. Noch fehlte mir das Jawort von Magdalenas Mutter. Keiner von uns beiden hatte mit der alten Dame über unsere Angelegenheit gesprochen. Vom Schleier des Geheimnisses war unsere Liebesseligkeit umwoben geblieben. Ich hätte selbst den ersten Schritt tun sollen, wenn auch Magdalena nie einen solchen Wunsch äußerte. Am letzten Abend wollte ich's auch. Eine regelrecht feierliche Werbung. Und dann bald, bald, spätestens gegen Herbst die Hochzeit. Ach, wie schön ich mir das alles in der

Digitized by Google

Phantasie gestaltete! Doch keinerlei Gelegenheit hatte sich geboten. Es war ein lauter, fröhlicher Abend gewesen in der Pension. Mir zum Abschiede ein kleines Fest. Spiel, Gesang, toskanische Lieder. Und etliche Flaschen Asti-Spumante dazu. So war rasch die Mitternacht gekommen. Herzliche Addios. Auf Wiedersehen in München. — Wie ein Beraubter erschien ich mir auf der einsamen Fahrt. Wie einer, der reich daherzog und arm heimkehrt. Ich habe gerade jene Stimmung nicht vergessen. Denn sie war gewissermaßen entscheidend, indem sie mir anzeigte, daß ich kaum Gewonnenes wieder verloren hatte. Zwar fühlte ich dies nicht unmittelbar. Doch ein Unterton klang in mein Erinnern an die Florentiner Liebesstunden hinein, der die Entsagung bedeutete. Ich habe von jeher, trotzdem ich vor unseres Meisters ‚Tristan und Isolde' anbetend auf den Knien liege, die Gounodsche Faustmusik geliebt. Es quillt aus ihrer süßen Erotik immer wieder die Resignation hervor, das Mahnen, daß dies Liebesglück rasch, wie es begonnen hat, zu Ende sein wird, das Beben vor dem Weh eines baldigen Abschieds. Sehen Sie, auf Gounod war die Melodie meiner Seele getönt. So oft ich später jene sanft hinsterbenden Klänge der ersten Begegnung zwischen Faust und Margarete, jenes schwüle Duett in der Gartennacht mit seinem Bangen vor der Trennung wieder vernahm, mußte ich der Fahrt gedenken, die mich fort von der Geliebten brachte.

„Kaum nach München heimgekehrt und über die ersten Berufsgeschäfte hinweg, schrieb ich an Magdalenas Mutter. Ein sehr förmlicher, sehr feierlicher Brief, der meine Werbung um die Hand der Tochter enthielt. Manche Wendungen könnte ich aus dem Gedächtnis wiederholen. So fest ist jene Episode meines Daseins in mich eingebrannt. Doch wozu. Ich verschwieg nichts. Nicht, daß ich Magdalena meine Liebe längst gestanden hätte und wohl glauben dürfte, wiedergeliebt zu werden. Nicht, daß ich mir bewußt wäre, von der Natur mit keinerlei Vorzügen der Äußerlichkeit beschenkt zu sein, aber trotzdem meinte, Magdalena schätze, liebe und begehre mich. Auch das ließ ich bescheidentlich einfließen, daß ich mitten in einer immerhin verheißungsvollen Laufbahn stünde und gewiß hoffen könnte, unabhängig von mir zugebrachten Mitteln einen Hausstand zu gründen, ein Weib zu ernähren. Ernster kann keiner ein die Bitte um seine Begnadigung von der Todesstrafe enthaltendes Schreiben falten und fortsenden, als ich jenen Brief verfaßte und abschickte, der den Preis meines höchsten Glückes erheischte. Fiebrige Tage der Erwartung folgten. Doch nicht mehr, als nötig sind, daß ein Brief von München nach Florenz eilt und sofort beantwortet wird. Mit ‚wendender Post', wie die Kaufleute sagen. In der Tat, die Erwiderung kam so rasch wie etwa die Antwort auf eine geschäftliche Bestellung. Und zwar von ihr, von Magdalena, im Auftrage ihrer Mutter. ‚Sehr verehrter Herr Doktor ...!' Diese Anrede, höflich, kalt, formell. Ich stürzte aus meinem Paradiese, jäh, ein fürchterlicher, mich zerfleischender Fall. Weiter: ‚Ich weiß nicht, was Sie berechtigt ...' Doch nein, ich will diesen Brief nicht wiederholen, obwohl er meinem Gedächtnis, meiner Seele eingeglüht ist, nun schon mehr als zwei Jahrzehnte lang. Genug — eine eisige Absage! Sie, Magdalena, habe mir keinen Grund gegeben, zu meinen, daß sie jemals geneigt wäre, meine Ehegattin zu werden. Zum Teufel, was denn? schrie ich damals. Meine Geliebte etwa? War das denn nicht bräutliches Verpflichten gewesen — unser Begegnen, unser Beisammensein, unser einsames Wandern in Florenz? Dann lenkte sie ein. Aus meinem Staunen wurde Starrsein. Gewiß sei ich ihr wert, schrieb sie, teuer, unschätzbar. Schwer, schwer würde sie sich in den Gedanken an ein Trennen finden. Aber meine Frau sein, nein, nein, das könne sie nicht. Unterlassen möge ich, zu fragen, zu forschen. Es sei etwas, dahinten, fern, fern in ihrer Vergangenheit. Vielleicht, daß das Schicksal ihr doch noch vergönne, eine Brücke zu dem Rückwärtigen zu finden. Sie hoffe dies und bete und flehe zu ihrem Gott, daß er solches füge. Vergessen aber möge ich, vergessen, was heiße Stunden sie zu mir hätten sprechen lassen, wozu ein Verwirren zwischen Hochachtung und Liebe sie getrieben hätte. Ich solle und dürfe keine Folgerungen daraus ziehen. Und nun kam noch ein Satz, der mich fast wie ein Meduſenantlitz anstarrte: ich sei Arzt; sich an einem Manne mit diesem Berufe zu ketten, bedeute für sie eine Unmöglichkeit. Ja, ich möge ihr diese Offenheit verzeihen, mein Beruf würde ihr aus hundert Gründen physischen Abscheu ein-

Digitized by Google

flößen. Das war der Brief. Was sagen Sie? Nichts! Oder Sie wundern sich, daß ich mich nicht totschoß. Nun, das wollte ich damals. Dann aber bedachte ich's anders. Ich war Chirurg, hatte also reichlich Gelegenheit, eine überlegte Unvorsichtigkeit zu begehen, mir durch Unbesonnenheit ein qualvolles Ende zu verschaffen. Ich operierte darauf los, ohne der gebotenen Maßregeln für den Arzt acht zu haben. Umsonst! Es ging immer gut, der Tod wollte mich nicht. Ich sollte leben. Und ich tat's. Ach, welche Wochen, welche Monate, welches Jahr! Mutter und Tochter sah ich nicht wieder, unterließ allerdings nicht, mich erkundigen zu lassen. Sie seien auf Reisen, vernahm ich jedesmal, und unbestimmt sei es, wann und ob sie nach München zurückkehrten.

„Dem ersten Jahre folgte ein zweites. Und langsam überwand ich. Wohl gab es mannigfach Gelegenheit, mich ehelich zu beweiben. Man sah den gesuchten Arzt und außerordentlichen Universitätsprofessor für keine schlechte Partie an. Allein, ich wollte nicht, mochte nicht, konnte nicht. Und fand keine, die mich Magdalenas blonde Herrlichkeit hätte vergessen machen. Und so gelangte ich allgemach auf die Bank jener, die Hagestolze sind, aus, na — meinetwegen — aus unglücklicher Liebe. Eine andere Geliebte aber wuchs mir mehr und mehr ans Herz. Sie schauen mich fragend an. Ach nein, keine von Fleisch und Bein. Doch eine, die mein Werben, wenn ich zu ihr kam, nicht weniger heiß erwiderte als irgendein Mägdelein. Florenz war es, die goldene, blühende, einzige, la bella Firenze. Dort hatte ich meiner kurzen Liebe kurzes Glück genossen. Und so oft ich wieder hinkam, wandelte mich die Erinnerung an jene Tage an wie ein duftender Rosenstrauß. Ich ging und suchte die Pfade und Stätten von neuem, wo ich mit der Liebsten geschritten war, wo wir das Geheimnis unserer Liebe gepflegt und zu ihm wie zu einem Heiligtum gebetet hatten. Dann klang es und sang es um mich; und es war, als ob die Stadt, ihre Gärten, Villen und Hügel mir erzählten von der einen, die ich besessen und verloren, als ob die Marmorbilder, die Säulenhallen und Kirchen gewußt, daß mein Herz leer sei, und mit mir getrauert hätten.

„Wieder rastete ich auf einer Fahrt nach Toskana hier am Luganer See. Es war dicht am Monat Mai und ein wahrhaft festlicher Frühling. Hell und leuchtend, nachdem man einen durchgehends schlechten April gehabt hatte. Ein Tag wie der andere mit strahlendem Himmel und köstlicher Fernsicht. An einem solchen machte ich mich nicht allzufrüh auf, um den feinen Berg da drüben, den San Salvatore, zu ersteigen. Denn die löbliche Einrichtung der Drahtseilbahn, von der ich notabene nicht verstehe, wie man auf sie als auf eine schönheitverhunzende Sache schimpfen kann, existierte noch nicht. Die Wanderung war in der von Osten her bewegten Luft nicht schwierig. Befreit und heiter war mir zumute, obwohl die Sonne mehr und mehr aus Süden brannte, je höher ich kam. Laut aufschreien hätte ich mögen und singen, wenn mir dazu eine Stimme beschieden gewesen wäre. Machte es die reine, erregende Luft und ihre physisch belebende Wirkung, machte es ein anderes — ich dünkte mich beinahe glücklich. Oben bestellte ich mir ein Mittagsessen und einen Wein, der nicht schlecht war, weshalb ich ihm wacker zusprach. Nach behaglichem Tafeln ward ich müde und ließ mir einen Kaffee auf die Plattform hinausbringen, von wo der Blick über die Kette des Monte Rosa und die Walliser Alpen schweift, versenkte mich eine Weile in das Panorama und machte mir's dann auf zwei Stühlen zu einer kleinen Siesta bequem.

„Ein Stündlein mochte ich so hingedämmert haben zwischen Träumen und Wachen, als mich eine gewisse Bewegung vom Wirtshause her munter machte. Ich wandte mich um und hörte eine Deutsch sprechende Kellnerin bei den Gästen, die hinter mir saßen, fragen, ob vielleicht ein Arzt unter ihnen sei; eine Dame, die zu Fuß heraufgekommen, wäre plötzlich erkrankt. Selbstverständlich, daß ich aufstand und mich ohne weiteres zur Verfügung stellte. Der Wirt erschien und brachte mich in sein Privatzimmer, wo man die Kranke auf ein großes Ledersofa niedergelegt hatte. Noch ehe ich an sie herantrat, empfing mich ein schlank gewachsener Herr in vornehmster Haltung, stellte sich als Freiherr von Thossing vor und sagte mit leicht bebender Stimme, er und seine Frau seien in großer Hitze den Berg heraufgestiegen, und kurz vor dem Gipfel habe die Frau eine Herzaffektion erlitten, der Fall scheine schwer zu sein. Dann schritt ich auf die Patientin zu, um meines Amtes zu walten.

Digitized by Google

„Und ein jäher Schreck packt mich, als ich die Liegende erblicke, daß ich meine, das Herz müsse mir selbst zerspringen. Denn die Frau dieses mir fremden Mannes ist Magdalena, meine heißgeliebte Magdalena. Ich fühle, wie ein Zittern mich durchläuft, wie mir das Blut aus dem Haupte weicht, wie ich schwanke und wanke. Der Baron scheint mein Zögern zu merken. Er schaut mich forschend an. Und jetzt erst sehe ich das seltsam Bestrickende seiner Erscheinung. Das Haar ist ganz weiß, der Schnurrbart dunkel. Der Mann muß doppelt so alt sein wie sein Weib, das ich einst meine Braut nennen durfte. In seinen tiefliegenden Augen flackert ein düsteres Feuer. Sein Antlitz ist gebräunt wie bei einem, der viele Jahre unter tropischer Sonne gelebt hat. Etwas wie stummes Befehlen strömt von ihm aus, etwas, das unterjocht, ein Zug des Dämonischen. Trotz der furchtbaren Überraschung der Situation fährt mir die Vorstellung an den alternden Don Juan durchs Hirn. Fast ist's, als ob sein Blick mich bezwingt. Ich raffe mich zusammen und rufe den Arzt in mir wach.

„Magdalena ist eine Sterbende. Ich erkenne es, obwohl ich ohne Instrument untersuche. Ein krankes Herz hat durch die übermäßige Anstrengung des Bergsteigens, durch einen allzu heftigen Blutzudrang den letzten Stoß erlitten. Unter den erstickenden Qualen höchster Atemnot kämpft die junge Frau mit dem Tode, die Wangen schon erdfahl, die Lippen blau. Ihr Bewußtsein ist erloschen. Keinen der beiden Männer, die um sie sind, erkennt sie mehr. Ich kann die Agonie nur lindern, indem ich fortgesetzt in kaltes Wasser getauchte Tücher auf Kopf und Herzgegend lege. So verrinnen schreckliche Minuten. Da läßt mich mein ärztliches Erinnern plötzlich einige pathologische Momente erfassen, deren ich in den vergangenen Tagen seliger Liebe nicht geachtet hatte: wie mir schon bei unserem ersten Sehen Magdalenas krankhaft bläßliche Gesichtsfarbe aufgefallen war, wie ihre Körpergröße auf ein rasches Wachstum deutete, bei dem vielleicht das Herz sich organisch nicht im gleichen Schritt hatte entwickeln können, wie sie bei unserem gemeinsamen Wandern in Florenz gelegentliche Anfälle von Kurzatmigkeit zeigte, doch mich stets mit einem heiteren, wenn auch etwas müden Lachen darüber hinwegzutäuschen versuchte. Zu spät, zu spät! Ein unendliches Weh durchströmt mich. Wie ein Verzweifelnder wende ich mich zu dem Gatten und murmele, daß ein untrügliches Herzleiden vorliege und es nicht wohlgetan gewesen sei, die Dame zu diesem anstrengenden Spaziergange zu nötigen. Der Baron zuckt mit keiner Miene und erwidert nur, sie habe diesen Ausflug gewollt und sich seit vielen Tagen ganz wohl gefühlt. Da streckt sich die Kranke, dehnt sich und bäumt sich. Ich merke — es ist das letzte Ringen, und habe Mühe, sie auf dem Lager festzuhalten. Noch einmal scheinen ihre Augen, die schon fast erloschen sind, den normalen Ausdruck anzunehmen. Ein Schauen dringt auf mich ein, ein seltsam fragender, bittender, flehender, maßlos trauriger Blick. Ist es Erkennen? Ist es das bange Forschen vor der Pforte der Ewigkeit? Ein letztes Aufleuchten des fliehenden Lebens? Dann fällt Magdalena mit immer noch weit aufgerissenen Augen hintenüber und ist tot. Ausgerungen — flüstere ich ihrem Manne zu. Und seine Lippen stammeln eine Antwort, deren Worte ich nicht vergessen kann: ‚Sie wollte herauf, und ich mochte ihrem Willen nicht entgegen sein. Ich kannte sie von früh an und auch ihr Leiden, das angeboren war. Und ich hatte ein großes Unrecht an ihr gutzumachen. Fragen Sie nicht, welches ...' Ich starre ihn an. Und es schreit in mir: Das also und der! Eine rasche Wut fährt in mir empor. Doch der Anblick der Toten zwingt mich zu mir selbst zurück. Ich drücke Magdalena die Augen zu.

„Zwei Tage später haben wir sie gebettet, da hinten auf dem Cimitero. Wie heute leuchtete die Sonne, und wie heute blühten tausend Rosen. Und seither ist Lugano und ihr Grab mein regelmäßiges Ziel, so oft ich den Weg über die Alpen nach Italien nehme. Ich weile dann lange an ihrer Ruhestatt und halte stille Zwiesprache mit der Verklärten ... Da haben Sie meine Geschichte. Und nun lassen Sie uns zum Frühstück gehen und zürnen Sie dem alten schwatzhaften Manne nicht. Avanti!"

Ich drücke ihm schweigend die Hand. Jedes Wort wäre mir wie Entweihung vorgekommen ... Wie wir zur Stadt niederschreiten, kündet eben der schlanke Turm der Kirche San Lorenzo die zwölfte Stunde. Etliche andere Glocken setzen mit ein. Und über dem Luganer See jubelt der Mittag.

Digitized by Google

Nicola Perſcheid: Heimkehr.

Probleme der künſtleriſchen Photographie.

Von Dr. Max Osborn.

Die Photographie iſt die Kunſt der Raffaels ohne Hände. Die Kunſt derjenigen Menſchen, die ein intimes und fein organiſiertes Malerempfinden beſitzen, einen ſcharfen Sinn für die Schönheit und Eigentümlichkeit, für den Charakter und die Seele der natürlichen Erſcheinungen, und denen es doch verſagt iſt, das Geſehene und Erfaßte ſchöpferiſch aus ſich heraus neu zu geſtalten. Sie iſt die geborene Kunſt des „Amateurs“ (im beſten Sinne des ein wenig diskreditierten Wortes), dem es verſagt iſt, bei ſeiner Tätigkeit, wie der arme Karl Stauffer-Bern einmal ſchrieb, „ſo ein Gefühl zu haben, wie unſer Herrgott am ſechſten Tage“. Der Photograph, der ſich in dem entſcheidenden Vorgang ſeiner Arbeit auf die mechaniſch funktionierende Camera verlaſſen darf, iſt anderſeits doch in der Lage, durch die Ausnutzung und Dienſtbarmachung der Lichtplatte, durch die Art, wie er die Möglichkeiten ihres Ausdrucks kommandiert und reguliert, dem Reſultat den Stempel ſeiner Perſönlichkeit aufzudrücken.

Es liegt im Weſen dieſer Kunſt, daß ihre Geſchichte aufs engſte zuſammenhängt mit der Entwicklung ihrer Technik. Erſt die erſtaunliche Vervollkommnung des techniſchen Verfahrens konnte dem Photographen ſeinem Material gegenüber die Freiheit garantieren, die nötig iſt, um in der Ausübung ſeiner Tätigkeit ſeine individuelle Auffaſſung des Objekts zu Worte kommen zu laſſen. Wie in allen Betrieben, die auf eine maſchinelle Verwertung natürlicher Kräfte aufgebaut ſind, hatte freilich auch hier die Überwindung der früheren techniſchen Schwierigkeiten und Hinderniſſe zunächſt den Erfolg, daß eine geiſtige Verflachung eintrat. Die Freude an der Leichtigkeit, mit der ſich nun auch die kniffligſten Aufgaben bewältigen ließen, war ſo groß, daß man ſich vor der Hand ſkrupellos dem Vergnügen und den Überraſchungen hingab, die ſich auf dem plötzlich erſchloſſe-

Digitized by Google

nen, von früheren Jahrhunderten nicht geahnten Wege ergaben, und nicht viel nach dem Geschmack fragte, mit dem diese Delikatessen serviert wurden. Ja, es muß festgestellt werden, daß die Photographie in diesen nun glücklicherweise endlich überwundenen Jahren im Hinblick auf die künstlerischen Elemente, die in ihr stecken, einen unverkennbaren Rückschritt gegen die älteste Zeit gemacht hatte — es ist eine ähnliche Erscheinung, wie wir sie auf allen Haupt- und Nebengebieten der bildenden Kunst beobachten können. Als der französische Maler Louis Jacques Mande Daguerre (1789 bis 1851) im Jahre 1838 in seinen Bemühungen um die Fixierung des Bildes in der Camera obscura frohlockend zum Ziele gelangte, und die französische Regierung im Jahre darauf diese großartige Entdeckung, die sie angekauft hatte, der Öffentlichkeit übergab, entstanden mit Hilfe des unpraktischen und umständlichen primitiven Verfahrens Bilder von einer Naturtreue, Intimität und Feinheit, daß man noch heute mit Bewunderung und Ehrfurcht zu diesen Inkunabeln der Photographie emporsieht. Auch als die ersten Papiernegative erfunden wurden, die ein (beim Daguerreotyp unmögliches) Kopieren gestatteten, wurden Blätter geschaffen, die an künstlerischem Geist fast alles übertreffen, was in den nächsten Jahrzehnten mit Hilfe der ständig freier entwickelten technischen Mittel hergestellt wurde. In dem lehrreichen Buche von Fritz Löscher über die „Bildnis-Photographie" (Berlin, Gustav Schmidt, 1903) findet man einige Aufnahmen des englischen Malers Oktavian Hill aus den Jahren 1843 bis 1845 reproduziert, die in ihrem malerischen Reiz und ihrer geschlossenen Bildwirkung die Effekte moderner Gummidrucke in verblüffender Weise vorwegnehmen. Die weiche und unregelmäßige Struktur jenes ältesten Negativpapiers, eines schlichten Jodsilberpräparats, ließ zwar die feine, der Natur zärtlich folgende Zeichnung der Daguerreotypie nicht erreichen und zwang zu einer Vernachlässigung des Details, aber gerade dadurch ward eine breite malerische Vereinfachung hervorgerufen, die zu künstlerischen Wirkungen von hohem Reiz führte und die selbständige Mitarbeit des arrangierenden und den Apparat bedienenden Photographen anregte.

Nun folgten sich die neuen Erfindungen und technischen Erleichterungen auf dem Fuße. Erst kam die nasse Kollodiumplatte, um das Papiernegativ zu ersetzen, dann, alles Frühere weit hinter sich lassend, die Bromsilbergelatine-Trockenplatte, die in den siebziger Jahren sich die Welt eroberte. Die Photographie ist damit aus einer Tätigkeit, die Hingabe, Ausdauer und intimes Verständnis der technischen Voraussetzungen erforderte, zu einer leicht erlernbaren, mit einem verhältnismäßig geringen Quantum von Kenntnissen und Fähigkeiten ausführbaren Hantierung geworden, deren gewaltige geschäftliche Ausnutzung nicht auf sich warten ließ. Sie gerät überwiegend in die Hände von lediglich kaufmännisch denkenden Personen, die in dem verständlichen Bestreben, sich einen möglichst großen Kundenkreis zu sichern, dem unkultivierten Geschmack der Massen ohne Zimperlichkeit bereitwillig entgegenkommen. Die Retusche, ursprünglich ein durchaus vernünftiges und zweckmäßiges Mittel, Mängel des Materials auszugleichen, und auch heute noch unter Umständen bei kluger Anwendung eine erlaubte Hilfe, Unvollkommenheiten des photographischen Prozesses zu beseitigen, wird der Schrecken aller Menschen von feinerem Empfinden, und die schablonenmäßige Anordnung der Bilder schlägt jedem künstlerischen Gefühl ins Gesicht.

Als gegen das Ende des neunzehnten Jahrhunderts die Photographie sich langsam besann und aus der Finsternis der Barbarei erwachte, die sie ein Menschenalter hindurch, schwerste Geschmacksverwüstungen anrichtend, selbst genährt hatte, handelte es sich zunächst darum, mit den bösen Unsitten aufzuräumen, die sich eingebürgert hatten. Fort mit der öden konventionellen Retusche, so hieß es, die jeden charakteristischen Zug, jede Falte, Linie und Furche, welche Zeit, Arbeit, Erleben in ein Menschenantlitz gegraben, einer banalen und süßlichen „Schönheit" zuliebe verschwinden ließ! Fort mit den entsetzlichen „Versatzstücken" des offiziellen Photographenateliers, mit den Gittern, Tischen, Decken, Blumenständern und Balustraden! Mit den majestätischen Falten „schwerer" Portieren, fransenbesetzter Vorhänge, die noch der Porträtdekoration der van Dyck-Zeit ihre Entstehung verdankten! Mit den schrecklichen gemalten Dekorationen, den Gartenkulissen, die mit der Interieurstimmung des Vordergrundes so sinnlos zusammenstimmten; mit den Säulengängen aus Pappe, die gleichfalls noch von den Palasthintergründen des siebzehnten

Digitized by Google

Nicola Perſcheid: Kaiſer Wilhelm II.

by Google

Jahrhunderts abstammten; mit den Bazarmöbeln, die eine der landläufigen „guten Stuben" ersetzen sollten! Fort überdies mit den erzwungenen Posen, mit dem starren Lächeln aus der Zeit des „Bitte, recht freundlich!", mit den genremäßigen Gruppierungen, den flauen und verlogenen Beleuchtungen, den gezierten Kompositionen! Mit alledem ward reiner Tisch gemacht. Jene Bilder und Bildchen konnten sich halten, solange der allgemeine Kunstgeschmack selbst daniederlag, sich mit Talmiglanz und Pseudopracht, mit Surrogaten und schwächlichen Nachahmungen vergangener Stile begnügte. Sie mußten in Mißkredit geraten, sobald ein ehrlicher, schlichter Kunstsinn einsetzte, der jede Frage wieder auf ihr Wesen und ihre Bedingungen hin prüfte und alle Phrasen zum Tempel hinauswarf.

Aber damit war der Boden nur erst umgepflügt. Nun handelte es sich darum, neue Keime einzupflanzen. Der Ruf nach Natur, nach Einfachheit und Wahrheit, der in den neunziger Jahren in allen Künsten laut ward, drang auch in das Atelier des Photographen, freilich ohne dort zunächst ein Echo zu finden. Es ist das unbestreitbare Verdienst des Ordens der Amateure, der durch die neuen Erfindungen ins Ungeheure angewachsen war, in die Mauer der Konvention zuerst Bresche geschossen und die Fachleute in Aufruhr versetzt zu haben. Sie erlösten das Lichtbild von dem Fluch, der auf ihm lastete, und der es den Leuten von Geschmack seit geraumer Zeit verleidet hatte. Vielleicht kam das daher, daß der Amateur, der sich beispielsweise der Aufgabe gegenübersah, eine Person seines Freundes- oder Verwandtenkreises aufzunehmen, sich dem Berufsphotographen dadurch überlegen fühlte, daß er sein Modell besser kannte, daß dies sich ihm gegenüber unbefangener gab, daß er überdies in der Lage war, die betreffende Persönlichkeit nicht in der gleichgültigen Umgebung eines neutralen Atelierraumes, sondern in einem Zimmer, womöglich gar in seinem eigenen Alltagsmilieu abzukonterfeien. Unter solchen Bedingungen mußten sich natürlich ganz andere Resultate erzielen lassen, als wenn der geschäftsmäßig arbeitende „Professional" seine Arbeit verrichtete, die ihm an sich kein tieferes persönliches Interesse abnötigte. So erkannte man mit freudiger Überraschung die neuen Möglichkeiten, die sich hier boten. Zugleich aber ging man weiter. Es machte sich das Streben geltend, die photographische

Nicola Perscheid: Brautpaar.

Digitized by Google

Nicola Perſcheid: Damenbildnis.

Aufnahme aus der bloßen Naturreproduktion emporzuheben, ſie mit künſtleriſchem Empfinden zu durchtränken und ihr, ſoweit es irgend möglich war, den Charakter eines individuellen Kunſtwerks zu geben. Man begann Wege zu betreten, die von dem althergebrachten Verfahren der photographiſchen Technik weſentlich abwichen: man verzichtete vor allem bei Herſtellung des Negativs auf die gleichmäßige Bildſchärfe, ja auf die Bildſchärfe überhaupt, die früher als der Ruhm einer techniſch vollendeten Photographie galt. Alfred Buſchbeck, ein hervorragender Vertreter des „Wiener Camera-Klubs“, einer Vereinigung, die in dieſer Bewegung eine große Rolle ſpielte, ſtellte den Satz auf: „Das nebenſächliche Detail zu vernachläſſigen zugunſten der großen Form, die Trivialität zugunſten des inneren Gedankens, das war, ſelbſt wenn es nicht zu erreichen geweſen wäre, ein Ziel, würdig künſtleriſcher Anſtrengung.“

Sofort begann damals der theoretiſche Streit, der auch heute noch nicht geſchlichtet iſt, der auch gar nicht geſchlichtet werden kann, und der für uns nur darum von Intereſſe iſt, weil er uns dem Kern unſeres Problems näher bringt — der Streit: iſt die Photographie eine Kunſt oder nicht? Hat ſie beſtimmt abgeſteckte Grenzen, die ſich genau beſtimmen laſſen und nicht überſchritten werden dürfen? Wer dieſe Frage aufrollt, geht von dem Standpunkt aus, daß das Lichtbild ſeiner Natur nach Wiedergabe der Natur iſt. Darüber iſt kein Zweifel, das Weſen der Photographie iſt von Haus aus Reproduktion des Wirklichen, ſie iſt gar nicht zu denken ohne dieſen ihren Grundberuf. Und auch darüber iſt wohl kaum ein Zweifel, daß ſie dieſen Grundberuf von Rechts wegen niemals vertuſchen oder verheimlichen ſollte. Aber — was iſt nun Natur und Wirklichkeit? Iſt es lediglich das Zufällige des Details, oder

Nicola Perscheid: Professor Tobler.

ist es auch die kleinere, doch bedeutsamere Summe der Hauptzüge, die allerdings nur durch ein bewußtes Weglassen der Nebenzüge entstehen kann, aber auch in dem Rest, der dadurch allein unserem Auge sichtbar bleibt, in der Naturaufnahme wurzelt?

Die Amateure, die entscheidend in die Schicksale der Photographie eingriffen, waren durchweg geneigt, dem Detail den Krieg anzukündigen. Sie waren zunächst darauf ausgegangen, das Lichtbild von der Vergewaltigung seitens der älteren Berufsphotographie zu befreien, auf die Retusche zu verzichten und nichts von dem zu beschönigen, was die Linse aufgenommen hatte. Das Subjektive ließ sich dabei natürlich so wenig ausschalten wie irgendwo bei einer menschlichen Tätigkeit. Bei der Landschaft kommt alles auf die Wahl des Standpunktes und des Ausschnittes an. Beim Porträt auf die Stellung des Kopfes, auf die Beleuchtung, auf das Erfassen des charakteristischen Ausdrucks. So ist die persönliche Mitwirkung des Aufnehmenden immer ein bedeutsamer Faktor. Darauf bauten die Amateure weiter. Sie waren meist künstlerisch gebildete Leute und übertrugen die Gesetze der Malerei auf die Photographie, die gleichfalls „ein Stück Natur, gesehen durch ein Temperament" werden sollte. Die Photographie, welche die Erscheinungen der Wirklichkeit niemals absolut wiedergibt, da sie sie aus dem Farbigen in das Schwarz-Weiß überträgt, nimmt ja doch unter allen Umständen eine Abstraktion mit ihnen vor und stellt sich damit auf die Basis, auf der sich auch die Malerei erhebt. Warum soll es nicht erlaubt sein, diese Tatsache weiter auszunützen? So strebte man auf eine Vereinfachung der Überfülle der natürlichen Züge hin, um die Geschlossenheit, Einheit, Ruhe und Eindringlichkeit der Bildwirkung zu erreichen, die nur der entschlossenen Auswahl der Wirklichkeitselemente möglich ist. „Kunst ist Wahl", so lautet ein feiner Spruch. Schon früher hatte man das Verfahren des Gummidrucks angewandt, eines direkten Pigmentdrucks ohne Übertragung, der dazu zwang, auf die Halbtöne zu verzichten und Helligkeits- und Dunkelheitsmassen ohne Störung durch Zwischenglieder miteinander in Kontrastierung treten zu lassen. Dies Verfahren ward nun wieder aufgenommen und fortentwickelt. Anfänglich machte man aus der Not eine Tugend und freute sich der Unmöglichkeit, die Mitteltöne beim Gummidruck zu berücksichtigen; so wurde man ja ohne Anstrengung rein durch die Unzulänglichkeit der Technik zu malerischen Wirkungen geführt. Allmählich ward das anders. Man lernte auch mit dem Gummidruck Mitteltöne wiedergeben, durch besondere Präparierungen, durch Übereinanderdrucken und andere raffinierte Verschmitztheiten die Behandlung jeder einzelnen Stelle in das Belieben des Photo-

Nicola Perscheid: Professor Henry van de Velde.

Digitized by Google

Nicola Perſcheid: Karrenſchieber.

graphen zu rücken. Und nun begann die letzte Verfeinerung der Technik, die den Photographen inſtand ſetzt, mit dem Objekt nach Gutdünken zu ſchalten.

Maßgebend ward dabei nicht die künſtleriſche Rückſicht ſchlechthin, ſondern die ſpezifiſche moderne Tendenz der zeitgenöſſiſchen Malerei: der Impreſſionismus. Auch früher hatte die Photographie Parallelen zu der freien Kunſt geboten. Das war natürlich; denn im Bildnisfach, bei dem ſie einſetzte, ward ſie ja die unmittelbare Erbin oder auch die Konkurrentin der Malerei. So hielt ſie ſich ganz ſelbſtverſtändlich zuerſt in der Art der biederen kleinen Porträtmaler, die bis dahin den Bedarf des bürgerlichen Publikums an Bildern der Angehörigen ſchlecht und recht gedeckt hatten, oft, wie wir heute immer wieder bemerken, mit mehr Kunſt, als die Vertreter der „großen Malerei“ und die berühmten Porträtiſten der Zeit zugaben. Die Perſonenphotographien lehnen ſich deutlich an dieſe ehrſamen Meiſter an und übernehmen von ihnen die ſolide, wenn auch etwas nüchterne Art der Auffaſſung und Charakteriſierung. Ebenſo macht die Genremalerei, macht der durch die Geſchichtsmalerei geförderte Sinn für allerlei Kleinkram aus vergangenen Zeiten oder für Stücke im Geſchmack der alten Stile, macht der Atelierkultus, den erſt Makart, ſpäter Lenbach aufbringt, ſeinen Einfluß geltend. Jetzt tritt der Impreſſionismus ein. Wenn irgend, ſo zeigt es ſich hier, wie wenig „realiſtiſche“ Ziele er verfolgt. Der Zweck, ein Naturbild möglichſt getreu abzuſchildern, rückt jetzt ferner als je, und die ausgeſprochene Abſicht des Malers iſt es, ſeine Farbenphantaſie an den Erſcheinungen der Welt ringsum zu üben, den Eindrücken nachzugehen, die ſie auf ſein maleriſches Empfinden, auf ſein Auge machen, und der Art, wie dieſe darauf reagieren. Alſo gerade das Subjektive, nicht das Objektive wird Ausgangs- und Endpunkt der Malerei, wenn auch das Agens jener Eindrücke in engerem Anſchluß an die Natur geſucht wird als vorher. Dieſe Auffaſſung beeinflußt nun wiederum die Photographie, und es iſt natürlich, daß diejenige Gruppe der jüngeren Maler, die mehr auf tonige Wirkungen, auf weiche, gedämpfte Beleuchtungen als auf ſcharfe Sonnenhelle, mehr auf Verſchwommenheit als auf lichte Klarheit ausging, den ſtärkſten Eindruck auf ſie

machte. Die träumerische Dämmerung etwa Eugène Carrières, dann namentlich Whistlers mußte die Photographen reizen. In England und vor allem in Amerika fand diese Manier ihre wichtigsten Vertreter. Dort nehmen die Künstlerbildnisse Fred Hollyers und Craig Annans, hier die Aufnahmen von Mrs. Käsebier, Miß Spencer, M. Weil und hauptsächlich von Eduard Steichen eine historische Stellung in der Geschichte des Lichtbildes ein. Bei diesen radikalen Künstlerphotographen ist jede Schärfe, jede Betonung von Umriß und Form verschwunden. Beim Porträt wird das Nebenwerk der Umgebung und des Hintergrundes ganz souverän behandelt, um nur ja nicht die Aufmerksamkeit von der Hauptsache: der Gestalt oder dem Gesicht allein, abzuziehen; um nur ja eine absolut malerische, tonige Einheit zu gewinnen, eine knappe und wohlerwogene Anordnung von breiten Licht- und Schattenmassen. Bei der Landschaft wird noch stärker vereinfacht, um die Stimmung, den lyrischen Gehalt aus dem Naturbilde deutlich herauszudestillieren. Um zu diesem Ziel zu kommen, begnügte man sich nicht mit der Leistung der Platte allein, sondern nahm an den Stellen, die es zu erfordern schienen, eine Überarbeitung vor, mit Pinsel, Watte oder mit dem Sprühregen eines Zerstäubers. Also ein „corriger la nature", aber doch immer so, daß nur das Wichtige herausgehoben wurde, indem man das Unwichtige überdeckte oder verschleierte, also niemals etwas Positives aus eigener Machtvollkommenheit veränderte oder gar hinzufügte. So ward immer noch die Verbindung mit dem eigentlich Photographischen gewahrt und Sorge getragen, daß man sich nicht ganz von dem Boden der technischen Voraussetzungen trennte, wenn auch die Bilder, die schließlich zutage traten, guten Reproduktionen nach Gemälden oder auch Originalmalereien in Tusche ähnlicher sahen als Erzeugnissen der Camera.

Nicola Perscheid: Kinderbild.

Man hat gegen diese „Kunstphotographien" den Vorwurf der Unehrlichkeit, der Vorspiegelung falscher Tatsachen erhoben, weil sie sich in ihren Absichten von dem entfernten, was von Natur die Aufgabe des Lichtbildes sei, weil sie Wirkungen der freien Kunst mit mechanischen Hilfsmitteln anstrebten. Aber diese Anklagen lassen sich nicht aufrecht halten. Ganz kann der Photograph auf eine persönliche Mitarbeit ja doch niemals verzichten. Wer will nun festsetzen, wo die Grenze liegt, innerhalb deren ihm dies erlaubt ist, während über sie hinaus das verbotene Terrain liegt? Wer will einem künstlerisch empfindenden Temperament Vorschriften darüber machen, bis zu welchem Grade es ihm gestattet sein soll, dem Gesamteindruck zuliebe eine Reduzierung des Details vorzunehmen? Allerdings gibt es hier so gut wie bei der Malerei Übertreibungen. Wird die Auflösung der Form ins Chaotische hineingeführt, so verfällt der Sünder dem Richterspruch. Es wird immer darauf ankommen, in der Verschleierung das Plastische, das Gerüst der Linien ahnen zu lassen, wie das Carrière und Whistler so unnachahmlich gelang. Und auch dann wird das ewige Wiederholen der matten Dämmersprache gelegentlich ermüdend wirken, daß man sich nach kräftig betonten Formvorstellungen sehnt — wie bei Carrière! Aber es wird immer in jedem Einzelfall zu beurteilen sein, ob eine solche Übertretung der inneren Gesetze vorliegt. All-

Digitized by Google

Nicola Perſcheid: Knabe mit Hund.

gemeine Prinzipien laſſen ſich hier ſo wenig aufſtellen wie in irgendeiner Frage, die mit der Kunſt in Beziehung ſteht. Und ſtets wird die Entſcheidung mit der Abſicht zuſammenhängen, die zugrunde lag. Suche ich in der Photographie einer Landſchaft aus beſonderem Grunde die abſolute geographiſche Treue, aus wiſſenſchaftlichem oder touriſtiſchem Intereſſe, ſo werde ich natürlich auch die äußerſte Präziſion verlangen. Suche ich in ihr eine Erinnerung an Stimmungen und innere Erlebniſſe, die ich ihr verdanke, ſo werde ich mich an den „Künſtlerphotographen" wenden, der mir dieſe Illuſion vermittelt. Beim Porträt wird ſich dieſe Unterſcheidung noch ſeltener einſtellen. Meiſt liegen ja doch keine Steckbriefabſichten vor, ſondern der Wunſch, die Züge eines geliebten oder verehrten oder befreundeten Menſchen darum zu beſitzen, weil man die Erinnerung an ſein Weſen, ſeine Art, ſeine ganze Perſönlichkeit anregen möchte.

Das Aufgeben der kalten photographiſchen Schärfe im früheren Sinne war alſo das erſte Problem, das es zu löſen galt. Das zweite war die Anordnung und Auffaſſung. Die Künſtlertendenz zur Bildwirkung mußte auch hier zur Vereinfachung führen. An Stelle der älteren Atelierumgebung mit ihrem aus Pappe und Leinwand hergeſtellten erborgten Prunk trat entweder das Milieu des Porträtierten — und die Photographen nahmen Apparate und Stative und wanderten in die Wohnungen ihrer Klienten — oder ein völlig ſchlichter, glatter Hintergrund. Aber nicht der helle, kalte, weiße Fond, den man früher gern gewählt hatte, ſondern eine dunkle, tiefſtonige Fläche, von der ſich Geſicht (und Hände) als Lichtauffänger klar abheben, während das Koſtüm und andere Details, etwa ein Stuhl, ein Tiſch, ein Buch, ſich nur leiſe bemerkbar machen. Indeſſen man ſchritt auch dazu, den eintönigen Grund zu beleben. Ein Bild an der Wand, kapriziös als Einzelfleck in die ſonſt freie Fläche geſetzt, ein Fenſter mit ſeiner Gardine, auch einmal ein reicher bedachtes Interieur ward zugelaſſen — aber ſtets ſo, daß hier nur ein unauffälliges und

Digitized by Google

Dr. M. Groneberg-Charlottenburg: Aus dem Rheingau.

unaufdringliches, bescheiden sich zurückhaltendes Nebenwerk entsteht, eine Begleitung zu der Hauptmelodie, die sich stets unterordnet und nie zum Selbstzweck ausartet. Auch hier konnte Whistler den Weg weisen, und, mehr noch als er, der Geist der japanischen Kunst, von dem er selbst ausgegangen war. Reizvolle Unsymmetrien in der Anordnung, kühne Durchschneidungen von Wänden, Fenstern, Stuhllehnen, Möbelstücken im Zimmer, von Büschen und Bäumen im Freien, Blicke von obenher, die alle Linien und Verhältnisse launisch verschieben, doch immer so, daß die Gesetzmäßigkeit durchleuchtet, wurden beliebt, oder ganz flächige Stilisierungen, die den Körper des Dargestellten fast entmaterialisieren und mehr eine Beschwörung seines Geistes zu sein scheinen. Bei Porträtaufnahmen im Freien vermied man die Verwertung ausgesprochener Einzelformen; eine Gestalt gegen die grüne oder bunte Wand eines Gebüsches oder eines Blumengewirrs, gegen eine Wiese oder gegen eine weite, von obenher gesehene Landschaft gestellt, etwa so, daß die Linie des Horizonts sie durchschneidet, gibt mehr Möglichkeiten zu geschlossenen und doch aparten Effekten. Interessant ist, wie sich daneben in der Auffassung des Gesichtsausdrucks der Einfluß der modernen Malerei geltend macht. An Stelle der einstens beliebten stereotypen Freundlichkeit und Herzigkeit ist der ernste, fragende, stumme, fast traurige Ausdruck getreten, der charakteristisch ist für unsere Zeit. In die Malerei haben ihn zuerst die englischen Präraffaeliten eingeführt, indem sie quattrocentistische Vorbilder im modernen Sinne steigerten. Sie haben auch die starre Frontalstellung angewandt, die dem Enfacebilde etwas hieratisch Steifes und Feierliches gibt, und die in der jüngsten Reaktionsepoche, da die Linie mit dem absolut Malerischen, das Dekorative mit dem schulmäßig Impressionistischen in Wettbewerb trat, besonders in Schwung kam. Auch dies Motiv ging in die Photographie über und führte hier genau zu denselben Übertreibungen und Gezwungenheiten, durch die dann das Feierliche ins unfreiwillig Komische umschlägt, wie bei der Malerei. Die Neigung zu dunklen Schatten, zu Aufnahmen im Zimmer mit Seitenbeleuchtung, die nur eine Hälfte des Gesichts wie mit einem Lichtkranz trifft, zu Photographien gegen das Licht, die das fast silhouettenhafte Profil nur indirekt durch Reflexe halbhell belichtet zeigen, hängt gleichfalls damit zusammen. Die Me-

Dr. M. Groneberg-Charlottenburg: Alte Dorfgaſſe.

lancholie unſerer Zeitſtimmung, die übrigens langſam ſchon wieder einer lebensfroheren Heiterkeit weicht, hat hier ihren Niederſchlag gefunden, nachdem die auf dem Höhepunkt angelangte photographiſche Technik ſich dieſer wie jeder Tendenz willig gebeugt hat.

Die Landſchaft und das Figurenbild im Freien, auch ſoweit es nicht Porträt iſt, zeigt gleichfalls die unmittelbaren Einflüſſe der Malerei: Erſt realiſtiſche Themata, intime Ausſchnitte, Dorfbilder, Blicke über Acker und Felder, dazu Arbeiter, Landleute von bibliſch-Milletſcher Silhouette und von mehr zeitgenöſſiſch Israëls-Liebermannſchem Charakter. Dann ein Wachſen der realiſtiſchen Figuren ins Allgemein-Symboliſche hinein, mit ſchärferen Umriſſen, ſo daß die Geſtalt der Landſchaft gegenüber größer erſcheint, nicht mehr als ihre Staffage, ſondern als ihre Herrin; daß große Raumvorſtellungen und dekorative Abſichten in das Bild eindringen. Schließlich ſtiliſierende Motive in der Landſchaft bald ſchottiſch-ſtimmungsweich, bald wieder dekorativ, mit einer Neigung zu dem Vertikalſtil, der durch Puvis de Chavannes, bei uns in Deutſchland auch durch Böcklin ſich Freunde warb, zu ſteilen Bäumen, Gewandfalten, Schwanenhälſen, deren Linien durch die Horizontalen des Bodens oft geradezu rechtwinklig durchſchnitten werden, und zu ſcharfen Kontraſten von Licht und Schatten, die nicht gemildert, ſondern im Gegenteil beſonders betont werden.

Doch alles, was eben erwähnt und berührt wurde, bezieht ſich in erſter Linie auf die Amateurphotographie. Die Fachmänner von Beruf, die ſich von den Amateuren anregen ließen, ſahen ſich doch bald genötigt, mehr oder weniger Kompromiſſe zu ſchließen. Das iſt jedoch ohne den tadelnden Sinn gebraucht, der dem Wort „Kompromiß“ meiſt innewohnt. Es handelte ſich hier ja nicht nur um die perſönlichen Wünſche des Photographen, ſondern um die Forderungen, die ein geſchäftlicher Betrieb aufſtellt. Das hatte einerſeits zur Folge, daß die Berufsphotographen die radikale Betonung des Künſtleriſchen, aber auch die Ausbildung und Verfeinerung zum Teil nach wie vor den Amateuren überlaſſen mußten. Anderſeits, daß ſie das „Photographiſche“, die exakte Naturtreue, wieder mehr in den Vordergrund rückten, dies aber nun im künſtleriſchen Sinne verwertend. Die Aufnahmen von Nicola Perſcheid-Berlin, die wir in dieſem Hefte bringen, ſind klaſſiſche Beiſpiele für dieſe ver-

Digitized by Google

mittelnde Tätigkeit. Ein Gegenstück dazu würden etwa die Bilder von Aura Hertwig darstellen, die insofern interessant sind, als wir es hier mit einer Künstlerin zu tun haben, die zuerst als Amatrice tätig war — und zwar als diejenige Persönlichkeit, die in Berlin die bedeutsamsten Anregungen gegeben, ja mit wenigen Kollegen die Bewegung erst in Fluß gebracht hat —, und die dann zu einer berufsmäßigen Verwertung ihres Talentes übergegangen ist. Man erkennt heute noch deutlich, daß Frau Hertwig diesen Weg genommen, während Perscheid von Haus aus Berufsphotograph gewesen ist. Als Ergänzung zu Perscheids Arbeiten fügen wir einige Aufnahmen von Dr. M. Groneberg-Charlottenburg und Alice Matzdorff-Berlin bei.

Betrachtet man diese Bilder, so erkennt man klar, was als Resultat und Extrakt der Pionierarbeit der Amateure für die Berufsphotographie übriggeblieben ist. Zunächst das Negative: die Abkehr vom Gezierten, Süßlichen, von der Atelierüberladung, dem falschen Prunken mit Surrogaten und Kulissen, von genremäßigen Gruppierungen, von charakterlos-schematischer „Verschönerung". Dann positiv: das Streben nach Einheit in der Bildwirkung, nach rücksichtsloser Wiedergabe der Zufälligkeiten in den Gesichtszügen, die zur Charakteristik unentbehrlich sind, nach Ruhe des Hintergrundes und der Umgebung, nach Natürlichkeit und Ungezwungenheit, und vor allem nach einem vertieften Studium des Wesens der zu konterfeienden Persönlichkeit, nach einem in die letzten Gründe bohrenden Verständnis ihrer Art, eine Sehnsucht nach Verinnerlichung, die freilich zur Voraussetzung hat, daß der Photograph selbst solcher geistigen Arbeit fähig ist. Ganz folgerecht im Sinne des verschiedenartigen Entwicklungsganges, den sie durchgemacht haben, erkennt man bei Frau Hertwig eine stärkere Neigung, sich den Wirkungen der Malerei zu nähern, bald in spezifisch malerischer Tendenz auf Tonwirkung, bald in einer kunstvollen Art, durch ein besonderes Raffinement der Belichtung einen zeichnerisch-dekorativen Effekt zu packen; bei Perscheid in den Landschaften ein feines Empfinden für aparte Stimmungen, aber in den Porträts ein straffes Konzentrieren auf realistische Wiedergabe des Lebens, bei der das Subjektive in der Aufnahme sich bescheiden hinter der Tätigkeit des Apparates verbirgt, als neige es sich vor dem Wunder dieser menschlichen Erfindung und sage: „Der Camera allein die Ehre" — obschon das genau genommen natürlich gar nicht stimmt.

* * *

Die Kunst einer wirklich zuverlässigen farbigen Photographie gehört zu den Problemen, die heute den Erfindungsgeist der

Alice Matzdorff-Berlin: Mäher im Berner Oberland.

Digitized by Google

Alice Matzdorff-Berlin: Die Pyramidenſtraße von dem Gezireh-Palace nach Gizeh.

Menſchen am lebhafteſten beſchäftigen. Alles drängt dazu, daß die Aufgabe endlich einmal reſtlos gelöſt wird, ſeit Jahr und Tag rücken wir dem Ziel von den verſchiedenſten Seiten Schritt für Schritt näher, und wir haben den feſten Glauben, daß die Zukunft dieſer Hoffnung Erfüllung bringen muß. Über den „Fortſchritt“ im wiſſenſchaftlichen Sinne und den ungeheuren Wert, den er mit ſich bringen würde, wenn es gelänge, das auf mechaniſchem Wege gewonnene „Lichtbild“, das nur die Licht- und Schattenelemente eines Natureindrucks wiedergibt, zum authentiſchen „Farbenbilde“ zu erheben, kann kein Zweifel walten. Es würden ſich hier Möglichkeiten eröffnen, die ſich heute überhaupt noch nicht überſehen laſſen. Nicht ganz ſo frag- und zweifellos erſcheint dagegen der Vorteil in künſtleriſcher Hinſicht. Man muß freilich ſorgſam ſcheiden zwiſchen dem Nutzen und den Gefahren, die ſich dabei ergeben würden. Beide ſind unbeſtreitbar.

Zunächſt könnte das farbige Lichtbild inſofern Verwirrung ſtiften, als man in weiten Kreiſen leicht geneigt ſein würde, ſeine Wirkung mit der künſtleriſchen Wirkung der Malerei ſchlechthin zu verwechſeln. Doch künſtleriſche Eindrücke würden ſich mit der

Digitized by Google

Nicola Perſcheid: Schwäne.

farbigen Photographie vorab weniger erreichen laſſen als mit der alten Schwarz-Weiß-Nachbildung eines Naturausſchnittes. Denn dieſe ſtellt immerhin eine Übertragung des Naturbildes in eine andere Sprache vor, und dadurch läßt ſich bei richtiger Verwendung der Mittel ein Reſultat erzielen, das etwas vom perſönlichen Kunſtwerk an ſich hat. Sie gibt auf alle Fälle eine Abſtraktion vom Wirklichen und wird darum, bezüglich ihres Eindrucks auf das Auge, in eine gewiſſe Verwandtſchaft mit der Malerei gerückt, die ja ſelbſt ebenfalls, wenngleich in anderer Weiſe und von einer anderen Seite her, eine Abſtraktion vornimmt. Die farbige Photographie aber würde ihrer Natur nach nicht mehr mit Abſtraktionen arbeiten, ſondern, einmal inſtand geſetzt, das Wirklichkeitsbild in abſoluter Objektivität zu reproduzieren, ihr Ziel in einer immer höheren Vervollkommnung dieſer Fähigkeit ſehen. Sie würde mindeſtens ſchwerer dazu gelangen, über das Sachliche hinaus auch künſtleriſch zu wirken. Denn ſie wird heute ſchon durch ihr Weſen mehr als die Schwarz-Weiß-Photographie zu der Aufgabe gedrängt, die Natur unverändert wiederzugeben.

Allerdings liegen nun auch hier Möglichkeiten geborgen, künſtleriſche Wirkungen auf photographiſchem Wege zu erzielen; Künſtleriſches, das heißt Perſönliches, „Willkürliches", mit der „unwillkürlichen", präziſe-exakten Arbeit der Camera zu verbinden. Der ſtärkeren oder ſchwächeren Belichtung, der längeren oder kürzeren Expoſition, der Entfernung der Mitteltöne bei der Schwarz-Weiß-Photographie entſpricht nun die größere oder geringere Betonung einer der drei Grundfarben Blau, Gelb, Rot — denn alles, was wir bis jetzt von farbiger Photographie erreicht haben, beruht ja auf den Prinzipien des Dreifarbendrucks —, entſpricht bei der Aufnahme wie bei der Entwicklung, bei der Einfärbung und vor allem ſpäter beim Druck von den drei Platten die Zugrundelegung einer ſpeziellen koloriſtiſchen Grundſtimmung, die nach dem heutigen Stande der Technik hundertfach nuanciert werden kann. Ja, will der Photograph bei einer farbigen Aufnahme zu Effekten gelangen, die das Künſtleriſche ſtreifen, ſo iſt er weit mehr als bei einer nichtfarbigen Aufnahme zu ſubjektivem Eingreifen gezwungen. Viel ſeltener als bei der nichtfarbigen iſt bei der farbigen Photographie ein Eindruck künſtleriſchen Charakters denkbar, ohne daß die gleichmäßige Schärfe der Linſe desavouiert wird. Der Photograph muß ſelbſt ununterbrochen mitarbeiten. Das Beiſpiel, das wir nach einer Aufnahme von Perſcheid in unſerer farbigen Abbildung zu dieſem Aufſatz geben, iſt ſehr lehrreich. Das Bild hält ſich ziemlich ſtreng an die Natur. Es verleugnet weder ſeinen photographiſchen noch ſeinen farbendrucktechniſchen Charakter. Jeder erkennt: das iſt eine bunte Reproduktion, die auf mechaniſchem Wege entſtanden iſt; nie-

Digitized by Google

Frühling. Farbige Aufnahme von Nicola Perscheid in Berlin. (Zu Dr. Max Osborn: Probleme der künstlerischen Photographie.)

Digitized by Google

Nicola Perſcheid: Am Gardaſee.

Digitized by Google

Nicola Perscheid: Clara Viebig und ihr Söhnchen im Garten ihres Hauses in Zehlendorf bei Berlin.

mand kommt auf den Gedanken, hier etwa ein Originalaquarell vor sich zu haben, oder auch nur die Nachbildung eines solchen. Und trotzdem und alledem hat auch hier das persönliche Eingreifen des Photographen die Tätigkeit der mitwirkenden Naturkräfte reguliert, in eine bestimmte Richtung gelenkt, und zwar durch eine auf diesen Spezialfall zugeschnittene Behandlung der Farbengebung, bei der das Gelb, Rot und Blau in dieser Reihenfolge als mehr und weniger wichtig angesehen wurden. Dadurch ist eine farbige Naturaufnahme entstanden, die bei aller Wirklichkeitstreue einen nicht nur in Ausschnitt, Anordnung und Beleuchtung, sondern auch im Kolorit einheitlich geschlossenen Bildcharakter trägt.

Ein bedeutsames Kapitel für sich ist schließlich die auf photographischem Weg entstandene farbige Reproduktion von Kunstwerken.

Digitized by Google

Graf Leopold von Kalckreuth: Selbstbildnis.

Auch hier wird man, wenn erst die restlose Lösung des technischen Problems vorliegt, nicht oft genug darauf hinweisen können, daß die bunte Nachbildung nicht nur keinen vollgültigen Ersatz für das Original — das ist ja selbstverständlich —, sondern in den meisten Fällen nur eine relativ erschöpfende Wiedergabe seiner farbigen Wirkung darstellt. (Ich wiederhole hier eine früher an anderer Stelle gegebene Deduktion, die ich nicht schärfer formulieren kann.) Erstens darum, weil natürlich auch die tadelloseste Camera niemals den Reiz der persönlichen Arbeit und der Spuren der Künstlerhand auf dem Originalgemälde ersetzen kann, und zweitens, weil in der Mehrzahl der Fälle die Photographie eine Verkleinerung vornehmen wird, oft vornehmen *muß*, die stets, und sei sie noch so gering, mit den Verhältnissen des Zeichnerischen auch die der koloristischen Komposition ein wenig verschiebt. Auch hier gibt die Schwarz-Weiß-Reproduktion der alten Photographie und der auf ihr basierenden mechanischen Verfahren eine Art Abstraktion, die dem Auge einen künstlerischen Eindruck vermittelt. Man könnte sagen: das farblose Lichtbild steht dem Gemälde ähnlich gegenüber wie dieses der Natur. Denn hier wie dort wird eine Übertragung in eine andere Sprache oder mindestens in einen anderen Dialekt vorgenommen.

Es sprechen hier übrigens auch Erwägungen ganz eigentümlicher Natur mit. Wir legen uns etwa folgende Frage vor: Man denke sich, es wäre möglich, Rembrandts Staalmeesters im Originalformat so zu photographieren, daß nur ein Minimum des Unterschieds zwischen Original und Reproduktion bliebe — wäre das tatsächlich ein so sehr erfreuliches Resultat? Wäre es wünschenswert, daß die Menschheit in die Lage versetzt würde, dies Meisterwerk in einer täuschenden Kopie überall, in jedem Restaurant und jedem Zimmer zu sehen? Könnte das nicht der Heiligkeit des Originals selbst Abbruch tun? Gewiß, das mag ein Vorurteil sein, das mit der Gewohnheit an eine bestehende Beschränkung der Reproduktionstechnik zusammenhängt. Die Vorteile, die jener Fortschritt auf der anderen Seite mit sich brächte, liegen auf der Hand. Und in bezug auf Kunstwerke der Plastik, also auf einem Gebiet, auf dem die technischen Verhältnisse schon seit geraumer Zeit anders liegen, denken wir auch heute schon weniger puritanisch. Aber es steckt dennoch ein gesundes und richtiges Gefühl in jenen Zweifeln, die immer und immer wieder damit zusammenhängen, daß wir — abgesehen von den Fällen, in denen rein wissenschaftliche Zwecke vorliegen — eine Scheu davor haben, Linse und Camera ihre absolute, äußerste Exaktheit entfalten zu sehen, daß wir vielmehr das Bedürfnis empfinden, ihre Tätigkeit subjektiv zu überwachen und zu beeinflussen, d. h. ein künstlerisches Element in die mechanische Arbeit der Photographie einfließen zu lassen. Die Photographie, selbst ein legitimes Kind der technischen Zeit, weist doch zugleich auch auf die Grenzen der Glückseligkeit durch technische Errungenschaften und auf die Notwendigkeit, diese klare, kühle Welt des Berechneten und Maschinellen, die wir uns aufgebaut haben, mit dem Schimmer des Geistigen und Künstlerischen, mit dem Glanze unwägbarer Schönheitselemente zu verklären und ihr dadurch erst eine höhere, auf dauernde Geltung Anspruch erhebende Bedeutung zu sichern.

Geistliches Liedchen.

Die reinen Gotteskinder
Gehen tief im Herrn,
Ihr Führer ist der klare,
Strahlende Morgenstern;

Der Odem wahrer Seelen
Zittert um sie wie Sang,
Sie finden in allen Wettern,
In allen Nächten den Gang;

Sie wandeln in dunklen Tagen
Blind durch den Weltenraum
Und schreiten ohne Zagen
Sicher wie im Traum.

J. J. Horschick.

Digitized by Google

Die Bedeutung des Hypnotismus für die Medizin.

Von Dr. Albert Moll-Berlin.

Verschiedene Male hat man seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts versucht, dem Hypnotismus einen dauernden, gesicherten Platz in der Wissenschaft zu verschaffen, stets aber sind die früheren Versuche insofern erfolglos geblieben, als nach mehr oder weniger langer Dauer das Interesse wieder nachließ und der Hypnotismus dann nur noch eine historische Bedeutung behielt. Dies war zum Beispiel am Ende des achtzehnten und am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts der Fall, wo die hypnotischen Zustände als Erscheinungen des sogenannten tierischen Magnetismus studiert wurden. Dies war auch der Fall, als 1843 Braid, der Arzt in Manchester, darauf hinwies, daß die Erscheinungen, die man auf die Einwirkungen eines tierischen Magnetismus zurückführte, mit einer solchen problematischen Kraft gar nichts zu tun hätten, sondern einen psychischen Zustand darstellten, der durch einseitige Konzentrierung der Aufmerksamkeit zustande komme. Obschon bedeutende Ärzte auf die Wichtigkeit der Braidschen Untersuchungen hinwiesen, konnte doch auch damals der Hypnotismus für die Wissenschaft nicht dauernd gewonnen werden. Ebensowenig gelang dies im Jahre 1879 und 1880 einer Reihe deutscher Forscher, die im Anschluß an die öffentlichen Schaustellungen Hansens den Hypnotismus studierten. Und auch Charcot, der sich ungefähr gleichzeitig mit ihm beschäftigte, vermochte es nicht, dauernd den Hypnotismus für die Wissenschaft zu erobern. Ein Hauptgrund für alle diese früheren Mißerfolge ist zweifellos darin zu suchen, daß die hypnotischen Zustände immer nur als etwas Isoliertes studiert wurden, während der dauernde Besitz eines Forschungsgebietes am ehesten dann erreicht werden kann, wenn es gelingt, dieses gewissermaßen organisch mit der Wissenschaft im allgemeinen oder doch mit bestimmten Zweigen derselben zu verknüpfen. Wenn man jetzt von einer dauernden Besitzergreifung des Hypnotismus durch die Wissenschaft sprechen kann, so beruht dies gerade auf dem Umstand, daß heute von ihm nach zahlreichen Zweigen unseres Wissens Verbindungsfäden hinleiten, die seinen Einfluß auf die verschiedensten Wissenschaften bewirken und ihn dadurch gewissermaßen als einen organischen Bestandteil der Wissenschaft im allgemeinen charakterisieren.

Klar beleuchtet wird die Bedeutung des Hypnotismus, wenn wir seine Beziehungen zur Medizin ins Auge fassen. Bei oberflächlicher Betrachtung freilich könnte man annehmen, daß der Hypnotismus diesmal ebenso von der Bildfläche verschwinden werde, wie es früher wiederholt der Fall war. Man spricht heute nicht mehr so viel von ihm wie etwa in den achtziger Jahren. Wer aber tiefer eindringt, wird keine voreiligen Schlüsse machen. Man darf die medizinische Bedeutung des Hypnotismus nicht danach schätzen, ob man viel von ihm spricht und hört. Alles, was den Reiz der Neuheit an sich hat, wird mehr besprochen und erörtert als das Althergebrachte und Eingeführte. Ja, man darf nicht einmal die Häufigkeit, mit der man die Hypnose anwendet, als Maßstab ihrer medizinischen Bedeutung annehmen. Wenn ein bestimmtes Serum gegen eine sehr seltene Krankheit gefunden wird, die Herstellung des Serums aber eine prinzipielle Wichtigkeit hat, so kann die Bedeutung dieses Serums nicht danach allein beurteilt werden, ob es nun häufig angewendet wird oder nicht. Die Seltenheit der betreffenden Krankheit kann es bewirken, daß man von ihm keinen häufigen Gebrauch macht. Wenn aber durch die Herstellung dieses Serums eine neue Methode geschaffen wurde, die später zu einer allgemeinen Verwertung in der Medizin führt, so hat jenes Serum trotzdem eine große fundamentale medizinische Bedeutung. Und ähnlich liegt es mit dem Hypnotismus. Wenn wir heute in vielen Fällen auf die Hypnose verzichten können, wo wir sie anfangs anwenden zu müssen glaubten, so kann dies nicht die Bedeutung des Hypnotismus mindern. Denn gerade das Studium der Hypnose hat einen neuen Heilzweig von großer allgemeiner Bedeutung entwickelt, die Psychotherapie. Um dies zu verstehen, müssen wir allerdings die historische Entwicklung des neueren Hypnotismus berücksichtigen.

Ich habe oben erwähnt, daß frühere Versuche, den Hypnotismus der Wissenschaft zu

Digitized by Google

gewinnen, fehlschlugen. Dies änderte sich erst, als in den achtziger Jahren die Nanziger Schule den Kernpunkt der Hypnose in der Suggestion erfaßte. Man hatte zwar auch früher bei dem Studium des Hypnotismus die Veränderung der psychischen Eigenschaften der Versuchsperson gesehen. Man hatte aber stets zu großes Gewicht auf die physiologischen und körperlichen Erscheinungen gelegt. Eine Veränderung der Reflexe, so meinte man, sei das Hauptsymptom in der Hypnose. Man könne durch Reize, die im Wachzustande wirkungslos blieben, Muskeln zur Zusammenziehung bringen und dadurch die kompliziertesten Bilder hervorbringen, z. B. auch jenes Schaustück, die allgemeine Körperstarre, bei der der Kopf des Hypnotischen auf dem einen Stuhl, die Füße auf einem anderen liegen, ohne daß der Körper sonst gestützt wird. Im Gegensatz dazu zeigten die Nanziger Forscher, daß diese Auffassung der Hypnose ein Irrtum war. Schon im Jahre 1866 hatte der Arzt Liébeault, der sich später in Nanzig niederließ, den Kernpunkt der Hypnose in der Suggestion erkannt. Ihm folgten in den achtziger Jahren der dortige innere Kliniker Bernheim, der Physiologe Beaunis und der Jurist Liégeois. Sie behaupteten, alle Erscheinungen der Hypnose kämen durch jenen psychischen Vorgang zustande, den man Suggestion nannte. Ja, die Hypnose selbst träte nicht durch das Fixieren, wie man so häufig glaubte, noch durch die magnetischen Striche ein, sondern durch Suggestion.

Fragen wir aber zunächst, was man unter Suggestion versteht, d. h. unter einem Ausdruck, der in neuerer Zeit nicht nur ein technischer Ausdruck geblieben, sondern auch in den allgemeinen Wortschatz übergegangen ist, so finden wir heute noch bei den Forschern verschiedene Definitionen. Wir können aber, glaube ich, die Suggestion, wenn wir sie kurz definieren wollen, als einen Vorgang bezeichnen, bei dem eine Wirkung dadurch eintritt, daß man die Überzeugung von dem Eintritt der Wirkung erweckt. Suggestionen können nur entstehen, wenn eine Empfänglichkeit dafür, d. h. jene psychische Eigenschaft, vorhanden ist, die man Suggestibilität nennt. Eine gewisse Suggestibilität besteht auch im Wachzustande. Wenn Leute Eier essen, und einer fängt an, an einem Ei zu riechen und anzudeuten, daß es nicht mehr ganz frisch sei, werden sehr häufig andere von der gleichen Vorstellung ergriffen und weisen das vielleicht ganz frische Ei mit Widerwillen zurück. Viel leichter gelingen aber die Suggestionen in der Hypnose, besonders in der tiefen. Um die Steigerung der Suggestibilität in der Hypnose zu verstehen, tun wir gut, zwei Grade zu unterscheiden, die oberflächliche und die tiefe. Die oberflächliche Hypnose zeichnet sich dadurch aus, daß die Suggestion im wesentlichen nur die willkürliche Muskulatur beeinflußt. Hier kann man gegen den Willen der Versuchsperson suggestiv Bewegungen hervorbringen und Lähmungen erzeugen, die Sprache nehmen und dergleichen mehr. Eine solche Person muß durch Suggestion den rechten Arm heben, sie muß aufstehen, sie muß sich im Kreise herumdrehen, d. h. sie kann es willkürlich nicht hindern. Dabei weiß sie aber gewöhnlich ganz genau, in welcher Situation sie sich befindet; sie erkennt das Unsinnige ihrer Handlungen an, vermag sie aber nicht zu unterdrücken. Bei weitem ausgedehnter ist die Suggestibilität in der tiefen Hypnose, die allerdings nur in der Minderzahl der Fälle erreicht wird. Hier gelingt nicht nur die eben genannte Beeinflussung der willkürlichen Muskulatur, sondern man kann auch allerlei Sinnestäuschungen hervorbringen für das Auge, für das Ohr und die anderen Sinnesorgane. Wenn man einer solchen Person die Überzeugung erweckt, eine rohe Kartoffel sei eine Birne, so beißt sie mit Behagen hinein; wenn man ihr sagt, ein vor ihr liegendes Tuch sei ein Tiger, so malt sich der höchste Schrecken in ihrem Gesicht und in ihrer Haltung. Man kann aber auch Schmerzen mit der Suggestion nehmen oder erzeugen, Jucken und allerlei andere Empfindungen beliebig hervorrufen.

Ja, man kann weitergehen und auf dem Wege der posthypnotischen Suggestion das Gleiche erreichen. Man kann z. B. dem Hypnotischen sagen, daß er eine Stunde nach dem Erwachen nicht imstande sein werde, seinen rechten Arm zu bewegen, oder daß er nach drei Tagen an der linken Hand ein starkes Jucken spüren werde, und dergleichen mehr. Der Betreffende ist dann vollständig wach, bietet aber zur richtigen Zeit die ihm posthypnotisch suggerierte Erscheinung dar. Da er häufig an das, was der Experimentator ihm gesagt hat, keine Erinnerung hat,

Digitized by Google

so hat er keine Erklärung dafür, weshalb er plötzlich an der Hand ein Jucken empfindet. Er führt es dann wohl auf seine Nerven zurück oder glaubt, er sei von einem Insekt gestochen worden.

Nachdem man in dieser Weise die hypnotische und die posthypnotische Suggestion studiert hatte, lag es natürlich nahe, sie *therapeutisch auszunutzen*. Wenn man durch Suggestion Schmerzen und Empfindungen machen kann, wird man sie auf dem gleichen Wege unter bestimmten Umständen zu entfernen imstande sein. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die Vermutung richtig war. Vielfach wurde darüber gestritten, auf welche Krankheiten man diese Behandlung auszudehnen hätte. Im Publikum meinte man wohl, daß Krankheiten, die man als eingebildet bezeichnet, das geeignete Feld für die Suggestionstherapie seien. Indes ist mit einem derartig konfusen Begriff natürlich nicht viel gewonnen. In der wissenschaftlichen Welt hingegen erhob sich ein großer Streit darüber, ob man die Suggestionstherapie nur bei hysterischen Erscheinungen oder auch bei anderen anwenden sollte. Man erkannte aber auch bald, daß in dieser Weise eine Einschränkung nicht gut möglich sei, zumal da über den Begriff der Hysterie und dessen Ausdehnung mannigfaltige Widersprüche unter den Nervenärzten bestanden, zum Teil noch heute bestehen. Nur darüber ist man sich allmählich klar geworden, daß das Hauptfeld — nicht das ausschließliche — die *funktionellen Nervenkrankheiten* darstellen, d. h. diejenigen, bei denen eine organische, anatomische Veränderung nicht nachweisbar ist. Hierzu gehören allerlei nervöse Schmerzen, z. B. Kopf- und Magenschmerzen, ferner Schlaflosigkeit und Störung des Schlafes durch unruhige Träume, hysterische Lähmungen, hysterische Stimmlosigkeit, Appetitlosigkeit, manche Fälle von Stottern, chronische Stuhlverstopfung, verschleppte Fälle von Veitstanz und manche Tics, Ohrensausen usw. In vielen dieser Fälle genügt die hypnotische Suggestion zur Heilung, indem man dem Betreffenden die Überzeugung von der Heilung der Störungen einpflanzt und posthypnotisch weiterwirken läßt. Ein großes Feld bildet, wie sich in neuerer Zeit immer mehr gezeigt hat, der *Alkoholismus*. Man kann manchen Trinker durch Suggestion dazu bringen, daß er in der Hypnose einen Widerwillen vor Alkohol hat oder nicht imstande ist, das Glas an den Mund zu bringen. Man ist aber auch imstande, das Gleiche posthypnotisch zu suggerieren, indem man dem Betreffenden für die Zukunft den Genuß alkoholischer Getränke untersagt. In manchen Fällen wird man damit eine Heilung vom Alkoholismus bewirken.

Was ich eben auseinandergesetzt habe, betrifft einige wichtige Punkte der hypnotisch-suggestiven Therapie. Ich habe aber schon erwähnt, daß es auch außerhalb der Hypnose Suggestionen gibt, über deren Ausdehnung man früher vollkommen im unklaren war. Man hatte zahllose Wirkungen von Arzneimitteln falsch gedeutet, ehe uns das Studium der hypnotischen Suggestion gezeigt hat, wie viel man mit psychischen Einflüssen zu erreichen vermag. Viele Wirkungen, die man früher bei Arzneimitteln als chemische angesehen hatte, erwiesen sich jetzt als suggestive. Man erkannte z. B., daß viele Leute abends schlafen, wenn sie glauben, ein Schlafmittel genommen zu haben, daß Leute Appetit bekommen, wenn sie überzeugt sind, daß das Mittel ihnen Appetit macht. Nachdem man sich hiervon überzeugt hatte, mußte man naturgemäß auch die Suggestionstherapie außerhalb der Hypnose ganz anders würdigen, als es früher der Fall war. Freilich beging man auch sofort wieder einen Fehler, indem man nun allenthalben nur Suggestivwirkungen sah und da, wo wirklich physikalische oder chemische Einwirkungen stattfanden, diese zu leugnen suchte. Es ist dies eine Beobachtung, die man fast immer macht, daß, wenn ein Agens zunächst unterschätzt worden ist, nachher sehr leicht eine Überschätzung eintritt, und so geschah es auch mit der Suggestion. Man beging aber noch einen weiteren Fehler, indem man jetzt alle möglichen psychischen Wirkungen mit dem Schlagwort Suggestion zusammenfaßte. Erst den letzten Jahren ist es vorbehalten gewesen, in dieser Beziehung Klarheit zu schaffen und ebenso wie aus der hypnotisch-suggestiven Therapie die suggestive Therapie im allgemeinen, aus der suggestiven Therapie die *Psychotherapie* herauszuentwickeln.

Wir verstehen unter Psychotherapie jenen Heilzweig, der durch seelische Faktoren heilend zu wirken sucht. Zu diesen seelischen Faktoren gehört die Suggestion, sowohl die hypnotische wie die nichthypnotische, und es bildet daher die suggestive Therapie einen

Digitized by Google

Zweig der Psychotherapie. Aber diese hat noch zahlreiche andere Zweige, die zum Teil noch im Aufblühen begriffen sind, zum Teil aber bereits heute in ihrer Bedeutung erkannt werden können. Und diese Ausbildung der Psychotherapie ist ein Glück für die Kranken. Denn oft ist da, wo wir von der hypnotischen Suggestion einen Heilerfolg zu erwarten vermögen, eine hinreichend tiefe Hypnose nicht erzielbar. In solchen Fällen nun können wir durch andere psychische Mittel oft genug noch heilend wirken.

Allerdings ist zuzugeben, daß die Psychotherapie praktisch schon lange vor dem neueren Hypnotismus angewendet worden ist; kein tüchtiger Praktiker hat je ohne psychische Mittel gewirkt. Die neuere Forschung bringt aber doch einen wesentlichen Fortschritt. Einmal lehrt sie uns die theoretische Erkennung der psychischen Mittel. Viele Praktiker haben eben psychisch gewirkt, ohne es zu wissen; sie glaubten mit ihren Arzneimitteln oder Bädern den Patienten zu bessern, während in Wirklichkeit nur die psychische Wirkung, die damit verknüpft war, den günstigen Erfolg herbeiführte. Dann aber soll ja die Psychotherapie Gemeingut aller Ärzte werden. Sie soll nicht nur in einzelnen seltenen Fällen angewendet, sondern ebenso ein Zweig der Heilkunde werden, wie es die Arzneimittellehre geworden ist. Auch die wissenschaftliche Psychotherapie ist insofern nicht etwas ganz Neues, als gelegentlich auch schon früher theoretische Arbeiten über psychische Einwirkungen der Heilmittel verfaßt wurden. Aber was die gegenwärtige Psychotherapie von der früheren unterscheidet, ist eben ihre Verknüpfung mit der Medizin im allgemeinen, während die Arbeiten früherer Autoren gewissermaßen mit Inseln verglichen werden konnten, die ohne Zusammenhang mit dem Festlande waren, wenn wir die Medizin als solches betrachten. Ja, man ging früher so weit, die Arbeiten über Psychotherapie gewissermaßen als Kuriosa anzuschauen. Dies hat sich geändert und wird sich noch weiter ändern. Und daß wir dies erreicht haben, ist der Erfolg des Hypnotismus, der zeigte, wie groß die Empfänglichkeit Kranker für psychische Einwirkungen im allgemeinen ist, und dadurch diese neuen Bahnen wies.

Nur auf einige der wichtigeren psychotherapeutischen Maßnahmen, die wir in neuerer Zeit auf diese Weise würdigen gelernt haben, will ich hinweisen. Ich erwähne zunächst die Aufklärungs- und Belehrungstherapie. Es ist in vielen Fällen nötig, den Patienten über die Natur seines Leidens aufzuklären, um dadurch einen Heilfaktor für die Gesundung zu gewinnen. Diesen Punkt hat besonders Ottomar Rosenbach betont. Es gibt zahlreiche Kranke, die an nervösem Herzklopfen leiden und nun überzeugt sind, daß sie eine schwere organische Erkrankung am Herzen haben; andere, die Appetits- und Verdauungsbeschwerden haben und nun meinen, daß ein organisches Leiden des Magens vorliegt. In solchen Fällen ist es oft gut, dem Patienten zu beweisen, daß das Ganze nur eine funktionelle Erkrankung, nicht eine organische ist. Man kann zum Beispiel solchem Patienten beweisen, daß die Verdauungstätigkeit des Magens bei ihm eine normale ist, indem man den Magen ausspült und nun zeigt, daß alles verdaut ist. Wer wegen gelegentlichen Herzklopfens Furcht vor einer Herzkrankheit hat, dem kann man zeigen, daß auch bei gesunden Menschen, wenn sie sich bewegen oder einige Schritte gehen, Schwankungen des Pulses vorkommen. Oft wird man dadurch dem Patienten erheblichen Nutzen schaffen. Auf einen anderen Fall weise ich noch hin. Bei der großen und oft übertriebenen Furcht vor erblicher Belastung ist es wünschenswert, dem Patienten das Übertriebene seiner Befürchtungen nachzuweisen. Es gibt viele, die schwere nervöse Symptome zeigen, und zwar hauptsächlich, weil sie sich für erblich belastet und deshalb für schwerkrank halten. Solchen Leuten wird man zeigen können, daß ein gewisser Grad von Belastung fast in jeder Familie nachweisbar ist, besonders wenn sie groß ist. Kurz und gut, für die Aufklärungstherapie bietet sich ein weites Feld.

Auch die Bedeutung der Willenstätigkeit ist erst in neuerer Zeit objektiver gewürdigt worden. Wir können die Willenstätigkeit in eine äußere und eine innere einteilen; jene beeinflußt die Bewegungen, diese die Vorstellungen, Gefühle und Affekte, die man in gewissen Grenzen willkürlich zu lenken vermag. Beide Arten der Willenstätigkeit können therapeutisch großen Nutzen bringen. Was die äußere betrifft, so können wir zum Beispiel in vielen Fällen von nervösen Zuckungen durch eine Willensgymnastik die Unterdrückung der Zuckungen erreichen. Nur

Digitized by Google

ist es notwendig, von dieser Gymnastik keine Wunderkur, sondern nur eine allmähliche Kräftigung des Willens zur Heilung zu erwarten. Ebenso ist man imstande, sich durch Stärkung des Willens von gewissen krankhaften Empfindungen zu befreien. Nur muß man diese Unterdrückung auch als eine allmähliche lernen, man muß die Anweisung bekommen, wie man sich zum Beispiel ablenken soll. Die Ablenkungstherapie, die sich auch in der Beschäftigungstherapie zeigt, erfährt gleichfalls erst in neuerer Zeit eine hinreichende Würdigung. Und im Zusammenhang mit der Beschäftigungstherapie sei darauf hingewiesen, daß die Bedeutung der Lektüre, des Theaters, der Konzerte, ja des ganzen Berufes in psychotherapeutischer Beziehung während der letzten Jahre in ihrer Bedeutung mehr und mehr erkannt worden ist.

Ich habe im vorhergehenden nur einige Zweige der Psychotherapie erwähnt, wie sie sich wesentlich auf Grund des Studiums des Hypnotismus entwickelt haben. Damit allein hat der Hypnotismus schon eine fundamentale Bedeutung gewonnen, wobei ich ganz davon absehe, daß die Hypnose selbst trotz manches Widerspruchs in einer Reihe von Fällen als ein vortreffliches Heilmittel angesehen werden muß. Es hat aber der Hypnotismus nicht nur die Aufmerksamkeit auf eine Reihe wichtiger psychischer Heilmittel gelenkt, er hat auch gezeigt, daß durch psychische Behandlung bei weit mehr Krankheiten genutzt werden kann, als man früher annahm. Ich habe schon davon gesprochen, daß das Hauptfeld die funktionellen Nervenkrankheiten sind. Es sind damit aber die für Psychotherapie geeigneten Krankheitsfälle nicht erschöpft. Selbst bei organischen Krankheiten, das heißt bei solchen, wo eine anatomische Veränderung nachweisbar ist, kann man durch psychische Mittel ganz erheblichen Nutzen gewähren. Auch dies ist uns durch die hypnotische Suggestion mehr denn früher zum Bewußtsein gekommen. Man kann durch Suggestion, aber auch durch andere psychische Einwirkungen Schmerzen in weitem Maße selbst dann beeinflussen, wenn sie organisch bedingt sind, z. B. bei rheumatischen Gelenkanschwellungen, bei Geschwülsten, bei organischen Nervenkrankheiten. Die Erklärung hierfür würde an dieser Stelle zu weit führen. Ich will deshalb nur erwähnen, daß nicht nur Schmerzen, sondern auch andere Krankheitssymptome bei organischen Krankheiten psychotherapeutisch oft genug günstig beeinflußt werden. Freilich ist damit leider eine Beeinflussung der Krankheit selbst nicht erreicht. Es besteht die organische Verletzung weiter, wenn sie nicht in irgendwelcher anderen Weise durch ein anderes Heilmittel beeinflußt werden kann. Aber schwere Symptome, die aus der Erkrankung hervorgehen, können sowohl durch die hypnotische Suggestion wie durch psychische Mittel ohne Hypnose gemildert werden. Auch dies hat uns der Hypnotismus gelehrt.

Indessen ist auch damit die medizinische Bedeutung des Hypnotismus noch lange nicht erschöpft. Ich will zunächst auf einige Möglichkeiten hinweisen, wie man den Hypnotismus noch praktisch zu verwerten suchte. Man hat in einzelnen Fällen Operationen in der Hypnose vorgenommen, indem man diese dazu benutzte, Schmerzlosigkeit für solche Eingriffe zu erzeugen; selbst Geburten wurden in dieser Weise während des hypnotischen Zustandes ausgeführt. Man darf natürlich die Bedeutung der Hypnose hierfür nicht überschätzen, weil nur in verhältnismäßig wenigen Fällen für große Operationen die Schmerzlosigkeit vollständig genug wäre; immerhin wird die Hypnose für einzelne Fälle anwendbar sein. Man hat weiter die diagnostische Bedeutung der Hypnose hervorgehoben. Oft genug schwankt die Diagnose zwischen organischer Krankheit und funktioneller. Eine Geschwulst, die man noch nicht durch die Untersuchung feststellen kann, drückt z. B. auf einen Nerven. In diesem Stadium ist sehr häufig die Diagnose ungewiß, ob Neuralgie oder eine organische Krankheit vorliegt. Man hat nun vorgeschlagen, in solchen Fällen die Hypnose als diagnostisches Mittel zu benutzen. Wenn es gelingt, den Schmerz durch die Hypnose zu nehmen, sei die Diagnose auf eine funktionelle Erkrankung gesichert. Indessen darf in dieser Beziehung die Hypnose nicht überschätzt werden. Erstens braucht bei einer funktionellen Erkrankung der Schmerz nicht immer durch Suggestion zu schwinden. Dann aber kommt es auch bei organischen Erkrankungen vor, daß Symptome durch die Hypnose beseitigt werden. Ich habe diesen Punkt schon erwähnt. Immerhin wird man die Hypnose als diagnostisches Hilfsmittel in einzelnen Fällen, wenn man sie nur nicht überschätzt, verwerten können.

Digitized by Google

Man hat weiter versucht, die gesteigerte Erinnerungsfähigkeit in der Hypnose zu Heilzwecken zu benutzen. Mitunter erinnert sich eine Versuchsperson in der Hypnose gewisser Vorkommnisse, die ihr im Wachzustand nicht mehr bewußt sind. Einige Ärzte haben nun geglaubt, diese Steigerung des Erinnerungsvermögens benutzen zu können, und zwar in einer besonderen Weise, deren ausführliche Beschreibung zu weit führen würde. Ich will nur erwähnen, daß es sich hierbei um Vorgänge handelt, die in früherer Zeit einmal einen starken Affekt ausgelöst, dadurch zu einer Erkrankung des Nervensystems geführt haben, später aber vergessen wurden, während die Erkrankung des Nervensystems fortbesteht. Es wird nun angenommen, daß, wenn man in der Hypnose die Erinnerung an den früheren Vorgang wieder erweckt, unter Auftreten eines starken Affektes ein wesentlicher Heilerfolg bewirkt wird.

Selbstverständlich ist in allen Fällen, wo man eine hypnotische Behandlung einleitet, auch die Frage der Gefahren zu berücksichtigen. Es kann jedoch keinem Zweifel unterliegen, daß hier ungemein viele Übertreibungen Platz gegriffen haben. Es gibt kein unbedingt gefahrloses Mittel, das einen Nutzen bringt, und ein älterer Arzt hat einmal erklärt, das höchste Prädikat, welches man einem Heilmittel ausstellen kann, sei dies, daß es auch zu schaden vermöge. Jedenfalls kann es keinem Zweifel unterliegen, daß nur der in der hypnotischen Behandlung Erfahrene die Hypnose ausführen darf, ganz ebenso wie der Chirurg das Operieren lernen muß, ehe er selbständig Kranke behandelt. Der erfahrene und gewissenhafte Arzt wird dann auch alle Vorsichtsmaßregeln anwenden, die nötig sind, den Patienten vor Schaden zu schützen, und wir können wohl sagen, daß, wenn diese Vorbedingung getroffen ist, die Hypnose weit ungefährlicher ist als zahllose andere Heilmittel, die uns mit der Reklame materiell interessierter chemischer Fabriken angepriesen werden.

Wir haben bisher die Bedeutung kennen gelernt, die der Hypnotismus für die praktische Medizin gewonnen hat. Aber er hat auch auf die Medizin in anderer Richtung großen Einfluß erlangt. Er hat uns in der Erforschung von Heilmitteln auf eine Fehlerquelle hingewiesen, die früher ungemein unterschätzt worden war, nämlich die Suggestion. Ich erwähnte schon, daß man viele Wirkungen für physikalische oder chemische gehalten hat, die sich in neuerer Zeit als suggestive herausgestellt haben, und es ist hierdurch für die Erforschung von Heilmitteln fast eine neue Methode begründet worden. Wenn man zum Beispiel früher prüfen wollte, ob ein Mittel Schlaf bringt oder nicht, so gab man es den Versuchspersonen ohne Rücksicht darauf, ob sie wußten, daß es sich um Versuche, betreffend ein Schlafmittel, handelte. Nachdem aber die Forschung gezeigt hat, daß indifferente Pulver, z. B. Zucker, gleichfalls schlafmachend wirken, wenn nur die Versuchsperson es für ein Schlafmittel hält, ist als erste Vorbedingung bei der Prüfung neuer Heilmittel festzuhalten, daß die Versuchsperson keine Ahnung davon haben darf, welches Resultat man von dem Mittel erwartet. Ja, es ist das beste, daß sie gar nicht weiß, daß sie ein Mittel zu bestimmten Versuchen erhalten hat. Nur wenn solche Vorbedingungen erfüllt werden, kann man über die objektive Wirkung solcher Stoffe ein Urteil gewinnen. Wir haben unter Berücksichtigung dieser Fehlerquelle viele früheren Ansichten zu revidieren, da es oft auch heute noch zweifelhaft ist, wie die Wirkung gewisser Heilfaktoren zu erklären ist. Für mich kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Wirkung vieler Badeorte zum Beispiel wesentlich eine suggestive oder doch psychische ist. Indessen muß zugegeben werden, daß über manche Punkte noch keine Einigkeit erzielt worden ist. Nur darüber stimmen wohl heute alle denkenden Mediziner überein, daß die Suggestion als Fehlerquelle in ganz anderem Maße zu berücksichtigen ist, als es früher der Fall war.

Ebenso aber wie die wissenschaftliche Forschung durch den Hypnotismus in der eben angedeuteten Weise reiche Förderung erhalten hat, so auch die Beurteilung jenes Zweiges des Behandelns, den man der wissenschaftlichen Medizin gewöhnlich entgegensetzt, nämlich der Kurpfuscherei. Es wurde zwar früher oft angenommen, daß bei irgendwelchen hysterischen Personen der Kurpfuscher durch seine psychische Einwirkung einen Erfolg erzielen kann. Im allgemeinen aber führte man die angeblichen Erfolge mit Vorliebe auf Schwindel zurück. Auch in dieser Beziehung hat der Hypnotismus läuternd gewirkt, indem er die Möglichkeit der sug-

Digitized by Google

gestiven Besserung von Patienten durch Kurpfuscher in viel weiterem Maße kennen lehrte, als man früher angenommen hatte. Daß dabei noch eine überaus große Portion Betrug übrigbleibt, kann natürlich trotzdem keinem Zweifel unterliegen. Und ebenso muß darauf hingewiesen werden, daß, wenn auch die Möglichkeit einer suggestiven Besserung durch die Kurpfuscherei in manchen Fällen besteht, ihre Gefahren dadurch nicht vermindert werden. Denn ein wichtiger Punkt ist die Diagnose, und daß diese nur bei einer wissenschaftlichen gründlichen Untersuchung möglich ist, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Selbst da, wo die Kurpfuscherei suggestiv einzelne Symptome bessert, wird der Patient dadurch oft hingemordet, indem z. B. bei operierbaren Krankheiten der richtige Moment verpaßt wird, wo noch durch einen chirurgischen Eingriff Rettung möglich gewesen wäre. Der Kurpfuscher also, der vielleicht bei einem erst beginnenden Krebsleiden sehr wohl dem Patienten die Schmerzen zu lindern vermag, schadet ihm trotzdem ungeheuer, wenn er ihn dadurch von der Anwendung des einzigen Rettungsmittels abhält.

Ich habe im vorhergehenden einen Teil der sich an den Hypnotismus knüpfenden Fragen erörtert, die die Medizin berühren. Nicht alle Fragen konnte ich erörtern. Ich habe nicht die Beziehungen des Hypnotismus und der Suggestion zur Geschichte der Medizin oder zur Medizin der Naturvölker erörtert. Immerhin werden die vorhergehenden Ausführungen wohl beweisen, wie groß der Einfluß gewesen ist, den der Hypnotismus auf die Medizin ausgeübt hat. Und nicht weniger wäre dies für andere Wissenschaften erweisbar, z. B. für die Psychologie und die Jurisprudenz. Ich erinnere nur an die Fälschung von Zeugenaussagen, die durch den Hypnotismus in das hellste Licht gesetzt war und gerade gegenwärtig viele Forscher beschäftigt. Immerhin dürfte aus dem vorhergehenden schon hervorgehen, daß diejenigen im Irrtum sind, die da meinen, spurlos werde der Hypnotismus, weil man heute von ihm weniger spricht als vor einer Reihe von Jahren, verschwinden. Tief eingegraben sind vielmehr die Spuren, die er in der Wissenschaft im allgemeinen und ganz besonders auch in der Medizin hinterlassen hat.

Lied der Jugend im Herbst.

Komm, gib mir zu fröhlichem Wandern die Hand!
Herbstliche Nebel dampfen und steigen,
Winde wühlen in sparrenden Zweigen,
Und der Wald sinkt in Schweigen ...
Der Tod ist im Land ...

Wir aber gehn wie auf güldner Spur,
Noch liegen die Augen voll heitersten Lichts,
Noch sind wir die Jugend! Noch fürchten wir nichts,
Und das Welken kommt Blumen und Blättern nur,
Noch fiel keine Hoffnung dem Rauhreif zum Raub,
Noch sind wir voll Lächeln bei fallendem Laub ...

Siehe: wir kränzen die Stirn uns mit Reben,
Gefaltete Hände wollen wir heben,
Beten und singen im welkenden Tal
Ein heiliges Lied ... einen hohen Choral:
Noch sind wir die Jugend!
Noch sind wir das Leben!!

Hans Graf von Erbach.

Digitized by Google

Muſikaliſche Rundſchau.

Von Dr. Karl Storck.

Ein Nachwort zur Schumann-Gedenkfeier: Schumann und die deutſche Hausmuſik — Schumann und Wagner, die „Dichtermuſiker“ — Schumann und Wagner als Gegenſätze — Ihre äſthetiſchen Theorien — Ein Wort über Schumanns Verhältnis zu Brahms — Ein Brahms-Bilderbuch — Eugen Gura † — Julius Stockhauſen †.

Es hat ſicher vor allem einen ganz äußerlichen Grund, wenn wir es in dieſem Jahre trotz dem fünfzigſten Todestage des Meiſters zu keiner rechten Schumannfeier gebracht haben. Man iſt nun einmal in den Hundstagen für muſikaliſche Feiern nicht zu haben. Ja, wenn es ſich um eine Muſik gehandelt hätte, die im Freien genoſſen werden kann. Aber ein Künſtler von der Intimität Schumanns, den man in ſeinem Beſten nur in der Stille, in voller Sammlung erfaſſen kann! Alſo aber auch wohl am beſten im rein perſönlichen Einzelverhältnis? — Gewiß! — Nun, dann ſollte doch der Hochſommer auch nichts geſchadet haben, der häuslichen Muſikübung ſetzen doch ſelbſt die Hundstage keine Grenze. Es fehlt aber doch bei einem ſolchen Feſt der rechte Schwung und die Verpflichtung, zu feiern, wenn die Öffentlichkeit nicht mitmacht. Nie werden die Zeitungen läſſiger und unfreudiger geſchrieben, nie oberflächlicher geleſen als in jener allgemeinen Ferien- und Bummelzeit, in die der 29. Juli fällt.

Wenn einmal, werden jetzt die vielen, die über die ſogenannte Jubiläumstyrannei und die bei Gedenktagen geübte Heuchelei ſo entrüſtet zu ſchelten wiſſen, Gelegenheit zu der Erkenntnis haben, wie große Werte doch dieſe gewiß nicht in allem zu verteidigende Art in ſich trägt. Der ſtärkſte dieſer Werte iſt die Tatſache, daß auf dieſe Weiſe eine ausgiebige Beſchäftigung mit einem Künſtler und mit ſeinen Werken zuſtande kommt. Das iſt weitaus das wichtigſte, und dieſem hohen Gewinn gegenüber wird es uns faſt gleichgültig, aus welchen Urſachen die vielen ſich nun auf einmal für eine Erſcheinung aufs lebhafteſte begeiſtert zeigen, die ſie bei einiger Teilnahme ſchon längſt hätten kennen lernen müſſen. Ich vertraue in dieſer Hinſicht auf die Sieghaftigkeit alles wahren Künſtlertums. Bekommen wir die Trägen und Gleichgültigen nur dahin, daß ſie ſich wirklich einmal mit einer künſtleriſchen Erſcheinung eindringlicher beſchäftigen, für die gute Wirkung überlaſſe man die Sorge ruhig dem Kunſtwerk oder dem Künſtler ſelbſt.

Ich bedaure um ſo mehr, daß aus dem äußerlichen Grunde der ungünſtigen Zeitlage die eingehendere Beſchäftigung mit Schumann ausgeblieben iſt, weil ſeine Perſönlichkeit trotz des Zuſammenbruchs am Ende nicht nur ſehr feſſelnd, ſondern auch ethiſch von höchſtem Wert iſt. Dann aber wäre eine eindringliche Beſchäftigung mit Schumanns Werken zumal für unſere Hausmuſik von höchſtem Segen. Schumann iſt von jener fatalen Volkstümlichkeit, die bereits Leſſing gegenüber Klopſtock als unerwünſchtes Verhältnis hervorgehoben hat. Man kennt ihn viel zu wenig. Man ſpielt etliche Stücklein, ſingt einige Lieder — der Beſitzſtand, der ins Haus gehört, iſt aber viel größer. Freilich muß er aus ganz anderem Geiſte heraus genommen werden, als es gemeinhin geſchieht.

Vor einigen Jahren ſprach ein Wiener Muſikhiſtoriker von Schumann als dem „Pubertätslyriker“ des deutſchen Volkes. Das iſt nicht nur abgeſchmackt, ſondern auch grundfalſch. Es ſteht auf derſelben Stufe wie die zahlreichen Urteile über Schiller, der nicht über die Gymnaſialjahre hinaus genoſſen werden könne. Schumanns Kunſt hat gewiß etwas Jugendliches, vielleicht darf man ſogar ſagen Jünglinghaftes. Das liegt an der Reinheit ihrer Empfindung, vor allem daran, daß ſie ſo ganz Empfindung iſt. Schumann gibt nichts von dem, was vor dieſer Empfindung liegt, läßt uns nicht miterleben, wie er zu ihr kam. In Überſchriften deutet er das letztere an. Aber es iſt ſehr bezeichnend, wenn er ſich in ſeinen Briefen immer dagegen verwahrt, daß er etwa eine poetiſche Vorſtellung in Muſik zu ſetzen trachte. Vielmehr ſei immer die Muſik zuerſt da, und nachher gebe er dann die dichteriſchen Hinweiſe. Hier liegt natürlich ein gewiſſes Verkennen des tatſächlichen Verhältniſſes vor oder genauer: Schumann hat nicht danach geſtrebt, ſich über die Eigenart ſeines künſtleriſchen Schöpfungsprozeſſes klar zu werden. Zu der Zeit, als er ſelber in

Digitized by Google

Johannes Brahms als Zwanzigjähriger. Nach einer Silberſtiftzeichnung von J. J. B. Laureas. (1853.)

ſo tiefſinniger und geradezu hellſeheriſcher Weiſe muſikaliſchen Problemen ſchriftſtelleriſch beizukommen trachtete, ſtand gerade dieſe Frage nicht zur Erörterung.

Schumann iſt vor Richard Wagner der erſte deutſche Muſiker, der aus innerer Notwendigkeit auch Schriftſteller war. Daß er oft die Schriftſtellerei als Zwang, als Unterdrückung ſeiner beſſeren Kraft empfand, widerſpricht nicht der Tatſache, daß auch dieſe Tätigkeit ſeiner innerſten Natur entſprach. Es iſt ganz wie bei Wagner; auch darin, daß in Schumanns Jugend die dichteriſchen Neigungen überwiegen. Als dichteriſch muß man ſeine Schriftſtellerei aber bezeichnen, trotzdem ſie mehr der Kritik galt. Denn die größeren kritiſchen Abhandlungen Schumanns ſind dichteriſche Phantaſien über die betreffenden muſikaliſchen Werke. Hier iſt die Kritik in der Tat Reproduktion eines Kunſtwerks durch erneute Produktion der aus ihm empfangenen Empfindung. So könnte man viele der Kritiken geradezu als Zurückdichtungen von Muſikwerken bezeichnen, das heißt: jener dichteriſche Untergrund, aus dem die künſtleriſche Schöpfung überhaupt hervorgegangen iſt, wird wieder erreicht, und dieſelben Stimmungen und Kräfte, die jenes Kunſtwerk erzeugten, werden jetzt in anderer Richtung (zur Kritik) in Bewegung geſetzt.

Aber mir ſcheint überhaupt der Urgrund des künſtleriſchen Schaffens Schumanns dichteriſch zu ſein. In gleichem Sinne, wie Richard Wagner bei ſeinem Muſikdrama der Dichtung die männliche künſtleriſche Zeugungskraft zuſprach, während die Muſik das weibliche Empfangen und Gebären erfülle. Schumann iſt vielleicht die einzige vollgültige Parallele zu Wagner als *Dichtermuſiker*, d. h. als zuſammengeſetzte Künſtlernatur, der die gleichzeitige Ausſprache in beiden Künſten als Ineinander, nicht Nebeneinander, Natur iſt. Der Unterſchied zwiſchen beiden liegt darin, daß Wagner durchaus Dramatiker, Schumann vollkommener Lyriker iſt. Als Dramatiker mußte Wagner zur objektiven Geſtaltung des ſchöpferiſch Erſchauten gelangen. Denn als Schöpferiſchſein ſollten wir dieſes „Dichten" bezeichnen. Freilich gibt es auch den rein muſikaliſchen Schöpfer, ihn, der vom muſikaliſchen Akkord als ſolchem ausgeht und aus der unbegrenzten Möglichkeit der Veränderungen und Aneinanderreihungen von Tonformen und Tonfolgen Tongebilde geſtaltet, die voll eigenartiger muſikaliſcher Schönheit ſind.

Ganz anders iſt das ſchöpferiſche Verhältnis, wenn das Muſikaliſche nicht Ausgangspunkt der künſtleriſchen Geſtaltung iſt, ſondern nur Ausdrucksform eines aus Erlebnis oder Empfindung geſtalteten Inhalts. Abſolute Muſik, das iſt Geſtaltung eines Kunſtwerks durch die tönende Bewegung harmoniſcher Formen, einerſeits — „Dichten in Tönen" anderſeits ſind die beiden Gegenſätze. Nicht umſonſt beginnt mit Schumann die eigentliche Verehrung, das wirklich tiefe Verſtändnis Beethovens. Im Verhältnis zu Schumann möchte man Beethoven als epiſche Natur bezeichnen. Nicht daß er erzählt, aber er entwickelt pſychologiſch. Er zeigt das Werden und Wachſen, das Hin und Her, die Unterdrückung und den Sieg von Empfindungen. Schumann dagegen iſt Lyriker jener höchſten Potenz, der in möglichſt wenigen Worten gewiſſermaßen einen Extrakt aus einer langen Empfindungsreihe gibt. Man iſt ſich heute wohl allgemein darin einig, Schumanns höchſte Bedeutung als Komponiſt nicht in den großen Werken, ſondern gerade in den kleinen Stimmungsbildern zu ſehen. Jene kleinen Stückchen für Klavier, die durch die geſchmackloſe Nachahmung etwas in Mißkredit gekommen ſind, die Schumann aber als etwas zuvor faſt ganz Unbekanntes pflegte, ſind das Höchſte und Feinſte ſeiner Kunſt. Sieht man dann, wie ſich dieſe kleinen Stückchen faſt von ſelbſt zu Reihen verbinden, ſo erkennt man nicht nur leicht das poetiſche Werden eines ganzen Erlebniſſes, ſondern gewinnt auch die Verbindungslinien zu der Art Beethovens einerſeits, der Wagners auf der anderen Seite. Weder Chopin noch Mendelsſohn fühlten das Bedürfnis zu ſo innerlich geſchloſſenen Zyklen, wie ſie Schumann in den „Papillons", dem „Karneval", den „Kreisleriana" und den „Waldſzenen" gegeben

hat. Selbst als Liederkomponist sucht er eine Reihe einzelner, für sich stehender Gedichte in Zusammenhang zu bringen. Kleine Nach- und Vorspiele stellen eine Verbindung zwischen den verschiedenen Gedichten her; das Ganze gibt eine Reihe von Stimmungen: die Gipfelpunkte des Empfindungslebens in einem Epos, einem Drama. Bloß das eigentliche Entwickeln von einem zum anderen fehlt, und die Erzählung, wie das so gekommen. Schumann hat „Novelletten" geschrieben, aber die erzählen nichts von seiner Liebe zu Klara, der sie gelten; sondern schwärmen von dieser Klara in den seligen Entzückungen, den qualvollen Verzweiflungsanfällen und taumelnden Sehnsuchtsfreuden seiner leidenschaftlichen Seele. Gerade als Vollblutlyriker wehrt er sich gegen den Gedanken der Programmusik, als schildere er Äußeres ab, während er doch nur Inneres ausspricht. Und wie der echte Lyriker seine Naturstimmungen mitzuteilen weiß, ohne die Veranlassungen dieser Stimmung zu schildern — die beschreibende Poesie ist seit Lessing in steter Mißachtung geblieben —, so vermeidet Schumann geradezu ängstlich selbst jene kleinen Tonmalereien, die auch die absoluten Musiker aller Zeiten nicht verschmäht haben. Man sehe daraufhin zum Beispiel die „Waldszenen" an, die doch ebenso zu kleinen Abschilderungen von Naturmusik Veranlassung gegeben hätten, wie etwa Schuberts „Schöne Müllerin" oder Beethovens „Pastoralsymphonie". Aber selbst in dem wunderbar zarten Stücke „Vöglein als Prophet" redet das Vöglein mit einer Stimme, die gar keine Ähnlichkeit mit einer wirklichen Vogelstimme anstrebt. Es ist danach leicht erklärlich, daß Schumann Kritiken ablehnte, die ihm vorwarfen, daß er die in den Überschriften genannten Stoffe illustriere, da sich ihm natürlich die Überschrift erst nachher einstellte. Schief dagegen war es, wenn er meinte, die poetischen Beziehungen seiner Musik würde er erst nachher gewahr. Allenfalls Beziehungen zu vorhandenen Dichterwerken fremder Herkunft. So etwa, wenn ihm die „Papillons", dem Larventanz aus dem vorletzten Kapitel von Jean Pauls „Flegeljahren", zu entsprechen schienen. Dagegen war eben Schumanns ganze Phantasie von dichterischen Bildern und Vorstellungen erfüllt. Dieses dichterische Bild trug er dann so lange in sich, verarbeitete es so gründlich, bis sich eine Stimmung so verdichtete, daß sie sich nun rein lyrisch in Musik aussprechen konnte. Vom Literarisch-Dichterischen machte er sich in seiner schriftstellerischen Tätigkeit und in seinen Briefen frei.

Es ist für seine Art sehr bezeichnend, daß er so lange gegen alle musikalische Theorie eine Abneigung hegte. Aber auch nachdem er sich zu tüchtigem Lernen entschlossen hatte, schrieb er einem Freunde: „Um Form kümmere ich mich nicht (beim Komponieren); ich mache es eben." Also bildet doch erst der jeweilige Inhalt sich die Form. Darauf beruht Schumanns einzigartige Originalität, die gerade in den Werken seiner ersten Periode am stärksten ist, während sonst die Arbeiten der jungen Jahre tausenderlei Abhängigkeiten verraten. Nicht nur die Zeitgenossen wurden durch diese Werke verblüfft, auch der Musikhistoriker von heute vermag Schumann kaum in eine in die Vergangenheit weisende Linie einzustellen, wenn er ihn von absolut musikalischen Gesichtspunkten aus betrachtet. Auch die polyphone Schreibweise Bachs, die ja sicher auf Schumann stärker eingewirkt hat als auf einen Musiker vor ihm, wird in ganz eigenartiger, rein geistiger Weise ausgenutzt. Ein Bekenntnis wie jenes, daß er „von Jean Paul mehr Kontrapunkt gelernt habe als von seinen Musiklehrern", klingt ja gewiß seltsam, ist aber durchaus keine Phrase. Man braucht nur zu bedenken, daß man Kontrapunkt auch geistig fassen kann, daß es zum Wesen des Jean Paulschen Humors gehört, ganz verschiedenartige Stimmungen und Gedanken zu einer höheren Einheit zusammenzufassen, um den Weg zu sehen, auf welchem es Schumann gelingen konnte, die polyphone Schreibweise zur Steigerung und Vertiefung des dichterischen Gehalts auszunutzen. Hier haben wir dann eine Linie, die zu den Allermodernsten, zur Kontrapunktik eines Richard Strauß hinführt.

Johannes Brahms als Dreiunddreißigjähriger. Nach einer Photographie aus dem Jahre 1866 oder 1867.

Digitized by Google

Darin, daß bei Schumann trotzdem alles so selbstverständlich, so ganz ohne Programm, so urmusikalisch erscheint, liegt der Beweis, daß seine künstlerische Natur zu den ganz seltenen Dichtermusikernaturen gehört. Er tritt da durchaus neben Wagner, dessen Kunstwerk auch im Gegensatz zu aller Nachahmung als etwas so Natürliches, mit Notwendigkeit Gewordenes dasteht.

Aber wie kommt es dann, daß Schumann und Wagner vielfach als Gegensätze aufgefaßt und gegeneinander ausgespielt werden konnten? In der Tat, in ihren Theorien gehen sie meilenweit auseinander. Aber bei beiden deckt sich auch Theorie und Kunstwerk keineswegs. Bei Schumann ist das nicht so auffällig, weil er nie ein System seiner ästhetischen Anschauungen ausgearbeitet hat, weil sein schriftstellerischer Kampf nicht für das eigene Schaffen, sondern für das anderer eintrat oder Bekämpfung der Seichtheit war. Aber die kurzen Bemerkungen in den Briefen, in denen er das Verhältnis seiner Musik zur Poesie streift, sind beredt genug. Sie wirken um so merkwürdiger, wenn wir ihn daneben die Empfindungen, die ihm etwa Beethovens Tonschöpfungen wecken, in derselben Weise poetisch gestalten sehen wie ein dritter, in dem ebenfalls dichterische und musikalische Anlage zusammen tätig waren: E. Th. A. Hoffmann. Auch die Erklärung für diese Erscheinung ist nicht schwierig. So selbstherrlich der Künstler sein mag, der Kunstpolitiker und Denker ist den Einflüssen der Umgebung und der Lebenserfahrung untertan; das Milieu beginnt zu wirken. Bei Schumann wirkte alles zusammen zu einer hohen Einschätzung des Formalen. Er lebte im Leipzig Mendelssohns; die hohe Verehrung der Persönlichkeit des letzteren trübte Schumanns sonst so klaren Blick. Das heißt, er behielt allen Mendelssohnnaturen gegenüber zeitlebens eine Schwäche; wie hat er z. B. den Engländer Bennett überschätzt. Schumann, dessen Schaffen Kampf war gerade hinsichtlich der Formgebung — denn er schuf ja jedesmal neue Formen für den neuen Inhalt —, bewunderte bei diesen Freunden die selbstverständliche Klarheit, mit der sie alle „formalen Probleme" lösten. Er sah nicht, daß für solche Naturen die Form nie ein Problem ist, weil der Inhalt, den sie auszusprechen haben, dem allgemeinen Bildungs- und Empfindungsgehalt entspricht. Dieser Inhalt braucht darum keineswegs flach zu sein; so wird allzuoft der Vorwurf gegen Mendelssohn mißverstanden. Es kann vielmehr sehr geistreich und schön geredet werden; Mendelssohn tat das auch sonst im wirklichen Leben. Aber der Inhalt ist nicht individuell, nicht persönlich erlebt und erkämpft, sondern als Bildung und Wissen übernommen. Schumanns Phantasie dichtete auch in solche mehr formalen Werke einen Inhalt hinein, um so reicher, da er als Mensch so hingebend zu lieben und bescheiden zu bewundern wußte. Es lag nun wohl an der Zeit, daß Schumann seinen kleinen Werken nicht die hohe Stellung innerhalb des zeitgenössischen Schaffens zuwies, die sie in Wirklichkeit einnahmen. Auch die Musik schätzte damals, wie die Malerei, nur die großen Formate als voll ein. Der ausgesprochenen Lyrikernatur lag aber die umfangreiche Komposition natürlich nicht. In der Tat, so hoch man einige der großen Werke Schumanns schätzen mag — an Originalität, an dauerndem Persönlichkeitsgehalt können sie mit den kleineren nicht wetteifern. Aber Schumann hat sich gern diese Gewalt angetan und hat sich tatsächlich mit größter Mühe immer mehr nach der Richtung des Mendelssohnschen Musikideals entwickelt. Als Kritiker hatte er von vornherein für Mendelssohn die Worte nie hoch genug greifen können. So kommt es, daß der erste Dichtermusiker, den wir besessen, nachher im großen Kampfe um die neue „dichterische" Richtung in der Musik stets von den absoluten Musikern als Schildkämpfer ins Feld geführt wurde.

Es wäre dringend zu wünschen, daß die musikalische Entwicklung seit Beethoven einmal gründlich nach dieser Richtung hin untersucht würde. Es müßten die ästhetischen Auslassungen der Theoretiker und vor allem der schöpferischen Musiker genau geprüft und dann mit dem wirklichen künstlerischen Schaffen eingehend verglichen werden. Es würde sich da bald herausstellen, daß es sich hierbei vielfach um bloße Wortkämpfe handelte, daß das künstlerische Schaffen selber viel freier und darum auch duldsamer, viel weniger gegensätzlich war, als es nach den theoretischen Auslassungen scheinen könnte.

Für Richard Wagner, den ich im vorigen so oft im Zusammenhang mit Schumann nennen konnte, ist diese Periode einer echt geschichtlichen Betrachtungsweise bereits gekommen. Daß es so früh geschieht, liegt zweifellos daran, daß Richard Wagners Kunstwerk so gewaltig vor uns steht, daß kein jüngerer mehr den Versuch macht, sich seiner Wirkung zu entziehen, geschweige denn, daß jemand den Versuch unternehmen möchte, sich durch Gegnerschaft gegen Wagners Kunst auch gleich den Theoretiker vom Halse zu schaffen. Man wird es etlichen alten Herren nicht verübeln, wenn sie, um ihre frühere Haltung nicht gar zu sehr Lügen zu strafen, eine gewisse Teilnahmslosigkeit für Wagners Musik zur Schau tragen; noch weniger wird man sich über die guten Musikprofessoren aufhalten, die stets wiederholen, Wagner habe schon deshalb nichts Bedeutendes schaffen können, weil er nichts Rechtes gelernt habe.

Anderseits dürfte es doch auch einem selbständigeren jungen Kopfe geradezu unmöglich sein, ein rechter Wagnerianer jener Art zu werden, wie sie die Zeit des Kampfes für den Meister

Digitized by Google

Johannes Brahms als Fünfzigjähriger. Nach einer Photographie aus dem Anfang der achtziger Jahre.

großgezogen hat. Niemals können wir die Alleingültigkeit von Wagners Allkunstwerk zugeben, wollen wir nicht die meisten Wege der Entwicklung als verstopft ansehen. So verbreitet sich denn immer mehr die Erkenntnis, daß der große Ästhetiker, der Wagner zweifellos gewesen, doch nur Dienstmann und Sachwalter des Künstlers Wagner gewesen ist. Und zwar, wie es ja alle in so hartem Kampfe sind, ein einseitiger Sachwalter. Und darüber hinaus finden wir aufs neue bestätigt, wie unendlich überlegen das schöpferische Genie auch dem geistvollsten Untersucher ist. Denn das tiefste Wesen seines freilich erst später in vollkommene Erscheinung getretenen Kunstwerkes hat uns Wagner gar nicht dargelegt. Jetzt, nachdem es geschaffen, können wir die innersten Lebensbedingungen dieses Wagnerschen Allkunstwerks viel deutlicher aus dem Kunstwerke ableiten, als Wagner sie verstandesmäßig zu konstruieren vermochte.

Als Grundbedingung erkennen wir auch hier die ganz eigenartige Erscheinung des Dichtermusikers, die beiden schöpferischen Fähigkeiten als Ineinander, nicht als Nebeneinander verstanden. Ich habe über dieses Problem an dieser Stelle bereits gesprochen und will mich nicht wiederholen. Aber nach dem Vorangehenden drängt sich doch die Frage auf, wie bei dieser engen Verwandtschaft der innersten Kunstanlage Wagner zu so einem ganz anderen Ende gelangen konnte als Schumann. Vorbedingung war, daß Wagner ebenso einseitig dramatische Natur ist wie Schumann Lyriker. Aber erst die Lebenserfahrungen haben, genau wie bei Schumann, Wagner zur

Digitized by Google

Einseitigkeit seiner Theorie gebracht. Das kann man jetzt sehr gut verfolgen an einem ausgezeichneten Buche, in dem Paul Moos „Wagner als Ästhetiker" behandelt (Berlin, Schuster u. Löffler). Moos war zu dieser Arbeit wie wenige berufen, da er uns schon ein sehr reichhaltiges Buch über die geschichtliche Entwicklung der Musikästhetik beschert hatte. Mit niemals wankender Ehrfurcht vor dem Genius Wagners unterzieht der Verfasser Wagners ästhetische Untersuchungen einer scharfen Durchforschung. Scharfsinnig weist er die in Wagners Person und Lebensgang liegenden Gründe für seine Auffassungen nach, und klar zeigt er, wie Wagners Ästhetik allmählich erst zu dieser schroffen Verkündigung eines allein gültigen Kunstwerks sich auswächst.

Für den älteren Schumann haben wir leider eine derartige Untersuchung noch nicht, trotzdem sie gerade sehr wertvoll werden könnte, da sie notwendigerweise in eine Beleuchtung der ästhetischen Anschauungen während der heftigsten Kampfeszeit unserer neuen Musik ausmünden würde. Schade, daß Berthold Litzmann im zweiten Bande seiner schönen Biographie „Klara Schumann" (Leipzig, Breitkopf u. Härtel), die gleichzeitig eine Biographie Robert Schumanns ist, auf diese Fragen nicht eingeht. Es wäre um so notwendiger gewesen, als sicher Klaras Art dazu beigetragen hat, Schumanns spätere Entwicklung zu begünstigen. Dann aber wäre dabei eine genaue Untersuchung des künstlerischen Verhältnisses Brahms-Schumann unumgänglich gewesen.

Johannes Brahms als Dreiundsechzigjähriger. Nach der letzten Aufnahme von C. Brasch, Porträtmaler und Hofphotographen in Berlin. (Winter 1895/96).

Für Schumann war Brahms derjenige, „der da kommen mußte". Durchaus Lyriker war ja auch Brahms und doch wohl auch Poet. Allerdings nur Empfinder poetischer Situationen, nicht Schöpfer. Darum auch viel leichter rein musikalisch. Er ist wohl eine Erfüllung aus Mendelssohn und Schumann. Doch diese schwierige Frage erheischt eine um so eingehendere Untersuchung, als Brahms zweifellos von Tag zu Tag mehr ins Volk dringt, fast populär wird. Für heute beschränken wir uns mit dem warm empfehlenden Hinweise auf ein neu erschienenes Prachtwerk, dessen Erscheinen für die wachsende Volkstümlichkeit von Brahms spricht. Es ist das von Victor von Müller zu Aichholz herausgegebene Brahms-Bilderbuch (mit erläuterndem Text von Max Kalbeck; Wien, R. Lechner [Wilh. Müller]), das in der Überzeugung, daß der Weg zu einem großen Künstler oft, vielleicht sogar meistens durch das Interesse an seiner menschlichen Persönlichkeit geht, und in der Hoffnung, daß ein aufmerksames Betrachten seiner äußeren, so charakteristischen Erscheinung, wie es hier mit leichter Mühe möglich ist, bald auch zu einer inneren Beschäftigung mit dem Meister und seinen Werken führen werde, sich vornehmlich auf das Bild aufbaut. Man könnte manches dagegen einwenden. Und gewiß, das Brahms-Bilderbuch ist zunächst und vor allem zur Unterhaltung da. Es rechnet in erster Linie auf den Beifall derer, die sich lieber anschauend als lesend unterrichten wollen, d. h. auf den Dank „größerer und kleinerer Kinder jedes Alters". Oder doch unterrichten? Jawohl, das bringen die meisten Bilderfibeln so mit sich. Die Kinder sollen sich belehren lassen, nur sollen sie nicht merken, daß sie belehrt werden — auch in den Anmerkungen nicht, die in Gestalt von Erläuterungen zu den prächtigen Abbildungen in Lichtdruck (Porträts, Wohnstätten, Medaillen, Denkmäler usw.) das ganze Brahmssche Leben von der Wiege bis zum letzten Atemzuge, wie auch in seiner Nachwirkung noch mit der Gewissenhaftigkeit des Gelehrten begleiten.

* * *

Zum Schluß haben wir noch zwei Totenkränze zu winden. Den ersten für einen, dem zu Lebzeiten eine kaum übersehbare Fülle grünender Lorbeerkränze überreicht worden ist, der aber das Glück hatte, noch zuletzt über das kleinste Blumensträußchen sich von Herzen freuen zu können. Eugen Gura ist am 26. August auf seinem Landgute Leoni am Starnberger See, unweit München, gestorben. München war dem am 6. November 1812 im böhmischen Pressern (bei Saaz) geborenen Künstler zur zweiten Heimat geworden. Das Künstlerblut hatte sich in Gura

Digitized by Google

Dramatiſche Rundſchau.

Von Dr. Friedrich Düſel.

Laubes hundertſter Geburtstag — Von zwei Toten des Jahres: Friederike Goßmann; Giuſeppe Giacoſa — Theaterreformen und Bühnenprojekte: Das Weimarer Hoftheater als Nationaltheater für die deutſche Jugend — Das dritte Spieljahr des Harzer Bergtheaters — Neue Theatergründungen in Berlin — Das neue Drama und die neue Szene — Max Reinhardts Inſzenierungskunſt — Das „Wintermärchen" am „Deutſchen Theater" in Berlin.

Kränzen, die der Bühnenruhm windet, ſpricht man nur zu gern jede längere Dauer ab. Nicht nur die Schöpfungen des Schauſpielers, auch die Taten eines Theaterleiters und Regiſſeurs, meint man, ſind Verdienſte, die auf die Schiefertafel geſchrieben werden, und ein mittelmäßiges Drama, ein leidlich erzählter Roman, ein paar hübſche Verſe ſorgten mehr für das Weiterleben eines Namens als eine langjährige, zu ihrer Zeit epochemachende Bühnenführung. Daß auch dieſes Wort, allgemein genommen, nur eine Halbwahrheit darſtellt, konnte man recht deutlich bei der Feier von Heinrich Laubes hundertſtem Geburtstag erfahren. So viele Gedenkaufſätze zum 18. September dieſes Jahres auch erſchienen ſind, keinem iſt es eingefallen, den Dramatiker oder den Romanſchriftſteller in den Vordergrund zu rücken, ſie alle ohne Ausnahme haben in erſter Linie dem Theatermann Laube ihre Reverenz erwieſen. Und in der Tat, jede andere Wertung wäre ein Verſtoß gegen die Wahrheit der hiſtoriſchen Entwicklung. Weder die beiden ſtandhafteſten der Laubiſchen Dramen („Die Karlsſchüler"; „Graf Eſſex") noch ſeine Romane hauchen uns heute noch ein eigenes Leben entgegen, und wenn jetzt eben Dr. H. Houben für die volkstümlichen Leipziger Klaſſikerausgaben (Max Heſſe) eine Ausgabe von Laubes Werken vorbereitet, ſo möchte man nichts dringender wünſchen, als daß dieſe Auswahl ihren Schwerpunkt in den dramaturgiſchen Schriften, vor allem alſo in dem ſchönen Buche über das „Burgtheater" ſuchen möge.

Hier liegen an allen Orten Gedanken und Anregungen, Erfahrungen und Winke, die auch für unſere Gegenwart noch fruchtbar zu machen ſind, ſo ſehr ſich inzwiſchen die geſellſchaftlichen und literariſchen Bedingungen des Theaters verändert haben mögen und ſo wenig die neueſte Entwicklung unſerer Szenen- und Schauſpielkunſt mit dem ſpartaniſchen Weſen Laubiſcher Regie gemeinſam zu haben ſcheint. Denn von dem „Geſamtkunſtwerk", das man heute nach Wagners Vorgang auch auf der Schauſpielbühne aufzurichten ſucht, und an dem Dichtung, Malerei, bildende Kunſt und Muſik gemeinſam beteiligt ſein ſollen, ahnte ſeine Seele noch nichts; ja wenn ihm etwa jemand dieſes Ideal der Zukunft in einem Zauberſpiegel gezeigt hätte, ſo würde er aller Wahrſcheinlichkeit nach in ſeiner derben, ungehobelten Weiſe dagegen gewettert haben. Wie er das Theater verſtand, ſo ſollte es nicht etwa über das Leben hinausweiſen, ſondern im Leben und in der Gegenwart ſelbſt wurzeln, ein Geſchöpf und ein Diener ſeiner Zeit. Ein Theater, meinte er, habe ſeine größte Macht darin, daß es die Gegenwart anſprechend darſtelle; dadurch gewinne es das größte Publikum, dadurch nötige es ſeine Schauſpieler zur Wahrheit und ſeine Zuſchauer zur Würdigung wahrhaftigen Spiels. So verdienſtvoll dieſer Grundſatz zu einer Zeit war, als das Schillerepigonentum in ſeiner Blüte ſtand und die verhängnisvollen Goethiſchen Schauſpielerregeln dem Mimen ſeine geſunde Natur verdarben, noch viel weniger läßt ſich verkennen, daß dieſe Haltung dem von Laube faſt achtzehn Jahre lang (1850 bis 1867) geleiteten Kunſtinſtitut den Stempel der Nüchternheit aufdrücken mußte, zumal wenn man daneben noch in Betracht zieht, wie dienſtfertig dieſer Bühnenleiter dem Geſchmack und Urteil des Publikums zu willen war. Die Wiener wollen nun einmal keine niederſchmetternde Tragik, pflegte Laube zu entgegnen, wenn man ſeine Zurückhaltung gegen Shakeſpere oder gegen Hebbel bemängelte, und aus ihrer bequemen Freude am franzöſiſchen Geſellſchafts- und Sittenſtück der Dumas, Sardou und Augier leitete er ohne Skrupel die Berechtigung ab, dieſes Genre vor allen anderen auf der damals unbeſtritten erſten und vornehmſten deutſchen Bühne zu pflegen. Wie wenig er damit in Wirklichkeit

Digitized by Google

dem Prinzip der „Lebenswahrheit“ diente, das er so gern als das A und O seiner Bühnenführung ausspielte, wird heute wohl jedem klar sein.

Aber dort, wo vielleicht seine größte Schwäche liegt, zeigen sich für den, der tiefer zu sehen vermag, doch auch schon seine Verdienste. Nur durch die Bevorzugung und sorgfältige Behandlung dieser französischen Sittenstücke lernten seine Schauspieler den natürlichen Konversationston zurückgewinnen, der sich noch immer als die bildsamste und fruchtbarste Grundlage jeder schauspielerischen Entwicklung bewährt hat; nur diesen ebenso biegsamen wie lehrreichen Stücken verdankte er selbst das Unterrichtsmaterial, an dem er mit so eiserner Beharrlichkeit und Energie seine Truppen schulen konnte. Man kommt aus dem Staunen nicht heraus, wenn man die Liste der von ihm ausgebildeten Talente durchgeht und darunter fast alles vertreten findet, was seinen Ruhm über fünfzig Jahre bis zu uns hat herüberretten können. Laube war kein Schauspieler von Beruf, aber er hatte jenen untrügerischen Blick für die schauspielerische Begabung, der nicht nur gleich über das Ja oder Nein die Entscheidung zu fällen, sondern, nicht selten gegen den Instinkt des Prüflings selbst, auch dessen spezifische Sphäre zu erkennen vermag, und er verstand es, durch ein paar andeutende Gesten dem tastenden Anfänger Sinn und Charakter seiner Rolle aufzuschließen. Noch wertvoller aber waren die eingehenden Interpretationen des dichterischen Werkes, die er auf den Proben zu geben pflegte. Auf Ausstattung hielt er nicht viel: ein Tisch, ein paar Stühle rechts und links, das genügte ihm selbst für ein Fürstengemach. „Man soll keine Flinte auf die Bühne bringen, wenn nicht geschossen wird,“ war ein Lieblingswort von ihm. Um so mehr Sorgfalt widmete er dem dichterischen Wort. Keine Mühe war ihm zu schwer, die Idee, das Gedankenrückgrat eines Stückes erst einmal vor seinen Schauspielern bloßzulegen, ihnen den Aufbau der Handlung anschaulich zu machen und jede Wendung, jeden Einschnitt zur rechten Wirkung zu bringen. Der Darsteller sollte unter seiner Führung durchaus ein gehorsamer Diener des dichterischen Wortes und Willens sein. Freilich, für lyrische Schönheiten hatte er kein sonderlich empfängliches Organ, wie ihm alles rein Gefühlsmäßige, Transzendente und Mystische verschlossen blieb. Da mag sein Rotstift denn oft recht grausam gewütet haben. Aber es fragt sich, ob die Rücksicht auf das Erreichbare — und Laube war durch und durch ein Praktiker und Realpolitiker — diese Zugeständnisse an den für alles Heitere und Leichte fröhlich aufgeschlossenen, für alles „Verstiegene“ aber desto unzugänglicheren Wiener Geschmack von 1850 nicht unerbittlich forderte. Man soll ihm also keinen allzu schweren Vorwurf daraus machen, schon weil er immer den Blick auf den Gehalt und das innere Gewebe seines Stückes gerichtet hielt und sich, wenn er vielleicht den feineren Schmuck vernachlässigte, doch auch von Äußerlichkeiten nicht hinnehmen ließ. Diese Liebe zum Ganzen mußte denn auch seiner Behandlung des Ensembles zugute kommen. Er haßte die „Mustergastspiele“, die damals Mode wurden, und wollte dies geläufige Zeitungswort nur als eine gefällige Variante für „Monstregastspiel“ gelten lassen, „geeigneter für Reklame als für künstlerisches Gedeihen“. Schauspieler, die ein vornehmes künstlerisches Gesamtgebilde zustande bringen sollen, müßten aufeinander abgestimmt oder, wie er gern sagte: auf das Ganze „abgetont“ sein. Sonst stünden sie hart, anspruchsvoll, jeder auf seinen Schein pochend, nebeneinander, jeder wolle Licht, keiner Schatten sein, und wer die Zeche bezahlen müsse, sei am Ende immer der Dichter.

Das alles berührt aber eigentlich nur die Peripherie des Laubischen Wirkens. In den Kernpunkt seiner dramaturgischen Verdienste führt uns erst seine Repertoirepolitik, seine erfolgreiche Bemühung um die Gründung eines vielseitigen, dauerhaften und charaktervollen Spielplans. „Ein großes Kunstinstitut“ — mit dieser Überzeugung trat er seinen Posten am Burgtheater an — „muß einen Charakter haben, um in Autorität zu bleiben, und wenn die Direktion ihr keinen zu verleihen weiß, weil sie selbst keinen hat, so ist der Niedergang unvermeidlich.“ Als er sein Amt verließ, hatte er, die kleinen menschlichen Schwächen und Irrtümer abgerechnet, denen jeder Sterbliche seinen Tribut zu zollen hat, diesen Grundsatz aufrecht erhalten und sich doch einen Spielplan geschaffen, dessen Kreis fast alles Lebensvolle aus der dramatischen Literatur der Vergangenheit und Gegenwart umschloß. Diese „Vollständigkeit“ des Repertoires war sein Ehrgeiz und sein Stolz. „Bleibe ein Jahr in Wien,“ glaubte er am Ende seiner Direktionstätigkeit jedem Fremden zurufen zu können, „und du wirst am Burgtheater alles sehen, was die deutsche Literatur seit einem Jahrhundert Klassisches oder doch Lebensvolles für die Bühne geschaffen; du wirst sehen, was von den romanischen Völkern unserer Denk- und Sinnesweise angeeignet werden kann.“ Gewiß, er setzte das Geschmacksmaß des „gebildeten Mannes“, den er sich als Beurteiler und Genießer dieses Spielplans vorzustellen liebte, reichlich bescheiden an, wenn er „das einfache Wort, das intime Schauspiel, die keusche Klassizität, welche jedem sinnigen Menschen verständlich wird“, als die Grundelemente des Burgtheaters sanktionierte und somit allen großen Erschütterungen geflissentlich aus dem Wege ging. Aber an seinem Leitsatz, eine Theaterdirektion habe in erster Linie danach zu trachten, daß ihr Repertoire mannigfaltig sei, mannigfaltig in der Gattung: heute Tragödie, morgen Komödie, und innerhalb dieser wechselnden Gat-

Digitized by Google

tungen auch Abwechſlung des Dichters, daran könnte ſich auch heute noch manche Bühnenleitung aus dem Trott der Kaſſen- und Serienſpielerei zu einer wenigſtens anſtändigen Höhe literariſcher Bedeutung emporarbeiten.

Will man ſich recht deutlich vergegenwärtigen, was Laube dem Burgtheater geweſen iſt, ſo braucht man nur die Liſte der Schauſpieler zu überblicken, die er für die Bühne gewonnen hat. Da ſind Dawiſon, Meixner und Joſ. Wagner, Baumeiſter, Gabillon, Sonnenthal, Förſter und Lewinsky, Schön, Hartmann und Kraſtel, dazu die Damen Gabillon-Würzburg, Seebach, Goßmann, Baudius, Janiſch, Wolter uſw. Nur wenige davon ſind heute noch am Leben, noch weniger in Wirkſamkeit. Einen der berühmteſten dieſer Namen hat erſt wieder der letzte Sommer von der Tafel der Lebenden gelöſcht: am 14. Auguſt iſt Friederike Goßmann (Gräfin von Prokeſch-Oſten) achtundſechzig Jahre alt in ihrer Villa in Gmunden am lieblich-ernſten Traunſee geſtorben. Freilich, ihr Künſtlername bedeutete längſt nur noch eine Erinnerung; ſchon als Zweiundzwanzigjährige (1860), nachdem ſie knapp vier Jahre unter Laube am Burgtheater tätig geweſen, hatte ſie ſich von der Bühne zurückgezogen, um hinfort nur noch in Wohltätigkeitsvorſtellungen aufzutreten. Um ſo enger verband ſich für uns Jüngere mit ihrem Ruhm der Gedanke an Jugend und taufriſche Naivität, an alle holden Reize der Anmut und Schelmerei. Als berühmteſte Darſtellerin der Fanchon („Grille") und des Lorle lebt ſie in der Theatergeſchichte; aber ſie war mehr, als dieſe abgeſchmackten Rollen erraten

Digitized by Google

lassen: sie war eine denkende Künstlerin, die sich die freien Gaben der Natur, ein zartes Ebenmaß der Formen, eine edle Zierlichkeit der Gestalt, eine heitere Anmut der Bewegung mit Bewußtsein zu inneren Besitztümern zu machen verstand. Nicht aus Zufall oder Willkür, mit Absicht und Überlegung lehnte sie alles ab, was sie aus dem Kreise ihrer natürlichen Begabung hinauszulocken suchte. Das Erhabene, Gewaltige und Mächtige, das streng Heroische, mit einem Wort die tragische Würde war ihr von Natur aus fremd; so vermaß sie sich auch nicht, damit zu tändeln. Selbst das Käthchen von Heilbronn, als das sie Hebbel so wenig gefiel, daß er meinte, das allerschnippischste Stubenmadel könne bei ihr noch in die Schule gehen, ließ sie bald wieder fallen. Desto sicherer beherrschte sie das Feld des heiteren oder rührenden Schauspiels, zumal wenn es seine leichten Konflikte unmittelbar aus dem bürgerlichen Leben nahm. Dieses Genre, dem Laube so viel Liebe und Sorgfalt widmete, ist heute so gut wie ausgestorben. Soll man sich darüber freuen, oder soll man es bedauern? Jedenfalls haben die oberflächlichen Gesellschaftsstücke einer Birch-Pfeiffer und eines Bauernfeld, denen Friederike Goßmann ihre Kunst leihen mußte, sie nicht daran gehindert, dem Zuschauer lebensvolle, bald durch ihren Liebreiz entzückende, bald durch ihre Herzensgüte ergreifende Gestalten vor Augen zu stellen. Dabei verlor sie sich nie in Einzelheiten, immer behielt sie das Ganze im Auge. „In allem, was sie bildet," urteilt ein so reichgebildeter Geist wie Michael Bernays, „waltet das Maß. Kommt sie aber im Fortschritt der Charakterentwicklung auf einen Punkt, wo in einem flüchtigen Augenblick der Gehalt eines ganzen Lebens sich zusammendrängt, wo die Mächte des Gemüts, auf das höchste gespannt, den Aufruhr gegeneinander beginnen und das Außerordentliche zutage kommen will, dann ist auch die Künstlerin schlagfertig da, in der Fülle ihrer Kraft; dann bricht aus den Tiefen des Lebens ungehemmt in vollen, reinen Strahlen die Leidenschaft hervor, und wir vernehmen jene Herzenslaute, in denen sich die Träne mit dem Hauche der Seufzer mischt, unbeschreibliche Töne, die rührend in das Innerste dringen und deren Nachklang uns noch lange bewegt." Dann und wann, zwischen den „kleinen Purzelbaum-Stücken", war es doch aber auch ihr vergönnt, die Schöpfung eines echten Dichters zu verkörpern, und wenn sie — gleich der Niemann-Raabe, die als „Naive" ein ähnliches Geschick mit Anmut zu tragen wußte — einmal die Marianne in Goethes „Geschwistern" spielte, dann feierte ihre sinnlich-ausdrucksvolle, aber durchaus auf seelischem Grunde ruhende Kunst ein Fest der Erhebung in den Armen der „lieben Natur". Auch Laube, der im übrigen keine sonderliche Vorliebe für sie hegte, sah mit Bedauern die Entwicklung dieses originellen Talentes abgebrochen, als die Liebe es plötzlich von der Bühne an den Traualtar entführte.

Friederike Goßmann.

In der spezifisch wienerischen Schauspielkunst, die sich so unverkennbar von der norddeutschen unterscheidet, ist früh ein starker romanischer Einschlag zu bemerken gewesen, und es müßte sich wohl lohnen, einmal die Anregungen und Bereicherungen zu untersuchen, die durch Vermittlung Wiens unserem dramatischen Darstellungsstil aus dem Italienischen zuteil geworden sind. Die Namen Ristori, Rossi und Salvini, Novelli und Zacconi, Tina di Lorenzo und Eleonora Duse reden Bände. Um so bescheidener ist das, was von der italienischen Dramatik der Gegenwart auf unsere Bühne gelangt ist. Verhältnismäßig am häufigsten begegnete uns auf den deutschen Spielplänen neben d'Annunzio noch der Piemontese Giuseppe Giacosa (geb. 1847), und auch dessen bemerkenswertem Schaffen ist nun vor kurzem (2. September) durch den Tod ein Ziel gesetzt worden. Giacosa hatte sich zuerst in graziösen dramatischen Legenden oder Idyllen, später in anspruchsvolleren geschichtlichen Dramen versucht, zu uns drang er erst, als er zum sozialen und psychologischen Drama überging. Seine Ehedramen „Tristi amori" (Freudlose Liebe), „Diritti dell'anima" (Rechte der Seele), aber auch eins seiner letzten Stücke, „Come le foglie" (Wie die Blätter), haben, meistens vom Wiener Burgtheater aus, ihren Weg auf zahlreiche deutsche Bühnen gefunden. Das hatten sie gewiß zum Teil ihren dankbaren, die Schauspieler gleichsam zur ebenbürtigen schöpferischen Mitarbeit aufrufenden Rollen zu danken, aber aus diesem theaterfrohen Verismo heraus sang ein Lied vom

Digitized by Google

Leiden der Seele, das uns den empfindungstiefen, mit aller Kreatur verschwisterten Dichter und den gewissenhaften Psychologen verriet, und dessen satte Molltänge, wenn auch mehr lyrisch als dramatisch, uns wunderbar ergriffen. Wir fühlten, daß hier ein Kind und ein Dichter unserer Zeit sprach, vielleicht nicht berufen, uns sieghaft über sie emporzuheben, aber unzweifelhaft zum Künder ihrer Schmerzen und Klärer ihrer Wirrnisse geweiht. Der Ernst und die Ehrlichkeit, die er dabei bekundete, sichern ihm auch bei seinen germanischen Brüdern ein ehrenvolles Andenken.

* * *

Die theoretischen und praktischen Reformen, die sich während des Sommers, wo die Theater feiern, immer am lebhaftesten zu rühren pflegen, sind auch während des letzten Jahres wieder rüstig am Werke gewesen. Das meiste davon bleibt erfahrungsgemäß auf dem Papier; es bedeutet schon viel, wenn hier und da ein Körnchen von all den kühnen Anregungen und Plänen in die lebendige Praxis übergeführt wird. Ein paar unverbesserliche Schwarzseher haben dieses trübselige Schicksal auch demjenigen Projekte vorausgesagt, daß von allen seinen zahlreichen Geschwistern am weitesten ausblickt und, einmal verwirklicht, am tiefsten in unsere Theaterkultur eingreifen müßte. Es ist dies Adolf Bartels' großzügiger Plan, das Weimarer Hoftheater als Nationaltheater für die deutsche Jugend zu gewinnen, indem man hier alljährlich in der sommerlichen Ferienzeit anderthalb Monate hindurch wöchentlich je einen Zyklus von sechs hervorragenden Dramen der Weltliteratur aufführt, wozu die Schüler der oberen Klassen aller höheren Lehranstalten aus ganz Deutschland einzuladen wären. Ich habe über die Vorbereitungen und ersten literarischen Schritte zu diesem Unternehmen schon im vergangenen Jahre berichtet (Novemberheft 1905); inzwischen hat sich ein großer Teil der deutschen Presse gleichfalls ermunternd dazu ausgesprochen, und der Vater des Gedankens kann in einer zweiten, vermehrten Auflage seiner Schrift (Weimar, Böhlau; 50 Pf.) mit Genugtuung feststellen, daß sich auch in der deutschen Lehrerschaft, auf die es ja in erster Linie ankommt, neuerdings eine lebhaftere Teilnahme regt. Da ferner auch der Großherzog von Weimar sich dem Plane geneigt zeigte, hat sich inzwischen in Weimar ein örtlicher Arbeitsausschuß zu seiner Verwirklichung gebildet, und am 30. September hat man in der Stadt Goethes und Schillers nach einem einleitenden Vortrag Prof. Adolf Sterns die erste öffentliche Beratung abgehalten, um nun nach Gründung des „Deutschen Schillerbundes" alsbald zu praktischen Maßnahmen überzugehen. Man sieht: die Arbeit stockt nicht, sondern schreitet, wenn

Giuseppe Giacosa.

auch langsam wie alles für die Zukunft Bauende in Deutschland, mit festen Schritten vorwärts. Wenn sich jetzt auch der finanzielle Opfermut mobil machen läßt, so ist vielleicht doch zu hoffen, daß im Jahre 1909, wie geplant, die Ferienzüge zum erstenmal die Schülerscharen zu den Aufführungen der „Nationalbühne für die deutsche Jugend" führen werden. Dieses bestimmte, fest umgrenzte Ziel sollten die ferneren Bemühungen zunächst allein im Auge behalten, ohne dahinter gleich noch nach weiterliegenden Idealen zu spähen, wie z. B. nach einer „ständigen Nationalbühne" für das ganze deutsche Volk: dergleichen Schwärmereien müßten die Kräfte nur unnütz zersplittern.

Seite an Seite mit den immer wiederholten Versuchen, in unseren geschäftsmäßigen Theaterbetrieb einen höheren Schwung und eine festlichere Weihe zu bringen, geht weiter der Drang der Bühne ins Freie, von der hier bei der Würdigung des Harzer Bergtheaters gleichfalls schon im vorigen Herbst ausführlicher die Rede gewesen ist. Auch in diesem Jahre haben die Festspiele im Freien wieder mancherlei Zuwachs erhalten — es sei nur an die auf dem Hohentwiel abgehaltenen Aufführungen „Unter der Reichssturmfahne" erinnert —, im ganzen aber darf man feststellen, daß sich alle diese sommerlichen Unternehmungen mehr und mehr ihres Charakters als einer dramatischen Spezialität bewußt werden, einer Spezialität, der durch die Örtlichkeit, die Gelegenheit und die Jahreszeit ganz be-

Digitized by Google

Rudolf Schildkraut als Autolycus im „Wintermärchen". (Nach einer Aufnahme von Otto Becker u. Maaß in Berlin.)

stimmte, unverrückbare Beschränkungen auferlegt sind, und die deshalb eine allgemeine, von innen umgestaltende Bedeutung für unser modernes Theaterwesen unmöglich gewinnen kann. Zu dieser Erkenntnis scheint mittlerweile auch das von Dr. Ernst Wachler geleitete Harzer Bergtheater gelangt zu sein. Es hat jetzt trotz mancher mißgünstiger Umstände seine dritte Spielzeit tapfer und nicht ohne hübsche Erfolge überstanden, aber es hat, soviel ich sehe, in diesem dritten Jahre ein für allemal den falschen Ehrgeiz aufgegeben, für seinen besonderen Naturschauplatz nun auch ein besonderes — wie soll man sagen? — nationales Naturdrama aus dem Boden zu stampfen. Statt dessen hat es fleißig Umschau gehalten in den Schätzen unserer älteren dramatischen Literatur und daraus in Goethes „Iphigenie", „Laune des Verliebten" und „Erster Walpurgisnacht", in Otto Ludwigs urdeutschem Lustspiel „Hanns Frei", Hebbels „Moloch"-Fragment, Immermanns „Nachbarn", ja halb und halb auch in Lessings „Witwe von Ephesus" Stücke gewonnen, denen der in die freie Natur eingebaute Schauplatz für Stimmung und Farbe eigentümliche und wertvolle Hilfen bietet.

Von Grund aus umgestalten — ich wiederhole es — kann und wird eine solche Landschaftsbühne unser heutiges Theater nicht. Der künstlerische Fortschritt unseres Dramas, unseres Bühnenwesens und unserer Darstellung wird vielmehr auch in Zukunft an die Entwicklung unserer städtischen, genauer noch unserer großstädtischen Bühnen geknüpft bleiben. Ja, man darf noch weiter gehen: bei der offenkundigen Armut an wertvollen neuen Dramen und bei dem immer stärker in den Vordergrund tretenden Interesse an der schauspielerischen und szenischen Darstellung eines Bühnenwerkes kann es nicht fehlen, daß auch fernerhin Berlin mit seinen günstigen Eisenbahnverbindungen und seinem riesigen Fremdenstrom die Vorherrschaft in Theaterdingen behält. Ich verkenne und unterschätze keinen Augenblick die mannigfachen Bemühungen größerer Bühnenstädte im Reiche, sich in ihren dramatischen Darbietungen neuerdings von dem Berliner Spielplan zu emanzipieren. Dieser Drang zu Selbständigkeit ist nur mit Freuden zu begrüßen: nichts wäre für unser mit dem Individualitätsprinzip stehendes und fallendes Kulturleben gefährlicher, als wenn es sich nach französischem Muster einseitig zentralisieren ließe. Aber eine Zweimillionenstadt wie Berlin verfügt nun einmal über die größten Mittel — finanzielle wie künstlerische, d. h. in diesem Falle, da der Dichter nicht an den Ort gebunden ist, schauspielerisch-szenische —, und mit ihrer immer regen Unternehmungslust vermag sich keine andere deutsche Großstadt zu messen. Nicht weniger als fünf neue Theatergründungen sind innerhalb des Berliner Weichbildes augenblicklich in der Entstehung begriffen. Davon werden drei noch in diesem Spieljahr eröffnet werden: das Charlottenburger Schillertheater, eine volkstümliche Bühne nach dem Muster des seit fünfzehn Jahren so erfolgreich von Dr. Raphael Löwenfeld geleiteten gleichnamigen Berliner Hauses; die „Kammerspiele" Max Reinhardts in dem Nachbargrundstück des von ihm geleiteten „Deutschen Theaters", eine auf intime Wirkungen abzielende Gesellschaftsbühne; und das „Neue Schauspielhaus" am Nollendorfplatz, ein Unternehmen des Herrn Alfred Halm, der eine Zeitlang das „Berliner Theater" leitete, bevor dieses von seinem neuen Herrn, Direktor Ferdinand Bonn, mit dem Detektiv-Stück „Sherlock Holmes" zu einer künstlerisch nicht mehr in Betracht kommenden Vorstadtbühne degradiert wurde.

Alle diese alten und neuen Bühnenhäuser stehen nun da und warten auf die „neuen großen Dramatiker". Denn wenn auch keins von ihnen so alles Geschäftssinnes bar ist, daß es auf die Armut und Nüchternheit unserer gegenwärtigen dramatischen Produktion ausdrücklich hinweist — leugnen läßt sich die dramatische Unfruchtbarkeit der Zeit nicht, und wer auf ein gesegneteres Land hoffen will, muß auf die mehr oder weniger verheißungsvollen Stimmen der Propheten bauen, die den Schleier von der Zukunft des Dramas zu lüften suchen. Es kann hier diese Art der Theaterliteratur nur gleichsam im Vorübergehen gestreift werden, auch ist ja erst in einem

Digitized by Google

der letzten Hefte (August) in der „Literarischen Rundschau" eine Anzal solcher Schriften besprochen worden. Gleich jenen sind die neuen darin einig, daß die Entwicklung unseres modernen Dramas auf das Stildrama hinsteuert. So sieht auch Julius Bab in einer gedankenreichen, nur etwas philosophisch abstrakt gehaltenen Schrift: „Wege zum Drama" (Berlin, Österheld u. Ko.), die über die jüngeren und jüngsten Dramatiker der Gegenwart (Hofmannsthal, Wedekind, Vollmoeller, Eulenberg, Schmidt-Bonn, Beer-Hofmann, Paul Ernst, Wilhelm von Scholz u. a.) kritische Revue abhält, die Linien einer hoffnungsvollen Entwicklung allein in dem Emporkommen eines neuen Stildramas. Babs feinfühlige Untersuchung ist namentlich deshalb wertvoll, weil sie aus dem Gestrüpp der dramatischen Gegenwartsproduktion alles das mit sicherer Hand herauszuheben weiß, was Zukunftsgeist in sich hat. Mannigfache Berührungen mit diesem Bekenntnis zu einer neuen dramatischen Stilkunst weist Alfred Rossigs übrigens früher erschienene Studie „Die Erneuerung des Dramas" auf (Berlin, Concordia). Auch sie erblickt, ihr kritisches Rüstzeug zum nicht geringsten Teil aus älteren Ästhetiken und Poetiken nehmend, das Heil der dramatischen Kunst in einer Art von Ideal-Realismus, der den Naturalismus der neunziger Jahre nicht etwa als tot und unfruchtbar abtut, sondern ihn mit einem neuen auf dem Fittich des neugeborenen dramatischen Verses einherschwebenden Symbolismus verschmelzen möchte. Auf dieser mittleren Linie einer modernromantischen Form wird das Drama, hofft Rossig, einen Stil voll Harmonie, Schönheit der Form und Größe des Vorwurfs finden. — Nur einzelne kritische Randbemerkungen zum Drama und Theater der Gegenwart findet man in den Essaysammlungen zweier jüngerer Schriftsteller, die sich beide auf die Erfahrungen eigener Produktivität stützen können: in Wilhelm Holzamers losen Blättern „Im Wandern und Werden" (Berlin, Wiegandt u. Grieben) und in den „Gedanken zum Drama" von Wilhelm von Scholz (München, Georg Müller), in denen ein über sein eigenes Schaffen streng nachdenkender Geist in Aufsatz- oder Aphorismenform viele feinsinnige Beobachtungen über das Wesen der dramatischen Kunst ausstreut. Namentlich die dramaturgische Studie über die Dingelstedtische Gesamtaufführung der Shakesperischen Königsdramen (1864) ist der Beachtung wert. Im übrigen scheint es diesen, wie gesagt, etwas philosophisch abstrakten Theoretikern des Dramas schon jetzt an der nötigen Kritik im eigenen Lager nicht zu fehlen. Scholz selbst legte den Finger auf die bedenklichste Wunde der gesamten Propaganda, wenn er bald nach Erscheinen seiner „Gedanken" in einer Tageszeitung meinte, es sollte ein Buch geschrieben werden über die „philosophische Entartung des Dramas". In ihm „könnte uns Jüngsten, denen vielleicht einer der nächsten Tage der Mode gehören wird, das Urteil gesprochen werden. Und nicht nur uns! Unter dem Gesichtspunkt einer solchen Entartung ins Philosophische wird jedenfalls alles, was heute im Drama über die Mittelmäßigkeit emporringt, was zum Stile strebt, richtig erkannt werden, in bezug auf seine Gestaltungschwäche."

Gleichzeitig mit der produktiven Dramatik drängt es auch unsere Schaubühne mit ihrem darstellerischen und technischen Apparat auf eine neue Stilkunst hin. Das ist selbst das Schlagwort in der Schrift eines so praktischen Theatermannes wie Karl Hagemann, des künftigen Mannheimer Hoftheaterintendanten, die in großen Zügen die „Aufgaben des modernen Theaters" zeichnet (Berlin, Schuster u. Löffler). Hagemanns Theaterästhetik könnte man wohl eine Verquickung der Theorien Richard Wagners und der Reinhardtschen Regie- und Ausstattungskunst nennen. Mit Wagner stellt sie dem Theater die hohe Kulturaufgabe, den Menschen von der bedrückenden Banalität des Daseins zu erlösen und ihn durch die Ideale des Lebens mit dem Erdendasein zu versöhnen. Dem Philister, dem geschworenen Feind aller freien Entfaltung von Geist und Leidenschaft, gelte zunächst der Kampf! Erst wenn er unschädlich gemacht ist, kann sich eine künstlerische Kultur entfalten, und diese wiederum kann nur gedeihen, wenn sie sich einen nationalen Stil zu erobern weiß. „Stil" ist

Hans Pagay als alter Schäfer im „Wintermärchen". (Nach einer Aufnahme von Hugo L. Held in Charlottenburg.)

für Hagemann der wesentlichste Faktor im Bühnenwesen, wie es die wesentlichste Aufgabe des geistig überlegenen Regisseurs ist, den eigentümlichen Charakter jedes Dichters und jedes Werkes zu erfühlen, um ihn dann im Rahmen der nationalen Kunstauffassung herauszugestalten.

Hatte schon Hagemann — und vor ihm mancher andere — die wichtigste Aufgabe in dem modernen Theater dem Regisseur zugewiesen, so geht ein junger Berliner Dramaturg und Kritiker, William Wauer, auf diesem Wege weiter, weiter bis ans äußerste oder, wie er glauben wird, konsequenteste Ziel, indem er die moderne Bühnenkunst ganz und völlig in ein Werk des Regisseurs auflöst. Er eifert in seinen kritischen Beiträgen zur Theaterreform („Der Kunst eine Gasse"; Berlin, Herm. Seemann Nachf.) gegen die herrschende „Guckkasten- und Illusionsbühne", weil sie doch mit allen ihren Fortschritten in Technik, Malerei und Musik immer nur ihre Ohnmacht zeige, ein stichhaltiges Bild der Wirklichkeit vorzuzaubern. Eine einzige vom Windhauch bewegte Falte in dem elektrisch beleuchteten Velarium, das das Himmelsgewölbe darzustellen

Hans Waßmann als junger Schafer im „Wintermärchen". (Nach einer Aufnahme von Hugo L. Held in Charlottenburg.)

habe, müsse die Illussion zu Fall bringen. Nicht auf die restlose Vortäuschung der Wirklichkeit, auf den Ausdruck und die Stimmung sollte daher das moderne Theater ausgehen. Daß dies aber möglich werde, dazu gehöre, daß man das Theater in die Hände eines schaffenden Künstlers lege, der ebenso über ein ausgebildetes Auge und Ohr wie über schöpferische Phantasie, Geschmack und eine ungeheure Wandlungsfähigkeit verfügen müsse. „Es ist unmöglich, ein Dichtwerk auf der Bühne darzustellen, wenn es nicht erst im Hirn des Regisseurs seine Auferstehung gefeiert hat. Er muß dem Dichtwerk erst Odem einhauchen, seinen Odem, damit es lebendig, individuell wird. Damit ist vor allem gesagt: es ist ein unkünstlerischer Unsinn, wenn sich Schauspieler irgendwelche Selbständigkeit dem Regisseur gegenüber wahren wollen ..." Und dann malt Wauer im letzten Kapitel seines Buches ein Bild des modernen, d. h. des idealen Regisseurs, das in allem wesentlichen eng mit dem Konterfei jenes Allerweltskünstlers verwandt ist, das der Engländer Gordon Craig in seiner „Kunst des Theaters" aufgestellt hatte, und das schon im vergangenen Jahre hier gründlich und entschieden abgelehnt worden ist. Bietet der erste Teil der Wauerschen Schrift manche beherzigenswerte Anregung und Mahnung, zumal in der Polemik gegen die Illusionsbühne und in der Propaganda für die Ausdrucks- und Stimmungsbühne, so schwindet ihr im zweiten Teil aller Boden unter den Füßen. Diese Krönung und Heiligsprechung des Regisseurs heißt doch in Wirklichkeit nichts anderes, als den Schauspieler zu einer Marionette herabdrücken, und ich möchte einmal erleben, was ein Kainz, ein Matkowsky, eine Duse sagen würde, wenn Herr Wauer ihnen zumuten wollte, in dem „künstlerischen Theater", das er, „unterstützt von opfermütigen Freunden", Ende des nächsten Jahres in Berlin ins Leben rufen will, nach jenen Grundsätzen ihre Hamlet, Othello, Tasso und Magda zu spielen! Wieviel Intelligenzen gingen uns verloren, wenn die Wauersche Utopie je Aussicht hätte, Wirklichkeit zu werden! Doch sobald er sein Rhodus hat, werden wir ja sehen, wie hoch er mit seinen unentweihten Dilettanten zu springen vermag.

Durch alle diese Erörterungen über die neue Schaubühne und die neue Szene klingt, genannt oder ungenannt, der Name Max Reinhardt hindurch. Es ist doch nun einmal nicht anders: Reinhardts Inszenierungen haben all diese lebhaften Erörterungen, sachliche und phantastische, zustimmende und ablehnende, erst möglich gemacht. Dabei ist immer wieder eins hervorzuheben: man darf bei Reinhardts Inszenierungen nicht schlechthin von „Ausstattung", auch nicht von „Dekoration" reden, bevor man diese nur allzu geläufigen Fachausdrücke nicht für den besonderen von ihm geschaffenen Fall erklärt und modifiziert hat. Rein-

Digitized by Google

hardts „Ausstattung“ ist etwas ganz anderes als die der Meininger, der Moskauer oder auch unserer mit einem reichen Kulissen- und Requisitenfundus gesegneten Hoftheater. Mit Pracht, Prunk, Reichtum, historischer Echtheit oder minuziöser Sorgfalt in allem bric-à-brac der Umgebung wird ihr Wesen auch nicht im entferntesten getroffen. Reinhardts Ziele liegen ganz wo anders. Wenn man von seinen Inszenierungen spricht, sollte man das Wort „Ausstattung“ lieber ganz vermeiden; denn um Außendinge, um die mehr oder minder glanzvolle Oberfläche der Bühnenbilder handelt es sich bei ihm gar nicht. All sein Bemühen geht im Gegenteil darauf aus, ins Innere der Bühnendichtung zu dringen, aus ihr selbst die ihr eingeborene Stimmung, die heimliche Melodie zu erlösen und durch die Gestaltung der Szene in allem, was dazu gehört, in Aufbau, Dekorationen, Kostümen, Requisiten, vor allem aber in der Ausnutzung des Lichtes und, wenn es sein kann, durch Zuhilfenahme der Musik, möglichst genau diejenige seelische Resonanz in uns hervorzurufen, die das Werk erst zu vollem Leben erweckt. Schon daraus geht hervor, daß ihm unter Umständen Einfachheit der szenischen Mittel ein ebenso willkommener Diener für seine Absichten ist wie Reichtum, und daß es törichtes Gerede, ihm Nachahmung jener englischen oder amerikanischen Bühnensensationen vorzuwerfen, deren neuester Clou in einem veritabeln Wolkenbruch mit 300000 Gallonen Wasser besteht. Damit soll keinen Augenblick geleugnet werden, daß Reinhardt sich in seinen Inszenierungen hier und da vergriffen, daß er insbesondere nach der Seite des Glanzvollen und Blendenden nicht einmal des Guten zuviel getan habe. Wo geschähe das nicht in der jungen Entdeckerfreude an neuen Schönheiten und neuen Möglichkeiten, sie auszudrücken! Aber schon jetzt hat sein von heiligem Ernst erfülltes Streben, jedem Dichtwerk sein eigentümliches Klima, jeder Szene ihre eigentümliche Atmosphäre zu schaffen, ihn auf einen Weg geführt, der ebensogut dem mehr geistig und daher dramatisch aktiv gearteten Gehalt einer dichterischen Schöpfung gerecht wird, wie er vorher („Sommernachtstraum“!) der lyrisch-landschaftlichen Stimmung gerecht wurde. Beides zueinander in das richtige Verhältnis zu bringen, mit beidem je nach Bedarf abzuwechseln, beides dann in eine Harmonie, gebildet aus Stimmung und Linie, Kolorit und Architektur, zusammenzufügen, mit einem Wort: seine szenische Kunst zum Stil zu läutern, das muß und wird Reinhardts nächste Aufgabe sein.

Sie zu erfüllen, hat seine jüngste Inszenierung, die des „Wintermärchens“, schon begonnen. Wer dieses Altersdrama Shakespeares kennt, weiß, daß es alles andere eher denn ein Gegenstück zum „Sommernachtstraum“ ist. Schwebt in diesem holdesten aller Naturdramen von Anfang bis

Lucie Höflich als Perdita im „Wintermärchen“. (Nach einer Aufnahme von Hugo L. Held in Charlottenburg.)

zu Ende sichtbar oder unsichtbar der Elfen- und Geisterchor des Märchens durch die Szene, so daß die Frage nach der Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit des Ganzen gar nicht erst auftaucht, so zerfällt das „Wintermärchen“ in zwei innerlich durchaus verschiedene Teile, von denen der eine, der ungleich ausgedehntere und gewichtigere, das düster beginnende, heiter endende Eifersuchtsdrama am sizilischen Königshofe, der andere, eine Perle in der Muschel des vierten, an der „Küste“ Böhmens spielenden Aktes, das von allen Reizen der Landschaft und der freien Natur umspielte Jugendidyll der beiden Königskinder Florizel und Perdita umschließt. Der Charakter dieses, des kleineren, unscheinbareren Teiles ist ausgesprochen lyrisch, der Charakter des anderen — leider nicht dramatisch, sondern episch, mit allerdings starken dramatischen, aber auch melodramatischen Einschlägen. Um das zu verstehen, muß man an zweierlei denken: einmal, daß in Shakespere neben aller freischöpferischen Genialität doch auch ein gut Stück vom dramatischen Handwerker steckte, der die Muse auch wohl einmal kommandieren mußte, wenn sie nicht aus freiem Willen zu ihm kam, und sodann die Entstehungsart des „Wintermärchens“. Aus ihr erklärt sich die Zwie-

Digitized by Google

spältigkeit des Werkes vielleicht am allereinfachsten. Um diese Entstehungsart möglichst kurz zu kennzeichnen und zugleich doch auch in ihren Folgen zu erkennen, genügt es, daran zu erinnern, daß der Dichter die eigentliche dramatische Fabel und alles, was unmittelbar zu ihr gehört, bis auf den veränderten Schluß einem Roman seines einstigen Todfeindes Robert Greene entlehnte, während die idyllisch-pastoralen Szenen in Böhmen mit ihren Reigen und Tänzen auf grünem Dorfanger, ihrer frischen Naturstimmung, ihren derben, fast ungeschlachten Hirten- und Bauerntypen und vor allem mit der echt Shakesperischen Diebes- und Gaunerfigur des Autolycus, ein Geschenk seiner Phantasie, ja, wir dürfen genauer sagen: seiner von neubelebter Heimatliebe befruchteten Phantasie ist. Die Erinnerung an die Jünglingsjahre wachte auf, wie er an Anna Hathaways Hand selber über Feld und Wiese sprang und aus dem Liebesversteck im wogenden Korn der „Lerch' im Ätherblau" zuhörte. Alfred Freiherr von Berger hat diesen durch die überlieferten Tatsachen der Shakesperischen Lebensgeschichte gut gestützten Gedanken in einer allerliebsten kleinen Schrift genauer verfolgt und mit Hilfe von „Dichtung und Wahrheit" auszumünzen gesucht („Wie das Wintermärchen entstand"; Hamburg, Richter). Genug; wenn jede wahrhaftige Dichtung, soll sie diesen Namen verdienen, einen persönlichen, sei es auch rein innerlichen Erlebniskeim haben muß, so wird dieser im „Wintermärchen" nirgendswo anders als in den willkürlich nach Böhmen verlegten Naturszenen zu finden sein. Und somit blieb Reinhardt durchaus seinem Grundsatze der von Innen heraus bildenden Form treu, wenn er diese Schäfer- und Bauernszenen zum belebenden und erwärmenden Mittelpunkte der Aufführung machte, indem er ihnen, beraten von dem delikaten Farbensinn Prof. Emil Orliks, dem es eine sichtliche Freude war, die Landschafts- und Trachtenreize seiner böhmischen Heimat einmal vor den Berlinern leuchten zu lassen, alle Liebe seiner viel gerühmten Stimmungskunst schenkte und nichts von all den heimlichen, bald süßen, bald saftigen Weisen verloren gehen ließ, die aus diesen Bildern singen.

Wohlüberlegt nenne ich diese ländlich-idyllischen Szenen den belebenden und erwärmenden, nicht den leitenden und beherrschenden Mittelpunkt des Ganzen. Der Geist, der lenkende Wille des Stückes hat seinen Sitz in den eigentlich dramatischen Teilen, also in und vor dem Palast des Königs Leontes. Dieser Palast liegt in Sizilien, auf der mit griechischer Kultur und Kunst am reichsten gesegneten Insel des Römerreiches, und englische Inszenierungen machen sich denn auch ein Fest daraus, diesen Schauplatz mit allen nur erdenklichen Kostbarkeiten der landschaftlichen und architektonischen Dekoration auszustatten. Da genießt man einen Blick auf den Minervatempel in Syrakus und auf die Quelle der Arethusa, von den inneren Herrlichkeiten des Königspalastes ganz zu geschweigen! Nichts von alledem bei Reinhardt. Nur die in ihrer dramatischen und menschlichen Bedeutung wie ein überragender Gipfel aus ihrer Umgebung emporsteigende Gerichtsszene wird durch ihren organischen Aufbau und die rhythmische Bewegung ihrer Volksmassen zu einem mächtigen, hinreißend schönen Bühnenbilde. Alles andere begnügt sich mit ganz schlicht und geradlinig, ganz schmucklos und ruhig gehaltenen Säulenhallen oder durch Pfeiler abgeschlossenen Plätzen. Auch die Schlußszene, wo die Statue der Hermione zu leben beginnt, sich von ihrem Postament löst und dem reuevollen Gatten, der wunderbar wiedergefundenen Tochter versöhnt und verschönt entgegenschwebt, blieb, so sehr sie dazu zu verführen scheint, von opernhaften Effekten möglichst verschont. Solche Enthaltsamkeit ist ebenso klug wie geschmackvoll. Durch eine prunkvolle Ausschmückung dieser Szenen würde man ihre dramatischen und psychologischen Schwächen nur noch deutlicher betonen; durch eine möglichst strenge Stilisierung tritt ihr wesentlich sachlicher, um nicht zu sagen episch berichtender Charakter desto anspruchsloser und selbstverständlicher hervor. Nichts ist törichter, als der aus dieser Einfachheit geschmiedete Vorwurf, Reinhardts Bühne sei drauf und dran, zu einer „Sparbühne" zu werden. Zu einer Stilbühne sich zu entwickeln ist sie im Begriff, und alle Einsichtigen werden sie in der weiteren Verwirklichung dieses Ideals unterstützen.

Zu hervorragenden darstellerischen Leistungen bietet das Stück, abgesehen von der königlichen Duldergestalt der Hermione, der Agnes Sorma all ihre frauliche Milde und Lieblichkeit lieh, nur wenig Gelegenheit. Zumal bei der Rolle des jetzt in Eifersucht schäumenden, jetzt in Reue und Demut winselnden Polyxenes fragt es sich, ob man ihr, verzeichnet wie sie ist, nicht besser durch Kargheit als durch Verschwendung schauspielerischer Kunst dient. Das beste wurde in Episodenrollen geleistet, in Rudolf Schildkrauts verschlagenem Autolycus, Hans Pagays und Hans Waßmanns böhmischem Schäferpaar (Vater und Sohn) und — in einem gewissen Abstand davon — auch in Lucie Höflichs schlichter, wie einem Schwindschen Bilde entstiegener Perdita. —

Diese erste Dramatische Rundschau hat sich einstweilen fast ausschließlich mit dem Theater, seinem künstlerischen Apparat und seinen äußeren Bedingungen beschäftigt; die ersten bedeutsamen dramatischen Neuheiten der beginnenden Spielzeit sollen dem nächsten Bericht vorbehalten bleiben.

Digitized by Google

Literarische Rundschau.

Die Kultur der Gegenwart — Literarische Notizen: Neue Rembrandt-Schriften — Spruchwörterbuch — Literaturnachweise zu Herm. Anders Krügers Aufsatz „Der neuere deutsche Bildungsroman".

Die Kultur der Gegenwart.

So betitelt sich ein im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig erscheinendes enzyklopädisches Sammelwerk, das sämtliche Gebiete der modernen Kultur in großzügigen Einzelabhandlungen nach ihrer Entwicklung und ihren Zielen darstellen will. Als Mitarbeiter sind ihm die ersten Autoritäten aus Wissenschaft und Praxis in so großer Anzahl gesichert, wie sie wohl nie zuvor ein deutsches Literaturwerk gleicher oder ähnlicher Art unter seinem Dache zu vereinigen gewußt hat. Das Werk soll in systematischem Ausbau und formvollendeter Darstellung für den weiten Kreis aller Gebildeten, nicht etwa für Fachmänner, ein Abbild der modernen Kultur in ihrer ganzen Vielgestaltigkeit geben, indem es aus der Feder der Führer unserer Zeit die grundlegenden Ergebnisse auf den einzelnen Gebieten der Wissenschaft, der Kunst, der Technik usw. nach ihrer Bedeutung für die Gesamtkultur der Gegenwart erläutert. Von jedem Wissens- und Kulturzweig wird also ein Bild seines Wachstums bis zur Gegenwart, dann ein Überblick über die gegenwärtig vorherrschenden Ideen und zum Schluß eine Skizzierung der wichtigsten Zukunftsaufgaben gegeben werden. Die Redaktion führt Professor Dr. Paul Hinneberg, dem aber bei der Auswahl der Mitarbeiter und der Verteilung der Aufgaben an die jeweilig berufensten Bearbeiter noch andere hervorragende Autoritäten der wissenschaftlichen Welt, wie Koser, Lexis, Liszt, Schmoller, Wagner, Harnack, Paulsen, Wilamowitz-Moellendorf, zur Seite gestanden haben. Unter den Mitarbeitern finden wir, außer diesen, Namen wie Bezold, Brandl, Burdach, Dilthey, Gelzer, Gierke, Lipps, Marcks, Münch, Roethe, Schlenther, Erich Schmidt, Tschudi, Wundt u. a.

Durfte man schon nach diesem Programm das Beste und Höchste von dem Werke erwarten, so haben die ersten drei Bände, die bisher vorliegen, nun inzwischen auch durch die Tat bewiesen, daß hier ein Areopag von Gelehrten unter einer zielbewußten Leitung mit bisher fast unerhörter Harmonie am Werke ist. Spezialisten für die einzelnen Wissensgebiete zu finden, ist nicht schwer; soll aber durch ihre Zusammenarbeit etwas wirklich Förderndes zustande kommen, so ist es notwendig, daß sie alle ehrlich und ernstlich gesonnen sind, das Spezialistentum zugunsten einer das Entscheidende und Bleibende betonenden Zusammenfassung zurückzudrängen. Zum Glück erheben ja aber die führenden Geister unserer Zeit jetzt selbst mit besonderem Nachdruck in dieser Überzeugung ihre Stimme. Gleichsam als Parole dafür ist ein Wort bemerkenswert, das bei der 200-Jahrfeier der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften fiel: „Wir sind es müde," hieß es da, „bloß immer Stoffe zu sammeln, wir wollen geistig des Materials Herr werden, wir wollen hindurchdringen durch die Einzelheiten zu dem, was doch der Zweck der Wissenschaft ist: zu einer allgemeinen großen Weltanschauung." So auf geistigem, so auf praktischem Gebiete. Wie die Wissenschaft, so sucht heute auch die angewandte Naturforschung auf einen Gipfel vorzudringen, von dem aus sich die Zusammenhänge überblicken und die einzelnen Fäden der eigenen Arbeit mit der gesamten Betätigung des menschlichen Geistes in Vergangenheit und Gegenwart verknüpfen lassen.

Nach diesem Prinzip haben an der vierten Abteilung der Enzyklopädie, die das Gebiet der christlichen Religion umfaßt, nicht weniger als vierzehn Gelehrte mitgearbeitet: Wellhausen für die israelitisch-jüdische Religion, Jülicher für das christliche Altertum, Harnack für das Kapitel „Kirche und Staat bis zur Gründung der Staatskirche", Bonwetsch und Karl Müller für das Mittelalter, Funk für die katholische, Troeltsch für „Die protestantische Kirche und das Wesen der Religion", Pohl für die katholische Dogmatik, Mausbach für die katholische Ethik, Krieg für die katholische praktische Theologie, Herrmann für die protestantische Dogmatik, Seeberg für die protestantische Ethik, Faber für die protestantische praktische Theologie, Holtzmann endlich für die Zukunftsaufgaben der Religion und ihrer Wissenschaft. Schon aus dieser Übersicht wird erhellen, wie eng die beiden christlichen Konfessionen aneinandergerückt und in

Digitized by Google

Parallele gesetzt sind. Auf die Verträglichkeit der konfessionellen Wissenschaft konnte hier die beste Probe gemacht werden. Sie ist höchst erfreulich ausgefallen, denn beide Teile haben sich der vornehmsten Sachlichkeit befleißigt und sich bei aller Knappheit und Entschiedenheit des Ausdrucks doch jeder Schärfe in der Polemik enthalten. Bemerkenswert sind in dem Abschnitt über die katholische Dogmatik die Toleranzgedanken, die Pohl vorträgt und in denen wir wohl eine unmittelbare Frucht dieser friedlichen Zusammenarbeit der protestantischen und der katholischen Theologie erblicken dürfen. „Nicht nur die Staatslenker," heißt es dort, „sondern alle aufrichtigen Vaterlandsfreunde erheben den gemessenen Ruf: die konfessionelle Hetze muß aufhören! Die Katholiken sollten in erster Linie trotz ihrer ablehnenden Haltung gegen das System sich die wohltätigen Wirkungen vergegenwärtigen, welche die Reformation auf die katholische Kirche und Wissenschaft fraglos ausgeübt hat ... Sodann haben aber auch die Reformatoren selbst als historische Gestalten ein strenges Recht auf vorurteilslosere, unparteiische, objektive Würdigung, wie denn namentlich auch ihre guten Seiten und persönlichen Vorzüge gerechte Hervorhebung erheischen. Erfahrungsgemäß ist es der gehässige Ton der Polemik, welcher drüben am meisten verletzt und auch im eigenen Lager verstimmend wirkt, während es doch ein leichtes wäre, durch sachliche Vornehmheit, solide Beweisführung, Hochachtung vor der fremden Überzeugung eine durchschlagendere Wirkung zu erzielen als durch polternd-rohe Sprache, böswillige Verketzerung usw. ... Auch die Leistungsfähigkeit des Protestantismus in der Verbreitung und Förderung von Wissenschaft, Kunst, Religiosität und Kultur sollte nicht unterschätzt, noch weniger in Zweifel gezogen werden. Endlich möge man nicht vergessen, daß die Reformationskirchen, welche nunmehr auf eine beinahe vierhundertjährige Geschichte zurückblicken, doch so manches alte Erbstück aus dem Katholizismus treu bewahrt haben ... Eine solche Betonung des Gemeinsamen und Einigenden statt Hervorhebung des Verschiedenen und Trennenden ist in hohem Maße geeignet, einen gemeinsamen Boden zu schaffen, auf dem alle Konfessionen für christliches Wesen, Familie und Staat wirken und für das gemeinschaftliche Vaterland ihre besten Kräfte einsetzen können."

Es ist nicht die Aufgabe dieser Enzyklopädie, Neues zu bringen, und so wird man sich nicht verwundern dürfen, wenn man in den Arbeiten von Wellhausen und Harnack über die israelitisch-jüdische Religion und die Entwicklung der christlichen Kirche bis Konstantin nur eine Zusammenfassung ihrer großen epochemachenden Einzelwerke findet: das Verdienstliche liegt hier eben in der knappen, plastisch-gedrungenen Form, in die solche Forscher ihre weitverzweigte, tiefwurzelnde Lebensarbeit zusammengezwungen haben. Besondere Aufmerksamkeit wird die Arbeit Jülichers über die Religion Jesu und die Anfänge des Christentums erregen, zumal jetzt, wo diese Fragen durch Gustav Frenssens Roman auch in Kreise gedrungen sind, die durch die Kirche und die Wissenschaft schwerlich dafür zu interessieren gewesen wären. Wie frisch und gegenwartsfreudig dieser Bearbeiter seine Aufgabe anpackt, der an der Menschlichkeit Jesu festhält, ihm aber einen neuen besonderen Geist von neuer, über Zeit und Gegenwart hinausdringender Wirkung zuweist, mag folgende Stelle auch denen zeigen, die solchen Erörterungen in wissenschaftlichen Werken noch immer ein gelindes Mißtrauen entgegenbringen: „Man braucht diese Religion nicht erst mit der affektierten, reglementierten und gelehrt ausstaffierten des Pharisäertums zu vergleichen, um ihre Art zu würdigen; auch dem ganzen Alten Testament gegenüber ist sie in ihrer Verbindung von Wärme, Kraft, Einfalt und Gesundheit ein Neues, so wie der Mann, in dessen Herzen sie geboren war, ein neuer Mann war. Stammt von ihm selbst das Programmwort Matth. 5, 17: Ich bin nicht gekommen, Gesetz und Propheten aufzuheben, sondern zu erfüllen, so adelt ihn diese anspruchslose Pietät, wir aber erinnern uns, daß die Art, wie er das Alte erfüllte, etwas außerordentlich Neues war. Jesu Hoffnungen auf die dicht bevorstehende Weltumwandlung haben sich nicht erfüllt: der vermeintliche Messias ist als Verfluchter ans Kreuz geschlagen worden, aber in anderem Sinne, als er geahnt hatte, ist das Neue, was er in sich spürte, lebendig geblieben, und die Geschichte hat trotz der Tragik seines Schicksals ihm recht gegeben, der es (Mark. 4, 26 bis 29) genügend fand, wenn ein Mensch den Samen zur rechten Zeit aussät: alles weitere, Halm, Ähre, voller Weizen, kommt dann von selbst." Dieser selben warmen Berührung mit dem Empfinden unserer Zeit begegnen wir, womöglich noch in verstärktem Grade, in den Abschnitten über die Dogmatik und die Ethik, vor allem aber in dem über die praktische Theologie, wo sich der Berliner Generalsuperintendent Faber als ein Mann des lebendigsten Lebens erweist. Köstlich klingt es, wenn er da seinen lieben Amtsbrüdern ohne jähen Eifer, aber deshalb nur um so eindringlicher die Leviten über jede Art papierner Predigt und Exegetik liest, wenn er ihnen z. B. mit Lutherscher Geradheit ins Gesicht sagt, es sei besser, daß eine Predigt nach der Lampe rieche, als daß sie nach Faulheit stinke, und daß ohne Sorgfalt und Treue in der Vorbereitung schließlich auch der begabteste Geistliche zum Schwätzer werde, dem zuletzt ein paar armselige Lieblingsgedanken übrigbleiben, die an die Bedürfnislosigkeit des seligen Götz von Bredow erinnern. Selten wohl ist die

Digitized by Google

Forderung der Aktualität für die Predigt so unverhüllt und tapfer ausgesprochen worden wie hier. Auch dafür eine kleine Probe: „Neue Probleme kommen auf, und die herrlichen Bahnen der Wissenschaft machen neue Irrwege möglich. Beispielsweise drängt die Not der Zeit dazu, die Gemeinde zu warnen vor der Art, wie man heute anstatt der christlichen Ethik eine das Gewissen verhärtende Herrenmoral zur Geltung zu bringen sucht, oder wie man die Weltvergötterung der Antike zur Menschenvergötterung wandelt, von der es dann nur wieder noch einen Schritt kostet zur Selbstvergötterung. Anderseits hat die Gemeinde ein Recht, sich mitzufreuen an der Tatsache, daß die Ergebnisse der gelehrten Forschung im Gegensatz gegen die Anmaßungen der Afterwissenschaft mit dem Geist der Schrift harmonieren."

Diesen beiden Religionsbänden (I geb. 11 M., II geb. 8 M.) war schon ein halbes Jahr zuvor einer über die griechische und lateinische Literatur und ihre Sprache vorangegangen (geb. 12 M.). Auch hieran, an diesem verhältnismäßig schmalen Bande, haben nicht weniger als sechs rühmlichst bekannte Philologen gearbeitet, aber während man bei den beiden theologischen Bänden den Eindruck hat, als habe man es mit geistig nebengeordneten Persönlichkeiten zu tun, so tritt hier ein seine Kollegen um Haupteslänge überragender Saul beherrschend in den Vordergrund. Es ist Professor Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf, dessen Talent für eine im Sinne der Antike ebenso klare wie edle, ebenso harmonische wie durchsichtige Darstellung zu entdecken allerdings nach seinen vorausgegangenen Werken kein Kunststück mehr war. Trotzdem ist und bleibt es ein Verdienst, diesem heute einzig dastehenden Kenner und Beherrscher der griechischen Literatur und des griechischen Altertums ein Katheder errichtet zu haben, von dem er zu allen akademisch Gebildeten sprechen kann. Gewiß verbürgen auch die Namen der übrigen Bearbeiter dieses Bandes, also Krumbachers, der die griechische Literatur des Mittelalters, Wackernagels, der die griechische Sprache, Leos, der die römische Literatur des Altertums, Nordens, der die römische Literatur der Übergangszeit, und Skutschs, der die lateinische Sprache behandelt hat, daß wir überall an der Hand sicherer Führer gehen, auch wo einmal die gelehrte Subjektivität allzu heftig ihren Trotzkopf erhebt, aber am wohlsten und sichersten fühlen wir uns doch da, wo wir in Wilamowitzens Kahn über die sanften Wellen der Jahrhunderte dahingleiten und nirgends auch nur an all die Schwierigkeiten und mühevollen Forschungen erinnert werden, die zu überwinden waren, bevor diese ruhige und glatte Fahrt möglich war. Der kleine Absatz über Bacchylides, dessen Entdeckung und dessen ach! wie verschiedenartige Beurteilung noch in aller Gedächtnis sein wird, ist ein sprechender Beweis für die schlichte Selbstverständlichkeit, mit der der Gelehrte auch die schwierigsten Fragen zu erledigen weiß: „Das Dichten wird ihm leicht," heißt es da, „eine rasche Improvisation ergibt anmutige Verse und Gedanken; aber sie tragen nichts von jenem Stempel, der dem Momentanen die Ewigkeit verleiht. Und in den Künsten seiner Erzählung und Stilisierung merkt man oft die Manier, das Malen mit fertigen Farben, wo denn die leere ‚Schönheit' nicht fehlt. Der Versuch, tief zu werden, mißlingt regelmäßig. Aber die Nacherzählung epischer Geschichten verleugnet den Jonier nicht; das geht nicht nur flott und mit geschickter Einführung direkter Reden, sondern es ergeben sich bunte, bewegte Bilder. Wenn gute Verse und hübsche Gedichte einen Dichter machten, so stünde Bacchylides groß da: so fällt der Schatten des Pindaros und Aischylos auf ihn, die seine Zeitgenossen waren. Solche Talente genügen ihrer Zeit, aber den Besten ihrer Zeit tun sie nicht genug. An Bacchylides ist das wertvollste, daß er uns zeigt, was Pindar konnte und nicht konnte."

H. L.

Literarische Notizen.

Wie vorauszusehen war, sind auch nach dem Rembrandt-Jubiläum noch ein paar Schriften über den Meister hervorgetreten, die Beachtung verdienen, und auf die hingewiesen zu werden, gerade Freunde feinerer, nicht alltäglicher literarischer Genüsse dankbar sein werden. Die erste dieser Gelegenheitsschriften — denn das sind sie schon ihrer von der erhöhten Feiertagsstimmung des Augenblicks beflügelten Frische und Lebendigkeit wegen — kommt von Richard Muther, der ja ungern stumm bleibt, wenn es gilt, einen Meister der Vergangenheit im Lichte des neuen Tages zu betrachten. Dem Kenner seines größeren Buches über Rembrandt wird dies wesentlich kleinere, in der von ihm selbst herausgegebenen Sammlung „Die Kunst" (Berlin, Bard, Marquardt u. Co.; kart. M. 1.25) erschienen, schwerlich viel Neues sagen; dennoch muß es lebhaft willkommen geheißen werden, denn je knapper der Raum, je einfacher die Form, in der Muther sich äußern muß, desto unmittelbarer, natürlicher und überzeugender wirkt das, was er sagt. Die Hypothesen und Exkurse treten zurück, alles Dekorative verflüchtigt sich; was bleibt, ist nur das wahrhaft Bedeutende, Entscheidende und Bezeichnende. Man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, auf jeder dieser niedrigen, schmalen zweiundfünfzig Oktavseiten

Digitized by Google

Text stehen — oft in einem einzigen kühnen, eigengeschaffenen Beiwort versteckt — ebenso viele neue Anschauungen, Bilder, Beobachtungen, Gedanken. Jeder Satz lebt, jedes Wort atmet. Aus der Not des Raumes hat Muther eine Tugend des Stiles gemacht: er ergreift Rembrandts Kunst als eine Kunst des Erlebnisses, des inneren wie des äußeren, und so reiht er auf die Schnur seines schnell durcheilten Lebens die kostbaren Perlen seiner Kunst. Eine Anzahl guter Nachbildungen Rembrandtscher Gemälde und Radierungen (in Heliogravüre und Tonätzung) helfen dabei tapfer mit.

Wertvoller als persönliches Bekenntnis denn als Würdigung dessen, dem es gilt, ist die zweite bald nach dem Jubiläum erschienene Rembrandtstudie, das Büchlein von Josef Israëls, dem Nestor und Altmeister der gegenwärtigen niederländischen Künstler (deutsch von Else Otten; Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt; geh. 75 Pf.). Man hört das Alter für gewöhnlich lieber wägen als schwärmen, lieber urteilen als jubeln — hier aber läßt ein alter Mann von über achtzig Jahren ein Stück seiner Jugend wieder auferstehen, und wir haben Mühe, seinen eilenden Schritten zu folgen, die ihn, den schüchternen Anfänger, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zuerst ins ehemalige Treppenhausmuseum vor die „Staalmeesters“ und die „Nachtwache“, vor die Radierungen und die Zeichnungen trugen; haben Mühe, alle die erlesenen Feinheiten und Kostbarkeiten nachzuschmecken, die er noch als zitteriger Greis, wo andere vor lauter Wenn und Aber mit ihren Sätzen kaum zu Ende kommen, aus der „Nachtwache“ und den „Staalmeesters“, seinen Lieblingen einst und jetzt, sich zu pflücken weiß. Ganz leise nur blitzt ab und zu der egoistische Stolz durch, ein Bürger desselben Landes zu sein, dem Rembrandt angehörte, und im Leben und Schaffen dieselben unverlierbaren, unersetzbaren Güter des Künstlers festgehalten zu haben, die der vom Schicksal hart angefaßte Sohn des siebzehnten Jahrhunderts sich von allen Gewalten dieser Erde nicht entreißen ließ: Freiheit und Ungebundenheit, Gewissensmut und jene Tapferkeit des Herzens, die vor keinem Machthaber dieser Welt erbleicht.

Auch Richard Grauls Wort über Rembrandt verdient nicht, in dem Gewirr der Jubiläumsschriften unterzugehen, wenn er sich auch recht kurz, schier in skizzenhafter Form, gefaßt hat, um im übrigen die Kunst des Meisters selbst in vierzehn bunten Reproduktionen nach dem Muster von Seemanns „Alten Meistern“ reden zu lassen (Leipzig, E. A. Seemann; 3 M.). Wer die Originale kennt, wird freilich die Unzulänglichkeit solcher Farbendrucke nirgends schmerzlicher bedauern, als gerade bei dem Meister des Helldunkels, und deshalb ist doch wohl die Sammlung von fünfzig Zeichnungen Rembrandts, die derselbe Verlag herausgegeben und derselbe Kunstschriftsteller eingeleitet hat (3 M.), rückhaltloser zu empfehlen. Aber wem ist es beschieden, mit eigenen Augen alle die Galerien zu sehen, die Rembrandtsche Meistergemälde beherbergen; wieviel des Kostbaren birgt allein die Eremitage in dem fernen St. Petersburg! Da werden wir doch dankbar sein müssen, daß uns in den „Galerien Europas“ (ebenda; Preis 4 M.) jetzt ein eigenes Rembrandt-Heft dargeboten wird, das für den bescheidenen Preis von 4 M. nicht weniger als acht große farbige Wiedergaben berühmter Rembrandtscher Gemälde in Drei- oder Vierfarbendrucken enthält.

Das große, von Bode und Valentiner herausgegebene Rembrandtwerk („Rembrandt in Wort und Bild“; Berlin, Bong; vollständig in 20 Lieferungen zu je M. 1.50) ist inzwischen um eine hübsche Anzahl von Lieferungen fortgeschritten und hat zur Zeit des Jubiläums gerade einige der schönsten und bedeutendsten Gemälde reproduziert, u. a. „Die Ruhe auf der Flucht nach Ägypten“ (1647), das Selbstbildnis mit der hohen Feder am Hut (1635), den Schiffsbaumeister und seine Frau (1633), das Bildnis der Elisabeth Bas (1642), die Vorsteher der Tuchmacherzunft (1661), das Bildnis der Saskia von 1634, den Sohn Titus (1656) usw. Das neue Kupferdruckverfahren, das hier in der Wiedergabe der großen (25 : 35 Zentimeter) Blätter zur Anwendung gekommen ist, liefert oft geradezu überraschend schöne Resultate; die weiche, sammetartige Wirkung wird fast allen Abstufungen des Lichts, allen Verschiedenartigkeiten der Pinselführung gerecht. Und wie schon in den ersten Lieferungen, so begrüßt man es auch in den folgenden äußerst dankbar, daß das große Schaffen des Meisters in dem begleitenden Text fortlaufend auch durch kleinere, intimere Zeugnisse seiner Hand, wie Studienblätter und Skizzen, illustriert wird. Das ganze Werk wird vollständig für 30 M. zu haben sein.

Diesem Rembrandt in Folio steht — nicht ebenbürtig, aber doch auch nicht unwürdig — einer in Duodez gegenüber: ein kleines, bei Wilh. Weicher in Leipzig erschienenes Büchlein, das für 80 Pf. eine nicht üble Auswahl von sechzig Reproduktionen Rembrandtscher Werke nach Hanfstängls Originalaufnahmen in Tondruck vereinigt („Die Meisterbilder Rembrandts“).

Die Sammlung wird eröffnet mit ein paar Selbstbildnissen, nicht gerade den bekanntesten, aber auch nicht gerade den kennzeichnendsten. Und da erhebt sich denn gleich die Frage: Wie sah Rembrandt aus? Darauf gibt Fritz Stahl in einem eigenen Büchlein Antwort, und zwar eine Antwort ad oculos, indem er einer gründlichen, aber auch unterhaltenden und geistreichen Abhandlung über Rembrandts Äußeres eine reichhaltige Sammlung von Selbstporträts des Künst-

lers anfügt (mit 28 Tafeln; Berlin, Gose u. Tetzlaff). Leider sind nicht alle diese Porträts so gut vervielfältigt, wie man es im Interesse des Dargestellten und des Verfassers wünschen möchte, der so fleißig zu sammeln, so scharfsinnig zu sichten, so feinfühlig zu lesen versteht. Immerhin haben wir hier eine zusammenhängende, in sich fest verbundene Reihe von Selbstbildnissen, in denen der Meister seine Gestalt treulich abgemalt, nicht etwa bloß als Modell benutzt hat, und von denen man denn nun Rembrandts äußere Geschichte, bis auf das Wachsenlassen und Beschneiden von Bart und Haar, und auch seine innere, mit allem Wechseln der Grundstimmung, des Glückes und des Unglücks, ablesen kann.

Schließlich — damit der Kreis sich runde — seien die Leser gerade dieser Hefte mit besonders warmer Empfehlung auf den Vortrag aufmerksam gemacht, den der Kieler Universitätsprofessor Carl Neumann, derselbe, der für die „Monatshefte" den Festaufsatz geschrieben hat, bei der Feier der Königl. Christian-Albrechts-Universität gehalten hat (Berlin, W. Spemann; geh. M. 1.50). Die Prägung des Themas „Rembrandt und wir" ist nicht allzu verschieden von dem Gedankengange, den Neumann in dieser Zeitschrift verfolgte: auch hier untersucht er hauptsächlich die so ungemein lehrreiche Verschiedenheit Rembrandts von der antiken Kunst und der der Renaissance — aber nirgends begegnen wir Wiederholungen. Diese Fragestellung ist eben so ungeheuer ergiebig, vielseitig und weitschauend, daß die Gedanken immer neue gebären, daß immer neue Gesichtspunkte, immer tiefere Blicke sich auftun. Wer an der Hand eines ebenso gründlichen Kenners wie feinsinnigen Genießers ohne lange Umschweife in das innerste Wesen der Rembrandtschen Kunst eindringen will, der bereite sich durch die Lektüre dieses Vortrages eine Stunde erlesenster Unterhaltung und eindringendster Belehrung. Beherzigenswert erscheinen uns die Schlußworte des Vortrags: „Wir glauben, daß inmitten der Zerfahrenheit und der Beweglichkeit des heutigen Kunsttreibens einstweilen von allen Sicherheiten und Gewähren keine zuverlässiger und fester ist als die Kunst Rembrandts. Die neue Kunst wird man daran erkennen, daß sie Rembrandt ähnlich ist, nicht im äußerlichen Sinn irgendeiner Nachahmung, sondern im Sinn einer immer tiefer durchempfundenen Wesensverwandtschaft." D.

* * *

Spruchwörterbuch. Herausgegeben von Franz Freiherrn von Lipperheide (Berlin W. 35, Exped. des Spruchwörterbuches; vollst. in 20 monatlichen Lieferungen, Gesamtpreis 12 M.). — An Sprichwörterbüchern und Zitatenlexika herrscht auf dem deutschen Büchermarkt schon längst kein Mangel mehr; im Gegenteil, die Erscheinungen überbieten einander im Umfange und unterbieten einander im Preise. Wer nach feineren Unterscheidungsmerkmalen wählen möchte, wird nach der geistigen Persönlichkeit und dem literarischen Geschmack dessen fragen, der sie zusammengestellt hat. Im allgemeinen ist nun eine solche kompilatorische Arbeit gewiß keine Erziehungsanstalt für charaktervollen Eigenwillen und ästhetisches Temperament, vielmehr kann es so leicht keine strengere Schule für persönliche Entsagung und Uneigennützigkeit geben als das Pflücken und Binden eines solchen Straußes von anderer Herren Äckern. Dennoch braucht man nur seinen vergleichenden Blick etwa über Wanders bienenfleißiges Sammelwerk, über Büchmanns weltberühmten geflügelten Band, über Körtes brave „Sprichwörter der Deutschen", Tetzners „Deutsches Sprichwörterbuch" (bei Reclam), Daniel Sanders' „Zitatenlexikon", Scheibles „Geistige Waffen" oder Hoddicks „Aphorismenschatz" schweifen zu lassen, um sofort zu erkennen, daß auch auf dieser Pflanzstätte der Neutralität noch immer die Persönlichkeit des Sammlers und Herausgebers den Ausschlag gibt. Der jüngst verstorbene Franz Freiherr von Lipperheide, dem wir das neueste derartige Sammelwerk verdanken, hält die Mitte zwischen einem geschmackvollen, mit Lust und Freude auf den blumigen Pfaden der Literatur wandelnden Schöngeist und einem streng wissenschaftlichen Gelehrten, und vielleicht steht sich der Benutzer solcher Werke bei dieser Mischung immer noch am besten. Der Herausgeber hat — man merkt das durch alle bisher erschienenen zwölf Lieferungen — seine ausgesprochenen Lieblinge und Schoßkinder unter den Sentenzlern, die er befragt, aber er erfreut sich zum Glück anderseits auch einer gewissen Kraft der Selbstüberwindung, so daß er es bei der endgültigen Redaktion seines Werkes fertig bringt, drei Viertel des schon gesammelten Materials kurzerhand über Bord zu werfen. Was geblieben, ist noch immer reichhaltig genug, um alle billigen Ansprüche an eine solche Sammlung zu befriedigen, die doch nun und nimmer Vollständigkeit anstreben, sondern stets nur eine Quintessenz des Geistesschatzes der Zeiten und Völker darstellen kann. Abgegrenzt wird Zweck und Ziel des Lipperheidischen Werkes durch die Erklärung des Begriffes „Spruch": der Herausgeber versteht darunter das, „was die erleuchtetsten Köpfe aller Zeiten an allgemein gültigen Gedanken, mit überzeugend treffender Gewalt, in kurzen Rissen und in schöner Form zum Ausdruck gebracht haben". Sein Spruchwörterbuch will also eine Art literarischen Urkundenbuches sein, nicht allein zum Gebrauche des Gelehrten, sondern für die Gebildeten des deutschen Volkes überhaupt. Die Anordnung des Werkes ist dementsprechend nach Begriffen, besser: nach begrifflichen Leitwörtern geschehen,

Digitized by Google

so daß wie von selbst eine klare Übersichtlichkeit des Stoffes und eine leichte Auffindbarkeit des Gesuchten sich ergeben hat. Das geläufige Gassenwort und die derbe Bauernregel mit gleicher Liebe umfassend wie das klassisch gewichtige Zitat geistiger Heroen, wird das fertige Buch mit seinen dreißigtausend Stellen etwa zehnmal so viel bieten wie der Büchmann, ohne diesem in der sorgsamen Aufspürung und Kennzeichnung der Quellen allzuviel nachzugeben. D.

* * *

Der Aufsatz von Herm. Anders Krüger über den neueren deutschen Bildungsroman wird hoffentlich recht viele Leser zur erneuten Beschäftigung mit den darin hervorgehobenen Dichtungen anregen. Dabei mag es dann willkommen sein, wenn hier einige nähere Literaturangaben zusammengestellt werden, die auf gute Ausgaben der besprochenen Werke aufmerksam machen oder empfehlenswerte Bücher über die Verfasser und ihre Schöpfungen nachweisen. Für die Lektüre des Jeremias Gotthelf ist die ältere Berliner Ausgabe nicht zu empfehlen, da sie sprachlich gereinigt und infolgedessen auch abgeschwächt ist; man tut daher besser, zu der von Ferd. Vetter in Bern herausgegebenen Gesamtausgabe zu greifen, wenn man sich nicht mit einigen Einzelausgaben ausgewählter Erzählungen begnügen will, die gleichfalls Prof. Vetter für die Reclamsche Universalbibliothek besorgt hat. Eine gute volkstümliche Biographie Gotthelfs hat Adolf Bartels geschrieben (München, Georg Müller; 2. Aufl.). — Gottfried Kellers Werke, noch durch das Urheberrecht geschützt, sind nach Auflösung der Hertzschen Buchhandlung in den Cottaschen Verlag übergegangen; ebenda ist auch die klassische Keller-Biographie von Jakob Bächtold erschienen. Für die erste Einführung in Kellers Dichtung empfehlen sich die Sieben Vorlesungen, die Prof. Albert Köster zu einem hübschen Büchlein zusammengefügt hat (Leipzig, Teubner; geb. 3 M.). Auch an den über dichterisches Schaffen so aufschlußreichen Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller sei erinnert (herausgegeben und erläutert von Alb. Köster; Berlin, Gebr. Paetel). — Gustav Freytags Werke, gleichfalls noch geschützt, sind bei Hirzel in Leipzig erschienen; eine populäre Biographie von ihm, aus der Feder Friedrich Seilers, enthalten die Biographischen Volksbücher des Verlages Voigtländer in Leipzig (Nr. 48 bis 55; geb. M. 2.25). — Von Friedrich Spielhagens erzählenden Werken (im Verlage von L. Staackmann, Leipzig) sind erst kürzlich wohlfeile Lieferungsausgaben herausgekommen; biographisch-kritische Charakteristiken Spielhagens haben Gustav Karpeles (Staackmann) und L. Ziemssen (Breslau, Schottlaender) geschrieben. — Von Wilhelm Raabes Werken gibt es bis heute noch keine Gesamtausgabe; einzeln sind erschienen: „Die Chronik der Sperlingsgasse" bei Grote, Berlin, „Unseres Herrgotts Kanzlei", „Die Leute aus dem Walde", „Der Schüdderump", „Der Dräumling", „Gutmanns Reisen" und vier Bände Gesammelte Erzählungen bei Janke, Berlin. — Ebenda hat auch Luise von François ihre „Letzte Reckenburgerin" verlegt (zwei Bände). — Von Marie von Ebner-Eschenbachs Schriften ist eine Gesamtausgabe im Verlage der Gebrüder Paetel noch im Erscheinen begriffen, darunter auch das „Gemeindekind". Biographien von ihr gibt es von Anton Bettelheim (mit vielen wertvollen Mitteilungen aus ihrem Leben; Paetel, Berlin) und von Moritz Necker (Berlin, G. H. Meyer). — Roseggers Erzählungen findet man in einer Volksausgabe bei Staackmann in Leipzig; dort ist auch, in einer Einzelausgabe, der von Krüger besonders hervorgehobene „Waldschulmeister" erschienen. Rosegger-Biographien haben wir von Theodor Kappstein (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer) sowie von Hermine und Hugo Möbius (Staackmann; reich illustriert), während Ernest Seillière über Roseggers Verhältnis zur steirischen Volksseele eine eigene Studie geschrieben hat (deutsch, ebenda). — Gut trifft es sich, daß gerade vor kurzem eine neue einbändige Volksausgabe von Friedrich Theodor Vischers „Auch Einer" bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart herausgekommen; sie darf sich bei all ihrer Billigkeit (geb. 5, früher 11 M.) einer sorgfältigen und gediegenen Ausstattung rühmen. — Gleichfalls eine wohlfeile Ausgabe ist jetzt von Hermann Sudermanns „Frau Sorge" bei Cotta zu haben. Die übrigen noch in Krügers Aufsatz besprochenen „Bildungsromane" gehören den letzten Jahren an und werden daher den Lesern überall leicht zugänglich sein.

Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaser (zurzeit in Rom). — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten.

Digitized by Google

Emil Orlik: Autolycus und die Schäfer im „Wintermärchen". Kostüm- und Szenenzeichnung für die Aufführung am „Deutschen Theater" in Berlin. (Vierter Akt, dritte Szene.)

Digitized by Google

WESTERMANNS MONATSHEFTE

Redigiert von Dr. Friedrich Düsel

Heft 603 Dezember 1906 Band CI

Sonnenopfer.

Roman von Wilhelm Fischer in Graz.

III.

Der, zu dem der arme Knecht aufwärts strebte, der Graschner, saß in seiner warmen Stube bei traulichem Lampenschein, und vor ihm lag ein Buch von ehrwürdiger Art, worin er an Winterabenden zu lesen pflegte. Seine Tochter und die Magd spannen, und der Knecht saß auf der Ofenbank und schnitzte mit leichtem Handwerk Kienspäne. Alles war still und heimlich in der Stube, nur die Rädchen schnurrten und die Wanduhr tickte.

Da sagte die Magd zum Graschnerbauer: „Herr Vater, Ihr mögt uns auch einmal erzählen, was in dem alten Buche steht, das Ihr schier so gern habt."

„Es ist kein Zauberbuch," antwortete der Bauer freundlich.

„Das hab' ich mir eh' gedacht; aber vielleicht steht eine schöne Geschicht' darin. Gelt, Burgei, du möchtest auch gern eine hören?"

„Ja, wenn der Vater erzählt, das hör' ich immer gern," antwortete sie.

„Ich auch," ließ sich der Knecht vom Ofen her vernehmen.

„Na," sagte der Graschner, „jetzt seid ihr alle über mich her. Aus dem Buch werd' ich euch nicht viel zu Gefallen erzählen. Das hat seinen gewissen Namen und heißt: ‚Von den Tugenden der Kräuter und Steine'."

„Haben dieselbigen Steine auch Tugenden?" fragte die Magd.

„Warum sollen sie weniger haben! Gottes Licht schlummert auch in ihnen, wie in einem dunklen Kerker eingesperrt. Und das ist die verborgene Kraft in jeglichem Ding: das Licht. Und wenn es mit seiner Kunst gelöst und aus seiner Haft befreit wird, dann strömt das Licht als Heiltum aus den Steinen ebenso wie aus den Kräutern, die ihr eigenes Leben haben. Weißt es jetzt?"

„Nicht ganz," sprach die Magd mit ungewissem Lächeln.

Da sagte der Graschner: „Verstehst es so? — Es ist ja auch in uns selber, die wir mit Vernunft begabt sind, der verborgene Mensch, der aus der Leibeshülle erlöst werden kann durch die Kraft unseres Herrn Jesus Christus und als eine Lichtnatur unser Heil bewirken kann. Und gerade so ist's überall in der ganzen Welt bis zu den armen, scheinbar toten Steinen hinab, in denen allen das verborgene Leben wie im Traum liegt und auf das Erwachen wartet. Und ist kein Geschöpf dem anderen gleich, und hat ein jedes seine sonderliche Art, so ist doch das Licht in jeglichem wie eine eigene Seele, dunkler oder heller, und alles sehnt sich, zu erwachen, ohne daß es davon wissen tät'. Das ist der Weg des Heils, der nur einer ist; und alle anderen Wege machen viel Irrung und führen in die Nacht und nicht zum Tag. Allerdings ist es wunderbarlich zu ergründen, wie sich das natürlich mag begeben; aber Gottes Gnad' lebt in allem, und das ist aller Tugend, und so können Steine und Kräuter uns Heiltum schenken. Verstehst es jetzt, Leni?"

Digitized by Google

„Nicht ganz," erwiderte ſie; „aber ich glaub's doch, daß Ihr recht habt, Herr Vater, und das iſt die Hauptſach'."

„Ja," ſagte Burgei, „der Vater hat recht, weil er allen Leuten nur Gutes ſchafft und nichts anderes."

„Das iſt wahr," beſtätigte die Magd. „Wie fein hat er damals das Hadoltstöchterl aus der Krankheit herausgeriſſen, ſo daß es jetzt wieder friſch herumfliegt wie ein Vogel. — Aber was red' ich da! Hat ſich was mit dem Herumfliegen. Jetzt ſitzen ja die Armen in dem ſchlechten Haus zu Arzberg, die früher an beſſere Unterkunft gewohnt waren."

„Leider!" ſeufzte Burgei.

„Und warum? weil der andere Hadolt, der Raimund, ein Teufel iſt, der ſich ſeines eigenen Bruders nicht annimmt und ihn verkommen läßt."

„Nein, ein Teufel iſt er nicht. Als ſolchen darfſt ihn nicht vermelden, Leni," verwies ihr Burgei.

„Na, leicht magſt ihn noch als einen beſſeren hinſtellen, als er iſt! Das wär' nicht richtig."

„Ich ſag' nur, wie ich's mein'," ſprach die Tochter.

Da ließ ſich der Graſchner vernehmen. „Und wenn er gleich ein Teufel wär', ſo könnt' er auch noch zu Gott wieder kommen. Das iſt ſelbſt dem Allerböſeſten nicht verwehrt. Auch in ihm iſt das Himmelslicht, das er einſt beſeſſen hat, nicht ganz verloſchen, ſondern in der Möglichkeit noch lebendig; nur ſo wie verſchüttet und vergraben. Aber aus dem Grabe muß dereinſt alles ſteigen, weil alles vom Leben ſtammt, was daiſt. Und ſo kann auch das Gotteslicht im Böſen wieder Kraft gewinnen, wenn die Demut hilft, es aus der Finſternis auszugraben, worin es als wie tot liegt."

„Das mag alles ſein, wie Ihr ſagt; aber Herr Vater," bat Leni, „wie wär's, wenn Ihr uns jetzt eine Geſchicht' erzählen tätet; wir möchten doch gern eine hören. Seid ſo gut! und recht aufpaſſen wollten wir ſchon alle miteinander."

„Das iſt gewiß," beſtätigte der Knecht von der Ofenbank her.

„Na, daß die arme Seel' einen Frieden hat, was willſt denn am liebſten hören, Leni?" fragte der Graſchner.

„Eine Märchengeſchicht', die tät mir behagen."

Der Bauer ſann eine Weile nach. „Gut, ſollſt ſie haben, deine Märchengeſchicht'." Er klappte das Buch zu, das vor ihm lag, ſtützte den Arm darauf und blickte mit den großen hellen Augen wie in die Ferne. Dann ſprach er: „Ich will anheben, wie das war, was ich euch erzählen will. Und ihr müßt fein zuhören."

* * *

„Vor Zeiten hat es einen gar böſen Hexenmeiſter gegeben mit Namen Aldrian, der das Volk mit ſeiner ſchwarzen Kunſt übel geplagt hat. Der hat kein Heiliges geachtet und war ein Feind jeglichem Gottesweſen. Zu allem unſchuldig Lebendigen hat er eine Widerſach' gehabt und iſt gegen dasſelbige geſtanden, um es zu verderben. Und da war gegen die Übermacht des böſen Meiſters keine Abhilf' und Steuer zu erlangen. Denn er konnt' ſich auch in allerlei Geſtalten verwandeln und die Menſchen beſchleichen, die vor ihm wehrlos waren.

„Er hat zwar alles gehaßt, was Gottes Odem in ſich trug, aber am meiſten diejenigen, die hoch und herrlich auf dem Stuhl geſeſſen ſind. Da iſt denn auch ein König geweſen, deſſen Burg jenſeits des wilden Waldes lag, wo der Hexenmeiſter hauſte. Und dieſer König, namens Herwig, hat ſich eines gar unſträflichen Lebenswandels befliſſen und ebenſo ſeine Frau, die ſelber ſchön war und alles Schöne als eine Freude Gottes in ihr Herz aufgenommen hat. Sie wären auch ganz glücklich geweſen, wenn das Leid ſie nicht betroffen hätt', daß ihnen keine Kinder beſchert waren. Und ſo konnt' der Hexenmeiſter ihnen nichts antun, weil das große Leid ſie gegen ſeine Kunſt gefeit hat. Aber endlich hat doch die Königin ein wunderſchönes Kind bekommen, und da hat nichts mehr zu ihrem Glück gefehlt; weshalb der Haß und Grimm des Aldrian bis zum Platzen geſchwollen iſt. Und ſo mußt' er immer darauf ſinnen, wie er eines ſeiner böſen Stücklein verüben könnt'; iſt aber damit lange nicht zu Rand gekommen. Denn die Königin hat keine Sünde auf ſich geladen und ſich dadurch ihr Heil vor ihm gewahrt, ſo daß er ſie in ihrem Liebſten nicht ſchädigen konnt'.

„Einmal hat ſie aber doch einen Fehl begangen und dadurch dem Böſen Macht über ſich gegeben. Sie war nämlich allem Schö-

Digitized by Google

nen hold, und da ist ihr einmal auf dem Anger vor der Burg ein siecher Elender begegnet, als sie draußen lustwandeln wollte, und hat ihr die bittende Hand entgegengestreckt. Der war in seinem übermäßigen Siechtume so entsetzlich anzusehen, daß sie sich mit Abscheu von ihm gewendet hat. Und von der Zeit an war sie nicht mehr sündenrein wie zuvor; und Aldrian, der nur darauf gepaßt hat, und dem sein Zauberbuch alles zeigte, was mit ihr vorging, hat sonach über das königliche Weib Macht gewonnen. Und weil er sich in jegliche Gestalt verwandeln konnte, so hat er ihr den jungen Prinzen böslich gestohlen und heimlich davongetragen in seine Hütte, die im tiefen Rabenwald gestanden ist. Da haben beide, sie und der König Herwig, Leides genug gehabt und konnten ihre Trübsal zeit ihres Lebens nimmer verwinden. Der Aldrian hat aber den jungen Prinzen, der Bertold hieß, als seinen Zauberschüler aufgezogen und ihm viel Übles gelehrt. Dazu mußt' er ihm vorerst einen Vergessenheitstrank mischen, auf daß ihm sein ganzes voriges Leben wie in einen Schlaf versinken sollt', aus dem kein Erinnern auftaucht. Und hat ihm einen Becher zu trinken gegeben, der war kalt und herb, und drinnen war mannigfaltige Mischung: als Schlangenherz, brandige Ähren, Nachtwurzel, Eingeweide von schleichenden Tieren, Ruß aus der Hexenküche und andere Sachen.

„So war Bertold, der lichte Königssohn, wie neu geboren zu einem heillosen, dunklen Leben, als er diesen Becher getrunken hat. Und hat sich sonach bei allen boshaften Werken, die er seinem Meister nachmachen mußte, keines Schadens besorgt, sondern sich seiner Macht über die anderen Menschen, wie einer natürlichen Gabe, zu Recht gefühlt. Jeweilig nur ist ihm sein Ursprung wie ein blasser Traum aufgestiegen, der aber sogleich wieder in Nacht verschwunden ist, wie das Fünklein eines verglimmenden Strohhalms im weiten, dunklen Feld, und hat nicht gewußt, daß er ein anderer war, als er jetzt hat sein müssen. Aber traurig ist er doch immer gewesen, und niemals seines Lebens froh. Denn so gänzlich konnt' der Aldrian die Gottessaat, die in ihm gekeimt, nicht ausrotten, daß der Knabe sich mit Lust zu seinem bösen Wirken gefügt hätte. Und auch die lichte Schönheit, die ihm eigen war, konnt' ihm Aldrian nicht gänzlich nehmen; obgleich er fleißig getrachtet hat, ihn in ein Nachtgeschöpf umzuwandeln, wie er selbst eins war. Aber des Knaben blaue Augen strahlten nicht so wie einst, sondern waren trüb verglast, und er ging oft nur wie ein Nachtwandler im Schlaf tut, der übel träumt und weiß nichts davon. Denn er, der geschaffen ward, die Menschen zu lieben, ward von ihnen jetzt gehaßt; und sein Wesen empfand traurig, daß es in sein Gegenteil verkehrt ward, aber nur wie in tiefer Verborgenheit, und es ist ihm nie in den Sinn gekommen, daß sein innerer Mensch traurig sei.

„Es hat aber der Aldrian viel Ungeheures verübt, dem Volk viel Übles zugefügt und geschadet, wo er nur konnte, und hat Hagelschlag und Viehseuche über die Leute geschickt, auch jedem einzelnen, wo er Macht über ihn gewann, böslich versehrt und zu Falle gebracht. Und mit ihm ging sein Schüler Bertold. Man kannte auch beide weit in der Runde, weil sie oft in natürlicher Gestalt über Feld gegangen sind, als wären sie harmlose Wanderer; und doch hat ein jeder gefühlt, der ihnen begegnet ist, daß er an etwas Heillosem vorübergegangen sei, und hat sich bekreuzigt. So waren sie gehaßt und gemieden von jeder Seele und wie ein böser Alp gefühlt, der über der Gegend lag. Sie hätten auch leicht alles verheert, wie ein heimlicher Feind, und den Tag in Nacht verwandelt, wenn nicht ihre Gewalt an der Gutheit, die die Menschen seit und noch vorhanden ist, einen Damm gefunden hätte, den sie nicht untergraben konnten. Und so hat der Grimm, der in Aldrian nicht gänzlich nach auswärts brechen konnte, in ihm selbst gefressen und ihn mit seiner eigenen Bosheit schon jetzt in diesem Erdenleib geplagt, so daß er bei aller Zaubermacht seines Lebens auch nicht auf kurze Frist froh werden konnte.

„Dabei gedachte er immer, wie er den Bertold gänzlich seinem Ursprung abwendig machen könnte. Denn noch haftete an diesem ein Tropfen der Reinheit, die ihm ein heiliger Priester in der Taufe gegeben hatte. Und weil der Aldrian schon über die Lebenszeit der Menschen hinaus betagt war und seinem peinlichen Ende schier entgegenging, so wollte er noch vorher den Bertold der Hölle als Leibeigenen überliefern. Zu dem Zweck sann er sich seinen Plan aus, den Knaben zum Dienste des dunklen Feindes

Digitized by Google

mündig und des letzten Tropfens der christlichen Reinheit verlustig zu machen. Er führte ihn in rabenschwarzer Gewitternacht in die Stadt vor den Dom, der hehr und heilig mit zwei gewaltigen Türmen gegen den verhüllten Himmel ragte. Im Dom war ein wundertätiges Gnadenbild der Mutter Gottes, zu dem alles Volk von weit und breit wallfahrte, um Heil von Siechtum und Gebresten zu erbitten. Das Gnadenbild war dem Hexenmeister schon lang ein Dorn im bösen Auge; aber er konnte ihm nichts anhaben. Denn wie hätte der verruchte Mann in den geweihten Raum eindringen können! Das war ihm verwehrt. Nicht aber dem jungen Bertold, der annoch an der Christenheit teilhatte; denn von allem, was er unter Aldrians Anleitung Übles getrieben, wußte sein Herz nichts. Das war noch rein unter aller Umwölkung seines Sinns und hat die böse Mündigkeit nicht erlangt, die erst aus dem Quellpunkt der im Grunde verderbten Natur schießt.

„Sie sind jetzt in stürmischer Nacht zum Dom gekommen, und der Aldrian hat eine Öffnung im hohen Rundfenster erspäht, wodurch er den Bertold mit seiner Kunst in das Kirchenschiff hineingelassen hat. Und der hatte den Auftrag, aus dem Leib des Bildes mit einem Messer ein Stück herauszuschneiden und es dem Hexenmeister zu bringen. Der Knabe ist jetzt in dem dämmrigen Kirchenschiff gestanden und hat verwundert um sich geschaut. Es war ihm, als hätt' er vor langer Zeit etwas erblickt, was so aussah wie dieses hohe Gewölbe mit den steinernen Säulen und diese Altäre mit schön geschnitztem Zierat. Auch wenn draußen in der Gewitternacht ein Blitz zuckte, haben die gemalten Fenster in plötzlicher Erleuchtung aufgeblinkt mit wundersamer Schilderei. Und der sausende Wind hat drinnen im Dom Stimmen erweckt, die fremdartig klagten; und leises Getön ward zu hören, als rührten sich die frommen Geister in den Orgelpfeifen und höben an zu flüstern über den Eindringling.

„Dem Bertold war es wie im Traum; er wußte sich nicht zu erinnern, und hat ihm doch etwas geschienen, was in seinem Leben schon dagewesen sei, aber alles verworren und undeutlich. Aber allem voran und zu oberst hat in ihm der Auftrag gelebt, den er von seinem Meister erhalten hat; und so geht er wie von einer Gewalt getrieben, die alles andere beherrscht, auf das wundertätige Bild zu, das hold und heilig über dem Altare beim Scheine des ewigen Lämpchens glänzt. Das Gitter, das es umschloß, zwang er leicht auf, und er trat in den geweihten Raum, stieg die Stufen des Altars hinan und hielt das Messer bereit, um das Geheiß des Aldrian zu vollführen.

„Da blickt ihn die Mutter Gottes mit Augen an, vor denen er im tiefsten Herzen erschauert und den erhobenen Arm vor jäh erwachtem Herzeleid nicht rühren kann. Er seufzte tief auf, wie einer, der in Banden liegt, und dem das freie Land plötzlich im Sonnenlicht durch ein vorher verhülltes Fenster erscheint. Er kehrte um, verließ den heiligen Ort und gelangte mit der vorigen Kunst wieder durch die Öffnung des Rundfensters hinaus zum Meister, der seiner harrte. Dessen Grimm schwoll ganz entsetzlich, als er bemerkte, daß Bertold seinen Auftrag nicht vollführt hatte. Er verwandelte sich plötzlich in einen Feuermann, um den Knaben mit der Lohe zu versehren; dieser konnte sich nicht anders davor retten, als indem er sich mit gleicher Kunst in dieselbe Gestalt verwandelte, um dem Feuer mit Feuer zu begegnen. Dabei mußte er sich doch bald zur Flucht wenden; und jetzt war es ein grauenhafter Anblick, wie durch die Gewitternacht der größere Feuermann den kleineren verfolgte, und beide im Dunkel hinflogen. Doch gewann Bertold einen Vorsprung, so daß er die Hütte im Rabenwald früher erreichte, bevor ihn der Meister schädigen konnte; und da nahm er seine eigene Gestalt wieder an, und auch der Aldrian mußte in eigenem Leibe die Hütte betreten, um sie nicht in Flammen zu setzen. Jetzt schien er auch wieder äußerlich ruhig und hatte die Drohung vergessen. Nur sagte er zu dem Schüler: ‚Für das eine Mal will ich es dir noch hingehen lassen, daß du meinem Geheiß widerstrebt hast. Aber künftig wahre dich, nie ungehorsam zu sein; sonst hat dein letztes Stündlein geschlagen.'

„Dieses sing aber zuvörderst an, für den alten Hexenmeister selber zu schlagen. Er wußte es, daß seine Zeit um war und ihn der rief, dem er sich mit Leib und Seele verschrieben hatte, und das war ein böser Gebieter, der keine Frist gab. So sprach er wieder sänftiglich mit Bertold und legte ihm vor, daß er ihn zum Erben seines kostbarsten Gutes einsetze, nämlich des Zauber-

Digitized by Google

buches, mit dessen Kunst Bertold alle Gewalt gewinnen könne, die ihm selbst, dem Meister, eigen war. Aller Reichtum und alles, was des Mannes Herzen hold ist, könne er damit gewinnen und sich zum Gebieter über die anderen Menschen machen; ja, alle Herrlichkeit der Welt sei ihm erschlossen mit dem Buche, aus dem er alle Kräfte schöpfen könne, um jedes Wunsches mächtig zu sein und jedem Gelüste zu willfahren, das im Herzen mit Sehnsucht aufsteigt. Und so vermachte er ihm das Buch und nahm Abschied von ihm, als wollte er sich zu einer fernen Fahrt rüsten, von der es keine Wiederkehr gibt.

„Es geschah aber dermaßen, daß er dem Bertold einmal zu Nacht einen Mischtrunk würzte, davon der Knabe in festen Schlaf versunken ist und nichts von allem, was vor sich ging, wahrnehmen konnte. Doch geschah ihm, als säh' er im tiefen Schlaf etwas überaus Unheimliches, das ihn mit kaltem Odem anwehte, so daß sein innerstes Gebein davor erschauerte, und er meinte, das Herz müsse ihm vor Grauen stillstehen und nimmermehr ins Leben schlagen. Aber um sich der entsetzlichen Umstrickung zu entwinden, die ihn schnürte, rang sich sein Wesen aus dem Schlafe los; er erwachte, in Schweiß und Frost gebadet, und sah nur noch bei Morgengrauen einen schwarzen Vogel, wie in der Gestalt eines Raben, durch das Fenster fliegen und dann nichts mehr. Er war allein und blieb es. Vom Aldrian hat er nie wieder etwas gehört, der war verschwunden auf ewig.

„Dem Bertold ist aber nichts Liebes geschehen mit dem vermachten Zauberbuche, und er entschlug sich auch aller Sehnsucht nach der Gewalt, die darin lag. Sein eigenes Innere war schweres Herzeleid und ärmer, als der Inhalt des Buches reich war. Und herzlich fühlte er, daß er großer Missetat schuldig sei; denn er war noch nicht ganz gottlos, und lag in ihm ein Funke des Heils in der großen Nacht seines Inneren, der sich entfachen wollte: diese Nacht war aber jetzt wie eine Wüstenei und jedes Trostes bar. So mußte er, um leben zu können, auf die Hoffnung acht haben, etwas darin aufquellen zu lassen, was ihm den Frieden geben könnte, den alle Menschen, außer ihm, besaßen. Und wandte seinen ganzen Fleiß daran, das Zauberbuch von sich zu tun und die Fessel zu lösen, die ihn band.

„Er ging in sternloser Nacht zum Dumpf (Tümpel), der zwischen Felsen im Rabenwalde lag, und versenkte das Buch in das tiefe, dunkle Gewässer. Da schollen wilde Töne vom Grunde herauf, so daß ihm das Herz davor erbebte und er sich zur Flucht wendete. Er lief heim in die Hütte, streckte sich auf sein Lager und entschlief. Als er am nächsten Morgen erwachte, lag das Zauberbuch auf dem Tische, als wär' es nie von dannen getragen worden. Jetzt kam das Leid wieder über ihn, und er dünkte sich verloren zu sein, weil er der Macht nicht ledig stehen konnte, die ihn bannte. Aber noch einmal erhob sich sein Mut, und er zündete in sternloser Nacht ein großes Feuer an und warf das Buch in die Flammen. Noch grauenhafter schwoll das Getöse aus dem Scheiterhaufen als vorher aus dem Dumpf, und er wendete sich zur Flucht bis in die Hütte, wo er angstvoll einschlief. Als er am anderen Morgen erwachte, lag das Zauberbuch auf dem Tisch, als wäre mit keinem Finger daran gerührt worden.

„Jetzt fiel ihm schier vor Trauer das Fleisch vom Gebein; und es war seltsam, wie er ohne eigentlich klaren Gedanken in der Nacht seines Herzens einen fernen Morgenschimmer ahnte, der ihn retten könnte, wenn er ein Mittel fände, sich des Bannes zu entledigen, der im Zauberbuche lag. Das kehrte aber aus Wasser und Feuer immer wieder zurück, als wär' es ein Teil seines Lebens geworden, ohne den es nicht bestehen konnte.

„So hat er sich denn in seiner entsetzlichen Not viel bekümmert und doch lange keinen Ausweg gewußt, bis ihm die Hoffnung wieder aus der Finsternis seines Herzens aufgeleuchtet ist und ihm ein Mittel eingegeben hat, sich aus der Verstrickung zu lösen. In Aldrians Kasten lag auch unter anderem Zeug eine Springwurzel. Mit der ging Bertold in sternloser Nacht zu dem gewaltigen Felsen im Rabenwald und trug das Buch wieder mit sich. Er rührte mit der Springwurzel an dem mächtigen Stein, und der öffnete sich alsbald tief hinunter bis zu einem Abgrund. Und da warf Bertold das Buch samt der Springwurzel hinab und war dabei angstvoll und traurig wie einer, der den letzten Versuch macht, sein Leben zu retten. In dieser Not kommt ihm in seinem dunklen Ringen eine plötzliche Erleuchtung, wie wenn sich eine weiße Taube über einen Schwarm Rabengevögels erhebt; und kaum

Digitized by Google

daß er das Buch samt der Springwurzel hinabgeworfen hat, bekreuzt er sich wie unbewußt und seit sich so mit dem heiligen Zeichen gegen den bösen Geist. Darauf hat sich der Felsen mit einem Gepolter geschlossen, das wie von vielen Gewittern klang; jedoch den Bertold überkam dabei keine Furcht. Und nicht hat etwa der klare Gedanke in ihm gelebt, sondern nur das Gefühl: daß Gott ein Licht ist und in ihm keine Finsternis, und daß er jetzt mit diesem Licht den Abgrund besiegt hat. Und ist ruhig heimgegangen, hat sein Lager aufgesucht und ist eines guten Schlummers teilhaftig geworden. Am nächsten Tage, als er aufgestanden ist, lag das Buch nicht mehr auf dem Tisch, wie das beidemal vorher geschehen, sondern blieb verschwunden wie sein Meister Aldrian.

„Jetzt ist der Knabe selig gewesen, und der Morgenstern ist aufgegangen in seinem Herzen und hat ihn mit Trost durchleuchtet, daß er noch seines ganzen verdorbenen Lebens wird abstehen und sich wieder zu einem Gottesgeschöpfe wird bilden können. Dabei ist ihm die Erinnerung an das, was er einstens gewesen, noch immer nicht klar gekommen; aber er hat die Hütte im Rabenwald verlassen und nicht so viel mitgenommen, was eines Nagels wert war, und ist frei hinaus in die Dörfer unter die Menschen gegangen. Die haben zuerst ihren Augen nicht getraut, als sie den jungen Hexenmeister die Straße einherziehen sahen, und blieben scheu und ratlos wie solche, die sich ein seltsames Gesicht nicht zu deuten wissen. Dann aber, sowie Bertold vorwärts schritt, drang die Kunde weiter und lief ihm zuvor, so daß die Dorfleute beherzter wurden, sich ermannten, und endlich fielen sie in Haufen über ihn her, griffen und banden ihn, der sich wehrlos gab, und brachten ihn in die Stadt als argen Missetäter vor das Gericht des Königs Herwig. Dort haben sie nur kurze Zeit über ihn zu Rate gesessen, und ward der junge Hexenmeister gerichtet und zum Feuertode verdammt mit der Hoffnung, daß sie auch bald den argen Alten, den sie noch mißten, dem gleichen Lose werden übergeben können. Und darob entstand Freude in allen Dörfern, wie wenn sie ein gewaltiges Untier, das ihre Felder verwüstete, erlegt und eingebracht hätten.

„Bertold ist aber inzwischen in Banden hinter starken Mauern gelegen, und hat sich etwas wie ein Vorhang zwischen seinem Denken und der äußeren Welt herabgelassen, so daß er mehr im Dunkel seines Inneren als in dem festen Verließe des Turmes eingekerkert war. Und nicht trübe war sein Mut, da seiner ein schreckliches Ende, der Feuertod, harrte; sondern er war wie ein Kind, das lange außer Obhut in der Wildnis geirrt und wieder unter den Frieden eines Daches heimgekehrt ist. Dabei wußte er nichts von sich und anderen und nichts von dem, was ihm Trost gab; denn das war nur wie ein dämmernder Schein, was sein Inneres erhellte. Aber den Richtern war er in seiner kindlichen Weise nur wie ein verschlossener Bösewicht erschienen, und die Wortkargheit legten sie ihm als böse List eines verhärteten Übeltäters aus. So versahen sie sich zu ihm noch eines jähen Hervorkehrens seiner Zaubermacht, womit er ihnen entrinnen könnte, und hielten ihn in engem Gewahrsam bei Tag und Nacht unter den Augen der Wächter bis zum Urteilstage. Da mußte auch der König Herwig erscheinen, um auf einem erhöhten Sitze als gesalbtes Haupt das Recht und Gericht vor jeder Teufelskunst zu wahren, die etwa noch in Kraft treten konnte, um einen der ihrigen zu retten. Und dem König Herwig zur Seite saß seine Gemahlin; auch war viel Volks versammelt, als der Scheiterhaufen geschichtet und angezündet wurde, den Bertold besteigen sollte. Der war nur mit dem Armsünderhemde bekleidet, und der Holzstoß loderte auf, um ihn zu verzehren.

„Er bestieg schon die Brücke, die hinanführte, und das Volk verwunderte sich, wie ruhig und gelassen er dahinschritt, dem schrecklichen Tod entgegen. So geschah es auch, daß sie nicht in Jubel ausbrachen über sein schmähliches Ende, wie sie doch vermeint hätten zu tun, sondern stumm und erwartungsvoll standen, bis ihn die Flammen umfaßten, denen er entgegenschritt.

„Da ertönte eine Stimme: ‚Bertold, komm herab!‘

„Der blieb auf seinem Todesgange stehen und wendete sich um. Und er sah eine Frauengestalt auf dem freien Platze zwischen dem Holzstoß und dem Königsstuhl, die war mit weißem Gewand und blauem Mantel bekleidet, und ihr Antlitz leuchtete in himmlischer Schönheit. Auch alle anderen sahen die Gestalt und blickten mit Scheu und Ehr-

Digitized by Google

furcht auf die wundersame Erscheinung. Sie aber faßte Bertold bei der Hand, führte ihn vor den König und die Königin, erhob ihre Stimme und sprach: ‚Von meinem Herrn komme ich, dessen Magd ich bin, der über Recht und Unrecht wacht, und ob er gleich ferne wohnt, ist ihm doch jegliche Sache kund, die in Zweifel steht. Also läßt er euch sagen: der Knabe hier ist rein von Geburt und eines edlen Königs Kind. Er ward von dem bösen Manne geraubt, der ihn zu seinen Werken erzog und ihn doch nicht verderben konnte, weil die reine Art in ihm bestand. Darum hört es beide, du König und du Königin! Euer Kind ist es, das ich an meiner Hand leite. Des zum Beweise seht!‘ Und sie gebot dem nahen Knechte: ‚Streif ihm das Hemd von der Schulter.‘

„Dieser folgte dem Geheiß, und da sahen der König und die Königin, daß er ein Mal in Gestalt eines Eibenblattes an seiner Achsel trug. Daran erkannten sie ihren Sohn und schrien auf: ‚Wahrlich, er ist's!‘ Und die wundersame Frau blickte Bertold an, und dieser erschauerte in seinem Herzen, denn er sah, daß es dieselben Augen waren, die ihn damals zu Nacht im Dom aus dem Gnadenbilde der Mutter Gottes angeblickt hatten, und er sank in die Knie. Sie aber berührte seine Stirn mit dem Zeigefinger ihrer Hand, und da floß der ganze Nebel aus seinem Geiste, und er erinnerte sich wieder klar und deutlich seiner Kindheit und seines ganzen vorigen Lebens und wußte, wer er war. Die ganze Zeit aber, die er bei Aldrian zugebracht, schwand in die Ferne und ward ihm nur wie ein dunkles Wölkchen sichtbar, das sich gänzlich verflüchtigen konnte. Und zugleich ward durch die Berührung der wundersamen Frau die dunkle, fremde Bildung seines Antlitzes hinweggenommen; er wurde wieder klar und licht wie vorher und stand vor allen wie ein echtes Königskind, und seine Mutter erkannte ihn nun auch an den Zügen seines Gesichtes wie vorher an dem Leibesmale.

„Darüber ward sie vor Seligkeit ihrer Sinne unmächtig und mußte gelabt werden. Als sie wieder zu sich kam, da schloß sie ihren lieben geretteten Sohn in die Arme, und er weinte an ihrem Herzen, und auch der Vater zog ihn an seine Brust.

„Aber die wundersame Frau, die die Kunde gebracht hatte, war nicht mehr da, und niemand hatte sie von dannen schreiten gesehen. Jetzt jubelte auch das Volk, daß sein Königssohn wiedergefunden war, und der unheimliche Gerichtstag wandelte sich in ein helles Fest, an dem jeder seinen Teil nahm. Bertold aber trug später als fester göttlicher Mann die Königskrone.“

* * *

Als der Graschner geendet hatte, atmete die Magd auf und rief: „Da ist wohl gute Treue dem Bertold geschehen, und mir ist's lieb. Und war auch eine rechte Märchengeschicht', was Ihr uns erzählt habt. Vergelt's Gott, Herr Vater, für den schönen Zeitvertreib. Dir hat's auch gefallen, Burgei, gelt?“

„Wohl; schon deshalb, weil's der Vater erzählt hat,“ erwiderte sie.

Der Graschner lächelte unmerklich und blickte mit hellen Augen auf sein Kind. Da ließ sich auch die Stimme des Knechtes von der Ofenbank her vernehmen: „Mein, mein! Ich hab' mich schier vor dem Aldrian geschreckt. Du Höllenbratel! Der könnt's einem antun, wenn er uns bei der Nacht begegnen tät'. Immer einmal ist's nicht richtig, was in der Finsternis vor sich geht; und da hört eins oft, wo es nicht hören soll. Du verbannter Kerl! Und oft siehst auch was, das dir nicht zusteht.“

„Geh, Ferdl,“ sagte der Graschner, „sollst nicht abergläubisch sein. Dazu hab' ich dir meine Geschicht' nicht erzählt.“

„Wohl, wohl, Herr Vater; das ist leicht gesagt. Aber wenn sich eins immer deuten könnt', was ihm um den Weg kommt, da müßt' eins schon mehr als Vaterunser beten können ... Doch was ist denn das? Unser Krausel hebt ja ein gewaltiges Bellen an. Wer ist denn so spät da um den Weg?“

In der Tat ließ sich der Haushund draußen vernehmen und schlug laut an.

Der Knecht ging zur Tür, öffnete und blickte in die Winternacht hinaus, in der ein heftiger Wind mit Schneetreiben sauste. Da klang etwas wie ein schwaches Rufen: „Graschner!“ Alle horchten, es war aber wieder still, als ob es gar keine menschliche Stimme gewesen wäre, was sie gehört hatten.

Der Knecht war aber schon draußen, und die noch in der Stube blieben, vernahmen, wie er dem Hunde zurief: „Such, Krausel, such!“

Digitized by Google

Da war der Graschner auch schon auf den Beinen und ging hinaus, um zu sehen, was es gäbe. Zuvor hatte er den beiden Weibsleuten, die ihm folgen wollten, geboten: „Bleibt ihr nur, wir sind schon unser zwei genug, um zu erfahren, was es gibt."

Also standen Burgei und Leni in der geöffneten Tür, durch die der kalte Winterhauch in die warme Stube drang, und lauschten ängstlich in die Nacht hinaus. Da nahten Schritte durch den tiefen Schnee; die beiden Männer führten eine Gestalt, die sie stützten, um sie aufrecht zu erhalten, und kamen herein in die Stube. Und den sie brachten, das war Achazi, der eine Strecke vor dem Hofe liegen geblieben war. Seine Kräfte hatten ihm versagt, er konnte nimmer weiter und war auf dem Wege niedergesunken. Nun pflegten sie seines schier erstarrten Leibes drinnen in der Stube nach Brauch, um das Leben in ihm wieder flüssig zu machen, bis Achazi die Besinnung gewann. Er stöhnte schwer auf und wußte, wo er sich befand: in dem Hause, dem er als Vertriebener zugestrebt hatte, und unter Freundeshänden, die für ihn Sorge trugen. „Au weh!" flüsterte er, „Graschner, mir ist übel geworden. Es ist halt so schwer gewesen, heraufzukommen für die alten Füß'. Haben mich schier nimmer tragen mögen ... im Schnee und Wind. Aber jetzt vergelt's Gott, Graschner! Du bist ein Guter! Und ihr alle, die Burgei, ihr seid alle mit Hilf' um mich ... Unser Hergott will nicht, daß ich verlassen sei. Er hat noch seine Leut' ... und Barmherzigkeit gibt's auch noch in der Welt ... ja, ja!"

Der Graschner sprach ihm mit milden Worten zu, sich zu beruhigen; er ward entkleidet und auf ein wohlbereitetes Lager gebracht. Warmes Getränk wurde ihm eingeflößt; doch lag er noch immer im Schauer und Fieber. „Ausgejagt hat sie mich," flüsterte er, „das Weib unten, die Frau Ursel. Für einen alten Hund wär's zu arg gewesen, und ich war doch Knecht ... lange Jahr' in demselbigen Haus. Und bin dabei alt ... zum Sterben geworden, und hab' nicht viel Gutes gehabt im Leben ... und jetzt ist's aber gut ... das Sterben. Ja, ja!" Und er schloß die Augen und lag mit schweren Atemzügen im Schlummer da.

„Gott, sei ihm gnädig!" sagte Burgei mit Tränen in den Augen. „Ja wohl," erwiderte der Graschner ergriffen; „anders wird's für ihn nimmer geben als dieselbige Gnade Gottes, die ihn aufnehmen wird."

* * *

Raimund war von seiner fernen Reise wiedergekehrt. Er hatte seine Sache verstanden und wohl ausgerichtet. Wie ein erfahrener Mann hatte er die verstopften Quellen, aus denen sein Wohlstand floß, wieder freigemacht. Das Sinnbild seines Hauses, die Eisenmarke, galt wieder dort in östlichen Landen als Bürgschaft echten Warengutes, und dem Erthaler wurden die Wege verschlossen, auf denen er in Raimunds Handelsgebiet einzudringen versuchte. Dieser konnte wieder stolz das Haupt erheben und sich der eigenen Kraft mehr als je bewußt werden. Er enthielt sich auch jeder Rüge gegen Erthaler, als er mit ihm zusammentraf, deutete ihm nicht an, daß er sich vor seinen Schlichen geschützt habe, und trug auch nicht eine siegreiche Miene zur Schau, wie sie einem anderen leicht angeflogen wäre. Er verschmähte es, ihn merken zu lassen, daß es sich gegen ihn zur Wehr setzen und ihn als Gegner hatte anerkennen müssen. Die Dinge, wie sie jetzt wieder gesichert lagen, redeten ihre Sprache genugsam; er konnte schweigen.

Der andere dagegen, Erthaler, hüllte sich wie gewöhnlich in das Kleid der Unscheinbarkeit, gab sich treuherzig wie ein beschränkter Mensch, der nicht anders kann als aus Eigenem schöpfen, weil er nichts anderes besitzt. Raimund aber glaubte nun zu wissen, daß dieser gleichsam die Läden seiner Fenster verschlossen hielt, um im Hause lichtscheu und schlau zu wirtschaften. Das erfüllte ihn mit Geringschätzung des Gegners, und er wußte wieder nicht, daß er ihn damit unterschätzte. Denn es geschah nun, daß eine kräftige Geldgesellschaft im stillen Verhandlungen mit einigen der Radmeister anknüpfte, die sich nicht gut standen, um ihnen die Radwerke und damit das alte Erbgut am Erzberg abzukaufen. Und in kurzer Zeit gediehen die Verhandlungen zu solchem Ende, daß die Gesellschaft Besitzerin von vier Werken wurde und damit ebensoviel Stimmen in der Radmeisterschaft gewann. Als ihr Vertreter, der dieses Recht ausübte, erschien Erthaler. Damit hatte sich inmit-

Digitized by Google

ten der uralten bodenständigen Vereinigung eine fremde Macht festgesetzt, die mit flüssigem Gelde die Oberhand gewinnen mußte. Das schuf Raimund innerlich Leid, das er äußerlich nicht zeigte. Es hatte sich alles in rechtlichem Gang abgespielt, und er konnte nur Zuschauer sein, ohne in die Handlung einzugreifen, die zu ihrem Schlusse gedieh. Nun war die Radmeisterschaft kein einheitlicher Körper mehr, wie sie im Laufe der Jahrhunderte aus dem heimatlichen Boden hervorgewachsen war.

Raimund hatte den Einblick, daß alles Leben, das seine Nahrung aus der Erde zieht, nicht zu veralten brauche, wenn es verständig gepflegt wird, und mußte nun erfahren, daß das bisherige Wachstum der Eisenherren sich seinem Niedergange nähere: daran war nicht der Boden schuld, der seine Fülle ungemindert gab, sondern eine Wirtschaftsführung, die sich der beflügelten Mittel der Gegenwart nicht zu bedienen verstand.

Raimund zürnte in seinem Sinne den anderen Radmeistern, die sich im eigenen Kreise behalfen und nicht den Strom der Zeit rauschen hörten, der bald über ihre Häupter hinwegspülen konnte, wenn sie nicht den erhöhten Raum zu erweiterter Wirksamkeit gewannen. Und er dachte ihnen diesen weiten Überblick zu verschaffen und noch einmal alle Kräfte zum Wettkampfe mit den Machthabern der neuen Zeit zu sammeln. Dazu schien ihm förderlich, was er im Rathause vor die Radmeister mit bedachtem Entschlusse brachte. Er beantragte, einen Hochofen zu bauen, der mit allen Mitteln ins Werk gesetzt werden sollte. Draußen im Tale sollte er sich stolz und groß erheben wie eine Burg des inneren Eisenberges, um dessen Schätze zu sammeln und flüssig zu machen. Alle Geister der neuen verfeinerten Betriebsamkeit sollten ihm dienstbar gemacht werden. Nicht mehr der alte Wassergeist, sondern die elektrische Zauberkraft mit Fördermaschinen und Drehkranen, mit Seilbahn und anderen mächtigen Hilfsmitteln sollte es ermöglichen, den Wettkampf mit dem Auslande aufzunehmen und siegreich zu Ende zu führen. Die Größe des Unternehmens müsse alle kleinlichen Bedenken zerstreuen, wie der helle Tag die Nebel, die ihn beengen. Und die Arbeit, die so mit weitschauendem Blick vollbracht werde, müsse als ihren Lohn ein neues Wachstum der Radmeisterschaft nach sich ziehen. Er selber werde immer bereitwillig zur Hand sein, um das Ganze zu fördern und ins Werk zu setzen.

Die Herren schwiegen vorerst dazu wie zu einer unerwarteten Verkündigung, die sie anstaunten wie ein Bild, das ihr enges Tal zu einem weiten Lande machte. Sie blickten auf Raimund, wie auf einen, der verhieß, sie alle aufs Roß zu setzen, die jetzt zu Fuße gingen; aber die Unentschlossenheit in ihnen schickte den Zweifel aus, und der kam mit leeren Händen zurück. Sie schüttelten die Köpfe, und einer und der andere erhob die Stimme, um zu vermelden, daß ein solches Unternehmen zu gewagt sei, daß die vorhandenen Mittel nicht dazu reichten, und daß man so das Lebendige auf das Tote häufen könnte, um es auch zu einem solchen zu machen.

Der Unmut stieg Raimund zu Haupte, als er dieses vernahm; aber wie mußte er sich verwundern, als sich plötzlich eine Stimme hören ließ, die ein ganz anderes Lied sang. Erthaler begann die Rede und stellte sich ganz und voll auf Raimunds Seite, um alles gutzuheißen, was dieser vorgebracht hatte. Er zeigte sich nun als einer, der alle Wege genau prüfte, die zu dem vorgesteckten Ziele führten und sie alle dem Zwecke dienlich fand. Er pflog Umsicht und fand, daß auch die Mittel zureichten, und daß demnach nichts fehle als der gute Wille. Und den bringe er mit wie auch den Willen der anderen Radmeisterstimmen, die er in seiner Person vertrat, das heißt: der Geldgenossenschaft. Jetzt erst war es, als wenn der rechte Wind über die Gesellschaft wehte, die aufzutauen begann und sich in dem Beschlusse einigte, den Vorschlag anzunehmen und den großen Hochofen zu bauen.

Aber Raimund hatte nun keine Freude daran. Ihm war es wie einem, dem sich ein Weggenosse zugesellt, der ihm die ersehnte Reise verdirbt, von dem er weiß, daß ihr beider Ziel entgegengesetzt ist, und daß die Gemeinschaft mit ihm keine Freundschaft sein könne. — Aber er konnte jetzt nicht mehr zurück; er mußte vorwärts gehen auf dem Wege, den er selbst als den besten bezeichnet hatte, und die Hochburg des Eisenberges sollte gebaut werden und zum Heil der Radmeisterschaft erragen.

Digitized by Google

Dank wußte er Erthaler keinen zu geben. Obgleich sich dieser an seine Seite gestellt hatte, blieb er in seinem Sinne ihm meilenfern. Sein eigenes Gewerke hatte er vor dessen heimlichen Angriffen hinreichlich geschützt und konnte sich wieder an der Wohlfahrt des Getriebes erfreuen. Er konnte sogar auf die Vergrößerung der Werkräume bedacht sein und noch einen Zubau für nötig erachten. Und da jeder Entschluß bei ihm nach Wirklichkeit drängte, stieg er in der Winterszeit in seinen Bergwald hinauf, um unter den alten Fichtenstämmen das geeignete Bauholz zu prüfen.

* * *

Im Tale lag der Nebel, der sich noch um den Mittelleib der Berge gürtete; doch ihre stolzen Felsstirnen empfingen das Himmelslicht, das von den Hermelinmänteln ihrer Schultern blendend widerglänzte. Raimund stand oben auf dem Hang, seine Wangen waren von der herben Winterluft gerötet, und er blickte hinaus auf das stumme Lager der Bergfürsten. Es war eine Welt in wundersamer Hoheit, die ihn hier in der Einsamkeit umgab. Das Leben im Tale lag unter der Nebelflut und dämmerte herauf wie aus dem Grunde eines Meeres schattenhaft. Und es erstreckte sich so weit hinauf, als die Nadelwälder über die schneeigen Hänge bläulich dunkelten. Dann aber versteinerte es sich in den grauen Felsmauern und strebenden Schroffen, und alle goldenen Strahlen aus dem blauen Himmelsgewölbe konnten es nicht aus dem Erdenschlafe erwecken. Doch die Sehnsucht aus dem Menschenherzen flog hinauf zu den fernen eisigen Höhen, umfaßte alles und dehnte sich in der erhabenen Schönheit aus. Alles ward lebendig, dem sie Leben gab, und über all den Häuptern der schneeigen Bergwelt schwebte der Geist des Friedens.

Doch dieser lebte nicht in Raimunds Herzen, das eine eingeborene Dunkelheit in sich trug, die ihm bei all seiner Willenskraft schweren Mut gab. Die Sehnsucht nach dem Frieden tönte in ihm wie der Ruf aus einem besseren Lande, wie der Zauber der fernen goldenen Stadt, von der er in den Märchen seiner Kindheit sagen gehört. Aber es war ein fremder Ton, dem er unwillig lauschte, wie etwas, das ihm in friedlicher Wesenheit durch den Gegensatz Unfrieden gab.

Sein Blick flog über die schneeigen Kämme hinweg, hinter welchen sich andere, steilere Bergmauern erhoben, bis er den schroffen Brandstein entdeckte, den er suchte. Der ragte mit dunklem Leibe, der nur schwach bläulich umhaucht war, einsam gewaltig empor wie ein trotziger Sohn des Erdgeistes, der unbekümmert um das Licht, die Schatten der Tiefe, der er entstammte, auf seiner Stirne trug. An seinem Fuße war Raimund einst zur Sommerszeit gewandert, und jetzt staunte er aus der Ferne den überragenden Fremdling an, der dort wie am Ende der Welt stand und jeden weiteren Blick in den Himmelsraum abschloß.

Als sich Raimund sattgesehen hatte, stieg er seinen Geschäften nach und überzeugte sich davon, daß seine alten Fichtenstämme ihm vielleicht genug des Bauholzes liefern könnten. Er schickte sich zum Heimwege an und sah einen lichten Rauch aus dem Schornstein eines Hofes aufsteigen, der unter ihm lag. Der Talnebel leckte nur wie eine weiße Flut um sein Mauergeschoß herum; doch die Fenster erhoben sich schon in die klare Winterluft, und die Sonne ließ die Scheiben hell erstrahlen.

Raimund erkannte, daß es Graschners Hof sei, den er vor sich sah, und seine Blicke hafteten lange darauf. Es zog ihn etwas dahin, als sei das Sonnenlicht, das in den Scheiben widerstrahlte, wie der Ruf des fernen Frühlings in der Winteröde. Doch blieb dies gleichsam im Untergrunde seiner Seele verborgen, und nur der gespiegelte Glanz lockte ihn, als könnte er ihm Wärme geben. Da erinnerte er sich, daß er eine Angelegenheit im Graschnerhofe zu besorgen hätte, und er stieg in der Richtung dahin ab, gelangte an die Pforte und trat ins Haus.

Der Graschner war nicht daheim, und Burgei kam aus der Küche, wo sie der Wirtschaft pflegte, in die Stube, um den Gast zu bewillkommen. Sie brauchte nicht verlegen zu tun, denn sie war in einfacher Haustracht reinlich gekleidet; allein die Verwunderung war in ihrem klaren Antlitz zu lesen über den unerwarteten Besuch. Sie bot ihm freundlich Sitz und einen bescheidenen Imbiß zur Wegfahrt, den er mit Dank ablehnte. Den Sitz nahm er ein am großen Tisch, der in der Ecke unter dem Heilandsbilde stand, und sie saß am anderen

Digitized by Google

Ende nieder, indem sie sagte: „Behagt's Ihnen in unserer Stube, Herr Hadolt, — sie ist doch warm genug?"

Gewiß, es war eine wohlige und gar nicht dumpfe Luft darin, der Boden blank gefegt und das Wohngeräte traulich den Wänden angefügt, so daß sich jeder in dieser Bauernstube heimisch fühlen mochte. Und das Mägdlein, das am Tische saß, empfing auf ihre weiße Stirn einen Sonnenstrahl, der durch das Fenster einbrach und ihr falbes Haar erhellte. Es war, als umschimmerte den feinen Kopf etwas Verwandtes, dem die Lichtnatur in den großen blauen Augen unbewußt antwortete. Raimund fühlte dies, und es überkam ihn wieder die fremde Empfindung vor diesem schlichten Kinde, das kaum zum Magdtum erblüht war und doch wie ein still besonnenes Weib vor ihm saß.

Er begann die Rede mit den Worten: „Ich bin zu euch gekommen, um einer Sache willen, die ihr ausgerichtet habt, und die mir zugestanden wär'. Ihr habt meinem Knecht Achazi, der bei euch gestorben ist, das Begräbnis gerüstet und die Kosten dazu getragen. Wieviel hat es ausgemacht? Ich will es euch wieder ersetzen."

„Ich mein'," erwiderte Burgei, „daß das nicht recht bei dem Vater wird angehen mögen; denn er hat als ein Freund gegen den armen Achazi gehandelt, der niemand gehabt hat, der zu ihm gestanden wär'. Und ich glaub' schier, eine Tat um Gottes willen läßt er sich von niemanden abkaufen; auch von Ihnen nicht, Herr Hadolt, der Sie sonst das Vorrecht gehabt hätten, dieselbige zu tun. Aber Sie waren damals nicht am Ort, und der Achazi hat bei uns die Zuflucht gesucht, weil ihn die Frau Wirtschafterin von daheim ausgewiesen hat. Sie müssen schon entschuldigen, Herr Hadolt, daß ich so red'."

Und sie sagte dies in bescheidener Haltung, doch nicht ohne leise Trauer in der Stimme, deren Wärme sich ihm mitteilte, so daß er etwas von dem Herzen des Mädchens in dem seinen fühlen mußte.

„Ich weiß alles," antwortete er, „und hab' es der Wirtschafterin streng hören lassen, daß niemand das Recht hat, irgendwen aus meinem Hause zu weisen, als alleinig ich, der Herr. Er war unnutz, der Achazi; aber das ist niemand angegangen außer mir. Er ist schon stark in Jahren gewesen, und wär' es so wie so bald mit ihm zu End' gekommen. Aber der Graschner, dein Vater, soll mir nicht das Recht nehmen, für den Heimgang meines Knechtes zu sorgen; das wird er wohl einsehen. Ich will keine Guttat mir damit zulegen, sondern nur etwas tun, was sich von selber versteht."

„Nein, Herr Hadolt, der Vater wird es wohl nicht Rat haben mögen, daß ihm sein letzter Dienst an Achazi abgelöst wird. Hat er's ihm ja zum Abschied versprochen, für alles zu sorgen, was einer braucht, der heimgetragen wird. Und der Achazi hat sich darüber gefreut, soweit ihm noch die Kräfte dazu gelangt haben. Und hat noch auf seinem alten müden Gesicht ein Lächeln zuwege gebracht, das seine Freude verkündigt hat. Denn die Rede ist ihm schon gestockt und der Odem kurz geworden. Aber die Zuversicht, daß ihm die Erde noch freundlich sei, die ist ihm geblieben. Und so ist er durch Gottes Gnade ruhig verstorben, müd' vom weiten, kalten Weg, den er gegangen ist; und hat dem Leben den Rücken zugekehrt und das Gesicht der guten Ruh' zugewendet, die schon auf ihn gewartet hat, um ihn im Himmelreich aufzunehmen. — Lassen Sie es dabei bewenden, Herr Hadolt, ich möcht' Sie darum bitten."

Als sie dieses sprach, waren ihre lichten Augen umwölkt geworden; doch leuchtete ihre Herzensgüte wie eine tiefere Sonne durch dieses Gewölk hindurch und erhellte ihr Antlitz wie zuvor.

Raimund hatte ihren Worten wie einem leisen Sange gelauscht, den er sich nicht zu deuten wußte. Er hörte die Trauer eines anderen Menschenkindes hindurchtönen, das ein altes abgenutztes Knechtlein gewesen und ihm nun wie verklärt in den wehmutsvollen Klängen ihrer Mädchenstimme erschien.

Er hüllte sich aber in Finsternis und antwortete: „So mögt ihr's halten, wie ihr wollt. Es steht mir gar nicht an, mich so viel darum zu mühen. Damit wär' meine Sach' zu End' bei euch."

Und er erhob sich.

Auch sie stand auf, näherte sich ihm und bat: „Aber die Sach' ist doch nicht in Unfrieden zu End'?"

„Ich steh' mit niemandem in Unfrieden," erwiderte er. „Mir ist auch an dem Frieden nichts gelegen, den andere suchen. Was mir recht ist, das tue ich, und kümmere

Digitized by

mich um anderes nicht, mag es Frieden, Unfrieden oder wie es will heißen."

„Ist das so gemeint, Herr Hadolt? — Und doch sucht der Mensch seinen Frieden als schöne Gottesgabe."

Er antwortete: „Der schwache Mensch, der sich fürchtet, etwas getan zu haben, was ihm übel anschlagen tät'. So will einer heute nicht, was er gestern gewollt hat. Ein solcher mag suchen, was ihm fehlt: meinetwegen den Frieden. Ich will aber nie, daß etwas ungeschehen sei, was ich getan hab'."

Aus den Augen der Maid sprach Trauer, als sie ihm erwiderte: „Und doch ist's besser, etwas, was nicht zum Heil dient, durch neues Anheben wieder ungeschehen zu machen, als darin zu beharren."

Er blickte sie forschend an.

„Du denkst dir gewiß etwas Bestimmtes dabei, nicht? Also red', was meinst? Ich werd's nicht übel aufnehmen von dir."

„Ja, mir kommt das, ich weiß selber nicht wie, in den Sinn. Als hätt' eins von weitem gerufen, der sitzt im Kohlschreiberhaus: der Tag liegt schwer auf mir, und mir ist's zu eng, als daß ich mich ausstrecken könnt'. Früher war ich's anders gewohnt, und das Sonnenlicht ist hell zum Fenster hereingeschienen. Jetzt muß ich trüb' schauen, und bin doch nicht blind geworden und kann gut sehen, wie schlecht es mir geht."

„Du sprichst von Günter Hadolt, nicht?"

„Ja; von demselbigen: von Ihrem Bruder. Ich mein' schier, er ist ein Kind geblieben, seitdem er Mann geworden. Und sie, Frau Mathild, hat das Erbgut eines braven Weibes im Herzen. Ist ihnen beiden das Leben schlecht geworden, wie sie sich's nicht hätten träumen lassen, als sie noch in Wohlhabenheit gesessen sind. Ich war als kleines Geschöpf oft unten im Herrenhause, und die Frau war herzlich zu mir, weil sie nicht anders sein konnte. O weh, daß eine künftige Zeit eine vergangene so auslöschen mag, und daß arme Leut' aus solchen werden können, bei denen die Sorg' vorher nie in der Stuben gesessen ist! Das macht mich traurig, und ich muß zu Gott hoffen, daß er's noch ändern will. Denn verdient haben sie es doch nicht, daß über sie das Elend hereingebrochen ist. Und noch jetzt, wenn ich sie heimsuch', was ich gern und doch mit Leid tue, find' ich sie so in der Gottesgnad', daß sie sich nicht unglücklich fühlen. Sind noch immer gut und halten sich fest, daß ihnen nicht die Kraft ausgeht; sitzen im Elend und sind doch vermögend im Herzen zu nehmen, was Gott geschickt hat. Und es ist gar so wenig. Ach, daß ich mir das muß selber vom Herzen reden, und vor Ihnen, Herr Hadolt! Nehmen Sie's nicht übel auf von mir, ich bitt' Sie!"

Ihm stieg der Unmut zu Häupten, als er die Rede vernahm. Die finstere Natur in ihm wollte ihr Recht gewinnen und ihn gänzlich umhüllen; allein die lichtvolle Nähe der Maid berührte hart die Grenze seiner Finsternis, die sie nicht durchdringen konnte, aber doch zurückdrängte. So blieb sein Unmut verschlossen, und er antwortete: „Hast du noch etwas zu sagen, so sprich. Es ist alles eins. Ich hör' dir zu."

Sie blickte fragend auf ihn, ohne sich ihrer schönen Kindlichkeit bewußt zu sein, und beinahe ängstlich, weil sie in seinen Zügen nicht lesen konnte, ob ihr Eingriff in seine innere Welt ihn bewegt hätte. Ihre bittenden Augen schimmerten von der Güte ihres Herzens, das für fremdes Leid gewaltig gegen den jungen Busen pochte, und getrieben von dessen stürmischem Drange sprach sie wieder: „O, daß ich Trauer geschöpft hab' und einen Eimer voll tragen muß! Das Haus, wo ich war, liegt unter anderen Häusern, und doch wie außerhalb des Orts. Die drin leben, sind bescheiden, aber das Haus selber ist ihnen feindlich. Es liegt zu hart an der Arzberger Mauer, und wenn der Wind lau geht, gleitet der Schnee vom Felsen ab und legt sich schwer auf das arme Dach. Auch kommt er fast zu kalt an die Hauswände heran, und in die Stuben dringt die Feuchtigkeit. Davon muß die Gesundheit der Inwohner leiden. Herr Günter ist ein fester Mann, dem kann's wenig anhaben; aber Frau Mathild und die zarten Kinder wissen davon ein trauriges Liedel zu singen: vom harten Winterriesen, der gerade, wenn er weich wird, ihnen Schaden bringt. Ist leider so ein übler Gast, die Feuchte, um mit ihr zu hausen. O, kann nicht besser für einen gesorgt werden, der doch im Dienste der edlen Radmeisterschaft steht? Sollen die Herren nicht vermögen, ihm ein besseres Heim zu bieten? Um wenig besser, um ein wenig weiter von der unwirtlichen Felsmauer weg, die den Schnee herabschickt, so wäre

Digitized by Google

ihnen schon geholfen. Und Sie sind der Bruder, Herr Hadolt! O geben Sie ihm einen besseren Platz zum Leben, zum immer noch armseligen Leben, aber doch zu einem, wo ihn die Sonne mehr grüßen kann, die jedes Menschen Freund ist. O, seien Sie's ihm auch! Schenken Sie ihm Helligkeit! Kann's denn sein, daß einer, der Freude gibt, nicht auch Freude wiederbekommt? Und ist doch die schönste Gabe, was einem das Herz lohnt. O, Herr Hadolt, Sie können die Güte einlassen. Soll sie draußen in der Kälten stehen und vergebens anklopfen, da doch mit ihr die Helligkeit einzieht? Und verzeihen Sie mir meine Reden! Es meldet sich ein anderes durch mich. Das Leid und die Armut, die sprechen, nicht ich; und deren Wort ist Gotteswort, nicht Menschensprache. Verzeihen Sie mir!"

Ihre Augen glänzten durchscheinend wie von verborgenen Tränen, gleich dem Himmelsblau, in welchem unsichtbare Wolken sich sammeln.

Und Raimund ward unmutig bewegt von ihrer Rede, denn er fühlte, daß die Wärme in ihn eindringe, der er widerstrebte. Es war wie ein lichter Punkt in seinem Inneren, der sich auszubreiten trachtete, der kam aus den sonnigen Augen des Mädchens und setzte sich in ihm fest. Aber die Helle, die er aus jenem Seelenborne mitbrachte, tat ihm weh, wie ein fremder Strahl, der kein Heim in ihm finden durfte. Das Kind, das Weib, das vor ihm stand, hatte es ihm angetan, und er verschloß sich abwehrend gegen die Einwirkung der milden Seelenmacht, die ihn sänftigen wollte.

Er richtete sich hoch auf und sprach: „Ich red' nicht gegen dich, denn wie du bist, so mußt du tun; ich red' jetzt für mich. — Hat es einen gegeben, dem alles gut angeschlagen ist von Anfang an, so war es der Günter, der mein Bruder ist. Es hat rein ausgesehen, als wenn das Glück an seiner Wiegen gesessen wär' und gesagt hätt': der hat's und dem wird's bleiben, was ich ihm vergönn': ein prächtiges Leben. Der Vater hat ihn mögen, und die Mutter hat ihn gern gehabt. Alles hat ihm gedient und ihn fein großgezogen. Das war der Brave, der Gute, dem das Haus und der Besitz zugestanden ist, was er befestigen und betreuen sollte. Vor jedem seiner Schritte ist der Weg eben gemacht worden, daß sein Fuß sich an keinen Stein gestoßen hat. Die Sonn' hat auf ihn gelacht, der Frühling hat auf ihn geblüht, und die Leut' haben gesagt: das wird einer, auf den das Landl stolz sein kann. Sein Ruf ist gewachsen, ohne daß er hat brauchen etwas dazu zu tun. Alles glatt, alles gut, nie kein Hemmnis, nie kein Kampf. Die Freud' ist ihm von selber zugeflogen, daß er sie nur zu nehmen brauchte und zu sagen: du bist mein! Und das Leid, des Menschen harter Freund, ist ihm ferngestanden. Da ist ihm auch der Funken ausgegangen, den nur dieser Freund aus dem Manne herausschlagen kann. Und die Festigkeit hat ihm gefehlt; er ist ein Schwacher gewesen. Ich aber — nein, von mir red' ich nicht."

„Reden Sie nur von sich, Herr Hadolt," bat sie mild und traurig; „Sie sind ein Starker gewesen."

„Nein; ich hab' schon von mir gesprochen: ich war das Gegenteil von ihm. Aber das, was so getan hat, als wenn es immer an den Günter gekettet wär': das Glück, das hat ihn verlassen. Die Blindheit hat es ihm geschenkt, sonst nichts. Und er hat keine Einsicht in seinen Handel und Wandel gehabt. So ist er eines Tages als Armer aufgestanden und legt sich heute als solcher zu Bett. Von selber gehen die Sachen nicht, wenn man sie nicht mit starker Hand vorwärts schiebt. Im Leben heißt es immer den Berg aufwärts gehen und den Karren mit Leib und Seel' schieben, sonst rutscht er zurück und reißt dich mit. So ist es ihm geschehen. Mit Recht. Hat er seines Vaters Haus nicht zu wahren gewußt, so ist jede Hütte jetzt für ihn gut genug oder schlecht genug, wie du willst. Jetzt hat er Zeit, Einsicht zu gewinnen in das, was er ist. Es wird ihm heilsam sein, wenn er sich kennen lernt. Und er ist gerade jetzt so, weil er früher nicht anders war. — Damit hast du meine Antwort gehört, Burgei, und ich kann wieder gehen. Gehab dich wohl!"

Er entfernte sich aus der Stube mit unbewegtem Antlitz und mit hoch aufgerichteter Gestalt.

Draußen glitzerte die Sonne auf dem Schnee der weiten Winterlandschaft. Der Nebel hatte sich gehoben und lag in zerrissenen Schleiern über den Bergen, die in tiefem Blau aus den Lücken hervorglänzten. Es

Digitized by Google

war, als wenn graue Tücher die Schultern der Riesen bedeckten, deren Häupter stolz und frei emporragten. Im Reiche der Kälte gab sich die Herrschaft der Sonne kund wie die eines guten Geistes, der auch aus der Ferne Licht schickt. Und die schneeigen Bergriesen sonnten sich in den Strahlen, als wollten es ihre Herzen so haben, die noch die alte Verwandtschaft mit der Erdwärme fühlten. Auch in Raimund pochte eine Sehnsucht nach Wärme. Eine Erinnerung an Frühling und Kindheit ward in der Winterlandschaft in ihm lebendig und rührte sich wie ein vom Schnee der Zweige, wo er sich geborgen hat, vergrabener Vogel, der der Sonne entgegenblickt.

Der Nebel, der noch hie und da zu Berge zog, ließ sich durchleuchten und schien wie milchfarben von der Wärme, die er in sich fühlte. Er schwebte auch am Felsenbau des gewaltigen Reiting durchsichtig und ließ die Schneefelder durchschimmern. Aus den Schluchten quoll er noch wie aus tiefen Toren der Felsenburg in dunklem Wogen empor, doch im Oberlicht angekommen, zerflatterte er mit weißem Gekräusel. Und glitzernd in der Sonne erhob der Berg über den steilen Schultern das graue Haupt in den Himmelsäther. So barg seine tiefe Brust noch den geheimnisvoll eisigen Winter, doch seine Stirn empfing das alles bestrahlende Weltenlicht der Sonne. Und in seinen Schluchten lag, wie in einer Menschenseele, die Dämmerung, wohin kein Auge dringen konnte.

* * *

Raimund stieg abwärts zu Tal in sein Vaterhaus.

In seinem Winter hatte sich wieder etwas wie ein Frühlingsstrahl heimisch gemacht. Aber er verwies den fremden Gast, der eingedrungen war wie ein Lichtwesen bei einem Fürsten der Dämmerung. Den Blütenzauber, den er mit sich brachte, empfand er wie einen Duft aus fernem Garten der Kindheit, aus dem er nicht vertrieben sein wollte; sondern den er selbst stolz verschlossen hatte, um Herr zu bleiben, sei es auch in blumenloser Öde.

Doch lebte ja eine in seinem Hause, die von Blumen nicht den Tagesduft und nicht die lenzhafte Zartheit, jedoch die üppig-feine Nachtgestalt besaß: Frau Ursel.

Er hatte es ihr bei der Wiederkehr von seiner Reise übel vermerkt, daß sie ohne seinen Willen sich die Herrschaft im Hause angemaßt und den alten Achazi zum Auszuge genötigt hatte. Er war seither karg mit der Rede gewesen und hatte zwischen sich und ihr genug Raum gelassen, um sie ihre dienende Stellung fühlen zu lassen. Es war eine Entzauberung, in der sie sich wieder als Magd wie vorher fand.

Sie nahm es aber nicht leidvoll und nicht als Büßerin auf, sondern still, bescheiden und als kluges Weib. In zierlicher Kleidung waltete sie ihres Amtes wie zuvor und stellte alles im Hause zurecht, wie es der Herr bedurfte. Sie glitt geschmeidig durch die Zimmer und trat mit weicher Sohle auf, um ihre Gegenwart durch kein Geräusch fühlbar zu machen; es sei denn, daß ihr Rock manchmal verräterisch knisterte. Ob sie innerlich lachte oder seufzte, konnte der Gebieter auch nicht gewahr werden; denn ihre Augen waren von den Wimpern wieder meistens verschleiert, wenn sie mit ihm sprach, und nur zuweilen zitterte ein dunkler Strahl hindurch, der die Natur seiner Feuerkraft im Aufblitzen und Verschwinden mit sich brachte. Und wenn sie auf den Mittagstisch die Speisen stellte, hob und senkte sich ihre Brust unter der leichten Last, die ihr gewichtig war, weil sie damit dem Herrn nahte.

So tat sie es auch diesmal und wollte sich bescheiden aus dem Eßzimmer entfernen. Da geschah es, daß Raimund nach langer Zeit wieder sprach: „Stellt Euch ein Gedeck auf den Tisch, Ursel, setzt Euch und eßt mit.“ Er sagte das wie einer, der vom Berge in das Tal gekommen war und den Sonnenschein, den er oben gesehen hatte, mit der Dämmerung unten auslöschen wollte.

Sie tat, wie er ihr geheißen hatte, mit einer Neigung des Kopfes, dem der ganze Leib in einer heißen Wellenbewegung folgte, und sprach: „Sie sind sehr gütig.“

„Nein, das bin ich nicht,“ erwiderte er. „Aber wenn es mir ansteht, Euch etwas zu heißen, was Ihr als gut anschaut, so hab' ich nichts dagegen. Ich bin immer der Hadolt, der in seinem Hause nur einen Willen kennt, den eigenen, ob Ihr sitzt oder steht, Frau Ursel.“

„Und Ihr Wille ist auch der meinige, Herr Hadolt,“ sagte sie sanft.

Digitized by Google

„Wenn wir zusammen stimmen, so paßt's mir, Frau Ursel. Es paßt mir aber auch, wenn es nicht ist. Denn ich weiß immer, was ich will. Ob auch Ihr das immer wißt, was Euch zusteht?"

„O ja! meinen Dienst recht zu versehen. Wenn ich das kann, so hat mein Leben eine Freud', die ich mit nichts anderem vertauschen möcht'. Dann bin ich Ihnen auch nicht so ganz zuwider, gelt, Herr Hadolt, ich garstiges Frauenzimmer?"

Diese Worte tropften wie Honig von ihren Lippen, und ihre Augen verschleierten sich zu einem dämmernden Licht. Durch ihre reichen dunklen Haare ging eine zitternde Bewegung, wie wenn sich, den Leib hinauf, ein leiser, köstlicher Schauer darin verfangen hätte.

„Ihr Weibsleut' wißt euch zu ducken, wenn ihr einen anspringen wollt, wie ein anderes schönes Tier," antwortete er. „Meinetwegen."

„Anspringen! Wer wird denn so ein schiecches Wort sagen, Herr Hadolt!" lachte sie still in sich hinein. „Ich bleib' immer abseits und rühr' mich nicht, denn ich kenn' meinen Platz."

Er sagte spöttisch: „Und an dem Platz erst fängt die Welt an, eine Ordnung zu haben; sonst ist sie wüst, nicht?"

„Das weiß ich nicht. Aber ich weiß, daß ich mich gern in die Ordnung schick', und das Wüste bleibt mir fern. Ich kann immer still sein; ist das nicht auch was wert?"

„Gewiß. Ihr könnt auch in der Stille lebendig sein; vielleicht mehr noch als im Lärm."

Sie lächelte. „Was eins einzig hat, mit dem mag es auch am liebsten sein. So bin ich lebendig, aber immer still bescheiden; und ob ich mag oder nicht mag, tue ich immer nur, was mir recht ansteht." Es war ein verschleiertes Lächeln um ihre Lippen, als sie das mit sanft klingender Stimme sprach.

„Auf dem Weg können wir uns finden," erwiderte er. „Denn ich tue immer nur, was ich will, und darin liegt auch das, was mir ansteht. So will ich Euch wieder eine Friedenszeit geben, Frau Ursel. Und dann, was liegt Euch an einem Krieg mit mir! Ihr zieht in ein ander Land, etwa zum Hietler ...?"

Sie verbarg rasch eine innere Bewegung, nahm eine erstaunte Miene an und fragte: „Hietler? das ist mein Vetter."

„Wird schon so sein, wie Ihr es sagt. Also ein Weg in Freundesland bleibt Euch offen, wenn ich der Feind bin."

„Aber, Herr Hadolt, Sie schicken mich weg!" sagte sie bestürzt.

„Ich nicht; ein anderer, wenn er an meiner Stelle dawär'. Aber der andere wird nicht kommen. Ich behalt' dich als Medizin."

„Eine bittere?"

„Nein, das sag' ich nicht. Im Gegenteil. Verstehst?"

Nun lächelte sie und schlug die Augen nieder.

* * *

So hatte Raimund Hadolt, der vielkühne Mann, sich wieder vor einem schwachen Mägdlein gefürchtet und war der seltsamen Macht, die sie über ihn ausübte, entzogen, indem er aus ihrer Sonne in den Schatten trat, den Frau Ursel warf. Denn Burgei rief in ihm das edle Menschentum des Mitleids wach, das er begraben hatte; und dieser Wiedererweckung widerstrebte er mit allen Mitteln, die er erfassen konnte. Frau Ursel war ein solches Mittel. Wenn er dem Mägdlein gegenüberstand, so wogte in ihm eine Empfindung aus der Dunkelheit seines Inneren dem Licht entgegen, das ihm aus der unberührten weiblichen Seele in ihren Augen entgegenglänzte wie ein Schöpfungsgeheimnis. Und es war ihm, als müßte er sich schier der Reinheit des Kindes beugen, einen Herrn über sich anerkennen, und nicht mehr der feste, harte Mann sein, der er sein wollte. So kämpfte er, äußerlich unbewegt, im Inneren um seine Freiheit, und Frau Ursel ward ihm, ohne daß sie es ahnte warum, Kampfgenossin.

Raimund stand wieder hart und fest den Menschen und unter diesen seinem Bruder entgegen.

Dazu fand er auch die Art. Es wurde die Klage vor ihn gebracht, daß der Kohlschreiber Günter seit einiger Zeit nicht morgens zu gebotener Stunde seinen Dienst antrete, sondern später komme, so daß die Kohlsächter auf ihn warten mußten. Als Obmann der Radmeisterschaft war es Raimunds Pflicht, einzuschreiten, um nach dem Rechten zu sehen, und er tat es ungesäumt. Günter war ein Diener wie andere mehr, einer, der im Lohnverhältnisse zu den Herren

Digitized by Google

stand, und dem er die Verletzung seiner Obliegenheit vorzuhalten hatte.

Er fand sich demnach zu gegebener Zeit im Kohlsächterhause ein, als Günter bereits anwesend war, und hielt ihm sein Versäumnis vor. Er müsse ihn streng mahnen, seiner Pflicht eingedenk zu sein, sonst drohe ihm Entlassung. Rücksicht auf irgend etwas kenne er, Raimund, nicht; denn er sei darüber gesetzt, zu wachen, daß es der Herrengemeinschaft in keinem ihrer Diener an der Kraft fehle, die auch an der unscheinbarsten Stelle zutage treten müsse.

„Ich bin schuldig," erwiderte Günter, „die Stunde verabsäumt zu haben, die mich mit dem ersten Glockenschlage hieher zur Arbeit ruft. Das muß ich bekennen. Aber warum es geschehen ist, das will ich vorbringen, und du höre mir zu, nicht als Bruder, sondern als Obmann der Radmeisterschaft. Du kennst den blinden Spielmann Hartl, der uns oft als Kinder mit seinem Hackbrett und seinen Gestanzeln erfreut hat, wenn er in unserem Hause einkehrte, wo man ihn gern empfing. Jetzt war er schon alt und ist doch immer rüstig geblieben und hat mit Hilfe seines Stockes allein den Weg über die Bergsteige gefunden und keines Führers bedurft. Und unlängst in der Früh, wo noch alles im Tagesgrauen war, ist es geschehen, daß ich ihn bemerke, wie er die Prebichler Straße herunter kommt. Ich wach' gern zeitig auf und ergeh' mich draußen, und er ist schon von drüben im Finstern aufgebrochen, weil er Tag und Nacht nur mit innerem Auge sehen kann. Und wie er das letzte steile Stück von der Straße herunter kommt zum Ort, merk' ich, daß es dort Glatteis gibt, weil es in der Nacht geniesselt hat. Ich ruf' ihm zu: ‚Grüß Gott, Hartl, in aller Früh! Aber aufpassen! Es ist heil und rutschig.' Wie er aber meine Stimme hört, fängt er an hell laut zu juchzen und ‚Günter!' zu rufen, nimmt einen Anlauf und springt in Sätzen herab. Herr, du mein Gott! Da war das Unglück schon geschehen. Er ist ausgeglitten, liegt da, und wie ich ausschreit' und bei ihm anlange, um ihn aufzuheben, ächzt er: ‚Au weh! Ich bin schiech gefallen, ich hab' mir den Fuß gebrochen.' Und so war es. Da hat alles Jammern nichts genutzt, nicht das seine und nicht das meine. Ich hab' ihn in die Arme genommen wie ein kleines Kind und ihn geradeswegs in unser Spital getragen. Der Arzt ist gerufen worden, der hat ihm das Bein eingerichtet und verschient, und ich hab' immer dabei sein müssen. Denn er hat meine Hand festgehalten und geseufzt: ‚Verlaß mich nicht, Günter!' Und immer hat er begehrt, daß ich jeden Tag in der Früh um Gottes willen zu ihm komme, um ihm Trost einzureden, weil er meine Stimme in seinem Elend hat hören mögen, sagt er. Deshalb hab' ich meine Pflicht verabsäumt und bin um die Zeit her etwas spät zu meinem Dienst gekommen. Das hab' ich zu meiner Rechtfertigung vorzubringen, nichts sonst, und bitt' um Vergebung."

Raimund erwiderte darauf: „Du hast durch deinen unzeitigen Anruf schuld an dem Unfall des Hartl getragen."

„Mein Gott, wirfst du mir das vor! Ich habe selbst darüber gesonnen. Kann eins schuldig sein wider sein Wissen, so wird es ihm der barmherzige Gott verzeihen. Das hat mich von da getroffen, was außer mir ist. Ich bin nur für das verantwortlich, was in mir ist. Denn mein Leben ist ein solches, daß ich mir keine Schuld aufbürden darf, um es getrost zu tragen. Und das will ich. Warum willst du mir den Trost nehmen?" Eine Trauer umschleierte seine noch immer männlich-schönen Züge.

Raimund antwortete unbewegt: „Du kannst es halten, wie du willst. Du warst immer einer, dem die Bürde zu schwer war. Du hast jetzt leichtes Gepäck erlangt. Du willst keine Schuld tragen; das ist auch leicht gesagt. Aber was nutzt es dir? Die Schuld geht hinter dir einher und ist dein Begleiter geworden. Fürchtest du dich, sie zu sehen, fürchtest du dich, den Kopf zu wenden, um das zu erblicken, was dir im Leben folgen muß, so ist es die Schwäche, die sich gegen die eigene Tat blind stellt. Dein und mein Vater hat dich mit starker Hand in das Erbe eingesetzt; du hast keine Schuld, daß du jetzt hier im Elend sitzest. Der Spielmann ist durch dich zu Fall gekommen; du tröstest dich mit deinen leichten Schultern, die nichts drückt. Du kannst es halten, wie du willst, und dich noch von Gott geliebt erachten, den du dir zum Freunde gemacht hast."

„Das sprichst du wahr, Raimund! Der mich demütig gemacht hat, der ist mein Freund. Gott, der mich erniedrigt hat, der hat mir auch die Kraft gegeben, mich zu ihm

Digitized by Google

zu erheben, daß ich ihn immer finde, wenn ich Trostes bedürftig bin. Und ich bin Trostes bedürftig, denn mir ist übel geschehen von mir selber. Ich Blinder bin durch ihn sehend geworden. Er hat unter meinen Füßen den trügerisch-blumigen Grund hinweggezogen, durch den ich gesunken bin, und mir festen Boden geschenkt, auf dem ich sicher wandeln kann mein ganzes übriges Leben hindurch, ihm entgegen. Die Gottesfreundschaft hab' ich mir mit Leid erkauft, und seine Gnade hat den Frieden der Armut zu meinem Besitz gemacht. Was spottest du meiner? Magst du glücklicher sein, als ich bin, Raimund, friedvoller bist du nicht. Meine Demut neigt sich vor deiner Größe; doch klein darf ich dir nicht erscheinen, ich, den Gott so erhöht hat, um mir die Last der Lebensleiden aufzubürden." Er schwieg und senkte das Haupt.

Was Raimund dabei empfand, das zeigte sein Antlitz nicht, denn es blieb unbewegt. Nur in seinen ernsten Augen glomm etwas auf, das seinem Bruder nicht freundlich war. Er erwiderte: „Ja, du bist einer, der den Sack auf dem Rücken trägt und Wunders meint, wie gewichtig er sei, und wenn du ihn aufmachst, ist er leer. Die Einbildung hat dir ihn flink aufgebürdet, und dieselbe nimmt dir ihn flugs wieder ab, wenn du willst. Hat einer gar nichts zu eigen, kann er noch immer das Leid vor sich hinstellen, das er selber mit sich gebracht hat, und sagen: das ist meine Ehr'. Und wenn der Mensch eine Eitelkeit haben muß, von der er sich heimlich nährt, um nicht zu verschmachten, so sagt er: in meiner Schwachheit bin ich stark. Dabei bleibt er dort sitzen, wo der Jammer über ihm schwebt, und sagt: es ist ein Adler, der mich zum Himmel weist. Und rühmt sich in aller Bescheidenheit seiner Gottesfreundschaft. Als ob Gott im Himmel eines Mannes Freund sein könnte, der seine Pflicht auf Erden nicht erfüllt hat. Lobsinge du immer dem Herrn, starker Held, der in der Aschentruhe sitzt. Du hast guten Grund dazu. Du hast dein Tagewerk übel verrichtet, und die Nacht ist über dich vor dem Abend gekommen. Doch bist du ein unbescholtener Mann, nicht wahr?"

Günter schwieg; er hatte das Haupt gesenkt.

„Bist du es? Rede!"

Jetzt erhob Günter die Stirn und antwortete fest: „Ja, ich bin es: vor Gott, vor meinem Weib und vor meinen Kindern. Vor dir nicht."

„Vor mir nicht. Das ergibt die Abrechnung. Und jetzt hab' ich dir noch das eine zu sagen, daß du deines Dienstes eingedenk sein sollst und die Stunde deiner Arbeit nicht mehr entziehen darfst, um sie dem kranken Hartl zu schenken."

„Das kann ich nicht."

„Wie! Du kannst nicht?"

„Nein. Ich hab' ihm versprochen, ihm beizustehen, so lange er in der Not liegt und seiner Schwäche nicht enthoben ist. Das muß ich halten; geschehe mir, wie Gott will."

„Und wenn du darob deinen Dienst verlierst und Gott zu Ehren als freier Mann müßig einhergehen kannst, was dann?"

„Auch dann werde ich nicht ablassen, mein Wort als Pflicht gegen den kranken Mann zu halten."

„So geschehe dir, wie du willst."

„Mir geschehe, wie Gott will."

Dem ernsten Manne Raimund furchte sich die Stirn bei dieser Antwort; allein er überwand rasch den aufsteigenden Unmut und sprach gelassen: „Ich will dich nicht zum Heiligen machen, der Unrecht leiden muß. Ich werde deine Pflichtverletzung bei der Radmeisterschaft als Mildherzigkeit gegen den kranken Mann gelten lassen. Denn mir gefällt es besser, wenn du hier unter dem Dache des Kohlschreibers sitzest, als wenn du obdachlos unter freiem Himmel gehst. Und noch eines: ich habe gehört, daß eine Schneelahn das Dach eures Heimes beschädigt hat. Ich will es besichtigen und Sorge tragen, daß der Schaden ausgebessert wird, damit euch nicht die Nässe heimsuche."

Damit verließ er seinen Bruder, der ihm noch Dankesworte zum Abschiede gab.

Es war nahe am Lenz, und der ins Tal streichende Südwind hatte den Schnee an der Arzberger Mauer jähe zum Schmelzen gebracht. Eine Lahn war abgegangen und hatte auch das Dach des Hauses gestreift, in welchem Günter wohnte, und es zum Teil eingedrückt.

Raimund besah den Schaden und trug Sorge, daß die Last des Schnees aus dem Dachboden, wo sie eingedrungen war, entfernt und das Dach ausgebessert werde. Dann betrat er auch den Wohnungsraum und fand seine Schwägerin Mathild daheim mit dem

Digitized by Google

Töchterlein. Der Knabe besuchte schon die Schule und war auswärts.

Die Frau stand nicht mehr in ihren jungen Tagen; die harte Zeit hatte an ihr gewirkt und ihre einst frische Wange gebleicht. Doch die innere Kraft gab dem Antlitz noch immer Seelenschein und verklärte es unter dem Schleier, den das Ungemach darüber gebreitet hatte. Auch lag in der tiefen Weiblichkeit ihrer Augen noch immer die Würde, jedem Boten aufrecht zu begegnen, den das feindliche Leben ihr schickte.

So fand sie der ernste Mann Raimund.

Ihr Anblick rief ihm stets die eigene Knabenzeit aus der Vergangenheit vor Augen, so wie die Sonne den Frühling vom tiefen Talgelände zu Berge ruft. Doch nannte er nur die Gegenwart sein eigen und wohnte in ihr wie in einem festen Hause, das er sich selbst gezimmert hatte. Wohl sah er aus dem Fenster in die Ferne; doch die Gestalten, die dort wandelten, waren im Dämmer der Zeit unscheinbar geworden, und er konnte mit harter Empfindung darauf blicken. Das Leid sah er in der ärmlichen Wohnung seines Bruders sitzen, obgleich es sich unsichtbar machen wollte; doch konnte es sich nicht so gänzlich seiner Gestalt entäußern, daß er es nicht bemerkt hätte.

Er teilte seiner Schwägerin in kurzen Worten mit, daß er den Auftrag gegeben habe, den Schaden der Lahn am Dache auszubessern. Er hatte es vielleicht erwartet, daß sie sich über die dürftige Wohnung beklagen und den Wunsch nach einer besseren aussprechen werde. Er wußte, daß er ihr dann mit der Satzung antworten würde, die diese Behausung dem Kohlschreiber seit den ältesten Zeiten zugewiesen habe, und daß er zugunsten seines Bruders keine Ausnahme machen wolle. Allein von ihren Lippen kam nichts zu ihm, was einem Wunsch oder einer Bitte glich. Gemessen wie seine Rede war, so gab sie Antwort darauf. In ihrem Blicke sollte auch nicht der Schatten des Leides liegen, das sie vor ihm verschlossen hielt. Die Augensterne sahen zwischen den Wimpern wie in weite Ferne, als sie sich auf den Mann richteten, der nahe stand. So war alles in gemessener Weise abgetan, was sie sich zu sagen hatten. Das Haus sollte wieder instand gesetzt werden; und sie dankte der wohlehrsamen Radmeisterschaft, die dafür Sorge trug. Dann schieden sie.

Das Töchterlein sah mit erstauntem und furchtsamem Kindesblicke zu dem Manne auf, von dem es wußte, daß er der Bruder ihres Vaters war. Sie erschien wie eine zarte Blume, die an der Seite ihrer traurigen Mutter aufwuchs. Und Raimund sah das Glück, das ihm selber versagt war, in dem Kinde leuchten. Die dürftige Umgebung war von dem lieblichen Geschöpf erhellt, das den Eltern, wie er unbewußt fühlte, mehr Freude schuf als ihm seine ganze Habe. Doch er fand so wenig ein freundliches Wort für das Töchterlein wie für die Mutter und entfernte sich streng und hoch, wie es einem Obmanne der altedlen Radmeisterschaft geziemte.

* * *

Die Radmeisterschaft war wie eine Burg, die einst wehrhaft ins Land schaute und alles beherrschte, was auf der Straße im Talgelände einherzog. Als aber die Zeit kam, wo die Wagen auf dem eisernen Schienenwege unter der Fahne des Dampfes dahinrollten und in den Drähten oberhalb das geistige Wort auf den Wellen des allerfeinsten Äthers dahinflog, da mußte die stolze Burg auf ihrer Höhe vereinsamen und verfallen; denn sie konnte die beschwingte Bewegung unter sich weder hemmen noch fördern.

Auch ergoß sich die Kraft der Radmeisterschaft nicht mehr in die Weite, wie einst, und leitete Wohlhabenheit zur Quelle zurück. Sie mündete nicht mehr in das große Weltgeäder da draußen ein; und der Leib, der diese Kraft einst mächtig in sich getragen, begann zu altern. Doch schien die Körperschaft vorerst noch, wie das Jahr dem Frühling, so einem neuen Anschwellen der Lebenssäfte entgegenzugehen. Denn der große Hochofen draußen im Tal erstand auf breitem Grunde in einem Ausmaße, das der neuen Zeit reichlich entsprach, und wuchs immer höher empor. Die bedeutenden Kosten des Baues waren wie durch ein Wunder vorhanden, obgleich die Eisenherren wenig dazusteuern konnten. Aber die neue Mitbesitzerin, die große Geldgesellschaft, waltete durch ihren Vertreter Erthaler über die Baulichkeit und förderte deren Emporwachsen wie mit Zaubermitteln. Auch auf die Wege, die vom Erzberge zu Tal führten, legte sie ihr Siegel. Sie förderte das ursprüngliche Eisengut herab zu den alten Hochöfen, und indem

Digitized by Google

sie diesen Dienst verrichtete, verkleinerte sie den Erbherren die Kosten der Frachtung durch den allgemeinen Betrieb. Und wenn erst die Hochburg des gediegenen Eisens draußen erstehen sollte in ihrer stolzen Vollendung, so sollte das gleiche in allerreichstem Maße auch dorthin vor sich gehen. So war der Weg geebnet, auf dem der Vertreter der Gesellschaft, Erthaler, von Berg zu Tal fuhr und doch den Gipfel des Berges in wunderlicher Weise erreichte. Im Eisenlande rückten die alten Herren sachte vom Ort, und der neue Gebieter setzte sich fest, der als dienstbare Geister den Flugsamen des Geldes vorausschickte.

Raimund sah dies alles, sah die künftige Gestaltung sich vorbereiten. Äußerlich ging noch alles seinen gewohnten Gang; aber ihm war die Absicht nicht verborgen, die innerlich als Räderwerk einem bestimmten Ziel entgegenarbeitete, das er mit all seiner Macht schwerlich hemmen konnte. Er selber hatte die Wirksamkeit der Radmeisterschaft den Anforderungen der Zeit entsprechend erhöhen und das Gebäude dazu auf breite Grundlage stellen wollen. Damit waren aber die Mittel, die es speisen sollten, so ausgedehnt geworden, daß die Erbherren aus ihrer Gliederung heraus sie in kommender Zeit nicht mehr bestreiten konnten. Und der wahre Eigentümer des Geldes, das herbeifloß, mußte auch bald der Besitzer des Ganzen werden. Ihm mußte der alte Grund abgetreten werden, auf dem er in Vollkraft auf der neugebauten Eisenburg schalten konnte.

Als Verkörperung der fremden Macht mußte dem festen Manne Raimund einer erscheinen, der mitten im Gemeinhause saß, und dieser eine war Erthaler. Wenn er gegen diesen ankämpfte, so fand er nun einen Gegner, der ihm gewachsen war. Mit einfältiger Miene und mit biederem Tone drehte Erthaler seine Beweisführungen zu einer festen Schnur zusammen, an der er die Erbherren wie an einem Gängelbande dorthin führte, wo das reiche Land der Zukunft erblühen sollte. Der kindliche Sinn des alten Geschlechtes zeigte sich wohl edel genug, mochte aber schwerlich vor dem feinen Weltverstande im Wettkampf bestehen.

Und diesen Verstand besaß Erthaler unter scheinbarer Einfalt in genugsamer Weise. Das mußte Raimund erkennen, wenn es auch noch allen anderen verborgen blieb. Zwar auf eigenem Gewerksgebiete hatte er den Fuchs im Schafskleide, wie er ihn nannte, besiegt. Den Absatz der Eisenwaren im östlichen Auslande, den jener auf seine Seite ziehen wollte, hatte Raimund wieder seinem Hause gesichert und seinen Handelsverkehr gegen jedes falsche Spiel gefestigt. Erthalers Sensenwerk im Prienitzgraben lag danieder, und Raimund war ein Großherr; allein jener hatte ein höheres Ziel als das, ein Sensengewerk zu heben.

Erthaler ward nun eines Tages durch eine Sendung überrascht, die ihn an seine vergangenen Schliche mahnte. Raimund sandte ihm den treuen Knecht Jöbstel mit einem Schreiben, in welchem er diesen dem Herrn Erthaler feierlich als Geschenk übergab. Denn es war ihm offenkundig geworden, daß Jöbstel als sein Mann in Erthalers Dienste stand und ihn mit allen fruchtbringenden Nachrichten versorgte. So ward Raimund dieses Knechtes mit gutem Spiele ledig und konnte sich eines solchen Sieges über Erthaler erfreuen.

Im übrigen schuf er emsig auf dem eigenen Felde und waltete mit Sorge und Umsicht über alles, was das Gedeihen seines Werkes förderte. Draußen im Tale wurde mit dem Bau des großen Hochofens begonnen, da der Winter vergangen, die Frühlingszeit genaht war, und drinnen auf Schwendleiten rüstete sich Raimund, die Stätte der Eisenwerke durch einen Zubau zu vergrößern.

Er bestieg oft den Wald, um nach dem Schlage zu sehen, in welchem das Bauholz gefällt, geglättet und geschichtet lag, und wachte ob der ungehemmten Fahrt der Stämme den steilen Hang hinab. Die Frühlingssonne breitete ihren goldenen Schein aus, unter welchem der Schnee zu schmelzen begann. Die Bäche schossen jauchzend zu Tal und verkündeten, daß oben auf der Leiten das erste zarte Grün aufgegangen sei. Der blaue Himmel machte der jungen Erde das freundseligste Gesicht, und die Lüftchen trugen mild säuselnden Wohlklang hin und wieder, wie geflügelte Liebesboten. Daraus schöpften Bergammer und Fink alle ihre Zuversicht und hoben Lieder an, die als Gruß dem Lenze galten.

Raimund stieg zu Berge, aber der Frühling klang nicht in seinem Herzen. Die Sonnenbotschaft erfreute jegliche Blume, die ihr Köpfchen ihm entgegenstreckte, aber nicht

Digitized by Google

ihn. Denn die Tür seines Herzens war nicht aufgetan, durch die sie eindringen konnte. Davor hielt die Unzufriedenheit Wache. Und doch floß der süße Sonnenschein jeglichem Dinge in die Adern, das mit Wurzel aus der Mutter Erde Nahrung sog. Die beflügelten Geschöpfe tranken das Sonnenlicht und wurden davon fröhlich. In den stolzen Chor der buntgefiederten Waldsänger tönte das leise Surren der Mücken, das Gebrumm der hartgeflügelten Käfer wie Erdstimmen den Luftgeistern entgegen. Und der goldene Schimmer selber flog und war überall wie Gottes Gegenwart in der Erdenseligkeit.

Raimund aber blickte in die Ferne nach den Bergen, die sein Sinnen immer an sich zogen wie stumme, mächtige Gestalten, deren Herz erstarrt war, und die doch von überragendem Leben sprachen. Ihre Felsstirnen waren kahl geworden von eisgrauer Zeit, und selbst wo sie besonnt waren, lag der düstere Ernst unter den flimmernden Sonnenschleiern auf ihnen. Sie reckten sich stolz in die blaue Klarheit des leuchtenden Himmelsdomes, um sich von ihm fremdartig abzuheben. Doch tief zu ihren Füßen spielte das junge Leben schon in den bläulich-grauen Waldbeständen, an deren Saum grüne Schimmer aufleuchteten, die das neue Sprossen des Nadelgeschlechtes verkündeten.

Draußen rollte der Bach dem breiteren Talgelände zu. Die Ferne leuchtete blau verheißend und barg das Geheimnis des steigenden Sonnenlichtes, unter dem alles sprossen und blühen sollte. Dort stiegen die Hügel und Bergkuppen schon begrünt in jugendlichem Prangen auf. Hinter ihnen lagen, dem Auge nicht sichtbar, die Dörfer und getürmten Städte, an denen der Bergstrom des Landes, die Mur, lieblich-stolz vorbeirauschte.

Aus der sonnig durchglänzten jungen Welt stieg der Frühlingsduft wie ein Sehnen auf, dem auch Raimunds Herz antworten mußte, ob er wollte oder nicht. Der Schöpfungsherrlichkeit der durchgeistigten Erde mußte auch er dienen mit Freude oder mit Trauer. Und da er beides von sich fern hielt, floß es mit Gewalt in ihn hinein und wogte in ihm wie ein Urgefühl holder Trauer. Die jungfräuliche Erde atmete ihm entgegen, und er trank den sonnig durchwärmten Odem, der die Sinne leise durchrauscht. Und doch fühlte er sich in der Lichtwelt der grünen Frühlingserde als einzige dunkle Gestalt. Die Kindheit, die auch im Manne wie im Schlafe liegt, begann sich unter dem Anhauche des Lenzes zu regen, und ihr unbewußtes Träumen, das immer lichtvoll ist, verstärkte durch den Gegensatz die Schatten, die seiner Seele eigen waren. Es war wie ein Reden im Schlafe, und er wußte nicht, woher die Stimme kam; aber er fühlte, daß etwas wie aus tiefem Grunde zu ihm drang: die Frühlingsseligkeit des kindlichen Herzens, die nie sein eigen war, und die er doch in seiner Menschlichkeit wie einen verschütteten Schatz besaß.

Es war wie ein Raunen aus einer fernen Welt in ihm und ein geheimes Antworten auf die offene und freudige Frage der Natur um ihn her, die sich in ihrer Sonnenherrlichkeit geschmückt hatte. In ihrer Harmonie mußte auch er atmen, die den Mißklang in ihm übertönte; so daß er sich selber fremd ward wie einer, der dem Vaterhause feindlich entschreitet und sich plötzlich wieder, von einer geheimen Sehnsucht im Kreise geführt, in dessen Bereich zurückfindet. Ein solcher kann wieder enteilen, doch die Sehnsucht eilt mit ihm; er kann sich ihrer so wenig entäußern wie die Welt des Gottesgeistes.

* * *

So floß für Raimund die Lichtwelt draußen und der Schatten in ihm zu einem Dämmerreich zusammen.

Doch an seinem Antlitz war keine Bewegung sichtbar, als er im Schlage den Werkleuten vorstand, die das Holzgut zu Tale beförderten. Dabei erwachte in ihm wieder der Gedanke, einen neuen Weg anzulegen, der die Steile des Hanges in läßlichen Windungen mildern sollte. Und diesmal regte sich in ihm keine Abneigung gegen den Graschnerbauer, der am Vorteil desselben Weges teilnehmen mußte. Dessen Wald stieß nachbarlich an den seinen, nur durch eine schmale Blöße geschieden. Alte Lärchenstämme begrenzten seinen Saum, die so weit voneinander standen, daß die Sonnenstrahlen reichlich hineinfielen und den Grund beleuchteten, während tiefer der Waldkörper sich dunkelgrün zusammenschloß.

Raimund beschritt die Blöße, und an einer Stelle, wo der Schnee erst kürzlich vergangen war, sproßte eine Blume, die den Namen Guck-den-Lenz-an führt. Ihr durchsichtig-

Digitized by Google

weißer Leib erhob sich schlank in die Höhe, und in edlem Maße blühte das Köpfchen. Sie schien ihn anzulächeln und zu sprechen: Bin ich nicht hold? Ich bin aus dem Schnee gewachsen, der war mein Nährvater, und die Sonne ist meine Mutter. Weil ich schön bin, kann ich deinem frommen Blicke Freude geben; doch du hast ihn nicht.

Er schritt weiter dem Graschnerwalde zu. Der zog ihn an sich, als wollte er ihm von seinem Sonnenlichte mitteilen, das am Saume spielte. Und wie die Stämme den Hang hinanstiegen, wölbten sie sich zu einem stattlichen Fichtendache, so daß Raimund erwog: den Wald könnte ich vom Graschnerbauer um ein gutes Stück Geld kaufen, freilich, wenn er mir ihn abließe. — Die Lärchen am Saume ließen ihre grünsamtenen Sprossen im Lichte schimmern, als hätten sie sich mit einem hochzeitlichen Schmucke bekleidet. Und nun klang etwas aus dem Inneren wie Jauchzen heraus, als riefen helle Amselkehlen dem Frühling entgegen. Dann war es wieder, als wenn Menschenstimmen sich zujubelten, und als ob der Wald dazu freudig im Widerhall lachte. Das Tönen zog ihn näher, das der Frühlingswind brachte, das sich wie ein Kosen verlor, um wieder stärker anzuheben. Er blickte nach den Geschöpfen, die sich dort tummelten; aber der Sonnenglanz spannte sich wie ein goldener Vorhang über die Lärchen bis zum Rasen herab, glitzerte, funkelte und barg ihm das Innere des Waldsaumes. Da ging er seitwärts, kam an einen der Stämme heran, der ihn mit seinem Gezweige umschattete, und sah. Es war Burgei und ein Mägdlein, die spielten miteinander. Sie haschten sich; wer aber von beiden die Rinde eines Baumes mit dem Finger berührte, der war gefeit und durfte nicht in Gefangenschaft geraten. Das Kind jauchzte und lief, war behend und freudig und sah die Waldstämme wie Riesen an, die es in ihre Obhut aufnahmen, sobald es das Händchen ihnen entgegenstreckte. Aber Burgei war doch einmal flinker, haschte das Mägdlein, hob es hoch in den Armen empor und rief: „Jetzt hab' ich dich, Emmi, jetzt hast du verloren und mußt mich fangen." Und das Kind wand sich in ihren Armen und rief schelmisch: „Nein, nein, noch einmal. Ich bin gestolpert und wär' fast gefallen. Eine böse Wurzel hat meinen Fuß gepackt. Das gilt nicht, Burgei. Noch einmal!"

„Aber schon gar nicht," lachte diese; „du willst dich frei reden, Emmi. Das gilt auch nicht."

Also zankten, lachten und zwitscherten die beiden miteinander wie ein großes und ein kleines Waldvöglein, die im Spiele hin- und herflattern. Und Burgei war leichtfüßig. In ihrer äußeren Gestalt lag noch eine innere verborgen, und wie zierlich diese sich zu regen wußte, des mußte einer sich wundern, der sie sah. Wie geschmeidig ihr Leib sich bog, wenn sie mit einer Wendung dem haschenden Kinde entschlüpfte, wie die junge Brust sich im Jauchzen schwellte, wenn sie der Emmi zurief: Du hast mich noch nicht! Ihr blondes Haar leuchtete um die weiße Stirn, und die blauen Augen, die sonst so innig-ernst blickten, strahlten in heller Lebenslust über den geröteten Wangen. Es lag ein Liebeszauber in der Luft, den der junge Frühling hauchte, und sie empfing davon unbewußt und war schön mit der ganzen holdseligen Landschaft, in der sie mit dem Kinde koste und scherzte. Und Raimund blickte fremd in sich, denn er fühlte, wie ihm das starre Herz zu tauen begann und schier dem milden Anhauche des lenzhaften Waldes mit weicher Empfindung zollen mußte.

Er trat vor und grüßte das Mädchen; doch auf das Kind blickte er nicht, das seines Bruders war. Das barg sich scheu hinter Burgei, die einen leisen Ruf der Verwunderung bei Raimunds Nahen nicht unterdrücken konnte.

Er sprach: „Burgei, ist der Graschner daheim? Ich hätt' was mit ihm zu reden."

„Wohl ist der Vater daheim," erwiderte sie, „gehen Sie nur zu ihm, Herr Hadolt."

Und sie war wieder gefaßt und ruhig, stand eine Weile mit lieblich vorgeneigter Stirn vor ihm; dann wendete sie sich um und mahnte: „Versteck dich doch nicht, Emmi! Das ist ja der leibliche Bruder deines Vaters. Den darfst du wohl freundlich anschauen, und er zahlt dir's vielleicht mit einem guten Blick zurück. Gelt, Herr Hadolt?"

Und sie neigte ihm wieder das Antlitz mit einem Lächeln zu, das ihre Seele ihr schenkte, um den Mann gegen das Kind milde zu stimmen.

Emmi blickte scheu zu dem Oheim auf, dann wendete sie sich zu Burgei und flüsterte: „Gehen wir!"

Digitized by Google

„Was nicht noch! Jetzt hast es auf einmal eilig. Und ehender hast nicht aufhören wollen. — Entschuldigen Sie, Herr Hadolt! Sie war krank. Die Feuchtigkeit im Winter hat ihr nicht gutgetan in dem Häusel, wo sie wohnen. Ihr Gesichtl war ganz bleich und entlaucht, bevor sie zu mir auf die Höhe gekommen ist. Und jetzt hat ihr die gesunde Luft hier oben schon die Wänglein rosig gefärbt — gelt, Emmi? — und es ist wieder ein lebfrisches Kind geworden. Nicht, Herr Hadolt?"

Raimund nickte, ohne das Kind anzusehen.

„Ja, ich hab' ihre Frau Mutter ernstlich gebeten, daß sie mir das Maidlein zu Gaste gibt. Freilich war ihr schwer, ihr Herzblattl zu verlieren; aber ich hab' mir's genommen, damit ich's ihr so lustig zurückgeben kann, wie ein junges Reh, wenn es durch den Wald springt."

Raimund schwieg und blickte auf das Kind seines Bruders. Es lag keine Härte in seinem Antlitz, und Burgei glaubte sogar, Freundlichkeit in seinem Blicke wahrzunehmen. Da bat sie mit bewegter Stimme: „Ach, Herr Hadolt! Wenn die guten Menschen nur aus dem Kohlschreiberhäusel heraus unter ein besseres Obdach kämen! Sie werden noch alle darin an ihrer Gesundheit Schaden nehmen und verderben. Im Sommer geht es schon schwer; aber wenn der Winter kommt und die Feuchtigkeit wieder die Mauern vergiftet, wie dann?"

Er erwiderte: „Du bist nicht dazu da, über das Los zu rechten, das meinem Bruder geworden ist, noch ich, es zu bessern, wenn er die Hand danach ausgestreckt hat, um es zu erfassen. Es gibt eine Ordnung der Dinge, in die niemand eingreifen darf; denn eines jeden Leben ist so beschaffen, daß er die Frucht seines Tuns essen muß. Du bist gutherzig, Burgei, ich weiß es. Ich möcht' es auch sein, wenn ich mit dir zu reden komme; es fließt etwas von dir auf mich ein. Aber ich darf nicht. Ich muß immer ich selbst sein, sonst bin ich gar nichts. Und willst du mich zu nichts machen, da ich dich für etwas halte?"

Er sprach dies milde; doch als ob ihm die eigene Sanftmut übel täte, reckte er sich in seiner ganzen Größe empor und blickte auf Burgei so, daß die feste Kraft seiner Augen sie übermannte. Sie empfand jähe Scheu vor ihm und fühlte sich machtlos vor seinem Willen. Und da Emmi sich an sie klammerte und dringender als vorher mahnte: „Gehen wir doch!" so riß sie sich aus der Verwirrung los, indem sie das Kind vom Boden hob, es in den Armen hielt, darin wiegte wie ein Geschöpflein und leise rief: „Willst keine Ruh' geben? dann schlaf, Kindlein, schlaf! Ich halt dich fest und laß dich nimmer los." Und Emmi ließ sich von den linden Armen wiegen, schloß die Augen, lächelte und murmelte: „Du! du!"

Raimund aber sah auf die junge Maid, die das Kind in den Armen herzte, wie auf ein wundersames Bild. Es war die verborgene Mütterlichkeit, die in der anmutigen Gestalt lieblich auf das Kind herab lächelte. Und als wenn sie sich der heimlichen Seligkeit wie einer aus unbekannter Tiefe nahenden Botschaft bewußt wäre, so wurden ihre Wangen rosig überhaucht, und unter den gesenkten Wimpern leuchtete es mit zartem Schimmer auf.

Aber im Herzen des Mannes begann etwas leise zu singen in zauberischer Gewalt; und es klang wie ein Lied von der Reinheit und Schönheit des jungfräulichen Weibes, das mit dem Kinde in den Armen vor ihm, vom Glanze der Waldsonne übersflossen, atmend stand. Es war eine einfache Bauernmaid in schlichter Gewandung; doch der Adel der Ursprünglichkeit erhellte sie, den die Natur ihren bevorzugten Geschöpfen gibt, und das himmlische Siegel des Seelenlichtes lag auf ihrer Stirn. Und er sah aus der dunklen Tiefe zu der Höhe des sonnigen Weibes empor.

Er hatte das Reich des Friedens verloren; — aber die Sehnsucht wohnte, ohne daß er es wußte, in seinem stolzen, harten Herzen, es wiederzuerlangen. Durch den Saum der dunklen Wolken, die ihn umgaben, brach es wie ein Lichtschimmer von oben herein, und er fühlte das Wesen der reinen Weiblichkeit wie den Geist des Friedens, der ihn aus dem dunklen Kerker des einsamen Leides erlösen konnte. Die Öde in seinem Inneren begann zu erblühen, und der Anblick der unbewußten Seligkeit im Mädchenantlitze war wie ein Trank aus dem hellen Born der Freude. Und als er so getrunken hatte, fühlte er, daß sie ihn, wie der Bote einer fernen Macht, zu sich rief, die vor ihm in der lieblichen Einfachheit ihres

Digitized by Google

Wesens stand. Da ward ihm so wirr zumute, daß er seine Festigkeit mit strengem Herrscherworte zu sich entbot, ihm zu dienen und sich des fremden Zaubers zu erwehren, und er sprach: „Das Kind möge bleiben, weil ich gehe. Denn ich hab' mit deinem Vater etwas zu bereden."

Damit nahm er Abschied und entfernte sich dem Graschnerhofe zu.

* * *

Der Bauer war in der Scheune beschäftigt, geleitete aber den Gast mit Willkomm in die Stube, wo sie niedersaßen. Der Graschner konnte gegen jedermann sich eines würdigen Gebarens befleißigen, also auch gegen den Herrn Hadolt, der in einer Sache gekommen war, die er nun vorbrachte. Er wollte den Wald kaufen, das alte Erbeigen des Hofes, das dem Besitzer wenig eintrage, so daß die Kaufsumme, die er ihm biete, den Wert des Grundes und der Nutzung beträchtlich überwiege. Denn Graschner ziehe doch keinen Fruchtgenuß aus dem Walde, da er nur selten einen Stamm fälle; so daß es schier ein toter Besitz zu nennen sei, wogegen das Kaufgeld einen flüssigen, lebendigen Wert darstelle.

Der Graschner hörte dies alles ruhig an; seine Augen blickten sinnend unter der Stirn, in der das Denken Raum gewann, das auch seinem Antlitz die helle Prägung gab. Er erwiderte: „Meinen Wald sollt' ich hergeben? Ich weiß nicht, wie das werden möcht'; aber ich mein' schier, da könnt' ich wohl nimmer recht schlafen wie ehedem. Denn wenn der Wind geht, hör' ich in der Nacht die Botschaft, die er mir von demselbigen Grund bringt. Und er vermeldet mir Gutes: der Wald ist zufrieden, daß er mir angehört. Er hat schon mit meinen Vorfahren gelebt und will mit mir weiter hausen. So ist er."

„Und was seid Ihr, Graschner?" fragte Raimund ernsthaft.

„Ich? Ich bin selber wie ein Menschenbaum auf meinem Grund. Ich kann mich frei bewegen, aber tue doch darin wurzeln. Das ist wie ein Geheimnis, das der Mensch sich frei durch alle Himmel bewegen kann, wenn seine Seele danach ist, und er doch im Grunde dieser Erdenwelt wurzelt. So ein Baum saugt mit allen Fasern Nahrung aus dem Boden und ist ein Kind der Sonne. Das möcht' unsereins auch gern sein und denkt brüderlich vom Wald. Nein, Herr Hadolt, ich mag meinen Bruder nicht verkaufen," schloß er mit einem Lächeln, das gutmütig-schalkhaft seine Lippen umspielte.

„Was Ihr für Einbildungen habt, Graschner!" erwiderte Raimund. „Was Ihr da redet, das habt Ihr nicht mit den Augen gesehen, und Ihr hört Dinge wachsen, von denen Euer Ohr nichts weiß."

„Ei ja, Herr Hadolt, das mag wohl sein. Der Mensch trägt viel in sich, was er nicht erschauen kann; und ist oft das beste. Unser Herrgott hat uns die Kraft gegeben, auch ihn zu erkennen, ohne daß wir ihn zu sehen vermögen. Und so ist's mit manchem Ding, das aus seiner Wurzeltiefe zu uns redet, und wir können's nicht mit unserem leiblichen Ohr hören und wissen doch, daß es seine Sprache hat. Und wenn der Mensch nur das wissen tät', was er sehen kann, so wär' er arm an Wissen."

„Meint Ihr?"

„Ja. Denn das Unsichtbare ist unser kostbares Eigentum, was wir uns aus Gottes Schatzkammer geholt haben, zu der er uns selber den Schlüssel gegeben hat. Es ist die Ahnung im Gemüt, die, wenn sie großgewachsen, fest und männlich ist, der Glaube heißt. Wenn wir den haben, so will sich Gott zu uns herneigen und uns mit dem Blick der Sonne anschauen. Und unser Auge kann sich dann auch erleuchten und erkennen, daß alles Unsichtbare tiefer unser Eigentum ist, als das, was obenauf liegt und mit jeglichem Tag kommt und geht; und daß wir ein Herz haben müssen zu allem, wenn wir uns selber verstehen, auch zu den Bäumen im Walde. So mein' ich's, Herr Hadolt!"

„Ich glaub's. Aber ein Bauer, wie Ihr seid, ist mir noch nicht vorgekommen. Man sagt nicht umsonst, daß Ihr die Geheimwissenschaft betreibt."

Der Graschner lächelte wieder in der feinen Weise, die ihm eigen war. „Die Geheimwissenschaft, die ich betreib', ist die, das Gute in der Welt und in mir zu finden. Wenn's stimmt, ist es auch das Heilsame, und ich kann den Menschen helfen. Die Kräuter sind meine kleine Welt, wo ich's find'. Die Eigenschaften, die sie von Geburt in sich tragen, sind nicht jedem offen; sie

Digitized by Google

haben sie von ihren Vorfahren geerbt, nicht ein jedes gleich, und tragen sie geheim in sich. Soll's denn eine Geheimwissenschaft sein, wenn einer darum weiß, wie der Saft in ihren Adern beschaffen ist, und wie sie uns mit ihrem Herzblut dienen können, so hab' ich nichts dagegen einzuwenden."

Raimund hörte Graschners Rede nicht mit der Härte an, mit der er allem innerlich widersagte, was seiner eigenen Anschauung ein fremdes Bild bot. Es war etwas wie ein unbekannter Geist in ihn eingezogen, der mit der Milde Ähnlichkeit besaß, und er nahm unter dessen Einfluß die Weigerung des Graschner weniger verächtlich auf, als er sonst getan hätte. Er erwiderte, daß er ihn nicht nötigen könne, des eigenen Vorteils bedacht zu sein; er habe es mit ihm gut gemeint. Das könne er ihm noch mit etwas anderem so nahe vor die Augen rücken, daß Graschner vollen Einblick in seine freundliche Gesinnung gewinnen müsse. Er wolle jetzt den neuen Weg gänzlich auf eigene Kosten die Leiten hinanführen und dem Graschner das Recht der Mitbenutzung einräumen, wofür dieser höchstens einen schmalen Zwickel des eigenen Grundes, auf den einmal eine Kehre hinüberführen könnte, beizupflichten hätte.

Das erwog der Graschner bedächtig und fand, daß ihm aus dem neuen Wege wirklich Vorteil erwuchs. Er dankte und sprach: „Ich will mir gern gefallen lassen, wenn Sie als der Mächtigere von uns beiden die Leiten handrechter schaffen, als sie jetzt ist. Und daß Sie nicht meinen, daß ich gar zu kindisch über den Wald denk', so will ich Ihnen einige gute alte Fichtenstämme zu Bauholz um billiges Geld überlassen. Damit wird Ihnen gedient sein. Ich weiß ja, daß alles, was lebendigen Odem in sich trägt, sterben muß, und auch der Baum kann nicht beständig leben. Es gibt solche, die über ihre Zeit hinaus sind und gern den Waldgrund verlassen wollen, um jungen Sprößlingen Raum zu geben. Und wenn man sie fragen könnt', hätten sie wohl nichts dagegen, uns mit ihrem gesunden Holz einen Nutzen zu schaffen, anstatt zu kranken, wie es später leicht geschehen möcht'. Sind Sie einverstanden, Herr Hadolt, so will ich die Stämme anmerken, und wenn Sie das nächste Mal wieder heraufkommen, mit Ihnen den Wald begehen, um sie Ihnen vorzuweisen."

Raimund empfing das Anerbieten gern und nahm Abschied vom Graschner mit der Zusage, sich nächstens zur Besichtigung der Stämme einzufinden.

Er ward aber durch Angelegenheiten aufgehalten, die ihm zu schaffen gaben. Draußen im Tale ging der Bau des Hochofens vonstatten, und die Hochburg des Eisens begann mit breitem Gefüge emporzuragen. Die Kosten dazu strömten reichlich herbei, aber nicht aus den Mitteln der Radmeisterschaft, sondern aus der Quelle der Geldgenossenschaft, und Erthaler war es, der den Zufluß leitete. Mit diesem stand Raimund in offenem Kampfe, der um so härter war, als die anderen Radmeister bereits die Gefolgschaft Erthalers bildeten, der als sichtbares Haupt der unsichtbaren Geldgenossenschaft waltete. Und er tat dies mit Umsicht und Geschicklichkeit genug. Er trug stets seine alte unverfängliche Miene zur Schau; aber unter der scheinbar beschränkten Stirn wob der rege Geist mit dichten Fäden weite Pläne.

Raimund hatte vergebens den Bau der Hochburg den Mitteln der Radmeisterschaft anpassen wollen; aber das Gebäude breitete sich weit über den Boden hinaus, den man besaß, auf fremden Grund. Er sah das Ende: daß die Geldgenossenschaft leise, unmerklich und unaufhaltsam an die Stelle der Radmeisterschaft rücken, und daß die alte Landgenossenschaft das Erbe ihrer Väter veräußern werde. Und in dem Streit, den er führte, waren Sonne und Wind gegen ihn, mußte er gegen die schmeichelnde Kraft des Geldes und gegen die rasche Strömung der Zeit kämpfen. Deshalb konnte er nur viel später, als er gedacht, den Graschnerhof wieder betreten.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Dr. Johannes Müller, seine Bücher und sein Schloß.

Von Wilhelm Langewiesche.

In dem Dekameron des Boccaccio, welches als ein Wunder der Schönheit die Jahrhunderte überdauert, findet sich unter anderen bedeutenden und heiteren Geschichten auch die folgende:

Zu Paris lebte ein reicher jüdischer Kaufmann namens Abraham. Dem lag sein Freund hart an, er sollte doch zum Christentum übertreten, um nicht dereinst in die Hölle zu kommen. Der reiche Jude versprach endlich, nach Rom zu reisen und dort des Statthalters Christi, der Kardinäle und der Priester Wesen und Sitten gründlich zu beobachten. Sähe er alsdann, daß jene lebten, wie sie lehrten, ja, dann wollte er Christ werden. Wohl wissend, wie es zu Rom herging, erschrak der Freund und gab sich alle Mühe, Abraham von dieser Studienreise zurückzuhalten, es wären doch auch zu Paris hohe und niedere Kleriker genug, deren Lehre und Leben er prüfen könnte. Aber vergebens: jener verharrte bei seinem Entschluß und reiste nach Rom. Und er fand dort das Leben des Papstes und der Kirchenfürsten angefüllt mit den Werken der Hoffart, der Unzucht und der Habgier, und die kleinen Kleriker suchten es den großen hierin gleichzutun. Nach Paris zurückgekehrt, ließ sich der Jude gleichwohl alsbald taufen, denn, so setzte er dem höchst überraschten Freunde auseinander, wenn das Christentum bei solchem Lebenswandel seiner berufensten Vertreter nicht schon längst zugrunde gegangen wäre, vielmehr immer noch wüchse, dann müßte ihm doch eine erstaunliche Lebenskraft innewohnen, so gewaltig, daß sie nur von Gott stammen könnte.

Wir können von diesem klugen Juden lernen. Nicht als ob wir Recht und Grund hätten, heute den Vertretern der Kirchen hinsichtlich ihrer Lebensführung besonders viel am Zeuge zu flicken, aber schon ein oberflächlicher Blick auf das offizielle Christentum unserer Tage und ein tieferer in unser eigenes Wesen und Leben, die wir uns doch auch Christen nennen, zeigt uns zur Genüge, wie es in Wahrheit gegenwärtig mit dem neuen Leben bestellt ist, das der geheimnisvolle Nazarener auf Erden entzündet und möglich gemacht hat. Denn dieser wollte eine neue Art Menschen, die sich wie er als Kinder des Göttlichen ursprünglich empfinden und als solche Leben, Welt und Tod innerlich meistern könnten. Menschen, in denen, unter denen und durch die das Reich Gottes auf Erden entstehen sollte. Ja, Christus wollte in der Tat viel mehr als eine neue Religion stiften, als eine neue feinere Form der Gottesverehrung einführen. Er wollte durch eine neue Menschwerdung göttlichem Urbilde gemäß ein ganz neues persönliches und gemeinschaftliches Leben der Menschen ermöglichen. Mit einem Worte: seine Tendenz war nicht reformatorisch, sondern schöpferisch. Wer nicht in Fanatismus oder Oberflächlichkeit, welche ja an sich schon als solche die gern vorgeschützte Wissenschaftlichkeit ausschließen, die Glaubwürdigkeit der Evangelien rundweg ablehnt, kann heute nach Jahrzehnten objektiver kritischer Bibelforschung wissen, daß Christus wirklich dies ganz neue Leben selber gelebt hat, und daß er es auch andere in einem seither nicht wieder nachgewiesenen Grade erleben ließ. Später haben sich dann Priester und Theologen und Politiker seiner Sache angenommen, und was lebendiges Leben gewesen, erstarrte unter ihren geschickten Händen allmählich zu toten Dogmen und Formeln, mit denen man Staatsreligion und Kirche machte. Aber innerhalb und außerhalb der Kirche war durch die Jahrhunderte ein zwiefacher Protest gegen diese Erstarrung lebendig: ein Protest aus dem Ja und ein Protest aus dem Nein. Und so oft einer dieser beiden Proteste einen starken Ausdruck fand, trat das ungeheure Interesse für Christus in die Erscheinung, welches, wenn auch zumeist verborgen, seit fast zwei Jahrtausenden in den Menschenherzen lebendig geblieben ist.

Im allgemeinen äußert sich gegenwärtig der positive Protest bedeutender und lebhafter als der negative. Zugleich aber treten vermehrte kirchliche Machtansprüche auf, die nichts weniger als erfreulich wirken und in immer

Digitized by Google

zahlreicheren „Fällen" bedenkliche Blüten zeitigen. Jedenfalls stehen wir heute in dem, was man im guten und bösen Sinne „eine tiefgehende christliche Reaktion" nennen kann.

Gewiß hängt damit zusammen die wachsende Erkenntnis, wie wenig uns doch die raschen und wertvollen Fortschritte des neunzehnten Jahrhunderts im Innersten und Wichtigsten bereichert und gefördert haben. Was wir uns einbilden zu besitzen und was wir besitzen sollten, das besitzt in Wirklichkeit uns und läßt uns die Disharmonie zwischen einem Plus an Zivilisation und einem Minus an menschlicher Kultur auf das schmerzlichste empfinden. Die innerste Sehnsucht der Zeit ist die religiöse; von ihr sind bewußt oder unbewußt die Suchenden unter den Zeitgenossen erfüllt, die auf den verschiedensten Wegen dem Neuland einer wahren Kultur zustreben. So scheint das Jahrhundert einem Christentum nicht der Worte, sondern der Tat und des Erlebens entgegenzureifen, wie es Goethe vorausgeahnt hat. Und von einem der Männer, die diesem Neuen, das kommen will, den Weg bereiten wollen, soll hier die Rede sein.

* * *

Von Haus aus protestantischer Theologe, hat Dr. Johannes Müller die Kirche und ihre Dogmen hinter sich gelassen und auf Nietzsches Spuren nicht den Übermenschen, sondern den Menschen gefunden, dessen vollkommenstes Bild er in der seltsamen Erscheinung Christi erblickt. Mehr und mehr hat sich ihm selber so das Rätsel Mensch gelöst, und nun sucht er, mit feinen Organen die Schwingungen der geistigen Atmosphäre unserer Zeit beobachtend, überall die menschlichen Werte und Kräfte in sich und anderen zu befreien und zu steigern und zugleich von den tausend Tönen, welche die Gegenwart durchschwirren, den einen rein und stark erklingen zu lassen: Christus. Nicht um den toten Christus handelt es sich hier, um den der Streit der theologischen Meinungen wogt, sondern um den lebendigen und lebenschaffenden Christus der Evangelien, der nicht auf die Ansichten, nicht auf das Glaubensbekenntnis derer sah, denen er zum Leben verhelfen wollte, sondern nur auf ihr Suchen, auf ihre Empfänglichkeit. Dabei aber liegt den Bestrebungen Dr. Johannes Müllers durchaus nicht etwa die Auffassung zugrunde, daß die Christenheit hinsichtlich der Erscheinung und Absicht Christi fast zwei Jahrtausende hindurch aus einem Irrtum in den anderen getaumelt sei — nun aber komme er, Dr. Johannes Müller aus Mainberg, und bringe die Wahrheit. Nein! Was Jesus Christus war und wollte, das ist etwas so Neues, Einzigartiges und unerhört Großes gewesen, daß sich ihm in der Geschichte der Menschheit nichts, aber auch gar nichts als gleichwertig an die Seite setzen läßt. So bedeuten die zwei Jahrtausende, die seitdem vergangen sind, mit ihren wechselnden Auffassungen nur die erste Kindheit des wirklichen Christentums, dem denn auch keine Kinderkrankheit erspart geblieben ist. Und wie bisher noch jedes Zeitalter eine eigene Antwort auf die einfach nicht umzubringende Frage: „Was dünket euch um Christus?" suchen und finden mußte, so will Müller als einer unter vielen die Antwort des zwanzigsten Jahrhunderts vorbereiten helfen. Diese Frage begegnet heute einem besonders starken Interesse auch in unkirchlichen und ungläubigen Kreisen — ja in irgendwelchen Formen durchzieht sie die ganze moderne Kultur, auch da, wo der Name Christus direkt gar nicht genannt ist.

Wo die Frage nach Christus mit der anderen noch älteren, der Frage nach dem Menschen, in glücklicher Stunde zusammengebracht wird, da beginnen die Wehen dessen, was das Neue Testament „von neuem geboren werden" nennt.

Dr. Johannes Müller knüpft an eine tiefe Sehnsucht an, die irgendwo, wenn auch verschüchtert und verkümmert, in jedem Menschenherzen noch lebt, und die dem, der darauf achtet, täglich aus vielen Augen schüchtern, oft voll banger Qual entgegenblickt. Das ist die Sehnsucht des Menschen nach der heiligen Einfalt und Ursprünglichkeit des Kindes. Dieser Sehnsucht der einzelnen Menschenseele entspricht die Poesie der Völker, wenn sie von einem verlorenen Paradiese, von einem untergegangenen goldenen Zeitalter der Menschheit zu sagen weiß. Aber es gibt kein Zurück, und die Erfüllung der Sehnsucht liegt in der Zukunft, nicht in der Vergangenheit. „So ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht in das Reich Gottes eingehen." Bei unserer maßlosen Überschätzung des Wissens, das nicht mehr

Digitized by Google

als Mittel, sondern als Zweck angesehen wird, erscheint es uns fast unmöglich, wie die Kinder zu werden. Und doch ist das der einzige Weg, der zum Leben führt. Das Wissen an sich, die Wissenschaft als solche, tyrannisiert und tötet das Leben, wenn sie aufhört, ihm zu dienen. Nicht große Verstandesmenschen, sondern die großen Kinder sind je und je die wirklichen Lebensmeister und -lehrer gewesen. Darum lebt als Sehnsucht das Kind in jedem Menschen tief innen im Herzen, und dies Kind ist die Wahrheit des Menschen, wie sie in Christus am klarsten und weithin sichtbar in lebendige Erscheinung getreten ist, der sich „den Sohn des Menschen" nennt, und der sich zugleich in allen Lebenslagen stark und rein als Kind eines göttlichen Vaters empfindet. Dieser Wahrheit und Natur des Kindes im Menschen zum Siege verhelfen gegen Lüge und Unnatur, das allein heißt leben. Alles andere ist kein Leben, und mag es alle Kräfte unseres inneren und äußeren Menschen bis zur Erschöpfung in Anspruch nehmen. Wie wahr das ist, das hat wohl jeder schon oft und tief empfunden. Und dies starke, ursprüngliche Kindesleben, das ist Voraussetzung und Inhalt eines Christentums ohne Kompromisse und Verhebungen und eines Gottesreiches in den Herzen der Menschen.

Dr. Johannes Müller. (Nach einer Aufnahme des Ateliers Veritas [Frau Dr. Ludwig], München.)

„So ihr nicht werdet wie die Kinder ..." Die Kinder grübeln nicht, sondern sie leben ursprünglich in den Tag hinein. Sind sie nicht größere Lebenskünstler als der gelehrteste reflektierende Erwachsene, machen sie nicht größere Lebenseroberungen als der mühsame Forscher? Wenn es ihnen nicht künstlich verwehrt wird, dann sagen sie ganz ungeniert heute, was sie heute denken, und morgen, was sie morgen denken, und beides ist Wahrheit, mag sich's auch widersprechen. Und wahrscheinlich sagen sie das beste, was sie innerlich erleben, überhaupt nicht. Das wird für die meisten von uns die erste Etappe auf dem neuen Wege sein müssen, daß wir dem Kinde in uns zu seinem Rechte verhelfen, indem wir aufhören, uns unseres ursprünglichen Wesens zu schämen und es mit allen Fesseln konventioneller Rücksichten und Lügen zu ersticken, und indem wir aufhören, zu grübeln, endlich indem wir — schweigen lernen. Es ist ja an sich auch so gleichgültig, ob wir uns einbilden, an Gott zu glauben oder nicht, solange wir ihn nicht erleben. Und daß wir durch Grübeln über die Dreieinigkeit oder die Unsterblichkeit und durch die klügsten Worte nicht weiter kommen, das könnten wir wirklich jetzt aus der Erfahrung zweier Jahrtausende gelernt haben. Also gilt es nun, nicht etwa unsere „Ansichten" im einzelnen nachzuprüfen, sondern einmal tabula rasa zu machen mit allen vorgefaßten Meinungen, auch mit denen, die uns besonders lieb geworden sind, und gerade mit denen. Denn das können wir ja doch nicht verkennen: die tiefste Sehnsucht unseres Herzens haben sie alle ungestillt gelassen. Wir wollen einmal zu uns selber kommen und nicht zu „Ansichten", und zu erkennen suchen, nicht nur, was wir in Wirklichkeit sind, sondern auch, was wir in Wahrheit sein sollten. Wenn wir Christus, nicht

den gemalten und gedruckten, sondern den lebendigen, wie er uns in seinen eigenen Worten heute noch entgegentritt, und wie er die höchste Vollendung unserer innersten Sehnsucht darstellt, mit kindlicher Unbefangenheit auf uns wirken lassen, so wird sich zeigen, ob er auch für uns der Weg, die Wahrheit und das Leben werden kann. Ob und wann und wie weit er aus dem Kreise unseres Suchens und Sehnens in den unseres Erlebens und Werdens tritt, ob und wann und wie weit er uns Gotteskraft wird, das haben wir nun freilich nicht in der Hand. Darum dürfen wir nicht ungeduldig sein — aber besonders müssen wir uns hier vor Einbildungen in acht nehmen, vor negativen wie vor positiven. Auch dürfen wir nichts forcieren wollen, alles soll wachsen und werden, machen wollen wir nichts. Das Wachsen selbst kann man nun einmal nicht sehen, nur das Gewachsene. So werden wir vielleicht eines Tages inne werden, daß wir schon in dem neuen Leben stehen, das wir suchen, oder daß uns vielleicht nur noch eine dünne Wand davon trennt, deren Niederlegung ja dann auch wohl noch gelingen mag ...

Es klingt zwar ganz einfach, daß wir zunächst zu uns selber kommen und ganz ohne Rücksicht auf Menschen und Ansichten und Verhältnisse und ganz ungehindert von der eigenen Vergangenheit „unsere" Wahrheit finden und Ursprünglichkeit und Unbefangenheit gewinnen sollen. Aber es ist doch so ziemlich das schwerste, was man einem Menschen, zumal in den komplizierten Verhältnissen des modernen Lebens, aufgeben kann. Und darum haben diejenigen so unrecht, die behaupten, Dr. Johannes Müller lehre Gesetze aufheben statt erfüllen. Er suche über die schweren sittlichen Forderungen des Christentums hinwegzutäuschen. Genau das Gegenteil ist der Fall. Schon der Versuch der ersten Schritte in der Richtung nach dem alten Wege, auf den dieser neue Wegweiser deutet, wird uns zeigen, welche Energie wir aufzubringen haben. Zu uns selber kommen, zu dem kommen, was wir sein sollen, heißt aufgeben, was wir sind. Nicht nur das zweifellos Schlechte und Häßliche, sondern vielleicht auch manches an sich Gute und Harmlose. Durchaus nicht alles, was wir äußerlich oder innerlich besitzen, aber durchaus alles, was uns besitzt. Wirklich! Wozu Dr. Johannes Müller uns anregen und Mut machen will, ist etwas Großes und Schweres: es ist Goethes „Stirb und Werde", beides in die göttliche Konsequenz dessen übertragen, der, die Wahrheit des Menschen in sich vollendend, gesagt hat: „Der verleugne sich selbst ..."

Es ist eine neue Möglichkeit zu dem alten Wege, die Johannes Müller den Suchenden von heute erschließt, vor denen sich manche der früheren Zugänge leise geschlossen haben. Und auch nach dem herzhaftesten Entschluß werden wir nur in dem Maße vorwärts kommen können, in welchem es uns gelingt, in kindlicher Hingabe Hilfe bei der Macht zu finden, die in der Sehnsucht des Kindes in uns lebt, die uns in der Erscheinung Christi in den Evangelien entgegentritt, und deren Wirken uns vielleicht das Wesen des einen oder anderen uns begegnenden Menschen bezeugt — bei der Macht, die aus den vergangenen Jahrtausenden der Menschheit zu uns redet, und die das große, herrliche und schreckliche Leben um uns her in allen Teilen erfüllt, bei der Macht, die wir ohne Namen lassen oder „Gott" nennen können — wohl wissend, daß jeder Name ihr gegenüber Schall und Rauch, und daß ihr Wesen unaussprechlich, aber — Wirklichkeit ist.

Bedarf es nun noch der Versicherung, daß es sich bei Müllers Bestrebungen nicht um eine religiöse Unternehmung handelt, die als solche ja an irgendein Schema gebunden oder von irgendeiner Organisation abhängig sein müßte? Unbekümmert um kirchliche und antikirchliche Parteien und Richtungen tritt Dr. Müller seit Jahren für eine kräftige Pflege des persönlichen Lebens des einzelnen ein. Es ist ihm nicht um Anhänger und Nachbeter zu tun. „Die Kraft ins Leben" — das allein ist es, was er wecken will. Wie sich diese Kraft dann im einzelnen auswirkt, das ist ja ganz nebensächlich, sofern es nur in Festigkeit, Wahrheit, Freiheit geschieht. Müller ist wirklich kein „Eckensteher von Moralist", der dann mit der Schere herbeigelaufen käme und alles wegschneiden wollte, was bei dem einen anders wachsen will als bei dem anderen. Im Gegenteil: herzhaft freut er sich der herrlichen Fülle des Lebens und des unermeßlichen Reichtums der menschlichen Bildungen.

* * *

Digitized by Google

Dr. Johannes Müller ist kein „geborener", sondern ein „gewordener" Schriftsteller. Seine natürliche Begabung weist ihn auf den Vortrag, auf das frei gesprochene Wort. Da schaffen sich seine inneren Erlebnisse mit ursprünglicher Kraft den Ausdruck, was naturgemäß durch die seelische Berührung zwischen dem Vortragenden und den Zuhörern erleichtert wird, die beiderseits dasselbe Problem innerlich beschäftigt. Am Schreibtisch, wo diese Berührung fehlt, mag der Kampf um den kurzen treffenden Ausdruck oft mühevoller sein, als der Leser später ahnt. So hat Dr. Müller fünf Jahre lang nur Vorträge gehalten (wie er sie noch jetzt im Winter in den deutschen Großstädten zu halten pflegt) und dann, als er sich dem Drängen und der Verpflichtung, seine Anregungen auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, nicht länger entziehen konnte, die „Blätter zur Pflege persönlichen Lebens" begründet, die er „als Manuskript" drucken und gleichsam privatim vertreiben ließ. Erst nach weiteren fünf Jahren, nachdem der erste Band in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet war, entschloß sich der Herausgeber, ihn dem Buchhandel zum öffentlichen Vertrieb zu übergeben.*

Von Goethe bis Ibsen und Nietzsche ist die Zeit nicht still geworden von Stimmen, die für das Recht der freien Persönlichkeit eingetreten sind, und was die Wenigen forderten, das haben die Vielen übertrieben, die sie mißverstanden. Man schwärmte für ein schrankenloses Sichausleben auch da, wo gar kein „Ich" war und kein „Leben". Denn allen Reizen des äußeren Lebens willenlos nachgeben, heißt schließlich nicht sich persönlich ausleben, sondern sich höchst unpersönlich leben lassen ...

Um persönlich zu leben, muß man sich zunächst selbst erkannt und gefunden haben, und zwar in seiner Wirklichkeit, wie man ist, und in seiner Wahrheit, wie man sollte. Sodann gilt es, aus der Wirklichkeit zur Wahrheit zu kommen oder die Wahrheit Wirklichkeit werden zu lassen. Das ist unmöglich ohne ernste Selbsterziehung und Zucht, und eben dazu will Müller anregen, und das wollen seine „Blätter zur Pflege persönlichen Lebens" sein: ein Organ für Selbsterziehung. Sie dienen keiner Partei oder Richtung, sie polemisieren nicht, es es sei denn die Polemik des Lebens gegen den Tod, sie machen für nichts Propaganda als für das einzige Leben, das diesen Namen verdient. Sie wollen weder bekehren noch belehren, sie wollen nur zum Suchen und Werden, zum „Leben" anregen. Man kann sagen, daß in diesen Blättern das Suchen unserer Zeit seinen reinsten Ausdruck und den Ausblick auf seine sichersten und höchsten Ziele findet. — —

Immer breiter wird der Strom des Lebens und immer flacher. Zwischen niedrigen, sandigen Ufern dahinfließend, vergißt er die Felsblöcke, mit denen die Kraft seiner Jugend spielte, und den langen Weg zwischen Wäldern und Wiesen, Bergen und Dörfern. Seit er in das Zeichen der Arbeit eingetreten ist, hat er keine Zeit mehr für Idyll und Romantik. Tausend und tausend Schiffe muß er tragen, und jedes hat sein Ziel und will vorwärts und muß vorwärts. Aber wenn der Sturm über die schutzlose Wasserfläche dahingerast ist, dann treibt manches Boot kieloben, und manches hat die Flut verschlungen. Und viele sind auf die verborgenen Sandbänke geraten und sitzen nun fest und warten und warten. In solchen Zeiten machen die Strombaumeister lange Gesichter und sehen besorgt auf die Baggermaschinen, die Tag und Nacht arbeiten und der Versandung doch nicht Herr werden können. Denn allzu breit und flach ist der Strom geworden, und die Zuflüsse sind zu schwach und werden auch immer seltener ... Aber hier und dort stecken die Schiffer die Köpfe zusammen und schütteln sie wohl ungläubig, wenn der eine oder andere von geheimnisvollen Quellen zu sagen weiß, die im Dunkel auf dem Boden des Flußbettes, vom Sande verschüttet, ruhen sollen, und die man nur zu erschließen brauchte, um Wassers die Fülle zu haben ...

Noch lebt in vielen der Glaube an heimliche Quellen des Lebens, und nicht nur der Glaube. Aber die Mehrzahl der Menschen

* Gegenwärtig sind die beiden ersten Jahrgänge im Buchhandel zu haben, und zwar in Neudrucken, die den Zeitschriftcharakter völlig abgestreift haben und als zwei stattliche Essaybände auftreten (München, C. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung [Oskar Beck]; a 4 M.), während die folgenden Jahrgänge (3 bis 8) nur vom Verlag der „Grünen Blätter" in Mainberg bei Schonungen (Unterfranken) (a M. 3.40) zu beziehen sind, wo auch der neue (9.) Jahrgang in vier Heften im Erscheinen begriffen ist.

Digitized by Google

erwartet doch alles Heil von außen, von Zuflüssen und Baggern: politische und soziale, volkswirtschaftliche und kirchliche Aufgaben werden ins Auge gefaßt, und mit Ernst und Hingabe wird an ihnen gearbeitet. Gewiß ist das gut und notwendig, aber reicht es denn aus, der Versandung und Verflachung zu wehren? — Tief in den einzelnen Menschenleben, da ruhen, verschüttet zumeist und verborgen, die heimlichen Quellen, und wem es gelingt, sie für sein Leben zu erschließen, der wird Wassers die Fülle haben und überströmend auch anderen helfen können, ihr Lebensschifflein wieder flott zu machen.

„Von den Quellen des Lebens" (München, C. H. Beck; 3 M.) heißt das erfrischend untheologische Buch, in welchem Dr. Johannes Müller die Wege und Ziele seiner Bestrebungen Freunden und Gegnern darlegt, und das schon vielen Tausenden weitergeholfen hat. Gleich den Gliedern einer Kette greifen diese Aufsätze ineinander: „Was ist Wahrheit? Atheismus. Glauben und Wissen. Glaube und Sittlichkeit. Die Liebe. Wer war Jesus? Wie finden wir uns selbst?" Wie in einem altmodischen Garten alle Wege zu einem Mittelpunkt führen oder, wenn man will, von einem Mittelpunkt ausgehen, so lernen wir hier am Ende eines jeden Weges, den uns das Leben führt, immer wieder dasselbe Ziel erkennen: Christus, oder auch wir werden dann, von Christus ausgehend, zu allen Zielen des Lebens gelangen. Der Weg zu den Quellen des Lebens, den Müller uns gehen heißt, wird vielen Suchenden gangbar sein, denn er setzt nicht wie der Dogmenglaube eine Preisgabe unseres intellektuellen Gewissens voraus, noch mutet er uns Kompromisse zu oder Verhebungen ... Er setzt gar nichts voraus als den Willen zur Wahrheit und Freiheit und mutet keinem anderes zu als Festigkeit und Treue gegen sich selbst.

Der Arbeiter Karl Fischer erzählt in seinen ergreifenden „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen" von dem Eindruck, den die Bergpredigt Jesu auf ihn, den Jungen, gemacht hat, als er sie zum erstenmal las: „... das hatte ich ja in meinem Leben noch nicht gehört. Ich war ganz ruhig geworden. Wo kam denn das nur her? Was war denn das für einer, der da sprach? Ich holte mir einen Stuhl ran, vergaß alles andere und fing wieder von vorn an zu lesen. Das mußte ich erst einmal ordentlich lesen. Als ich die erste Reihe hatte runtergelesen, da konnte ich mir nicht helfen, da fing ich eben noch einmal an und las wieder von vorn. Dann las ich aber weiter, aber sehr langsam, denn es war mir alles zu neu, und ich bedachte mich da so lange bei, und so kam es, daß ich noch nicht einmal das erste Kapitel bis zu Ende gelesen hatte, viel weniger alle drei. Da hörte ich es sieben Uhr schlagen, und da kam mein Vater wieder ..." Auf wen haben die wundervollen Worte der Bergpredigt nicht schon ähnlich gewirkt? Von den ersten Hörern an haben die Menschen allezeit vor diesen Worten staunend stillgestanden: „Was war denn das für einer, der da sprach?" Und je mehr das lichte Bild des lebendigen und belebenden Heilands von der Dämmerung der Kirchendogmen und Gottesdienste verdunkelt wurde, um so unverständlicher ward die Bergpredigt, an deren Worten man religiös sich berauschte oder kritisch deutelte. Und wenn auch das Bewußtsein dafür, daß in ihnen der Kern des Christentums Christi enthalten sei, vielleicht nie ganz verloren gegangen ist, so gab es praktisch ihr gegenüber, die man dem Wortlaut nach mißverständlich als eine neue Moral, als eine Vertiefung und Verschärfung der zehn Gebote auffaßte, nur zwei Möglichkeiten: entweder man fand sich in Kompromissen mit ihr ab — und das hat das offizielle Christentum von Anfang an stets getan —, oder man ging an ihren vermeintlichen Forderungen sich verhebend über die menschliche Kraft hinaus und zugrunde. Auch dafür fehlen die Beispiele bis zur Stunde nicht. Sieht man aber in Christus nicht sowohl den Stifter einer neuen Religion und den Prediger einer neuen Moral, als vielmehr den Schöpfer einer neuen Menschenart, den Begründer eines neuen Gottesreiches inwendig in den Herzen der Menschen, den Entzünder eines neuen Lebens, dann gewinnt auch die Bergpredigt sofort eine ganz neue Bedeutung. Dann treten in ihr statt neuer Sittengesetze die Naturgesetze dieses von Christus gewollten, gelebten und ermöglichten neuen Lebens, die Verfassung dieses neuen Gottesreiches und die Richtlinien seiner Ausbreitung in Erscheinung.

Und wenn der in Christus auf Erden erschienene und also möglich gewordene Menschentyp die Lösung des Rätsels Mensch und die Wahrheit des Menschen ist, dann sind

Digitized by Google

die ewigen Gesetze alles wahrhaft menschlichen Seins und Werdens in der Bergpredigt enthalten.

Wie etwa die Naturgesetze des Pflanzenlebens von den verschiedenen Klimaten, so werden die Gesetze des geistigen Lebens von den verschiedenen Kulturen beeinflußt. Christus hat sie in Worte gefaßt, so wie er im Rahmen seiner Zeit und seiner Rasse sie erkannte und empfand und erlebte — erkennen, empfinden und erleben ließ. Wir aber müssen diese seine Worte, wenn anders wir sie aus der Sehnsucht unseres Herzens und unserer Zeit heraus richtig verstehen wollen, lebendig in unsere deutsche Art und Gegenwart zu übertragen suchen, sonst bleiben sie uns dunkel, so geläufig sie uns sein mögen. Um eine Verdeutschung und Vergegenwärtigung in diesem, nicht um eine neue Übersetzung, nicht um neue Auslegungen im gewöhnlichen Sinne handelt es sich bei Dr. Müllers im Spätherbst 1905 erschienener „Bergpredigt" (München, C. H. Beck; 3 M.). Es ist das Ringen des modernen Menschen um den innersten Kern des Christentums Christi, ein großes, ehrliches und mutiges Buch, ohne Verschleierungen und Kompromisse, ein Wegweiser für Suchende jeder konfessionellen Herkunft und jeder kirchlichen oder antikirchlichen Färbung. Wer Sonntags an den lieben Gott glaubt und alltags an die alleinseligmachende Berufsarbeit, wer sich irgendwelcher soliden Scheuklappen gegen die aufregenden Rätsel und Nöte des Lebens behaglich erfreut, der lasse Dr. Müllers Buch ungelesen. Wem aber die eine ewige „Frage des Menschen" heißer auf der Seele brennt als die brennendsten Zeitfragen, die ja schließlich sämtlich in ihr wurzeln und sämtlich nur mit ihr gelöst werden können, wer in allen Tiefen fühlt, daß es „anders" werden muß in ihm und in der Menschheit, daß es so nicht weitergeht, der wird in Dr. Müllers „Bergpredigt" mehr finden als geistvolle Anregungen. Der wird hier mit ungewöhnlicher Kraft die Stimme der ewigen Wahrheit vernehmen, nicht in berauschend schönen, geheimnisvoll dunklen Worten einer fernen Vergangenheit, sondern in der lebendigen und klaren Sprache der Gegenwart, die im Zeichen der Naturerkenntnis und -ausnutzung steht und von den Gesetzen des Möglichen und der Wirklichkeit beherrscht wird. Durch den eigenen „Atheismus" besonders sollte sich niemand von der Lektüre der Müllerschen „Bergpredigt" zurückhalten lassen. Das Menschenherz in seinem Grunde kennt keinen Atheismus — es ist „unruhig, bis es ruhet in Gott", in der Harmonie mit dem Unendlichen. Was der kluge Kopf Atheismus nennt, das ist heute in Wahrheit oft genug das erste Erleben des lebendigen Gottes, der jeder Bekenntnisformel spottet.

Heute wie damals wendet sich die Bergpredigt an die suchenden Menschen, nur an diese, aber an diese alle, wenn sie, umgetrieben von ihrem dunklen Drange, in den Lebenskreis Jesu Christi, vielleicht nur in dessen äußerste Peripherie eintreten.

Nicht mit furchtbaren Forderungen werden diese Suchenden empfangen, sondern mit dem siebenfachen „Heil" der Seligpreisungen, deren jede ihre Art umschreibt und bestätigt. So wie sie sind: mit dem Gefühl ihrer geistigen Armut, ihrer ungestillten Sehnsucht, unter dem Rätsel und der Not des Menschen leidend, an dessen verborgene Schönheit sie geduldig und duldsam glauben, voll Hunger und Durst nach der besseren Gerechtigkeit, mit einem Herzen, das rein und ungetrübt die Eindrücke der Wahrheit aufnimmt, voll Barmherzigkeit aus dem Gefühl der Gemeinsamkeit alles menschlichen Lebens heraus und durch die Klarheit der in ihnen angebrochenen Wahrheit gleichsam unbewußt Frieden um sich verbreitend. So werden sie von Christus bejaht: so sind sie das Licht der Welt und das Salz der Erde. In diesem ihren Beruf liegt ihr Schicksal: von den Satten und Beharrenden, von den kleinstädtischen Philistern der Bildung und Moral wie von den großstädtischen Pächtern moderner Weisheit und Lebenskunst, von den Päpsten und Päpstchen der Orthodoxie und des Atheismus als ein Element der Beunruhigung empfunden, abgelehnt, verleumdet und verfolgt zu werden. Und diesem Schicksal zum Trotz sollen sie werden, was sie sind: Salz der Erde und Licht der Welt. Dazu bedarf es keiner künstlichen Machenschaften: sie sollen nur salzen und leuchten durch ihre einfache Existenz und Weiterentwicklung. Sodann handelt die Bergpredigt von der Richtschnur für diese Suchenden: sie sollen Gesetz und Propheten, staatliche und kirchliche Einrichtungen nicht gewaltsam auflösen und beseitigen, sondern durch das neue Leben erfüllen, innerlich überwinden und entbehr-

Digitized by Google

lich werden lassen. Nur so kann und wird in ihnen und durch sie das Reich Gottes werden und sich ausbreiten: nicht von außen nach innen, nicht durch Revolutionen und Reformationen, sondern nur von innen nach außen, nicht durch Rennen und Laufen, sondern allein durch die ungehemmte göttliche Schöpferkraft des neuen Lebens, das in den Suchenden angebrochen und dessen Pflege und Schutz deren einzige Aufgabe ist. Die Bergpredigt wendet sich dann den Naturgesetzen der neuen, auf der neuartigen inneren Verfassung beruhenden Sittlichkeit zu, die sie „Gesetz und Propheten", staatlichen und kirchlichen Ordnungen gegenüber als eine höhere und wertvollere Sittlichkeit positiver Erfüllung, ursprünglicher Empfindung, unerschütterlicher Strenge zeigt. In dieser Sittlichkeit innerer Überlegenheit und überströmenden Lebens gibt es kein zwingendes „du sollst", sondern nur ein beglückendes „ich kann". Was zu den Alten gesagt ist, ist durch Erfüllung überwunden, „ich aber sage euch", ihr sollt vollkommen sein in der neuen Harmonie mit der unendlichen Lebensmacht des Alls, die ihr erlebt, wie die lieben Kinder ihren lieben Vater erleben. — „Als Jesus seine Rede beendet hatte, entsetzte sich das Volk über seine Lehre, denn er redete wie einer, der Vollmacht hat, und nicht wie die Schriftgelehrten, erzählt uns Matthäus. Auch wir werden über die Jahrtausende hinweg aufs tiefste von diesen Worten ergriffen, wenn wir sie aus der Unruhe unserer Seele heraus lebendig vernehmen, und sind überwältigt von dem Weg und der Aussicht, die sie uns und der ganzen Menschheit eröffnen. Wer über die Bergpredigt nicht außer sich gerät, der hat sie nicht verstanden, wer sie aber verstanden hat, der hat den Weg zum Leben gefunden."

* * *

In einer großen, ruhevollen Landschaft liegt auf einem Hügel über dem Main das stattliche alte Schloß Mainberg. Wie ein grünes Tuch breitet sich das weite Maintal zu seinen Füßen aus, begrenzt von fernen blauen Höhenzügen. Dem Wanderer, der von Schweinfurt auf der Landstraße mainaufwärts geht, mögen die grauen Mauern von weitem wie ein drohendes Felsgebilde erscheinen. Aber die Häuser des kleinen Dorfes Mainberg haben sich behaglich zu Füßen des Kolosses gelagert, als wollten sie Schutz bei ihm suchen vor der Vergänglichkeit. Denn fast ein Jahrtausend ist mit seinen Stürmen an dem alten Bau vorübergezogen, der gelassen weiteren Jahrtausenden entgegensieht. Viele Geschlechter der Menschen haben innerhalb der alten Mauern gekämpft und gelitten, geliebt und gehaßt, Pläne geschmiedet und Hoffnungen begraben und dann die letzte Fahrt angetreten ... Einst Sitz der mächtigen Grafen von Henneberg, später Sommerresidenz der Fürstbischöfe von Würzburg, endlich durch lange Jahrzehnte Eigentum einer Schweinfurter Patrizierfamilie, ist das Schloß vor einigen Jahren von einem Freunde Dr. Johannes Müllers angekauft, baulich wiederhergestellt und von der Künstlerfamilie Sattler aus Florenz zu einem einheitlichen Ganzen mit vielen reizvollen Einzelheiten ausgestattet und eingerichtet worden. Den größten Teil des Jahres liegt der gewaltige Bau auch jetzt noch in verträumter Einsamkeit — da mögen sich die alten Mauern seltsame Dinge erzählen von dem einzigartigen Leben, das sie nun schon vier Sommer hindurch beherbergt haben. Und wenn zu Pfingsten 1907 wiederum das große Tor des Schloßhofes sich gastlich geöffnet haben wird, flutet monatelang ein Strom ankommender und abreisender Gäste hindurch: Männer und Jünglinge, Mädchen und Frauen, verschieden nach Heimat und Stand, Weltanschauung und kirchlichem Bekenntnis, aber darin doch fast alle innerlich miteinander verwandt und verbunden, daß sie werden wollen und suchen. Sie suchen nicht, was man so das Glück nennt, wenn schon mancher von ihnen auch das nebenbei gern in diesem „Jungbrunnen des Lebensmutes und der Lebensfreude" finden mag. Sie suchen das, von dem sie ahnen, daß sie es nur im eigenen Herzen finden können. Sie suchen Gelegenheit, zu sich selbst zu kommen und aus sich herauszugehen, Menschen zu finden und in innere Fühlung mit ihnen zu gelangen, sie möchten Verständnis für echtes Leben gewinnen und Lebensversuche machen. Und sie kommen darum nach Schloß Mainberg, weil sie dort kräftige Anregung und freundliche Hilfe zu diesem Suchen erwartet. Keineswegs nur in der Persönlichkeit Dr. Johannes Müllers, der, unauffällig als einer unter vielen lebend, der geistige Mittelpunkt dieses merkwürdigen „Erholungs-

Digitized by Google

Schloß Mainberg in Unterfranken.

hauses für Menschen" ist, sondern nicht weniger auch in dem unbefangenen Zusammenleben mit gleichermaßen Suchenden.

Die äußeren Formen, in denen sich dieses Zusammenleben bewegt, sind in jedem guten Sinne frei. Das heißt, man ist nicht verpflichtet, bei der Anknüpfung und Pflege persönlicher Beziehungen sich an alle die konventionellen Vor- und Rücksichten zu binden, die sonst im gesellschaftlichen Verkehr den rein menschlichen Austausch so oft erschweren. Daß diese konventionellen Formen, sobald sie mit Lüge und Unnatur identisch sind, auf Schloß Mainberg grundsätzlich verpönt werden, ist selbstverständlich, und es spricht für die ursprüngliche Güte der menschlichen Natur, daß sich davon hier tatsächlich kaum Spuren finden lassen. Das müßte geradezu ein Wunder genannt werden, wenn nicht auch diese Grundsätze, denen man auf Schloß Mainberg gleichsam unbewußt nachleben kann, diese inneren Gesetze der Wahrheit ohne Statuten und Paragraphen, an die tiefe Sehnsucht des Kindes in jedem Menschen anknüpften, das ein so dankbarer und anstelliger Schüler des Lebens in der Wahrheit ist. Dazu kommt, daß wir alle ja heute jener Lügen längst so herzlich überdrüssig geworden sind. Und diese selbe Freiheit, in der das gesellschaftliche Leben der Gäste sich abspielt, gilt auch für ihren Austausch von Auffassungen der Probleme und Erscheinungen des Lebens. Man ist froh, auch da einmal ganz rückhaltlos und restlos sagen zu dürfen, was man denkt und empfindet, und — wo man nichts denkt und nichts empfindet, schweigen zu dürfen, ohne sofort als Phantast oder Dummkopf verschrien zu werden.

Dieselbe harmlose Sicherheit, in der Kinder miteinander spielen, übertommt hier auch die Erwachsenen, und es ist eine Lust der Freiheit, des Friedens und der Freude, welche den Aufenthalt innerhalb der alten Mauern so wohltuend macht. Aber das läßt sich durch Worte gar nicht wiedergeben, das muß man selber erlebt haben, um es für möglich zu halten.

Freilich — so wenig die beati possidentes des Glaubens und der Moral an Müllers „Blättern" mehr als im besten Fall einen rein geistigen Zeitvertreib haben, so wenig werden sich die Fertigen und Satten auf Schloß Mainberg wohl fühlen, in dessen Mauern man nur vor dem Alten Ehrfurcht hat, das lebt und Leben schafft.

Wenn Dr. Johannes Müller bei dem Unternehmen von einem Ehrgeiz geleitet wird, so mag es der sein, mit der Zeit persönlich ent-

Digitized by Google

behrlich zu werden. Und in der Tat überrascht die Fülle von Kraft zu gegenseitiger Hilfe am Werden, die da in den einzelnen zutage tritt. Es ist, als ob alles Gute und Lebendige, was vom Getriebe des täglichen Lebens so oft in den Hintergrund gedrängt war, da mit elementarer Gewalt heraustrete, wo man einmal nichts anderes sein zu wollen braucht als „Mensch". An Stelle des „Nein" herrscht das „Ja", und in jedem lebt der Wunsch, das Gute im anderen zu sehen und zu fördern.

Natürlich wird die Ausschaltung der konventionellen Lüge und Phrase und die Lockerung der Fesseln konventioneller Formen am beglückendsten da empfunden, wo diese die einfachen Beziehungen von Mensch zu Mensch für gewöhnlich am meisten erschweren: in dem freundschaftlichen Verkehr mit dem anderen Geschlecht. Da tritt an die Stelle des immerwährenden heimlichen Auferhutseins eine Sicherheit und damit eine Freiheit, die den ganzen einzigartigen Segen gerade dieses Verkehrs sich ungehindert auswirken läßt.

Eine Einrichtung des hauswirtschaftlichen Betriebes auf Schloß Mainberg verdient an dieser Stelle erwähnt zu werden, weil sie anfänglich manchem Bedenken begegnete, und weil sie jedem neuen Gaste sofort angenehm auffällt. Der Seufzer mancher Hausfrau, der in der Brust so manches Hausherrn ein verdrießliches Echo weckt: „Es gibt keine Dienstmädchen mehr!" — hier auf Schloß Mainberg ist er in die fröhlichste Wirklichkeit umgesetzt. Es gibt tatsächlich keine Dienstmädchen auf dem Schlosse, sondern deren Arbeiten werden von den „Helferinnen" geleistet. Das sind junge Damen von bester Herkunft und Erziehung, die in ihren natürlichen Beruf noch nicht eingetreten sind, und denen die Verhältnisse bisher noch keinen der anderen gegenwärtig viel umstrittenen Berufe erschlossen haben. Von diesen jungen Mädchen, denen verständige Eltern ermöglichten, wenigstens ein paar Sommermonate hindurch mehr zu sein als Papas große Tochter und Mamas Liebling und mehr zu tun als Klavierspielen, Deckchensticken und Tennisspielen, werden die Arbeiten auf Schloß Mainberg, zu denen sie sich ernstlich verpflichten müssen, und die sie oft bis hart an die Grenzen der Kraft in Anspruch nehmen, durchaus nicht als Spiel oder Sport betrachtet. Nicht nur dem einzelnen jungen Mädchen kann diese Helferinnenzeit auf Schloß Mainberg wertvoll genug werden — es liegt hier auch ein soziales Moment: eine an sich der weiblichen Natur durchaus entsprechende Arbeit findet so eine Form, in der sie auch von jungen Damen ganz ungeniert übernommen werden kann, sofern sie körperlich kräftig genug sind. Diesen wird man durch die Behauptung ja wohl nicht zu nahe treten, daß schließlich doch vielleicht nicht jede von ihnen für einen der Berufe geeignet ist, die jetzt aufhören, Monopole des männlichen Geschlechts zu sein. Gleichzeitig wäre von hier aus auch der Dienstmädchennot einigermaßen beizukommen, teils indem die Hausfrau, die selber einmal Magddienste geleistet hat, ihre Mädchen und deren Kräfte und Leistungen und Bedürfnisse besser verstehen wird, teils aber auch, indem junge Mädchen „von Familie", ähnlich wie auf Schloß Mainberg die Helferinnen, in geeigneten Häusern Dienste nehmen.

Wie Dr. Johannes Müller, den die Mainberger Helferinnen in scherzender Anhänglichkeit ihren guten Vater nennen, über diese und andere Punkte der Frauenfrage denkt, die zugleich „Frage der Frau" und „Frage nach der Frau" ist, die im großen unsere Gegenwart mächtig bewegt und im kleinen in jeder Tochter Geburt für den einzelnen akut wird — das hat er in seinem „Frauenbuche" (Beruf und Stellung der Frau. Ein Buch für Männer, Mädchen und Mütter. 11. bis 15. Tausend. München, C. H. Beck; 2 M.) niedergelegt. Diese Schrift enthält vielleicht das klarste, gesundeste und tiefste, was über dies Thema je ausgesprochen wurde, und darum sollten sich alle deutschen Männer, Mädchen und Mütter durch sie anregen lassen.

Selbstverständlich werden die Helferinnen auf Schloß Mainberg durchaus als Damen und als vollkommen gleichwertige und gleichstehende Menschen behandelt. Sie nehmen — allerdings infolge ihres Dienstes in bescheidenem Umfange — an dem geselligen Leben der Gäste teil und können stets vollzählig den zwanglosen Vorträgen beiwohnen, die Dr. Müller ein um den anderen Tag auf dem Schlosse zu halten pflegt. In diesen Vorträgen wird bald eine Bibelstelle verdeutscht und vergegenwärtigt — bald, vielleicht auf Anregung eines Gastes, eine Frage des Lebens behandelt. Bis er den ersten dieser Vorträge hört, mag der neu angekom-

Digitized by Google

mene Gast den Aufenthalt auf dem Schlosse „recht nett“ und „behaglich“ finden. Dann aber wird der heilige Ernst des Mannes, dessen heitere Herzlichkeit den Fremden so rasch heimisch werden ließ, ihn mit solcher Wucht packen, daß er auch seine Umgebung mit neuen Augen ansehen und deren Wesentliches erkennen lernt. In diesen Vorträgen ist nichts Ausgeklügeltes und Gemachtes, nichts Berechnetes. Mit unerbittlicher Konsequenz wird jeder Gedanke zu Ende gedacht: Kompromisse gibt es einfach nicht. Und das verspürt jeder sofort: nicht um orthodox oder liberal handelt es sich, nicht um ein erdachtes Leben, sondern um erlebte Gedanken, die nur zur Aussprache kommen, nachdem sie innerlich Wahrheit geworden sind, und die nun mit dem Leben, das in ihnen ist, anderer Leben entzünden wollen. Wobei Dr. Johannes Müller selbstverständlich durchaus keinerlei Unfehlbarkeit für sich in Anspruch nimmt, vielmehr nach Beendigung des Vortrages sich gern an einer wirklich freien Diskussion des Themas beteiligt. Denn dem Gast des Schlosses soll ja nicht geholfen werden, zu Dr. Johannes Müller zu kommen oder etwa zu St. Lukas, sondern zu sich selbst und *seiner* Wahrheit. Und wie der Umstand, daß es auf Schloß Mainberg kein Klavier gibt, gerade den musikalischen unter den Gästen eine tägliche Freude sein mag — so werden gerade die, welche einen Hauch Gottes in sich verspüren, darüber froh sein, daß auf dem Schlosse weder „Gottesdienste“ noch „Andachten“ abgehalten werden, ja, daß nicht einmal von Tischgebeten dort etwas zu sehen und zu hören ist. Und doch ist bei den Vorträgen der Saal von einer Andacht erfüllt, durch die der lebendige Atem der all unserem Grübeln unerreichbaren Wahrheit weht, die in der Erscheinung Christi urbildliche Menschengestalt gewonnen hat, und die immer wieder ans Kreuz geschlagen ward. Eine Hütte Gottes unter den Menschen ist dies Schloß, und wer dort sich selber und dem Unendlichen und Unaussprechlichen in sich näher gekommen ist, der wird nicht ruhen, bis er daheim in Haus und Leben auch sein Schloß Mainberg gegründet hat, und dann — ja, dann wird er erst recht nicht „ruhen“.

Die Madonna in der Ecke.

Man hat das Kirchlein renoviert,
Die Heil'gen mit frischem Gold verziert,
Auch der geringste fromme Mann
Hat ein blitzblankes Röcklein an.
Der neugetünchte Marienaltar
Strotzt von Silber und Seide gar!
Kurz, *eine* Herrlichkeit! Indessen
Die *alte* Madonna hat man vergessen!
Drob runzelte sich die Braue
Unserer lieben Fraue.

Sie ist schon alt, die heiligste Frau,
Steht in der Ecken, verstaubt und grau,
Das dreiste Spinnlein schämte sich nicht,
Wob sein Netz um ihr süßes Gesicht.
An ihrem benedeiten Kind
Alle zehn Finger zerbrochen sind;
Ihr selber ist das Näschen zerdrückt.
So steht sie traurig und ungeschmückt
Und runzelt ihre Braue,
Unsere liebe Fraue.

Da kommen, sieh, wie zierlich, wie fein,
Sieben zarte Knäblein herein!
Die haben Augen so sonnig und blau!
Sie bringen Vergißmeinnicht, Veilchen und Tau.
Der eine geigt — der andre singt — —
Wie Schwalbengezwitscher im Mai es klingt:
„Lenz tanzt über die Heide hin,
Lenzkönig grüßt dich, o Königin!“
Da glättete sich die Braue
Unserer lieben Fraue.

Margarete Bruch.

Digitized by Google

Rungholts Krone.

Ballade.

Die Mordsee schläft, stumm kriecht die Flut,
Wie Silber glänzt das Watt,
Tief unter den schmeichelnden Wogen ruht
Rungholt, die stolze Stadt:
Ihr König hatte gerafft und geraubt,
Frech trotzte er hinter dem Deich,
Da schlug ihm die Sturmflut die Krone vom Haupt,
Verschlang die Stadt und das Reich.

Nies Grotjahn wirft die Kurre aus,
Ins Laken stößt der Wind,
Der Ewer tänzelt ins Meer hinaus
Froh wie ein Sonntagskind.
Nies Grotjahn packt die Pinne fest,
Die Kurre kratzt den Grund,
Alf Heinot schaut in den wolkigen West
Und singt mit Herz und Mund:

Vom sonnigen Süden trieb mich's her,
Nun werf' ich fort den Stab;
Willkommen, du heiliges großes Meer,
Du meiner Sehnsucht Grab!
Du bist mir Frieden, Rast und Gott,
Bist Mutter mir und Herr!
Nies' Lippen zucken vor Grimm und Spott:
Hör auf mit deinem Geplärr!

Hol up! Der Ewer stampft am Tau,
Schwarz quillt's im Westen zur Höh',
Schaumstreifen flattern, das Meer gärt grau,
Hell pfeift und faucht die Bö.
Treck an! Das Garn ist brechend voll!
Alf Heinots Arm sich strafft,
Die stöhnende Spindel Zoll um Zoll
Dem Meere das Tau entrafft.

Digitized by Google

Nies Grotjahn die Maſchen gierig durchzauſt,
Da grüßt ihn ein klirrender Klang:
Eine goldne Krone hält Nies in der Fauſt!
Oha! Das war ein Fang!
Da dröhnt durch den Sturm, der die Segel krallt,
Glockenlaut ſchwellend und tief,
Und aus der Tiefe, die brodelnd wallt,
Tauſendſtimmig es rief:

Rungholts Krone hält deine Hand!
Löſe, löſe den laſtenden Fluch!
König ſei über das Meer und den Strand!
Tilge des Himmels zürnenden Spruch!
Ein rarer Fiſch! Wie ſchwer wiegt das Stück!
Und flimmert von Zier und Geſtein!
Wo das lag, liegt noch manches Glück!
Noch einmal die Kurre hinein!

Aufs Deck laut lachend wirft er das Gold,
Wut heult des Sturmes Gruß,
Die Krone klingt und rollt und rollt
Alf Heinot vor den Fuß;
Alf Heinot hebt das Kleinod auf,
Nies wirft das Schlepptau klar,
Mein iſt ſie, mein! Ich zog ſie herauf!
Und drückt ſie feſt in ſein Haar.

Heil dir, Alf Heinot! Heil deiner Hand!
Unſre Feſſeln zerſchlug dein Streich!
König ſei über das Meer und den Strand!
König in Rungholts weitem Reich!
Die Krone her! — Ich geh' über Bord!
Alf Heinot ſprang ins Boot.
Nies raffte den Spaken und ſchnaubte Mord
Und ſchlug Alf Heinot tot.

Die Krone ſank, und ihr König ſank,
Beide verſchlang die Flut,
Der Sturm wie ein Löwe ins Segel ſprang,
Die Brecher ſchlürften das Blut;
Wrack trieb Nies Grotjahn hafenein,
Es welkten ihm Hirn und Hand,
Bald lag er ſtumm im letzten Schrein.
Frei blieb das Meer und der Strand.

Ewald Gerhard Seeliger.

Digitized by Google

Albert Besnard bei der Arbeit. (L'Art et les Artistes.)

Albert Besnard.

Von Carl Lahm-Paris.

Drei Männer stellten sich an die Spitze der französischen Modernen, die ihnen Impuls, Förderung und Führung verdanken. Das Triumvirat Besnard, Carrière und Rodin war eine Macht geworden, hinter der sich in der Republik alles, was jung war, was neue Ideen und Talent hatte, verschanzte, wenn die Reaktion in den Ehrenämtern gegen die Revolutionären „scharf machte". Die drei Künstler sind zu groß, die Welt hat unter ihren Ehrenbürgerbrief in der Kunst zu deutlich das Siegel gedrückt, als daß die akademischen Herren sich noch an ihnen zu vergreifen wagten. Besnard, den wir den Idealisten im Realismus nennen möchten, Carrière, der leider so früh verstorbene, der der Humanist im Realismus war, und Rodin, der in der Skulptur die Richtungen beider vereint, hatten untereinander ein Ideenkartell geschlossen: wo der eine von ihnen war, waren auch die anderen. Der Einfluß dieser Männer, die mit ihrem gewaltigen Talent und Können den Ansturm einer ganzen Generation von Neuerern deckten, ist nicht für jedermanns Auge offen zutage getreten; keiner von ihnen hat je um eine Führerrolle gebuhlt und hinter sich eine kompakte, turbulente Söldnerschar zu sammeln gesucht; auf dem Triumphatorwagen siegender, lärmender Parteien haben sie nicht ins Forum einziehen wollen. Es ist stets ein Unglück, wenn begnadete Söhne der Muse, die *für alle Zeiten* arbeiten sollen, dem verwelklichen Lorbeer oder dem Parteihader *ihrer Zeit* Energie, Ruhe und Schöpfung opfern. Unser Triumvirat hat sich nie ins Gewühl begeben; aber es trat oft zu geheimer Besprechung zusammen, wenn eine fortschrittliche Idee ihm der Verteidigung wert dünkte; und wenn dann so manche wohlersonnene Intrige gepuderter Perückenträger gegen einen der Jungen oder gegen eine glückliche Reform zuschanden wurde, verdankte es die französische „Moderne" den dreien, die ihr Rückgrat, ihr Herz und ihr Verstand waren. Jedes Genre ist erlaubt, nur nicht das lang-

Digitized by Google

weilige: das war die Maxime Besnards, Carrières und Rodins; jedes individuelle Streben soll nach vorn führen; wem die Zukunft die Vorderplätze lassen, was als wahre Kunst für die Dauer gelten wird, hat die Gegenwart selten zu entscheiden vermocht. Darum predigen sie jedermann Bescheidenheit im Urteil: Leben lassen! Das weitere wird sich finden. Abhold nur der Reklame, dem Marktgeschrei! Die Laufbahn des großen französischen Trios ist vorbildlich; sie bedurften des Spektakels nicht. „Es muß mir doch gelingen!" wie ein anderer mächtiger Reformator sagte. Um so schöner ist es, daß diese Männer „aus eigener Kraft" später ihre erworbene Autorität ohne Eigensucht jenen, die sich heraufkämpfen, zum Schilde liehen.

Albert Besnard ist von den drei Vordermännern der französischen Modernen der „mondainere". Er war von jeher der Maler des Salons. In seinem Hause, wo seine geistvolle Lebensgefährtin — und sein Genius! — Charlotte Besnard waltet, drängt sich die vornehme Gesellschaft; nicht die der Snobs, die wahre Elite, die mehr als der Mode dem tieferen Gehalt der Literatur und bildenden Kunst huldigt. Paris hat eine recht starke internationale Kolonie ernster Kunstfreunde, vielleicht die stärkste in der Welt; für sie ist das Besnardsche Heim in der Rue Guillaume-Tell, unweit dem Park Monceau, so recht ein Mittelpunkt, und Sonntags füllen sich die großen, teils für dekorative, Wand- und Plafondmalerei eingerichteten Atelierräume mit den interessantesten, nicht immer bekanntesten Persönlichkeiten der französischen Hauptstadt. Nur diesem Cercle war die volle Bedeutung Besnards als Künstler vertraut. Bis vor kurzem. Weit minderwertigere Maler halten daran fest, in Zwischenräumen von einigen Jahren mit Sonder- und Gesamtausstellungen sich von allen Seiten ins beste Licht zu setzen. Albert Besnard hat sich erst im Juni 1905 „verleiten lassen", einmal allein sein Werk vor der größten Öffentlichkeit aufzubauen. Die Ausstellung bei Georges Petit war ein Triumph, eine „révélation", Offenbarung, wie gar nicht überschwengliche Kenner und Amateure ausriefen. Zum erstenmal sah das große Publikum die Gravüren und Aquarelle des Meisters, der ihm bisher nur aus seinen Porträts in den Frühjahrs-„Salons" und aus seinen dekorativen Gemälden im Stadthaus, Pantheon, in der Ecole de Pharmacie usw. bekannt war. Mit einem Schlage wußte man, daß dieses Lebenswerk in der Kunstgeschichte verzeichnet sein wird wie die Taten eines Cabanel oder Whistler, die ihm in mancher Hinsicht zu Paten gestanden haben. Der Wiener „Hagenbund" hat Besnard eingeladen, die über vierhundert

Demoiselles Dreyfus. (L'Art décoratif.)

Madame Henry Cochin. (L'Art décoratif.)

Bilder in den Räumen des Bundes ausstellen zu lassen; Besnard hat dem Folge gegeben, und da er danach vielleicht in eine Ausstellung in München willigen wird, wird die deutsche Kunstgemeinde sich wohl bald viel mit diesem Größten der Großen unter den französischen Malern, die leben, zu beschäftigen haben.

Schade ist, daß man sich im Auslande kein Urteil über Besnard als dekorativen Maler wird bilden können; in Wien wird nur ein Teil seines Plafondgemäldes für die Comédie Française zu sehen sein, derselbe, der im Frühjahr im Salon des Beaux-Arts viel besprochen wurde. Besnard ist gegenwärtig mit dieser enormen Aufgabe in seinen Ateliers beschäftigt; die Größe der zu bedeckenden Leinwand nötigt ihn, hoch auf rollenden Leitern den Pinsel zu führen. In graugelbem kittelähnlichem Mantel von Sackleinwand steht der Künstler, eine mächtige Erscheinung, kein gallischer Typus, eher ein vollgewichtiger, vornehmer Landlord Angelsachsens, ganz oben in seiner Gewitteratmosphäre und ballt donnerdrohendes Gewölk, nicht mit Hammerschlägen auf Felsen, aber mit sicheren Farbenstrichen herunter von der Palette. Welche Gestalten in dem Gewölk den wilden Triumphzug Apolls bevölkern sollen, das erklärt er nach der Skizze dem Besucher. Besnard spricht langsam, mit Ruhe wohl überlegend; der graumelierte Vollbart steht ihm gut. Selten hat das Äußere eines Künstlers mehr mit dem Charakter seiner Werke kontrastiert. Dieser Herr, der sich so durchaus in der Gewalt hat und so kühl, fast staatsmännisch vorsichtig urteilt, dessen Mund nur das ständige, etwas verblüffende ironische Lächeln umspielt — dieser Gentleman, der Franzose, dessen Farbenfreude und rauschende Phantasie uns auf so viel Dutzenden Bildern überrascht und entzückt haben?! Im Auge des Künstlers finden wir die Erklärung für diesen Widerspruch: da lebt es, da leuchtet allein das heiße Temperament auf, das sich so gut sonst zu verbergen weiß, da lacht der Frohsinn und der Schalk, da geht auch mitunter der müde Abglanz stiller Melancholie vorüber, die eine der bemerklichsten Seiten des Besnardschen Innenlebens ist und seinem Schaffen den persönlichen Zug gibt. In der Tat finden wir die Spur dieser Melancholie gewissermaßen als roten Faden in allen Werken des Malers, selbst in den Schöpfungen der sprühendsten farbigen Freude. Ein Denker, hat Besnard die Philosophie des Leids, des Nichterreichens, der Entsagung durchgekämpft; er hat sich nicht von ihr befreien können; aber in ihr gewann er die Maxime, daß in aller Tragik der humanen Existenz ein Schein des Glücks festgehalten werden muß, um sie erträglich zu machen. So heitern wir uns auf und lachen, wenn's uns auch immer wieder das Herz zusammenpreßt, wenn auch das Lachen nicht immer wahr klingt. Die kristallene Freudenglocke, die uns

Digitized by Google

aus jeder Farbensymphonie Besnards entgegentönt, hat einen leichten Sprung; und der fürs feine Ohr vernehmbare Mißklang, das Mitschwingen, weit hinter den Tönen des Akkords, einer Dissonanz, darin liegt wohl der charakteristische, gemeinsame, störende und auch nicht störende Zug, den wir in seinen Porträts und allen Phantasien entdecken. Es ist derselbe Grundzug, der durch Beethovens Symphonien geht, melancholische Philosophie, die hoch und hehr in dem „Freude, schöner Götterfunke" triumphiert.

Kunstkritiker Franz-Jourdain. (L'Art décoratif.)

„Denn wo das Strenge mit dem Zarten, Wo Starkes sich und Mildes paarten, Da gibt es einen guten Klang." Albert Besnard kennt das Geheimnis dieser Worte und sucht es in Realität umzusetzen. Er stellt sich Aufgaben, macht sich daran und erfährt wie jeder wahre Künstler, daß er das Ideale im Realen nicht zu erreichen vermag; ihm so nahe wie möglich zu kommen, das sind dann die tastenden, mühsamen, enttäuschenden Versuche, von denen angeblich „Genies" nichts wissen. Sich's nicht merken lassen, was es sie kostet, genial zu scheinen, ist wohl das Geniale der meisten „Genies". Wer den Plafond der Comédie Française in einigen Jahren vom gepolsterten Logensitz aus durchs Opernglas übersehen wird, der wird sagen: „Flott hingepinselt!" und wenn er enthusiastisch aufgelegt ist: „Genial gemalt!" Die toll stürmenden Pferde, Pferde, die blau und vielleicht rosa „angehaucht" sind, die kunterbunt geballten Wolken dieses Theaterfirmaments scheinen dem befrackten Gast der Comédie recht zu geben. Wieviel Arbeit, welche zeichnerischen Studien das Gespann Apolls erforderte, traut niemand dem Gewissen eines so „flotten" Malers zu. Besnard buhlt nicht wie viele Realisten um die Anerkennung seines Fleißes, er will gar nicht, daß man davon etwas merkt. Erheitern soll die Kunst. Darum malt er in Frühlingsfarben selbst die schäumenden Hengste. Strenge Rezensenten und Krittler haben nie die Laune verstehen können, warum der Künstler so „unnatürliche" Farben wählt; es will nicht in ihren Kopf hinein, daß man in einem Märchenbilde oder dem Bilde der Mythologie Pferde hellblau oder rosig sehen kann. Pferde sind braun, schwarz, weiß oder gefleckt. Besnard dagegen meint, daß im Triumphzug Apolls die Renner unmöglich so prosaische Farben haben konnten. Wegen dieser Meinungsverschiedenheit sind wohl schon manche Rezensenten und Krittler versucht gewesen, den Künstler einen Unkünstler zu nennen, er macht aber solche Pedanten, die keine ideale Schwärmerei erlauben, durch die absolut reale Wahrheit seiner Zeichnung, durch den Meisterstrich und die anatomische Wissenschaft irre. Immer sind Besnards Pferde „unmöglich" koloriert, er scheint auf das Blau und Rosa versessen — und dabei ist er der beste Pferdemaler, den Frankreich zurzeit hat! Man muß bei Georges Petit jüngst

die Pendants „King“ und „Neptun“ gesehen haben, um das zu unterschreiben. Diesen Neptun, der in einem nordischen See durchs Wasser bäumt, von der glutroten Sonne neckisch beschienen, diesen „King“, der nach dem Bade majestätisch den nassen Körper dehnt, von dem Blau schwimmender Eisberge im Reflex lustig koloriert! Trotz dieses Farbenspiels auch etwas von der Melancholie nordischer Landschaftseinsamkeit! Ähnliche Kontraste, freilich von einer ganz anderen Palette, trifft man auf dem „Arabischen Pferdemarkt“ Besnards. Das blendende Weiß der Gebäude, Zelte und Kaftans, das leuchtende Sonnengelb — vermögen da die Pferde schimmelgrau oder rappenschwarz zu bleiben? Besnards Auge hat auch in Arabien Pferde gesehen, die den Himmel reflektierten.

Ebenso „flott“ gemalt sind im „Salon der Wissenschaften“ des Pariser Hôtel de ville die Besnardschen Plafondpaneele. Wissenschaftliche Allegorien pflegt man sonst in Gestalt würdiger Damen, die symbolische Gegenstände, Barometer und Retorten in den Armen tragen, darzustellen; unser Meister malte die Elektrizität als eine schöne, durch die Wolken sich den Weg bahnende Furie, das Wasser als ein Weib, das die zischenden Ströme aus dem gedrehten Haar preßt und das von der Fluten Gewalt, die es erzeugt, mitgerissen wird. Ein schönes Stück Idealismus, und doch in der anatomischen Körpermalerei der wundervolle Realismus eines Rubens. Das Besnardsche Meisterstück in Körpermalerei befindet sich im Luxembourg: die berühmte „Femme qui se chauffe“. Kürzlich wärmte sich dies Frauchen, das nach dem Bade zusammengekauert auf dem zerwühlten Bette sitzt und aus der blaugeränderten Tasse heißen Kaffee schlürft, auf der Weltausstellung in Lüttich, wo das vom Staate geliehene Bild einer der Glanzpunkte der reichen französischen Abteilung im Palais des Beaux-Arts war. In demselben Saale hing ein Renoir, und wer nur einen Blick darauf geworfen, wird sich überzeugt haben, wie groß der Einfluß dieses ersten wahren Freilicht- oder sagen wir Sonnenmalers auf Besnard gewesen ist. Die „Femme qui se chauffe“ war zu lange im Bade; ihr feister, prächtig gesunder Körper, der in der gekauerten Haltung nicht wenig Fleischfalten bildet, ist bläulich, leicht violett und rosa marmoriert. Für den Kritiker wieder viel zu viel. Auch Renoir übertrieb ja in leuchtenden Farben; man muß es den Neuerern der achtziger Jahre zugute halten, wenn sie sich in ihrer Freude, von der meist so feierlichen, trübseligen Malweise der Akademiker losgerissen zu werden, gehen ließen; die Sonne leuchtete damals noch einmal so schön, selbst in die Badezimmer und Boudoirs junger kaffeetrinkender Frauen hinein.

Die Zigarette. (L'Art décoratif.)

Das Luxembourg-Bild wird eines der interessantesten Dokumente aus der Übergangsepoche bleiben, zumal da sich auf ihm die Hand eines Zeichners ohnegleichen verrät. Besnard hielt sich in der Komposition genau an die Renoirschen Vorwürfe, so in seinen famosen „Reflets roses“, die ganz ohne Zweifel an Meisterschaft Renoirs beste Frauentöpfe übertreffen. Die Sonne verzehrt geradezu das Purpurtuch, das den Leib der Schönen drapiert; und was die Strahlen an Farbe in sich aufgenommen, das malen sie in intensivem Widerschein auf die Wangen der Magd, die herrlich erglüht. Es ist nicht zu bedauern, daß Besnard nicht lange bei diesen Renoirs blieb, die nur eine Kunstnote in der gesamten jüngsten Kunstrevolution bedeuteten,

Digitized by Google

In der Loge. (L'Art et les Artistes.)

und die auf die Dauer trotz ihres Farbenjubilierens „eintönig" geworden wären.

Seit der 1882 entstandenen „Femme qui se chauffe" hat Besnard in den Aktstudien einen gewaltigen Weg zurückgelegt; man sieht es am besten an der 1901 in Biarritz gemalten „Féerie intime", die der Sammlung der Frau Morosoff angehört. Irgendeine große Kurtisane à la Liane de Pougy sitzt unbekleidet in einem Sessel, über den sie nachlässig ihre schwarze Paillettenrobe geworfen; die Heimkehr von der Soiree muß zu früher Morgenstunde erfolgt sein, denn die in das sehr luxuriös ausgestattete Gemach fallende Sonne zaubert wunderbare Reflexe auf den lässig hingestreckten Körper; diesmal ist der Teint alabasterweiß und von antiker Auffassung, etwa in den Tönen der Rembrandtschen „Frau im Bade". Man kann modern sein und doch zu den idealen Vorbildern zurückkehren; den Widerspruch der menschlichen Hautfarbe und glänzender, sattschwarzer Seiden- und Samtstoffe, der hier Besnard in Versuchung brachte, haben die holländischen und flämischen Meister in so seltsamer, packender Weise ausgenutzt, daß diese Kontrastwirkung ihre ewige künstlerische Berechtigung erlangt hat. Was die neueren Elporträts Besnards im Zugeständnis an ältere Meister vom lauten Farbengehalt, für welchen die moderne Schule schwärmt, mitunter aufgeben, das gewinnen sie an Plastik, die

Frauenporträt. (L'Art et les Artistes.)

den Renoirs abgesprochen werden muß. Das anatomisch Interessante bei allen Aktstudien tritt nur dann zutage, wenn die Zeichnung reliefartig arbeitet und die Farbe erst an zweiter Stelle mitredet. Welche Wissenschaft der Künstler in der Körperkonstruktion erlangt hat, stellt man an seinen zahlreichen Federzeichnungen und Radierungen fest, die er in einem großen Zyklus „La Femme" vereint hat.

Die meisten Bewunderer Besnards wollen ihm als Porträtisten die Palme geben. Um ihn kennen zu lernen, darf man nicht beim Studium seiner Porträts anfangen; aus ihnen heraus ergibt sich am wenigsten leicht des Malers Charakteristikum; sie sind dekorativ, weder rein realistische noch idealistische Konterfeie. Sie sind auch keine „Seelenporträts" etwa des Carrièreschen Genres oder der Lenbachschen Kunst. Besnard erfaßt das Bild seiner Modelle zunächst in voller realistischer Treue; davon zeugen die strengen, durchaus „ähnlichen" Porträtentwürfe, Skizzen von vielem Fleiß und ausgezeichneter Beobachtung, die ihn in Menge umgeben, wenn er an die Ausführung des eigentlichen Bildes herantritt. Aber auch Farbenstudien liegen bereits in Menge rings-

herum, auf dem Teppich, auf den Sitzen. Sobald er Herr der Wirklichkeit geworden, schwingt er sich damit auf in eine höhere Sphäre, und im phantastischen Kolorit verwischt er alle „unschönen" Züge, auf die kein moderner Naturalist verzichten, ja die einem modernen Naturalisten vielleicht als die Hauptsache erscheinen würden. Daß die französischen Modernen ihn, den sie doch als einen ihrer Führer ansehen, nicht wegen Fahnenflucht und der verräterischen Rückkehr ins hart bekämpfte Lager des Idealismus geächtet haben, ist zu verwundern. Es geht nicht an! Die Schönmaler des neunzehnten Jahrhunderts, welche von den Impressionisten und Naturalisten zu Boden geworfen wurden, haben sich nie anders als im Traumlande, wo Milch und Honig fließt, bewegt. Besnard wird nicht der Vorwurf gemacht werden können, flach zu malen wie der Typus der Schönmalerei, Bouguereau, der nichts von Realität in der Kunst gewußt hat. Besnard ist Realist, wie es Toulouse-Lautrec, Cézanne, Manet, diese Primitiven der neuen französischen Schule, wie es ihr größerer Vorläufer Ingres gewesen sind. Aber der Realismus ist in Besnards Kunst nur eine Etappe; zu seinem höchsten Ziele, Prophet der Freude zu sein, muß er Schleier und Farbe um die Wirklichkeit weben. Der Idealismus Besnards ist möglicherweise die nächste Stufe, auf welcher die moderne Malerei, die in ihrem Wahrheitsskrupel, mit ihren Härten und ihrem Freimütig-Häßlichen nicht immer erquickt und erhebt, in nicht zu ferner Zeit anlangen wird. Nach der Revolution, in deren Wogen wir uns noch verlieren, muß die wahre Evolution kommen; für die Kunst der Zukunft wird die Formel geschrieben werden: Freiester Idealismus auf Grund des strengsten Realismus. Zunächst sich vertiefen, dann sich erheben.

Die Réjane, die pariserischste aller Schauspielerinnen, ist von Besnard auf seinem „Portrait de théâtre" gemalt worden. Und niemand findet diese Réjane, die von Reutlinger manch hundertmal photographiert wurde, „ähnlich". Niemand wird aber einem Besnard die Beleidigung antun können, er vermöge nicht einen so bekannten und markanten Kopf wie den der Réjane „ähnlich" zu porträtieren. An der Ähnlichkeit lag ihm eben auf dem „Portrait de théâtre" nichts. Theatersonnenschein, Kulissenvegetation, eine für dieses Milieu und Licht berechnete Robe auffälligerer Nuancen und auffälligen Musters; eine Geste, die nachmittags im feinaristokratischen Salon einer Dame für unfair, marktschreierisch ausgelegt würde, die aber auf der Bühne mit ihren optischen und akustischen Vergrößerungs-Erfordernissen durchaus im richtigen Verhältnis ist; ein Lachen, so geschminkt, unästhetisch, wie man es eben auf den weltbedeutenden Brettern lachen muß, damit jene im Zuschauerraum etwas davon merken: das ist das „Portrait de théâtre". — Die Ré-

Frauenstudie. (L'Art et les Artistes.)

jane?! Nie und nimmer! rufen alle, die zum erstenmal vor das Bild treten, und die die Reutlingerschen Photographien im Kopfe haben. Da ist Besnard wieder einmal mit seiner Phantasie durchgegangen! Setzt man sich dann ruhig davor, denkt sich in den verdunkelten Zuschauerraum des Vaudeville oder Gymnase hinein, in diese merkwürdige Boulevard-Theateratmosphäre, und bildet sich ein, schon zwei Akte lang dem virtuosen Spiel der Réjane auf der Szene hinterm Rampenlicht mit den geblendeten Augen gefolgt zu sein, dann hat man den Eindruck sogleich, dann wird die gemalte Réjane die Réjane des Theaters. So streckt sie den bis zur Schulter behandschuhten Arm aus, so wirft sie verführerisch den Kopf zurück, so wippt ihr Fuß die lange Schleppe zurück, als hätte ein Wirbelwind sie erfaßt. Das ist die volle Theaterfreude mit ihrer übertriebenen Farbe und Bewegung.

Im Porträt „Entre deux Rayons" im Luxembourg, das 1893 entstanden ist, hat Besnard einen Réjane-Kopf noch nicht mit der gleichen Verve gemalt; damals gefiel er sich in der fluktuierenden, phosphoreszierenden Hautfarbe, die eine Weile die Modernen, als sie sich zuerst der Lichtmalerei zuwandten, bei Aktstudien verlockte, die aber mit ihren bläulich-rosigen Tönen nichts mit dem ebenfalls fluktuierenden, jedoch antik-milchweißen Teint der „Féerie intime" zu tun hat, der Liebhaberei Besnards von heute. Ab und zu kehrt der Künstler wieder halb zurück zu seinen Renoir-Inspirationen, so in seinen „Baigneuses", köstlichen Szenen am Waldteich, die zwischen der „Femme qui se chauffe" und „Féerie intime" liegen. Bald nähert er sich dem einen, bald dem anderen dieser „Pole" seines Geschmacks, dem ersteren in dem graziösen Doppelporträt der „Demoiselles Dreyfus", dem letzteren wieder in der „Femme à l'œillet" oder „Sourire". Die Fräuleins Dreyfus tragen wassergrüne Tüllroben und haben rosige Köpfchen; die eine bückt sich zu dem vor ihr stehenden Azaleenstock nieder, um von den roten Blüten zu pflücken; die Palmengruppe im Hintergrund erscheint im Zwielicht beinahe stahlblau und kontrastiert auffällig mit den Frühlingsfarben vorn. Besnard ist außerordentlich kühn in der Farbenwahl. Ähnliche Lichtfreude bekunden das Porträt eines jungen Mädchens, der Komtesse Pillet-Will usw. Dagegen mahnt die „Frau mit der Grasblume" an klassische Vorbilder, ebenso „Das Lächeln". So verschieden diese Werke beider Kategorien sind, sie sind doch unverkennbar sämtlich wahre Besnards; seine Persönlichkeit verrät sich hier wie dort in dem leicht schwermütigen Zug, den er in die

Im Atelier. (L'Art décoratif.)

Madame Charlotte Besnard (L'Art décoratif.) Zu Carl Lahm: Albert Besnard.

Digitized by Google

Beauté. (L'Art et les Artistes.)

Heiterkeit seiner Sujets gemischt hat. Man trifft diesen Zug auf dem an Cléo de Mérode erinnernden Frauenbildnis, auf dem stärker realistischen der Mme. Lisle und dem vornehmen der Mme. Henry Cochin.

Das Bild der Frau Cochin mit dem sanft leuchtenden weißen Atlas der Robe und dem spitzenüberdeckten salmfarbigen Theatermantel leitet uns zu der Porträtserie hinüber, in der Besnard sich von Whistler beeinflussen ließ. Der Glanzpunkt dieser Serie ist das Bild seiner Frau. Wie der große Angelsachse im Bildnis des Teuersten, das er auf der Erde hatte, seiner Mutter, seinen Schwanensang gesungen, so hat auch Besnard sich völlig ausgegeben im Porträt seiner guten Fee, dieser hervorragenden Frau, deren Wert und geistige Bedeutung das gebildete Paris kennt. Dies Porträt ist in Abbildungen schon beinahe so bekannt geworden wie Whistlers Mutter. Derselbe einfarbige, matte Hintergrund, Idylle im Zimmer. Charlotte Besnard sitzt im schwarzen Moirékleid vorgeneigt im Sessel; zum Fenster herein fällt ein Bündel Lichtstrahlen, das den puderweißen Kopf mit dem Silberhaar mystisch verklärt und die edlen Züge liebevoll zur Geltung bringt. In der Hand, die niedersank, hält sie ein geöffnetes Buch: sie sinnt nach und spinnt die Gedanken ihres Autors weiter. Das in Zeich-

Digitized by Google

nung und Farbe gleich vollendete Porträt wird gewiß einst im Louvre am Ehrenplatz der zeitgenössischen französischen Schule gezeigt werden, wie in den Sälen der angelsächsischen Schule Whistlers „Bild seiner Mutter", das die Franzosen so glücklich waren, für das Atrium der Kunst, das Luxembourg-Museum, zu erwerben.

Gern möchte man sich noch aufhalten bei dem stillen Porträt der Mlle. Borges, bei dem lauten, auch an Whistler (Selbstporträt z. B.) erinnernden Geniekopfe des Kunstkritikers Frantz-Jourdain, dem interessanten und prätentiösen französischen Gesandten in Rom, Barrère, oder dem im Parlament in der Debattenhitze aufgenommenen eleganten, nonchalanten Redner der Konservativen, Denys-Cochin, bei dem ganz realistischen Atelierporträt „Ein Graveur", das mit Recht im Luxembourg hängt, bei dem Zyklus der maurischen Frauentypen, braun und rot, die einst auch Whistler in Versuchung führten, bei den Schönen in der Theaterloge, den spanischen Kastagnettentänzerinnen, den grünen Szenerien Savoyens oder bei Taines Lieblingssee Annecy, bei den Feerien, wie „L'Embarquement pour Cythère", „L'Ile heureuse" usw. — aber das Lebenswerk Besnards ist so groß, daß seine vollständige Monographie einen dicken Band füllen müßte.

In Berck an der normannischen Küste erheben sich in langer Ausdehnung Kinderhospitäler, wie sie für Deutschland bei Norderney von der Kaiserin Friedrich gestiftet worden sind. Es lassen sich keine edleren Stätten der Wohltätigkeit denken als diese Sanatorien am sandigen Strande, wo die unschuldigen Kleinen für die ererbten Gebrechen Heilung finden. Zu der Kirche des Hospitals Cazin-Perrochaud in Berck hat Albert Besnard sein Scherflein beigetragen und die Kinderkapelle mit seinen heißesten Farben ausgemalt. Auf acht Panneaus erscheint der leidenden Jugend verheißungsvoll, milde der Christ. Den Großen, die wissen, erweckt er auf diesen Bildern den Schauder vor der moralischen Verderbnis und sozialen Ungerechtigkeit. Von Stufe zu Stufe führt er uns bis zu dem idealen Zukunftslande, wo keine Jugend unter dem Laster vergangener Generationen zu leiden und den Vater zu hassen hat. Die frommen Kleinen, die hier im Winter und Sommer die reinigende Salzluft atmen, sehen in ihrer Kapelle nur den verzeihenden, segnenden Heiland, sie verspüren nur den warmen, humanen Hauch der Kunst. Mit den Wandgemälden der Hospitalkirche zu Berck hat sich Albert Besnard das schönste Denkmal errichtet. Die Liebe zur Menschheit erhellt in dieser „Pastorale" seiner Symphonien alle Melancholie.

Erinnerung.

Es war im Frühlingsabendrot,
Süß duftet's aus den Zweigen.
Da standen wir am Fliederstrauch,
Ringsum nur Gold — und Schweigen.

Du beugtest dich zu mir herab
Und küßtest meine Hände
Wie stumm die Seligkeit — wie kurz!
Dann kam die Sonnenwende!

Im Sonnenbrande ließ der Strauch
Die müden Blätter hangen,
Und als die letzte Blüte fiel,
Da bist auch du gegangen.

Nun schwindet lichtlos Tag um Tag,
Im Sterben liegt die Erde
Der kalte Wintersturm verlöscht
Das Feuer auf dem Herde.

Vor meinem Fenster tief im Schnee
Begraben träumt der Flieder.
Wie lang? — Dann wird er neu erblüh'n —
Doch du — kehrst niemals wieder.

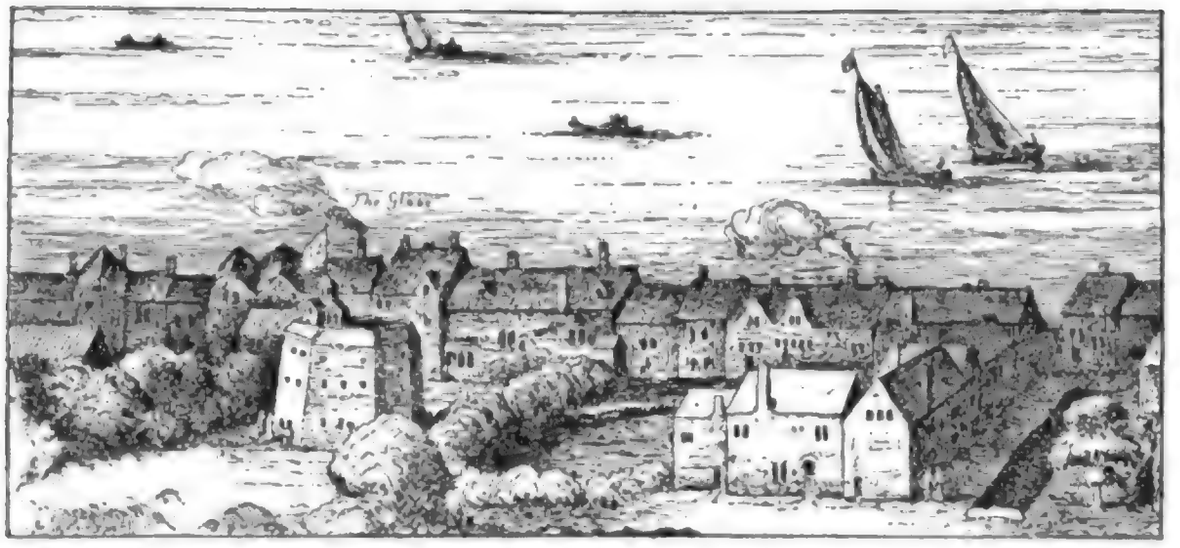
Marie von Lurz.

Digitized by Google

Der Graveur. (Musée du Luxembourg.)

Zu Carl Lahm: Albert Besnard.

Digitized by Google



Die Bankſide (Southwark) mit dem Globe Theatre. (Nach Viſchers 'View of London', 1616.)

Shakſperes Bühne.

Von Prof. Hermann Conrad.

Die Theater Londons zu Shakſperes Zeit waren zum Teil in bereits vorhandenen großen Gebäuden untergebracht — Saaltheater —, oder ſie waren beſonders für den Zweck dramatiſcher Vorſtellungen errichtete Gebäude. Von dieſen wurde das erſte 1576 — charakteriſtiſcherweiſe The Theatre genannt — erbaut; von jenen wiſſen wir nur aus den feindſeligen polizeilichen Maßnahmen der puritaniſchen Citybehörden, daß ſie ſchon vor dieſem Jahre exiſtiert haben müſſen; zu ihnen gehörte das Blackfriars Theatre, in welchem Shakſperes Geſellſchaft gegen Ende des Jahrhunderts ſpielte. Über deren innere Einrichtung iſt nichts bekannt; ſie wird aber nicht weſentlich verſchieden geweſen ſein von dem aus dem Jahre 1662 ſtammenden Bilde des Red Bull Theatre (Abbild. S. 378), deſſen Bühneneinrichtung hinſichtlich der Primitivität kaum zu überbieten iſt.

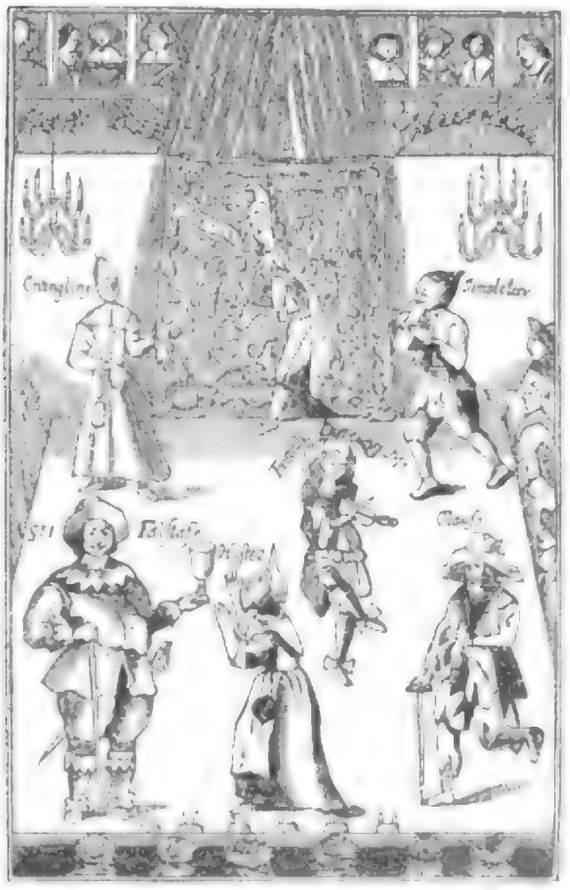
Die Bühne iſt ein einfaches Podium, ſo niedrig, daß die dicht herumſitzenden Zuſchauer mit dem Kopf herüberragen. Von einem Vorhang, von Kuliſſen, alſo von einer Lokaldarſtellung, wie ſie bei uns jetzt ſo künſtleriſch wirkungsvoll beſteht, iſt keine Rede; die Bühnenausſtattung wird gewiſſermaßen der Phantaſie des Zuſchauers überlaſſen, der ſich unter dem Podium alles vorzuſtellen fähig ſein muß: ein Zimmer, eine Straße, einen Thronſaal, eine Kirche, einen Garten, einen Wald, ein Meeresgeſtade, ein Schiffsdeck uſw. Das Podium lehnt ſich mit ſeiner hinteren Seite an eine Wand an, welche offenbar die Garderoben- und die Ankleideräume für die Schauſpieler verbirgt. Dieſe Wand iſt zweimal durchbrochen, zunächſt unmittelbar über dem Podium durch eine breite, mit einem Doppelvorhang geſchloſſene Türöffnung, durch welche die Schauſpieler das Podium betreten; wir ſehen gerade, wie der Narr zwiſchen den beiden Teilen des Vorhangs ſich hindurchwindet. Über dieſem Bühneneingang befindet ſich eine Galerie, die von Zuſchauern eingenommen iſt. Wir wiſſen, daß dieſe Bühnengalerie the Lords' Room hieß und der teuerſte Platz im Theater war.

Die Dramen aus Shakſperes Zeit erfordern nun aber außer dem Podium noch zwei andere Räume. Julia erſcheint an einem oberen Fenſter über ihrem Garten, welchen das Podium darſtellt; die Bürger einer belagerten Stadt erſcheinen auf den Mauern („König Johann"); die Engländer dringen mit Liſt durch das Tor von Orleans in das Innere, und gleich darauf ſpringen die Franzoſen im Hemd über die Mauer auf die Bühne („Heinrich VI."); Prinz Arthur ſtürzt ſich aus dem Fenſter ſeines Kerkers und ſpricht unten, alſo auf dem Podium, ſterbend ſeine letzten Worte. Dieſer höhere Raum kann nach dem uns vorliegenden Bilde kein anderer geweſen ſein als die Bühnengalerie.

Digitized by Google

Allerdings genügte für Arthurs Kerker die mittelste Loge, die also im Bedarfsfalle von Zuschauern frei bleiben mußte.

Öfters geht eine Szene in zwei Räumen vor sich, die auf gleichem Niveau liegen müssen. So sieht man in Marlowes „Faust" den Helden in seinem Zimmer in Studien vertieft, nachdem soeben eine Szene sich auf dem Podium abgespielt hat. Für die Höhle in der Walliser Wildnis („Cymbeline"), in der die Bewohner öfters verschwinden, um dann wieder aus ihr heraus aufs Podium zu treten, konnte ein höher gelegener Raum nicht gebraucht werden. In Verbindung mit solchen Szenen ist, bei Shakspere weniger als bei anderen Dichtern, öfter von einem curtain (Vorhang) oder traverse (Quervorhang) die Rede, der sich öffnet und schließt. Da auf der Bühne, die uns vorliegt, unmöglich ein Vorhang angebracht werden konnte, so kann es sich nur um den Vorhang unter der Bühnengalerie handeln, durch welchen die Schauspieler auftreten. Wurde er aufgezogen, so sah man in einen kleineren Raum, der wahrscheinlich durch die Bretterwand des tiring-room (Ankleidezimmers) abgeschlossen war. Hier wurde sicher das Betpult aufgestellt, an welchem der König im „Hamlet" sein gequältes Gewissen vergeblich zu beruhigen sucht; Hamlet betritt von der Seite durch die jetzt unverhängte Öffnung das Podium, sieht jenen im Hintergrunde dieser Hinterbühne knien, hält sein Selbstgespräch und geht zur anderen Seite der sehr breiten Türöffnung wieder ab. Hier fand auch die Vorstellung vor dem Hofe statt, für welchen Zweck ein kleineres Podium in dem Hinterraum aufgestellt werden mochte.



Die Bühne des Red Bull Theatre. (Nach einem Bilde aus dem Jahre 1662.)

Diese Saaltheater, in denen, wie unser Bild andeutet, bei Licht gespielt wurde, nannte man private theatres — warum, ist nicht recht klar. Daß sie nicht dem großen Publikum geöffnet gewesen wären wie die public theatres, davon kann nicht die Rede sein. Der Unterschied von diesen bestand nur darin, daß der Raum für die Zuschauer sehr viel beschränkter, die Preise der Plätze darum höher und also im allgemeinen das Publikum gewählter war — nicht immer; der Red Bull zum Beispiel, vielleicht größer und billiger als die anderen, hatte keinen guten Ruf, es kamen wiederholt in ihm Raufereien und Tumulte vor, wie in den public theatres. Ich finde keine bessere Erklärung, als daß die Bezeichnung private theatre von wirklichen Privatbühnen, wie sie in den Londoner Rechtsschulen, Temple, Gray's Inn, Lincoln's Inn, und in den Colleges von Oxford und Cambridge für Studentenaufführungen existierten, auf sie übertragen wurde, weil auch sie in Gebäuden stattfanden, die nicht für solche öffentlichen Veranstaltungen erbaut worden waren.

Es ist noch ein anderes freilich sehr kleines Bild von solchem private theatre von W. Keller als Titelvignette in Alabasters lateinischer Tragödie „Roxana" entdeckt worden, welche aus dem Jahre 1632 stammt.* Es unterscheidet sich nicht wesentlich von dem vorliegenden. Das Podium ist nur viel kleiner und nach dem Publikum hin abgeschrägt, so daß die vordere Seite viel schmaler ist als die hintere; auch hier sehen wir eine Zuschauergalerie über der Bühne, und der ganze Raum zwischen ihr und dem Podium ist durch Vorhänge geschlossen.

Übrigens ist unser Bild auch beweisend dafür, daß die mittlere Loge der Galerie

* Shakspere Jahrbuch 34, S. 324.

Digitized by Google

Die Bankſide mit dem Swan Theatre. (Nach Diſchers 'View of London', 1616.)

über der Bühne zu Darſtellungszwecken verwandt wurde; denn dieſe iſt hier ebenfalls mit einem Vorhang verſchloſſen.

Bei den public theatres ſtößt uns zunächſt die merkwürdige äußere Geſtalt ihres Baues auf (Abbild. S. 377 u. 379). Sie waren acht- oder mehreckig, wie es ſcheint; von innen aber, wie wir auf einem kürzlich entdeckten Bilde ſehen werden, rund. Auch Shakſpere beſchreibt ſie ſo; in dem Prolog zu „Heinrich V." vergleicht er das Innere mit einem O. Woher kam dieſe auffallende amphitheatraliſche Bauart?

Als man darüber noch nicht klar war, ſuchte man ſie auf die Wirtshaushöfe zurückzuführen, in denen die zahlreichen umherziehenden Schauſpielergeſellſchaften ihre Vorſtellungen gaben, wenn ſie nicht ihr primitives Bühnengerüſt auf offenen Plätzen oder Gemeindewieſen (greens) aufſchlugen. Dieſe Höfe hatten die Geſtalt eines länglichen Vierecks, welches auf drei Seiten von dem Mittelbau und den beiden Flügeln des Gaſthauſes eingeſchloſſen war. An der offenen Schmalſeite wurde dann jedenfalls die Bühne aufgeſchlagen. Solche Gaſthausbauten haben ſich bis in die neuere Zeit erhalten; in Dickens' „Pickwickiern" zum Beiſpiel kommt noch ein ſolches vor; es iſt das White Hart Inn. Unſere Abbildung (S. 381) zeigt den Hof des Tabard Inn in Southwark, das nicht mehr exiſtiert.

Man begreift nicht recht, wie man eine Ähnlichkeit zwiſchen den runden public theatres und dieſen viereckigen Gaſthaushöfen hat herausfinden können. Das einzige, was in ihnen gleich iſt, ſind die Galerien, welche um die Höfe herumliefen, und auf welche die Türen der Logierzimmer ſich öffneten.

Nach Ordiſh,* der endlich Klarheit in dieſe Frage gebracht hat, geht der amphitheatraliſche Bau auf das Altertum zurück. Er macht auf jene beſonders in Cornwall und Wales, aber auch an anderen Stellen von England noch heute ſichtbaren amphitheatraliſchen Herrichtungen aufmerkſam, die von ſehr hohem Alter ſind und möglicherweiſe den Zirkuſſen aus der Römerzeit ihren Urſprung verdanken. Es ſind Plätze auf freiem Felde, die von einem kreisrunden Erd- oder Steinwall umgeben ſind, auf deſſen innerer Seite ſtufenweiſe aufſteigende Sitzreihen aus Steinen oder Raſen hergeſtellt ſind.

Sie dienten den Volksbeluſtigungen, den Bären- und Stierhetzen, den Ring- und Fechtkämpfen, wie ſie im alten England üblich waren. Von den corniſchen Bauten dieſer Art wiſſen wir, daß neben Hetzen und Kämpfen auch die alten corniſchen Miſterien hier aufgeführt wurden.

Daß dieſe Herleitung die richtige iſt, beweiſt faſt ſchlagend die folgende Tatſache: in Shakſperes London wurden für Tierhetzen und Wettkämpfe genau die nämlichen Gebäude verwendet wie die public theatres. In Bankſide, gewiſſermaßen dem nicht zur Cityverwaltung gehörigen Vorwerk von London, ſüdlich der Themſe, dem heute Southwark benannten Stadtteil, befanden ſich ſchon vor Errichtung der public theatres zwei gleiche

* Early London Theatres. London 1899.

Gebäude, von denen das eine für Bärenhetzen, das andere für Stierkämpfe bestimmt war. Was diese Zirkusse von den Theatergebäuden unterscheidet, ist nur der turmähnliche Aufbau, der diese überragt und bei jenen fehlt. Das erste 1576 erbaute public theatre — und zwar ohne Zweifel das erste, denn es wurde The Theatre genannt, was nicht hätte geschehen können, wenn schon andere Gebäude dieser Art zu theatralischen Zwecken existierten — wurde nachweislich nicht bloß für dramatische Darstellungen, sondern auch für Wettkämpfe verwandt. Und wie gleichartig beide Arten von Gebäuden sein mußten, zeigt besonders folgende Tatsache. Im Jahre 1613 brannte das der Shakspereschen Gesellschaft gehörige Globe Theatre, welches 1599 aus Holz erbaut worden war, ab. Diese Gelegenheit nahm der Theaterunternehmer Henslowe wahr, um ein neues Theater in Southwark, das Hope Theatre, zu gründen. Zu diesem Zwecke ließ er aber nur das in seinem Besitz befindliche Gebäude für Bärenhetzen umbauen mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß es auch für Bärenhetzen fernerhin verwendbar sein sollte. Das ließ sich sehr einfach machen: die Bühne sollte so gebaut werden, daß sie entfernt werden konnte. Dann war eben der Bärengarten fertig (Abbild. S. 383).

Es war in der Tat kein weiter Schritt von dem cornischen Zirkus zu diesen für öffentliche Vorstellungen irgendwelcher Art erbauten Londoner Gebäuden. Die Sitzplätze sollten hier nur vor dem Wetter geschützt, überdacht werden. Hätte man die stufenförmigen Sitzreihen überdacht, so wäre ein sehr breites Dach erforderlich gewesen, das die hintersten Reihen in Dunkel gehüllt hätte. Vor allem aber kam es für die Großstadt darauf an, auf einem sehr viel kleineren Flächenraum möglichst viele Menschen unterzubringen; daher wurden die Sitzreihen nicht hinter-, sondern übereinander in verschiedenen Etagen (Rängen) angebracht.

Bis zum Jahre 1888 kannten wir nur das Äußere dieser Londoner Theater; in diesem Jahre war Gaedertz so glücklich, in der Universitätsbibliothek zu Utrecht eine Zeichnung des Inneren des Swan Theatre zu entdecken. Ein holländischer Reisender, De Witt, der in den neunziger Jahren, wahrscheinlich 1596, London besuchte, hat sie anfertigen lassen (Abbild. S. 384). Jetzt kennen wir also auch die Bühneneinrichtung eines public theatre.

Wir sehen, der innere Raum war rund. Die scheinbar ovale Form darf uns nicht irre machen; sie beruht auf ungeschickter Zeichnung, möglicherweise veranlaßt durch die Gestalt des Blattes, auf dem das Bild sich befindet. Das Parterre mußte in Wirklichkeit größer sein, als es hier erscheint, sonst hätte es nur wenige Menschen fassen können; und vom Swan Theatre heißt es, daß es dreitausend Personen gefaßt habe. An der einen Seite wird die Rundung unterbrochen durch die gerade Wand des Bühnenhauses, welches offenbar die eine Seite des äußeren Achtecks einnimmt und nicht unbeträchtlich in den Innenraum hineinragt. Man muß sich wundern, daß das Bühnenhaus, welches ja notwendig tiefer sein muß als die Logen, nicht nach außen hinaus-, sondern in den Zuschauerraum hineingebaut ist, weil die Inhaber der ihm zunächst gelegenen Steh- und Sitzplätze so nur einen Teil der Bühne sehen konnten. Trotzdem war es so; das ergibt sich auch aus den Darstellungen des Äußeren dieser Theater: der turmartige Aufbau, der offenbar dem Teile des Bühnenhauses entspricht, welcher in den Zuschauerraum hineinragt, liegt innerhalb der Umfassungsmauern oder der drei Ränge (Abbild. S. 383).

Wir wissen nichts Bestimmtes über die Einrichtung des Bühnenhauses, aber die Art der Verwendung dürfte kaum zweifelhaft sein. Es bestand aus einem Hochparterre, zwei Stockwerken und dem turmartigen Aufsatz. Es kann nicht anders sein, als daß der Ankleideraum für die ganze Gesellschaft, die bekanntlich nur aus männlichen Personen bestand, im Hochparterre auf der Höhe der Bühne lag. Hier wurde auch wohl die sehr beschränkte Zahl der Bühnenrequisiten aufbewahrt. Zwischen ihm und der Vorderwand des Bühnenhauses muß ein Gang gewesen sein, wo die Schauspieler sich aufhielten, ehe sie durch eine der beiden Türen die Bühne betraten. Im ersten Stock war, wie wir sehen, die Bühnengalerie, der vornehmste Platz, the Lords' Room genannt. Im zweiten Stock muß wohl der Aufbewahrungsraum für die Garderobe gewesen sein. Der Zweck des turmartigen Aufbaues ist schwer zu erkennen. Soviel aber ersehen wir aus dem Bilde, daß an der Seite eine Tür sich befand, aus welcher ein Zinkenbläser

Digitized by Google

Das Tabard Inn. (Nach Rendles 'Old Southwark'.)

heraustrat und über den dritten Rang hinweg eine Fanfare blies, welche den Beginn der Vorſtellung verkündete. Auf dem Fähnchen der Zinke ſehen wir das Zeichen des Schwanes, wie auch auf der Fahne auf dem Turme, welche an Tagen ausgeſteckt wird, an welchen eine Vorſtellung ſtattfindet.

An den hinteren Teil des Bühnenhauſes lehnen ſich von beiden Seiten die drei Galerien an, deren oberſte mit einem Strohdach verſehen iſt. Vom Bühnenhaus und den Galerien eingeſchloſſen iſt das ungepflaſterte und ungedielte Parterre, pit (Grube) oder yard (Hof) genannt. Es war der billigſte Platz, welcher nur einen Penny — nach heutigem Geldwerte etwa acht Pence (fünfundſechzig Pfennig) — koſtete und von der Hefe der Bevölkerung, Dienern, Kärrnern, Kohlenträgern, Matroſen und ähnlichen Leuten beſucht war. Nächſtdem kam die oberſte Galerie, die öfters mit twopenny gallery oder twopenny room bezeichnet wird, dann die mittlere und die unterſte. Der teuerſte Platz in der Bühnengalerie koſtete einen Schilling, alſo acht nach heutigem Geldwert. Außerdem gab es noch einen merkwürdigen Platz für Zuſchauer, die Bühne ſelbſt. Hier ließen ſich an den beiden Seiten auf Schemeln, die ſie für ſechs Pence (alſo vier Mark) aus dem Bühnenhauſe entliehen, die adligen Dandys nieder; mitunter reichten die Schemel nicht aus, dann ſtreckten ſie ſich auf den Binſenſtücken aus, mit denen die Bühne, wie jeder Zimmerboden, damals dick beſtreut war, und engten den Raum für die Aktion der Schauſpieler bedeutend ein. Das öffentliche Auftreten muß damals mit großen Unannehmlichkeiten verknüpft geweſen ſein: die jungen Herren werden ſich ſicher nicht ſehr artig benommen und manchen Scherz in Wort und Tat ſich mit den Schauſpielern erlaubt haben. So ſchlimm freilich wie der rohe Pöbel, der die Bühne umdrängte, werden ſie es nicht getrieben haben. Daß er ſeine Unzufriedenheit durch Würfe von angegeſſenen Apfelſinen und Äpfeln und ſonſtigen Dingen zu erkennen gab, war noch das wenigſte; oft genug kam es zu Schlägereien, bei denen Blut floß. Solche Tumulte bildeten den einen Hauptgrund für die verſchiedentlichen Geſuche der puritaniſchen Citybehörden an den Geheimen Rat um Abſchaffung der Theater; der andere war die Beförderung der Unſittlichkeit. In den Logen ſaßen nämlich eine Anzahl jener aufgeputzten und geſchminkten Weiber, denen es nur

gestattet war, in Southwark, derselben Vorstadt Londons, ihren Wohnsitz aufzuschlagen, wo die meisten public theatres sich befanden. Anständige Frauen ließen sich in diesen nicht blicken. Unter solchen Verhältnissen kann man sich nicht wundern, wenn Shakspere in einem seiner Freundschaftssonette darüber klagt, daß sein Beruf ihm ein Brandmal aufdrücke; so wird es auch erklärlich, wenn er überall, wo er die untersten Volksklassen auftreten läßt, diese mit einer ingrimmigen Verachtung behandelt: er hatte gar zu reichliche Gelegenheit gehabt, sie aus nächster Nähe und von ihrer abschreckendsten Seite kennen zu lernen.

Wenden wir uns nun der Bühne zu, so sehen wir, daß sie ziemlich breit, aber länger als breit war und etwa bis in die Mitte des yard sich erstreckte. Die Herrichtung ist ganz roh: ein hölzernes Podium auf derben Klötzen ruhend und höchstens einen Meter über dem Zuschauerraum erhaben. Sie unterscheidet sich von der ganz kahlen Bühne des private theatre im zweiten Bilde (S. 378) durch einen merkwürdigen Aufbau in der Mitte. Auf zwei kräftigen Säulen, deren Höhe etwa den beiden untersten Stockwerken des Bühnenhauses entspricht, ruht ein Dach, welches schräg aufsteigt und sich an den Turm des Bühnenhauses lehnt.

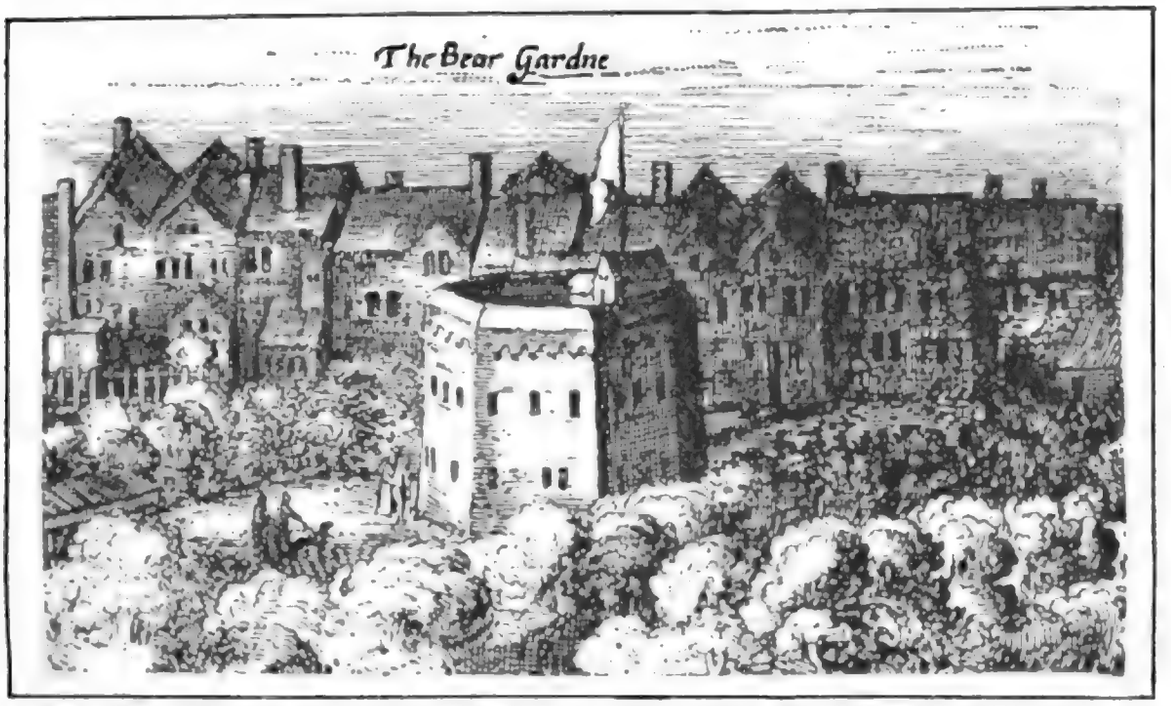
Was hatte dieses Dach für eine Bedeutung?

Zufällig auf dieser einen Bühne war es nicht, es war notwendig. Das erkennen wir aus dem Auftrag, den Henslowe für den Umbau des alten Bärengartens in das Hope Theatre seinem Baumeister gab: danach sollte die neue Bühne auch dieses Dach — heaven (Himmel) genannt — haben, aber es durfte auf der Bühne nicht befestigt sein, wie auf unserem Bilde, damit diese bequem entfernt werden konnte; denn das neue Gebäude sollte sowohl für Bärenhetzen wie für theatralische Vorstellungen verwendbar sein. Hier wird also der heaven bloß von hölzernen Trägern gehalten gewesen sein.

Brandl* hat für diese Vorrichtung eine eigenartige Bedeutung herausgefunden. Er glaubt, daß der untere Rand des Daches und die beiden Säulen der Rahmen für einen Vorhang gewesen wären, der dazu gedient hätte, aus der Vorderbühne etwas wie unsere „kleine Bühne" zu machen. Während hier eine Szene gespielt hätte, wäre dieser Vorhang zugezogen worden; dann wäre hinter ihm eine neue Szene mit ihren Handelnden und Requisiten gestellt, nach Beendigung jener vorderen Szene wäre der Vorhang wieder aufgezogen worden, und dann hätte die nächste unter dem Dach gespielt: und so wäre unter beständigem Wechsel zwischen Vorder- und Hinterbühne ein Drama pausenlos heruntergespielt worden. Eine solche Beschleunigung des Spieles scheint Brandl nötig, weil in dem Prolog von „Romeo" die Dauer einer Vorstellung auf zwei Stunden angegeben wird. Aber diese zwei Stunden sind sicher cum grano salis aufzufassen: sie würden Stücke von zweitausend Versen voraussetzen, und die ungeheure Mehrzahl jener englischen Renaissancedramen war viel länger. Von Shaksperes Dramen könnten höchstens „Der Sommernachtstraum", „Der Sturm", „Die Komödie der Irrungen", vielleicht „Macbeth" in zwei Stunden aufgeführt werden; die Bühnenbearbeitung von „Hamlet", wie sie in der ersten Folio vorliegt, würde nahezu vier Stunden brauchen. Außerdem ist es vielfach verbürgt, daß nach dem ernsten Drama, wie heute die obligate Farce, von dem Clown der Gesellschaft allein oder mit anderen ein Jig aufgeführt wurde, d. h. ein burleskes Lied, welches er mit seiner Trommel begleitete (Abbild. S. 385), und zwischen dessen Strophen er einen Tanz aufführte, zu dem er selbst die Melodie auf der Pfeife spielte; oder eine burleske Szene mit Gesang und Tanz. „Richard II.", welcher auf Brandls Anregung am letzten Shaksperetage in Weimar in dieser Weise, mit quer über die Bühne gezogenem Vorhang, gespielt wurde, ist ein Stück von mittlerer Länge und brauchte trotz des Wegfalls der Pausen dennoch zweidreiviertel Stunden — zur Qual der Zuschauer, welche den beiden letzten Akten nur apathisch folgten; denn die gespannte Aufmerksamkeit, welche ein solches Kunstwerk erfordert, kann in gleicher Stärke nicht drei Stunden lang aufrecht erhalten werden. Eine solche von Brandl für Shaksperaufführungen empfohlene Inszenierung, welche im wesentlichen neben ein paar gleichgültigen Kulissen nur einen Vorhang und mehrere Hintergründe

* „Eine neue Art, Shakspere zu spielen", Deutsche Rundschau, Bd. 132 (1905); noch eingehender in der Einleitung zu seiner Ausgabe des Schlegel Tieckschen Textes (1897—1899).

Digitized by Google



Das Hope Theatre und der Bear Garden in einem Gebäude. (Nach Diſchers 'View of London', 1616.)

braucht, iſt für die betreffenden Bühnenleitungen recht bequem. Daß das Publikum aber auf die ſchönen und anregenden Wirkungen unſerer großartig entwickelten ſzeniſchen Kunſt verzichten ſollte, um ſich von nichtsſagenden, ewig wiederholten Bühnenbildern einſchläfern zu laſſen und an die Stelle der ſeeliſchen Friſche und Spannkraft, ohne welche ein Kunſtgenuß nicht denkbar iſt, eine gewaltſame Selbſtüberwindung zu ſetzen, iſt ſicher nicht zu erwarten.

Brandls Annahme einer ſolchen Art der Bühnendarſtellung zu Shakſperes Zeit iſt bei näherer Betrachtung unhaltbar. Auf der Weimarer Bühne konnte ſein Vorhang ſehr gut verwandt werden; denn die Schauſpieler, die davor geſpielt hatten und mit ihrer Szene zu Ende waren, traten, ehe er aufgezogen wurde und die Hinterbühne enthüllte, ſeitwärts ab. Wo blieben aber die Schauſpieler auf Shakſperes Bühne, die vor dem Vorhang geſpielt hatten, wenn dieſer aufgezogen wurde? Fort mußten ſie doch, wenn die Szene unter dem Dach begann. Es waren nur zwei Möglichkeiten: entweder mußten ſie von der Bühne hinab ins Publikum ſpringen, oder ſie mußten durch die bereits geſtellte Szene nach hinten abgehen, ſich z. B. zwiſchen einem König und ſeinem Gefolge hindurch nach den beiden Türen des Bühnenhauſes drücken, dann erſt konnte die neue Szene beginnen. Das hätte ein ſeltſames Bühnenbild abgeben. Offenbar hat Brandl daran gar nicht gedacht; denn beide Möglichkeiten können im Ernſte gar nicht in Frage kommen.

Was alſo ſollte ein Vorhang zwiſchen den Säulen des Himmels? Brandl ſagt, er wäre ganz ſicher dageweſen. Es wird in den alten Bühnenweiſungen aber nur von einem Vorhang geſprochen, niemals jedoch von einem Vorhang zwiſchen den Säulen. Es iſt alſo keineswegs ſicher, daß ein ſolcher Vorhang vorhanden war; es läßt ſich ſogar nachweiſen, daß er unmöglich war.

Es iſt undenkbar, daß quer über die Mitte der Bühne des Red Bull ein Vorhang hätte gezogen werden können; ſie iſt ein kahles Podium und hat gar keine Vorrichtung dafür. Und nun wäre es doch mehr als ſeltſam, wenn die Saaltheater ohne einen ſolchen Vorhang ausgekommen wären, und die public theatres, deren Bühnen unter freiem Himmel und den Unbilden des Wetters ausgeſetzt waren, ihn gebraucht hätten. Einen Vorhang bringt man außerdem nur an, um etwas zu verbergen; auf dieſer frei mitten im Publikum ſtehenden Bühne aber hätte er nichts verbergen können. Diejenigen Zuſchauer, welche im Parterre und in den Logen nicht genau vor der Bühne geſtanden oder geſeſſen hätten, ſondern nach den Seiten zu, hätten alles ſehen können, was hinter dieſem Vorgang vorging: ſie wären von dem Spiel auf der Vorderbühne

Digitized by Google

abgelenkt und aus dem Zuschauerraum gewissermaßen hinter die Kulissen versetzt worden. Ja noch mehr: denjenigen, welche ganz nach dem Bühnenhause hin gesessen hätten, wäre das Spiel auf der Vorderbühne durch diesen Vorhang geradezu verborgen worden. Die Dandys, welche zwischen Vorhang und Bühnenhaus saßen, und die feinen Herren, welche ihren Platz in der Galerie des Bühnenhauses hatten, hätten von der Szene vor dem Vorhang nichts, wohl aber die Vorbereitungen zur nächsten Szene hinter dem Vorhange gesehen. Das würden sich diese Inhaber der teuersten Plätze sehr energisch verbeten haben. Ferner: wie sollte der Vorhang gehandhabt werden? Während die Szene vor dem Vorhang bereits begonnen, hätte ein Theaterdiener aus dem Bühnenhause kommen, ihn zuziehen und dann wieder über die Hinterbühne zurückgehen müssen; war sie zu Ende, so mußte auch er sich durch die bereits gestellten Personen der Hinterbühne hindurchdrängen. Oder stand er während der ganzen Dauer der Vorstellung an eine Säule des Daches gedrückt? Wie ungeschickt und wie störend! — Daß eine Schnur von der Bühnengalerie der Länge nach über die Hinterbühne nach dem Rande des Daches gegangen und der Vorhang von hier aus über die Köpfe der „Lords" hinweg bewegt worden wäre, hätten sich diese auch nicht gefallen lassen. Und schließlich: warum hat denn De Witt, der doch das Innere des Theaters in allen Einzelheiten so genau nachgezeichnet hat, den Vorhang nicht mit ein paar Linien an den Säulen herunter angedeutet? — Aus dem einfachen Grunde, weil er nicht vorhanden war.

Das Innere des Swan Theatre. (Nach der Zeichnung De Witts, wahrscheinlich aus dem Jahre 1596.)

Da der heaven sich nicht in den Saaltheatern, sondern nur in den public theatres, deren Bühne unter freiem Himmel war, befand, so liegt die Erklärung sehr nahe, daß er dazu diente, den Schauspielern vor ausbrechendem Unwetter einen Schutz zu gewähren, dessen sie um so dringender bedurften, als im Gegensatz zu der sonstigen Einfachheit der Bühneneinrichtung ihre Kostüme sehr kostbar waren. Anderseits war die überdachte Bühne auch ohne Vorhang sehr geeignet, ein anderes Lokal darzustellen als die Vorderbühne. Als der Streit zwischen Brutus und Cassius beginnt, befinden sie sich zwischen ihren beiden Heeren, die in der Stärke von je fünf bis sechs Mann an den Seiten der Vorderbühne aufmarschiert stehen. Brutus macht den vernünftigen Vorschlag, ihren Streit unbeobachtet in seinem Zelte auszutragen. Nun werden die beiden Heere durch die beiden Türen des Bühnenhauses von der Bühne geschickt; die beiden Feldherren treten zwischen die Säulen des Daches, welches jetzt das Zeltdach darstellt. Messala und Titinius halten an der einen Tür im Inneren des Bühnenhauses Wache, welche nun der Zelteingang ist. Offenbar stellte bei dem Schauspiel im „Hamlet" die Hinterbühne die Szene dar, während der Hof auf beiden Seiten der Vorderbühne saß und zuschaute: unter dem Vorderrande des Daches war die „Rasenbank" plaziert, auf welcher der König des Schauspiels sich zum Schlaf niederlegt und ermordet wird. Sicherlich bildeten die beiden Säulen mit dem Himmel darüber einen natürlichen Rahmen für feierliche Bühnenbilder: hier stand in der zweiten Szene des „Hamlet" der Thron des Königs; an die linke Säule, nach welcher hin die Königin saß, lehnte sich Hamlet und trat dann zu seinem ersten Monolog auf die Vorderbühne.

Wie naiv man auf dieser Bühne beim Szenenwechsel verfuhr, beweist das Arrangement beim Feste im Hause Capulet. Bevor

Digitized by Google

Romeo dieſes beſucht, zieht er mit ſeinen maskierten Freunden, von Fackelträgern begleitet, über die Straße. Sie treten aus der linken Tür heraus und bewegen ſich bis zu den Säulen; hier findet das Geſpräch der vierten Szene des erſten Aktes ſtatt. Nach deſſen Beendigung heißt die alte Bühnenweiſung der erſten Folioausgabe (1623): „Sie ſchreiten um die [Vorder-]Bühne, und Diener kommen [aus der rechten Tür] heraus mit Servietten.“ Nun beginnt die fünfte Szene mit dem Geſpräch der Diener, welche Möbel, die alſo, genau genommen, in der vierten Szene auf der Straße geſtanden haben mußten, für den kommenden Tanz auf die Seite rücken. Dann heißt es: „Es treten alle Gäſte und Damen auf zu den Maskierten.“ Während des Geſprächs der Diener iſt alſo Romeo mit den maskierten Freunden um die Vorderbühne gezogen und ſchließt ſich der Feſtgeſellſchaft auf der Hinterbühne an, welche, eben noch Straße, jetzt zum Feſtſaal wird. Da dieſer Szenenwechſel auf der vorhangloſen Bühne des Red Bull ſich genau ſo abſpielte wie auf der Himmelbühne der public theatres, ſo ſieht man, wie überflüſſig hier der Vorhang war.

Eine beſondere ſzeniſche Bedeutung mag dem Raum zwiſchen den beiden Türen an der Wand des Bühnenhauſes beizulegen ſein. Hier ſtellten oder ſetzten ſich diejenigen Perſonen, welche von dem durch die eine Tür Auftretenden nicht geſehen werden ſollten. Hier ſitzt ohne Zweifel die leſende Ophelia, als Hamlet durch die eine Tür an ihr vorbei nach der Vorderbühne geht, um ſeinen Monolog „Sein oder Nichtſein“ zu halten, während an der halb geöffneten anderen Tür der König und Polonius lauſchen. Als Hamlet das Selbſtgeſpräch beendet hat und ſich zum Abgehen wendet, ſieht er Ophelia dort ſitzen, welche nun aufſteht und ihm zu den Säulen entgegenkommt; zwiſchen ihnen findet ihr Dialog ſtatt. Als dann Ophelia ihre ſchmerzensvollen Worte: „O, welch ein edler Geiſt iſt hier zerſtört“ ihm nachgerufen hat, lehnt ſie ſich weinend an die vordere Seite der einen Säule. Nun treten der König und Polonius gedankenvoll an ihr vorbei auf die Vorderbühne, und als ſie ſich nach ihrem kurzen Geſpräch wieder zum Gehen wenden, ſieht Polonius ſeine Tochter an dem Pfeiler und ſpricht die letzten Worte zu ihr; ſie folgt den beiden hinaus. Zwiſchen den beiden Türen ſtand auch der Altar oder das Betpult, an welchem der mörderiſche König vergeblich ſich mit ſeinem Gott auszuſöhnen ſucht. Der König hat ſeinen Kopf auf das Pult gelegt, kann alſo Hamlet nicht ſehen, wenn er durch die eine Tür hereintritt. Wohl aber bemerkt Hamlet ihn, ſchreitet leiſe bis an den Rand des Himmels vor, hält dort ſein Selbſtgeſpräch und entfernt ſich dann leiſe durch die andere Tür.

Der Clown Tarlton, ein jig aufführend. (Nach dem Titelblatt von Tarltons ‘Jests’, 1638.)

Eine eigenartige Verwendung fanden die beiden Türen mit der Hochbühne zuſammen in der Mordſzene im „Macbeth“. Die Bühne ſtellt den inneren Schloßhof dar, nach welchem hinaus die Schlafzimmer Macbeths und ſeiner königlichen Gäſte liegen; die letzteren — ſo muß man ſich nach der Bauart der alten Schlöſſer vorſtellen — öffnen ſich alle auf eine Galerie, hier alſo die Galerie über der Bühne; und da ſie nicht durch Türen, ſondern nur durch Vorhänge verſchloſſen ſind, ſo kann die Lady bequem lauſchen und ſich überzeugen, ob der König, ſeine Söhne und Kämmerlinge ſchlafen. Die Tür links iſt der Eingang zu dieſem inneren Teil des Schloſſes; hier hinein geht Macbeth, um den König zu ermorden. Nachdem er die Tat verübt hat, erſcheint er oben an der Baluſtrade der Galerie und ſpricht die erſte leiſe Frage von dort herunter; dann ſteigt er hinab

Digitized by Google

und ſpricht zwiſchen den Säulen leiſe mit ſeiner Frau. Plötzlich wird an die Tür rechts geklopft: es iſt die Hoftür, welche den inneren Hof mit dem äußeren verbindet. Um dieſen herum ſind Banquo, Macduff und die anderen Begleiter des Königs logiert. Der Torwärter tritt aus der Tür links, durch welche Macbeth und ſeine Frau eben abgegangen ſind, heraus und öffnet die andere. Nachdem das Gefolge des Königs auf die Hinterbühne getreten iſt, ſteigt Macduff durch die Tür links zum Schlafzimmer des Königs hinauf, um ihn zu wecken, und ſchreit die furchtbare Kunde von der Ermordung ſeines Herrn von der Bühnengalerie ins Theater hinab.

Handelte es ſich darum, einen den Augen der Zuſchauer bisher verſchloſſenen Raum zu öffnen und z. B. Fauſt über ſeinen Büchern ſitzend zu zeigen, ſo konnte dazu ſehr wohl die eine Tür des Bühnenhauſes (wie auch der Vorhang auf den Saaltheaterbühnen) verwertet werden, indem ſie plötzlich nach innen geöffnet wurde und einen Teil des Ganges zwiſchen der Bühnenwand und der Wand des Ankleidezimmers blicken ließ. Auf ſolche Verwendung werden wir unmittelbar hingewieſen durch eine Szene im „Titus Andronikus“. Im fünften Akt treten die Königin Tamora und ihre beiden Söhne verkleidet durch die eine Tür auf. Die Bühne iſt die Straße am Hauſe des Andronikus. Nun lautet die alte Bühnenweiſung: „Sie klopfen [an die andere Tür], und Titus öffnet die Tür zu ſeinem Privatzimmer“, welches alſo der Gang im Bühnenhauſe darſtellt.

Man fragt ſich gegenüber der Primitivität einer ſolchen Bühne: wie war es für die Zuſchauer möglich, das Lokal zu erkennen, in welchem die Handlung vor ſich ging? Dazu wurden die verſchiedenartigſten Auskunftsmittel verwandt. Häufig wurde der Ort in einem Prolog genannt, wie in „Romeo“, „Heinrich V.“, „Wintermärchen“, oder von den Handelnden in der erſten Szene; ſo wird auch der Ortswechſel, wie im „Cäſar“ bei dem Übergang vom Feld ins Zelt des Brutus, von einer der Perſonen angegeben und muß dann als vollzogen gedacht werden. Wie naiv man auch dabei verfuhr, zeigt eine Szene in Greenes „Flurſchütz von Wakefield“: hier wird ein Mann auf der Straße von einem anderen herausgefordert; der andere erklärt ſeine Bereitwilligkeit, mit ihm vor die Stadt zu gehen, und deſſen unmittelbar darauf, nach einem Gedankenſtrich, folgende Worte lauten: „Jetzt ſind wir vor der Stadt.“ Sie haben alſo offenbar zwiſchen den beiden Reden ein paar Schritte nach der Vorderbühne zu gemacht. Oft wurde der Ort auf einer am Bühnenhauſe aufgehängten Tafel angezeigt.

Dieſer Gebrauch iſt neuerdings von Brandl ohne Grund in Frage geſtellt worden; er iſt aber für die Bühne vor 1590 durch zwei bekannte Stellen in der „Spaniſchen Tragödie“ von Kyd und in Sidneys „Verteidigung der Poeſie“ ſicher verbürgt; und warum die ſpätere Bühne, die bis 1662 blieb, was ſie vor 1590 war — ein einfaches Podium —, ihn aufgegeben haben ſollte, iſt nicht einzuſehen.

Am gewöhnlichſten wurde der Ort durch die Art der auf die Bühne getragenen Verſatzſtücke gekennzeichnet, welche die Stelle der fehlenden Dekoration vertraten. Auf unſerer Abbildung (S. 384) z. B. ſehen wir ein großes lehnenloſes Sitzgerät, deſſen mittlerer Teil von dem Reifrock einer vornehmen Dame bedeckt wird, welche mit ihrer hinter ihr ſtehenden Geſellſchafterin im Geſpräch begriffen iſt, während ein Bote von der Seite herbeieilt: er könnte vielleicht ſeiner Herrin Portia die Ankunft Baſſanios in Belmont melden. Jedenfalls iſt hier die Bühne eine Stube. Aus den Inventaraufnahmen und Koſtenaufſtellungen des Theaterunternehmers Henslowe* können wir erſehen, welcher Art dieſe Verſatzſtücke waren: ein Thronſeſſel mit Baldachin bezeichnet einen Thronſaal, ein Altar eine Kirche, ein langer Tiſch mit Stühlen einen Ratsſaal, ein Bett ein Schlafgemach, ein Büfett einen Bankettſaal (in „Romeo“ wird es an die Wand gerückt, um Platz zum Tanzen zu ſchaffen), ein Baum mit goldenen Äpfeln den Teil der Unterwelt, wo Tantalus ſeine Qualen erduldet, ein paar Blumentöpfe mit weiß- und rotblühenden Roſen den Temple-Garten, wo in „Heinrich VI.“ die Schöpfung der beiden Parteien, der weißen und der roten Roſe, ſtattfindet.

Einen Anlauf zur Dekoration nahm man mit den ſogenannten hangings, Behängen des Bühnenhauſes von der Galerie bis zur Bühne, mit denen man Staats- und andere Ge-

* Bei Collier: Annals of the Stage III, 158 ff.

Digitized by Google

mächer kenntlich machte. Oft wird ein arras erwähnt, ein Gobelinteppich, benannt nach der Stadt seiner Herkunft, der in jener Zeit die rohen Wände der feineren Häuser, an Gestellen aufgehängt, verdeckte. Auch painted cloth, ein mit Bildern bemaltes Zeugstück, der Wandschmuck geringerer Häuser, ja auch Kidderminsterteppiche werden genannt. In den Privatlokalen, den königlichen Palästen, den Londoner Rechtsschulen, den Colleges in Oxford und Cambridge ging man schon in den frühesten Zeiten weiter in der Dekoration: es gab hier wechselnde gemalte Hinterwände, ja auch Nachahmungen von Bauten, Häusern, Türmen, Mauern mit Zinnen z. B., zur Veranschaulichung des Ortes.

Von sonstigen Bühnenvorrichtungen kommen nur noch diejenigen in Frage, welche dazu dienten, Figuren von unten heraufsteigen oder von oben sich auf die Bühne senken zu lassen: Versenkungen und Flugmaschinen. Die ersteren werden sehr oft erwähnt: man denke an das Grab Ophelias, an die Erscheinungen, welche aus dem Hexenkessel im „Macbeth" aufsteigen, und an das Verschwinden einer gedeckten Tafel im „Sturm". Sie werden sicherlich wegen der von allen Seiten zu übersehenden Offenheit der Bühne unmittelbar an dem Bühnenhause gewesen sein. Wie Flugmaschinen auf einer Bühne wie die des Swan Theatre hätten verwandt werden sollen, ist unerfindlich. Eine Szene wie die in „Cymbeline", wo Jupiter, auf einem Adler sitzend, sich auf die Bühne senkt, kann im Swan nicht dargestellt worden sein, sondern nur in Saaltheatern, in denen die Saaldecke sich öffnen ließ und vermittels über ihr angebrachter Maschinerien die betreffenden Figuren durch sie hinabgelassen werden konnten.

Shaksperes Bühne muß auf uns Moderne einen äußerst armseligen Eindruck machen; und doch müssen wir dankbar sein für diese Einfachheit. Die Frage: Kann ich diesen oder jenen Vorgang auf der Bühne darstellen? trat fast nie an einen Dichter oder Bühnenleiter heran. So konnte denn das ganze reich entwickelte Volksleben der englischen Renaissance mit einer Vollständigkeit auf der Bühne gezeigt werden, wie es zu keiner Zeit der Geschichte geschehen ist. Die stofflich üppige Entwicklung des Dramas der Shakspereepoche und damit die tiefe und uns immer von neuem anregende und emporhebende Kenntnis des Lebens dieser großartigen Zeit verdanken wir vor allem dieser primitiven Bühneneinrichtung.

Mit Theodor Storms Werken.

Aus diesen Blättern raunt es gleich den Stimmen,
Die brausend wandern um „die Stadt am Meer",
Tönt's wie das Summen sonnentrunkner Immen,
Wie Nachtigallenschluchzen, sehnsuchtsschwer.

In stillen Gärten duften die Syringen,
Die weißen Rosen längst entschwundner Zeit,
Und holde Augen, die in Staub vergingen,
Erwachen neu zu Liebeslust und Leid.

Die tote Jugend grüßt dich, traumverloren;
Verirrte Sehnsucht winkt vom Geisterstrand,
Mit Zaubermacht aus Nacht und Grab beschworen
Von eines Dichters edler Meisterhand.

Reinhold Fuchs.

Digitized by Google

Herr Bröſelmayer im Stammhaus.

Eine fröhliche Geſchichte von Franz Himmelbauer.

Herr Hans Bröſelmayer ſah mit einer gewiſſen Geringſchätzung auf jene ſeiner Kollegen herab, die die Zeit nach den Amtsſtunden in Gaſt- und Kaffeehäuſern totſchlugen, ob ſie nun dort zum aberhundertſtenmal und in weitſchweifigſter Art ihre Standesfragen erörterten oder am Billard und Kartentiſch ihr Geld und ihre Zeit verloren. Fünf bis ſechs Stunden täglich die Launen ſeiner Vorgeſetzten erdulden, äratiſche Lieferungen buchen und Fakturen nachrechnen, iſt doch kein Lebensberuf, pflegte er zu ſagen, und hat einer nicht Frau und Kind, die ein Anrecht auf ſeine Zeit und ſeinen Umgang beſitzen, ſo erwächſt ihm erſt recht die Pflicht, ſich anderswie umzutun, etwa mit einer vernünftigen Liebhaberei ſich zu beſchäftigen, mag ſie dem ſtumpfen Genußmenſchen auch noch ſo unverſtändlich bleiben. Den Verheirateten unter ſeinen Kollegen — und es waren viele darunter, die ſich ſchon in den erſten Zwanzig willig ins Joch begeben hatten — begegnete er mit der von Selbſtvorwürfen durchſetzten Hochachtung des Junggeſellen, der trotz der nahenden Vierzig auch weit Jüngeren gegenüber einer ſeltſamen, beinahe jünglingshaften Verlegenheit nicht ganz Herr zu werden vermag.

Zwei unter ihnen genoſſen beſonders ſeine herzliche und innige Zuneigung eines Geſprächsſtoffes wegen, den ſie beinahe täglich in den Unterbrechungen ihrer Kanzleiarbeiten verhandelten. Sie hatten jeder ein kleines, mitten in kahlen Häuſergevierten belegenes Gärtchen und waren in aller Beſcheidenheit leidenſchaftliche Roſenzüchter, denen die Kataloge der Händler in Luxemburg und Nizza als liebſte Lektüre galten. Obwohl Herr Bröſelmayer in dieſem ihren Fach nur Laie war und ſich in der Klaſſifizierung der königlichen Blume mehr an die untrüglichen Kennzeichen der Farbe hielt, die er als weiß, gelb und drei Abſtufungen des Rot mit Sicherheit auseinanderzuhalten wußte, bereitete es ihm doch ein gemütliches, von altväteriſcher Gartenpoeſie angeheimeltes Behagen, die beiden von ihren Sträuchern und Stöcken, den Maréchal Niel, Souvenir de la Malmaiſon, Himmelsauge und Namenloſe Schöne ſprechen zu hören, oder auch das friedlich-ruhige Bächlein ihrer Rede an ſeinem Ohr vorübergleiten zu laſſen, während er ſelber, von ihrem Liebhabereifer angeſteckt, die Arbeit unterbrach und ſeiner Aktentaſche — ſie barg meiſt nur ſein Frühſtück und nur ausnahmsweiſe amtliche Konzepte — einige Blätter entnahm, die für ihn Roſenzucht, Billard und Tarock und Frau und Kind bedeuteten.

Herr Bröſelmayer war nämlich in den Mußeſtunden ſeines einſamen und zurückgezogenen Lebens Genealoge, und der Ausgangs- und Mittelpunkt ſeiner Forſchungen war das ehrenwerte, von ihm auf Jahrhunderte zurückgeleitete Geſchlecht der Bröſelmayer ſelber. Um dieſes Hauptgebiet hatte ſich natürlich im Laufe der Zeit manches herumgerankt. Er hatte Unterſuchungen über die Familie, der ſeine Mutter entſtammte, angeſtellt, einigen Bekannten ihre Stammbäume aufrichten geholfen und endlich auch, da ſein Großvater mütterlicherſeits Berührungen mit den Künſtlerkreiſen des Vormärz gehabt hatte, dieſer Zeit ſeine Aufmerkſamkeit

Digitized by Google

zugewendet, wie ihn anderſeits die Namen einiger Dörfer im Weinland, die mit ſeinen Vorvätern verknüpft waren, gelegentlich auf die niederöſterreichiſche Landeskunde gebracht hatten, deren Erinnerungsſtätten er mit dem Glasauge der ſchwarzen Kamera auf kleinen Wanderungen geſchickt feſtzuhalten verſtand. Von Siegel- und Dokumentenkunde und allerlei anderen intereſſanten Dingen, die dabei nebenherliefen, gar nicht zu reden.

Da er aber ein gewiſſenhafter Beamter war, erfuhren Kanzlei und Aktentaſche doch nur Gelegentliches, was ihm etwa die Poſt, als er vom Hauſe fortging, zugebracht, oder weſſen er zu einem Gang auf die Bibliothek bedurfte, der ſich unmittelbar an das in einem Gaſthof eingenommene Mittagseſſen anſchloß. Im übrigen hatte er daheim ein ganzes Archiv voll Schriften, Büchern, Bildern und Zeitungsausſchnitten, deren Nähe er, um ſich angelegentlich in ſeine Aufgabe zu vertiefen, nicht miſſen mochte. Ein Schrank mit Fächern, die Aufſchriften trugen, und ein ungeheurer, aus großväterlichem Beſitz ſtammender Schreibtiſch bargen nebſt dem Bücherkaſten ſeine wohlgeordneten Schätze. Dieſer Schreibtiſch beſaß beiderſeits an ein halbes Dutzend Laden, aber Herr Bröſelmayer mußte ſich ſchon in allergrößter Zerſtreutheit befinden, wenn er ſelbſt im emſigſten Heraus- und Zuſchieben dieſer Fächer einmal einen Fehlgriff tat. Nur das Schloß des einzigen in der Mitte links genoß der Ruhe und wurde niemals umgedreht. Vergaß Herr Bröſelmayer ſich aber doch einmal und rührte im Eifer der Arbeit oder in Gedanken verſunken an der gemiedenen, aber wohlbeſchützten Lade, ſo ſtarrte ihn ein Päckchen an, das Briefe zu enthalten ſchien und in bedächtiger Schrift den Namen „Johanna“ trug. Dieſer Anblick pflegte dann für die Arbeit, die ihn juſt beſchäftigte, nicht ſehr förderlich zu ſein.

Über dem Schreibtiſch aber hing unter Glas und Rahmen, auf Zeichenpapier gemalt, ein buntes Bildchen, das er einſtmals mit Stolz, ſpäter mit ſüßſäuerlichen Gefühlen, jetzt nur noch mit Lächeln betrachtete und aus bloßer Pietät an ſeinem Platz beließ. Es war ein Wappen mit geteiltem Feld, das oben einen grünen Dreiberg, unten rote Balken auf ſilbernem Grunde ſehen ließ und von einem Ritterhelm und farbigen Helmdecken umgeben war. Über dem Helm ſaß eine Krone, aus der zwei Flügel emporwuchſen, die das Kleinod, ein Paar gekreuzter Sicheln, einſchloſſen. Darunter war in verzierter Schrift zu leſen: „Wappen aus dem Geſchlechte Bröſelmayer, aus der Pfalz abſtammend, gezogen aus dem VII. Buche, 78. Blatt der europäiſchen Wappenſammlung vom Jahre 1450“. Bröſelmayer erinnerte ſich aus ſeiner Kindheit noch genau eines Abends, wo zwei fremde Männer in das Geſchäft ſeines Vaters gekommen waren und dieſem das Bild zum Kaufe anboten, das ſie für einen in der Zwiſchenzeit verſtorbenen Namensvetter angefertigt haben wollten. Eine gedruckte, genealogiſche Darſtellung, die ſie dem Bilde beigaben, beſchworen ſie faſt als unzweifelhafte geſchichtliche Wahrheit. Sein Vater hatte zu all dem ungläubig den Kopf geſchüttelt, aber das unverhoffte Stück ſchließlich doch erſtanden, und ſeitdem hatte es der junge Bröſelmayer täglich vor Augen gehabt, ſo daß er es trotz allem auch für die Zukunft in Ehren halten wollte.

Die genealogiſche Darſtellung aber beſagte: „Die Familie Bröſelmayer ſoll nach beglaubigter Überlieferung aus folgender Begebenheit ihren Urſprung haben. Im Jahre 1224 lebte in Schwaben ein reicher Bauer namens Berthold Chriſtian. Nachdem ſeine Ehe lange kinderlos geblieben war, tat ſeine Gemahlin das Gelübde, wenn ihr Gott einen Sohn ſchenken würde, dieſen dem Dienſte des Herrn zu weihen. Plötzlich ward ſie ſchwanger und gebar einen Sohn, der in der Taufe den Namen Ludwig erhielt. Er kam in ſeiner Jugend in ein Kloſter und wurde allgemein, weil der Meierhof ſeines Vaters in der Nachbarſchaft eines ſich abbröckelnden und -bröſelnden Berges lag, der Bröſelmayer genannt. Als Ludwig das ſechzehnte Jahr erreichte, flüchtete er aus dem Kloſter in einen großen Wald, wo er ſeine Wohnung aufſchlug und längere Zeit als Einſiedler ſich von Wurzeln und Kräutern ernährte. Da ereignete es ſich, daß eine Schar Ritter in dem Walde jagte, und der Zufall wollte es, daß ſich dieſelben verirrten und keinen Ausweg finden konnten. Da erblickten ſie in der Dunkelheit der Nacht einen Feuerſchein, eilten demſelben zu und fanden zu ihrem Erſtaunen Ludwig, der ihnen ſeine Lebensgeſchichte erzählte und den Wunſch ausſprach, als Knappe in ritterliche Dienſte zu treten. Die Ritter, welche an dem ſtarken jungen Mann Gefallen fanden, forderten ihn auf, ſie aus dem Walde zu bringen und auf

Digitized by Google

die Burg zu begleiten. Ludwig bereitete ihnen noch ein kräftiges Mahl und führte sie aus dem Walde. Unter den verirrten Rittern aber befand sich der Kaiser Friedrich. Er machte Ludwig zu seinem Leibknappen und Schildträger, als welcher er sich durch Tapferkeit und Treue zu seinem Herrn dessen Gunst erwarb. In einer Schlacht, wo er sich durch besonderen Mut wieder auszeichnete, wurde er vom Kaiser in den Adelsstand erhoben. Er verehelichte sich, und die Nachkommen pflanzten den Namen bis in die jetzige Zeit fort. Unter ihnen sind Siegmund und Heinrich, welche sich im Jahre 1492 besonders auszeichneten." Ob in einer Schlacht oder bei der Entdeckung Amerikas, ging aus dem Wortlaut leider nicht hervor.

Den ersten Schritt, die Stichhaltigkeit dieser Angaben zu prüfen, hatte Bröselmayer beinahe noch als Knabe getan indem er sich hinsetzte und in einem sehr förmlichen und etwas schwulstigen Briefe die Sache einem Beamten des Kaiserlichen Adelsarchivs vortrug, dessen Namen er zufällig erfahren hatte. Die Antwort kam überraschend schnell und war erstaunlich kurz. Sie bezeichnete Bild und Schrift als offenbar unlauterer Herkunft. Alle Bemühungen seiner reiferen Jahre dann, Genaueres über das berufene europäische Wappenbuch vom Jahre 1450 zu erfahren, blieben ohne Erfolg Er fand es zwar noch einigemal genannt, aber immer wie eine recht geheimnisvolle Sache, und die Auskünfte, die er sich von geschäftsmäßigen Genealogen, die ihre Dienste in den Zeitungen anbieten, holte, waren, wenn er dringlich wurde, so vorsichtig und zurückhaltend, daß er eines Tages Wappen, Adel und Ritterschaft zu jenem Vorfahren legte, der, wie die besagte Genealogie noch ferner meldete, zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges in Heidelberg — Chemie studierte. Zudem waren seine Lebensauffassung und Sinnesart im Gefolge sozialer und politischer Anschauungen gereift und ließen ihm Adelsstolz und Titelsucht jetzt als etwas längst Überholtes, Unzeitgemäßes erscheinen, daß er lachend auszurufen pflegte: „Gott bewahre mich davor, ein berühmter Mann zu werden, über den der Adel verhängt wird — der Bröselmayer mit einem ‚von' wäre doch zu stilwidrig!" Ein hochgemuter Bauernstolz war in ihm eingezogen, der sich von der solideren Grundlage herschrieb, die er seinen Forschungen gegeben hatte, als er, von Vater und Großvater aufsteigend, die Genealogie seines Stammes auf Grund der kirchlichen Matrikelbücher herzustellen unternahm. Er sah da, daß seine Voreltern durch zwei Jahrhunderte als Landleute an den Hängen des Manhartsgebirges gesessen, und war des wohl zufrieden. Die erste Unterstützung hierbei hatte ihm ein freundlicher Kooperator gewährt, mit dem er häufig beim Mittagstisch zusammentraf, und der, kaum daß er das Pfarrdorf genannt, das Nicklasdorf, den Geburtsort seines Großvaters, pastorierte, ihm schon die Mühe des Ansuchens abnahm, indem er ausrief: „Halt, unser Dechant ist ja ein guter Bekannter des Mannersbrunner Pfarrers, das lassen Sie mich nur machen! Ich bestelle einen schönen Gruß von unserem alten Herrn, und die Sache ist in Ordnung." Wirklich übergab er ihm schon nach wenigen Tagen einen wunderlich verschnörkelten, mit ungewöhnlichen Zwischenzeichen und Unterstreichungen verzierten Brief, der also anhob:

„Euer Hochwürden! Schon wegen des Ausspruches des heiligen Apostels Paulus an die Römer, 12. Hauptstück, 13. Vers, dann des heiligen Petrus, 1. Brief, 4. Hauptstück, 9. und 10. Vers, insbesondere und vor allem aber wegen Ihres hochverehrten, teuren hochwürdigen Herrn Dechants, Rats und Pfarrers, endlich auch, weil Sie zu gewiß sehr löblichen Familienzwecken eines Ihrer Pfarrkinder den Wunsch hegen, alle hier geborenen Bröselmayer zu wissen, wann diese zur Welt gekommen sind, bin ich bereit, nach Ihrem werten Schreiben, erhalten gestern, Dienstag, den 26. dieses Monats, nachfolgende Daten anzuführen (zum Privatgebrauch ohne Stempel ausgestellt)" — — und also schloß: „Tiefachtungsvollst, mit den herzlich ergebensten, freundschaftlichst innigsten, respektvollsten Grüßen von mir und meiner Haushälterin an P. T. hochwürdigsten Herrn Dechant, Pfarrer und Rat wie an seine beiden Fräulein Nichten P. Emmeran Kiesewetter, Pfarrer."

Auf den stichhaltigen Angaben dieses freundlichen Briefes hatte Bröselmayer dann weitergebaut. Er holte sich noch da und dort einige Ergänzungen ein, ging dem nach, worauf das Schreiben nur hingewiesen, und malte hierauf nach den gesammelten Daten einen Stammbaum auf Büttenpapier in Form einer Eiche mit Namensschildchen auf den Ästen, den er neben das Wappenbild an die

Digitized by Google

Wand hängte. Und als er so den Gegenstand seiner einstigen Phantasien und die Frucht seiner jetzigen ernsteren Arbeit nebeneinandersah, fiel es ihm plötzlich aufs Herz, daß der Wert aller dieser Bemühungen mit ihm vergehen werde, und daß er das Ergebnis seiner Lieblingsbeschäftigung keinem Träger seines Namens als erhebendes Vermächtnis hinterlassen könne. Er hatte weder Bruder noch Neffen und kannte keinen, der so hieß wie er und sich in seinen Stammbaum einfügen wollte. Dieser Zustand war ihm neu und unbequem, und er war froh, als ihn am nächsten Tage eine goldene Junisonne und eine ihm selber unaufgeklärt gebliebene Ideenverknüpfung auf einen Gedanken brachten, in dessen Verfolgung er Hut, Stock und Kamera zurechtlegte, einige flüchtige Zusammenstellungen als Stimmungsbehelfe in seiner Tasche barg und sich zu dem bevorstehenden Sonntag noch einen oder zwei Tage Urlaub vom Amt erbat.

Als er dann an einem frischen Morgen auf dem Bahnhofe stand, mußte er den Kopf darüber schütteln, daß es ihm trotz allem Begehr immer als etwas so Fernliegendes und durch Hindernisse Erschwertes erschienen war, den Boden zu betreten, den seine Väter gepflügt, und wo sie ihre letzte Ruhestätte gefunden, das Örtlein aufzusuchen, das sein Vater einmal in jungen Jahren gesehen — der Großvater war als der jüngste unter seinen Brüdern schon früh ausgewandert —, den Blick in der Runde schweifen zu lassen, die ihre Augen erquickt, und heimlich nachzufragen, ob noch ein Vetter im Stammhause sitze und an der Heimatsscholle festhalte, und sich ungesehen darüber zu freuen. Denn all das hatte er heute vor. Freilich Mannersbrunn, das Pfarrdorf, das er zuerst erreichen, und Nicklasdorf, das er dort erfragen wollte, lagen nicht im Wienerwald und in den Vorbergen der Alpen, wohin es sich so leicht an freien Tagen fahren ließ, sondern drüben, jenseits der Donau, in der Nähe bescheidener Höhenzüge, die nur wenige Großstädter kennen, wenn sie gleich nur drei oder vier Stunden von Wien entfernt sind. Schon das Frühleben auf dem Bahnhof erfüllte ihn mit behaglichster Stimmung. Das war nicht der Touristentrubel vom Süd- oder Westbahnhof. Das waren schlichte Kleinbürger, in deren Gesichtern heute, wo sie zu ihren Angehörigen in den Dörfern, Märkten und Städtchen draußen fuhren, das Gesund-Ländliche ihrer Herkunft wieder freudig aufleuchtete. Bröselmayer fühlte sich ihnen verbunden und nicht minder in Feierstimmung als sie, da der Zug in die fruchtkeimende Ebene hinausrollte.

* * *

Nach zwei Stunden war er am Ziel. Es wurde vor einem geräumigen Stationsgebäude gehalten, das auf freiem Felde lag. Auf der anderen Seite des Geleises stand ein Wirtshaus, und von dort war das weiße Band einer Straße gegen blaue östliche Höhen geworfen, wo ein massiger Turm und ein dunkles Gewirr von Dächern einen größeren Ort ankündigten. Die Dörfer seiner Ahnen aber lagen gegen Westen zu, versteckt hinter hügeligem Gelände, auf dem hellfarbige Mahl- und Futterkräuter in breiten, weichen Wellen auf- und niedergingen. Weite Striche darunter waren rosenrot von den Schmetterlingsblüten der Esparsette, die der Landschaft einen Zauber fröhlicher Kindlichkeit und keuscher Jugend gaben.

Mit Bröselmayer waren noch zwei Männer dem Zug entstiegen, die Handwerkszeug bei sich trugen und querfeldein irgendwohin in Arbeit gingen. Ein junges Mädchen in blauer, kleidsamer Tracht hatte den Zug erwartet und sich dann, als sie die Wagen mehrmals auf- und niedergeblickt, enttäuscht und zögernd wieder auf den Rückweg gemacht. Bröselmayer sah sie mit ihrem weißen Sonnenschirm schlank und blond erst wieder vor sich dahinwandeln, als er den Blick, der zuerst und lange mit einer dankbar gerührten Wendung das ganze Gefilde in sich aufgenommen — die hellen Farben der Äcker, das festliche Spiel der Wolken, die sanfte Linie der Höhen, den Duft der Ferne, ein Feldkreuz am Rain —, wieder auf die Straße richtete, die er ohne vieles Fragen eingeschlagen hatte. Alles um ihn leuchtete und flirrte: der Glimmer im Straßensande, die wellenden Flächen der Felder, das Kleid der Wolken, die Flügel der weißen, gelben und blauen Schmetterlinge, die in unsagbarster Stille seinen Pfad umspielten, der Seidenschirm und das Gold der Haare hundert Schritte vor ihm.

Alles das hob sich zart und duftig von den Formen und Farben eines Gegenstandes ab, der nun in sein Gesichtsfeld zu treten

Digitized by Google

begann. Dieses neue Ding war derb, hart und schreiend und brachte in das liebliche Frühlingsbild eine realistische Note, der er ihre Berechtigung aber durchaus nicht bestreiten wollte. Es kam von einem Seitenweg nach der Straße her und war zuvörderst die breit rot- und weißgestreifte Hose eines jungen Fleischerknechtes, der grobe Stiefel anhatte, eine abgegriffene Mütze auf dem Kopf und einen nicht mehr ganz strohgelben Zöger über dem Rücken trug. Er schritt bald vor Bröselmayer einher und nahm diesem zeitweise den Blick auf die voranwandelnde zierliche Gestalt. Dann aber beschleunigte er seinen Gang, und der hinten Nachfolgende sah mit einiger Verstimmung, wie er das Fräulein mit ein paar kräftigen Schritten einholte, wie er ein Gespräch begann, und wie das Fräulein ihrerseits anfangs ein wenig zur Seite wich, aber nach einiger Zurückhaltung doch den Kopf nach dem Begleiter wendete, ja einmal sogar über sein Gerede in ein fröhliches Gelächter ausbrach. Bröselmayer ärgerte sich. Das wäre eigentlich sein Platz, sagte er sich, und das wäre der schönste Beginn seiner Wanderfahrt gewesen, von dieser freundlichen Gestalt in das Land seiner Väter geleitet zu werden. Dies und das, was ihm gefallen und ihn belehrt hätte, hätte sie ihm gewiß mit wohllautender Stimme erzählt. Statt dessen geht dieser vierschrötige Gesell an ihrer Seite, und an seinen albernen Reden findet es am Ende noch Gefallen, dieses Fräulein ... ja, wie mag sie nur heißen? Vielleicht gar so wie er? Ein Fräulein Bröselmayer, eine Base dritten oder vierten Grades etwa von ihm? Nun vergrößerte auch er seine Schritte und erreichte das Paar gerade, als die Straße an einem Gelände angelangt war, das den Blick auf das unten geborgene Mannersbrunn eröffnete. Schon hier setzten die ersten Häuser ein, und eine breite, sonnenhelle Marktstraße tat sich auf. Aber er sah es nicht und schaute nur nach dem Mädchen, und einen Augenblick lang war ihm das Herz stillgestanden. Dann konnte er wieder aufatmen. Er hatte sich getäuscht. Aber diese Ähnlichkeit! Nein, Nase und Mund waren doch ganz anders, aber um Auge und Stirn war etwas, das ihn erschreckt und beseligt zugleich hatte. Verwirrt ging er voran und war so mit sich beschäftigt, daß er sich plötzlich schon am anderen Ende des Marktes sah, wo er über seine Zerstreutheit lächeln mußte und in dem Vorsatz umkehrte, seine Aufmerksamkeit nun wieder mehr nach außen zu richten.

Die Mittagshitze lagerte zwischen den Häusern. Die beiden Weggefährten waren nicht mehr da, nur von der roten Hose des Fleischers glaubte er gerade noch das eine Bein in einem Torbogen verschwinden zu sehen. Er las die Namen auf den Schildern der paar Handlungen und Wirtshäuser und war froh, hier noch keinen Namensvetter zu finden, eine unmittelbare, wenn auch ungenügende Beruhigung, derentwegen er sich selber schalt. Aber die Vorstellung, neue Beziehungen anzuknüpfen und Verpflichtungen einzugehen, war ihm unbequem. Er wollte still für sich bleiben, sinnend beobachten und unerkannt wieder entschwinden. Alles Gute den Vettern, aber er kam ja eigentlich doch jener wegen, die vor ihnen gewesen. So schlug er den steilen Weg nach der Kirche ein, in der diese ihre Lebensweihen empfangen hatten. Aber sie war versperrt. Als er sich, noch unentschlossen, ob er den Küster rufen sollte, umwendete, sah er ein weißhaariges Priesterlein mit einem freundlich-behäbigen Gesicht auf das Pfarrhaus zutrippeln. Das war der gute Pfarrer Kiesewetter, der so bibelfeste und altväterisch biedere Briefe zu schreiben verstand. Er nickte ihm dankbar lächelnd nach. Gleich darauf aber erfuhr er eine neue Enttäuschung. Er hatte den Friedhof, in dem seine Voreltern zur Erde zurückgekehrt, hier auf dem Kirchenberg gesucht und sah nun seine weißen Steine und vergoldeten Kreuze in greller Sonne draußen unterhalb der Straße aufblinken, auf der er, ohne ihn zu gewahren, vor einer halben Stunde noch geschritten. Den Weg zurückzumachen, schien ihm um diese Zeit nicht verlockend, und so verschob er den Besuch auf den Heimweg und suchte Kühle und Erfrischung in dem Schatten der alten Ulmen, die die Kirche umstanden, wo er in wohliger Müdigkeit und in dem Zwiespalt hochgestimmter und dann wieder sehnsüchtiger und beunruhigter Gefühle vor sich hindüselte.

Das Läuten vom Turm schreckte ihn auf. Er erhob sich, von der brütenden Mittagsstille bedrückt und geblendet von dem Weiß der Straße und der Häuser, und ging nach dem Wirtshaus drunten an der Kreuzung, das ihm unter den dreien, die er bemerkt, am einladendsten geschienen. Der Garten freilich

Digitized by Google

war nicht für Gäſte gerichtet. Aber an der Schattenſeite der Straße war ein ſchmaler, grün umſponnener Verſchlag, hinter dem es ſich juſt weilen ließ. Doch es war nicht ſo einfach, hier den richtigen Platz zu finden. Die Mauer des Hauſes war dumpf und feucht, und es ſchien nicht rätlich, ihr den Rücken zuzuwenden. Von der anderen Seite des Tiſchladens aus aber hatte man gerade dieſe Feuchtflecken und die halb erblindeten Scheiben einer Vorratskammer oder ähnlichen Räumlichkeit vor Augen. Bröſelmayer nahm aber ſchließlich doch dieſen Sitz ein, indem er beſchloß, während des Eſſens in den Teller zu ſchauen und dazwiſchen ſich immer nach der Seite hinzuwenden, wo die Kirche und der dunkle Wald hereinblickten. Die Suppe ſchmeckte ihm vortrefflich. Nichts ländlich Beſonderes, wie er heimlich gehofft hatte, war dieſen langen, dünn geſchnittenen, eigelblichen Nudeln in der bräunlichen Fleiſchbrühe nachzurühmen, aber es mundete, und das verſöhnte ihn mit der Unbequemlichkeit ſeines Sitzes. Als er dann auch noch den ſchweinernen Sonntagsbraten verzehrt und ſein Glas Wein ausgetrunken hatte, vertauſchte er ſeinen Platz mit der Bank draußen an dem Zaun des Küchengärtchens. Drei Kinder, flachsblond, mit zigeunerbraunen Geſichtern, ſpielten in ſeiner Nähe. Er rief die beiden Buben heran, ließ ſie ſich ſtramm aufſtellen und examinierte:

„Geht ihr ſchon in die Schule?“

„Ja!“ kam es ſchreiend hell wie aus einem Munde.

„In welche Klaſſe?“

„In die zweite.“

„Na, da könnt ihr mir auch ſagen, ob ihr einen unter euch habt, der Bröſelmayer heißt.“

In ſtrengem, gepreßtem Hochdeutſch: „Nein!“ Und ihre Geſichter zaghaft ernſt und ſtarr. Aber das Mägdlein war hinter ihnen herangeſchlichen und kicherte, daß es eine Art hatte. Die Frage dieſes fremden Herrn war aber auch zu komiſch. Waren die beiden Büblein derſelben Meinung? Ihr Ernſt bekam Fältchen und glich einer Seifenblaſe, die zerſpringen will. „Na, ich werde euch!“ ſagte Bröſelmayer. Da machten alle drei wie auf einen Zug kehrt und ſtoben lachend davon. Und ließen ſich nimmer blicken. Und wenn die Sandkuchen, die ſie in den Sonnenofen geſtellt, verbrannten, war das Bröſelmayers Schuld, der nicht recht wußte, wie er daran war.

Aber die Sonne fing an, ſich zu neigen, und er fühlte plötzlich wieder alle Wanderrüſtigkeit in ſich erwachen. Er bezahlte ſeine Zehrung, und als er ſich bei der Wirtin beiläufig um die Richtung erkundigte, in der Nicklasdorf liege, wurde ihm die Landſtraße bezeichnet, von der er nach einer halben Stunde einem links ableitenden Seitenſträßchen zu folgen habe. Er dankte, beſchloß aber ſofort, zuerſt in den Wald des Manhartsberges, der an den Kirchenberg anſchloß, einzudringen und erſt an paſſender Stelle wieder zur Straße niederzuſteigen, deren lichte Spur er von droben aus jeweils immer wieder ins Auge faſſen wollte. Und bald ſtieg er auch in duftigem Schatten hinan, dankbar für jeden Hauch der Kühle und den grünen Dom mit einem heimlichen Gefühl der Zugehörigkeit beſtaunend. Eine verhängnisvolle Luſt, die ihn ſchon in manches Reiſeabenteuer gebracht hatte, überkam ihn wieder: unbekümmert um ſeinen Wanderplan dem Zuge des Augenblicks zu folgen, immer tiefer hinein in dieſe Forſte, die ihm ſo ganz anders erſchienen als jene, durch die die Pfade ſeiner ſonſtigen Fahrten geführt, ſo urſprünglich und ſo unentweiht, ein Wald nur für ſich ſelber da, den Jäger, ein altes Holzweib und erdbeerſuchende Kinder, aber durchaus nicht für das Treiben von Sommerfriſchlern, Touriſten und großſtädtiſchen Ausflüglern. Eine Stunde lang verlor er ſich in dieſem Zauber, dann aber ermannte er ſich, ſchalt ſich, daß es genug ſei an brünſtigem Genießen, und lenkte nach Süden, wo er bald einen unwirtlichen Abhang durchqueren mußte, auf dem beſcheidene Blumen blühten, die weiße Schafgarbe und der gelbe Bauernſenf, aber ſich auch ſchon die Knoſpen hoben, welche bald als der blaue, trotzig-aufrechte Natterkopf und die goldgelb leuchtende Königskerze daſtehen ſollten. Nun war er im Flachland. Die Sonne hatte ſich bedeckt, und der ſchwärzeſte Wolkenſchatten ruhte eben auf einem Fleck im Felde, auf dem er nur mit Mühe die lichteren Töne der hellen Mauern und das jetzt ganz nachgedunkelte Grau der Holzdächer und Scheunen unterſchied. Eine jähe Freude bannte ihn: das war Nicklasdorf, unzweifelhaft, das Dorf ſeiner Ahnen, und er hätte niederknien mögen, den Boden zu küſſen, den ihre Arbeit geheiligt hatte. Ehrfürchtig zagend und doch

Digitized by Google

wieder leicht beschwingt, schritt er ihn, und als er den Saumpfad verlor, den er eingeschlagen, und eine Furche suchen mußte, um, ohne in den bestellten Feldern Schaden anzurichten, vorwärts zu kommen, war es ihm, als ginge er auf Blumen und sammetweichem Moos. Und er meinte, die ganze Inwohnerschaft müsse ihm entgegenkommen und ihn bejubeln wie einen lang Verschollenen. Und sah seine Väter, wie sie die Erde pflügten, den Samen streuten, wie sie den Stand der Saaten prüften und am Sonntagnachmittag in weißen Hemdärmeln und mit Silberknöpfen an den schwarzen Westen am Rande des Dorfes standen und hinausblickten in die gesegneten Fluren. Nur als er schon ganz nahe war, überfiel ihn ein banger Zweifel: wie, wenn er die Richtung verfehlt oder die Angabe der Wirtin mißverstanden hätte, und es war gar nicht das ersehnte Ziel, sondern ein anderes fremdes Dorf, das sich von seinen Träumen hatte umspinnen lassen? Aber schon stand er beim ersten Haus und las die Ortstafel und lächelte voller Glück.

Er sah ein kleines graues Haus mit breiten weißen Borten um die Fensterläden und einem Vorgärtchen. Dann ein größeres mit gelber Tünche und einem hohen, weiten Tor. Und überall der reine weiße Rahmen um Tür und Fenster. Die Tünche aber wechselte bei jedem Gebäude und war so frisch, als ob übermorgen Kirchtag wäre, und immer durch die zugesetzte Kalkmilch zu den lieblichsten und freundlichsten Farben abgetönt: Ultramarinblau leuchtete nun so sanft wie der Frühlingshimmel, das brennende Engelrot hatte die Farbe der Heckenrose, Ocker war ganz appetitlich rahmgelb geworden, Grün gab es in mehreren Abstufungen, und wenn dazwischen einmal eine Wand kräftiger hervorstach, weil der Inwohner verschwenderischer mit dem Farbensäckchen aus dem Kaufmannsladen gewaltet hatte, um so besser in dem fröhlichen Gesamtbild!

Das war Bröselmayers erster Eindruck. Er war dabei bis zu einer Stelle gekommen, wo die Straße ein Knie machte und sich zu einem kleinen Platz erweiterte. Hier stand eine Kapelle mit einem hölzernen Zwiebeltürmchen, und hinter einem alten eisernen Gitter ergoß sich rotes Licht auf bunt bemalte Holzschnitte, Töpfe mit Papierblumen und gläserne Leuchter. Er hielt an; und wie er immer mehr in Sinnen versank, war es ihm, als ob der rötliche Schein immer stärker würde und das Tageslicht verblaßte, und plötzlich trat er scheu von dem Betschemel zurück, denn dort kniete jetzt in abendlicher Stunde ein junges Weib, und er wußte, es war seine Urahne, und sie trug den unter dem Herzen, der einen Tropfen ihres Blutes weitergeleitet hatte bis zu ihm. Und die heilige Jungfrau und der Nährvater und die Heiligen Sebastian und Florian, die diese Bitten um das Wohlergehen der Sippe empfangen und zum Stuhle des Gottvaters getragen hatten, lächelten ihm zu und bezeigten ihm ihre Freude, daß er nun gekommen sei, ihnen dafür zu danken, wie sie für seinen Stamm eingestanden.

Ein nahendes Donnerrollen riß ihn auf, und als er sich umwandte, blendete ihn schier der Glast der Sonne, die sich über den ganzen Saum einer schweren Wolke, kämpfend und abwehrend, ausgespreitet hatte. Noch hatte er den anderen Teil der Straße zu gehen und war nach wenigen Schritten wieder im freien Feld. Er erinnerte sich, daß sein Großvater gern gesagt hatte, er sei von dort her, wo es dreizehn Häuser und vierzehn Nachtwächter gäbe. Nun, inzwischen, in den hundert Jahren, war die Zahl der Häuser, wie ihn der niederösterreichische Amtskalender belehrt hatte, auf fünfzehn gestiegen. Das war ein solides, gesundes Wachstum. Bröselmayer war durch den stillen, in sonntägiger Nachmittagsruhe liegenden Ort hindurchgekommen, ohne daß der außerordentliche Fall der Anwesenheit eines Touristen von der Inwohnerschaft bemerkt worden wäre. An einem einzigen Fenster hatte er ein kleines Kind gesehen, das ihm in fröhlicher Gleichgültigkeit einen unverständlichen Gruß zugelallt hatte. Sonst war niemand zu erblicken, nicht einmal ein Hund hatte gebellt. Nun wagte er es endlich auch, menschliche Beziehungen anzuknüpfen, und klopfte an der Tür des letzten, schon ganz im Felde stehenden Hauses. Ein Rudel Kinder drängte sich durch die Spalte. Hinter ihnen zeigte sich ein dürres Weib, das nach seinem Begehr forschte. Er gab sich Mühe, ganz einfach und gleichgültig zu fragen, ob hier im Dorfe einer mit dem Namen Bröselmayer sei.

„Ja, ja," war die Antwort.

„Wo wohnt er denn?"

„Droben auf Nummer sieben, bei der Kapelle."

Digitized by Google

Das war ſo gewöhnlich und unintereſſiert geſagt, daß dem Frager neue Unternehmungsluſt zuwuchs. Er dankte, ging die Straße zurück und fand die Nummer ſieben auf dem weiten, ihm ſchon von ſeinem Vater aus früher Jugenderinnerung genannten Torbogen, der die Giebel des Wohnhauſes und des Stallgebäudes miteinander verband, und auf dem ſein Auge ſchon früher prüfend geruht hatte. Unauffällig ſchlenderte er heran und ſuchte einen Blick in die der Nachmittagsſonne wegen verhängten Fenſter zu tun. Das ſah alles ſo verlockend und geheimnisvoll aus, aber er wollte es trotzdem damit genug ſein laſſen. Wohl ſagte er ſich, es wäre nicht recht von ihm, als Fremder an dem Hauſe ſeiner Väter vorüberzugehen, aber dieſe Scheu galt ihm als ein Teil ſeines Weſens, und daß er ſolcherart auch hier ſeine Begier zu zügeln verſtünde, erfüllte ihn beinahe mit Befriedigung. Zugleich tröſtete er ſich mit der Vorſtellung, da drinnen hauſe ein alter, grämlicher Bauer, der ihn mit Mißtrauen empfangen und ihm den ganzen Zauber der Stätte nehmen würde. Nur noch ein Kunſtſtückchen galt es auszuführen. Er entnahm dem Rucksack ſeine Lichtbildkammer, ſchraubte ſie auf dem eilig zuſammengeſetzten hohen Dreibein feſt und ſuchte auf der gegenüberliegenden Seite des Plätzchens eine Stelle, wo er Stammhaus und Kapelle zuſammen auf eine Platte bringen könne. Aber dieſes Unternehmen hatte eine unerwartete Wirkung. Das Tor des Hauſes, in deſſen Winkel er Stellung genommen, öffnete ſich, und nacheinander erſchienen ein lächelnder Burſche, ein langer Knecht mit einem pfiffigen Geſicht, zwei verſchämte Dirnen und dann eine muntere, und zwiſchendurch ein halbes Dutzend Kinder, und umſtanden ſein Tun und ließen ſich durch die erſten dicken Regentropfen nicht beunruhigen, die ihn zu größter Beſchleunigung antrieben. Knips! das Haus Nummer ſieben war abkonterfeit. Aber nun trat der lange Knecht vor und meinte bedächtig, was es koſte, wenn er auch ihn abnehmen tät, und die anderen ſtießen und mahnten ſich gegenſeitig, die außerordentliche Gelegenheit zu benutzen. Bröſelmayer hätte den Leuten vielleicht den Spaß gemacht, aber dazu war jetzt keine Zeit mehr. Der Lärm der aufſchlagenden Tropfen wurde immer ſtärker, und in den nächſten Minuten drohte der ganze Himmel niederzugehen. Die gerade noch ſeine Gefälligkeit hatten beanſpruchen wollen, begannen ſich zurückzuziehen, ohne ſich um ſeinen Unterſtand zu kümmern. Und ein Wirtshaus, das fiel ihm jetzt erſt auf, gab es nicht in dieſem merkwürdigſten deutſchen Dorf. Seid ihr Mormonen? hätte er ausrufen wollen. Juſt noch erwiſchte er eine der Mägde beim Schürzenzipfel und fragte eilig: „Wer wohnt dort drüben?“

„Der Bröſelmayer.“

„Iſt er alt oder jung?“

„Na, ſoviel wie Sie wird er ſchon haben.“

„Danke!“ Er hatte ſein Gerät unter den Arm und in ſeinem Kopf einen ſchnellen Entſchluß gefaßt.

* * *

Mit weiten Sprüngen, eingezogenem Kopf und abwehrend ausgeſpreizten Schultern, heimgetrieben von einem luſtig niederpraſſelnden Regen, war Herr Bröſelmayer in das Haus ſeiner Väter eingezogen. Er hatte das Hoftor aufgeſtoßen und raſch wieder zugeſchlagen und ſtand nun unter einem ſchützenden Vordach, das über der Haustür angebracht war, einer kleinen Anſammlung von Menſchen verſchiedenen Alters gegenüber, deren Aufmerkſamkeit halb durch das längſt erwartete, geräuſchvolle Naturſchauſpiel, halb durch den eingedrungenen Fremdling in Anſpruch genommen war.

„Erlauben ſchon, daß ich mich unterſtelle,“ ſagte dieſer, indem er ſich aufrichtete und höflich den triefenden Hut zog, und ſeine Augen ſuchten den Herrn des Hauſes. Er erkannte ihn alsbald daran, daß ſich die Blicke der Frauen auf ihn gerichtet hatten, als der Fremde ſeine Bitte geſtellt. Bröſelmayer trat auf ihn zu und wiederholte ſeine Worte. „Und ich glaube,“ fügte er bei, „ein beſonderes Anrecht darauf zu haben. Ich heiße nämlich geradeſo wie Sie.“

„Ah,“ machte der Bauer und lud den Beſuch mit einem freundlichen Lächeln ein, in die Stube zu treten. Bröſelmayer war von ſeinem Vetter entzückt. Keine in die Augen ſpringende Familienähnlichkeit, aber ein ſtattlicher Mann von klugem Ausſehen und dem Gehaben eines Gebildeten. Keine Spur von Mißtrauen.

„Mein Großvater wurde nämlich hier in dieſem Hauſe geboren,“ fing Bröſelmayer wieder an, indem er ſich mit einem neugierig

verstohlenen Blick in der Runde auf den angebotenen Stuhl niederließ, „und wir sind wahrscheinlich gar nicht so entfernt verwandt."

Der Vetter sah noch immer gleich freundlich und aufmerksam drein, und wenn er den Besucher für einen Schwindler oder Schmarotzer gehalten hätte, hätte es sich jetzt zeigen müssen. Statt dessen sagte er: „Dann glaube ich selber, daß wir uns nicht so fremd sind. Mein seliger Vater hieß Michael wie ich, und mein Großvater hat ebenso geheißen und ist gestorben, als mein Vater dreißig Jahre alt war. Die Großväter werden also Brüder gewesen sein."

Bröselmayer der Genealoge hatte bereits seiner Brieftasche eine Abschrift des Stammbaums entnommen und zwischen sich und dem Vetter ausgebreitet. Aber während er sich noch besann, wo er beginnen sollte, legte sich schon der Finger des anderen auf eine bestimmte Stelle: „Schellenberger, Rosalia Schellenberger, ja, so hieß meine Großmutter, ehe sie der Ähnl heiratete. Und das ist er selber, Michael, geboren 1793, gestorben 1859, ja, im neunundfünfziger Jahre muß es gewesen sein. Und diese da, die Anna, ist die Mahm, die den Arndorfer-Vetter in Plankenreith zum Mann hat."

Hans Bröselmayer zeigte ihm nun auch den Namen seines Großvaters, der der letzte in der Geschwisterreihe war.

„Ja, die sind nun alle tot," sagte der Vetter, „und sind schon im Leben früh auseinandergerissen worden, daß oft eins nichts mehr vom anderen gehört hat. Und es ist eine schöne Fügung, daß wir wieder zueinander gefunden haben." Er reichte ihm die Hand über den Tisch, in die Bröselmayer einschlug. Und wie er dabei freudig bewegt dem bäuerlichen Vetter ins Antlitz blickte, sah er darin etwas Vertrautes, das ferne, seltsame Erinnerungen in ihm weckte, und er erkannte, daß auch sein Gegenüber längst den Beweis für seine urkundlichen Angaben aus seinem Gesicht herausgelesen hatte.

Die Frau, eine hohe Gestalt mit rundlichen Wangen und schwer aufgesteckten Zöpfen, trat ein, stellte Wein und Brot auf den Tisch und begrüßte jetzt erst den Ankömmling förmlich. Sie stießen mit den Gläsern an, und Bröselmayer erzählte von den Seinen, die alle schon dahin waren, und was sich als Überlieferung in seiner Familie erhalten hatte. Der Vetter wußte manches zu ergänzen und berichtete dann, was er über Haus und Hof von Vater und Großvater her wußte, was an Grundstücken von alters dazu gehöre, und wie es um seine Wirtschaft stehe. Und bruchstückweise, mit wunderlichen Veränderungen und als etwas, das er einmal gehört und zu dem er keine Stellung nehmen könne, brachte er einiges aus der Darstellung jener angeblichen Wappensammlung vom Jahre 1450 vor, daß der Gast erkannte, diese Lügenmären seien auf allerlei Umwegen selbst in dieses stille Bauernhaus gedrungen, dessen Bestand allein schon der vernichtendste Beweis gegen sie war. Auch daß er von einem Reserveoffizier ihres Namens gehört habe, erzählte der Vetter, der in Krems, wo einer seiner Freunde diente, zur Waffenübung eingerückt war und ein in glänzenden Verhältnissen lebender höherer Beamter aus Wien gewesen sein soll. Bröselmayer errötete hierbei, indem er an seine bescheidene Stellung und an seine Lebensumstände dachte, die ihn in den Gerüchten der Landleute an Rang und Einkommen so hoch über die Wirklichkeit erhoben hatten.

„Er war ein Junggeselle," setzte der Vetter noch hinzu.

„Wie ich," sagte Bröselmayer, und der Bauer meinte kopfschüttelnd: „Daß es unter den Stadtherren so viel Unverheiratete gibt!" Doch der andere fing zur gleichen Zeit, ohne sich als jenen vormaligen Leutnant der Reserve einzubekennen, an, ziemlich wegwerfend und geringschätzig über seine Tätigkeit an der Staatsmaschine zu sprechen. Als er sich aber dann bei der Versuchung ertappte, auch von seinen übrigen Verhältnissen ein Zerrbild zu geben, schämte er sich und brach jäh ab.

Auch ließ sich in diesem Augenblick ein Getrampel vor der Tür hören, und gleich darauf stapften drei blonde Buben und ein kleines, braunlockiges Mädchen in die Stube: „Vater, es regnet nimmer!" riefen sie wie aus einem Munde. „Und ihr weckt mir die Resel auf!" greinte die Mutter und eilte in die Kammer nebenan. Der Vater aber ließ die Seinen sich in einer Reihe aufstellen und den Herrn Vetter aus der Stadt begrüßen, der sie mit aufgerissenen Augen wie kleine Wundertiere anstaunte. „Also, wenn es nimmer regnet, dann wollen wir in den Stall und auf die Felder gehen," sagte der Bauer. Aber Bröselmayer bat, ob er nicht vorher die Gelasse des Hauses selber sehen könne,

Digitized by Google

und der Bauer, deſſen größter Stolz ſein Vieh und ſeine Saaten ſind, ließ ihn ins Schlafzimmer gucken, wo die kleine Reſel eingewiegt wurde, und führte ihn noch in ein anderes Zimmer und in die Küche und einige Kammern und verweilte mit ihm im Flur. Und Bröſelmayer beſah alles mit Ehrfurcht, und die friſch getünchten Wände und das ganze Innere des Hauſes, das nichts Auffälliges an altertümlicher Architektur oder bäuerlichem Kunſtgewerbe enthielt, ſondern ausſah wie hundert andere, die juſt ebenſo alt und juſt ebenſo einfach und immer auf die Jetztzeit gerichtet ſind wie dieſes, ſie redeten zu ihm in einer Sprache, die noch kein Menſch hier vernommen hatte. Hier hatten ſein Großvater, ſein Urgroßvater und wiederum deſſen Vorväter ihre erſten Schreie ausgeſtoßen, aber das hörte und empfand nur er, denn im übrigen war es jetzt eben nur das feſtgefügte und blankgeſcheuerte Haus, in dem die kleine Reſel ſchrie und die gegenwärtigen Michel, Thomas, Anna und Seppl, unbekümmert um das Echo und die Schatten vergangener Zeiten, ihr fröhliches Daſeinsrecht verkündeten.

Von Haus, Hof und Garten und den räuberlichen Nebengebäuden ging es hinaus zu den Äckern und Weinbergen, über denen ſich nun wieder ein klarer Himmel wölbte. Michael Bröſelmayer hieß ſeine Kinder zurückbleiben und wies dem Gaſte die zum Teil weit verſtreuten Grundſtücke. Als er den Eifer bemerkte, mit dem der andere ſeine Blicke in die Erde bohrte und immer wieder die Vorſtellung wachrief, wie hier ihre gemeinſamen Vorfahren ſchon die gleiche Arbeit getan wie der gegenwärtige Beſitzer, ſchlich ein feines Lächeln um ſeine Lippen.

Er ſchritt einige Zeit nachdenklich ſchweigend neben ſeinem Gaſt her. Dann ſagte er: „Wir haben immer das Gleiche getan, Jahr um Jahr, Tag um Tag, von früh bis abends, und ich denke, denen, die vorher waren, wird es nicht leichter gefallen ſein als mir. Immer heißt es auf ſeinem Poſten ſein, und wenn auch der Herr ſeinen Segen, Sonne und Regen ſchickt, es macht ſich nichts von ſelber. Wir waren viele Geſchwiſter, und ich habe die Fäuſte rühren müſſen, um Brüdern und Schweſtern ihr Erbteil zu geben und doch den Grund zuſammenzuhalten. Mit dreiundzwanzig Jahren bin ich hier als Bauer geſeſſen und habe ſehen müſſen, wie die Leute den Kopf ſchüttelten, und hören, wie ſie hinter mir ſagten, ich werde es nicht tun können. Und wenn mir oft bang genug ward, wie ich die hohen Steuern zahlen ſollte, wie die Arbeiten, von denen eine die andere drängte, geſchehen würden, da ich mir nicht viel Dienſtboten halten konnte, wenn mir oft ſogar der Schlaf ausblieb, wo ich doch am Tage munter und friſch von Kraft ſein ſollte: hörte ich ſolche Reden, ſo biß ich die Zähne übereinander und ſagte mir: Es muß gehen, alles geht, man muß nur wollen! Und es ging auch. Ich lebte wie ein Knecht und mit den Knechten, aber ſie achteten mich doch als den Herrn. Ins Wirtshaus wäre ich nicht gegangen, auch wenn wir eines gehabt hätten in Nicklasdorf. Aber zwei oder drei Kirchtage in der Umgebung habe ich doch beſucht, und als ich mir von einem einſt meine Marie holte und nun ein Weib hatte, das nach dem Rechten in dem ſah, was ſie beſſer verſtand, und die Bürde mit mir teilte, da ſagten wir erſt recht und lachten aller Sorgen: Alles geht, nur munter vorwärts! Und es ging ſo ſchön und ſchneller, als ich mir's ſelber zu hoffen getraut hatte, daß nun Zeiten kamen, wo ich den Kopf immer mehr und immer unternehmungsluſtiger in die Höhe richtete, meine Gedanken vom Augenblick ablenkte und Zukünftiges überſchlug, bis ich Pläne machte und die Pläne ins Werk ſetzen wollte und glaubte, nun ſtehe nichts mehr im Wege, eins und das andere zu wagen und mit den paar Gulden, die zeitweiſe im Geldkaſten klimperten, der Welt ein wenig in die Speichen zu greifen. Aber da klopfte mir der Herrgott ſchön auf die Finger! Und eine ganz, ganz leiſe Stimme in mir flüſterte: Alles geht nicht! Ei, wie mich das überraſcht hat! Aber es war doch auch wahr, und ſo erfuhr ich immer eindringlicher: Es hat jeder und jedes Leben und Trachten eine Grenze, und bis hierher geht alles, und darüber hinaus geht es nicht mehr. Sehen Sie, von da an hatte ich zwei Wahlſprüche, und ich mußte nur wiſſen, an welchen ich mich halten ſollte: Alles geht! oder: Alles geht nicht! Waren es Pflichten, deren Erfüllung mir ſchwer fiel, ſollte ich zu dem, was ich gerne getan, noch eins hinzutun, daß es ein Ganzes ſei, forderten Vernunft und Recht, Sitte und Rückſicht das Gegenteil von dem, was mich gerade gelüſtete, dann hieß es immer: Alles geht! und ich habe

Digitized by Google

mir schon längst abgewöhnt, auch wenn's mir am bittersten war, nur eine Miene zu verziehen. Waren es aber Wünsche, die in den Wolken hingen, dann hieß es immer rechtzeitig sich besinnen: Alles geht nicht! Ich kann, wenn ich mein Feld betreue und im Eifer auf Jahre hinaus nicht erlahme, das schönste Korn erzielen, das ich bei meinem Nachbar sehe. Das geht. Aber ich kann die gute Milchkuh nicht haben, die er hat, wenn er sie mir nicht verkauft. Da heißt es sich bescheiden. Das habe ich nicht schnell gelernt. Das Auseinanderhalten ist mir manches Mal recht schwer gefallen, und oft genug habe ich aus Leichtsinn oder Bequemlichkeit das Verkehrte getan und dann Lehrgeld zahlen müssen. Aber sehen Sie, damals, als ich meine Marie zum erstenmal gesehen, da wußte ich sofort: Das geht! und war keinen Augenblick im Zweifel, ob ich mich an dies oder das andere Sprüchlein halten solle. Und es ist prächtig gegangen, und es hat keine Stunde gegeben, wo ich mir hätte denken können, daß es anders sein könne. Und darum, lieber Vetter, nehmen Sie mir's nicht übel, meine ich ..."

Als Michael Bröselmayer so weit gekommen war, tönte aus einem schmalen Weglein im Korn eine laute, helle Stimme: „Vater!" und sein zwölfjähriger Ältester schoß ihm zwischen die Beine. „Vater, Sie sollen nach Hauf' kommen, der Roßhändler ist da!"

„Teufelsbub, mußt gerade jetzt daherrennen," brummte der Bauer und strich dem Jungen die Haare sanft aus der Stirn. „Na, der soll mir nicht lange warten, ich habe ein Wörtlein mit ihm zu reden. Also, Herr Vetter, nichts für ungut, und wenn Sie noch da hinauf bis zur Aussicht wollen, so wird Sie der Michl führen. Aber bleiben Sie uns nicht zu lange aus. Wir essen bald, und fort dürfen Sie heute nimmer. Sie müssen doch eine Nacht in Ihrem Stammhaus schlafen."

Damit ging er, und der Knabe blieb bei dem Stadtvetter zurück. Aber er war von unruhiger Art. Er sprang die Raine entlang und umlief ein ganzes Feldergeviert, bis der andere, der langsamer ging als sonst, die eine Seite entlang gekommen war. Inzwischen kletterte er noch auf einen Kirschbaum und nahm die glänzenden, hellen Früchte mit den Zähnen vom Stamm. Endlich hatte er sich ausgetollt und kam lachend und wandend zu Bröselmayer zurück. „So, Herr Vetter," sagte er, „jetzt gehen wir noch da hinauf, nehmen ein Stück vom Walde mit, und wenn wir dann hinaustreten, werden Sie unser Nicklasdorf gar nicht mehr erkennen. Und beim Handweiser oben rasten wir, wenn es Ihnen gefällig ist."

Sie kamen nach einer letzten, ziemlich jähen Steigung in ein dunkelndes Gehölz und erreichten schließlich eine Stelle, wo ein Stein zum Sitzen lud und eine hölzerne, grünumbuschte Wegsäule mit einer ausgeschnittenen Hand einem Sträßlein die Richtung weiter hinein ins Land wies. Dort war eine kahle, steinige Hochfläche, auf der sich nur vereinzelte magere Ackerstreifen fristeten. Die Rückschau aber öffnete das überraschende Bild des unten zwischen buntgebänderten Hügeln anmutig ruhenden Dörfleins mit der in der Abendsonne leuchtenden roten Blechhaube der Kapelle, und der Wald gab die dunklen Kulissen dazu.

Bröselmayer setzte sich auf den Stein und schlang den Arm um den Nacken seines jugendlichen Führers. Und wie er all die vielen und kleinen Erlebnisse dieses Tages an sich vorüberziehen ließ, fühlte er sich fast ein anderer Mensch geworden. Da hörte er die leise, sehnsüchtige Stimme des Knaben: „Wenn ich nur schon groß wäre!"

„Warum?" fragte er.

„Weil ich so vieles vorhabe und in die Welt und in fremde Länder hinaus möchte, und ... und ..."

„Alles geht nicht, Michl!" mahnte der Vetter Oheim.

„Alles geht!" lachte ihn der Knabe mit hellen, strahlenden Augen an. Und indem er dabei den Kopf zurückwarf und mit der Hand übermütig ins Grüne schlug, hafteten seine Blicke auf einem kleinen, verrosteten Täfelchen, das, schier schon unkenntlich, in den unteren Teil der rissigen und gebleichten Holzsäule eingelassen war und sonst von Blatt und Busch verdeckt gehalten wurde. „Ei, das habe ich noch gar nicht gesehen," rief er, „hier sind Buchstaben, ein B und ein I, und da heißt es ‚Zukunft' ... ‚Wert' ..."

Bröselmayer hatte sich erhoben. In der Tat, hier waren Zeichen und Worte auf ein einst weißes Blech gemalt. Er beugte sich nieder, entfernte Staub und Moos von der Tafel und begann bei sinkendem Licht die Buchstaben zu enträtseln und zu verbinden,

Digitized by Google

bis eine ſpruchartige Inſchrift zutage trat, die er mehrmals las und dann mit der Freude des Entdeckers und neuerwachtem Forſchertrieb in ſein Notizbüchlein eintrug, wobei er alle Schnörkel und Beſonderheiten des Pinſels getreulich wiederzugeben ſuchte. Und ſo lautete der Spruch:

Freundlich grüßt die Rückſchau dich,
Ach, wie tätſt du gerne weilen!
Doch die Wege dehnen ſich
Und du mußt ſchon weiter eilen:
Auf der Zukunft dunkler Bahn
Liegen Ziel dir, Sein und Leben,
Nur der Schritt, den du getan,
Wird dir Wert und Inhalt geben.

Und es deutete dieſer Spruch offenbar auf den Rückblick gegen das Dörfchen und auf die vorn liegende Heide hin, die, mit Trümmern und hohem Unkraut bedeckt, wenig einladend für den Wanderer ſchien, aber an ſpärlichen Äckern vorüber in andere Gegenden führt, die neue Kornkammern ſind, und wo neue, milde Schönheiten das Bild der Rebenhügel und Eichenwälder umſchweben. Und in der Ferne, wo der Dunſt des Tages gelagert hatte, zeigte ſich jetzt der dunkle Streifen eines weithinziehenden Forſtes, deſſen Kamm in rotem Golde leuchtete. Denn dort ging eben der Tag zur Rüſte, an dem Herr Bröſelmayer in das Haus ſeiner Väter getreten war.

* * *

Bröſelmeyer hatte noch den nächſten Morgen im Stammhaus verbracht und nach einigen kleinen Streifungen in die Umgebung und wiederholten Aufnahmen von Haus, Hof und Straße herzlichen Abſchied vom Vetter und den Seinen genommen. Auf der Rückfahrt, zu der ſein Wirt das Wägelchen beigeſtellt, hatte er in Mannersbrunn halten laſſen, die Kirche zu beſuchen und den geſtern verabſäumten Friedhof draußen, wo er eine Anzahl ſchöner Grabſchriften auflas. Der Vetter hatte den Satz, in dem er durch die Ankunft des Roßkamms unterbrochen worden, nicht mehr vollendet, und Bröſelmayer war zu ſehr mit anderen Dingen beſchäftigt geweſen, um ihn daran zu erinnern. Er hatte ihm von ſeinem Fund, dem Spruch an der Wegſäule, erzählt und ihm die Verſe vorgeleſen, und als der Vetter gemeint, dieſe Worte, die ihm übrigens noch aus ſeiner Kindheit in Erinnerung ſeien, gäben viel zu denken, ſich herzlich über dieſe ſinnige Auffaſſung ſeines Verwandten gefreut.

Nun ſaß er wieder zu Hauſe. Sein Notizbuch, einige loſe Blätter und Zettel, die Stammtafel, eine Karte des Manhartsgebirges und ſeiner Umgebung und die erſten eiligen Durchleuchtungen ſeiner Aufnahmen lagen in buntem Durcheinander um ihn, der eifrig damit beſchäftigt war, alle Eindrücke, Erfahrungen und Erlebniſſe der Fahrt in paſſende Form zu bringen und dem Archiv einzuverleiben. Dabei war es ihm merkwürdig, wie verſchiedene Einzelheiten nun in einer Beleuchtung erſchienen, die ihm früher nicht aufgefallen war. Die Begegnung mit dem jungen Mädchen auf der Landſtraße, der ganze Hausſtand des Vetters, manches Wort, das dieſer geſagt, beſonders die Erzählung auf dem Gang durch die Fluren mit der rätſelhaften Schlußwendung begannen ihn immer mehr auszufüllen, daß er in ſeiner Arbeit verlangſamte und ein ums anderemal aufſtehen und ſich Bewegung machen mußte. Als er ſich endlich zum Weiterſchreiben zwingen wollte, ſchlugen die Blätter des offen daliegenden Notizbuches von ſelber um, und er las mit angehaltenem Atem:

Auf der Zukunft dunkler Bahn,
Liegen Ziel dir, Sein und Leben,
Nur der Schritt, den du getan,
Wird dir Wert und Inhalt geben.

Als er nach einer Stunde wieder an ſeinem Schreibtiſch ſaß, war unter ſeine Schriften und Zettel auf einmal ein elfenbeinfarbener Briefbogen geraten. Noch einen langen Blick auf den Spruch, und dann ſetzte er mit raſcher und bebender Hand zwei Worte auf den Bogen, die er dann betroffen und wie ungläubig anſtarrte. Sie hießen: „Verehrtes Fräulein!“ Und nach zehn Minuten, nachdem er wieder durchs Zimmer geſchritten und am Fenſter geſtanden war, ſchrieb er einige Zeilen tiefer und nun ſchon ruhiger eine zweite Anrede: „Liebe Johanna!“ Dann erhob er ſich nimmer. Er ſchrieb und ſchrieb, und zwei Stunden lang hörte er nicht auf, und ein zweiter und ein dritter Briefbogen mußten aus der Schachtel, und als kein vierter zu finden war, fuhr er auf einem zuſammengefalteten Blatt Kanzleipapiers fort: und es kam der ganze Bröſelmayer zutage. Alles, was um ihn herumlag, verſank vor

Digitized by Google

seinen nach innen gerichteten Blicken. Und es waren so seltsame Sätze in dem Briefe wie: „Ich begreife nicht, wie ich diese letzten Jahre ruhig meinem Berufe und meinen täglichen Geschäften habe nachgehen können. Alles Schöne und Gute, das ich genossen, erscheint mir jetzt wie eine Sünde.“ Und: „Alle Welt glaubt, ich hätte das behaglichste Dasein, und niemand weiß, wie es um mich stand. Aber jetzt kann ich es wohl sagen, ich ging wie mit Scheuklappen durchs Leben.“ Oder: „Ich habe viel gelernt in diesen Tagen. Es ist unglaublich, wieviel Weisheit man bei Leuten holen kann, deren Leben sich in gerader Linie entwickelt.“ Dann: „Ich verzweifle heute daran, ob je nur ein Körnchen von einem guten Kern in mir war. Was soll nun aus mir werden?“ Endlich: „Ich weiß nicht, wie ich mir den Zustand wünschen soll, in dem Du diesen Brief empfängst. Aber ich glaube beinahe, hast Du mir längst verziehen, dann bin ich Dir gleichgültig und habe auch nichts mehr zu hoffen.“ Und so schrieb er und schrieb er und machte sich immer schwärzer. Aber es war doch nur Tintenschwärze, die an dem Herzgold nicht haften blieb. —

Anderthalb Jahre danach hatten sich die Verhältnisse des Herrn Bröselmayer gewaltig geändert. Er war nicht mehr allein, und aus einer Stube seiner Wohnung tönte zu wechselnden Stunden des Tages und der Nacht helles, kräftiges Kinderschreien. Im Amt begegnet er den Verheirateten unter seinen Kollegen mit verständnisvoller Selbstzufriedenheit und holt sich zuweilen Rat bei ihnen in allerlei häuslichen Angelegenheiten. Er hat sogar vor, im nächsten Sommer einen Garten zu mieten und Rosenstöcke zu pflanzen, wozu er jetzt schon der weitgehendsten Unterstützung versichert wurde. An den Nachmittagen aber sieht man ihn mit seiner schlanken, rosigen Frau, mit der er bald nach der Hochzeit den Vetter Michael in Niklasdorf besucht hat, und mit dem Kindermädchen die Spazierwege aufsuchen. Seine genealogischen Arbeiten sind abgeschlossen. Er ist jetzt nur noch auf die Zukunft der Bröselmayer bedacht.

Gestohlen.

Tausend Küsse schickt' ich über Land,
Mir ein bißchen Glanz und Glück ins Haus zu holen;
Und sie liefen kinderfröhlich Hand in Hand,
Aber ach, sie wurden alle mir gestohlen.
Welche fing am Born die Nachtigall,
Machte Lieder sich daraus voll süßem Schall.

Andre raubte sich der Wind im Flug,
Als sie kichernd trabten durch die Sommerferne;
Und der wilde streut sie alle keck genug
Durch die Himmel hin als bunte Glitzersterne,
Daß die Wolkenhengste selbst, die überraschten,
Nüsternd nach den goldnen Loderfunken haschten.

War ein Lump, der sich die letzten stahl.
Durch die braunen Dörfer strich er, lose pfeifend,
Fing am Zaun sie, lässig, sonder Wahl,
Im Vorüberflieh'n durch ihre Locken greifend.
Und so steckt er lachend all die süße Glut
Sich als roten Strauß an seinen Wanderhut.

Adolf Holst.

Digitized by Google

Prof. Schnars-Alquist: Im Atlantischen Ozean. Nach einer farbigen Kupferätzung aus dem Verlage der Commeterschen Kunsthandlung (Wilh. Suhr) in Hamburg.

Wind und Wellen.

Von Dr. Gerhard Schott.

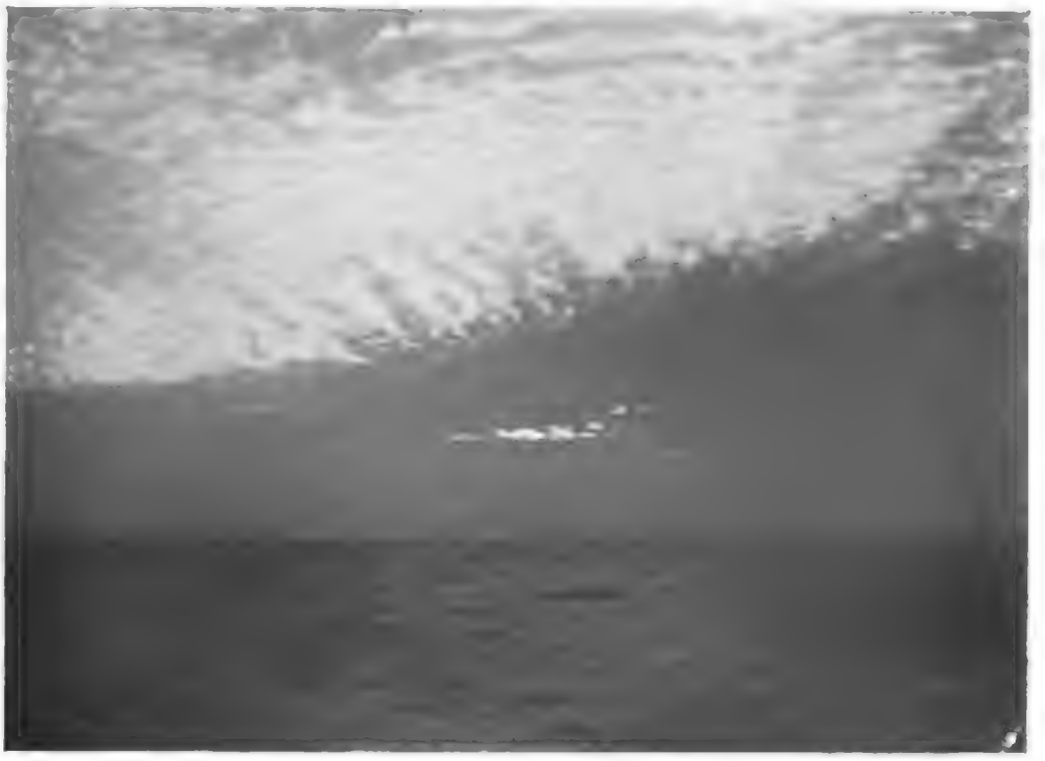
Wie wohl das tut, Wind und Wellen Brust und Arme entgegenzubreiten, sich immer von neuem durch die schäumende Brandungswoge überschütten zu lassen, umfächelt vom lauen West!" So haben im vergangenen Sommer wohl Hunderte und Tausende empfunden, die an der See im Bade Erholung, Gesundung und Stärkung suchten. Am Meeresstrand achtet auch der Binnenländer gar bald tagtäglich auf Wind und Wellen, auf ihre Richtung und Stärke; er merkt, daß der Wasserstand, abgesehen von Ebbe und Flut, abhängig ist auch von dem Winde, daß z. B. für unsere deutschen Nordseebäder die westlichen, besonders die starken nordwestlichen Winde hohen Wasserstand und starken Wellenschlag bringen, während bei den aus dem Lande herauskommenden südöstlichen und östlichen Winden das Meer ungewöhnlich weit zurücktritt und oft langweilig glatt und ruhig als blendender Spiegel daliegt. Während im Leben einer großen Stadt unter hundert noch nicht einer in eigener Beobachtung und Erfahrung dem Winde Aufmerksamkeit schenkt, spricht an der See der Wind schon eine ganz andere, eindringlichere Sprache; man fühlt sein machtvolles Wirken, man ahnt seine oft auch verderbliche Gewalt. Nirgends aber offenbaren sich Wind und Wellen klarer und auch dem Laien verständlicher als auf der See, d. h. während großer transatlantischer Reisen. Heraus aus der Nordsee, heraus aus dem Englischen Kanal, hinein in die Biskaya mit ihrer langen, regelmäßigen, von Westen heranrollenden ozeanischen Dünung: das ist erst die rechte See des Seemanns, das ist der Ozean!

Ein ungemein lebenstreues, treffliches neueres Gemälde von Prof. Schnars-Alquist in Hamburg (s. oben) zeigt uns ein modernes großes Viermastschiff unter vollen Segeln, wie es, von steifem, günstigem Wind getrieben, eilenden Laufes die Salzflut durchpflügt, so daß um seinen Bug die Wellen tosen und noch weit hinteraus das weiß schäumende Kielwasser sich hinzieht. Folgen wir in Gedanken einmal diesem Schiffe, das von Europa nach den westindischen Gewässern und von dort wieder nach Hause bestimmt sein möge, so werden wir an einem typischen Beispiel die

Die Winde über dem Atlantischen Ozean.

Ausreise nach } *Westindien*
Heimreise von }

Sommer der nördlichen Halbkugel.



Im Passat: Abendstimmung.

großen Systeme der über dem Nordatlantischen Ozean wehenden Windströmungen klar erkennen, zumal wenn wir einen Blick auch auf die Karte S. 402 nicht verschmähen.

Wir wandeln auf Reisewegen, wie sie schon Kolumbus während seiner viermaligen Fahrt zur neuen Welt in der Hauptsache eingehalten hat. Haben wir die Biskaya hinter uns, so führen zunächst nördliche Winde, die bald in solche aus Nordosten übergehen, das Schiff nach Süden. Die kleinen Kreise von der Größe etwa eines Stecknadelkopfes in unserer Karte auf S. 402 kennzeichnen Gebiete mit vorwiegenden Windstillen; im Südwesten von den Azoren sind also Windstillen im Sommer häufig. Dieser Umstand und die weitere Tatsache, daß auf der amerikanischen Seite Winde aus Süden vorherrschen, lehren, daß ein nach Westindien bestimmtes Schiff mit Vorteil sich anfangs auf der europäisch-afrikanischen Seite des Ozeans aufhalten wird; wir passieren Madeira und die Kanarischen Inseln, getrieben vom Nordost-Passat. Wie herrlich ist das Wetter, wie blau die See! Fast wolkenlos tagsüber der Himmel, bis gegen Abend Scharen der reihenweise angeordneten Lämmerwölkchen heraufziehen (Abbild. S. 403). Allmählich steuern wir statt rein nach Süden nach Südwesten; die stetige Nordost-Brise führt uns direkt zu den Antillen, in die Tropen hinein. Dieser Nordost-Passat ist die eine große, jahraus jahrein vorhandene, gewaltige untere Luftströmung des nordatlantischen Meeres. Die andere lernen wir auf der Rückreise von Westindien kennen.

An der Küste der Südstaaten der Union etwa anfangend, zieht sich ein schrittweise breiter werdendes Band von südlichen und südwestlichen Winden nach Norden hinauf, über die Neufundlandgegend hinweg, quer über den ganzen Ozean herüber bis zu den britischen Gewässern, bis zur Nordsee (s. die Karte auf S. 402). Mit diesen Westwinden bietet die Natur eine unvergleichlich günstige Gelegenheit, die Heimfahrt zur europäischen Heimat auszuführen. Alaminos, der Flottenchef von Cortez, hat zuerst diese Möglichkeit erkannt und 1519 ausgenutzt, indem er von Vera Cruz nach Cadiz in wenig mehr als zwei Monaten segelte. Während der Rückreise von den Antillen hält sich also der

Digitized by Google

Segler anfangs mehr auf der amerikanischen Seite, und biegt erst nach Osten entschieden ab, wenn ungefähr die geographische Breite der Azoren erreicht ist. Öfters kommt einer oder der andere der hoch aufragenden vulkanischen Bergkegel der Azoren dabei in Sicht, wenn die aufgehende Sonne die häufig über diesen Eilanden lagernden schweren Wolkenbänke strahlend durchbricht (Abbild. S. 404). Ganz anders als im Nordost-Passat, ist das Wetter in dieser Westwindregion unruhig, unbeständig, ewig veränderlich, häufig regnerisch; der Himmel ist in der überwiegenden Zahl der Fälle von mehr oder weniger einförmigen grauen Wolken bedeckt (Abbild. S. 405), und so kündigt sich schon auf See die uns allen aus eigener Erfahrung wohlvertraute launische Witterung der heimischen Gestade an.

Die Erfahrungen dieser Rundreise können und sollen sich aber in der bloßen Kenntnis der Regionen des Passates und der Westwinde nicht erschöpfen. Es kann uns bei Betrachtung der Karte auf S. 402 nicht entgehen, daß die Winde der mittleren Zone des Nordatlantischen Ozeans eine Art Kreislauf mit dem Zeiger der Uhr ausführen, indem sie von einer südwestlich der Azoren gelegenen Region allseitig heraus- und hinwegströmen: dort ist offenbar ein relativer Überschuß von Luft vorhanden, das Barometer steht dort durchschnittlich sehr hoch. Einen entgegengesetzt der Uhrzeigerbewegung verlaufenden Kreislauf der Winde erblicken wir südwestlich von Island: dort strömt allseitig die Luft nach einer Zone durchweg niedrigen Barometerstandes hin, weil hier ein Luftdefizit vorhanden ist. Der Wind als bewegte Luft sucht die Luftdruckunterschiede auszugleichen. Die zwei kleinen Textfiguren auf S. 406 veranschaulichen schematisch diese zwei verschiedenen Luftzirkulationen; H bedeutet „Hoch" = hoher Barometerstand, T „Tief" = tiefer Barometerstand; die stark ausgezogenen, willkürlich bezifferten Linien sind Isobaren, d. h. Linien, welche die Orte des gleichen, in Millimeter ausgedrückten Luftdruckes verbinden, sie sind ja dem Publikum aus den täglichen Wetterberichten der Seewarte hinreichend bekannt.

Der Wind weht, von gewissen durch die Erdrotation bedingten Abänderungen abge-

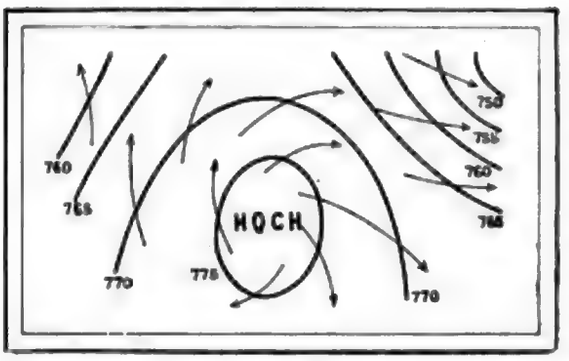
Sonnenaufgang über den Azoren.

Digitized by Google

Im Weſtwindgebiet: Eine Brigg unter allen Segeln.

ſehen, immer von dem Gebiet höheren Luftdruckes hinweg zu dem Gebiet niedrigen Luftdruckes hin; und die moderne Meteorologie kann daher, man mag im übrigen von ihren praktiſchen Erfolgen in der Wettervorherſage denken wie man will, wohl beanſpruchen, die Urſprungs- und Zielpunkte der großen Windſyſteme angeben zu können. Freilich ſteht in der Bibel: „Der Wind bläſt, wo er will, und du hörſt ſein Sauſen wohl; aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt" (Ev. Joh. 3, 8). Unſere Leſer werden mit Recht fragen: „Wenn der Wind durch Luftdruckunterſchiede bedingt wird, wodurch ſind denn dieſe Druckunterſchiede ihrerſeits nun aber verurſacht?" Hierauf iſt zu ſagen, daß ſie ihre Quelle in Temperaturunterſchieden, dieſe letzteren wieder in der unterſchiedlichen Beſtrahlung der verſchiedenen Erdgegenden durch die Sonne haben; wie alles Leben, alle Energie, ſo haben auch die Winde in letzter Inſtanz ihre Quelle in der Sonne.

Die Geſetzmäßigkeit der großen Luftſtrömungen über den offenen Meeren tritt noch deutlicher vor Augen, wenn wir auch den Südatlantiſchen Ozean (ſ. die Karte auf S. 402) betrachten. Wiederum iſt ein gewaltiger Kreislauf der Winde nachweisbar, der von einem halbwegs zwiſchen dem Kapland und Südbraſilien unter rund 30 Grad ſüdl. Br. gelegenen Gebiete ausſtrömt, und zwar nach Norden zu als der Südoſt-Paſſat, nach Süden zu als Nordweſt- und Weſtwinde. Es beſteht ſomit hier eine vollſtändige Analogie zwiſchen Nord- und Südhalbkugel, und wir würden ſie auch auf Windkarten des Stillen Ozeans wiederfinden. Daß im nördlichen Indiſchen Ozean unter der übermächtigen Einwirkung des aſiatiſchen Feſtlandes weſentliche Abweichungen von dieſem Regime auftreten, ſei nur erwähnt. Es ſei ferner hinzugefügt, daß jeweils zwiſchen den beiden Paſſatgebieten, alſo in der Nähe des Aquators, eine mehr oder weniger breite Zone von Windſtillen liegt (ſ. die Karte auf S. 402), die zumal in früheren Jahrzehnten, als man ihre geographiſche Lage und jahreszeitliche Verlagerung noch nicht ſo genau wie heute kannte, der transozeaniſchen Segelſchiffahrt große Schwierigkeiten und Aufenthalte verurſacht hat. Die Luft dieſes äquatorialen Kalmengürtels iſt, im Gegenſatz zu dem trockenen, von klarem Himmel begleiteten Paſſatwetter,

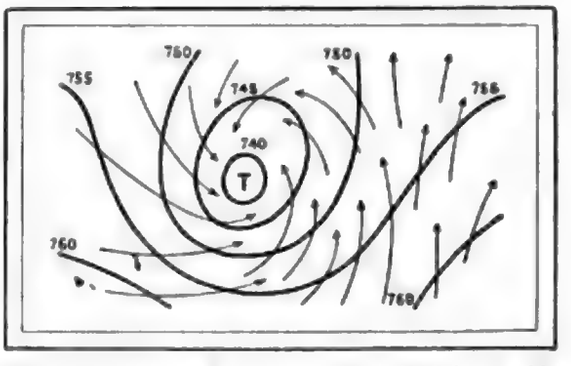


Windrichtungen von einem Luftdruckmaximum weg.

feucht und schwül und neigt zu plötzlich hereinbrechenden Gewitterböen, die schnell vorüberziehen, aber meist sintflutartige Regen herabstürzen lassen. Unsere Abbildung auf S. 407 läßt erkennen, wie bei fast spiegelglatter See — die durch einen leichten Dunstschleier scheinende Sonne wirft auf sie in breitem Bande blendende Reflexe — die letzten Teile einer Gewitterböe nach links hin abziehen, während am Horizont rechts bereits eine neue schwere, pechschwarze Wolkenbank heraufzieht.

Einer der wesentlichsten Charakterzüge der Winde unseres Erdballs besteht nun in der jahreszeitlichen Änderung der Windstärke. Jeder weiß aus eigener Erfahrung, daß im Winter bei uns die Winde durchschnittlich kräftiger wehen als im Sommer, daß im Winter Stürme häufiger sind als in den übrigen Jahreszeiten. Auch diese Tatsache hängt wieder mit den Luftdruckunterschieden zusammen: diese sind für unsere Gegenden im Winter meist erheblicher als im Sommer, daher müssen auch die dadurch ausgelösten Luftbewegungen im Winter durchweg energischer sein als im Sommer. Außerhalb der Fachkreise bestehen, ganz erklärlicherweise, die erheblichsten Meinungsunterschiede über die Stärke eines einzelnen Windes; was ein bisher nie an der See gewesener Binnenländer bei der Überfahrt nach Helgoland, wenn der vielleicht von vorn wehende Wind durch die Fahrt des Schiffes noch verstärkt erscheint, als fürchterlichen Sturm erlebt und den Stammtischgenossen nach der Rückkehr zu den heimischen Penaten als solchen schildert, ist in den meisten Fällen nur eine frische Brise, für welche der Seemann seine in langjähriger Erfahrung wohlbegründete Stärkebezeichnung hat. Daß man die Eigenbewegung des Fahrzeuges, auf dem man sich befindet, bei der Schätzung der Windstärke in Rechnung zieht, ist eine selbstverständliche Forderung. Die Segelschiffahrt hat in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Windstärkeskala aufgestellt, welche die für ein Schiff der damaligen Zeit jeweils zu führenden Segel als Maßstab der Luftgeschwindigkeit benutzt und zugrunde legt; es ist dies die zwölfteilige sogenannte Beaufort-Skala, in welcher 0 der Windstille, 12 dem schwersten Orkan entspricht. Die messende Meteorologie hat hierzu unter Benutzung bestimmter Apparate die den einzelnen Beaufort-Graden entsprechenden Geschwindigkeiten des Lufttransportes in Meter pro Sekunde zu ermitteln, also die Windstärkeschätzungen auf absolutes Maß zurückzuführen versucht. Die Zahlen verschiedener Gewährsmänner weichen dabei freilich voneinander nicht unerheblich ab. Die nebenstehende Tabelle möge sowohl für die nautisch-technische als auch für die wissenschaftliche Kennzeichnung der einzelnen Windstärken einen Anhalt bieten.

Man rechnet also von Windstärke 9 nach der Beaufort-Skala ab vollen Sturm; die Geschwindigkeit der Fortbewegung der Luftteilchen ist dabei etwa 18 Meter in der Sekunde oder 65 Kilometer in der Stunde, was ungefähr der Geschwindigkeit der Schnellzüge auf freier Strecke entspricht. In den Passatgebieten erreicht jahraus jahrein die Luftbewegung im Durchschnitt nur etwa die Stärke 4 bis 5 der zwölfteiligen Skala, und da auch die Richtung, aus der der Wind weht, ungemein wenig schwankt, der Wind als solcher aber sehr beständig weht, so hat die Durchfahrung der Passatzonen von jeher als die ideale Zeit einer jeden Segelschiffsreise gegolten, und die galanten Spanier haben diese Meeresteile wohl auch „Damenmeere" genannt, weil infolge der eben erwähnten Eigenschaften der Winde in diesen Gebieten das Steuer eines Schiffes getrost der Hand einer Dame anvertraut werden könne.



Windrichtungen nach einem Luftdruckminimum hin.

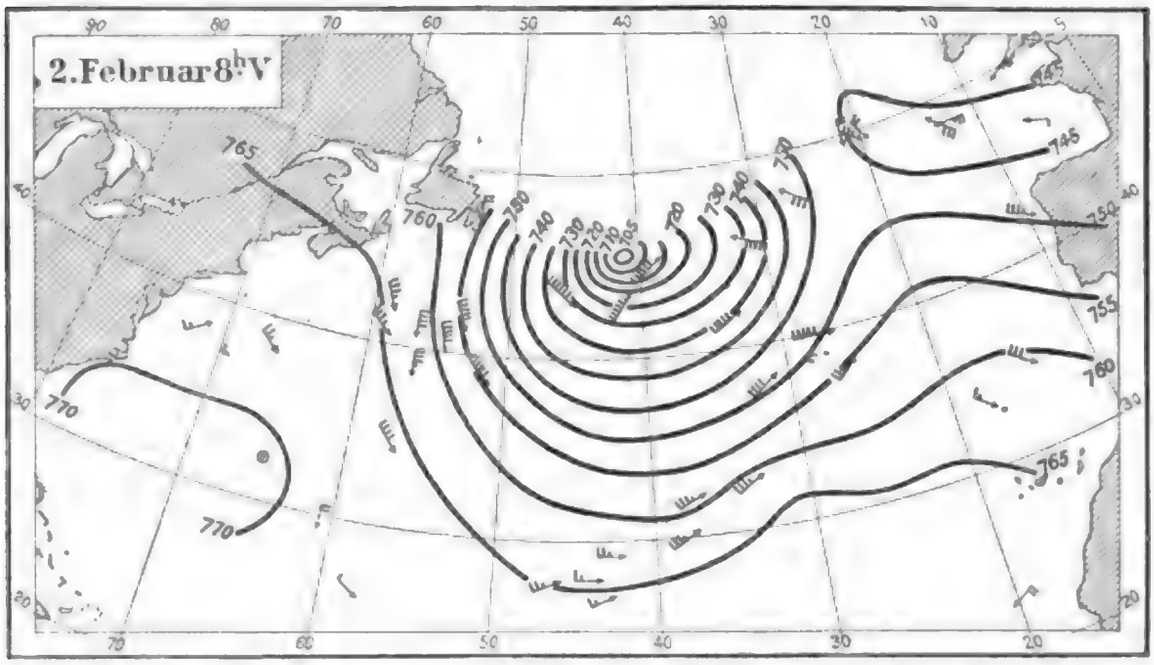
Digitized by Google

Im äquatorialen Stillengürtel: Gewitterböen.

Anders liegen die Dinge im Bereiche der Westwinde, z. B. auf der viel befahrenen Route zwischen Europa und Neuyork. Einzelne Monate des Jahres, z. B. Mai, Juni, auch Juli, sind im ganzen sehr ruhige Monate und für die Überfahrt die vorteilhaftesten; in den meisten der übrigen Monate muß man stets auf mehr oder weniger anhaltende und starke Stürme gefaßt sein, die in derselben Weise, wie dies in der untenstehenden Figur auf S. 406 klargelegt ist, in sogenannte Depressionsgebiete, d. h. in Gebiete niedrigen Barometerstandes, die Luft spiralig hineinführen. Am schwersten und häufigsten treten solche Stürme natürlich in den Wintermonaten auf; manchmal kommt es dabei zur Bildung riesiger atmosphärischer Wirbel, die fast die gesammte Breite des Ozeans einnehmen und vorzugsweise von Westen nach Osten vorwärts wandern. In den meisten Fällen beginnen daher auf den Dampferwegen von und nach Neuyork diese Stürme an Bord mit Südostwind, der allmählich durch Süden nach Südwesten geht und mit Nordweststurm aufhört. Die Karten auf S. 408 und 409 stellen die Winde und die Luftdruckverteilung auf dem Nordatlantischen Ozean für den 2. Februar 1899, acht Uhr vormittags und

Beaufort-Skala	0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
Bezeichnung der Windstärke in Worten	Windstille	Eben fühlbarer Zug	Flauer Wind	Leichte Brise	Mäßige Brise	Frische Brise	Steife Brise	Harter Wind	Stürmischer Wind	Sturm	Schwerer Sturm	Sehr schwerer Sturm	Orkan
Ein Segelschiff hat	kein Steuer im Schiff	eben Steuer im Schiff	alle Segel bei	alle Segel bei	alle Segel bei	Obersegel	Ein Reff in den	Zwei Reffe	Drei Reffe	Gerefftes Focksegel	Sturmsegel	—	—
			und macht 1—2 Seemeilen	3—4	5—6 Fahrt		Marssegeln						
Windgeschwindigkeit in Metern pro Sek.	0	1.5	3	5	7	9	11	13	15	18	21	ca. 30	ca. 50

Digitized by Google

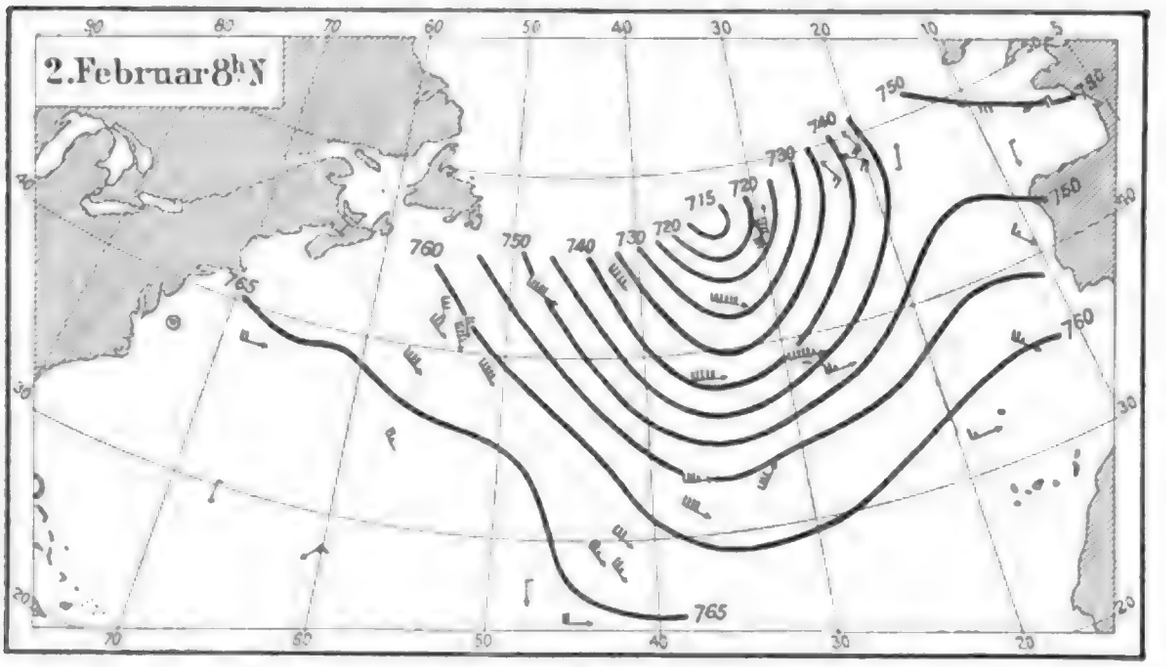


Luftdruck und Winde über dem Nordatlantischen Ozean am 2. Februar 1899, acht Uhr vormittags. („Bulgaria"-Stürme.)

acht Uhr abends dar; es sind dies Bilder aus der Periode der berüchtigten Stürme, in welchen der große Dampfer „Bulgaria" der Hamburg-Amerika-Linie schwer beschädigt wurde, so daß er wochenlang umhertrieb und verschollen war. Wir sehen, daß das Barometer an jenem Tage im Mittelpunkte des Wirbels den ungemein niedrigen Stand von etwa 710 Millimeter gehabt hat — man muß dabei gegenüber Barometerablesungen im Binnenland beachten, daß die Luftdruckwerte für das Meeresniveau gelten —, und daß der Sturm auf der Vorderseite als Südoststurm, auf der Südseite als Südweststurm, auf der Westseite als Nordwest- und Nordsturm gewütet hat; wenn Beobachtungen von der Nordseite des Wirbels vorhanden wären, würde man finden, daß an ihr der Sturm aus Nordosten geweht hat. Diesem Unwetter, welches ungefähr drei Wochen lang angehalten hat, sind mindestens zweiundzwanzig große Segelschiffe und zwölf große Dampfer zum Opfer gefallen, und wir haben Grund zu der Annahme, daß in den weitaus meisten Fällen nicht so sehr die Windstärke des Orkans als solche, als vielmehr die fürchterliche See, d. h. die Wellenberge, den Untergang dieser großen Seeschiffe herbeigeführt haben.

Ungefähr der gleichen Sachlage begegnen wir bei den Wirbelstürmen der Tropenzone, die in den asiatischen Gewässern den Spezialnamen „Taifun" führen, aber auch sowohl in Westindien wie in der Gegend von Mauritius und im südlichen Stillen Ozean vorkommen. Nur der südliche Atlantische Ozean ist frei von ihnen. Das Auftreten der Orkane der Tropen ist im allgemeinen auf bestimmte Jahreszeiten (meist Sommer und Herbst der betreffenden Halbkugel) beschränkt; sie verfolgen ziemlich feststehende Bahnen und haben meist eine mäßige, ja oft geringe horizontale Ausdehnung — der Durchmesser beträgt manchmal nur etwa 200 Kilometer — und sind deshalb öfters für die Schiffe vermeidbar. Freilich, die von ihnen betroffenen Inseln und Küstengebiete sowie die von ihnen überraschten Fahrzeuge auf See haben in den meisten Fällen fürchterlich zu leiden, und die Vernichtung grenzt an eine durch Artilleriewirkung herbeigeführte Verwüstung. In den hydrographischen Ämtern der seefahrenden Nationen sind zahlreiche Schiffsjournale aufbewahrt, in denen die Schicksale der von besonders schweren Orkanen erfaßten Schiffe mit dramatischer Anschaulichkeit geschildert werden. Ich möchte es mir nicht versagen, hier einige Angaben aus dem wahrhaft erschütternden Reisebericht zu machen, den der Führer des Bremer Vollschiffes „C. H. Wätjen", Kapitän Dierks, über einen ungewöhnlich schweren Orkan im Korallenmeer (südöstlich von Neuguinea) an die Deutsche Seewarte in Hamburg ein-

Digitized by Google



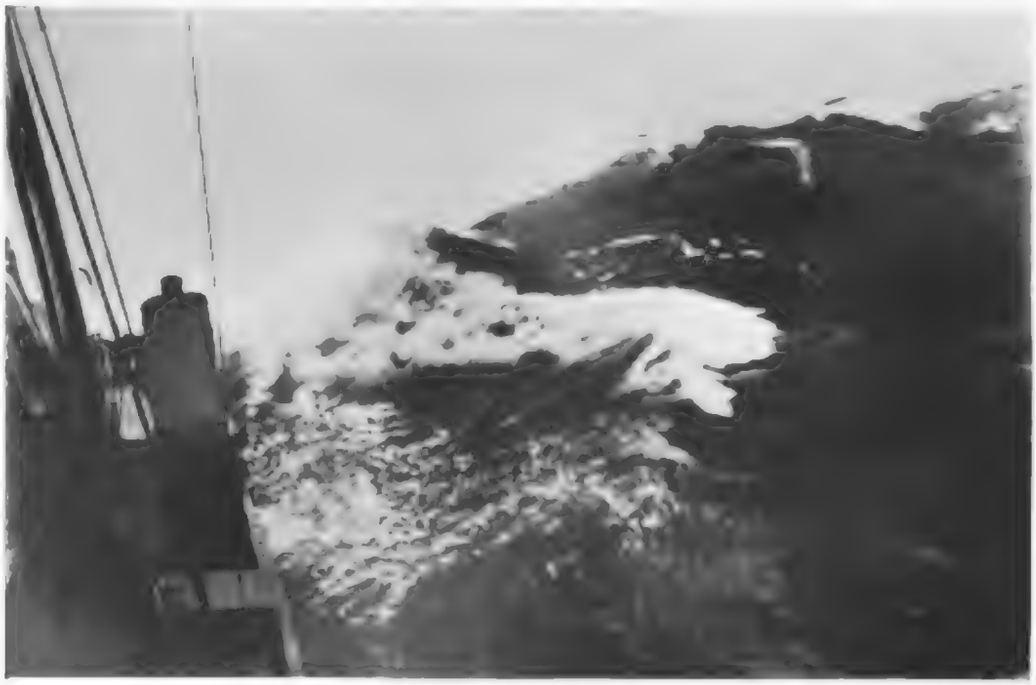
Luftdruck und Winde über dem Nordatlantischen Ozean am 2. Februar 1899, acht Uhr abends. („Bulgaria"-Stürme.)

gesandt hat. Dieser Orkan hat im März 1903 das große Segelschiff entmastet und zum vollständig hilflosen Wrack gemacht. „C. H. Wätjen" befand sich mit vierundzwanzig Mann Besatzung und einer Ladung Petroleum auf der Reise von Neuyork nach Japan und hatte den Weg im Süden von Australien entlang gewählt; mit dem Passat des südlichen Stillen Ozeans segelte er nördlich von Neukaledonien nordwärts auf die Salomon-Inseln zu. In der Nacht vom 1. auf den 2. März begann der Sturm aus Nordost, vom 2. ab wehte ein Orkan fast ununterbrochen bis zum 6. Vom 3. März an hatte das Schiff furchtbar zu leiden; es lag dem Kentern nahe und so weit über, daß man die Marsstengen kappte, um es aufzurichten. Vom Schiff war vor Schaum und Gischt kaum etwas zu sehen, schwere Brechseen stürzten über Deck und Luken, alle Böte wurden, bis auf ein kleines, weggeschlagen, aus dem Mannschaftsraum alle Habseligkeiten der Leute fortgespült. Das Barometer zeigte den für Tropengegenden unerhört niedrigen Stand von 692 Millimetern! Man konnte nur festgebunden auf dem Achterdeck sich halten; auf das Großdeck zu gelangen war ganz unmöglich. Am 5. vormittags brach der (stählerne) Großmast, abends der Fockmast, die Steuerbordverschanzung wurde fast ganz weggerissen. Da die Wellen auch über das hohe Achterdeck zu brechen anfingen, so warf man geöffnete Petroleumkisten über Bord, um die See zu beruhigen, was auch von einigem Erfolg begleitet war. Regen und Gischt, die wie Hagel wirkten, wenn man das Gesicht ihnen zukehrte, ein schweres Gewitter nachts vermehrten den unheimlichen Eindruck. Das Ruder brach, Kapitän und zweiter Steuermann wurden schwer verletzt. Auch in die Kajüte drang das Wasser, alles zerstörend. Die Leute waren vollständig erschöpft, hatten sie doch in der ganzen Zeit nichts Nennenswertes zu essen und zum Stillen des Durstes nicht einmal Wasser bekommen können, sondern nur etwas Wein.

Nach dem Orkan stellte man Notmasten und Notruder her, doch blieb das Schiff manövrierunfähig, und so trieb es vor Wind und Strömung siebzig Tage (!) umher, bis es unter der Küste von Neuguinea vor Anker gebracht werden konnte. Während dieser langen Leidenszeit rettete das verschollene Schiff, welches man in der Heimat schon fast verloren hielt, noch acht Mann von der Besatzung der Hamburger Bark „Edith", die auf einer Korallenbank gestrandet war.

Bekanntlich hat auch die deutsche Marine wiederholt schon durch solche tropische Wirbelstürme Verluste zu verzeichnen gehabt; es sei nur an die Katastrophe im Hafen von Apia auf Samoa erinnert, der S. M. Kanonenboote „Eber" und „Adler" zum Opfer

Digitized by Google



Sturmſee, ſeitwärts geſehen.

fielen (März 1889), ſowie an den Untergang S. M. Kreuzerkorvette „Auguſta", die im Golf von Aden während des Orkans vom 1. bis 3. Juni 1885 mit der geſamten Beſatzung ſpurlos verſchwunden iſt. Meiſtens wird das Schiff, beſonders der Hochſeedampfer, dadurch zum Sinken gebracht, daß die im Orkan infolge der ſchnell drehenden Windrichtung von allen Seiten pyramidenförmig ſich auftürmende See auf das Deck ſtürzt und alles zerſchlägt, die Luken zu den Laderäumen vernichtet und damit das Fahrzeug voll Waſſer füllt. Die Feuer unter den Keſſeln erlöſchen, der Dampfer wird manövrierunfähig und ſinkt allmählich weg. — Dieſe vernichtende Wirkung der Sturmwellen führt uns noch zu einer kurzen Betrachtung der Dimenſionen der Meereswellen.

Die Höhe der Wellen, zumal der Sturmwellen, wird zweifellos in den meiſten Fällen erheblich überſchätzt. Rechnen wir von der Sohle des Wellentales bis zum Kamm des Wellenberges, ſo dürfte 10 oder höchſtens 12 Meter die Maximalhöhe ſein. Blicken wir vom geneigten Schiffsdeck aus in eine wilde, lang anrollende Sturmſee hinaus (Abbild. S. 410), ſo iſt der Eindruck allerdings oft, als ob hohe Waſſerberge über dem Haupte des Beobachters zuſammenſtürzen wollen, beſonders dann, wenn das Schiff quer zur Fortpflanzungsrichtung der Wellenzüge hin- und herrollt. Läuft es aber in der Richtung der Wellen vorwärts, „lenzt" es vor dem Wind und Seegang, wie der Seemann ſagt, ſo alſo, daß die Sturmwellen von hinten her dem Schiffe folgen, dann erhalten wir ſchon ein korrekteres Abbild von der vertikalen Dimenſion ozeaniſcher Waſſerberge. Die Abbildung auf S. 411 iſt eine ſolche vom Verfaſſer während eines ſchweren Sturmes im Atlantiſchen Ozean bei wagerechter Lage des Schiffsdeckes aufgenommene Momentphotographie: wir erkennen, daß die nahe dem Heck auflaufende nächſte See den Horizont vollkommen verdeckt und höher iſt als die Schiffsreeling. Von ſolcher Situation ſingt das Seemannslied:

Und als ick Matros wör und ſtunn denn an't Ro'r,
Bi Kap Hoorn mit'n Lenzer ut Weſt;
An Gietau'n und Fallen ſtünn' alle Mann klor,
De Brekers als wütende Beeſt
Kem'n brüllend von achtern wittſchümend heran.
Doch Janmaat, de ſmunzelt und freit ſick daran:
„Nah Huus!" — Wenn ook Heimat noch wied.
Et wör doch en köſtliche Tied!

Bei der Frage nach der Gefährlichkeit des Seeganges muß stets beachtet werden, daß die Geschwindigkeit der Fortpflanzung einer Reihe von Wellenzügen immer nur die Fortpflanzung der Wellenform bedeutet, nicht der gesamten Wassermasse. Wellen sind zunächst nur periodische Änderungen der Gestalt des Wasserspiegels und stellen keinen Transport der Wassermasse in ihrer Gesamtheit von einem Ort zum anderen dar. Davon überzeugt der bekannte einfache Versuch: wenn wir ein Stück Holz oder einen Kork in die See werfen, so pendelt der Kork auf und nieder, geht im Wellental etwas rückwärts, im Wellenberg ungefähr ebensoviel wieder vorwärts, behält aber im ganzen seine Lage im Raume bei. Es ist die wellenförmige Bewegung des Wassers, wenn auch mit Einschränkung, ähnlich derjenigen, die der Wind über einem wogenden Getreidefelde hervorruft; die einzelne Ähre bleibt an Ort und Stelle.

Die Geschwindigkeit der Vorwärtsbewegung der Form der Wasserwellen, d. h. der einzelnen Wellenberge und Wellentäler, kann bei schweren, stürmischen und besonders lang aus derselben Richtung anhaltenden Winden wohl bis zu 20 Meter in der Sekunde anwachsen, also etwa die gleiche Schnelligkeit wie die des Sturmes erreichen; aber es ist ein Glück, daß es eben bei dieser „Wellengeschwindigkeit" sich nicht um eine Vorwärtsbewegung des Wassers im Raume handelt — wie sollte auch die bewegte Luft dem etwa siebenhundertsiebzigmal schwereren Wasser in kurzer Zeit die gleiche Massengeschwindigkeit erteilen können —, sondern daß nur die Gestalt der Wasseroberfläche mit dieser sekundlichen Schnelligkeit vorwärts schreitend sich ändert. Wäre die Sachlage anders, so würde jede Schiffahrt unmöglich sein. Aber: nun kommt das wichtige, für die Gefährlichkeit der Sturmsee entscheidende Moment. In jedem Wellenphänomen tritt doch, abgesehen von der Fortpflanzung der Wellenform, auch tatsächlich eine gewisse, periodisch sich wiederholende räumliche Lagenänderung der einzelnen Wasserteilchen im Raume ein; wir sahen ja bei unserem Experiment, daß der Kork im Wellental der nächsten anrollenden Welle sozusagen rückläufig entgegengeht, im Wellenberg mit ihm wieder vorwärts eilt. Es ist dies

Sturmsee, von hinten herankommend.

die sogenannte Orbitalbewegung, also ein nahezu kreisförmiges, innerhalb einer Wellenperiode sich wiederholendes Schwingen der Wasserteilchen um die ideale Mittellage. Dies Hin- und Herschwingen der Wasserteilchen der einzelnen Wellen im Raume ist das Gefährliche der Welle für die Schiffahrt; denn hier findet tatsächlich ein Transport des Wassers von einer Stelle zur anderen statt. Begegnet die Orbitalbewegung einer Sturmsee einem Hindernis, z. B. der Schiffswand, so wird meist der obere Wellenteil, der Kamm der Welle, als Brechsee überkippend, sich loslösen und an Deck stürzen. Solche „Brecher", wie der Seemann kurz sagt, sind etwas ganz anderes als das harmlose Spritzwasser, das die meisten unserer sommerlichen Vergnügungsreisenden zur See als „Sturzwellen" beschreiben. Solche Brecher vermögen eine fabelhafte Gewalt zu entwickeln, sie schlagen eiserne Türen, Böte, Kommandobrücken weg, waschen alles an Deck Befindliche in einigen Sekunden fort und können schon durch die Last des überkommenden Wassers die Ladeluken aufschlagen. Unsere Momentbilder (Abbild. S. 412 u. 413), die der Verfasser dieser Zeilen während einer Reise nach Westindien aufnahm, geben eine nur schwache Vorstellung von den Wassermassen, die ein Schiff urplötzlich überfallen können; es ist begreiflicherweise nicht leicht, solche Situationen bei schwer rollendem und stampfendem Fahrzeuge im Bilde festzuhalten. Anderseits soll die Abbildung auf S. 414 die harmlose, bei frischer Brise durch den Bug des vorwärts eilenden Schiffes aufgeworfene Welle zeigen, die sich seitwärts zu beiden Seiten des Schiffes verbreitend ausdehnt; von ihr stammendes Spritzwasser übersprüht ja oft genug den Passagier an Deck, ohne Schaden zu tun. Die Abbildung auf S. 415 endlich läßt erkennen, daß auch in unserer heimischen unruhigen Nordsee fast spiegelglattes Wasser bei längere Zeit anhaltender Windstille vorkommt.

Wenn eine frische Brise über dem freien, tiefen Ozean weht, also etwa Windstärke 5—6 nach der auf Seite 407 angegebenen Stärkeskala vorhanden ist, so kann die Wellenhöhe, d. h. die Differenz zwischen Wellenberg und Wellental, auf etwa 1,5 Meter geschätzt werden, die Fortpflanzungsgeschwindigkeit auf 7 bis 8 Meter in der Sekunde, die Wellenlänge, d. h. der Abstand eines Wellenkammes vom nächstfolgenden, auf 30

Eine Sturzsee ist übergekommen.

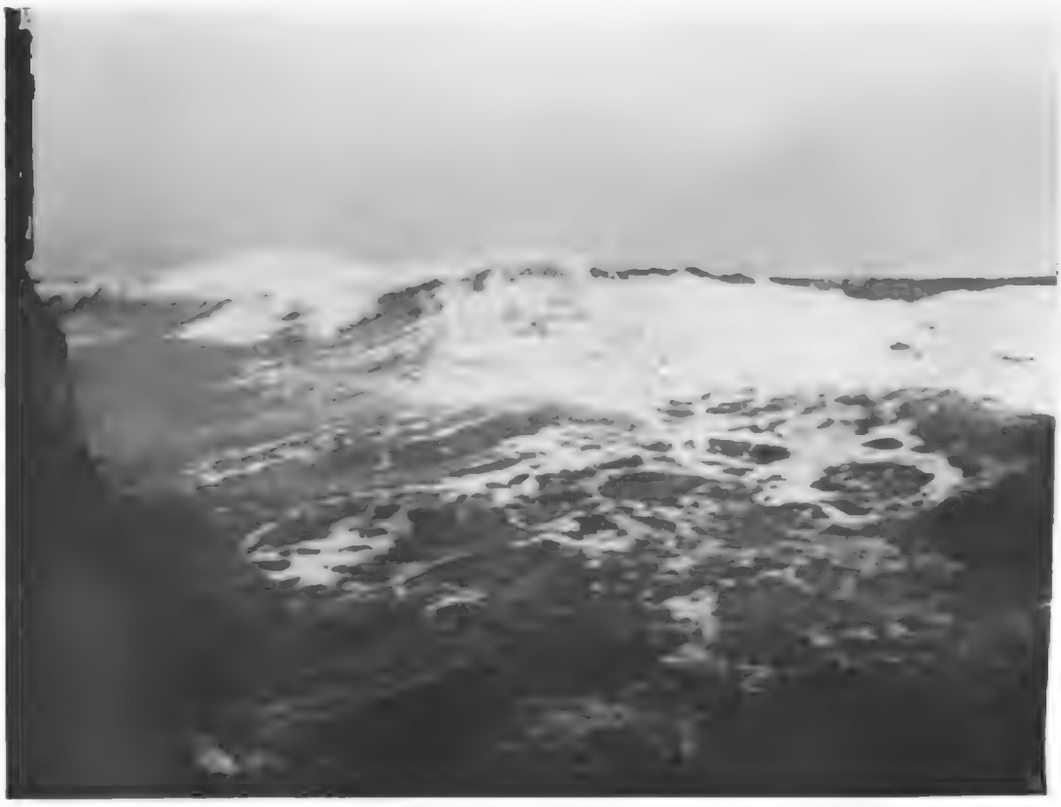
Digitized by Google

Ein „Brecher" auf dem Hauptdeck.

bis 40 Meter, und die Wellenperiode auf 4 bis 5 Sekunden, d. h. für ein stilliegendes Schiff oder einen sonstigen festen Beobachtungsort kommt jeweils nach 4 bis 5 Sekunden eine neue Welle herangerauscht. Nimmt die Wassertiefe ab, geht die Wassertiefe auf vielleicht 30 bis 40 Meter herab, wie es schon in den zentralen Teilen unserer Nordsee und in der Ostsee der Fall ist, so nimmt bei unveränderter Periode die Wellenlänge ab, der Seegang wird „kürzer", krapper, unbequemer; und wenn dieser Seegang dann ganz auf flaches Wasser am Strand heranläuft, so wird zugleich die Wellenhöhe erheblich gesteigert, es entsteht die Brandung der Küste. Stößt die aus dem freien Ozean heranrollende See unvermittelt auf Hindernisse, die aus relativ tiefem Wasser aufragen, z. B. auf einzeln stehende, weit hinausgebaute Leuchttürme, so brandet sie wie an Steilklippen sich fast senkrecht aufbäumend in die Höhe, und sie kann dabei das Fünf- bis Sechsfache ihrer Normalhöhe erreichen. Es wird berichtet, daß auf dem Feuerturm Bishop Rock, der am Westausgang des Englischen Kanals frei dem atlantischen Seegang ausgesetzt ist, während eines Wintersturmes in 30 Meter Höhe eine Glocke abgebrochen wurde, und daß auf dem Feuerturm der Shetlandinsel Unst eine Tür gar in 59 Meter Höhe eingeschlagen worden ist.

Bei der äußerst geringen Reibung, der die Wellen des freien, landfernen Weltmeeres unterliegen, ist es verständlich, daß ein durch Stürme aufgeworfener hoher Seegang sich auf ganz gewaltige Strecken weit fortpflanzt und unter Umständen dabei in Gegenden gelangt, die selbst nie oder fast nie von Stürmen heimgesucht werden, so z. B. in die Passatzonen. Natürlich zeigt dann ein solcher von weither kommender, mit dem Winde an Ort und Stelle der Beobachtung gar nicht mehr übereinstimmender Seegang nicht die ganze ursprüngliche Wellenhöhe, nicht das wild schäumende Gewirr der Sturmsee selbst, sondern es sind langgestreckte, hohe, aber äußerlich glatte Wellenzüge, die eine vielleicht ganz ruhige Meeresoberfläche durchkreuzen: solcher Seegang heißt Dünung. Eine gut ausgebildete schwere Dünung ist unstreitig

Digitized by Google



Die Bugwelle bei frischer Brise.

eins der interessantesten Schauspiele, die auf dem Meere zu sehen sind; freilich, wenn sie in unaufhörlicher, regelmäßiger Folge herankommt und ein in Windstille steuerlos liegendes Segelschiff hin- und herwirft, so wird sie zu einer verwünschten Plage des Seemanns. Es scheint festgestellt zu sein, daß die hohen Sturmwellen, welche in unserem nördlichen Winter in den vierziger und fünfziger geographischen Breiten, etwa auf der Route der zwischen Europa und Neuyork verkehrenden Dampfer, aufgeworfen werden, als Dünung nach Südosten manchmal bis zum atlantischen Äquator hin gelangen können, ja in nicht wenigen Fällen bis weit nach der Südhalbkugel hinübergehen; denn die Häufigkeit der z. B. auf den einsamen kleinen Inseln Ascension und St. Helena beobachteten schweren Brandung aus Nordwesten, der sogenannten „Roller", welche oft viele Tage lang eine Landung verhindern, ist in unserem Winter am größten. Die südwestlichen Stürme der Südhalbkugel senden ihrerseits die Wellen als eine nach Nordosten eilende Dünung weit nach Norden herauf, und die gerade während unseres jüngsten südwestafrikanischen Kolonialkrieges viel erörterten und viel beklagten schwierigen Landungsverhältnisse in Swakopmund beruhen großenteils auf dem periodischen Auftreten einer schweren Brandung, d. h. einer vom hohen Süden heraufkommenden, gar nicht etwa durch den Wind an Ort und Stelle bedingten Dünung. Manches Menschenleben hat diese afrikanische, mit Riesengewalt brechende Brandung beim Bootsverkehr zwischen Land und Schiff gefordert. Diese Dünung geht bis weit in die Tropen hinein; an der Guineaküste führt die von ihr verursachte Strandbrandung den Namen „Kalema", und sie hat als grandioses Naturphänomen manche lebensvolle Schilderung erfahren. Pechuël-Loesche schreibt unter anderem: „Eine schwere Kalema ist eine großartige Naturerscheinung, namentlich bei vollkommener Windstille, wenn weder kleinere kreuzende Wellen die andringenden Wogen brechen noch das Spiegeln der Wasserfläche aufheben. Von den aus der Ferne nachdrängenden ununterbrochen gefolgt, eilen die großen Wellen in mächtiger,

Digitized by Google

aber ruhiger Bewegung heran und heben sich höher und höher in dem allmählich flacher werdenden Wasser, um endlich in schönem Bogen überzufallen. Während eines Augenblicks gleicht die Masse einem flüchtigen, durchscheinenden Tunnel, im nächsten bricht sie mit gewaltigem Sturze donnernd und prasselnd zusammen. — Von unvergleichlicher, geheimnisvoller Schönheit ist der Anblick der Kalema des Nachts, wenn das Wasser phosphoresziert, von blitzähnlichem Leuchten durchzuckt wird, oder wenn das Licht des Vollmondes eine zauberische, in höheren Breiten ungekannte Helligkeit über sie ergießt. Das Getöse, welches diese Art der Brandung hervorruft, erinnert in einiger Entfernung sowohl an das Rollen des Donners wie an das Dröhnen eines vorüberrasenden Schnellzuges, durch seine Gemessenheit aber auch an das ferne Salvenfeuer schwerer Geschütze. Zuweilen endet das Toben plötzlich mit einem einzigen übermächtigen Schlage, und es folgt eine sekundenlange, fast erschreckende Stille; so ist es namentlich des Nachts von hohem Reize, der mannigfach wechselnden Stimme, dem großartigen Rhythmus der Kalema zu lauschen."

Die meisten der auf den vorstehenden Zeilen gegebenen zahlenmäßigen Werte für die Wellenmaße sind mehr oder weniger unsicher, einmal, weil es überhaupt bis vor kurzem an einer strengen Methode fehlte, um die Ausmaße der Wellen festzulegen, und zweitens, weil der Seegang in den weitaus meisten Fällen ein unregelmäßiger ist, so daß nicht bloß eine Wellenrichtung, ein Wellensystem vorliegt, sondern mehrere sich unter verschiedenen Winkeln kreuzende vorhanden sind. Neuerdings ist nicht ohne Erfolg versucht worden, in ähnlicher Weise, wie man unbetretbare Gelände, z. B. im Hochgebirge für den Bau der Jungfraubahn, photogrammetrisch vermessen hat, so auf photographischem Wege ein plastisches Augenblicksbild vom Seegang in seinen verschiedenen Stadien zu gewinnen. Man photographiert mit je einem an den Enden der auf dem Schiffe abgemessenen Basis befindlichen Apparat bei elektrischer Auslösung des Verschlusses von zwei auch drei Punkten aus in absolut gleichem Zeitmoment dasselbe bestimmte Stück der Meeresfläche und mißt nachher unter Benutzung eines besonderen Meßapparates (des Stereokomparators) den dabei erzielten

Bei Windstille in der Nordsee.

ſtereophotogrammetriſchen Effekt aus; man kann dann, wenn auch in ſehr mühſamer Arbeit, ein vollkommen naturgetreues, ſozuſagen plaſtiſches Bild der Meeresfläche aus Linien gleicher Wellenhöhe und gleicher horizontaler Abſtände konſtruieren. Wenn dieſes Verfahren erſt noch weiter gründlich durchgebildet und erprobt ſein wird, dann dürften wir viel beſſer als bisher in die Vorgänge der Wellenbewegungen eindringen können. Es iſt die große praktiſche Bedeutung aller dieſer Studien nicht zu vergeſſen; der Schiffbau hat ein brennendes Intereſſe an einer genauen Kenntnis des ozeaniſchen Seeganges, von welchem in erſter Linie die Beanſpruchung der Schiffsverbände abhängig iſt. So ſind auf einem etwa 135 Meter langen, vorzüglich gebauten Schiff bei ſchwerem Seegange „Durchbiegungen", d. h. momentan eintretende und wieder zurückgehende Abweichungen von der normalen Geſtalt des Schiffskörpers, beobachtet worden, die bis zu zwölf Zentimeter in der Vertikalrichtung betrugen. Auch die geſamte Waſſerbaukunſt kann ohne eine Kenntnis der Geſetze der Wellenbewegungen nicht auskommen; endlich hat die Geologie, beſonders mit Ferdinand von Richthofens Arbeiten, die gewaltige Bedeutung, welche die Tätigkeit der Brandungswellen im Laufe der geologiſchen Epochen erlangt, klar erkannt und für die Ausgeſtaltung der ſichtbaren Erdoberfläche gewürdigt.

Sorgenkinder.

Wohl gab es Stunden, wo die Hände fielen,
Und Not allein den Faden weiterſpann.
Sie lauſchte ſeinem Schritt auf harten Dielen,
Und jeder Laut verriet ihr, was er ſann.

Doch wenn der Schritt verſtummte, wenn ſie fühlte,
Wie mehr und mehr der Gram ſein Herz beſchlich,
In ſeinen Sinnen die Verzweiflung wühlte,
Der letzte Troſt von ſeiner Seite wich,

Dann trat ſie ein, mit Himmelskraft geſegnet,
Das Auge lächelnd: Traue für und für!
Als ſei das Glück ihr draußen wo begegnet
Und harre nur auf Einlaß vor der Tür.

Er aber wie ein Träumer, dem die Helle
Des Sommermorgens an die Lider klingt,
Und deſſen Herz dann mit des Lichtes Schnelle
Wie Lerchenjubel ſich ins Blaue ſchwingt,

Hinausgelockt ins blühende Gelände,
Von abenteuerlichem Mut beſeelt
Er küßte fromm die bangen, blaſſen Hände
Und blickte auf, zu neuem Kampf geſtählt.

Paul Ilg.

Digitized by Google

Relief.

Louis Tuaillon.

Von Rudolf Klein.

Nomen est omen! — Als ich zum erstenmal vor die „Amazone“ Louis Tuaillons trat, hatte ich den Namen des Künstlers noch nicht gehört und hatte die Empfindung, einem französischen Kunstwerke gegenüberzustehen. So nur, dachte ich, konnte in einem abseits lebenden Franzosen aus einer inneren Tradition heraus das Gefühl für die Antike bei aller künstlerischen Selbständigkeit lebendig bleiben. Ob Tuaillon gallisches Blut in den Adern hat, weiß ich nicht, ist mir auch belanglos, denn ich möchte seine Kunst durchaus nicht aus dem Gallischen entwickeln; nur diese ganz bestimmte, grazile Art des Antiken schien mir nicht deutsch zu sein, diese Verbindung eines beinahe zarten Naturalismus mit antikem Wesen, in das er ständig überspielt. Diese Art war ganz neu, bisher nirgend gesehen und hätte sicher von einem jungen Franzosen stammen können, der wieder „klassisch“ dachte. Aber diese Art ist die Art Tuaillons. Sie kommt in der „Amazone“ am reinsten zum Ausdruck, während in den folgenden Werken wohl das Antike überwiegt, jedenfalls aber nicht mehr diese im Grunde eigene, wenn auch anfechtbare Verbindung mit naturalistischem Geist zeigt.

Tuaillon war einst Schüler von Begas. Von diesem merkt man in seiner ganzen Produktion nichts. Er trat mit seiner „Amazone“ im Jahre 1894 als ein Fertiger auf den Plan, und Freunde erinnerten sich des Umstandes, daß der Künstler in Florenz im Kreise des Hans von Marées gelebt hatte. Das gab einen Anhaltspunkt für diese Kunst und dieses Kunstwerk, das eine bedeutende Wirkung übte und damals wohl gleich neben den Leistungen Adolf Hildebrands als die beste deutsche Plastik hingestellt wurde.

Mit dem Namen Hans von Marées wird auch der Adolf Hildebrands stets zusammen genannt, der ja der Schöpfer einer ganzen jungen Bildhauerschule ist. Doch an diesen erinnerte das Werk Tuaillons nicht in dem Sinne wie die jener jungen Münchener Schule, die eine direkte Probe auf des Meisters Lehre scheinen.

So hatte Berlin in Tuaillon den hervorragendsten jungen deutschen Bildhauer. Dann rückte bekanntlich Gaul in den Vordergrund mit seinem ganz eigenen Stil, und so stehen die beiden nun nebeneinander als zwei recht verschiedene Intellekte. Ich möchte hier keinen Vergleich ziehen, denn das hat stets etwas Mißliches. Doch scheint mir in gewissem Sinne Gaul der selbständigere. Seine ganze Art möchte ich als das Maß angesehen wissen, an dem man eine formale und kulturelle Abhängigkeit von der Antike messen kann. Tuaillon kennt und studiert die Natur, doch während er sie in Stil umsetzt, guckt ihm der Geist der Antike über die Schulter, der das Maß aller Dinge sein mag, doch nur seinem inneren Wesen nach. Gaul entwickelt seinen Stil jedesmal und direkt aus dem Objekt, darum ist er ein so reichhaltiger, nie einförmiger. In Tuaillon lebt ein Rest alter Kultur, und daher ist in seiner Kunst etwas Kanonisches, wie in der Hildebrands, wenn auch auf eine eigene Art, die schon näher der des Marées steht. Diese bedingt eine gewisse Gleichmäßigkeit. Ich sagte, wenn ich

Digitized by Google

nicht irre, in meinem Aufsatz über Gaul (s. „Monatshefte", Februarheft 1905), der Individualismus sei in der Skulptur nicht am Platze. Doch ist dieses nur mit Unterschied bedingt. Es gibt einen Stil, der durch das Individuelle des Objekts hindurchgegangen ist (während der reine Individualismus ganz in ihm stecken bleibt) und sein Wesen erhöht, indem er die Funktion seiner Organe auf das einfachste reduzierte; ein solcher ist der Gauls. Und es gibt einen Stil, der schon vor dem Individuellen Halt macht, der das Gegenstandsbild in ein Wahrnehmungsbild umsetzt, mehr nach einer traditionellen Vorstellung denn nach der jedesmal als eine Summe aus dem Objekt gezogenen.

Diese Art nähert uns der Antike als einem Schema, nicht einem Prinzip. So war der Stil aller alten Klassizisten, nur daß sie die Antike speziell noch durch die Brille des achtzehnten Jahrhunderts sahen, so ist aber auch der Stil des Marées (der Hildebrands teilweise) und der Stil Tuaillons. Sie sind Klassizisten, aber gute Klassizisten. Sie haben — man verzeihe, daß ich es überhaupt erwähne — nichts gemein mit dem Heer der Epigonen, die gerade heute die Gelände der Plastik unsicher machen; aber obgleich sie von der Natur ausgehen, operieren sie im Grunde doch mit einem gegebenen Formenmaterial (Hildebrand, wie gesagt, am wenigsten); ihr Resultat ist kein unbedingt neues: dieses aber ist im Grunde das Wesen aller Kunst! Man muß vor einem solchen Werke die Empfindung haben: das ewig Alte ist hier gänzlich neu gegeben und darum etwas Einziges, das nie war und wieder sein wird. Je intensiver wir diese Empfindung haben, desto mehr haben die Funktionen des Lebens das Wesen des Stils erreicht. Der Ruf nach Neuem ist daher das Berechtigtste von der Welt und nicht eine eitle Modeforderung, wie die im Schlendrian ungestört sein wollenden Akademiker wähnen. Man muß ihn nur recht verstehen. Er darf nicht auf eine Schule und Richtung angewendet werden, Schulen und Richtungen sollen nicht einander hetzen, er findet seine Anwendung auf jedes einzelne Werk. Ein solches wird jedesmal ein gänzlich neues sein, sobald der Künstler rein künstlerisch schafft und seinen Vorwurf durchaus mit diesen Mitteln bewältigt, der an sich so gleichgültig ist wie die Richtung, der der Künstler angehört. Es ist dieses also durchaus nicht ein unnützer, ungerechtfertigter Literatenruf; um ihn zu erfüllen, bedarf es weder jedesmal eines großen Gedankens noch des ganzen Temperamentes einer Individualität; der Künstler muß in erster Linie ein Meister des Auges und der Hand gewesen sein.

Amazone.

Und das können wir bei jedem Werke von ihm verlangen. So erhalten wir dieses gänzlich Neue, das wir Stil nennen. Das Gedankliche bedingt dann der Grad seines Menschentums. Bei Tuaillon haben die Begriffe „Natur" und „Stil" einander nicht immer völlig durchdrungen; die Natur ist nicht immer zum Stil erhöht, und dieser scheint aus anderen Elementen beigemischt. Tuaillon ist ein Naturbeobachter; ihm scheint sich diese Naturbeobachtung dann aber unversehens in den Geist griechischer Kultur umzusetzen. Ähnlich erging es Marées, in gewissem Sinne auch Feuerbach, während Hildebrand kraft seiner energischen Theorie doch mehr

Digitized by Google

dem Objekt gerecht wird, ſo daß Werke entſtehen, die aus einem Guſſe ſind, obgleich der Geiſt einer fremden Kultur auch ſie umweht. Er iſt eben das ſchärfere Auge.

Bei Tuaillon iſt die Folge dieſer Schaffensart eine gewiſſe Einſeitigkeit der Formenwahl, die nicht eben reich genannt werden kann. Von der „Amazone“ zum „Sieger“ und von dieſen zum „Roſſelenker“ und zum „Kaiſer Friedrich“ iſt kein allzu großer Wechſel zu konſtatieren. Dieſe Werke umfaſſen ein Jahrzehnt ſeit der Ausſtellung der „Amazone“. Freilich hat der Künſtler heute neue Probleme unter der Hand.

Kopf des Pferdes der Amazone.

Das Pferd und der nackte Menſch waren Gegenſtand jener Werke. Die „Amazone“ Tuaillons iſt eine vornehme Leiſtung, in ihrer Art ein Meiſterwerk. Sie iſt ſogar etwas Neues, das nie vorher war, und dennoch nicht ganz einwandfrei. Und in dieſem Neuen, dieſer eigenartigen Verſchmelzung von Realismus und Antike liegt gerade, tritt man vom höchſten Standpunkt an das Werk, das Anfechtbare. Dem Werk eignet nichts von dem für die Plaſtik unkünſtleriſchen Naturalismus eines Maiſon und ähnlicher; dennoch ſcheint es in ſeiner verblüffenden Lebendigkeit nicht Typus genug. Wie lebendig dieſes Pferd iſt, erkennt man an der Dunkelheit der großen Bronze ſchwer, weit eher an der Reproduktion. Und manch einer wird den Kopf ſchütteln und ſagen: Wie kann ein Kunſtwerk zu lebendig ſein! Der Kopf des Tieres iſt ſo fabelhaft gebildet, daß wir die Nüſtern atmen fühlen und ſeine Lippen beben. Man hat die Empfindung, das Tier rennt in jedem Augenblicke los. Das aber iſt für die Plaſtik zu viel; zudem kontraſtiert das Pferd auf dieſe Weiſe ein wenig gegen die Figur, die jene tote Abgeſchloſſenheit ſchon eher zeigt, in Form und Material, die das Weſen der Plaſtik iſt. Figur und Pferd ſind ſomit auch nicht ganz eins. Das Pferd iſt in dieſer Art noch zu ſehr das Entzücken des Hippologen. Es iſt bei der Vereinfachung noch nicht genug durch die Phantaſie des Künſtlers gegangen, und ich glaube, ich ſagte ſchon bei Gaul, was man in dieſem Falle und eigentlich überhaupt unter Phantaſie verſtehen ſoll. Dieſer Durchführung entſpricht auch die in ſich natürlich vollendete Auffaſſung. Die Poſe des Pferdes iſt nur knapp einer unplaſtiſchen Augenblickshaltung entgangen. Wie ſich die äußerſt geſchmackvolle weibliche Figur ihr dabei anſchließt, iſt durchaus gelungen. Die an ſich nicht eben ſtarke plaſtiſche Einheit zwiſchen Menſch und Tier wird dabei hauptſächlich durch das in der Linie feine, den Körper in nichts hindernde kurze Gewand bedingt.

Ich ſagte, das Pferd der „Amazone“ ſei nur knapp einer unplaſtiſchen Augenblickshaltung entgangen. Dieſes trifft noch weit mehr auf den „Sieger“ zu. Freilich erkennt man es nicht am Original. Es gibt eine Photographie nach der erſten „Faſſung“, dem erſten Entwurf des „Siegers“. Sie zeigt uns das Pferd in der reinen Zirkusgangart, im ſpaniſchen Schritt der hohen Schule. Dazu die antike Figur des Jünglings. Zu ſeinem Glück iſt der Künſtler davon abgekommen. Aber charakteriſtiſch iſt dieſer Verſuch für ſein ganzes Weſen. In der heutigen Form iſt die Haltung des Pferdes in ſich weit ſtraffer geworden, und auch der Kopf des Tieres wie der der weiteren Pferdeplaſtiken Tuaillons

Digitized by Google

Der Sieger.

zeigt uns, entgegen dem der „Amazone", daß der Künstler nunmehr auf das Typische geht, wenn die Leistung als solche vielleicht auch noch nicht so vollendet ist wie die vorherige. Und es ist die Stileinheit zwischen Tier und Mensch eine gleichwertige. Mit beiden Werken zeigt der Künstler, daß er in erster Linie für den Bronzeguß befähigt ist. Sie sind in diesem Material gedacht, und es kommt zur Geltung, wennschon ihm die Einzelform mehr am Herzen liegt als das Materialvolumen, ein Umstand, der Hand in Hand geht mit dem Schematismus, den ich vorhin besprach. Geht ein Künstler rein vom Materialvolumen aus, so verfällt jenes nie der Form, und sie geht restlos auf in diesem. Auch in der Pose ergänzen beim „Sieger" Figur und Tier einander glücklich, was im ersten Entwurf nicht der Fall war.

Auf den „Sieger" folgte der „Rosselenker". An Form und Bewegungsinhalt bietet diese Gruppe gegenüber der vorigen nicht viel Neues. An ihr fällt besonders auf, wie ein Pferd im Grunde, vor allem ohne Reiter, ein formal unschönes Tier ist. Der lange Hals und die langen Beine sind nur zu bewältigen, indem man sie in eine äußerst günstige Pose bringt, und dann noch gibt es Ansichten, von denen aus sich das Gesichtsbild disharmonisch verschiebt. Die Verteilung der sechs Beine ist bei dieser Gruppe geglückt. Wir haben den Eindruck der Ruhe und Bewegung zugleich. An sich ist zudem dieser Vorwurf für die Plastik kein besonders günstiger, indem das Nebeneinander des langgestreckten Tierkörpers und des aufrechten Menschenkörpers schwer in ein beziehungsreiches Ganze zu bringen sind.

Das Kapitel der Denkmalsfrage ist bekanntlich das traurigste der modernen Plastik. In diesem Bedürfnis ist ihr ein Mäcen entstanden, wie er großartiger nicht gedacht werden kann; leider sind Publikum wie Künstler ihm kaum gewachsen. Und beide, weil sie seit Jahrzehnten von Erborgtem und der Phrase leben. Die Künstler leisten gerade auf diesem Gebiete so wenig, weil sich auf kaum einem anderen ihr rein sachliches Unvermögen deutlicher enthüllt. So suchen sie es durch die rhetorische Phrase zu bemänteln, während eine rein technische Leistung zu geben wäre. Alle Tage werden Denkmäler Moltkes, Bismarcks, Wilhelms I. gesetzt; was ist aber ein solches Denkmal? Es kann gar nicht jedesmal in erster Linie Aufgabe eines solchen Werkes sein, die geistige Größe oder die Taten des Dargestellten zu verkörpern. Das würde nur einem kongenialen Genie gelingen, während die große Zahl unserer Dutzendbildhauer versucht, dieser Aufgabe gerecht zu werden, indem sie einen ganzen Opernapparat in Bewegung setzt. Man würde aber der Lö-

Digitized by Google

sung in nichts näher kommen, als wenn man Figur und Pferd jedesmal als reines Form- und Raumproblem behandelte. Dazu aber fehlte es sowohl an Künstlern wie an einem gebildeten Publikum. Der seit den Siegen von 1870 in Deutschland zudem so bedenklich entartete Begriff des Patriotischen verlangt Hurrastimmung. Um ihm zu genügen, zugleich aber dem Künstlerischen möglichst gerecht zu werden, versuchten gebildete Eklektiker, die Aufgabe architektonisch zu umschreiben, wie es in den größeren Anlagen von Bruno Schmitz geschehen ist, wobei dann freilich die eigentliche Leistung des Bildners verschwindende Kleinplastik blieb. Traten sonst künstlerische Entwürfe individueller Fassung in die Konkurrenz ein, sie wurden nicht genehmigt. So ging es zuletzt noch Tuaillon, als er sich mit seinem Entwurf zu einem Kaiser-Friedrich-Denkmal an der Charlottenburger Konkurrenz beteiligte. Wäre sein Entwurf zur Ausführung gelangt, wir hätten in ihm wohl das erste gute Kaiserdenkmal. Einer architektonischen Umrahmung bedarf es nicht; es wirkt aus sich und steht als eine stilvolle und starke Silhouette gegen den Himmel. Die von mir schon betonte, wenn auch durchaus selbständige Stilabhängigkeit des Künstlers von der Antike macht ihn naturgemäß zu einem Gegner des modernen Kostüms. So stellte er den Kaiser als Imperator dar, und statt des seinen kam Uphues' Entwurf zur Ausführung, der durchaus im Konventionellen steckt.

An Tuaillons römische Auffassung hat man sich wohl hauptsächlich gestoßen. Wie weit sie berechtigt, ist im Augenblick schwer zu entscheiden. Jedenfalls wäre sie ein Ersatz für alles phrasenhafte Beiwerk. So, und kaum anders, läßt sich das mit einem Kaiser begrifflich notwendig verbundene *Heldenhafte* darstellen, während Tuaillon mehr von dem Grundsatz ausgeht, die Plastik könne nur mit dem *nackten* Körper arbeiten. Diese Behauptung hat viel für sich, widerlegt sich aber auch wieder in ihrer äußersten Konsequenz: Kostümteile sind zum mindesten ungemein wichtige Bindeglieder, und die Griechen haben sie gern benutzt. Aber die Frage bliebe doch noch offen, ob es nicht möglich wäre, ob es nicht einem Künstler wie Gaul gelingen könnte, gewisse Formen des modernen Kostüms künstlerisch zu bezwingen. Geben wir diese Unmöglichkeit zu, so gestehen wir stillschweigend ein, daß eine Glanzzeit der Plastik für immer dahin ist, denn wir können in der Plastik des Kostüms ebensowenig entraten wie die Griechen und ebensowenig wie sie uns durchweg eines fremden bedienen. Der Begriff eines „Kaisers" ist ein so tief in der Vergangenheit wurzelnder, daß die Imperatoridee bei seiner Darstellung beinahe ratsam scheint, da sein Glanz und seine Machtvollkommenheit damals auch die stärksten waren. Ich sagte in meinem Aufsatz über Gaul, es sei durchaus kein Zufall, daß in Hellas die Plastik blühte wie nirgendwo; sie war der einzig mögliche Ausdruck des damaligen Menschentums, dem in seiner großen, einfachen Linie und Geste selbst das Kostüm entsprach. Wie nun die fortschreitende Menschheit sich zum Ausdruck ihres immer differenzierteren Seelenlebens mehr und mehr der Malerei bediente, zeigte ich auch. Und geht nicht mit dieser Differenzierung der Psyche bis zum Rokoko eine fortschreitende Detaillierung des

Kopf des Siegers.

Kostüms Hand in Hand? Und bedient sich die Plastik dieser Zeiten nicht vorwiegend noch griechischer Formen, freilich nicht, ohne sie durchweg mit eigenem Geist zu füllen? Das wurde mit unserem Jahrhundert anders. Modernes Kostüm und modernes Leben wurden direktes Gegenteil von antikem, und deshalb fiel auch Leben und Plastik so auseinander, Leben und antikisierende Architektur. Jetzt galt es, die Antike rein als Prinzip zu fassen und ihre Gesetze von neuem auf die Natur anzuwenden. Dabei sind wir zurzeit. Wie weit wir aber der Plastik bei dieser neuen Selbständigkeit dennoch Beschränkungen auferlegen müssen, bleibt abzuwarten. Sicher ist, daß sie gründlich unmodern geworden war. Einst galt uns das moderne Kostüm für so unmalerisch; seitdem wir uns aber daran gewöhnt haben, das Malerische nicht im Gegenständlichen, vielmehr in der Darstellung zu genießen, ist jene Empfindung vollends gewichen. Vielleicht erleben wir mit der Plastik ähnliches. Es würde zum mindesten einen außerordentlichen Fortschritt ihres rein sachlichen Wesens bedeuten.

Rein als Plastik ist Tuaillons Entwurf zum „Kaiser Friedrich" ausgezeichnet. Mensch und Tier bilden eine stilvolle Einheit in der geschlossenen Bewegung und in der Kraft der Durchführung. Es ist interessant, zu beobachten, wie von der „Amazone" ab sich der Typus des Pferdes bei Tuaillon entwickelt. Hier liegt er wohl am schönsten vor. Die Disharmonie zwischen Naturalismus und Stil ist gewichen.

Dieser Entwurf machte so viel von sich reden, daß er, freilich nicht ohne heftigen Widerspruch — wenn ich nicht irre, von einem Privatmann —, zur Ausführung für Bremen erworben wurde. Nun hat der Künstler, als er an die Arbeit ging, für Bremen einen ganz neuen Entwurf hergestellt, der in vielem von dem Charlottenburger abweicht — inwieweit zu seinem Vorteil, das wollen wir hier nicht entscheiden. In dem neuen Entwurf ist das Pferd jedenfalls noch kräftiger und die Gestalt des Kaisers aufrechter.

Gleichzeitig arbeitete der Künstler an zwei neuen Gruppen, die ihn vor neue Aufgaben stellen: an einer Stier- und einer Ebergruppe. Vielleicht zeigt sich auch hier wieder, daß der Körper eines Stieres dem Plastiker die denkbar schönste Aufgabe stellt. —

Das Wesen unserer Zeit ist der Individualismus. Seine Entwicklungslinie reicht weit zurück, wenn es auch scheint, wie es im Werden der Geschichte nicht selten ist, als sei er von gestern und kämpfe ausschließlich gegen den letzten Feind. Nein, er ist allmählich und langsam geworden und hat in unseren Tagen seinen Höhepunkt erreicht, einen Höhepunkt, der den Grad der Auflösung zeigte. Aber von allgemeiner Dekadenz ist nicht wohl zu reden, denn unter der welkenden Blüte sitzt schon im Herbst die neue junge Knospe, die im Kreislauf des Werdens diesmal wieder „Deutschland" heißt. Und mit dem Fortschreiten des Individualismus ging — ich glaube, ich deutete es schon an in meinem Aufsatz über Gaul — ein Verfall der Plastik notwendig Hand in Hand. Vielleicht mehr ein Still-

Der Rosselenker.

Digitized by Google

Stier.

ſtand. Denn da ſie aus ihm nicht werden konnte, blieb der Epigonenkunſt das Feld.

Individualismus und Plaſtik ſind zwei einander fliehende Begriffe. Sie ſtehen einander gegenüber etwa wie die Begriffe „moderne Seele“ und „Diskuswerfer“. Rodin und Hildebrand! Rodin iſt das Genie, das aus den neuen Bedingungen wurde, und das gerade darum deutlich in ſeinen Werken zeigt, daß es nie die letzten Aufgaben der Plaſtik zu löſen vermag. Hildebrand iſt eine Intelligenz, die das Grundweſen der Plaſtik erfaßte wie einer, aber in der Praxis doch zu wenig eigenen Kulturzuſammenhang zeigte und ihn deshalb auch in der Theorie zu ſehr leugnet. Da ſteckt ſein Irrtum. Er ſagt ſelbſt, in der Antike und in der Kunſt Michelangelos iſt das Weſen der Plaſtik reſtlos erfüllt. Nun: wie verſchieden iſt die auf den gleichen Geſetzen beruhende Kunſt Michelangelos von der Antike. Und eine ſelbſtändige Kunſt unſerer Zeit müßte den gleichen Unterſchied bei gleichen Geſetzen zeigen. Rodins Kunſt zeigt den Unterſchied, doch er hatte die Geſetze teilweiſe aufgegeben; Hildebrand baſiert auf dem feſten Geſetz, aber er gab die eigene Kultur auf. Rodin erinnert manchmal an Rembrandt. Wie dieſer mit dem Licht, arbeitet jener mit der beſeelten Fläche. Und wie bei aller individuellen Kunſt ſcheint ſeine Stärke im Porträt zu ruhen. Hier iſt er vollendet. Aber hier iſt auch Hildebrand vollendet, während ſeine Kunſt doch eigentlich dahin zielen ſollte, Raumprobleme zu löſen. Daß er es, abgeſehen von ſeinen Brunnen, nicht immer tut, mag in ſeiner Phantaſieenge liegen. Was er aber über das Weſen der Plaſtik ſagt, iſt ſo grundlegend, daß wir es unſerer Zeit gar nicht genug einſchärfen können. Es ſei deshalb daran erinnert. Im allgemeinen Teil ſeiner Lehre, wo er vom Weſen der Erſcheinung und der Form an ſich handelt, ſpricht er nicht nur zum Bildhauer, er deckt die allgemeinen Geſetze des künſtleriſchen Lebens reſtlos auf, das in dem ſtreng betonten Unterſchied von Daſeinsform und Wirkungsform gipfelt. „Im Kunſtwerk exiſtiert die Daſeinsform nur als Wirkungsrealität. Indem das Kunſtwerk die Natur als Relation von Be-

Entwurf zum Kaiser-Friedrich-Denkmal für Bremen.

wegungsvorstellung und Gesichtseindruck faßt, wird sie vom Wechsel und Zufall befreit." Hildebrands wesentlichste Eigenheit aber beruht im Betonen der Reliefauffassung, der Reliefauffassung des Gegenständlichen als „einer Flächenschicht von gleichem Tiefenmaß". Was Hildebrand unter Reliefauffassung formuliert, ist das wesentlichste aller Monumentalkunst. Die Antike zeigt es, der späte Michelangelo, neuerdings Böcklin und Thoma. Manche, wie Millet, geben nur die Silhouette, es fehlt die nötige Tiefenvorstellung. Rodin hat hiervon wenig. Daher sind auch seine psychisch vertieften Werke als Denkmal im Freien unmöglich. Das Dreidimensionale geht bei ihm selten in „eine einheitliche Flächenschicht von gleichem Tiefenmaß" auf. Somit hat er auch nicht die wahre „en bloc-Behandlung", auf die er sich kapriziert, und die wir vollendet in Michelangelos Madonna aus der Mediceerkapelle sehen. Denn der geniale Rodin ist und bleibt Tonmodelleur! Er ist kein Steinbildhauer. Nur als Tonmodelleur konnte er auch seinen psychischen Absichten Ausdruck geben. Im Wesen der „Reliefauffassung" liegt das Wesen des Stils

für alle Zeiten begründet, die Individuelles und Nationales dann belebend ergänzt. Eigenschaften, die Hildebrand für die Künste allzuwenig berücksichtigt. Zweifelsohne wäre es für alle Künste zu wünschen, wenn ihre Künstler diese optischen Gesetze als selbstverständlich beherrschten, was in der Tat in keiner Zeit weniger der Fall war als in der unserigen. Die Klassizisten hatten das Naturstudium verlernt und die Naturalisten den vornehmen Schatz der Tradition allzueilig über Bord geworfen. So müssen sie nun einander ergänzen. Dann nähern sie sich dem Wesen alter großer Kunst. In Hildebrands Lehre findet diese Ergänzung und dieser Austausch statt. Das wahre Wesen der Reliefauffassung, d. h. wahren Stil, aber kann nur der erreichen, der ihn aus der Natur abstrahiert. So finden wir ihn, um auf unsere Bildhauer zurückzukommen, bei Gaul mehr als bei Tuaillon. Wir sehen die Form bei ihm noch zu sehr als Einzelwert nicht aufgegangen in die Verhältniswerte. Das höchste Bewußtsein dieser Reliefauffassung finden wir natürlich in Hildebrands eigenen Werken. Daß er von diesem Standpunkt auch der Reformator des eigentlichen Reliefs wurde, ist klar.

Zieht man alle diese „Für" und „Wider" in Betracht, so gelangen wir zu dem Resultat, das Hildebrand in den Worten formuliert: „Eine Gruppe im künstlerischen Sinne beruht nicht auf einem Zusammenhang, der durch den Vorgang entsteht, sondern muß ein Erscheinungszusammenhang sein, welcher sich als ideelle Raumeinheit gegenüber dem idealen Luftraum behauptet." Daß diese Anschauung allein ihren klarsten Ausdruck finden kann „beim freien Heraushauen aus dem Stein", ist ihre letzte Folge und erste Voraussetzung.

* * *

Als ich diesen Aufsatz vor Jahresfrist schrieb, wies ich auf des Künstlers noch unvollendete Arbeiten hin. Der „Kaiser Friedrich" ist mittlerweile in Bremen unter dem Beifall aller Kunstfreunde und dem des obersten Protektors des Landes zur Aufstellung gelangt; die größere Gruppe mit dem Stier geht ihrer Vollendung entgegen. Inzwischen entstanden kleinere Arbeiten, so der kleine „Stier", den wir hier wiedergeben, und das „Herkulesrelief", das wir im Frühjahr auf der Sezession sahen. In allerjüngster Zeit erhielt Tuaillon dann den Auftrag des Kaisers, die „Amazone" in zweimal vergrößerter Form für den Tiergarten zu bilden; sie hat im Laufe des Sommers dort Aufstellung gefunden. Der Künstler hat die Vergrößerung nicht ohne die entsprechenden Änderungen im Stil vorgenommen, indem er das Pferd besonders mehr im Sinne seiner neuen Formensprache bildete, wodurch dann jene Disharmonie zwischen Pferd und Figur, auf die ich hinwies, natürlicherweise aufgehoben scheint. Ob dies auch die Absicht des Künstlers war, weiß ich nicht; jedenfalls ging er davon aus, die Formen „plastischer", weniger naturalistisch zu bilden, wodurch Einzelheiten an Schärfe verloren, wie er betonte.

Ahnung.

Noch ist das Wesen dieser Blüte
Dem Auge und dem Geist verhüllt;
Sie fühlt schon leise, sanfte Regung:
Es kommt, es wird, der Same schwillt.

O, diese zarten weißen Blättchen
Und dieses duftig grüne Laub!
Und an den feinen, schmalen Fäden,
Da hängt der goldne Blütenstaub.

Und dieser Duft! Auf leisen Schwingen
Wiegt ihn der Windshauch hin und her —
Du junge Frau, was schaust du nieder?
Wird plötzlich dir das Herz zu schwer?

Lisa Hohorst.

Digitized by Google

Ferdinand von Saar.

Von Prof. Dr. Ludwig Geiger.

Der österreichische Schriftsteller, der am 24. Juli 1906 freiwillig aus dem Leben schied, um schmerzlichen und unheilbaren Leiden zu entgehen, ist in Reichsdeutschland fast ein Unbekannter. Wenn auch einzelne seiner Schriften in Deutschland erschienen sind, so erfreuten sie sich doch weder bei dem lesenden noch beim kaufenden Publikum einer besonderen Beliebtheit, so wenig, daß Saars Hauptwerk, die „Novellen aus Österreich" (1876), es im ganzen nur auf zwei Auflagen brachten, ein ungemein geringer Erfolg, selbst wenn man ihn nicht mit den zahllosen Auflagen einiger jüngsten Erzähler vergleicht. Auch in den Essaysammlungen moderner Kritiker, eines Ernst Ziel, Adolf Stern, selbst in dem vortrefflichen Buche von R. M. Werner „Vollendete und Ringende", das doch in erster Linie Österreicher berücksichtigt, sucht man ihn ebenso vergeblich wie in des Österreichers Aug. Sauer gleichfalls zisleithanischen Autoren gewidmetem Werke „Gesammelte Reden und Aufsätze". Die größeren Werke über die Moderne gehen über ihn hinweg, da er, obwohl bis in die jüngste Zeit lebend, kein Moderner war, und auch die Literaturgeschichten des neunzehnten Jahrhunderts oder die größeren allgemeinen Werke, wie z. B. das von Vogt und Koch, bedenken ihn nur mit wenigen Worten. Nur Adolf Bartels und R. M. Meyer haben ihm einige Seiten gewidmet, aber auch bei Meyer sind manche Sätze wörtlich der Studie Jakob Minors entnommen, der neben Hermann Bahr wohl der einzige ist, der ausführlicher über Saar geschrieben hat. Mit Achtung genannt wurde sein Name stets auch in Reichsdeutschland; nun nach seinem Tode ziemt es sich wohl, die Bilanz seines Lebens zu ziehen.

Ferdinand von Saar wurde am 30. September 1833 in Wien geboren. Er verlor früh seinen Vater und wurde im Hause seines Großvaters, eines höheren Postbeamten, erzogen. Er trat auf den Wunsch seines Vormundes 1849 in die österreichische Armee ein, wurde 1854 zum Offizier befördert, wechselte häufig seine Garnison, machte den italienischen Feldzug von 1859 mit, trat aber noch in demselben Jahre aus der Armee aus und widmete sich schriftstellerischen Arbeiten. Seitdem lebte er in Döbling bei Wien, hielt sich häufig monatelang bei Freunden und Bekannten auf dem Lande auf, unternahm 1873 mit seinem Freunde Stephan von Millenkovicz eine Reise nach Italien und lebte einen Winter lang auf dessen Gütern. Er verheiratete sich 1881, verlor seine Gattin nach wenigen Jahren und hielt sich seitdem teils auf seinen Besitzungen in Mähren, teils in Wien auf, wo er auch gestorben ist.

Er debütierte mit einem Trauerspiel „Kaiser Heinrich IV." 1863, dem er seitdem eine Anzahl anderer historischer Dramen folgen ließ; veröffentlichte seit 1866 Novellen, die teils einzeln, teils in Sammlungen erschienen (die letzte 1901), und schrieb eine ganze Anzahl lyrischer und epischer Gedichte. Die dramatischen und epischen Arbeiten dürfen, da die ersteren sich auf der Bühne durchaus als nicht lebensfähig erwiesen und die letzteren keineswegs volksmäßig geworden sind, wohl übergangen werden; hier ist nur von den Novellen zu sprechen.

Manch anderen Schriftsteller kann man nach einem einzigen Werke beurteilen; Erzähler häufig nach einem großen Roman, der ihr ganzes Wesen enthüllt; Saar hat sich nie zu einem großen Werke aufgeschwungen, in dem er sein ganzes Können betätigte. Das lag in seinem Wesen: er war ein Stimmungsmensch. Er brauchte Zeiten der Ruhe und begnügte sich mit Arbeitspausen. „Gedankenvolles Nichtstun" bezeichnet er einmal als den Zustand, in dem er sich am behaglichsten fühlte, und in einer Erzählung, in der er selbst vorkommt (der Schriftsteller, der den Militärdienst quittiert hat), antwortet er

Digitized by Google

auf die Frage, was er denn eigentlich tue, mit dem einen Worte: „Nichts“. Darum muß man bei ihm das ganze Genre, das er mit Vorliebe pflegte, die Novellen, betrachten, darf sich aber nicht damit begnügen, wenige einzelne hervorzuheben. Saar hat vier größere Novellensammlungen hinterlassen: „Novellen aus Österreich“, „Herbstreigen“, „Camera obscura“ und einen Spätling, den er selbst als „Nachklänge“ bezeichnet. Diese vier Sammlungen (fünf Bände; Kassel, Georg Weiß) liegen den nachfolgenden Betrachtungen zugrunde.

* * *

„Nicht etwa um das harte Los dieser Parias der Gesellschaft, die unsere Dome und Paläste, unsere Unterrichtsanstalten und Kunstinstitute bauen, in grellen Farben zu schildern, oder darzutun, welche Rolle der sogenannte fünfte Stand dereinst noch im Laufe der Begebenheiten zu spielen berufen sein könnte, schreibe ich diese Geschichte.

„Ich bin ein Freund der Vergangenheit. Nicht, daß ich etwa romantische Neigungen hätte und für das Ritter- und Minnewesen schwärmte oder für die sogenannte gute alte Zeit, die es niemals gegeben hat, nur jene Vergangenheit will ich gemeint wissen, die mit ihren Ausläufern in die Gegenwart hineinreicht, und welcher ich, da der Mensch nun einmal seine Jugendeindrücke nicht loswerden kann, dem Herzen nach angehöre.“

Diese beiden Sätze darf man der Besprechung der Novellen voranstellen. Doch ist man genötigt, ein drittes anzureihen: Saar ist Österreicher, und er bleibt auch in seinen Schilderungen durchaus innerhalb Österreichs. Doch ist sein Österreichertum nicht so zu verstehen, als wenn er wie der gegenwärtige Bürger dieses Staates es liebte, gelegentlich scheele Blicke nach dem Auslande zu werfen, nur sein Vaterland lobe und dabei doch nach echter zisleithanischer Art an allem herummäkele, ernst- oder spottweise, was in der Heimat geschieht; auch nicht so, daß er den Rassenhaß, den Nationalitätenhader mit großer Entschiedenheit betone und das Deutschtum gegen Tschechentum oder Magyarentum hervorkehre; endlich auch nicht so, daß er mit ingrimmigem Haß preußisches oder norddeutsches Wesen überhaupt verfolge, die verlorene Vorherrschaft oder den aufgegebenen

Ferdinand von Saar. Nach einer Aufnahme aus dem Hofatelier von R. Krziwanek in Wien.

staatlichen Zusammenhang mit Deutschland beklage. Vielmehr ist er ein Österreicher, der sich nun einmal innerhalb der schwarzgelben Pfähle wohlfühlt, der an den Bergen und der schönen Landschaft sein Behagen empfindet, Wien als sein trautes Heim betrachtet, sich immer wieder freut, wenn er die alten Gassen wiedersieht, und doch auch das frische Aufstreben der werdenden Großstadt bewundert, aber auch den Vorzug schlichter Landstädte oder gut gelegener Hauptplätze, z. B. Prag, empfindet und ausspricht. Zu wirklich politischen Auseinandersetzungen kommt er außerordentlich selten. Nur eine einzige Stelle mag angeführt werden, die so lautet: „Das Jahr 1866 war herangekommen, und sein Sommer brachte Sorge, Verwirrung und tiefes Leid. Heute sind mehr als zwei Dezennien darüber hingegangen, und die Einsicht, daß jene Ereignisse der Ausgangspunkt des großen germanischen Reiches gewesen, hat uns alle mit dem Schicksal, das uns damals betroffen, ausgesöhnt, wenn sich auch seither die Deutschen in Österreich, durch Nationalitätenhader von allen Seiten bedrängt, immer einsamer und verlassener fühlen.“ Es ist zwar ein Förster, der solches spricht, und die Stelle kommt in einer der

Digitized by Google

nicht eben sehr häufigen Geschichten vor, in denen der Erzähler nicht in eigener Person auftritt, doch kann man sagen: es ist der Darsteller selbst, der hier spricht.

Klarer als in seinen Novellen drückt Saar in einzelnen Liedern seine politische Gesinnung aus. In „Austria" beklagt er das Los seines Vaterlandes, daß es sich selbst im Kampfe vernichte; als Österreicher habe sich doch nur immer der Deutsche gefühlt. In „Germania" preist er das mächtige Deutsche Reich, aber auch dessen Zukunft erscheint ihm nicht trostvoll, da nur die bleiche Furcht die grimmigsten Feinde niederhalte, der deutsche Geist nicht mehr willig Anerkennung finde, deutsche Liebe aber und deutsches Herz nicht mehr gepriesen werde, selbst nicht von den eigenen Söhnen.

Ein viertes, was für seine Beurteilung von höchster Bedeutung genannt werden muß, ist seine Technik oder sagen wir es lieber gleich: seine Manier. „Saars Novellen", schreibt Professor Minor in der genannten Studie, „gehören fast alle jener eigentümlichen Form der Ich-Novelle an, in der der Dichter selbst immer leibhaft gegenwärtig ist, ohne mit dem Helden selbst identisch zu sein. Meistens spielt er die Rolle des Vertrauten, der als Freund und Berater Gelegenheit zur Beobachtung und zur Anteilnahme gehabt hat .. Der Dichter erzählt nur, was er erfahren hat; und wir erfahren von ihm nur, was er weiß und wissen kann. Über das, was er nicht in Erfahrung bringen konnte, läßt er uns im unklaren ... Jede Saarsche Novelle spielt sich in einer Reihe von Begegnungen ab, die ungefähr den Kapiteln entsprechen und wo beim Zusammenkommen und beim Weggehen immer die höflichsten Grußformen beobachtet werden. Zwischen den einzelnen Begegnungen liegt immer ein Zeitraum von vielen Jahren und ein Wechsel des Schauplatzes ... Mit jeder Begegnung aber ist ein entscheidendes Moment im Charakter des Helden oder in seinen Schicksalen gegeben: so viel Begegnungen, so viel Stationen auf seiner Lebenswanderung."

Zu diesen Bemerkungen muß freilich einzelnes Erläuternde hinzugefügt werden. Saar geht in folgender Weise vor: der Erzähler trifft in seiner militärischen Dienstzeit entweder in einem Café oder bei einem Feldzug oder während einer Einquartierung einen alten Bekannten oder macht neue Bekanntschaften; eine dieser Persönlichkeiten, gewöhnlich gar kein wirklicher Vertrauter, sondern solche, mit denen er keine intimen Beziehungen, sondern nur gelegentliche Begegnungen gehabt hatte, erzählt eine Geschichte, an der der Erzähler weder innerlich noch äußerlich beteiligt ist. Oder: ein äußerer Vorfall gibt Gelegenheit zur Beichte eines Bekannten. In der Novelle „Die Geigerin" zum Beispiel sieht Herr „Ich" mit einem Freunde, wie ein junges Mädchen sich ins Wasser stürzt. Es ist die Violinspielerin, die der Bekannte einmal angeschwärmt hatte, und nun wird von diesem ehemaligen Verehrer ihre Geschichte erzählt. Noch seltsamer, oder man darf wohl sagen ungeschickter, ist „Der Brauer von Hrabovan". Ein Schneider tötet sein junges schönes Weib aus Eifersucht; darüber spricht Herr „Ich" mit einem Landarzt; sie kommen, ohne die Tat des Eifersüchtigen verteidigen zu wollen, darin überein, daß der Eifersüchtige zumeist wirklich der Geschädigte sei und also vom höheren moralischen Standpunkte aus ein gewisses Recht zu seiner Notwehr habe. Und nun erzählt der Landarzt nicht etwa die Geschichte des Schneiders, sondern die Geschichte eines Brauers, die freilich zu dem beobachteten Fall gar keine Analogie bietet. Das Analoge besteht nur darin, daß auch der Brauer Grund zur Eifersucht zu haben glaubte, daß er aber nicht seine Frau tötete, sondern sich selbst erhängte. Schließlich stellt sich aber heraus, daß sein Verdacht unberechtigt war, da das Kind, bei dem er einen anderen der Vaterschaft verdächtigte, wirklich sein eigenes war.

Ist in solchen Beispielen, die sich stark vermehren ließen, der Novellist nur Zuhörer, der natürlich den eigentlichen Erzähler häufig unterbricht, um seine Teilnahme zu bezeugen oder um die Rede in Fluß zu bringen, nicht aber innerlicher Teilnehmer, so finden sich einige Novellen, nicht zwar aus dem Leben des Ich selbst, wohl aber aus dem Leben wirklicher Freunde, in dem ihm selbst eine Rolle zugefallen ist. In einer Novelle, in der der Erzähler sich eine tätige Rolle zuweist, spielt er eine recht traurige Figur. Es ist die Geschichte eines seltsamen Einbildlings, um nicht zu sagen eines Wahnsinnigen, natürlich eines Offiziers. Der Leutnant Burda, ein hübscher, distinguiert aussehender Mann, nicht ohne Bildung und nicht ohne militärische Fähigkeit, bildet sich ein, die jüngste Fürstin L. (es wird schwer, hier

Digitized by Google

nicht den Namen Liechtenstein zu setzen), für die er schwärmt, sei in ihn verliebt. Er schickt ihr Gedichte und Blumen, starrt sie im Theater an, lauert ihr bei ihren Ausfahrten auf. Da sie im Theater einmal in einer gelben Robe erscheint, betrachtet er dies als zarte Rücksicht auf die gelben Aufschläge des Waffenrockes seines Regiments; da sie nach langer Krankheit im Burgtheater sich in Trauer zeigt, so sieht er in ihrem Erscheinen ein Stelldichein, das ihm vor seinem Abschied gegeben werden soll, und betrachtet das schwarze Kleid als äußere Signatur ihrer Trauer; ein Veilchenbukett, das er in seinem Mantel findet, hält er heilig als zarte Sendung von ihrer Hand; ihr zufälliges Eintreffen auf dem Schlosse, in dessen Nähe er in Quartier liegt, ist ihm ein deutliches Bekenntnis der Sehnsucht, die sie nach ihm empfindet; die Errichtung einer besonderen Adjudanturabteilung, zu der er sich sofort meldet, sieht er als ein durch den Fürsten mitbestimmtes Experiment an, wodurch er in die aristokratischen Kreise lanziert werden soll, und unternimmt gleichzeitig Anstrengungen, einen alten, wie er meint, seiner Familie zustehenden Grafentitel wieder zu erwerben. Seine Verblendung wird nicht dadurch geheilt, daß er die Ansprüche auf diesen Titel nicht durchsetzen kann, daß seine Bewerbung zu der Eliteabteilung zurückgewiesen wird, selbst im Tode — er fällt im Duell gegen einen Raufbold, der ihn beleidigt hatte — hält er an seinem Traum fest. Doch darauf kommt es weniger an, sondern auf die Rolle, die der Erzähler, d. h. eben der „Ich" spielt. Diese ist wahrhaft kläglich. Er weiß nämlich durch seine Erkundigungen, daß das Veilchensträußchen gar nicht von der Prinzessin stammt, nicht für den Leutnant bestimmt war, sondern, eine zarte Aufmerksamkeit einer Halbweltdame für einen Hauptmann, nur durch eine Unachtsamkeit des Logenschließers in den Mantel des Leutnants geriet. Er weiß durch den Adjutanten des Fürsten L., der die Mitwirkung des Erzählers geradezu erbittet, daß die Fürstin, die sich übrigens am Schlusse der Geschichte mit einem anderen verlobt, mit keiner Faser ihres Herzens an dem Leutnant hängt; er wird direkt aufgefordert, seinen Freund von den impertinenten und gänzlich aussichtslosen Annäherungsversuchen an die junge, hochstehende Dame zurückzuhalten — und er tut nichts, denn es ist geradezu jämmerlich, wie er seinen Auftrag durchführt, wie schlecht er den Mentor spielt, wie wenig er imstande ist, als wirklicher Freund zu sprechen und zu handeln. Spräche und handelte er energischer, so würde der Bedauernswerte vielleicht einer Heilanstalt zugeführt werden, in die er gehört, oder durch Selbstmord enden, man wäre um eine tragische Geschichte ärmer, der Erzähler aber hätte sich als tatkräftiger Mann, als pflichtbewußter Freund erwiesen. Man wende nicht etwa mit vornehmem Lächeln ein: die Geschichte ist ja so passiert; in diesem Falle hätte der Erzähler in Rücksicht darauf, daß Dichtung und Wahrheit denn doch nicht immer verknüpft sein müssen, den Fall einfach als ein psychologisches Problem darstellen müssen, hätte aber nicht nur die menschliche, sondern auch die dichterische Pflicht gehabt, seine werte Persönlichkeit zu unterdrücken.

Während die Ich-Form manchmal die Erzählung belebt, stört sie mitunter die Wirkung oder hindert sie geradezu. Im „Haus Reichegg" wird aphoristisch das Geschick eines adligen Hauses angedeutet: der streng kirchlich gesinnte Vater, die schöne, aber leichtsinnige Mutter, welche mit aller Welt liebelt, einen Vetter, dem die Tochter leidenschaftlich anhängt, dieser abspenstig macht, nach dem Tode des Gatten sich einem Künstler in die Arme wirft, während die Tochter, die dem Vater nachartet, Oberin eines Klosters wird. Die Geschichte ist ganz gewöhnlich, sie wird aber auch keineswegs interessanter dadurch, daß der Ich als Offizier im Schlosse der Eltern einquartiert ist und dabei als unfreiwilliger Zeuge das Geliebel der Mutter beobachtet, dann bei einer Reise in Venedig die verliebte Witwe trifft und als Besucher eines Freundes im Krankenhause die zufällig inspizierende Tochter einen Moment beobachtet. Denn diese Verwendung des Ich ist hier nicht nur unmotiviert, sondern geradezu töricht. Sie hätte doch nur dann einen Sinn, wenn der Erzähler irgendwie in die Handlung eingriffe oder diesen Personen irgendwelches Interesse schenkte — in allen drei Situationen ist er aber bloßer innerlich absolut unbeteiligter Zuschauer, dem das von ihm Angesehene ein ganz zufälliges Erlebnis ist und bleibt. Denn man darf nicht etwa glauben, der Verfasser wolle damit antiliteritale oder antiaristotrati-

Digitized by Google

sche Ansichten äußern; es liegt ihm nichts ferner als anzudeuten: so ist euer Adel, er besteht aus Frömmlern und Unsittlichen, sondern er gibt eben weiter nichts als eine Reihe Beobachtungen von ganz zufälligen Ereignissen, die ebensogut anders hätten kommen können und die für Leben und Anschauung des Erzählers gleichgültig sind.

Man kann geradezu behaupten, der Autor erweist sich häufig als welt- und gesellschaftsfremd. Er spinnt sich in seine Vorstellungen ein und konstruiert, an seinem Schreibtisch sitzend, Zustände und Ereignisse, wie sie entweder nie waren oder jedenfalls der Welt nicht entsprechen, in der er lebt.

Denn gewiß schreibt nicht, wie er in der Novelle „Der Exzellenzherr" schildert, ein älterer Mann, ein höherer Beamter, ein redlich denkender Mann (kein frivoler Wüstling) an ein junges, hübsches Mädchen, das er zweimal in einer Kirche gesehen, und von dem er auch absolut nichts weiß, sondern er versucht, wenn er wirklich redliche Absichten hat, sich Zugang in ihr Haus zu verschaffen. Und wenn es auch wirklich vorkommt, daß ein fein gebildetes, gut erzogenes Mädchen infolge eines Liebesbriefes dem Bewerber ein Rendezvous gewährt — so recht wie in der Rokokozeit, indem sie ein Zettelchen fallen läßt, das dem Liebhaber Zeit und Ort bestimmt — sollte sie dann wirklich sich von einer älteren Stiefschwester beeinflussen lassen, dieses Zusammentreffen dazu zu benutzen, um den Toren gründlich abzuweisen? Und was das Schlimmste, das junge Mädchen hat wirklich für den kühnen Bewerber, den sie kaum angeschaut hat, Sympathie, wird infolgedessen unglücklich, nebenbei auch schwindsüchtig, so daß sie viele Jahre später, bald nachdem sie dem von zwei Kirchengängen her Geliebten diese Empfindungen gestanden hat, stirbt.

Nicht minder undenkbar ist („Schloß Kostenitz"), daß die scheinbar tief beglückte Frau eines Ministers einem zufällig zur Einquartierung im Schloß anwesenden Offizier heimlich ihre Neigung schenkt, einem Bewerber, der gegenüber den hervorragenden inneren und äußeren Eigenschaften ihres rücksichtsvollen, sie innig liebenden und von ihr zärtlich geliebten Gatten nichts besitzt als das zweifarbige Tuch, dazu aber noch hochmütige aristokratische Gesinnung und freches, zudringliches Gebaren.

Die Novellen gehen zumeist in Künstler-, Aristokraten- und Offizierskreisen vor, der dritte und vierte Stand spielt kaum eine Rolle, außer etwa in der noch zu erwähnenden Geschichte „Steinklopfer", ein anderes Mal ist der Held der Geschichte ein Brauer, ein drittes Mal ein Gärtner. Soviel aber auch der „Ich" vorkommt, von dem inneren Leben des Dichters erfährt man so gut wie nichts. Seine eigenen bedeutsamen Erlebnisse werden gar nicht berührt, denn die kleinen Vorgänge aus seinem Offizersleben, seine Reisen zu begüterten Freunden, seine Besuche bei Wiener Bekannten sind doch im Grunde Äußerlichkeiten, die für sein wirkliches Leben nichts ausmachen. Wüßte man nicht aus Mitteilungen anderer, daß er verheiratet war, aus seinen Novellen würde man es nicht erfahren. Der „Ich", der in seinen Novellen immer wieder bis zum Überdruß des Lesers vorkommt, ist ein Einsamer, der nur von sich abhängt, der sein Bündel schnürt, wann er will, ein vollkommen Freier, der nach Belieben seinen Aufenthalt wechselt und seine Neigungen ändert.

Auch einen bestimmten Anhalt für seine Literatur- und Kunstanschauung erlangt man aus seinen Erzählungen nicht. Nur so viel wird klar: ein Moderner ist er nicht. Wenn auch von Makart, Nietzsche, Richard Wagner und anderen großen Vertretern neuerer Richtungen gelegentlich die Rede ist, so geschieht es doch nicht mit besonderem geistigen Anteil, wie denn überhaupt sich kein übermäßiges Interesse an Philosophie, Malerei, Musik bemerkbar macht. Nur einzelne Stellen über Wagner („Geschichte eines Wiener Kindes") lassen darauf schließen, daß er diesem Meister eine gewisse Sympathie widmet. Daß er dagegen den modernsten Richtungen der bildenden Kunst eher abgewendet als zugeneigt ist, scheint aus der Novelle „Der Hellene" hervorzugehen, wenn auch hier der Vertreter der alten Richtung nicht übermäßig sympathisch ist.

Auch über seine Stellung zu großen Schriftstellern sprach Saar sich in seinen lyrischen Gedichten deutlicher aus als in seinen Erzählungen. In einem Gedichte ehrte er Grillparzer, seine pessimistische Stimmung aber nötigt ihn zu erklären, daß trotz des lauten Ruhmes, der jenem zuteil werde, auch sein Andenken der Vergessenheit entgegengehe. Unter den verstorbenen Größen er-

Digitized by Google

Ferdinand von Saar inmitten ſeiner Geſtalten. Bühnenbild vom Brünner Stadttheater. (Aus dem Hofatelier von Pritzna in Brünn.)

scheint ihm, wie er in einer Ode darlegt, Schopenhauer als einer der größten, zu dem das Leid der Edlen sich flüchte, den Befreite segnen; er schaut im Geiste, daß, wenn die Menschheit schaudernd am Abgrund stehe, „sein Name wie Erlösung auf allen Lippen zittere."

Im großen und ganzen also wie in den Geschichten so in der Gesinnung eine Zugehörigkeit zur Vergangenheit. Auch in einer anderen Beziehung herrscht durchaus alte Manier: in der gebildeten Sprache, in der sich alle Personen der Novellen ausdrücken. So gewählt haben noch niemals Menschen miteinander gesprochen wie hier die meisten, nicht nur die Angehörigen der höheren Stände reden. Welcher gebildete Ausdruck, was für schwere langatmige Auseinandersetzungen! Da ist nichts von flüchtiger Causerie, von belebter Gegenrede, von witzigen Aperçus, jeder drückt sein Wesen in getragenen Aussprüchen aus. Es sind Monologe von ermüdender Länge, breite, am Studiertisch wohl ausgearbeitete Gedankengänge, gut stilisierte Reden, höchst gebildete Aussprachen, nur nicht die leichte Art, in der Menschen miteinander verkehren. Man braucht ja nicht die abgehackte, sprunghafte, aphoristische Sprechweise der Modernsten zu verlangen, aber man will und muß Männer und Frauen so reden hören, wie sie konversieren, wie sie plaudern, nicht wie sie in alten Stücken, aber niemals im wirklichen Leben, deklamieren.

Erregt diese Art schwere Bedenken, so darf man auch ihre Vorzüge nicht verschweigen. Diese bestehen in der äußerst sauberen Diktion, der kunstmäßigen, gleichfließenden Erzählungsweise, wohlgeformten Sätzen, edler und schöner Sprachform. Man sieht, wie dieser Autor, der in fünfundvierzig Jahren schriftstellerischer Arbeit kaum ein Dutzend Bände fertig gebracht, sich Zeit gelassen in Erfindung und Ausarbeitung, man merkt ihm eine gewählte Lektüre, vortreffliche Muster an; man hat den Eindruck, wenn man auch nicht geradezu auf ein bestimmtes Vorbild hingewiesen wird, daß er meist Gutes gelesen und sich in Kreisen umgesehen hat, in denen auf wohlgeformte Sprache Wert gelegt wird. Austriazismen begegnen selten genug, salopper Stil, flüchtige Ausdrucksweise niemals. Wie es dem Schriftsteller mit Erfindung und Ausarbeitung wirklicher Ernst ist, so auch mit der Form, die er der Erzählung und den Gesprächen zu geben versteht.

Nach diesen notwendigen allgemeinen Bemerkungen kann unmöglich die eingehende Würdigung aller einzelnen Geschichten folgen, namentlich deshalb nicht, weil schon im Vorstehenden auf manche hingewiesen wurde; nur einzelne von dem Autor behandelte Stoffe mögen kurz angedeutet werden.

Zunächst die Liebe. Daß Saar verheiratet war, ist schon ausgesprochen, zugleich aber, daß von seiner Ehe niemals die Rede ist. Desto mehr von der Ehe anderer und von der Liebe. Wie die Schilderung des Milieus in seinen Geschichten im engen Zusammenhange steht mit den Gesellschaftskreisen, in denen er sich bewegte, so sind nicht nur die Frauen, die hier eine Rolle spielen, denselben Kreisen entnommen, sondern die Empfindungen, die sie Männern einflößen, die Stellung der beiden Geschlechter zueinander, mag dieselbe sein, die der Schriftsteller in seiner Sphäre zu beobachten Gelegenheit hatte. Da bleibt auffällig, wie selten die schlichte, reine Liebe, das Glücklichmachen und Glücklichwerden in diesen Novellen vorkommt, die, wenn sie auch sonst die Bezeichnung „alter Stil" verdienen, gerade in dieser Beziehung von der üblichen hergebrachten Manier stark abweichen. Das „Sichkriegen", das für die gewöhnlichen Leser von Liebesgeschichten die Hauptsache ist, tritt ungeheuer selten ein. Um so häufiger, wofür jüngere Leser weiblichen Geschlechts dem Verfasser dankbar sein werden, die Liebe auf den ersten Blick, meist natürlich seitens des Mannes. Da nun — und darüber mögen die nicht mit Schönheit Gesegneten trauern — innere Eigenschaften, Gaben des Geistes und Gemütes sich langsamer enthüllen als äußere, so sind es die Aphroditen mehr als die Minerven, welche die Männer reizen, entflammen, wenn auch nicht immer festhalten. Auch die geschilderten Frauen sind oft leicht entzündliche Wesen. Nicht minder äußerlich als die Männer, legen auch sie auf innere Eigenschaften keinen besonderen Wert; da aber Schönheit für sie weniger begehrenswert ist als für Männer die Schönheit des Weibes, so ist für ihr Entflammen das zweifarbige Tuch, manchmal auch die stattliche Erscheinung und die Jugend ein ganz besonderes Lock- und Reizmittel.

Ob in allen solchen Schilderungen oder auch nur in vielen wirklich Erlebtes, tatsächlich Mitangeschautes vorkommt, ließe sich nur

Digitized by Google

durch Tagebücher des Dichters oder durch Darstellungen vertrauter Freunde erweisen. Vielleicht liegt ein wirklicher Vorgang der Novelle „Ginevra" zugrunde, wenn auch wohl schwerlich hier an ein vollkommenes Stück Autobiographie zu glauben ist. Ein junger Kadett verliebt sich auf einem Ball in ein aus Italien stammendes schönes Mädchen; mit Wissen der Mutter kommt es zum Verlöbnis, nach der Versetzung des zum Leutnant Aufgerückten zu lebhaftem Briefwechsel. Aber der Leutnant, der von seinem Oheim, von dem er materiell abhängig ist, kaum die Erlaubnis erlangen würde, ein mittelloses Mädchen heimzuführen, gerät in die Netze einer verführerischen Majorsgattin, schreibt nicht mehr und antwortet nicht auf die Briefe der Geliebten, nicht einmal auf ein Mahnschreiben der zukünftigen Schwiegermutter, das er wie die letzten Briefe Ginevras überhaupt ungeöffnet liegen läßt. Diese reist nach dem Tode der Mutter zu dem ungetreuen Bräutigam, nicht um ihre etwaigen Rechte zu reklamieren, sondern um ein dem Geliebten übergebenes Kettchen wiederzuerlangen, ihr einziges von dem Vater ererbtes Schmuckstück. Vergebens sucht der Reuige sie zurückzuhalten, stolz entfernt sie sich, um nach längerer Zeit in den Armen eines anderen ein stilles Glück zu finden. Vom moralischen wie vom künstlerischen Standpunkt aus ist der männliche Schwächling zu verdammen, der übrigens in seiner Schwäche konsequent bleibt, denn er verharrt bis zu seinem Alter in den Banden der inzwischen zur Greisin gewordenen Verführerin. Ist die Geschichte an und für sich gewiß glaublich, so ist es geradezu unbegreiflich, daß ein in höheren Lebensjahren stehender Mann ein solches Erlebnis nicht etwa einem einzelnen Vertrauten beichtet, sondern nach einem guten Diner einer größeren Gesellschaft preisgibt; in einem solchen Verfahren liegt eine so starke Verletzung wirklich echten Gefühls, daß man sich zurückhalten muß, es nicht geradezu als Schamlosigkeit zu bezeichnen. Ist dies alles zu tadeln, so muß man gestehen, daß das Mädchen selbst mit einem solchen Liebreiz ausgestattet ist, mit einer so holden Jungfräulichkeit ohne jede falsche Scham, mit so starker Liebe ohne krankhafte Sinnlichkeit, daß sie eine Prachtgestalt ist, die man bewundert, liebt und beklagt.

Diesem gesunden Gefühl des unverdorbenen Mädchens steht ein anderes Mal die empfindsame Überspanntheit, die übertriebene Sensitivität der verheirateten Frau gegenüber („Schloß Kostenitz"). Die Frau eines älteren ehemaligen Ministers wird von einem in einem Nebengebäude des Schlosses im Quartier liegenden Offizier geküßt, ohne daß sie sich wehrt, nachdem sie vorher ein, wie schon oben angedeutet, schwer begreifliches flüchtiges Begehren nach dem jungen schneidigen Marsjünger empfunden. Sie bereut dieses unbedachte Geschehnis, erlangt nach entrungenem Geständnis vollkommene Verzeihung ihres Gatten, der Offizier entfernt sich, sie aber nimmt sich diese kurze, nichts bedeutende Episode so zu Herzen, daß sie wenige Tage später einer Gehirnentzündung zum Opfer fällt. Eine solche Sühne ist psychologisch absolut unbegreiflich. So wenig der wahrhaft sittlich Empfindende in der Umarmung der Prinzessin durch Tasso ein todeswürdiges Verbrechen erblicken kann, so wenig Leonore durch eine solche Berührung entweiht ist, um so weniger, als es ja wirklich eine zarte Neigung ist, die der Dichter empfindet und eingeflößt hat, so wenig ist die verheiratete Baronin durch die flüchtige Begegnung des verwegenen Kriegsmannes entehrt, für den ja bei ihr nur eine ganz vorübergehende Empfindung — pervers würden wir im modernen Sinne sagen — gesprochen hat. Durch ihr Bekenntnis, durch ihre tiefe Reue, durch die Verzeihung des Gatten ist sie völlig entsühnt; wozu also der Seelenschmerz und dessen Folgen?

Außer diesen Beispielen von Schilderungen weiblicher Wesen und ihrer Liebesempfindung sei noch auf je ein Beispiel *glücklicher und unglücklicher Liebe* hingewiesen. Beide Geschichten sind Muster für die Erzählungsweise des Dichters, beide Perlen seiner Kunst.

Glückliche Liebe stellt die Geschichte „Steinklopfer" dar. Eine einfache, rührende Erzählung: Tertschka (Therese) lebt fast als eine Sklavin in den Steinbrüchen des Semmering. Sie wird von ihrem Stiefvater, dem Arbeiteraufseher, aufs härteste behandelt, muß sich außer der Hausarbeit mit Steinklopfen plagen und wird von ihm durch rohe Anträge verfolgt. Georg Huber, vom Militär entlassen, schwach und krank, wird der Steinklopfertruppe zugewiesen, aus Mitleid von dem armen Mädchen gefördert, faßt eine tiefe Zuneigung zu ihr, wird aber, da der tyranni-

Digitized by Google

sche Stiefvater das zarte Verhältnis bemerkt, aus seiner Stellung weggejagt. Die Liebe gibt dem Schwächling Kraft, er verlangt seine Geliebte, tötet nach erfolgter Abweisung den rohen Patron, wird von einem menschenfreundlichen, von dem wahren Sachverhalt unterrichteten Oberst, unter dessen Leitung das Kriegsgericht zusammentritt, nach Abbüßung einer geringen Strafe entlassen und führt mit seiner Geliebten ein idyllisches Leben. Trotz mancher Übertreibungen, trotz starker Unwahrscheinlichkeiten eine immerhin mögliche, jedenfalls sehr rührende Geschichte. Eine der wenigen mit glücklichem Ausgange, auch eine der seltenen, in der fast nur Niedrigstehende vorkommen — mit tiefer Kenntnis des menschlichen Herzens erdacht, mit ersichtlicher Sympathie für die Armen und Dürftigen geschrieben.

Als Gegenbild dazu die Geschichte der unglücklichen Liebe, der Entsagung. Echt österreichisch: die Geschichte eines katholischen Priesters. Sie wird oft als Krone von Saars Erzählungen angeführt: „Innozens". Eine Liebesgeschichte ist es kaum. Denn der Priester, der an das Lager einer in seiner Nähe wohnenden Frau gerufen wird, wird nur kurze Zeit von sinnlichen Gelüsten zu der anmutigen Tochter jener Sterbenden gequält, der Tochter, die, vom Wachen und Sorgen ermüdet, einschläft und einige Zeit ihr Haupt auf den Knien des Geistlichen ruhen läßt. Als Priester bekämpft er diese Neigung, lebt ein langes Leben in der Nähe jenes Mädchens, die ihren Geliebten heiratet und glückliche Frau und Mutter wird. Nicht die Liebe und ihre Bekämpfung ist es, was dieser Geschichte einen wirklich großen Reiz gibt, sondern die Milieuschilderung. Denn das Leben dieses würdigen Priesters, der zugleich Arzt, Naturforscher, profaner Gelehrter, Musiker ist, verläuft auf einer in der Nähe von Prag gelegenen einsamen Höhe und gibt dem Autor Gelegenheit zu wundervollen landschaftlichen Beschreibungen. Zugleich zu einer prächtigen Kontrastschilderung eines Liebespaares, das leidenschaftlich aneinander hängt, aber durch den frühen Tod des Mädchens auseinandergerissen wird. Die Art, wie Innozens dem in seiner Untröstlichkeit fast irrsinnig gewordenen Bräutigam ins Gewissen redet, mit Anspielung auf seine eigenen Erlebnisse, mit Hinweisung auf seine Schicksale, ist von großer Kraft. Während der Liebestolle, Schmerzbetäubte nach einigen Jahren dem Leben und seinen Freuden wiedergewonnen wird, als glücklicher Ehemann die vordem Heißgeliebte vergißt, bleibt der freiwillig entsagende Priester der Geliebten ein aufopfernder, nichts verlangender Freund. Das alles ist mit so reinem Seelenadel erfunden oder durchgeführt, mit so kundiger und schonender Hand gezeichnet, daß die Novelle in der Tat eine Prachtleistung wäre, wenn nicht auch hier wieder der Herr Ich als Zuschauer oder fast stumme zweite Person der Dialoge fast störend erschiene.

In den beiden letzterwähnten Novellen waren nicht nur österreichische Verhältnisse angedeutet und erzählt, sondern vielleicht auch wirkliche Geschichten berichtet, die dem Autor von irgendeiner Seite überliefert sein konnten. Die Frauen dagegen, von denen gerade zuletzt die Rede war, sind allgemeine weibliche Typen, sie könnten in jedem Lande wie zu jeder Zeit gedacht sein. Von einem Gegensatz des süddeutschen Wesens und Charakters der Frauen gegen norddeutsches kann in den angeführten Beispielen kaum die Rede sein. Und überhaupt vermißt man gerade in dieser Vorführung weiblicher Charaktere das, was man süddeutsche oder österreichische Leichtigkeit und Leichtlebigkeit nennt. Gelegentlich zwar wird die Grazie der Wienerin, das Fesche hervorgehoben, merkwürdig oft die Fülle der Gestalten trotz aller Anmut, selbst Schlankheit angedeutet, aber der frohe, heitere Wiener Sinn fehlt durchaus. Wenn auch bisweilen leichte Siege, triumphierende eheliche Untreue geschildert werden, die Signatur fast aller dieser Liebesgeschichten ist Resignation und trübes Ende. Schuld sind häufig die Frauen: daß ein älterer Mann in seiner Bewerbung sich irrt und sein Auge entweder auf verheiratete Frauen wirft oder auf junge Mädchen, die ihn nicht mögen, ist am Ende mehr eine Folge des Irrtums des Mannes. Sehr oft aber fallen verheiratete Frauen. Sie betrügen ihre Männer, die niemals Trottel, sondern hochstehende Beamte, große Künstler, Generale sind, sie lassen sich hinreißen durch Jugend, manchmal durch geistige Bedeutung ihrer Bewerber, hauptsächlich durch äußere Eindrücke: forsches Auftreten, Stattlichkeit, Schönheit. Auch die Kraft, der unheilvolle Einfluß einer nur sinnlichen Frau, die eben nur den Mann begehrt, wird einmal packend erzählt. In dieser Beziehung ist die „Tro-

Digitized by Google

glodytin" von hervorragender Bedeutung: die Geſchichte eines Mädchens, Maruſchka, der Tochter einer verlumpten Familie, die mitſamt den Ihren ihre Benennung davon hat, daß ſie in einer von Zigeunern zurechtgemachten und verlaſſenen Höhle haust. Sie iſt eine Faulenzerin und Verbrecherin. Sie kommt wegen Diebſtahls in ein Zuchthaus, wegen Herumvagierens in eine Korrektionsanſtalt und bringt ſich ſchließlich ſelbſt ums Leben, da ſie Gefahr läuft, wegen einer gemeinen Brandſtiftung eine zehnjährige Zuchthausſtrafe zu erhalten. Dieſes Mädchen, eine ausbündige Schönheit, wirkt nur auf die Sinne. Die Art, wie der Förſter den Einfluß der Dirne auf ſich beſchreibt, wie er ſich der oft aufkeimenden und ihn mächtig anſtachelnden Begierde erwehrt, die Kraft, mit der dieſes ihrer Schönheit und Anziehungskraft ſich nur halb bewußte Mädchen dargeſtellt wird, iſt von außerordentlicher Gewalt und von bedeutendem Reiz. Nicht, daß der Verfaſſer dem Leſer zumute, dem ſchönen Weibe Faulheit und verbrecheriſche Luſt zu verzeihen, ſondern die objektive Darſtellung dieſer rein ſinnlichen Natur iſt eine hervorragende künſtleriſche Leiſtung.

Das grauſige Element fehlt in den Erzählungen nicht; die meiſten Geſchichten der „Camera obscura" haben tragiſchen oder ſchrecklichen Ausgang. Zu ihnen gehört die mehrfach erwähnte des Brauers; auch die Geſchichte „Die Brüder", wo ein verkommener Lump ſeinen Bruder, einen ehrlichen Kerl, erſchießen will, aber deſſen Frau trifft, der er übrigens ſchon in plumper Weiſe nachgeſtellt hat; oder „Der Burggraf", ein wirklicher Adliger, aber völlig herabgekommen, der nach den gemeinſten Schurkereien, nach der Verführung einer Idiotin, nachdem er ſchließlich noch eine zweifelhafte Dame einer jährlichen Rente wegen geheiratet, elend zugrunde geht. In dieſem Genre die bedeutendſte iſt die Geſchichte „Vae victis": Ein General, der, von ſeiner Frau zurückgeſtoßen, nach glänzender Kriegszeit von ſeinem Poſten entlaſſen wird, tötet ſich ſelbſt, nachdem er mit angehört hat, daß ſeine Gattin einem glänzenden Parlamentsredner ihre Liebe geſtanden. Sie vermählt ſich nach dem Selbſtmord ihres Mannes mit dem Geliebten, wird mit ihm glücklich, aber auch dieſer, zum Miniſter erhoben, erlebt an ſich das Zeitliche und Trügeriſche des weltlichen

Ferdinand von Saar. Büſte von Bildhauer C. M. Schwerdtner jun. in Wien.

Ruhmes. Nach kurzer Zeit verſchwindet auch er im Dunkel. Man könnte freilich fragen: was iſt hier die Pointe, wo bleibt die Moral? Zwei wackere Männer gehen zugrunde, und die ſchlechte Frau triumphiert. Die einzige Antwort, die man darauf erteilen kann, die auch dem Standpunkt entſpricht, den man einem Kunſtwerk gegenüber einnehmen muß, iſt die: der Verfaſſer zeichnet nach dem Leben. Er ſteht ſeinen Figuren objektiv gegenüber; er will die konſequente, mitunter grauſame Entwicklung darlegen; ſeinen Sinn trübt weder Herzensanteil noch Mitleid. Eine ſolche Paſſivität ſeinen Figuren gegenüber iſt in dieſem Falle um ſo verſtändlicher, als ganz offenbar ſowohl der General als der zum Miniſter gewordene Parlamentarier hiſtoriſche Perſönlichkeiten, wirklich gefallene politiſche und militäriſche Größen ſind, die der Verfaſſer nach dem Leben gezeichnet hat.

In den ſchon behandelten Geſchichten und in vielen anderen liegt manches Humoriſtiſch-Satiriſche. Vielen Erzählungen iſt eine leichte ironiſche Schlußbemerkung angefügt. Aber der Vollhumor, die rechte Satire kommt doch nicht zur Ausprägung. Was hätten z. B. die „Drei Parzen" einem Maupaſſant für einen Stoff geboten! Drei

Kaffeehausinhaberinnen: eine lange, dürre Belesene, die schließlich einen Oberlehrer heiratet, eine Üppige, die von einem Offizier heimgeführt wird, aber auch sonst mit ihren Reizen nicht sparsam ist, endlich eine Melancholische, die, in den schönsten Offizier unglücklich verliebt, beinahe Gattin eines schwärmerischen Anbeters, aber nach dessen plötzlichem Tode Betschwester wird. Was hätte ein solcher köstlicher Stoff in geschickteren Händen für eine wunderbare Groteske werden können, während sie bei unserem Dichter zu einem nicht einmal amüsanten Stück einer Lokalchronik wird. Oder selbst der mehrfach angeführte „Brauer von Hrabovan". Er ist zwar der Vater seines Kindes, das der Landarzt vom Tode errettet hat, und das dieser später gelegentlich als Melonenverkäuferin auf dem Markte wiedersieht; aber ganz treu war seine Gattin doch nicht: ein schmucker Zollbeamter hatte dem schönen Weibe nachgestellt, mußte aber, da er zu dem von ihm ersehnten Stelldichein gehen will, bemerken, wie ein ungeschlachter Küfer seinen Platz einnimmt. Auch diese Geschichte wäre, trotz ihres grausigen Ausganges, in den Händen des Franzosen eine köstliche Persiflage geworden, während hier das Grotesk-Frivole nur gestreift, leise angedeutet wird, so daß die starke Wirkung des dankbaren Stoffes in keiner Weise herausgeholt erscheint. Zu einer vollkommenen Burleske hätte die Geschichte „Requiem der Liebe" gestaltet werden können. Ein Musiker verliebt sich in seiner Frühzeit in ein schönes Mädchen aus der Nachbarschaft. Da er als berühmter Mann zurückkehrt, sieht er sie durch Zufall wieder und empfängt durch ihre Schönheit, aber auch durch einen gewissen leidenden Zug denselben Eindruck wie früher. Er sucht und macht schließlich ihre Bekanntschaft, es kommt zu manchen Begegnungen und zum Austausch von Zärtlichkeiten. Aber die Schöne ist spröde, verschanzt sich hinter die Eifersucht ihres Mannes und ihre eigene stolze Sittlichkeit. Durch Zufall gewahrt der Musiker, der sich durch die schamlose Kokette völlig betölpeln läßt, daß sie mit einem Offizier zusammentrifft und diesem gegenüber nicht die Spröde spielt. Er reist nach Italien und stirbt; die Frau, die durch ihren blöden, noch immer verliebten, aber stark im Zaum gehaltenen Gatten die Todesnachricht empfängt, nimmt daraus nur Veranlassung, den nach einem Schäferstündchen begierigen Ehemann abzuweisen, wird aber durch die Trauer nicht verhindert, zu einem Rendezvous zu gehen, in dem stärkere Freuden sie erwarten. Ein solcher Stoff, aus dem ein Franzose eine Glanzleistung prickelnder Frivolität gemacht haben würde, wird hier fast mit Ehrbarkeit, geradezu mit einem sentimentalen Anfluge geschildert.

Wirklicher Humor findet sich eigentlich nur einmal. In der Geschichte „Dissonanzen" handelt es sich um die Gegenüberstellung der alten und der neueren Zeit: ein älterer Graf, der Offizier und Beamter gewesen, nun von mäßigen Renten lebt, als einzige, stets von neuem vorgenommene, fast auswendig gewußte Lektüre einzelne Essayisten und Moralisten: Montaigne und Genossen, außerdem wenige Ausländer, ein paar Deutsche, wie Brandts Narrenschiff, Lichtenbergs kleine Schriften, Thümmel, Werther, außerdem Don Quichote und Münchhausen, liest, steht einem ganz modernen Sozialpolitiker gegenüber, für den die Vergangenheit kaum daist, für den nur eine etwas utopistische Zukunft existiert. Sie stoßen in dem Salon einer Fürstin aufeinander, entwickeln ihre Lebensauffassung und Weltanschauung, scheiden aber nach diesem Rededuell nicht mit respektvoller Duldung und Wertschätzung der gegenseitigen Eigenschaften, sondern mit gründlicher Verachtung. Nach heftiger Gegenwehr und kurz anhaltender innerer Erregung faßt der Moderne seine ganze Entrüstung in dem Gemurmel: „Aristokratischer Hohlkopf" zusammen, und der Anhänger des Alten tut seine Überlegenheit über den neumodischen Schwätzer — denn das ist er wohl auch in dem Sinne des Autors — in der Bezeichnung kund: „Moderner Esel".

Die Hauptperson einer einzigen Geschichte ist ein Jude. Gelegentlich ist ja, wie dies in Erzählungen, die in Wien von etwa 1850 bis 1890 spielen, kaum anders möglich ist, von Juden oder getauften Juden die Rede, aber so vorübergehend, daß man keinerlei Wert darauf zu legen braucht. Die Erzählung „Seligmann Hirsch" ist, wie so viele andere unserer Bände, mehr eine Skizze als eine wirkliche Novelle: der Hinweis auf den Lebenslauf eines alten Juden, der mehrmals über große Schätze gebietet, immer wieder in Dürftigkeit zurückgeworfen wird, ein Wucherer, Spieler, Trinker, ein Gemisch von

Digitized by Google

Aufklärung und Starrheit, von Gutmütigkeit und Unausstehlichkeit, so daß er oft Mitleid, öfter jedoch Widerwillen erregt. Er liebt seine Kinder, besonders einen reich gewordenen und reich gebliebenen Sohn, der schließlich den Adelstitel erlangt, verzärtelt und preist begeistert seine Enkel, wird aber schließlich, da er durch sein ganzes Benehmen, seine Taktlosigkeit, das stete Zurückfallen in seine schlechten Gewohnheiten und Laster unmöglich in dem vornehmen Hause des Sohnes leben oder auch nur in seinen Gesellschaften erscheinen kann, in kleine Bäder geschickt, endlich nach Venedig verwiesen, verfällt dort dem Wahnsinn und stirbt. Man müßte es als übergroße und unberechtigte Empfindlichkeit bezeichnen, wenn ein jüdischer Leser an dieser Skizze Anstoß nehmen wollte und darin etwa den Anlaß sähe, Saar zum Judenfeind zu stempeln.

Gerade aus der Novelle „Seligmann Hirsch" kann man einen großen Vorzug des Autors entnehmen: er versteht es, mit außerordentlicher Plastik zu schildern. Diese Figur des Juden ist von einer geradezu erstaunlichen Realität. Man meint ihn vor sich zu sehen, man hat deutlich vor Augen, wie er sich bewegt, man könnte fast sagen: man höre ihn reden, einherschreiten, selbst schnarchen. Wie er im Wirtslokal den Tarockspielern seine Ratschläge gibt, wie er den Ich zum Billardspielen drängt und ihn dabei trotz mancher Komplimente hochmütig belehrt, das ist alles außerordentlich treu der Wirklichkeit abgelauscht. In ähnlicher Weise könnte man eine größere Anzahl von Geschichten durchgehen: das Milieu der Kaserne ist oft ganz vorzüglich dargestellt, Alt-Wien erscheint in seinen engen, winkligen Gassen wie in einem vortrefflichen Gemälde, die Wirtsstuben, die kleinen Zimmer und eleganten Säle werden in deutlichster Weise gezeigt. Und das geschieht nicht etwa in langen, ausführlichen Beschreibungen, sondern mit ganz wenigen Strichen, mit kurzen Worten und doch so deutlich, daß jeder Raum sein bestimmtes Gepräge erhält. Wie wunderbar, um nur ganz wenige Beispiele zu nennen, tritt das Stübchen der Ginevra hervor, oder das Seitengebäude im Parke des Schlosses Kostenitz oder der Prager Wirtshaussaal, in dem der Leutnant Burda arg beschimpft wird, oder das Studierzimmer des Paters Innozens. Als eine Perle solcher Innendekoration mag die Geschichte „Dissonanzen" angeführt werden. Mit kurzen Strichen wird hier der Salon der alten Fürstin, die halb blind nur der Geselligkeit, dem Strümpfestricken und der Lektüre lebt, vorgeführt; das ganze Treiben in diesem Salon und in dem benachbarten Spielzimmer wird greifbar vor Augen gestellt: man sieht wirklich, wie die Menschen sich bewegen, jeder in seiner Eigentümlichkeit: die steife französische Gouvernante, das zierliche, schmachtende Gesellschaftsfräulein, der enthusiastisch schwärmende Hauslehrer, die bereits erwähnten Hauptpersonen, der Doktor und der Graf, ein jeder in seinem Wesen, in seinem Behaben, in seinem Anzuge, in seinen Äußerlichkeiten, jede Person ein fest gefügtes Bild, das sich rasch einprägt und nicht leicht verwischt.

Faßt man alles zusammen, so wird man sagen können: Ferdinand von Saar war ein Wiener Poet, der seine Heimat und deren Bewohner gut zu schildern wußte. Er hat manche Typen trefflich vorgeführt, Liebesgeschichten geschaffen, glückliche und unglückliche, ernste und heitere, die Anspruch auf längere Geltung besitzen, er weiß Personen und Situationen mit großer Kunst und Kraft darzustellen und handhabt mit edler Einfachheit und hervorragender Schönheit sein geliebtes Deutsch. Aber die Beschränkung auf sein österreichisches Milieu und die unglückselige Manier, sich selbst beständig in den Vordergrund zu stellen, ohne sich doch als wirklich Mithandelnden zu bewähren, verdarben ihm die besten Wirkungen.

Er war kein Glücklicher. Die Sonne des Ruhms lächelte ihm selten, lauter und lohnender Erfolg wurde ihm wenig zuteil. Auch die innere Befriedigung, das Los mancher Verkannten, war ihm nicht beschert. Wie er, von Schmerz gepeinigt, seinem Leben ein Ende machte, so erkannte er mitten im Streben, daß sein Geschick ein trauriges, unbeglückendes sei. Am Ende seiner letzten Gedichte steht ein Sonett, worin es heißt, daß er „sein ganzes Leben in tiefster Seele einsam mußte schreiten, haltlos durchirrend ungemessene Weiten, wo andern Stab und Richtung ward gegeben". So kam's, daß er „nur schwer errungen, was mancher Gaukler bloß auf Augenwinke mit dreisten Füßen lächelnd sich ersprungen".

Digitized by Google

F. G. Waldmüller: Selbstbildnis. (Galerie Eißler, Wien.)

Ferdinand Georg Waldmüller.

Von Arthur Rößler.

Mit Augen gesehen habe ich ihn dreimal, diesen lieben Biedermeier. Das erstemal im Wiener Hofmuseum als ungefähr Dreißigjährigen und richtigen „Gavalier", ausgesucht dandyst gekleidet, im modischen, hochkragigen Schössel-rock, farbig gestreifter seidener Weste und buntem Schlips um den steif gestärkten Vatermörder, in der einen Hand die Handschuhe, in der anderen den schmalrandigen, hohen grauen Zylinder haltend. Ich gewann das klare, männlich hübsche und offen kraftvolle Antlitz des freundlich mit klugen Augen Blickenden lieb, und so trachtete ich, ihm bald wieder zu begegnen. Es geschah zum zweitenmal in der Galerie Eißler in Wien. Da sah ich Waldmüller im grauen vielkragigen Mantel. Der Ausdruck des Gesichtes war ernst gestimmt, die Augen blickten scharf beobachtend, und der Mund schien zur Verschwiegenheit gezwungen. Hierauf sah ich den teuren Meister, schon bejahrt und längst k. k. akademischer Rat und Professor, in der „Modernen Galerie" wieder, vor der Staffelei stehend, mit Pinseln und Palette in der Hand,

Digitized by Google

noch immer kraftvoll, munter und ſtreitluſtig und auf gute Haltung bedacht. Die Aufregungen, Kämpfe und Sorgen hatten zwar auf dem Antlitz des Unerſchrockenen und Unermüdlichen merkliche Spuren hinterlaſſen, aber die feſte Harmonie der wohlgebildeten Züge nicht zu ſtören vermocht. Auch der alte Herr beſtrickte noch durch eine ganz eigenartige männliche Anmut.

So — gleichwie im wirklichen Leben — ſah ich ihn dreimal in dreien ſeiner Selbſtbildniſſe, und meine Zuneigung blieb ihm treu durch alle ſeine Lebensalter, ſie vertiefte ſich beim Studium ſeiner meiſterlichen Werke der Malerei und veranlaßte mich ſchließlich dazu, eine Monographie (Verlag Gerlach u. Wiedling, Wien) über den Künſtler zu verfaſſen, der nicht nur, wie geſagt wurde, „vermöge ſeines Lebenslaufes wie ſeiner Leiſtungen in höchſtem Grade charakteriſtiſch für jene Epoche des geiſtigen Lebens ſeiner Vaterſtadt iſt. die zwiſchen der erleuchteten Regierung des Kaiſers Joſef II. und den befreienden Ereigniſſen des Jahres 1848 ein halbes Jahrhundert künſtlich herbeigeführten Stillſtandes bedeutet", ſondern der als einer der meiſterlichſten deutſchen Maler der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu werten iſt, gewiß aber als der ſtärkſte Könner und der öſterreichiſcheſte unter den Altwiener Meiſtern. Da ſich die Herausgabe der Monographie verzögert durch die Schwierigkeit der Beſchaffung des Bildermaterials und die Herſtellung der ungefähr hundert Bilderreproduktionen, welche ſie enthalten wird, anderſeits jedoch Waldmüller nunmehr auch für Deutſchland „entdeckt" iſt, ſei es mir vergönnt, den Leſern und Beſchauern dieſer

F. G. Waldmüller: Schiffmeiſter Feldmüller.

Digitized by Google

Hefte einiges über und von dem liebenswürdigen Meister vorzuführen, der sich auf der in mancher Hinsicht äußerst verdienstvollen „Deutschen Jahrhundertausstellung", die bis Mitte des Sommers in der Nationalgalerie zu Berlin zu sehen war, mit einer Auswahl seiner Arbeiten würdig repräsentierte und auch „im Reich draußen" Freunde und Bewunderer errang.

Am 15. Januar 1793 wurde er den Bürgers- und Eheleuten Georg und Elisabeth Waldmüller geboren, die am Tiefen Graben in Wien einen Bierschank betrieben. Es galt als wortlos ausgemachte Sache, daß er sich dem „geistlichen Stand" widme. Der Vater, um durstige Kehlen besorgt, hat wohl, wie Haberfeld schreibt, allein bei einem kräftigen Fluch des lieben Hergotts Erwähnung getan. Die Mutter scheint eine schöne, kluge, freudige Frau gewesen zu sein. So wäre denn der Beschluß der Eltern, den Jungen zu einem Geistlichen zu machen, recht verwunderlich, ließe er sich nicht durch früh gezeigte Anlagen des Knaben und durch den Einfluß der „Jungfer Mahm" erklären, die Waldmüller später in prachtvoll charakteristischer Haltung, mit Gebetbuch und Rosenkranz gemalt hat. Jungfer Mahm lebte nämlich als ältliches Jungfräulein im Hause des Wirtes, ihres Bruders, und da sie selbst dem Himmel keine Kinder geboren, setzte sie alles daran, ihren Neffen als einen Diener Gottes zu sehen. Der junge „Ferdl" verspürte aber keinen Beruf zum Priester in sich, und trotzdem ihm die Muhme das winzige Zöpfchen zierlich flocht, das er der damals herrschenden Sitte gemäß noch trug, und beredsam die Ehren, Würden und sonstigen Vorteile der ihm von ihr zugedachten Laufbahn verlockend pries, blieb er widerspenstig, ja, er verließ das Vaterhaus und die lateinische Schule, als ihn Äußerungen und das Verhalten seiner Eltern befürchten ließen, daß sie es versuchen würden, ihm den verhaßten Beruf aufzuzwingen. Er ging anstatt in die Lateinschule in die Akademie der bildenden Künste, wo Hubert Maurer sein Lehrer wurde, der als „Professor der historischen Zeichnung nach Vorbildern" das Figurenzeichnen und so etwas wie Komposition lehrte. Vorher hatte Waldmüller schon, noch als Schulbub, bei dem Blumenmaler Zintler Zeichenunterricht empfangen und es hierbei zu einer nicht gewöhnlichen Handfertigkeit gebracht, die ihm in seinen neuen Lebensverhältnissen recht gute Dienste leistete. Die Eltern hatten ihm nämlich, das letzte Zwangsmittel anwendend, jede Unterstützung entzogen, so daß sich Waldmüller, um nicht zu verhungern, daran machen mußte, Zuckerwerk zu bemalen, für welche Arbeit er durch einige „Sechserl" kärglich entlohnt wurde. Kühn nahm er den Kampf mit der Not des Lebens auf. Tagsüber besuchte er mit einem Studien- und Schicksalsgenossen, wie Berggruen erzählte, die Akademie der bildenden Künste; in den Stunden, welche sie fast jeden Tag dem Schlaf entzogen, erwarben die Freunde den denkbar kärglichsten Lebensunterhalt durch Kolorieren von Zuckerwerk. Sie hatten in ihrem Stübchen in der Vorstadt „Unter den Weißgärbern" nur ein Bett, und während der eine schlief, malte der andere, in einer zuvor bestimmten Abwechslung. Die Misere des äußeren Lebens beeinträchtigte jedoch Waldmüllers Arbeitsfreudigkeit nicht. Die Anfangsgründe der Malerei in Öl teilte ihm ein dilettierender Schauspieler willig mit, und auf eigene Faust, unermüdlich versuchend, bildete sich Waldmüller darin weiter. Auf den Rat einiger Freunde reiste er dann im Jahre 1811 zu dem ungarischen Landtag in Preßburg, um durch Porträtieren Geld zu verdienen, da bei dieser Gelegenheit die Anwesenheit einer größeren Anzahl vornehmer Persönlichkeiten zu erwarten war. Ein Gönner empfahl Waldmüller an den Banus von Kroatien, Grafen Gyulay, der den wagemutigen Akademiker als Zeichenlehrer der gräflichen Kinder mit sich nach Agram nahm.

Agram war für Waldmüller in zweifacher Beziehung verhängnisvoll. Der Aufenthalt in dieser Stadt beraubte ihn einerseits jeder Anregung, ja der dringendsten Requisiten zur Ausübung seiner Kunst, konnte er sich doch nicht einmal Leinwand und Farben dort beschaffen, und führte ihn anderseits mit der ersten Sängerin des Stadttheaters, Katharina Weidner, zusammen, die seine erste Frau wurde. Die Ehe mit der Sängerin, welche die Entwicklung des Künstlers sehr behinderte, und die schließlich auch wieder geschieden wurde, führte ihn während der folgenden Jahre an der Seite der Gattin in wirren Kreuzfahrten durch alle Provinzen Österreich-Ungarns von Ort zu Ort, bis das wechselvolle, ihn bedrückende Komödiantenleben 1818

Digitized by Google

F. G. Waldmüller: Bildnis ſeiner Mutter. (Moderne Galerie, Wien.)

endete, als die Weidner an die Wiener Hofoper engagiert wurde.

So war Waldmüller wieder in Wien, fünfundzwanzig Jahre alt, und er mußte nach verlorenen ſieben koſtbaren Jahren wieder von neuem anfangen. Jahrelang hatte er in Muſeen kopiert und Dekorationen für die Schmierbühnen gemalt. Naturſtudien, „... dieſer Begriff war mir ganz fremd geblieben," ſchreibt er ſpäter einmal. Auch nach ſeiner Rückkehr nach Wien beſtrebte er ſich noch nicht, von einem Könner ſeines Faches Unterweiſungen über die Technik ſeiner Kunſt zu erlangen, ſondern mühte ſich damit ab, auf autodidaktiſchem Wege das Mangelnde zu erreichen. „Mächtig regte ſich in mir" — ſo erzählt er nach mehr als anderthalb Jahrzehnten — „der Trieb zu künſtleriſcher Entwicklung; ein dunkles Sehnen und Ahnen ſchwellte meine Bruſt, ich wollte das Beſſere, ich ſtrebte nach dem Höheren, noch wußte ich nicht, auf welchem Wege das Ziel zu erreichen ſei, noch war mir die höhere Weihe der Kunſt das verſchleierte Bild zu Sais. Ich glaubte das Heil zu finden, wenn ich in der kaiſerlichen Galerie zu kopieren begänne. Wie es noch bisher bei allen Kunſtzweigen gegangen war,

in denen ich mich versucht hatte, so gelang es mir auch, mit diesen Kopien Beifall zu finden. Ein Privatmann mit nicht ungeübtem Blick glaubte in diesen Kopien einen Geist zu erkennen, welcher der Aufmunterung nicht unwürdig sei, und gab mir Aufträge zu ferneren Arbeiten dieser Art. Ich kopierte mehrere der besten Werke, sowohl der kaiserlichen Galerie als anderer Gemäldesammlungen, sowie einige aus der Dresdner Galerie. Auf diese Weise beschäftigte ich mich abermals fünf Jahre, dann hörten die Aufträge auf, und ich stand wieder auf dem alten Punkte. Allerdings durfte ich mir selbst gestehen, ich sei ein ziemlich gewandter Techniker geworden, aber der Geist, der schöpferische Geist, der eigentlich das Kunstwerk zu einem solchen stempelt, hatte mir noch nicht gelächelt." Er sollte ihm aber doch bald lächeln!

„Ein ziemlich gewandter Techniker" war Waldmüller nun doch schon, jetzt fand sich ein zweiter Umstand hinzu, der für des Künstlers ganze Entwicklung entscheidend wurde. Um sich Gelderwerb zu schaffen, mußte sich Waldmüller neuerdings der Bildnismalerei zuwenden, wodurch er mittelbar zum Naturstudium gelangte. An seinen Porträts aus dieser zweiten Wiener Studienzeit störten ihn, wie sie ihn bereits auf seinen Kopien verdrossen hatten, die landschaftlichen Hintergründe, die er von einem befreundeten Landschaftsmaler hatte ausführen lassen, weil er selbst „dieses Fach nicht auf akademischem Wege studiert hatte", und die mit den von ihm selbst gemalten Teilen nicht harmonierten. Waldmüller entschloß sich daher, die Hintergründe selbst zu malen, vorher aber dazu Studien nach der Natur zu verfertigen. „Jetzt war der Moment erschienen," schrieb er, „in welchem der erste Strahl jenes Lichtes vor mir aufdämmerte, in dessen Glanz ich — leider erst so spät — die Wahrheit erkennen sollte. Naturstudien!" Der Begriff, der ihm bisher fremd geblieben war. Ein Auftrag, den er zu eben dieser Zeit erhielt, gab den letzten Anstoß. Der Hauptmann Stierle-Holzmeister erteilte Waldmüller den Auftrag, die Mutter des Hauptmanns zu porträtieren, unter der Bedingung, daß er sie male „genau so, wie sie ist". Waldmüller bemühte sich, dem Verlangen zu entsprechen, und dabei geschah es, daß ihm „die Binde von den Augen fiel". Deutlich war ihm jetzt, was er „Neues zu lernen und Altes zu vergessen" habe. „Der einzige rechte Weg, der ewige unerschöpfliche Born aller Kunst: Anschauung, Auffassung und Verständnis der Natur hatte sich mir aufgetan." Viele Jahre vor Courbet, dem als Bahnbrecher so vielgefeierten, auch in Deutschland von Meier-Graefe mit Begeisterung gerühmten Naturalisten, kam solcherart Waldmüller selbständig zu der Erkenntnis der verderbenden Falschheit der herkömmlichen akademischen Lehre und zur Befreiung der Individualität.

Die herrschende Schule und die Kritiker bekämpften Waldmüller auf das heftigste und hartnäckigste, ohne ihn jedoch dadurch beirren oder einschüchtern zu können. Sie vermochten es nicht einmal zu hindern, daß er 1830 zum Akademieprofessor ernannt wurde, trotzdem er unermüdlich die Rückkehr zur Natur predigte und als Beispiel selbst durchführte.

In dem Jahre seiner Berufung an die Akademie war er in Paris und sah dort zu seiner Genugtuung Gemälde von Delacroix und wahrscheinlich auch von Courbet. Sie bedeuteten für ihn aber nur noch Bestätigungen seiner selbst gefundenen Erkenntnis, sie konnten ihm nicht mehr neue Anregungen geben, die holte er sich unmittelbar von der Natur. Reiselust überkam ihn. Er ging über Italien nach Sizilien und sah die Landschaften dieser Länder eigenartig und malte sie auch eigenartig, wie seine dort entstandenen Bilder zeigen. „Mit einem zur Ruhe herabgesättigten Auge", dem gleichsam, wie Hevesi treffend schrieb, alles mit Licht durchtränkt schien, so daß keine Einzelfarbe mehr für sich losknallt, wie in der bunten Heimatswelt. Aber er blieb doch überall derselbe. Von den Niederländern, die er so oft kopiert, verblieb ihm die saubere, solide Technik, bis ihn spätere Augenschwäche zwang, breiter zu werden. Kein Ruysdael geht über die Landschaft „Am Liechtenstein" mit der mannhaften Energie ihrer Form und Farbe. Die verschiedenen alten Damen im kleinen Format mit ihrem vornehmen Elfenbeinteint und dem unglaublich wahren Ausdruck hätten selbst in Tud-Holland Aufsehen erregt. Aber es war doch etwas ganz anderes. Schon die Handschrift war wienerisch mit ihren gewissen Druckern und Eigenheiten. Es war lokale Gebärde darin. Und die Farbe mit ihren kräftigen Lokaltönen erinnert an das

Digitized by Google

F. G. Waldmüller: Frauenbildnis.

Rot unſerer Äpfel und das Blau unſerer Zwetſchen.

Aber eines war ihm in den ſüdlichen Landen geſchehen: er war zum lichttrunkenen Sonnenmaler gereift. Juſt das war jedoch ſeinen vaterſtädtiſchen Zeitgenoſſen, zumal den Kritiken ſchreibenden, ein unfaßlicher Greuel. Und doch tat er in den fünfziger Jahren nichts anderes, als was in den achtziger Jahren von einigen ausländiſchen Malern gewagt wurde: er malte Sonne, in der Sonne Sonnenlicht, in ihrem Lichte das Flammen und in ihrem Schatten das Glühen. Viele ſeiner leuchtenden Gemälde ſind noch heute hochmodern und unübertroffen in bezug auf die Bewältigung des Lichtproblems. Was wir Heutigen in aller Gelaſſenheit anſehen und hinnehmen, erregte dazumal faſt bis zum Paroxismus. So ſchrieb denn auch ein Führer der damaligen Kritik in ſeinem Nekrolog über Waldmüller: „Waldmüller kam in ſeinen alten Tagen auf den Einfall: um eine glänzende Farbe zu erhalten, müſſe man im Sonnenlichte malen. Das erklärt wohl die ſeltſam grelle Farbengebung auf vielen ſeiner ſpäteren Bilder.“ Was hätte der gute Mann mit den wohltemperierten Brillengläſern erſt zu van Gogh geſagt? Die leicht zur „Hetz“

Digitized by Google

F. G. Waldmüller: Notar Eltz mit Familie.

gestimmten Wiener waren nahe daran, Waldmüller als einen „armen Hascher" zu bezeichnen, einen, der ja im Grunde etwas Tüchtiges zu leisten vermöchte, aber durch seinen „Sporn" davon abgehalten wird. Es war eben damals mit dem „Verstehen" auch nicht weiter her als heutigestags.

Im Auslande verstand man Waldmüller besser, in Paris, London und Philadelphia. 1857 gab Goupil einige seiner Bilder in den lithographierten „scènes cosmopolites" heraus, und in London kaufte ihm die Aristokratie, mit der Königin als Führerin, in einer Woche alle einunddreißig Bilder ab, mit welchen er nach Amerika unterwegs war. Einige Jahre nachher in Wien, als er in Geldnot war und deshalb neunzig Arbeiten von sich versteigern ließ, erging es ihm weniger gut, denn die Preise schwankten zwischen dreihundert und zehn Gulden. Er war eben nicht nur einer der ersten Sezessionisten überhaupt, sondern der erste Wiener Sezessionist — und das mußte er büßen.

Dennoch suchte er auch nach seinen trüben und beschämenden Erlebnissen lieber noch die warme Sonne auf als den kühlen Schatten der Akademie. Ja, in ihm erstand der Akademie sogar ein gefährlicher Feind. Seine erste Schrift hatte einen ganz förmlichen akademischen Strafprozeß zur Folge, dessen Wirkungen er aber durch Metternich zu entkräften vermochte. Seine zweite Schrift, zu

Digitized by Google

der er durch den Besuch der Weltausstellung 1855/56 angeregt wurde, und in der er sich tief bekümmert über den niederen Stand der österreichischen Kunst aussprach, hatte zur Folge, daß er nach langwierigem Prozeß mit halbem Gehalt — ganzen vierhundert Gulden! — gnadenweise pensioniert wurde. Er hat dies zeitlebens nicht verwunden; wenn es ihn auch nicht völlig brachzulegen vermochte, so hat es ihm doch sehr geschadet. Wieder war es das Ausland, das ihn rechtfertigte. Die Ausstellung einer Anzahl von Arbeiten in Köln brachte ihm den Roten Adlerorden. Das mußte man in Wien bemerken, und daraufhin verschaffte ihm Schmerling 1863 den Franz-Josef-Orden. Zur ungemeinen Verblüffung wollte Waldmüller die Auszeichnung nicht annehmen, da er sich „in Strafe befinde". Erst nachdem ihm der Kaiser eine Audienz bewilligt und die volle Pension zugesprochen hatte, nahm er den Orden an. Die verspätete Auszeichnung konnte das Unrecht der früheren Strafe jedoch nicht mehr quitt machen, denn schon ein Jahr nach der Verleihung starb unser Künstler.

* * *

Die meisten denken heute bei dem Namen Waldmüller zunächst an seine Genrebilder, sind sie es doch, die seinen Namen in weiteren Kreisen bekannt gemacht haben. Und

F. G. Waldmüller: Die Schulmedaille. (Galerie Eißler, Wien.)

Digitized by Google

doch sind die Genrebilder nicht seine wertvollsten Arbeiten. Man braucht nur seine Porträts anzusehen. Da ist sein Selbstbildnis im Hofmuseum, diese meisterhafte Leistung eines Vollkräftigen, getragen von dem ganzen besonderen Schick eines kulturgepflegten Vormärzlers. Dann das Bildnis seiner Mutter, jene durchaus moderne, ja schier Whistlersche Symphonie in Grau, Silbergrau, Eisengrau, Perlgrau, Graublond und Graurosa, mit dem wenigen Weiß, dem pelzigen Weiß geschorenen Samts und dem feinen Ton des von roten Flammen durchleuchteten Elfenbeins. Nicht zu vergessen das Antlitz seiner zweiten Frau, wie es sich auf dem Gemälde der „Modernen Galerie" zeigt, als das einer anderen Monna Lisa, erfüllt mit dem Zauber einer durch generationenlange Vererbung verfeinerten Anmut und Wesensseltsamkeit. Und der prächtige Schiffmeister Feldmüller, dieser in geruhsamer Behäbigkeit wuchtende Tatmensch. Und ferner das junge Frauerl mit der Scheitelfrisur und den Ohrenlocken, den ringgezierten Patschhanderln und der neumodischen Tropfenbrosche. Vor allem aber das figurenreiche Familienbild des Herrn Notars Eltz, dieses köstliche Werk, das Stifterschen Stimmungszauber ausströmt.

Aber auch Waldmüllers Landschaften darf man nicht vergessen, denn auch sie sind, rein malerisch gewertet, bedeutender als die Genrebilder, mit denen er, bewußt oder unbewußt, dem auf das Gegenständliche gerichteten Publikumsverlangen Zugeständnisse machte. Für die Entwicklung der österreichischen Landschaftsmalerei ist Waldmüller der den stärksten Einfluß ausübende Bahnbrecher, vielleicht geht hier seine Wirkung sogar noch weiter. Servaes hat ihn richtig als eine Art von österreichischer Parallelerscheinung zu dem großen englischen Bahnbrecher Constable bezeichnet. „Überhaupt verstand er sich schon auf Atmosphäre. Die grauen, blauen, violetten Töne, in denen seine landschaftlichen Hintergründe schwimmen, oder das ganze Bild ‚Hütteneck' mit dem Blick hinab auf den Hallstädter See und hinüber auf den Dachstein sind so von heute, daß z. B. Calames in zwei Tönen hinlackierte Alpenbilder daneben veraltet aussehen würden.

F. G. Waldmüller: Einsames Gehöft. (Galerie Eißler, Wien.)

F. G. Waldmüller: Bildnis der zweiten Schwiegermutter des Künstlers. (Galerie Eißler, Wien.) Zu Arthur Rößler: Ferdinand Georg Waldmüller.

F. G. Waldmüller: Frühling im Wienerwald. (Mit Genehmigung von H. O. Miethke, Wien.)

Calame hat auch keinen Baumschlag von der Lebendigkeit wie jene prachtvolle Rüsterngruppe, unter der die Licht- und Schattenstreifen so belgisch breit auf das Gras hingestrichen sind, und dessen feiner Hintergrund an den frühen, noch etwas geometrischen Corot erinnert." (Hevesi.) Ehrlich, wie er die Menschen sah und malte, mit eigenen klaren Augen, so sah und malte er auch die Natur. Er versuchte sie nicht zu korrigieren, nicht zu verschönern, nicht klassisch aufzuputzen. Er suchte nicht nach „pittoresken" oder „klassischen" Motiven und war durchaus abgeneigt, dem Wunsche gebildeter Amateure nachzukommen, die etwa von ihm eine „stilisierte" oder „erhabene" Landschaft begehrten. Er ging in den Prater, in den Wienerwald und, wenn es schon einmal weit sein sollte, in das Salzkammergut und saß dann an einem hübschen Platz und arbeitete emsig, solange es ihm das Licht ermöglichte. Um dieselbe Zeit mag mancher der französischen Kollegen, der Meister von Barbizon gleich unserem Waldmüller im Walde von Fontainebleau vor alten Bäumen in frommer Arbeit gesessen haben.

Man hat seine Landschaften mit denen von Constable, Corot, Courbet und Rousseau verglichen und von einigen tiefgrünen, sonnigen Bildern gesagt, daß man vor ihnen an die erste Zeit der Glasgower denken müsse. Man bemerkte also den von Waldmüller selbständig herbeigeführten Zusammenhang mit all jenen Meistern, die eigentlich als die Begründer der modernen Malerei zu betrachten sind. Vor seiner kleinen „Ruine in Schönbrunn" (jetzt im Besitz des Herrn Kommerzialrates Gustav Reichert in Wien) freilich, dieser wuchtigen Großminiatur voll Naturfülle, denkt man nur an Waldmüller, wie Berggruen sagt, denn die hat bisher kein Schotte und kein Amerikaner gemacht.

Aber nicht nur vor diesem künstlerischen Kleinod denkt man allein an Waldmüller, man tut es auch vor den meisten seiner Porträts, mag man auch von dem einen und anderen sagen, daß es von Whistler, von J. W. Alexander, ja auch von Goya gemalt sein könnte. Man wird sich auch daran gewöhnen, die Zeit Waldmüllers, die lange Jahre hindurch geringgeschätzte Stilepoche

Digitized by Google

Biedermeier, respektvoll zu betrachten, war sie doch eine künstlerisch reiche und kulturell bedeutende. Und wie es so oft ging: das, was anfänglich Schimpfwort war, ward späterhin zum Ehrentitel; wenn man heute jemand einen „Biedermeier" heißt, so klingt dabei kaum noch eine leise Spur von Spott mit. Des rechtschaffenen Biedermeiers Gefühl für Gesetz und Maß der Gestaltung sowohl der Dinge, die Waldmüller für sein werktägliches Leben benötigte, wie der Kunstwerke war erstaunlich fein und sicher. Er hatte sich auf sich selbst besonnen und den Mut zu sich und der Art seiner Lebensäußerungen. Er versuchte sich nicht in einem falschen Wähnen gewaltsam emporzustilisieren, sondern lernte mit geringen Mitteln etwas Gutes, Kunst- und Kulturgerechtes zu erreichen und sich dabei zu bescheiden. „Biedermeiers" Werke der Kunst und angewandten Kunst, deren Ehrenrettung sich glanzvollerweise in verschiedenen Ausstellungen vollzog, sind allein schon bedeutend durch die posenlose große Ehrlichkeit, aus der heraus sie als die unverfälschten Kundgebungen des Zeitgeistes entstanden. Daher wird es Geltung haben: Biedermeier als Erzieher. Wohlverstanden als Erzieher, nicht als Vorlagemuster.

Winter.

Frühes Dunkel sank hernieder.
Draußen fegt ein kalter Ost
Über die erstarrte Erde,
Peitscht in Wirbeln weiße Flocken,
Rüttelt wild an meinem Fenster,
Faucht hinab in meinen Schlot.
Zu dem treuen Freund, dem Ofen,
Haben wir die Bank geschoben,
Freuen uns der roten Gluten,
Freuen uns des Lichterspieles
An dem Boden, an der Wand.

— — — — — — — — — —

„Denkst du noch des schönen Tages,
Da wir beide auf dem Rade
In die weite Welt gefahren?
Herrlich war der frische Morgen,
Herrlicher der blaue Mittag,
Doch am herrlichsten der Abend!
Jetzt um diese Tageszeit
Ruhten wir am Waldesrande;
Ach, wie blühten da die Blumen
Uns zu Füßen, uns zu Häupten,
Wie umwogte uns ihr Duft!
Auf dem nahen Bahngeleise
Rauschte uns ein Zug vorüber,
Voll von frohen Wandersleuten;
Fröhlich schwenkten sie die Hüte,
Fröhlich trank ich ihnen zu
Aus dem alten Reisebecher,
Der mir seit Studententagen
Hundertfache Labung bot!
Und wie dann der Zug entschwunden
Und der letzte Laut verhallt,
Diese köstlich tiefe Stille
Eines Sommernachmittages!
Nur die Grillen zirpten leise
In dem unbewegten Gras.
Plötzlich scholl ein fernes Klingen,
Sanft und schmeichelnd, weißt du noch?
Und als wir verwundert schauten,
Schlug des Wärters brauner Junge,
Barhaupt, nur in Hemd und Hose,
Mit der schöngeschälten Gerte
An die hohe Schrankenglocke,
Sang im Takt ein Lied dazu. —
Wenig Monde sind verstrichen;
Wie mag heute dort der Wind
Durch die kahlen Äste fahren,
Über das verschneite Land!"

Und du nickst und streichelst leise
Meine Hand auf deinem Schoße;
Schweigend seh'n wir in das Feuer,
Hören auf des Sturmes Toben,
Träumen sehnend uns hinüber
In des ungebornen Lenzes
Blütenreichen Sonnentag.

Walther Schottelius.

Digitized by Google

F. G. Waldmüller: Bildnis des Johann Steiger Ritter von Anwald. (Galerie Eißler, Wien.) Zu Arthur Röhler: Ferdinand Georg Waldmüller.

Maria.

Ein Stück Menschenleben.

Von Käthe Sturmfels.

Eine Fremdenpension ist etwas sehr Schönes und Hoffnungsvolles, wenn man erwachsene Töchter hat, die möglicherweise dadurch einen Mann bekommen könnten. So dachte auch Frau Koch, eine stattliche Beamtenwitwe mit zwei Töchtern. Und als sie eine große, modern ausgestattete Etage in besserer Gegend gemietet und mit ihren und allerhand auf Auktionen erstandenen Möbeln „standesgemäß" eingerichtet hatte, war die „Erstklassige Fremdenpension", auch „Internationales Fremdenpensionat" genannt, fertig.

Frau Koch hatte Glück. Es kamen sofort „Fremde", die indessen vorläufig nicht sehr „international" und auch nicht sehr heiratslustig waren. Aber es war doch „ein schöner Anfang", versicherte Frau Koch ihren Bekannten, die die Entwicklung ihres „mutigen" Unternehmens natürlich mit neugieriger Spannung verfolgten und in unzähligen Kaffeekränzchen besprachen.

Der „schöne Anfang" bestand in einem keineswegs schönen, alten Junggesellen, der schlimmer als eine alte Jungfer war. Er war des Alleinseins müde geworden und wollte es jetzt einmal mit einem Pensionat versuchen. Selbstverständlich war er leidend oder bildete es sich wenigstens ein, magenleidend oder darmleidend, denn er konnte immer gerade das nicht essen, was auf den Tisch kam. So recht konnte man aus seiner Krankheit nicht klug werden, er tat auch etwas verschämt und geheimnisvoll damit, und man konnte nur aus seinen wechselnden Passionen für gekochtes Obst einerseits und Kakao und Mehlsüppchen anderseits Schlüsse ziehen. Natürlich wurde der Alte gepflegt und gehätschelt, daß es eine Art hatte. Er kannte die halbe Stadt, und Frau Koch kalkulierte ganz richtig, daß er in seinen verschiedenen Whistkränzchen, je nachdem er behandelt wurde, das Lob oder den Tadel der neuen Fremdenpension in allen Tonarten singen würde.

Der „schöne Anfang" bestand ferner aus zwei jungen Kaufleuten, Söhnen aus sehr guten Familien, die den besorgten Müttern noch zu kindlich erschienen zum Alleinwohnen, und die Familienanschluß haben sollten. Sie wurden von den Töchtern Koch sehr gnädig behandelt und durften die aufmerksamen Kavaliere spielen, ehe diese Rollen würdiger und — zweckentsprechender besetzt werden konnten.

Schließlich kam noch eine Dame hinzu, eine junge Musiklehrerin, welche sich nach etwas Familienleben und einer gemütlichen Häuslichkeit sehnte, wenn sie abends vom Stundengeben müde nach Hause kam.

Diese vier waren die Fixsterne am Himmel der Pension. Einmal war aber ein junger Amerikaner als leuchtender Komet hindurchgegangen, hatte Mutter Koch und Töchter in höchste Aufregung versetzt und große Anstrengungen in bezug auf Verpflegung, Liebenswürdigkeit und Englischsprechen verursacht, hatte mit den Töchtern geflirtet und dasselbe sogar bei der Musiklehrerin versucht und war — wieder abgereist. Man sprach noch lange von ihm, als von einem Ereignis, er war ein „reizender" Mensch gewesen, und man hatte ihm deutlich anmerken können, wie wohl er sich in der Pension gefühlt hatte. Wenn Mutter Koch das stolzbescheiden erwähnte, blickte sie stets ihre Gäste an, als wollte sie sagen: „Natürlich, in solcher Gesellschaft!" ...

Da kam eines Tages ein Engländer, ein junger Philologe. Er wollte seine Ferien der Sprache wegen in Deutschland verleben. Er hatte Bekannte in der Stadt, in welcher die Kochsche Pension sich aufgetan hatte, und war von ihnen dahin empfohlen worden.

War nun der Amerikaner reizend gewesen, so war der Engländer noch viel reizender. Ein feiner, lieber Mensch, dem man seine Vornehmheit und Wohlhabenheit ansah, und der entschieden einen viel ernsteren und solideren Eindruck machte als der Amerikaner, der eigentlich doch etwas leicht und auch — nicht so fein gewesen war. Das wurde einem jetzt erst klar, erzählte Frau Koch in ihrem Kaffeekränzchen.

Digitized by Google

Selbſtverſtändlich hatte Frau Koch den Grundſatz, es jedem ihrer Gäſte ſo angenehm als möglich zu machen, beſonders einem armen Junggeſellen, der gewiß oft das Familienleben ſchmerzlich entbehrte. Und nun gar dieſer nette, junge Engländer, der als Tutor in einem College gewiß das kalte, einförmige Anſtaltsleben gründlich ſatt hatte, der ſollte einen beſonders netten Eindruck vom deutſchen Familienleben mitnehmen.

So wurde Mr. Adams alſo von Liebenswürdigkeit und Entgegenkommen von Frau Koch und ihren Töchtern faſt umgebracht. Sie ſchleppten ihn zu allen Sehenswürdigkeiten. Solange es noch eine Kirche gab, welche er noch nicht von außen und innen beguckt hatte, oder ein altes Haus, war keine Ruhe. Sie ſchleppten ihn in Muſeen und Galerien, in Theater und Konzerte und auf lange Spaziergänge in der Umgegend und bemühten ſich krampfhaft, ihm ſo das gemütliche deutſche Familienleben eindringlich zu machen. Sie ließen ihm kaum Zeit, ſeine Bekannten zu beſuchen, und der augenſcheinlich herzleidende und ſehr abgearbeitet ausſehende Fremdling, welchem Ruhe und Beſchaulichkeit in ſeinen Ferien entſchieden beſſer bekommen wären, begleitete die Damen in ſanfter Liebenswürdigkeit ſo oft und wohin ſie wollten.

Es wurde ihm auch nahegelegt, daß Ella, die älteſte Tochter, ſo gern ihr Engliſch etwas bei ihm auffriſchte, und er erbot ſich ſofort, mit ihr zu leſen, und opferte dazu die Ruheſtunde nach Tiſch, die einzige, in welcher ſonſt nichts unternommen wurde.

Mutter Koch war zufrieden. Der reizende Menſch ſchien ſich wirklich zu intereſſieren, und zwar für Ella. Ella war gänzlich verſchoſſen, und Grete dachte: Wenn Ella untergebracht iſt, komme ich an die Reihe ...

Eines Abends bei Tiſch ſagte Ella: „O, in einer halben Stunde kommt ja Maria wieder!“

Die beiden jungen Kaufleute, Weber und Frenze, hielten einen Augenblick mit Eſſen, ihrer wichtigſten und liebſten Beſchäftigung, inne und ſagten entzückt und mit Gefühl: „Famos!“ Und Frenze ſetzte hinzu: „Mit dem Schnellzug um achteinhalb Uhr, ich habe nämlich eine Karte von ihr.“

„Ich auch,“ meldete ſich Weber.

Und Mutter Koch meinte: „Ja, ſie fehlt einem doch ſehr!“

„Wer iſt Maria?“ fragte Mr. Adams.

„O, eine reizende junge Dame, eine Muſiklehrerin, die ſeit einigen Monaten unſer lieber Gaſt iſt und uns ſchon ſehr naheſteht. Sie hat ihre Ferien bei ihrer Mutter verlebt und kommt heute abend zurück,“ erklärte Mutter Koch. „Nicht wahr, Herr Grau,“ — das war der Alte — „Fräulein Maria iſt ein ſehr angenehmes Mädchen?“

„Ein allerliebſtes Mädchen,“ knurrte dieſer, „immer freundlich und unterhaltſam.“

„Sie ſagt nämlich meiſtens kein Wort,“ bemerkte Frenze halblaut.

„Wiſſen Sie, Mr. Adams,“ fiel jetzt Ella mit einem ſeelenvollen Augenaufſchlag, der ihr Trick war, ein, „Maria iſt ſchon älter, ſie iſt ſchon ſechsundzwanzig Jahre alt und iſt ſehr ernſt, trotz ihres freundlichen Weſens. Sie hat ein ſehr ſchweres, bewegtes Leben gehabt und macht dadurch einen noch viel älteren Eindruck.“

„Ja,“ beſtätigte Mutter Koch, „ſie iſt ein ſehr ernſtes Mädchen. Und es iſt ſo nett, wie ſie ſich zu den jungen Leuten in meinem Hauſe ſtellt, nicht wahr, Frenze und Weber, ſo reizend freundſchaftlich und harmlos wie eine ältere Schweſter. Wirklich, Maria iſt in dieſer Beziehung einzig, ſie iſt entſchieden darin ganz beſonders, und man muß ſie gewähren laſſen. Ich könnte mir ſie auch gar nicht anders vorſtellen, ebenſowenig wie ich mir je denken könnte, daß Maria kokettierte oder flirtete, oder daß ſie einmal liebte und ſich verlobte — nein, gar nicht zu denken!“

„Nein, das könnte ich mir auch nicht denken,“ ſagte Ella überzeugt, und Grete ſekundierte: „Ich auch nicht!“

„Warum nicht?“ warf Frenze, der ſich eine ſelbſtändigere Anſicht als Weber geſtattete, ein.

Aber Mutter Koch entſchied: „Dazu iſt Maria auch viel zu ſelbſtändig und fertig.“

„Weißt du, ich glaube, ſie hat in dieſer Beziehung einmal ſehr Trauriges erlebt, als ſie noch jung war, Mutter — wenn ſie ſingt, kann man es merken,“ meinte Ella.

„Da kannſt du recht haben, mein Kind.“

„I wo,“ lachte Frenze, der Frau Koch gern widerſprach, „die Mieze und eine unglückliche Liebe! Die hat nur den Rechten noch nicht gefunden und — kann's abwarten,“ ſetzte er anzüglich hinzu.

Mutter Koch fand, daß es Zeit ſei, das Thema zu wechſeln, und begann, Mr. Adams

Digitized by Google

ein Programm für den nächsten Tag zu entwerfen, welches ihm reichlich Gelegenheit geben sollte, mit Ella allein zu sein, indem er irgendeine höchst uninteressante Kirche und ein ganz abgelegenes altes Haus mit ihr besichtigte.

Nach etwa einer Stunde trat ein schlankes, blondes Mädchen ein. Sie wurde mit Jubelgeschrei von den beiden Jünglingen empfangen, von Mutter Koch und Töchtern umarmt und stand dann unter dem Kronleuchter vor Mr. Adams, welchem sie mit festem Druck eine schmale Hand reichte, als er sich verneigte. Dann nahm sie in einem tiefen Sessel Platz und sah mit ruhigem Lächeln von einem zum anderen, ohne auf die durcheinanderschwirrenden Fragen zu antworten.

Sie war in tiefe Trauer gekleidet und hatte eine zierliche feine Gestalt. Das schöne blonde Haar trug sie tief gescheitelt und im Nacken in einer dicken Flechte aufgesteckt. Das Gesicht war blaß und gar nicht schön, aber unendlich anziehend durch ein paar warme Augen, die groß aufgeschlagen waren, und einen weichen, reizenden Mund.

Sie saß noch immer schweigend und lächelnd und hatte die feinen Hände im Schoß gefaltet und wartete, bis alle sich wieder gesetzt hatten und es stiller wurde. Dann begann sie mit einer weichen, zarten Stimme zu erzählen von ihrer Reise, alle Fragen so beantwortend.

Mr. Adams starrte sie an. Es schien ihm, als habe er die ganze Zeit in einem Jahrmarktstrubel gestanden und sei nun mit einem Male in die Stille freier Gottesnatur versetzt. Ja, es schien ihm, als sei sein ganzes Leben bis hierher ein lautes Getöse gewesen, und als komme nun eine große Stille. Dies blonde Mädchen mit den ernsten Augen und der süßen Stimme war ja die verkörperte Harmonie. Wo sie erschien, verbreitete sie Ordnung und Ruhe, Licht und Frieden. Und den ganzen Abend lauschte er dieser Stimme und betrachtete das anziehende Gesicht, welches einen wunderbar belebten, angeregten Ausdruck hatte, und als er schlafen ging, wußte er, daß heute etwas sehr Schönes in sein Leben getreten war. — —

Er war ein Dichter und ein Träumer, Jack Adams. Er war ein Kind der Sehnsucht, ein Heimwehmensch. Er suchte ein verlorenes oder ein künftiges Paradies und wußte nicht, ob er daherkam oder dahinging. Er war einer von denen, die die Welt nicht liebhaben, die aber doch in einem besonderen Verhältnis stehen zu den Blumen und den Vögeln, zu den Wolken und zu den Nebeln und zu allem, was zart und fein und schön ist in der Welt. Er war einer von denen, welche den Himmel nicht entbehren können und sich nach ihm sehnen, einer von denen, welche an die Engel glauben. Er war kränklich und immer müde und sehnte sich mehr als andere fort aus der Hast und Unruhe und aus dem Lärm des Tages in einen Frieden, den die Welt nicht zu kennen oder nicht zu geben schien.

Seine zarte Seele litt unter den lauten Stimmen der Menschen, unter ihrer Aufdringlichkeit und ihrer Kälte. Sie sehnte sich nach reiner Schönheit vor all den Verzerrungen, welche sich als „Kunst" breit machten und als „Mode" die Gestalten der Menschen verdarb. Nach Wahrheit in diesem ganzen Lügengewebe des Verkehrs der Menschen untereinander, nach echter Güte angesichts all der verdeckten Liebloſigkeit, nach Verständnis in dieser Herzenseinsamkeit, in welcher die nächsten Menschen ihn allein ließen — nach Ruhe in all der Unruhe.

Er hatte versucht, eine Brücke zu bauen aus dem Lande seiner Sehnsucht in die Menschenwelt, und hatte es nicht gekonnt. Er fand keine Versöhnung zwischen seinem inneren und seinem äußeren Leben. Er mußte hart arbeiten, denn er hatte sich ein hohes Ziel gesteckt, und mußte hasten wie die anderen, um es zu erreichen. Und in den seltenen Augenblicken, wo er ausruhen durfte, drang doch immer so viel Lärm zu ihm herein, daß er ihn nie mehr losgeworden war.

Aber dies blonde Mädchen, sie hatte ihn heute durch ihre bloße Gegenwart zum Schweigen gebracht, und es war, als schwebte ihre süße Stimme allein durch den Weltenraum.

* * *

Jack sah Maria am nächsten Vormittag nicht. Er ging pflichtschuldigst mit Ella und sah irgendeine Kirche an und war besonders liebenswürdig zu Ella in der Vorfreude, Maria bei Tisch wiederzusehen.

Sie kam auch, als die Suppe schon abgenommen war, sah freundlich und etwas müde aus und beteiligte sich nicht an der Unterhaltung. Es redete sie auch niemand

Digitized by Google

an, man schien ihre Abgeschlossenheit zu respektieren.

Aber Jack hätte zu gern ihre Stimme gehört, und so redete er sie an mit der Frage, ob sie die Kirche kenne, welche Fräulein Ella ihm heute gezeigt habe.

Sie verneinte und sagte dann, ihn warm ansehend, in sehr gutem Englisch: „Sie sollten nicht so viel herumlaufen, sondern ruhen. Wie ich höre, sind Ihre Ferien in acht Tagen zu Ende, und Sie sehen gar nicht erholt aus."

Er gab den warmen Blick zurück und antwortete nicht.

Nach Tisch, als er ihr die Hand reichte, legte sie einen Augenblick ihren kühlen Finger auf seinen Puls und sah ihn bedeutungsvoll an. Er faßte mit der linken Hand an sein krankes Herz und lächelte schmerzlich.

„Siehst du, Mutter," sagte Ella, ehe sie dem vorausgegangenen Mr. Adams in den Salon zur englischen Stunde folgte, „er interessiert sich auch schon für sie. Und es kommt nur von deiner Rederei neulich, ehe sie wiederkam. Ich bin fest überzeugt, er hätte sie gar nicht beachtet, wenn du ihre Besonderheiten nicht so hervorgehoben hättest. Jetzt denkt er natürlich Wunder, was sie ist, und guckt sie beständig an."

Mutter Koch sah sehr begossen aus. Ihre Tochter hatte recht. Was machte man nur? ...

Nach dem Abendbrot wurde Maria aufgefordert, etwas Musik zu machen. Sie ging sofort zum Klavier, und nachdem sie sich gesetzt hatte, wartete sie mit gesenktem Kopf, bis die Unterhaltung verstummt war, und dann schwebten die hehren Klänge der Mondscheinsonate durch die Stille.

Maria spielte eigenartig, technisch nicht sehr gewandt, aber wunderbar beseelt. Als sie geendet hatte, wunderte sich Jack, der entzückt war, daß kein Beifall ertönte, und hob die Hände.

Doch Grete hielt sie ihm fest: „Maria will es nicht!"

Und er freute sich darüber, denn er hatte das gleiche Empfinden.

Maria wandte den blonden Kopf: „Wollen Sie nun spielen, Mr. Adams?"

„Er kann gar nicht, er ist gar nicht musikalisch," schwirrten die Kochschen Stimmen vorlaut durcheinander.

„Nicht nach Ihnen," sagte Jack leise.

„So begleiten Sie mich zu einem Lied, bitte."

Er nahm ihren Platz ein, und sie stellte ein Notenheft vor ihn hin.

„Aber, Mr. Adams, Sie sagten doch, sie seien nicht musikalisch," bemerkte Mutter Kochs scharfe Stimme.

Er lächelte nur und begann das Vorspiel.

Maria sang. Auf ihren weichen, süßen Tönen, die klar und rein anschlugen, lag ein Duft überirdischer Schönheit, und eine tiefe, schöne Seele sprach sich in ihnen aus. Aber die Stimme war schwach und füllte wohl höchstens ein Zimmer.

Jack begleitete mit feinstem Verständnis. Und er und Maria erlebten etwas Besonderes während des ersten Liedes. Maria sang stets mit ganz eigener Auffassung und war sehr schwer zu begleiten, das hatte Jack sofort gemerkt. Aber trotzdem war ihre gemeinsame Leistung wie aus einem Guß.

Als Maria geendet hatte, sah Jack zu ihr empor, und eines las in des anderen Augen die Freude über dies geheime Einverständnis, diesen ganz seltsamen Gleichklang ihrer innersten Empfindungen.

Und zu Mutter Kochs stiller Wut und Ellas größter Eifersucht blieb Jack am Klavier sitzen, und Maria sang ein Lied nach dem anderen, augenscheinlich nur für ihn, und sie hatte doch gerade am Klavier unschädlich gemacht werden sollen. Ja, es war, als hätten diese beiden alles andere vergessen und wären allein in der Welt der Töne, und ihre Seelen sagten sich in einer Sprache, die die anderen nicht verstanden, unaussprechlich hohe Dinge.

Ihre Augen strahlten ineinander, sobald Jack zu Maria aufblickte, und er tat es, nach Ellas Ansicht, öfter, als nötig war ...

Dann wurde es Sonntag.

Maria kam zum Frühstück, als Jack gerade von der besorgten Mutter Koch ins Verhör genommen wurde, was er für diesen Tag vorhabe. Man konnte ihm, wenn man nicht ganz verständnislos war und in seinem auch jetzt liebenswürdigen Gesicht zu lesen verstand, ansehen, welch tiefes Mißbehagen es ihm verursachte, daß er nicht einfach gar nichts vorhaben durfte.

Er tat Maria leid, und sie sagte fröhlich: „Wollen Sie mit mir zur Kirche gehen, Mr. Adams?"

Er strahlte nur.

„In welche Kirche gehst du, Maria, ich hatte nämlich auch die Absicht," sagte Ella schnell.

Digitized by Google

„In die Petruskirche, und da bis dahin eine halbe Stunde zu gehen ist, so müssen Sie in fünf Minuten bereit sein, Mr. Adams. So schnell bist du doch nicht angezogen, Ella," sagte sie mit einem Blick auf Ellas Morgenrock.

„Ja, ich wollte in die nahe Sophienkirche," sagte diese schnell gefaßt. „Es ist sehr liebenswürdig von dir, Mr. Adams anzubieten, daß er dich begleiten darf, aber eigentlich ist es doch unsere Pflicht, unsere Gäste —"

„O, ich finde die Petruskirche so schön," versicherte jetzt Mr. Adams treuherzig und stürzte davon, seinen hohen Hut zu holen.

„Er kennt sie noch gar nicht," fuhr es der wütenden Ella heraus.

Maria und Jack wanderten zusammen zur Kirche und sprachen auf dem ganzen Wege gar nicht miteinander. Er war glücklich, neben ihr zu gehen und die Ruhe und Harmonie ihres ganzen Seins zu spüren, und sie war ein Mensch, der innerlich reich und froh, am glücklichsten war in stillem Selbstgenügen.

In der Kirche saßen sie nebeneinander und sangen aus einem Gesangbuch und blickten sich manchmal froh in die Augen. Die Nähe Marias, das gedämpfte Licht in dem hohen, feierlich stillen Raume und die Ruhe erzeugten in Jack eine seiner weichsten Stimmungen, und als sich beim Segen Marias blondes Haupt tief und fromm neigte, da beugte auch der Mann an ihrer Seite seinen Kopf und betete aus tiefster Seele: „Herr, segne diese holde Blume aus deinem Garten und laß viele durch den Duft ihres Wesens so froh werden, als sie mich gemacht hat."

Dann traten sie in den Sonnenschein hinaus.

„Nicht nach Hause gehen," bat er.

Sie lächelte und schlug einen anderen Weg ein. Er führte durch ein paar Gassen, dann hinaus auf die Landstraße. Bald aber bog Maria in einen schmalen Wiesenpfad ein und ging langsamer. Es war noch frisch und schön. Die Sonne war spät gekommen, und der Tau funkelte noch im Grase. Maria ging schlank und zierlich voraus, Jack folgte schweigend. Und da war es ihm, als wenn sie mit den Blumen lächelte und ihnen zunickte. Als ob die Vögel ihr Grüße zuriefen. Und die Tautropfen sie erkannten. Wenn sie im Vorübergehen mit der Hand lind über einen Rosenstrauch am Wege strich, schien es ihm, als wenn die Blüten sich ihr zuneigten, und aus den Höhen der Bäume kamen flüsternde Stimmen zu ihr hernieder. Und das Sonnenlicht goß Verklärung über ihre Gestalt.

Sie gingen durch die Wiesen und durch einen kleinen Wald, dann durch die Felder und schließlich durch ein paar Straßen nach Hause, immer schweigend, aber ihre Seelen sprachen miteinander.

„War es schön?" fragte sie.

Er küßte ihre Hand. „Ich danke Ihnen, Maria." —

Der Sonntagnachmittag Marias gehörte immer Frenze und Weber, die dann ihre „Mieze" für sich allein haben wollten, nachdem sie sich morgens gründlich ausgeschlafen hatten.

Sie stand in einem schwesterlichen Verhältnis zu den beiden großen Jungen. Sie nähte ihnen abgerissene Knöpfe an und besserte ihnen kleine Kleiderschäden aus, und einmal hatte sie sogar, das konnte Frenze nie genug bewundern, einen bösen Riß in seiner ganz neuen Arbeitsjacke mit ihren eigenen langen Haaren so fein gestopft, daß man es gar nicht sehen konnte.

Sie hatte ihn auch gepflegt, als er an Influenza krank lag und von Mutter Koch etwas vernachlässigt worden war, und Weber hatte sie das Handgelenk massiert, das er sich bei einem Sturz vom Rade verstaucht hatte.

Sie tollte auch wohl einmal mit den beiden langen Schlingeln, neckte sie und ließ sich von ihnen jagen, über den Korridor und durch alle Stuben. Sonntag nachmittags aber ging sie mit ihnen in den Wald, bei jedem Wetter und so weit sie wollten.

Selbstverständlich war sie auch ihre Vertraute, der sie alles beichteten. Ihren Ärger im Geschäft und wenn sie einen „Anhaucher" bekommen hatten, sogar ihre Schulden, oder wenn sie sich einmal betrunken hatten, was auch vorkam. Maria sprach dann ernst mit ihnen. Natürlich war sie ihr weibliches Ideal, und Frenze behauptete sogar, sie zu lieben, und wurde gelegentlich etwas schmachtend. Dann lachte sie ihn aus. Weber brauchte neben einem Ideal aber auch etwas „fürs Herz und fürs Gemüt", wie Frenze sagte, und hatte immer Liebesgeschichten. Er vertraute sein Liebesglück oder -unglück bei allerhand Backfischen dann der Mieze an und

Digitized by Google

wurde von ihr gedämpft, ermahnt oder getröstet, jenachdem es nötig war.

An diesem Abend kam Maria mit ihren beiden Jungen vom Walde nach Hause, als eben die ganze Kochsche Weiblichkeit, aufs feinste herausgeputzt, mit Mr. Adams im Schlepptau vom Spaziergang in den Promenaden zurückkehrte.

Mr. Adams hatte die „drei Getreuen", wie sie sich gern nannten, schon auf der Straße daherkommen sehen, die beiden hoch aufgeschossenen Jünglinge mit der neben ihnen doppelt zarten Maria zwischen sich, die in ihrem höchst einfachen, fußfreien Kostüm frisch und tapfer ausschritt. Alle drei hatten rote Backen und glänzende Augen.

„Uff, Mr. Adams," sagte Frenze, „das war eine Leistung! Sie hätten Fräulein Maria laufen sehen müssen. Aber ich habe einen Hunger, Mieze, bis zum Abendbrot kann ich unmöglich warten."

„Das soll also heißen, daß ich noch Schokolade für euch kochen muß," lachte diese.

„O, Mieze, du glaubst nicht, wie wohltuend es ist, so verstanden zu werden!" deklamierte Frenze, die Hand auf dem Herzen. „Wir kommen sofort!"

„Wollen Sie auch mittrinken, Mr. Adams?" sagte Maria freundlich zu Jack, welcher noch an seiner Zimmertür stand. Die Kochschen Damen waren schon in ihren Gemächern verschwunden.

„O, wie gern, wenn ich darf!"

Er kam mit Frenze und Weber in Marias Stube, wo schon eine Spiritusmaschine angezündet war und zwei Tassen und ein Wasserglas bereit standen. Maria rührte die Schokolade und brachte eine Blechbüchse mit Kuchen herbei.

Die beiden langen Kerle setzten sich aufs Sofa, ganz als wenn sie nirgend anders hingehörten, und zogen übermütig den Engländer zwischen sich. Der sah sich um und fand es so schön, zu beobachten, wie Maria hausfraulich beschäftigt war. Sie hatte dem öden, sehr großen Pensionszimmer etwas Gemütlichkeit verliehen durch einige gute Radierungen an den Wänden und ein paar schöne Vasen und Bronzen auf den Möbeln. Ein großes Bücherbrett mit schönen Bänden und ein Flügel schienen auch ihr Eigentum zu sein.

Jetzt brachte Maria die köstlich duftende Schokolade, und Weber rückte einen tiefen Sessel für sie heran. Frenze aber erklärte: „Mieze, für dich und Mr. Adams als Gast sind die Tassen. Dem Weber will ich heute einmal großmütig dein Wasserglas überlassen und mir das meine holen."

Als das geschehen war, labten sich die vier jungen Menschenkinder an sehr viel Schokolade und Kuchen. Dann brachte Weber Zigaretten, und Jack sah zu seinem Erstaunen, daß Maria sich ohne Ziererei auch eine anzündete. So plauderten sie behaglich, bis der Gong zum Abendbrot rief.

Jack glaubte sich in seinem ganzen Leben noch nie so gemütlich gefühlt zu haben und sagte im Hinübergehen zu Frenze: „Sie wissen nicht, wie gut Sie es haben!"

„O, Mr. Adams, ohne Mieze wäre es nicht zum Aushalten, sie macht es einem so heimatlich, und Sie glauben nicht, was man alles von ihr hat. Vater schreibt mir auch immer, der Verkehr mit edlen Frauen — wirklich, die Mieze ist ein großartiges Frauenzimmer — sei von großem Wert für einen jungen Mann, besonders in der Fremde."

Mutter Koch sah sehr erhitzt aus und die Töchter sehr vorwurfsvoll, aber die vier merkten es gar nicht und plauderten vergnügt weiter.

Nach dem Abendbrot setzte sich Jack sofort ans Klavier, und Frenze und Weber führten Maria, welche lachend von jedem einen Arm genommen hatte, herzu. Dann setzten sie sich in bequemen Sesseln zurecht, fest entschlossen, nichts zu reden und nichts zu tun, als Marias Gesang zu lauschen. Die Damen Koch nahmen mit beleidigten Mienen ebenfalls Platz, und Jack und Maria gaben das beste, was sie hatten, bis es Zeit zum Schlafengehen war.

Maria blieb nach dem Gutenachtsagen noch im Salon zurück. Es war ihrem feinen Gefühl nicht entgangen, daß Mutter Koch etwas hatte. Sie sollte nicht lange im Zweifel sein.

Frau Koch erklärte ihr in einem sehr gereizten Ton, es sei im höchsten Grade unpassend gewesen, daß sie die jungen Herren in ihrem Zimmer empfangen habe. Sie ziehe die jungen Herren überhaupt viel zu viel an sich heran, indem sie sich immer anders benehme als andere Leute und immer wisse, sich interessant zu machen. Darauf fielen alle Männer herein.

Maria sah sie mit ruhigem Erstaunen an. Dann sagte sie sanft und bestimmt: „Weber

und Frenze ſind immer meine Jungen geweſen und zu mir hereingekommen. Warum ſoll Mr. Adams es nicht auch tun?"

„Verſtehen Sie denn gar nicht, wie unpaſſend es iſt, wenn Sie Herren in Ihrem Schlafzimmer empfangen und Zigaretten mit ihnen rauchen?"

„Nein," ſagte Maria einfach.

Jetzt wurde Frau Koch mütterlich. „Liebes Kind, ich ſage Ihnen das wirklich, weil Sie mir naheſtehen, und weil ich nicht möchte, daß man über Sie ſpräche. Bedenken Sie doch, wenn es in den Familien bekannt würde, wo Sie Muſikſtunden geben!"

Maria ſtand noch in der Mitte des Zimmers und ſchlang gequält die Hände ineinander. „Aber die Menſchen kennen und ſehen mich doch!"

„Gewiß. Ich kenne Sie auch und halte viel von Ihnen, aber ich muß doch ſagen, daß mir Ihr Benehmen den Herren gegenüber mißfällt."

Maria dachte nach, dann ſagte ſie gepreßt: „Ich kann und kann es nicht verſtehen, warum es ein freies Benehmen ſein ſoll, wenn ich freundlich und ſchweſterlich mit den Jungen ſtehe!"

„Davon will ich auch nichts ſagen, aber es geht doch nicht mit Mr. Adams."

„Ja, iſt Mr. Adams denn ein weniger feiner und guter Menſch?"

„Gewiß nicht! Aber, beſtes Kind, ſtellen Sie ſich doch vor, Ihre Bekannten erführen, daß Sie einen Herrn, den Sie kaum drei Tage kennen, in Ihrem Zimmer mit Schokolade bewirten!"

Marias blonder Kopf ſenkte ſich tief. Allerdings, das würden die Menſchen nicht verſtehen. Und ſie ſagte gequält: „Ja, müſſen ſie es denn erfahren; warum muß denn alles beſprochen werden?"

„Fräulein Maria, ſie wollen im öffentlichen Leben ſtehen und ihr Brot verdienen. Da müſſen Sie ſich ſo einrichten, daß Sie Ihren guten Ruf behalten und vermeiden, mit den Sitten und Gebräuchen in Widerſpruch zu geraten. Wer von den Menſchen abhängig iſt, muß ſich nach ihnen richten."

„Sie brauchen es aber doch gar nicht zu wiſſen, was ich tue und wie ich lebe, wenn ich aus der Öffentlichkeit in meine Stille komme. Meine Stille gehört doch mir, und ich mache mir dafür meine eigenen Geſetze. Sie gehen keinen Menſchen etwas an."

„O doch, Maria."

„O nein, Frau Koch. Es gibt Menſchen, die nützen die Stunden, die ihnen allein gehören, zu allen möglichen Spielereien, die keinen Wert für ſie ſelbſt und für andere haben, und kein Menſch wehrt es ihnen. Es gibt ſogar Leute, die ihre Stille dazu benutzen, etwa ſchlechte Bücher zu leſen und ihr inneres Leben damit zu vergiften. Iſt es nicht viel höher und beſſer, anderen lieben Menſchen etwas davon zu geben und ihnen etwas zu ſein oder auch von ihnen Gutes zu empfangen?"

„Das ſind ſo Ihre idealen Anſichten, die nicht ins Leben paſſen. Im Leben heißt es: den Schein meiden! Wenn Sie ſchmutzige Bücher leſen, kann Ihnen allerdings kein Menſch was nachſagen, aber wenn Sie alle möglichen Freunde haben, kann und muß es mißdeutet werden."

„Ich habe gar nicht alle möglichen Freunde," ſagte Maria jetzt ſicherer, „ich bin ſogar ſehr wähleriſch. Aber ich denke doch: meinen wenigen Freunden muß man anmerken, was für Menſchen es ſind."

„Sie ſind ſchrecklich vertrauensſelig, Maria. Was wiſſen Sie zum Beiſpiel von Mr. Adams?"

Jetzt glomm in Marias ernſten Augen ein humoriſtiſches Fünkchen auf. „Vielleicht nicht mehr als Sie, Frau Koch. Für Sie genügt es ja auch, Ella mit Mr. Adams ganze Vormittage allein in die Stadt gehen zu laſſen."

„Das iſt etwas anderes. Die beiden ſind unter Menſchen. Und dann haben wir doch auch die Pflicht, unſere Gäſte zu unterhalten."

Maria ſah ihr groß und frei ins Geſicht. „Und was ſagen Sie, wenn ich es auch für eine Pflicht halte, dem Wanderer, der mir begegnet, einen freundlichen Gruß zu ſagen, ihn zu laben, wenn ich kann, und ihm einen Sitz anzubieten, wenn er müde und allein iſt?"

„Himmel, wie ideal! Solche Anſichten paſſen nicht ins Leben!"

„Gerade, Frau Koch, ſie verklären das Leben. Wer immer bereit iſt, Liebe zu geben, der macht ſein Leben reich und ſchön. Und wenn man ſo einſam iſt wie ich in der Welt, dann muß man die Gelegenheiten wahrnehmen. Hat man Eltern und Geſchwiſter oder einen Mann und Kinder, ſo iſt es leichter und ſelbſtverſtändlicher, aber wenn man allein

Digitized by Google

in der Fremde ist, so hat man weniger Gelegenheit und braucht oft auch mehr Mut und Energie dazu, denn oft verstehen es die Menschen nicht, wahrscheinlich weil man zu ungeschickt oder zu scheu ist."

„Glauben Sie denn, daß Mr. Adams Ihr Entgegenkommen versteht?"

„Ganz gewiß."

„Er ist ein Mann, und Sie sind, das wissen Sie selbst, ein sehr anziehendes Mädchen."

„Er ist ein einsamer Mensch und ich auch. Wir begegnen uns auf unserem Weg und finden etwas Verwandtes in uns. Und fühlen, daß wir einander etwas zu sagen haben. Dann geht er weiter, an seine Arbeit, und ich auch. Was ist da nicht zu verstehen?"

„Ihnen ist nicht zu helfen! Bitte, denken Sie an mich, wenn Ihnen Unangenehmes aus der Sache erwächst. Ich habe Sie gewarnt."

„Ich danke Ihnen, Frau Koch, aber ich muß doch tun, was ich für recht halte. Gute Nacht."

„So sind Sie nun, Maria, immer selbstsicher und abgeschlossen."

„Dafür bin ich auch allein in der Welt, Frau Koch. Gute Nacht."

* * *

„Heute abend sind wir ja nun bei Meyers eingeladen," sagte Frau Koch mit bedauernder Miene beim nächsten Mittagsessen. „Was werden Sie nur beginnen, Mr. Adams? Wollen Sie nicht ins Theater gehen, ich habe ein Billett, welches ich Ihnen anbieten könnte."

„Ich danke sehr, ich möchte lieber nicht gehen, Frau Koch," antwortete verbindlich Mr. Adams.

„Aber es wird ein sehr interessantes neues Stück gegeben. Sie sollten es sich doch ansehen."

„O, ich habe so dringend einige Briefe zu schreiben."

Man konnte ihm wieder ansehen, welche Anstrengung es ihm kostete, sich der Bevormundung seiner liebenswürdigen Wirtin zu erwehren.

Da fiel Ella ein: „Dafür sollen Sie aber nicht zu Hause sitzen, Mr. Adams. Wir opfern unsere englische Stunde für Ihre Briefe, und Sie entgehen einem einsamen Abend." Ein seelenvoller Blick begleitete die fürsorgenden Worte.

Jack sah Maria, die kaum merklich lächelte, bittend an.

Frenze fing den Blick auf und polterte in seiner geraden Manier los: „Herrje, Fräulein Ella, um uns andere Sterbliche haben Sie sich noch nie so gehabt, wenn wir mal einen Abend Ihre Gesellschaft entbehren mußten. Allerdings haben wir ja auch Mieze."

Mr. Adams sah wieder zu Maria hinüber.

Da sagte Frau Koch schnell: „O, übrigens darf ich Ihnen das Billett nicht anbieten, Fräulein Maria? Sie machen mir eine große Freude, wenn Sie es für mich benutzen."

Maria errötete und sah Frau Koch groß an. „Es tut mir leid, Frau Koch, ich komme zu spät von meinen Stunden nach Hause."

„Seien Sie unbesorgt, Frau Koch, wir wollen uns schon alle nicht langweilen. Wir essen gemütlich zusammen Abendbrot, dann schreibt Mr. Adams seine Briefe, für Mieze habe ich was zu nähen, und Weber und ich gehen in den Klub," entschied Frenze munter, puffte den andachtsvoll kauenden Weber in die Seite und bekam dann gemeinsam mit ihm einen etwas verdächtig klingenden Hustenanfall, wofür ihn Maria strafend ansah.

„Ja, Mieze," meinte er da kleinlaut, „wir Männer müssen uns zuweilen betrinken."

Jetzt kam Herr Grau, der seine Mahlzeit beendet hatte und wie gewöhnlich jetzt gesprächig wurde, mit allerhand Fragen an Frau Koch heran, und das Thema: wo und wie der Abend für die Gäste zuzubringen sei, verschwand zu Jacks Erleichterung von der Bildfläche.

Wenn man in Gesellschaft geht, muß man vorher Toilette machen, und das dauerte bei den Damen Koch eine geraume Zeit. Jack war sehr erbaut davon und nutzte die Freiheit vom Ritterdienst, indem er fieberhaft schnell seine Briefe schrieb. Vielleicht, vielleicht würde Maria ihm dann nach dem Abendbrot erlauben, ihr Gesellschaft zu leisten.

Endlich nahm denn auch die Unruhe im Hause ein Ende. Die Pensionsmutter war mit den beiden frisch gewaschenen Töchtern abgefahren. Bald kam dann Maria mit ihren beiden Jungen, welche sie wohl irgendwo abgeholt hatten, nach Hause.

Digitized by Google

Die Glocke zum Abendbrot vereinigte sie alle im Speisezimmer. Maria machte den Tee und sorgte für alle, und Frenze erklärte dem Engländer: „So ist sie nun, sie denkt immer zuletzt an sich, gerade wie meine Mutter."

Jack sah Maria warm an: „Es ist das schönste, was Ihnen ein Mensch sagen kann, wenn er sie mit seiner Mutter vergleicht."

Herr Grau pflegte irgendein Leiden mit einer besonderen Diät auf seinem Zimmer, es entstand also bald unter den vier „gleichgestimmten Seelen", wie Frenze sich ausdrückte, eine sehr gemütliche Unterhaltung, und das Abendbrot wurde sehr lang ausgedehnt, bis die beiden „Klubmitglieder" mit großer Plötzlichkeit abgehen mußten, weil das Zuspätkommen Strafe kostete.

Maria erhob sich und wollte Jack Gutenacht sagen. Da bat er: „Fräulein Maria, darf ich Ihnen nicht noch Gesellschaft leisten?"

Sie stand zögernd.

„Sind Sie so müde, Maria?"

„O nein, ich überlegte nur. Ja, ich komme bald wieder, wir können zusammen im Salon sitzen."

Er erwartete sie und rückte ihr einen der tiefen Sessel, in welche sie so gern ihre feine Gestalt schmiegte, zurecht. Sie brachte einen Lampenschirm und dämpfte das grelle Glühlicht, und Jack fand den unsympathischen Salon mit einem Male in ein trauliches Gemach verwandelt, nur weil dies stille harmonische Mädchenbild ihm gegenüber im Sessel lag, vom gedämpften Licht umflossen, und weil es still war um sie her.

Was die beiden an jenem Abend miteinander sprachen, das hätten sie nachher unmöglich wiedererzählen können. Es gibt Stunden, in welchen zwei Seelen sich eben alles mitteilen, was sie erfüllt, wo sie ganz und gar offen füreinander sind. Maria erfuhr von Jacks Leben und Streben, wie er noch keinem Menschen davon hatte sprechen können. Sie erfuhr von seinem Sehnen und Hoffen, von seinen Kämpfen und Zweifeln, von seiner Einsamkeit und Unruhe und von der Unmöglichkeit, Himmel und Erde in seinem Leben harmonisch zu vereinigen. Und er fühlte und sah beseligt in dem ernsten, warmen Blick ihrer großen Augen das Verstehen ihrer Seele.

Auf sein zartes Forschen erzählte sie ihm dann ihre Geschichte, ganz einfach, in großen Zügen und ohne Vertraulichkeit. Die Geschichte von dem zarten Weib mit der Blumenseele und dem starken Herzen, welches seinen rauhen Weg durch die Fremde mit müden und wunden Füßen tapfer weitergeht und zu einer klaren, harmonischen Persönlichkeit reift durch Arbeit, Entsagen und Mitleid ...

Es war elf Uhr vorbei, als Jack sich tief auf Marias Hand neigte, welche sie ihm zur Gutenacht gab. „Dies war mein schönster Abend. O, wenn man nur manchmal in all der Unruhe und dem Wirrwarr des Lebens solche Abendstunden erleben dürfte, dann müßte sich so vieles lösen, was schwer und unverstanden auf einem liegt. Vor Ihren Augen ist mir heute vieles, vieles Licht geworden, Maria, haben Sie Dank dafür."

„Ich bin froh, wenn ich Ihnen zurückgeben konnte, was Sie mir gaben," sagte Maria ruhig und entließ ihn. — —

An den beiden nächsten Tagen sah Jack Maria nur bei den Mahlzeiten und abends im Salon, wo sie in stillschweigendem Einverständnis immer sofort anfingen, zusammen zu musizieren. Eine Unterhaltung nach ihrem Wunsche war in der Nähe von Frau und Fräulein Koch nicht möglich, und so zogen sie vor, sich in Tönen mitzuteilen, was sie einander zu sagen hatten.

Jack bemerkte allmählich, wie sich das Benehmen der Pensionsdamen gegen Maria änderte, und wie sie augenscheinlich darunter litt. Er sah auch, daß sie sich nicht davon beeinflussen ließ, sondern immer ganz so blieb, wie sie war, gegen die anderen und gegen ihn. Und er gewann sie in Mitleid und Bewunderung immer lieber.

Als am zweiten Abend Maria, die sehr abgespannt aussah, und deren Stimme müde geklungen hatte, früher Gutenacht sagte, verabschiedete sich Jack sofort auch und kam hinter ihr her, als sie eben in ihr Zimmer eintreten wollte. „Fräulein Maria, morgen ist mein letzter Tag hier, in der Nacht darauf muß ich reisen. Bitte, gehen Sie morgen noch einmal mit mir den Weg, den wir am Sonntag gingen. Sie tun viel damit für mich."

Sie stand nachdenklich. „Ich habe den ganzen Vormittag Stunden zu geben, und dies ist ein Morgenweg. Wenn Sie wollen, führe ich Sie am Nachmittag wohin, wo es noch schöner ist, und wir sehen zusammen die Sonne untergehen."

Digitized by Google

Er lächelte schmerzlich: „Gut, lassen Sie uns zusammen die Sonne untergehen sehen; gute Nacht, Maria.“ — —

Jacks letzter Nachmittag in Deutschland war gekommen, und er ging wieder an Marias Seite ins Freie hinaus. Sie führte ihn eine Anhöhe hinan und durch einen schönen, stillen Wald, dann kam noch eine kleine Steigung, und sie traten auf eine kleine Wiese, von hohen Bäumen umstanden, welche nach Westen hin Aussicht auf das weite Land gewährte.

Maria setzte sich auf eine Grasbank, und Jack ließ sich etwas tiefer nieder, so daß er zu ihr aufsah. Sie blickte träumend in die Ferne, und er beobachtete sie.

Klare, sonnendurchleuchtete Luft war um sie her von würzigem Walddust erfüllt, und durch die große Stille der Natur klang eine süße, leise Vogelstimme.

Sie schwiegen lange.

Dann richtete Maria ihre großen, ernsten Augen auf Jacks Gesicht und sagte eindringlich: „Jack, ich kann kein Unrecht darin sehen, daß ich freundlich zu Ihnen war und Sie auch in mein Zimmer einlud. Ich kann auch kein Unrecht darin sehen, daß wir uns in Tönen und durch die Sprache unserer Augen verstanden. Ich weiß sogar, daß es etwas sehr Schönes war, und daß es uns beide reicher und besser gemacht hat.“

„O, Maria, ich kann nicht sagen, wie schön es war!“

Nach einer Weile begann sie von neuem: „Warum soll ich nicht Weber und Frenze liebhaben? Es sind zwei gute und reine junge Menschen, und es ist vielleicht gut für sie und bewahrt sie vor manchem, wenn sie bei mir die Freundschaft und den Anschluß finden, die sie sonst anderswo suchen würden. Und sie haben es gern etwas gemütlich und heimatlich, und ich auch. Ich bin auch so allein. Sehen Sie, Jack, die Jungen sitzen gern bei mir und erzählen mir alles von sich und besprechen alles mit mir, auch große Fragen des Lebens, und ich kann ihnen manchmal raten und helfen. Ist es ein Unrecht, daß ich ihnen schwesterliche Liebe gebe?“

„O, Maria, es ist das größte, was Sie für sie tun können! Sie können gar nicht ermessen, was ein junger Mann von einer edlen Frau, welche ihm Freundschaft gibt, haben kann.“ In sein schwärmerisches Gesicht trat ein leises Erröten, und er fuhr fort: „Wir alle sehnen uns bewußt oder unbewußt nach solcher Freundschaft, denn in jedem Mann liegt eine tiefe, heimliche Verehrung für das Weib, und wenn sie sich entfalten darf, blüht das Zarteste und Süßeste, was ein Mann erleben kann, in seiner Seele auf und gibt seinem ganzen Wesen und Leben eine hohe Weihe. Aber, wie selten ist's, daß ein Mann das erleben darf, Maria. Wir sind ja durch so viel törichte Sitten und Schranken vom Weibe getrennt und können sie nur dann durchbrechen, wenn wir an Heirat denken. Und dann machen die Mädchen und Frauen unserer Zeit ja selber eine Freundschaft mit ihnen fast unmöglich.“

„Wie meinen Sie das, Jack?“

„Maria, Sie haben es wahrscheinlich schon gemerkt, daß die Menschen es unpassend finden, wenn ein Mädchen freundlich und offen mit einem jungen Mann verkehrt?“

Über ihr Gesicht glitt ein Schatten.

„Und es sind im allgemeinen doch immer die Frauen selber, die etwas darin finden. Wenn ein Mädchen kokettiert und flirtet, so entrüsten sie sich vielleicht mit einigem Recht, obwohl sie es selber so gemacht haben oder noch machen. Aber wenn ein Mädchen einem Mann warme, reine Freundschaft schenkt, weil sie seine Seele der ihren verwandt fühlt, und wenn sie ihn in ihr schönes Innerstes schauen läßt, so haben sie doch kein Recht, sich zu ereifern; aber sie tun es und stoßen die Schwester aus aus ihrer Reihe, die es wagt, ihren reinen Gefühlen zu folgen.“

Maria sah ihm in die Augen: „Sie sind ein guter Mensch, Jack.“

„Ich möchte es werden.“

Nach einer kleinen Pause begann er wieder lebhaft: „Und Maria, wieviel junge Mädchen gibt es denn überhaupt, die wirklich fähig sind, Freundschaft und weiter nichts für einen Mann zu empfinden?“

„O, Jack, warum nicht, ich kenne doch viele!“

„Wahrscheinlich denken Sie zu hoch von ihnen. Die meisten wollen sich doch nur unterhalten oder heiraten. Es mag sein, daß es unter den ernsten, strebenden und arbeitenden weiblichen Menschen wirklich welche gibt, die dazu geeignet sind und auch Gutes von einem Freundschaftsbund mit einem Mann für beide Teile ersehnen, wir lernen sie nur nicht kennen. Was uns begegnet an jungen Mädchen, lernen wir doch

Digitized by Google

meiſtens im geſellſchaftlichen Leben oder ſportlichen Verkehr kennen, und es ſind dann natürlich ſolche, die viel Zeit und wenig Intereſſen haben oder vielleicht nichts anderes zu tun wiſſen, als ſich zu putzen und einen Mann zu fangen."

„Das ſollen Sie nicht ſagen, Jack!"

„Es iſt ſo. Man begegnet ja auch ernſten weiblichen Perſönlichkeiten, mit denen man gut Freund ſein kann. Man unterhält ſich vorzüglich mit ihnen, ſie haben oft ein großes Wiſſen und haben Welt und Leben fein beobachtet, es ſind auch oft ernſte, gute, zuverläſſige Menſchen und treue Kameraden, aber, ich kann mir nicht helfen, ich entbehre etwas an ihnen, ſehr viel ſogar, und alle Männer, die ich kenne, tun es auch. Es iſt gerade das, was für den Mann das ſchönſte iſt am Weibe, den ganz wunderbaren Zauber echter, holder Weiblichkeit, der Ihnen in ſo hohem Maße eigen iſt, Maria," ſetzte er leiſe hinzu.

Sie errötete tief und ſagte verwirrt: „Das weiß ich nicht!"

Er ſah ſie voll tiefer Zärtlichkeit an und ſchwieg.

Nach einer Weile begann ſie: „Aber wenn ein Mann und ein Mädchen gute Freunde ſein wollen, dann kommt es doch nicht auf ſo etwas, was Sie jetzt ſagten, an, Jack, ſondern nur auf das gegenſeitige Verſtändnis und auf das Vertrauen und die Achtung, die ſie voreinander haben können."

„Gewiß, Maria, und doch wieder nicht, denn das findet der Mann auch bei einem Manne. Aber ein Weib kann ihm mehr geben, wenn ſie außer der Freundin auch ſein Heiligenbild iſt. Wenn er ſie auf den Altar ſeines Herzens ſtellen kann als etwas ganz Holdes, Heiliges und Reines. O, Sie glauben nicht, Maria, wie ihn das heben und beſeligen kann. Wie es ihm Leben und Arbeit verklärt, wie es ihn innerlich befruchtet, und wie es ihn bewahrt."

Sie ſah lange in ſein begeiſtertes Geſicht. Dann trat ein leiſes Lächeln in ihre Augen, und ſie meinte: „So ideal denken meine kleinen Freunde doch nicht, Jack. Heiligenbilder gewähren einen zu wenig nahrhaften Umgang. Meine langen Kerle mögen gern ein kleines Mütterchen, welches Schokolade kocht und vielleicht auch Knöpfe annäht. Aber ſie haben mich lieb dafür, und daß ſie meine Freundſchaft etwas hebt, möchte ich gern glauben."

„O, Maria!"

„Ja, Jack, es iſt doch ſchön für mich! Und ich ſuche ganz ernſtlich, ihnen in jeder Weiſe zu ſein und zu geben, was ich kann!"

„Maria, wie werden Sie dafür geliebt! Das wiſſen Sie gar nicht. Ihr Leben iſt reich und ſchön! Wieviel Edles wecken Sie in denen, die Ihnen nahen. An Sie wagt ſich nichts Gemeines und nichts Fades heran. Wenn die Frauen doch wüßten, wieviel ſchöner es für ſie wäre, wenn die alberne Kurmacherei, in welcher wir uns ihnen meiſtens nähern, ſich in freiwillige Verehrung verwandelte, in ein ehrfürchtiges Neigen vor ihrer ſchönen Perſönlichkeit und Weiblichkeit, zum Dank für das, was ſie uns Männern geben, und nicht dafür, daß ſie ſich für uns herausputzen und mit uns flirten."

Die Sonne ſtand ſchon tief und hatte einen roten Goldton. Maria ſah über das weite Land hinaus und begann wieder: „Warum verſtanden ſie nicht, das wir etwas Gemeinſames hatten, und daß wir einander immer kannten, obwohl wir uns nie geſehen hatten in der weiten Welt, Jack?"

„Weil ſie die heimlichen Fäden nicht kennen, welche die Sympathie von einer Seele zur anderen ſpinnt. Weil ſie das Wiſſen von einer ehemals geweſenen oder noch zu hoffenden Vereinigung zweier Seelen nicht verſtehen. Sie wiſſen nicht, woher ſie kommen und wohin ſie gehen. Wir aber wiſſen von einer verlorenen oder von einer künftigen Heimat und ſehen die Sehnſucht danach in unſeren Augen. Und wiſſen, daß wir beide denſelben Weg gehen und dasſelbe Ziel haben, und daß wir uns dort wiederfinden werden. Dafür haben ſie kein Verſtändnis. Und wenn ſich dann inmitten ihrer lauten und leeren Geſellſchaft zwei Menſchen begegnen, die ſich ohne Worte verſtehen, die ihre Zuſammengehörigkeit fühlen, die voneinander wiſſen und immer gewußt haben in gleichem Sehnen, dann ſind ſie verwundert und deuten es ſich auf ihre beſchränkte Weiſe. Iſt es ein Mann und ein Weib, ſo finden ſie es natürlich auch unpaſſend, wenn dieſe beiden Menſchen ſuchen zuſammen zu ſein, wenn ſie ſich aneinander freuen und ſich Liebe erweiſen. Ihre arme, kleine Seele kann ſich zu der Schönheit und Reinheit eines ſolchen Bundes nicht aufſchwingen. O, Maria, wie ſchön war es, Ihnen zu begegnen!"

Digitized by Google

„Ja, Jack, es war schön!“

„Maria, Sie sind das schönste und liebste, was mir das Leben bis jetzt geschenkt hat! Sie sind die Erfüllung meiner tiefsten Sehnsucht durch die Offenbarung, welche ihr klares Dasein mir gebracht hat. Ich habe in der herben, dämmernden Frühe meines Arbeitstages, in der Glut und dem Schweiß seiner Mittagssonne, in der Abendkühle, wenn die Erschlaffung begann, und in einsamen dunklen Nachtstunden meine Hände aufgehoben gen Himmel und umsonst gefragt: Wozu ist das alles, wozu all die Hast und Unruhe, wo ist Friede? Und das Frührot, die ferne Sonne und die ewigen Sterne hatten keine Antwort und sahen hohnlächelnd auf meine Qual herab. Aber Sie haben mir die Antwort gegeben, Maria!“

„Und wo ist Friede, Jack?“

„In Ihrer Seele, Maria! Jetzt weiß ich, daß nicht in dieser sichtbaren Welt, so schön und still sie sein kann, der Friede wohnt, daß auch Wissenschaft und Kunst ihn nicht geben können, sondern daß nur der ihn besitzt, der den Sinn seines Daseins erkannt hat und unbekümmert nach seinen Gesetzen lebt.“

Sie sah ihn strahlend an. „Sich selbst erfüllen, das ist's, und das glaube ich, mein Freund.“

Er faßte ihre Hand, küßte sie und drückte sie an seine Augen. „Ich gehe reich von hier fort, Maria, ich danke Ihnen!“

Sie entzog ihm ihre Hand und strich leise über seine Stirn und sein Haar.

Die Sonne neigte sich in glühendem Rot dem Horizont entgegen, und die beiden jungen Menschen saßen still und sahen nach ihr hin, bis sie hinunter war. Ein kühler Lufthauch strich über die Höhe.

„Jetzt naht meine Abschiedsstunde,“ sagte Jack und erblaßte fröstelnd, „ich fühle ihren kalten Hauch.“

„Nicht doch, mein Freund, es ist der herbe, frische Luftzug, welcher über die Höhen des Lebens weht, um uns zu stärken und zu erfrischen, ehe wir in die Enge und Dumpfheit der Niederungen hinabsteigen. Wir sind auf einer Höhe miteinander gewesen, Jack, das wollen wir nie vergessen, und haben von ferne das Land unserer Sehnsucht erblickt. Jetzt können wir einander niemals verlieren, so weit und so lange wir auch getrennt werden. Unser Ziel steht fest.“

„Ja, Maria, du Freundin und Schwester, ich weiß, daß ich dich nie, nie verlieren kann.“

Der Abend sank herab, und sie gingen heim.

Als Jack nach dem Abendbrot sah, daß er in wenigen Minuten gehen müsse, faßte er bittend Marias Hand und führte sie ans Klavier, und sie sang ihm, unbekümmert um die anderen, Mendelssohns schönes Lied: „Es ist bestimmt in Gottes Rat, daß man vom liebsten, was man hat, muß scheiden“, und beim vierten Vers vom Wiedersehen sang er leise mit.

Dann verabschiedete er sich von der wiederum sehr vorwurfsvoll aussehenden Frau Koch, sagte Ella und Grete adieu und merkte gar nicht, wie kühl sie waren, reichte Weber und Frenze die Hand und küßte dann langsam Marias beide Hände, die sie ihm schweigend reichte.

Dann war er gegangen.

Maria setzte sich ans Klavier und spielte gedankenvoll noch einmal die eben gesungene Melodie, und als sie geendet hatte und sich erhob, hörte man einen davonrollenden Wagen.

„Das war ein lieber Mensch,“ sagte sie warm.

„Man kann Ihnen wohl gratulieren, Fräulein Maria?“ bemerkte Frau Koch giftig.

„Wozu?“

„Nun, Mr. Adams tat ja sehr verlobt!“

„Verlobt? Wir sind Freunde.“

„Mein bestes Kind, Ihr Kokettieren und seine sentimentale Verliebtheit sahen nicht nach Freundschaft aus.“

Maria blickte sie ruhig an.

„Um so schlimmer, wenn Sie nicht verlobt sind. Sie sind durch Ihr und sein Benehmen stark kompromittiert,“ fuhr die scharfe Stimme fort.

„Das finde ich auch,“ sekundierte Ella.

„Ich habe Ihnen ja bereits gesagt, wie unpassend ich Ihr Benehmen fand, und daraufhin saßen Sie halbe Nächte allein mit dem fremden Mann im Salon und liefen stundenlang mit ihm in den Wald. Meinen Töchtern würde ich das nie gestatten. In Zukunft verbitte ich mir solche Intimitäten, ich muß die Ehre und den guten Ruf meines Hauses hüten!“

Da hob Maria die Hände, faltete sie vor die Brust und sagte leise: „Jetzt weiß ich, warum wir so einsam sind in der Welt, Jack!“ Und ging still hinaus. —

Sie sollte es noch tiefer erfahren.

Digitized by Google

Dies Erlebnis war doch ein zu dankbares Thema für die Kaffeekränzchenunterhaltung, und Frau Koch mußte ihrer gerechten Entrüstung doch auch unbedingt einigen intimen Freundinnen gegenüber Worte leihen.

Daß diese Freundinnen entsetzt waren über Marias Verworfenheit und ihre Rücksichtslosigkeit gegen ihre Pensionsmutter und den guten Ruf ihres Hauses, ist selbstverständlich. Und als Menschen, die etwas auf gute Sitte hielten und immer ehrlich ihre Meinung sagten, hielten sie es für ihre Pflicht, das überall offen auszusprechen und allerhand schöne und erbauliche Betrachtungen über die „moderne" Jugend und die „moderne" Moral daran zu knüpfen.

Maria wunderte sich über die vielen Absagen für ihre Stunden, welche sie in der nächsten Zeit erhielt, und noch mehr, als verschiedene Familien überhaupt für ihren Musikunterricht dankten. Als man ihr endlich hier und da zu verstehen gab, daß man entrüstet sei, wie sie sich durch ihr „Verhältnis" mit dem Engländer „kompromittiert" habe, ging ihr ein Licht auf.

Sie packte ihr Bündel und verließ das gastliche Haus der guten, nur leider allzu gesprächigen Frau Koch, trennte sich von ihren Jungen, die auch bearbeitet waren und dem Schein und den Menschen mehr glaubten als ihrem Herzen, und mietete sich irgendwo ein Zimmer. War ihr Weg bis hierher nur rauh und einsam gewesen, so ward er jetzt fast unüberwindlich. Maria lernte schließlich sogar Hunger und Not kennen, denn sie hatte fast keine Einnahmen mehr und war zu stolz, irgendwen um Hilfe zu bitten.

Nach und nach vergaßen aber die Leute Marias Geschichte.

Es gab neue, interessantere Fälle, und diese Maria sorgte ja auch kein bißchen für weiteren Gesprächsstoff, anscheinend war sie von der Bildfläche verschwunden.

Da gelang es Maria ganz allmählich, in anderen Kreisen Fuß zu fassen. Sie erhielt immer mehr Schüler. Und sie lernte Menschen kennen, die von dem stillen Zauber ihrer klaren Persönlichkeit sich angezogen fühlten, die erkannten, wie tapfer und fest sie ihren beschwerlichen Weg ging, und die ihr dafür Interesse und Freundschaft entgegenbrachten.

Es war ein Jahr vergangen, seitdem Jack abgereist war, als Maria ihm schreiben konnte: „Wie es mich freut und immer wieder hebt, daß unser Begegnen für uns beide so goldene Früchte getragen hat, das muß ich Ihnen heute wieder einmal sagen, mein treuer Freund. Es ist so schön für mich, aus Ihren Briefen zu erfahren, wie Sie die Verbindung zwischen Himmel und Erde gefunden haben und es jetzt verstehen, die ewigen Schätze in die Zeitlichkeit hineinzutragen und darin zu verteilen. Von mir kann ich nur sagen, daß es licht und lichter um mich wird, je mehr ich erfahren darf, daß ein reines und ideales Streben an seinen eigenen Gesetzen erstarkt, reift und sich durchsetzt, allen Hemmungen zum Trotz. Ich sehe vor mir das strahlende Ziel unserer Sehnsucht, Jack, wie wir's an unserem Abschiedstag erblickten, und reiche Ihnen über alles äußerlich Trennende meine Hand. Glückauf zur Wanderschaft, mein Freund, und auf Wiedersehen!"

An die Arbeit.

Lautlos aus der Täler Dunkel
Hebt sich frei der junge Tag.
Und als Dunst entschwebt die Sorge,
Die in Nächten auf mir lag.
Wird mir eine Rose sprießen
Aus dem Tag, der mich umflicht? ...
Weite, unbegrenzte Fernen
Breiten sich im Sonnenlicht.

Komm, o Arbeit, mit dir klimmen
Will ich aus der Nied'rung Staub,
Sei du meine neue Heimat,
Sei mein Ruhm und Ehrenlaub!
Auf der Lebensmittagshöhe
Segne ich dich, süße Last,
Denn du wirst mir endlich spenden
Tiefe Feierabendrast.

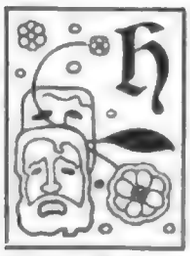
Thekla Ackermann.

Digitized by Google

Dramatische Rundschau.

Von Dr. Friedrich Düsel.

Hermann Sudermanns „Blumenboot“ — Barnays Hamlet-Aufführung im Berliner Kgl. Schauspielhause — Schönthans „Klein Dorrit“ — Walther Bloem: „Der Jubiläumsbrunnen“ — Georg Engel: „Die Hochzeit auf Poel“ — Heinrich Lilienfein: „Der Herrgottswarter“ — Sardou-Blumenthal: „Verwehte Spuren“ — Adelaide Ristori †.



Hermann Sudermann, unser Theatraliker comme il faut, hat in diesem Jahre ein ganz merkwürdiges Schicksal erlebt: sein jüngstes Drama „Das Blumenboot“ erfuhr, solange es allein in Buchform vorlag (Stuttgart, Cotta), manch freundliches Lobeswort auch von denen, die sonst nicht gern ein gutes Haar an dem Dramatiker Sudermann lassen; als es dann aber auf der Bühne des Berliner Lessingtheaters erschien, wo ihm von einer sorgfältigen Aufführung doch eigentlich erst der volle Lebensatem eingehaucht werden sollte, waren Kritik und Publikum sich darüber einig, daß man es mit einem durchaus verfehlten Stück zu tun habe. Man fand die Handlung, die im Buch einen nicht gewöhnlichen romanhaften Reiz ausgeübt hatte, auf der Bühne gequält und künstlich konstruiert, die Gestalten wenig lebenswahr und — was vielleicht das schlimmste — die Wendung zum Moralischen und Positiven, auf die der Schlußakt zusteuert, ohne innere Überzeugungskraft. Selbst das Zwischenspiel, die nächtlichen Szenen in der Bohème- und Artistenkneipe „Zum fidelen Meerschweinchen“, brachte es kaum zu einer lahmen Augenblickswirkung, obgleich dieses Stück im Stücke augenscheinlich am bewußtesten auf die Bühne hin gearbeitet worden ist. So sah sich der Theaterschriftsteller einmal wieder ausgesucht von derjenigen Macht verraten, der er am eifrigsten zu dienen trachtete, und das, nachdem er auf dem Papiere seinen Sieg schon halb errungen hatte. Ich kann mir wohl vorstellen, daß der enttäuschte Dichter ob dieses neuen Mißerfolges verwundert den Kopf geschüttelt und sich gefragt hat: Wie ist es möglich, daß dasselbe Publikum, das „Sodoms Ende“, dem Berliner Gesellschaftsdrama des Jahres 1891, einen so rauschenden Erfolg bereitet hat, diese jüngere Schwester, jener in allen wesentlichen Stücken so ähnlich, mit der gleichgültigsten Miene von der Welt an sich vorübergehen läßt? Und resigniert oder verbittert mag er wie Meister Anton in Hebbels „Maria Magdalena“ hinzugefügt haben: „Ich verstehe die Welt nicht mehr.“

Doch sollte das gerade in diesem Fall jemandem, der nur ein wenig um sich zu blicken gelernt hat, gar nicht so schwerfallen. Noch dazu einem Schriftsteller, der selbst einmal in den Reihen der Jungen marschiert ist und seitdem nie die Gelegenheit verloren hat, die dramatische Bewegung der letzten beiden Jahrzehnte aus nächster Nähe zu verfolgen. Denn von einer „Bewegung“ darf man sprechen, so wenig Bleibendes und wahrhaft Großes diese Zeit vielleicht auch an dramatischen Schöpfungen hervorgebracht hat, und so sehr sie noch immer im Suchen und Tasten begriffen ist. Der Dichter der „Ehre“ und des „Blumenbootes“ aber hat an dieser Bewegung kaum teilgenommen, ob man nun darunter in erster Linie die Verfeinerung und Vertiefung alles Seelischen, ob man darunter die Rückkehr zum Romantisch-Phantastischen oder die keimende Sehnsucht nach dem Heroisch-Tragischen, die Wiedereinsetzung des Willens als des obersten dramatischen Prinzips verstanden wissen will. Sudermann ist eben noch heute der mehr oder weniger geschickte Theatermann, der ein paar Elementarbegriffe des modernen Realismus an sich gerafft hat, im übrigen aber alles von den äußeren Wirkungen der gewiegten Bühnenmache erwartet und als Künstler keiner höheren Kultursphäre angehört, als sie im achtzehnten Jahrhundert Iffland und Kotzebue, im neunzehnten Dumas und Sardou vertreten. Vor fünfzehn Jahren wurde der Dreißigjährige eine Weile von den Wogen der neuen stürmischen Zeit mitergriffen und emporgetragen — wenn er noch heute wieder hofft, in demselben Strom mit gleichem Glück schwimmen zu können, so ist das eine Selbsttäuschung, die sich allein aus einer völligen

Digitized by Google

Verblendung gegen die veränderte Zeitstimmung und Zeitsehnsucht erklären läßt.

Aus der äußeren und inneren Ähnlichkeit zwischen den Handlungen des Schauspieles von 1891 und dem von 1906 hat Sudermann so wenig Hehl zu machen versucht, daß er hier wie dort fast genau dasselbe Milieu gewählt hat: die zu Reichtum und äußerer Vornehmheit emporgekommene Gesellschaft von Berlin W. Daß diesmal das jüdische Element im Gegensatz zu „Sodoms Ende" ganz ausgeschaltet ist, verschlägt wenig oder gar nichts; die Gier, den Schaum des Augenblicks zu schlürfen und für die lieben Nächsten zu glänzen, ist in beiden Stücken das Lebenselement der Menschen, und die Nerven — nicht das Herz, das Gemüt oder der Charakter — sind es, die ihnen das Schicksal weben. Auch wenn man den einzelnen Gestalten näher tritt, stößt man auf zahlreiche Anklänge an das ältere Drama. Die Baronin Erfflingen, eine schöne Vierzigerin, „auf der Grenze zwischen Weib und Matrone", erinnert — nicht in ihren äußeren Schicksalen, die der früh verwitweten Gattin des reichen Handelsherrn Wendrath, Teilhabers der Firma Hoyer u. Wendrath, mit der Hand ihres Liebhabers, eines ausgehöhlten Lebemannes, den aristokratischen Titel eingebracht haben — wohl aber in ihrer Lebensführung und Weltanschauung lebhaft an Frau Adah aus „Sodoms Ende". Wie dieser ist der Genuß auch ihr der oberste Gott, dem alle nur erdenklichen Opfer gebracht und dem einzig und allein von der Furcht vor dem öffentlichen Skandal gewisse Grenzen gezogen werden. Wird dieser nur vermieden, so macht es ihrem Gewissen wenig aus, daß einst ihr Bruder für ihre gefährdete „Ehre" im Duell gefallen ist, und daß der elegante Liebhaber, den sie dann trotzdem geheiratet hat — einen „wohlriechenden Verlustposten" nennt ihn der Leiter der Firma —, dem Hause Hoyer u. Wendrath noch heute wie ein Schmarotzer auf der Tasche liegt. Wie sie selbst sich das Leben ausstaffiert hat, im Stil der italienischen Renaissance, mit roten Brokatellowänden, alten Bildern und Bronzen, Ebenholzschränken, kostbaren Teppichen und Gobelins im Salon, mit Myrtenhainen, Marmorbildern und Säulenhallen auf dem kostspieligen Landsitz, so, ein einziger vergnügungsrauschender, pflichtenloser Festtag, soll es sich auch auf ihre beiden Töchter Raffaela und Thea vererben. Menschenkinder ihres Schlages dünken ihr dazu dazusein, aus den Dingen dieser Welt eine Art von heiterem Panorama zu machen, das an ihnen vorüberzieht. Oder vielmehr vorüberzuziehen scheint. Denn in Wahrheit ziehen sie ihren Weg — unbeirrt! Und dabei können sie keinerlei Ballast brauchen. Auch der eigene Mann darf nur einer von denen sein, die so vom Ufer her zu ihnen herübergrüßen. Sogar ihr Unglück muß, wenn sie wollen, hinter ihnen zurücksinken wie ein Bild, das ihnen nicht gefallen hat, und für ein Schuldgefühl vollends ist auf der Höhe solcher Lebensbetrachtung kein Platz.

Freilich muß es auf dieser Welt auch Arbeitsmenschen, besser gesagt: Arbeitstiere geben. Aber es hat ja noch nie an Leuten gefehlt, die sich selbst durch ihre Anlagen und Neigungen dazu getrieben gefühlt haben. Herr Leopold Brösemann zum Beispiel, Raffaelas Gatte, ist so einer. Der war früher simpler Kommis des Hauses, seit aber Wendrath tot und der Seniorchef der Firma, der vierundachtzigjährige Hoyer, schon halb in der Kindheit weilt, ruht die ganze Last des Geschäftes auf seinen Schultern. Sein Schuften wirft der Familie, knapp gerechnet, jährlich eine kleine Million ab, mit der dann der Baron seine nächtlichen Klubbedürfnisse, die Baronin ihren kostspieligen Schönheitskoller befriedigen kann; aber ein Plebejer bleibt dieser Bauernsohn deshalb in den Augen der Baronin doch. „Sie und wir Frauen hier", bedeutet sie ihm, „stammen aus zwei verschiedenen Welten. Sie arbeiten, Sie verdienen Geld. Sie sehen von dem Menschendasein kaum mehr als lauter krumme Rücken, über denen die Pflichtenpeitsche hängt. Daß es daneben andersgeartete Wesen gibt, die durch ihre Natur zum Genießen dieser Erdengüter bestimmt sind, die sozusagen heiter über den Wassern schweben — das wird Ihnen nur schwer einleuchten ... Leute wie Sie tragen mit ihrem Kapital nur das Häufchen Erdreich zusammen, aus dem dann wie ein Wunder die Blume der Persönlichkeit emporschießt."

Man wird sich denken können, daß eine Mutter mit dieser Lebensauffassung ihre lächelnden Hintergedanken gehabt hat, als sie ihre ältere Tochter mit solchem Arbeitstier vermählte. Dieser Mann, mag sie sich gesagt haben, wird dem Genuß und Vergnügen meiner Raffaela am allerwenigsten im Wege sein, und an Gelegenheit, sich die Blumen, die in der Ehe selbst nicht blühen, seitwärts vom Wege zu pflücken, soll es der Tochter einer Baronin Erfflingen schon nicht fehlen. Aber das Kind macht es ihr schwerer, als sie es sich vorgestellt hat. Raffaela scheint ihren Brösemann wahr und wahrhaftig zu lieben, sie schwärmt von einem leiblichen und seelischen Einssein zwischen Mann und Frau, das ihrer Mutter fast wie ein Verrat an ihrer Renaissancemoral erscheint, und wehrt sich mit ihrem „verschlafenen Gemütsleben" sogar ein wenig, als Mama den Afrikareisenden und berühmten Löwenjäger mit den magischen Augen ins Haus laden will, der dem Töchterchen auf dem letzten Ball so auffallend die Kur gemacht hat. Aber es hilft ihr nicht. Im Rate der Sudermannschen Theatergötter ist es nun einmal beschlossen, daß sie, gerade sie als Opfer dieser moralischen Familienverderbnis fallen soll — da bedarf es schließlich keiner größeren Ereignisse und tieferen Erlebnisse als die, welche

Digitized by Google

Raffaela kurz vor der verhängnisvollen Untreue mit dem Löwenjäger in die schönen an ihre Schwester gerichteten Sätze zusammenfaßt: „Siehst du, hab' ich dir nicht gesagt: Hetzt mich da nicht hinein ... Ich hing an Leopold ... Mit Angst und mit ... aber ich hing doch an ihm ... Aber du hast gestupst, und Mama hat gestupst ... Und jetzt, wo alles aus Rand und Band in mir ist, da möchtet ihr wieder bremsen, da soll nichts gewesen sein, da heißt es: Bleib hübsch zu Hause! O nein! Mein Liebster wartet. Adjö!" Im Blumenboot drunten auf dem See treffen sie sich, nachdem die anderen alle das Fest verlassen haben. Aber Brösemann kehrt wider Erwarten zurück, überrascht das Paar und schlägt den Liebhaber mit einem Bootshaken nieder. Raffaelas Lebensglück ist für immer zerstört; ein schuldig unschuldiges Opfer, wie Klärchen in „Sodoms Ende", wie Marikke im „Johannisfeuer", liegt sie unter den Trümmern des Zusammenbruchs.

Theas, der Jüngeren, Geschick verläuft gerade umgekehrt — getreu der alten Theaterregel, die nichts lieber hat als möglichst deutlich ausgeprägte Kontraste. An Thea soll nach dem Willen der Mutter gutgemacht werden, was ein Irrtum von Jugendschwärmerei an Frau Brösemann gesündigt hat. Denn dieses Mädel ist in den Augen seiner Mutter begnadet vor Tausenden, und darum soll ihm ein Aufstieg bereitet werden, voller Sonne, voller Licht am eigenen Leben. Und alles scheint darauf hinzudeuten, daß Thea, dies „frühreife, pietätlose Gegenwartskind", die auf sie gesetzten Hoffnungen erfüllen werde. Im Grunde eine kalte, nüchterne Kröte, lechzt sie doch mit allen Fibern nach dem „Leben", wie sie, wie ihre ewig lächelnde Mutter es versteht. Mit ihren neunzehn Jahren weiß sie schon ganz genau, wie es in der großen Welt, für die sie doch nun einmal erzogen ist, zugeht. „Die große Welt, das ist der Markt für den Liebhaber. Das Ziel, der Rausch, das Leben, die Betätigung der Phantasie, alles — was weiß ich? das ist der Liebhaber. Für wen ist man schön? Für den Liebhaber. Wozu strebt man nach Persönlichkeit? Um sich innerlich freizuhalten für den Liebhaber." So hat es die Mama in ihrer Ehe gehalten, so wird es die Tochter in ihrer Ehe halten. Denn Thea soll verheiratet werden, und sie selbst ist völlig entschlossen dazu. Mit der Ehe fängt ja doch das eigentliche Leben und die eigentliche Freiheit erst an. Auch ist das Genießen gefahrloser mit einem alles hübsch zudeckenden Trauring am Finger. Freilich, mit dem Grafen, der als erster ernstlich um sie wirbt, möchte sie es lieber doch nicht versuchen. Der ist ihr zu korrekt und zu streng in seinen sittlichen Ansichten — wer weiß, er wäre imstande und forderte unbedingte eheliche Treue. Da ist es schon sicherer, sie nimmt das Fredchen, ihren Taugenichts und Tagedieb von Cousin, mit dem sie zuvor schon halb im Spaß, halb im Ernst abgemacht hat, in einer etwaigen Ehe solle jeder dem anderen volle Freiheit lassen, und das erste solle sein, daß das junge Eheherrchen sein neugebackenes Frauchen von der Hochzeitstafel direkt in das „Fidele Meerschweinchen", das Wirtshaus für allerlei Künstlervolk, führe, unter dem sich Theas exaltierte Phantasie so eine Art Blocksberg aller schamentkleideten Frechheit und Ungeniertheit vorstellt. Der Pakt wird geschlossen, die Heirat vollzogen, und um Mitternacht, wenn für andere junge Paare die heilige Stunde des ersten Alleinseins kommt, geleitet Fred seine Frau in die Gesellschaft der Artisten, Chansonetten und Bohémiens, die so oft Zeugen seiner wenig gewählten Junggesellenfreuden gewesen sind. Hier nun — und auf diesen Coup der gewagtesten Extreme und Kontraste tut sich Sudermann augenscheinlich am meisten zugute — beginnt Theas moralische Erziehung. Ein Clown spielt ihren ersten Zuchtmeister, indem er ihr die Geschichte seiner Hochzeitsnacht zum besten gibt: er mußte sich gemein machen, indem er in dieser Stunde seiner zu ihm herabgestiegenen Frau seine grotesk-komischen Kunststücke aus dem Zirkus vorführte. „Aber," schließt er, „gnädige Frau, warum machen Sie sich gemein mit uns?" ...

Wir wollen die Wahl einer solchen überprägnanten Situation nicht schelten, so gesucht und innerlich unwahr ihre Voraussetzungen sein mögen — das Theater verlangt nun einmal möglichst anschauliche und gedrängte Handlungen. Aber die Aufgabe eines mit seelischen, nicht bloß äußerlichen Stimmungen und Wandlungen arbeitenden Dramatikers hätte nun eigentlich erst begonnen, indem er uns sehen ließ, wie dieser moralische Peitschenhieb des Zirkushelden bei der Weltdame wirkte, wie er sie aufrüttelte und zur Einkehr zwang. Aber nichts von alledem bei Sudermann. Im Gegenteil, Thea gebärdet sich nach dieser Lehre nur noch schamloser als zuvor. Merkwürdigerweise nämlich läßt sich der abgewiesene, als so bieder, treuherzig und korrekt geschilderte Graf ruhig zum zweitenmal von der kupplerischen Baronin Mutter ins Haus laden, ja, er gesteht der Neuvermählten von neuem seine unveränderte Liebe und folgt ihr in eine Situation, die mit der Treuherzigkeit und Korrektheit nicht das geringste mehr zu schaffen hat. Wer Sudermann kennt, weiß sofort, daß dahinter ein ganz besonders raffinierter Theaterschlag lauert. Und richtig: als Thea sich dem Treuherzigen, der gesonnen ist, Gut und Ehre für ihren Besitz aufs Spiel zu setzen, als Geliebte, als heimliche Geliebte natürlich, anbietet, da richtet sich der Graf hoch auf, und wie einst der Clown, so züchtigt sie jetzt der Aristokrat: „Das Leben der Frau zu schänden, die mir auf Erden das Heiligste werden sollte, das werden Gnädigste mir kaum zumuten können," verneigt sich tief und wendet

Digitized by Google

sich zum Ausgang. Also eine Wiederholung der ersten, nur in der äußeren Situation, nicht in der inneren Verfassung veränderten Züchtigung. Und der Dichter selbst ist von der psychologischen Durchschlagskraft dieses doppelten Verfahrens selber so völlig überzeugt, daß er glaubt, nun brauche nur noch unmittelbar darauf das grausige Erlebnis mit Raffaela auf Theas Pfad zu fallen, und die innere Umwandlung aus einer Dirne in ein ebenso reines wie entschlossenes und tapferes Eheweib sei vollendet. Seite an Seite, in kameradschaftlicher Liebe und Hilfsbereitschaft, wird Thea mit ihrem Fred den schweren Pflichten und Aufgaben entgegenschreiten, die nach Brösemanns Entschluß, Haus und Geschäft zu verlassen, ihrer daheim harren. Denn inzwischen hat sich auch Fred aus einem Tunichtgut in einen Tugendbold verwandelt, der förmlich brennt vor Arbeitseifer und Betätigungsdrang. Der „Druck der Verhältnisse, die Spannkraft" ist da, er wird wollen, und er wird können! Ein einziger ratlos starrer Blick auf das, was da so plötzlich und unvermutet von ihm verlangt wird, dann steht auch er als neuer Mensch da: „Tja, auf Blumenbooten wird nun nicht mehr gefahren. Jetzt heißt es: Durch!" und Thea ergreift seine beiden Hände und ruft in Entschlossenheit aufleuchtend: „Ja, Fred!"

Damit fällt der Vorhang, und wir stehen kopfschüttelnd vor der kindlichen Schnellfertigkeit eines dramatischen Waghalses, der sich — in seinem vierzehnten Bühnenwerk! — noch vermißt, im Handumdrehen und mit so durchsichtigen Kniffen aus einem Lämmchen weiß wie Schnee eine Hyäne der Begehrlichkeit, aus einer demi-vierge schlimmster Sorte eine mustergültige, zu allem Großen und Tüchtigen entschlossene Ehefrau, aus einem durch und durch verlüderten Lebejüngelchen einen reifen, ernsten Mann und Leiter eines großen Welthauses zu machen. Nein, das innere Thema — und darauf kommt es doch an — ist auch nicht im entferntesten ausgeschöpft, das Problem der wechselseitigen Umwandlung auch nicht im bescheidensten Maße gelöst. Dabei soll dem Dramatiker nicht der Ruhm einer geschickten, zuweilen sogar sorgsamen und klugen Szenenführung geschmälert werden, so wenig wie dem Gesellschaftsschilderer das Lob vorenthalten werden soll, daß er gar mannigfaltige und leuchtende Farben auf seiner Palette hat, und daß er, wenn es gilt, gewisse Kreise der Lebewelt und der großstädtischen Hochfinanz zu schildern, noch immer der berufensten einer ist unter unseren zeitgenössischen Schriftstellern, sofern sie nicht nach einem höheren Ziele streben. Ja, man kann vielleicht sogar konstatieren, daß wenigstens in den ersten beiden Akten der Kulturton, dessen er sich dafür bedient, um einige Nuancen feiner und gewählter ist, als es in den Werken seiner mittleren Periode der Fall, und daß im Dialog manches Wort steht,

Ida Wüst als Thea in Sudermanns „Blumenboot". (Nach einer Aufnahme von Becker u. Maaß, Berlin.)

das eleganter geschliffen ist, als er es bisher für nötig hielt.

Da im „Blumenboot" die Frauen Ruder und Riemen führen, so war das Lessingtheater, dessen schauspielerischer Reichtum durchaus auf der Schwert-, nicht auf der Spindelseite liegt, von vornherein in einer üblen Lage. In der Tat mußte es sich denn auch die Darstellerin der Baronin (Frl. Lißl) vom Dresdener Hoftheater, die der Thea vom Leipziger Stadttheater holen. Jene sehen wir nach diesem einen Probeabend ohne Schmerz wieder scheiden: ihr sicheres, aber eintöniges und schulmäßiges Spiel paßt mit keinem Zuge in das künstlerisch abgestimmte und doch individuell bewegliche Ensemble der Brahmschen Bühne. Diese aber, Fräulein Ida Wüst, wollen wir als eine starke Könnerin und eine noch stärkere Hoffnung für moderne jugendliche Salonrollen festhalten. Sie hat Rasse und Temperament genug dafür, ohne den Intellekt vermissen zu lassen, und die nötige nervöse Beweglichkeit, um auch den kühnsten Übergängen solcher schillernden Gestalten gerecht zu werden. Doch auch über psychologische Ausdruckskraft, scheint mir, verfügt sie reichlich, und hoffentlich hindert die Nachbarschaft einer Irene Triesch die Direktion nicht, sich Ida Wüst recht bald auch in einer Ibsenschen Rolle versuchen zu lassen. —

Unter Barnays Direktion scheint sich das Königl. Schauspielhaus nun doch wieder ern-

ſter auf ſeinen Beruf als Interpret unſerer hohen klaſſiſchen Dramatik beſinnen zu wollen, als das leider in den letzten Jahren der Fall war. Die Bewegung geht langſam vor ſich, aber es rührt ſich doch etwas. Schließlich kann man von einer Bühne, deren Leitung ſeit hundert Jahren in den Händen von Kavaliersintendanten ruhte, ſchlechterdings nicht verlangen, daß ſie auf einmal, über Nacht ſozuſagen, alle ihre eingewurzelten Schwächen abſtreift. Man ſieht aber doch, daß Barnay in der langen Mußezeit, die ihm vor Antritt dieſer ſeiner neuen Stellung vergönnt war, keineswegs gefeiert hat, daß ihn vielmehr in dieſen Jahren mancherlei wichtige dramaturgiſche Pläne beſchäftigt haben, denen er nun Erfüllung zu geben ſucht. Dazu gehört auch die Neuinſzenierung des „Hamlet“, die er von Anfang an als ſein Werk beanſpruchen darf. Wir wiſſen, daß ihn ſeit langer Zeit die Auffaſſungs- und Darſtellungsprobleme dieſes von Kommentaren ſchier überwucherten Dramas lebhaft gefeſſelt haben, hat er doch ſchon 1901 in der „Deutſchen Revue“ einen in der Shakeſpereforſchung vielbeſprochenen Aufſatz über die „Darſtellung des Hamlet“ erſcheinen laſſen. Dieſer Aufſatz kann kurz als die Abſage des denkenden, aber mehr noch praktiſch erfahrenen Schauſpielers an die Shakeſperephilologie bezeichnet werden, die von dem lebendigen Theater nur unklare Begriffe habe und den Darſteller nur verwirre, anſtatt ihn zu leiten und aufzuklären. Barnay führt dort aus, wie der zwanzigjährige Hamlet als ein echtes Kind Dänemarks und des däniſchen Hofes, dieſer in Feigheit, Hinterliſt, Roheit und Völlerei verſunkenen Geſellſchaft, auf die Univerſität Wittenberg und damit in die Erziehung des deutſchen Humanismus kommt. Dieſe Erziehung erſt bringt den Zwieſpalt in ſeinen Geiſt und Charakter. Ohne ſie hätte er ſich wahrſcheinlich begnügt, wie ſeine Vorfahren auf dem Throne ſeinen Ruhm in kraftvollem, aber auch rückſichtsloſem und gewalttätigem Handeln zu ſuchen, ſein Pferd gut zu reiten, die Waffe tüchtig zu handhaben und einen Rieſenhumpen recht häufig, doch immer mit Anſtand zu ſchwenken. „Die Lehren aber, die Hamlet in Wittenberg empfing,“ fährt Barnay fort, „die Pflichten gegen ſich und andere, das neue Wiſſen, das er gewinnt, müſſen notwendig ſein ganzes Weſen in einen Kampf zwiſchen dem Angeborenen, dem früher Anerzogenen und dem durch die neuen Lehren und Erfahrungen zur Erkenntnis Gewordenen verſetzen — in dieſer Verfaſſung des heftigen Widerſtreites aber wird er plötzlich durch die Nachricht vom Tode ſeines Vaters nach Hauſe berufen. Es iſt der Kampf zwiſchen dem Dänen und dem deutſchen Humaniſten in Hamlet, der die Wurzel ſeines Weſens iſt. Die angeborene, anerzogene Tatkraft, der Trieb zur raſchen Tat verläßt Hamlet im ganzen Stücke nicht, aber ſeine Bedenklichkeit, dieſem Triebe zu folgen, muß ebenſo ſtark ſein ... Hamlets Anlauf zur Tat iſt ſtets voll und ganz, leidenſchaftlich und entſchloſſen, alſo mit aller Kraft darzuſtellen; aber die Bedenklichkeit, die ihn davon abhält, dem erſten Impuls zu folgen, muß ebenſo ſtark ſein, denn nur weil ſie in gleicher Stärke auftreten und wirken, hebt die eine ſtets die andere auf.“

Mag man nun über dieſe Auslegung denken, wie man will, ſie trägt den Stempel der Selbſtändigkeit und enthält den Schlüſſel zu einer einheitlichen, geſchloſſenen Auffaſſung und Darſtellung der Dichtung. Alles mußte darauf ankommen, wieviel Verſtändnis und Entgegenkommen der Dramaturg Barnay dafür bei ſeinen Schauſpielern finden werde. Da fragte es ſich nun im vergangenen Jahre, als die erſten Vorbereitungen zum „Hamlet“ im Gange waren, zuerſt: wer ſoll auf der Königlichen Bühne den Dänenprinzen ſpielen? Matkowsky oder Chriſtians? Der tragiſche Held oder der empfindſame Liebhaber? Es konnte wohl von vornherein kein Zweifel darüber herrſchen, für wen von beiden ſich Barnay entſcheiden werde, und daher auch kaum eine Überraſchung bereiten, als im Verlauf dieſes Wettkampfes ſchauſpieleriſchen Ehrgeizes der immer etwas fade und ſüßliche Chriſtians dem Rieſen Matkowsky das Feld (und damit gleich auch das Schauſpielhaus) räumen mußte.

Aber auch ein Matkowsky, ſo ſehr ſein blut- und glutvolles Temperament dem von Barnay geforderten Impuls der Leidenſchaft entgegenkommt, hat ſeine Launen und Tücken. Es muß ungeheuer intereſſant und lehrreich geweſen ſein, dieſem In- und Widereinanderarbeiten der beiden, des lenkenden Regiſſeurs und des eigenwüchſigen Schauſpielers, zuzuſehen. „Ich denke mir, daß ich auf den Proben mit freundſchaftlich wohlwollendem Rat unſere vorhandenen Kräfte werde unterſtützen können, weniger darum beſorgt, ob zwanzig oder vierzig Lanzenträger die Szene bevölkern, ſondern durch welche Züge und Nuancen der einzelne Schauſpieler — ſoweit er meinen Rat braucht — der Figur ſeiner Rolle näher als ſonſt zu kommen vermag.“ Alſo hat Barnay beim Antritt ſeines Amtes ſeine Auffaſſung von „innerer Regie“ erklärt. Hat Matkowskys ſtolzes Haupt ſich nun darunter gebeugt, oder zählt er zu denen, die des Direktors „Rat nicht brauchen“? Jedenfalls iſt es ihm in ſeiner Hamletdarſtellung nicht gelungen, worauf doch Barnays Interpretation ſo viel Wert legte, das Gleichgewicht zu halten zwiſchen der Stärke der Bedenklichkeit und des Zauderns auf der einen, der Stärke der Entſchloſſenheit und der Tatkraft auf der anderen Seite. Beides ging ihm nicht zuſammen: im erſten Teil des Dramas überwog der zaghafte, zweifelnde und zögernde, im zweiten der polternde, aufgeregte und ſtürmiſche Hamlet, und ein einheitliches Bild, wenn auch ſelbſtverſtändlich nur ein Entwicklungsbild des Dänen-

Digitized by Google

Die Fechtſzene aus „Hamlet“ nach der Neuaufführung am Königl. Schauſpielhauſe in Berlin.
(Nach einer Aufnahme von Zander u. Labiſch, Berlin.)

prinzen vermochte man aus dieſer Vorſtellung nicht nach Hauſe zu tragen. Das Grüblerиſche, ohne das ein Hamlet nun einmal kein Hamlet iſt, liegt dem immer auf Sturmes- und Feuerflügeln einherfahrenden Genie eines Matkowsky nun einmal nicht. So hinreißend er in Momenten kühner, heldenhafter Tat erſcheint, ſo anfechtbar iſt z. B. der Vortrag eines Monologs von ihm, mit dem er in ſich ſelbſt hineinbohren oder das Weſen der Dinge auseinanderfalten ſoll. Dazu kommt, daß ſeine zur Fülle neigende Geſtalt, über die ſchlanke Biegſamkeit der Jünglings- und erſten Mannesjahre längſt hinaus, die Illuſion von dem Flaum der Jugend faſt in jedem Augenblick empfindlich ſtört, und daß auch die Mimik ſeines vollen, breiten Geſichts für die Grüblerſchwermut der Rolle kaum noch die rechte Ausdrucksfähigkeit hat. So gerät ſein Gefühl leicht ins Süßliche und Weinerliche, ſeine Kraft leicht ins Stürmiſche und Lärmende. Daß auf dieſem falſchen Wege trotz alledem der Schönheiten und Herrlichkeiten die Hülle und Fülle blühen, braucht man das bei einem Matkowsky zu erwähnen? So gehört der Augenblick, wo der Geiſt des Vaters dem Sohn die große Aufgabe auf die Seele legt, zu dem Ergreifendſten, was man auf der deutſchen Bühne erleben kann, und die Fechtſzene mit Laertes (Herr Stägemann; links auf der obenſtehenden Abbildung), die wir hier im Bilde feſthalten, zu dem Glänzendſten, was ein vom Geiſt gelenkter Wille einem ſchon leiſe widerſtrebenden Körper an Jugendſchwung und Geſchmeidigkeit, an Spannkraft des Entſchluſſes und blitzſchneller Tat abzuſchmeicheln vermag.

Unſere Abbildung iſt auch für die äußere Geſtaltung der Szene lehrreich. Nicht nur, daß ſie uns den ebenſo klugen wie wirkungsvollen Aufbau einer von Barnay geſtellten Maſſenſzene zeigt, ſie läßt uns ſeitwärts und im Hintergrunde auch die um ein Stockwerk erhöhte Galerie ahnen, durch deren Anlage ſich Barnay gleichſam einen doppelten Spielboden geſchaffen hat. Denn nun können die Perſonen aus den oberen Gemächern des Schloſſes ungezwungen kommen und gehen, ohne daß dadurch für die durch die unteren Türen erſcheinenden und verſchwindenden eine Störung eintritt oder eine Pauſe nötig wird. Manche Szene, die ſonſt eine neue Verwandlung erfordert hätte, hat dank dieſes Hilfsmittels mit der vorausgehenden unmittelbar verknüpft werden können. Freilich, die Waffe iſt zweiſchneidig, es fehlt auch an Unzuträglichkeiten nicht. Als eine der ſchmerzlichſten muß wohl die empfunden werden, daß nun der ſchuldbeladene König dort oben — allzuweit vom Zuſchauerraum entfernt, als daß er mit gedämpfter, nach innen gepreßter Stimme ſprechen dürfte — ſein Gebet verrichten muß, das mit ſeinen Selbſtenthüllungen bei dem

Szenenbild aus Schönthans Lustspiel „Klein Dorrit". Nach der Aufführung am Königl. Schauspielhause in Berlin. (Aufnahme von Zander u. Labisch, Berlin.)

Betenden doch durchaus das Gefühl der Abgeschiedenheit von aller Umgebung verlangt. Im übrigen war der szenische Rahmen in dieser Aufführung nicht bloß würdig und glänzend, wie man es von den Darbietungen des Schauspielhauses gewohnt ist, sondern brachte vielleicht zum erstenmal auch etwas von jener inneren, einem Dichtwerk eingeborenen Stimmung und Melodie zum Ausdruck, die dort bisher als „Kaviar für das Volk" galt.

So glücklich es mit der Pflege unserer klassischen Dramatiker am Königl. Schauspielhause vorwärts zu gehen scheint, so kläglich ist es an dieser Bühne noch immer um das zeitgenössische Repertoire bestellt. Am besten fährt man immer noch, wenn die neuen Stücke irgendeinen großen Namen der Vergangenheit, ein bedeutsames historisches Ereignis oder dergleichen zum Vorspann nehmen. Von dieser Politik profitiert auch Franz von Schönthan, wenn er in seinem Lustspiel „Klein Dorrit" sich den lieben alten Charles Dickens zum Muster wählt und zwei Akte lang eigentlich nichts anderes tut, als daß er dem englischen Humoristen seine rührsame Geschichte von „Little Dorrit" nachzeichnet, der jüngsten Tochter des achtzehn Jahre lang im Schuldgefängnis schmachtenden alten Edelmanns, die diesen düsteren Ort wie ein lebendiges Sonnenscheinchen verklärt und ihn fast zu einem Paradies des Friedens und des Glückes macht, aber auch resolut die Zähne zu zeigen weiß, wenn es gilt, Zucht und Ordnung in die etwas verlotterte Wirtschaft von Marshalsea zu bringen. Leider aber folgt diesen zwei Akten, die mit allen Schönthanschen Theatermätzchen die entzückend echte altfränkische „Gemütlichkeit" (im ursprünglichen Sinne des Wortes) nicht totschlagen können, noch ein dritter, und hier, wo der alte Dorrit, der liebenswerte Narr, zum faden Parvenu und Protzen wird, sieht durch die Maske Dickens' breit und trivial das Antlitz des modernen Bühnenspäßlings hervor. Einigermaßen erträglich werden diese Plumpheiten allein durch das meisterhafte Spiel Arthur Vollmers, indem dieser von dem ebenso natürlichen wie erquickenden Humor seines alten Dorrit aus dem ersten Akt etwas auch in den verbrauchten Parvenutypus hinüberrettet, den er im letzten Akt plötzlich hervorzukehren hat. Es riecht nach Lavendel und Rosmarin in dem Stück, und das ist — längst vor unserer Biedermeier-Renaissance — noch immer eine Empfehlung für das Schauspielhaus gewesen. Man glaube aber nur ja nicht, daß Humoristen wie Vollmer einen Gran von ihrer köstlichen Reife einbüßen würden, wenn man sie eines Tages vor tiefere und ernstere Aufgaben aus der modernen Dramatik stellte. —

Die lebhafteste Tätigkeit unter allen Berliner Bühnen hat bisher das mit Beginn der neuen Spielzeit unter die Direktion von Dr. Alfred Schmieden getretene Neue Theater entfaltet. Innerhalb weniger Wochen sind dort nicht weniger

Digitized by Google

als acht Neuaufführungen und Neueinstudierungen gegeben worden. Der Eifer wäre lobenswert, und Dr. Schmiedens couragierte Absage an die Serienspielerei gewisser reichshauptstädtischer Bühnen verdiente Ermunterung, wenn unter diesen acht Abenden eine einzige dramatische Neuheit von bleibendem Gewinn und tieferer Bedeutung wäre. Aber im Grunde ist, was wir erhalten, alles ein und dasselbe Genre: Theaterstücke von mehr oder weniger glücklicher Augenblickswirkung, mit einigen unterhaltsamen oder packenden Situationen und ein paar annehmbaren Bühnenfiguren. Künstlerische Kultur, seelischen oder geistigen Gehalt wird man nicht viel darin finden, ob da nun Walther Bloem in seinem Schauspiel „Der Jubiläumsbrunnen" mit gewaltigem Aufgebot von Rhetorik und desto sparsamerer Verwendung von Psychologie und Glaubhaftigkeit seiner Gestalten noch einmal die Lanze bricht für die Freiheit der Kunst und ihrer Jünger, oder ob Georg Engel in seinem Lustspiel „Die Hochzeit auf Poel" einen der an der Waterkante landesüblichen Streitfälle wegen Fischereigerechtsame zwischen den Reichen und den Armen und eine noch geläufigere Hans- und Gretegeschichte zum Vorwand nimmt, um ein bißchen harmlose Beamtensatire und, mit Reuter zu sprechen, einen „dägten Hümpel" niederdeutsch derber Schnurren und Töntjes damit zu umrahmen. Das Erfreulichste an dem Stück ist, daß wir den Lügenlotsen Ull Kusemann aus Engels Roman „Hann Klüth" auch in dem Lustspiel wieder begrüßen dürfen, wenn ihm auch viel von der bunten, selbstherrlichen Phantastik genommen ist, durch die er dort fast einen Schimmer von Münchhausenscher Größe bekommt und ihm dafür allzuviel von den Obliegenheiten eines gefälligen deus ex machina aufgebürdet ist. Immerhin, wenn Georg Engels (der Schauspieler, nicht der Verfasser!) diesem Sapperlotskerl seinen saftigen Humor leiht, verdankt man dem Stück schließlich doch ein paar ergötzliche Stunden und vergißt beinah all die falschen Töne, die der nur mit halber Seele dort oben heimische Verfasser in dieser „Heimatdichtung" greift.

Echter, als hier norddeutsches, wird süddeutsches Bauerntum in des Schwaben Heinrich Lilienfein vom Schillertheater aufgeführtem Schauspiel „Der Herrgottswarter" geschildert (Berlin, Fleischel u. Ko.). Oder ist es nicht echt bäuerliche Lebensanschauung, wenn der alte Niklas Ruhland, der ehemalige Hofbauer auf dem Niklashof, der den vermeintlichen Liebhaber seiner Frau erschlagen, obgleich diese alle Schuld hartnäckig leugnet, mit ungebrochenem Trotz auch nach dreijähriger Gefängnishaft weiter auf den Herrgott wartet, daß er ihm die Tat bestätige und heilige, und wenn er dann schließlich, da das Weib im Schweigen verharrt, an ihrer gleicher Sünde schuldigen Tochter die Sühne vollstreckt, der sich jene entzogen hat? Mit der Schuldigen räumt der Richter zugleich auch sich selbst aus dem Wege. Mag man ihn weiter für den „Narren" halten, der zum zweitenmal das Opfer seines Wahns niedergestreckt hat — seine Tat wird doch hindern, daß sich an dem braven, treuherzigen Schwiegersohn das Schicksal seines Lebens wiederholt. Man kann diese „Sühne" launisch und ungerecht, diese Tragik willkürlich und lahm schelten, aber niemand, der ein Ohr für den Schritt des geborenen Dramatikers hat, wird verkennen, daß hier ein Berufener naht, und daß er mit reinen Händen, ohne alle Spekulation auf bloß äußerliche Effekte, instinktiv sozusagen, die starken bühnenmäßigen Wirkungen und die großen dramatischen Linien trifft. Gewiß, einstweilen ist bei Lilienfein noch alles im Werden begriffen. Noch fehlt ihm völlig jene objektiv gestaltende, Gut und Böse gleich ruhig lächelnd betrachtende Überlegenheit, jener Tropfen Humor, ohne den kein Haupt eines echten Dichters gesalbt wird. Aber nicht weniger deutlich fühlt man: hier pocht ein heiliger Wille an die Wände seines Gefängnisses, hier will sich eine Begabung emporringen, die mit dem alltäglichen Stückeschreiben nichts zu schaffen hat, und die mit Bewußtsein von dem schwächlichen Getue unserer Bühnenartisten und Bühnenästheten hinwegrückt. Mich sollte alles trügen, wenn uns dieser jetzt knapp Siebenundzwanzigjährige nicht noch eines Tages ein Drama schenkte, das des Segens eines

Arthur Vollmer als William Dorrit in „Klein Dorrit". (Aufnahme von Becker u. Maaß, Berlin.)

Digitized by Google

Hebbel und Anzengruber, um den dieses einstweilen noch vergebens ringt, würdig wäre. —

Auf nichts wird heutzutage so viel gescholten wie auf die Plumpheit unserer deutschen Lustspielmache. Aber geht es der französischen im Grunde besser? Arbeitet auch sie nicht heute noch mit den alten Motiven und Mittelchen von Anno dazumal? Zu Anfang dieser Spielzeit erschien im Berliner Lustspielhause Victorien Sardous von Oskar Blumenthal bearbeitetes Lustspiel „Verwehte Spuren", das Werk eines Fünfundsiebzigjährigen, der, abgesehen von der milden Altersweisheit des Tout comprendre, tout pardonner, seit seinen „Pattes de mouche" nichts vergessen und nichts hinzugelernt hat. Noch immer ist er der geschickte Minenleger, der eine Theaterexplosion verblüffend gut vorzubereiten versteht; sobald man aber nach all dem Trubel zur Besinnung und zum Nachdenken kommt, bleiben wie nach einem Feuerwerk nur ein paar verkohlte Holzstümpfe, ein wenig ausgebrannte Schlacke und ein kalter, fader Qualm zurück. Ein vergessener Brief in einem vergessenen Schubfach muß einmal wieder den Minenleger spielen. Der zweite Gatte der schönen Florence findet ihn, und bald bleibt ihm kein Zweifel mehr: Florence ist die Empfängerin dieser zärtlichen Bekenntnisse eines keineswegs verschmähten Liebhabers, Florence hat eine Untreue begangen. Aber gegen wen, gegen ihren ersten oder gegen ihren zweiten Mann? Gegen Casimir Revillon, mit dem sie doch seit ein paar Monaten so namenlos glücklich ist, oder gegen Philippe Jovelin, von dem sie sich scheiden ließ, weil er mit Tänzerinnen nach Brüssel reiste und mit Kammermädchen zu Hause blieb? Casimir Revillon oder Philippe Jovelin — das ist hier die Frage, und da dem verräterischen Petit Bleu der Poststempel oder vielmehr dem Poststempel das Datum fehlt und alle Schwüre Florences, daß es sich um einen Fehltritt aus ihrer ersten Ehe handelt, bei dem mißtrauischen Gatten nichts fruchten, so bleibt diesem nichts weiter übrig, als sich bei seinem Vorgänger selbst Auskunft zu holen. Im Grunde ist der natürlich moralisch überzeugt, daß eine Frau ihn, einen Mann wie Philippe Jovelin, niemals hintergangen haben könne; aber er weiß, was Ritterlichkeit ist, und sagt also in Gottes Namen: Ja, ich bin der Betrogene. So leicht ist das Knäuel aber doch noch nicht entwirrt. Durch eine Ungeschicklichkeit Florences verwickeln sich die Fäden wieder, und jetzt heißt es, Indizienbeweise schaffen. Aber noch schwerer als die Unschuld einer französischen Lustspielheldin ist manchmal die Schuld einer solchen Dame zu erweisen. Zwar ist der Liebhaber in persona zur Stelle, aber alle Spuren sind verweht, nicht einmal das Fremdenbuch in dem kleinen Ausflugsorte ist mehr aufzutreiben, in dem das Pärchen sich damals als Mann und Frau verewigt hat. Endlich wird ein Brief auch des Liebhabers zur Stelle gebracht, und nun ist aller Zweifel beseitigt: Casimir Revillons Gattenehre steht unbefleckt da. Aber wie? Hätte Florence den Fehltritt ihrem zweiten Gatten nicht beichten müssen? Ach nein — und nun erhebt sich der greise Sardou in der ganzen Würde und Milde seiner fünfundsiebzig Jahre: „Ach nein, warum ihm den Kummer bereiten? Der gute Casimir soll sich doch einbilden, seine Florence sei — zweimal geschieden worden, und alles ist in Ordnung!" ...

Adelaide Ristori als Maria Antonietta.

* * *

Es gibt Todesnachrichten, die wie Stimmen einer längst verklungen, längst erstorben gewähnten Zeit in unseren lebendigen Tag herübertönen. Als die Zeitungen am 9. Oktober dieses Jahres den Tod der italienischen Tragödin Adelaide Ristori meldeten, mußte sich gewiß auch mancher Theaterliebhaber und Bühnenkenner erst einmal fragen: Lebte sie denn überhaupt noch, die einst vor fünfzig Jahren in Paris mit der Rachel um die Palme rang und ihre Landsleute daheim mit den rauschenden Versen Schillers und Shakespeares zur nationalen Einigung und Wiedergeburt aufrief? Ja, sie lebte — lebte nicht etwa in Not und Verborgenheit, sondern als Marchesa Capranica dell Grillo in dem alten capranicenischen Palast in Rom, eine glückliche Mutter und Großmutter, noch in ihrem fünfundachtzigsten Lebensjahr gesund und rüstig, genug ein rechtes Schoßkind Fortunens bis an ihr Lebensende. Auch an ihren Erinnerungen („Ricordi e studi

Digitized by Google

artistici", Turin 1887), in denen ſich nicht nur ihre Künſtlerfahrten beſchrieben, ſondern auch ihre Hauptrollen in feinfühliger Weiſe erläutert finden, hat ſie ſich noch faſt zwei Jahrzehnte lang wärmen können, wie „an ihren eigenen Kohlen", um mit Goethe zu reden. Wenn ſie ſie aufſchlug, verdüſterte vielleicht einen Augenblick die Erinnerung an ferne, ferne Kindertage ihren Blick, wo ſie, kaum elf Jahre alt (geb. 29. Januar 1822 zu Cividale in Friaul), mit fahrenden Truppen durch die Lande zog; dann aber, als erſt Moncalvo, einer der damals bekannteſten Direktoren und ſelbſt ein bedeutender Schauſpieler, ſie entdeckt hatte, kam bald der Sonnenſchein in ihr Leben, und nun ging es ſchnell von Höhe zu Höhe bis auf den Gipfel der Kunſt und des Ruhmes. Schon als Fünfzehnjährige ſpielte ſie in Novara die Franceſca da Rimini; zwei Jahre ſpäter ſehen wir ſie als Prima Attrice der Königl. Sardiſchen Geſellſchaft in der Rolle der Maria Stuart auftreten, und dann iſt ſie vier Jahre lang an hervorragender Stelle am Theater der kunſtſinnigen Herzogin Maria Luiſa von Parma tätig. Ihre Vermählung im Jahre 1850 unterbricht ihre glänzende Laufbahn eine Weile, aber nach dreijähriger Pauſe gelingt es dem damaligen Leiter der Königl. Sardiſchen Geſellſchaft, ſie ihrem alten Beruf zurückzugewinnen. Und nun wandelte ſie durch eine förmliche Kette von Triumphen, daheim wie in der Fremde. Daheim, wo an ihrer Seite Künſtler wie Modena, Salvini, Roſſi, Gattinelli wirkten, und in Paris, wo man ihr all die Begeiſterung in den Schoß ſchüttete, die die einſt vergötterte, in dieſem Augenblick aber wegen ihres Rücktritts vom Théâtre-Français als undankbar und unpatriotiſch gehaßte Rachel verſchmähte. Seitdem galt ſie als die erſte Schauſpielerin der Welt, und ein kleiner Schwindel erfaßt uns Kinder einer nüchterneren Zeit, wenn wir nachleſen, *wie* ſie damals geprieſen und gefeiert wurde. Als ſie 1855 auf ihrer erſten großen Gaſtſpielreiſe auch nach Berlin kam und im Opernhaus die Mirra von Alfieri, die Medea von Legouvé, die Franceſca da Rimini von Silvio Pellico und Schillers Maria Stuart ſpielte, goß wohl allein Rötſcher, der Vertreter der „wiſſenſchaftlichen Kritik" in der preußiſchen Hauptſtadt, ein wenig Waſſer in den Wein des Enthuſiasmus. Er fand ihre Bewegungen nicht genug den „Geſetzen der Schönheit und Harmonie" untertan und ihre tragiſche Ausdruckskraft den eigentlich dämoniſchen Geſtalten nicht ganz gewachſen. Wäre Paris zur Zeit ihres Wettkampfes mit der Rachel nicht ſo heftig gegen dieſe verſtimmt geweſen, nie und nimmer, meinte er, hätte die Italienerin den Sieg errungen. Und nichts ſteht ihm feſter als die Tatſache, „daß die Gewalten, welche ein Gott in die Bruſt der Rachel gelegt hat, mächtiger, erſchütternder, bewältigender wirken als die Kräfte der Signora Riſtori." Das letzte Berliner Gaſtſpiel der Künſtlerin fand 1879 im alten Nationaltheater am Weinbergsweg ſtatt. Damals erntete ſie den größten Beifall in zwei literariſch nicht bedeutenden, aber deſto wirkſameren Lebensbildern, die Paolo Giacometti eigens für ſie geſchrieben hatte: als „Eliſabetta" von England und als „Maria Antonietta" von Frankreich, deren ganzes Leben von der denkwürdigen Aufführung der Beaumarchaisſchen „Hochzeit des Figaro" im Petit-Trianon durch die Revolutionszeit bis zur Abführung auf das Schafott an dem Zuſchauer vorüberzieht. Unſer Bild auf Seite 470 zeigt uns die Riſtori in dem erſten Akt dieſes Stückes als liebreizende, lebensluſtige junge Frau in Reifrock und Rokokotoilette, noch nichts ahnend von den Schatten, die bald mit ſo düſterer Schwere auf ihren Lebensweg fallen ſollen. Man fand damals zwar, daß die Zeit nicht ſpurlos an der Künſtlerin vorübergegangen, und daß namentlich eine Vorliebe für übergeiſtreiche Nuancen ſchon die Überreife der Frucht anzeige, aber die Majeſtät ihrer Erſcheinung, die Anmut ihres Geiſtes, die Hoheit ihrer Seele und die holde Weichheit ihres Gefühls hoben ſich damals erſt recht als die charakteriſtiſchen Eigenſchaften ihrer Kunſt hervor, und in der Geſtalt der Schillerſchen Maria Stuart ſchien noch einmal der ganze Zauber ihrer mehr tiefen und edlen als gewaltigen und hinreißenden Begabung aufzublühen.

Adelaide Riſtori in ihren letzten Lebensjahren.

Digitized by Google

Literarische Rundschau.

Empfehlenswertes für den Weihnachtstisch.

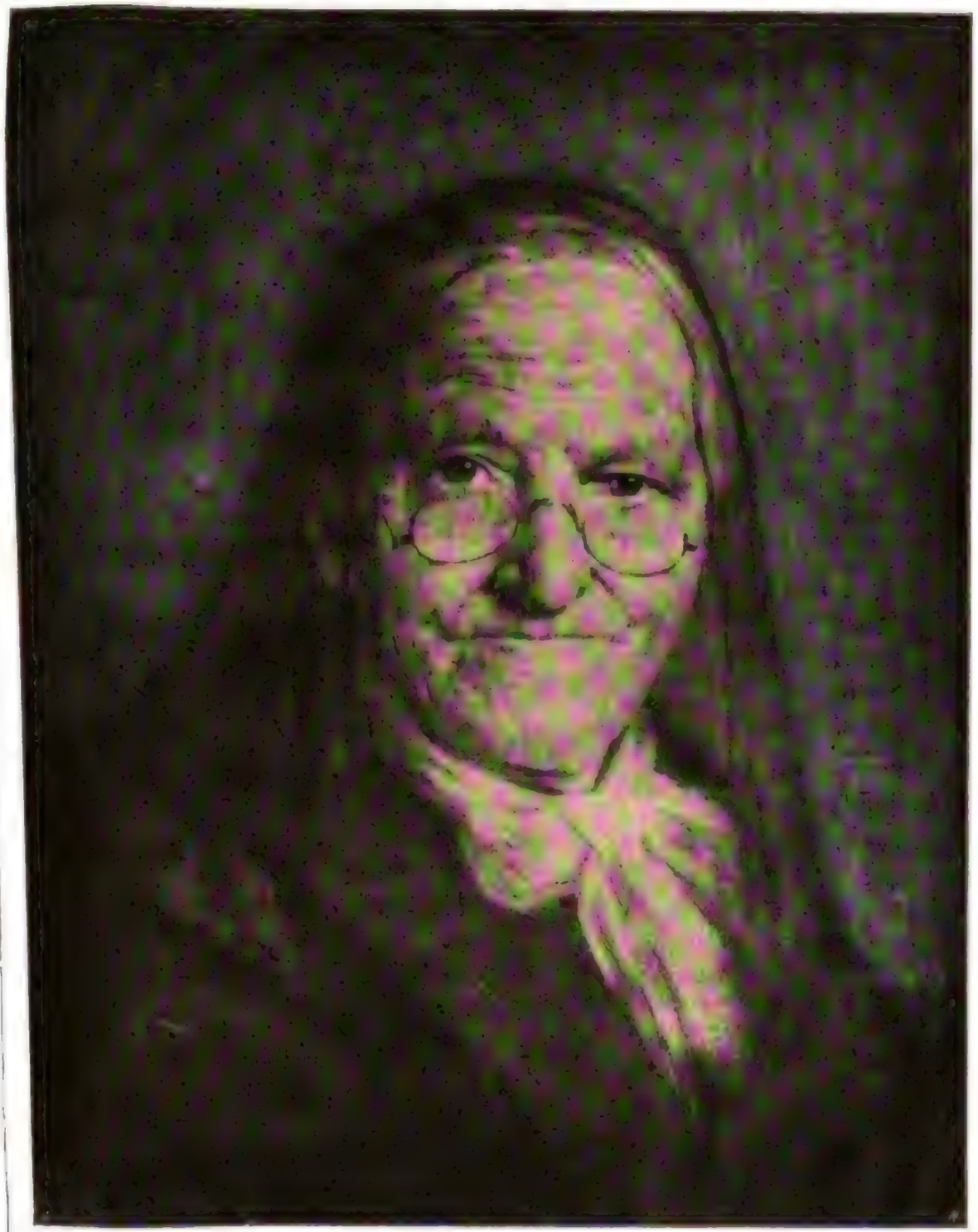
I.

Nicht von ungefähr ist gerade Weihnachten das Fest des Buches geworden. Der Drang, zu schenken, den anderen mit einer die Erinnerung an den Geber festhaltenden Gabe zu erfreuen, hätte es nicht allein getan; der letzte Segen mußte dieser nun schon seit Jahrhunderten eingewurzelten Vorliebe für das weihnachtliche Bücherschenken von der Jahreszeit kommen. Wo im langen lieben Jahre fände sich eine Zeit, die für den vertrauten Umgang mit einem Buche günstiger wäre als diese uralt heilige Zeit der Zwölfnächte, da Frau Holle umgeht und die Bäume schüttelt, auf daß sie im kommenden Sommer gute Früchte tragen? Die anderen hohen Feste der Christenheit sind Sommer- oder Frühlingsfeste: da klopft die Natur an unser Herz und lockt ins Freie und Weite; Weihnachten mit dem ihm die Hand reichenden Neujahr leitet ins Innere, in die Stille und in den Frieden. Da macht man es sich gern recht wohnlich und traulich in seinen vier Wänden, und je heimlicher die Gesellschaft, die man findet, desto abgestimmter fühlt man sich auf Sinn und Wesen dieses Haus- und Heimfestes. So stellt denn ein Buch, das angeredet sein will, ehe es spricht, sich als der rechte, als der willkommenste Gast ein; zu Ostern und Pfingsten, falls die Natur draußen nicht ein gar zu mürrisches Gesicht macht, würde es in den Knospen und Blüten an Baum und Strauch gar zu viele überlegene Wettbewerber haben um die Gunst dessen, dem es zu eigen sein soll.

Freilich, wie jeder Gast, so hat auch dieser neben seinen Rechten nicht minder deutliche Pflichten. Er muß sich des Willkomms, der ihm da von vornherein bereitet ist, würdig erweisen. Dieses Würdigsein besteht nun aber — wie man eine Weile wohl gewähnt hat — nicht etwa in dem hochzeitlichen Kleide, in Goldschnitt, bunten Pressungen, prunkvollen Bildern und was man sonst noch unter „Prachtwerk" verstand, nein, auf den Inhalt kommt es an, besser noch auf die geistige oder die Gemütsstimmung, die von diesem Inhalt ausgeht. Ein Buch, das seinen Besitzer nicht etwas über den Tag hinaus Bleibendes zu geben hat, das ihn nicht innerlich bereichert und verschönert, hat gar nicht das Recht, von den Lichtern des Weihnachtsbaumes beschienen zu werden. Damit soll der Begriff „Weihnachtsbuch" keineswegs engherzig beschränkt werden. Ein fröhliches Buch kann diesen weihnachtlichen Beruf gerade so gut erfüllen wie ein ernstes, ein leichtbeschwingtes Fahrzeug braucht nicht weniger kostbares Gut zu bergen als ein schweres Lastschiff, das alle Segel der Gelehrsamkeit aufgehißt hat, und auch das Bild und die Farbe, die durch das Auge den Weg zum Herzen suchen, brauchen nicht zu fürchten, in diesem geweihten Kreis scheel angesehen zu werden. Im Gegenteil! Wann möchte man lieber alle frohen Reize des Lebens und der Kunst in sein Haus laden, als wenn die Schatten des Jahres am längsten fallen und draußen alles Bunte und Farbige erloschen ist? Auch was man gemeinhin „Unterhaltung" nennt, kann manchmal mit den Festglocken noch ganz gut zusammenstimmen. Nur vor bloßen oberflächlichen Zerstreuungsbüchern sollte man ein Kreuz schlagen, und verbannen sollte man alles das, was, mit dem Stempel der Marktware an der Stirn, auf die groben Instinkte der herz- und gedankenlosen Masse spekuliert.

Damit ist ein Ideal des Weihnachtsbuches gezeichnet, das, wie alle Ideale, von der Wirklichkeit tausend Püffe und Knüffe erhält, sobald man es in diese zu übertragen versucht. Wieviel solcher Bücher erscheinen denn im Jahre, und bleibt nicht dem einen stumm, was zu dem anderen mit Engelzungen redet? Es gibt schließlich zu dem Wenigen, aber zu dem Wenigen, das *jedem* etwas verspricht, keinen anderen Weg als den durch die Fülle und Mannigfaltigkeit. Dabei aber muß „Fülle und Mannigfaltigkeit" das Vertrauen beanspruchen, daß man einmal auch der Kürze glaubt, was sonst in ruhigeren, weniger bücherreichen Zeiten des Jahres längerer Überredungs- und Motivierungskünste bedürfte. Wie in den vergangenen Jahren, so sei auch diesmal wieder betont: *schon die Aufführung eines Buches an dieser Stelle ist eine Empfehlung; allem, was nicht Gehalt in sich hat, bleibt der Eingang in diese weihnachtliche Rundschau von vornherein versagt.*

Digitized by Google



Otto Rasch (Weimar): Meine Mutter. Nach einem Steindruck-Schabkunstblatt.

Digitized by Google

Sammelwerke, Anthologien und Breviere.

Unsere Zeit fühlt den heißen Drang in sich, von dem literarischen Gut der Vergangenheit so viel wie möglich festzuhalten oder, falls es von früheren Generationen preisgegeben war, wieder auferstehen zu lassen. Sie sieht sich dabei aber fast überall vor eine schmerzliche Zwiewahl gestellt: wohin mit all dem Bewahrenswerten, da doch jeder Tag aus sich selbst neue Interessen gebiert? Da hat sie zu dem alten, eine lange Weile schier vergessenen Mittel der Breviere gegriffen, d. h. sie hat Auswahlsammlungen geschaffen, indem sie aus dem Guten nur das Beste — wohlverstanden, was ihr das Beste *schien* — herausnahm und das übrige als Opfer der Vergangenheit den Winden preisgab. Wie sich von selbst versteht, ist die Sache nicht ohne gröblichen Unfug abgegangen, hat man doch selbst aus großen unsterblichen Dramen mit ein paar Szenen die Quintessenz herauszuziehen gesucht und dadurch bequemen Leuten vorgetäuscht, sie besäßen die Schöpfungen der Dichter nun ganz! Vor solchen Eselsbrücken soll man warnen, gewiß; aber es ist doch nicht zu verkennen, daß durch diese Brevierpolitik manches Werk wenigstens zum Teil für Gegenwart und Zukunft gerettet wird, das sonst mit Haut und Haaren erbarmungslos im Lethestrom versunken wäre. Ein paar dieser Sammelwerke und Brevierſammlungen seien hier angeführt.

Da sind zunächst die von Jeannot Frh. von Grotthuß herausgegebenen „Bücher der Weisheit und Schönheit" (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer; jeder Band geb. M. 2.50, 12 Bände einer Serie 24 M.), die die gesamte noch zu uns sprechende Weltliteratur zu umspannen trachten. Wir haben da eine Auswahl aus der Heiligen Schrift („Was sagt Jesus?" von Pfarrer Erwin Gros), eine aus Jesu Evangelium, ferner aus dem Altertum zwei Bände Lucian (Grotthuß), sowie ein Band Mären und Satiren aus dem Lateinischen (Dr. Manitius), sodann aus dem späteren Mittelalter je eine Auslese aus Abraham a Santa Clara, Hans Sachs (Goozmann) und Philipp Massinger, dem Vorläufer Shakespeares (Prof. Herm. Conrad). Besonders reich aber ist die Philosophie und Dichtung der neueren Zeit bedacht: Montaigne, Montesquieu (Dr. Erich Meyer), Kant, Schiller, Goethe, Alexander von Humboldt, die Brüder Grimm, Bogumil Goltz usw. Hervorheben möchten wir namentlich die der Sammlung einverleibten Briefauswahlbände; das ist ja etwas, was die geläufigen Ausgaben nur selten bieten, was aber doch zur Ergänzung der eigentlichen Werke oft ungeheuer wertvoll ist, namentlich für die Erkenntnis der geistigen Gesamtpersönlichkeit. In den „Büchern der Weisheit und Schönheit" sind in solcher (immer mit Einleitung und Anmerkungen versehenen) Auswahl Briefbände von Schiller (Prof. Jooſt), Beethoven, Mozart und Schumann (Dr. Karl Storck) erschienen.

Nur den heimischen Schätzen widmen sich die von Will Vesper herausgegebenen „Statuen deutscher Kultur" (München, C. H. Beck: geb. je M. 1.20 bis 2 M.), kleine, schmale Bändchen, die alle besonders wertvollen und merkwürdigen Werke deutscher Kunst und Kultur konservieren wollen, und in deren Gesamtheit dann dereinst jede Epoche unserer geschichtlichen, kulturellen und künstlerischen Entwicklung sich spiegeln soll. „Auf diese Weise", heißt es im Vorwort, „hoffen wir, in wenigen Jahren einen Überblick über die Entwicklung unseres Volkes und seines Charakters zu geben, anschaulicher, als sie die beste Kulturgeschichte zu bieten vermag. Auch wird vielen eine derartige Sammlung erwünscht sein, weil darin nicht feststehende Meinungen und Ansichten aufgezwungen werden, sondern das Material gegeben wird, nach dem jeder seine Ansichten und Meinungen selbst formen kann." Eine gute Verdeutschung der „Germania" des Tacitus eröffnet die Sammlung; dann folgen eine freie und doch treue Modernisierung des „Armen Heinrich" von Hartmann von Aue nebst einer Auswahl von dessen reizvollsten Liedern und eine seltene Kostbarkeit: „Das Hohelied Salomonis in 43 Minneliedern." „Ein Juwel deutscher Sprache" hat schon Herder diese so lange vergessene Sammlung kleiner lyrischer Kristalle einer großen Liebe genannt, die nun hier zum erstenmal in würdiger neudeutscher Form erscheint. Der vierte Band bringt eine Auswahl von „Luthers Dichtungen", sowohl seiner eigenen „schönen, christlichen, trostreichen Psalmen und geistlichen Lieder" als auch seiner Übertragungen der Psalmen, des Hohenliedes und des Predigers. Sind diese ersten Bände vom Herausgeber selbst besorgt, so hat im fünften Bande Hans Brandenburg eine geschmackvoll zusammengestellte Auswahl aus der vorgoethischen Lyrik (von Günther bis Hölty) gegeben, während vom sechsten Bande an der Herausgeber selbst wieder die Führung übernimmt, um dort aus Hölderlins gedankentiefen Dichtungen, aus Jean Pauls „Träumen" und Streckversen (7. Bd.) seine Kränze zu flechten und im achten Bande die erste deutsche Dorfgeschichte, den köstlichen „Meier Helmbrecht" von Wernher dem Gärtner (aus dem dreizehnten Jahrhundert), zu verdeutschen. In Vorbereitung sind ferner von der schnell beliebt gewordenen Sammlung: Hartmann von Aue: Der Heilige Gregorius; Geistliche Dichtungen vor und nach Luther; David von Augsburg: Deutsche Schriften; Deutsche Lyrik des siebzehnten Jahrhunderts; Konrad von Würzburg: Kleine Epen; Arnim Brentano: Gedichte; Deutsche Minnelieder. Die „Statuen" wollen keine philologische Belehrung, sondern Genuß und innere Bildung vermitteln. Nicht Totes wollen sie künstlich beleben, sondern nur das, was noch heute

Digitized by Google

jeder zu seiner Freude besitzen und genießen kann, leichter zugänglich machen.

Ein ähnliches Münchner Unternehmen, „Die Fruchtschale“ (München, R. Piper u. Ko.), läßt sich die Auswahl ihrer Früchte mehr durch subjektive Liebhaberei bestimmen. So findet man hier das Seltenere und Apartere, z. B. einen Band chinesischer Lyrik in deutscher Übersetzung von Hans Heilmann, eine Auswahl aus Platens lange unter Schloß und Riegel gehaltenen Tagebüchern (von Dr. Erich Petzet), Friedrich Schlegels Fragmente und Ideen (herausgegeben von Dr. Franz Deibel), eine aus Adalbert Stifters Werken komponierte Selbstcharakteristik des Dichters, Schriften von Jakob Böhme, Prosaschriften von Walt Whitman und Jörg Wickrams „Goldfaden“ in der Erneuerung von Clemens Brentano mit den Originalholzschnitten von 1577 (eingeleitet von Dr. Paul Ernst).

Bei den sogenannten lyrischen „Anthologien“ ist Vorsicht oft sehr geboten. In diesem Jahre aber sind zwei lyrische Sammlungen da, die aufs wärmste und fast ohne jede Einschränkung empfohlen werden können: die von Ferdinand Gregori, dem Burgschauspieler, unter dem Titel „Lyrische Andachten“ gesammelten „Natur- und Liebesstimmen deutscher Dichter“, die bis auf Walther von der Vogelweide zurückgreifen und nach Stimmungsreihen (Wald, Meer, Morgen, Liebe, Abschied usw.) geordnet sind (mit Buchschmuck von Fidus; geb. 2 M.), und die von dem Lyriker Hans Bethge ausgewählte Deutsche Lyrik seit Liliencron (mit acht Bildnissen; geb. 2 M.). Hier sind, durch eine feinsinnige Einleitung mit ihren Vorgängern verknüpft und verglichen, auch die jüngsten unserer lyrischen Sänger, die Zwanzigjährigen, schon stark vertreten, so daß man endlich einmal nach den ewigen Widerholungen der landläufigen Sammlungen auch neue und frische Weisen erschallen hört. Beide Bücher, bei Max Hesse in Leipzig in vortrefflicher, fast möchte man sagen: in englisch gediegener Ausstattung erschienen, seien dem deutschen Hause warm ans Herz gelegt.

Deutsche Nationalliteratur.

Die deutsche Nationalliteratur fängt mit den Volksdichtungen an, und so sollte jede gute deutsche Hausbibliothek nicht vergessen, sich eine Sammlung alter deutscher Volkslieder zuzulegen, am besten immer noch die von Arnim und Brentano als „Des Knaben Wunderhorn“ herausgegebene. Dieses unveraltbare Schatzkästlein deutscher Volkspoesie haben wir in neuer kritischer, aber populärer und billiger Ausgabe als letzte Editorengabe Eduard Grisebachs erhalten; bei Hesse in Leipzig ist es, drei Teile in einem handlichen hübschen Bande, zum Preise von 2 M. (in Geschenkband 3 M., in Luxusband 4 M.) erschienen. Im Gegensatz zu der Ausgabe von Dr. Ernst, die außerdem 5 M. kostet, bietet diese Grisebachsche Ausgabe den alten Originaltext ohne Auslassungen. Ferner enthält die Ausgabe die hochinteressante Abhandlung über Volkslieder von Arnim, die in den meisten anderen fehlt. — Neben die Volkslieder stelle man den ersten deutschen Lyriker von eigener starker Begabung: Walther von der Vogelweide. Seine Gedichte sind jetzt in schöner neuer Ausgabe (von Karl Simrock ins Neuhochdeutsche übersetzt) bei Julius Bard in Berlin erschienen (mit Titelzeichnung von Melchior Lechter). Wer weiter in die germanische Vorzeit zurückschweifen will, der greife zu dem altenglischen Heldengedicht Beowulf, das uns Prof. Paul Voigt neu übersetzt, eingeleitet und erläutert hat (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses; M. 1.50).

Die Erneuerung der alten deutschen Volkspoesie, wie wir sie in „Des Knaben Wunderhorn“ haben, hängt eng mit der deutschen Romantik zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zusammen, die jetzt wieder so liebevolle Aufmerksamkeit findet. Die Namen Novalis, Arnim und Brentano haben auf einmal wieder ganz frischen Gegenwartsklang erhalten, und daher kann es kaum wundernehmen, daß auch der deutsche Buchhandel sich ihrer Werke, deren Originalausgaben zum Teil ja zu den größten Seltenheiten gehören, mit Eifer annimmt. So ist neuerdings Clemens Brentanos Roman „Godwi“, eins der bemerkenswertesten Dokumente der Zeit, in entzückend schöner Ausgabe bei Hermann Seemann Nachf. (Berlin NW. 87) herausgekommen, und im Insel-Verlag zu Leipzig liegt Bettina von Arnims nicht minder bedeutsamer Roman „Die Günderode“ in neuer, vollständig revidierter Taschenausgabe (von Dr. Paul Ernst) vor.

Ein sonst nur schwer zu erreichendes Werk hat jetzt Dr. Hans Henning mit seiner Neuausgabe des psychologischen Romans „Anton Reiser“ von Karl Philipp Moritz allgemein zugänglich gemacht (Reclams U.-B.; geb. M. 1.20). Diese Selbstbiographie ist eins der lebendigsten Zeugnisse der Sturm- und Drangperiode unserer Literatur; aber auch wer das Buch rein als „zweckloses Kunstwerk“ nimmt, wird aus diesem Spiegel deutschen Außen- und Innenlebens aus dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts reichlichen Gewinn davontragen. Zudem hat Henning alles, was zum rechten Verständnis und Genuß des Werkes nötig ist, in seiner sorgsamen biographisch-kritischen Einleitung zusammengestellt.

Im Schatten unserer beiden Größten blühte die tiefsinnige, früh vom Todeshauch geküßte, weiche Schönheit Hölderlins. Auch von seinen Dichtungen haben wir jetzt eine würdige Ausgabe in den drei Bänden, die Wilh. Böhm bei Diederichs in Jena herausgegeben hat (Preis je 3 M.). In seiner biographischen Einleitung charakterisiert Böhm den Dichter als „Euphorion“,

Digitized by Google

Otto Rasch (Weimar): Junge Thüringerin in weimarischer Bändermütze. (Radierung.) Prämienblatt des Thüringer Ausstellungsvereins bildender Künstler Weimars.

Digitized by Google

den Sohn des romantischen Triebes und der klassischen Schönheit, als Schwaben, Rousseau- und Schillerjünger, den sein Weg von den Pappeln von Ermenonville an den Oliven von Kolonos vorbei zu den Uferweiden des Neckars führte. Dann wird die zarte Linie der Entwicklung Hölderlins bis zur Höhe des Lebens, der beseligenden Diotima-Zeit, und weiter in die Nacht des Irrsinns verfolgt, wobei sich der enge Zusammenhang zwischen Leben und Dichten auftut. Der erste Band bringt in einer Auswahl der Briefe des Dichters auch die an Diotima, ferner „Hyperion", der zweite enthält in drei Abteilungen Gedichte aus der früheren Zeit, aus der Epoche der Reife und solche aus der Zeit des Irrsinns, der dritte endlich bringt den „Tod des Empedokles", Übersetzungen des Sophokleischen Trauerspiels „Ödipus, der Tyrann" und der „Antigone", deren rhythmische und sprachliche Schönheiten allein schon eine Wiedererweckung rechtfertigen.

Neuere deutsche Dichter.

Hinter Kleist und Körner pflegt sich der „Klassikerschrank" der deutschen Hausbibliotheken zu schließen; nun sind aber gerade in den letzten Jahren so viele Buchhändlerprivilegien für die Ausgaben nationaler Dichter erloschen, daß man die Grenzen auch bei bescheidenen Mitteln beträchtlich näher an die Gegenwart heranziehen darf. Einer der ersten, denen man freudig die Tür auftue, sei Mörike, und von ihm gerade haben wir jüngst so viele neue Ausgaben erhalten, Gesamt- und Einzelausgaben, daß mühelos alle Wünsche befriedigt werden können. Als neueste und vollständigste ist die bei Max Hesse erschienene, von Rud. Krauß besorgte hervorzuheben. Sie birgt in sechs Bänden (gebunden in zwei) die sämtlichen Werke des Dichters, auch die Gelegenheitsgedichte und die dramatischen Arbeiten „Die Regenbrüder" und „Spillner", eine 220 Seiten umfassende Lebensbeschreibung, 12 Einzeleinleitungen, 6 Bildnisse, Faksimiles usw., und das alles für den Preis von 5 M. Nach dieser Ausgabe gibt es keine Entschuldigung mehr, wenn nicht jeder Gebildete sich Mörike zu seinem Goethe und Schiller, Kleist und Körner in die Bibliothek stellt. Daneben kann man in demselben Verlage eine kleinere Ausgabe mit dem Wichtigsten in einem Leinenband zu 2 M. haben, und die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart hat sogar eine einbändige Mörike-Ausgabe erscheinen lassen, herausgegeben und eingeleitet von Dr. Gustav Keyßner (geb. 3 M.), die einen kleinen Sonderruhm für sich in Anspruch nehmen darf, weil sie den „Maler Nolten" in der ersten, weit glücklicheren Bearbeitung von 1832, nicht in der erst nach dem Tode Mörikes hervorgetretenen zweiten enthält. Keyßners Einleitung schildert Mörikes Leben und Entwicklungsgang und behandelt die Dichtungen in feinsinnigen kritischen Erörterungen.

Die Ausgabe der Werke Heinrich Laubes, von der wir kürzlich in der „Dramatischen Rundschau" schon sprachen, von Dr. H. H. Houben besorgt, ist mittlerweile bei Hesse erschienen, und jedem, der einmal an der Hand eines zwar parteiischen, aber sachkundigen Führers durch eine Glanzperiode deutscher Theatergeschichte gehen möchte, sei die Lektüre dieser Bände angelegentlich empfohlen (fünf Leinenbände; geb. 10 M.). Houben hat der Ausgabe eine sehr ausführliche Biographie und kritische Würdigung des Laubeschen Schaffens und Wirkens mit auf den Weg gegeben, die auch für sich bezogen werden kann (mit zwei Bildnissen; M. 1.50), im übrigen aber das Schwergewicht der Ausgabe nicht auf die Dramen (Rokoko, Struensee, Gottsched und Gellert, Die Karlsschüler, Graf Essex), sondern auf die dramaturgischen Schriften und die Erinnerungen gelegt. Besonders dankenswert scheint uns das genaue alphabetische Sachregister zu sein.

Mittlerweile ist der Zeitpunkt herangekommen, wo auch die „Jüngsten", d. h. die, die noch um die Wende des neuen Jahrhunderts so hießen, jetzt aber bereits von einer jüngeren Generation abgelöst sind, ihr Recht auf eine monumentale Gesamtausgabe geltend machen. Liliencron hat sie schon gehabt und bekommt jetzt von neuem eine bei Schuster und Löffler in Berlin; Richard Dehmel, als ein Vierziger auf der Höhe seines Daseins stehend, übergibt dem deutschen Publikum nunmehr gleichfalls sein gesamtes literarisches Werk in einer Ausgabe, die zehn Bände umfassen soll (Berlin, S. Fischer; geb. je 4 M.). Damit hätten wir also die beiden Lyriker beisammen, die zwei Höhepunkte der modernen Dichtung darstellen: Liliencron, den Realisten und Positivisten, den herzhaften Gestalter des unmittelbaren sinnlichen Lebens, Dehmel, den Symbolisten und Mystiker, der sich auch in seinen Gedichten selten mit den Dingen selbst begnügt, sondern grübelnd allen Erscheinungen dieser Welt auf den Grund zu gehen trachtet. Der erste Band der Gesammelten Werke Dehmels, die unter dem Titel „Erlösungen" vereinigten, abermals stark umgearbeiteten Gedichte und Sprüche enthaltend, liegt bereits vor.

Deutsche Literaturgeschichte

In der letzten Zeit sind wieder so viele neue Literaturgeschichten auf den Markt geworfen, daß es gut sein wird, einige der besseren gegen die weniger empfehlenswerten hervorzuheben. Für den deutschen Haus- und Familiengebrauch ist unter diesen jüngeren Erscheinungen so leicht keine geeigneter als die von Prof. Eduard Engel geschriebene zweibändige Geschichte der deutschen Literatur (Leipzig, Freytag u. Tempsky; mit Porträts; gut in Ganzleinen geb. 12 M.), schon weil sie endlich einmal den Mut gefunden hat, die ganze ältere Zeit, bis auf Goethe, also rund achtzehnhundert Jahre, aus denen aber doch

Digitized by Google

dem Laien so vieles ein für allemal fremd und tot ist, in den schmaleren ersten Band (540 S.) zusammenzudrängen, während der zweite, um etwa hundert Seiten stärkere Band der neueren und neuesten, ja allerneuesten Zeit vorbehalten bleibt. Einen ausgeprägt kritischen Standpunkt darf man bei Engel nicht suchen, er ist mehr der ruhige Betrachter, der am Ufer steht, den Fluß an sich vorüberziehen läßt und sorgsam beobachtet, was dieser auf seinen Wellen daherträgt. Doch fehlt nicht das Streben, historische Überblicke und Durchblicke, allgemeine Zeit- und Bewegungscharakteristiken zu geben, und vorzüglich, ungemein durchsichtig in ihrer ungekünstelten, ungeschraubten Sprache sind die Lebensbilder ausgefallen, die Engel den einzelnen Dichtern widmet. Auch die zahlreich eingestreuten, durchweg wirklich kennzeichnenden Proben und die herangezogenen Urteile bedeutender Zeitgenossen wird man willkommen heißen. Doch das wichtigste Merkzeichen dieser Literaturgeschichte bleibt ihre eingehende Behandlung der Literatur seit 1870; Engel geht in einzelnen Teilen noch näher an unsere Tage heran als R. M. Meyer in seiner Deutschen Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. So umfaßt z. B. der Abschnitt über die Lyrik der letzten zwanzig Jahre allein elf Kapitel, fünfundvierzig Seiten großen Formats; das Drama seit 1885 wird in zwölf Kapiteln auf sechsunddreißig Seiten behandelt. So kann diese Literaturgeschichte wohl als Wegweiser für die Lektüre dienen, auch wenn diese über die letzten zwanzig Jahre nicht gern zurückgehen will, besonders aber als Handbuch für die studierende Jugend wie für die Gebildeten überhaupt, die nicht nach trockener Gelehrsamkeit, sondern nach lebendiger Anregung und Fortbildung suchen.

Von den katholischen Literaturgeschichten sind die besseren schon kürzlich hier gewürdigt worden. Besonders hervorgehoben sei noch die gleichfalls auf katholischer Grundlage fußende von Wilhelm Lindemann (zuerst 1866), die jetzt in achter, neu bearbeiteter Auflage vorliegt (Freiburg, Herder; geb. 13 M.). Eine energische, durchweg glückliche Umarbeitung hat namentlich der neuere, die Zeit von 1850 bis zur Gegenwart umfassende Teil erfahren. Die Hauptrichtlinien der jüngsten Entwicklung treten einigermaßen hervor, obwohl sich die Darstellung auf die wichtigeren und tüchtigeren Vertreter der modernen Literatur beschränkt. Auch die in den Anmerkungen gebotene Auswahl der wichtigsten Hilfsliteratur hat eine genaue Durchsicht erfahren und ist bis in die jüngsten Tage fortgeführt. Die Berücksichtigung empfehlenswerter Volksausgaben wird allen Literaturfreunden willkommen sein, die mit beschränkten Mitteln eine möglichst vollständige Bibliothek unserer Nationalliteratur sammeln wollen.

Wer eine Deutsche Literaturgeschichte für das protestantische Haus sucht, findet sie in „Schlößmanns Bücherei für das christliche Haus" (Hamburg, Gust. Schlößmanns Verlagsbuchh.). Hier hat Prof. Dr. G. Boettcher, der Direktor des Königstädtischen Realgymnasiums zu Berlin, in einem mittelstarken Bande (von 540 Seiten) die gesamte deutsche Literatur vom christlich-religiösen Standpunkt darzustellen gesucht, wobei es natürlich namentlich in der jüngeren, übrigens sehr ausführlich behandelten Zeit nicht ohne bittere Vorwürfe abgeht (mit 140 Illustrationen; geb. 4 M.).

Die oft zu Unrecht verachtete Kunst der Inhaltsnacherzählung von Dramen macht Dr. Rud. Krauß in seinem Schauspielbuch (Stuttgart, Muthsche Verlagshandlung; geb. 3 M.), zum herrschenden Prinzip, indem er die häufiger aufgeführten Theaterstücke der neueren und neuesten dramatischen Literatur ihrem dramatischen Verlaufe nach wiedergibt und so einen Führer durch den modernen Theaterspielplan, also ein Seitenstück zu Storcks Opernbuch, schafft. Für die Aufnahme ausschlaggebend war aber nicht nur der Bühnenerfolg, sondern auch der innere Wert eines Stückes als charakteristischer Ausdruck des Zeitgeistes oder der dramatischen Entwicklung. Außer unserer deutschen Bühnenliteratur ist auch das Ausland, soweit es auf unserer Bühne heimisch geworden ist, vertreten. So Brieux, Echegaray, Gorki, Heijermans, Maeterlinck, Rostand, Sardou usw. Den breitesten Raum nehmen Hauptmann und Sudermann, namentlich aber Ibsen ein.

Nur für reife Geister ist Wilhelm Diltheys geistvolles Buch „Das Erlebnis und die Dichtung", eine Sammlung von vier größeren Aufsätzen über Lessing, Goethe, Novalis und Hölderlin, bestimmt (Leipzig, Teubner; gebunden M. 5.60). Diese Aufsätze bleiben nirgends an der Oberfläche haften, sondern führen uns in die feinsten Vorgänge dichterischer Produktion ein, indem sie an hervorragenden Beispielen die schwierige Frage aufwerfen, wie der Dichter sich mit seiner Umwelt auseinandergesetzt. An dem Faden sicherer ästhetischer Schulung geht Dilthey diesem verwickelten Problem nach, und mit Spannung folgen wir seinen feinfühligen Untersuchungen. Dem Verfasser ist die Persönlichkeit nicht eine isolierte Erscheinung, sondern zugleich Produkt ihrer Zeit. Ihn interessiert vor allem, was ein jeder dieser Dichter aus ihr geschaffen und was er an eigenem hinzugebracht hat. Beiträge also zur Entwicklungsgeschichte der Persönlichkeit sind diese Essays, die in die tiefsten und wichtigsten Fragen der Ästhetik führen. Da sie aber außerdem in großen Zügen die ganze geistige Kultur der Zeit skizzieren, so erhalten wir neben psychologischen Porträts die zusammenhängende Darstellung einer der bedeutendsten Perioden der deutschen Literatur. Wie uns hier z. B. die Zeitstimmung Lessings und der jungen Romantik,

Digitized by Google

Wilhelm Wandschneider: Weibliches Bildnis. Halbfigur. (Große Berliner Kunstausstellung 1906).

Digitized by Google

das eigenartige Seelenleben Hardenbergs und Hölderlins vergegenwärtigt wird, das ist nicht mehr bloße Verstandesarbeit, ist dichterisches Nacherleben, an dem teilzunehmen hoher Genuß.

Aus der alten ästhetischen Schule kommen die akademischen Vorlesungen Wilhelm Wackernagels über Poetik, Rhetorik und Stilistik, die eben in dritter Auflage neu erschienen sind (Halle, Verlag des Waisenhauses; geb. 11 M.). Aber wenn so ein gründlicher Gelehrter, trefflicher Stilist, glänzender Redner und formgewandter Dichter wie Wackernagel spricht, wird man auch heute noch viel Anregendes und Geistvolles finden, von den subtilen philosophischen Erörterungen an bis zu den erheiternden Stilproben aus den Tagesblättern, und der Beifall, den diese Vorlesungen einst bei Wackernagels Hörern errangen, wird bei vielen auch heute noch wieder erklingen.

Lebensbilder und Briefsammlungen aus der neueren Literaturgeschichte.

Reichen Zuwachs haben in jüngster Zeit die literarischen Briefsammlungen erfahren. Wir führen einige dieser Bücher an, ohne dabei zwischen altem und neuem streng zu scheiden, nur in der Absicht, auf solches aufmerksam zu machen, was auf allgemeines Interesse, also auf Teilnahme auch bei den Laien Anspruch erheben darf. Da haben wir zunächst die höchst merkwürdigen und aufschlußreichen Briefe Heinrich von Kleists an seine Braut in einer billigen Ausgabe (geb. 2 M.) im Wiener Verlage zu Wien, sodann mehrere Briefpublikationen, die Ludwig Börne betreffen. So sind seine Berliner Briefe jüngst von Professor Ludw. Geiger getreu nach den Originalen mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben worden (Berlin, F. Fontane u. Co.; geb. 4 M.), und zwar in einer unverstümmelten Form und unverkürzten Fassung, wie wir sie zuvor noch nicht kannten. Man wird also in dieser Ausgabe vieles finden, was uns den Dichter von neuen Seiten zeigt; zugleich aber steht aus diesen Blättern das ganze Berliner Leben des Jahres 1828 mit seinen geistreichen Männern, seinen feinsinnigen Frauen wieder auf. Das Haus Mendelssohn mit seinem anregenden Verkehr fesselt uns aufs neue, Paul Heyses Mutter lernen wir noch vor der Geburt des berühmten Sohnes als junge liebenswürdige Frau kennen, Henriette Herz tritt uns entgegen, und dazwischen blitzt und sprüht es nur so von geistreichen Bemerkungen über Gott und die Welt, Freund und Feind, und das alles wird mit einer Ungeniertheit und Offenheit vorgetragen, die ebenso verblüfft wie unterhält. Eine unmittelbare Ergänzung zu diesem Bande bildet der gleichfalls von Geiger herausgegebene Briefwechsel des jungen Börne und der Henriette Herz (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung; geb. 4 M.). Von dieser Sammlung waren die Briefe der schönen und geistreichen Henriette Herz bisher völlig unbekannt, aber auch die Briefe Börnes (1803 bis 1806) treten durch die nun vorliegenden Antworten in ein ganz neues Licht. Sie führen uns mitten hinein in die Blütezeit der deutschen Romantik. Aber auch hier sind wohl das wichtigste die Schilderungen aus dem Berliner Leben, aus Halle und Heidelberg. Prof. Geiger hat in einer größeren Einleitung diese merkwürdigen Dokumente kritisch gewürdigt und in Anmerkungen das zur Erklärung Nötige beigebracht. — Demselben Herausgeber verdanken wir einen Band bisher ungedruckter Briefe und neuer Studien „Aus Chamissos Frühzeit" (Berlin, Gebr. Paetel; 4 M.), die Chamissos Selbstbiographie, biographische Notizen über seinen Bruder sowie mancherlei Neues aus Chamissos Jugendzeit, über seine Beziehungen zu Helmina von Chézy und Frau von Staël bringen und so nicht nur den Fachgenossen wichtiges Material liefern, sondern auch dem großen Publikum neue Beiträge zur Erkenntnis und Würdigung eines seiner Lieblingsdichter schenken.

Die plattdeutsche Lebensbeschreibung, die Paul Warncke unter dem Titel „Fritz Reuter, Woans hei lewt un schrewen het" gibt (Mit vele Biller. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geb. 7 M.) ist hier schon bei ihrem ersten Erscheinen mit lebhafter Freude begrüßt worden. Seitdem aber hat sie sich äußerlich und innerlich, im Text wie im Bilderschmuck ganz beträchtlich vervollkommnet, so daß man das einst schmächtige Büchlein in seinem neuen Habit kaum wiedererkennt. Der Herzschlag des Buches aber ist der alte geblieben: es erfaßt seinen Helden von innen her und geht, den Dichter recht zu verstehen, „in des Dichters Lande", d. h. in die eigenste Welt seines Denkens und Fühlens. Warncke versteht es, durch die schlichte, phrasenlose Art seines plattdeutsch gedachten, nicht bloß plattdeutsch geschriebenen Buches ganz meisterhaft, uns den Menschen in dem Dichter und den Dichter in dem Menschen sehen zu lassen, dazu auch ein Stück speziell mecklenburgischer Kultur- und vormärzlicher Zeitgeschichte hineinzuzeichnen. Die Fülle authentischer Abbildungen trägt dazu bei, die Worte des Biographen noch mehr zu beleben.

Eine große, überraschend reichhaltige Lenau-Publikation beschert uns Prof. Dr. Eduard Castle, dem wir schon die bei Hesse erschienene Lenauausgabe verdanken. Das über sechshundert Seiten starke Buch betitelt sich „Lenau und die Familie Löwenthal" (mit zehn Bildnissen und vier Schriftproben; Leipzig, Max Hesse; geb. M. 10.50) und bringt eine Fülle von aufschlußreichen Briefen und Gesprächen, Gedichten und Entwürfen Lenaus. Was von Briefen Lenaus an Sophie Löwenthal, die „Bildnerin seines Herzens", bisher vorlag, war mehr oder weniger verstüm-

Digitized by G

melt. Eine neue Ausgabe schien daher erwünscht und geboten, zumal das Interesse für Lenau gerade jetzt von neuem auflebt und es tief zu bedauern wäre, sollten gerade seine Liebesbriefe, die zum schönsten gehören, was die deutsche Literatur in dieser Gattung aufzuweisen hat, vom Büchermarkt verschwunden bleiben. Dazu kommt, daß die vielen, auf unbegründeten Vermutungen beruhenden und daher schiefen Darstellungen und Beurteilungen des Verhältnisses zwischen Lenau und der Familie Löwenthal zu erneuter und erschöpfender Vorlage des Materials geradezu nötigten. Aus dem Familienarchiv sind nun Prof. Castle alle Handschriften, die auf Lenau Bezug haben, zu freier Verfügung gestellt worden, darunter auch dessen sämtliche Briefe an Sophie, die größtenteils noch nicht veröffentlichten Briefe an ihren Gemahl, Gedichte und Entwürfe u. a. Es darf daher erwartet werden, daß diese von einem hervorragenden Lenau-Kenner wie Castle sorgfältig vorbereitete Ausgabe in hohem Grade das Interesse aller Literaturfreunde finden wird.

In den Strudel der Revolutionsbegeisterung von 1848 führt uns „Georg Herweghs Briefwechsel mit seiner Braut", der soeben bei Robert Lutz in Stuttgart erschienen ist (290 Seiten mit zwei Porträts; geb. 6 M.). Die vormärzliche Zeit (1842) reflektiert aus diesen Blättern, wie selten aus einer Veröffentlichung gleich intimer Art. Gerade während seiner Brautzeit stand Herwegh ja auf dem Gipfel seiner Popularität und zugleich mitten in den politischen Stürmen, die zu seiner Verbannung führten. Nicht geringeren Anteil am Kampf des Tages aber nahm seine Braut, und ihre äußerst „freien" Briefe interessieren noch besonders durch die politischen Ausblicke, in denen sich ihr ungewöhnlicher Scharfsinn verrät.

Wie ganz anders berührt uns dagegen der „Briefwechsel zwischen Luise von François und Conrad Ferdinand Meyer", der Anton Bettelheim zur Herausgabe anvertraut worden ist (Berlin, Georg Reimer; geb. 6 M.). Dort lauter Sturm und Aufruhr, drinnen wie draußen; hier eitel Stille und Frieden. Die beiden lernten sich erst spät kennen: die Verfasserin der „Letzten Reckenburgerin" stand schon in der Mitte der sechziger Jahre, als der Dichter des „Heiligen" sich ihr nahte. Um so lebhafter und inniger wurde dann der Gedankenaustausch der beiden selbständigen Köpfe. Freilich steht Meyers künstlerisches Schaffen als des noch wachsenden durchaus im Vordergrund, aber für diese Bekenntnisse, die nun auch uns tiefe Einblicke gewähren in seine Dichterwerkstatt, zahlt die Partnerin reichlich mit persönlichen Erfahrungen, mit klugen und feinen Bemerkungen über Schicksale und Zeitereignisse, über Kunst und Welt. Meyer nennt sie einmal seine „Allerverehrteste und Unentbehrliche", ihre Briefe sind seine „Boussole" — sie bekennt, daß „das Versenken in seine Gedanken, Stimmungen, Schilderungen ihr in ihrer Einsamkeit schon tägliches Bedürfnis geworden ist". Marie von Ebner hat in ihrem Nachruf auf die verewigte Freundin die an sie gerichteten Briefe der François einen „reichen, reichen Schatz an Weisheit, Liebenswürdigkeit, unerschöpflichem Humor" genannt — dasselbe Urteil trifft auf die Françoisbriefe an Meyer zu, und deshalb sei dieses Buch allen Literaturfreunden warm empfohlen.

Endlich noch der Hinweis auf ein neues Scheffelbuch: bei Georg Merseburger in Leipzig sind — diesmal mit Zustimmung des Sohnes — „Scheffels Briefe an Schwanitz", seinen Jugendfreund aus der Studentenzeit, erschienen (nebst Briefen der Mutter Scheffels; geb. 5 M.). Schwanitz war der um einige Semester ältere Bundesbruder Scheffels in der Heidelberger Burschenschaft und ist von der Zeit an ihm mit innigster Liebe und stets wachsender Verehrung zugetan geblieben. Er hat nicht nur als Student in Jena, wohin er von Heidelberg aus ging, und wo er mit anderen die Burschenschaft Teutonia gründete, mit Scheffel steten brieflichen Verkehr gepflegt, sondern auch nachher bis zu seinem Tode, der erst vor wenigen Jahren erfolgt ist, seine Beziehungen zu dem Dichter als eine besondere Gottesgabe seines Lebens geschätzt. Daß der Dichter seinen Freund ebenfalls sehr hoch schätzte und ihm manche Anregung verdankte, geht aus den Briefen deutlich hervor. Über die Persönlichkeit Schwanitzens sei noch hinzugefügt, daß er Jurist war, als solcher Beamtenstellungen im Großherzogtum Sachsen-Weimar bekleidet hat und als Staatsanwalt in den Ruhestand trat. Scheffel hat einmal von ihm gesagt, er stehe für ihn inmitten seiner unvergeßlichen Studentenerinnerungen „wie ein Heiligenbild in einer Mauernische, mit Efeu umsponnen". So kann es nicht wundernehmen, daß er seinen Briefen an Schwanitz vieles anvertraute, was der im Verkehr im allgemeinen so Zurückhaltende sonst gegen niemand aussprach. Wir erfahren hier denn auch über sein Denken, Leben und Schaffen, Lieben und Leiden sehr viel Neues und Eigenartiges, das schönste Ehrenzeugnis stellen diese Briefe Scheffels aber doch seinem oft arg verleumdeten Charakter aus; fast mehr noch als den Dichter gewinnen wir aus ihnen den Menschen lieb. Der tiefste Schatten in seinem Leben, die Tragik seiner Ehe, wird freilich nur leicht angedeutet. Um so reicher fließen die Mitteilungen über sein Leben und Treiben während der Studienjahre, sein späteres Schaffen und Kämpfen und schließlich auch über seine letzte schwere Leidenszeit. Diese Andeutungen werden genügen, den Briefband allen Verehrern der Scheffelschen Muse als ein begehrenswertes Festgeschenk erscheinen zu lassen.

Digitized by Google

Eugen Dücker: Dünenlandschaft.

Zu unseren Kunstblättern.

Das vorliegende Heft bringt zwei Kunstblätter von Otto Rasch und macht dadurch die Leser dieser Zeitschrift mit einem Künstler bekannt, der bisher wenig in die große Öffentlichkeit getreten ist, obgleich er nicht mehr zu den ganz Jungen gehört, vielmehr auf der Höhe seines Lebens und Schaffens steht. Professor Otto Rasch, seit längerer Zeit Lehrer an der Kunstschule in Weimar, ist am 10. März 1862 in Artern an der Unstrut geboren, dort, von wo Goethes Urahnherr stammte, der nach des Enkels Bekenntnis „der Schönsten hold" war. Die Goethestadt Weimar zog den jungen Kunstschüler bald an sich. Noch ehe er das achtzehnte Lebensjahr vollendet hatte, trat er dort bei dem alten Franz Jäde als Schüler ein, um sich von Anfang an mit besonderer Liebe den graphischen Künsten zu widmen. Alex. Struys, Peter Halm und Max Thedy waren weiterhin seine Lehrer. Das Beste lernte jedoch auch dieser Kunstjünger von dem Leben selbst. Frühe Kunstreisen führten ihn namentlich oft nach Holland; und so viel Schönes er daneben auch dem herrlichen Italien zu danken hatte, seiner deutsch-realistischen Natur kam Hollands stammverwandte Natur am anregendsten und förderndsten entgegen. Genre und Porträt wurden seine Hauptgebiete, und dankbar begrüßt der Kunstfreund, der sich von allerlei ausgetüftelten Künsteleien noch nicht den natürlichen Geschmack hat verwirren lassen, in Raschs ehrlicher Darstellungsart die wohltätigen Mittel einer ebenso treuen wie schlichten Charakteristik.

Inzwischen hatte Rasch die ersten öffentlichen Anerkennungen und Auszeichnungen erhalten, u. a. auf der Großen Berliner Kunstausstellung von 1891 die Kleine Goldene Medaille. Auch auf anderen Gebieten fehlte es ihm nicht an Erfolgen. So errang er bei dem Wettbewerb eines großen deutschen Kunstverlages für graphische Blätter mit einer Lithographie „Unterbrochene Andacht" den ersten Preis, und diese Auszeichnung spornte ihn an, sich mit vertiefter Liebe und größerem Eifer dem lange über Gebühr vernachlässigten Gebiete der Steinzeichnung und ihrer verwandten Kunstzweige zu widmen. Hierher gehört denn auch das von uns nach einem Steindruck-Schabkunstblatt wiedergegebene Porträt seiner Mutter, das gleichzeitig mit einem entsprechenden Ölbild entstanden ist. Vornehmlich diese Schöpfung lenkte von neuem die Aufmerksamkeit des damaligen Direktors der Weimarer Kunstschule, des Grafen Görz, auf den Künstler, und so wurde Otto Rasch im Jahre 1899 vom Großherzog Karl Alexander beauftragt, eine besondere graphische Abteilung an der Kunstschule einzurichten. Er ist bis heute ihr Leiter. Aus seinen praktischen Anleitungen für zahlreiche Schüler und Schülerinnen erwuchsen ihm seine eigenen wertvollen Leistungen in den verschiedensten graphischen Techniken wie Schabkunst, Aquatinta oder auch einer eigens erfundenen Art auf Stein zu malen, in der er z. B. das Bild des Grafen Görz ausführte, das auf der dritten Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes in Weimar (1906) auffiel. Von seinen Radierungen seien nur die gleichfalls von uns wiedergegebene „Junge Thüringerin" in weimarischer Bändermütze, ein mit seinen dunklen Augen, seiner hellen, reinen Stirn und seinem jugendblühenden Munde entzückendes Mädchenbild, und das Porträt des Dichters Hoffmann von Fallersleben besonders erwähnt.

Die Kunstschöpfungen Otto Raschs sind in den letzten Jahren zu immer weiterer Anerkennung und Verbreitung gekommen. Seine Gemälde, Bildnisse und Interieurs in Öl, sowie seine zahlreichen graphischen Blätter haben sich in Moskau und Paris, in Berlin und Basel, in England und Amerika eingebürgert; sein Bild „Bei den Dokumenten" hängt in der Frenchgalerie in London, sein Gemälde „Verlassen" bewahrt die Ehrengalerie in Weimar. Der Künstler selbst aber ist schlicht und einfach geblieben, ein treuer, unaufhörlich mit heiligem Ernst an sich arbeitender Diener seines zur Kunst erhobenen „Handwerks". An der Stelle, wo er gelernt hat, wirkt er weiter. Und ein neues Feld hat sich ihm dort seit einiger Zeit erschlossen, so recht geeignet für seine alles gute Alte, alles Tüchtige und Ehrwürdige festhaltende Kunst. Wer heute sein Atelier betritt und im Gespräch von Angesicht zu Angesicht das Vertrauen des ernsten Mannes gewinnt, dem zeigt er wohl eine schon jetzt stattliche Reihe von historischen Innenbildern aus Weimar, in denen er den allmählich verschwebenden Hauch der klassischen Zeit eines Wieland, Herder, Goethe und Schiller festhalten will. Da sind naturgetreue und doch stimmungsvolle und phantasiereiche Aufnahmen aus dem Wittumspalais einer Anna Amalie oder dem Krakowschen Garten, vor allem aber aus dem Goethehaus am Frauenplan, aus dem repräsentativen Junozimmer, aus dem so ganz alles äußeren Prunkes entkleideten Arbeitszimmer, wo der andächtige Besucher den alten Herrn noch heute mit den Händen auf dem Rücken diktierend oder still sinnend umherwandeln zu sehen glaubt, oder aus der engen Sterbekammer, die so gar nichts von dem pointierten Pathos zuläßt, das die Gemälde anderer in sie hineinzutragen sich gemüht haben. Noch sind dem Weimarer Meister diese Proben einer geistig verklärten Erinnerungskunst zu heilig, als daß er einzelne davon schon der Öffentlichkeit zeigen möchte; aber wir dürfen wohl hoffen, nach einiger Zeit auch von diesen Dokumenten künstlerischer Pietät den Lesern einiges im Bilde vorführen zu können.

Digitized by Google

Über den Charlottenburger Bildhauer Wilhelm Wandschneider, von dem wir im Rahmen dieses Heftes eine weibliche Bildnisbüste zeigen, hat schon Dr. Walther Gensel in den „Bildenden Künsten" des letzten Septemberheftes gesprochen. Bei Wandschneiders polychromen Frauenbüsten, die wohl zum erstenmal auf der diesjährigen Großen Kunstausstellung in Berlin hervortraten, ist das Material nicht nur getönt wie bei Klinger, sondern wie bei den Florentiner Terrakotten und bei dem Spanier Montanez naturgetreu bemalt. Der drohenden Gefahr, wachsfigurenartig zu wirken, ist Wandschneider dabei glücklich entgangen. Auch in monumentalen Aufgaben hat sich übrigens der am 6. Juni 1866 in Plau in Mecklenburg-Schwerin geborene, auf der Berliner Akademie unter seinem Landsmann Albert Wolff und Reinhold Begas ausgebildete Künstler bereits mit Erfolg versucht. So verdankt ihm die Stadt Rostock ein Denkmal des Großherzogs Friedrich Franz III., Schwerin sein Bismarck, Dortmund sein Kaiser Wilhelm-Denkmal, alles Arbeiten, die sich durch Reife der Form, aber zugleich durch einen kräftigen Zug ins Große auszeichnen.

Auch der Düsseldorfer Professor Eugen Dücker, dem wir die „Dünenlandschaft" dieses Heftes verdanken, ist unseren Lesern kein Unbekannter mehr. Ausführlicher hat zuletzt Julius Norden in seinem Aufsatz „Düsseldorfer Kunst" im Maiheft 1904, S. 204 über ihn gesprochen. Hier, auf diesem Studienblatt am Meeresstrand, sehen wir den Künstler in seinem eigensten Element: das ruhige Meer und seine einsamen, versonnenen Küsten sind von jeher der Hauptgegenstand seiner Landschaftskunst gewesen, nicht auf die Staffage oder auf das Pathos, sondern allein auf die wahrheitsgetreue und stimmungsvolle Wiedergabe der Luftstimmung hat er es abgesehen. Wir denken, jeder Beschauer wird aus dem schlichten Blatte die fromme Hingebung an die Natur und die Herzenssprache eines echten Gefühls heraushören.

Für Prof. Emil Orliks farbige Theaterfigurinenskizze verweisen wir auf die Dramatische Rundschau des Novemberheftes. Dort ist gewürdigt worden, wie sehr sich der feine, dichterisch mitfühlende Farbensinn des Künstlers durch die Zeichnung der Kostüme und Dekorationen um die neue Aufführung des Shakespeareschen „Wintermärchens" im Deutschen Theater zu Berlin verdient gemacht hat. Namentlich die Schäferszenen des vierten Aktes, die nach des Dichters Absicht an „Böhmens Küste" spielen, verdanken ihm, der hier als geborener Prager auch seiner böhmischen Heimatliebe erwünschten Ausdruck geben konnte, ihre delikaten und doch so volkstümlich echten Farbenreize in Landschaft und Trachten. Unser Blatt zeigt zwei der markantesten Figuren aus dem von Stimmung und Laune strotzenden vierten Akt: den alten und den jungen Schäfer, die am Deutschen Theater von zwei so köstlichen Humoristen wie Hans Pagay und Hans Waßmann dargestellt wurden, in dem Augenblick, wie sich der durchtriebene Gauner Autolycus (Rudolf Schildkraut) ihnen als Hofmann vorstellt und sie beim König einzuführen verspricht. —

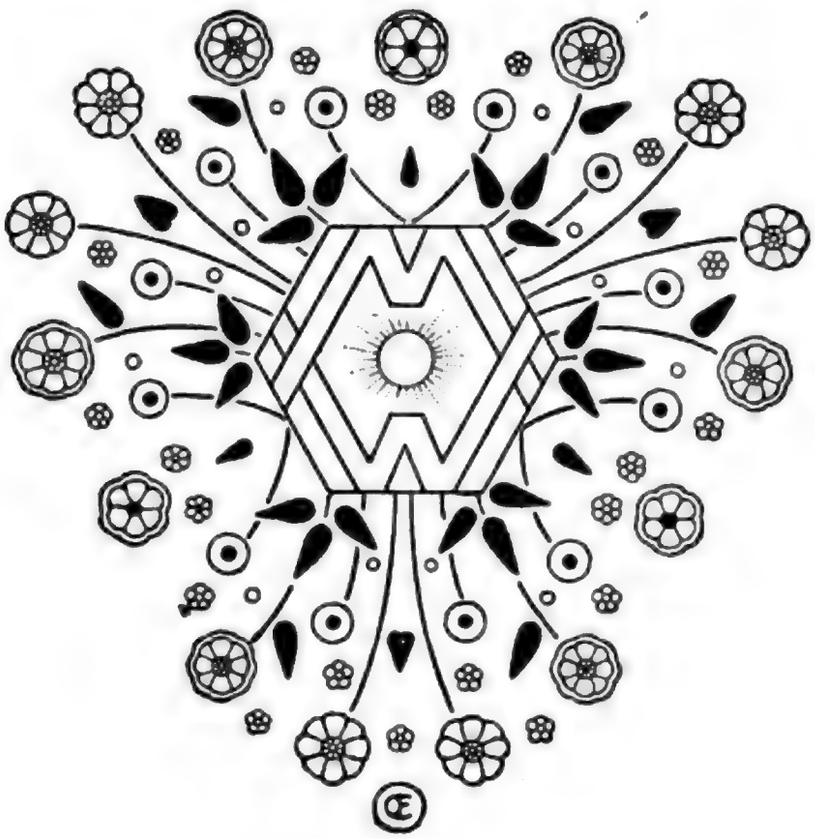
Im Anschluß an diese Notizen noch ein kleiner Nachtrag zu dem im Novemberheft veröffentlichten Aufsatz „Probleme der künstlerischen Photographie". Dort (S. 286) war auch ein Bildnis des Berliner Romanisten Professor Tobler abgedruckt, wie die meisten Bilder des Beitrages nach einer photographischen Aufnahme von Nicola Perscheid in Berlin. Doch bleibt zu diesem Bildnis noch zu bemerken, daß es in Form einer Photogravüre zuerst im Verlage der Photographischen Gesellschaft in Berlin C, Stechbahn 1, erschienen ist, und zwar im Rahmen der großen Veröffentlichung „Authentische Bildnisse aus Vergangenheit und Gegenwart", die — zum Preise von M. 2.50 für jedes Blatt — schon jetzt etwa 300 Nummern umfaßt. Mit dem Zusatz „authentisch" in diesem Titel hat es seine besondere Bewandtnis. Es ist in dieser Bildnissammlung nämlich der Grundsatz durchgeführt, nur nach dem Leben geschaffene Porträts wiederzugeben, dagegen alle aus der Phantasie entsprungenen auszuschließen. Doch ist auch der künstlerische Wert der Blätter nicht vernachlässigt worden, ob es sich nun um Schöpfungen von Künstlerhand oder um Photographien nach der Natur handelt, wie in unserem Fall. Die auf holländisches Büttenpapier gedruckten Photogravüren, auf deren technische Vollendung größte Sorgfalt verwendet wird, eignen sich ebensogut zum Wandschmuck wie zur Anlage von Bildnissammlungen in Mappenform, die für Studier- und Familienzimmer einen nie versagenden Reiz ausüben.

Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaser (zurzeit in Rom). — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten.

Digitized by Google

WESTERMANNS MONATSHEFTE

ILLUSTRIERTE DEUTSCHE ZEITSCHRIFT FÜR DAS GEISTIGE LEBEN DER GEGENWART



51. JAHRG. • 101. BAND • 2. TEIL

•• JANUAR 1907 BIS MÄRZ 1907 ••

DRUCK UND VERLAG
GEORGE WESTERMANN IN BRAUNSCHWEIG

Digitized by Google

Inhalt des hundertersten Bandes

2. Teil. Januar 1907 bis März 1907

Seite

Sonnenopfer. Roman von Wilhelm Fischer in Graz. IV. (Schluß) 481
Ypern und Tournai. Von Dr. Friedrich Walter . . 506
Isolde Kurz. Von Helene Raff 518
Die Ansiedlungsgebiete Deutsch-Ostafrikas. Von Generalleutnant z. D. E. v. Liebert 527
Der Schiffer. Gedicht von Grete Massé 530
Franz Skarbina. Von Maximilian Rapsilber . . . 531
Madonna. Gedicht von G. F. Hartlaub 542
Der rote Faden. Vier Tage aus einem Leben. Von Georg Wasner 543, 645, 840
Etwas vom Glückwünschen. Von Wilhelm Münch . 558
Kunst in der Schul- und Kinderstube. Von Dr. Friedrich Düsel 561
Die Jungfrau an der Krippe. Gedicht. Nach dem Französischen des Alphonse Daudet von Margarete Bruch 576
Spökenkieken. Eine westfälische Geschichte von Gertrud Freiin le Fort 577
Am Ende. Gedicht von C. Eysell-Kilburger 586
Der Campo Santo von Genua. Von Ernst Stöckhardt-Stuttgart 587
Die bildenden Künste. Rück- und Ausblicke auf das Kunstleben der Gegenwart von Walther Gensel 596, 800
Heiliger Abend. Gedicht von Josefa Heide 628
Lange Zeit ... Gedicht von Richard Schaukal . . . 662
Die Rolle der Hand im gemalten Bildnis. Von Prof. Dr. Berthold Haendcke 663
Peter Cornelius als Dichter. Charakterstudie von Hermann Seeliger 677
Wanderdünen. Novelle von B. Schultz . . . 682, 874
Die tote Mutter. Gedicht von Gustav Falke . . . 697
Das unterirdische Hamburg. Von Ingenieur Curt Merckel 698
Fragen. Gedicht von Hans Much 709
Karl Haider. Von Ewald Bender-München 710
Wilhelm Jensen. Ein Widmungsblatt zum siebzigsten Geburtstage des Dichters (15. Februar 1907). Von Hermann Reinhold Jocklisch 718
Herbstdämmerung. Gedicht von Wilhelm Jensen . . 728
Pirol und Pirola. Eine Sonnenwendmäre von Wilhelm Jensen 729
Märkische Heide. Gedicht von Georg Busse Palma . 741

Seite

Etwas von der Friedensbewegung und ihren Organen. Von Alfred H. Fried, Mitglied des Internationalen Friedensinstituts 742
Die Rolandsbilder Deutschlands. Von Prof. Dr. Albert Werminghoff 751
An den Tod. Gedicht von Paul Friedrich 758
Auf ungarischen Jagdgründen. Eine Plauderei von Moritz von Kaisenberg 759
Baukünstler eines Liliputanergeschlechts. Von E. Neukauf-Weimar 769
Legende. Gedicht von Adolf Holst 774
Huldine. Aus dem Nachlaß des Balthasar Walther Amatäus. Von Adele Gerhard 789
Lieder des chinesischen Dichters Li-Tai-Pe. Nach der französischen Prosaübersetzung der Frau Judith Gautier übersetzt von Johannes Schürmann 808
Das Meer in der modernen Malerei. Von Friedrich Fuchs 809
Todesahnung. Balladeske aus einem Bayardkreis von Börries Freiherr von Münchhausen 822
Alberta von Puttkamer. Von Bernhard Münz . . 823
An der Nordküste Siziliens. Von Dr. Alexander Rumpelt 828
Rose Maria. Gedicht von Friedrich van Hoffs . . . 839
Sonntagabend. Gedicht von Bruno Baumgarten . . 859
Königin Luise in Memel. Von Gustav Heinrich Schneideck 860
Eislauf. Gedicht von Käte Cajetan-Milner 889
Nach Tag und Kampf. Gedicht von Kurt Küchler . . 913
Die internationale Hilfssprache. Von Dr. Wilhelm Ostwald 914
Der Teppich der Erinnerungen. Gedicht von Arthur von Wallpach 924
Paulus Gerhardt. Zu seinem dreihundertsten Geburtstage (12. März 1907). Von Theodor Kappstein . . 925
Traum Christi. Gedicht von Hans Benzmann . . . 932
Naturwissenschaftliche Rundschau (Biologie). Von Dr. Fritz Gräntz 622
— — (Fortschritte im Gebiete der Physik und der Chemie). Bericht von Prof. Dr. Wilhelm Müller-Erzbach 905
Dramatische Rundschau. Von Dr. Friedrich Düsel 614, 775, 944
Literarische Rundschau 628, 783, 943
Zu unseren Kunstblättern 788, 948

Namen- und Sachregister

Seite

Am Ende. Gedicht von C. Eysell-Kilburger 586
An den Tod. Gedicht von Paul Friedrich 758
Ansiedlungsgebiete Deutsch-Ostafrikas. Von E. von Liebert 527
Baukünstler eines Liliputanergeschlechts. Von E. Neukauf 769
Campo Santo von Genua. Von Ernst Stöckhardt . 587
Cornelius, Peter, als Dichter. Von Herm. Seeliger 677
Eislauf. Gedicht von Käte Cajetan-Milner 889
Fragen. Gedicht von Hans Much 709
Friedensbewegung und ihre Organe, Die. Von Alfred H. Fried 742
Gerhardt, Paulus. Von Theodor Kappstein 925
Glückwünschen, Etwas vom. Von Wilhelm Münch . 558
Haider, Karl. Von Ewald Bender 710
Hamburg, Das unterirdische. Von Curt Merckel . . 698
Hand im gemalten Bildnis, Die Rolle der. Von Prof. Dr. B. Haendcke 663
Heiliger Abend. Gedicht von Josefa Heide 628
Herbstdämmerung. Gedicht von Wilhelm Jensen . . 728
Hilfssprache, Die internationale. Von Dr. Wilhelm Ostwald 914
Huldine. Von Adele Gerhard 789
Jensen, Wilhelm. Von Herm. Reinh. Jocklisch . . . 718
Jungfrau an der Krippe, Die. Gedicht nach Daudet von Margarete Bruch 576

Seite

Kunst in der Schul- und Kinderstube. Von Dr. Friedrich Düsel 561
Kurz, Isolde. Von Helene Raff 518
Lange Zeit. Gedicht von Richard Schaukal 662
Legende. Gedicht von Adolf Holst 774
Lieder von Li-Tai-Pe. Übersetzt von Joh. Schürmann 808
Luise, Königin, in Memel. Von Gust. Heinr. Schneideck 860
Madonna. Gedicht von G. F. Hartlaub 542
Märkische Heide. Gedicht von Georg Busse-Palma . 741
Meer in der modernen Malerei, Das. Von F. Fuchs 809
Nach Tag und Kampf. Gedicht von Kurt Küchler . 913
Pirol und Pirola. Eine Sonnenwendmäre von Wilhelm Jensen 729
Puttkamer, Alberta von. Von Bernhard Münz . . 823
Rolandsbilder Deutschlands, Die. Von Prof. Dr. Albert Werminghoff 751
Rose Maria. Gedicht von Friedrich van Hoffs . . . 839
Rote Faden, Der. Roman von Georg Wasner 543, 645, 840
Schiffer, Der. Gedicht von Grete Massé 530
Sizilien, An der Nordküste. Von Dr. Alexander Rumpelt 828
Skarbina, Franz. Von Maximilian Rapsilber . . . 531
Sonnenopfer. Roman von Wilhelm Fischer in Graz 481
Montagabend. Gedicht von Bruno Baumgarten . . 850
Spökenkieken. Novelle von G. Freiin le Fort . . . 577
Todesahnung. Balladeske von Börries Freiherrn von Münchhausen 822

Digitized by Google

Seite

Tote Mutter, Die. Gedicht von Gustav Falke . . . 697
Traum Christi. Gedicht von Hans Benzmann . . . 932
Ungarischen Jagdgründen, Auf. Von Moritz von Kaisenberg 759
Wanderdünen. Novelle von V. Schultz . . . 682, 874
Weltsprache, Die. Von Wilhelm Ostwald 905
Ypern und Tournay. Von Dr. Friedr. Walter . . 506

Die bildenden Künste

Die Berliner Pegas-Ausstellung — Manet und Monet — Die Ausstellungen bei Schulte — Zwei Werke über die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts — Die Kunstsammlungen des Kaisers 596
Alt-Berlin — Die Neuordnung der Nationalgalerie — Kleine Ausstellungen — Die Toten des Jahres . . 890

Dramatische Rundschau

„Merlin" von Gustav Renner — „Ritter Blaubart" von Herbert Eulenberg — „Die Condottieri" von Rudolf Herzog — „Die Hochzeitsfackel" von Max Dreyer — Die Eröffnung des Neuen Schauspielhauses am Nollendorfplatz und der Reinhardtschen Kammerspiele 613
Zwei Kinderdramen: Frank Wedekinds „Frühlings Erwachen" und Robert Mischs „Kinder" — „Mutter Mews" von Fritz Stavenhagen — „Der heimliche König" von Ludwig Fulda — „Mensch und Übermensch" von Bernard Shaw — „Die Feinde" von Maxim Gorki 775
Gerhart Hauptmann bei Brahm und Reinhardt — Die „Friedensfest"-Aufführung in den Kammerspielen — „Der Helfer" von Felix Philippi — „Herthas Hochzeit" von Max Bernstein — „Bunbury" von Oskar Wilde — Das Schillertheater in Charlottenburg — Vom Gastspiel der Suzanne Despres 933

Naturwissenschaftliche Rundschau

Biologie. Von Dr. Fritz Gräntz 622
Fortschritte im Gebiete der Physik und der Chemie. Bericht von Prof. Dr. Wilhelm Müller-Erzbach . . 905

Literarische Rundschau

Arme Heinrich, Der 629
Bartels: Die deutsche Dichtung der Gegenwart . . . 635
Batka: Die Musik in Böhmen 641
Bauer: Charakterköpfe der Deutschen Geschichte . . . 644
Beckmann, Johanna: Wichtelmännchen 631
Berg, Leo: Deutsche Märchen des 19. Jahrhunderts . 629
Berthel, Hans: Ein kleiner Mann 631
Bie: Moderne Musik und Richard Strauß 641
Bie: Gesellschaftlicher Verkehr 643
Bindschedler, Ida: Die Turnachkinder im Sommer . 631
Biographisches Jahrbuch und der deutsche Nekrolog . 784
Blei: Von amoureusen Frauen 643
Bleibtreu: Cromwell — Wellington — Die Große Armee — Duppel-Alsen — Langensalza 641
Bleibtreu: St. Privat 642
Blomberg: Aphorismen 644
Bohnemann: Grundriß der Kunstgeschichte 636
Blume: Wilhelm I. und Roon 643
Bolanden: Die Bartholomäusnacht 644
Boelitz, Martin: Allen zur Freude 628
Brandstädter, H.: Christian steigt 631
Brentanos Schriften (herausgeg. von Gietmann) . . 633
Buchner: Leitfaden der Kunstgeschichte 636
Bülow-Wendhausen: Ohne Basis 644
Burckhardt: Weltgeschichtliche Betrachtungen 641
Chamberlain: Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts 641
Chamberlain: Arische Weltanschauung 643
Chops: Einleitungen zu Wagners Werken 640
Clements, Bertha: Das Heimchen 632
Cornelius' Gedichte 640
Croner: Fontanes Frauengestalten 636
Dähnhardt, Oskar: Deutsches Märchenbuch — Naturwissenschaftliche Volksmärchen 628
Darmstädter Kinder- und Märchenbuch 629
Diederichsen, Anna: Für Menschen mit Kinderherzen 628

Seite

Edda 629
Ehrenberg: Handbuch der Kunstgeschichte 636
Emerson: Seid fröhlich und weise! 644
Endrulat, Endrus: Die Laima rief 945
Erdmann: Wilhelm Jensen 787
Falch, C.: Deutsche Göttergeschichte — Sage von den Wölsungen und Niflungen 629
Ferdinands, C.: Im Sommergarten 628
Fischer: Napoleon I. 642
Fournier: Napoleon 642
Gaedertz: Reuterbiographie 636
Galerien Europas (herausgeg. von Seemann) . . . 639
Galland, Georg: Die Perleninsel 631
Ganghofers Schriften 635
Gast, Gustav: Drygalskis Reise nach dem Südpol . . 633
Geißler, Max: Hütten im Hochland 943
Geißler, Max: Die goldenen Türme 944
Gemälde alter Meister im Besitz des deutschen Kaisers 605
Goetheausgabe (herausgeg. von Prof. Hellinghaus) . 633
Goethekalender 786
Goethe-Kaulbach: Reincke Fuchs 630
Goethes Briefe (Auswahl, „Alles um Liebe") . . . 633
Goethes Gespräche (Auswahl von Deibel und Gundelfinger) 633
Haenel und Tscharmann: Einzelwohnhaus der Neuzeit 638
Haendcke, Berth.: Deutsche Kultur und Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges 644
Halden, Elisabeth: Schwalbenheim 628
Halden, Elisabeth: Feriengeschichten 631
Hanfstaengls Pigmentdrucke und Imperialgraduren . 630
Hauptmanns Werke 634
Heinses Werke 633
Helmolt: Weltgeschichte 641
Heyck-Jensen, Maina: Kindergeschichten 631
Heyses Novellen 634
Hlatky: Weltenmorgen 644
Hoffmann, Agnes: Bienchen und Flenchen 628
Hoffmann, Agnes: Das feige Peterle 631
Hohenzollernjahrbuch 783
Holzschuher: Hans Sachs 635
Ideler, Lucie: Lustige Märchen 628
Jensen: Romane und Novellen 787
Kamerad, Der gute 632
Kinderwelt (Kind und Kunst) 629
Klassiker der Kunst: Schwind-Band Velasquez — Michelangelo 638
Knaben- und Mädchen-Abreißkalender 786
Koch: Theodor Schüz 638
Kortum: Jobsiade 633
Kränzchen, Das 631
Kuh: Hebbelbiographie 635
Kultur der Gegenwart 641
Künstlerischer Wandschmuck 639
Labler, W.: Kling-Klang-Gloria-Buch 630
Landmann: Prinz Eugen 641
Landmann: Napoleon 642
Lehmann-Schiller, Paul: Odyssee 629
Leipziger Kalender 786
Leixner: Fußnoten zu den Texten des Tages . . . 644
Liebe: Kulturgeschichte des Judentums 643
Lienhard, Thüringer Tagebuch — Wartburg . . . 635
Lobsien, Wilh.: Blau blüht ein Blumelein — Nun singet und seid froh 630
Marshall, W.: Naturgeschichte des Tierreichs . . . 631
Meltz, Leo: Schweizer Märchen 629
Meisterbilder fürs deutsche Haus 638
Meißner: Menzel 637
Mercator: Gaben des Alters 644
Meyer, Hans Georg: Odyssee 629
Meyerheim: Erinnerungen an Menzel 637
Meyers historisch-geographischer Kalender 785
Mörikes Werke 634
Müller, Fr. von: Erinnerungen aus den Kriegsjahren 1806 bis 1813 642
Müller, Wilh.: Gedichte (herausgeg. von Hatfield) . 634
Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst 784
Muralt, Lily von: Aus Lottchens Tagebuch 632

	Seite
Musikerbiographien bei Reclam	640
Palm: Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung	642
Perate: Versailles	636
Photographischer Abreißkalender	785
Photographische Kunst im Jahre 1905	785
Pistorius, Fritz: Aus den Unglückstagen von 1806 — Dr. Fuchs und seine Tertia	632
Plieninger G.: Livingstone	633
Ravensburger Spiele	630
Redwitz: Amaranth	644
Reuter (herausgeg. von Seelmann)	634
Reuter (herausgeg. von Dr. Müller in Kiel)	634
Reuter (herausgeg. von Gaedertz)	634
Reuter (herausgeg. von Welpien)	634
Reuterkalender	786
Rheinisch-westfälischer Kalender	786
Richter, J. W. Otto: Deutsche Seebücherei	633
Röhrig, J. J.: Unter der Fahne des ersten Napoleon	632
Rose: Napoleon	642
Roth, Rich.: Richard Löwenherz	630
Roth, Rich.: Charakterhelden der deutschen Geschichte	633
Sallwürk: Mörikebiographie	634
Salzer: Literaturgeschichte	635
Schäfer, Rudolf: Lieder Paul Gerhardts	947
Schanz, Frida: Hirtenhannel	631
Scheffel: Trompeter — Ekkehard	634
Scheffel-Jahrbuch	785
Schmid, Max: Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts	604
Schmid, Max: Kunstgeschichte	636
Schmidt, Lothar: Frauenbriefe der Renaissance	643
Schmidt, Lothar: Briefe der Ninon de Lenclos	644
Schreckenbach: Zusammenbruch Preußens 1806	642
Schröder, Johann: Methodisches Lehrbuch der internationalen Hilfssprache Esperanto	947
Schubring: Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin	636
Schultz, W.: Aus dem baltischen Aufstand	633
Schuhmacher, Tony: Dummerchen	631
Seidel, Paul: Die Bildnisse der Königin Luise	947
Spemanns Kunstkalender, Historischer Medizinalkalender und Alpenkalender	785
Spittelers Werke	635
Springers Kunstgeschichte (V. Bd. von M. Lehrs)	663
Stiehl: Das deutsche Rathaus	638
Stökl, Helene: Im Jugendland	630
Stoeßl: Conr. Ferd. Meyer	636
Sulger-Gebing: Cornelius' Gedichte	787
Tanera, Karl: Wolf, der Junker	632
Thode: Böcklin und Thoma	637
Thoreau: Walden	644
Tschudi: Aus Menzels jungen Tagen	637
Türmer-Jahrbuch	784
Tweedie: Porfirio Diaz	643
Uhde: Der alte Fritz	643
Universum, Neues	632
Walden: Christus	644
Waltharilied	629
Weber, Emil: Neue Märchen	629
Wegner-Zell, Bertha: Lebende Bilder	631
Weltmappe (herausgeg. vom Kunstwart)	639
Weltpanorama, Großes	632
Wesger, Will: Die Ernte aus acht Jahrhunderten deutscher Lyrik	633
Widmann: Weltgeschichte	641
Wilhelms I. Briefe, Reden und Schriften	642
Wilhelm, Rich.: Aus der Natur	628
Wisser, Wilh.: Wat Grotmoder vertellt	629
Woermann: Geschichte der Kunst	636
Wolf, G. J.: Hutten	643
Wolff, Ernst: F. Mendelssohn-Bartholdy	640
Wölfflin: Die klassische Kunst — Die Kunst Albr. Dürers	637
Wolbach: Beethoven	640
Wustmann: Albrecht Dürer	637
Zepler: Erziehung zur Körperschönheit	643
Ziegler: Wesen der Kultur	643

Kunstblätter

Grabwinkler, Peter: Ein Herbsttag in Buch bei Berlin — Herbstlicher Park	949
Heiberger, Alfred: Schiffe in der Brandung vor Bornholm	740
Janssen, Peter: Mädchen mit Eimer	644
Müller, Ernst: Arbeit	756

Verzeichnis der Mitarbeiter

Baumgarten, Bruno, in Magdeburg, 859. Bender, Ewald, in München, 710. Benzmann, Hans, in Wilmersdorf bei Berlin, 932. Bruch, Margarete, in Berlin-Friedenau, 576. Busse-Palma, Georg, in Hennigsdorf i. d. Mark, 741. Cajetan-Milner, Käte, in Bonn, 889. Düsel, Friedrich, in Berlin, 561, 613, 775, 933. Eysell-Kilburger, C., in Berlin, 586. Falke, Gustav, in Hamburg, 697. Fischer, Wilhelm, in Graz, 481. Fried, Alfred H., in Wien, 742. Friedrich, Paul, in Berlin, 758. Fuchs, Friedrich, in Wilmersdorf bei Berlin, 809. Gensel, Walther, in Gr.-Lichterfelde, 596, 890. Gerhard, Adele, in Berlin, 789. Gränz, Fritz, in Frankfurt a. M., 622. Haendcke, Berthold, in Königsberg, 663. Hartlaub, G. F., in Bremen, 542. Heide, Josefa, in Karlsruhe, 628. Hoffs, Friedrich van, in Wiesbaden, 839. Holst, Adolf, in Bückeburg, 774. Jensen, Wilhelm, in München, 728, 729. Jodisch, Herm. Reinhold, in Kiel, 718. Kaisenberg, Moritz von, in Hannover, 759. Kappstein, Theodor, in Berlin, 925. Küchler, Kurt, in Gr.-Flottbeck bei Hannover, 913. le Fort, Gertrud Freiin, in Ludwigslust, 577. Liebert, E. von, in Berlin, 527. Massé, Grete, in Hamburg, 530. Merckel, Kurt, in Hamburg, 698. Much, Hans, in Marburg, 709. Müller-Erzbach, Wilhelm, in Bremen, 905. Münch, Wilhelm, in Berlin, 558. Münchhausen, Börries, Freiherr von, auf Windischlauba bei Altenburg (Thür.), 822. Münz, Bernhard, in Wien, 823. Ostwald, Wilhelm, in Leipzig, 914. Raff, Helene, in München, 518. Rapsilber, Maximilian, in Charlottenburg, 531. Reukauf, E., in Weimar, 769. Rumpelt, Alexander, in Langebrück, 828. Schaukal, Richard, in Wien, 662. Schneideck, Gust. Heinr., in Berlin, 860. Schultz, V., in Königsberg, 682. Schürmann, Johannes, in Sèvres, 808. Seeliger, Hermann, in Landeshut, 677. Stöckhardt, Ernst, in Stuttgart, 587. Wallpach, Arthur von, in Innsbruck, 924. Walter, Friedrich, in Berlin, 506. Wasner, Georg, in Berlin, 543, 645, 840. Werminghoff, Albert, in Berlin, 751.

Digitized by Google

WESTERMANNS MONATSHEFTE

Redigiert von Dr. Friedrich Düsel

Bd. 101, II · Januar 1907 · Heft 604

Sonnenopfer

Roman von Wilhelm Fischer in Graz

IV

Der junge Sommer hatte sich schon über den Berg in volle grüne Gewandung gekleidet, als Raimund wieder zum Graschnerhofe kam. Der Bauer war nicht daheim; der hatte, ob es gleich noch früh am Tage war, schon in der ersten Morgenzeit den Hof verlassen, um einem fernen Kranken, der nach ihm begehrte, mit seinen Kräutern Hilfe zu bringen. Aber Burgei war da, um Raimund zu bewillkommen, und das genügte ihm. Sie hatte vom Vater den Auftrag erhalten, wenn er selber ferninge, den Gast zu den mit Merkzeichen versehenen Stämmen zu geleiten und sie ihm zu weisen. Sie erbot sich denn auch mit freundlichem Antlitz als Begleiterin zu dem Waldgange.

Raimund fühlte, daß all das Schwere, das in den vergangenen Tagen in ihm lag, vor ihrem Anblick schwand. Die lastende Erinnerung an den Kampf, den er vergeblich mit Erthaler durchstritten, verflüchtigte sich, und vor ihm stand der Friede in der Gestalt des Mädchens. Eine sonnige Heiterkeit ging von ihr aus, die den Nebel seines Mißmutes lichtete, und das Gefühl der Freiheit weitete wieder seine Brust. Solche Macht gewann über ihn die Reinheit ihres Wesens, die in dem lieblichen Leibe gleichsam stumm und unbewußt ihn bat, sich des Gottesgeschöpfes zu freuen, das in demütigem Gewande vor ihm stand. Und der die Freude selten willkommen hieß, gewährte ihr nun willig Einlaß. Raimund nahm ihr Geleit zum Walde gern an, und sie verließen den Hof und schritten das Gelände hinan, um nach den erlesenen Stämmen zu sehen.

Burgei war es, die das Gespräch begann: „Die Emmi hat wieder heimkehren müssen. Die Mutter hat zu sehr nach ihr verlangt. Sie kann ohne das Kind nicht recht leben, hat sie mir sagen lassen. Und weil es schon rote Wangen hier oben in der guten Luft gekriegt hat, so hab' ich mich nicht dagegen gewehrt und der Mutter das ihrige wiedergeschenkt. Sonst hätt' ich's nicht getan; hätt' mich dagegen gewehrt und ernstlich geredet: erst gesund, dann heim; aber nicht früher. Auf dem Berge ist gut hausen und in der feuchten Hütte schlecht. Ach, Herr Hadolt, wenn es doch möglich wär' —"

Sie sah ihn von der Seite an und bemerkte, wie sich seine Züge veränderten und hart wurden. Zugleich machte er eine streng abwehrende Bewegung mit der Hand.

Sie seufzte fast unhörbar und schwieg. Sie dachte sich: ich hab' keine Macht über ihn und kann ihn nicht verwandeln, wenn er wie Stein gegen die Seinen ist.

Sie schritten den Pfad der Bergwiese dahin und den Steig, der in den Wald hinanführte; sie ging, da noch der Weg breit genug war, an seiner Seite. Er hörte ihr wieder gern zu, als sie sprach und in herzlicher Weise erzählte: „Als ich noch ein Kind war, da hat mich der Wald wie etwas schier Unbegreifliches zu sich gelockt. Er hat sich so hoch über meine Kleinheit ausgebreitet, daß

Digitized by Google

ich vermeinte, dort könnten nur die Engel vom Himmel spazieren gehen, aber kein Menschenkind. Und wenn die Luft sich aufgemacht hat und über die Wipfel hingerauscht hat, so war es wie eine Musik zu hören von einem himmlischen Chor. Dem hat vielleicht Gott selber lauschen mögen, der sich nicht hat blicken lassen; aber im Abendschein hab' ich die weißen Flügel der Engel gesehen, die über die Höhe hinweg geschwebt sind. Ja, die Stimmen sind wohl köstlich zu hören, die der Wald hat. Erst still, und über ein kleines hebt es an zu wachsen, und alles singt in einem lieblichen Brausen mit. Davon haben auch die Vogerl ihre Lieder gelernt, hab' ich mir gedacht, von dem himmlischen Engelschor, der über den Wald zur Abendzeit schwebt. — Das ist wohl zu kindisch, gelt? Aber es hat mich doch gefreut."

Als sie den Waldsteig hinangingen, war nicht mehr Raum für beide nebeneinander, und die Maid schritt als die des Weges Kundige voraus. Da betrachtete er den schlanken, zarten und doch kräftigen Leib, dessen Umrisse, umhüllt von einfachem Gewande, von Haupt zu Füßen edel dahinflossen und sich zu lieblicher Gestalt einten. Da ist wohl ein merkwürdiges Kind in das Bauerngeschlecht gekommen.

Wenn ein Sonnenstrahl auf dem dämmerigen Pfade durch das Fichtengezweige drang, leuchtete das Blondhaar auf ihrem Köpfchen auf, und goldene Schimmer drängten sich von allen Seiten herbei, es zu durchhellen. Und wenn sie sich zu ihm zurückwendete, um ihm etwas mitzuteilen, lachten große Strahlen in ihren blauen Augen, die im vollen Waldesdämmer schier dunkel schienen. Aus der Ferne drang das grüne Licht herein. Zuweilen tat sich weit draußen eine sonnige, blau umhauchte Landschaft auf, die durch das dunkle Fichtengezweige hereinglänzte, um wieder zu verschwinden. Und der dunkelgrüne Schatten des Waldes ging mit ihnen und atmete morgendliche Kühle aus, die das Antlitz der Schreitenden erfrischte. Die hohen Stämme strebten unabsehbar wie Pfeiler in die Höhe, um dem heiligen Geist des Bergwaldes eine Kirche zu wölben. Und wo das Blau des Himmels wie durch mächtige Bogenfenster hereinfiel, da schimmerte es in unzähligen Farben golden und smaragden auf, und die Blumenhäupter erstrahlten köstlich im zauberischen Lichte. Die dunklen und hellen Stimmen des Waldes sangen ihr Sommerlied, im Säuseln der Nadelbäume, im Surren der geflügelten Käfer, im fernen Jauchzen freudiger Bergamseln, im knarrenden Pochen des forschenden Spechtes klang es. Und noch viel silbernes Wispern von den unsichtbaren Geistern des Waldes vereinigte sich mit den anderen Stimmen zur wundersamen Orgel, die die Kirche der von Wurzel zu Wipfel hochauf strebenden Erdkinder freudig durchtönte.

Der Steig war wieder breiter geworden; Burgei schritt an der Seite Raimunds und sprach: „Es ist gar so heimlich unter unseren Fichten. Wenn die Sonn' in den Wald schaut, hat sie viel zu tun. Sie mag mit ihrem himmlischen Licht gern hereinleuchten. Ihr entgeht fast kein Platzerl. Und wenn es noch so verborgen ist, sie macht es schön, wenn sie es mit ihrem Goldglanz ausziert, und das Moos als gar zarte Spitzenarbeit aufschimmert. Das sind ihre guten Knechte, die sie ausschickt, die Sonnenstrahlen, die alles säuberlich halten, alles gesundmachen und der zu großen Feuchtigkeit wehren, daß sie sich nicht ansetzt. Ja, das ist eine Hausfrau, unsere liebe Sonne, vom Herrgott als Verwalterin seines Erdenbesitzes eingesetzt, die überall alles gutmacht, wo man sie einläßt, und auch den schweren Mut im Herzen verscheuchen kann, so wie eine Finsternis, die uns nicht paßt. Denn wir sind von Anbeginn zum Licht geboren, und eins ist doch nur in seiner rechten Heimat froh, also wir im Licht. Gelt, Herr Hadolt!"

„Du sprichst, wie du es meinst," entgegnete er, „und dir mag's wohl anstehen."

„Und Ihnen etwa nicht?"

„Da müßtest du mich verändern."

„Nein, Sie sollen bleiben, wie Sie sind. Und in der Tiefe Ihres Herzens ist doch das Gute verborgen. Aber, o weh! wer soll es heben wie einen vergrabenen Schatz, wenn nicht Sie selbst!"

„Still, Burgei! Ich bin nicht gut, wie du es meinst, und will's nicht sein. Es geht hart zu in der Welt, und ich darf nicht weich sein. Red nicht; sonst mahnst du mich nur an das, was ich sein muß, und was ich gern vergesse, wenn ich da mit dir gehe." Sie blickte ihn von der Seite an und merkte, daß sein Antlitz wieder die strengen Züge angenommen hatte, vor denen sie sich machtlos fühlte.

So geleitete sie ihn zu den Fichten, die ein Kringel als Merkzeichen trugen und ihm

Digitized by Google

gutes Bauholz versprachen. Er erklärte sich auch nach kurzer Prüfung zufrieden mit den Stämmen, die ihm bestimmt waren. Von dort führte auch ein geeigneter Karrenweg hinab, auf dem die Beförderung des Holzes leicht vonstatten gehen konnte. Damit war das Ziel der Waldreise erreicht.

Bevor sie jedoch wieder hinabstiegen, wollte ihm Burgei noch die Quelle zeigen, die aus dem Berge zutage sprang und ihren Hof mit gutem Wasser versorgte. Sie schritt auf einem schrägen Pfade voraus, und Raimund folgte ihr. Es war ein liebliches Plätzchen, dahin sie kamen. Eine Felswand überragte den Baumwald, und aus ihr quoll stetig und unablässig ein silberner Faden Wassers, sammelte sich in einem Becken, das es sich selber vorlängst im festen Grunde gehöhlt hatte, und floß von dort als helles Bächlein zu Tal. Die hohen Fichten umschatteten es und ließen doch einen Durchblick in die Ferne frei. Zu beiden Seiten der Quelle lagen moosbedeckte Steine, die zum Weilen einluden; große Farnkräuter mit breiten Wedeln wuchsen dort; den Untergrund schmückten goldgestirnte Dotterblumen und gaben wohlgemut Kunde von dem reichlichen Naß, das ihnen üppiges Wachstum schuf.

Mann und Maid saßen auf den Steinen hüben und drüben nieder, und sie bot ihm einen Trunk des kühlen Wassers, das sie in einen Becher aus fest gefügter Birkenrinde schöpfte, der in einer kleinen Höhlung der Felswand geborgen stand. Er trank und lobte das erquickende Wasser.

„Ja," sagte sie, „weiter abwärts hat es der Vater in eine Rinne gefaßt und zu unserem Hof geleitet, wo es den Brunnen mit Labsal für uns alle versorgt. Sonst wär' es wie ein Wildling in die Weiten gesprungen; und jetzt ist es schön zahm unser lieber Hausgenosse geworden, wie ein lebendiger Geist, der uns nur Gutes gibt und dazu Tag und Nacht sein Liedel singt."

Auch hier oben sang die Quelle ihr Lied. Sie rieselte mit silbernem Fall aus dem Berge und sammelte sich zu einem blanken Spiegel, worin sich die beiden besehen konnten, die dort saßen. Aber auch die ferne Landschaft zog die Blicke an sich und entfaltete ihren wundersamen Leib. Der war wie mit einem zarten blauen Schleier überhaucht, unter dem alle Gliedmaßen des Gebirges weich und voll hervortraten, so daß es sich herrlich groß vom sonnigen Äther des Sommertages abhob. Es ragte traumhaft empor wie blaue Höhen aus fernem Eilande und lag doch so nahe. Der Geist des Friedens ruhte darauf wie auf einem verklärten Lager, das dem Himmel nahe war, und gab den Augen Seligkeit, die dorthin blickten und ihn ahnten. Doch das waren Burgeis Augen und nicht auch Raimunds, denn diese Seligkeit war ihm fremd.

Sie sprach nun leise und doch mit hell klingender Stimme, die nicht übel zu dem Gesang der Bergamseln tönte: „Der Wald hat sich Gott zu Ehren in sein schönes Sommergewand gekleidet. Es ist wie ein Feiertag, wenn er sein Heilig, heilig! zu rufen anhebt, und mit dem Herzen hören wir es gewiß, wie er unseren Herrn preist. Denn durch ihn ist die Freude in die Welt gekommen, weil alles ihm dankt, daß es seine Sommerschönheit gewonnen hat. Er lebt in uns, denn sonst könnten wir den Wald gar nicht verstehen, wie der sich fühlt in der Sonnenherrlichkeit, und daß er stolz darauf ist, auch deren Kind zu sein. Aber es ist der Stolz der Gotteskinder, der mit der Demut eins und dasselbe ist. Denn alle Kraft kommt von oben, und ich hab' mir sagen lassen, daß auch die Kraft der Erde, die uns nährt, von oben kommt. Und wenn der Sommerwald träumt, ist Gottesodem in seinem Traum, und wir fühlen etwas Geschwisterliches in uns; denn unsere Heimat ist mit allen anderen Geschöpfen dieselbe. Und der Sonnenschein, der uns im grünen Walde als Bote zuglänzt, was könnte der erst erzählen, wenn er wollte! Aber er will nichts anderes, als daß wir etwas in uns tragen sollen, was ihm gleicht. Dann ist er zufrieden und hat alles gesagt, was ein Bote sagen kann. Und wer es erfaßt und ihm recht gibt, dem ist sogar das Leid, das keinem Menschen erspart bleibt, eine Verwandlung des Lichts und kann sich wieder zurück in seine eigene Beschaffenheit verwandeln, ja, und gerade das Leid und nichts anderes kann licht werden. So ist auch das Leid des Herrn, da er für uns gestorben ist, das Licht gewesen. Das weiß der Wald und freut sich. Das ist sein Geheimnis, und er verschließt es still im Herzen. So ist auch Gott unser Geheimnis, das jeder in sich trägt, ob er will oder nicht. Ja, auch Sie, Herr Hadolt!"

Digitized by Google

„Ich? — Was du nur zusammenredest, Burgei!“

„Ja, Sie! Auch Sie haben Gott in ihrem Leben gerufen, wenn auch nicht im Wachen, so doch im tiefen Schlaf, und Sie haben es wieder vergessen.“

Raimund schwieg. Sein Antlitz hatte einen mild sinnenden Ausdruck gewonnen. Dann sprach er: „Du hast recht, Burgei! Aber nicht im Schlaf, ich habe auch einmal im Wachen Gott angerufen.“

„Und er hat Sie gehört, gelt?“

„Ich will dir's erzählen. Niemand anderem hab' ich noch davon gesprochen, dir aber will ich's erzählen; denn du bist nicht wie die anderen, die mich schlechter machen, als ich bin. Du machst mich besser, als ich bin. — Also ist die Geschichte gewesen:

„Ich war noch ein junges Bürschel, aber es ist mir fast alles schon zu Gesicht gestanden wie jetzt; das heißt: ich hab' an den Leuten wenig gesehen, was mir zu Herzen gegangen wär', und mich auch nicht freundlich gegen sie gestellt. Ich hab' mir vertraut und keinem anderen und mich dabei stark gefunden in meiner Abgeschlossenheit. Und es ist geschehen, daß einer in unserem Hause einen schönen Buschen Petergstam vom Gebirg heruntergebracht und sich dessen vor den anderen gerühmt hat. Ich wollt' es überbieten und hab' die Zeit abgewartet, wo das Edelweiß zu blühen anhebt, und bin frühmorgens aufgestanden, ohne daß es jemand gewußt hat, und auf den Trienchtling gestiegen. Es war ein harter Steig, auf dem ich aufwärts gekommen bin in den Kar, von dem mir unser Jäger einmal berichtet hat, daß dort das Edelweiß in prächtig großen Sternen wächst. Aber hin kommt man nicht leicht. Ich hab's doch gefunden. Aber wie ich am Rande vom Felsen meine Blumen brock' und abwärts schau', da seh' ich unter mir, scheinbar nur einige Fuß tief, eine breite Platten, und nebenan im Gesenk blüht das schönste Edelweiß.

„Da komm' ich leicht hinunter, denk' ich mir, und wieder hinauf. Und da war's schon geschehen. Mit einem Hupfer war ich drunten und sammle mir die edle Ernte ein, bis ich mir einen stattlichen Buschen an meinen Bergstock hab' festbinden können. Und jetzt hab' ich wieder hinauf wollen. Aber da seh' ich einen glatten Stein vor mir, wo es für Hand und Fuß nirgends einen Halt gegeben hat; über den ich wohl hinunter, aber nimmer hinauf hab' können. Der Rand oben war so hoch über mir, daß meine Hände nimmer dazu gelangten, auch mit keinem festen Aufsprung, den ich ein paarmal versuchte. Es ist umsonst, denk' ich mir, hinauf geht's nicht; also hinunter über das Wandl, das unter meinen Füßen in die Tiefe fällt. Ich leg' mich ausgestreckt auf die Platten und schau hinunter, ob ich Risse in der Wand finden würde, um abwärts zu klettern. Aber da ist mir übel zumute gewesen; die Wand ist glatt in den Abgrund verlaufen, und ich war ein Gefangener des wilden Berges. Der hat mich, denk' ich mir, verurteilt, eingesperrt und will, daß ich hier in der Steinzelle einsam verschmachte. Nach Hilfe rufen, was wär's! Hätt' auch nichts genutzt; hab's auch nicht getan.

„So hab' ich mir gesagt: Du kannst dir nicht helfen, und niemand kann dir mehr helfen. Du mußt dich darein finden. Dabei hab' ich etwas wie Haß gegen mich gefühlt, daß ich mir nicht helfen konnt'. Und in dem Haß ist mir alles finster geworden, und ich hab' mir ingrimmig gesagt: Du mußt auslöschen, und recht geschieht's dir. Du hast deinen Willen gehabt.

„Aber da auf einmal hebt sich etwas wie eine Stimme von weitem und war doch ganz einwendig in mir und beginnt zu fragen: Niemand kann dir helfen? Niemand? Und Gott? Kann dir Gott nicht helfen?

„Ich erschreck' und hab' bis dahin wahrlich keinen Schrecken gehabt, nur Zorn über mich selbst.

„Ich erschreck', als hätt' mich eins aus meinem Eigentum hinauswerfen und mir sagen wollen: du gehörst dir nicht selber an. Aber das war etwas anderes, das jetzt gesprochen hat: das war ich selbst. Die Stimme aber in mir, die früher gefragt hat, die war so, als wär' sie nicht die meine. Und sie hat nicht abgelassen, immer dieselbige Frage zu stellen, bis ich ein anderer geworden bin als vorher. Und hab' keinen Zorn mehr gegen mich verspürt, sondern fang' an, mich zu bemitleiden als einen, der so jung in der Einöd' verschmachten soll. Dann ist's um und um still geworden, und am stillsten in mir drinnen, und ich hör' etwas in mir bitten: Der du einzig helfen kannst, Gott, hilf mir! Erhalt' mir mein junges Leben!

Digitized by Google

„Und das war ich selber, der das gesprochen hat. Dann war alles still.

„Früher hat das Blut in meinen Ohren gesaust, das Herz hat gehämmert, und jetzt hat alles seinen Laut verloren. Es war eine Gottesstille um mich her. Und da hör' ich plötzlich wie in unmittelbarer Nähe ein Gekling', und war so, als wenn irgend etwas ein Lied vom Leben zu singen anhöb'. Ich fahr' auf, schau' nach der Seite, woher das Gekling kommt, seh' drüben etwa zwanzig Schritt weit ein lebendiges Wasserl abwärts rieseln und bemerk', daß die steile Felswand dort aufhört und der Berg einen Einschnitt kriegt, wo das Wasser zu Tal geht. Früher hab' ich weder etwas gesehen noch gehört. Kann ich da hinüber, so bin ich gerettet! Der Gedanke kommt mir schier, setzt sich fest und läßt sich nimmer abweisen. Aber wie da hinüber kommen! Das Gemäuer stürzt ja glatt in die Tiefe ab. Nein, nicht glatt, ich ersorsch's und seh' ein schmales Felsband, das hinüber zu der Runsen führt, in die das Wasserl von oben einbiegt. Auf dem Felsband führt der Weg ins Leben, sag' ich mir; es gibt keinen anderen. Also hinüber.

„Und ich bin hinübergekommen!

„Es war noch ein Sprung zu machen, weil das Band abgerissen ist, bevor es zum Wasser gekommen ist; aber der Sprung war nicht schwer. Ich war drüben und bin von dort mühsam abwärts geklettert, immer dem lebendigen Gerieſel nach, das mir den Weg gezeigt hat. Es hat sich dann in eine Schütt von grobem Geröll gesenkt, auf der ich schon aufrecht hab' absteigen können und nicht mehr hab' müssen auf allen Vieren klettern wie ehedem, und bin endlich auf guten Boden gekommen. Da hat sich das Wasser in einen Bach verwandelt, und der hat mich hinausgewiesen aus der Steinwildnis in das urbare Land, und bin zu Tal gestiegen und spät abends heimgekehrt.

„Mein Vater hat mich nicht freundlich empfangen und hat mit strenger Red' gefragt, wo ich mich den ganzen Tag herumgetrieben hab'. Ich deut' auf den Buschen an meinem Bergstock und sag': ‚Ich hab' Edelweiß gesammelt.'

„‚Und dazu hast den ganzen Tag vom frühen Morgen bis zum späten Abend gebraucht? Du!'

„‚Ich hab' mich halt ein bissel im Geschröff vergangen,' sag' ich darauf und kein Wort mehr. Hab' auch zum erstenmal heut' davon geredet, und zu dir, Burgei."

Sie hatte ihm mit gesammelter Aufmerksamkeit zugehört und erhob jetzt den Blick zu ihm über die Quelle, wo er saß. In der blauen Tiefe ihrer Augen schimmerte ihm das Licht der bewegten Seele entgegen, die sich um seinetwillen geängstigt hatte. Nun war sie selber befreit von der Gefahr, die ihn umringt hatte, und ein Lächeln der Erleichterung spielte in ihrem Antlitz. Und doch lag auch etwas Ernstes in den ihm zugewendeten Augen, eine stumme Frage: Warum? Warum ist der Gott, der dir einst nahe war, wieder fern geworden?

Er ahnte etwas wie diese Frage, gegen die sein Wesen widerstrebte, und er sagte kurz: „Reden wir nicht davon und gehen wir!" Er erhob sich von seinem Sitz, überschritt das Rinnsal der Quelle und gesellte sich an Burgeis Seite, die mit ihm abwärts ging. Sie sprachen auf dem Wege nicht viel miteinander.

* * *

Nun geschah es, daß sich Raimund oft auf der Höhe einfand, wo der Graschnerhof lag. Er hatte mit der Anlage des neuen Weges rasch begonnen und überwachte die Arbeit mit eigenen Augen, daß sie gedeihlich vonstatten ging. Er gedachte auch, erst auf dem guten Sträßlein sein erkauftes Bauholz aus dem Graschnerwalde zu Tal zu befördern. Und da ihn zurzeit genug Sorgen anliefen, um seinen Mißmut rege zu erhalten, atmete er oben wie in reinerer Luft auf. Denn die Körperschaft der Radmeister begann immer mehr wie in zehrender Krankheit zu siechen; und Raimund fühlte als ein Glied derselben seinen Teil um so empfindlicher, als er dem Übel seine ganze Kraft entgegensetzte, um es zu hemmen. Aber Erthaler hatte sich wie ein Krankheitserreger in die Körperschaft eingenistet und war mächtiger geworden als Raimunds Widerstandskraft. Das wußte dieser jetzt, daß unter Erthalers niederer Stirn die Gedanken folgerichtig arbeiteten, daß alles ineinanderlief, sich wechselseitig stützte, um einen Zweck als Ergebnis der ganzen aufgewendeten Tätigkeit zu erreichen. Und dieser Zweck war die Entkräftung der Radmeisterschaft bis zu dem Zustande, wo sie ihren Erbgrund nicht mehr

Digitized by Google

mit gesunder Arbeit verwalten konnte und ihn räumen mußte. Die Errichtung der Geldgenossenschaft auf demselben Boden konnte dann unmittelbar folgen. Damit war an Stelle des alten irrenden Leibes die neue unfehlbare Maschine getreten, und auf dem Grunde des erkrankten Bodenadels hatte sich der vollsäftige Geldadel festgesetzt. Dies mußte kommen, Raimund sah es voraus und konnte sich nur noch mühsam dagegen stemmen. Denn mit Erthaler kämpften unsichtbare Geister, die Raimund bald beiseite stoßen mußten.

Deshalb war es, wie wenn er aus dunstiger Luft in reinen Äther stieg, wenn er auf der Höhe weilte, wo der Graschnerhof lag. Und aus Burgeis kindlichem Wesen leuchtete es wie ein stiller Weiher herauf, in dem sich die ewigen Sterne spiegeln.

Raimund stand noch wie ein Fremdling am Lichtsaum dieses Reiches; aber was er sich selber verbarg, das klang im Untergrund seines Bewußtseins zauberisch leise und mächtig: die Sehnsucht, Burgei zu sehen.

Er sagte ihr einmal: „Eine wie du kennt gewiß die biblischen Geschichten alle, gelt?"

„Ich mein' schon," antwortete sie, „daß ich einige kenn'."

„Dann schau! Es hat einmal dort einen mißmutigen König gegeben, mit dem die Finsternis gegangen ist, wo er gestanden ist, und hat nicht eher ein Ende genommen, bis einer mit einer Harfe gekommen ist, der ihm aufgespielt hat. Der hat ihm den Mißmut wie einen bösen Geist verjagt, daß er nur so dahingeflogen ist zum Fenster hinaus; und die Finsternis ist nur von den Flügeln ausgegangen, die derselbige böse Geist gehabt hat. Und jetzt ist es vor dem König licht geworden im Harfenspiel. Schau, ich bin kein König, und du bist keine Harfnerin. Aber leichter ist mir schon, wenn ich da oben steh' und mit dir red', Burgei, die du ehrlich und ohne Arg bist, als wenn ich mich unten mit der Welt plagen muß, die die meine ist."

Sie lächelte „O, ich kann kaum ein bissel Zither spielen, viel weniger Harfen. Aber wenn's wirklich so ist, daß ich Ihnen den Mißmut vertreiben kann, so will ich froh sein und Gott bitten, daß er Ihnen helfen soll. Er kann's besser als ich."

„Du red'st dich leicht aus. Vielleicht willst du's gar nicht, mir zu Trost sein, gelt?"

„O, ich möcht' schon. Es gibt nichts Schöneres, als einen zu Gott zu führen, der des Trostes bedürftig ist."

„Ja, mußt denn du so heilig sein, Burgei?"

„Wie weit bin ich davon entfernt! Wir sind alle sündige Menschen."

„Nein, du hast keine Sünd'."

„Wie wär' denn unser Heiland für mich gestorben, wenn ich keine Sünd' hätt'!"

„Geh, du bist wie der helle Tag, und der ist rein; wie wär' er denn sonst hell!"

„Ich halte mich vor Gott schuldlos gegen meinen Nächsten und bin darin rein."

„Und hast deinen Nächsten gern, gelt? Das muß auch sein."

„Ja, ich hab' wohl die schwesterliche Lieb' zu meinem Nächsten, weil ich nicht anders kann, als jedem Gutes gönnen."

„Dann mußt du mir mehr als anderen vergönnen, denn ich hab' weniger Gutes in mir als die anderen."

„Nein, Sie sind auch gut; nur wissen Sie es noch nicht."

„So? Und wann werd' ich's wissen?"

„Ich mein' schier — wenn Sie sich einmal selber finden werden."

„So hab' ich mich verloren? Da mußt mir suchen helfen, Burgei. Vielleicht find' ich mich dann geschwind zurecht."

„Ich mein', wie Sie ganz tief im Innern sind, da müssen sie sich finden."

„Ich bin nicht neugierig, Burgei. Ich kenn' mich genug. Aber macht nichts! Bleiben wir zusammen, suchen wir miteinander. Vielleicht kommt dabei ein neuer Raimund Hadolt heraus. Den wollen wir dann einrahmen, vor dem Bild stehn und sagen: er ist so übel nicht, denn er hat die Burgei zur Freundin. Willst?"

„O, wie gern will ich Ihnen die Freundschaft treulich halten, Herr Hadolt!"

„Na, dann ist's eh recht."

Auch mit ihrem Vater kam er jetzt lieber zu Worte als vormals und fand, daß der Graschnerbauer eine schlichte Art besaß, die ihn gut kleidete. Der hatte wohl viel in einigen alten Büchern gestöbert, die daheim auf dem Schranke lagen, und die Raimund mißachtete. Aber er sah wohl ein, daß der Graschner die Weisheit innehatte, die die Natur bodenständigen Geschlechtern schenkt. Denn dieser war mit der Erde verwachsen, die ihn nährte, und sie flüsterte ihm manches

Digitized by Google

in ihrer Sprache zu, was der Graschner in die seine übertragen konnte. Und so wuchsen aus dem Grunde seines Inneren Erdgedanken heraus, die Fülle in sich trugen, gleich dem Saft der Kräuter, die er zu Heilzwecken verwendete. Er schätzte jegliches Ding nach dem Leben, das ihm innewohnt, und je verborgener, tiefer dieses Leben war, desto wertvoller dünkte es ihm zu sein.

Das Erdleben galt ihm als ein stummes Geheimnis, das sich doch in einer Sprache offenbarte, die köstlicher als jede andere war: diese Sprache stellten die Pflanzen vor. Kräuter und Blumen, Strauch und Baum verwandelten das Geheimnis ihres Nährbodens immer wieder in Licht und Farbe, um das, was von der Sonnenkraft in der Erde liegt, zu erlösen und den oberen Geistern, den Sonnenstrahlen, als Geschwister zu überbringen. So haben die Pflanzen die Heilkraft des Lichts von beiden, von der Erde und von der Sonne.

„Und wenn der allerhöchste Meister," sagte der Graschner, „der barmherzige Gott, die Menschen aus der Knechtschaft des Siechtums befreien will, so schickt er ihnen durch den guten Arzt Heilkräuter, die vermöge ihrer Lichtnatur den dunklen Feind aus dem behafteten Leibe verjagen. In diese Barmherzigkeit sind auch die Tiere einbegriffen. Wenn sie ein Siechtum befällt, so liegt in ihren Augen die stumme Bitte der Kreatur um Hilfe, und das Heiltum der Erde ist auch für sie da, das ein guter Arzt ihnen reichen kann. Das Vieh ist ein treuer Knecht des Menschen, so wie dieser ein treuer Knecht Gottes sein sollte. Wäre er dies wahrhaftig, so würde er auch immer Barmherzigkeit gegen das Vieh üben und könnte gar nicht anders tun. Denn sonst müßte er sich gegen das Leben versündigen und solche Sünde in seinem innersten Herzen als einen unheilvollen Gast beherbergen."

Diese Weisheit behagte Raimund nicht sonderlich; er sah darin viel Einbildung. Aber anderseits erwies sich der Graschner wieder als Bauer, der mit festen Füßen auf dem wirklichen Boden stand. Sein Hof war stattlich wie nur irgendeiner in der Gegend, und er pflegte seiner mit geringem Hausgesinde so eifrig, daß nichts an nötiger Arbeit gemindert schien. Darin stand er keinem anderen Bauer nach, übertraf aber jeden an Sauberkeit der Heimstätte. Denn auch sonst war Reinlichkeit für ihn eine Magd, die den Heilkräutern, den wohltätigen Geistern, dienen mußte, auf daß sie ihr Werk gedeihlich vollführten.

Es war ein stattlicher Mann, der Graschner, ob er nun stand oder ging. Er hielt sich aufrecht wie einer, der aus freiem Bauerngeschlecht stammt, dessen Urkunde sich von Vater auf Sohn mündlich überlieferte, nämlich: daß sie als alte bayrische Siedler ins Land gekommen waren und den Boden mit Schwert und Axt zur Heimstätte erwarben, auf dem sie saßen.

Sein bartloses längliches Antlitz zeigte auch die scharfe Prägung eines mit Wind und Wetter vertrauten Bergbauers, und wenn er mit einem Herrn wie Raimund sprach, richtete er die grau glänzenden Augen ruhig auf ihn wie ein in sich gefesteter Mann.

Mit diesem Blick erkannte er auch, daß Raimund den Menschen nicht freundlich gesinnt sei, und zwar aus einem Grunde, den Raimund mehr draußen suchte als in sich selbst, mehr in den Mängeln anderer als in der eigenen Lieblosigkeit. Diesen Blick hatte der Graschner überall für natürliche Art, und er konnte auch unter der täuschenden gesellschaftlichen Hülle die Leute nach ihrem bloßen Wert beschätzen. So hatte er sich den Wirklichkeitssinn immer frisch bewahrt und ließ sich keine gegenwärtige Anschauung durch Meinungen trüben, die der Vergangenheit angehörten. Er kannte die Menschen und wußte, wessen man sich von ihnen zu versehen habe; aber sein Urteil über sie war gänzlich verschieden von Raimunds.

„Mir scheint," sagte er, „daß in jedem Menschen etwas liegt, was zum Guten bewegt werden kann. Es ist aber wie ein verborgener Quell in einem harten Berg, der kein durchlässiges Gestein hat. Da muß schon Außergewöhnliches kommen, um die feste Schichtung zu verschieben, daß der Quell zutage springen kann. Und ein Mensch, der von anderer oder auch von eigenem Leid so gerührt wird, daß er weinen kann, ist nicht mehr hart, und wenn er auch früher undurchlässig fest geschienen hat. Es gibt Leute, die sagen: Gut sein heißt meistens schwach sein. Ja, die lieben Leut' haben oftmals recht. Auch Weinen ist eine Schwäche, die nur Weibern und Kindern paßt. Und doch, wenn der Mann weint, der niemals geweint hat, weil er zu fest dazu war, so ist das

Digitized by Google

eine Schwäche, zu der die Engel im Himmel jubilieren; denn sie haben sie selbst, sonst wären sie keine Engel. Sie haben das Mitleid und die Tränen, die daraus quellen. Ja, und mit sich selber Mitleid haben in gutem Sinne und sich beweinen, in der Schwäche liegt eine gar edle Kraft, und unser Herrgott hat seine Freude daran. Jetzt, weil auch der Böse dazu kommen kann, sich zu bemitleiden, so mein' ich, daß in jedem Menschen das Gute liegt, und mir scheint, ich werd' nicht ganz irr gehen mit der Meinung."

* * *

Solche Rede behagte Raimund wenig.

Ein Mann, der sehnend zurückblickt auf dem Wege, den er aus eigener Wahl betreten, und einer, der sich selber untreu wird, so daß sein fester Mut sich in Weichheit wandelt, schienen ihm beide gleich wenig preisenswert. In der Härte soll beständig bleiben, wer sie von Natur empfangen hat; er kann ja doch nicht weich werden und ist dann keines von beiden. Und weinen über sich, das hieße einem Feinde recht geben, den man selbst vorstellt. So dachte er.

Aber er fand es doch nicht leicht, über den Graschner zu spotten, wie es sonst geschehen wäre, Burgei konnte durch das Bild des Vaters nichts verlieren. Ihre Weiblichkeit gefiel ihm; ihr knospenhaftes Wesen erblühte leise vor seinen Blicken, die das Licht ihrer jungen Augen gern suchten. Aber ihre Art, zu denken, war ihm fremd erschienen und für ein Bauernkind zu seltsam. Nun wußte er, daß sie ihres Vaters Sinnesweise in sich trug, der sich auch von anderen seinesgleichen unterschied. Und der Spiegel ihrer Seele in den eigenartigen Mädchenaugen erschien ihm deutlicher als vorher. Diese Augen glänzten ihm tief entgegen, und aus ihrem Grunde grüßten ihn die frommen Empfindungen wie Lilien aus einem blauen See. Es lag Heiltum in ihnen, das ihn beschwichtigte und besänftigte, wenn er aus seiner unruhigen Welt im Tale die Höhe zu ihr hinanstieg.

Die Anlage des neuen Weges, die unter den Händen fleißiger Arbeiter wohl vonstatten ging, gab ihm Anlaß, des Abends oft im Graschnerhofe zu weilen. Dabei verschloß er noch fest das eigene Innere, so daß wie durch eine wohlgefügte Tür kein Herzenschein, kein Strahl seines Gefühls ihr entgegensprang. Er schien sich Herr genug zu sein, um sich die Zwiesprache mit einer lieblichen Bauerntochter zu gönnen. Er ließ ja auch den Zauber der Berglandschaft gern in seine Augen einströmen, ohne ein anderer zu werden, als der er war; und Burgei übte eine ähnliche Wirkung auf ihn aus.

Wie unabhängig er sich dünkte, so hatte sie doch eine leise Herrschaft über ihn gewonnen, von der sie nichts wußte. Der Anhauch ihres Wesens war wie Frühlingswehen in seine winterliche Welt gedrungen, hatte sie von der kältenden Decke befreit und mit Sonnenwärme erfüllt. Das war eine unsichtbare Vereinigung, die sich in der Auflösung hemmender Gewalten gefestigt hatte. Eine Vertraulichkeit entstand daraus, in der der Frühlingsgeist der siegende Teil war, obgleich Raimund sich als herrschender Mann dünkte.

Einstmals sagte er ihr: „Burgei, du gehst doch öfters nach Arzberg hinunter. Wie kommt es, daß du so nahe an meinem Hofe vorbeigehst und nie einkehrst. Ich möcht' dir den Bau des neuen Werkhauses zeigen, in welchem jetzt eure Waldfichten eingefügt sind, um es zu decken. Jetzt kannst du noch deine alten Freunde anschauen, wie sie in veränderter Gestalt, nicht so schön wie dazumal, aber ehrbar fest ihre neue Bestimmung erfüllen. Willst dir's nicht vornehmen?"

„O, ich möcht' schon," erwiderte sie stockend, „aber —"

„Was denn? Was für ein Stein liegt mit dem Aber im Wege, über den du nicht hinwegkommen magst?"

Sie sah ihn hilflos an und konnte nicht das Wort finden, das ihm die Wahrheit kundtat.

„Trau' dich, Burgei!" ermahnte er sie. „Sag, wie du dir's denkst. Ein jedes Dirndl muß sein Geheimnis für sich haben; das geht nur sie an und keinen anderen. Aber daß du Bedenken trägst, in mein Haus zu kommen, das geht mich an."

Darauf erwiderte sie noch immer befangen: „Wenn ich in ein Haus geh', so will ich den Leuten drinnen mit offenem Blick und gutem Herzen entgegentreten und sie ehrlich grüßen. Das kann ich aber bei Ihnen nicht."

Er blickte sie forschend an. „Und wer ist's bei mir, dem du keinen Guten Tag bieten willst?"

Digitized by Google

Sie errötete. „Ich hab' gegen niemand einen unfreundlichen Willen; aber als da bei uns der arme Knecht Achazi gestorben ist, da hat er ausgesagt, daß ihn eine aus dem Obdach, wo er so lang' gedient hat, in die Winterkälte hinausgetrieben hat. Ich kann die eine nicht mit ehrlichem Herzen grüßen, wie ich doch müßt'. Das ist's."

Sie sprach dies ängstlich, als hätte sie zu viel gesagt.

Raimund betrachtete sie eine Weile, wie sie mit unwillkürlich gesenkten Wimpern vor ihm stand; dann erwiderte er: „Schau, wie sich das gut trifft! Denn der Sach' ist schon abgeholfen. Frau Ursel wird in ein paar Tagen ihren Dienst bei mir aufgeben und das Haus verlassen. Ich mein' schier, sie will ihren Witwenstand verändern und wieder heiraten. Dann ist die Schwelle frei, daß du sie betreten kannst. Gelt, Dirndl?"

„O ja, dann schon," sagte sie nun erleichtert und mit staunenden Blicken.

Frau Ursel aber wußte von der Heirat nichts, die ihr Raimund zugesprochen hatte. Sie hielt es für so wenig wahrscheinlich, das Haus zu verlassen, wie daß ein schönes Bild seines kostbaren Rahmens könnte beraubt werden. Sie war ja um den Herrn immer mit weichen Tritten gestrichen und hatte ihm mit samtenen Händen Dienst geleistet. Ihre Kleidung war immer zierlich und bunt, gerade genug, um wohlgefällig zu erscheinen. Und wenn sie auch fühlte, daß sich im engen Umkreise der Wirtschaft die Ferne zwischen ihr und dem Herrn geweitet hatte, so zeigte sie keinen Unmut darüber, sondern bewegte sich mit geschmeidigem Leibe wie vorher. Ihre Reize grüßten noch immer schmeichlerisch den Gebieter, wenn er sich auch ferne von ihr stellte.

Um so überraschter war sie, als ihr Raimund eine Eröffnung machte, in der gleichsam versteckte spöttische Buchstaben lagen, die aber von einem weiblichen Verstande bald entziffert wurden.

„Frau Ursel," sagte er, „mir ist's so vorgekommen, als hätte jemand bei mir angefragt, ob er um Ihre Lieb' und Treue werben könnt'; denn er möchte Sie gern heiraten."

„O, Sie belieben zu scherzen, Herr Hadolt!"

„Kann auch sein, daß just genau bei mir niemand angefragt hat. Aber die Sach' steht deshalb nicht minder so, daß es mein Wunsch ist, Frau Ursel, und ein recht aufrichtiger dazu, daß Sie heiraten sollen."

Nun wußte sie nicht, was sie sich aus dieser Anrede Gutes herausnehmen könnte, und erwiderte unschlüssig, aber doch mit einem gefälligen Lächeln: „Was der gnädige Herr für Einfälle hat! Wen soll ich denn heiraten? Im Winter kommt er mir vielleicht zum Fenster hereingeschneit, der Bräutigam, aber im Sommer wird er wohl schwerlich wachsen. Also wen denn, Herr Hadolt?"

„Den Hietler."

Bei diesem Namen entfärbte sich Frau Ursel ein wenig, ihre Augenlider zuckten, senkten sich, erhoben sich aber bald wieder, und sie fragte mit unsicherer Stimme: „Den Hietler? Warum gerade den? Was wissen Sie von ihm?"

„Ich weiß nicht alles von ihm, aber etwas immerhin; und das ist genug, daß ich Ihnen raten muß, ihn zu nehmen."

„Ich kenn' ihn doch so wenig, und er hat mir nie ein Wort von Heiraten geredet," rief sie jetzt aus.

„Er mag Sie doch leiden, Frau Ursel?"

„Ich hab' ihm nie etwas getan, daß er mich nicht leiden sollt'," sagte sie bedächtig.

„Ich mein' auch, Sie waren nie gegen seinen Willen, sondern wie er gestimmt, wenn er mit Ihnen zu Wort gekommen ist."

Sie verbarg Ihre Verlegenheit unter einem Lächeln. „Mit mir? Wüßt' nicht, daß er mit mir gar so oft zu reden gekommen ist; und gar von Heiraten niemals."

„Das glaub' ich; denn wenn er Sie noch so gut gekannt hat, so hat er doch nicht gewußt, daß Sie ihm ein Geld als Frauengut in die Ehe mitbringen werden."

Jetzt erkannte sie mit plötzlichem Hellblicke, daß ihre Lage hoffnungslos sei, und fand sich ohne Zaudern darin zurecht. Ihre Züge veränderten sich, wurden gespannt, und sie fragte lauernd: „Und wieviel werd' ich ihm mitbringen?"

Er nannte ihr eine anständige Summe.

„Das ist mir zu wenig," erwiderte sie mit eingekniffenen Lippen.

„So legen wir noch etwas dazu, Frau Ursel, und damit ist's genug. Es reicht gerade für eine gute Ehe."

„Nein, Herr Hadolt, es ist nicht genug."

Nun entschwand ihm der spöttische Anflug, mit dem er bis jetzt die Unterredung mit ihr

Digitized by Google

geführt hatte. Sein Antlitz wurde hart, und er richtete seine Augen scharf auf sie. „Ist's Ihnen lieber, daß Sie zu Hietler mit nichts anderem als Ihrem Dienstlohn gehen, statt mit dem Heiratsgut, das ich Ihnen ausgesetzt hab'? Dann reden Sie nur ein Wort noch, und es geschieht."

„Und wann muß ich gehen?" hauchte sie jetzt.

„Es hat keine Eil'! Sie können morgen oder übermorgen den Dienst verlassen oder auch den Tag danach; aber länger dürfen Sie mir den Hietler nicht warten lassen."

„Gut!"

Sie verließ das Zimmer in ungebrochener Haltung; aber da sie sich doch unmächtig fühlte, so kochte die Galle in ihr ein unschmackhaftes Gericht bei dem angefachten Zornesfeuer.

Als sie das Haus mit einem ansehnlichen Frauengute in barem Gelde räumte, da litt die Wirtschaft nicht darunter. Ihre sorgliche Hand ward kaum entbehrt. Denn sie hatte es schon seit einiger Zeit verschmäht, das Küchengerät ans Feuer zu stellen, und sich dafür eine Köchin beistellen lassen, die das untergeordnete Handwerk leistete. Sie gab die Kunst dazu, alles hübsch auf den Tisch zu stellen. So wurde sie als Wirtschafterin wenig entbehrt, als sie schied, und die sorgsame Köchin, die unter ihrer Führung gestanden und jetzt das Regiment übernahm, leistete ungefähr das nämliche.

* * *

Raimund konnte demnach der Graschnermaid mitteilen, daß Frau Ursel einem, wie er hoffte, frohen Ehestand entgegenziehe, den sie sich vermutlich ersehnt hatte, um nicht mehr im Dienste, sondern im eigenen Hauswesen zu walten. So sei es bei ihm nun windstill geworden und gäbe Raum genug, einem Gaste wie Burgei die Einkehr zu gestatten, wenn sie auf kurze Zeit weilen wolle. Und sie war es auch zufrieden, Raimund und ihre Fichtenbäume zu besuchen. Das tat sie, als sie am Sonntag aus der Kirche von Arzberg heimkehrte, und Raimund bot ihr mit gutem Gruße Willkommen. Er erwies ihr besondere Ehre, indem er sie in das obere Stockwerk geleitete, wo die alten Prunkgemächer der Familie lagen. Die waren gewöhnlich unbewohnt, da Raimund sich im Erdgeschoß eingerichtet hatte, und zeigten sich stattlich, indem sie mit altem, gediegenem Hausrat wohl ausgestattet waren.

Der Herr ließ Gebäck als leichten Imbiß für seinen Gast auftragen; dazu duftete auf dem Tische ein frischer Blumenstrauß, und so erhielt Burgeis Besuch einen Schimmer festlichen Gepräges. Sie war heiter, blickte alles, was ihre Aufmerksamkeit erregte, neugierig wie ein Kind an und gab unbefangen Antwort auf Raimunds Rede. Die Fensterflügel waren aufgetan, das Licht drang in vollen Strömen herein, ergoß sich über die Diele und drang bis in den dunkelsten Winkel des Gemaches, um ihn mit hellen Streifen zu verzieren. Da ward auf dem Wege auch Burgeis Blondhaar durchschimmert, das die feine Stirne kränzte, und in ihren tiefblauen Augen lag der Glanz des Tageslichts. Wenn sie lächelte, war sie wie ein Mägdlein mit anmutigen Gliedern anzusehen, und wenn sie ernst redete und ihr Haupt aufrichtete, erschien sie in gefestigter Weiblichkeit.

Raimund empfand es, als wäre der junge Frühling in die alten Räume seines Hauses eingezogen und hätte ihnen einen Reichtum verliehen, den sie vorhin nicht besaßen. Wo die Maid weilte, da webte es friedvoll, und der holde Geist, der von ihr ausging, scheuchte die Unruhe, die seine Lebensgenossin war, so daß sie wie ein mißgestalteter Nebel durch das Fenster entschwand. Es ward hell um ihn her, und die Traulichkeit umhüllte ihn wie ein reiner Äther in dem Gemache, wo er saß. Er war als ein Mann der harten Wirklichkeit hereingetreten, die doch stets die Sorgen als Vorposten gegen ihn ausstellte; und nun war das Gefilde sicher geworden, kein Feind ließ sich im hellen Schein erblicken, der darauf lag, und Raimund mußte dem guten Geist in Mädchengestalt dankbar sein, der dies bewirkte.

Sie hatte freilich keine Ahnung von ihrer Macht, als ein schlichtes Menschenkind, das sie war; allein das vermochte sie doch zu merken, daß sich Raimunds Antlitz entwölkte, wenn er mit ihr sprach, und sie freute sich darüber, daß sie dem Herrn Heiterkeit schenken konnte.

Jetzt sagte er: „Schau, Burgei, du nimmst dich ganz gut in der Stuben aus, als wenn der alte Baumeister an dich gedacht hätt', der sie gezimmert und getäfelt hat. Denk' dir, das wär' so ein Käfig, und du als ein Berg-

Digitized by Google

vogerl wärst drin eingefangen, was tät'st denn?"

„Fromm sein tät' ich; das paßt für eine jede Stube."

„Möchtest stillhalten, wenn dich einer in die Hand nehmen wollt'?"

„Der gute Gott möcht' mich in keines Hand geben, den er nicht vorher als meinen Schützer bestellt hätt'."

„Weißt du das so gewiß?"

„Wenn ich es nicht gewiß wüßt', so hätt' mir Gott schon vorher Trauer ins Leben geschickt, um mich dafür zu strafen, daß ich das nicht weiß."

„So? — Und warst immer lustig?"

„Nein; nur still zufrieden, daß ich das Lustigsein, wie sich's die anderen denken, nicht brauch'."

„Und wie denken sich's die anderen?"

„Du mein! Gar nicht anders, als daß sie immer nur an sich selber denken. Das ist ihr ein und alles. Und da gehen sie schon auf dem Holzweg und kommen nicht aus. Sie kommen damit ins Finstere statt ins Lichte. Wer aber mit Fürsorge oder Hilf' an andere denkt, der gelangt leicht an den Ort, wo das reinste Lustigsein um ein billiges zu haben ist."

„Ja, da könntest für mich auch eine Fürsorg' haben, Burgei; es geschäh' dir nicht übel dabei, was?"

„Soll ich mich etwa in einen geistlichen Herrn verwandeln? Das kann ich doch nicht."

„Beileibe, du sollst nicht! Bleib nur du, und bleib ein Weltkind. An deiner Wiegen hat eh' etwas Gutes gestanden, daß du so geworden bist, wie du ausschaust. Und jetzt, wo du groß geworden bist, könntest eine jede Stuben zieren; auch die da. Sag, wenn's in deinem freien Willen stünd', könntest du für immer drinnen wohnen? Es wär' ja was Besonderes, wenn du deinen Hof verließest; aber ich frag' ja nur, wie etwa in einer Geschicht' eins ein feines Zauberfräulein fragt, ob sie bleiben will, so, ob du da in der Stuben wie in deinem Heim wohnen möchtest?"

Sie blickte ihn an, und in ihren klaren Augen lag Erstaunen. Eine fremde Empfindung, die sie noch niemals überkommen hatte, begann sich in ihr zu regen. Es löste sich aus dem Grunde ihrer Weiblichkeit etwas wie eine Bewegung aus, das ihr Herz zu schnellerem Pochen antrieb und ihre Wange mit tieferem Rot bedeckte. Das dauerte nur einen Augenblick, dann war alles wieder ruhig in ihr; ihr Geist erhob sich aus der Gärung mit hellem Sinnen. Sie sah etwas in der Ferne vor sich und antwortete nun in ernstem Tone: „Nein."

„Wie?" fragte er unmutig und enttäuscht, „nein?"

„Ich könnte hier nicht hausen und meines Lebens froh werden," sagte sie fast leise, „wenn ich mir denken müßt', daß eine, die hier daheim war, in einer armen Hütte ihre Tage verbringen muß — ich hab' sie eben vor mir gesehen: Frau Mathild'."

„Jetzt kommst mir wieder mit der Geschicht', Burgei! Ich hab' dir schon gesagt, daß ich davon nichts hören mag."

„Ich aber muß immer wieder davon zu reden anheben, lieber Herr. Ich möcht' Sie so gern von der Schuld rein wissen, daß Ihr Bruder im Elend sitzt und Sie ihm helfen könnten, wenn Sie wollten."

„Ich weiß von keiner Schuld," erwiderte er streng. „Ich hab' nie ein Unrecht gegen einen Menschen begangen. Das ist etwas, was ich stets gehalten hab'. Was ich getan hab', war immer rechtlich. Was andere sich selber zugefügt haben, das geht mich nichts an. Ein jeder ist Herr über sich; er soll schauen, wie er zurechtkommt. Ich hab' nicht das Amt, ihm etwas Besseres zu geben, als er sich selbst ausgesucht hat. Wer so lang' auf den Lebensmarkt gegangen ist, bis er für seine Freiheit Unmündigkeit eingetauscht hat, der ist ein trauriger Geschäftsmann; das mein' ich. Aber das Leben läßt den Handel nicht mehr rückgängig machen. Es ist ein strenger Herr, und ich hab' Achtung vor ihm und misch' mich in seine Händel nicht ein. Du sollst es auch nicht, Burgei! Wir zwei sollen so miteinander reden, daß wir in unserer Freundschaft daheim seien. Die soll einen Zaun für uns bilden gegen alles andere, und du sollst nicht über den Zaun blicken nach irgendwas anderem. Denn alles, was drüben ist, das steht auf fremdem Boden, der nicht der unserige ist: der Boden unserer Freundschaft. So sollst du's halten, dann bin ich dir etwas wert, und du bist mir etwas, nein, viel wert."

„O weh!" sagte sie trübe, „das ist eine harte Gerechtigkeit, die kein Mitleid mit dem Bruder kennt."

Digitized by Google

„Glaubst du, Dirndl, es gibt eine weiche Gerechtigkeit? Wenn es das gäb', so wär's etwas anderes, aber gewiß nicht Gerechtigkeit. Willst du mit mir gut bleiben, so sprich mir nie mehr von den Leuten."

„Mein Gott! wenn ich auf die Art mit Ihnen gut blieb', so käm' ich mir wohl schlecht vor, daß ich von denen nicht mehr reden sollt', die im Elend leben! — Nein, ich möcht' so gern, daß meine Stimme zu Ihnen käme und tief in Ihr Herz eindränge, wo die Gerechtigkeit sitzt, von der Sie reden. Und ich wollt', daß meine Stimm' tät mit einem Zauberliedel die selbige Gerechtigkeit in Schlaf singen. Dann hätt' sie keine Macht mehr. Ich möcht' sie hinausschaffen in die Weiten, wo sie hingehört, und anstatt ihrer möcht' ich etwas Himmlisches hineinbringen: die Lieb' zu dem Nebenmenschen, der uns Bruder ist, und zu dem eigenen Bruder, der uns ein Nebenmensch ist."

Sie hatte dies wie mit einem schalkhaften Lächeln und doch mit umwölkten, ernsten Augen gesagt.

Doch Raimund erwiderte streng wie vorher: „Du mußt mir in allem folgen können, sonst passen wir zwei nicht zusammen. Ich muß dein Herr sein, und um meinetwillen mußt du alles andere, auch die Leute im Kohlschreiberhäusel, verlassen können. Vermagst du das nicht, so ist's mir leid um meinetwillen. Ich hab' mir die Sache schön ausgedacht; denn ich freue mich, wenn ich dich seh' und mit dir rede. Vermagst du es aber nicht, da sind dir die anderen mehr wert als ich. Ja, wer weiß — bin ich dir etwas wert?"

„Ich mein' schon," sagte sie errötend.

„Also dann red'. Kannst du die Kohlschreiberleut' auf immer vergessen oder nicht?"

„Nein, nein! Nie kann ich sie vergessen!"

„Dann ist's auch so recht. Wir können ja noch immer gut miteinander bleiben, wenn du willst. Aber mir allein kannst du nur angehören, wenn du die anderen keinen Teil an dir haben läßt, und du kannst mir nur viel, ja, ich sag' dir's, recht viel sein, wenn du mir allein angehörst."

Er blickte sie fragend an. Sie hielt den Blick gesenkt und bewegte das Haupt verneinend.

So schieden sie.

* * *

Raimund hielt sich wieder wie einer, der wohlverschlossen in der Burg seines Selbstgefühls haust, und der, wenn er von der hohen Warte zu Tal blickt, alles klein sieht außer sich selbst. Aber er mußte doch merken, daß wer sich vor lieben Augen verschließt, im Dunkeln sitzt, und daß es da noch Fugen und Ritzen gibt, wo das Sonnenlicht einfällt und die Sehnsucht nach dem vollen Tag erweckt. Und Burgei fehlte ihm, es fehlte ihm die Graschnerhöhe, zu der er hinangestiegen war, um sich in des Mädchens Augenlicht zu sonnen. Es war etwas Unsichtbares, das er daraus in die eigenen Augen empfing; aber es wärmte ihn, wie die Nähe eines Menschen einen solchen wärmt, der auf einsamer Insel wohnt.

Da er niemals gut sein wollte, sondern nur fest, und er das Gutsein in dem Graschnerkind erblickte, so war es wie etwas ihm Verbotenes, was ihn anzog und den Reiz ihrer jugendlichen Gestalt erhöhte. So war ihm Gutheit und Weiblichkeit in ihr ein verstärkter Gegensatz zu seinem Wesen, der sich um so tiefer in dieses eindrückte.

Deshalb kam die Zeit, daß er sich der Wirrnis der Tagesmühen entschlug und wieder zu Berge stieg, um dort leichter zu atmen. Und es war Johannisabend, da die Sonne mit reichster Fülle des Lichts sich auf ihrer Bahn gegen Westen geneigt hatte und die Berge mit rötlichen Strahlen glorreich bekränzte.

Sie hatte als Bote Gottes den eigenen Gipfel des Jahres erreicht, Blüten und Blumen zur Freude der Menschen ins Leben gerufen und sank nun selber in den goldenen Äther wie in ein Blütengrab. Grünlich-blaue Schleier mit rosigem Anhauche hatte sie sich um das strahlende Haupt gewoben, als sie sterbend versank, und ihr seliges Lächeln erhellte noch zum Abschied die Welt. Dann stieg die blaue Nacht über die Berge empor und trug vor sich her den silbernen Schild des Mondes als ihr Abzeichen. Es war ein stilles Leuchten, in welchem sich alle Bergspitzen klar abhoben aus dem tiefen Schatten der Wälder, Hänge und Rücken. Es war ein geheimnisvolles Zwielicht, in welchem sich der verglimmende Abend in die Nacht auflöste wie die Sehnsucht in die Ruhe. Die letzten Vögel, die ihrem Heim zustrebten, zogen wie die Geister der Bergwelt mit entfalteten Fittichen durch die

Digitized by Google

klare Luft, und ihre leisen Laute wurden im Herzen tief gefühlt wie ein Lied aus ferner Kindheit, das hieß Friede! Friede! Und wie sich das Auge auftat, um den stillen Abendäther in sich zu saugen, so weitete sich das Herz, um die verklärten Friedenstöne in sich aufzunehmen.

Auch Raimund widerstrebte dem Zauber nicht, der sich aus der wundersamen Bergwelt ausgoß, und der sich tausendfach zerteilte, wenn man ihm nachgeforscht hätte, so aber ein ganzes, ein weit ausgedehntes Bild der Erdenschönheit war.

Als er oben auf der Höhe angelangt war, schimmerte noch ein lichter Saum im Westen, über welchem wie aus einem grünlichen Meer einzelne Sterne als Lichtinseln hervortauchten. Aber auf den fernen Felsstirnen lag das Grau der Zeiten, das der Nacht verwandt ist, und die tiefe Bläue der Waldberge schattete sich immer mehr in eine dunkle Färbung ab, um allmählich dem Blicke zu entschwinden.

Der Graschnerhof lag noch uneingehüllt vom Bergschatten da und hob sich in seiner Größe stattlich von dem einbrechenden Dunkel ab. Raimund wendete seine Schritte dahin; doch als er nahe kam, fand er das Hoftor verschlossen und das Haus still und verlassen. Das schien ihm seltsam, und als auch sein Pochen ohne Antwort blieb, ging er auf den offenen Baumgarten zu, der sich hinter dem Hause den sanft steigenden Hang hinan erstreckte. Auch dort war alles still, und doch wußte er, daß sich die Inwohner nicht zu weit von ihrem Heim konnten entfernt haben.

Da bemerkte er in der zunehmenden Dunkelheit einen Lichtglanz, der durch den Wald von einer benachbarten Höhe herabzuleuchten begann. Er schritt aufwärts dem Feuerschein entgegen, bis der Steig auf einer Waldblöße mündete. Von hier hob sich das Gelände noch höher und schloß in einem freien Bergzacken ab, auf dessen kahler Platte eine Flamme loderte. Er konnte auch Gestalten ausnehmen, die sich um dieselbe bewegten. Da kam es ihm zu Sinne, daß dieser Zacken im Munde der Bergbewohner den Namen Sunnawendstein führte, und er erkannte, daß sie dort ein Johannisfeuer entzündet hatten. Das quoll nun wie ein Sonnenopfer aus dem dunklen Schoß der Nacht hervor; und der Held, die Sonne, mußte abwesend sein, sonst wäre das Abbild vor seiner Gestalt verblaßt.

So aber hob sich die Flamme von der Dunkelheit siegreich ab und stieg rot und freudig zum gestirnten Himmel auf. Von dort blickte ein anderes Abbild des Sonnenlichtes, der Mond, auf sie herab. Das himmlische Geschwister, das die weite Erde erhellte, blickte auf das irdische Geschwisterchen herab, das den winzigen Kreis um sich her beleuchtete, und beiden wohnte etwas Geheimnisvolles inne: das Leben im Lichte zu versinnlichen, das der Dunkelheit bedarf, um zu erstehen.

Das Johannisfeuer blühte mit roter Farbe in der Nähe, und das Mondlicht streute weiße Lilien in der Ferne aus, die schwebten, sich herabsenkten und mit köstlichem Scheine die Nacht schmückten. Auch die Waldblöße, wo Raimund stand, empfing den zwiefachen Glanz, der sich an dem dunklen Saum des hereinfallenden Waldschattens hüben und drüben brach, wie an einem vorspringenden Ufer zwiefach schimmerndes Gewoge.

Raimund trat in den Schatten, ging um die Waldecke und hielt jähe den Schritt an.

Auf einer einfachen Bank, die noch im Dunkel des Fichtengezweiges stand, während vor ihr der rote Schein des Johannisfeuers den Boden übersäte, saß eine weibliche Gestalt und blickte nach der Flamme, die auf der Felsplatte loderte. Er trat näher und erkannte Burgei. Sie hatte seinen Schritt gehört und erhob sich, um zu erkunden, wer es sei, der da kam. Seine Stimme belehrte sie darüber, und sie erwiderte seinen Gruß.

„Schau, es ist gut, daß ich dich da find', Burgei," sagte er. „Ich hab' mich schier verirrt, als ich dem Feuer zugegangen bin, und es ist doch hell genug, um einen zu leiten. Jetzt bist aber du ein Wahrzeichen, daß ich auf dem rechten Weg bin. Weil ich aber nichts versäume, so setz' ich mich ein bissel zu dir, wenn du nichts dagegen hast."

Sie saßen beide auf der Bank nieder.

„Sind alle aus eurem Haus droben?" fragte er.

„Wohl," antwortete sie, „auch der Vater ist dort. Die Leut' aus der Zelchen drüben im Tal haben das Johannisfeuer angezündet, und der Vater red't mit denen auch gern, und ist ihm das auch gar nicht zu-

Digitized by Google

wider. Es sind bedachtsame Leut', die einen alten Brauch in Ehren halten, und das jüngere Hausvolk tut gern mit. Unserem Vater ist das auch recht."

„Warum bist du nicht dabei, Burgei? Gehst dem Glanz aus dem Weg, und der hat dich doch aufgesucht und macht dich hell, wie du da sitzst."

In der Tat fiel der Glanz der höher entfachten Flamme jetzt auf Burgei.

„Ich war schon droben auf dem Stein," erwiderte sie, „und hab' Kräuter ins Feuer geworfen wie die anderen. Aber die heben bald an, Wein zu trinken, und gumpen dann umeinander. Der Lustbarkeit bin ich ausgewichen und hab' mich hier von weitem niedergelassen, wo ich das Feuer noch immer sehen kann, das ich ehren muß."

„Warum mußt du?"

„Es gehört dem heiligen Johannes an, der unseren Herrn getauft hat. Und an ihn, an das Licht, das in die Welt gekommen ist, mahnt uns das Feuer."

„So? — Und warum hast du denn Kräuter hineingeworfen?"

„Das mag ein Aberglaube sein, Herr Hadolt. Aber wenn's ein alter Brauch ist, so ist der gewiß nicht durch die Luft hergeflogen, sondern wird wohl dem Menschen zu eigen gehören. Ein jeder alter Brauch ist irgendwo gewachsen, wo er daheim ist; und wenn er schön ist, so kann er auch dem nicht fremd sein, was der Mensch Rechtes in sich trägt."

„Und was hast dir dabei gedacht, wie du die Kräuter ins Feuer geworfen hast?"

„Muß ich das sagen?" Ihre Stimme klang unsicher.

„Das Müssen sitzt nicht neben dir. Aber es wär' lieb von dir, wenn du's frei tätest."

„Es paßt mir nicht recht."

„Dir paßt alles, was du vorbringst. Wie wär's dann nicht recht, wenn du's sagst!"

„Ja, denn muß ich wohl. — Sie wissen, Herr Hadolt, daß, wenn eins die Kräuter ins Feuer wirft, es damit den guten Glauben hat, daß es alles Unglück verbrennt, was ihn im selben Jahre treffen könnte."

„Ich hab' was davon gehört. Also hast dich vor jedem Unglück damit gefeit, was dir begegnen könnt'. Aber ich mein' schier, das Unglück sucht sich einen anderen Weg, um dir nicht zu begegnen. Denn es ist bös, und du bist gut; und Böses und Gutes mögen nicht zusammentreffen. Es scheut eins das andere. Gelt?"

„Wenn's nur immer so wär'! Geht aber nicht alleweil so glatt zu."

„Ist auch wahr. Aber du bist fein draußen, Burgei. Dich trifft im heurigen Jahr nichts Arges; du hast alles Zuwidere verbrannt."

„Nein," sagte sie, „das ist anders gewesen."

„Ja, wie denn? Laß hören."

„Ich hab' nicht an mich dabei gedacht."

„Sondern — an wen?"

„Zu schämen hab' ich mich nicht darüber. Ich hab' Sie dabei in Gedanken gehabt, Herr Hadolt. Denn ich steh' abseits, was soll mich viel angehen? Aber Ihnen könnt' eher was zustoßen. Und da hab' ich mit den Kräutern alles Unglück verbrannt, was Sie in dem Jahr treffen könnt'. Das hab' ich getan wie eine Schwester für einen Bruder."

„Burgei, ist das wahr, was du sagst?"

„Ich mein' schon. Freilich hat's niemand gehört, weil ich mir's nur gedacht und nicht verlautbart hab'. Aber das Einwendige ohne Sprach' ist nicht geringer als das, was geredet wird."

„Ich frag', ob das wahr ist, was du sagst, daß du's wie eine Schwester für ihren Bruder getan hast?"

„Ist es etwa nicht recht?"

„Gewiß! — Du, Burgei, hörst — eine Schwester hat ihren Bruder gern. Kannst du das auf dich nehmen, um als wahrhaft zu gelten?"

„Sollt' ich Ihnen nicht Gutes wünschen allezeit? Gewiß."

Ihn hatte das Mondlicht in einen zitternden Nebel eingehüllt. Er sah das Johannisfeuer von ferne flimmern, und es erschien ihm wie sonnige Sehnsucht die Nacht zu durchströmen. Blumenduft zog über die Waldwiese her, als sendete ihm der Sommer den süßen Hauch seines noch jungfräulichen Wesens.

„Burgei," sagte er leise, „so sollst du mich als Schwester liebhaben. Geschwister dürfen einander küssen. Gelt?"

„Nein."

„Ja." Und er zog sie an sich, preßte ihre junge Brust an die seine, suchte ihren Mund, fand ihn und drückte seine Lippen lange und inbrünstig darauf.

Digitized by Google

Als er sie aus seinen Armen ließ, atmete sie schwer; er fühlte, daß ihre Wange heiß war; sie neigte sich auf die Lehne der Bank zurück, und ihre Augenlider waren geschlossen. „Burgei," fragte er, „hab' ich dir zuleide getan?"

„O weh!" murmelte sie, „das war kein schwesterliches Küssen."

„Nein, so küßt ein reines Weib, wie du's bist. Und ich will's um dich verdienen, Burgei! Du weißt, daß ich dich haben möcht'! Ich bin keinem Menschen freundselig, nur dir allein. Denn du hast mir's angetan mit deiner Seligkeit, und ich könnt', was ich mir nie erwartet hab', auch noch durch dich selig werden. Du bist mir viel zu gut, als daß ich jemals von dir lassen könnt'. Ich hab' mir's erkauft, daß ich hart geworden bin, und halt' was auf mich, daß mich niemand herumkriegen und anders machen kann, als ich bin. Du allein machst mich anders; vor dir bin ich lind. Ich möcht' dich auf Händen heimtragen, damit du erkennst, wie ich dich linde anfassen kann. Ich kenn' dich auch, du bist ein Kind und ein Weib und weißt nicht, wie reich du bist. Ich hab' nie von einem Menschen etwas zu schenken genommen, ich war immer zu stolz dazu; aber von dir nehm' ich geschenkt, was ich nie bezahlen kann, dich selbst, du liebe Seel'!"

So flüsterte er ihr zu, und sie murmelte: „Ich darf ja nicht."

„Warum nicht, wenn du ganz willst, wie ich will?"

„Das ist's, ich will nicht so."

„Burgei, jetzt reden wir von nichts anderem, nur von dir und mir —. Aber warum hast deine Augen zu? schau mich doch an."

„Ja, gern," erwiderte sie, öffnete die schweren Augenlider und blickte ihn an. Er sah in zwei große Sterne hinein, die im Tageslicht blau glänzten und jetzt dunkel schimmerten, und wollte sie wieder an sich ziehen, um sie zu küssen.

Sie entwand sich aber seinen Armen, stand auf und sagte: „Nein!"

„Gönnst du mir das nicht?"

„Nein; es ist nicht recht. Das sagt mir etwas Einwendiges; das meld't sich mir, und ich bin geborgen, wo ich steh', weil es mich nie verläßt."

„Und bist etwa bei mir nicht geborgen?"

„Ich mein' schon. Die Leni kommt. Jetzt gehen wir heim."

Die Hofmagd kam vom Sonnwendstein herab, und Burgei ging mit ihr gemeinschaftlich des Weges, während Raimund in einiger Entfernung nachfolgte.

* * *

Das war wohl seltsam, daß Raimund allen als fester Mann mit unbewegtem Antlitz erschien, die ihn seinen Boden verteidigen sahen, und er doch geheim im Inneren ein bewegtes Herz trug. Es war wie ein Lahnwind über ihn gekommen, der aus dem Süden weht und das winterliche Gefilde mit warmem Hauche überzieht, so daß es sich zu erweichen beginnt. Er wußte, daß ihm der Leib des Graschnerkindes als hold und begehrenswert galt, aber das Wesen in diesem Leib war doch das lichte Kleinod, das er in seinem Inneren aufgenommen hatte. Und es war damit wie ein Heiltum in ihn gekommen, das ihn in der Zeit des Kampfes, in dem er stand, friedvoll beglückte. Sein starres Wesen erweichte sich unter dessen Einfluß, aber nur gegen sie, von der das stille Wirken ausging, gegen niemand anderen. Er war noch immer stolz darauf, gegen die Menschen hart zu sein und gegen die ihm Nächsten unter ihnen am beharrlichsten. Er sah darin nichts Böses, denn er konnte sich selbst nicht sehen. Und das eigene Innere war ihm verhüllt durch die Ferne, in der er alle anderen erblickte. Doch da er diese Vereinsamung unbewußt als Schuld trug und die Kälte der Welt aus seinem eigenen Inneren heraus fühlte, so gab ihm Burgei die Seelenwärme, die seinem Leben fehlte, und damit die Sehnsucht, sie, die Geberin, voll zu erwerben.

Es war ihm immer wie einem, der in dichter Luft atmete und die Schwere, die sich auf ihn lagerte, gewohnt ist, so daß er sie nicht als Druck empfindet; und der dann das Wohlgefühl empfängt, reine Luft in sich zu schöpfen. So geschah es ihm bei dem Graschnerkinde. Sonst ließ die Kraft, die er sich zumaß, nicht die Schwäche aufkommen, sich für sündig zu halten. Die Kraft forderte keine andere Verantwortung über irgendeine Tat als die, ob sie unter ihrem Zeichen geschehen und kräftig sei. Damit war sie ohne Schuld. Raimund hatte so wenig die Emp-

Digitized by Google

findung der Sünde, als ein gestählter Mann die Empfindung der Schwäche hat. Und doch lag im Grunde seines Geistes etwas wie ein Urkeim, der aufquellen, sprossen und sich zum Bewußtsein der Sünde entfalten konnte. Wie etwas von Vorfahren Ererbtes lag es in ihm schlummernd; es konnte eines Tages als Gedanke aus dem Schlaf erwachen, daß der Kraft nicht immer das Recht zu eigen gehört. Und wie einer, der seinen Adel darin findet, sein Herz von der Demut zu reinigen, und den doch eine Ahnung überkommt, daß sich der reinste Adel mit Demut durchleuchten könne: so war es ihm, wenn er Burgeis Wesen in sich aufnahm.

Das war jetzt leise verschleiert. Im Schimmer ihrer hellen Augen lag etwas Dunkles zugrunde, als hätte sie es von seiner Art in sich aufgenommen. Sie war unbefangen wie ein Kind und ihr Herz ein reiner Quell. Aber wie dieser, wenn ein Grieskorn hineingeworfen wird, sich in unmerklichen Furchen wellt und als Spiegel eine leise Trübung erfährt, so war im Sinnenleben des Graschnerkindes eine Bewegung entstanden. Die weibliche Seele hatte sich im Mädchenleibe geregt; sie war noch nicht aus dem Schlaf erwacht und lag noch traumbefangen; aber auch die gänzliche Unbewußtheit des tiefen Schlummers war geschwunden.

Sie sprach mit Raimund scheu und vertraut in einem. Die Liebe, die sie zu allen Geschöpfen trug, hatte sich gegen ihn sozusagen verdichtet und eine fattere Lichtnatur angenommen; allein wenn die Erfüllung des in ihren Augen Rechten ein Hemmnis für Raimund war, so war dieses zugleich ein Strom, der sie trennte, und über den sie nicht zu ihm kommen konnte. Die Dämmerung in ihrem weiblichen Fühlen konnte nicht in den sonnigen Tag der Erkenntnis übergehen, solange der Mann, den sie fast unbewußt liebte, zwischen ihr und dem barmherzigen Gott als Schatten stand. In ihr Herz war etwas wie ein Klingen eingezogen, was vorhin nicht darin war; und sie hatte mit dem Schauer des unberührten Weibes diese geheime Musik empfunden; allein es lag in ihrer Natur, aufwärts und nicht abwärts zu blicken; und die Geistigkeit dieses Blickes, der auch aus dem Herzen stammt, klärte dessen Wirrnis und gab ihr in ihrer Art die Festigkeit, die Raimund in der seinen besaß.

Als der Hochsommer mit ganzer Macht eingetroffen war, sagte sie zu ihm: „Wir bekommen Gäste auf den Berg. Ich hab' ein sauberes Stübel hergerichtet, da wird Frau Mathild' und die Emmi drin wohnen und den Monat August in der guten Luft bei uns droben verbringen." Sie sah seine verfinsterte Miene und bat eindringlich: „Lieber Herr Hadolt, haben's ein gutes Herz mit mir und vergönnen Sie mir, daß ich meine Freud' daran hab', wenn die beiden hier in Gottes Luft wieder freier aufatmen können. Denn all die Feuchtigkeit, die im Winter in das leidige Kohlschreiberhäusl eindringt, die macht sich im Sommer auch fühlbar und kommt als Pilz an der Mauer zum Vorschein, wie ein böser Eindringling mit höhnischem Gesicht, der sagt: Da bin ich! Vertreibt's mich, wenn ihr könnt. Und schadet deren Gesundheit."

„Du kannst tun, was du willst," erwiderte er mit abgewendetem Antlitz.

„Könnt' ich's nur, wie froh wär' ich! Dann müßten mir die Leut' aus dem schlechten Haus weg, das so nah der Arzberger Wand steht, daß sie im Winter den Schnee auf das Dach schickt und im Sommer einen Pilzgarten in der Stuben wachsen läßt, worin sich die Inwohner frei ergehen können. Aber was vermag ich! Das vermöchte nur die Radmeisterschaft: ihrem Kohlschreiber eine bessere Wohnung anweisen, und Sie könnten es, deren Obmann. O, tun Sie's, Herr Hadolt, ich bitt' Sie herzlich, tun Sie's! Sie werden sich dadurch unserem Herrgott um einen großen Schritt nähern; und er wird Sie dann gewiß auch freundlich anschauen. Denn ihm sind alleweil die lieber, die ihm nahe stehen, als die ihm ferne bleiben. Die Gottesnähe ist der Sonnenschein, der im Menschen leuchtet, wenn die Welt dunkel geworden ist. Sie ist das Gegenteil vom Unglück und muß deshalb Glück sein. O, tun Sie's, lieber Herr Hadolt, um meinetwillen, wenn ich Ihnen etwas wert bin, und ich getröst' mich schier, daß ich's Ihnen bin, denn Sie haben es mir zu wissen gegeben. Mich freut das ja! Aber wie soll ich Ihnen wert sein, wenn Sie nicht zu mir kommen mögen, nicht dort heimisch sein wollen, wo ich's bin, und ich bin es nur in Gottes Nähe."

Raimunds Antlitz blieb verdunkelt, und seine Züge nahmen einen harten Ausdruck

Digitized by Google

an. „Ja, Burgei," sagte er, „du bist mir viel wert. Aber du bist ein Weib, und ich bin der Mann. Ich muß dir gebieten, wenn ich der deinige bin. Und ich will nicht, daß du dich um andere kümmerst als um mich. Du mußt mit mir denken und fühlen, sonst hab' ich keine Gewalt über dich. Und ich lass' nicht von meiner Überzeugung, auch nicht um die Breite eines Haares. Was ich für recht halt', das ist in mir eingegraben. Ich mag nicht anders werden, als ich bin. Ich mag mich nicht aufgeben, auch nicht um deinetwillen. Du aber sollst dich aufgeben um meinetwillen, denn ich bin der Mann. Und ich kenn' den nicht mehr, den ich einmal ausgelöscht hab' von der Tafel meines Herzens. Sei es mein Bruder, sei's ein anderer, das ist mir ganz gleich. Du kannst meinen Willen nicht umbiegen, und gerade, weil ich dich gern hab', dich allein auf der ganzen Welt und niemand sonst, gerade deshalb will ich, daß du etwas an mir hast, daß du einen ganzen Mann an mir findest, einen, dem du viel bist und alle anderen wenig. Aber dann muß ich dir auch alles sein, und du mußt in mir leben, daß ich meine Seel' in dir find'. Und meine Seel' kann nicht anders wollen als ich. Denn ich will lieber im Leid ich selber sein als in Freud' ein anderer."

Sie ließ sich aber nicht einschüchtern; ihr war das Herz voll von der leidvollen Empfindung, daß der Mann, den sie doch liebhatte, vor ihrem Urteil als unversöhnlicher Feind der Seinigen bestehen sollte. „Ach, Herr Hadolt," sagte sie, „ich muß mich kümmern, daß ich nicht vermag, Ihnen das Gute zu zeigen, das Sie sich selbst tun könnten, wenn Sie denen Gutes tun, die es so sehr benötigen. Ich bin gar so schwach, ich kann Sie nicht dazu bringen, einen kleinen Schritt zu machen, damit Sie dort stehen, wo ich steh'. Dann würden Sie auch das erschauen, was ich mit meinen Augen erblick': einen Sonnenschein, der das Gotteslächeln über Versöhnlichkeit ist. So aber kann's in mir auch nicht hell sein, weil ich Ihre Unversöhnlichkeit als etwas Dunkles mittragen muß. Ich bin wie ausgestoßen aus aller Helligkeit, weil Sie nicht mit drin sind. Ich bin so, als hätt' ich mich selbst verloren, weil ich Sie nicht finden kann. Es ist ein Jammer, aus dem ich mich nicht erlösen kann. Wie soll mich Gott hören! Ich komm' ja nicht zu ihm allein, sondern mit Ihnen, und Sie wenden sich von ihm ab. Wo zwei einstimmig sind, da ist ein Paradies auf Erden; wo nicht, da tut sich die Öde auf. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie schwer mir ums Herz ist. Mir ist der Stolz fern; aber Sie haben mich schier stolz gemacht durch Ihre Zuneigung. Und doch! ich fühl' mich elend, daß ich Ihnen nicht das Glück der Gottesnähe zeigen kann. Denn zwei müssen Gotteskinder sein, um sich in Einigkeit zu freuen; sonst geht's nicht. Ja, und ich sag's jetzt frei heraus: wenn zwischen Lieb' und Lieb' der Haß wie ein wildes Wasser fließt, wie sollen die zwei zusammenkommen! Nie, nie! Und da bricht mir schier das Herz, und ich, die so glücklich sein könnt', bin elend."

Sie stand am Rande des Waldes an einen Fichtenstamm gelehnt, als sie dies sagte. Die Sommerabendsonne fiel schräg durch das Gezweig und erhellte ihr Haar und ihre Stirn. Und als die Rede zu Ende ging, erhob sie den Blick, den sie vorhin gesenkt hatte, um ihr Leid nicht zu zeigen; aber es glänzten doch zwei Tränen in der blauen Tiefe ihrer Augen, und sie konnte sie nicht bergen. Ringsumher war Abendschweigen, der Wald war still, als hätte er ihr zugehört, und Raimund war es, als spiegelte sich die ganze Natur in diesen zwei Tränen und verklärte sich darin. Es stieg eine Rührung und eine Sehnsucht in ihm auf, die Maid in die Arme zu schließen und ihr die Tränen von den Augen zu küssen, auf daß sie ihm wie ein Kind dankbar zulachte, das seinen Willen gehabt. Da kam in dieses sonnige Gefühl etwas wie eine schwarze Wolke und begrub es. Und der linde Gedanke, ihr wohlzutun, wurde von etwas Scharfem, Kaltem getroffen, das ihn, wie der Hagel eine Blüte, zu Boden streckte.

Ich muß sein, wie ich bin, hieß dieses Etwas, das seinen Zügen wieder die Härte und die Festigkeit eintrieb, so daß er sich aus seiner vorgeneigten Haltung mit den beinahe ausgestreckten Armen hoch aufrichtete und sprach: „Mit uns ist's aus. Du kannst nicht mein werden, weil du dir nicht selbst angehörst. Du gehörst den anderen an aus Leid; ich aber will dich nur so haben, daß du mir allein angehörst aus Freud'. „Kann das sein?"

„Nein," murmelte sie.

„Also siehst es, daß ich recht hab'. Und du wirst nie anders werden, das weiß ich —"

Digitized by Google

„Nie."

„Ist mir auch recht," erwiderte er, „wenn's dir so paßt."

Und er schied von ihr und trug das Leid und den Zorn mit sich.

* * *

Jetzt ging Raimund wieder nicht zu Berge, und in der streitvollen Zeit, die viel Staub über ihn brachte, fehlte ihm der lautere Quell, an dem er sich erlaben konnte. Der Boden der Radmeisterschaft, auf dem er stand, ward immer schmäler um ihn her; es ging immer mehr Grund verloren. Wie wenn die Fluten von allen Seiten ein Erdreich bespülen und es zerkleinern, so umströmte die Kraft der Geldgenossenschaft die Scholle der Radmeister. Die Bedürfnisse wuchsen wie Dornen auf; aber mit Zauberschnelle wurden diese von Erthaler in Rosen verwandelt, die den großen Hochofen im Tale draußen schmückten, anstatt ihn zu verunstalten. Mußten an diesen, über alle Mittel der Radmeisterschaft hinaus, Summen angewendet werden, um ihn als den stolzesten Herrn im Lande auszustatten, so kam das Geld mit wunderbarer Eile immer wieder herbeigeflogen; und es waren eben die Dornen der ersehnten Mittel, die sich in die Rosen der erfüllten Wünsche wandelten. Daß aber einer, der mit fremdem Gute lange wirtschaftet, den eigenen Grund unter den Füßen verlieren muß, das wußte Raimund und konnte die anderen Herren nicht zu seiner Einsicht gewinnen. Denn jetzt rollte alles wie auf einem neuen Schienenwege bequem; ein großer Zweck wurde als Zielpunkt in der Ferne aufgestellt, und man mußte mit einem weit größeren Zeug danach schießen, als es bisher geschah. So war eine beträchtlichere Ausnützung der Eisenschätze Gebot; und wenn diese außer Landes gingen, was bisher nicht geschah, so brachten sie wieder Geld zurück, womit die Ausbeutung gefördert werden konnte; was einen gedeihlichen Kreislauf ergab, wie Erthaler rühmend hervorhob.

Dagegen konnte Raimund kämpfen, wie er mochte; es stand eine unsichtbare Macht auf Erthalers Seite, der er nicht gewachsen war: der Geist des allumfassenden Geldes. Raimund sah es voraus, wie es kommen mußte: daß er trotz seines festen Willens und der Kraft, die ihm eigen war, Schritt für Schritt weichen mußte, bis er allein stand. Er sah es voraus, daß die Täler nicht mehr das Getriebe der Hammerwerke hören, nicht mehr von deren Geschäftigkeit widerhallen, und daß die Bäche ungehemmt von den arbeitsvollen Rädern der Eisenherren dahinrauschen würden. Es wurden schon von der Geldgenossenschaft große Werkhäuser in den Städten errichtet, wo das Eisen geschmiedet werden sollte, das bisher in den heimischen Tälern das Volk ernähren und das Gelände beleben half. Er sah es voraus, daß ein Zug der seßhaften Eisenarbeiter nach den Städten erstehen würde, wo besserer Lohn lockte, und daß zum Ersatz fremde Arbeiter zuwandern würden. Er wußte, daß er sich selbst auf seinem Gewerke erhalten würde, das er fest gefügt und noch unlängst vergrößert hatte; denn sein Absatz nach den östlichen Ländern war auf dem Wege, den er sich gebahnt hatte, gesichert. Aber er sah es voraus, daß die anderen Gewerken sich unaufhaltsam von der Scholle lösen mußten, wenn sie ihre Vereinigung brechen und sich von fremden Mächten überwinden ließen.

Der große Hochofen im Tale wurde mit nahendem Herbst vollendet und ragte stolz genug als Wahrzeichen einer neuen Herrlichkeit. Er wurde mit festlichem Gepränge in Trieb gesetzt, und die Rede, die Erthaler hielt, malte eine glänzende Zukunft. Raimund sah nichts anderes darin, als daß, wie das Jahr im Herbst, die einstige Herrschaft der Radmeister bald zur Neige gehen werde.

Und in seiner Verbitterung fehlte ihm der holde Anblick des jungen Bergkindes, das ihn, so oft er zu ihr hinangestiegen war, mit einem Seelenäther umgab, in welchem sein Mißklang sich in Wohllaut auflöste. Weil sie Frau Mathild mit ihrem Töchterlein im Graschnerhof beherbergt hatte, war er ihr fern geblieben und hatte den gewohnten Pfad hinauf verloren. Jetzt, wo die beiden in das Kohlschreiberhaus heimgekehrt waren, rief ihn die Sehnsucht wieder des Weges hinan, und er folgte dem Rufe und stieg aufwärts.

Es war ein klarer, herbstlicher Nachmittag, als er sich dem Hofe von der Seite näherte, wo der Baumgarten lag. Schon in der Ferne bemerkte er, daß sie Apfellese gehalten hatten, denn der Graschner zog auf der sonnigen Leiten seine Arten. Knecht und Magd trugen gemeinsam an Henkeln die große Butte, die mit Äpfeln bis zum Rande gefüllt war,

Digitized by Google

und Burgei folgte ihnen. Ihre Gestalt war kräftig und zierlich, und es war ihm wie ein Bild der Anmut, zu sehen, wie sie mit leicht gesenktem Kopfe wie sinnend dahinschritt. Die Dienstleute hatten einen Vorsprung gewonnen und traten eben in das Hofgehege, und Burgei schritt allein.

Er rief sie mit Namen; sie wendete sich jäh um, erblickte ihn und blieb stehen. Als er nahe trat, war ihr Antlitz wie mit freudiger Überraschung durchleuchtet; ihre Augen glänzten ihm mit klarem Schimmer entgegen, und sie stand verwirrt und doch lächelnd, erwiderte seinen Gruß mit verhaltener Innigkeit und ließ ihre Hand in der seinen ruhen.

„Ich hab' dich schon lang' nicht gesehen," begann er. „Und gute Freunde muß man doch von Zeit zu Zeit heimsuchen, gelt? Sonst vergessens etwa, daß sie's sind. Kannst du auch vergessen, Burgei?"

„Freilich," sagte sie. „Schlafen und vergessen können ist die gleiche Wohltat für einen jeden."

„So? Du kannst vergessen?"

„Ja; aber leicht wird ein Lichtl angesteckt bei demselbigen Vergessen, daß man es besehen kann. Dann schaut's auf einmal ganz anders aus, kriegt einen Namen und heißt Erinnern."

„Also erinnerst dich an das, was ich dir bin?"

Sie blickte ihn beinahe furchtsam an und erwiderte: „Ich darf nicht."

„Du hast recht. Ich bin ja nur heraufgekommen, um dich so zu finden, wie du bist. Ich hab' dieser Tage viel Verdruß gehabt und bin mit Leuten aneinander gewachsen, mit denen ich nicht aus einer Schüssel essen möcht'. Und da hat etwas in mir gesagt: Willst ein gutes Gesicht sehen, so geh' hinauf zum Graschner, sein Kind wird dir's zeigen. Hat die selbige Stimm' recht gehabt?"

„Und wie!" lächelte sie wieder freudig. „O, wie möcht' ich sie loben, die selbige Stimm', wenn ich's nur näher kennen tät! Aber ich weiß doch so viel, daß sie in jedem Menschen das beste ist, was er hat, weil sie einem jeden das Vertrauen gibt: die anderen sind dir gewiß gut, magst es glauben!"

„Ich mag schon, Burgei, weil's von dir kommt. Du bist mir die rechte, und alle anderen sind nirgends, wenn sie nicht in dir sind. Ich möcht' mir immer einmal bei dir Rats erholen, ob du die anderen nicht ganz und gar draußen lassen könntest, daß wir zwei ganz allein wären und als solche zusammenkommen möchten. Aber ich merk' schon, damit bin ich vor die unrechte Tür geraten. Wohl vor die Herzenstür, das weiß ich; aber da sitzt die Lieb' zu allen Menschen drin, und wie könnt' ich die austreiben, um allein mit dir im selbigen Kammerl zu hausen! Es geht einmal nicht, was?"

„Nein, es geht nicht," antwortete sie mit gesenkten Blicken, und die Röte der Freude auf ihren Wangen erblich. „Es wär', wie wenn zwei miteinander zu Weihnachten um den Lichterbaum sitzen und alle anderen ausschließen möchten. Derselbe soll uns aber an einen anderen Baum, das Kreuz, gemahnen, das dunkel ist, und an dem Gott um die Lieb' zu allen Menschen den Tod erlitten hat. Nur so kann auch das Dunkle im Leben licht sein, wenn beide Bäume wie ein und derselbe gehalten werden." Sie erhob jetzt den Blick auf ihn: „Warum sollt' ich das zurückweisen, was sich mir als Glück zu erkennen hat gegeben? Ich darf es preisen in aller Reinheit des Herzens. Zu was ich als Weib bestimmt bin, weiß ich wohl. Die Stimm' ist auch nicht stumm in mir, die das verkünden tut. Aber eher, daß ich das Kreuz anderer nicht erleichtern dürft', wenn ich kann, bleib' ich dem Glück fern; und wenn's seine Arme nach mir ausbreiten tät, müßt' ich mit tiefem Seufzer zurückweichen. Und geschäh' mir schier übler als ihm, das leicht einen anderen Weg findet."

„Ich hab' dir schon gesagt, daß ich keinen anderen Weg find' als zu dir. Und ich steh' ja jetzt auf dem Berg, wo du wohnst. Willst noch höher, etwa im Himmel wohnen?"

„O, wer weiß, Herr Hadolt, ob mir da die Wohnung bereitet wird, weil ich so lang' mit ihnen red'!" sagte sie und blickte ihn mit einem liebevollen Lächeln an.

„Wen sollten sie denn dort aufnehmen, wenn nicht dich!" erwiderte er heiter. „Ich mein', wenn man eine von deinen Sünden hernehmen und einsetzen tät, so möcht' noch eine schöne Blume daraus wachsen, etwa eine Lilie. Könntest ein paar von meinen Sünden übernehmen, weil du gar so leicht an den deinigen zu tragen hast, willst nicht?"

„Ich fürcht', die sind mir zu schwer."

„O je! meine schwerste Sünd' ist, daß ich eine gern hab', die für mich zu hoch wohnt."

Digitized by Google

„Dann wird sie wahrscheinlich am Dachboden wohnen und wohl zu gering sein für Sie, Herr Hadolt," sagte sie scheinbar ernst.

„Gering? Wenn sie mit den Engeln auf du und du steht! Die gehen täglich bei ihr ein und aus. Denn die Tür von ihrer Herzenskammer steht für die himmlischen Gäst' immer offen. Ist das nicht lustig?"

„Freilich, und wie! Aber wenn alles weg ist, bleibt doch die Traurigkeit zurück."

„So? Und wo sitzt sie denn?"

„Im selbigen Kammerl auf der Ofenbank und tut seufzen."

„Daß ihr ein Ärger vor die Tür gekommen ist, den die himmlischen Gäst' nicht leiden mögen, und deshalb mag sie ihn auch nicht. Sag's nur!"

„Wenn's was Himmlisches ist, so darf ich's nicht verraten," erwiderte sie und blickte ihn schalkhaft an wie ein Kind, das etwas verheimlichen will.

„Jetzt brauchst es nicht zu verraten. Aber wenn du bei mir daheim wärst, da möcht' ich dich schon fragen. Da wärst du die Frau im Haus, die meinige; und da möchtest mir schon alles mitteilen, auch das Geheimste, was in dir ist, auch das, was dir die Engel vom Himmel mitgebracht haben, damit du einem auch ein Bissel von der Seligkeit schenkst, die du hast. Schau, in meinem Haus stehen die schönen Stuben im ersten Stock für dich bereit. Es ist auch ein Zimmeraltar dort, den laß ich vom Pfarrer frisch einsegnen, und du kannst dann für deinen sündigen Mann alle Tag' beten. Brauchtest nur zu wollen und könntest einziehen."

„Ich soll dort einziehen und mir immer denken, diejenige, die früher da herumgegangen ist, sitzt im Kohlschreiberhäusel wie in einem Pferch. Wie könnt' ich das!"

„Freilich, das kannst nicht. Also bleibt alles, wie's ist, und wir haben einander nichts für ungut. Und jetzt geh' ich mit dir hinein, um deinen Vater auch noch ein bissel zu sehen."

* * *

Die Zeit nahm für die Radmeister ein immer ernsteres Gesicht an, und da Raimund dieses mehr als ein anderer sehen konnte, war er darob am unfreudigsten. Der mächtig ragende Hochofen gedieh herrlich. Was ihm der Erzberg überreichlich an Nahrung gab, das verschwand in seinem Schlund, und er verdaute es wie einer aus jungem Riesengeschlecht. Und dann arbeitete er kräftig, im Vergleich mit den alten Hochöfen übermäßig viel; sein Schmelzfeuer überbot das ihrige, wie die Hitze der Hundstage den Mai überbietet, und seine Maschinen waren ungeheure Gelenke der Beförderung, gegen die sich die ihrigen wie eine Hand von Spannbreite ausnahmen. Allein die Kosten, die dieses Riesenkind zu seinem Unterhalte bedurfte, waren seinem Wuchse angemessen. Es zehrte so kräftig an den Geldmitteln der Radmeisterschaft, daß sie zu versiegen begannen wie die Milch in den Brüsten einer kranken Mutter.

Da gedieh nun keine Pflege mehr, wenn nicht Hilfe von außen kam. Diese nahte in der Gestalt des Schutzengels Erthaler, den die Allmacht der Geldgenossenschaft entsandte. Erthaler entfaltete nun seine ganze vom Geist der Zeit durchtränkte Beredsamkeit, ließ aus den bestehenden Verhältnissen alle Folgerungen wie gestählte Truppen aufmarschieren, um es eindringlich darzulegen, daß der Wendepunkt im Leben der Radmeisterschaft gekommen sei. Diese sollte ihren großen und doch unfruchtbaren Besitz an Wäldern und Ländereien veräußern, und wenn sich andere Käufer nicht fänden, so sei die Geldgenossenschaft bereit, auf den Plan zu treten. Die Summe des Verkaufserträgnisses sei hinreichend, um jedem Radmeister genug Barmittel in die Hand zu geben, um ihn aller Sorgen für die Zukunft zu entheben. Die Vorteile, die darin lagen, sich dieses alten Besitzes zu entäußern, waren so klar, daß sich nur ein in die Vergangenheit zurückgewendeter Blick gegen die zukunftsreiche Aussicht verschließen konnte.

Raimund besaß diesen Blick; weshalb er dagegen vorbrachte, daß durch solchen Verkauf wohl die Radmeister für eine unbestimmte Zeit sich als Geldherren fühlen könnten; daß sie sich aber damit von dem Boden lossagten und die Verarmung, wenn nicht ihrer Kinder, so doch ihrer Kindeskinder, die unausbleibliche Folge davon sein werde in regelrechtem Gange der Verhältnisse.

Doch kam er mit seiner Einsprache gegen die Mehrheit der Radmeister nicht auf, denen die sonnige Beschaffenheit des Antrages der Entäußerung allzusehr einleuchtete. Der eigene Sinn malte ihnen wohl liebliche Gebilde in den Sehkreis der Zukunft, und blühende Pflanzungen erhoben sich vor ihren

Digitized by Google

Blicken, deren Grund nicht die Erde, sondern nur die Luft war. Der Wunsch flog wie ein Vogel mit köstlichem Gefieder in diesen Sehkreis hinaus und ward dann wieder wie ein Bote begrüßt, der aus dem Zukunftslande die Erfüllung brachte. So waren alle Angelegenheiten der Radmeister im besten Gleise, dahinzurollen in die Zeit, die diesmal unter ihrem Schleier die Züge der uralten Mutter Vergänglichkeit trug.

Inzwischen kam der Winter mit früher Macht. Er übernahm vom Herbste die Regengüsse und wandelte sie in Schnee, der reichlich fiel, Tag und Nacht beharrlich flockte und den Sonnenschein von der Erde fern hielt. Die Luft war grauweiß, das Blau des Himmels war verschwunden, und die Fichtenwälder starrten mit dunkelgrünen Nadeln aus der weißen Hülle, die ihre Äste sowie den Berghang und den Talgrund deckte. Es war ein Reichtum an Schnee, den nun die Erde besaß, und wenn sie hätte darauf stolz sein mögen, so hätte es ihr niemand verübeln können.

Als das Füllhorn des Winters nichts mehr zu spenden hatte, weil es sich verausgabt, versiegte es; starke Kälte trat ein, unter welcher der Schnee steinhart gefror und selbst der rauschende Wildbach an den Rändern Eis ansetzte. Dabei war der Himmel noch nicht blau und die Sonne sichtbar geworden; denn der graue Frost hauchte seinen Atem aus und verhüllte alle Höhen mit flimmerndem Schleier. Die Kälte stieg, bis sie ihre Höhe erreicht hatte, um dann plötzlich zu fallen. Der Schleier verschwand, alle weißen Gipfel glänzten in der durchsichtigen Luft, so daß die entfernten Berge nahegerückt erschienen. Als ob die Sonne sich wieder auf ihre Wärmekraft besonnen hätte, leuchtete sie am blaßblauen Himmel, der sich gegen Abend mit tief grünlichem Licht durchhauchte, in welchem alle Bergspitzen in wundersamer Klarheit erschienen. Aber in der Nacht begann ein Sausen und Klingen in den Lüften, als zöge ein Geisterheer mit fremder Musik über die Täler dahin, um sich dann zeitweilig in die Gründe hinabzusenken und seinen Windesreigen aufzuspielen. Und am nächsten Morgen sagten die Leute: „Der Jauk ist gekommen!“

Der Süden hatte diesen Gast geschickt, und unter seinem warmen Hauche begann der Schnee zu schmelzen. Es tropfte von allen Bäumen, von allen Dächern, die Bäche schwollen an und drohten den Siedelungen mit Wassergefahr, wenn der Jauk noch länger als der Herr der Landschaft weilen sollte. Der blieb und war nur unhörbar geworden; er webte aber mit gleichmäßig warmem Hauche über Höhe und Niederung, so daß alles seinen warmen Atem fühlte, am meisten jedoch der Schnee, der unter ihm zerging und in flüssiger Gestalt zu Tal eilte, um die Bäche zu schwellen.

Das war die Zeit, wo die wichtigste Sitzung im Raithause seit Jahrhunderten tagen sollte; denn keine trug solche Bedeutung wie diese, die über das Leben und Sterben der Radmeisterschaft entscheiden sollte. Raimund betrachtete sie als ein Kampffeld, das er betreten mußte, um im letzten Versuche gegen Erthaler die Oberhand zu gewinnen oder zu unterliegen.

Es war warm genug, als er im erweichten Schnee nach Arzberg fuhr, und als er über die Brücke setzte, tobte der erdbraune Bach gegen die Pfeiler und warf seinen Gischt den Rossen an die Nüstern. Es war auch warm im Saale des Raithauses, wo die Radmeisterschaft niedersaß, um über ihr Erdensein zu beraten. Ob sie wohlgemut dabei war, konnte man nicht ersehen; aber sie zog an dem Strang der Glocke, den Erthaler zuerst in Bewegung versetzt hatte.

Dieser wußte ihnen alles klar und einleuchtend zu machen, was im Dunkeln lag; und dann sprach er als Herold der neuen Zeit, die den Willigen gelinde und den Widerstrebenden zu seinem Schaden hart nach sich ziehe. Denn zurück dürfe niemand bleiben, wenn die Zeit vorwärts gehe, und meint einer sich zu sperren, wird er um so unsanfter geschoben. Wer glaubt, heute auf dem Gestern fußen zu können, der täuscht sich erheblich. Er glaubt auf dem alten Grunde vollwertig zu sein, und ist nur auf der neuen Schichte, die sich darüber gebettet hat, minderwertig geworden in seiner Unkenntnis der Verhältnisse. Und der alte Boden ist verschwunden, kein Wollen kann ihn mehr zum Leben erwecken, so wenig als einen Toten im Grabe. Es gibt nur eine Beharrlichkeit: die, mit der Zeit fortzuschreiten. Die liegt im Mute des Mannes und in seinem geistigen Blicke, womit er vor sich und nicht hinter sich schaut.

So ist Beharrlichkeit immer Regsamkeit dem neuen frischen Leben entgegen, ohne

Digitized by Google

Unterlaß, und ist dem Stillstand feindlich, bei dem die Trägheit gleichsam Wurzel schlagen und auswachsen will. Die neue Zeit hat eine zauberkundige Magd in ihrem Dienst, mit deren Hilfe sie gewaltig geworden ist. Diese Magd führt den Namen Technik und hat ihrer Herrin Sachen gebaut, so wunderbar, daß sich die alte Frau Zeit, die Großmutter, dergleichen auch nicht hätte träumen lassen. Und will diese jetzt noch als Gespenst umgehen und der lebendigen Zeit Furcht einjagen mit ihrer Knochenhand, die auf ein vergangenes Traumland weist, so lacht man ihrer.

Die Vergangenheit kann immer etwas gelten; will sie aber die Gegenwart hemmen, so wird sie als ein Schatten erkannt. Die Radmeisterschaft war ehrwürdig; sie ist es noch heute, aber sie hat sich überlebt. Sie möge denn mit Ehren abtreten, weil sie sich nicht mehr zu erhalten vermag; sonst könnte das zögernde Wollen sie leicht um die Früchte bringen, die ihr heute noch in den Schoß fallen, aber schon morgen faulen könnten. Sie möge fröhlich ihren starren Besitz in flüssiges Geld umwandeln; sie wird damit aller Sorgen in der Zukunft ledig stehen und ein gutes Stammvermögen anlegen, wovon sie selbst und ihre Kinder als geborgene Leute zu jeder Zeit zehren können. Dies sei der wohlgemeinte Rat und dies der Antrag, den er zu aller Gedeihen stelle.

Was dagegen noch von den anderen vorgebracht wurde, hatte das Gewicht einer Flaumfeder und wurde von Erthalers starkem Atem leicht weggeblasen; und so war die Sache bis zum Schlusse gediehen. Doch blickten sie noch auf Raimund, der bisher den anderen die Rede gegönnt hatte. Er wußte aber, daß er den Willen der Herren, der sich nach einem bestimmten Ziel in Bewegung gesetzt hatte, schwerlich hemmen werde. Allein ohne Gegenwehr wollte er nicht vom Plane weichen. So bezwang er sich, daß der Zorn in seinen Worten nicht zutage trat, obgleich er in der Tiefe dunkel grollte, und brachte triftige Gründe gegen Erthaler vor, konnte aber damit alles, was in dem Willen der anderen bereits feststand, nicht entwurzeln. Er ließ dem Rechte der neuen Zeit volle Geltung widerfahren. Einem Verächter dessen, was in ihr Wirksames geschaffen ward, dem müßte ein jeder Bach, ein jeder Strom zurufen: siehe! ich fließe vorwärts, ich kann nicht anders. In das Lob, das der lebendigen Gegenwart gilt, soll jeder einstimmen. Es gibt aber auch eine Wirklichkeit, die in der Vergangenheit liegt; und die Radmeisterschaft hat sie bis jetzt bewahrt.

Ihr Leben war mit dem Leben des Erzberges bisher unlöslich verbunden. Der Berg wird noch ungezählte Jahre fortleben, so reichlich hat ihn die Natur beschenkt. Die Radmeisterschaft aber, die gleichsam sein leibliches Kind war, das er nährte, will sich jetzt freiwillig des Erbes entäußern, das Jahrhunderte hindurch der Sohn vom Vater empfing. Sie will aufhören zu leben, da noch die ganze Kraft ihres Lebens ungebrochen im Berge besteht. Und wenn sie ihren Haushalt über ihre Mittel geführt hat, ist es nicht besser, die Mittel einzuschränken, als den Haushalt dem Meistbietenden hintanzugeben? Freilich ist sie damit der Sorgen ledig, aber auch der Ehren; und es kommt die Zeit, wo sie auch des Geldes ledig sein wird, das sie dafür erhalten. Denn nur der Reichtum gedeiht, der aus dem Heimatboden herauswächst; jeder andere entbehrt der lebendigen Wurzel und muß früher oder später verschwinden.

Der Berg trägt einen Glückszauber für das Land in sich, und jedes Radmeistergeschlecht hat an diesem Teil gewonnen. Wer mag sein Glück verkaufen, wenn er darum weiß? Niemand. Und einer, der es tut, weiß es eben nicht. So die Radmeisterschaft. Er aber wolle versuchen, ihr die Augen aufzumachen, daß sie die so gerühmte neue Zeit und die so gering geschätzte Vergangenheit klar erblicke. Die Vergangenheit hat der Radmeisterschaft den Berg gegeben, die neue Zeit will ihn ihr nehmen. Das ist das Wesen der Sache, alles andere äußere Zutat. Die bestimmte Absicht einer fremden Genossenschaft hat diese Zutat geschaffen, die auch beseitigt werden könne, wenn der feste Wille dazu noch nicht erstorben ist. Ist er's aber, dann muß auch die Radmeisterschaft sterben; dafür wird die fremde Genossenschaft auf der Heimaterde leben und den alten Zauberberg besitzen. Nun wähle man!

Da geschah ein Hin- und Herwogen der Rede, die Stimmen der Radmeister liefen durcheinander, so daß es mannigfachen Hall gab. Es mochte jeder noch seinen guten

Digitized by Google

Willen bezeugen, sich mit der Notwendigkeit rechtfertigen und mit ihr sich wie mit einem Schilde vor jedem Angriff, jedem Tadel decken. In dieser allgemeinen Aufregung verschloß Raimund seine eigene und schwieg. Da geschah es, daß wie aus der Ferne ein dumpfer Schlag an sein Ohr drang, der von den anderen unbeachtet blieb, und er fühlte ein jähes Beben in sich, als ob der Boden von einem Sturz erzitterte und die Schwingungen sich ihm mitgeteilt hätten. Allmählich legte sich die Aufregung der Herren, und sie begehrten zur Abstimmung zu schreiten. Diese ging vor sich, und das Ergebnis war Erthalers Sieg. Raimund erhob sich darauf und sagte ruhig: „Die Radmeisterschaft ist gestorben, und ich mag nicht unter Toten weilen."

Er schritt aus dem Saal und verließ das Raithaus.

Unten auf der Gasse stürmten die Gedanken wieder auf ihn ein: er hatte Erthaler die Tür geöffnet, durch welche dieser hereingekommen war; er hatte ihm sein eigenes Gewerke im Prienitzgraben verkauft. Der Anfang zu der ganzen Kette der Ereignisse lag in diesem ersten Ring, den er geschmiedet hatte. Und dann hatte er selbst beantragt, den Hochofen zu bauen. Nun war ein kurzer aber heftiger Kampf in ihm, bis er sich wieder recht gab, in seinem Wesen festigte und das Haupt mit der Erwägung erhob: Es ist nicht in meinem Willen gelegen. Mögen sie's halten, wie sie mögen. Ich bleibe der, der ich bin. Und er schritt ernst und finster dahin. Er meinte sich über alles erheben zu können, was ihn mühte; doch die schweren Gedanken zogen seine Stirn nieder, ohne daß er es merkte.

* * *

So kam er am oberen Ende der Gasse nahe zu dem Ort, wo eine schmale Zeile von Häusern dicht an der Arzberger Wand gebaut war, und sah versammelte Menschen. Jemand, der an ihm vorbeieilte, rief ihm zu: „Eine Lahn ist von der Mauer abgegangen und hat das Kohlschreiberhaus mit noch anderen getroffen."

Es zog eine Bewegung durch Raimunds Antlitz und verschwand wieder, so daß sie kaum einer wahrgenommen hätte, der dabeigestanden wäre. Er wendete sich der Stelle zu, und einer der Leute sprach zu ihm, als er nahe war: „Das Unglück ist noch gnädig gewesen, weil es kein Menschenleben kosten wird, wie zu hoffen steht."

„Ja, gewiß, Herr Hadolt. Ihr Bruder ist vorhin noch im Kohlsächterschupfen bei der Arbeit gesessen," sagte ein anderer.

„Und der Bub' ist in der Schul'," ließ sich wieder einer vernehmen.

„Und die Frau Mathild hab' ich selber gesehen, wie sie eine Näharbeit ihren Kunden zugetragen hat!" rief ein Weib.

„Und das Kind, die Emmi, nimmt sie immer mit, wenn sie nach auswärts geht," sagte eine andere. Und so klang aus allen Reden die Gewißheit heraus, daß die Lahn nur das leere Haus getroffen, eingedrückt und verschüttet hatte. Es lag im Schnee vergraben, der wuchtig niedergegangen war; kaum daß hie und da ein Stück Mauerwerk oder ein Dachsparren herausah.

Als Raimund aus den Angaben der Leute entnahm, daß die Inwohner des Hauses fern waren, ließ er eine Anzahl Arbeiter an die Stätte kommen, um die verschütteten Räumlichkeiten freizulegen, und fuhr dann heim.

In der Nacht hatte er einen seltsamen Traum.

Er lag in einer Kluft, die sich weithin erstreckte. Das konnte er bei düsterem Zwielicht erkennen, das sich oft gänzlich zu Finsternis verdichtete. Ihm war wehe wie von einem Sturze, den er erlitten; doch war sein Denken gefesselt und konnte sich nicht frei bewegen. Er wollte sich auf etwas besinnen, das er mit aller Kraft suchte; aber wenn er es glaubte erfaßt zu haben, schwand es wieder vor ihm dahin; und das quälte ihn. Zuweilen tauchte es mit einem Lichtschein vor ihm auf, der aber um vieles kürzer war als das verschwindende Wetterleuchten am nächtlichen Himmel. Er blieb in Finsternis wie zuvor, und die Empfindung des gefesselten Denkens war qualvoller, als wenn ihm enge Bande die Glieder umschnürt hätten.

Und er konnte sich auf etwas nicht besinnen.

Da fiel ein blendendes Licht in seine Kluft, er blickte auf und sah hoch oben wie auf dem Gipfel eines Berges eine Gestalt dahinschreiten, die war gänzlich in weiße Schleier gehüllt, so daß ihr Antlitz verbor-

Digitized

gen blieb. Da dachte er sich: Könnte ich nur ihre Augen sehen, so würde ich mich auf das besinnen, was ich wissen möchte. Aber die Gestalt schwebte vorbei, und es ward ihm angst, als er wahrnahm, daß nur noch ein Schimmer vom Saum ihres Gewandes in die Dunkelheit der Schlucht fiel und sie bald entschwinden werde. Sein Herz klopfte ihm zum Zerspringen, und er meinte zu vergehen. Da wendete sich die Gestalt um, und er sah in zwei sonnige Augen, die kälter wurden, bis sie erstarrten. Doch ging noch etwas von ihnen aus, das ihn erschauern ließ, und er konnte sich nicht auf das besinnen, was er wissen wollte.

Dann zerfloß die Gestalt, die Finsternis lastete schwer auf ihm, er rang mit ihr und erwachte.

Im Laufe des Tages fuhr er nach Arzberg, um dem Kohlschreiber, dessen Behausung zerstört war, eine andere Wohnung zuzuweisen. Im Orte ging er zu der Stätte, wo die Lahn niedergegangen war, und sah, daß die Zimmer des Häuschens offengelegt, und alles Wohngeräte daraus entfernt war, so daß sie leer standen. Es befanden sich keine Leute auf dem Platze; aber unweit davon, weiter oben neben dem alten Kirchlein, bemerkte er Weibervolk, das an der Pforte hielt. Er nahm den Weg dahin, um Erkundigung einzuziehen.

Die Weiber sahen ihn kommen und begrüßten ihn. Es war vielfaches Seufzen unter ihnen und Klagen, das sich an den guten Gott im Himmel wendete.

„Sie wissen's auch schon, Herr Hadolt, wie es geschehen ist," sagte die eine.

„Ich weiß es nicht," erwiderte er. „Was ist geschehen?"

„O du mein gütiger Heiland! Wie die Lahn das Dach eingedrückt und den Tippelboden durchgeschlagen hat, da hat die Graschner-Burgei das Kind, die Emmi, mit ihrem Leibe gedeckt."

Ihm war es, als fiele ihm etwas mit dumpfer Schwere auf den Scheitel.

„Die Mutter hat ja das Kind mitgenommen, hat es geheißen."

„Ja, sonst wohl immer, aber weil die Burgei dawar, hat sie's unter ihrer Obhut gelassen. Und wer hat sich das Unglück denken können, daß eine solche grausige Lahn kommen wird! Die Emmi ist auch noch unter der Burgei ihrem Leib gewahrt geblieben. Das Kind ist wieder zu sich gekommen, wie sie es gelabt haben, und fehlt ihm jetzt nicht viel."

„Und Burgei?" fragte er.

„Die ist von der Lahn zu Tode gedrückt worden. Jetzt liegt sie drin in der Kirchen schön aufgebahrt, und wir warten, daß der Meßner aufmacht, damit wir hineinkommen, sie noch einmal sehen und beten können vor ihrem seligen Leib."

Es schwirrte ihm vor den Augen, und er stand wie aus Stein gehauen. Doch wie einer seine Kraft anspannt, um in dem Wirbel, der ihn erfaßt, wieder nach oben zu freiem Atem zu kommen, so ermannte er sich zum Gehen. Er suchte den Meßner auf, der rückwärts in der Sakristei weilte, und ward von ihm in den Kirchenraum eingelassen.

An den vier Enden der Bahre standen vier Wachskerzen in hohen Leuchtern und hellten mit ihrem Schimmer das dunkle Lager, auf welchem Burgei in weißem Gewande, das Myrtenkränzlein im Haar, lag. Ihre Züge waren wie durchsichtig; ihre Hände waren auf der Brust gefaltet und hielten das Bild der Erlösung, ein Kreuz. Sie lag wie im Schlummer, bleich und selig; der Friede ruhte auf ihr, der nicht von dieser Welt ist. Und Raimund war friedlos traurig. Er betrachtete sie wie von Finsternis umhüllt, sie, die im Lichte lag. Sie hatte ihm sein Leben erhellt, sie allein, das fühlte er jetzt schwer bewegt. Niemals hatte er Liebe zu irgendeinem Wesen getragen, nur zu ihr allein, das fühlte er. Und sie war ihm genommen worden. Sie hätte in seinem Hause als sein Weib mit dem Sonnenschein ihres Wesens gewaltet und ihm die Freude geschenkt, die er nicht kannte. Wie hatte er sich nach ihr gesehnt!

Sie war kräftig und lieblich; für einen starken Mann ein edles Weib. Sie trug das Haupt selig leicht erhoben, wie eine Blume, und doch wieder von einer Gedankenlast geneigt, die der Tiefe ihres Wesens eigen war.

Und er hätte seine Arme um diesen holden Besitz schließen und sie sein Weib nennen können. Das alles war nun entschwunden wie der Sonnenschein in der Nacht. Sie, die da im Tode lag, war der Sonnenschein, und er, der im Leben stand, war die Nacht. Er seufzte tief auf und wollte seinem

Digitized by Google

Leid erliegen. Da bäumte sich der alte Wille in ihm auf und sprach sein Herrscherwort; unter diesem wallte der Trotz auf, und Raimund sprach bei sich: „Alles stürmt auf mich ein, um meinen Mut zu lähmen und mich zu Boden zu drücken. Aber ich laß mich nicht überwältigen. Ich bin fest und noch immer der, der ich bin. Schlaf sanft, du Süße! Du hast mir viel genommen, doch ich selber bin mir geblieben. Schlaf sanft!" Und er straffte seinen Leib und ging erhobenen Hauptes aus dem Kirchenraume in die Sakristei.

Dort fand er aber nicht mehr den Meßner, sondern seinen Bruder, den Kohlschreiber, mit Frau Mathild, und jedes von ihnen führte ein Kind an der Hand. Sie waren gekommen, um die tote Maid zu grüßen, und standen nun unter Raimunds erstaunten und rasch verfinsterten Blicken da. In ihm regte sich der alte Widersacher, und unter dessen Einfluß ging die Festigkeit, die er sich soeben in schwerem Kampf errungen, in die gewohnte Härte über. Er wollte — Da überkam ihn etwas Wundersames.

Er sah eine verklärte weiße Gestalt, die ihn mit sonnig glänzenden Augen und mit seligem Lächeln anblickte. Sie lag nicht mehr auf der Bahre, sie schwebte vor ihm, und das Licht ihrer Augen wendete sich von ihm auf die betrübte Familie seines Bruders, so daß sie alle wie überglänzt von diesen Blicken vor ihm standen. Da wurde es ihm siedend heiß im Herzen, und die Härte schmolz jähe dahin. Er fühlte sich wie von einer übermäßigen Gewalt durchschüttert, die er nie gekannt hatte, und er fühlte die plötzlich ausströmende Weichheit seines Inneren wie etwas Fremdes, dem er sich hingeben mußte, und das doch sein eigen war und ihn mit Leid über sich und Mitleid mit denen, die dort standen, erfüllte. Hingerissen näherte er sich seinem Bruder und seiner Schwägerin, streckte beiden die Hände entgegen und sagte mit gebrochener Stimme: „Sie, die dort drinnen liegt, ihr seliger Geist, hat mich zu euch geführt. Ich muß ihr folgen. Nicht ich, sie fragt euch: Könnt ihr mir vergeben, daß ich unbrüderlich an euch gehandelt hab'?"

Jedes der beiden hatte die dargebotene Hand erfaßt; es war etwas Ungewöhnliches geschehen, das auch sie erschütterte. Günter schluchzte: „O Bruder Raimund!" und Frau Mathild blickte stumm gerührt auf ihn, der ihnen genaht war.

„Ja, ihr sollt die Meinen sein," sprach er. „Wir wollen eine einige Familie sein. Und du," wendete er sich an den Knaben, der mit hellen Blicken erstaunt zu ihm aufschaute, „du sollst mir besonders angehören. Für dich will ich schaffen und wirken, um dir dereinst ein wohlgefügtes Haus zu übergeben, das du weiterführen kannst. Es kommen schwere Zeiten ins Oberland; aber ich hab' gesorgt und hab' den Grund festgelegt, und das Haus Hadolt wird bestehen."

Als er dieses sprach und die Hand auf das Haupt des Knaben legte, während er mit dem anderen Arm das Mägdlein umfaßte, um es auch seiner Freundschaft zu versichern, da trat der Graschnerbauer in die Sakristei. Er war schwarz gekleidet, und in seinem Antlitz lag die Trauer.

Raimund ließ die Kinder und ging ihm mit einigen Schritten entgegen, so daß er ihn noch nahe der Tür erreichte.

Der Graschner erkannte ihn und sagte wehmütig: „Ja, Herr Hadolt, sie ist tot. War wohl ein arger Lahnwind, der hat wehen müssen. Aber Gottes Wille ist es doch gewesen."

„Graschner," sagte Raimund, „es hätt' doch anders sein können — hab' ich nicht Schuld?" — und eine Träne blinkte in seinem Auge auf.

Der Alte betrachtete ihn genau. „Haben Sie jemals schon geweint, Herr Hadolt?"

„Nie, soweit ich mich erinnern kann."

„Dann ist das die erste Träne in Ihrem Leben, Herr Hadolt. Und eine solche, mein' ich schier, ist heilig; sie steigt aus dem Herzensquell auf, der göttliche Urtiefe hat; sie ist die Taufe zum neuen Menschen und wäscht jede Schuld weg."

Raimund reichte ihm die Hand, die jener nahm, und deren Druck er innig erwiderte; dann flüsterte er leise, so daß es der Graschner kaum hören konnte: „Sie ist gestorben als ein Sonnenopfer für mich."

Digitized by Google

Die Hallen und der Beffroi in Ypern.

Ypern und Tournai

Von Dr. Friedrich Walter

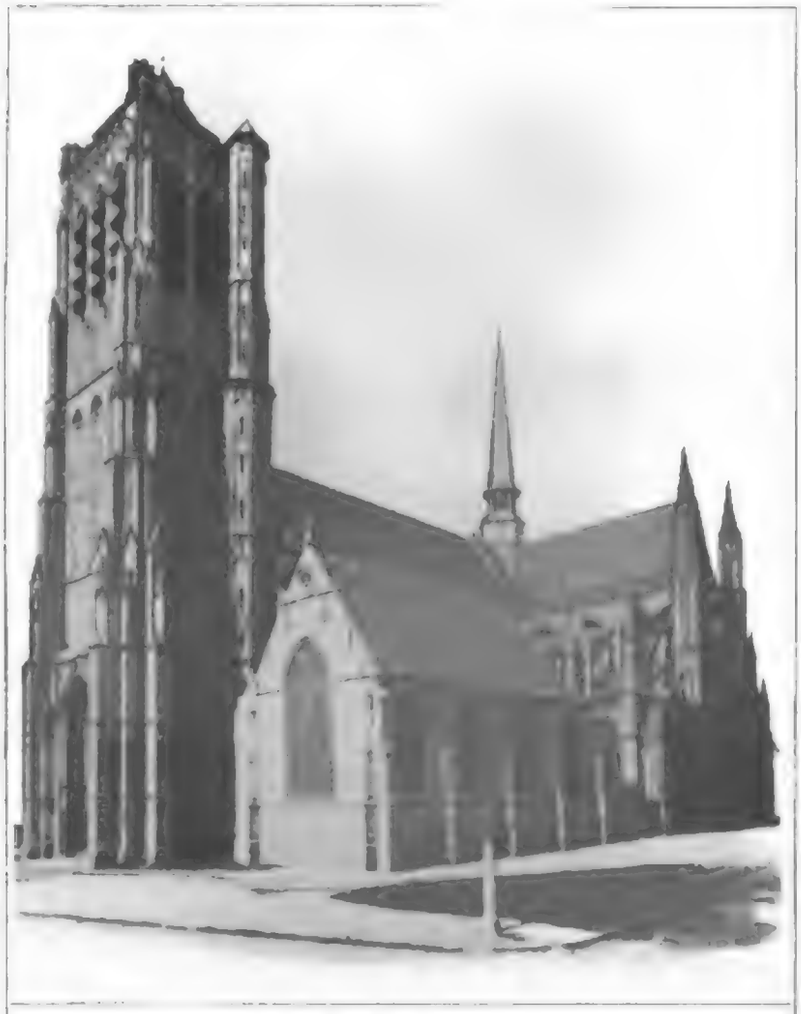
Anders als in Italien, anders als in dem geschwisterlichen Holland war das bestimmende Sein, waren die treibenden Kräfte in den Städten Belgiens, und anders haben sie sich in die Erscheinungswelt umgesetzt zu einem künstlerischen Milieu, das noch jetzt nach all den Jahren der Verwüstung und des Stillstandes hindurchschimmert durch alles Tote und Leere. Was den Unterschied bedingte, war das unerhört starke Hervortreten der Kaufmannschaft auf der einen, die mächtige, nach kurzem Versiegen wieder kräftig strömende Quelle des Katholizismus auf der anderen Seite. Wo in italienischen Städten Tyrannis oder Patriziertum die Note abgibt, da ist in den südlichen Niederlanden die Kaufmannschaft an die Stelle getreten, das Kaufmännische an sich mit einer ursprünglichen Gewalt; selbst das Kommunale tritt daneben zurück. So ist das Wahrzeichen der meisten dieser Städte nicht die Burg, kaum das Rathaus: es ist der Speicher für das aufgesammelte Kaufmannsgut, es sind die Hallen für Getreide, für Fleisch, für Tuch, in Dimensionen, wie sie abenteuerlicher kein anderes Volk erträumte. Und weiter: wo in Holland ein nüchterner Pietismus und Quietismus die Kirchen entvölkert hat von ihren Schätzen, kahl und starr die Wände hat stehen lassen, da erheben sich in Belgien prunkgewaltig die Mauern der Kathedralen, Wahrzeichen einer glanzbedürftigen und schönheitliebenden Kirche. Beides: das Kaufmännische in seinem stolzen und bewußten Reichtum und das Kirchlich-Üppige und -Glänzende bildet den belgischen Charakter, kommt sich entgegen, vereinigt sich und schafft aus sich heraus jenen Stil, den man mit Recht den style flamboyant genannt hat. Kein schöneres Beispiel als jener Marktplatz

in Brüssel, wo alles glänzt und gleißt von Gold und Zierwerk, wo die Steine zu Flammen werden und in die Lüfte schlagen über die zackigen Giebel hinaus. Phantastik und Reichtum gehen einen Bund ein, der nicht fragt nach Maß und Regel, nach der Schönheit und der Ruhe Italiens, und der doch sieghaft sich durchkämpft in stetem Streben nach Bewegung und Reichtum. In dem westlichen Belgien ist dieser Stil in seiner Entfaltung nur vereinzelt und nicht in seiner vollen Pracht zu finden; und doch fließen in jenen wenig gekannten Städten die ursprünglichen Quellen reiner und einfacher. Nirgendwo in Belgien tritt jene Macht des Kaufmanns eindrücklicher hervor als in den Hallen von Ypern, und nirgends kann man die mystische Gewalt des belgischen Katholizismus stärker spüren als in dem Säulenwalde und dem aufstrebenden Chor des Domes von Tournai.

Ypern ist heute eine stille Mittelstadt von etwa 17000 Einwohnern; man mag es kaum glauben, wenn man liest, daß Mitte des dreizehnten Jahrhunderts seine Bevölkerung sich auf rund 200000 Seelen belief. Der Abstand ist so ungeheuer, daß man vielfach diese Zahl als übertrieben angezweifelt hat; und doch hat es seine Richtigkeit damit, wie der gelehrte Geschichtschreiber von Ypern, Vandenpeereboom, der in einem siebenbändigen Werke „Ypriana" alles Wissenswerte über die Stadt zusammengetragen hat, nachweist. Der Grund dafür ist das enorme Aufblühen der Tuchindustrie, in der Ypern die führende Stellung einnahm, und dadurch veranlaßt der Zustrom von Arbeitern, die meist in den Vorstädten wohnten. Aus der Chronik des Galbert hören wir von einem festen Jahrmarkt schon um das Jahr 1127 in der Nähe des Hauses des Templerordens, der sich um diese Zeit in Ypern einen bestimmten Sitz schuf. 1220 wurde dieser Markt von der Gräfin Jeanne in das Innere der Stadt übertragen. Das war die Blütezeit Yperns. Der Fremdenstrom, den die Tuchfabrikation anzog — besonders in der Kunst des Färbens waren die Arbeiter Yperns berühmt —, war ein ungeheurer; die Bürger standen in ständigen Beziehungen zu England in erster Linie, dann aber zu der Champagne, Burgund, Lombardei, Spanien und den hanseatischen Städten. Freilich, eine Arbeiterbevölkerung ist nicht leicht zu regieren, und so sind Anfang des vierzehnten Jahrhunderts Wirren an der Tagesordnung. 1303 werfen die „foulons", die Walker, sogar neun Edle aus den Fenstern des Ratssaales. Diese und ähnliche Vorkommnisse, die sich wider den Adel, die Patrizier und die Fürsten richteten, bildeten auch die Ursache, daß der Herzog von Burgund Ende des vierzehnten Jahrhunderts Ypern die Autorisation versagte, die Vorstädte wieder aufzubauen, die ja hauptsächlich der Herd der Volksaufstände waren. Diese Vorstädte waren nämlich im Jahre 1383 zerstört und verbrannt worden während jener denkwürdigen, wenn auch verlustreichen Belagerung, die Ypern von den Engländern, die mit den Gentern verbunden waren, zu erleiden hatte. Die Arbeiterbevölkerung, die schon vorher zum Teil den Anlockungen der Engländer gefolgt war und ihre Erfahrungen und Fabrikgeheimnisse nach England übertragen hatte, zerstreute sich nunmehr fast vollständig. Der Fremdenstrom hörte auf. Ypern hatte damit seine Industrie und zugleich seine Stellung und seinen Reichtum unwiederbringlich verloren. Die fortwährenden Belagerungen und Unruhen in den folgenden Jahrhunderten gaben ihm nur noch den Rest. Man erzählt, daß nach der Belagerung durch die spanischen Truppen des Alexander Farnese (1584) Ypern nur noch 5000 Einwohner zählte.

Erst wenn man von dieser einstigen Größe Yperns erfahren hat, begreift man die breiten Straßen, die man in dem heutigen Ypern durchwandert, und die bei allem malerischen Reiz, den die vielen schönen Fassaden und Giebel alter, reicher Häuser ausüben, doch leer und wie ausgestorben scheinen; man begreift diesen Platz von unerhörter Ausdehnung, vor allem aber den Stolz von Ypern: seine riesenhaften Tuchhallen, die „halles aux draps", ein Bau, wie er in gleicher Ausdehnung für einen gleichen oder ähnlichen Zweck wohl kaum jemals in irgendeiner Stadt errichtet worden ist. In einer Länge von über hundertunddreißig Metern kehrt sich die Hauptfront dem großen Platze zu, und vierundvierzig Tore öffnen sich, die einstmals all die bunte Ware, die flandrischen Tücher, hineinließen in den großen Raum. Ohne Mühe, direkt vom Schiff aus konnten die Güter verladen werden, denn damals lief an der Rückfront des kolossalen Speichers ein Flußarm entlang. Fast unnötig, zu sagen, daß der geschilderten Prachtliebe der Bürger zufolge diese Hallen nicht etwa ein einfacher

Digitized by Google



St. Martin in Ypern.

Nutzbau, nur ein Speicher wie ein anderer auch sein durfte, sondern zugleich ein imponierendes Prachtgebäude, das von dem Reichtum und der kulturellen Entwicklung Yperns und Flamlands überhaupt Kunde geben mußte. Ein volles Jahrhundert — freilich mit großen Stockungen — nahm die Vollendung des gesamten Gebäudes oder besser Gebäudekomplexes in Anspruch: von 1200 bis in die ersten Jahre des vierzehnten Jahrhunderts. Gerade in die Glanzzeit der Stadt Ypern, in das dreizehnte Jahrhundert, fällt also dieses Werk, das Ypern berühmt gemacht hat bis auf unsere Tage, mehr als alles andere. Der Reichtum ist dahin, und die große merkantile Bedeutung der Stadt, die Geschicklichkeit ihrer Handwerker, ihrer Färber und Weber wird nicht mehr wie einst in der ganzen zivilisierten Welt gerühmt — aber die Hallen von Ypern stehen noch wie unvergänglich. Ein ganzes Viertel des großen Marktplatzes nehmen sie ein, diese Hallen, eine der vier Ecken, und trotzdem erscheint der Platz noch immer überaus weit und groß; der Riesenbau drückt nicht auf seine Umgebung. Er ist noch in frühem, reinem gotischem Stil in seinen Hauptteilen, die den Eindruck bedingen. Noch nichts Protziges, Überladenes, nur wenig malerisches Beiwerk, wie es in dem style flamboyant in dem Rathause von Löwen, in Brüssel usw. fast überreich hervortritt. Er wirkt fast leicht trotz seiner immensen Ausdehnung infolge einer geschickten Gliederung und Verteilung der Flächen und Öffnungen — eine etwas nüchterne, aber solide Eleganz der Erscheinung, die bei aller tiefgehenden Verschiedenheit vielleicht in dieser Beziehung an italienische Paläste, etwa an den Palazzo Pitti, erinnert.

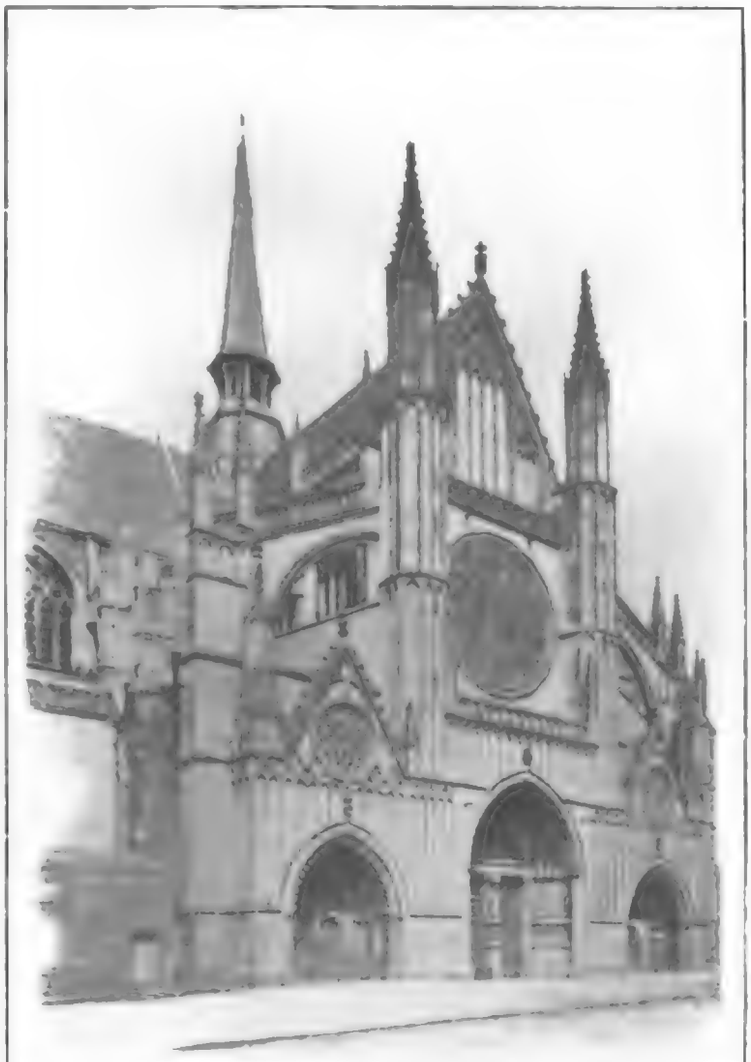
Steht man auf der Mitte des Platzes, so übersieht man das ganze Gebäude in seiner Dreiteilung. Den massiven, überragenden Beffroi, dem sich rechts und links die eigentlichen Hallen anschließen, und als Anhängsel das elegante, späte Nieuwerk, das jetzige Rathaus. Mächtig und trotzig steigt der viereckige Belfried in die Höhe, auf dem Dache der Hallen aufsitzend, aber bis zum Boden hin geschieden von den Hallen und in seiner Eigenart als Turm gekennzeichnet. Noch in drei Stockwerken führt er über dem Dache in die Höhe, von spitzbogigen Fenstern durchbrochen. Fast ein wenig zu elegant flankieren ihn vier lange, spitze Ecktürmchen, zwischen denen sich ein Kampanile mit dem Glockenwerk erhebt. Ein vergoldeter Drache krönt ihn — der Drache ist nämlich das Zeichen städtischer Rechte und Privilegien, genau so wie der Hahn auf dem Kirchturm das Sinnbild kirchlicher Freiheiten ist. Er wurde deswegen besonders eifersüchtig gepflegt und, wie aus alten erhaltenen Rechnungen hervorgeht, häufig neu vergoldet und

Digitized by Google

reſtauriert. Dieſer Belfried iſt vermutlich der älteſte Teil des Ganzen, möglicherweiſe noch vor dem Jahre 1200 errichtet.

Hier und da kann es uns einleuchten, wie barbariſch in unſerem Sinne das Kunſtempfinden der Gotik mitunter ſein konnte. Für uns wirkt ein architektoniſches Gebilde im weſentlichen durch ſich ſelbſt, ſei es nur durch ſeine Maſſe und die Verteilung derſelben als Form ſtreng und rein genommen oder aber in mehr maleriſchem Empfinden durch das zwangloſere Abſtufen und Hervorheben von Licht und Schatten, Hell und Dunkel als Tonwerte — ſelbſt die Farbe des Materials tritt im allgemeinen zurück. Das Mittelalter aber verlangte darüber hinaus noch eine deutlichere, ſchärfere Hervorhebung durch Farbe — eine uns recht roh anmutende, kraſſe Augenfreude. So wurde, wie wir erfahren, im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts der ganze Turm von oben bis unten bunt bemalt; es geht aus noch erhaltenen Rechnungen hervor, daß an Gold nicht geſpart wurde. Von dieſem jetzt freilich ruhigen und maſſigen Mittelglied, dem Turm, aus gleitet das Auge nach beiden Seiten hinweg über die faſt unzählbare Menge der Hallenöffnungen und Fenſter, dicht gedrängt, Tür an Tür, Fenſter an Fenſter, ein Gewimmel von dunkleren und helleren Flecken und doch wohlgeordnet. Rechtwinklig und hoch, aber ſchmal ſind die vielen, vielen Tore dicht nebeneinander, nur von knappen Mauerſtreifen unterbrochen. Sie ſtanden urſprünglich offen, ſo daß das Innere des Erdgeſchoſſes eine einzige, rieſenhafte, offene Halle bildete.

Mit dieſen Luken korreſpondieren nach oben ſehr niedrige, in Spitzbogen gefaßte Fenſter, ein jedes von einem zierlichen Säulchen geteilt und mit einem Vierblatt als Maßwerk geziert, die der Halle ein wenn auch ſpärliches Licht zukommen laſſen. Sie ſind, trotzdem ſie mit den Luken darunter eine ideelle Einheit bilden, durch einen fortlaufenden horizontalen Mauerſtreifen von ihnen getrennt. Über ihnen aber, wiederum auf einem breiten Streifen mit Geſims, das dazwiſchen liegt, aufſitzend, erheben ſich die ernſten, doppelt ſo langen und daher ſehr hoch, ſehr ſchmal, ſehr ſpitz wirkenden Fenſter des erſten und einzigen Stockwerkes. Auch ſie ſind ähnlich verziert wie die unteren, und die ſchmalen Säulchen, die ſie in zwei Teile teilen, laſſen ſie noch mehr nach oben ſtrebend erſcheinen. Sieht man näher hin, ſo iſt freilich immer nur das eine Fenſter ein wirkliches, Licht hineinlaſſendes. Das andere, von genau derſelben Form und mit derſelben Verzierung, iſt ein blindes, zugemauertes, und ſtatt der Scheiben zu beiden Seiten der halbierenden Säulchen ſehen wir Figuren, menſchliche Geſtalten in Stein gehauen — die Reihe der Grafen und Gräfinnen von Flandern.



Portal von St. Martin in Ypern.

So geht es die ganze Front des Stockwerkes entlang in regelmäßigem Wechsel: Fenster und figurierte Nischen. Es ist nichts Ungewöhnliches in Belgien, die Reihe der Herrschergeschlechter in dieser Weise an einem öffentlichen Gebäude angebracht zu sehen — vergleichbar den Königsgalerien an den gotischen Domen Frankreichs. Ein Zeichen der Verehrung für das angestammte Geschlecht, der „Droicturiers, seigneurs du pays", will sagen, die Verehrung reicht so weit, als sie nicht mit den städtischen verbrieften oder vermeintlichen Rechten in Konflikt gerät; denn das städtische Symbol, der goldene Drache, war früher da als diese „pourtraittures" der flandrischen Grafen und Gräfinnen und wurde noch sorgsamer behütet. Erst zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts sind die ersten Statuen dieser Art in Ypern rechts und links vom Beffroi angebracht worden. Es waren die Bildnisse des Kaisers Maximilian und Philipps des Schönen in ihrer Eigenschaft als Grafen von Flandern, die einem Meister Cornelis Lacnem, „steenhouwere" oder besser „bildhouwere" von Brügge, in Auftrag gegeben wurden. Langsam folgten dann andere, auch sie wurden bemalt, „verzierd met seilderie". Sogar der Name des Malers ist erhalten. Vielleicht waren recht schöne Werke der flämischen Bildhauerkunst darunter. Aber eine Stunde genügte, um diese Werke, die so lange respektiert worden waren, zu vernichten. Havard zufolge waren es französische Sansculotten, Soldaten des Generals Omoran, der 1793 die Stadt besetzt hielt, die ihre republikanische Gesinnung durch Vernichtung dieser Standbilder „alter Tyrannei" äußerten. Eine sehr berühmte, natürlich auch polychrome Madonnenstatue, ein Werk des Andrieu Biaunevue, aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, die über dem Mitteleingang zum Beffroi ihren Platz hatte, war schon früher der Wut der Bilderstürmer anheimgefallen. Man hat heute sowohl dieses Madonnenbildnis wie auch die Statuenreihe der flandrischen Herrscher — letztere bedeutend vermehrt — erneut, und zwar in recht ansprechender und unauffälliger Weise. Über der Fenster- und Nischenreihe bleibt noch ein breites Stück der lichten Mauer aus Chamottesteinen frei, über der dann durch einen Zinnenkranz, der nach unten in eine Ornamentik verläuft, das steile und hohe Dach aufsteigt. Als Ganzes genommen läßt die Hauptfront trotz ihrer großen Ausdehnung den Eindruck des Nur-Langen nicht aufkommen, da sie durch den Beffroianfatz unterbrochen ist, und da die Reihe der spitzen, schmalen Fenster das Gefühl des Hochstrebens vermittelt; während anderseits die energischen beiden Gesimse, die die Dreiteilung verursachen, und die sich ohne Unterbrechung von einem Rand der Front bis zum anderen fortsetzen, die notwendige Horizontale genugsam betonen.

Das dritte Gebäude in dem gesamten Komplex, das sich an die dem großen Markte zugekehrte Schmalseite der Hallen anlehnt, ist das Nieuwerk, ein zierlicher Bau in spanischem Renaissancestil, der nach älteren Plänen eines Genter Architekten Jan Sporeman Anfang des siebzehnten Jahrhunderts errichtet wurde. Es erreicht nicht ganz die Höhe des Hauptgebäudes, trotzdem es noch ein Stockwerk mehr hat. Die rechteckigen Fenster wie der barocke Giebelabschluß und die lustigen und malerisch vorspringenden Giebelfenster stehen in denkbar schroffstem Gegensatz zu den Spitzbogen und dem schrägen, glatten Dach der Hallen. Das Erdgeschoß wird gebildet durch eine hohe, luftige Loggia, von zehn feinen Säulen, die runde Bogen verbinden, gestützt — ein unerwarteter, aber doch nicht unharmonischer Abschluß, der zu dem etwas feierlichen und vielleicht auch nüchternen Ernst der Hallen ein malerisches, nicht zu unterschätzendes Element hinzufügt. Das Nieuwerk ist sehr stark restauriert worden, während der Belfried und die Hallen durch ihr ungemein solides Material von Sandstein und Schamotten in den Hauptteilen der Zeit viel besser Widerstand geleistet haben.

Die, wie gesagt, ursprünglich offene Halle des Erdgeschosses, die als Tuchlager diente, wird heute als Markthalle benutzt und bildet an den Markttagen einen Teil des summenden, schwatzenden, bunten Marktes, der mit seinen Buden und Ständen den ganzen Platz überflutet. In dem oberen Stockwerk aber herrscht feierliche Ruhe. Ohne Unterbrechung zieht sich dort eine Galerie von einem Ende des Riesengebäudes zum anderen und bildet so einen Saal von enormer Länge, wenn auch geringer Tiefe — ein einziger Flächenraum von fast 2500 Quadratmetern. Diese weiten und hohen Räume dienten zu allerhand Zwecken: Versammlungen und Festlichkeiten, aber auch Übungen der Bürgerwehr usw.

Digitized by Google

Inneres von St. Martin in Ypern.

Das Holzgebälk liegt ganz frei und teilt den ungeheuren Raum in eine große Anzahl von Einzelflächen, die sich naturgemäß nach Belebung durch Farben sehnten. Das sah auch der weise Magistrat der Stadt Ypern ein, als er Mitte des vorigen Jahrhunderts beschloß, den Saal zu restaurieren. Der ziemlich bekannte Maler Pauwels — wenn ich nicht irre, zuletzt Kunstakademieprofessor in Dresden — malte die zwölf Felder der einen Seite bis zu der Stelle, wo der Beffroi durchbricht, aus — ziemlich pretenziöse, glatt und geschickt gemalte Historienbilder. Das geschah von 1871 bis 1882. Dann wurde der andere Teil, der jenseits des Beffroikarrees liegt und zum Teil durch Fenster unterbrochen ist, einem einheimischen Maler namens Delbeke in Auftrag gegeben. Der faßte die Sache ganz anders an. Er begriff, daß ein Fresko sich der Wand anpassen müsse und nicht im selben Sinne und als Selbstzweck behandelt werden dürfe wie ein Tafelbild. Er gab seinen Farben eine durchaus diskrete, freudige, aber nicht bunte Tönung, so daß sie gewissermaßen mit der Wand verschmolzen. Dazu sind seine Figuren — er sollte Bildungs- und Wohlfahrtseinrichtungen der Stadt Ypern darstellen — passend stilisiert, zuweilen von starkem Humor durchsetzt und wirken sehr dekorativ, besonders eine Mysterienbühne mit Judith und dem Kopfe des Holofernes. Ganz eigenartige und künstlerische Schöpfungen — leider unvollendet, denn die Weisheit des Magistrats und der Bürgerschaft von Ypern reichte doch nicht so weit, um das wirklich Künstlerische in diesen Fresken zu sehen: sie wollten glatte und gewohnte Dinge wie die von Pauwels. So wurde das Werk unterbrochen und die Malerei dem Urteil einer Kunstkommission unterstellt, das aber gerechterweise überaus günstig ausfiel. Leider starb der Künstler, gerade als er sich wieder aufs neue an die Arbeit gemacht hatte. Schade, denn es wäre vielleicht ein Werk geworden, das weit über Ypern und Belgien hinaus befruchtend auf die bei uns so wenig geübte Wandmalerei gewirkt hätte. Übrigens sind auch alte Fresken aus dem fünfzehnten Jahrhundert in dem etwas überreich geschmückten Schöffensaal des anstoßenden Rathauses entdeckt worden, die lebhaftes Interesse erwecken könnten, wenn sie nicht in schändlicher Weise übermalt und restauriert wären.

Fast unmittelbar an dieses schon durch seine Ausdehnung imponierende Werk der Halles aux draps schließt sich ein anderes großes Bauwerk an, nicht so riesenhaft, aber von noch höherem künstlerischem Wert. Es ist die Kirche von St. Martin — wohl die schönste frühgotische Kirche der Niederlande. Das Gebäude stammt aus zwei Epochen, die allerdings zeitlich nicht weit auseinander liegen, die sich jedoch in Belgien dadurch unterscheiden, daß in der späteren der Einfluß der französischen Gotik, von einigen Rückständen abgesehen, ganz zum Durchbruch gekommen ist, während in der früheren noch

ſtarke romaniſche Reminiſzenzen franzöſiſche und normanniſche Einflüſſe durchkreuzen. Dieſer Zeit des „Übergangsſtils“ gehört der Chor von St. Martin an, der im Jahre 1221 gegründet wurde, während der Grundſtein für das Hauptſchiff und die Querſchiffe erſt in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts von Margarete von Konſtantinopel gelegt wurde, als ſchon die entwickelte Gotik mit ihrer reicheren Ausſtattung an Strebebögen, Galerien, Fialen uſw. und der ſchlankeren Formung des Geſamten ihren Triumphzug auch nach den flämiſchen Landen ausgedehnt hatte. Doch hat auch der Übergangsſtil ſeinen beſonderen Reiz, und der Chor von St. Martin iſt einer ſeiner beſten Erzeugniſſe. Starke Pilaſter ſpringen ringsherum vor, von unten nach oben nur wenig unterbrochen, eine latente Kraft atmend, die trägt und ſtützt, ohne noch der leichten Bogen zu bedürfen. Zwiſchen ihnen liegen, wenig über dem Erdboden, die großen gotiſchen Fenſter und, durch breiten Zwiſchenraum von ihnen getrennt, über ihnen wiederum eine Anzahl von Fenſtern, dreiteilig, arkadenartig, von denen jedes einzelne durch ein ſchmales Säulchen geteilt wird, und die zuſammengefaßt werden von ernſten romaniſchen Bogen. Darüber eine feine Galerie und, aus den Pilaſtern aufſproſſend, Fialen, die die luſtige Spitze emporrecken — doch alles noch ruhig und einfach. Aber ſchon in die Ecke ſchmiegt ſich eine rein gotiſche Kapelle aus ſpäterer Zeit ein, mit den freien Strebebogen, reicheren Fialen, Waſſerſpeiern uſw. Auf dem engen Raum allein etwa ſechs Strebepfeiler und -bogen. Doch verhält ſich das gerade gut zu dem ernſten Chor und gibt ein phantaſtiſches Element hinzu. Der Eingang zum Mittelſchiff iſt in neuerer Zeit ſehr ſtark reſtauriert worden, doch iſt die große Roſette darüber noch alt und, was ſehr ſelten, vieleckig ſtatt rund.

Das eigentliche Langſchiff in dem noch einfachen frühgotiſchen Stil, wenn auch ſchon mit Strebebogen uſw. verſehen, iſt leider nach

Chor und Langhaus der Kathedrale von Tournai.

Eingangshalle der Kathedrale von Tournai.

der Südseite hin durch eine sehr nüchterne Pfarrkirche aus dem siebzehnten Jahrhundert fast völlig verdeckt. Sehr schön wirkt dagegen wiederum der Turm, der an Stelle eines eingestürzten im Jahre 1433 errichtet wurde, freilich nur bis zur Hälfte der geplanten Höhe; doch macht er einen recht stattlichen Eindruck und wirkt ebenfalls, wie überhaupt viele Türme in dieser Gegend, durch die starke wagerechte Einteilung durch Galerie und Gesimse, dem Geschmack der vorgeschrittenen Zeit entsprechend, sehr harmonisch, da die an die Ecken gewissermaßen angeklebten Fialen mit ihren Spitzen das Aufwärtsstreben vermitteln.

Das Innere der dreischiffigen Kirche entspricht dem günstigen äußeren Eindruck vollständig. Natürlich machen sich auch hier die verschiedenen Epochen deutlich kenntlich, der Übergangsstil im Chor und die Frühgotik der anderen Teile. Die Unterschiede sind jedoch nicht so groß, um den unmittelbaren Eindruck stören zu können. Trotz der Einfachheit des Chors, der weder Chorumgang noch Kapellenkranz zeigt, kann man dem Urteil von Schayes in seiner Histoire de l'architecture en Belgique zustimmen, der den Chor von St. Martin als das hervorragendste der kirchlichen Bauwerke jener Zeit in Belgien preist. Die viel-

leicht noch schlankere Hauptkirche mit der schönen, hohen Galerie steht aber wenig dagegen zurück. Sie ruht noch auf einer Reihe von Rundsäulen, die zu jener Zeit in den französischen Bauten schon längst aufgegeben und durch Pilaster ersetzt waren.

Mancherlei bemerkenswerte Schnitzereien, Grabmäler usw. finden sich in St. Martin, doch wenig aus ältester Zeit. Ganz famos und lustig ist die Barockkanzel in reicher und eleganter Holzschnitzerei, voll bewegten, figürlichen Schmuckes, nicht unähnlich der Kanzel im Antwerpner Dom. Noch etwas anderes als ein Kunstwerk zieht die Aufmerksamkeit auf sich: es ist ein ganz einfacher Stein mit einem Kreuz in der Mitte und je einer Ziffer in den vier Ecken. Hier liegt der weithin bekannte Cornelius Jansenius begraben, der Bischof von Ypern war und Anno 1638 an der Pest starb. Als Gelehrter wie als Geistlicher war er zu seinen Lebzeiten angesehen und verehrt; „die Perle des Priestertums und den Ruhm des Episkopats" nennt ihn Sanderus in seiner Flandria illustrata. So wurde ihm natürlich ein Grabmal nach seinen Verdiensten errichtet, einfach, wie er es ausdrücklich bestimmt hatte, aber doch versehen mit einem eleganten Epitaph, einer lateinischen Lobrede. Sein tadelloses Leben hatte ihm nicht nur Liebe, sondern noch mehr den Geruch der Heiligkeit eingebracht, und viele Leute kamen zu seinem Grabe, um ihre Andacht da zu verrichten. Doch blieb sein Grab nicht in Ruhe. Nach seinem Tode war nämlich sein „Augustinus" erschienen, ein Buch, das ungeheures Aufsehen erregte, das die römische Kirche verdammen mußte, und das Anlaß zu der großen, reformatorisch gesinnten Jansenistensekte und -bewegung gab, die besonders in Frankreich sich ausbreitete und noch heute in Holland Anhänger zählt. Aus dem harmlosen und fast heiligen Bischof von Ypern war ein Abtrünniger, ein Sektenführer geworden. Die Kirche konnte nicht mehr dulden, daß sein Grab Gegenstand der Verehrung war; sie änderte 1655 den Grabstein, löschte die Inschrift aus und ließ nur lakonisch den Namen und das Notwendigste stehen. Gerade durch diese Verstümmelung verdoppelte sich aber trotz aller Verbote die Zahl der Zuströmenden, und so wurde, um fast jede Spur von dem Körper des nunmehr verhaßten Mannes zu verlöschen, die Platte, wie sie noch heute im Chor von St. Martin sich findet, eingelassen, ohne Namen: nur ein Kreuz und zerstreut die Jahreszahl — nur für Wissende kenntlich. So nahm Rom noch nachträglich seine Rache.

Auf engem Raum liegen die beiden schönsten Denkmäler Yperns beisammen, die, jedes in seiner Art, hervorragende Werke der belgischen wie der gotischen Kunst überhaupt sind — ein kaufmännisches und ein kirchliches. Von anderen kirchlichen Gebäuden sei nur die Peterskirche wegen des romanischen Unterbaues des Turmes erwähnt; daneben findet sich aber eine ungewöhnlich große Anzahl schöner Privat- oder städtischer Gebäude aus alter Zeit noch in Ypern, natürlich keins mehr von auch nur annähernd dem Umfang der Hallen; doch ist sogar noch ein ganzes gotisches Holzhaus am Lille Tor — eine große Seltenheit naturgemäß — erhalten, und die Fleischhalle, ein Ziegelbau (wenigstens in den oberen Teilen) mit schönen Fenstern und Treppengiebeln, ist ein Musterbeispiel einer gotischen Fassade. Ebenso ist Ypern auch reich an spätgotischen und Barockbauten. Eines der zierlichsten und anmutigsten Gebäude ist das Hospice Belle, das auch ein recht bemerkenswertes Bild aus der Eyckschen Schule: Madonna mit Kind, enthält; in dieser bilderarmen Gegend eine erfreuliche Zugabe.

Nicht weit von Ypern liegt eine Stadt, ganz anderen Charakters, die nicht mehr zu Flandern gehört, sondern schon zum angrenzenden Hennegau — das ist Tournai (flämisch Doornik). Sie hat aber im Mittelalter lange Zeit unter flandrischer Herrschaft gestanden und ihrerseits einen großen Einfluß auf Flandern ausgeübt, da von ihr aus hauptsächlich romanisches Wesen, wie auch die französische Sprache in das germanische Flandern eindrang. Tournai ist schon in sehr früher Zeit als Stadt von Bedeutung gewesen; in der Gegend von Tournai bestanden die salischen Franken unter Chlodwig den ersten ernsthaften Kampf, und zwar gegen die Truppen des Aëtius. Erst nach Eroberung des Lystales und Tournais stand ihnen der Weg nach Gallien, nach dem heutigen Frankreich, offen. Tournai war sogar eine Zeitlang Residenz der merowingischen Könige, und noch heute gibt der in der Nähe der Kirche St. Brice gefundene Schatz Childerichs I., der 481 in Tournai starb, Kunde davon. Freilich nur ein geringer Teil desselben, denn der

Digitized by Google

bei weitem größere iſt aus der Pariſer Bibliothek, wo er nach verſchiedenen Irrfahrten hingelangt war, verſchwunden und liegt vermutlich noch in der Seine, wohin ihn Diebe, die ihn geſtohlen hatten, warfen, als ſie ſich verfolgt ſahen.

Trotz vieler Schickſalsſchläge, die Tournai durch Kriege und Verwüſtungen, wie z. B. durch die Normannen Ende des neunten Jahrhunderts, auszuſtehen hatte, blieb es doch von gleichmäßiger Bedeutung das ganze Mittelalter hindurch; in politiſcher Beziehung als Grenzſtadt zwiſchen franzöſiſchen und flämiſchen Landen, viel mehr aber noch auf kirchlichem Gebiet als Biſchofs- und Wallfahrtsſtadt und damit zuſammenhängend als die Stadt der Wiſſenſchaft, der Kultur, der Kunſt. Für den Weſten, beſonders für Flandern, ſpielt Tournai eine ähnliche Rolle wie Lüttich für Nieder-Lothringen. Es bildete lange Zeit hindurch eine Art Städterepublik, als faſt ſelbſtändige Hauptſtadt ſeines Landgebietes, des Tournaiſis, das ſo gut wie unabhängig weder zum Hennegau noch zu Flandern gehörte, wenn es auch dem Namen nach unter franzöſiſcher Lehnshoheit ſtand. Philipp Auguſt, der Tournai 1187 das Gemeinderecht bewilligte, war der erſte franzöſiſche König, den es in ſeinen Mauern ſah. Trotz dieſer loſen politiſchen Abhängigkeit ſtand es doch in den Kriegen Flanderns mit Frankreich auf franzöſiſcher Seite. Noch wichtiger iſt es aber, daß es durch Vermittlung der Biſchöfe — ſeit Mitte des zwölften Jahrhunderts hatte es ſein eigenes Epiſkopat — zum Zentrum des franzöſiſchen Einfluſſes in Weſt-Belgien wurde. Der größte Teil Flanderns ſtand unter der Jurisdiktion der Biſchöfe von Tournai. Als Biſchofsſitz war es, genau ſo wie Lüttich, ein Brennpunkt der Kultur. Lehrer und Unterricht waren an den geiſtlichen Schulen, die in Tournai entſtanden, durchaus franzöſiſch; und ſo war es, wie ſchon angedeutet, wiederum Tournai, das auch die franzöſiſche Sprache und die theologiſche Gelehrſamkeit in franzöſiſcher Form nach Flandern übertrug.

Langhaus der Kathedrale von Tournai.

Von gleicher Bedeutung war auch die Kunſtblüte, die ſich unter dem biſchöflichen Schutze hier in Tournai im Scheldetal entfaltete, und wiederum liegt die Parallele mit dem Maastal, mit Lüttich, nahe. Es iſt zwar jetzt in der Kunſtanſchauung ſehr beliebt, die Entſtehung einer Kunſt — Malerei oder Plaſtik — auf allgemein- oder völkerpſychologiſche Gründe zurückzuführen und die Bedeutung des Materials und der Technik dabei in zweite Linie zu rücken oder ganz zu vernachläſſigen. Mag man nun auch leicht zugeben, daß das Vorhandenſein einer Kultur, die Fähigkeit und Möglichkeit zur Spekulation, gerade in Biſchofsſitzen wie Lüttich und Tournai, den Boden für eine Kunſtentwicklung geſchaffen haben kann; daß gerade die Plaſtik in der Maasgegend ſowohl, wie beſonders in Tournai, eine für niederländiſche Verhältniſſe ganz unvergleichliche

Rolle spielt, ist doch wohl dem Vorhandensein eben von Material, nämlich von Steinbrüchen im Maastal wie an der Schelde, zu einem nicht unbeträchtlichen Teil zuzuschreiben. Der schwarze Marmor von Tournai war weithin berühmt, und Tournai war im zwölften Jahrhundert geradezu ein Ausfuhrort für Grabdenkmäler und handwerksmäßige Steinmetzarbeit bis tief nach Frankreich hinein. Der bekannte deutsche Kunsthistoriker Waagen, der erste Direktor der Berliner Gemäldegalerie, hat schon in den vierziger Jahren als Erster auf die Bedeutung dieser Bildhauerschule aufmerksam gemacht. Er glaubte sogar, daß auch die flämische Malerei der van Eycks von dieser Schule beeinflußt wurde, insbesondere aber Roger van der Weyden, der hier in Tournai geboren ist. Viele Reste dieser Bildhauerschule, die durch Jahrhunderte sich fortsetzte, finden sich heute noch in Tournai; die Vorhalle der Kathedrale birgt eine Reihe von Bildhauerarbeiten in drei Reihen übereinander, aus ganz verschiedenen Epochen. Klarer kommt die Kunst — die freilich immer etwas Handwerksmäßiges behält — in verschiedenen Grabdenkmälern aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert zum Vorschein, die zum Teil einen über das archäologische Interesse hinausgehenden künstlerischen Eindruck erwecken. Freilich an ein so erstaunliches Werk wie das Bronzetaufbecken in Lüttich reichen sie nicht heran. Noch früher und von ganz außerordentlichem Interesse für den Kunstforscher sind die Skulpturen an der sogenannten Porta Mantille, die in das elfte Jahrhundert gesetzt werden.

Von einer Malerschule in Tournai, die sicherlich schon in früherer Zeit existiert haben wird, ist uns leider nichts erhalten. Berühmt dagegen sind noch heute die keramischen Erzeugnisse Tournais, besonders das Porzellan, das den Turm oder gekreuzte Schwerter mit dem Kreuz als Fabrikmarke zeigt, und das besonders im achtzehnten Jahrhundert sehr gesucht war.

Tournai ist etwa um das Doppelte so groß wie Ypern und spielt demgemäß sowie vermöge einer gewissen industriellen Tätigkeit eine größere Rolle. Es ist aber auch viel nüchterner. Die vielen alten Privatgebäude, die in Ypern mit ihren schönen Fassaden den Straßen ihren Reiz geben, finden sich in Tournai nur in einigen Ausnahmen. Die zwei- oder dreistöckigen Häuser sind reizlos und geben dem Ganzen das Gepräge einer modernen, ziemlich langweiligen französischen Provinzstadt. Auch die öffentlichen Gebäude haben geringere Bedeutung, nur der Belfried, der in der Ecke des spitz zulaufenden großen Marktes steht, ist recht stattlich. Er steht ganz frei da und ist als der älteste in Belgien beachtenswert. Ebenso bieten einige Kirchen, wie z. B. St. Jacques, architektonisch Interessantes.

Aber Tournai besitzt noch etwas ganz Besonderes, etwas, was man in ganz Belgien vergeblich suchen würde, und weswegen es sich allein lohnt, den Abstecher nach Tournai zu unternehmen. Das ist seine mächtige romanische Kathedrale mit dem angefügten gotischen Chor. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, die aber den politischen Verhältnissen entspricht, daß der französisch sprechende Teil von Belgien architektonisch von Deutschland, vom Rhein her, beeinflußt wurde, während der nördliche, flämische Teil in den französischen Bannkreis kam. So ist es vermutlich auch hier gewesen; und die schöne Kirche von Tournai geht in der Anlage auf rheinische, speziell kölnische Vorbilder zurück; denn ursprünglich wird die Kirche kleeblattartig, d. h. mit drei halbrunden Nischen, sogenannten Apsiden, abgeschlossen haben, von denen zwei noch heute die Seitenflügel des Querschiffes bilden, während die dritte mittlere dem erwähnten gotischen Chor hat Platz machen müssen. Sie würde dann im Grundriß in dieser Beziehung St. Maria im Kapitol zu Köln ähneln; doch trennen sie von dieser Kirche wiederum schwerwiegende Unterschiede, so daß auch eine mehr selbständige Ausgestaltung möglich wäre; ein einheimischer Forscher hat sogar auf Beziehungen zur lombardischen Architektur hingewiesen. Diese schwierigen Fragen lassen sich hier nur berühren. Der Bau hat lange Zeit gewährt — vom elften bis zum Beginn des vierzehnten Jahrhunderts, in welchem der neue gotische Chor fertiggestellt wurde. Es macht einen ganz merkwürdigen Eindruck, wenn man aus den kahlen, nichtssagenden Straßen heraus sich plötzlich diesem mächtigen Bau gegenüber findet oder vielmehr einem Teil von ihm, denn er ist stark eingebaut. Schon die dicht gedrängte Masse der Türme in der Mitte ist etwas Ungewohntes, dann die Halb-

Digitized by Google

kugeln des Querschiffes darunter mit den Rundfenstern und Außengalerien, das langgestreckte niedrige Langschiff und auf der anderen Seite der unglaublich hoch wirkende, über Mittel- und Querschiff hinwegragende prächtige gotische Chor — das ist eine Mischung, die frappiert, und von der man, dem ersten Eindruck folgend, nicht weiß, ob man sie mehr verblüffend oder schön nennen soll.

Das ändert sich aber, wenn man durch die zierliche spätgotische Vorhalle, die im sechzehnten Jahrhundert angesetzt ist, und die die interessanten Steinskulpturen der eigentlichen Eingangswand stützt, in das Innere des Domes eintritt. Keine Kirche Flanderns, und Belgiens überhaupt, hat etwas so Feierliches, Ernstes. Gewiß ist es der gotische Spitzbogen, das Immerhöhergehen, das den Gedanken aufsteigen läßt, ihn freier, luftiger, unirdischer macht; aber er verliert sich auch leicht, findet keinen Halt oder bleibt an Einzelheiten haften. Man hat sich etwas satt gesehen daran in den belgischen Kirchen. Der romanische Bogen hat etwas Schweres, er drückt herunter, man bleibt auf der Erde, und doch fügen die weiten Durchblicke in die dunkleren Nebenschiffe durch die doppelt übereinander aufgetürmten Bogenreihen und die unerwarteten Verschiebungen der Gewölbe ein ganz merkwürdiges, phantastisch-mystisches Element hinzu. Dieses schwere und doch bedeutende Gefühl erhöhen noch die vier übereinander lastenden Abteilungen. Die schweren Bogenreihen zu unterst, gleiche Bogen von derselben Höhe und Ausdehnung darüber, dann kleine, runde Blindarkaden mit dunkler Luke — eine Art Triforium — und endlich die Fenster, alles getrennt durch die langlaufenden, horizontalen Gesimse. Die ursprünglich flache Decke, die jetzt einem Gewölbe Platz gemacht hat, gab dann den notwendigen Abschluß. Ganz herrlich sind die Kreuzschiffe, die auch im Stil schon ein wenig vorgeschritten sind; die beiden Halbkugeln wölben sich hier rechts und links nach außen, von einem Säulengang umgeben, zu dem vom Langschiff her doppelte Säulenreihen stoßen, so daß man hineinsieht in eine geregelte Wirrnis von Säulen mit ihren phantastischen Kapitälen — Blumen- und Menschenfratzen. Dann aber öffnet sich der Blick aus all dem Runden und Schweren heraus in etwas Hohes, Helles, Leichtes, in anderem Sinne Phantastisches, in den weiten, hohen gotischen Chor, der durch einen Renaissancelettner von dem Langhaus abgetrennt ist. Hier stört nichts mehr, es überrascht kaum, wie in der Außenansicht. Die ganze romanische Kirche ist gewissermaßen die Vorhalle zu dem Allerheiligsten: das Menschlich-Anbetende in dem Göttlich-Aufstrebenden.

Ein fast melancholischer Glanz ist über diese Städte wie über noch manch andere im westlichen Belgien ausgebreitet, die früher so stolz und so reich dastanden in der Welt. Zu kleinen Ackerstädten oder unbedeutenden Industrieorten sind sie herabgesunken, und der ruhige Betrachter wird nur noch in Einzelheiten — fast nie in der Gesamtstimmung — Schönes und Eigenartiges finden und genießen können. Keine Ruine, aber Überholtes, Veraltetes, wie all diese Städte überholt, veraltet sind! Kommt man aber heraus aus den Städten auf das Land, so sieht man mit Aufatmen, wie wundervoll da alles blüht und wächst, wie schön die hohen Pappeln mit den kahlen Stämmen und der buschigen Krone sich in den Wassern der Lys spiegeln in langen Reihen; wie kräftige Mädchen das derbe Vieh antreiben in ihrem etwas rauhen, aber uns so vertraut klingenden Flämisch; wie die Felder hochstehen und die fetten Wiesen. Man sieht, wie im Herzen des flämischen Landes, mitten unter der Landbevölkerung, Künstler ihre Sitze aufgeschlagen haben, Dichter, Bildhauer und Maler, die die flämische Kunst wieder zu Ehren gebracht haben über ihr eigenes Land hinaus, und wie hier romanische Technik und romanischer Geist mit flämisch-deutscher Hartnäckigkeit und Poesie eine reizvolle und für die Entwicklung der Kunst vielleicht ungemein bedeutsame Verbindung eingehen. So — denken wir — kann auch einmal wieder das ganze Volk durch diese Durchdringung von deutschem Wesen mit französischem Firnis zu einer neuen Kultur durchdringen — einer neuen flandrischen Renaissance!

Digitized by Google

Isolde Kurz

Von Helene Raff

Die Dichterin, der diese Blätter gewidmet sind, gehört zu den zeitlosen Menschen. Unter den Menschen und den Schaffenden jeder Epoche sind der zeitlosen nur wenige: die meisten lassen sich treiben von der Strömung des Tages, bis sie spurlos versinken. Die kleine Zahl derer, die abseits stehen und nicht in den Bedürfnissen des Augenblicks wurzeln — das sind die eigentlich Langlebigen, diejenigen, die, wie Isolde Kurz es ausdrückt, „sich zwar nicht ihrer Umgebung, wohl aber den Jahrtausenden anzupassen wissen".

Die das gesagt hat, soll hier nicht etwa in Gegensatz gestellt werden zu dem, was wir das Moderne nennen. Über Friedrich Nietzsche z. B. hat kaum jemand wahrere Worte geschrieben als sie; an der Frauenbewegung, wie an manchen anderen ganz modernen Bewegungen, nimmt sie sympathischen Anteil. Doch glaubt sie, gleich den Besten aller Zeiten, nicht an eine neue und an eine alte Kunst, sondern an die große, echte, ewig eine. Deshalb gehört sie keiner Schule noch Richtung an. Nur allmählich hat die Schönheit ihrer Dichtung sich weitere Kreise erobert, weil es eben eine Schönheit ist, der man nachklimmen muß auf hohe Gipfel, wenn man ihrer froh werden will. Gleichwohl verbirgt sie sich keineswegs in Dunkelheiten; im Gegenteil ist alles, was aus Isoldes Feder hervorgeht, von seltener Klarheit und Anschaulichkeit. Sie hat verhältnismäßig nicht vieles der deutschen Leserwelt beschert; ihre Produktion war sparsam, da sie nur gab, wozu es sie gebieterisch trieb. Aber was sie mußte, hat sie auch immer gekonnt. Darum hat der Beifall der Berufensten ihr nie gemangelt: von berühmten Kollegen und Literarhistorikern ist auf den Wert ihrer Schöpfungen nachdrücklich hingewiesen worden, lange bevor eines ihrer Bücher die zweite Auflage erlebte. Und wie denn die Einsamen gewöhnlich die Starken sind, hat Isolde Kurz dem äußeren Erfolg niemals einen Schritt entgegengetan, sondern ruhig gewartet, bis der Erfolg zu ihr kam. Durch Abstammung und Erziehung war ihr die schwierige Kunst eigen, unbekümmert um Lob oder Tadel nur den einen Weg zu gehen, den sie als den rechten erkannte.

Isolde Kurz ist in Stuttgart geboren, am 21. Dezember 1853, zur Zeit der Wintersonnenwende. „Ich betrat die Welt beim Sonnensiege", sagt sie mit heiterem Stolze von sich selbst. Ihr Vater war Hermann Kurz, der schwäbische Dichter, dessen Bedeutung für das deutsche Geistesleben zwar stetig mehr, doch noch immer nicht nach Gebühr gewürdigt wird. Ihre Mutter Marie, eine geborene Freiin von Brunnow, war gleichfalls dichterisch veranlagt, überdies begabt mit der feurigsten Empfänglichkeit für alles Große und dem rastlosen Streben, es sich zu eigen zu machen. Ihr ganzes vielgeprüftes Leben lang sind diese Eigenschaften ihr treu geblieben; so hat die ungewöhnliche Frau noch im Greisenalter das Studium der griechischen Sprache aus Begeisterung begonnen. Der Anschauungsweise beider Gatten entsprechend, herrschte im Kurzschen Hause eine geistige Höhenluft: alle Dinge, die nur dem äußeren Menschen und seiner Bequemlichkeit zugute kommen, wurden mit absichtlicher Leichtigkeit und Nichtachtung behandelt. Ebensowenig wurde jenes ängstliche Erziehungssystem geübt, das jedes Abweichen von der geheiligten Regel schon als Unart ahndet und den Kleinen jeden schnurrigen Einfall beizeiten abgewöhnt. Das unablässige Bestreben der Eltern richtete sich vielmehr darauf, die Kinder — außer der Tochter waren es vier Söhne — in völliger innerer Unabhängigkeit und ausschließlicher Ehrfurcht vor den geistigen Gütern der Menschheit zu erziehen. Es ging das um so leichter, als zu Ende der fünfziger Jahre die Familie Stuttgart verließ und ihren Wohnsitz in Obereßlingen bei Eßlingen, später in Kirchheim unter Teck aufschlug. Hier genossen die Kinder ein ungebundenes Landleben, bei dem sie erstarkten und ihr Naturgefühl zeitig erwachte. Der trauliche und doch so sehnsüchtige Reiz der schwäbischen Landschaft nahm von den jungen Seelen Besitz und blieb darin, gleichsam als Unterton, trotz der nachmaligen Entwurzelung. Wie es denn gewiß kein Zufall ist, daß gerade dies auf der Karte so kleine Land, mit der einem faltigen

Digitized by Google

Tuche gleich sich breitenden Rauhen Alb, den wunderlichen alten Städtchen, in denen das Mittelalter noch leibhaft umzugehen scheint, dem deutschen Volke so viele Dichter und Denker geschenkt hat!

In dem Gedichte „Aus der Kindheit" schildert uns Isolde das Glück jener Tage: das Tor, vor dem zwei Maulbeerbäume Wache halten, die Fülle der „grünen Sammetmatten", die hinaufreichen bis zur Wand des Rebenhags, und das Bild des Vaters, der in der Morgenfrühe unbedeckten Hauptes sacht den Garten durchwandelt:

Ein mildes, aber starkes Licht
Geht aus der Augen Ätherbläue.
Ein Lächeln schwebt, als ob er still sich freue
In Geisterzwiesprach', überm Angesicht.
So wandelt er gemach am Wiesensaum
Und ordnet sinnend — er bemerkt es kaum —
An der Stakete, wo sie niederschwanken,
Des wilden Weines fesselose Ranken.

Die Feier dieser Dichterstunde
Zerreißt ein lärmend Kinderheer,
Das plötzlich überm Rasengrunde
In Waffen anstürmt, Speer an Speer;
Voran ein Mädchen mit gelöstem Haar,
Die wild'ste von der ganzen Schar.

Diese Wildeste ist sie selbst, wie sie samt den Brüdern die Kämpfe der Ilias ficht und auf der schwäbischen Scholle Troja neu erstehen läßt. Früh schon war den Kindern von den Eltern die Kenntnis des klassischen Altertums und seiner Dichtung vermittelt worden. Was die Griechen ihrem Leben gebracht haben, darüber äußert sich Isolde Kurz in ihren Aphorismen. „Es treibt mich, allen meinen Wohltätern zu danken. Den Griechen danke ich, wie billig, am öftesten."

Das Kind Isolde hat nie eine Schule besucht; ihre ganze Geistesbildung empfing sie daheim, während die Brüder nachmals in staatliche Lehranstalten eintraten. Eine große Zärtlichkeit verband dies kleine Häuflein Freigeborener untereinander, so wie ein unbewußter Stolz auf die glückliche Mischung des ererbten Blutes ihnen sämtlich gemeinsam war. Daß dieser Stolz in richtige Bahnen gelenkt wurde, dafür sorgte der Vater. Es liest sich überaus anmutig, wie die kleine Isolde, mit der rücksichtslosen Wahrheitsliebe des Kindes, dem Vater eröffnete, daß es ihr eigentlich leid tue, nicht adelig zu sein, wie die Ahnen ihrer Mutter gewesen. Worauf er, weit entfernt zu zürnen, sie lächelnd auf die Vorzüge seiner reichsstädtischen Vorfahren hinwies und ihr so die Ehre des alten kernhaften Bürgertums zum Bewußtsein brachte.

Aber die kleine blonde Amazone, die so gern wilde Knabenspiele mitspielte, war auf der anderen Seite ein nachdenkliches Kind: sie baute Luftschlösser und spann seltsame Geschichten, die sie geheimhielt wie eine verbotene Liebe. Das Dichtererbe kündigte sich an.

In einer wunderschönen Betrachtung: „Es und ich", hat sie niedergeschrieben, wie früh „es" in ihr Leben getreten ist. Das „Es", das den Dingen ihren eigentlichen Wert verleiht, das unerreichbar wie das Glück vor den Menschen herschwebt und sie über den Alltag erhebt, indem es die höchste Sehnsucht in ihnen wach erhält. Der Wohllaut eines fremd klingenden Wortes erregte eine Fülle von Vorstellungen in ihr, und der hölzerne Löffel, den sie der Küche entnommen, wurde zum Zauberstab, weil er zur Einrichtung des Hüttchens gehörte, das sie sich und dem Lieblingsbruder versteckt im Garten bauen wollte.

Im Jahre 1863 mußten die Kinder ihr Freiheitsland gegen Tübingen vertauschen, wo Hermann Kurz das Amt eines Unterbibliothekars an der Universität erhielt. Es hatte das Ansehen eines Glücksfalles, aber es kam als solcher zu spät. Ein Nervenleiden, die Folge langen fruchtlosen Ringens, stellte sich bei Kurz heraus, das von da an, die ganze Tübinger Zeit hindurch, mit vorübergehenden Pausen den Dichter heimsuchte und seine Kraft zermürbte. Am 10. Oktober 1873 erlag er, geschwächt wie er war, einer akut hinzutretenden Herzerkrankung — das „milde, starke Licht" seiner Augen, wie die Tochter es liebend genannt, erlosch für immer.

Die verwaiste Familie blieb vorerst noch in Tübingen wohnen; ihre Lebensumstände waren keineswegs glänzend. Obenein fühlte sie sich beengt durch die geistigen Beschränkungen, die der damalige Ton der württembergischen Kleinstadt ihr auferlegte. Namentlich das junge Mädchen hatte viel darunter zu leiden; ohne sie eigentlich zu kennen, mißbilligte man nicht ihre einzelnen Handlungen, nein ihr ganzes Sein — auf die bloße Tatsache hin, daß sie eine vom Gewöhnlichen abweichende Erziehung empfangen hatte.

Was Isolde Kurz (im Nachruf an ihren Bruder Edgar) über ihre Mädchenjugend

Digitized by Google

inmitten der spießbürgerlichen Umgebung sagt, erweckt im Leser die Vorstellung, als sähe man einen großen, zum Aufrechtwandeln geschaffenen Menschen sich gebückt in Räumen bewegen, die für ihn zu niedrig sind. In solchem Falle ist Anstoßen unvermeidlich — häufiges Anstoßen aber pflegt auf feinfühlige Naturen verschüchternd zu wirken und sie zu herbem Sichzurückziehen zu veranlassen.

Vorübergehend weilte Isolde zum Besuch in München, wo sie in Beziehung zu ihres Vaters ehemaligen Freunden trat: zu Paul Heyse, Wilhelm Hertz, der Familie von Hornstein, der Witwe des Kunsthistorikers Julius Braun, dem Maler C. Willich und anderen. Nach den Erinnerungen der Genannten war sie in jener Zeit das Urbild eines blonden, lichthäutigen Schwabenkindes, von Körperformen weich und kraftvoll — eine echte Weibesgestalt, auf der ein ernstes, junges Antlitz mit hellblickenden Augen und trotzigen Lippen thronte. Doch reichten solche Besuchswochen nicht hin, um das Unbefriedigende ihres gewöhnlichen Zustandes wettzumachen; ihr Dasein bedurfte einer größeren, vollkommeneren Umgestaltung.

Im Jahre 1877 siedelte die Familie Kurz endgültig nach Florenz über, der Stadt, die dann allen zur zweiten Heimat und für ihre Entwicklung ausschlaggebend wurde. Den Anstoß zu diesem bedeutsamen Schritte gab die schwer erschütterte Gesundheit des jüngsten Sohnes, Balde (nach Garibaldi genannt), die ein Versetzen in mildere Lüfte notwendig machte. Tatsächlich fristete der Aufenthalt im Süden sein Leben noch geraume Zeit, während das eigentliche Leben der übrigen dort erst seinen Anfang nahm. Dem ältesten Bruder Edgar, der Mediziner war, eröffnete sein ungewöhnlicher ärztlicher Scharfblick rasch eine glänzende Praxis, wie kein Deutscher zuvor sie in Florenz besessen hatte. Der jüngere Bruder Erwin, ein begabter Bildhauer, fand seinen Meister und sein Vorbild in Adolf Hildebrand, der ihn in sein Atelier aufnahm. Die Schwester endlich sah eine neue Welt sich auftun in dem Schönheitsglanze, der sie umgab, dem Sonnenreichtum des Landes, wo jeder Stein von einem gewaltigen Abschnitt der Menschheitsgeschichte Zeugnis ablegt. An den großen Kunstwerken der Vergangenheit konnte sie sich zurückfühlen bis zu ihren geliebten Griechen und den letzten Ausläufern des Hellenentums nachgehen unter dem Volke, in dem schon einmal der Genius der Antike seine Wiedergeburt gefeiert hatte. Die Ungebundenheit, mit der der Fremde in Italien lebt, die angestammte Gentilezza der Toskaner entsprach dem Zuge ihres eigenen Wesens; dabei mangelte nicht das deutsche geistige Element, denn im Verkehr mit Künstlern wie Arnold Böcklin und Adolf Hildebrand bot sich ihr vielseitige Anregung. Von Florenz aus durchstreifte sie nach und nach das übrige Italien; häufig weilte sie am Strande des Meeres, in Forte dei Marmi, wo ein Teil der florentinischen Kolonie regelmäßig den Sommer zubrachte. All diese wechselnden Eindrücke fielen in ihre empfängliche Seele wie Saatkörner, denen eine reiche Ernte gewiß war.

Bisher hatte die junge Dichterin sich vorwiegend auf nachschöpferische Tätigkeit beschränkt, indem sie aus fremden Zungen — sie beherrschte vier Sprachen — übersetzte. In der Stille freilich mehrte sich der dichterische Hort; jedes tiefergreifende Erlebnis ward ihr von jeher zum Gedicht. Doch hatte sie stets eine besondere seelische Schamhaftigkeit hierin bewahrt. Als die Mutter, in begreiflichem Stolz auf die so früh sich ankündigende töchterliche Begabung, die Verse der Zwölfjährigen gelegentlich einigen Freunden vorgelesen hatte, war die Folge, daß Isolde längere Zeit überhaupt nichts mehr niederschrieb. Den Kopf voller unaufgezeichneter Gedichte ging sie umher, so wie nach Dürers Worten ein guter Maler „inwendig voller Figur" ist. Diese große Scheu vor unfertigem Heraustreten nahm sie in ihre reifen Jahre hinüber; ihrer aristokratisch veranlagten Natur lag nichts ferner, als den ererbten Namen und die eigene Gestaltungskraft nur schnell zu Erwerbszwecken auszubeuten. Sie wußte, daß man nicht Schriftsteller wird aus Vorsatz, oder weil man Talent dazu hat, sondern in dem Augenblick, wo die Fülle des innerlich Erlebten übermächtig nach außen drängt. Manchen treibt es in jungen Jahren, als Werdenden, hinaus, und er macht die Welt zum Zeugen seines Emporsteigens. Andere verschließen den gesammelten Reichtum in sich, bis sie ihn mit einem Male ausschütten und sprechen können: „Seht, das bin ich, kein Werdender mehr, sondern ein Gewordener."

Zur letzteren Gattung gehört Isolde Kurz. Im Jahre 1888 gab sie ihren ersten Band

Digitized by Google

Gedichte heraus, dessen neu durchgesehene Auflage soeben in Stuttgart bei Cotta erscheint; und nach siebzehn Jahren erst ist ihm ein zweiter gefolgt. Daß sie den dazwischenliegenden Zeitraum nicht ungenützt gelassen hat, daß mithin die neue Sammlung zur früheren sich verhält wie die Erfüllung zur Verheißung, ist selbstverständlich. Aber dennoch tragen jene Erstlinge schon ganz das Gepräge ihrer Persönlichkeit; sie bekunden alle Eigenschaften, die da Kennzeichen ihres Schaffens geblieben sind: die meisterliche und doch niemals zur Glätte sich verflachende Abrundung der Form, die Glut und Stärke des Empfindens, der aber immer ein ordnender Denkergeist gegenübersteht. Das dichterische Wesen Isoldes hat sich späterhin wohl vertieft und erweitert, verändert hat es sich nicht.

Isolde Kurz.

Natürlich herrscht im Erstlingsbande die Liebeslyrik vor. In allen Tonarten, von wehmütigem Ernst bis zu schalkhaftem Getändel, klingt das Lob der alles überwindenden Liebe; die Perle der Sammlung aber bildet der Zyklus „Asphodill" — eine Klage um verlorenes Glück, wie sie erschütternder von keiner Frau gedichtet worden ist. Vor allem das eine, herzbewegende „Die erste Nacht":

Nun kommt die Nacht, die erste Nacht im Grab.
O, wo ist aller Glanz, der dich umgab?
In kalter Erde ist dein Bett gemacht,
Wie wirst du schlummern diese Nacht?

Isolde Kurz hat einmal gesagt: „Jeder Stoff, der von der Poesie berührt wird, verwandelt sich aus dem Einmaligen ins Absolute. Die Totenklage, die dem geschiedenen Freund gedichtet wurde, gilt bereits dem Freund nicht mehr, sondern allen Gestorbenen und allen, die noch sterben werden." Auf ihre eigenen Totenklagen trifft das zu. Das allgemeine Menschenlos, die Geliebtesten in die Erde betten zu müssen, spricht so mächtig daraus zu uns, daß wir mit der Dichterin trauern — um uns selber. Und wie ihr Empfinden rein und unmittelbar uns berührt, so bedeutet die Form, in die sie es gießt, eine Wohltat für ein künstlerisch geschultes Ohr. Denn diese Freie und Leidenschaftliche, anstatt genialisch sich den Zügel schießen zu lassen, übt die strengste Selbstzucht, sie ruht nicht, bis Wort und Inhalt in eins verschmolzen sind. Sie begnügt sich nicht mit Gestammel, läßt niemals den Gedanken dem Verse zuliebe sich verrenken. Ohne je ins Gesuchte oder Verkünstelte zu verfallen, erreicht sie es, ihre allerpersönlichste Sprache zu reden.

Das gilt, wie schon gesagt, im erhöhten Maße von den „Neuen Gedichten", die Isolde Kurz 1905 herausgegeben hat. Ihre Ausdrucksfähigkeit ist hier auf dem Gipfel angelangt, ihre Anschauung noch größer, allseitiger geworden. Nur waltet im ganzen ein anderer Grundton darin als in den ersten Gedichten; wenn in jenen die Lenzstimmung vorherrscht, das Werden und Blühen, sei es auch unter Stürmen, so haben die neuen etwas von der großartigen, ernsten Farbenpracht des Herbstes. Daß es Herbst geworden ist, fühlt sie selber und spricht es aus:

Laß mich, denn mein Herz ist ohne Pochen,
Weil das Glück zu lang für mich gezaudert.
Blumen hast du für mein Haar gebrochen,
Während Frost mir durch die Seele schaudert.

Die Freude, die zu empfangen sie sich ehemals täglich geschmückt hat, ist ihr vorbeigegangen, gerade ihr, die für ein ganzes Weibesschicksal geschaffen war.

Nicht ereilen
Kann ich dich, und jagt' ich hundert Meilen.
Vor mir her wie blauer Dunst der Ferne
Schwebt das Glück und schwindet in die Sterne.

Deiner harrend,
Trug ich Gluten, saß vor Kälte starrend.
Winter ging und Sommer; wie mein heißes
Herz sich still verzehrte, keiner weiß es!

Vielleicht nachdem dies Herz lange zu schlagen aufgehört hat, wird derjenige erscheinen, dem es sich so gern zu eigen gegeben hätte, und auf den sie ein Leben hindurch umsonst gewartet hat. Ihn dann zu grüßen, sendet sie ihre „geflügelten singenden Boten" aus und fragt sich, ob er sie erkennen wird aus den wenigen Worten, die für ihn gesprochen waren.

Hoffen ist Wahnsinn — ich hoff' es doch.

Doch sind keineswegs sämtliche Gedichte des Bandes auf diesen Klang entsagender Schwermut gestimmt. Dazu empfindet die Dichterin sich zu sehr als Teil eines großen Ganzen; ihrer gereiften Frauennatur ist nichts Menschliches fremd. Wie sie sich in Glückliche zu versetzen weiß, dafür zeugt das keusch-innige „Brautlied"; ebenso hat sie Worte heißen schwesterlichen Erbarmens mit denen, die ruhmlos im Kampfe des Lebens fallen, oder von denen der Tugendstolz der Ungeprüften sich verächtlich abwendet. Beispielsweise die ernsten Verse „An K. St." sowie das Gedicht vom „Fahrenden Fräulein", eines der ergreifendsten der Sammlung. Daneben stehen, ein sonniger Gegensatz, reizende Kinderlieder, die Ergüsse zärtlicher Tantenliebe, und launige Scherzgedichte. Wie alle, die den Streit mit der Welt und sich selbst siegreich durchgefochten haben, verfügt Isolde Kurz über einen feinen, liebenswürdigen Humor, der golden unter dem Ernst hervorschimmert. Die zwischen der Lyrik verstreuten Balladen und Gedichte historischen Charakters überragen die des ersten Bandes bei weitem, vorab das zweiteilige „Renaissance". Auch ein paar wirkliche Renaissancedichtungen — das Bacchoslied des Lorenzo Magnifico und eine Kanzone von Poliziano — reihen sich den eigenen Schöpfungen Isoldes an, so vollendet übertragen, wie es sonst nur Paul Heyse, der in welscher Übersetzungskunst Unerreichte, vermag. Von hoher Schönheit und Festlichkeit ist der Nachruf an Arnold Böcklin, der den geschiedenen Meister feiert, als hingegangen zu der stillen Insel —

... wo alles Erdenlebens Drang und Fülle
Nur als Musik noch in den Wipfeln schwebt.

Diesem ähnlich an Glanz und Wohllaut sind „Sonnendienst", „Schau, die tiefen Täler dunkeln", „Purpurne Abendröte". Es tönt daraus wie jauchzende Lebensbejahung, wie Freude, die aus Kraft entspringt, so daß der Eindruck einer wunderbaren Befreiung dem Leser zurückbleibt.

Die lange Pause zwischen Isolde Kurz' beiden Gedichtbänden hat der Betätigung auf epischem Gebiete gehört. Anfänglich hatte die Dichterin gewähnt, daß prosaische Darstellung ihr versagt sei; am Krankenbette des jüngsten Bruders, für den sie ihre Geschichte „Die goldenen Träume" ersann, ward sie sich der Stärke ihrer erzählerischen Begabung bewußt. Obschon man die Phantasien und Märchen, das nächste, was sie nach dem Erscheinen ihres ersten Gedichtbandes veröffentlichte, nicht als Erzählungen im bräuchlichen Sinne ansprechen kann. Eher als Gedichte in Prosa. Es ist, wie wenn man am Fenster sitzt, durch das der Mond hereinscheint, und sich von einer gedämpften, süßen Stimme einlullen läßt mit all den wunderbaren Geschichten: vom „Geborgten Heiligenschein", von den „Goldenen Träumen", dem „Leuchtkäfer, der kein Mensch werden wollte", und wie sie sonst heißen. Das Büchlein hat geringen Umfang im Verhältnis zu dem Reichtum von Erfindung und dichterischer Kraft, der darin ausgegossen ist. Doch wirken die „Phantasien" nicht hierdurch allein, sondern mindestens ebensosehr durch die Sprache, die klangschön und farbenschimmernd dahinrauscht wie das Märchen selbst. Die Prosa von Isolde Kurz ist ihren Versen ebenbürtig: ein deutscher Stil, wie er nur wenigen zu schreiben beschieden ist.

Die Gedichte wie die „Phantasien" hatten ihrer Verfasserin einen ernsten Erfolg eingebracht. Kein Sehender konnte sich der Erkenntnis verschließen, daß hier eine dichterische Begabung echtester Art auf den Schauplatz trat. Und diese Erkenntnis ward in glorreicher Weise bestätigt, als im Jahre 1890 Isoldes erster Novellenband erschien, die „Florentiner Novellen" (Stuttgart, Cotta).

Digitized by Google

Der Kunst sind tausend Jahre wie ein Tag. Denn da sie das Ewige aus den Dingen herauszugestalten bestrebt ist, kommt ihr im Grunde nichts darauf an, ob sich dies Ewige an den Menschen des sechzehnten oder denen des zwanzigsten Jahrhunderts offenbart. Längstvergangenes wird ihr im höchsten Sinne lebendig — wenn der Künstler das belebende Zauberwort besitzt. Bei den „Florentiner Novellen" ist dies der Fall. Vier Erzählungen enthält der Band; und wer sie gelesen hat, darf sagen, daß er das Florenz der Mediceer, das Florenz Savonarolas kennt. Es ist alles darin: der Waffenlärm des Bürgerkrieges zwischen Popolanen und Adelsgeschlechtern, die schöngeistigen Bestrebungen der Humanisten, der von Kunst und Sinnenfreude durchglühte Karneval unter Lorenzos Herrschaft, auf den die Erscheinung des großen Bußpredigers wie ein strenger Aschermittwoch folgt. Den Beschluß macht „Anno Pestis", eine Liebesepisode, ganz eingehüllt in Schönheit und Todesgrauen. Sie liest sich in ihrer Knappheit wie das Werk eines alten italienischen Novellisten; auch ihre drei Vorgängerinnen sind sämtlich Novellen des älteren epischen Stils. Isolde Kurz vertritt überhaupt die Ansicht, daß die Novelle ihre einfache anekdotische Grundform nicht verlieren dürfe — „man muß den mündlichen Erzähler noch durchfühlen". Doch offenbart sich die Sicherheit ihres Kunstempfindens darin, daß ihren Gegenwartsschilderungen der antikisierende Hauch mangelt, der den „Florentiner Novellen" solche Echtheit verleiht. Die „Neuen italienischen Erzählungen" z. B. sind ungleich moderner als jene. Sie handeln teils vom heutigen italienischen Volke, teils von den mancherlei seltsamen Käuzen, die als Eingewanderte auf südlichem Boden leben, wie der allzu brave Kopist Paul Andersen in „Schuster und Schneider" oder der platonische Liebhaber und Kunstfreund Baron Tempe. Auf solche tragikomische Schicksale folgt das schaurig-schwüle Traumbild „Mittagsgespenst" und das im besten Sinne realistische Sittengemälde „Die Glücksnummern". Es muß jemand einen Volksschlag schon bis in alle kleinsten Regungen kennen, um einen Typus hinzustellen wie diesen Pietro Pampaloni, der sich und die Seinigen der fixen Idee des Lotteriegewinnes wegen zugrunde richtet, ihnen aber doch schließlich das ersehnte Wohlleben schafft — durch die Nummern, die er auf dem Totenbette ihnen angibt. Die Hauptnovelle des Bandes ist die von der kleinen „Pensa", die an einer verhängnisvollen Liebe sowie an den schlimmen Ratschlägen einer „Sonnambula" zugrunde geht, und deren Geschick uns so schlicht und rührend anmutet wie die Leidensgeschichte eines Kindes.

Im Laufe der Jahre sind den ebengenannten drei weitere Novellenbände gefolgt: „Frutti di Mare", „Von dazumal", „Genesung". Sie tragen sämtlich den gleichen Stempel reifer Erzählungskunst und tiefgehender Seelenschilderung, so verschieden an Ton und Inhalt sie sind. Ein köstliches Beispiel von Selbstverspottung einer Novellistenphantasie ist „Der kleine Schuh" in den „Frutti di Mare". Die Novellen der zwei anderen Bände spielen größtenteils auf deutschem Boden, wohin auch die Dichterin selbst alljährlich besuchsweise zurückzukehren pflegte. Hauptsächlich „Von dazumal" (Berlin, Paetel) enthält lauter Kleinstadtgeschichten, stille Geschichten aus engen Lebenskreisen. Wie ein Schleier liegt es über ihnen; es ist, als habe die Dichterin sich auf die Farbtöne der Heimat gestimmt, die ihr blaß erscheinen mochten im Vergleich zu der reichen, südlichen Welt, die nun die ihrige war. Überall ist der innere Vorgang, der sich unter der Oberfläche der Alltäglichkeit verbirgt, wunderbar fein beobachtet — aber die Feinheit überwiegt die Kraft. Von manchen ist der schwermütige Grundzug, der durch die deutschen Novellen geht, als Heimweh oder als ein Tribut an die deutsche Empfindsamkeit gedeutet worden — ich meinesteils erkläre mir ihn dadurch, daß sich mit dem Betreten heimischen Bodens zu viel schmerzliche Erinnerungen für die Verfasserin verbanden. Es ist kennzeichnend, daß die Helden des Buches, wie z. B. „Nachbars Werner" und das alte Fräulein Gutbrot, unverstandene, von ihrer beschränkten Umgebung grausam geschädigte Wesen sind. Isolde Kurz kann nicht vergessen, daß des Lebens eigentlicher Wert sich in der sonnigen Wahlheimat ihr erschlossen hat. Und sie beruft sich gelegentlich selber darauf, „daß der Zug nach dem Süden, dem Lande der Form, ein nationaler Zug ist. Das hellenisch-römische Formgefühl gewinnen, es mit dem tiefen prophetischen Geiste des Germanentums durchdringen, das ist und bleibt die Kulturaufgabe

der Deutschen." Unnötig, darauf hinzuweisen, wie viele vor und nach Goethe diesen Standpunkt teilten! Überdies bietet die unbefangene Art, mit der der Italiener in jeder Lebenslage — weit mehr als der Deutsche — sein Inwendiges nach außen kehrt, der dichterischen Betrachtung ein besonders reiches Feld. Ein Kind dieses Volkes ist denn auch die Heldin von Isolde Kurz' eigentlicher Meisternovelle „Unsere Carlotta".

Das Grundmotiv von „Unsere Carlotta" bildet die ewige Sehnsucht des Weibes nach der Mutterschaft. Die Novelle erschien zuerst (in Cottas Musenalmanach) 1897, also bevor jenes Motiv zu einer ganzen, oft sehr wild sich gebärdenden Literatur den Anstoß gab. Carlotta, das schöne, ernsthafte Landmädchen, schwankt zwischen der Leidenschaft zu einem glänzenden Herzensbrecher, der sie nicht heiraten will, und der Werbung eines sogenannten Ehrenmannes. Endlich „fliegt" sie mit dem, der ihr ein sicheres Nest für ihre Jungen verspricht — sie entscheidet sich nach schwerem Kampfe für den soliden Freier, und um sich jeden Rückweg abzuschneiden, gibt sie sich ihm noch vor der Hochzeit. Die Folgen erfüllen sie nicht mit Schreck, sondern mit freudiger Zuversicht; sie weiß gewiß, den Vater ihres Kindes wird sie lieben können. Aber nun zeigt dieser sein wahres Gesicht: er leugnet sich von ihr und dem noch Ungeborenen weg, beschimpft sie auf die niedrigste Weise und löst das Verlöbnis. Da weiß die Unglückliche ihre befleckte Ehre nicht anders reinzuwaschen als in seinem Blute — sie tötet ihn.

Es liegt nahe, sich zu vergegenwärtigen, was viele andere Schriftsteller, vornehmlich Schriftstellerinnen, aus diesem Stoffe gemacht haben würden. Dann erst würdigt man ganz, was Isolde Kurz daraus geschaffen hat. Von allem Krankhaften, allem überflüssigen Breittreten des Natürlichen hält ihre Darstellung sich frei; nicht einen Augenblick verliert Carlotta die Sympathie des menschlich fühlenden Lesers. Auch keine Prinzipienfrage ist in der Novelle aufgeworfen. Groß und einfach, einer antiken Tragödie vergleichbar, rollt das Geschick der armen Heißblütigen sich vor unseren Augen auf: ein Stück Menschheit, geläutert durch die Kunst.

Der warmfühligen Frau lauert stets, noch mehr als dem Manne, die Gefahr zur Seite, daß ihr Temperament sie die weise Selbstbeschränkung vergessen läßt, deren ein Schaffender bedarf. Angesichts so mancher Leistung hochbegabter Frauen beschleicht uns Bedauern darüber, daß ihr Kunstverstand dem weiblichen Empfinden nicht die Wage gehalten hat. Wie ihnen im Leben leicht die Liebe als das einzig Wichtige und alles andere als nebensächlich erscheint, so betonen sie die erotischen Vorgänge auch im Kunstwerk oft so stark, daß der höhere Gehalt darunter leidet. Ein Mann, sei er noch so temperamentvoll, wird niemals sämtliche Lebens- und Geisteswerte über der Schwelgerei im Erotischen vergessen. Isolde Kurz, so wenig sie Anspruch auf männliche Wesensart erhebt, teilt diesen Vorzug. Sie ist nicht bloß Geschlechtswesen, sondern zugleich Kulturmensch und steht über den Dingen, nicht in ihnen.

In neuerer Zeit hat sie denn auch ein Gebiet betreten, das dem Kulturhistoriker vorbehalten schien. Im allgemeinen wohnt ja den Dichtern schwäbischer Abstammung ein Nebensinn für exakte kritische Forschung inne. Gerade bei Hermann Kurz, dem Vater Isoldes, ist er stark ausgeprägt — das findet bestätigt, wer sich der genauen und scharfen Schilderung von Zeitsitten, Rechtspflege usw. in dessen Roman „Der Sonnenwirt" entsinnt. Die Tochter ähnelt ihm hierin; ihr Buch „Die Stadt des Lebens" beweist das.

Von den Tausenden, die alljährlich nach Florenz pilgern, pflegen gar viele bereits „Die Stadt des Lebens" neben dem ominösen rotgebundenen Reisehandbuch mit sich zu führen. Denn sie besitzen an ihr, was kein Handbuch zu bieten vermag: den genius loci von Florenz. In diesem Buche hat die Dichterin sich wieder ihrer ersten Liebe, der florentinischen Renaissancezeit, zugewendet, einer Liebe, die überhaupt den nicht wieder losläßt, der sich ihr einmal ergibt. „Le temps revient" — dieser Wahlspruch Lorenzos dei Medici erhält etwas Prophetisches, angewendet auf jene Zeit, die schöpferisch weiterwirkt durch die Jahrhunderte und stets von neuem aufersteht, in der Gegenwart mehr denn je. Ob diese Tatsache aus wirklicher Geistesverwandtschaft entspringt — von mancher Seite wird ja behauptet, wir lebten in einer neuen Renaissance — oder, gerade umgekehrt, aus dem neidvollen Gefühle eines starken Gegensatzes, vermag erst die Nachwelt zu entscheiden. Jedenfalls enthält „Die Stadt des Lebens" ihn in Wahrheit, den

Digitized by Google

Geist jener schreckensreichen und doch wundervollen Zeit.

Die fünf historischen Abhandlungen, die das Buch vereinigt, beweisen deutlich, wie verwandt im Grunde die Aufgabe des Historikers der des Künstlers ist, und was werden kann, wenn ein echter Dichter mit dem Griffel des Historikers zeichnet. Er läßt die großen Schatten derer, die für uns sonst nur ein Name sind, von seinem Blute trinken — da ersteht vor uns ein Mensch mit all den kleinen Wesenszügen, die das Sinnfällige an einem Bilde ausmachen. Und über die Kluft der Jahrhunderte hinweg, die uns von dem Toten trennt, lesen wir in seiner Seele, glauben zuletzt, ihn persönlich gekannt zu haben. Le temps revient!

Namentlich bei der Schilderung des Mediceers Lorenzo und seines Musenhofes hat Isolde Kurz die Magie der Wiederbelebung in einem Grade geübt, daß eine geistreiche Freundin der Dichterin die lächelnde Äußerung tat, Isolde sei wohl in Lorenzo verliebt. Ein Scherz, dem eine tiefe Wahrheit zugrunde liegt; denn einem Ausspruch Schillers zufolge wäre ja „jede Dichtung nichts anderes als eine enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpf unseres Kopfes." Warum soll diese reizvollste Täuschung nicht in bezug auf solche, die gewesen sind, auch stattfinden können? Zumal wenn der Vergangenheit die Gegenwart in der Weise zu Hilfe kommt, daß der Biograph eines Verstorbenen täglich die Stätten betritt, wo jener gewandelt, stets das Volk vor Augen hat, aus dem er ihn sich gleichsam rekonstruieren kann.

Zwei schwer empfundene Schicksalsschläge waren es, die die Dichterin veranlaßten, für ihre Nächststehenden zu tun, was sie für zeitlich und räumlich Entfernte getan hatte. In rascher Folge entriß der Tod ihr zwei der Brüder: Edgar und Alfred, beide Ärzte, der erste in Florenz, der zweite in Venedig. Jedem von ihnen hat die Schwestertreue einen von Liebe und Schmerz verklärten Nachruf gewidmet, worin sie das Bild ihrer Verstorbenen den Überlebenden festzuhalten sucht. Namentlich der Lebensabriß ihres Lieblingsbruders Edgar, des in einem Jahre mit ihr Geborenen, atmet hinreißende Wärme und Überzeugungskraft. Ein kürzerer ist als Einleitung seinen von ihr herausgegebenen Gedichten vorangestellt, und in ihren eigenen „Neuen Gedichten" sind unter dem Titel „Edgar" drei der schönsten vereinigt, von denen das letzte schließt:

Bruder, dein Tag war kurz und schön,
Kurz der Kampf und das Leiden.
Besseres könnt' ich mir nicht erflehn,
Als auf des Lebens gewonnenen Höh'n
Siegend wie du zu scheiden.

Während der Zeit tiefer Trauer um ihre Verstorbenen legte die Tätige die letzte Hand an die Sammlung ihrer „Aphorismen", die 1905 (München, G. Müller) erschienen sind. Aphorismen sollten bekanntlich nur von solchen niedergeschrieben werden, die Zeit gehabt haben, zu leben und über das Leben zu denken. Einem kurzen Satze bedeutsamen Inhalts merkt man es eher an als einer ganzen Geschichte, ob er aus innerem Erleben entstammt oder am Schreibtisch zusammengeklügelt ist. Die schönsten und wahrsten Aphorismen, die jemals aus einer weiblichen Feder geflossen, sind die von Marie von Ebner-Eschenbach, der weisen und gütigen unter den modernen Schriftstellerinnen. Darum liegt schon alles darin, wenn ausgesprochen wird, daß die von Isolde Kurz jenen an Wert nicht nachstehen. Sie sind freilich sehr verschieden von ihnen, der Form wie dem geistigen Gepräge nach. Die Ebner hat sich auf knappe Sätze beschränkt; mit wenig Worten sagt sie, was sie zu sagen hat. Hier und da tut Isolde Kurz das auch. Daneben aber widmet sie bisweilen der Ausführung eines Gedankens anderthalb Seiten oder mehr. Desgleichen ist die Wesensart beider Frauen entgegengesetzt: milder, mütterlicher sieht Marie Ebner die Dinge, kühner und herber stellt sich Isolde Kurz zu ihnen. Man möchte sagen: die eine ist mehr konservativ, die andere mehr radikal. Was sie trotzdem gemeinsam haben, ist die Größe der Anschauung, das Klare und Hohe der Lebensauffassung, ferner die unfehlbare Sicherheit, für jeden Gedanken den treffendsten Ausdruck zu finden. Die „Freude am blanken, schön ziselierten Wort", die Isolde Kurz ihren geliebten Florentinern nachrühmt, besitzt sie selber in hohem Grade. Dafür hier einige Beispiele:

Wahrhaft großes Empfinden zeigt sich nicht darin, daß man sich ausschließlich mit großen Dingen beschäftigt, sondern daß man auch das Kleinste dem Großen anzugliedern weiß.

Digitized by Google

Aufgabe der verfeinerten Selbſucht: ſo viel Schmerz wie möglich aus der Welt ſchaffen, alles Lebende in ſeinen Egoismus einſchließen. Wer Glück zerſtört, wer die Laſt des Jammers auf der Erde vermehrt, der darf nicht hoffen, daß der Luftdruck über ſeinem eigenen Haupte geringer werde.

Auf törichte Wünſche wartet zuweilen eine grauſame Strafe: ihre Erfüllung.

Nichts charakteriſiert den Menſchen mehr als das, wofür er niemals Zeit findet.

Zur Menſchenkenntnis gehört nichts als ehrliche Selbſtbeobachtung. Kennt man ſich ſelbſt, ſo kennt man alle Menſchen, die guten wie die ſchlechten.

Alles Erlebte iſt ſo vieldeutig, daß dem Dichter ſein eigenes Lebensſchickſal genügt, um alle erdenklichen Lebensgeſchicke daraus zu formen.

Die menſchlichen Vorurteile ſind wie jene biſſigen Hunde, die nur den Furchtſamen angreifen.

Das ſind nur wenige Proben aus dem Gedankenſchatze des Buches. Als eine Art poetiſchen Vorworts ſteht das Gedicht „Im Zeichen des Steinbocks“, das dem Bande den Namen gibt, und in dem die Dichterin das Sternbild, unter dem ſie geboren worden, gewiſſermaßen zu ihrem geiſtigen Banner erhebt. Denn der Steinbock, der König der Berge, der nur in reinen Alpenlüften gedeiht, iſt ein Sinnbild derer, die die Sonnennähe gleichfalls der Dumpfheit der Niederungen vorziehen. Iſolde Kurz möchte die anderen mit ſich emporheben, ihnen helfen, die Mühſal der Erde abzuwerfen. „Nennt euch der Sonne Kinder, und ihr ſeid's!“ ruft ſie ihnen zu. Die Sonnenkindſchaft beſteht darin, daß unſere Seele dahin gelangt, von oben auf Gutes und Böſes niederzuſchauen, gleich dem leuchtenden Himmelsauge, und auch aus vorüberziehenden Nebeln ſiegreich hervorzugehen. In dieſem Sinne iſt Iſolde Kurz ein Sonnenkind. Jedes Erlebnis, ſogar jeder Schmerz hat ſie innerlich bereichert, indem er neue Seiten ihres Weſens erſchloß; und abgeſehen von den Lieben, die das Geſchick ihr noch gelaſſen hat, ſtehen die zwei großen Tröſter ihr zur Seite: Kunſt und Natur. Abwechſelnd weilt ſie mit der greiſen Mutter in München, wo ihr nunmehr einziger Bruder, Profeſſor Erwin Kurz, an der Kunſtakademie als Leiter der ehemals Rümannſchen Bildhauerklaſſe wirkt — oder in Forte dei Marmi, ihrem alten Tuskulum. Dort hat ſie ein kleines Häuschen nebſt Grundſtück erworben und ſchrieb gelegentlich einer Freundin: „Ich habe ſechs Wochen dazu verwandt, unſeren Garten umzugraben und anzupflanzen; und ich glaube, die Arbeit hat mir eine Badekur erſpart.“

Vor wenigen Monaten nun iſt ihr jüngſtes Werk erſchienen: die Lebensbeſchreibung ihres Vaters Hermann Kurz (G. Müller, München). Unter vielen Hemmniſſen, äußeren ſowie innerlichen, zu Ende geführt, ſtellt es in ſeiner Vollendung ſich doch als ein einheitliches geſchloſſenes Ganze dar, das alle Vorzüge ſeiner Verfaſſerin aufs neue bewährt. Nicht eine literarhiſtoriſche Arbeit wollte ſie damit geben, ſondern des Dichters menſchliche Erſcheinung, ſeinen Einfluß auf die Umgebung und deren Wirkung auf ihn für die Kommenden feſthalten. Wie um den Helden einer epiſchen Dichtung ſcharen ſich um ihn, meiſterlich geſchildert, die Geſtalten ſeiner Nächſten und Liebſten, ergänzen ſein Bild, ohne es zu verdecken. Und da die Geſchichte des Elternhauſes ſtets zugleich eine Art Autobiographie iſt, legt dies Buch das klarſte Zeugnis ab dafür, wie verwandt der Tochter Weſen dem des Vaters ſich fühlt, wie ſein Beſtes in ihr urmächtig weiterlebt. Ein wenig ſchmerzt es ſie wohl, dies Beſte nicht ihrerſeits einem geliebten Weſen weitergeben zu können; das geſteht ihr Gedicht „Das Lämpchen“:

Ein Lämpchen wandert
In unſerem Stamme.

An langer Leiter
Reicht es dem Vater
Der Ahn herunter. —

Es brennt und funkelt
Noch unverdunkelt,
Und dennoch weiß ich:
In meinen Händen
Mußt du verenden,
Du ſchönes Licht!

Der Tag aber, da das ſchöne Licht in den Händen dieſer Schaffensfrohen, Schaffensberechtigten erliſcht, möge noch lange fern ſein!

Digitized by Google

Die Ansiedlungsgebiete Deutsch-Ostafrikas

Von Generalleutnant z. D. E. von Liebert

Langsam, langsam erschließt sich das tropische Afrika der europäischen Kultur. Eine ganze Reihe wichtiger Artikel (Kakao, Kaffee, Hanf, Kautschuk, Baumwolle) werden auf deutschen Pflanzungen durch die Arbeit der Eingeborenen erzeugt und gelangen auf den Weltmarkt. Daneben spielen die alten „Naturprodukte", wie Elfenbein, Kopra und andere Ölfrüchte, Häute und Felle, wertvolle Hölzer, Gerbrinde, auch eine recht bedeutende Rolle.

Allmählich aber öffnet sich der spröde schwarze Kontinent mehr und mehr der Eisenbahn, und diese führt den Reisenden schnell in Gebiete, die durch ihre Höhenlage und Gesundheitsverhältnisse dem Europäer Leben, Arbeit und wirtschaftliches Gedeihen sichern. Diese Aussicht weist auf eine ganz neue und große Zukunft Afrikas hin.

Der große schwarze Erdteil ist ein mächtiges Plateau aus Urgestein, er fällt nach allen Seiten in unregelmäßigen Terrassen ab, die von ihm entsandten Ströme bilden Katarakte und Stromschnellen, die sie für die Schiffahrt unbrauchbar machen. Auf die Hochflächen des Innern sind zahlreiche Bergzüge und Berggruppen aufgesetzt, in Ostafrika zeigen sich regelrechte Randgebirge. Breite „Gräben" haben sich gebildet, da, wo die Erdrinde gewissermaßen aufgerissen wurde. Mächtige Vulkane sind an geeigneten Stellen aus dem Erdinnern hervorgebrochen. Diese mannigfaltigen Bergformen weisen sehr verschiedene Höhenziffern auf. Die allgemeine Hochfläche des Innern zeigt am Tanganjika 800 Meter, am Viktoria Nyanza 1200 Meter, bei Tabora 800 Meter, die Grabenwand bei Kilimatinde 540 Meter. Die Utschungweberge in Uhehe steigen bis zu 2200 Meter, ebenso das Ulugurugebirge und Westusambara bis gegen 1700 Meter. Die beiden großen Vulkane aber erreichen im Meruberge 4000 Meter, im Kibo des Kilimandscharo 6010 Meter.

Da nach den neuesten wissenschaftlichen Feststellungen der Erreger der Malaria, der Anophelesmoskito, über 1000 Meter Meereshöhe nicht mehr auftritt, da auch die Tsetsefliege, die Verderberin jedes Viehstandes, sich dort nicht zeigt, so ist in weiten Räumen Innerafrikas nicht nur das Leben des Deutschen mit seiner Familie, sondern auch seine wirtschaftliche Existenz, gegründet auf Getreidebau und Viehwirtschaft, verbürgt. Es lohnt, auf diese für unser Volk so wichtige Aussicht hin die einzelnen Landschaften etwas näher zu betrachten.

Zumeist genannt werden in erster Linie die beiden Usambaragebirgsstöcke, da sie der Küste nahe gelegen und durch eine Eisenbahn mit dem Hafen Tanga in Verbindung gesetzt sind. Ostusambara aber scheidet für Ansiedlungszwecke und Landwirtschaft aus, da seine Berge sich kaum über 1000 Meter Höhe erheben, und da das Land sich in den Händen von Plantagengesellschaften befindet, die den Boden für ihre Zwecke ausnutzen. Westusambara erreicht eine bedeutendere Höhe, die in Kwai und Wilhelmstal angestellten landwirtschaftlichen Versuche haben durchaus befriedigende Resultate ergeben; aber auch hier ist schon viel Boden in festem Besitz, und das Gebirge ist nicht reich an größeren horizontalen Flächen, die zum Getreidebau geeignet sind. Wenn also auch alle natürlichen Bedingungen gegeben sind, so kann hier immer nur Ansiedlung in kleinem Maßstabe stattfinden.

Von den Usambara zunächst liegenden drei Paregebirgsstöcken ist Südpare der wirtschaftlich wertvollste. Hier sind dieselben Verhältnisse wie in Westusambara zu finden. Neben prächtigem Hochwaldbestande, der die tiefgründige Humusschicht verrät, zeigen sich saftige Hochweiden, besonders im Tschomme- und Wudehlande, die das Auge des Ansiedlers auf sich lenken müssen. Auch die Bevölkerung scheint geeignet, sowohl als Hirten wie bei der Landbestellung Verwendung zu finden. Wasser ist ausreichend vorhanden, herrliche Baumfarne deuten in den kesselartigen Einsenkungen auf reichliches Quellwasser. Aber auch hier ist immerhin nur beschränkter Raum, und die Anzahl der hier anzusiedelnden Familien kann nicht allzugroß bemessen werden. Mittel- und Nordpare haben weniger Waldwuchs und mehr kahle, sonnverbrannte Felspartien und Hänge

Digitized by Google

als Südpare, sie werden daher kaum besonders anlockend erscheinen.

Eine ganz andere Rolle spielt das Kilimandscharogebiet. Es ist bekannt, daß der mächtige Bergkegel sich von etwa 1000 Meter aus der Steppe erhebt und an seinen Hängen der Bananen-, der Urwald-, der Strauch- und Farnkraut-, endlich der Schnee- und Eisgürtel sich folgen. Der breite wertvolle Bananengürtel, der bei sehr fruchtbarem Boden Berieselung durch die Gletscherbäche aufweist, ist aber von 120000 Wadschagga dicht besetzt, und damit scheidet der ganze Bergkegel für deutsche Besiedlung aus. Es bleibt das weite Steppengebiet, das guten Boden und ausreichende Bewässerung mit möglicher Berieselung bietet. Hier sind große Flächen zu beliebiger Benutzung je nach der Lage, d. h. zur Viehweide, zum Getreidebau und zu Tropenkulturen (Baumwolle, Hanf, Kautschuk), auszuwählen. Die Kilimandscharogesellschaft hat 20 Quadratmeilen für Pflanzungs- und Siedlungszwecke erworben, eine Anzahl Burenfamilien (an 400 Köpfe) sind dort bereits angesiedelt, deutsche Familien machen sich gegenwärtig ansässig, genug, hier ist das nächste Versuchsfeld für praktische Ansiedlung gegeben. Endlich ist der Schritt vom ewigen Überlegen und Grübeln zum Handeln getan. Leider bleibt auch hier neben allen sonst günstigen klimatischen und Bodenbedingungen ein Übelstand zu erwähnen: das Fehlen des Eisenbahnanschlusses. Bislang ist die nächste Verbindung zur englischen Station Voi an der Ugandabahn auf fünf bis sechs Marschtage vom Ansiedlungsgebiet zu berechnen. Es muß mit allen Kräften die Verlängerung der deutschen Eisenbahn Tanga — Mombo (129 Kilometer) nach Moschi am Fuße des eigentlichen Kegels des Kilimandscharo angestrebt werden (Entfernung Mombo — Moschi 160 Kilometer). Ohne Eisenbahnverbindung wäre eine Ansiedlung größeren Stils im Innern ein totgeborenes Kind, da die Ansiedler schon mit dem Malariabazillus behaftet am Orte ihrer Tätigkeit ankommen würden, und da ihnen auch die Absatzmöglichkeit für ihre Produkte fehlen würde. Vielleicht führt diese einfache Logik einmal ausnahmsweise die ausschlaggebenden Behörden zu schnellem Vorgehen im Eisenbahnbau.

Nächst den Landschaften am Rande des ostafrikanischen Grabens, unter denen Irangi und Iraku neuerdings besonders häufig genannt sind, kommen zu Besiedlungszwecken in erster Linie das Rubeho- und Ulugurugebirge in Betracht, weil diese beiden von der 1907 bis Mrogoro vollendeten und dann sicherlich fortzusetzenden Eisenbahn mit dem Hafen Dar es Salam verbunden werden. Beide Gebirgsstöcke erheben sich weit über 1000 Meter Höhe, sind mit grünen Matten und reichlichem Waldbestande bedeckt und erfreuen sich großen Quellenreichtums. Das Ulugurugebirge, an dessen Nordfuß die Eisenbahn unmittelbar vorüberzieht, ist schon jetzt von den fleißigen Wakami in einzelnen Tälern gut angebaut und mit großer Sorgsamkeit berieselt. Mais und Höhenreis geben hier reiche Ernten. Schon längst ist ein Sanatorium für Europäer, die dem heißen Dar es Salam entfliehen wollen, auf den kühlen Höhen der Uluguruberge geplant. Sobald die erste Lokomotive auf dem Bahnhof Mrogoro pfeift, werden deutsche Ansiedler auf jenen Bergen festen Fuß fassen, denn 220 Kilometer Bahnverbindung mit der Küste sichert dem Vieh und den Bodenerzeugnissen einen guten, dauernden Absatz. Neuerdings ist Dr. Arning in der „Kolonialzeitung" dafür eingetreten, daß der Sitz des Gouvernements in diesen kühlen, gesunden Bezirk des Innern zu verlegen sei und Dar es Salam reine Handelsstadt werden müsse.

Erst wenn die Dar es Salam-Bahn bis Kilossa (80 Kilometer westlich Mrogoro) vorgerückt ist, wird von der Besiedlung des besten und wichtigsten Ansiedlungslandes, des ausgedehnten Uhehehochlandes, die Rede sein können. Gegenwärtig schlummert es noch als Dornröschen 400 Kilometer von der Küste entfernt ohne Verbindung mit dem Meere. Zwischen den Quellflüssen des Rufiji, dem Ulanga und dem Ruaha, breitet sich das Bergland von Uhehe in wechselnder Höhenlage zwischen 1000 und 2000 Meter aus. Im allgemeinen rasenbedeckte, von zahlreichen Wasserläufen durchzogene Hochfläche, ist diese doch wieder von mannigfachen, zum Teil sehr bedeutenden waldigen Bergrücken durchsetzt. Hier tritt — nächst dem Steppengebiet südlich des Kilimandscharo — die breite Fläche in ihr Recht. Hier ist Ackerland, Wiesengrund und Wald günstig verteilt, Klima und Bodenverhältnisse sind für deutsche Land- und Viehwirtschaft geeignet. Die Raumausdehnung des hierfür

Digitized by Google

in Betracht kommenden Landes ist auf mehr als 10000 Quadratkilometer zu schätzen, wovon etwa die eine Hälfte auf Bergland, die andere auf Grasland fällt. Ich habe meinem freudigen Erstaunen über die Schönheit, die Fruchtbarkeit, die gute Bewässerung und das Klima des Uhehehochlandes kräftigen Ausdruck gegeben, als ich im Jahre 1897 dieses Gebiet kennen lernte und in einer kleinen Schrift „Neunzig Tage im Zelt" meine Eindrücke tagebuchartig aufzeichnete. „Was man vom deutschen Waldgebirge Schönes sagen mag, das findet sich auch hier: frische, kräftige Bergluft, entzückende Rund- und Fernsichten über grüne Kuppen und Flächen, so weit nur das Auge reicht, Waldbestand in verschiedenster Form vom jungfräulichen Urwald bis zum zwei Meter hohen undurchdringlichen Urbusch, in dem Brombeere, Farnkraut und Thuja jeden an die Heimat erinnern; feuchter, schwarzer Humus in bedeutender Stärke; endlich in jedem Tale klares, rieselndes Quellwasser, häufig Wasserfälle und Strudel bildend." Seit jener Reise sind fast zehn Jahre verflossen. Demnächst wird die Eisenbahn den Fuß des Uhehebergplandes erreichen. Damit erfüllen sich die von mir einst gehegten Wünsche, daß deutsche Bauern mit ihren Familien von der Küste schnell das Höhenland erreichen, dort oben sich ansiedeln und gutes Fortkommen finden.

Es ist sehr zu bedauern, daß die Reichstagsabgeordneten, die im August und September 1906 in Ostafrika weilten, die Dar es Salam-Bahn nur in ihren ersten Anfängen gesehen haben. Sehr zu wünschen wäre es gewesen, daß sie mit der Bahn die Berglandschaften des Innern besucht hätten. Sie würden dann einen noch viel vorteilhafteren Eindruck von der Bewohnbarkeit des Landes und von der Existenzmöglichkeit für Weiße erhalten haben.

Ganz besonders günstig liegen die klimatischen und die Bodenverhältnisse endlich in dem Rondeberglande nördlich und nordwestlich des Nyassasees im Bezirke Langenburg. Dort erheben sich vulkanische Gebilde zu 1500 und 2000 Meter Höhe, auf dem fruchtbaren Verwitterungsboden gedeiht der Pflanzenwuchs in üppiger Fülle und nährt zahlreiche Rinderherden. Es bedarf hier keiner weiteren Anpreisungen des Landes und Klimas; denn die beste Empfehlung sind die in einer Menge von Stationen lebenden und sich wohl fühlenden Familien der Berliner Mission mit ihrer prächtigen Kinderschar. Der Beweis, daß Deutsche hier dauernd ihren Wohnsitz nehmen können, ist also praktisch geführt. Die Schwierigkeit liegt nur in dem Erreichen des Gebietes, und diese ist nur durch die Eisenbahn zu überwinden. Unsere Reichstagsabgeordneten haben den vortrefflichen Hafen Kilwa kisiwani besichtigt, von dem aus die Südbahn zum Nyassasee führen soll. Gelingt es, dies Unternehmen zu finanzieren und zu vollenden, so ist das Nyassaland mit der Küste verbunden, und der Besiedlung des fruchtbaren Höhengeländes steht nichts mehr im Wege.

Wie ersichtlich, fehlt es in Ostafrika also keineswegs an Landstrichen, die für die Besiedlung in großem Maßstabe geeignet sind. Die Ansiedler, die sich zur Auswanderung dorthin entschließen, haben noch reichliche Auswahl zwischen den verschiedenen Gebieten. Sie können dort deutsche Landwirtschaft auf Getreide und Kartoffeln betreiben, Vieh züchten, das an der Küste hoch bezahlt wird, und daneben noch Tropenprodukte, wie Kaffee, Sisalhanf, Kautschuk, Baumwolle, auf den Markt bringen. In diesen Produkten wird der eigentliche Barverdienst zu suchen sein; Hanf und Kautschuk haben sich als besonders lohnend erwiesen.

Das Gouvernement von Ostafrika hat eine Anleitung für Auswanderer veröffentlicht, in der den Familien empfohlen wird, nur mit einem Barvermögen von zehntausend Mark den Entschluß zur Ansiedlung zu fassen. Diese Mittel sind allerdings erwünscht, da sie zur Überfahrt, zum Hausbau, zur Beschaffung von Vieh und zum Leben bis zur eigenen Ernte gebraucht werden. Sehr richtig ist auch hervorgehoben worden, daß ein gutes Fortkommen in der Kolonie nur durch ernste, dauernde Arbeit gesichert sei. Hiermit werden jeder Ansiedler und seine Angehörigen zu rechnen haben.

Endlich aber bedarf es noch der Erfüllung der Grundbedingung für die Möglichkeit der Ansiedlung im deutschen Tropenlande, des Baues von Eisenbahnen ins Innere. Die so aussichtsreiche Besiedlung des Kilimandscharogebiets ist gegenwärtig abhängig von der englischen Ugandabahn. Die Ansiedler müssen diese vom Hafen Mombassa bis zur Station Voi benutzen und

Digitized by Google

von dort den Fußmarsch antreten, der bis zur deutschen Grenze drei Marschetappen zählt. Sobald dagegen die deutsche Usambarabahn von ihrem jetzigen Endpunkte Mombo bis an den Fuß des Kilimandscharo verlängert wird, können die Ansiedler direkt vom deutschen Hafen Tanga bis in das Ansiedlungsgebiet mit der Bahn gelangen. Wer also die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonien durch deutsche Besiedlung anstrebt, muß sich zunächst für den Bahnbau interessieren.

Das gleiche ist, wie schon bemerkt, der Fall mit der Fortsetzung der Dar es Salam-Bahn in der Richtung auf Uhehe und mit dem Bau der Südbahn für das Nyassagebiet. Die deutsche Querköpfigkeit hat sich bisher der einfachen Tatsache verschlossen, daß der Bau von Eisenbahnen der kolonialen Arbeit vorangehen muß, da der wirtschaftliche Wert des Landes durch seine Verbindung mit der Küste bedingt wird. Jetzt, nachdem alle übrigen Nationen wiederum einen Vorsprung gewonnen haben, dämmert es langsam in den deutschen Köpfen, und man beginnt sich zu schämen, wiederum zwanzig Jahre verträumt zu haben. Zu spät aber ist es niemals. Man beginne endlich ernst mit der Arbeit, und Ostafrika wird für Deutschland nicht nur durch seine mit jedem Jahre steigende Handelsbilanz, sondern auch als neue Heimat für deutsche Landwirte von Bedeutung werden.

Wer da glaubt, daß die hier gegebene Darstellung auf „Kolonialschwärmerei" beruhe, der überzeuge sich an der Hand der Handelsbilanz von der aufsteigenden wirtschaftlichen Entwicklung Deutsch-Ostafrikas:

	1903	1904	1905	
Einfuhr	11,2	14,3	18,8	Mill. Mark
Ausfuhr	7,0	8,9	9,9	„ „
	18,2	23,2	28,7	Mill. Mark

Der Schiffer

Er fuhr das Fleet hinab im Abendschein,
Ein stilles Leuchten irrte um die Dächer.
Fern brannte schon der Himmel, rot und gelb,
Wie dunkler Wein im hellen Bernsteinbecher.

An hohen Speichern ging die Fahrt vorbei,
An trüben Fenstern finsterer Kontore.
Und mählich ließ er hinter sich die Stadt,
Die fröstelnd griff nach einem Nebelflore.

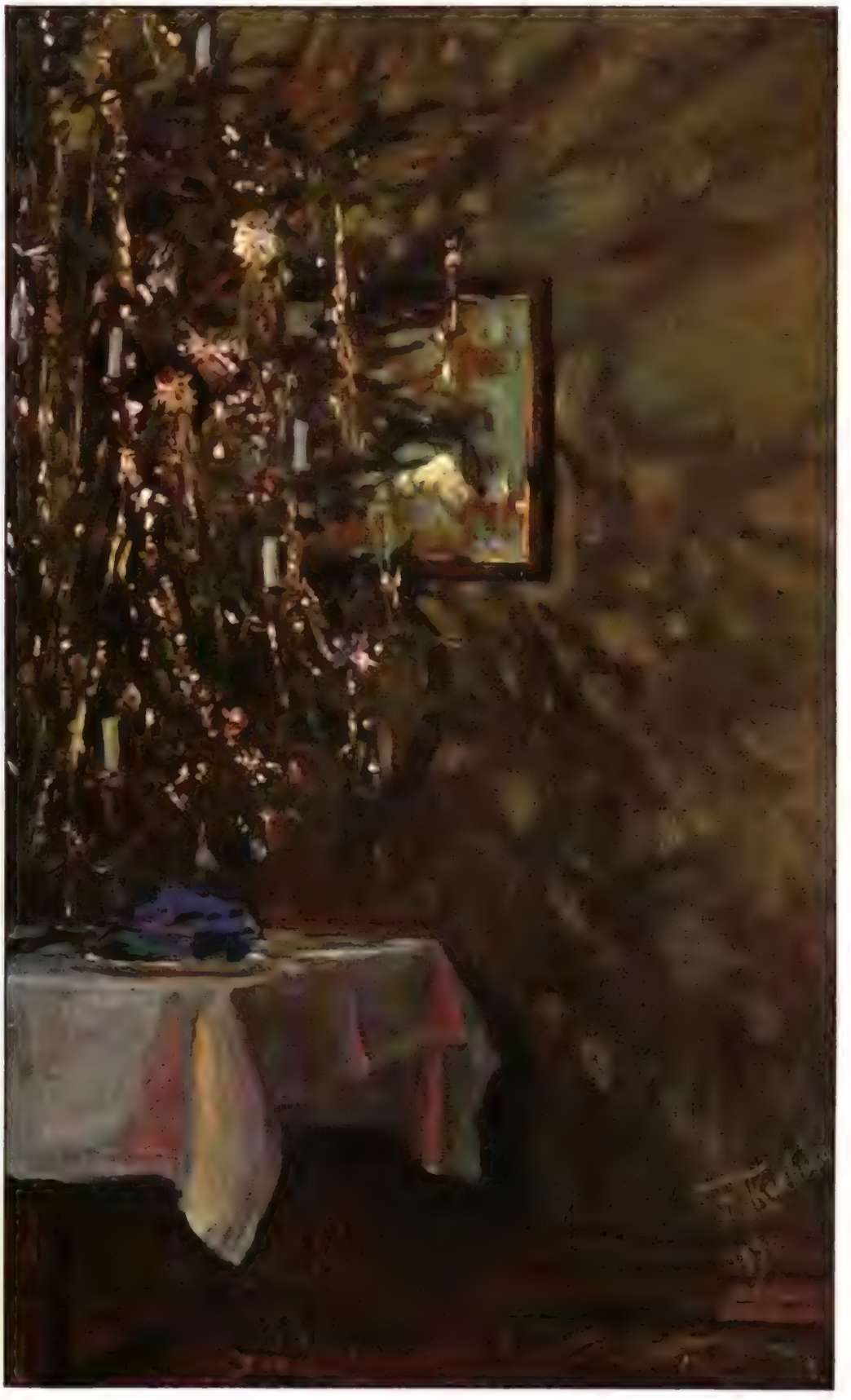
Die Schute war mit jungem Holz gefüllt,
Zartfarben, dünn die Stämmchen, ohne Rinde.
Der Alte sah mit warmem Blick darauf,
Als spräche er mit einem Sorgenkinde.

Je mehr die Stadt aus seinem Wege wich,
Je heller wurden seine scharfen Augen,
Als wollten sie sich satt am reinen Glanz
Des mild geneigten Abendhimmels saugen.

Mir war's, als wenn er mit dem Stückchen Wald
Der reichen Stadt ein Köstliches entführte.
Verschwindend schien's, als ob er mit der Stirn,
Der wetterharten, an die Sonne rührte.

Grete Massé

Digitized by Google



Franz Skarbina: Schattenspiel des Weihnachtsbaumes. (1898.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Studie aus Dachau. (1897.)

Franz Skarbina

Von Maximilian Rapsilber

Die Deuter und Grübler, welche der ewig unergründlichen Kunstgöttin den Schleier vom Angesicht zu heben trachten, sind im Laufe der Jahre zu der Überzeugung gelangt, daß der Impressionismus in der Malerei kein deutsches Bodengewächs sei, und daß er am wenigsten im märkischen Sande auf die Dauer tief einwurzeln werde. In den Lehrbüchern, die vom Kunstdogma handeln, steht gemeiniglich im ersten Kapitel verzeichnet, daß alle Aufklärung und Erleuchtung aus Paris gekommen sei und auch nur von dorther kommen könne. So wenden sich denn die Augen der Kunstgläubigen nach dem Mekka an der Seine, sie leben und sterben dieses Glaubens, und selbst wenn sie sich begraben lassen, wünschen sie es so eingerichtet, daß ihre Fußsohlen und Nasenspitzen auf Zeit und Ewigkeit nach dem alleinseligmachenden Westen gekehrt bleiben. Es heißt, die moderne Bewegung der Kunst sei in Paris emporgeschossen und habe sich von da in mächtigen Wellenringen über den ganzen Kontinent verbreitet, und insbesondere wird betont, daß die Deutschen nur als Vasallen der Franzosen zu echten und fortschrittlichen Malern gedeihen könnten.

Als klassisches Beispiel wird da immer die Entwicklung und plötzliche Bekehrung Max Liebermanns ins Feld geführt. In Paris habe er seinen Tag von Damaskus erlebt, an welchem er aus einem Saulus zu einem Paulus geworden sei. Das ist richtig. Aber der eine Fall hat noch keine Beweiskraft für die ganze Linie. Und was das Eigenartige ist, die modernen Franzosen selber haben bei aller Wertschätzung seiner Virtuosität Liebermann niemals als einen ausgesprochen mo-

Digitized by Google

Franz Skarbina. (Nach einer Aufnahme von Nicola Perſcheid in Berlin.)

dernen und bahnbrechenden Maler betrachtet. Und ſie heben mit Recht hervor, daß der moderne Tick in der Kunſt nicht angelernt, abgeluchſt oder erarbeitet werden könne, ſondern angeboren ſein müſſe, wenn einer Anſpruch auf eine Genialität von Gottes Gnaden erheben wolle.

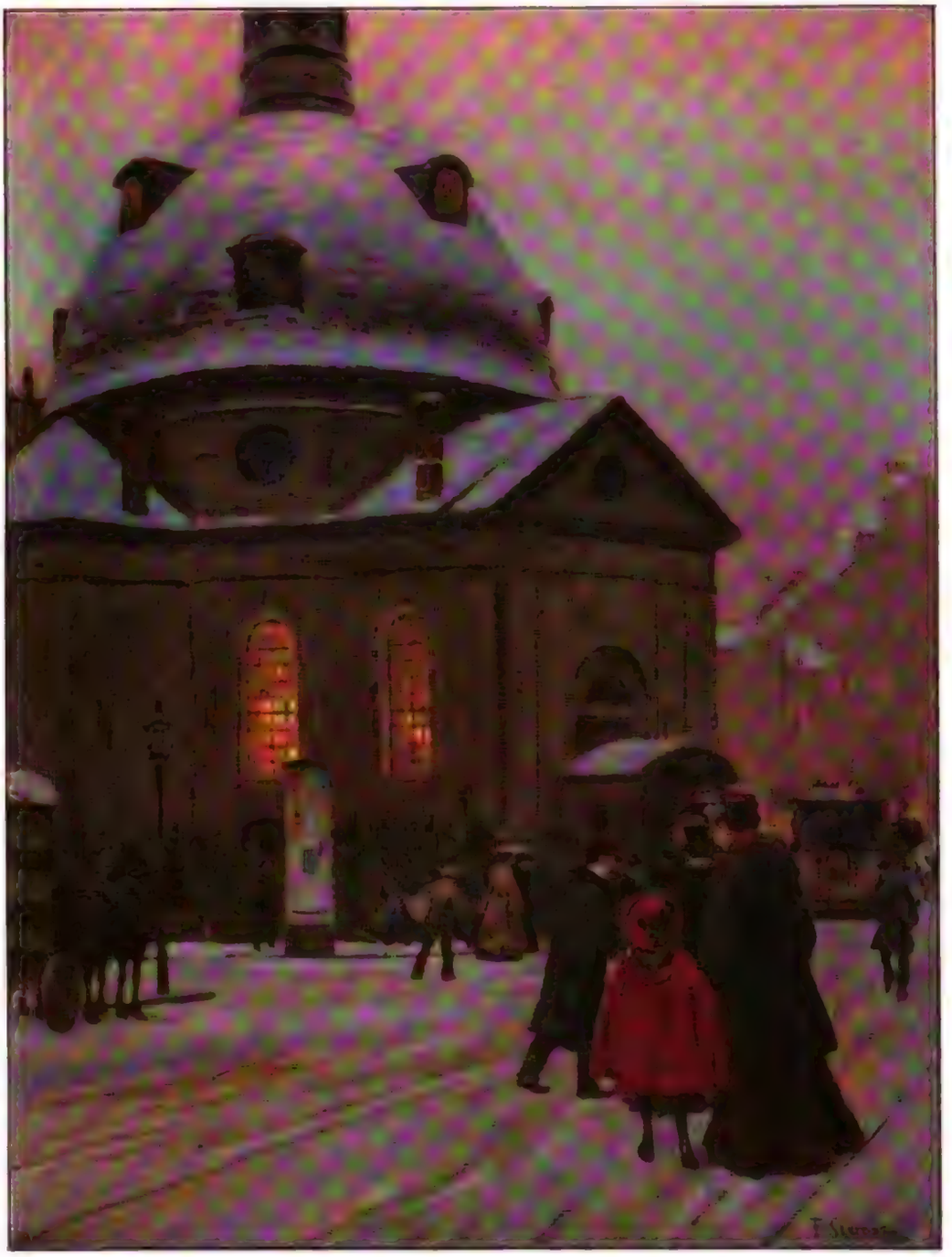
Immerhin iſt die Metamorphoſe Liebermanns kennzeichnend und vorbildlich für weite Gebiete der deutſchen Kunſt geworden. Als der ſcharfäugige Berliner nach Paris kam, ſchauten ſeine Bilder à la Munkacſy ſo aus, als ſeien ſie durch die ſchwarze Suppe der Spartaner gezogen, und als er heimkehrte, hatte er ſich vollſtändig gehäutet und einen neuen Adam im Zeichen des Freilichts angezogen. Das war vor zwanzig Jahren, und von daher datieren die Schrittmacher der neuen Kunſt die moderne Bewegung und die Glorie des Impreſſionismus in Deutſchland.

Dieſes Dogma iſt mit der Zeit mehr und mehr durchlöchert worden und mutet jetzt ſchon wie eine ausrangierte Schützenſcheibe an. Es iſt nichts weniger als buchſtäblich wahr, daß alles Heil der Kunſt nur aus Paris gekommen ſei. Es haben auch ſchon Könige vor Agamemnon gelebt, und es hat auch ſchon in Berlin längſt vor der Verkündigung des Manet-Evangeliums durch den Propheten Liebermann moderne Maler gegeben, welchen Paris ſo fern wie der Mann im Monde lag. Nun will ich aber nicht unter die teutſchen Chauviniſten gehen, die nur den Kohl ihrer eigenen Scholle loben. Es iſt nicht zu beſtreiten, daß die Franzoſen ſeit 1830 an der Spitze der maleriſchen Ziviliſation marſchieren, und daß die Mehrzahl der zu Anſehen gekommenen deutſchen Maler ſich in Paris den letzten Schliff geholt und dort Anſchluß an eine europäiſche Kunſtkultur geſucht und gefunden hat. Selbſt Anton von Werner hat ſeinen Weg zum königlich preußiſchen Parnaß über Paris genommen.

Indeſſen will ich hier behaupten, daß der Umſchwung der Kunſtanſchauungen, welcher zur modernen Bewegung führte, nicht ſo etwas wie eine Offenbarung an das auserwählte Volk Gottes geweſen iſt. Die Umwälzung des Verkehrslebens und die politiſchen Revolutionen haben überall ein neues Kunſtideal gezeitigt, und da der politiſche Himmel ſich über ganz Europa wölbte, ſo iſt es wohl verſtändlich, daß auch in dem ſonſt rückſtändigen Berlin einigen wenigen die Inſpiration zur Wirklichkeitskunſt direkt vom Himmel gleich einer weißen Taube zugeflogen iſt. Um es kurzweg zu ſagen, ziele ich hier auf den alten Menzel und den jungen Skarbina, die, jeder auf ſeine Art, der akademiſchen Landläufigkeit aus dem Wege gingen und, allein ihrem Genius folgend, auf eigene Fauſt eine Kunſt betrieben, die ſpäter zu einer großen Erfüllung und Errungenſchaft des neunzehnten Jahrhunderts geworden iſt. Beide hatten, ohne es recht zu wiſſen, eine feine Witterung für die Kunſt, die allerorten in der Luft lag und ſich förmlich in die Erſcheinung drängte. Daß ſo wenige merkten, wie der Genius der Zeit geradezu mit dem Zaunpfahl winkte, kam daher, daß ihnen die Bildung und Verbildung auf den Akademien und der Profeſſorenhochmut Scheuklappen angelegt hatte. Skarbina iſt aber auch nicht der eigentliche Bahnbrecher, er ſtand auf den Schultern Menzels. Ohne ſeinen Mentor Menzel hätte er ſich gewiß nicht ſo von früh auf ermutigt gefühlt, die blaue Gelehrtenbrille in den Kaſten zu tun und ſeine jungen Augen in der Alltäglichkeit friſchweg auf die Weide zu führen.

So hat Skarbina allein unter allen Berlinern das Erbe Menzels angetreten und da jung und friſch eingeſetzt, wo der Alte aufhörte. Das hat Menzel von Anbeginn ge-

Digitized by Google



Franz Skarbina: Bethlehemkirche zu Berlin am Heiligabend. (1904.)

ahnt und deshalb schon den blutjungen Skarbina, den die Landläufigen wie einen Outsider scheel und beinahe verächtlich über die Achsel anschauten, in seinem Streben ermuntert. Da Skarbina eine viel zu bescheidene und liebenswürdige Natur war und heute noch ist, um den hohen Kothurn des Himmelsstürmers und Revolutionärs zu besteigen und sich als Prophet aufzublähen, hat er in seiner Jugend ziemlich gute und ruhige Tage gesehen und nicht mit Zyklopenfäusten um seine Anerkennung zu kämpfen gehabt wie so manch anderer, der da wünscht, daß die Zeitgenossen vor ihm auf dem Bauch liegen und ihn wie ein Himmelswunder anbeten. So erblühte die Kunst Skarbinas still wie ein Veilchen am Wege, um dann beim plötzlichen Hereinbrechen der modernen Bewegung ganz von selber an die Spitze der neuen Heerscharen zu geraten.

Skarbina hat zwei Jahrzehnte lang eine wichtige Führerrolle gespielt, ohne sich je an die Standarte herangedrängt und ohne jemals versucht zu haben, alle Trümpfe in seine Hand zu bekommen. Ebensostill ist er wieder, seiner geraden und naiven Natur folgend, vom hohen Sezessionstribunal herabgestiegen, als er wahrnahm, daß die sogenannte moderne Kunst in der Cliquenwirtschaft zu ersticken drohte und von der großen Menzel- und Jahrhundertlinie in das Gestrüpp ab-

Coquelin der Jüngere. (1886.)

lenkte. So wenig sich Skarbina vor seinen Kollegen in die Brust warf, einen so heiligen Respekt hat man immer vor seiner fein umrissenen Persönlichkeit gehabt, in welcher sich die reine und echte Kunst wie der blaue Himmel im klaren Quell widerspiegelt. Der vollendete und zur Meisterschaft gereifte Skarbina ist heute aller Welt geläufig, aber nur wenig oder eigentlich gar nichts weiß man von dem jungen Skarbina und seinem Werdegang, der in der frischen Ackerfurche der später als modern gepriesenen Kunst verlief. So wollen wir denn hier einmal vornehmlich die Anfänge Skarbinas ins Auge fassen, weil sie erst den heutigen Meister verständlich machen und überhaupt ein neues Licht auf ein wichtiges Kapitel der Kunstgeschichte werfen.

Studie zu dem Gemälde „Mittags in Ostende". (1881.)

Skarbina ist ein Berliner, wie er leibt und lebt. Wohl niemand hat der Stadt Berlin nächst Menzel so großartig gehuldigt wie Skarbina. Und doch fließt kroatisches Blut in seinen Adern. Sein Vater war ein geborener Kroat und stammte aus Agram. In einem Alter von sechsundzwanzig Jahren wanderte er in Berlin ein, um hier die Goldschmiedekunst zu betreiben. Er heiratete eine Berlinerin, deren Familie hinwiederum aus den Rheinlanden stammte. Da haben wir ja eine recht

interessante Kreuzung. Die südslawische Heißblütigkeit und Beweglamkeit und die rheinische Grazie und Lebensfreude im Sprühfeuer berlinischen Geistes vereint — ist das nicht schon eine treffende Definition der Kunst Skarbinas? Beide Eltern hatten eine künstlerische Ader. Die Mutter verstand sich aufs Malen, und der Vater war ein hochgeachteter Künstler in seinem Fach. Er arbeitete viel für den Berliner Hof und unterhielt eine für die damalige Zeit große Werkstatt am Dönhoffplatz und in der Mittelstraße. Hier empfing Franz Skarbina, der mittlerweile am 24. Februar 1849 das Licht Berlins erblickt hatte, seine ersten künstlerischen Eindrücke. Mit leuchtenden Augen schaute der frühreife Knabe zu, wenn der Vater beim Komponieren eines Schmuckes die Brillanten und farbigen Steine in schwarze Wachstafeln einpreßte, um die Wirkung vorerst zu erproben. Jetzt noch, nach fast fünfzig Jahren, bewahrt der Künstler in seinem Gedächtnis ein märchenhaftes Bild von der väterlichen Werkstatt. Da warfen die Hängelampen ihren Schein auf die Tische, welche mit Gold und Edelsteinen und blinkenden Geräten bedeckt waren. Das Licht spielte um die Blondlocken der Gehilfen, tanzte über die gleißenden Metalle und jubelte hell auf, wenn es sich mit den Diamanten vermählte, wenn es die Perlen innig liebkoste. Der Knabe kam sich wie ein Aladdin vor, und keinen sehnlicheren Wunsch hatte schon der Abcschütze, als solche Herrlichkeit frischweg abzumalen.

Aber damit mußte er warten, bis er endlich 1867 die Akademie beziehen durfte, die sozusagen vor der Tür seines Vaterhauses lag. Im Akademieviertel tummelte sich der heranwachsende Knabe mit den forschenden und stetig vor Neugier funkelnden Augen. Berlin war zu damaliger Zeit noch eine verhältnismäßig stille Stadt, aber Unter den Linden gab es doch um die Mittagszeit, wenn die Wache aufzog, farbenprächtige Bilder zu schauen. Auf seinem täglichen Spielplatz im Kastanienwäldchen hinter der Universität und der Neuen Wache konzertierten die Finken und Amseln, zackerierten die Meisen und lockten die Laubsänger, die sich aus dem nahen Tiergarten, von einem Lindenbaum zum anderen flatternd, in das Herz Berlins hineinwagten. Man muß nicht denken, daß in der Großstadt das idyllische Naturleben fehlt. Wem der liebe Gott Augen und Ohren aufgeschlossen, der findet das Wunder überall. Ein Sprung über die Linden hinweg, und das alte Berlin umfing den kleinen Entdecker mit seinen Gassen und Grachten, den abenteuerlichen Höfen und verräucherten Winkeln, in welchen die Poesie in melancholischer Einsamkeit thront. Der Zauber Berlins umspann die empfängliche Seele, speiste von Tag zu Tag die Einbildungskraft und formte den künftigen Maler. Eben schon als Knabe sah und erlebte er seine einstigen Bilder, nur daß er noch warten mußte, bis ihm die Hand gehorchte.

Pompier auf Theaterwache.

Auf der Akademie erfüllten sich allerdings nicht die ihm eingeborenen Künstlerträume. Er hatte förmlich zu würgen an einem Zwiespalt. Da war er an die Malklasse und das Atelier

Digitized by Google

Franz Skarbina: Hofballerinnerung. (1904)

Digitized by Google

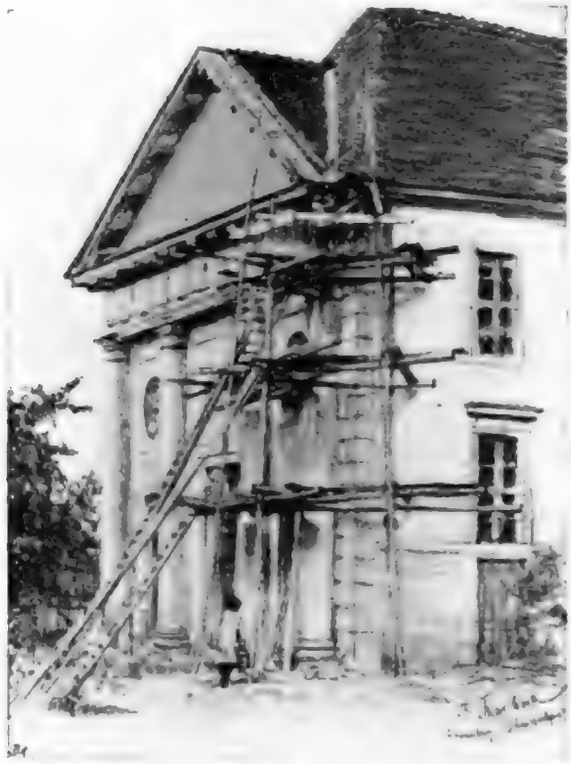
Die Mädchen von La Panne. (1892.)

des Historienmalers Julius Schrader festgenagelt und mußte nach der Schablone komponieren, während draußen der Sonnenschein in den Lindenwipfeln spielte und die bunten Bilder des heiteren Lebens an dem Denkmal Friedrichs des Großen vorüberwogten und den Kunstjünger, der vor der akademischen Staffelei wie auf Sprungfedern stand, mit Sirenenklängen anlockten.

In jener Zeit erwies sich Menzel dem jungen Skarbina als Rettungsanker. Der Künstlerkreis, in welchem Skarbina verkehrte, ebnete ihm den Pfad zu dem abgöttisch verehrten Vorbild. An Franz Meyerheim fand er einen Freund und Mentor, Eduard Meyerheim, der Vater, beehrte ihn mit einem zärtlichen Wohlwollen, und der alte Magnus, damals nur noch ein vormärzliches Fossil, aber in allem doch ein verdienstvoller Künstler und prächtiger Mensch, legte Skarbinas Mappen Menzel vor, der vor vierzig Jahren schon wie ein Orakel verehrt wurde. Und des alten Menzel aufrichtige Kritiken und Lobsprüche vergoldeten dem Jünger die akademische Pein und gewährten ihm eine unschätzbare Rückenstärkung. Menzel erkannte deutlich das ihm verwandte Talent. Schon als Kind hatte Skarbina das berühmte Kugler-Werk mit den Zeichnungen Menzels wie ein Heiligtum betrachtet, und auch später wußte er sich in den akademischen Freistunden kein größeres Vergnügen, als die Uniformstudien aus Menzels großem Armeewerk abzuzeichnen.

Als es in den Kriegsjahren in Berlin sehr lebendig wurde, fühlte sich Skarbina von dem interessanten Straßenleben begeistert, und nun zeichnete und malte er alle möglichen Momentbilder der großen Zeit. Schon während des Krieges malte er ein Bild, auf welchem man zwei verwundete preußische Soldaten vor einem Schaufenster stehen und auf einer Karte die Kriegsereignisse verfolgen sieht, während die Depeschenjungen Unter den Linden umherschwärmen. An die Öffentlichkeit gelangte das Bild auf der akademischen Ausstellung des Jahres 1872 und zugleich noch ein anderes, das ebenso der unmittelbaren Anschauung sein Dasein verdankt. Da paradiert ein Portier vor einem Hotel und pfeift nach einer Droschke, indem ein Herr und eine

Digitized by Google



Schauspielhaus in Rheinsberg.

Dame in der von blühenden Oleandern flankierten Tür erscheinen. Solche Bilder des „gemeinen Lebens", wie man es nannte, waren damals ebenso kühn wie ungewöhnlich, und vollends schüttelten die schulgerechten Akademiker den Kopf über die bläulichen und violetten Töne, die wohl jedem vor der Nase lagen und doch von niemandem zu jener Zeit bemerkt, geschweige denn gemalt wurden, weil sie noch in keinem Malrezept verzeichnet standen. Heute finden wir, daß das schon ausgesprochen moderne Malweise war. Aber Skarbina war sich dessen nicht bewußt, weil das Schlagwort noch längst nicht gefunden war. Er malte eben, was er sah, und er malte nach keiner Anweisung und am wenigsten nach einem Pariser Ideal, weil er von Frankreich nichts weiter kannte als ein paar gefangene Rothosen, die er natürlich schleunigst verewigte. So fand Skarbina, arglos seinem guten Stern folgend, Anschluß an die später so bedeutsam gewordene moderne Bewegung. Und er verfolgte die eingeschlagene und von Menzel gutgeheißene Straße, unbekümmert um den Spott seiner Kollegen, die hypnotisch starr auf Cornelius und Kaulbach blickten und Portiers, Depeschenjungen und Soldaten tief unter ihrer Samtjackenwürde hielten.

Die blauen und die violetten Wundertöne, welche Skarbina am Berliner Firmament entdeckte, lockten ihn sogleich in die blaue Ferne. Es regte sich der ihn zeitlebens kennzeichnende Wandertrieb und allezeit graziös gebändigte Impressionismus. Im Jahre 1871 begab er sich auf seine erste Studienreise, die ihn über Prag, Wien und den Semmering nach Agram, zu der Stadt seiner Väter, führte, und die, über Triest, Venedig und Verona verlaufend, endlich in Tirol gipfelte. In diesen ereignisreichen Monaten fielen alle akademischen Fesseln von der befreit aufatmenden Seele. Nun fand sich der Künstler völlig, und der Betrachter der alten, mit naiver Begeisterung hingemalten Studien sieht hier schon den echten Skarbina auf dem Vormarsch zum Evangelium des Lichtes, das fünfzehn Jahre später von Paris aus aller Welt verkündigt wurde. Gewiß, der Impressionismus lag damals allenthalben in der Luft, und da Skarbina in dieser Manet- und Monetluft aus eigener Kraft zu lesen verstand, so malte er in frischen und neuartig kecken Tönen das Erschaute, ohne die Herren Manet und Monet um Erlaubnis zu fragen.

Als Skarbina, nach Berlin heimgekehrt, sich in einem Atelier in der Ritterstraße selbständig gemacht hatte, geriet er sofort an das Freilichtproblem, und zwar aus rein sachlichen Erwägungen, ohne zu ahnen, daß daraus

Berliner Backfisch. (1902.)

Digitized by Google

Franz Skarbina: Im Salon. (1892.)

Digitized by Google

später eine Programm- und Modekunst erwachsen würde. Es ist gewiß bemerkenswert, daß Skarbina schon zu Anfang der siebziger Jahre seine Modelle mit Vorliebe im Ateliergarten malte, und nicht die Modelle bloß, sondern auch das Spiel des Lichtes, welches die Gestalten poetisch und malerisch verklärt. Natürlich verfiel der Künstler dabei nicht auf die naturalistischen Übertreibungen und auf jene auftrumpfende Pedanterie, die in den Jahren der Kunstrevolution die Welt mit Schrecken erfüllte. Skarbina war nie ein Jakobiner der Kunst, sein fein artikulierter Geschmack bewahrte ihn vor dem malerischen Radikalismus, dessen Taten so schnell veralten sollten. Beim genaueren Studium des Skarbinawerkes fiel mir auf, daß erstaunlich wenige Bilder Skarbinas veraltet sind. Nur einige wenige Studien und Experimente aus der Pariser Zeit sind heute für uns ungenießbar geworden. Es sind das mancherlei Anläufe, die nicht zum Ziel führten. Seine Werke auch der früheren Epoche sind wohl deswegen so frisch und sprechend geblieben, weil der Künstler sich fast nie von Tagesmeinungen und theoretischen Erwägungen ins Garn locken ließ, sondern bewußt oder unbewußt einem Empfinden folgte, das eine fast instinktive Sicherheit hatte. Er war und ist, wie die Leute vom Handwerk sagen, der reine Tor und der reine Maler. Und Empfindungswerte veralten weit seltener als virtuose Kniffe, weil sie allein die echt künstlerischen sind.

Dame am Kanal.

Im weiteren Verlauf der siebziger Jahre entwickelte sich vornehmlich in Skarbinas Genrebildern die Kunst des Malens und zugleich des Fabulierens, aber nicht auf dem hohen Kothurn eines malerischen Komödienspielers und einer weltentrückten Romantik, sondern auf der Plattform des Lebens, ohne in platte und gemeine Wirklichkeit auszuarten. Der Künstler schaute das große und kleine Leben durch ein Prisma, in dessen Farbenspiel leichtbeschwingte Phantasie und Streben nach Wahrheit und Schönheit in Espritblitzen hin- und widerschießen. Aber da trat eigentlich noch nicht jene Eleganz und jener mondäne Schick in die Erscheinung, der im Gesamtbilde Skarbinas eine so große Rolle spielt. Diese neue Entwicklungsstufe eignete er sich an, als er mit der westlichen Kulturwelt in nähere Berührung kam. In einem Bilde des mittäglichen Treibens in dem Weltbad Ostende, welches 1881 auf der akademischen Heerschau in Berlin zur Ausstellung gelangte, markiert sich diese wichtige Etappe, die den Künstler der Meisterschaft schon nahe führte. Die Studie der „Dame im Badekostüm“ gehört mit zu den Vorarbeiten des Ostender Bildes. Wo das Gemälde selber steckt, weiß ich nicht, ich erinnere mich aber, daß die figurenreiche und lebensprühende

Aus Berlin W.

Schilderung ein nicht geringes Aufſehen in Berlin erregte, zu lebhaften Erörterungen Anlaß gab und von ahnungsvollen Gemütern als der Pionier einer neuen Kunſt geprieſen wurde. Hier hat Skarbina als moderner Maler ſein erſtes großes Ziel erreicht. Jetzt berührte ſeine Kunſt nach allen Seiten die Horizonte, die ſeiner Veranlagung erreichbar waren, und jetzt erkannte er, daß ein längerer Aufenthalt in Paris wohl dazu führen könnte, die letzten Schlußfolgerungen aus der ſüdſlawiſch-rheiniſch-berliniſchen Konſtellation ſeines Weſens zu ziehen.

Ich glaube nicht, daß Skarbina 1885 mit der Ehrfurcht eines Lehrlings in Paris eintraf, wie das bei ſo vielen deutſchen Mutterſöhnchen der Fall iſt. Nicht eigentlich Neues elementar zu erlernen, ſondern nur neuen Anregungen ſelbſtſchöpferiſch zu folgen, begab er ſich in das Montmartregewühl. War er ſelber doch ſchon in der Heimat zu einer akademiſchen Autorität gediehen, ſintemalen er ſeit 1878 an eben derſelben Anſtalt, die ihn flügge gemacht, ein Lehramt bekleidete. Es war mehr das Pariſer Leben als die Pariſer Kunſt, was Skarbina reizte. Zwar boten die Ausſtellungen der Salons und der Cercles ein unvergleichlich reich entfaltetes Kunſtſchaffen und die Hochblüte einer in der Welt einzigartigen Säkularkunſt, aber doch war das Leben auf den Boulevards noch um vieles beſtrickender. Bald fühlte ſich Skarbina hier ſo heimiſch, als ob er geborener Franzoſe wäre, und bei allem Chauvinismus der damaligen Zeit kam man dem eleganten und weltmänniſch vornehmen Berliner mit einer begeiſterten Kordialität entgegen.

Über ein Jahr lang hat Skarbina ſein Atelier in Paris gehabt. Viel und fleißig malte er auf dem Boulevard de Clichy im Montmartrequartier, wo das feinſte Violett der Welt in der Luft liegt. Bald ſammelte ſich um ihn ein beſonderer Kreis, der im Rat mort, einer Künſtlerkneipe an der Place Pigalle, tafelte, und dem auch Deutſche wie Jettel und Kuehl angehörten. Die feine Malerei des „Pompier auf der Theaterwache“ ſtammt aus jener glücklichen und fruchtbaren Zeit und ferner die Momentzeichnung des jüngeren Coquelin in der Titelrolle eines Salonſtücks „Chamillac“ an der Comédie Française. Es war in der Pauſe eines Abonnementsabends, der die große Pariſer Geſellſchaft zu verſammeln pflegt, als Coquelin im Foyer dem Berliner Maler einige Minuten ſtand. Wie nun die unſagbare Grimaſſe des Chamillac ſich in ſchnellen und ſicheren Strichen auf dem Papier reproduzierte, geriet die glänzend anflutende Geſellſchaft in das hellſte Entzücken und bot ſelber ein Bild dar, das Skarbina um ſein Leben gern gemalt hätte, wenn es nicht gar zu ſchnell auf das Klingelzeichen davongeflattert wäre.

Sozuſagen das Ergebnis und der Markſtein des Pariſer Studienjahres iſt die berühmt gewordene „Fiſchauktion in Blankenberghe“, ein Gemälde, mit welchem Skarbina ſich dem Gipfelpunkt ſeiner Entwicklung nahte. Dieſes Haupt- und Glanzſtück der modernen deutſchen Kunſt zierte die Berliner Jubiläumsausſtellung des Jahres 1886 und wurde in dieſem Jahre (1906) wieder in der retroſpektiven Sonderſchau in Erinnerung gebracht.

Digitized by Google

Franz Skarbina: In den belgischen Dünen. (1904.)

Digitized by Google

Das wäre in großen Zügen ein Leitfaden der Entwicklung Skarbinas bis zu der Höhe empor, die er seitdem durch alle Wandlungen der Richtungen und des Geschmacks behauptet und durch neue Leistungen, wenn auch nicht von größerer Kraft, so doch von feineren Qualitäten, befestigt hat. Selbstverständlich hat der ehrwürdige Menzel auch zu der neuen Etappe Skarbinas seinen Segen gegeben. Als der Künstler die Frucht seines Pariser Jahres im Salon Gurlitt in der Behrenstraße zur Ausstellung brachte, beschäftigte sich Menzel auf das eingehendste damit, beglaubigte dem erwartungsvoll harrenden Skarbina, daß er sehr fleißig gewesen, und fixierte ihn dabei mit einem durchbohrend ernsten Blick. Fleißig! Nicht mehr? dachte sich da der etwas enttäuschte Jungmeister. Aber sofort wurde ihm auch klargemacht, daß der strenge und unermüdliche Altmeister mit dem wohlverdienten Prädikat des Fleißes, natürlich des mit Erfolgen gekrönten Fleißes, seine allerhöchste Anerkennung auszudrücken pflegte. Für Menzel war allezeit das, was er unter „Fleiß" verstand, das Geheimnis des Genies und des Erfolges, und er stimmte darin mit Goethe überein.

Den Pariser Faden hat Skarbina sodann Jahr um Jahr fortgesponnen. Immer wieder frischte er seine Eindrücke in der französischen Luft auf, indem er auf Monate oder wenigstens doch auf Wochen Fühlung suchte mit den damals wichtigsten Kunsterscheinungen. Wenn nicht in Paris, so weilte er in Cayeux, Tréport oder auf dem Lande im

Allee in Eutin.

Departement Oise und ferner in dem kleinen belgischen Badeort La Panne, hart an der französischen Grenze, wo er das reizende Mädchenpaar im Boot (1892) zeichnete und 1904 die belgische Dünenlandschaft mit den beiden an der Regenlache vorübergaukelnden Damen malte, eine der feinsten und meisterhaftesten Studien von deutscher Hand. Wie sich Skarbina nach seinem Hauptwurf der Blankenberghe Fischauktion verfeinerte, zeigt unter vielen anderen Werken das Salonbild mit den beiden in pikiertem Wortwechsel begriffenen Damen aus dem Jahre 1892. Hier behandelte er das damals so sehr beliebte Thema des Ineinanderspielens von Tages- und Lampenlicht mit der äußersten Delikatesse. Seitdem hat sein Kolorit an Leuchtkraft, seine Zeichnung an vibrierenden Lebenslinien und seine Naturstimmung an deutscher Innig-

Studie zu dem Gemälde „Spielende Kinder". (1904.)

keit gewonnen. Nachdem er eine Zeitlang franzöſiſcher als die Franzoſen angemutet, näherte er ſich allmählich wieder einem handgreiflich berliniſchen Geiſte. Er hat ſich ſein Rüſtzeug nicht ausſchließlich aus Paris geholt, dort aber ſein Ausdrucksvermögen zu den feinſten Differenzierungen, wie es im Kunſtkritikerjargon heißt, gefördert.

Dieſen Limes kann er wohl nicht gut überſchreiten, er müßte ſich denn auf Haarſpalterei und Nervenſezierung verlegen oder gar, um an der Spitze der Mode zu marſchieren, ſich dem Blödſinn oder der Barbarei des ſogenannten Neo-Impreſſionismus ausliefern. Nach meiner Meinung hat Skarbina ſein geniales Kunſtempfinden gerade darin betätigt, daß er die letzte Feinheit der Form und des maleriſchen Ausdrucks nicht zu überbieten verſucht. Hätte er es verſucht, ſo wäre der feine Künſtler in ihm zum berechnenden Virtuoſen oder zum ſeiltanzenden Artiſten ausgeartet. Und doch hat er in den letzten Jahren einen neuen Fortſchritt erzielt, und zwar in der Wärme und Tiefe einer von deutſcher, von ideal deutſcher Empfindung getragenen Auffaſſung ſeines edlen Berufes.

Es gibt gewichtige Kunſtkenner, welche die älteren, franzöſiſch akzentuierten Arbeiten Skarbinas höher bewerten möchten als die ſpäteren, in denen ſich mehr eine deutſche Weſensart ausdrückt. Das iſt ſchließlich Geſchmackſache und zum Teil auch ein Ausfluß der leidigen Vereins- und Richtungsmeierei, die nach Schlagworten und augenblicklichen Parteikonſtellationen urteilt. Ich meine, daß ein Berliner Maler einen Fortſchritt erzielt hat, wenn er nach einer franzöſelnden Epiſode wieder der Heimatskunſt das Wort redet, ohne dabei an maleriſchem Können eingebüßt zu haben. Nach der temperamentvollen Meiſterung des galliſchen Eſprit entwickelte ſich Skarbina in der Richtung einer intimen Kunſt, welcher dem Anſchein nach bei uns die Zukunft gehört. Die intime Färbung, d. h. die Verinnerlichung der Kunſt, iſt überhaupt das Merkzeichen, welches die germaniſchen Raſſen von den romaniſchen ſcheidet, wie ſchon in alten Zeiten zu erſehen an dem Weſensunterſchied von Schongauer und Bellini, von Dürer und Raffael, von Rembrandt und Rubens. Alle hier veröffentlichten Abbildungen, ſoweit ſie noch nicht unter anderen Geſichtspunkten Erwähnung gefunden haben, ſind Belege für die intime Kunſt Skarbinas. Ob er nun ſpielende Kinder belauſcht und mit ſchnellen und ſicheren Strichen ihren Flattergeiſt fixiert, den Berliner Backfiſch auf dem Heimweg von der Schule im Fluge auf eine Viſitenkarte zeichnet, ob er mit geiſtreicher Linienführung das windige Weſen von Leitern und Gerüſten am Rheinsberger Schauſpielhaus in Kontraſt zu der ſchweren Architektur ſetzt, die breite Behäbigkeit altbajuvariſchen Kleinbürgertums in Dachau anpackt, oder ob er den Blick ins Vintſchgau in ſeiner berückenden Herrlichkeit erfaßt, den träumeriſchen Sommerfrieden

Alt-Berlin (Parochialſtraße).

Franz Skarbina: Allerseelen. (1896.)

Digitized by Google

unter den hohen Parkbäumen von Eutin schildert, oder ob er das Schattenspiel des Weihnachtsbaums, dieses eigenartige Motiv und Sinnbild deutscher Intimität, mit malerischer Delikatesse meistert — überall gibt er mehr als bloß die virtuos vollendete Form, in den Zeichnungen mehr als den genialen Strich, in den Malereien mehr als das meisterhafte Bild: überall betätigt sich eine intuitive Seelenkraft, die am kleinen und unscheinbaren Objekt um so sieghafter in die Erscheinung tritt.

Natürlich darf in unserer Betrachtung das Berliner Leben nicht fehlen, dessen klassischer Schilderer Skarbina im Laufe der Jahrzehnte geworden ist. Mit gleicher Liebe umfaßt er das alte wie das moderne Berlin, den urwüchsigen kleinen Mann, der in Hemdärmeln und gestickten Hausschuhen des Abends vor der Tür sitzt, wie die mondäne Weiblichkeit und die Halbgötter dieser Welt, die auf den Hofbällen die mit Brillanten gespickten Orden spazieren führen. Für Alt-Berlin hat Skarbina eine schlichte, fein malerische Art des Vortrags gefunden, die verblüffend echt ist, noch viel echter als Adolph Menzels großzügiges und markiges Darstellungsgenie. Während Menzel die Dinge sozusagen aus der Vogelperspektive wie ein Adler musterte und in gewaltigen Hieben niederschrieb, spürt Skarbina die intime Schönheit auf, die dem Alltagsmenschen verborgene Seele der verräucherten Kleinwelt im Herzen der Dreimillionenstadt. Das zeigt uns die trauliche Häuserreihe in der Parochialstraße, gegenüber dem eben erstehenden Riesenbau des zweiten Berliner Rathauses, das zeigt uns ferner die in altpreußischer Derbheit hingebaute Bethlehemkirche, die im frischen Weihnachtsschnee prangt, von Tannenbäumen umstanden und von eilfertigen Großstädtern umschwärmt wird. Die feine Berliner Damenwelt hat Skarbina bekanntlich in unzähligen Variationen mit einer in Deutschland unübertroffenen Eleganz zu veranschaulichen verstanden. Sei es, daß er eine Elegie am Tage von Allerseelen, ein herbstliches Stimmungsbild am Kanal und wieder am Kanal eine Winterszene malt — überall verdient er sich seinen Ehrennamen eines modernen Frauenlob. Endlich hat Skarbina auch den Impressionismus in den Bannkreis des königlichen Schlosses eingeführt, die moderne Kunst hoffähig gemacht und gleichfalls auf diesem Gebiet das Werk Menzels fortgesetzt. Die Szene auf dem königlichen Parkett mit dem Gardedukorps-Ehrenposten nennt er eine Hofballerinnerung, weil das Bild aus dem Gedächtnis gemalt ist. Wahrlich, ein beneidenswertes Gedächtnis!

Blick ins Vintschgau.

In der Malklasse.

Mittlerweile ist Starbina nach einer bald vierzigjährigen künstlerischen Tätigkeit auf dem Gipfelpunkt seines Schaffens angelangt, von welchem wohl ein zusammenfassender Rückblick wie dieser hier gestattet ist.

Er hat als einer von den ersten „Eifern" in den Kampfjahren der Richtungen treu auf der Seite der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit der Kunst gestanden und, indem er sich selber treu geblieben, seinen Kommandostab auf den Grabhügel niedergelegt, wo man den Euphorion nicht gerade sanft gebettet hat. Nun herbstet es, nun schwebt das feine Wunderglockengeläut, auf das er in seines Lebens Lenz gelauscht, wiederum durch die von der Göttin Einsamkeit geweihte Stille, die aller schaffenden Meister bestes Teil. Nun versteht er wohl das herrliche Menzelwort von dem treuen Fleiß, von der fleißigen Treue, von dem in die Scholle sich eingrabenden Fleiß, der da bohrt und bohrt in die Tiefe des Stollens heilig ernster Kunst, bis er den Herzschlag der Mutter Erde vernimmt — und das ist das Letzte und Höchste, das ein Mensch und Meister in dieser Endlichkeit erreichen kann.

Madonna

Ich muß an alte Bilder denken:
Auf goldnem Grunde thront Marie,
Sie hält mit schmalen Handgelenken
Den heil'gen Sohn auf ihrem Knie.

Und Engel schwalbengleich umschweben
Gelockt und schlank des Thrones Saum,
Und ihre zarten Hände heben
Des Vorhangs schweren Purpur kaum.

Doch in des Friedens goldnem Glücke
Träumt schon auf mütterlichem Schoß
Mit weitgeöffnet starrem Blicke
Der Sohn von Qual und Todeslos.

Er sieht blutrote Wolken jagen
Und gräßlich übers düstre Land
Auf Golgatha drei Kreuze ragen ...
Und hebt doch segnend seine Hand.

G. F. Hartlaub

Der rote Faden

Vier Tage aus einem Leben

Von Georg Wasner

I

Der Regulator an der Wand zwischen Ofen und Flügeltür hatte soeben neunmal geschlagen, aber trotz dieser verhältnismäßig noch frühen Vormittagsstunde herrschte schon Leben auf der Frankenkneipe. Die vier Füchse des Semesters hatten sich zum Fuchskränzchen eingefunden, nebenan im Billardzimmer stand vor dem geöffneten Aktenschrank der Fuchsmajor, um Kommersbuch, Statuten und was er sonst noch brauchte herauszunehmen. Und noch ein anderer Gast war da, saß mitten an der langen Kneiptafel und hatte beide Arme auf den Tisch und auf sie den Kopf gelegt, so daß seine rote Mütze sich tief ins Genick verschoben hatte. Fritz, der Kellner, aber war eben dabei, die fünf Stammseidel, die er von den Haken über dem kleinen Büfettschrank genommen hatte, durch das Spülwasser zu ziehen, schwenkte sie flüchtig aus, öffnete das Schiebefenster, das in das mit der Kneipe zusammenhängende Restaurant ging, und rief hinein, während er die Gläser mit lautem Klappen aufsetzte: „Fünfe!" Mit der Linken in der Tasche herumfahrend, brachte er eine Handvoll Blechmarken heraus und legte die entsprechende Anzahl neben die Seidel, dann kniete er mit dem einen Bein auf den beim Fensterchen stehenden Stuhl und wartete. Und als drinnen im Restaurant nicht gleich achtgegeben wurde, rief er wiederum: „Fünfe! Hören Sie denn nicht?" und setzte brummend hinzu: „Ich hab' heut' nacht noch weniger geschlafen."

Das Kneipzimmer war ein großer und heller Raum, hell ganz besonders jetzt, nachdem die Morgensonne so weit herumgekommen war, daß sie die vier Fenster der Längsseite streifte und an den rechten Mauerpfeilern ihre ersten goldenen Kringel malte. Diese beiden Vorzüge waren aber auch die einzigen des Lokals. Die Dielen lagen nicht mehr ganz eben und zeigten schon erheblich verbreiterte Ritzen, das Weiß der Decke war von Zigarrenrauch und Lampenruß grau geworden, der stuckierte Stern in der Mitte, einst rosa, jetzt von einer überhaupt nicht mehr festzustellenden Farbe, war hier und

Georg Wasner.

dort abgebröckelt, und was von der Tapete zu sehen war, hing mürbe, ließ den Kalk hinter sich herunterrieseln und verriet nur noch, daß es einst gemustert gewesen war.

Viel war aber nicht davon zu sehen. Eine unzählige Menge von Gruppenbildern, Darstellungen von Couleurfamilien und Einzelphotographien bedeckte die Wände, symmetrisch verteilt hingen Schilde mit den drei Farben befreundeter Verbindungen, und in der Mitte zwischen dem zweiten und dritten Fenster war das große Wappen der Franken angebracht mit dem gemalten Hermelinmantel darum, dem Ritterhelm darüber und dem Spruch „Franconia sei's Panier!" auf dem grün-gold-roten Bande. Die Mitte des Raumes war dagegen leer, nur die Kneiptafel zog sich herum, an der Fensterwand entlang, der Eingangswand und ein Stück auch noch auf der anderen Seite, so daß sie ein nicht ganz gleichmäßiges Hufeisen bildete, und beim Ofen stand der große runde Tisch, ein an verregneten Sonntagnachmittagen und kalten Winterabenden bevorzugtes Möbel.

Digitized by Google

Brandeis, der gegenwärtige Fuchsmajor, ein schlanker, großer Mensch mit hagerem norddeutschem Gesicht, war inzwischen aus dem Billardzimmer hereingekommen, hatte die Bücher und Hefte, die er mitgebracht, an das obere Ende der Tafel gelegt, wohin auch der Kellner die fünf Seidel gestellt hatte, hatte dann seine Mütze mit dem roten Barett vertauscht, über das der Fuchsschwanz hervorlugte, und wandte sich nun mit einem kurzen: „Bitte!“ an die vier schon bereitstehenden jungen Herren. Die nahmen zu beiden Seiten von ihm Platz, und gleich darauf begann er, indem er dabei nach seinem Glase griff: „Silentium! Fuchskränzchen incipit. Schmollis der Ganzen.“

„Fiducit!“ klang es zurück, und fünf Deckel fielen nach einem kräftigen Schluck klappernd zu.

Es war jetzt einen Moment still, währenddem Brandeis einen Blick zu seinem Korpsbruder, Dühlberg mit Namen, hinunterschickte, der noch immer mit dem Kopf auf den Armen dalag und sich nicht rührte. Dann fuhr er fort: „Ehe ich weitergehe, repetiere ich aus den letzten Kränzchen,“ und sich gleichzeitig an seinen linken Nachbar wendend, fragte er schon: „Wangefeld, die letzte Strophe von ‚Was rauschet und was brauset?‘“

„Ja,“ antwortete der, ein ganz junger Mensch mit rundem Gesicht und offen blickenden, großen grauen Augen, rückte etwas auf dem Stuhle hin und her, sah in die Luft, und seine sich bewegenden Lippen verrieten, daß er sich die verschiedenen Strophenanfänge aufsagte. Plötzlich deklamierte er los:

„Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauschet und was brauset.
Und nach dem Wald und der wilden Jagd ...“

Brandeis fragend anblickend, ob es richtig sei, hielt er inne, und als der nickte, fuhr er schneller fort:

„Nach Sturm und Wellenschlage
Und nach der deutschen Männer Schlacht
Und nach dem jüngsten Tage:
So denken wir an uns selber noch,
An unser stürmisch Singen,
An unser Jubeln und Lebehoch,
An unser Becherklingen.
Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauschet und was brauset.“

Damit brach er ab, und weil er die Stimme nicht hatte sinken lassen, klang es nicht, als sei er zu Ende gekommen, sondern in der Mitte stecken geblieben.

„Ja,“ sagte Brandeis und nickte wieder. „Aber so zu leiern hättest du nicht brauchen.“ Dann sah er den zweiten, ihm zur Linken Sitzenden an, einen kleinen brünetten Menschen, überlegte und fuhr fort: „Schulz, den Zirkel der Hallenser Hanseaten.“

Der griff nach dem Stück Kreide, das der Kellner gleichfalls hingelegt hatte, malte langsam den Zirkel auf die Tischplatte, verbesserte ihn, indem er den Mittelfinger der rechten Hand etwas anfeuchtete und ein Stück des Gezeichneten auslöschte, und blickte auf. Unsicher, denn er hatte die Empfindung, als stimme es nicht ganz genau.

„Ist es richtig?“ fragte Brandeis seinen ersten Nachbar zur Rechten, einen Freiherrn von Medem.

Der erhob sich, ging, die Linke am grüngold-grünen Fuchsbande, um den Tisch herum und sah den Zirkel an. „Nein. Im H fehlt die Schleife.“

„Ja.“ — Brandeis wandte sich wieder an Schulz — „es war also nicht richtig. — Wieviel Universitäten gibt es in Deutschland?“ prüfte er ihn gleich weiter.

„Zwanzig.“

„Medem?“

„Einundzwanzig.“

„Ja.“ Sein Gesicht hatte sich jetzt verfinstert, und er wollte weitersprechen, doch ehe er noch dazu kam, hatte Schulz schon schnell eingeworfen: „Ich hab' Münster nicht mitgerechnet.“

„So.“ In Brandeis' Auge leuchtete es auf, und seine Brauen schoben sich noch mehr zusammen. „Dann hättest du zu sagen gehabt: außer Münster zwanzig. Ich habe euch Münster aber mitgenannt. Du hast es auch gar nicht absichtlich ausgelassen. Die Ausrede ist dir nur so eingefallen. Du hast überhaupt die Angewohnheit, immer gleich nach einer Entschuldigung zu suchen. Ich hab' dich schon zweimal darauf aufmerksam gemacht. Gewöhn dir das ab, kann ich dir nur raten, sonst wirst du eines Tages sehr unangenehme Erfahrungen machen. Wer etwas nicht weiß, soll auch den Mut haben, es einzugestehen. — Also wieviel Universitäten gibt es bei uns?“

„Einundzwanzig,“ antwortete Schulz, der den Kopf hatte sinken lassen, kleinlaut. Es

Digitized by Google

war in der Tat so, wie Brandeis gesagt hatte. In dem Bestreben, nicht noch auf einer zweiten Unkenntnis ertappt zu werden, war ihm die Entschuldigung plötzlich eingefallen, und er hatte sie ohne weiteres Besinnen vorgebracht. Aber das wollte er nicht wahr haben und noch weniger den zweiten Vorwurf. Zugleich kränkte es ihn, sich vor den übrigen so abgekanzelt zu hören, und er dachte: Ich bin nicht mehr auf der Schule. Was fällt ihm ein? Zu sagen wagte er indessen doch nichts, wenn er auch ein unwilliges Gesicht machte, und Brandeis, der gut genug erriet, was in ihm vorging, schwieg auch. Aber freundlicher war der Blick, den er auch jetzt noch auf jenem ruhen ließ, nicht geworden, und etwas von dieser Unzufriedenheit lag auch noch darin, als er sich schon zu dem vierten Fuchs gekehrt hatte, einem schwächlich aussehenden, blassen und hageren Menschen.

„Röhl, was hast du zu tun, wenn du auf der Straße oder im Restaurant jemand aus Versehen anrempelst?"

„Ich habe ihn um Entschuldigung zu bitten."

„Ja. Warum?"

„Weil es selbstverständlich ist, daß ich ein begangenes Versehen wieder gutmache, und weil es ein Zeichen falscher Schneidigkeit ist, zu provozieren oder gar gleich zu kontrahieren."

„Ja. Gut." Wiederum nickte er, griff nach seinem Glase, doch ehe er trank, fragte er noch: „Medem, wieviel enthält ein Glas?"

„Zwei Halbe oder eine Blume, einen Halben und einen Rest."

„Ja. Den Rest trinkt man niemals ... Wangefeld?"

„Aufs Spezielle."

„Gut. Prosit."

In dem Augenblick tat sich die klappernde Glastür auf, die vom Flur in das schmale und kleine und nur mit Portieren abgetrennte Entree führte, und eine neue Rotmütze erschien, blieb aber sogleich stehen und fragte verwundert: „Nanu?"

Brandeis erriet, was das bedeuten sollte, und erwiderte lakonisch: „Fuchskränzchen."

„Donnerwetter, so zeitig?"

„Du bist ja auch schon hier."

„Ich hab' E. G." Der Ankömmling, ebenso groß wie der Fuchsmajor und nicht weniger schlank, mit seinen neunzehn Jahren aber zwei oder drei Jahre jünger als jener, war nun doch näher getreten, lüftete etwas die Mütze und sagte dabei: „Mahlzeit."

„Mahlzeit," sagte auch Brandeis und wiederholte: „E. G.?" Es war ihm gar nicht recht, das zu hören, denn deshalb hatte er das Kränzchen ja so zeitig angesetzt, um nicht gestört zu werden. Aber zu machen war natürlich nichts; so fragte er weiter: „Gegen wen denn?"

„Gegen mich selbst."

„Gegen dich selbst? So." Einen Augenblick überlegte er, wollte noch mehr fragen, ließ es der Füchse wegen aber und wandte sich dafür wieder an Schulz: „Was heißt E. G.?"

„Ehrengericht," erwiderte der kurz, und Ton wie Gesichtsausdruck verrieten, daß seine Unzufriedenheit noch immer bestand. Das würde ihm vielleicht nun doch einen neuen Rüffel eingetragen haben.

Aber dem Fuchsmajor ging das soeben Vernommene im Kopfe herum, so daß er nicht darauf achtete und fast mechanisch weiter examinierte: „Das Ehrengericht besteht aus ...?"

„Aus dem ersten Chargierten und zwei Inaktiven als Beisitzern."

„Ja. Und wenn, wie in diesem Falle, der erste Chargierte selbst vorgeladen ist?"

„Dann an seiner Stelle aus dem zweiten Chargierten."

„Ja," wollte Brandeis auch jetzt sagen, wurde aber durch den zuletzt Erschienenen daran verhindert.

Der, Hermann Alt mit Namen, Studiosus der Rechte und gegenwärtig, wie der Fuchsmajor es eben erwähnt hatte, erster Chargierter und also Oberster der Franken, war stehen geblieben, hatte lächelnd zugehört und sagte nun: „Gut gebrüllt, Fuchs."

Doch das war ein Übergriff. Wenn Fuchskränzchen abgehalten wurde, hatte niemand als der Fuchsmajor zu den Novizen zu reden.

Brandeis reagierte auch sofort. „Schaff dir Bier an," sagte er, „in die Kanne."

„Aha," lachte Alt, dachte aber nicht daran, nicht zu gehorchen, sondern wandte sich sofort an den Kellner, der neben dem Büfettschrank saß, den Kopf aufgestützt, die Augen geschlossen und die Füße unter dem Stuhl zurückgezogen. „Fritz, ein Glas Bier."

Doch der rührte sich nicht. Die Mühen der letzten Nacht waren in der Tat, obgleich

Digitized by Google

am Abend vorher nicht einmal allgemeine Kneipe ſtattgefunden hatte, ſehr groß geweſen, und wenn er jetzt auch nicht ſchlief, ſo duſelte er wenigſtens.

Alt mußte ſeine Aufforderung alſo noch einmal, und zwar lauter, wiederholen.

Da erſt ſchlug er die Augen auf, ſah verwirrt ins Lokal, ſagte: „Ja, Herr Alt," und wollte die Lider wieder ſchließen. Gleich darauf erhob er ſich indeſſen doch, ſtand am Büfettſchrank, beſann ſich, was es denn ſein ſollte, ſuchte dann unter den Stammſeideln und ſchob endlich das gefundene ebenſo wie vorher die fünfe durch das kleine Fenſter.

Alt war inzwiſchen weitergegangen zu dem noch immer halb über dem Tiſche liegenden Dühlberg, den auch das Erſcheinen des neuen Gaſtes nicht hatte aufſehen laſſen, legte ſeine Hand auf deſſen Schulter und rüttelte ihn. „Du, ſteh mal auf, Dühlberg," ſagte er dabei. „Die Lampen ſollen angeſteckt werden."

Ein unwilliges Grunzen war die ganze Antwort.

„Hörſt du nicht? Die Kneipe muß gleich anfangen."

„Kneipe," ſchallte es dumpf zurück; langſam hob ſich der Kopf, und zwei blöde Augen blickten zu Alt empor.

„Na ja. Was denn ſonſt?"

„Unſinn." Dühlberg ſah noch immer in das wieder lachende Geſicht des anderen, dann ſtöhnte er in ſeiner Not und ſprach weiter: „Mir wäre wohler, meine Mutter hätte mich nie geboren."

„Hätteſt ihr das vorher ſagen müſſen."

„Bierjunge." Der Kopf fiel ſchwer zurück.

„Proſt," antwortete Alt und lachte nochmals, indem er dem Kellner das herangebrachte Glas abnahm. „Na, Fritz," meinte er dabei, „ganz ausgeſchlafen haben Sie auch noch nicht. Was?"

„Ach, wer war denn wieder ſchuld daran als Sie," antwortete der mürriſch, zuckte mit den Schultern und wandte ſich auch ſchon ab.

„Beißen Sie nur nicht." Er ſah dem Kellner nach, empfand deſſen Unfreundlichkeit, hielt es jedoch für beſſer, nichts zu ſagen, und dann, den Deckel öffnend, fuhr er fort — und damit war die kleine Epiſode auch ſchon vergeſſen —: „Brandeis, ich melde mich."

„In die Kanne. Eins iſt eins, zwei iſt zwei, drei iſt ... Geſchenkt."

Alt ſetzte ab; dafür griff der andere aber nach ſeinem Seidel und meinte, obgleich er das gar nicht nötig hatte: „Ich komm' nach."

„Proſt," ſagte Alt auch zu ihm und ſtellte ſein Glas auf den nächſten Tiſch, dann ging er nach dem Billardzimmer, um herauszunehmen, was nachher für die Ehrengerichtsſitzung notwendig war, und Brandeis kümmerte ſich wieder um ſeine Füchſe, die während der Szene mit Dühlberg lächelnd nach unten zu den beiden hingeſehen hatten, jetzt aber, als ihr Herr und Meiſter begann: „Wir gehen weiter; ſchlagt eure Hefte auf; die Königsberger Korps!" herumfuhren und eifrig taten, was ſie geheißen worden waren.

Es wurde nun zwei, drei Minuten ſtill, außer daß Brandeis, ſobald er einen Zirkel auf die Tiſchplatte vorgezeichnet hatte, den Namen der dazu gehörigen Couleurs und ihre Farben nannte. Die vier malten ſorgfältig nach und ſchrieben, beugten ſich vor und ſahen ſich in die Hefte, Dühlberg döſte weiter, und der Kellner hatte ſeine vorherige Stellung eingenommen und auch wieder die Augen geſchloſſen, doch nur, um ſchnell von neuem in die Höhe getrieben zu werden. Alt war zurückgekommen und ſagte, indem er an den anderen Tiſch herantrat: „Fritz, helfen Sie mal." Da half es ihm nichts, wie er auch in ſich hineinbrummte, er mußte auf, und mehr geſchoben und gezogen als getragen ſchafften ſie das ſchwere Stück in die Mitte des Raumes. Dann ging Alt in das Billardzimmer zurück, holte, was er herausgeſucht hatte: die Ehrengerichtsſtatuten, Protokollpapier, Tinte und Halter. Und wie er nun auf dem Rückwege an Brandeis vorüberkam, meinte er zu dem: „Es iſt doch ein ſchnurriges Gefühl, wenn man ſich ſeinen Galgen ſelbſt zurechtmachen muß."

Brandeis ſah ihm nach, dann auf ſeine vier, zauderte und ſagte: „Alſo zeichnet das nach," erhob ſich und trat zu Alt, der dabei war, die mitgebrachten Sachen auf dem Tiſch auszubreiten. „Gleich Galgen?" fragte er leiſe.

„Na, aufbrummen werden ſie mir ſchon was," gab der andere zur Antwort, ohne ſich aber ſtören zu laſſen.

„Was iſt's denn?"

„Menſchenskind, als ob's überhaupt was anderes gäbe."

„Alſo wieder?"

Digitized by Google

„Jawohl. Wieder kommt die Kuh zum Kalben.“

„Alt, Alt!“ Brandeis ſchüttelte den Kopf und ſeufzte.

„Wieſo?“ fragte der und wandte ſich nun doch um, und als er das ernſte Geſicht des anderen und ſeinen vorwurfsvollen Blick ſah, fuhr er fort, indem er den Arm ausſtreckte: „Wächſt mir ein Kornfeld auf der flachen Hand?“

„Leiſer.“ Brandeis machte eine kleine Kopfbewegung nach den Füchſen zu. „Immer wieder, Alt, und du als erſter Chargierter.“

„Ja. Es iſt wirklich dumm eingerichtet. Andere brauchen's zwar auch, aber wer erſter Chargierter wird, deſſen Alter müßte unter allen Umſtänden im Mammon erſticken.“

„Ach!“ — Brandeis machte eine abwehrende Bewegung — „es iſt dir doch wirklich ſchon ſo viel erlaſſen. Keinen Beitrag ...“

„Du,“ unterbrach ihn Alt, „das werden ſie mir nachher auch vorhalten.“

„Ja, ja. Und mit Recht. Du biſt furchtbar leichtſinnig. Wenn wir dich nicht alle ſo gern hätten ...“

Doch wieder konnte er den Satz nicht beenden; auch jetzt fiel ihm der andere ins Wort: „Na alſo, habt mich doch. Aber noch groß reden ... Bisher hat noch keiner das Rätſel gelöſt, wie man's machen ſoll, wenn man kein Geld hat. Aber reden könnt ihr alle. Und reden ... Am liebſten wär' mir's ſchon, ſie fragten mich überhaupt nicht, ſondern verdonnerten mich gleich. Drei Tage, acht Tage Dimiſſion, ſo was wird's wohl geben. Aber erſt da inquirieren und ſalbadern. Scheußlich. Überhaupt über Geld reden zu müſſen. Es könnt' ſo ſchön ſein; bloß immer ...“ Er zuckte nun ſeinerſeits mit den Schultern, und dann zurückdrängend, was ihn inkommodierte, fuhr er fort: „Ach, was ſprech' ich ſelber davon. Hol's der Teufel. Proſt, Brandeis!“ Damit tat er einen Schritt bis zum Nachbartiſch, ergriff ſein Glas und wandte ſich ſchon wieder lächelnd um.

„Proſt, proſt!“ antwortete der, ſchüttelte aber den Kopf.

„Froſch!“

„Du wirſt's noch ſo lange auf die leichte Schulter nehmen, bis es zu ſpät iſt.“ Einen Moment blickte er vor ſich hin, hatte die Stirn gerunzelt; dann machte er wie entſchloſſen kehrt und ſagte, indem er auf ſeinen Platz zurückging: „Na, jedenfalls komm' ich dir nach.“

Er hatte ſein Glas noch nicht ergriffen, als ſich die Entreetür wieder auftat und der zweite Chargierte der Franken, von Bant, eintrat. „Mahlzeit,“ ſagte auch der und lüftete geradeſo leicht wie Alt vorher die rote Mütze. Der aber, der ſein Seidel noch in der Hand hielt, benutzte das Erſcheinen des neuen Gaſtes, um ihm ſofort zuzutrinken. „Proſt, Bant. Willkommensſchluck!“

„Proſt!“ klang es auch aus dieſem Munde; dann beſtellte Bant, ein kleiner, faſt zierlicher Menſch mit kokett aufgedrehtem blondem Schnurrbärtchen, beim Kellner, und als das erledigt war, wandte er ſich an Brandeis und ſagte: „Ihr müßt ins Billardzimmer gehen.“

„Ja, ich weiß ſchon,“ antwortete der Fuchsmajor; „noch zwei Minuten.“ Damit ſetzte er ſich und griff nach Medems Heft, um zu ſehen, ob der die Zirkel richtig nachgezeichnet hatte.

Gleich darauf erſchienen auch die beiden anderen Richter des Ehrengerichts, Wuk und Ulrich, und zwar ſo, daß der eine dem anderen faſt die Tür in die Hand gab.

„Du biſt aber auch gelaufen,“ meinte der zuletzt gekommene Ulrich, ein Mediziner im achten Semeſter, zu Wuk und hing ſeinen Hut auf, denn er wie Wuk als Inaktive trugen ſchon lange keine Farbe mehr; „ich ſah dich vor mir, wollte dich einholen, aber daran war nicht zu denken.“

„Ja.“ Über Wuks von Natur eher finſteres als freundliches Geſicht, in dem zwiſchen zwei hellen, ſcharf blickenden Augen eine große Naſe ſtand, zog flüchtig ein Lächeln. „Ich glaubte, es wäre ſchon zu ſpät, da bin ich zugeſchritten. Schütze von den Teutonen hatte mich, als ich aus dem Kolleg kam, feſtgehalten. Übrigens,“ er kehrte ſich um und ſah ins Zimmer hinein, ohne indeſſen einen Beſtimmten anzublicken, „eben hat mir Schütze erzählt, daß er ſich mit Kreſſien hat beſtimmen laſſen. Sonnabend um zehn iſt die Menſur.“

Alle, die den Inhalt dieſer für ihr ganzes Verbindungsweſen bedeutſamen Mitteilung beurteilen konnten, alle alſo bis auf die vier Füchſe, die aber auch aufhorchten, waren erſtaunt. Der, von dem Wuk geſprochen hatte, galt für keinen guten Schläger, während Kreſſien nach Alt, der unbe-

stritten der beste Fechter im lokalen Korpsverbande war, als zweiter rangierte. Das kam denn auch in den Antworten zum Ausdruck.

„Mit Kressien?" fragte Bant. „Donnerwetter!" Gleichzeitig meinte Alt: „Das ist weiter nichts als Renommage," während Ulrich, der dabei Alt ansah, sagte: „Da wird er das nächste Mal mit dir antreten."

„Ach!" Alt machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung und trat auf Wuk zu. „Sag doch, merkte man's ihm nicht an, daß er sich was drauf einbildete?"

Wuk fixierte ihn einen Moment, antwortete aber nicht und wandte sich ab.

„Du, Wuk, sag doch, war er sehr geschwollen?"

Da kehrte Wuk sich wieder um, warf dem anderen einen finsteren Blick zu, erwiderte aber auch jetzt nichts.

Und dieser Blick ließ Alt doch stutzen. Er blieb stehen und schlug die Augen nieder; dann ging er langsam, ohne weiterzufragen, zu seinem Biere und trank es aus. Abgeflaut war plötzlich, was ihn eben noch aufs höchste interessiert hatte, und das Unbehagen war wieder da, das sich vorhin für ein paar Sekunden gemeldet hatte, als er mit Brandeis darüber gesprochen, weswegen er heute zitiert war. Er wußte, wie Wuk, den er sich vor vier Semestern zu seinem Leibburschen erwählt hatte, jetzt zu ihm stand, wußte, warum dem so war und was sein Blick eben hatte bedeuten sollen, und zum erstenmal seit vorgestern, seitdem Bant den weißen Zettel an die Tafel gehängt hatte, auf dem er vor das Ehrengericht geladen wurde, brachte er die verscherzte Gunst des anderen mit dem Urteilsspruch, der nachher über ihn gefällt werden sollte, in Verbindung, und sein Unbehagen nahm zu. Er wollte sich davon nicht bedrücken lassen; so wie er war, hatte sich sein Wesen von jeher gegen Unangenehmes und Schweres gewehrt, das an ihn herandrängte; jetzt gelang es ihm nicht. Und deshalb stand er wieder da, den Kopf gesenkt, das leere Glas in der Hand und wie mit einemmal taub für das geworden, was um ihn herum vorging.

Inzwischen hatte Wuk den zweiten Chargierten gefragt: „Kann es losgehen?"

„Ja, ja," antwortete der, sah zu Brandeis und den Füchsen hinüber, die eben dabei waren, aufzustehen, ihre Sachen zusammenzunehmen und ins Billardzimmer überzusiedeln, und trat nun zu Dühlberg. „Du," sagte er und rüttelte ihn geradeso an der Schulter, wie es vorher Alt getan hatte, „du mußt aufstehen. Hier drin ist E. G."

Dieses Mal fuhr Dühlberg, den das aufeinanderfolgende Erscheinen der drei Richter und das lebhaftere Sprechen ohnehin schon halb aufgestört hatten, steil in die Höhe. „E. G.?" fragte er und griff dabei nach seiner Mütze. „Wieso denn?"

„Das ist eine Frage," lachte Bant.

„E. G." Einen Augenblick sah er vor sich hin, dann, ohne noch etwas zu sagen, begann er wie im Traume die Kneiptafel entlang auf das Billardzimmer zuzugehen, indem er seine Rechte auf eine Stuhllehne nach der anderen legte.

Bant sah ihm nach. „Was ist denn mit dir?"

Doch nicht er antwortete, sondern Fritz, der Kellner, der inzwischen eingesehen hatte, daß es mit einem Nachholen der verlorenen Nachtruhe jetzt doch vorbei war, und deshalb aufgestanden war und sich zu tun machte. „Herr Dühlberg hat gestern abend acht Schnäpse dazwischen getrunken und immer verschiedene," meinte er fast schadenfroh.

„Sie hat ja niemand gefragt," sagte Bant zu ihm. „Außerdem, Sie können jetzt auch gehen. Und du auch, Alt."

„Ja." Der fuhr auf, machte eine Bewegung, als ob er tun wollte, was man ihn geheißen hatte, besann sich anders, sprach weiter: „Fritz soll mir nur noch ein Glas bringen," korrigierte sich dann: „oder nein, es kann bis nachher bleiben," stellte das Seidel weg, warf Wuk noch einen kurzen Blick zu, und während der Kellner durch die Entreetür verschwand, tat er es in das Billardzimmer hinein. Und Bant, der hinter ihm hergegangen war, schloß die große Flügeltür, die Richter waren allein.

Wuk hatte inzwischen am runden Tische schon Platz genommen. Ulrich, stehend, blätterte aber noch in der Zeitung, die, in einen Rahmen eingespannt, neben dem Eingange gehangen hatte. Jetzt legte er sie weg, kam auch heran, und gleich nach ihm setzte sich auch Bant, indem er dabei schon einen Brief aus der Brusttasche zog. „Hier ist also das Schreiben unseres alten Herrn Wienert," begann er.

Doch Ulrich, der sich als Schriftführer das Papier schon zurechtgeschoben und nach der

Digitized by Google

Feder gegriffen hatte, unterbrach ihn: „Einen Augenblick.“ Dann fuhr er fort, indem er langsam das sagte, was er niederschrieb: „E. G. Donnerstag, den 6. Juni 1889. Richter: von Bant, Wuk, Ulrich. Vorgeladen: Alt ... So,“ — er sah auf — „nun los!“

„Ja,“ sagte Bant und begann wieder: „Also das Schreiben unseres alten Herrn Wienert, in dem er uns mitteilt, daß er Alt vor drei Wochen auf dessen inständiges Bitten fünfundzwanzig Mark geliehen, die der auf Ehrenwort bis Dienstag, den 28., habe zurückgeben wollen. Das ist nicht geschehen. Auch inzwischen nicht. Ich war gestern bei Wienert.“ Einen Augenblick hielt er inne, da Wuk kurz aufgelacht hatte, dann fragte er: „Will jemand den Brief lesen?“

Wuk lehnte ab, da er das Schreiben schon kannte. Ulrich aber streckte die Hand aus und durchlief es schnell. Dann, nachdem er es gelesen, meinte er, indem er den Brief zurückgab: „Das hätte er auch gerade nicht zu schreiben brauchen. Schreiben, das ist immer so ...“ Er zuckte mit den Schultern.

„Ja, das habe ich noch vergessen,“ begann Bant wieder. „Als ich gestern bei ihm war, sagte mir Wienert, er habe es für seine Pflicht gehalten, die Sache anzuzeigen, und er finde es auch nur richtig, wenn Alt deshalb bestraft werde. Aber trotz seines Leichtsinnes möge er ihn so gern, daß er bitte, die Strafe nicht zu hart ausfallen zu lassen.“

„Dann hätte er es überhaupt nicht anzeigen dürfen,“ fiel Wuk ein. „Außerdem hat er auch zu anderen darüber gesprochen.“

„Nein,“ sagte Bant.

„Doch, ich habe es selbst gehört. Aber, bitte, weiter. Das ist ja erst eins.“

„Ja. Ferner hast du die Anzeige gemacht,“ — wieder sah er Wuk an — „daß Alt unserem Kneipgast Hellermund versprochen hatte, ihm Sonnabend um vier Uhr die sieben geliehenen Mark zurückzugeben. Er ist aber nicht einmal auf der Kneipe gewesen, obgleich er Hellermund extra dazu herbestellt hatte.“

„Ja,“ sagte Wuk.

„Und drittens ist Alt dem Kellner die Rechnung mindestens acht Tage schuldig geblieben.“ Er erhob sich und sah nach dem Büfettschrank hinüber, auf dessen Platte der Kellner sein Guthaben zu verzeichnen pflegte, eine Methode, die wenig die Zustimmung seiner jeweiligen Schuldner fand, die aber für ihn das Gute hatte, daß die Öffentlichkeit des Verzeichnisses einen kräftigen Druck zur Begleichung ausübte. Doch die Tabelle, die gestern noch dort geglänzt hatte, stand heute nicht mehr da. „Es ist ausgelöscht,“ sagte Bant und setzte sich wieder. „Wir werden ja hören.“ Und dann, den Tonfall ändernd, in dem er bisher gesprochen hatte, fragte er: „Wollen wir Alt erst verhören, oder wollen wir erst unter uns die drei Anklagen beraten?“

„Verhören natürlich,“ sagte Wuk, und auch Ulrich nickte, indem er meinte: „Ein schönes Register ist es ja wieder. Er ist schon ein Kerl.“

Bant erhob sich infolgedessen, ging zu der Tür, die er vor kaum zehn Minuten selbst geschlossen hatte, öffnete sie, rief in das Billardzimmer: „Alt!“ und kam, von dem begleitet, zurück. Und als er wieder Platz genommen hatte, begann er sogleich: „Es ist dreierlei, weshalb du heute vorgeladen bist, und worüber du uns Rechenschaft zu geben hast. Ich beginne mit dem am wenigsten Gravierenden. Du bist dem Kellner wieder die Zeche schuldig geblieben, und dieses Mal ...“

Doch Alt ließ ihn nicht ausreden. Etwas hatte sein Optimismus sich in der Zwischenzeit ja doch schon wieder zu regen begonnen, und das, was er eben gehört hatte, erschien ihm, da es erledigt war, so harmlos, ja eher für ihn sprechend als gegen ihn, daß er es eilig hatte, das zu konstatieren. „Ist bezahlt,“ sagte er und lächelte leicht.

„Seit wann?“

„Seit gestern nachmittag. Ich habe ...“ Er schlug das Jackett zurück und legte die Hand auf die linke Westentasche, wo bis gestern seine Uhr getickt hatte, die jetzt aber hebräisch lernte, wie die Studenten nennen, was im bürgerlichen Leben „versetzen“ heißt.

„Aber du gibst zu, daß deine Schuld mindestens acht Tage gestanden hat?“

„Das freilich.“

„Zweitens. Warum hast du unserem Kneipgast Hellermund die sieben Mark am Sonnabend nicht wiedergegeben, wie du's ihm versprochen hattest?“

„Ich hatte sie nicht.“

„Und warum bist du überhaupt nicht dagewesen?“

Digitized by Google

„Bis halb vier hatten die Mensuren gedauert. Ich hab' gemeint, es sei schon zu spät. Außerdem, wenn man's doch nicht wiedergeben kann. Das wußte ich doch nicht, daß er gleich angerannt kommen und die Sache erzählen würde."

Wuk, der bisher auf einem Stuhl zurückgelehnt dagesessen, die Beine übereinander gelegt, und Alt den Rücken gekehrt hatte, fuhr herum: „Das hat er nicht getan. Du hattest ihn ja selbst hierher bestellt. Er hat auch von selbst nichts gesagt, sondern ich hab' ihn direkt danach gefragt, weil ich mir ja denken konnte, um was es sich wieder handelte."

„Einen Augenblick schwieg Alt. Dann sagte er kleinlaut: „Sonntag früh bin ich bei ihm gewesen und hab' ihn um Entschuldigung gebeten."

„Wahrscheinlich, weil du merktest, daß ich es wußte."

„Nein, Wuk," — Alt machte eine halb lebhafte Bewegung — „deshalb nicht ... Weil ich's nicht aushielt, daß ich feige gewesen war. Das war's."

„So," mischte sich auch Bant wieder ein, „also du gibst auch das zu. Ist die Schuld inzwischen beglichen?"

„Nein. Es langte gestern nicht mehr."

„Und daran hast du nicht gedacht, daß es nicht einer von unseren Leuten ist, sondern ein Auswärtiger, der nur bei uns verkehrt, der unser Gast ist?"

Alt ließ den Kopf sinken und schwieg. Er hatte schon daran gedacht, sehr viel sogar, und hatte, was er begangen, ganz genau so empfunden wie die, vor denen er jetzt stand, aber er meinte, es hätte keinen Zweck, das auch noch besonders zu bestätigen. Wieder gehen lassen sollten sie ihn und dann bestrafen, wie er es vorher zu Brandeis gesagt hatte. Unmutig fuhr er mit zwei Fingern am grün-gold-roten Band entlang.

Ein paar Sekunden hatte Bant auf eine Antwort gewartet, dann sprach er weiter: „Wir kommen jetzt zum Dritten, zum Schlimmsten, deinem Verhalten unserem alten Herrn Wienert gegenüber. Auch ihm hast du die geliehenen fünfundzwanzig Mark nicht zurückgegeben, das aber, obgleich du dein Wort verpfändet hattest."

„Mein Wort?" Alt richtete sich auf. Er sollte sein Wort gegeben haben? Ganz fest war er überzeugt, daß er das nicht getan hatte, und deshalb sagte er bestimmt: „Mein Wort hab' ich nicht gegeben."

„Wie?" fragte Bant und richtete sich auch auf.

„Nein. Das ist ein Irrtum. Da verwechselt ..." Verwechselt er mich mit einem anderen, wollte er sagen, aber brachte es nicht zu Ende. Sich erinnernd, wie es damals zugegangen war, als er bei Wienert die Anleihe gemacht hatte, wollte es ihm plötzlich scheinen, als sei es doch möglich, daß er sein Wort gegeben hatte. „Nein, das kann wirklich nicht stimmen," sagte er nun langsamer, aber der Ton seiner Worte verriet, daß er schon selbst nicht mehr recht daran glaubte.

„Alt, bitte, Wienert schreibt das hier," begann Bant nun wieder und legte die Hand auf den Brief.

„Ja," erwiderte Alt, wollte seine Zweifel nicht zur Gewißheit werden lassen und wußte es nun doch, daß er es getan hatte, daß er es, um nur das Geld zu erhalten, weil der andere Schwierigkeiten machte, so hingesagt hatte: „Mein Wort, ich geb' dir's bis dahin zurück." Wieder ließ er den Kopf sinken, dann sagte er leise: „Ich hatte es vergessen."

„Aber, Alt," mischte sich Ulrich da ein, der so lange seinen ganz kurz geschorenen hellblonden Kopf über den Tisch gebeugt und nur zwei- oder dreimal sich eine kurze Notiz gemacht hatte, „wie kannst du so etwas vergessen?"

Alt aber, in dem jetzt eine große Angst war, und der doch aus den wenigen Worten, die Ulrich zu ihm gesprochen, gefühlt hatte, daß der es gut mit ihm meinte, entgegnete: „Ich hatte es wirklich vergessen, Ulrich. Du kannst mir glauben. Jetzt eben fällt mir's erst ein."

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als Wuk, der trotz aller Gegnerschaft herausgehört hatte, daß sein Leibfuchs eben die Wahrheit gesprochen, schon aufsprang: „Du hattest dein Ehrenwort vergessen?" fragte er und sah den anderen finster an. Und als der nicht antwortete, stieß er aus: „Pfui!"

Sofort erhob sich auch Bant und legte die Hand auf Wuks Arm. „Bitte, dazu hast du kein Recht. Und setz dich auch wieder, bitte."

Ohne etwas zu antworten, ließ sich Wuk wieder auf seinen Platz nieder.

Digitized by Google

Dafür aber sprach Bant weiter: „Du hast es also wirklich fertig gebracht, dein Wort zu vergessen? Das ist so unglaublich, so unvorstellbar. Ich weiß nicht," — er schüttelte den Kopf — „ich kann's mir nicht ausdenken."

„Es war doch..." setzte Alt an und schwieg; aber die Angst trieb ihn, trotz alles Widerwillens weiterzusprechen: „An dem Sonntag war's, als wir unseren Exbummel nach dem Seeschlößchen machten. Ihr waret alle nicht sehr bei Kasse, waret auch schon unten auf der Straße. Nur Wienert und ich waren noch auf der Kneipe. Wenn ich nicht mitgegangen wäre, wär' ich doch bestraft worden. Wienert wollte aber nicht, da hab' ich's so hingesagt. Verlangt hatte er mein Wort gar nicht."

„So'l das eine Entschuldigung sein?"

„Nein, das nicht. Nur, weshalb ich's vergessen habe. Ich dacht' an gar nichts anderes als mitzumachen, und daß ihr schon fort waret. Und als ich's dann hatte," — er zuckte mit den Schultern — „da bin ich halt fortgestürzt, um nur euch einzuholen. Deshalb hab' ich's vergessen."

„So," sagte Bant, besann sich, ob noch etwas festzustellen sei, fand nichts und wandte sich dann an die beiden anderen Richter: „Hat einer von euch noch was zu fragen?"

Ulrich schüttelte den Kopf, aber Wuk sagte, indem er sich aus seiner zusammengesunkenen Haltung aufrichtete: „O ja."

„Also, bitte, du hast das Wort."

„Ich frage Alt, was er überhaupt über sich und sein ganzes Tun denkt, was er sich für Gedanken darüber macht, wie es mit ihm weitergehen wird, und wie er sein Verhältnis zum Korps und zu uns auffaßt? Jeder Mensch hat doch Minuten oder Viertelstunden, in denen er sich über sich und seine Lage einmal klar wird oder wenigstens versucht, sich klar zu werden, in denen er Vorsätze faßt und sich vornimmt, das zu bessern, was er als besserungsbedürftig erkennt. Was hast du in solchen Augenblicken über dich gedacht?" Er hatte sich, als er zu sprechen begann, auf seinem Stuhl herumgedreht, so daß er Ulrich jetzt ganz und Bant halb den Rücken kehrte, und sah Alt an.

Doch der erwiderte nichts. Er hätte solche Fragen überhaupt nicht beantworten können, schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil er es nie hatte dazu kommen lassen, daß er sie sich gestellt, jetzt war er aber erst recht nicht dazu imstande. Noch immer hatte er sich nicht darein gefunden, daß er ganz bedingungslos sein Ehrenwort nicht gehalten und somit, von Feigheit allenfalls abgesehen, das Schlimmste getan haben sollte, was es für einen Korpsstudenten überhaupt gab. Das war das eine, was ihn beschäftigte, das andere, daß es doch etwas geben müßte, das die Angelegenheit in ein anderes Licht rückte, und wenn er es auch nicht fand, ja, nicht einmal zu finden trachtete, gefühlsmäßig war er doch davon überzeugt und also auch davon, daß man ihm im letzten Grunde unrecht tat. Die Unterlippe wie unwillig etwas vorgeschoben, stand er da und sagte nichts, rührte sich auch nicht.

Wuk hatte auf eine Antwort gewartet; als sie ausblieb, fuhr er fort: „Du schweigst? Weil du mir nichts erwidern kannst, oder weil du's nicht willst? Aber was frage ich erst. Ich will dir's sagen. Weil du's nicht kannst, weil du, du ganz allein unter uns, niemals über dich nachgedacht hast, weil du ernsthafte Erwägungen niemals anstellst, weil du nur eins kennst, mitmachen, dabei sein, dich vergnügen, und weil du in deinem Leichtsinn blind wirst, sobald dich etwas lockt. Dich lockt aber alles, selbst was den krassesten Fuchs schon kalt läßt. Daß wir einmal verzichten, uns dies und das versagen müssen, das allein gilt für dich nicht, dich, der du den kleinsten Wechsel unter uns hast, dem wir in jeder Beziehung entgegengekommen sind, nur um ihn zu halten, den wir trotzdem sogar zu unserem ersten Chargierten gemacht haben. Die Pflichten aber, die du dafür übernommen hast? Null. Du machst dich mit dem Kellner gemein, weil du bei ihm immer wieder in Schulden steckst. Du erniedrigst dich vor unseren Gästen, erniedrigst damit aber auch das ganze Korps. Denn was du tust, fällt auf das Korps zurück. Du brichst dein Wort oder vergißt es. Du, unser erster Chargierter. Meinst du, weil du lustig bist, und weil sie dich deshalb gern haben, und weil du unser bester Schläger bist, daß darüber auch nur ein Fuchs auf die Dauer blind bleibt? Wir haben aber unsere jungen Leute zu erziehen. Wir vergehen uns an ihnen und an denen, die einst in Ehren unser Band getragen haben, wenn wir ein solches Beispiel länger dulden. Wir vergehen uns auch an dir, obgleich du —

Digitized by Google

nun, du weißt ja, wie meine Meinung über dich sich allmählich geändert hat. Meinst du, es bedeutet uns nichts, uns so betrogen zu sehen? Wer von uns ist dir nicht auch noch persönlich beigesprungen? Du aber — so jämmerlich kann keiner sein. Eine Entschuldigung mußt du haben. Sag sie, nenn sie, jetzt, in dem Augenblick!"

Wieder wie vorhin war es ein paar Augenblicke still zwischen den vieren. Alt stand da, noch immer die Hand am Bande, hatte jetzt die Lippen aufeinandergepreßt, die Stirn gerunzelt und blickte zu Boden. Ulrich und Bant hatten die Köpfe auf den Tisch gebeugt, Bant, indem er mit dem Zeigefinger der Rechten am Rande der Statuten entlang fuhr, Ulrich, indem er auf das Papier, das vor ihm lag, kleine Striche kritzelte, und Wuk sah seinen Leibfuchs an. Es war ihm schwergefallen, so ruhig zu sprechen, wie er es immerhin noch getan hatte, und er wußte, daß er auch nicht den zehnten Teil von dem gesagt hatte, was vorzubringen war. Aber er wollte sich heute, da er das Urteil zu sprechen hatte, nicht hinreißen lassen, wie er es früher unter vier Augen manchmal getan hatte. Um so größer war seine Erbitterung, und die nahm zu, je länger Alt schwieg, bis sie fast zum Haß geworden. Haß, weil er dem anderen einst so gut gewesen, Haß, weil er sich so viel Mühe mit ihm gegeben, Haß, weil es ihm war, als ob die Schmach, die auf jenem lag, auch ihn, den Leibburschen treffe. Schließlich, wie er fühlte, daß es heiß in ihm aufsteigen wollte, blickte er weg.

Es arbeitete aber auch in Alt, und er wollte auch sprechen, nur empfand er noch Scheu. Endlich zuckte er etwas mit den Schultern, dann fiel es langsam von seinen Lippen: „Ich hab' doch vor zwei Semestern schon austreten wollen, weil ich's pekuniär nicht aushielt."

„Aber du hast's nicht getan."

„Sie ließen mich doch nicht. Und weil sie mir auch die Vergünstigungen anboten. Wer springt denn gern aus? Ich war auch überzeugt, es würde gehen."

„Das hätte es auch können."

„Nein. Das ist eben ein Irrtum gewesen. Überhaupt —" Wieder zauderte er, machte mit dem Kopf ein paar kleine stoßende Bewegungen, kämpfte noch, aber sein Unmut war nun gewachsen, und Wuk kurz ansehend, fuhr er bestimmter fort: „Überhaupt, glaubst du, es macht mir Vergnügen, wenn ich keinem Menschen sein Geld wiedergeben kann? Wenn man's aber nicht kann, wenn man nichts hat. Das ist, als wenn man ein ganzes Haus von der Ecke schieben soll. Es ist so niederdrückend, so kläglich, immer wieder zu betteln; außerdem wissen, daß man's doch nicht wiedergeben kann, und es doch versprechen müssen. Hätt' ich einem gesagt: du, ich weiß nicht, wann du es zurückhaben wirst, dann hätt' er's mir erst recht nicht geliehen. Ich muß aber doch Geld haben, hier für den Kellner, wenn ich zu den anderen Couleuren gehe. Und auch so, ohne jeden Pfennig in der Tasche — als was fühlt man sich da? Als ob man kein Recht hat, auf die Straße zu gehen, kein Recht, einen Menschen anzusehen. Und man hat dann auch gar keine Lust, zu nichts. Ich kann einmal zu einem kommen oder zweimal und, wenn er's kennt, vielleicht zum drittenmal, dann aber — Was weißt du denn, was man empfindet, wenn man Absagen erhält und dasteht und nur einen Wunsch hat, schon wieder aus der Tür zu sein. Ich hätt' überhaupt nicht Franke werden sollen."

„Nein, allerdings nicht. Aber leider bist du es geworden."

„Du hast mich ja selbst geteilt. Ohne dich wär' ich's ja doch nicht."

„Hab' ich dir unsere Verhältnisse nicht klargelegt?"

„Ich dir meine auch."

„O, ja. Aber in einer Weise, daß ich glauben mußte, sie seien doch ganz gut. Eben weil es dich schon lockte, weil du im Grunde schon entschlossen warst. Damals kannte ich dich ja noch nicht."

„Wer weiß denn als Mulus, was alles von einem verlangt wird? Man hofft doch auch."

„Du meinst, man betrügt sich mit offenen Augen. Aber wenn es auch so gewesen wäre, wie du sagtest, wenn ich und die anderen dich wirklich gedrängt hätten, entschuldigt dich das? Ich, ich ganz allein bin für das verantwortlich, was ich tue, niemand sonst. Ich habe nach meiner Erkenntnis zu handeln, nicht nach dem, was mir sonst jemand sagt."

„Ja, das klingt so. Aber wenn sie einen erst hier raufgeschleift haben, und man sieht und hört das alles. Jeder ist freundlich.

Digitized by Google

Ich weiß doch jetzt, wie's gemacht wird. Und dann," — wie vorher zuckte er mit den Schultern — „dann, als ob man sonst zur zweiten Klasse gehört. Das aber —" Nochmals hob er die Schultern, dann verstummte er, sah vor sich hin, fühlte, daß er dem anderen nicht gewachsen war, und plötzlich stieg wieder die Angst in ihm auf, stärker und höher. Er wollte sich dagegen wehren, aber das gelang ihm nicht; was an Trotz oder Unrechtsbewußtsein in ihm vorhanden war, brach zusammen, und einen Schritt auf Wuk zutuend, stieß er bittend aus: „Wuk, ich versprech's dir, ich werd' mich von jetzt ab zusammennehmen."

„Du?" — sein Leibbursche sah ihn feindlich an — „du, niemals! Ich bin fertig mit dir." Und wie er sich ihm am Anfang schnell zugewandt hatte, so drehte er sich jetzt zurück, so daß er nun Alt wieder den Rücken kehrte, und stützte den Arm auf und legte den Kopf in die Hand. Er war fertig, ganz und gar, er glaubte nicht, ihn vermochte nichts mehr zu täuschen, und nun verspürte er einen Widerwillen dagegen, daß er überhaupt so viel gesprochen hatte. Es waren ja doch nur Worte, und mit Worten war bei dem anderen nichts mehr zu machen.

Alt aber hatte die schroffe Ablehnung, die er erhalten hatte, auch verstummen lassen. Er fand den Mut nicht mehr, noch weiter zu sprechen. So schüttelte er nur den Kopf, als Bant ihn fragte, ob er noch etwas zu entgegnen habe. Und dann war er entlassen und ging in das Billardzimmer zurück, um hier in dem engen Raume, obgleich er Brandeis damit in seinem Unterricht störte, und der ihn auch unwillig ansah, aber nichts sagte, weil er wahrnahm, daß in jenem etwas Schweres vorgehen mußte, unruhig hin und her zu wandern. Er konnte sich nicht setzen, er konnte auch nicht klar denken. Zugleich fröstelte und erfüllte ihn quälendes Bangen. Und doch, was auch auf ihn drückte, und wie gelähmt seine Gedanken auch schienen, die wenigen Worte, die Ulrich zu ihm gesprochen hatte, fielen ihm ein, und daß sie gut gemeint gewesen, zugleich erinnerte er sich, in welch naher Beziehung er immer zu Bant gestanden hatte. Daraus entnahm er sich einen unklaren Trost. Zwei, die sich auch jetzt als seine Freunde erweisen würden, zwei Stimmen also gegen eine. Aber Ruhe fand er darüber nicht, noch immer verspürte er das seltsame Gefühl in seinem Inneren, und wenn er auch ein paarmal stehen blieb, um auf eine Frage oder Antwort des Fuchskränzchens zu horchen, oder wenn er nach dem auf der Bank zusammengesunkenen Dühlberg blickte, er hörte und sah eigentlich nichts, schon der nächste Augenblick trieb ihn wieder vorwärts.

Inzwischen waren nebenan die Verhandlungen weitergeführt worden. Zunächst, nachdem Alt die drei verlassen hatte, war es still gewesen, so, als ob sich niemand das erste Wort zu sprechen getraute, oder als ob sie hinausschieben wollten, was nun folgen mußte. Dann hatte Wuk sich ganz herumgedreht und gesagt; „Ich stell' also den Antrag, Alt c. i. zu exkludieren."

„Was?" Ulrich, über dessen Stellungnahme zu ihm Alt sich in der Tat nicht getäuscht hatte, richtete sich überrascht auf, und auch Bant machte eine abwehrende Bewegung. Was Wuk haben wollte, war die schwerste Strafe, die das Korps überhaupt verhängen konnte.

„Du hörst es ja," hatte Wuk ruhig auf Ulrichs Frage geantwortet.

„Cum infamia exkludieren," sprach der weiter und legte den Halter hin. Gleich darauf regte sich aber ein starker Unwille vor dieser Vorstellung in dem überhaupt sehr gutmütigen Menschen, und er stieß aus: „Du bist verrückt, Wuk!"

„Bitte," sagte der, und sein Gesicht verfinsterte sich.

„Ja, entschuldige. Aber seinen ersten Chargierten exkludiert man nicht."

„Man exkludiert, wer sein Wort bricht. Paragraph acht der Statuten."

„Weiß ich; weiß ich ebensogut wie du. Aber du hast's ja gehört. Wie kann einer sein Wort brechen, der überhaupt nicht mehr weiß, daß er's gegeben hat."

Wuk zuckte mit den Schultern.

„Jawohl. Und hast du's denn nicht aus dem Ganzen herausgemerkt? So groß und stark er ist, er ist doch noch ein halbes Kind. Weshalb haben ihn denn alle so gern? Doch gerade deswegen, daß in ihm noch so viel Jugend steckt. Unbekümmertheit und Schlechtigkeit ist aber zweierlei."

„Bant ist auch erst neunzehn."

„Die Jahre sind nicht bei jedem gleich. Herrgott noch 'nmal," fuhr er fort, war nun etwas ruhiger und richtete sich wieder

Digitized by Google

auf, denn er hatte sich zuletzt zu Wuk vorgebeugt gehabt, „ich bin wirklich erschrocken. Wie hast du den Vorschlag bloß machen können? Du bist doch sein Leibbursche.“

„Allerdings.“

Einen Moment schwieg Ulrich, sah Wuk an, dann hob er wieder an: „Ich versteh' dich nicht. Hat Alt mit dem etwa nicht auch recht gehabt, was er uns über sein Aktivwerden bei uns sagte? Ist's mit dem Fuchskeilen nicht so? Ich hab' nicht Franke werden, hab' überhaupt nicht Farben tragen wollen, hundert andere auch nicht. Wenn die Couleuren bestehen sollen, muß eben zugeredet und gedrängt werden. Das aber legt auch uns, die wir keilen, Verpflichtungen auf. Zieh deinen Antrag zurück, Wuk.“

„Nein!“ antwortete der, ohne sich zu rühren.

„Nicht?“ In Ulrichs Gesicht zuckte es. „Also dann nicht. Bant,“ fuhr er gleich darauf fort, „ich stell' den Antrag, ihn auf vierzehn Tage zu dimittieren, das ist genug. Und nun sprich du.“ Erwartungsvoll sah er den, von dem er Unterstützung erhoffte, an und griff wieder zum Halter.

Doch Bant blieb zunächst noch so sitzen, wie er bisher dagesessen hatte, den Kopf aufgestützt und überlegend, und erst als ihn Ulrich von neuem drängte, antwortete er: „Nein, das geht nicht. Mit vierzehntägiger Dimission wird bestraft, wer fortgesetzt seine Beiträge und Strafgelder schuldig bleibt.“

„Dann vier Wochen. Den ersten Chargierten muß er ja auch niederlegen.“ Wiederum hielt er inne, dann wurde er noch einmal lebhaft. „Herrschaft, seid doch verständig. Wir sollen Richter sein, aber alles, was Brüderlichkeit und Kameradschaft heißt, wär' ja ein Nonsens, wenn wir unseren Hauptzweck in der Strenge erblickten. Stellt euch doch das bloß vor. Jetzt trägt er noch Band und Mütze, in einer Viertelstunde aber ... Abends laufen die Füchse schon in die anderen Kneipen, um es anzuzeigen, und morgen geht's an alle Korps im ganzen Reich. Ich bitt' euch. Alles zu Ende, kein Zusammenhang mehr, kein Grüßkomment, für uns und die anderen Luft. Hier in unserem Neste, wo jeder um jeden weiß. Und auch damit ist's doch noch nicht abgetan. Ihr könnt ihn ja fürs ganze Leben unglücklich machen. Haben wir's nicht oft genug erlebt, wie's an einem hängen bleibt? Unser Alt, der frische, flotte Kerl ... Unglaublich.“ Dann sagte er wieder halb bittend und halb animierend: „Bant.“

„Ja,“ erwiderte der, erhob sich und begann zu gehen. Er wußte wohl, was Wuk verlangte, war das Vorgeschriebene und auch das Richtige, aber alles in ihm sträubte sich dagegen, ein so hartes Verdikt zu fällen. Er hatte noch nie einen Menschen unglücklich gemacht, und nun sollte er es bei Alt tun, den auch er so gern mochte? Sein kleines Schnurrbärtchen streichend, ging er mit gesenktem Kopfe hin und her.

Gleich darauf erhob sich auch Ulrich und tat ein paar Schritte. „Du dürftest,“ sagte er dann und sah Wuk kurz an, „heute überhaupt nicht Richter sein.“

„Gerade ich,“ antwortete Wuk und rappelte sich etwas auf. „Übrigens haben wir noch E. G. oder nicht?“

„Entschuldige.“ Bant kam sofort auf seinen Platz zurück, und auch Ulrich setzte sich wieder.

„Es wird dir schwer,“ fuhr Wuk fort und wandte sich an Bant.

„Ja,“ sagte der einfach.

„Ja. Ich kann es mir denken. Aber sei sicher, nicht schwerer als mir. Nicht heute. Jetzt bin ich darüber weg, aber die ganze Zeit, als ich zu merken begonnen hatte, worauf es hinauskommen würde, und als ich sah, wie es sich immer mehr vollzog. Ich bin ja sein Leibbursche. Ja ...“ Einen Moment hielt er inne, sah vor sich hin auf den Tisch, dann fuhr er fort, und es klang fast weich, wie er nun sprach: „Ich habe mich, als er mich dazu machte, gefreut wie selten über etwas. Mich beliebt zu machen, die jungen Leute anzuziehen,“ — er zuckte mit den Schultern — „meine Kunst ist das nicht. Er ist ja auch mein einziger geblieben. Wenn man aber nur den einen hat und noch dazu den, für den man vom ersten Augenblick des Kennenlernens an eine so große Affektion verspürte, da wirkt es, das sehen zu müssen. Du kannst es dir vielleicht denken. Und das kann ich dir auch versichern. Wenn ein Leibbursche um seinen Leibfuchs sich Mühe gegeben hat, dann bin ich es gewesen. Sogar gegen meine Überzeugung. Als er Ende des zweiten Semesters austreten wollte und wir ihm die verschiedenen Erleichterungen anboten, wollte er sie nicht annehmen. O, er fühlt schon noch

Digitized by Google

richtig. Ich hab' ihm damals doch zugeredet. Auch ich rechnete mit seiner Jugend, rechnete damit, daß, wenn er erst Bursche geworden, sein Stolz erwachen würde. Ja, aus demselben Grunde hab' auch ich ihn zum ersten Chargierten gewählt, trotz meiner Bedenken. Er hat es uns schlecht vergolten. Was soll denn noch geschehen, nachdem er sich so weit vergessen hat? Stehlen? Ich denke, wir reißen lieber unser Wappen auf der Stelle herunter, als daß wir diesen Gedanken auch nur eine Sekunde dulden. Das Korps oder er, jetzt ist es in der Tat so weit. Mach es dir nur klar. Gerade weil er so bestechende Eigenschaften hat, deshalb ist er um so gefährlicher. Wir sehen's ja, wir sehen's hier an Ulrich, wir sehen's an Wienert, der ihn nicht zu hart bestraft haben will. Wenn's bei denen aber schon so ist, wie dann erst bei den Füchsen? Es mag in uns zucken und rebellieren. Aber wir müssen. Säh' ich noch einen Weg, existierte noch eine Möglichkeit, ich würde nicht so sprechen, schon um uns die Blamage zu ersparen, aber ich sehe nichts, es gibt auch nichts, und deshalb ... Du kennst ja meinen Antrag. Ich bitte darüber abstimmen zu lassen."

„Ja," sagte Bant und richtete sich wie in plötzlichem Entschlusse auf. Was sein älterer Korpsbruder gesagt, hatte bei ihm Saiten anklingen lassen, die seinem ganzen Wesen nach besonders leicht in ihm schwangen. Aber doch, noch ehe er weiter geantwortet hatte, stutzte er schon wieder und schrak noch einmal zurück. Unwillkürlich einen Mittelweg suchend, der Alt wenigstens das Schlimmste, die Ehrlosigkeit, ersparte, fragte er: „Wenn wir ihm nur den Rat zum Austritt gäben?"

Wuk sah ihm eine Weile in die Augen, ehe er erwiderte: „Bant, sind unsere Statuten böswillig aufgesetzt, oder sind sie ein Popanz? Ich denke, wir haben ein Amt, um es auszufüllen, nicht, um es zu umgehen." Und als Bant, der aus diesen ruhig gesprochenen Worten einen Vorwurf heraushörte, die Augen niederschlug, fragte er nach kurzem Innehalten: „Nun?"

Da war es auch bei dem anderen entschieden. Den Kopf hebend, entgegnete er: „Ja, du hast recht. Also du bist dafür, ich muß es auch sein. Und du, Ulrich?" Er blickte den anderen flüchtig an.

„Nein," sagte der, hob aber den Kopf nicht. Auch auf ihn hatten Wuks Ausführungen ihren Eindruck nicht verfehlt.

„Also mit zwei zu einer Stimme ... Ja ... Jetzt muß ich ihn wohl rufen?" fragte er dann weiter, obgleich er gut genug wußte, daß er es in der Tat zu tun hatte.

Wuk nickte nur.

„Ja, ja." Bant erhob sich, setzte sich aber wieder und stützte abgewandt Arm und Kopf auf. So saß er eine ganze Weile. Die anderen beiden ließen ihm auch Zeit, rührten sich nicht und sprachen nicht mehr. Bis Wuk aufstand, an die Garderobenhaken trat, die sich an den Wänden entlang zogen, dort unter den vielen roten Mützen zwei auswählte, sich eine aufsetzte und die andere mitbrachte und sie vor Ulrich hinwarf. Dann ließ er sich wieder nieder. Und nun dauerte es nur noch eine Sekunde, bis Bant sich von neuem erhoben hatte und schnell auf die Tür des Billardzimmers zuging.

Alt hatte inzwischen weiter gebangt, aber doch auch gehofft. Eins ging ins andere über, und bald hatte er gemeint, es sei ein günstiges Zeichen, daß sie so lange berieten, bald das Gegenteil gefürchtet. Jetzt, wie die Tür aufging, fuhr er nervös herum und suchte aus Bants Gesichtsausdruck zu erraten, was ihm bevorstände. Der hatte den Blick niedergeschlagen und nannte auch nur halblaut seinen Namen. Da war es ihm, als müsse er sich aufs Schlimmste gefaßt machen. Was dieses Schlimmste aber sein würde, daran hatte er bisher nicht gedacht, und das sagte er sich auch jetzt nicht.

In dem Augenblick, da er an den Tisch herantrat, erhoben sich Wuk und Ulrich — Bant hatte sich gar nicht mehr gesetzt — und alle drei nahmen die Mützen ab. Alt hatte nun schnell in Ulrichs Gesicht gesehen. Doch auch der hielt die Augen niedergeschlagen. Da war es kein Bangen mehr, es war Furcht geworden. In seiner Not begann er sich das Jackett zuzuknöpfen.

Endlich fing Bant an, er sprach auch jetzt nicht laut und blickte noch immer nicht auf: „Das ordnungsmäßig einberufene Ehrengericht hat gegen dich wegen der dir vorhin genannten Vergehen auf Exklusion c. i. erkannt. Wie dir ..."

Doch er kam nicht weiter, in keiner geringeren Nervosität als Alt zuckte er zusam-

Digitized by Google

men und brach ab, als der ausstieß und dabei auch schon zurücktaumelte: „Exklu ..."

„Ja," sagte Bant noch immer leise, dann fuhr er fort: „Wie dir bekannt ist, ist in dieser Sache für heute abend eine Versammlung einzuberufen. Du kannst zu derselben selbst erscheinen; willst du es nicht, so hast du das Recht, jemand zu wählen, der dich verteidigt. Hast du noch was zu sagen oder zu fragen?"

Aber Alt antwortete nicht, er stand nur da und starrte nach den dreien hin. Im Grunde war es eine vollkommene Verständnislosigkeit, die ihn befallen hatte. Daß er schimpflich ausgestoßen werden und dem Korps nicht mehr länger angehören sollte, wußte er wohl, dachte auch immerfort: exkludiert, exkludiert, aber weiter ging es nicht. Weder vermochte er sich irgendwelche Konsequenzen schon vorzustellen, die diese Entscheidung haben mußte, noch dachte er daran, was er etwa zu sagen oder zu tun hatte. Dabei aber bemerkte er ganz deutlich, wie Bant wieder mit dem Finger am Rande der Statuten hin- und herfuhr, wie dessen Couleurring glänzte, und auch, daß dicht daneben auf der Tischplatte ein großer dunkler Fleck war. Er hatte ihn selbst gemacht, als er nach einer Ehrengerichtssitzung ungeschickt das Tintenfaß umgestoßen hatte. Dessen erinnerte er sich jetzt, sah das Gefäß wieder liegen und die schwarze Flüssigkeit einen kleinen blanken See bilden.

Da fuhr Bant fort, indem er die beiden anderen anblickte: „Hat einer von euch noch was zu sagen oder zu fragen?"

„Nein," antwortete Wuk.

Ulrich schwieg.

„Dann erkläre ich: E. G. ex." Er griff nach seiner Mütze und setzte sie auf. Das taten auch seine beiden Mitrichter, aber sonst änderte sich zunächst nichts. Noch immer standen die drei, und noch immer starrte Alt zu ihnen hin, bis Wuk sich langsam setzte, Ulrich seinem Beispiel sofort folgte und nun dasaß wie Bant vorher, den Arm aufgestützt und den Kopf in die Hand gelegt. Auch das dauerte eine Weile; da erhob sich Wuk, der der Situation ein Ende machen wollte, wieder und fragte: „Die drinnen können jetzt wohl 'reinkommen?"

„Ja," antwortete Bant.

Im Vorübergehen, um die Tür des Billardzimmers zu öffnen, warf Wuk einen kurzen Blick auf Alt. Er hatte gehofft, ihn durch seine Frage aufzurütteln und zum Fortgehen zu veranlassen, aber Alt stand noch immer unbeweglich da, nur daß er jetzt den Kopf gesenkt hatte und zu Boden sah.

Wuk ging weiter und tat nach einem zweiten Blick und kurzem Zaudern, was er gesagt hatte, indem er in das Billardzimmer hineinsprach: „Ihr könnt jetzt kommen." Dann kehrte er aber nicht auf seinen Platz zurück, sondern blieb stehen, wandte sich um und sah wieder nach Alt hin, auch noch als Brandeis und die Füchse, deren Kränzchen inzwischen beendet war, durch die nur mit einem Flügel geöffnete Tür drangen.

„Was ist denn geschehen?" fragte Brandeis, die Situation überblickend.

Wuk sagte es ihm.

„Nein," — er fuhr zurück — „das ist doch nicht möglich."

„Leider."

„Was ist?" fragte auch Wangefeldt.

Ihm gab der Fuchsmajor Bescheid.

Wieder malte sich Schreck auf einem jungen Gesicht, dann ging es flüsternd von Mund zu Mund. Die Füchse drängten sich zusammen, wie um Schutz zu suchen gegen das, was da über dem einen schwebte, der eben noch zu ihnen gehört hatte und es jetzt schon nicht mehr tat, der noch dieselbe Mütze trug wie sie und neben ihren beiden Fuchsfarben über der Brust noch die dritte des Burschen.

Wieder war es still in dem großen Raum. Nichts regte sich, niemand bewegte sich.

Da tauchte Dühlberg in der Tür auf, drängte sich durch, achtete aber weder der Füchse noch der übrigen, schritt wieder wie vorher an der Tafel entlang und sagte dabei: „Ekelhaft, das Fuchsgequassel. Fritz, ein Glas Bier! zwei! drei! Noch nicht da, alter Verbrecher? Ich lass' Sie spinnen, bis Ihnen der Nabel glänzt!" Er sank auf einen Stuhl und nahm wieder die Stellung ein, die er innegehabt, solange er vorhin hier drin gesessen hatte.

Das aber war es, was Alt endlich erwachen ließ. Nicht in dem Sinne, daß ihm nun ganz gegenwärtig geworden wäre, was geschehen, und was man ihm angetan hatte, aber es brachte ihm wenigstens ins Bewußtsein, daß mit ihm etwas Ungeheuerliches geschehen war. Eine erste Unruhe meldete sich. Langsam, fast schleichend, oder als ob

Digitized by Google

ihm die Füße schwer geworden wären, begann er zu gehen.

Um den runden Tisch herum, an dem kürzeren Ende des Hufeisens der Kneiptafel vorbei, nach dem Ausgange zu. Den hatte er aber noch nicht erreicht, als er schon wieder stehen blieb. Es war ihm jetzt, als müsse ihm etwas einfallen, und gleichsam darauf wartend, hatte er Halt gemacht.

Sie hatten ihn alle, bis auf Ulrich, der noch immer aufgestützt dasaß und grübelte und unzufrieden war, beobachtet, und es war so etwas wie Erleichterung über sie gekommen: jetzt legte es sich wieder auf sie, bis es Bant nicht länger ertrug. Mit wenigen Schritten war er bei ihm, faßte ihn am Arm und sagte bittend: „Alt, nimm es doch nicht so auf, wir haben doch nicht anders gekonnt."

„Nein, natürlich nicht," sagte der, rührte sich aber nicht, hob nicht einmal den Kopf.

„Alt!" bat Bant wieder.

„Ja, ja. Ich weiß schon." Wie zerstreut sah er Bant an, senkte gleich wieder den Blick, und dessen Hand von sich abstreifend, setzte er sich aufs neue in Bewegung, ging nun aber an der Tür vorüber bis zu den Garderobehaken in der Ecke, wo sein Hut hing. Bei manchen Exbummeln oder wenn abends nach der Kneipe noch ein anderes Lokal aufgesucht wurde, in das sie nicht in Farben gehen durften, hatte er ihn gebraucht, und deshalb hing er ständig hier. Langsam, wie er herangekommen war, nahm er die Mütze ab, hängte sie an einen Haken, griff nach dem Hut und setzte ihn auf. Und langsam ging er auch wieder nach dem Ausgang zurück, aber schon war ihm ein zweites eingefallen. Er knöpfte das Jackett auf, das er geschlossen hatte, als er zum letztenmal vor seine Richter getreten war, öffnete die Sicherheitsnadel, mit der das Band unten an der linken Seite der Weste zusammengehalten und befestigt war, zog es unter dem Jackett hervor und begann es aufzurollen, gedankenlos und doch innerlich schon ein Stück weiter, bis er damit fertig war und es als kleine Rolle in der Hand hielt.

Zögernd und als gelte es, Vorsicht anzuwenden, streckte er den Arm aus, um das Band auf den Tisch zu legen; seine Hand hatte den auch schon erreicht, aber im gleichen Augenblick durchzuckte ihn ein wahnsinniger Schmerz. Plötzlich war die Klarheit da: es war aus, alles aus. Man hatte ihn ausgestoßen, geächtet, er durfte die Farben nicht mehr tragen, die so lange sein ein und alles gewesen, an denen allein sein Herz gehangen, die seinem Leben Inhalt gegeben hatten. Leer und sinnlos war geworden, was morgen sein würde und übermorgen und in aller Zukunft.

Hand und Arm, die eben noch getastet hatten, fuhren in die Höhe. Als sei es nicht eine federleichte Rolle, sondern ein Stück von Stahl oder Stein, so schleuderte er das Band zur Erde. Dann stürzte er fort, und klappernd fiel für ihn die alte Glastür, die sich ihm so oft aufgetan und die sich so oft hinter ihm geschlossen hatte, zum letztenmal zu.

— — — — — — — — — — —

Und während sie am Abend, zur Versammlung zusammengekommen, meinten, daß er erscheinen würde, da er einen Verteidiger nicht ernannt hatte, warteten und dann ohne ihn den Spruch des Ehrengerichts zum Beschluß erhoben, lag er noch immer auf seinem Bett, wie er sich am Morgen, als er in sein kleines Zimmer getreten war, hingeworfen hatte, und schluchzte manchmal und wühlte den Kopf in das Kissen oder versank wieder in dasselbe dumpfe Hinbrüten, in dem er den Tag verbracht hatte. Daran gedacht hatte er wohl, noch bei der Versammlung appellieren zu können, aber nicht eine Sekunde war er dazu entschlossen gewesen. Nicht, weil er von vornherein von der Nutzlosigkeit eines solchen Schrittes überzeugt gewesen, das hatte er nicht erwogen; auch nicht, weil er meinte, ihm sei doch recht geschehen, damit hatte er sich gleichfalls nicht beschäftigt; aber das war es, daß die Menschen, die gestern noch als seine Freunde gegolten hatten, heute ein solches Urteil über ihn hatten fällen können. Über dieser Tatsache hatte er allen Halt verloren, sein erster Zusammenprall mit dem Leben hatte ihn vollkommen wehrlos gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Etwas vom Glückwünschen

Von Wilhelm Münch

Für „Westermanns Monatshefte“ war das abgelaufene Jahr ein Jubiläumsjahr. Als Jubilarin hat die Zeitschrift sich dargestellt und von guten Freunden Glückwünsche empfangen; vielleicht haben noch mehr andere, ohne sich mit Wort oder Zeichen auszudrücken, eine glückwünschende Teilnahme in der Stille empfunden. Seitdem ist eine Reihe von Monaten verflossen und im Wechsel weiter Freud und Leid über Freunde und Fremde gekommen. Auch an ferneren Jubiläen hat es der Welt nicht gefehlt, zumal es scheint, daß unsere Generation sich keinen Gedenkfeiertag entgehen lassen will. Nicht bloß, daß sie in ihrer rastlosen Arbeit von Zeit zu Zeit innehalten möchte: sie möchte gewissermaßen innerlich Halt machen, zum Bewußtsein ihrer selbst kommen, indem sie ihres Verhältnisses zur Vergangenheit innewird. Darf man wohl auch einmal vor der Sitte des Glückwünschens Halt machen und darüber sich seine Gedanken machen? und vielleicht diese Gedanken anderen zum Mitbedenken darbieten, auch wenn sie nichts ganz Überraschendes enthalten sollten?

Also, um zunächst bei dem Fall des Jubiläums zu bleiben: zu einem solchen gehören Glückwünsche so entschieden, daß sie gewissermaßen des Jubiläums Seele bilden. Was wäre ein Jubiläum in der Stille und Tiefe des einzelnen Herzens? Fast ein Widerspruch in sich selbst — obwohl es etwas sehr Schönes und Echtes sein kann, nur eben nicht eigentlich ein Jubiläum. Wir haben das Gefühl, daß Jubel zusammengehöre mit Jubiläum, und nicht bloß innerer Herzensjubel. Ja, dieser vielleicht am wenigsten, denn den Jubilaren ist wohl meist gar nicht so einfach zumute, durch ihre Seele gehen Strömungen in sehr verschiedener Richtung. Nun würde freilich jene natürliche Zusammengehörigkeit auf einer Täuschung beruhen, wenn man sie aus den Worten entnehmen wollte. Denn „Jubiläum“ rührt von dem hebräischen Worte her, das uns in Jubel- oder Jobeljahr wohlbekannt ist, und das eine rechtliche Bedeutung hat, indem es die Rückkehr alles Besitzes an die ehemaligen Eigentümer bringen sollte. Allmählich ist das Wort dann dazu gekommen, nur noch den Abschluß einer bedeutenden und abgerundeten Lebensperiode zu bezeichnen. Und bei „Jubeln“, das dem Spätlateinischen entnommen ist, liegt eine ganz andere Wortentstehung vor; es wird wohl etwas Onomatopoetisches darin stecken, wie in unserem Juchzen oder Jauchzen. Indessen einander genähert haben sich nun doch die beiden Wörter, weil sie innerlich so gut zueinander paßten.

Dem an einem solchen Abschluß, auf einer solchen Höhe Angelangten naht man mit Glückwünschen, naht man „gratulierend“. Ein derartiges Echo des Empfundenen, eine feiernde Umgebung soll nicht fehlen. Und offenbar versteht man sich ja auch in diesem Sinne. Dennoch können Glückwünsche oder Gratulationen im Grunde höchst Verschiedenes besagen. Schon wenn man die Beschaffenheit der Anlässe bedenkt, und wenn man die innere Stellung der sie Aussprechenden zur Feier und den Gefeierten nimmt, und wenn man beachtet, wie die verschiedenen Nationalsprachen die gleiche Sache bezeichnen, von welcher Seite sie sie nehmen, so kommen große Differenzen zutage. Um mit dem letzten zu beginnen: das französische féliciter bedeutet ja „glücklich preisen“. Und nicht selten wird jetzt einfach complimenter gesagt, wo man sich — persönlich oder symbolisch — einstellt, um, wie wir sagen, Glück zu wünschen. Auch die Engländer wenden neben gratulate das Wort felicitate an, aber oft sprechen sie einfach von compliments (compliments of the season), oder sie haben schlicht treuherzige Ausdrücke wie I wish you joy, I give you joy. Welche Bewandtnis ferner hat es eigentlich mit „gratulieren“? Hinter dem lateinischen Worte steckt doch sehr Mannigfaltiges oder Unbestimmtes. Auf den Eindruck des Anmutenden und Wohltuenden, auf Gunst und Gnade, auf freudige Dankesstimmung und sonst noch Verwandtes deutet der

Digitized by Google

Wortstamm; je weiter man ihn zurückverfolgt, desto mehr verfließt er ins Unbestimmte.

Aber ziemlich unbestimmt oder aus Mannigfaltigem gemischt ist eben doch auch der innere Vorgang bei unserem Gratulieren oder Glückwünschen. Zu wie ungleichartigen Gelegenheiten bringen wir es auch dar! Gleich zum Lebensbeginn, wenigstens denen, die des jungen Lebens Urheber und Schützer sind, und zur jährlichen Wiederkehr dieses Kalendertages, dem Abschluß einer neuen kleinen Periode, zur Erreichung des ersten Grades von Selbständigkeit in der Gemeinschaft der Christenmenschen, also der Konfirmation, zu bestandenen Prüfungen, zu errungener fester Lebensstellung, zu Verlöbnis und Heirat, zu tüchtigen Erfolgen auf der Lebensbahn, zum Abschluß großer Arbeiten, zur Übernahme großer Aufgaben, zu gewagtem Hervortreten, zu Beförderungen, Ehren und Würden, zur Wiederkehr festlicher Erinnerungstage, zu Ehe- und Dienstjubiläen und etwa auch zu allen ähnlichen Terminen im Leben der Nachkommenschaft, und zwischen allem Persönlichen hindurch zu den alle Welt angehenden Übergängen, dem Jahresanfang oder, wer es zu erleben bekommt, dem Anfang eines Jahrhunderts, aber auch zu den wiederkehrenden großen Jahresfesten, den religiösen zumeist, wo man sich denn auch in gewissen Ländern wirklich religiöse Jubelgrüße spendet. „Christus ist auferstanden", ruft bekanntlich am Ostermorgen in Rußland einer dem anderen zu, und man umarmt und küßt sich dabei. Und anderswo, unter minder impulsiven und religiös naiven Menschen versäumt man wenigstens nicht, gesegnete Feiertage zu wünschen oder doch vergnügte. Man versäumt es nicht? Es scheint in der Tat, daß man im allgemeinen in unserer Kulturwelt ängstlicher wird gegenüber der Möglichkeit, eine geltende gute Form zu versäumen. Und wie die schönsten Kirchenbauten in solchen Perioden erfolgt sind, wo das innere religiöse Leben sich im Rückgang befand, so werden die auf freundliche Gesinnung deutenden persönlichen Verkehrsformen am sorgsamsten dann und da gepflegt, wo es mit der Innerlichkeit für dieses Verhältnis am fragwürdigsten steht.

Dann und da: denn es sind in dieser Beziehung die Zeiten und die Länder oder Landschaften verschieden. Ist doch schon der Kultus der Form und der sozialen Korrektheit sehr ungleich entwickelt, ebenso die Stärke des Bannes der Sitte, und ebenso ferner das Maß der persönlichen Empfindlichkeit und des Bedürfnisses, sich geltend zu machen. Wie man sich in Frankreich vor den einzelnen Personen einer Gesellschaft verneigt, indem man nur ausdrücklich den Namen der zu grüßenden Person nennt (Madame la Baronne! Monsieur le Président! Monsieur Delacroix!), so sendet man auch zu Glückwunschgelegenheiten einfach seine Visitenkarte, und so kreuzen sich deren am Neujahrstag einige oder mehrere Millionen über das Land hin. Vom Präsidenten der Republik wurde kürzlich erzählt, daß er zu diesem Termin etwa zehntausend Karten aus dem Lande erhalte und zehntausend Karten seinerseits als Erwiderung zu versenden habe. Da versteht man beinahe schon den Seufzer König Heinrichs IV.: „Schwer ruht das Haupt, das eine Krone trägt." Indessen hat diese Form bei aller Unlebendigkeit doch anderseits den Vorteil der Einfachheit, der Nüchternheit. Kann nicht das Entgegengesetzte, nämlich der Ausdruck des Glückwunsches in möglichst hochgesteigerten Maßen oder Wendungen, weit peinlicher werden? Und doch ist das wenigstens unter uns in Deutschland sehr im Schwange. Allerdings sind es zu allermeist die Leute aus dem Volke, aus wenig gebildeter Schicht, die uns z. B. am Neujahrstage mit leuchtender Innigkeit dreihundertfünfundsechzig absolut glückselige Tage wünschen, während alle abgelaufenen Jahre doch höchstens einige glückselige Stunden ergeben haben und die Erfahrung uns etwas bescheidener in Wünschen und Hoffnungen werden lassen könnte. Aber in Wahrheit hat auch dieses Wunschübermaß einen viel komplizierteren psychologischen Untergrund.

Sehr verschieden muß schon die Stimmung mit der Ungleichartigkeit der Gelegenheiten sein. Man kann dem Jubelpaar zur goldenen Hochzeit unmöglich „Glück wünschen" in dem Sinne wie dem Brautpaar in der frischen Myrte. Eigentlich nur noch ein bißchen Fortsetzung des freundlich-leidlichen Zusammenlebens läßt sich dort wünschen, und wesentlich bezeugt man seine Freude, daß den im Goldkranz Feiernden so viel Glück oder doch so viel Leben und Zusammenleben beschieden gewesen ist. Und auch am wirklichen Hochzeitstage, wo freilich zum wirklichen Wünschen von Glück Anlaß genug ist, da man ein so ungeheures Wagnis unter-

Digitized by Google

nimmt, wie das unlösliche Zusammenleben zweier Individuen auf Lebenszeit es bedeutet, und wo man namentlich auch die Kraft wünschen könnte, sich wirklich treu und gut zu bleiben, auch an diesem wirklichen Hochzeitstage spricht doch vor allem Teilnahme an der Freude über das Erreichte, erst in zweiter Linie kommt der Ausblick in die Zukunft.

Überhaupt ist wohl Mitfreude das Wesentliche und Gemeinsame aller der Gratulationen, Bezeugung wenigstens der Mitfreude, wobei denn wohl auch allerlei minder edle Gefühle sich mit herbeidrängen oder doch sich nicht ganz zurückdrängen lassen, unter Umständen etwas Neid, etwas Neugier, etwas Selbstpräsentation, vielleicht das harmlose Bedürfnis, von der fremden Freude ein wenig mitzubekommen, was in Ermanglung eigener, unmittelbarer nicht zu verachten ist. Man macht sich zum Gratulieren außerordentlich viel leichter auf den Weg als zum Kondolieren. Viele kommt das Kondolieren recht sauer an, und schon die Notwendigkeit, eine traurige Miene aufzusetzen, ist ihnen fatal. Erinnert doch auch das Traurige bei den anderen an allerlei Trauriges, das uns selbst betroffen hat. Aber von der Glückssonne anderer sich etwas mit bestrahlen zu lassen, ist angenehm. Und so kommt es, daß an Bezeugung von Mitfreude so viel Überfluß ist und die Bezeugung der Mittrauer nicht leicht über das gebotene Maß hinausgeht — während doch, wie keinem Menschenkenner unbekannt, die Mitfreude sonst die Menschen so ungeheuer viel schwerer ankommt als das Gegenteil, der Neid, und auch als ihr Gegenstück, das Mitleid, das gewissermaßen zu der natürlichen Ausstattung des menschlichen Gemüts gehört.

Ist es nun vielleicht doch Wirkung der schönen christlichen Ethik, daß so viel Mitfreude zum Ausdruck kommt? Denn es ist doch eins der zugleich einfachsten und schönsten Worte, das „Freuet euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden". Ach nein, die unter der Stufe des Christentums stehenden Völker haben die Huldigungen jener Art vielleicht noch weiter getrieben. Denn es kommt überhaupt noch zweierlei hinzu, wenn man das Wesen der Glückwünsche recht verstehen will. Auf einer gewissen bescheidenen Kulturstufe sieht der Mensch immer um sich Freund und Feind, fürchtet einen Feind in jedem, der ihm fremd ist, der ihm zufällig gegenübertritt, und fürchtet namentlich die geheime Wirkung der Feindschaft, des Hasses, des Übelwollens, das Anwünschen von Krankheit oder sonstigen Übeln. Und das Gegenteil für seine Person zu bezeugen, namentlich dem irgendwie Mächtigen oder Starken gegenüber zu bezeugen, wird dann zum großen Anliegen der vielen. Also ja nicht das Gefühl aufkommen lassen, man könne irgendwie als Feind gerechnet werden, man gehöre nicht zu denen, die die Engländer well-wishers nennen; und je volleren Ausdruck man für diese Stimmung wählt, desto sichereren Glauben muß man finden!

Das ist das eine, das also mit abergläubischen Vorstellungen (vom Anwünschen des Schlimmen) wenigstens ursprünglich etwas zu tun hat. Bestimmter noch mag man dann einen anderen Aberglauben darin wiedererkennen, nämlich daß durch die Stärke und Fülle der Wünsche eine Art von Beschwörung der unsichtbaren Mächte erfolge, die das Schicksal der Menschen bestimmen, und denen Wehetun ebenso nahe liege wie Wohltun, die zum Wohltun bestimmt werden müßten durch rechte Behandlung, möchten das nun Opfer sein oder Bitten oder Beschwörungsformeln und was ihnen verwandt ist. Von diesem Gefühl (das ja auch bei der Anrufung der mannigfaltigen Heiligen und noch bei anderen Funktionen naiv-religiösen Lebens im Spiele ist) ist offenbar etwas wirksam bei jenen möglichst gesteigerten Glückwünschen. Mit dem Jubeln geht das Beben zusammen, und wenn die Jubelnden selbst das Beben vergessen, mag der gute Wille der Freunde und Bekannten ergänzend dafür sorgen, für das Beben um üble Wendung des guten Geschicks und womöglich für das Abwehren des Unheils, durch Wünsche und Formeln.

Das ist ja nun etwas kindlich. Sollen wir es darum aber verachten? Die Menschen dürfen in ihrer Mehrzahl etwas wie Kinder bleiben. Sie dürfen auch veraltete Formen beibehalten, selbst wenn ihr Inhalt sich wandelt. Und die Nötigung durch die Sitte übt doch auch eine Wirkung ins Innere. Vom Bezeugen teilnehmender Freude bis zum wirklichen Lebendigwerden von Mitfreude ist nicht gar so weit. Mittelbar kommt wirklich durch das Glückwünschen etwas mehr Glück in die Welt.

Digitized by Google

Theodor Herrmann: Rotkäppchen. (Aus den Teubnerschen Wandfriesen.)

Kunst in der Schul- und Kinderstube

Von Dr. Friedrich Düsel

Das einst so geläufige Schlagwort von der „Kunst im Leben des Kindes“ ist allmählich etwas in Verruf gekommen. Kein Wunder, denn es hat eine Zeit gegeben, wo es fast zu Tode gehetzt wurde, wo man sich kaum davor retten konnte. Und dann all die wilden, ungesunden Auswüchse, die die Bewegung zeitigte! Eines schönen Tages vor Weihnachten konnte man in den Schaufenstern unserer Großstädte sogar „künstlerische Honigkuchen“ bewundern, deren Formen nach Entwürfen „namhafter Zeichner und Maler“ hergestellt und deren dekorative Verzierungen in Gestalt von Spritzwerk oder Bemalungen wohl gar unmittelbar aus den Händen bildender Künstler hervorgegangen waren. Da hatten wir denn einmal wieder glücklich die zum Lachen reizende Verzerrung einer guten Sache, und wenn der Deutsche dabei erst angekommen ist, nimmt er erfahrungsgemäß Spott und Hohn nur zu gern als sanftes Ruhekissen, um schlafen zu gehen und hinfort alles beim „guten Alten“ zu lassen. „Da seht ihr,“ heißt es dann wohl, „was bei euren modernen Bestrebungen herauskommt! Mit dem Spielzeug, den Bilderbüchern und dem Wandschmuck fing es an, und mit den Pfefferkuchen hört es auf. Derselbe circulus vitiosus wie beim modernen Kunstgewerbe. An den Stühlen hat man so lange herummodelliert, bis niemand mehr darauf sitzen kann, ohne sich Arme und Beine zu verletzen, und mit eurer Kunst im Leben des Kindes ist es glücklich so weit gekommen, daß man in einen Pfefferkuchen nicht mehr hineinzubeißen wagt. Denn wer möchte so roh sein, ein lebendiges Kunstwerk zu — verschlucken!“

So nahe solche Witze liegen mögen, so wenig wird der Kern der Bewegung damit getroffen. Das tüchtige moderne Kunstgewerbe strebt nichts eifriger an, als das Objekt seiner Bemühungen zum reinen und ungekünstelten Erfüller seines praktischen Zweckes zu gestalten, mit anderen Worten, einen Stuhl zu einer möglichst bequemen und gefälligen Sitzgelegenheit zu machen, die sich den natürlichen Formen des Körpers leicht und natürlich anschmiegt; und die „Kunsterziehung“ verabscheut nichts so sehr, als wenn ihre gesunden Grundsätze zu ausgetüftelten Spielereien oder — was oft auf dasselbe hinausläuft — zu gewinnsüchtigen Spekulationen mißbraucht werden, wie diese Pfeffer- und Honigkuchenkunst eine ist.

Für den ehrlichen und charakterfesten Freund der Sache fängt jetzt erst recht die Pflicht an, das Gute festzuhalten und das Bessere zu fördern. An Mitläufern und Mitschreiern fehlt es nie, und je neuer, modischer eine Bewegung ist, desto kritikloser fällt ihr der große Haufe zu. So schnell, wie sie gewonnen, so schnell ist diese Anhängerschaft für gewöhnlich aber auch wieder verloren. Die ernsteren aber harren aus, und für sie wächst jetzt erst, auf dem „Trümmerfeld der Hoffnungen“, die wahre Ernte.

Digitized by Google

Dieser Ernte freilich muß eine strenge und sorgfältige Auslese vorangehen, soll auch sie nicht durch Ansteckung noch in der Scheuer verdorben werden. Dabei wird man wie bei allem Menschenwerk finden, daß manches Korn nicht aufgegangen, mancher Keim erstickt, mancher Halm im jungen Wachstum gebrochen worden ist. Aber einiges hat sich doch durchgerungen, und diese kräftigere Saat gilt es auch für die Zukunft zu pflegen, an ihr heißt es sich schadlos halten für das Verlorene und Verkümmerte.

Zu diesem Standhaften gehören in erster Reihe die Bestrebungen um eine künstlerische Belebung des Schul- und Kinderzimmers, das Wort „künstlerisch" hier im weitesten Sinne des Begriffes genommen als Gegensatz zum Rohen und Nüchternen. Blicken wir zurück auf die Anfänge der Bewegung, so ist unverkennbar, daß sie von der Schule ausgegangen ist. Nicht sowohl aus den Kreisen der berufsmäßigen akademisch oder seminaristisch gebildeten Lehrer, als vielmehr aus einem kleinen Kreise von Kunstgelehrten und Soziologen, deren Denken und Arbeiten aber vorwiegend von pädagogischen Interessen beeinflußt wurde, und die gleich sahen, daß die von Tag zu Tag drückender werdende Last des bloß Verstandesmäßigen und Materiellen am schmerzlichsten die zarten Seelen der Jugend treffen mußte. Hier beim Kinde sollte deshalb die Erziehung der Sinne und die Pflege der Phantasie einsetzen, Bildungselemente, die um keinen Deut weniger notwendig und wertvoll als die Erwerbung von exakten Kenntnissen und Fertigkeiten. Ja, man erinnerte mit Recht daran, daß, wie erst die jüngste Wissenschaft wieder bestätigt, das Bedürfnis nach Kunst zu den Urtrieben des Menschen gehöre, und daß dieser sich des heiligen Gefühls eines Zusammenhanges zwischen dem Schöpfergeist der Natur und uns selber nirgends so beseligend und erhebend bewußt werde wie im Anschauen und Genießen der Werke menschlicher Kunstschöpfung, in denen wir einen Abglanz der schöpferischen Kraft der Natur zu erkennen glauben. Wie hätte es da die Jugenderziehung rechtfertigen sollen, an dieser Tatsache achtlos vorüberzugehen?

So hallte denn bald die Pädagogik wider von dem Rufe: „Bildet das Auge! Lehrt es sehen! Denn nur so wird der heranwachsende Mensch imstande sein, die Schöpfungen der Maler, der Bildhauer und der Baukünstler, die ihn auf Schritt und Tritt umgeben, recht zu genießen!" Für die Schätze der Dichtkunst haben wir den Literatur- und Deklamationsunterricht, für die Musik die Gesangs- und Klavierstunden — was aber geschieht für die bildende Kunst? Wie ein Aschenbrödel sitzt sie, solange wir denken, am Herde; endlich sollte es an der Zeit sein, sie zu erlösen! Gewiß, es hatte schon vorher nicht an einzelnen Ansätzen zur Besserung gefehlt. Die Lehrer hatten häufigere Ausflüge mit ihren Zöglingen unternommen, manche Unterrichtsstunde, nament-

Walther Caspari: Der gestiefelte Kater. (Aus den Voigtländerschen „Märchenbildern".)

Walther Caſpari: Der Rattenfänger. (Aus den Voigtländerſchen „Märchenbildern".)

lich für organiſche Naturwiſſenſchaft, war ins Freie verlegt worden, und der Anſchauungsunterricht erfreute ſich gegen früher bedeutend erweiterter und verbeſſerter Hilfsmittel. Der Ausbildung des Kunſtgefühls aber kam das alles im günſtigſten Falle nur auf weiten Umwegen zugute. Da erinnerte man ſich des Zeichenunterrichts und ging an eine gründliche Reform dieſes an den meiſten Stellen jämmerlich erſtarrten Unterrichtszweiges. Weg mit dem Nachzeichnen ſteifer, geometriſch abgezirkelter Vorlagen, weg mit dem alle Einbildungskraft und alles eigene Empfinden tötenden Netzzeichnen! Das vornehmſte Ziel des Zeichenunterrichts muß ſein, das Kind ſehen zu lehren, in ihm die Fertigkeit auszubilden, die Gegenſtände ſeiner täglichen Umgebung durch Beobachtung zu erfaſſen und nachzuzeichnen, ſpäter dann auch die Gebilde der Phantaſie in ihren Linien, Formen und Farben zu Papier und damit ſich ſelber zur rechten Anſchauung zu bringen. Man blicke nur einmal auf die Ränder der Fibeln und Schreibbücher, auf all die Fetzen Papier, die das Kind mit ſeinen „Kritzeleien" bedeckt, wenn es ganz aus ſich heraus zeichnen und malen darf — welch fröhlichem Drange begegnet man da ſchon bei den Abcſchützen und den noch kleineren, alles, was ſie ſehen, ſich durch ein Bild zu verdeutlichen, gleichſam neu ſich zu erſchaffen! Dieſen Trieb zu unterdrücken oder auch nur zu beſchneiden und zu uniformieren, wäre eine Todſünde der Pädagogik. Nun, es ſoll noch einmal betont werden, daß es hier auch die Schulbehörden und die Lehrerkreiſe längſt nicht mehr an durchgreifenden Beſſerungen fehlen laſſen. Überall in Stadt- und Landſchulen iſt der Zeichenunterricht dabei, die Phantaſie des Kindes anzuregen und auszubilden. So konnte man auf der im Herbſt d. J. in den Räumen der Berliner Univerſität abgehaltenen Ausſtellung für Kindererziehung eine Sammlung von fünfzehnhundert Schülerzeichnungen betrachten, darunter eine ganze Anzahl von Kindern herrührend, die noch gar keinen oder nur ganz geringen Zeichenunterricht genoſſen hatten. In einigen Breslauer Schulen war den Kindern das Hans Sachsſche Märchen vom Schlaraffenlande vorgeleſen worden mit der Weiſung, danach nun ſollten ſie ohne alle weitere Anleitung ein Bild zu Papier bringen, wie ſie ſich dies Paradies dächten. So viel Merkwürdiges und Komiſches dabei zutage gekommen iſt — einer dieſer zwiſchen ſieben und vierzehn Jahren ſtehenden Schüler hat ſich das Land als einen Schlächterladen gedacht, ein anderer läßt aus Springbrunnen Selterwaſſer und Himbeer ſprudeln, ein dritter ſetzt die Figur einer nach der neueſten Mode gekleideten Großſtädterin mit Muſikmappe mitten in die Märchenpracht —, überall entdeckt man doch ein gehöriges Stück eigener Phantaſiebetätigung und eigener Erfindung, und das iſt viel mehr wert als ein korrektes Nachzeichnen vorgezeichneter Figuren mit Lineal und Zirkel. Von den wichtigen pſychologiſchen Winken,

Digitized by Google

Walther Caspari: Knusperhexe. (Aus den Voigtländerschen „Märchenbildern".)

die aus diesen Elaboraten für den einsichtigen Pädagogen herauswachsen, sei dabei nicht einmal die Rede. Sonst möchte man auf die mannigfaltigen Fingerzeige hinweisen, die aus diesen Blättern für die Erkenntnis der verschiedenen Veranlagungen und Geschicklichkeiten gewonnen werden können, oder einmal der interessanten Frage nachgehen, wie sich die Zeichnungen der Mädchen von denen der Knaben, die der wohlhabenderen Kinder von denen der ärmeren unterscheiden, oder bis zu welchem Grade sich die Sitten und Gewohnheiten der Eltern widerspiegeln in dem Vorstellungsleben der Kinder. Wer sich einmal solche oder ähnliche Fragen hat durch den Kopf gehen lassen, wird es für keine Spielerei mehr halten, wenn sich in dem neugegründeten „Institut für angewandte Psychologie" eine wissenschaftliche Anstalt gefunden hat, die derartige „Schmierereien" sammelt, um aus ihnen nützliche Aufklärungen über die „individuelle Begabung" und andere wichtige pädagogische Streitfragen zu ziehen.

Werden diese Sammlungen über zehn, zwanzig Jahre fortgesetzt, und bildet sich auch unsere Zeichenunterrichtsreform auf dem richtigen Wege weiter fort, so wird der Betrachter sich aller Wahrscheinlichkeit nach dereinst wundern, welche Fortschritte im Beobachten und Erfassen des Naturlebens zwei Jahrzehnte zu machen imstande sind. Freilich, mit den Bemühungen der Schule muß auch die des Hauses fleißig Hand in Hand gehen. Aber wie leicht ist das meistens geschehen! Und wie dankbar ist das Kind, wenn es in seinen eigenen vier Wänden auf diese oder jene Formeigentümlichkeit an den Möbeln, an den Gesichtern der Hausgenossen oder seiner Gespielen aufmerksam gemacht wird, oder noch besser wenn die Eltern es auf Spaziergängen die Verschiedenheiten der Wolken, in den Berg- und Waldformen, den Farbentönen am Himmel und an der Erde sehen und genießen lehren! Und weiter dann all die hundertfachen Veränderungen, die das wechselnde Sonnenlicht auf Baum und Strauch, Wasserfläche und Ackerland hervorruft, oder die dem Auge faßbaren Bewegungsphasen springender Fohlen auf der Weide, fliegender Vögel, schwimmender Fische usw. Ist mit diesem spielenden Unterricht erst einmal eine Generation aufgewachsen, so werden sich hoffentlich nie all die Torheiten wiederholen, die man beim Auftauchen der „modernen" Freilichtmalerei in unseren Kunstausstellungen hören konnte, als da waren: „Blaue Pferde gibt es nicht! Sieh da, rote Baumstämme, hat man jemals in der Natur rote Baumstämme gesehen?! Wie unnatürlich dieser flammende Sonnenuntergang, dieser silberduftige Mondschein!"

Mit Absicht ist bisher immer nur die künstlerische Anregung der lebendigen Natur betont worden: sie muß und soll das erste bleiben, von ihr erst kann alles weitere aus-

Gertrud Caspari: Mitleidige Seelen. (Aus den Voigtländerschen „Kinderfriesen und Kinderbildern".)

Digitized by Google

gehen. Da nun aber Rousseausche Ideale im zwanzigsten Jahrhundert nicht mehr zu verwirklichen sind, da das Kind von heute notgedrungen den größeren Teil seines bewußten Lebens in geschlossenen Stuben zubringen muß, so wäre es eine offenkundige Torheit, hier alsbald all die zarten Fäden wieder fallen zu lassen, die man draußen im Freien glücklich angesponnen hat. Mit anderen Worten: das Echo muß sich fortpflanzen in unsere Schul- und in unsere Kinderstuben; von den Wänden muß die kleinen Gäste, die dort ihre empfänglichsten Jahre zubringen, ein Widerhall dessen grüßen, was ihnen unter Gottes blauem Himmel so freundlich entgegengekommen ist. Auch dafür regt es sich jetzt zum Glück an allen Enden. Wer hätte sich nicht auf der letzten Dresdner Kunstgewerbeausstellung von ganzem Herzen an den hellen, fröhlichen Schulbauten gefreut, die neuerdings gerade ländliche Gemeinden an die Stelle des düsteren Gemäuers zu setzen beginnen, das früher gang und gäbe war. Was der Baukünstler draußen, das kann der Maler, Zeichner und Kunstgewerbler drinnen in den Räumen selber leisten.

Eins greift hier helfend ins andere über. Wird das Kind durch die Anleitung zur Beobachtung der Natur für die Schönheit der bildenden Kunst empfänglicher gemacht, so wird es anderseits durch die Schöpfungen

Walther Caspari: Friede. (Aus den Voigtländerschen „Farbigen Künstler-Steinzeichnungen".)

der Kunst empfänglicher gestimmt für die Herrlichkeiten der Natur. Denn so vieles auch ein bloßes Durchschnittskind durch Übung im Lauf der Jahre sehen lernt, die Organe des begnadeten Künstlers sind tausendmal feiner, und tausendmal echter und reiner weiß er Gottes Wunder nachzuschaffen. Das Nächste und Wichtigste also wäre, soweit es irgend geht, das unkünstlerisch Rohe aus der Umgebung des Kindes fernzuhalten; denn leichter noch als das Bilden vollzieht sich das Verbilden des Auges und des Geschmacks. Sodann heißt es mit der Umbildung vom Unkünstlerischen ins Künstlerische bei dem anzufangen, was sich mit den geringsten Mitteln und ohne große Schwierigkeiten überall durchführen läßt: mit dem Schmuck der Wände. Andere Länder, z. B. England und Frankreich, sind uns darin längst vorangegangen. So hörten wir schon vor längerer Zeit von einem großzügigen Plan aus der Leitung des französischen Elementarunterrichts, den Schulen des Landes einen einheitlichen künstlerischen Bilderschmuck zu geben. Es gelte, die Klassen und Spielsäle mit schönen farbigen Darstellungen der malerischsten Gegenden Frankreichs zu schmücken; andere Bilder von sorgfältiger künstlerischer Ausführung soll-

Gertrud Caspari: Die Nimmersatten. (Aus den Voigtländerschen „Kinderfriesen und Kinderbildern".)

Digitized by Google

ten die großen wissenschaftlichen Entdeckungen illustrieren, und berühmte Episoden aus der vaterländischen Geschichte sollten den Kindern leuchtende Beispiele der Bürgertugenden vor Augen führen. Unsere heimischen Bestrebungen dieser Richtung sehen von den belehrenden und unmittelbar auch patriotisch erziehenden Tendenzen zunächst ab und halten sich, entsprechend der modernen Bewegung in der Jugendschriftenliteratur, strenger an das rein Künstlerische, das um seiner selbst willen daist und aus sich selbst heraus die jungen Gemüter erfreut und erhebt. Die Kinder sollen von früh auf an eine gute künstlerische Umgebung gewöhnt werden; das Belehrende tritt zunächst bescheiden in den Hintergrund. Damit hängt es zusammen, daß für den „künstlerischen Wandschmuck" je nach den Altersstufen der Kinder Bilder aus verschiedenen Stoffkreisen gewählt werden sollen; nur eine Kunstsphäre gibt es, die für alt und jung, klein und groß gleich sicher Stich hält, das ist die der Natur. Aber auch hier läßt die Auffassung noch recht verschiedene Formen und Gestaltungen zu. Ein und derselbe Vorgang der Natur kann naiv und sentimental, schlicht natürlich und erhaben heroisch wiedergegeben werden. Da bietet sich denn ein weiter Spielraum für die Individualitäten der Künstler und auch für die Neigungen der Jugendbildner. Freiheit in der Wahl des Stoffes ist auch hier ein notwendiges Erfordernis für das Gedeihen der künstlerischen Saat. Für ein gewisses reiferes Alter z. B. wird man die Nachbildungen klassischer Malerei und Bildhauerkunst, wie sie in den Schulen Neuyorks eingeführt sind, nicht verschmähen. Das aber ist ein Gipfel, zu dem man nur gelangt, wenn zuvor das Tal durchschritten und niedrigere Hügel überwunden sind. Und deshalb empfiehlt es sich, wie von allen Seiten einhellig betont wird, in der Tat, zunächst an Dinge anzuknüpfen, die dem Kinde aus seinem Alltagsleben geläufig oder doch wenigstens seinem Vorstellungskreise nicht fremd sind. Die alten grellbunten Anschauungstafeln, auf denen der „Winter", der „Sommer" oder die Fibelgeschichte von „Pferd und Sperling" illustriert war, indem noch möglichst viele sonstige Gegenstände hineingezogen waren, blieben doch gar zu weit hinter den bescheidensten künstlerischen Anforderungen zurück. Immerhin setzte bei ihnen das, was man seit einigen Jahren in engerem Sinne unter „künstlerischem Wandschmuck" versteht, zunächst ein. Ganz richtig sagte man sich, daß wenigstens die Bilder für die Jüngsten Gelegenheit bieten müßten, zwischen Darstellung und Dargestelltem vergleichen zu können. Die heimische Tier- und Pflanzenwelt, überhaupt Leben und Natur der Heimat bieten also die besten Gegenstände für die künstlerische Darstellung. So hat denn Hamburg, dem auch sonst ein starkes Verdienst an dieser ganzen Bewegung zukommt, seine heimischen Künstler beauftragt, zunächst einmal eine Serie von großen farbigen Wandbildern aus der Heimatstadt selbst in Angriff zu nehmen. Dieser Grundsatz ist mittlerweile auch von Frankreich aufgegriffen worden. Ausdrücklich hat Bayet, der Leiter des französischen Volksschulunterrichts, bei Antritt seines Amtes erklärt: „Es handelt sich nicht um die bloße Wiedergabe von Kunstwerken, die die Kinder weder verstehen noch würdigen können; es müssen Werke sein, die für sie gemacht und ihnen zugänglich sind. Die Werke von zeitgenössischen Künstlern, in denen die schönsten Gegenden des Landes oder die bedeutendsten Persönlichkeiten, die die Hingebung, den Mut, die Uneigennützigkeit verkörpern, dargestellt sind, können

Franz Hein: Schneewittchen. (Aus den Voigtländerschen „Farbigen Künstler-Steinzeichnungen".)

Leipziger Schulkinder bei der Betrachtung des Bildes „Die Nimmersatten" von Gertrud Caspari (Abbild. S. 565).

ebensogut für den künstlerischen wie für den moralischen Unterricht dienen."

In diesem letzten Satz ist aber zugleich schon eine neue wichtige Frage aufgeworfen: sollen die Bilder von dem Lehrer erklärt und gedeutet werden, oder sollen sie ohne jeden fremden Kommentar rein aus sich selbst sprechen? Auf einem unserer Kunsterziehungstage wurde von einem bedeutenden deutschen Kunstgelehrten darüber ein eigener Vortrag gehalten, der eine lebhafte Debatte für und wider hervorrief, endlich aber doch mit dem Siege derer endigte, die den Belehrungs- und Sittigungszweck des Bildes abwiesen und dafür eintraten, daß es ohne Erklärungen des Lehrers zum Kinde sprechen müsse. Das ist auch der Standpunkt der Berliner Vereinigung, die 1901 in den Räumen der Sezession die an Anregungen so außerordentlich reiche Ausstellung „Die Kunst im Leben des Kindes" veranstaltete. Kunstempfinden, nicht Kunstgeschichte soll gelehrt, kein neues „Fach", kein neuer Lehrgegenstand soll in die Schule eingeführt werden — „eine neue Lust, keine neue Last" soll dem Kinde geschaffen werden, wie es Wilhelm Spohr, der Anreger der Berliner Bewegung, so hübsch ausgedrückt hat. Im übrigen, glaube ich, werden die Kinder die Streitfrage, derentwegen sich die Köpfe so erhitzt haben, schon selber lösen. Eines Tages werden sie sich mit dem bloßen „Ansehen" nicht mehr begnügen wollen, Fragen und Meinungen werden über die kindlichen Lippen kommen, ob nun ein verständnisvoller Lehrer mit leisem Zauberwort daran rührt oder nicht. Und warum sollte man auf diesem Wege nicht getrost noch eine Strecke weitergehen? Die Bilder brauchen nicht alle an der Wand zu hangen, eine größere Sammlung kann in Schränken untergebracht sein und zu gelegener Zeit ans Tageslicht geholt werden, etwa wenn die Welt- oder die biblische Geschichte, die Erd- oder die Naturkunde auf ein oder das andere hinführt, oder wenn in der Gesangstunde ein Lied eine Saite anschlägt, die in dem Bilde weiterklingt. Für solche Zwecke gibt es sogenannte Wechselrahmen, in die sich nacheinander je nach Bedarf die verschiedenen Bilder einspannen lassen.

Von dieser Überzeugung und Praxis gehen auch die Bildbetrachtungen aus, die die „Abteilung für Kunstpflege des Leipziger Lehrervereins" in letzter Zeit angestellt hat, und über die sie nun in einer kleinen bei Teubner erschienenen Schrift berichtet. Mit allem nur

Digitized by Google

Hans Thoma: Frühling. (Aus Breitkopf u. Härtels „Zeitgenössischen Kunstblättern".)

wünschenswerten Nachdruck findet sich auch hier der Wunsch vertreten, daß diese Bildbetrachtungen in der Schule weitab vom eigentlichen Lehrplan liegen mögen. Mit einer „angesetzten" Behandlung wäre diesem zarten Sprößling der Erziehung der Todeskeim eingeimpft. Freiwillig, gelegentlich, stückweise mag die Besprechung des einen oder des anderen Bildes eingeschaltet werden, dann „vergreifen sich von ganz allein nur die Naturen an dem Stoffe, die selbst ein Verhältnis zu ihm haben. Und wenn das Kind die Wärme des Herzens verspürt, dann wird es mit fortgerissen, es geht ihm vieles Neue auf, selbst wenn der Weg ein etwas umständlicher war". Das Nähere wird aus den Leitsätzen erhellen, welche die Leipziger Lehrervereinigung für solche Betrachtung und Behandlung des künstlerischen Bildes in der Schulstube aufgestellt hat. Sie lauten:

1. Das Ziel aller Bildbetrachtung ist Genuß am Kunstwerke. Nebenziele, die zugleich mit erreicht werden: Anregung zu Naturbeobachtungen, Erziehung zum Sehen, Geschmacksbildung.

2. Das Kind muß durch Lebenserfahrung und Naturbeobachtung (Sehen und Zeichnen und Ausdrucksbewegungen) zur Bildbetrachtung vorbereitet sein.

3. Nach einer solchen Vorbereitung bezeichnet die Stimmungsfähigkeit des Kindes den rechten Augenblick für den Lehrer, das Bild darzubieten.

4. Nach einer stillen Betrachtung zur Versenkung in das Bild muß sich das Kind selbständig und in natürlichem Ton über die erhaltenen Eindrücke aussprechen.

5. Erst wenn die Selbständigkeit des Kindes erschöpft ist, setzt der Lehrer mit seiner Führung ein und leitet zu dem im Bilde gegebenen Ziele hin.

6. Mit der Bildbesprechung schließt die Bildbetrachtung nicht ab, sondern setzt sich fort in Beziehungen zwischen Kunstwerk und Leben, die bei passender Gelegenheit dem Kinde zur Empfindung gebracht werden müssen.

Die freilich unaufdringlich wirkende Moral, die dabei herausspringen würde, hat auch Professor Hans Thoma, der ja einer der tatkräftigsten Förderer und Mehrer des künst-

Digitized by Google

leriſchen Wandſchmuckes iſt, nicht ganz abgewieſen, wenn er ſich auf eine entſprechende Anfrage aus Lehrerkreiſen über die „Abſichten“ ſeines gemütstiefen, echt deutſchen Bildes „Märchenerzählerin“ alſo ausließ: „In meiner Märchenerzählerin iſt viel Selbſterlebtes. Die alte Frau iſt das Bild meiner Mutter, und ich kann mir wohl denken, daß Kinder und Kinderſeelen — denn der Kunſt gegenüber müſſen wir immer ein wenig von unſerer Kindheit bewahren — etwas herausfühlen, was tiefer liegt als die bloße Kunſtgeſchicklichkeit. Ich habe gefunden, daß ſehr oft Kinder ganz klar erfaſſen, wo Erwachſene wie vor einem Rätſel ſtehen oder doch hinter dem Bilde Rätſel ſuchen. Die eigentliche unbändige Bilderliebe iſt doch bei den Kindern zu finden: es ſcheint oft, als ob ſie durch Bilder ihrer dunklen Vorſtellung von der Welt habhaft werden wollten. Die Kunſtpflege in den Schulen wird nicht nur den Kindern ein belebendes Element bringen, ſondern ich könnte mir denken, daß ſie ſogar reinigend und klärend auf das Weſen unſerer bildenden Kunſt zurückwirken könnte — ſie kann davon das Bewußtſein erringen, daß die Kunſt doch noch andere Zwecke haben könnte, als bloß ein Luxusartikel für Feinſchmecker zu ſein. Wenn der Künſtler, wenn er doch einmal an diejenigen denkt, für die ſein Werk beſtimmt ſein könnte, auch das Kinderauge in dieſen Kreis ziehen darf, ſo kann dies nur etwas Reinigendes für ihn ſein, ja er braucht nicht zu Niedrigem herabzuſteigen vor dieſem unbefangenen Auge, ſondern er kann bei deſſen Vorſtellung ſich zu höchſten Höhen erheben, deren die Kunſt fähig iſt ... Wir Künſtler können es nur dankbar begrüßen, wenn unſere Kollegen, die ihre Kunſt an dem edelſten aller Stoffe, an der Heranbildung der Kinderſeele üben, die Überzeugung ausſprechen, daß die bildende Kunſt ein mächtiges Erziehungs- und Bildungsmittel für unſer Volk bedeutet.“

Hans Thoma: Die ſieben Schwaben. (Aus Breitkopf u. Härtels „Zeitgenöſſiſchen Kunſtblättern“.)

Es war kein Zufall, daß von den älteren deutschen Meistern gerade Thoma einer der Führer des künstlerischen Wandschmucks wurde. Bei ihm fand man — abgesehen von der Technik, als die sich die Lithographie in Farben ihrer kräftigen Zeichnung, ihrer schönen dekorativen Wirkung und ihres billigen Preises wegen ohne weiteres am geeignetsten erwies — die deutsche Gemütswärme, die innige Empfindung, die Sinnigkeit und Herzenseinfalt der Gegenstände und die schlichte, anmutige Form, die solche Blätter brauchen. Zu ihm gesellte sich bald der ihm kunstverwandte Frankfurter Wilhelm Steinhausen, der mit „so ruhiger Selbständigkeit die heilige Geschichte breit und wirkungsvoll zu erzählen weiß"; dann kamen in geschlossener Vereinigung die jüngeren Karlsruher Künstler, die gleich bei ihrem ersten Hervortreten auf diesem Gebiet durch das feine Naturgefühl, die gediegene Durchbildung der Zeichnung und die geschmackvolle Farbengebung auffielen und sich dann von Jahr zu Jahr mehr den Aufgaben und Zwecken anzupassen verstanden. Die geschäftliche Organisation des erfolgversprechenden Unternehmens übernahmen die zu diesem Zweck eine Zeitlang vereinigten, später wieder getrennt marschierenden Leipziger Verlagshäuser B. G. Teubner und R. Voigtländer, mit deren Namen der „Künstlerische Wandschmuck für Schule und Haus" ein für allemal verknüpft bleiben wird. Daneben brachte der schon früher (seit 1895) auf diesem Felde tätige Kunstverlag von Breitkopf u. Härtel in Leipzig weiterhin eine größere Serie „Zeitgenössischer Kunstblätter", darunter auch deutsche Wandfriese, eine Sammlung, in der wir zum Teil denselben Namen begegnen, die auch bei Teubner und Voigtländer auftreten: an der Spitze Hans Thoma, in seinem Gefolge eine ganze Reihe geistesverwandter Künstler unserer Zeit, wie Steinhausen, Matthäus Schiestl, Hans von Volkmann, Gottfried Hofer, Heinrich Vogeler-Worpswede, Franz Hein, Erich Kuithan, Otto Ubbelohde, W. Lachenmeyer, Adolf Luntz, Ivo Puhonny, Maximilian Liebenwein u. a.

Allmählich bildete sich schon eine Art Schule und künstlerische Tradition für diesen populären Wandschmuck aus. Namentlich wenn man die Teubnerschen und die Voigländerschen „Farbigen Künstler-Steinzeichnungen zur Ausstattung von Innenräumen" durchsieht, wird man bemerken, daß ein verwandter Zug durch alle diese Originallithographien lebender Meister geht, ohne daß eine tendenziöse Einseitigkeit gepflegt würde. Er liegt nicht etwa nur in der Technik, die den Künstlern die eigene Ausführung der Zeichnung auf dem Stein sowie die Überwachung der Farbenmischung und des Druckes vorschreibt, so daß jeder Abzug ein Original: er liegt vielmehr in der beherzten Erfassung der Wirklichkeit und des uns heute umgebenden unmittelbaren Lebens. Man denkt an ein Wort Prof. Konrad Langes auf dem Dresdner Kunsterziehungstage: „Auf allen Gebieten der Kunst", sagte dieser hervorragende Ästhetiker, „sucht man sich jetzt von den konventionellen Stilformen freizumachen, die zwar für ihre Zeit, d. h. im Sinne ihrer Schöpfer, schön und ausdrucksvoll waren, bei denen wir aber, nachdem sie einmal der Vergangenheit angehören, nichts Lebendiges mehr empfinden. Wenn unsere moderne Malerei mit allen Kräften danach strebt, sich von dem sogenannten Altmeisterstil loszumachen und der Natur wieder unmittelbar und naiv ins Antlitz zu schauen, wenn unsere neue

Gottfried Hofer: Madonna. (Aus Breitkopf u. Härtels „Zeitgenössischen Kunstblättern".)

Digitized by Google

dekorative Kunst, der wir eine gesunde und ruhige Entwicklung wünschen, sich bei aller Anerkennung des guten Alten bemüht, mit der öden und unfruchtbaren Rekapitulation der historischen Stilarten zu brechen und aus dem Wesen der Sache heraus organisch einen neuen Stil zu entwickeln, was hat es dann für einen Zweck, den Kunstunterricht der Jugend von der Natur loszulösen und den Kindern immer und immer wieder beizubringen, daß das historisch Gewordene ein für allemal das ‚Schöne' sei, daß es ein Neues in der Kunst überhaupt nicht geben könne?"

Franz Hein: Knecht Ruprecht. (Aus Breitkopf u. Härtels „Zeitgenössischen Kunstblättern".)

Dieses „Neue" und „Frische" ist es, was in den Voigtländerschen und den Teubnerschen Blättern mit so unmittelbaren Lauten zu uns spricht, ob nun Steinhausen uns in die heiligen Gefilde der Bibel, Arthur Kampf, Robert Haug, Franz Skarbina und Angelo Jank uns in die vaterländische Geschichte, Hans von Volkmann, W. Strich-Chapell, Albert Haueisen, P. Fikentscher, Walther Georgi, Anton Glück, Hans Schrödter, J. V. Cissarz, Friedrich Kallmorgen, Gustav Kampmann, Karl Biese uns in die deutschen, Eduard Erler, Hermann Petzet, Franz Hoch, Otto Fischer, Paul von Ravenstein uns in die fremden, nordischen und südlichen Landschaften entführen, ob uns Max Ed. Giese, Karl Langbein, Karl Otto Matthäi das brausende Leben des modernen Handels, Verkehrs und Gewerbes schildern, oder ob endlich Emil Orlik, Franz Hein, H. Eichrodt, Oskar Graf-Freiburg, W. Schacht, Georg Lebrecht, Ida Pfaffenbach und Walther Caspari den Betrachter in die blauen Fernen und verschwiegenen Gründe des Märchens und der Sage locken. Modernes Leben ist hier mit modernem Auge gesehen, und auch in den Märchenbildern spürt man in Zeichnung und Kolorit den Pulsschlag unserer farbenfrohen, resoluten Gegenwart. Diese letzten Bilder, unter denen Blätter wie „Rübezahl" (Orlik), „Droben stehet die Kapelle" (H. Eichrodt), „Stille Nacht, heilige Nacht" (E. Kuithan), „Die Quelle" (August Rieper), „Schneewittchen" (Franz Hein), „Frühlingsreigen" (Hans von Volkmann), „Rumpelstilzchen", „Der Rattenfänger von Hameln", „Der gestiefelte Kater", die „Knusperhexe", „Rotkäppchen" sowie die Gegenstücke aus der „guten alten Zeit", Walther Casparis „Krieg" und „Friede", hervorgehoben seien, sie eignen sich, wie sich von selbst versteht, hauptsächlich für die Kinderstube.

Eine besondere Stelle nehmen die Wandfriese für Kinderzimmer, Wohnräume und Schulstuben ein, die sowohl Breitkopf u. Härtel wie Teubner und Voigtländer pflegen. Es sind dies Bilder, die sich zu einem kleineren oder größeren Zyklus zusammenfinden, und die dazu bestimmt sind, zusammenhängend ein Zimmer ganz oder teilweise zu umziehen. Dafür waren wir lange auf ausländische Erzeugnisse angewiesen: jetzt haben wir eine überreiche Auswahl deutscher Blätter in Adolf Luntz' „Fischerbooten", Rudolf

Digitized by Google

Hellmuth Eichrodt: Droben stehet die Kapelle. (Aus den Teubnerschen Künstler-Steinzeichnungen.)

Schiestls „Hirschjagd" und „Spaziergang", Hans v. Volkmanns „Frühlingsreigen", Maximilian Liebenweins „Katze und Maus", Otto Ubbelohdes „Vor dem Tor" (2), E. Rehm-Victors Knaben- und Mädchenfriesen „Wer will unter die Soldaten" und „Wir wollen die goldene Brücke baun", Theodor Herrmanns „Aschenbrödel" und „Rotkäppchen", F. Langs lustigen Tierbildern „Heiteres Spiel" und „Um die Wurst", insbesondere aber in Gertrud Casparis Serie „Kinderfriese und Märchenbilder" (Voigtländer), die mit vollendeter Einfühlung in das Gemütsleben des Kindes und mit erquickendem Humor kleine Fest- und Alltagsszenen aus dem Kinderleben festhalten oder — diese Blätter finde ich in den Engelsfigürchen nicht ganz so gut gelungen — aus eigener Phantasie Elfen und Zwerge tanzen lassen. Die „Entenliese", der „Geburtstagskuchen" und der „Hochzeitszug", der „Gesangverein", der „Eindringling" und „Gesegnete Mahlzeit", die „Nimmersatten" und die „Mitleidigen Seelen" sind Bilder, an denen sich die Kinderaugen, schon die der Drei- und Vierjährigen, nicht satt sehen, die Kindermündchen nicht satt fragen können.

Ja, höre ich einwenden, das sind Märchenbilder und Szenen aus dem Kinderleben; daß die auf die Kinder wirken, wollen wir gern glauben; sind sie aber auch fähig, die anderen, nicht aus der kindlichen Sphäre entnommenen „künstlerischen" Bilder zu verstehen und zu genießen? Das ist allerdings eine Frage von Wichtigkeit, die denn auch seit Jahren in der pädagogischen Presse erörtert wird, ohne daß man bisher zu einem festen Ergebnis gekommen wäre. So freudig auf der einen Seite das Ja ertönte, so energisch erklang drüben das Nein. Auch Versuche nach Art unserer neuen experimentellen Psychologie führten zu keinem rechten Resultat. Da hat nun neuerdings ein intelligenter Volksschullehrer, wie wir ihrer in Deutschland so viele haben — Rudolf Schulze ist sein Name —, einen neuen Weg beschritten. Er hat einer Anzahl elf- bis zwölfjähriger Kinder zum erstenmal nacheinander eine Reihe der Voigtländerschen Künstlersteindrucke, Kinderbilder und andere, gezeigt und die Köpfe und Hände der Kinder in dem Augenblick durch die photographische Camera festhalten lassen, wo die Beschauer — wenige Sekunden nach dem Entrollen — anfingen, sich in das Bild zu vertiefen, hat dann diese Photographien zusammen mit den betrachteten Bildern (diese natürlich ungeordnet) einigen der Mimik und Psychologie kundigen Leuten vorgelegt und dabei gefunden, daß fast in jedem Falle die Art und Stimmung der Bilder, in einigen Fällen sogar einstimmig das besondere Bild erraten wurde, vor dem die Kinder diese Mienen aufsetzten, diese Handbewegungen machten. Die Untersuchung ist lehrreich nach den verschiedensten Seiten; unserem Experimentator, der in einer eigenen kleinen Schrift darüber berichtet („Die Mimik der Kinder beim künstlerischen Genießen", mit 83 Abbildungen; Voigtländer; 60 Pf.), kam es im wesentlichen darauf an, zu zeigen, daß bei Kindern, auch bei denen aus dem Volke, Teilnahme und Verständnis für künstlerische Bilder in reichem Maße vorhanden sei. Das ist ihm vollauf gelungen. Keinem Betrachter dieser Aufnahmen wird es entgehen, daß — ohne Anwendung irgend eines Disziplinarmittels! — bei allen Kindern eine gleichmäßige, intensive Aufmerksamkeit herrscht, daß sie ganz bei der Sache sind, daß sie förmlich an den Bildern „hängen". Trotz des einheitlichen Zuges der Aufmerksamkeit — welcher Reichtum und welche Mannigfaltigkeit im Gefühlsleben tritt bei

Digitized by Google

diesen Kindern aus dem Volke zutage! Um den Lesern zu ermöglichen, den interessanten Versuch selbst näher zu verfolgen, soll hier (S. 567) eine der Aufnahmen mit einem der dazu gehörigen Urteile hergesetzt werden.

Die Frage lautete: „Welche Stimmung zeigen die Kinder?" Darauf antwortete Reagent A.: „Schon daß man selbst mitlachen muß, wenn man die Kinder hier sieht, das sagt genug. Sie zeigen ein Bild ausgelassener Heiterkeit, es ist ein herziges Sichauslachen. Der Gegenstand des Bildes liegt sicher ganz im Interessenkreise der Kinder, es sind ganz vertraute Gestalten. Ganz eigenartig ist, wie die Kleineren mehr aus sich herausgehen, während die Ältere (in der Bildmitte) sich schon etwas zurückhält. Sie scheint zu sagen: Du bist eigentlich schon drüber 'naus. — Vielleicht ist es eins der Casparischen Bilder." Das war es in der Tat: Gertrud Casparis auf S. 565 abgebildetes Bild „Die Nimmersatten".

Hans v. Volkmann: Frühling auf der Weide. (Aus den Teubnerschen Künstler-Steinzeichnungen.)

Für unseren Gewährsmann ist die Frage durch die Untersuchung entschieden: „Was ich bis jetzt nur glaubte, glaube ich nun zu wissen. Auf die Frage: Sind Kinder fähig, ein künstlerisches Bild zu verstehen, haben mir meine Kinder selbst geantwortet: Ja!" und so schließt er mit der Bitte, die er aus allen Kindergesichtern gleichmäßig heraushört: Laßt uns teilnehmen am geistigen Leben unseres Volkes, auch an seinen künstlerischen Bestrebungen! Gebt uns künstlerische Bilder in die Schule!

Man sieht: die Schule ist allseitig dabei, in Sachen der Kunsterziehung ihre Schuldigkeit zu tun; jetzt kommt es darauf an, daß auch die natürlichen Erzieher, die Eltern, die Gelegenheit zu kräftiger Mitarbeit ergreifen. Die Bestrebungen der Schule können allein für sich immer nur einen beschränkten Erfolg haben; zur vollen Reife gelangt die Saat erst im Schoße des Elternhauses.

Manchmal freilich wird ja wohl auch das Kind zum Erzieher der Familie werden; aber ist es nicht in allen Fällen der Sache zuträglicher, wenn Schule und Elternhaus sich ergänzen? Jedenfalls kann es nicht schaden, wenn die künstlerische Erziehung, natürlich möglichst leise und unaufdringlich, schon bei den Kleinen beginnt. Die bequemste Möglichkeit dazu bietet neben dem künstlerischen Bilderbuch, das aus den Geschmacksverirrungen des „Fitzebutze" längst heraus ist, der Bilderschmuck für das Kinderzimmer. Wie beim Bilderbuch, so lautet auch hier das erste und oberste Gebot: nicht kindisch, sondern kindlich, nicht zuviel und nichts erzwingen wollen! Über das jeweilige Maß an Kunst, das in die nächste Umgebung der Kinder gebracht werden soll, entscheide der einzelne Fall und die gesunde Einsicht des einzelnen Erziehers. Immer aber sei die Kunst, mit der wir die Kinder in Berührung bringen, echte Kunst; wer Kunsttrieb in sich hat, wird sich dann schon von selbst zu den Kunstschöpfungen hingezogen fühlen. ‚Kind und Kunst' ist kein zufälliger Stabreim; es spricht aus der Verbindung ein heimliches in der Natur begründetes Sichverstehen und -winken. Hier früher, dort später werden die beiden sich anziehen

Erich Kulthan: Stille Nacht, heilige Nacht. (Aus den Teubnerschen Künstler-Steinzeichnungen.)

Digitized by Google

E. Rehm-Dietor: Wer will unter die Soldaten. (Aus den Teubnerschen Wandfriesen.)

und finden, ganz nach der Anlage der Kinder. Kunst und Natur schließen sich auch beim Kinde nicht aus, sondern suchen und ergänzen einander.

Im vergangenen Jahre ist an dieser selben Stelle über das Spielzeug gesprochen worden, unter steter Empfehlung des Einfachen, Unkomplizierten, das die Phantasie der Kinder nicht in spanische Stiefel schnürt, sondern ihr möglichst viel Freiheit läßt. Ganz ähnlich steht es mit dem Bilderschmuck der Kinderstube. Auch hier ist Einfachheit und Durchsichtigkeit geboten: möglichst knappe, abgekürzte Darstellungsweise und kräftige Umrisse. „Bilderbesehen" sagte einst ein Pädagoge wie Adolf Matthias, der Verfasser des köstlichen Buches „Wie erziehen wir unseren Sohn Benjamin?" „Bilderbesehen ist wie Spielen ein Symbol. Das Beleben und Deuten von an sich leblosen und sinnlosen Handlungen ist die Hauptsache. Nicht was die Bilder zeigen ist das wesentliche, sondern wie sie es zeigen: nicht das wissenschaftlich Gründliche, sondern das Künstlerische. Das Kind muß sehen lernen mit dem ‚stehlenden' Auge des Künstlers ... Das Bild der Kinderstube soll den Gedanken ausstrahlen: es lebe das Leben ... Auch die Farbengebung verdient sorgfältige Beobachtung. Die Pracht ungebrochener und energischer Farben soll vorherrschen, nicht aber jene sorgfältige Farbenmischung, die alle gebrochenen Töne und Reflexe der Naturerscheinung nachahmt; Halbtöne, Schattierungen und allerhand subtile Farbenmischungen sind zu meiden: fern bleibe auch alles Kraft- und Charakterlose, alles Süßliche und Weichliche ... Die Epoche der Farbenschen in der Kinderstube sollte jedenfalls für immer hinter uns liegen." Wenn derselbe Pädagoge dann ferner für die Gegenstände des Bilderschmucks fast genau die Grenze so bestimmt, wie sie in den Teubnerschen und den Voigtländerschen Blättern gezogen sind, wenn er das Treiben der Kinderstube selbst, das häusliche Leben an Alltag und Festtag, das Leben in Wald und Flur, das Leben der Straße, des Marktes, aber auch das geschichtliche Heldentum, die Sagen-, Märchen, Traum-, Glaubens- und

Emil Orlik: Rübezahl. (Aus den Teubnerschen Künstler-Steinzeichnungen.)

Digitized by Google

W. Strich-Chapell: Blühende Kastanien. (Aus den Teubnerschen Künstler-Steinzeichnungen.)

Ahnungswelt berücksichtigt wissen will, so wird man sich von neuem bewußt, welchen Schatz künstlerischer Anschauungswerte wir in den bisherigen Schöpfungen des „Wandschmuckes" schon besitzen, und daß die Leitung dieses Unternehmens durchaus auf dem richtigen Wege ist.

Das moderne Kunstgewerbe, stetig darauf bedacht, sein Wirkungsfeld weiter auszudehnen, hat sich neuerdings ja auch daran gemacht, eigene Entwürfe für ganze Kinderstuben zu schaffen. Ohne Übertreibungen und arge Fehlgriffe ins Gezierte und Prunkvolle ist es dabei nicht abgegangen, wie denn der „Stil" gerade hier, in dieser Zufluchtsstätte möglichst ungestörter Freiheit, immer seinen schwersten Stand haben wird. Aber es sind doch auch einige gute Entwürfe zutage getreten, namentlich in einer Ausstellung des Wiener „Hagenbundes", die sich vor einigen Jahren der Vereinigung „Die Kunst im Leben des Kindes" angegliedert hatte, und als Früchte eines von der Darmstädter Zeitschrift „Innendekoration" veranstalteten Preisausschreibens, das gute Arbeiten von Franz Safonith und Richard Müller in Wien und Carl Heckenberger in Stuttgart zeitigte. Das beste aber, was uns bekannt geworden, rührt von dem Berliner Architekten Professor Messel, dem Erbauer des Wertheimschen Warenhauses, her. In den meisten dieser Entwürfe, von denen einige Arbeits- und Spielzimmer vereinigen, fehlt neben der Arbeitsecke, wo das Kind seinem Drange zum Hämmern, Sägen, Feilen, Bohren, Schnitzen, Kleben oder Kneten Genüge tun kann, auch die besondere Spielecke nicht, oder, wie andere sie getauft haben, die „Märchenecke", die, etwas abgesondert von dem übrigen Raum, zum Geschichtenerzählen und Träumen einlädt. Das Gemeinsame, das diese Entwürfe mit Recht betont haben, ist das Freundliche, Helle, Lebhafte der Räume: es kann gar nicht genug Licht und Luft und damit Freude und Gesundheit in unsere Kinderstuben kommen! Uneinig sind sich die Künstler dagegen in der Fülle oder Beschränkung der Möbel und der Verteilung des Raumes, wenn auch die einst zu befürchtende Überschätzung des rein „Ästhetischen", der absichtlichen „Stimmung" zu Nutz und Frommen des Einfachen, Praktischen und Gesunden jetzt glücklich beseitigt zu sein scheint. Stimmung und Stil bringt das Kind durch seine Natur in den Raum; das beste, was dieser sein kann, ist ein möglichst freier, ungestörter Tummelplatz für die gesunde kindliche Lebhaftigkeit, die kindliche Phantasie und den kindlichen Schöpfertrieb.

Erkereinbau und Spielzeugschrank eines Kinderzimmers nebst Teilansicht aus diesem. (Aus „Kind und Kunst", Verlag von Alexander Koch, Darmstadt.)

Praktiſche Vorteile bedeuten hier immer auch poetiſche Werte: Geräumigkeit, Helle, Reinlichkeit — das haben gerade die eifrigſten Anhänger einer künſtleriſchen Reform des Kinderzimmers am lebhafteſten betont — machen das Zimmer erſt wirklich freundlich und wirken mit dieſem Geſamtcharakter wohltätig auch auf die Seele des Kindes. In dieſe Stimmung paſſen ſehr wohl ſchlichte oder gar derbe Formen, nicht gleichgültig aber iſt die Grundgeſtalt des Raumes. Der landläufigen linearen Regelmäßigkeit ſind Zimmer mit Einbauten und Ausbuchtungen weitaus vorzuziehen. Sie regen mit der wechſelnden Geſtalt der Flächen und dem Spiel der helleren oder dunkleren Belichtung die Phantaſie an und verbreiten aus ſich heraus eine anheimelnde und trauliche Stimmung. Das auf S. 575 abgebildete Kinderzimmer (aus einem Darmſtädter Hauſe) mit der „Kindervilla“ von Bernhard Wenig im Hintergrunde gibt dafür ein gutes Beiſpiel.

Die Jungfrau an der Krippe

(Nach dem Franzöſiſchen des Alphonſe Daudet)

In ſeinen weißen Windeln (die gerad' gewaſchen ſind)
Wiegte die heilige Jungfrau ihr Jeſuskind.
Es zwitſcherte leis, wie im Neſte die Meiſe,
Sie wiegte es und ſang ihm ſein
Wiegenlieder, zarte und leiſe,
Aber der kleine Jeſus ſchlief nicht ein.

Er lauſcht entzückt, wie lieblich der Mutter Stimme klingt,
Und der kleine Jeſus ſelber ſingt
Und lacht und lacht hinweg den Schlummer,
Er ſchlägt den Takt und ſchweigt nicht ſtill.
Und die heilige Jungfrau iſt voller Kummer,
Weil ihr kleiner Jeſus nicht ſchlafen will.

„Schon flackert matt verlöſchend der Lampe kleines Licht,
Schlaf, mein weißes Lämmchen, ſinge nicht,“
Sie wiegt den Knaben auf und nieder,
„Schlaf, Liebling, du wirſt müde ſein,
Dein Kopf iſt heiß. Streck aus die Glieder!“
Aber der kleine Jeſus ſchlief nicht ein.

„O, ſchlafe doch, mein Jeſus, dann nah'n wie Taubenflug
Die Träume dir, die ſanften, in langem Zug
Und bau'n ihre Neſter auf deinen Brauen.
Hörſt du ſie kommen?“ Doch ach der Pein!
Wie ſanft ihre Bitten und Lieder auch tauen,
Der kleine Jeſus ſchläft nicht ein.

Und Marie, mit verſchleiertem Blick und Ton,
Neigt die weiße Stirne über den Sohn:
„O, ſchliefſt du, Kind, wie wär' deine Mutter glücklich!
Deine Mutter *weint*! Dein Herzchen iſt von Stein!“
Bitterlich weinte Maria. — Augenblicklich
Schlief da der kleine Jeſus ein.

Margarete Bruch

Digitized by Google

Spökenkieken

Eine westfälische Geschichte von Gertrud Freiin le Fort

Sie war des Pfarrers Töchterlein und er der Sohn des Pächters. Als sie noch Kinder waren, hockten sie nebeneinander auf dem verwilderten Kirchhof, der sich rundum das kleine uralte Gotteshaus von Hohensaburg breitete. Sie sahen die feinen, dürren Grashalme über den Gräbern spinnen und in der Mittagssonne blinken, hörten die Kirchturmuhr mit schwerem Mund die Stunde verkünden und fühlten, daß sie ganz allein waren. Dann legte die kleine Annia den krausen braunen Kopf gegen den eingesunkenen Hügel, auf dem sie saßen, und sagte mit verhaltener Stimme: „Horch, wie es drinnen klopft!“ Und der Knabe beugte sich nieder und lauschte, und ein ganz leiser, geisterhafter Laut schwebte durch die mittägliche Stille. Und plötzlich schauderte die kleine Annia zusammen, aber nachher war es doch der Knabe, der zuerst aufsprang und das Mädchen mit sich fortriß. Darauf liefen sie, was sie konnten, bis sie jenseits der Hecke waren, wo der Knecht des Pfarrers mit der Hacke das Erdreich zwischen den Gemüsebeeten lockerte. Dort blieben sie hochaufatmend stehen und blickten sich scheu und bedeutungsvoll in die Augen, wie Menschen pflegen, die ein Geheimnis zu teilen haben.

Nach einer Weile begann sich der Knabe seiner Flucht zu schämen. „Es wird ein Specht gewesen sein,“ sagte er, „ich habe mich auch gar nicht gefürchtet, aber es macht Spaß, so schnell zu laufen.“

Und Annia erwiderte freundlich und rücksichtsvoll: „Es schadet nichts, Kort. Wenn es dir recht ist, wollen wir morgen noch einmal hingehen.“

Das war im Sommer. Kam dann nach und nach der Herbst und schließlich der Winter, so vergaßen die Kinder ihre Friedhofsbesuche. Der stille Ort um die alte Kirche herum erschien dann zu fremd und zu öde, und der Schnee lag zu fest auf den Gräbern, als daß man das leise Pochen in der Tiefe hätte vernehmen können. Dann kamen für Annia lange und einsame Tage, denn der Weg nach Hohensaburg hinauf war tief verschneit. Nur manchmal arbeitete sich Kort vom Tal her mit dem Schlitten durch und holte seine kleine Gefährtin hinunter nach Haus Werle. Es war dies einer jener zahlreichen Edelhöfe, die man im Ruhrtal als „Häuser“ bezeichnet. Annia kam gern mit, denn in Haus Werle gab es immer Bratäpfel, welche die Pächterin jederzeit im Ofen hielt. Im Pastorat bekam man niemals Bratäpfel, auch fror man dort meistens. Annia wußte nicht recht, woran es lag, sie glaubte aber, der frühe Tod ihrer Mutter trage die Schuld daran.

Haus Werle war ein breiter hellfarbiger Bau mit vielen kleinen Fenstern, aus denen man einen weiten Blick hatte auf die Wiesen des Ruhrtals mit ihren verstreuten freundlichen Höfen und den fernen rauchenden Schornsteinen der kleinen Fabrikstadt. Auch ein Garten war da, in dem zur Sommerszeit auf etwas steifen Rabatten eine Fülle schöner, bunter altmodischer Blumen prangte. Das alles war hier schon vor vielen Jahren so gewesen, die adligen Besitzer von Haus Werle hatten es angelegt, und die Pächterin, die eine ordnungsliebende Frau war, hielt auf altes Herkommen große Stücke. Ihre besondere Sorgfalt galt den prächtigen dunklen Taxushecken, die sie fleißig putzen ließ, damit die Sonne nach wie vor auf das große, helle Haus scheinen konnte. Hell und geräumig war es auch in seinem Inneren, und die Menschen, die darinnen wohnten, hatten große, helle Augen und einen offenen Sinn für alles, was im Leben recht und nützlich ist.

Wenn Kort mit seiner kleinen Gespielin nach Haus Werle kam, fragte Annia allemal zuerst nach der Pächterin, denn, obwohl es sie niemand geheißen hatte, besaß sie doch das ganz deutliche Gefühl, man müsse in einem fremden Hause zuerst die Frau desselben begrüßen. Kort fand das überflüssig; aber Annia ruhte nicht eher, als bis er sie zu seiner Mutter führte. Hatten sie die Pächterin schließlich gefunden, so war sie meistens vollauf beschäftigt und sehr erstaunt über Annias höfliches Wesen und zierlichen Knix. Ihre eigenen Töchter, die um einige

Digitized by Google

Jahre älter waren, hatten dergleichen niemals gelernt. Kam der Pächter einmal dazu, so sagte er: „Kleine Puppe, hat dich der Wind nicht umgeweht?“ Und dann ging er, denn sie wußten alle nicht recht, was sie mit dem feinen, freundlichen Kind anfangen sollten. Nur Kort und Hinnack wußten es.

Hinnack war ein großer, stiller Mensch, der auf Haus Werle die Pferde besorgte. Er hatte strohblonde Haare und sehr helle Augen, die für gewöhnlich ein wenig verschlafen waren. Aber Annia behauptete: „Hinnack kann mit seinen Augen schießen, gerade als ob es weiße Blitze wären.“

Wenn die Kinder in den Pferdestall gingen, setzten sie sich meistens still auf die Futterkiste, denn Hinnack konnte es nicht leiden, wenn viel und laut gesprochen wurde. „Es ist ein gutes Sprichwort bei uns,“ sagte er, „Kinder müssen schweigen und auf das achtzehnte Wort passen.“ Das klang sehr komisch, denn Hinnack war noch jung, und das ehrpußlige Wesen stand ihm eigentlich nicht.

Wenn Hinnack guter Laune war, erzählte er die sonderbarsten Geschichten. Alle lagen im Grunde sehr weitab, entweder in der Vergangenheit oder noch häufiger in der Zukunft; Hinnack erzählte sie aber immer so, als handle es sich um gegenwärtige Ereignisse. Aber seltsamerweise trugen seine Schilderungen durch diesen Umstand nicht das Gepräge erhöhter Lebendigkeit, sondern sie hatten stets einen blassen und fremden Glanz, so daß es den Kindern zumute war, als ließe Hinnack sie durch eine bunte Glasscheibe in die Welt blicken. Auch wenn man ganz genau hinsah, behielten die Dinge etwas sehr Fernes.

Am liebsten hörten die Kinder die Geschichte von der Schlacht am Birkenbaum, drüben bei Soest und Unna. Darinnen war viel die Rede von gepanzerten Reitern, von grausig brüllenden Geschützen und einem blutig-roten Ruhrstrom und vielen anderen schrecklichen und unwahrscheinlichen Dingen. Nicht ganz so schön war die Erzählung von dem großen Brand in Westhoven und dem uralten Eibenbaum im Garten von Haus Villigst bei Schwerte, unter dem einige Männer mit schwarzen Mänteln zu Gericht sitzen sollten.

„Hast du das alles wirklich selbst gesehen, Hinnack?“ fragte Kort, der in allen Dingen sehr gründlich war.

Aber darauf erwiderte Hinnack entweder gar nichts oder etwas sehr Grobes. Das letztere geschah indessen nur, wenn Kort ihn fragte, denn Hinnack machte einen großen Unterschied zwischen den beiden Kindern. Mit Annia verkehrte er immer höflich, aber wenig und fast scheu. Er konnte es auch nicht sehen, wenn andere ihr übermütig begegneten. Einmal behauptete Kort: „Annia, du hast gesagt, ‚rührt mich nicht an, es ist etwas anderes mit mir als mit euch‘, aber ich kehre mich nicht daran.“ Damit faßte er das zierliche Kind um die feinen Glieder, aber sie erwiderte nur: „Das habe ich gar nicht gesagt, Kort,“ und er mußte sie loslassen und wußte eigentlich nicht warum, denn sie hatte sich gar nicht gesträubt.

Hinnack aber sagte: „Kort, du sollst Annia nicht anfassen, es ist nicht gut für dich.“ Dabei machte er die Augen, von denen Annia behauptet hatte, er könne damit schießen, als ob es weiße Blitze wären.

Im Sommer, der auf diesen Winter folgte, hatte Kort keine rechte Lust mehr, auf den Kirchhof zu gehen. „Wir gehören dort nicht hin,“ sagte er, „denn wir sind noch nicht tot.“ Viel lieber veranlaßte er seine kleine Gespielin, ihn zu der alten Burgruine von Hohensaburg zu begleiten, die nur in geringer Entfernung vom Pastorat auf der höchsten Erhebung des Plateaus lag, und um deren gewaltige Mauerreste sich allerlei Sagenschmuck aus der Zeit der Sachsenkriege spann. Nach der Richtung des Dorfes zu schob sich die letzte Andeutung einst mächtiger Erdwälle in breiten Ringen vor, auf der anderen Seite dagegen fiel das Plateau steil gegen die Ruhr ab.

„Hier hat Wittekind sich gegen die Franken verschanzt,“ sagte Kort, „und drüben im Dorf am Petersbrunnen hat er sich taufen lassen. Ich wollte, er hätte es nicht getan und wäre für seine alten Götter gefallen.“

Aber Annia war anderer Meinung: „Kort, dann wäre er ja ein Heide geblieben und hätte nach seinem Tode nicht in den Himmel kommen können.“

Dagegen ließ sich eigentlich nichts einwenden, und daher sagte Kort etwas mißmutig: „Annia, du denkst immer an das Sterben.“

„Ja,“ antwortete sie, „darüber ist auch viel nachzudenken. Die Toten liegen in der Erde, und ich habe sie selbst darinnen klopfen hören, aber der Lehrer in der Schule

Digitized by Google

sagt, sie wären im Himmel. Ich kann dies nicht verstehen. Wollen wir einmal Hinnack fragen?"

Kort war entschieden froh, durch diese letzte Wendung von dem ungemütlichen Gegenstand loszukommen. „Du, ich weiß jetzt auch, was es mit Hinnack seinen Geschichten ist," sagte er wichtig. „Die Kinder in der Schule haben es mir erzählt. Hinnack ist ein ‚Spökenkieker'* und kann ‚wicken', und was er sagt, ist nur die ‚Vorgeschichte'. Drüben im Münsterischen, wo Hinnack zu Hause ist, können viele Leute wicken."

Annia erwiderte nichts, denn ihre Gedanken nahmen häufig einen anderen Weg als die ihrer Umgebung. Sie wußte, daß sie Kort vorhin verstimmt hatte, und ein ganz leiser, kleiner Zug von Schelmerei ging über ihr Gesicht, während sie ihn beobachtete, wie er, beim Sprechen nach Brombeeren suchend, zwischen dem Gestein hin- und herkletterte. Als er sich endlich, da er keine Antwort erhielt, umwandte, war sie verschwunden, und wie er auch kreuz und quer in dem alten Gemäuer herumsuchte, er konnte sie nicht finden. Wenn er eben noch ihr helles Kleid hinter einer Mauerritze vorschimmern sah, immer wieder kam sie ihm aus den Augen. Das war aber eine sonderbare Sache: wenn Annia sich versteckte, überkam Kort allemal eine große Unruhe, bis er sie gefunden hatte. So huschte es eine Weile wie ein lieblicher Spuk um die alte Burg, dann sprang Annia plötzlich lachend irgendwo vor, wo er sie gar nicht vermutet hatte.

Nachher saßen sie einträchtig dicht aneinandergedrängt auf einem niedrigen, halb verfallenen Mäuerchen, um das der Efeu wie dunkelgrüne, kunstlos gebundene Girlanden hing. Buchen und Haseln bedeckten den Abhang, und unten lag, wie ein wasserblaues Seidenband, der blinkende Ruhrfluß. Die Sonne ging unter, und über den breiten Wiesen des Tales, wo auch an warmen Tagen immer ein leichter Nebel hing, lag es wie gebauschte, goldfarbene Gaze. Darunter hervor schimmerten die roten Dächer der Dörfer, deren Gehöfte weit voneinander entfernt lagen. Hie und da sah man die dunkleren, massigen Formen eines Edelsitzes und ganz fern das dämmernde Schloß von Hohenlimburg. „Dort hinüber liegt Iserlohn," sagte Kort. „Dort werde ich hingehen, wenn ich groß bin, und eine Maschine erfinden, wie sie noch keine Fabrik hat. Schade, daß du nur ein Mädel bist, sonst könntest du mit mir kommen."

Während dieser Worte blickte er wohlgefällig und doch ein bißchen von oben herab auf das zierliche Mädchen nieder, sie aber sagte in ihrer höflichen Weise: „Kort, ich möchte nicht gern, daß du es übelnähmest; aber denke mal, ich werde noch viel weiter fortgehen als du. Ich weiß es ganz gewiß, daß ich in ein fremdes, wunderschönes Land komme, wenn ich groß bin, dort hinüber, wo die Gegend so blau wird."

Um diese Zeit begann sich ganz leise die Trennung anzubahnen, die in gewissen Jahren jede Freundschaft zwischen Knabe und Mädchen erfährt. Auch brachte man Kort auf eine städtische Schule, und als er im folgenden Jahre in den Ferien Hohensaburg besuchte, fand er Annia nicht dort. Eine Schwester des Pfarrers, die an einen Beamten in Schwerte verheiratet war, hatte die Kleine zu sich genommen, um ihre Erziehung in der Stadt zu vollenden. So vergingen Jahre, in denen sich die Kinder nicht sahen.

Kort war bereits Student auf einer technischen Hochschule, als ihm die kleine Freundin seiner Kindheit zuerst wieder begegnete. Er war ein großer, stattlicher Mensch geworden, und wenn man ihn anblickte, mußte man sich darüber freuen, wieviel Frische und ehrliche Lust an Leben und Tätigkeit ihm im Gesicht geschrieben standen.

Den ersten Sonntag, den Kort daheim zubrachte, erlebte er etwas sehr Seltsames. Zunächst war alles, wie er es von frühester Kindheit an kannte. Die ganze Familie schickte sich zum Kirchgang nach Hohensaburg hinauf an, wo Haus Werle eingepfarrt war. Das Ruhrtal mit seiner leicht umschleierten Luft und den träumerischen, weiten Wiesen war so echt sonntäglich anzuschauen, wie die große Stadt, in der Kort die letzten Jahre zugebracht hatte, niemals sein kann. Da, wo die sanften Hügel anstiegen, ging das Grün der Wiesen in die blassen Seidenwellen des Korns über. Das leise Sausen der Ähren klang in die Ohren der Kirchgänger. Es war ein sonderbarer Ton. Und je höher

* „Spökenkieker" oder „Wicker" nennt das westfälische Volk seine angeblich mit dem „zweiten Gesicht" begabten Seher. Ein von ihnen vorausgeschautes Ereignis ist die „Vorgeschichte".

Digitized by Google

sie stiegen, um so mehr ward es neben dem tiefen Klang der Glocken der einzige Laut, der die reine Luft erfüllte.

Da lag noch das Kirchlein von Hohensaburg mit den altersgrauen, gedrungenen Formen, den kleinen, hoch angebrachten romanischen Fensterbogen und der efeuumstrickten Chorwand! Als sie über den Kirchhof gingen, fragte Kort den Vater nach Annia; sie fiel ihm plötzlich ein. Sie sei noch immer anzusehen wie eine kleine Puppe, obwohl sie nun völlig erwachsen wäre, wurde ihm geantwortet. Dann traten sie in den Schatten der Kirchentür. Und auch hier war zunächst alles wie sonst. Das alte Kirchlein, das schon fast vor einem Jahrtausend die Kinder der Menschen kommen und gehen sah, schien mit der Zeit etwas angenommen zu haben von der Unvergänglichkeit, die das Wort besaß, das in seinen Mauern gepredigt wurde. Zwar in aller Unvollkommenheit und Schwachheit, denn der Mann dort auf der Kanzel hatte vor Jahren einmal einen geheimnisvollen, unsicheren Pfad betreten, von dem er geglaubt, daß er im himmlischen Jerusalem ende, statt dessen war er nur in eine armselige, staubbedeckte Studierstube gelangt. Und all das Grübeln und Spintisieren über die schweigsamen Rätsel von des Satanas Fall, vom tausendjährigen Reich und der Wiederbringung aller Dinge hatten seine Sprache unverständlich gemacht, und es bedurfte schon einer wahrhaft durstenden Seele, um unter all dem Mottenstaub das ferne Rauschen der Lebensquelle zu vernehmen. Kort war damals keine durstende Seele, und so geschah es, daß seine Augen während der Predigt über die spärlich besetzten Bänke hinschweiften und über die ruhig gelangweilten Gesichter der Dorfleute. Und dabei endlich hatte er das seltsame Erlebnis dieses Sonntagmorgens.

Hinter den letzten Bänken der Kirche befand sich unter dem Vorbau des Turmes eine kleine Kapelle, in deren Wand der Grabstein einer mittelalterlichen Edelfrau eingemauert war. Bei diesem Stein waren Korts Augen angelangt, als er heftig erschrak, denn auf dem Stein befand sich statt des plump ausgehauenen Kopfes der „weyland wohledlen und frumben" Edelfrau das zarte Profilrelief eines jungen Mädchens von unbeschreiblich freundlicher und heiterer Anmut. Eine innere Stimme sagte ihm, daß es Annia sei. Sie saß gerade unter dem alten Stein ganz allein in dem Kapellchen, dessen Bänke so gestellt waren, daß die Insassen von den übrigen Besuchern der Kirche nur im Profil gesehen wurden. Dazu kam, daß durch den Efeu des engen Fensters ein mattgrünes Dämmerlicht in das Kapellchen fiel, welches alle Farben dämpfte und das Grau des toten Steines mit den Linien des lebendigen Mädchenkopfes verwischte.

Einen Augenblick später war die Täuschung vorüber. Annia bewegte den Kopf, auch mochte die Beleuchtung gewechselt haben. Kort aber wandte sich erleichtert ab, und dabei begegnete er Hinnacks Augen, die forschend auf ihm ruhten.

Nach beendetem Gottesdienst verabschiedete sich Kort unter der Kirchentür von seinen Eltern. Es wollte ihm nicht gefallen, daß es ein Leichenstein gewesen war, auf dem er das Antlitz seiner kleinen Jugendgespielin zuerst wiedergesehen hatte. Der Wunsch, sie unter natürlicheren Umständen zu sprechen, war in ihm wach geworden. Langsam schlenderte er über den Kirchhof, sich hin und wieder umblickend, ob sie nicht den Weg zum Pfarrhaus ihm nachkommen werde. Nach kurzer Weile vernahm er hinter sich Schritte, aber es war nicht Annia, sondern Hinnacks hohe Gestalt. Über dem kleinen, verwilderten Kirchhof lag so still und warm die Sonne, und im hellen Licht fiel es Kort auf, daß Hinnack gealtert hatte. Wenn man genau hinblickte, bemerkte man in dem lichten Blondhaar weiße Fäden, und um Stirn und Augen liefen zahllose Falten und Fältchen, als hätten weit mehr denn vierzig Jahre mit starken und feinen Zügen ihre Erlebnisse darein gezeichnet. Kort hatte Hinnack noch nicht gesprochen, auch war ihm gesagt worden, daß der Knecht schweigsamer und wunderlicher sei denn je. Dies traf indessen nicht zu, denn Hinnack begann schwerfällig, aber anhaltend zu erzählen, allerlei Dinge, für die er bei Kort Interesse vermuten konnte: von den beiden Fohlen in der Eichkoppel und dem Schimmel, auf dem Kort seine ersten Reitversuche gewagt hatte, und dem man unlängst den Gnadenschuß geben mußte. Dabei schritt er immer ziemlich rasch voran und schien über seinen Erzählungen gar nicht zu bemerken, daß Kort absichtlich nur zögernd folgte und sich fortwährend nach Annia umsah. Plötzlich erblickte er sie auf dem alten

Digitized by Google

Grabhügel sitzend, wo sie als Kinder auf das Pochen der Totenhand gelauscht hatten. Es war alles dort noch ein wenig dichter geworden und noch grüner und der Stein noch ein wenig eingesunkener und verwetterter: alles ein wenig mehr, als sei es für immerdar vergessen. Sonst war es hier beim alten geblieben, und selbst Annia erschien Kort wenig verändert, als sie ihn und Hinnack begrüßte, zierlich und freundlich, wie sie schon als Kind gewesen war. Er fragte sie, ob es ihr nicht sehr einsam hier oben sei.

„Es erträgt sich schon," meinte sie, „denn es ist doch nicht für lange, daß ich hier bin."

Dabei lächelte sie ihn so bekannt und verträumt an, und die Jahre der Trennung versanken — Kort wußte, sie glaubte noch immer an das ferne, schöne Land.

„Du bist doch ganz dieselbe geblieben," sagte er halb erstaunt und verlegen und halb weich.

Hinnack stand steif und ungemütlich daneben. Kort fand ihn sehr unbequem. „Wenn es dir zu lange dauert, Hinnack, so laß dich nicht aufhalten," sagte er, „ich hole dich wohl noch ein." Aber Hinnack war heute bockig und machte keine Anstalten, zu gehen.

„Wir drei gehören auch zueinander," meinte Annia vermittelnd. „Hinnack soll uns eine Geschichte erzählen wie früher." Kort wollte sich zu ihr auf den Hügel setzen, aber sie sagte: „Wenn es dir recht ist, begleite ich dich lieber eine kleine Strecke. Du würdest frieren, wenn du lange bei mir säßest, es ist hier Schatten."

Er hatte in seiner Verdrossenheit über Hinnack gedankenlos mit dem Stock die Blumen über dem Hügel hin und her gestreift: es waren blaßlila Skabiosen, die auf langen, schlanken Stielen über dem Gewirr der feinen Gräser schwebten und den alten Grabstein fast verdeckten. Durch die Bewegung wurde er frei, und man erkannte eine Inschrift. Feuchtgrünes Moos hatte sich in die Ritzen der Lettern geschmiegt, es sah beinahe aus, als wären die Buchstaben mit grünem Sammet ausgelegt.

„Da stehen ja ganz richtige Worte," sagte Kort, „das habe ich als Kind nie bemerkt. Vielleicht war's auch nur, daß ich's nicht ordentlich lesen konnte, ich glaube, ich bin in der Schule ein Faulpelz gewesen." Er beugte sich nieder und las laut; es war irgendein Name, der keine Vorstellung mehr erweckte, und irgendeine Jahreszahl, die keine Erinnerung mehr erreichte. Darunter das sonderbare Wort: „Fahre freundlich von hinnen, auch er ist freundlich, der dich ruft."

Es mußte wohl ein fremder, undeutlicher Sinn in dem Spruche liegen, daß sie alle drei stumm wurden. Vom Turm her zitterte der Schlag der Stunde.

Dann begann Hinnack von neuem das abgebrochene Gespräch über die Fohlen und erzählte den ganzen Weg entlang weitschweifige und langweilige Geschichten, die gar nicht zu ihm paßten, und über die Kort sich ärgerte. Als sie zu halber Höhe des Berges herabgestiegen waren, verabschiedete sich Annia, ohne daß es Kort möglich gewesen war, noch einige Worte mit ihr zu wechseln.

Nicht lange nach diesem Tag fand er Gelegenheit, Annia ungestörter zu sehen. In Haus Werle schickte man sich an, den silbernen Hochzeitstag der Pächtersleute zu begehen, und Korts Schwestern hatten sich ausgedacht, das Fest mit einer kleinen Aufführung zu feiern, für die sie einige Freundinnen aus der Nachbarschaft zur Mitwirkung angeworben hatten. Kort lehnte jede Teilnahme lachend ab, denn, wie es manchmal geschieht, wenn Menschen von wenig verfeinertem und nüchternem Geist derartiges unternehmen, waren die Mädchen auf die Darstellung wildromantischer Vorgänge verfallen, die Kort, der in der Stadt Gelegenheit gefunden hatte, seinen Geschmack zu bilden, zum Lachen reizten. Er hielt es indessen nicht für unter seiner Würde, wenigstens als Zuschauer bei der Generalprobe zu erscheinen, an der auch Annia als Darstellerin teilnahm. Kort fand, daß die anderen neben ihr hausbacken und unbeholfen aussahen, und diese anderen mußten es anscheinend selbst empfinden, denn sie hatten eine andere Art, mit Annia zu verkehren, als untereinander. Es war eine ungeschickte, beinahe scheue Weise, als sprächen sie mehr aus Höflichkeit und Notwendigkeit mit ihr als aus innerem Drang. Nur Annia selbst schien von alledem nichts zu merken. Sie war heiter und fast ausgelassen.

Es hatte sich gezeigt, daß oben im Hause in einer Dachkammer noch allerlei alte Pracht vorhanden war, die der adlige Besitzer von Haus Werle dort hinterlassen hatte. Da hinauf war das junge Volk gelaufen, und es begann ein lustiges Sortieren, Kramen

Digitized by Google

und Anputzen. Schließlich kamen sie wieder herunter und ließen sich von Kort in ihrem Staat bewundern.

Annia trug ein rotes Mieder mit vielen blanken Flittern besetzt, dazu ein kurzes Röckchen, wodurch sie für Kort das Aussehen eines Kindes bekam. „Sie stellt eine Zigeunerin vor", wurde ihm gesagt; Kort aber schüttelte den Kopf und erwiderte nachdenklich: „Nein, sie ist keine Zigeunerin."

Eine junge Frau trat an Annia heran und setzte ihr einen Kranz von dunkelroten Rosen auf. „Mignon", ging es Kort durch den Sinn, aber er schwieg.

Es war ziemlich spät am Abend, als man die Probe beendete. Die junge Frau, welche vorhin die Idee mit dem Rosenkranz gehabt hatte, bot sich an, Annia in ihrem Wagen nach Hause zu bringen, da der Weg nach Hohensaburg für ein junges Mädchen allein zu so später Stunde nicht angenehm sei.

„Annia ist noch in der Rumpelkammer geblieben. Sie richtet ein Kostüm, aus dem wir nichts zu machen wußten, sie hat mehr Geschmack als wir alle," sagte eins der Mädchen, und Kort wurde abgeschickt, sie zu holen.

Der obere Teil des Hauses wurde für gewöhnlich nicht bewohnt. Es befand sich dort außer verschiedenen Gastzimmern und Vorratskammern ein langer Korridor, auf dem eine Reihe prächtiger alter Truhen mit eingelegten Hölzern und schweren Messingbeschlägen längs den Wänden stand. Es war jetzt sehr still dort oben, und Kort kam dies doppelt zum Bewußtsein gegen das Lärmen und Lachen von unten, das ihm noch in den Ohren klang. Dazu war es bereits völlig dunkel geworden, nur der Mond schien mit mattem Silberglanz durch das Fenster am Ende des Ganges. Es sah hier alles so fremd und unbewohnt aus. In der Rumpelkammer war es leer, Kort öffnete verschiedene andere Türen und rief Annias Namen, aber er erhielt keine Antwort. Nur der Holzwurm pickte leise in den alten Truhen, und ganz gedämpft tönte von unten herauf das Lachen der anderen. Kort fühlte plötzlich eine heiße Angst in sich aufsteigen, wie er sie in weit geringerem Grade manchmal als Knabe empfunden hatte, wenn Annia sich vor ihm versteckte. Wie, wenn er sie nun überhaupt nicht fände, wenn sie fort wäre, verschwunden? Er wußte selbst nicht, wie dies möglich wäre, und wohin sie gegangen sein könnte; nur die Vorstellung war da und erfüllte ihn mit namenloser Angst.

„Annia, Annia!" rief er überlaut.

Da sprang sie mit leisem Lachen hinter einer Truhe auf: „O Kort, lieber dummer Kort! Ich sah dich von unten kommen, und da bekam ich so schreckliche Lust, dich wieder einmal anzuführen. Bitte, sei nicht böse!"

Er war so erschrocken über ihren plötzlichen Anblick und zugleich noch so erfüllt von der eben ausgestandenen Angst, daß er gar keine Antwort fand. Annia stand vor ihm, und er sah die Zartheit ihres Wuchses gegen die Wand, über die das Mondlicht wie Milch hinfloß, und sah die Dunkelheit ihrer Augen und die hohe Röte ihrer Lippen. Durch seinen Kopf ging eine heiße Verwirrung, wie er sie nie im Leben empfunden hatte. Und dann durchfuhr es ihn mit plötzlicher Klarheit, daß sein ganzes Leben von Anfang an auf das ihre hingedrängt sei.

Von der Treppe her erklangen die Stimmen der Schwestern, und draußen hörte man einen Wagen vom Hofe rollen.

Sie gingen miteinander hinunter und fanden, daß die übrigen bereits aufgebrochen waren.

„Sie konnten nicht länger warten, du mußt Annia nach Hause bringen, Kort," sagten die Schwestern.

Er nickte strahlend. Das Herz schlug ihm zum Zerspringen, während er unter der dunklen Tür stand und auf Annia wartete, die ihren Mantel holte. Kort war noch sehr jung, und das Leben lag noch ohne Hindernisse vor ihm. Ich werde arbeiten, dachte er, und in zwei oder drei Jahren werde ich kommen, dann mag sie sagen, wohin ich mit ihr gehen soll. Nach Iserlohn wird sie nicht wollen, aber vielleicht in das ferne schöne Land, von dem sie als Kind immer sprach.

Da kam sie zurück und hatte wohl in der Eile vergessen, den Kranz abzunehmen, denn unter dem weißen Tuch, das sie um den Kopf trug, hing eine welke dunkle Rose in ihre blasse Stirn.

Sie schritten über den stillen Hof durch die tiefen Schatten der Mauern und über die silbernen Gassen der Mondstrahlen. Dann mußten sie stehen bleiben, denn das Hoftor war schon verschlossen worden, und Kort ging, um Hinnack zu wecken, der den Schlüssel an sich zu nehmen pflegte. Auch drinnen im Stall lag blendendes Mondlicht. Die Tür

Digitized by Google

knarrte, und die Pferde klirrten erschrocken an ihren Ketten. Ganz am Ende des Stalles hinter einem kleinen Bretterverschlage stand Hinnacks Bett. Es war leer.

Er wird noch bei seiner Braut sitzen, dachte Kort, denn es war die Rede gegangen, Hinnack und die Großmagd auf Haus Werle würden ein Paar geben. Da aber sah er die lange, dunkle Gestalt des Knechtes am Fenster stehen. Er rief ihn an, aber er erhielt keine Antwort. „Hinnack," sagte Kort und legte ihm die Hand auf die Schulter, „du schläfst wohl im Stehen?"

Da wandte sich der Knecht um, und Kort erschrak über das weiße Leuchten in seinen Augen. Er erinnerte sich plötzlich daran, wie die Kinder in der Schule Hinnack einen „Spökenkieker" genannt hatten.

„Du solltest nicht am Fenster stehen, wenn der Mond scheint," sagte er etwas unsicher.

Der Knecht blickte ihn verschlossen und beinahe feindlich an, denn dieses Volk liebt es, seine Geheimnisse vor den Augen des Nichtwissenden zu verbergen.

„Ich wollte mir den Schlüssel zum Hoftor holen," fuhr Kort fort, „ich muß noch nach Hohensaburg hinauf und Annia nach Hause bringen."

„Ich will sie bringen," antwortete Hinnack rauh und langte den Schlüssel von dem rostigen Haken.

„Aber Hinnack," rief Kort, „du denkst doch nicht im Ernst, daß ich mir das nehmen lasse?"

Da blickte der Knecht ihn eigentümlich traurig an mit blassen, müden Augen. „Du," raunte er, „es steht einer neben ihr, dem wirst du sie doch lassen müssen." —

Kort ging stumm neben Annia her. Es war in wenig Minuten alles ganz anders geworden, und wie sehr er sich auch mühte, den Eindruck von Hinnacks geheimnisvollen Worten abzuschütteln, es wollte ihm nicht gelingen. Kort hatte von Kind auf immer einen scheuen Bogen gemacht um alles, was dunkel war und ihm nicht recht in die Nüchternheit des Lebens zu passen schien. So kam es, daß er diesen Dingen nun nicht zu begegnen wußte.

Annia dagegen war gesprächiger und zutraulicher als neulich. „Weißt du auch, warum ich immer so viel an den Tod denken mußte, als wir noch Kinder waren?" fragte sie. „Du konntest es nicht leiden, wenn ich darüber sprach, weißt du noch? Es kam daher, weil ich im Grunde so schreckliche Angst vor dem Sterben hatte, ich mochte es nur nicht sagen."

Sie waren inzwischen auf der Höhe angelangt. Die Häuser von Hohensaburg waren schon dunkel, aber die Hunde schlugen an, als sie die Schritte der Nahenden vernahmen. Durch den dicken Dunst des Tales schwammen die blassen Lichter der fernen, niemals schlafenden Fabriken. Hier oben war die Luft klar, und der Kirchhof war ganz nah. Der Weg führte da vorüber.

Annia schauderte leicht zusammen. „Es kann doch nichts Geheimnisvolleres geben als dieses," sagte sie. „Denke dir, Kort, es ist noch immer dasselbe mit mir, ich meine mit meiner Furcht. Wirst du auch lachen? Ich weiß noch immer nicht, was der Tod ist. Aber sieh, dort drüben ist noch Licht, sie haben eine Kranke im Hause — Lina Overstett —, du mußt sie auch noch von der Schule her kennen. Es stand heute früh schlecht um sie, ich möchte wohl im Vorbeigehen nach ihr fragen."

Kort nickte abwesend. Er ging so dicht neben ihr, daß er den Duft der Rose, die sie im Haar trug, fortgesetzt empfand. Er erinnerte ihn an welke Kränze, er konnte sich nicht helfen. Daran war nur Hinnack schuld. „Bitte, nimm die Rose fort, sie ist nicht mehr schön," bat er.

Sie tat es lächelnd, und wieder mußte er sich darüber wundern, wie brennend rot ihre Lippen waren. Fast scheu blickte er sie an. Konnte es möglich sein, daß all diese himmlische Jugend und Schönheit bald einer geheimnisvollen Vernichtung anheimfallen sollte? Ein wahnsinniges Verlangen nach ihr ergriff ihn, es war etwas Fremdes um sie, was ihn mit magischer Gewalt anzog und zugleich mit Grauen erfüllte. Er wollte die Arme gegen sie ausbreiten, um sie an sich zu reißen, aber da war ihm plötzlich zumute, als ginge irgend jemand neben ihnen durch die dunklen Büsche.

Ganz erschöpft von junger, verhaltener Leidenschaft, vermochte er kaum, mit Annia Schritt zu halten, da fuhr sie plötzlich mit schnellem, zuckendem Griff nach seiner Hand und preßte sie mit einer Heftigkeit, daß es ihn mit kalten und heißen Schauern überrann. Aufblickend gewahrte er, daß sie sich unmittelbar vor dem erleuchteten Bauern-

Digitized by Google

hause befanden, in dem die kranke Lina Overstett lag. Es war ein echtes Westfalenhaus, die Wände mit Schiefer belegt, gegen deren Dunkel das Weiß der Fensterrahmen leuchtete. Die nach der Sitte der Gegend geteilte Tür stand in der oberen Hälfte offen, und man erblickte durch den schweren Eichenrahmen die Tenne, über welche rote, schnellflackernde Lichter huschten, die von zwei Kerzen herrührten. Die standen rechts und links von einem Sarg, auf dessen bläulich-weißen Kissen das wächserne Totenantlitz Lina Overstetts ruhte. Ein paar grelle Georginenblumen lagen über die Decke zerstreut, vom dunklen Gesims der Wand schimmerte der stumpfe Glanz alten Zinngeschirrs. Der strenge Geruch von frischem Holz und Lack stieg, von dem Sarge kommend, in die Nacht hinaus.

„Kort, laß uns gehen," stammelte Annia. Sie war schneeweiß geworden, und er sah, wie sie zitterte. Er führte sie fort und versuchte, sie mit unsicheren Worten zu beruhigen, wie die scheue Liebe sie ihm eingab. Es wollte ihm indessen erst gelingen, als sie aus dem Ton seiner Stimme die Angst ihretwegen herauszuhören begann. Da siegte in ihr sofort die freundliche Rücksicht, die sie stets auf andere nahm, über das Gefühl der Schwäche.

„Beunruhige dich nicht um mich," bat sie mit mattem Lächeln. „Es war sehr gut für mich, daß ich diese schrecklichen Dinge einmal sehen mußte. Nun weiß ich doch endlich ganz gewiß, daß dieses nicht der Tod ist. Das Leben hätte sonst ja gar keinen Sinn."

Sie ging wieder völlig aufrecht und ziemlich schnell neben ihm her. „Erinnerst du dich des Spruches auf dem alten Grab?" fragte sie. „Wir lasen ihn neulich zusammen, er erschien mir damals wirr und unverständlich, jetzt glaube ich, es ist doch das einzige, was sich über den Tod sagen läßt. O, Kort, ich bin so erleichtert! Denke doch: er ist freundlich, der uns ruft!"

Sie hatten während dieses Gesprächs das Pfarrhaus erreicht. Annia blieb stehen, sie sah jetzt geradezu fröhlich aus. „Gehabt Euch wohl, mein treuer Ritter," sagte sie scherzend, indem sie ihm die Hand reichte. Sie standen unter einem großen Baum. Es war da sehr dunkel, aber plötzlich fiel ein schmaler, scharfer Lichtstrahl des Mondes auf den Boden, genau zwischen die beiden Menschen, die sich eben die Hand gereicht hatten. Ein Lufthauch mochte die Blätter des Baumes auseinandergeschüttelt haben. Es sah aus, als ob da eine blitzende Klinge die Erde durchschnitte.

Kort blieb noch einen Augenblick stehen und blickte der Davongehenden gedankenvoll nach. Sie wandte sich noch einmal um, und ihm kam es so vor, als ob ihre Augen, die eben noch gelächelt hatten, jetzt ernst und fast traurig wären. „Lieber Kort," sagte sie, „es ist mir eben, als sollte ich dir noch für das heutige Erlebnis danken. Das beste in meinem Leben ist immer durch dich gekommen. Ich wußte es lange nicht!"

Er glaubte, sie würde ihm noch einmal die Hand reichen, aber sie zögerte und tat es nicht. Es ist, als könnte sie nicht über den Strahl hinwegkommen, schoß es durch seinen erregten Sinn, und als sie jetzt wirklich ging, hatte er das deutliche Gefühl, daß da eben eine Grenze zwischen sie getreten sei, und daß er Annia nicht wieder sprechen würde.

— — — — — — — — — —

Kort konnte den Tag der silbernen Hochzeit kaum erwarten. Hinnack war schon als junger Mensch wunderlich, man sollte über ihn lachen, sagte er sich. Wenn ich Annia wiedergesehen habe, werde ich diese abergläubischen Vorstellungen von selbst überwinden.

Schließlich war der ersehnte Tag gekommen und mit ihm eine Menge Verwandte, Freunde und Bekannte der Nachbarschaft. Sie standen in den ein wenig steif und altmodisch eingerichteten Zimmern des unteren Stocks umher und sprachen leise und verständig, wie es die Art der Leute dieser Gegend ist. Es waren meist schwere Gestalten, strohblond und blauäugig, von unverfälschtem Germanenblut. Sie sprachen alle hochdeutsch, sogar die kleineren Bauern unter ihnen, doch waren auch einige Stadtmenschen darunter, denn der Pächter in Haus Werle besaß Verwandte in Iserlohn und Schwerte. Diese redeten von den Fabriken, an denen sie angestellt waren, von der neuen elektrischen Bahn, die man von Schwerte nach Westhoven bauen wollte, und von dem Gang der Industrie im allgemeinen. Jedesmal, wenn sie auf eine Neuerung kamen, horchten die Bauern mit denselben klug-trotzigen Gesichtern auf, mit denen einst ihre Ahnen der ersten Predigt des Christentums gelauscht haben mochten, denn es ist des Westfalen-

Digitized by Google

volkes Wille, erst Feind zu sein, bevor es Freund wird.

Kort hatte noch keine Gelegenheit gefunden, Annia zu begrüßen, denn die jungen Mädchen hielten sich vor der Aufführung in ihrer Dachkammer verborgen. Kurz ehe die Vorstellung begann, steckte eine der Schwestern den Kopf durch die Tür und winkte Kort hinaus. Sie war schon im Kostüm und sehr aufgeregt.

„Es ist irgendein Streit unter den Mägden in der Küche," sagte sie. „Hinnack hat ihnen weisgemacht, es stehe ein Sarg im Hause bereit, solch ein Unsinn! Du mußt ihnen den Kopf zurechtsetzen, sonst werden sie das Essen versalzen."

Kort ging hinunter. Im Erdgeschoß war es kalt, denn die Außentüren standen offen, und die Nebelluft der nahen Wiesen zog durch. Es war ein trüber Tag und der Abend nahe.

Wir sollten wieder einmal Äpfel in die Röhre legen, dachte Kort, und die Erinnerung an die ferne Kinderzeit ging wie ein Traum durch seine Seele, aber es war eine Wehmut dabei, die ihm unbequem und auch unbegründet erschien.

In der Küche erblickte Kort verstörte Gesichter, und das Großmädchen, welches mit Hinnack versprochen war, hatte zornige Tränen in den Augen.

„Sie weint wegen Hinnack; er kann das Wicken nicht lassen," sagte die kleine Außenmagd, die das Federvieh besorgte. Sie war als Kind eine Weile in Dortmund in die Volksschule gegangen und kecker als die anderen.

Als Kort wieder zurückkehrte, hatte die Vorstellung bereits begonnen, und um keine Störung zu verursachen, unterließ es Kort, einzutreten. Er verbrachte einige Zeit auf seinem Zimmer, aber in der Einsamkeit packte ihn von neuem die Unruhe. Er war froh, als die Aufführung ihr Ende erreicht hatte.

Da es draußen unfreundlich war, mußte man Sorge tragen, die Jugend im Zimmer zu unterhalten. Jemand hatte vorgeschlagen, Verstecken zu spielen, und Kort sollte suchen.

„Annia ist schon davongelaufen, sie weiß ein besonders sicheres Versteck," wurde ihm gesagt, und er mußte abermals seine Ungeduld bezwingen.

Bald gab es ein Lachen, Jauchzen und Rennen in dem alten Hause, ein Sichverheddern in den Schleppen der phantastischen Kostüme, die einige der Mädchen anbehalten hatten, und die braven altfränkischen Räume von Haus Werle wußten nicht, wie ihnen geschah.

Schließlich hatte Kort die ganze Gesellschaft wieder beisammen, nur Annia fehlte noch und war nirgends zu finden. Die anderen, die vom Lachen und Laufen ermüdet waren, meinten, sie werde schon von selbst wieder zum Vorschein kommen, Kort aber wollte sich nicht beruhigen, und es war ein ganz unwillkürliches Gefühl, das ihn wieder an denselben Ort führte, wo er Annia einige Tage zuvor gesucht und gefunden hatte.

Auf dem langen Korridor im oberen Stock lag das Mondlicht genau wie neulich in blendender Weiße auf dem Boden. Es fiel durch die Zweige der Bäume, die vor den Fenstern leise hin- und herschwankten, und sah aus wie blanke Talerstücke, die an der Erde lagen. Kort fiel es ein, daß er alles dies schon einmal erlebt habe, und daß diese genaue Wiederholung etwas Seltsames sei. Als täte er etwas ganz Selbstverständliches, lenkte er seine Schritte jener Truhe zu, hinter der Annia damals vor ihm aufgesprungen war. Aber wie er dicht davor stand, bemerkte er plötzlich auf dem Fußboden einen schmalen, dolchartigen Mondstrahl, der genau demjenigen glich, den er neulich vor dem Pfarrhause von Hohensaburg gesehen hatte. Ein eigentümliches Grauen erfaßte ihn und eine unerklärliche Erstarrung, die ihn hinderte, auch nur einen Schritt weiterzugehen. Die schöne Truhe hatte in der matten Beleuchtung der Stunde die Formen eines Sarges angenommen.

Andere kamen ihm nach, und er ließ ihnen das Feld und ging wie betäubt hinunter auf den Hof, in den Stall, wo Hinnack die Pferde der Gäste anschirrte, ohne daß es ihm jemand befohlen hatte.

„Sie werden bald nicht rasch genug vom Hof kommen können," sagte er, und Kort setzte sich still auf die Futterkiste, auf der er als kleiner Junge so oft neben Annia gesessen hatte.

Bald danach begann drüben im Hause ein angstvolles Durcheinander, ein Türenwerfen und verworrenes Stimmengeschwirr. Das alles ging an Kort vorüber, ohne daß es in

Digitized by Google

sein Bewußtsein drang. Dann kamen sie in den Stall und riefen verstörten Angesichts nach ihren Wagen. Sie hatten Annia als Leiche in der Truhe gefunden, in der sie sich versteckt hatte. Der schwere Deckel war wohl herabgefallen und nicht von innen zu öffnen gewesen.

Einige Tage später sagte Hinnack: „Ich werde nicht heiraten, Kort. Es ist besser für das Mädchen, denn ihre Kinder würden mir ähnlich sein, und sie würde zu viel weinen müssen. Es ist nicht das schwerste, allein zu sein."

Dann saßen sie beide schweigsam nebeneinander auf der Futterkiste, aber Kort empfand nicht die Gleichheit ihres vereinsamten Schicksals. Erst viel später, als sich die dumpfe Betäubung, in der er sich befand, in eine sanfte Traurigkeit aufgelöst hatte, fiel ihm ein, daß der Knecht ihn mit diesen Worten in seiner ungelenken Weise zu trösten versucht hatte. Eine Ahnung dämmerte in ihm auf, daß dieser sonderbare und verschlossene Mensch schon den Knaben geliebt und sich um ihn gesorgt hatte.

Zu jener Zeit begann auch für Kort das Grauenvolle, das das Ende seiner kleinen Jugendgespielin umgab, zu verschwinden, und wenn sich sein Verstand auch künftig noch der dunklen Tatsachen erinnerte, so war in seinem Gefühle doch fortwährend die Vorstellung, Annia sei nicht gestorben, sondern in das ferne schöne Land entwichen, von dem sie im Leben manchmal gesprochen hatte. Es kam wohl daher, weil der gewöhnliche Übergang von Krankheit und Leiden fehlte, und weil selbst ihr kurzer Todeskampf sich den Blicken der Menschen entzogen hatte. Es war, als ob sie, die im Leben so gern Rücksichten nahm, dies selbst im Sterben getan hätte, und unwillkürlich erhob sich in Korts Erinnerung die Freundlichkeit ihres Wesens zu immer leuchtenderer Schönheit. Es erschien ihm unmöglich, daß dieses Kind in ein Jenseits gegangen sei, das zu seinem Wesen nicht passe.

Und in diesem Gedankengang lernte sich sein Geist allmählich daran gewöhnen, jenes bisher in Gedanken gemiedene Reich des Todes als ein fernes schönes Land zu betrachten und zu begreifen, daß unser Schicksal in alle Ewigkeit beschlossen liegt in eine Macht, deren Wesen nichts anderes sein kann als eine tiefe, große Freundlichkeit.

Am Ende

Das Jahr neigt sich! Ich kniet' an meiner Truhe
Und stöberte in all dem alten Tand,
Der sich hier wahllos zueinander fand:
Ein Rosakleid, ich trug's beim ersten Tanz,
Zwei weiße, arg vergilbte Seidenschuhe,
Ein Myrtenreis und ein Orangenkranz,
Ein Bündel Briefe, drin mit mattem Knistern
Die fernen Jugendtage zärtlich flüstern —
Und hier ein Glas — ich hatt' es fast vergessen,
Und barg doch einen Inhalt ungemessen.
Mein Vater, deines, das die schwache Hand
In Fiebernächten angsterfüllt umspannt',
Das deine trocknen Lippen oft genetzt,
Wenn du im Bett dich stöhnend aufgesetzt,
Vor jenem Feinde in vergebener Wehr.
Ich seh' es wieder, wie dein Auge klagte,
Und höre deine Stimme, die mir sagte,
Als letztes nun: „Mein Kind, trag's nicht zu schwer." — —
Und als dein großes, stilles Sterben kam,
Der Engel deine Dornenkrone nahm,
Die deine Dulderstirne so zerfetzt —
Griff ich dies Glas: mein einzig Gut von allen,
Es sollte nie in fremde Hände fallen.
Gar treulich wahrt' ich es, bis doch zuletzt
Ich es vergaß. — —
Das Leben wandert' ich bergauf, bergab,
Ich ging durch Schmerz, ich schritt im Festeskleid.
Längst grünt und wogt das hohe Kirchhofsgras
Auf deinem Grab —
Und deine Stimme klingt so weit, so weit —
Du alt verstaubtes, blindgewordnes Glas,
Bald ist es Zeit. — —

E. Eysell-Kilburger

Digitized by Google

Monumento E. Queirolo von G. Navone.

Der Campo Santo von Genua

Von Ernst Stöckhardt-Stuttgart

Im engen Zusammenhang mit den Bestrebungen unserer Zeit, den Sinn für Kunst und Literatur zu verallgemeinern und auch den weniger gebildeten Schichten des Volkes das Verständnis für das wahrhaft Schöne zu schärfen und die allgemeine Geschmacksrichtung zu verfeinern, steht die von der Wiesbadner Gesellschaft für bildende Kunst durch Prof. Dr. Grolman veranstaltete Ausstellung einer Serie von Modellen charakteristischer Grabmäler alter und neuer Zeit, welche in Hamburg, Krefeld, Stuttgart, Frankfurt a. M. und Frankfurt a. O. das Interesse weiter Kreise gefunden, ich möchte sagen: geweckt hat. Denn es waren vorher nur wenige Künstler und Kunstverständige, welche das Unkünstlerische und Stimmungslose unserer modernen Friedhöfe, das Unkünstlerische und Verfehlte der meisten Grab-

Monumento Parpaglione von F. Fabiani.

mäler darin direkt zu tadeln wagten, während andere nur die latente Empfindung davon hatten, die große Menge aber das Altgewohnte kritiklos hinnahm. Freilich ist nicht zu erwarten, daß sich hierin ein Umschwung rapid einstellen wird, aber ganz erfolglos wird die von Wiesbaden ausgehende Anregung sicherlich nicht bleiben, wenn auch der hierbei sehr in die Wagschale fallende Kostenpunkt jederzeit manchen guten Willen lahmlegen muß.

Zwar hat Grolman auch eine Anzahl Modelle von künstlerischen und verhältnismäßig billig ausführbaren Grabmälern vorgeführt, und Bildhauer Georg Römer will sich nötigenfalls schon mit dem Verzicht auf die das Gesamtbild störende Einfriedigung der einzelnen Grabstätten begnügen, wenn wenigstens das Terrain möglichst unregelmäßig eingeteilt werde. Aber selbst hierbei müssen in erster Linie die Gemeinden mitwirken, diesen fällt auch die Aufgabe zu, eine harmonische Gesamtanlage zu schaffen, welche allein den stimmungsvollen „Gottesgarten" ermöglicht, in dem der geläuterte Kunstsinn der Bürgerschaft einen würdigen Platz für künstlerisch wertvolle Monumente erblicken kann. Bei den schon so hohen und immer noch ad infinitum steigenden Preisen von Grund und Boden werden aber nicht viele Kommunalverwaltungen den hierauf keine Rücksicht nehmenden weitgehenden Anforderungen des Ideals entsprechen wollen oder können. Und wenn, dann tritt die gleiche Schwierigkeit an den kunstfreundlichen Bürger heran. Trotz alledem läßt sich ein allmählicher Umschwung bei fortgesetzter Propaganda für die Wiesbadner Bestrebungen in den Anschauungen der Gesamtheit mit Sicherheit erwarten, und spätere Geschlechter werden vielleicht die nüchterne quadratische Einteilung der Gräberfelder unserer Zeit belächeln, die allerdings als Ruhestätten für weniger Bemittelte nie ganz verschwinden wird, die aber doch auch mancherlei Verschönerung „von Amts wegen" erfahren kann.

Es gibt ja auch in Deutschland und anderwärts noch manchen Friedhof aus der guten alten Zeit, da nicht jeder Quadratfuß Boden mit Gold aufgewogen werden mußte, der, von Efeu und anderen Schlingpflanzen überwuchert, als Vorbild für den erstrebten stimmungsvollen Gottesgarten dienen könnte. So malerisch jedoch das Ruinenhafte wirkt, es würde doch nicht dem Ideal entsprechen, welches uns vorschwebt. Diesem kommt der nicht ohne Grund weltberühmte Campo Santo von Genua, gewöhnlich Cimetero di Staglieno genannt, am nächsten. In weitgehendster Weise ist hier dem von Generation zu Generation weiter gepflegten Kunstsinn der Genuesen Rechnung getragen, ermöglicht zugleich durch den Reichtum von Stadt und Bevölkerung und, last, not least, durch die hervorragend geeignete malerische Lage inmitten des einsamen grünen

Digitized by Google

Biſagnotales. Schon die Wahl dieſes teils ebenen, teils terraſſenförmig anſteigenden Geländes charakteriſiert den weitblickenden künſtleriſchen Geſchmack der maßgebenden Perſönlichkeiten, nicht weniger der Generalplan der großartigen Geſamtanlage. Dieſem lag eine Dreiteilung zugrunde, die jeder Familie ermöglicht, ſich ihren beſonderen Verhältniſſen anzupaſſen, ohne das Geſamtbild zu beeinträchtigen.

Der ebene Talboden iſt für die Reihengräber der ärmeren Bevölkerung reſerviert. Die Einförmigkeit dieſer leider unvermeidlichen Anlage iſt jedoch durch prächtige Baumalleen, durch die grandioſe Koloſſalſtatue „La Fede“ (der Glaube) von Santo Varni inmitten der Gräberreihen, durch die zu ebener Erde und auf erhöhter Terraſſe ringsum laufenden monumentalen Galerien und Kuppelbauten, alle aus weißem und farbigem Marmor, durch die mit Kapellen und Monumenten überſäte Berglehne und die maleriſch wirkenden Höhen in glücklicher Weiſe behoben.

Den nächſtfolgenden Teil bilden die ſchon erwähnten Galerien, welche eine imponierende Sammlung von modernen Skulpturen aller Art, pompöſe Sarkophage, Statuen, einzelne und ganze Gruppen, bis zum beſcheidenen Flachrelief enthalten. Tagelang kann man in dieſen Hallen herumwandern und das Auge an ihrer wundervollen Perſpektive und den einzelnen Bildwerken weiden. Wie das Ganze feſſelt jede Einzelheit den Blick immer von neuem, beſonders die in ſchönen Aufnahmen des Photographen A. Noack (Genua) feſtgehaltenen Teile der verſchiedenen Galerien, darunter der mit dem täuſchend lebenswahren Mönch im Vordergrund, dem Monumento Serra, einem Werk des berühmten Bildhauers Antonio Rota in Genua. Von ihm ſind hier ferner die monumentalen Grabmäler Paſtorino (der heilige Georg zertritt den Drachen), Gnecco Garibaldi (ein Engel zeigt die Tote mit ihren im Tode vorausgegangenen Kindern den Hinterbliebenen), Carrara (mit an Michelangelos mahnender „Meditazione“), ein Bronzerelief „Lothar II. bei S. Eligius“ u. a. modelliert. Carrariſcher und ſchwarzer Marmor neben wertvollen farbigen Arten überwiegen hier, vielfach ſind Metalle, namentlich Goldbronze, unter anderen auch köſtliche ſchwärzliche Intarſien aus Blei auf weißem Marmor mit Geſchmack verwendet. Selbſtverſtändlich finden ſich bei dieſen Hunderten von Monumenten alle Stile und jede Kunſtrichtung, dieſe meiſt dem modernen italieniſchen Geſchmack angepaßt und vielfach nur auf maleriſche naturaliſtiſche Wirkung hin gearbeitet, wobei freilich nicht ſelten die Vorliebe der Genueſen für das Virtuoſenhafte auffällt und die allzu minuziöſe Nachahmung des Stofflichen ſtörend wirkt. Aber ſchwerlich wird man Dilettantiſches finden, ſchwerlich ſolche Geſchmackloſigkeiten, wie z. B. jene auf dem Grabe des Gatten kniende, in Betrachtung ſeiner Photographie vertiefte hübſche junge Witwe auf dem Campo Santo zu Mailand. Und trotz der offenſichtlichen Unſummen, welche auf die einzelnen Monumente verwendet wurden, hat man nirgends den Eindruck des Protzenhaften, wie ſo oft anderwärts. Hier iſt ſtets das Hauptgewicht auf eine hochkünſtleriſche und zugleich ſinnreiche Darſtellung des Gedankens gelegt. Auch ſind die Bildwerke durchaus nicht einſeitig konfeſſionell, noch ausgeſprochen ſentimental. So iſt es ein wirklicher Genuß für jeden Kunſtfreund, dieſe Galerien zu durchwandern.

Monumento Rocco Piaggio von F. Fabiani.

Den dritten Teil des Campo Santo bilden die Zypressen- und Olivenhaine mit ihrem reichen Blumenschmuck an der Berghalde. Hier stehen, halb versteckt im Grünen, unter hohen Palmen und anderen tropischen Gewächsen und Blumen Grabkapellen und stolze Monumente, zum Teil in architektonisch hervorragend schöner Ausführung, jedes in seiner Art sehens- und bewundernswert. Ich erinnere nur an die prächtige Kapelle nach Art des Mailänder Doms. In deren Nähe befindet sich auch das verhältnismäßig einfache Mausoleum Mazzinis, nur mit einer Urne geschmückt. Hier ist fürwahr Stimmung, aber keine niederdrückende, verzweiflungsvolle, wie sie manchen auf unseren deutschen Friedhöfen beschleichen mag, sondern eine von der Harmonie der Gesamtanlage, von der Schönheit der Einzelheiten unwillkürlich erzeugte hoffnungsfrohe Stimmung, als natürliche, Körper und Geist erhebende Folge reinen ästhetischen Genusses — ein Ideal, dem man auch bei uns in Deutschland nachstreben sollte.

La Concezione von Domenico Carli.

Nur schwer trennt man sich von dieser Stätte. Bei der Rückwanderung betrachtet man die anfänglich nur flüchtig bewunderten schönsten Monumente nochmals genauer. Zunächst noch ein kurzer Besuch der auf schwarzen Marmorsäulen ruhenden großen Grabkapelle, eines Kuppelbaues, in dessen schöner Rotunde der Hauptaltar und vier Seitenaltäre mit acht Marmorstatuen aufgestellt sind. Sehenswerte Reliefs der Leidensgeschichte laufen ringsum. Beim Heraustreten hält uns die Kolossalgruppe der Kreuzesaufrichtung von Giovanni Scanzi fest. Idealgestalten eines männlichen und eines weiblichen jugendlichen Engels mit malerischem Faltenwurf umschweben das von ihnen errichtete feinstilisierte Kreuz. Dieser ebenso schwierige wie interessante Vorwurf ist in graziösester Weise ausgeführt. Es ist ein Virtuos in seiner Kunst, der dieses Meisterwerk vollendete, bei dem tatsächlich das Gesetz der Schwere aufgehoben zu sein scheint und der Gedanke des Engelhaften als des Schwebenden und nicht an die Scholle Gebundenen, des reinen und überirdisch schönen höheren Wesens in vollendeter Weise verkörpert ist. Ihm verdankt Genua noch manche herrliche Skulptur, in der Galerie des Campo Santo die prächtigen Grabmäler Carpaneto (ein das Lebensschiff zerstörender Engel), Carrena (Gruß der seligen Jungfrau) u. a. Von ihm sind auch die wundervollen Statuen des heiligen Joseph mit den Nebenfiguren von Abraham und König David in der Monumentalkirche S. Immacolata der Via Assarotti gemeißelt.

Engel sind natürlich noch vielfach vorhanden. Gleich in der Seitengalerie steht der schöne, fast nur zu irdische Engel vor dem Monumento Ducto, Wache haltend und auf das Jüngste Gericht wartend. Der geist-

Digitized by Google

Monumento Tomati von G. B. Villa.

volle sinnende Ausdruck des klassischen Antlitzes, die Haltung der lieblichen Gestalt kennzeichnen den Meister. Giulio Monteverde, 1837 in Piemont geboren, besuchte die Akademien in Genua und Mailand, um sich als Holzschnitzer auszubilden. Als Autodidakt modellierte er die Statuette des jungen Kolumbus (im Museum zu Boston), welche allgemeines Aufsehen erregte. Dieser gelungenen Erstlingsarbeit folgten zahlreiche bedeutende Schöpfungen, u. a. Jenner, sein Kind impfend (Genua, Palazzo Bianco), die Statue König Viktor Emanuels in Rovigo, dessen Reiterstatue in Bologna, das Sadamonument in Turin (Campo Santo), Natazzi in Alessandria, reizende naturalistische Kindergruppen, im Staglieno das Monumento Celle in Bronze (der Tod packt eine fliehende Jungfrau), Monumento Balduino (Madonna) usw.

Digitized by Google

Monumento Nicola Curro von Dom. Paernio.

Ein Meisterwerk zugleich in architektonischer Hinsicht ist das Monumento Pallavicino von Augusto Rivalta. Ein jungfräulicher Engel in gottergebener Haltung an der Grabespforte, über welcher sich ein reich mit Arabesken und Emblemen in erhabener Arbeit verzierter Torbogen erhebt. Auf dem Gesims prangt das Wappen der Pallavicini, zu dessen Seiten halten trauernde Putten Fruchtgirlanden. Auf dem obersten Treppenbau sitzt ein betender Mönch, dessen Dimensionen freilich im Verhältnis zu groß erscheinen. Rivalta ist in Genua 1838 geboren, studierte hier und danach an der Akademie zu Florenz unter dem berühmten Meister der Pietà auf dem Kirchhof zu Siena, dem 1882 in Florenz verstorbenen Giov. Dupré, dessen Einfluß auch bei dem Monumento Pallavicino ersichtlich ist. Seit 1874 wirkte Rivalta als Professor der Skulptur an der Akademie zu Florenz. Hauptwerke von ihm sind unter vielen anderen: Cavour im Hof der Nationalbank zu Florenz, das Monument Viktor Emanuels in Livorno, das Grabmal Trachil auf dem Friedhof zu Nizza. Auch das Monument Del Dragos im Staglieno ist von ihm modelliert. Die Königliche Nationalgalerie zu Berlin besitzt seinen „Herkules, den Zentauren niederschlagend".

Auch das Monumento Gorlero von E. Sclavi zeigt einen weiblichen Engel vor der geschlossenen Grabespforte. Diesem fehlt zwar die jungfräuliche Anmut, welche Rivalta schuf, auch ist die Haltung der Frauengestalt theatralisch und die des linken Armes nicht ganz zweifellos, aber der Gesamteindruck des in ägyptischer Architektur gehaltenen Monuments ist bedeutend, der angedeutete Gedanke leicht erkennbar: die linke Hand berührt die Sphinx, das symbolisierte Rätsel des Menschenlebens, die rechte aber deutet auf die eingravierten Worte „Jam hyems transiit" (Schon wich der Winter), und die von allerliebsten Putten gewundenen Blumengirlanden illustrieren diesen tröstlichen Gedanken.

Das grandiose Monumento L. Pastorini von G. Ravone in Genua ist ebenfalls leicht verständlich: es erzählt von einem edlen, reich begüterten Mann, welcher sein Wissen und seine Mittel zum Wohl der leidenden Jugend verwerten konnte. Edel und vornehm ist der architektonische Aufbau mit der Porträtbüste Pastorinis, von klassischer Schönheit sind die zwei Engel, rührend ist die flehende barmherzige Schwester mit dem leidenden Knaben. Der prächtige klassizistische Faltenwurf auf diesem Denkmal zeichnet auch Ravones Monumento E. Tucirolo aus. Hier fühlt ein weiblicher Engel von großer Anmut dem

ſterbenden Knaben das Herz. Wundervoll, wenn auch einigermaßen genrehaft, iſt dieſer Vorwurf behandelt.

Eine vielbewunderte Marmorgruppe haben wir in der etwas virtuoſen Kompoſition des Monumento Parpaglione von F. Fabiani. Die beiden frei ſchwebenden, lebensgroßen Idealgeſtalten eines männlichen Engels mit der verklärten Jungfrau, für welche er bittet, ſind ein Meiſterſtück der Kunſt und zugleich der Technik, wenn auch nicht ſo leicht ſchwebend, nicht ſo überirdiſch ideal wie Scanzis Engel. Aber wie ausdrucksvoll auch hier die klaſſiſch ſchönen Geſichter, wie vollendet ſchön Bau und Haltung der Geſtalten! Ein ähnliches Motiv hat Fabiani bei dem Monumento Rocco Piaggio (in der zweiten Arkade) behandelt. Hier zeigt ein weiblicher Engel der Abgeſchiedenen den Weg himmelan. In noch höherem Maße vereinigt dieſes im Jahre 1876 zu Florenz geſchaffene monumentale Bildwerk alle künſtleriſchen Vorzüge des ebenerwähnten, welchem allenfalls eine größere Einheitlichkeit und Geſchloſſenheit der Kompoſition eignet, während das Monumento Rocco Piaggio durch die wunderbare Lieblichkeit der Geſichtszüge und den virtuoſen Faltenwurf entzückt. Von Fabiani iſt ferner das Monumento Pollieri („Der Schmerz") beachtenswert.

Monumento De Fornari von Antonio Bozzano.

Über dem Monumento Erasmo Piaggio ſchwebt ein klaſſiſch behandelter Gott-Vater, von Saccomanno in Genua modelliert, ein herrlicher Patriarchenkopf auf mächtigem Körper mit ſchönem Faltenwurf; in ſeiner Einfachheit ein überaus eindrucksvolles Kunſtwerk. Saccomanno iſt im Staglieno noch mehrfach in hervorragender Weiſe vertreten: von ihm ſtammt das Monumento C. Erba (Entſchlafene mit Mohn), Mangini (ein müder Greis mit einem Fuß im Grabe) u. a.

Domenico Carli in Genua hat die S. Immacolata in edler, klaſſiſcher Auffaſſung dargeſtellt. Ihr ſind in Genua und ganz Ligurien zahlreiche Kirchen in alter und neuer Zeit geweiht, zuletzt die an Kunſtſchätzen reiche, ſchon erwähnte Monumentalkirche in Genua, an deren Faſſade ſich von Carli ſchöne Medaillonreliefs befinden. Lebhaft in Ausdruck und Haltung, auch überaus fein in der Ausführung ſteht Carlis König David (Monumento Piſano) da, leider etwas zu theatraliſch.

Von packender Schönheit dagegen iſt das Monumento Tomati, von G. B. Villa i. J. 1881 modelliert. In der durch kannelierte Säulen gebildeten Niſche liegt auf ſtilvollem Sarkophag der Verſtorbene gebettet, vor ihm ſteht auf leicht angedeuteter Wolke der Heiland in lebhaft bewegter Poſe „Sum resurrectio et vita" (Ich bin die Auferſtehung

und das Leben), zu seinen Füßen kniet die Tochter Tomatis, andächtig aufblickend. Das herrliche Monument ist realistisch in Komposition und Ausführung, aber solche Realistik nimmt man gern hin. Der Grabesengel von Villa (Monumento Montano) und sein Monumento Montanaro (die Jungfrau nimmt das Licht vom heiligen Leuchter) sind ebenfalls künstlerisch bedeutende Werke.

Das Monumento Nicola Curro, von Dom. Paernio in Genua im Jahre 1896 modelliert, erscheint in der Komposition mißglückt. Es ist nicht verständlich, daß ein Engel einen an der Wand befestigten Kruzifixus anbetet. Auch ist dieser Christus zu greisenhaft, dabei stark naturalistisch, der weibliche Engel aber trotz seiner Schönheit allzu irdisch.

Monumento Casella von G. Benetti.

Die Statue des Propheten Ezechiel (Monumento Figoli von Sarrocchi) wirkt trotz ihrer wunderbar schönen Ausführung zu theatralisch. Neben der sprechenden Mimik und Geste hat man den prächtigen Faltenwurf zu bewundern. Meister Tito Sarrocchi ist in Siena geboren und studierte nach entbehrungsreicher Kindheit an der Akademie zu Florenz bei dem Zeitgenossen und Rivalen Thorwaldsens, Lorenzo Bartolini, dessen herrliche „Caritas" im Palazzo Pitti und andere berühmte Werke sein Streben nach gesundem Klassizismus erkennen lassen. Sarrocchis Hauptwerke sind seine „Bacchantin" und seine „Odaliske", die Madonna mit dem Kind an der Fassade des Domes zu Florenz, das Denkmal des S. Bandini in Siena, das Grabmal Traversi im Dom zu Massa, das Denkmal für die Gefallenen auf der Piazza del Independenza usw.

Antonio Bozzano behandelte das Monumento De Fornari in vornehm künstlerischer Weise, wenn auch genrehaft und realistisch. Man kann diese bejahrte Marchesa mit den strengen aristokratischen Zügen in ihrem Spitzentuch nicht ohne Interesse und Bewunderung der feinen Arbeit betrachten.

Endlich kommen wir zu zwei hervorragenden Werken von G. Benetti in Genua. Genrehaft ist auch sein Monumento G. Casella, aber reizend in der Konzeption und wundervoll in der Ausführung. Wie lieblich ist doch das Knäblein, welches, von der trauernden Witwe zum Porträtmedaillon des Vaters gehoben, diesen hätschelt! Ein inniger, rührender Gedanke. Sein Hochrelief, 1881 von G. Strada in Mailand in Bronze gegossen, das Monumento Dentone, welches Jesus und die Ehebrecherin darstellt, zeigt den Meister perspektivischer Reliefkunst. Wie plastisch treten da die charakteristisch und lebenswahr modellierten Hauptfiguren der Ehebrecherin, von Christus und seinen Jüngern und den Pharisäern aus dem Bild hervor, wie wunderbar vertieft sich der Blick in das Innere des Tempels! Wenn aber die Wahl des Sujets auffällt, so beweist das nur die Richtigkeit dessen, was ich in der Ein-

Digitized by Google

Monumento Dentone von G. Benetti.

leitung dieſes Aufſatzes über die liberale Anſchauungsweiſe der Genueſen in Sachen der Kunſt geſagt habe. —

Bevor wir uns dem Ausgang bei der Leichenhalle zuwenden, treten wir nochmals zu der herrlichen Koloſſalſtatue des Glaubens von Santo Varni in der Mitte des Gräberfeldes. Wir bewundern den ausdrucksvollen, durchgeiſtigten Kopf in ſeiner klaſſiſchen Schönheit, die edle junoniſche Geſtalt, den wundervollen Faltenwurf. Ihr Meiſter wurde 1807 in Genua geboren, wo er am 14. Januar 1885 als Akademieprofeſſor verſchied. Auch er war gleich Monteverde zuerſt Schüler eines Holzbildners, ſtudierte dann an den Akademien zu Genua und Florenz, dort bei C. Carrea und Bartolini. Von ihm ſtammen u. a. die Denkmäler L. Canina (in S. Croce, Florenz), Chiodo (Spezia), Roſſini (Campo Santo zu Piſa), Emanuele Filiberto (Palazzo Reale zu Turin) und viele monumentale Allegorien, Porträtbüſten uſw.

Es konnte natürlich nur eine ganz kleine Auswahl von mehr oder weniger hervorragenden Werken der modernen Skulptur, wie ſie im Staglieno zu Hunderten prangen, im Anſchluß an eine kurze Beſchreibung des Friedhofs ſelbſt an dieſer Stelle vorgeführt werden. Immerhin hoffe ich mit dieſer Schilderung angedeutet zu haben, wie etwa ein idealer Friedhof — natürlich unter jedem Himmelsſtrich anders, angepaßt der Stimmung der Landſchaft und dem Weſen des Volkes — beſchaffen ſein ſoll, damit er nicht nur ein Ort der Trauer und des Wehklagens, ſondern auch der ſeeliſchen Erhebung und des hoffnungsvollen Aufblicks zu dem iſt, der hier ſo eindrucksvoll ſpricht: „Ich bin die Auferſtehung und das Leben.“

Claude Monet: Ansicht von Paris vom Louvre aus. (Aus dem Kunstsalon Paul Cassirer, Berlin W, Viktoriastraße 35.)

Die bildenden Künste

Rück- und Ausblicke auf das Kunstleben der Gegenwart von Walther Gensel

Die Berliner Begasausstellung — Manet und Monet — Die Ausstellungen bei Schulte — Zwei Werke über die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts — Die Kunstsammlungen des Kaisers

Während im Theater- und Musikleben im Herbst die entscheidenden Schlachten geschlagen werden, ist dieser im Reiche der bildenden Kunst beinahe eine Erholungspause. Die großen Ausstellungen haben nun alle ihre Pforten geschlossen und den kleinen Salons das Feld überlassen. In diese aber geht man mit der sicheren Erwartung, nicht tausenderlei auf einmal sehen, nicht die heterogensten Eindrücke auf sich einstürmen lassen zu müssen, sondern einige Minuten in einem kleinen Kreise verbringen zu können. Das schlimmste, was einem passieren kann, ist, in eine langweilige oder unleidliche Gesellschaft zu geraten; aber dann hat man ja das Recht, bald wieder zu verschwinden.

Zwei von den ersten kleinen Herbstausstellungen in Berlin verdienen es vor allen, daß die Erinnerung an sie in diesen Blättern festgehalten wird: die Jubiläumsausstellung zu Begas' fünfundsiebzigstem Geburtstag in den Räumen der alten Akademie und die Manet- und Monetausstellung bei Cassirer. Der „Fall Begas" ist eins jener seltsamen Kapitel der modernen Kunstgeschichte, wie sie nur in Deutschland möglich sind. Man kann dem Altmeister der Berliner Bildhauerschule zweierlei zum Vorwurf machen: daß er die beiden wichtigsten Aufgaben der modernen Berliner Denkmalplastik, das Kaiser-Wilhelm-Denkmal und das Bismarckdenkmal, nicht in durchaus befriedigender Weise gelöst und daß er seinen Einfluß dazu benutzt hat, auf jüngere, anders schaffende Künstlerkreise hemmend einzuwirken. Aber daß jene Denkmäler zur Ausführung kamen, daran tragen Umstände die Schuld, die hier nicht erörtert werden können. Der alternde Meister gab in ihnen jedenfalls das beste, was er auf einem ihm weniger liegenden Gebiete zu geben vermochte. Der andere Vorwurf aber geht die Kunst

Digitized by Google

von Begas nichts an. Trotzdem hat man von gewiſſer Seite dieſe Vorwürfe benutzt, um einen jener ganz wenigen deutſchen Meiſter zum alten Eiſen zu werfen, deſſen Name im Ausland mit höchſtem Reſpekt genannt wird, einen Meiſter, der die deutſche Plaſtik aus dem immer mehr verſandenden Strom der Rauchſchule gerettet und ihr ganz neue Bahnen gewieſen hat, einen Mann, in dem Lenbach, Böcklin, Feuerbach den Gleichſtrebenden verehrten. In Paris und in Brüſſel wäre ſo etwas nicht möglich. Dort gilt das Können und nicht die Richtung. Dort ehren die Jungen das Alter, ſelbſt wenn ſich dieſes ſtörriſch gegen die Jugend verhält.

Einen ſo tiefen, ſo aufrüttelnden Eindruck wie die zu Anfang dieſes Jahres in denſelben Räumen veranſtaltete Meunieraus ſtellung brachte die Begasausſtellung freilich nicht hervor. Mag der große Belgier hundertmal erklärt haben, daß es ihm lediglich um die „plaſtiſche Schönheit“ zu tun geweſen ſei und er gar nicht daran gedacht habe, in die ſozialen Kämpfe einzugreifen, das, wodurch er auf weitere Kreiſe gewirkt hat, war die Neuheit der Stoffe und ihre ganz eigenartige Behandlung. Weil Meunier ganz und gar ein Mann ſeiner Zeit war, deshalb wirkte er ſo auf ſeine Zeit, und deshalb werden ſpätere Geſchlechter in ihm einen der charakteriſtiſchſten Vertreter dieſer Zeit ſehen. Die Kunſt von Begas hat etwas viel Allgemeineres. Künftigen Gelehrten wird es vielleicht Mühe machen, zu beſtimmen, was ſeine Kunſt in die erſte Epoche des neuen Deutſchen Reiches weiſt. Rauchs Viktorien wird man niemals mit wirklichen Antiken verwechſeln, bei Begas könnte man zuweilen ſchwanken, ob ein Werk dem ſiebzehnten, achtzehnten oder neunzehnten Jahrhundert angehört. Seine Brüder ſind Giovanni Bologna und deſſen Nachfahren in Italien und Frankreich, dann aber auch die Bildhauer des Rokoko, wie der feine Pajou und der launig überſprudelnde Clodion. Wie ſie iſt er vor allem der Bildhauer des Weibes, nicht hehrer, unnahbarer Göttinnen und Prieſterinnen, ſondern lieblicher Nymphen, die nicht allzuſpröde tun, wenn ein Satyr ſie belauſcht oder ein Zentaur ſie auf ſeinem Rücken entführen will.

Irgendwer hat einmal das Wort von der „keuſchen Nacktheit“ geprägt, und das iſt ihm dann gedankenlos von Tauſenden nachgeſprochen worden. Wenn es nur heißen ſoll, daß ein Kunſtwerk keine Lüſternheit erwecken, keine Begierden erregen ſoll, ſo iſt's eine Banalität. Anders kann von Kunſtgenuß kaum die Rede ſein. Aber ein ſinnenfreudiger Künſtler will im Nackten keineswegs nur Linien- und Formenadel geben. Er will die Ideen von weicher, duftender Haut, von ſchwellendem Fleiſch und von dem warmen Blut, das darin kreiſt, geben. So haben es ſeit Rubens und Rembrandt faſt alle großen Maler gehalten und erſt recht die Bildhauer des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, von denen ſich Meiſter Begas hat inſpirieren laſſen. Und wir Beſchauer brauchen uns unſerſeits nicht zu ſchämen, wenn wir vor einer gemeißelten Geſtalt das Gefühl haben, als möchten wir mit der Hand koſend über ihre Glieder fahren. Ich glaube, daß alle geſunden Menſchen ſo vor Begas' Werken empfinden. Sie haben etwas Beglückendes; man denkt nicht an Sünde vor ihnen, ſondern im Gegenteil an einen Zuſtand, wo es keine Sünde gibt.

Bei der erſten größeren mythologiſchen Gruppe des Meiſters, dem ſchon auf der Jahrhundertausſtellung bewunderten Pan, der die Pſyche tröſtet, iſt von dieſer Fleiſchesfreude noch wenig zu ſpüren. Das liebliche Kind hat noch etwas von der Herbheit eines Canova. Dagegen betrachte man unſeren galanten Zentauren, der dem Nymphlein auf ſeinen breiten Rücken hilft. Man ſpürt ordentlich die Freude des Künſtlers, mit der er die Formen des Modells im Ton nachgeknetet hat. Ohne üppig zu ſein, haben ſie jene liebliche Fülle, die in der Bewegung die reizendſten Wülſtchen und Fältchen und Grübchen erzielt. Man ſehe, mit welcher Feinheit und Liebe die leichten Schwellungen des gebogenen linken Oberarmes, die Spannungen und Vertiefungen des gebogenen Knies und vor allem die weichen Hautfalten unter der linken Bruſt modelliert ſind. Die ganze Gruppe atmet heiterſte Grazie. Welche reizende Idee war es, den verliebten Halbmenſchen zugleich nach der rechten Hand des Mägdleins greifen und ihren rechten Fuß zärtlich umfaſſen zu laſſen, zu welch anmutigem Rhythmus gehen die Biegungen der Gliedmaßen zuſammen, und wie apart iſt der Gegenſatz der beiden Körper! Ähnlich fein in der Bewegung iſt die Gruppe „Mutter und Kind“. Wie bei dem die Pſyche entführenden Merkur der Nationalgalerie, der leider nicht

Digitized by Google

mit ausgestellt war, ist das Motiv des Nachhintenhinübergreifens verwendet, um dem Oberkörper und den Armen die graziöseste Bewegung zu verleihen. Sind hier die Formen schon etwas voller als bei der Psyche, so haben sie bei dem früheren Werk Venus und Amor eine mütterlich behäbige Rundung erhalten. Die Hauptsache war dem Künstler hier der Rücken der jungen Mutter mit seiner reichen Muskulatur. Aber gerade die mütterliche Zärtlichkeit ist in diesem liebenswürdigen Werk auch besonders glücklich herausgekommen. Mehr an die Meister der eigentlichen Barockzeit — und auch an die neueren Italiener wie Dupré und Fedi — gemahnen der „Raub der Sabinerin" und der „Elektrische Funke". Sie zeigen den Künstler am meisten von der Seite des Virtuosentums. Bei dem ersteren Werke stört mich weniger der etwas übermäßig brutale Stoff als das nur halbe Gelingen des Versuchs, der Gruppe von allen Seiten eine glückliche Silhouette zu geben; bei dem letzteren ist das Ganze doch zu sehr kunstgewerbliche Dekoration, zu sehr auf die augenblickliche Wirkung hin gearbeitet.

Im allgemeinen sind die männlichen Gestalten dem Meister nicht in dem Maße geglückt wie die weiblichen. Michelangelo vermännlichte auch die Frau, Begas erinnert mehr an Correggio, der sich Zwang antun mußte, wenn er männliche Kraft darstellen wollte. Um so mehr lag ihm die Weichheit kindlicher Glieder. Der Name Clodion ist schon vorher genannt worden. An ihn denkt man, wenn man die dicken Ärmchen des Amor mit ihren Grübchen und den gespreizten Fingerchen betrachtet, und ganz besonders vor den ganz famosen Kindergruppen des Hauses Gilka. Es ist merkwürdig, wie wenige moderne Bildhauer den Reiz dieser vollen und doch festen Formen gefühlt haben, die Rubens so unzählige Male in seinen Gemälden besungen hat.

Von den großen Monumenten konnte natürlich nichts gezeigt werden. Um so mehr Interesse erweckten die Skizzen zu einigen von ihnen: so zum Schillerdenkmal, das in der Ausführung doch manches von der ursprünglichen Frische verloren hat, zu den Flußgöttinnen des Neptunbrunnens, nicht zum mindesten zu den in dieser Gestalt nicht ausgeführten Denkmälern der beiden Humboldt. Begas hatte bei der Konkurrenz für sie eine Form gewählt, die seitdem in Frankreich fast zur Schablone geworden ist, den Berlinern von dazumal allerdings höchst ungewohnt war: eine Büste auf hohem Sockel mit allegorischen Figuren. Ob diese jugendlichen Gestalten, bei denen wiederum nicht Griechenland, sondern die Barockzeit Pate gestanden hatte, in rechter Harmonie zu den durchfurchten Gesichtern der beiden großen Denker standen, ist freilich eine andere Frage. Jedenfalls sind Begas' Entwürfe weit origineller als die beiden behosten alten Herren, die jetzt im Garten vor der Berliner Universität sitzen. Viel bewundert und besprochen wurde auch jetzt, wie 1900 in Paris, das Dr. Strousberg-Grabdenkmal. Die edle Frauengestalt, die in der Rechten die eine Hand des Toten hält und mit der Linken sein Haupt stützt, die lieblichen Putten, die Kränze und Blumen auf seine Beine legen — möglich, daß das Publikum auch an diesen barocken Motiven Anstoß genommen hätte. Wie aber eine Ausstellungsjury diese ideen- und empfindungsreiche, fein durchgeführte Komposition zurückweisen konnte, ist heute einfach unverständlich.

Bedeutend erschien Begas diesmal wieder in seinen Bildnisbüsten. Sein Menzel in der Nationalgalerie ist eine der lebendigsten, charakteristischsten Büsten des neunzehnten Jahrhunderts, und Bismarck und Moltke stehen ihr kaum nach. Freilich ziehe ich vom Moltke die Studie zum Kopf weitaus der mit Girlanden geschmückten Marmorherme vor, und auch beim Bismarck ist bei der Übertragung vom Ton auf den Marmor das Unmittelbarste verloren gegangen. Eine vortreffliche Momentstudie ist die Büste von Begas' Bruder Karl. Unter den offizielleren und darum etwas kälteren Bildnissen der Kaiserfamilie ist die Kaiserin Friedrich am meisten gelungen. Reife Weiblichkeit hat der Künstler am schönsten in der Geist und Munterkeit zugleich sprühenden Büste der Frau von Hopfen, jungfräuliche Zartheit in der unbeschreiblich lieblichen Mädchenbüste getroffen.

Lassen wir die ganze stolze Reihe noch einmal an uns vorüberziehen, die mit schönheitsdurstigem Blick und empfindungsvoller Hand modellierten Frauenkörper, die lieblichen Putten, die kraftvollen Tiergestalten, die geistvollen Büsten, so sehen wir den Meister mit einem starken Rüstzeug für die

Digitized by Google

Reinhold Begas: Zentaur und Nymphe.

Unſterblichkeit bewaffnet. Wie die Nachwelt von ihm denken wird, wiſſen wir freilich nicht. Wer als Beſucher Berlins zum Mittelpunkt der Stadt, zum ehrwürdigen Schloſſe, kommt, der wird an dem pomphaften Kaiſer-Wilhelm-Denkmal nicht nur die ſchlichte Monumentalität des Schlüterſchen Großen Kurfürſten, ſondern auch die geſchichtliche Treue und ſchlichte Volkstümlichkeit des Rauchſchen großen Königs vermiſſen, und er wird zu ähnlichen Gedanken kommen wie bei dem Vergleich zwiſchen dem geſpreizten Dom und dem Schloſſe. Hoffen wir, daß man dann nicht vergeſſen haben wird, daß der Schöpfer dieſes Denkmals auch den Brunnen neben dem Schloſſe und den Schiller auf dem Gendarmenmarkt und vor allem jene Muſeumswerke geſchaffen hat, deren Köſtlichkeit uns

die jetzige Ausstellung wieder so eindringlich vor Augen geführt hat. —

Ich weiß nicht, was Degas von den Impressionisten hält, glaube aber einmal gelesen zu haben, daß er sich höchst absprechend über sie geäußert habe. Nun, temperamentvolle Künstler sind einmal nicht zum Kunstkritiker geschaffen. Aber seltsam wäre es doch, wenn der Meister vor den Manets der Sammlung des ehemals berühmten Pariser Opernsängers Faure, die bei Paul Cassirer ausgestellt waren, nicht empfände, daß etwas Gemeinsames zwischen ihm und dem Franzosen ist. Sie beide galten einmal als Himmelstürmer, die aller guten Sitte in der Kunst Hohn zu sprechen schienen, und sie beide wirken heute beinahe altmeisterlich. Es sind jetzt kaum zehn Jahre her, daß Hugo von Tschudi es wagte, Werke von Manet und Monet für die Nationalgalerie — nicht etwa anzukaufen, sondern sich schenken zu lassen. Unverstand und Chauvinismus vereinten damals ihr Zetergeschrei; sie werden wohl auch heute noch nicht zum Schweigen gebracht sein, vermögen aber wenigstens keinen Vernünftigen mehr einzuschüchtern. Ich gehöre nicht zu denen, die vor jedem Werke Manets andächtig auf die Knie sinken, und ich halte nicht einmal alle Bilder der erlesenen Sammlung Faure für vollkommene Meisterwerke. Aber man müßte mit Blindheit geschlagen sein, wollte man nicht zugeben, daß die guten Werke dieses Franzosen mit ebenso vielem Recht in unsere Galerien gehören wie die eines Caravaggio oder Tiepolo und mit viel größerem als die mancher Niederländer und Italiener, die in Dresden und München ganze Kabinette füllen. Ja, sie müßten uns von Rechts wegen viel näher stehen als die Tiepolos, da sie unserem ganzen Leben und Empfinden so viel mehr entsprechen.

Altmeisterlich, abgeklärt, reif, von erlesenstem Geschmack, das sind etwa die Worte, die uns in der jetzigen Ausstellung zuerst auf die Lippen kommen. Manet glich keineswegs jenen jungen Künstlern unserer Zeit, die am liebsten mit aller Überlieferung brechen und sich ganz auf sich allein stellen möchten. Mit sechsundzwanzig Jahren setzte er sich noch mit inbrünstiger Andacht vor die alten Meisterwerke des Louvre und schuf unter anderem jene wundervolle Kopie der Edelleute des Velazquez, die fast schöner wirkt als das Original. Seine Entwicklung war weder übereilt noch sprunghaft. Mit dreißig Jahren malte er seine ersten Aufsehen erregenden Werke, mit vierzig Jahren seine Meisterbilder. Wenn er zuerst nicht verstanden oder selbst angefeindet wurde, so geschah das, weil die Götter, zu denen er damals betete — die großen Spanier — keineswegs die Götter der Allgemeinheit waren, weil er mit einigen Vorwürfen — die nackte Olympia, das „Frühstück im Freien" — die Entrüstung der Philister erregte, schließlich aber doch auch, weil den frühen Werken mancherlei Unvollkommenheiten anhafteten. Der im Salon von 1859 zurückgewiesene „Absinthtrinker" der Sammlung Faure verdiente vielleicht dieses herbe Schicksal nicht, ist aber weit entfernt davon ein Meisterwerk zu sein. Weit bedeutender ist der „Lesende Mann" von 1864, bei dem der Kopf sehr gut modelliert und aus dem mattroten Schnitt des Folianten und der grünlich-grauen Tischdecke eine aparte Farbenwirkung gezogen ist, der aber schließlich doch ebensogut von einem Ricard oder Baudry gemalt sein könnte. Der ganze Manet zeigt sich aber erst in dem von uns abgebildeten Porträt des Kupferstechers Belot von 1873, das unter dem Namen „Le bon bock" eins der wenigen volkstümlichen Bilder des Meisters geworden ist. Die behäbige, selbstzufriedene Haltung und der gutmütig humorvolle Ausdruck des Modells kommen auf unserer Abbildung vortrefflich heraus, und auch die Tonschönheit der verschiedenen Schwarz und Grau kann man auf ihr ahnen, nicht aber die breite, souveräne Pinselführung, die neben einem Frans Hals sehr gut bestehen würde. Wenn von dem Bilde weiter nichts wie die rechte Hand übrigbliebe, so könnte man aus ihr auf den ganzen Manet schließen.

Manet war der ältere Genosse und bis zu einem gewissen Grade der Lehrer Monets, in der eigentlichen Freilichtmalerei aber scheint er umgekehrt von diesem beeinflußt zu sein. Impressionist in dem Sinne dieses ist er aber niemals gewesen. Monet erscheint hingerissen vom Natureindruck und sucht dessen Leben, Licht und Luft mit allen Mitteln so treu wie möglich wiederzugeben, Manet steht bei aller Freude an der Natur dieser mit einer gewissen Überlegenheit gegenüber. Er ordnet sich ihr nicht unbedingt unter, sondern zwingt sie unter seine Absichten. Eine Manetsche Landschaft ist weniger eine Impression

Digitized by Google

als ein Arrangement im Sinne Whistlers, obwohl er frischer und unmittelbarer als der Amerikaner wirkt. So empfinden wir denn auch die schönste der jetzt ausgestellten Landschaften, das Landhaus in Rueil, in dem der Künstler den letzten Sommer vor seinem vorzeitigen Tode zugebracht hat, mehr als eine wunderbar geschmackvolle Zusammenstellung von lichten heiteren Tönen als eine Studie sommerlichen Lichtes, obwohl die zarten bläulichen Schatten aufs feinste beobachtet sind.

So äußert sich denn Manets Kunst auch am allerreinsten in seinem Stilleben. Hier geht er über alles hinaus, was die alte Kunst geschaffen hat. Sieht man eine Zitrone von Heda, so äußert man wohl, sie sehe fast so aus wie eine natürliche. Bei einem Pfirsich Manets fragt man: Ist es möglich, daß ein Pfirsich so schön aussehen kann? Nach des Apelles Trauben pickten die Vögel. Solche Wachsfigurenkabinettserfolge haben Manets Früchte nicht. Wir vergessen ebensowenig, daß wir Malerei vor uns haben, wie wir uns in die Handlung eines Theaterstücks einmischen.

Reinhold Begas: Venus und Amor. (Marmor.) (Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Manets Werke haben etwas Beruhigtes und Beruhigendes. Monet erschien neben diesem Weisen, der am Abglanz der Dinge sein Genügen findet, als der ungestüme Lyriker, als der Eroberer neuer Welten. Er jauchzt mit dem beginnenden Frühling, kann sich am Sonnenlicht nicht satt trinken, schwelgt orgiastisch in dem bunten Blumenkranz des Sommers. Auch über seine Entwicklung gaben die Bilder der Faureschen Sammlung dem deutschen Publikum neue Aufschlüsse. Auch von ihm aber enthält sie nicht nur Meisterwerke. Die große Gartenecke von 1882 z. B. ist für mein Empfinden nur ein dekoratives Versatzstück. Aber neben ihr hingen Köstlichkeiten, wie sie in Berlin noch kaum gesehen worden waren. Sehr deutlich prägte sich das Hervorgehen der Monetschen Kunst aus der von Boudin und Jongkind aus. Aber wie früh hatte der junge Meister schon den braven und liebenswürdigen Maler der Marinen und Strandszenen, der Boudin war, überholt! Den 1867 gemalten „Blick auf Paris vom Louvre aus“ (Monet war damals siebenundzwanzig Jahre alt) hätte dieser nie und nimmer so malen können. Mit welcher Sicherheit ist da jedes der im Vordergrund herumwimmelnden Figürchen hingesetzt, wie frisch ist das Grün der Bäume, wie strahlen die besonnten Häuser, und wie locker und leicht stehen die Wölkchen am blauen Himmel! Und nicht minder schön ist das andere von uns abgebildete Bild, die zwei Jahre später entstandene Winterlandschaft. Das ganze Bild ist nur auf weißgraue, graue und graubraune Töne gestellt.

Digitized by Google

Unter dem tauenden Schnee tritt die braune Erde hervor, deren Geruch wir zu spüren vermeinen, rechts erheben sich in feinsten Abstufungen die Häuser und Mauern des kleinen Orts, die Äste der Bäume sind mit ein paar Strichen kaum angedeutet und treten doch völlig plastisch hervor, der Himmel hat die bleierne Schwere des Winters und wirkt doch völlig als Luft.

Von den gleichzeitig im Cassirerschen Salon ausgestellten Werken möchte ich die Bronzestatue eines „Badenden Mädchens" von Nikolaus Friedrich hervorheben. Der noch junge Künstler, der sich mit zäher Energie aus dem Handwerk des Steinmetzen zum Künstler emporgerungen, hat seit einer ganzen Anzahl von Jahren in der Berliner Sezession ausgestellt; wirklich aufgefallen ist er mir aber erst 1904 mit einem ungemein kraftvollem „Bogenspanner". Die Badende brachte dann im Vorjahre den Beweis, daß ihm jungfräuliche Lieblichkeit nicht minder gelingt als männliche Kraft; und dieser Beweis wird noch verstärkt durch sein neuestes, noch nicht ausgestelltes Werk, das wir unseren Lesern in einer guten Abbildung vorführen können.

Ein paar Worte seien auch den Ausstellungen bei Eduard Schulte gewidmet, der schon im Frühjahr aus dem nunmehr abgebrochenen und bereits durch einen modernen Hotelbau ersetzten Redernschen Palast in sein diesem schräg gegenüber gelegenes neues Heim einziehen konnte. Drei geschmackvoll dekorierte große Säle, ein langer Korridor und mehrere Nebenräume gestatten ihm jetzt, eine ganze Anzahl Kollektionen auf einmal zu zeigen und neben der zeitgenössischen auch die ältere Kunst zu pflegen. Bei seiner ersten Ausstellung kam er uns im wesentlichen „spanisch", d. h. mit Werken von Zurbaran, dem seltsamen Greco, Goya und anderen älteren Künstlern der Halbinsel, in dem einen, mit einem ganz modernen, durch ungewöhnliche Geschicklichkeit verblüffenden, in einigen Werken aber auch dauernder fesselnden Bildnis- und Genremaler, Casteluchо, in dem anderen Raum. Bei der dann eröffneten zweiten (November-)Ausstellung standen Dänen im Vordergrunde: der wohlbekannte, ebenso talentvolle wie bizarre Willumsen und eine Dame, Anne Marie Carl-Nielsen, die sich in Deutschland zuerst durch geradezu genial zu nennende, ganz außerordentlich treue und die Bruchstücke mit intuitiver Sicherheit zusammenfügende Nachbildungen griechischer Plastiken einen Namen gemacht und jetzt außer den romanisches Fühlen in modernem Gewand erneuernden Entwürfen zu den Türen des Domes von Ribe eine Anzahl höchst lebendiger Tierfigürchen ausgestellt hatte. Wir hoffen im nächsten Heft darauf zurückkommen und einige Abbildungen bringen zu können.

Edouard Manet: Das Landhaus in Rueil. (Aus dem Kunstsalon Paul Cassirer, Berlin W, Viktoriastraße 35.)

In dem hintersten, kleinsten und stillsten Raume des neuen Hauses war längere Zeit eine kleine, leider viel zu wenig beachtete Gedächtnisausstellung zu sehen, die Anlaß zu nachdenklichen Betrachtungen bot.

Digitized by Google

Claude Monet: Winterlandschaft. (Aus dem Kunstsalon Paul Cassirer, Berlin W, Viktoriastraße 35.)

Sie zeigte einen Ausschnitt aus dem Schaffen eines Künstlers, der den größten Teil seines Lebens wenn auch in segensreichem Wirken, so doch fast ohne künstlerische Taten als Akademiedirektor in einer Provinzstadt verbracht hat, weil seine Jugendwerke nicht den zu freiem künstlerischem Schaffen notwendigen Widerhall gefunden hatten, und dessen Anfänge doch zu den allergrößten Hoffnungen berechtigten. Erst die Jahrhundertausstellung hat wieder die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf den Hanauer Karl Friedrich Hausmann gelenkt. Sie brachte neben mehreren kleineren Bildern auch die Skizze zu dem dann am Lehrter Bahnhof gezeigten „Galilei vor dem Konzil", seinem Hauptwerk, das seinerzeit von der Ankaufskommission des Kölner Wallraf-Richartz-Museums auf Betreiben Steinles zurückgewiesen, nach langen Irrfahrten einen Platz in der Hamburger Kunsthalle gefunden hatte. Man hat es das beste Historienbild der modernen deutschen Kunst genannt, und es ist trotz mancher Schwächen in der Tat eins der ganz wenigen, bei dem eine ungeheure Fläche in Farbe und Licht zu voller Harmonie gebracht ist. Indes die kleine Ausstellung bei Schulte zeigte uns weniger den Historienmaler Hausmann als den Landschafts- und Genremaler, der zwar nicht seiner Zeit voraus war, der aber unter den jungen, nach neuen Idealen ringenden deutschen Künstlern in der ersten Reihe stand. Seine Strandszenen aus Scheveningen entsprechen etwa denen Isabeys, seine Landschaften, die er 1853 in dem stillen Vaux-de-Cernay bei Versailles schuf, kann man in der schlichten, ungeschminkten Wiedergabe der Natur, in ihren feinen grauen und grünen Farben wohl mit denen Daubignys vergleichen. Weiteres möge man in dem liebenswürdigen Büchlein nachlesen, das Emil Schäffer mit Benutzung von Briefen und Tagebüchern soeben über den Künstler veröffentlicht hat (mit dreißig Abbildungen; Berlin, Julius Bard).

Wenn Schäffer im Vorwort sagt, daß sein Held in keinem der gangbaren Handbücher der modernen Kunstgeschichte zu finden sei, so stimmte dies in der Tat bis zu dem Erscheinen des fünften Bandes der Springerschen Kunstgeschichte, den uns Max Osborn soeben mit pietätvoller Benutzung des Springerschen Kunsthandbuchs des neunzehnten Jahrhunderts für das erste Viertel,

Digitized by Google

aber in ganz selbständiger Behandlung der späteren Zeit geschenkt hat. Osborn hatte vor den früheren Bearbeitern des kolossalen Gebietes den außerordentlichen Vorteil, die Ergebnisse der auch in diesen Heften ausführlich gewürdigten Jahrhundertausstellung benutzen zu können, und dieser Vorteil fällt um so schwerer ins Gewicht, als er sein Buch vornehmlich für deutsche Leser geschrieben, der deutschen Kunst einen viel breiteren Raumanteil gegönnt hat, als sie bei einer vollkommen unparteiischen Abwägung verdient hätte. Glücklicherweise ist er dabei nicht in die Voreingenommenheit unserer Chauvinisten verfallen, die am liebsten allen geschichtlichen Ergebnissen zum Trotz die französische Kunst als eine Schülerin der deutschen hinstellen möchten. Sein Kapitel über das Erwachen der Farbe in Deutschland ist recht eigentlich eine Zusammenfassung der in diesem Frühjahr in der Nationalgalerie gewonnenen Eindrücke. Man ist kein unbefangener Kritiker, wenn man auf ganz demselben Gebiete wie der Verfasser arbeitet. Man freut sich, wenn man die eigenen Erfahrungen geteilt findet, und man ärgert sich, wenn man, wie es hier geschieht, Künstler wie Doré, den phantasievollsten aller Illustratoren, und Makart, den genialsten aller Dekorationsmaler, fast verächtlich behandelt findet, für deren Schaffen man nach eingehenden Studien endlich einen gerechten Maßstab gefunden zu haben meint. Wenn ich also meine herzliche Zustimmung zu dem weitaus größten Teil des neuen Buches ausspreche, so ist dies im Grunde keine Kritik, sondern ein Bekenntnis. Ich freue mich über die warm nachempfindende Art des Verfassers, darüber, daß er alle Scheuklappen der „Richtungen" beiseite wirft und allen Bestrebungen gerecht zu werden versucht, soweit sie ehrlich sind, über sein feines Charakterisierungsvermögen und seinen weiten Blick, und ich bewundere, wie es ihm gelungen ist, aus dem Springerschen Torso und seinen eigenen Arbeiten ein harmonisches Ganzes zu formen. Im einzelnen könnte ich mich zuweilen mit ihm recht kräftig streiten; so z. B. darüber, daß er bei Belgien nicht nur Agneessens und Paul Dubois, sondern auch den herrlichen Henri de Braeleer ausgelassen hat, einen der besten des Jahrhunderts, während er uns bei Italien einige Namen vorsetzt, die je eher je besser in der Versenkung verschwinden sollten. Das Buch, das man auch einzeln für zehn Mark gebunden kaufen kann, ist mit fast fünfhundert Textabbildungen geziert und bringt als besonderen Schmuck dreiundzwanzig farbige Tafeln, von denen einige ganz erstaunlich gut gelungen sind und eine vollkommen deutliche Vorstellung von der Farbenanschauung der Künstler, ja selbst von der Art ihres Pinselstriches geben. Ich nenne nur die Landschaften von Constable, Turner, Courbet, Friedrich, Andreas Achenbach, die „Wäscherin" von Daumier, die „Ballettänzerin" von Degas, die „Schularbeiten" von Carrière (s. Einschaltbild) und Zorns famose „Maja".

Als Mangel des Osbornschen Buches, der aber nur eine notwendige Folge eines Vorzugs, der liebevollen Behandlung der Malerei, ist, empfinde ich die etwas summarische Behandlung der Bildhauerei und besonders der Baukunst. Max Schmid hat sich in dem zweiten Bande der gleichfalls bei E. A. Seemann in Leipzig erscheinenden Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, von der wir den ersten Band bereits hier angezeigt haben, die Mühe nicht verdrießen lassen, auch dieses nicht eben sehr dankbare Gebiet mit größter Hingebung zu bebauen. Und zwar hat er nicht nur die offiziellen Bauten, sondern auch die bürgerlichen Wohn- und Geschäftshäuser in den Kreis seiner Betrachtung gezogen. An kräftigen Wörtlein gegen die oft ganz kritiklos und an ganz unpassenden Stellen gehandhabte Nachäffung früherer Stile, diese Hauptkrankheit der modernen Baukunst, fehlt es bei ihm nicht; ebensowenig verschließt er sich aber den individuellen und großartigen Lösungen, die diese der unerschöpflichen Fülle neuer Aufgaben — Justizpaläste, Parlamentsgebäude, Museen, Theater und Konzerthallen, Ausstellungshallen, Passagen, Bahnhöfe, Banken und Warenhäuser — gegeben hat. Schmid beginnt seinen zweiten Band mit der Baukunst des zweiten Kaiserreichs in Frankreich, schließt daran die offizielle Malerei, zu deren banaler oder sinnlich anreizender Oberflächlichkeit die Kunst der Zeichner, der Landschafter und der Maler des Volkslebens in einem so erquickenden Gegensatz steht, und die Bildhauerei, aus der Carpeaux, Falguière, Frémiet, Dubois in trefflichen Umrißschilderungen herausgehoben werden, andere, wie der zarte Chapu, wohl etwas zu wenig glimpflich wegkommen, endlich die

Digitized by Google

Eugène Carrière. Schularbeiten. Aus Springer-Osborn, „Die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts". (Handbuch der Kunstgeschichte. Band V.)
Verlag von E. A. Seemann in Leipzig.

Digitized by Google

belgiſche Kunſt, die ja ſehr ſtark von der franzöſiſchen abhängig iſt. Auch Schmid gewährt der dann folgenden deutſchen Kunſt ungefähr doppelt ſo viel Raum wie der franzöſiſchen. Feuerbach und Menzel werden mit beſonderer Liebe behandelt, Lenbach, Max, Defregger, Makart (der hier in einem erheblich beſſeren Licht erſcheint als bei Osborn), Munkacſy, Maiſon, Vegas vortrefflich charakteriſiert und auch Männer wie Pilotty und Janſſen gerecht beurteilt. Den Beſchluß macht eine mit einer Charakteriſtik John Ruskins anhebende, die Architektur im Anſchluß an Muthesius' verdienſtvolle Bücher behandelnde, in der Malerei beſonders die Präraffaeliten eingehend berückſichtigende Würdigung der engliſchen Kunſt. Auch Schmids Buch lieſt ſich vortrefflich. Wie Osborn ſucht er den verſchiedenſten Strömungen gerecht zu werden, ſcheut aber zuweilen vor ſehr kräftigen, ſelbſt burſchikos derben Worten nicht zurück, wo ſie ihm notwendig erſcheinen. Die farbigen Tafeln, die ſich nur in wenigen Fällen mit denen des anderen Werkes decken, ſind zum Teil nicht ganz ſo gut ausgefallen wie dort. Es mag daran liegen, daß hier mehr ausländiſche Bilder wiedergegeben ſind, bei denen man zum Dreifarbendruck ſtatt der Originale Kopien benutzen mußte. Jedenfalls können beide Bücher warm empfohlen werden.

Es iſt bei dem beſchränkten Raum, der dieſer Kunſtrundſchau angewieſen iſt, natürlich nicht möglich, alle wichtigeren Erſcheinungen der Kunſtliteratur zu würdigen. Selbſt aus den bedeutenden kann ich nur die herausgreifen, die im Zuſammenhang mit den übrigen hier beſprochenen Themen ſtehen, und muß darauf verzichten, auf wiſſenſchaftlich ſo hervorragende Bücher wie den zweiten Band von Woermanns Allgemeiner Kunſtgeſchichte, der umfaſſendſten, die uns bisher geſchenkt worden iſt, oder Wölfflins Dürer einzugehen. Von den zahlreichen Monographien über einzelne moderne Künſtler ſei wenigſtens der Schwind aus der Reihe der „Klaſſiker der Kunſt" hervorgehoben, der dickleibigſte und doch vielleicht kurzweiligſte der ganzen Sammlung. 1265 Abbildungen! Aber Schwinds unerſchöpfliche Erfindungsgabe, ſein Gemüt und ſein nie verſiegender Humor laſſen keine Müdigkeit aufkommen. Das Buch verdient ſeinen Platz auf jedem Weihnachtstiſch. Außer den beiden ſoeben beſprochenen Kunſtgeſchichten ſei heute alſo nur ein Werk ausführlich beſprochen, ein Werk über ältere Kunſt, das aber ſicherlich keinen unſerer Leſer gleichgültig laſſen wird: das bei Richard Bong in vierundzwanzig Lieferungen zu fünf Mark erſcheinende Prachtwerk über die Gemälde alter Meiſter im Beſitze des Deutſchen Kaiſers. Verſchiedene Gründe mögen zu dieſem monumentalen Werke beſtimmt haben, in erſter Linie natürlich der Wunſch, Meiſterwerke der Malerei, die im Original zu ſehen nur ganz wenigen Auserwählten vergönnt iſt, auch weiteren Kreiſen bekannt zu machen, dann das Verlangen, die reiche Sammlertätigkeit der preußiſchen Fürſten ins rechte Licht zu

Nikolaus Friedrich: Badendes Mädchen. (Aus dem Kunſtſalon Paul Caſſirer, Berlin W, Viktoriaſtraße 35.)

rücken, nicht zuletzt aber die Erfindung einer neuen Photogravüre, die ungemein viel billiger herzustellen ist als die frühere, dieser aber an Schönheit kaum nachsteht. Bong hat sie zunächst für zwei je zweiundsiebzig Blatt umfassende Lieferungswerke „Meisterwerke der Malerei" verwendet und in diesem Jahre ein von Bode und Valentiner herausgegebenes Prachtwerk „Rembrandt in Wort und Bild" und unser vorliegendes Werk folgen lassen. Je drei dieser Photogravüren, die sich für die niederländischen und französischen Gemälde ganz besonders vorzüglich eignen, schmücken jede Lieferung, die im Text außerdem eine Anzahl Autotypien enthält. Die Herausgabe des Werkes wurde natürlich dem verdienten Dirigenten der Kunstsammlungen in den königlichen Schlössern, Paul Seidel, übertragen, der dazu noch die beiden Direktoren der Königlichen Gemäldegalerie herangezogen hat. Und zwar hat Generaldirektor Wilhelm Bode die italienischen, niederländischen und holländischen, Direktor Max J. Friedländer die altdeutschen und altniederländischen Schulen übernommen, während sich Seidel außer der Einleitung das dankbare Kapitel über die französischen Werke vorbehalten hat, über das schon ausgezeichnete Arbeiten aus seiner Feder vorliegen. Vorwegzunehmen ist, daß die königlichen Schlösser nur noch einen Teil der von den Fürsten gesammelten Schätze umschließen, da ein großer Teil, darunter die bedeutendsten niederländischen und italienischen Werke, 1830 dem neu begründeten Museum überwiesen wurde und auch seither noch manches wertvolle Stück denselben Weg gewandert ist.

In drei Perioden gingen die meisten Werke in den Besitz der brandenburgisch-preußischen Herrscher über: in der Reformationszeit, wo besonders die Cranachsche Werkstätte den Hof Joachims I. und Joachims II. versorgte, während der Regierung des Großen Kurfürsten, der in Leiden studiert hatte, später mit einer Oranierin verheiratet war und auch viele holländische Künstler nach Berlin zog, und in der Regierungszeit Friedrichs II., dessen Neigung sich von Jugend auf der französischen Kunst zuneigte, der aber auch die anderen Schulen keineswegs vernachlässigte. Wie umfangreich schon die Sammlungen der ersten Periode waren, zeigt ein Bericht des Augsburger Künstlers Philipp Hainhofer, der 1617 die kurfürstlichen Wohnräume besichtigen durfte: „In ihrer Kürfl. Durchlaucht Losamenter hangen kaiserliche, königliche, chur und fürstliche Conterfette, alle Lebensgröße, die Decke ist gemalet mit Emblematibus, oder Losamenter mit Historiis und Virtutibus, in denen hin und wieder hubsche Tafeln von Luca Cranacher, auch Conterfette, Bergwerk, Pferdt, Hirsch, Wildschwein und dergleichen hangen." Der ganze Umfang der Sammlertätigkeit des Großen Kurfürsten ist erst neuerdings durch das Studium der alten Urkunden bekannt geworden. Die Bewunderung dafür wird nur durch den Umstand ein wenig getrübt, daß er, dem Geschmack seiner Zeit folgend, mehr die Künstler der Niedergangszeit als die großen Meister der niederländischen Kunst sammelte, und daß er sich zum Ankauf manches schlechten und selbst gefälschten italienischen Gemäldes überreden ließ. Auch Friedrich der Große ist diesem Lose nicht ganz entgangen. Mancher falsche Watteau scheint in Paris von gewissenlosen Händlern direkt für den königlichen Mäcen bestellt worden zu sein, und auch unter seinen Ankäufen italienischer und niederländischer Bilder, für die er sich seit etwa 1754, wohl in einer gewissen Übersättigung mit französischer Kunst, stark interessierte, befindet sich manches recht schwache, den stolzen Künstlernamen ohne jede Berechtigung tragende Stück. Aber was bedeutet das gegen die entzückenden Watteau, Lancret und Pater, die 1900 auf der Pariser Weltausstellung selbst in der beschränkten Auswahl einen überwältigenden Eindruck machten! Friedrich hat sich seine Kunstliebhaberei ein schönes Stück Geld kosten lassen, und es hat geradezu etwas Rührendes, ihn selbst in den schlimmsten Nöten des Siebenjährigen Krieges die Verhandlungen mit den Händlern sorgsam überwachen zu sehen.

Das älteste Bild der Sammlungen ist der vom Kurfürsten Friedrich I. bestellte dreiteilige Altar mit dem Gekreuzigten und den Bildnissen des Stifters und seiner Gemahlin aus der Kadolzburg, den man jetzt dem Berthold Landauer zuschreibt. Aus den altdeutschen Schulen treten außerdem einige Bildnisse und ein bald als Caritas, bald als Madonna gedeutetes Bild von Hans Baldung Grien hervor. Dürer ist nur durch die wertvolle alte Kopie nach einem verloren gegangenen Selbstbildnis vertreten. Um so reicher, ja reicher als irgendwo sonst ist die Zahl

Digitized by Google

Edouard Manet: Ein gutes Glas Bier. (Le bon bock.) (Aus dem Kunstsalon Paul Cassirer, Berlin W., Viktoriastr. 35.

Lukas Cranach d. J.: Kurfürst Joachim II. von Brandenburg. (Im Besitze Sr. Majestät des Kaisers.)

der Werke Cranachs, dessen rastlos arbeitende Werkstatt, man könnte sagen Fabrik, ja alles lieferte, was verlangt wurde: Bildnisse (das beste ist der Kurfürst Joachim I.), biblische, mythologische und profangeschichtliche Darstellungen wie Adam und Eva, David und Goliath, Bathseba im Bade, das Parisurteil, das Urteil des Kambyses in einer naiv-gemütlichen, rein genrehaften Auffassung, die alle Kritik entwaffnet, Jagdszenen und anderes. Der jüngere Cranach tritt in einigen Fürstenbildnissen recht vorteilhaft hervor, so in dem von uns abgebildeten Bildnis Joachims II. in einem ungemein prunkvollen, polnisch anmutenden roten Staatsgewande mit reicher Pelzverbrämung und mit prächtigen Renaissanceschmuckstücken. Höchst naiv ist eine Taufe Christi von ihm, die sich in der Elbe angesichts der Stadt Wittenberg und unter Assistenz des Kurfürsten und seiner Gemahlin, der Reformatoren und eines stattlichen Gefolges vollzieht. Von späteren deut-

Digitized by Google

Antoine Watteau: Das Firmenschild des Kunsthändlers Gersaint. Linke Hälfte. (Im Besitze Sr. Majestät des Kaisers.)

schen Bildern seien noch die drei männlichen Bildnisse von Barthel Bruyn hervorgehoben.

Da die Museumskommission von 1830 ihr Augenmerk naturgemäß besonders auf die italienischen Schulen richtete, deren Hauptbestand die umfangreiche, besonders oberitalienische Bilder des sechzehnten Jahrhunderts umfassende Sollysche Sammlung bildete, ist auf diesem Gebiete nicht eben viel in den königlichen Schlössern verblieben. Die bedeutendste größere Komposition ist eine Enthauptung Johannes des Täufers in vornehmer Formgebung und leuchtenden Farben von dem Giorgioneschüler Romanino, dessen hohe Bedeutung jetzt immer noch anerkannt wird. Um so reicher ist, trotz der Hochherzigkeit des Kaisers, der noch in den letzten Jahren mehrere hochbedeutende Bilder dem Kaiser-Friedrich-Museum überwiesen hat, immer noch der Bestand der flämischen Schule. Hier steht natürlich Rubens obenan, den Friedrich der Große so hochschätzte, daß er schon 1769 allein in Sanssouci achtunddreißig Bilder von ihm und aus seiner Werkstatt vereinigt hatte. Es sind zunächst einige mythologische Bilder, wie die Geburt der Venus, Mars und Venus, Nessus und Dejanira, und einige religiöse, wie die Anbetung der Könige und eine büßende Magdalena mit Engeln in reicher Landschaft, die, im zweiten und dritten

Antoine Watteau: Das Firmenschild des Kunsthändlers Gersaint. Rechte Hälfte. (Im Besitze Sr. Majestät des Kaisers.)

Jahrzehnt des siebzehnten Jahrhunderts zumeist von Schülerhand ausgeführt, doch den Schwung der Komposition des Meisters zeigen, von ihm überwacht und vielleicht auch übergangen worden sind. Als durchaus eigenhändig spricht Bode eine entzückende kleine Madonna, die dem Jesuskinde ihre Milch in den Mund spritzt, das 1619 bezeichnete Brustbild des Kaisers Augustus, den allerdings ziemlich unerfreulichen Tod der Kleopatra und vor allem die höchst anmutige heilige Familie mit dem Nähkorb an, eine sehr geistreiche von links unten nach rechts oben strebende Komposition. Von van Dyck finden wir unter anderem ein paar Jugendbilder und eine Wiederholung des Bildes mit den Kindern Karls I. von England, während der in Nachbildungen volkstümlich gewordene schlittschuhlaufende nackte Knabe wohl nicht von ihm herrührt. Von den Schülern der großen Meister sind viele Bilder für den Großen Kurfürsten gemalt worden, der umfangreiche dekorative Szenen und Stilleben brauchte, darunter eine Folge von Jagdszenen von Frans Snyders. Unter dem ehemals sehr reichen Bestande der holländischen Gemälde ist 1830 weit mehr aufgeräumt worden. Die verbliebenen fesseln obendrein zumeist mehr historisch als künstlerisch. Von Rembrandt ist nur ein sehr frühes Bild aus

Digitized by Google

der von ihm ſo gern behandelten Geſchichte Simſons vorhanden. Daneben intereſſieren uns beſonders das Bildnis des Sultans Soliman von Livens, das des Großen Kurfürſten von Govaert Flinck und ein kleines Reiterbildnis von de Keyſer.

Alle dieſe Werke würden ſchließlich doch nur genügen, den Kunſtſammlungen des Kaiſers den Charakter einer umfangreichen und intereſſanten Provinzſammlung zu geben. Ihre einzigartige Bedeutung erhalten dieſe doch erſt durch die franzöſiſchen Bilder des achtzehnten Jahrhunderts. Kaum ein paar Jahrzehnte iſt es her, daß dieſe Kleinode des Dixhuitième noch mit unverhohlener Mißachtung behandelt wurden. Sie waren „Rokoko“, und dieſes uns wie feiner Blumenduft umgaukelnde Wort durfte von ſoliden Männern nur mit Naſenrümpfen ausgeſprochen werden. Heute betrachten wir es als keine Blasphemie mehr, wenn wir in einem Gedichte Friedrichs des Großen Lancret und Watteau in einem Atem mit Correggio genannt finden; und wenn wir auch ſeine Einſeitigkeit nicht teilen, ſo verſtehen wir ihn doch, wenn er ſingt:

Dans le cours de mes ans, terme si peu durable,
Je veux sur mon chemin du moins semer des fleurs,
Et peignant tout en beau, rendre ma vie aimable.

Die Kunſt des „Dixhuitième“! Zarte Roſenwölkchen am Himmel, Schäferſtündchen im holden Grün verſchwiegener Laubengänge und weicher Raſenplätze, italieniſche Komödianten, bezaubernde Muſik, Menuettänze, kniſternde Frauenkleider und geſchminkte und gepuderte Geſichtchen mit verheißungsvollem Lächeln, alles mit koſendem Pinſel hingeſetzt, der nur in lichte zarte Farben getaucht iſt, und doch zum Teil von einem leichten Schleier der Melancholie umhüllt: Liebes- und Glücksträume von Menſchen, die doch wußten, daß nur auf einem fernen Kythera alle Früchte reifen!

Du lieber Himmel, ja, es fehlt auch nicht an Schlüpfrigkeiten auf den Bildern der Lancret und Pater. Aber iſt eine ſolche „grivoiserie“ aus dem achtzehnten Jahrhundert nicht tauſendmal den Schilderungen aus dem Leben der allerunterſten Halbwelt vorzuziehen, mit denen uns Rops, Toulouſe-Lautrec und ihre deutſchen Nachtreter herausfordern? Sollen wir den Zenſor ſpielen gegen die Bilder von Pater, auf denen aus dem Waſſer herauskrabbelnde Schönen uns ihre intimſten Reize enthüllen?

Antoine Watteau, den größten franzöſiſchen Maler des achtzehnten Jahrhunderts, darf man ſich nicht als einen verzärtelten Liebling der Geſellſchaft und heiter genießenden Lebemann vorſtellen. Der aus Valenciennes ſtammende Künſtler hatte eine ſchwere Jugend hinter ſich, und als ihm ſchließlich durch die Gunſt Crozats, der ihn in ſeinem Pariſer Haus und ſeinem Sommerſitz Montmorency wohnen und an ſeiner feinen Geſelligkeit teilnehmen ließ, ſonnigere Tage beſchieden waren, da war ſein zarter Körper ſchon von der Krankheit unterminiert, die ihn im Alter von nur ſiebenunddreißig Jahren hinwegraffen ſollte. Weit öfter als das, was ſie ſind, ſtellen Künſtler das dar, wonach ihre Sehnſucht ſteht. Schon als er bei Charles Audran, der Kaſtellan des Luxembourgpalaſtes war, noch in die Schule ging, mag er die vornehme und heitere Geſellſchaft des damaligen Paris in ihren Beluſtigungen im Freien beobachtet und gemalt haben. Niemals ſind höfiſcher Anſtand, ungezwungene Vornehmheit, liebenswürdige Galanterie vollkommener dargeſtellt worden als durch ihn. Vor den Bildern von Rubens hatte er ſich die warmen Fleiſchtöne, die Wiedergabe des Stofflichen, die breite und doch duftige Behandlung der Bäume, die ſonnige Beleuchtung angewöhnt, aber es iſt doch nur das Äußerliche, das er gelernt; Motive, Auffaſſung, Kompoſition ſind ganz ſein eigen. Derbes ländliches Weſen ſchildert er unter den dreizehn Bildern in den königlichen Schlöſſern nur in den „Hirten“; ſonſt finden wir nur, wie bei der „Liebe auf dem Lande“ und dem „Liebesunterricht“, die erleſenſte Geſellſchaft oder, wie beim Konzert und dem Tanz der franzöſiſchen Komödianten, Muſikanten, Schauſpieler und Tänzer. Drei der Bilder, die der Kaiſer beſitzt, zeigen Watteau auf den allerhöchſten Gipfeln ſeines Schaffens: die 1717 gemalte „Einſchiffung zur Liebesinſel“, ſein Aufnahmeſtück bei der Akademie, und die beiden Hälften des Firmenſchildes von Gerſaint. Wie ſich das Berliner und das Pariſer Exemplar der „Einſchiffung“ zueinander verhalten, iſt immer noch nicht ganz aufgeklärt; ſicher iſt

Digitized by Google

Antoine Pesne: Die Familie des Künstlers. (Im Besitze Sr. Majestät des Kaisers.)

nur, daß das Berliner das frischer erhaltene, sorgfältiger ausgeführte und in der Komposition reichere, also wohl spätere dieses reizendsten aller Glücksträume ist. „Gersaints Firmenschild" ist der Schwanengesang des Künstlers, ein von einem Schwerkranken mit fiebernder Hand in kürzester Zeit, angeblich in acht Tagen, gemaltes Bild, in das er aber noch einmal die ganze Liebenswürdigkeit seines Wesens, die ganze Zauberkraft seines Pinsels gelegt hat. Weder das Zerschneiden in zwei Teile, noch die Säbelhiebe der Österreicher bei der Plünderung Charlottenburgs im Jahre 1760 haben dieser köstlichsten Reklame, die je für einen Kaufmann gemacht worden ist, ihre Frische nehmen können. Wenigen Glücklichen ist es vergönnt, diese Bilder zu sehen (ich selbst durfte sie während der Aufnahmen durch den Photographen bewundern), die den schönsten Schmuck der Gemächer der Kaiserin im Berliner Schlosse bilden, und die man auch nicht den Gefahren des Transportes zur Pariser Weltausstellung aussetzen wollte. Auf der rechten reicheren

Hälfte ſehen wir in dem mit großen Bildern reich geſchmückten Laden Gerſaints elegante Liebhaber von dem Händler und ſeiner Frau bedient, ein älteres Paar, das die Qualitäten eines Bildes, anſcheinend mythologiſchen Inhalts, eifrig mit der Lorgnette betrachtet, und eine Gruppe, die ſich wohl einen koſtbaren Spiegel zeigen läßt; auf der linken packen Diener in eine Kiſte mehrere Bilder, deren Käufer ſich von einer Dame verabſchiedet (ſo, nicht als Begrüßung, wie Seidel, faſſe ich die Szene auf). Von der Lebendigkeit und Anmut der Perſonen vermögen die Abbildungen wohl einen Begriff zu geben, nicht aber von der farbigen Schönheit und dem geiſtreichen Pinſelſtrich dieſes vornehmſten aller Augenblicksbilder aus dem Geſellſchaftsleben.

Wenn man Pater und Lancret, die mit neununddreißig und ſechsundzwanzig Bildern vertreten ſind, an Watteau anſchließt und ſie als die vorzüglichſten unter ſeinen Nachfolgern preiſt, ſo darf man den weiten Abſtand zwiſchen ihnen und dem Meiſter nicht aus den Augen verlieren. Pater, von dem viele Werke mit denen Watteaus verwechſelt worden ſind, kommt ſeinem großen Vorbild in der Form und Auffaſſung am nächſten, wird aber von Lancret an Feinheit des Kolorits übertroffen. Ganz Watteauiſch empfunden ſind Bilder wie die „Geſellſchaft an der Fontäne“ und die „Geſellſchaft an der Parkmauer“. Reizend friſch und farbig iſt auch das von uns abgebildete, in einer entzückenden Landſchaft ſich abſpielende Blindekuhſpiel mit dem das Spiel der Mädchen unterbrechenden jungen Jäger, der der Schönen mit den verbundenen Augen einen Kuß zu rauben ſucht. Weitere Hauptwerke ſind das an charakteriſtiſchen Typen reiche „Feſt im Freien“ und der „Tanz im Freien“, dann die drei ſchon erwähnten, etwas ſchlüpfrigen Bilder mit badenden Mädchen. Lancret iſt kleinbürgerlicher, um nicht zu ſagen ſpießbürgerlicher als die beiden. Seine Werke ſind oft mit Figuren überladen und nicht ganz glücklich komponiert, in den beſten erreicht er aber eine beſtrickende Feinheit des Tones, die uns alle Mängel überſehen läßt. Tänze, Spiele im Freien, Picknicks in Waldlichtungen machen den Hauptteil ſeines Schaffens aus. Erwähnt ſeien außerdem der durch Stiche ſehr volkstümlich gewordene „Vogelfänger“ und der „Gucklaſtenmann“. Ein Gegenſtück zu dieſen tändelnden Malern bildet der einfach-gerade, ſchlicht-bürgerliche Siméon Chardin, von dem aber keins ſeiner berühmten, den Niederländern an Kraft und Tonſchönheit nicht nachſtehenden Stilleben, ſondern eine lebensgroße Briefſieglerin, ein Zeichner und zwei kleine Genrebilder mit Köchinnen vorhanden ſind.

Während die Werke dieſer Maler von den Agenten Friedrichs des Großen zum Teil mit hohem Aufwand an Geldmitteln in Paris beſorgt werden mußten, lebte an ſeinem Hofe ſelbſt ein kaum minder beachtenswerter Künſtler, der jetzt in der Kunſtgeſchichte wieder zu ſeinem Rechte gekommen iſt, Antoine Pesne, der „einzige wirkliche Künſtler“ unter den Berliner Malern von 1760. Eine Unmenge von Werken von ihm, darunter Deckenmalereien in Rheinsberg, Potsdam und Charlottenburg, Mythologien, eine „Suſanna im Bade“ und einige ganz genrehafte Darſtellungen, vor allem aber Bildniſſe, befinden ſich in den Schlöſſern des Kaiſers. Ein reizendes Bild aus ſeiner Berliner Frühzeit (er war 1710 als Hofmaler nach Berlin berufen worden) iſt das Gruppenbildnis Friedrichs des Großen im Alter von drei Jahren mit ſeiner Schweſter Wilhelmine und einem Mohrenknaben. Noch ungezwungener gab er ſich in ſeinen Selbſtbildniſſen, von denen das 1718 gemalte, 1720 als Aufnahmeſtück für die Akademie nach Paris geſchickte Familienbild, jetzt im Neuen Palais, wohl das ſchönſte iſt. Entzückend iſt vor allem die junge Frau mit dem Hündchen auf dem Schoße. Charaktervolle oder geiſtreiche Männlichkeit hat der Meiſter auf den Bildern unſerer Sammlungen beſonders bei den Bildniſſen von Knobelsdorf, Jordan, La Mettrie und dem Adjutanten von Keyſerling, weibliche Grazie auf dem der Tänzerin Barberina zu treffen gewußt ...

Es iſt eine unerſchöpfliche Fülle von Genüſſen, die uns dieſes wahrhaft monumentale Werk bietet. Wer es ſein eigen nennt, wird es ſicher nicht im Winkel verſtauben laſſen, ſondern oft und gern beſonders die Geſtalten an ſeinen Augen wieder vorüberziehen laſſen, auf die das Wort Grazie wie auf keine anderen paßt.

Digitized by Google

Jean-Baptiste Joseph Pater: Das Blindekuhspiel. (Im Besitze Sr. Majestät des Kaisers)

Digitized by Google

Dramatiſche Rundſchau

Von Dr. Friedrich Düſel

„Merlin“ von Guſtav Renner — „Ritter Blaubart“ von Herbert Eulenberg — „Die Condottieri“ von Rudolf Herzog — „Die Hochzeitsfackel“ von Max Dreyer — Die Eröffnung des „Neuen Schauſpielhauſes“ am Nollendorfplatz und der Reinhardtſchen „Kammerſpiele“

Nichts iſt unſeren großen Berliner Bühnen ſeit einem Jahrzehnt häufiger zum Vorwurf gemacht worden, als daß ſie die jungen keimenden Talente nicht genug förderten. Namentlich dem Königlichen Schauſpielhauſe und der von Brahm geleiteten Bühne, die ja im Berliner Theaterleben lange Zeit die führende war, wurde hart zugeſetzt. Denn ſchließlich, machte man mit Recht geltend, kann eine Hauptmannbühne, falls ſie ſich auf dieſe eine Richtung faſt allein einſchwören läßt, dem ewig neu ſich gebärenden Strom der Gegenwart gegenüber genau ſo rückſtändig ſein wie ein Königliches Hoftheater, das jahrzehntelang ſeinen zeitgenöſſiſchen Spielplan mit Dichtern wie Philippi und Blumenthal beſtreitet. Der Ruf nach friſcherem dramatiſchem Blut blieb jedoch hier wie dort lange gleich unbeachtet: wenn wirklich einmal ein neuer Name auftauchte, ſo erwies ſich meiſtens, daß dahinter nichts ſteckte als ein neuer Schüler der einmal approbierten Richtung, und daß dieſe nach wie vor die allein herrſchende blieb. Endlich aber ſcheint den Leitungen der beiden Häuſer die immer von neuem wiederholte Forderung doch an die Leber gegangen zu ſein, und ſo fanden ſich denn eines Tages auf den Spielplänen des Königlichen Schauſpielhauſes und des Leſſingtheaters die Namen zweier junger Dramatiker dicht beieinander, die mit den dort bisher gepflegten Richtungen keinen Zuſammenhang hatten, ſondern vielmehr als Sturmvögel einer neuen dramatiſchen Epoche begrüßt wurden. Beide waren in der literariſchen Welt nicht mehr unbekannt: Guſtav Renner, der Erkorene des Schauſpielhauſes, genoß ſeit etwa zehn Jahren den Ruf eines Lyrikers und Epikers von eigenwüchſiger Begabung, der ſich aus engen Verhältniſſen und ſchwerer Tagesnot zu deſto höherem Gedankenfluge emporgeſchwungen; Herbert Eulenberg, deſſen ſich das Leſſingtheater annahm, hatte trotz ſeiner verhältnismäßig noch jungen Jahre ſchon eine Reihe von Dramen geſchaffen und zum Teil auch aufführen laſſen, die ſich durch die Kühnheit ihrer Stoffe, die Energie ihrer dramatiſchen Kompoſition und die Selbſtändigkeit ihres dichteriſchen Ausdrucks von dem naturaliſtiſchen Drama ihrer Zeit kaum weniger kräftig abhoben als von allem, was man im engeren oder weiteren Sinne zum Epigonentum rechnen kann. Beide hatten ferner, gleichſam um ihre Unabhängigkeit von dem landläufigen dramatiſchen Schaffen ihrer Tage noch deutlicher zu betonen, uralte, der alltäglichen Wirklichkeit weit entrückte Sagenſtoffe ergriffen, in denen ſich allerlei geheimnisvolle philoſophiſche oder pſychologiſche Probleme kreuzen — genug, man hatte allen Grund, dieſen Neuaufführungen zweier „Zukunftspoeten“ mit außergewöhnlicher Spannung entgegenzuſehen.

Am höchſten ſchien Renners Ehrgeiz zu greifen. Eine fünfaktige Tragödie mit dem Titel „Merlin“! Ein Stoff, der an Gedankentiefe und -weite dem des Fauſt kaum etwas nachgibt, ein Problem, an dem Immermanns zäher Gewiſſensernſt erlahmt war, ein Vorwurf, den auch jüngere Dichter, ſo der Öſterreicher Friedrich Werner von Oeſtéren und Fritz Lienhard (in ſeinem „König Arthur“), nie recht hatten zwingen können. Freilich, der Stoff iſt ſo vieldeutig, daß man ihn von ſehr verſchiedenen Seiten anpacken kann. Immermann hatte daraus die „Tragödie des Widerſpruchs“ ſchaffen wollen. „Die göttlichen Dinge,“ ſo interpretiert er ſelbſt ſeine Dichtung, „wenn ſie in die Erſcheinung treten, zerbrechen, dekomponieren ſich an derſelben. Selbſt das religiöſe Gefühl unterliegt dieſem Geſetze. Nur binnen gewiſſer Schranken wird es nicht zur Karikatur, bleibt dann aber freilich auch jenſeits der vollen Erſcheinung ſtehen. Will es in dieſe übergehen, ſo macht es Fanatiker, Bigotte. Ich zweifle, daß irgendein Heiliger ſich vom Lächer-

Digitized by Google

lichen ganz frei gehalten hat. Diese Betrachtungen faßte ich im Merlin sublimiert, vergeistigt. Der Sohn Satans und der Jungfrau, andachttrunken, fällt auf dem Wege zu Gott in den jämmerlichsten Wahnwitz." Aber wie über sein großes Wollen, so war sich dieser Merlindichter auch über sein schwaches Gelingen klar. Er bedauerte es namentlich, daß das Gedicht an so entlegenen und unpopulären Gestalten verlaufe: „Klingsor, Artus, Merlin, Lanzelot, Ginevra, die Hüter des Grals — wer denkt bei diesen Namen sich etwas? Je dunkler, geistiger aber ein Stoff ist, desto planere Träger sind ihm vonnöten. Überdies ist für die Durchsichtigkeit und Grazie eines poetischen Kunstwerks das Gedicht zu belastet durch intellektuelle Anschauungen der sonderbarsten Art. Die Figuren erliegen fast unter der metaphysischen Rüstung."

Inzwischen ist Wagner dagewesen und hat uns durch die Gewalt seines Wortes und seiner Musik die gleichen, ja noch fremdere Gestalten vertraut gemacht; zudem hält sich Renner in seiner Tragödie den „gnostischen Träumereien" und dem mystischen Tiefsinn weit ferner als Immermann — trotzdem ist seine Dichtung an denselben Klippen gescheitert, an denen dieser zerbrach. Ein Drama, das so fernentlegene Zeiten und Gestalten zu Trägern der Handlung wählt, müßte in seiner Idee bis zur Einfalt schlicht und durchsichtig sein, soll es mit lebendiger Stimme zu uns sprechen, oder es müßte von einer so starken Gestaltungskraft getragen sein, daß die „metaphysische Rüstung" seine unmittelbare Wirkung nicht niederzudrücken vermag. Beides ist bei Renners Drama nicht der Fall. Um ein bloßes, durch seine volle, bunte Handlung hinlänglich interessierendes historisches Drama zu geben, ist er nicht naiv genug; um ein Mysterium, ein neues „gewaltiges Kampfspiel zwischen Gott und Satan, zwischen Welt und Ideal, zwischen Reinheit und Schicksal" in ein schlankes dichterisches Gebilde umzusetzen, wie er es sich offenbar als Aufgabe stellte, besitzt der Denker Renner noch nicht genug Reife, der Dichter noch nicht genug Anschauungs- und Konzentrationskraft.

Ich weiß nicht, an welche von den weit auseinandergehenden Fassungen der altbritischen Sage sich Renner hält; das spielt aber für die Würdigung seines Dramas kaum eine Rolle. Der „Zauberer" Merlin, wie die alten Bücher ihn kennen, tritt uns nur zu Anfang des Stückes entgegen, wo wir ihn als frommen Einsiedler in verschwiegener, weltentlegener Waldwildnis finden, wie er, mit der göttlichen Gabe ausgerüstet, Kranke und Gebrechliche zu heilen, in seiner makellosen Unschuld zugleich Kraft und Größe besitzt. Dann verläßt das Drama bald die Fährte der Sage. Solange sich Merlin in Gesellschaft Vivianes auf seinen Wald und die unbefleckte Natur beschränkt, ist er unantastbar und unzerstörbar; sobald er sich aber, von dem Ruf der Menschen aus seiner Einsamkeit gelockt, in die Händel der Welt mischt, verliert er mit seiner Einsamkeit auch seine Unschuld. Zwar dieser Ruf ist nicht ohne Inhalt und Bedeutung. Das britische Reich, von dem Überfall der Angelsachsen bedroht, schwebt in Gefahr, zusammenzubrechen, wenn ihm nicht ein starker Retter ersteht. Dieser Retter soll Merlin sein. Er widerstrebt lange, eine innere Stimme warnt ihn vor den Verlockungen weltlicher Macht und Ehre, und Vivianes Kummer ist groß, als er dem Rufe seines Volkes endlich doch folgt und von seinen stillen Waldbäumen Abschied nimmt. Unentrinnbar vollzieht sich nun des Entwurzelten und Entweihten Schicksal. Der reine Tor wird in die Netze der buhlerischen Königin verstrickt, reißt nach dem halb von ihm verschuldeten Tode Vortigers, des Königs von Nordbritannien, die Krone an sich, läßt die Königin morden und häuft seine Frevel bis zur öffentlichen Gotteslästerung. Als dann die Botschaft von dem siegreichen Einfall der Angelsachsen unter Hengist und Horsa kommt, leistet er mit seinen Getreuen den Feinden zwar Widerstand, bricht aber bald in Reue und Zerknirschung zusammen. Seiner Schuld bewußt, nimmt er sein Schicksal auf sich, übergibt Purpurmantel und Krone dem einzig noch Getreuen, dem Narren, und läßt sich unter dem zerprasselnden Gebälk seiner brennenden Burg begraben. Damit ist sein gottvergessener Verrat an seinem inneren Beruf und Wesen gesühnt, die verletzte tragische Gerechtigkeit wieder hergestellt.

Gustav Renner.

Man sieht, Renner lebt noch ganz im Bann der alten Dramaturgie, die gewiß auch heute noch dem Könner die höchste Weihe der Vollendung zu geben vermöchte, die dem Tastenden und Su-

Digitized by Google

chenden aber, wie Renner einer iſt, noch weit eher verderblich werden kann. Wohl wird jedes ernſte, tiefe Dichtwerk auf dieſem oder jenem Wege immer wieder nach Delphi gehen, um das unſichtbar hinter Wolken thronende „Schickſal“ nach Meinung und Willen zu befragen, wohl ſind es heute wie geſtern und morgen dieſelben ewigen Rätſel, um deren Sinn und Löſung die Menſchenbruſt ringt — aber ſoll dies uralt ewig neue Ringen uns Kinder der Gegenwart wahrhaft ergreifen, ſo muß es mit unſeren Zungen reden, mit unſeren Schmerzen leiden, mit unſerem Glück jubeln. Auch die Äſthetik hat ihre Entwicklungsgeſchichte, und wer ſie zurückſchrauben will, entfernt damit zugleich ſich und ſein Werk von denen, die es empfangen wollen. Gewiß iſt alles irdiſche Geſchehen ſchließlich nur Symbol des Ewigen, und dem Auge und Herzen des Dichters ſteht eine Hekuba oder eine Niobe ſo nahe wie eine Frau Alving oder eine ſchleſiſche Bauerndirne, die zur Kindesmörderin wird. Aber er muß die Macht haben, jene fernen Symbole in Fleiſch von unſerem Fleiſch und Blut von unſerem Blut zu kleiden, ſie mit einem realen Leben zu erfüllen, als wandelten ſie, unſere leiblichen Brüder und Schweſtern, mitten unter uns. Das iſt nun Renner am allerwenigſten gegeben. Wie ſchon ſeine Lyrik faſt ganz das ſinnliche Moment, die unmittelbare Anſchauung vermiſſen ließ, ſo verliert ſich ſein Drama erſt recht in Allgemeinheiten, die ſich von den abgegriffenen Gedankenmünzen, wie ſie alltäglich von Hand zu Hand gehen, oft kaum mehr unterſcheiden. Das Ganze iſt groß gedacht, aber ſchwächlich geſtaltet. Man mag bedauern, daß Renner, anſtatt in den Geleiſen der klaſſiziſtiſchen Tragödie einherzufahren, nicht lieber einen Stoff aus eigenſtem perſönlichem Erleben geſucht hat, aber am Ende ſoll man nicht gar zu wehleidig jammern, daß der Ausſtattungsreichtum des Königlichen Schauſpielhauſes und ein wohldiſziplíniertes Zuſammenſpiel ſicherer Darſteller, an ihrer Spitze der glücklich wiedergewonnene Otto Sommerſtorff als Merlin, gleich edel und abgeklärt in Haltung, Organ und Mimik, nach ſo vielen faden Geſellſchaftsſtücken und oberflächlichen Schälereien einmal einem hochſtrebenden Weltanſchauungsdrama zugute gekommen iſt. Auch für den Dichter ſelbſt iſt die Tatſache dieſer Aufführung vielleicht ein entſcheidender Gewinn. Jedenfalls geſchähe es nicht zum erſtenmal, daß ein irregegangener Dramatiker auf den Brettern einer ſolchen erſten Aufführung ſeinen Tag von Damaskus erlebte und hinfort dem rechten Sterne nachginge. Öffentliche Bühnen haben nicht nur ihrem Publikum, ſondern manchmal auch den Dichtern und angehenden Dramatikern ihrer Zeit gegenüber Verpflichtungen.

Darum darf auch Dr. Brahm, der Direktor des Leſſingtheaters, ſich leichten Herzens tröſten über den faſt zum Theaterſkandal ausartenden Tumult, der ſein Haus durchtobte, als er Eulenbergs fünfaktiges Märchendrama „Ritter Blaubart“ zum erſtenmal aufführen ließ (Buchausgabe bei Egon Fleiſchel u. Ko., Berlin). Der jetzt dreißigjährige Rheinländer, den es von Jugend auf — ein ſeltener Fall — immer nur nach dem Kranze des Dramatikers gelockt, hat lange vergebens an die Türen unſerer großen Bühnen klopfen müſſen. Vor fünf Jahren wurde einmal von einem Berliner dramatiſchen Verein ſein „Münchhauſen“, vor einiger Zeit im Münchner Schauſpielhauſe, gleichfalls unter Verantwortung einer privaten literariſchen Geſellſchaft, ſeine Tragödie aus dem Siebenjährigen Krieg „Ein halber Held“ aufgeführt — das iſt, ſoweit ich ſehe, alles, was von Eulenbergs zehn Dramen bisher Gelegenheit hatte, ſeine lebendige Wirkung vor der Öffentlichkeit zu erproben. Dabei kann es ſo leicht keinen jungen Dramatiker geben, der dieſen letzten Prüfſtein ſeines Könnens zur Auswirkung all ſeiner ſchon erwachten oder noch ſchlummernden Kräfte nötiger brauchte als er. Denn nichts wäre falſcher, als etwa zu glauben, Eulenberg gehöre zu denen, die die Bedingungen und Möglichkeiten unſerer realen Bühne verkennen oder gar verachten. Im Gegenteil, all ſeine Energie iſt darauf geſpannt, ſie ſich zu erobern und dienſtbar zu machen, all ſeine Dramen ſind ſozuſagen von vornherein auf die Bretter dieſer Bühne geſchrieben. Hier hatten unſere Theaterleitungen, ſoweit ſie ſich dem Schaffen ihrer Zeit verpflichtet fühlen und nicht bloß an die Kaſſenbilanz denken, eine Pflicht zu erfüllen, auch wenn ſie ſich all der Gefahren bewußt waren, die eine Eulenbergaufführung vor einem großen im Bann der Konvention befangenen Theaterpublikum zu beſtehen haben würde. Denn voll ſolcher Stacheln und Widerhaken, Strudel und Untiefen iſt jedes der Eulenbergſchen Dramen, von dem „Dogenglück“ angefangen bis zum „Ritter Blaubart“; das Schwert der Lächerlichkeit hängt eigentlich immerfort in der Luft. Aber darunter — welch drängendes, pulſendes Leben einer vor keinem Wetter ſich fürchtenden, ins Freie, Weite, Große hinausſtürmenden Jugend! Wir haben in den letzten Jahrzehnten auch von unſeren jungen Dramatikern ſo viel angeleſene und angequälte Eklektik aufgetiſcht bekommen, daß unter all den fremden Lappen, die ſie ſich aufs Gewand geheftet hatten, von dem eigenen Kleid oft kaum noch etwas zu entdecken war — dagegen tritt uns hier endlich einmal ein Eigener, Selbſtgewordener entgegen, der den Fuß auf die eigene Scholle ſetzt, aber nicht etwa, um ſich nun, wie manche unſerer aufgepäppelten „Heimatdichter“, darin einzugraben und ſich in ſeiner wohligen Einſamkeit abzuſchließen vor dem Atem der großen Welt, nein, um von dem eroberten Strand die ungeduldigen Segel alsbald nach neuen Ländern zu

richten. Was er seinem Ritter Blaubart als Wunsch in den Mund legt, gilt auch von ihm: „All die tote Zeit hinter sich anstecken zu können, nur in sich zu wurzeln, ohne wissen zu wollen, was war und was wird!“ Gewiß hat auch er seine Lehrer und Vorbilder in der Literatur. Man könnte Hebbel, man könnte besser noch Grabbe nennen und an die Dramatiker unter den Stürmern und Drängern erinnern, an die Lenz und Klinger, die unseren Klassikern die Bresche schlugen. Hinter ihnen allen aber reckt sich, hoch über Menschenmaß, wie es uns so viel Kleineren erscheinen will, die Riesengestalt jenes einzigen auf, der in der Geschichte des germanischen Dramas immer noch einsam dasteht, und in dessen Bannkreis noch niemand ungesengt seine Flügel ausgebreitet hat. Wie Herder einst den jungen Goethe, so könnte ein gleich unerbittlicher Freund und Richter heute den jungen Eulenberg schelten: Shakespere hat dich ganz verdorben! Und ein Wohlmeinender könnte sich zu jenem Überstrengen gesellen, dem Dichter die Hand auf die Schulter legen und sagen: „Aber, mein Lieber, das alles, worüber du immer wieder zu Fall kommst, könntest du doch so leicht vermeiden! Bleib doch hübsch auf dem glatten Boden, und die halben Erfolge, die du jetzt immer nur trotz aller Mühe erringst, werden sich im Handumdrehen in ganze verwandeln.“ Die Rede des einen würde hier jedoch so gut verloren sein wie die des anderen. Die Shakesperenachahmung, eine Frucht der Shakespereliebe, sitzt Eulenberg zu tief im Blute, als daß er sie so mir nichts dir nichts beiseite tun könnte, und blanke Theatererfolge, wie sie anderen auf der flachen Hand wachsen, würden ihn seines besten, der spröden Jugendlichkeit, der tiefschürfenden Ehrlichkeit und der Unerbittlichkeit seiner Tragik, berauben und alles das, was an dramatischem Metall in ungemünzten Barren in ihm liegt, in unedles Kleingeld zerschlagen. Nein, auch nach diesem „eklatanten Durchfall“ bleibe er, der er ist. Vielleicht wird er so nie ein Erfüller, wohl aber ein tapferer Bahnbrecher des Neuen und Großen werden.

Sein „Blaubart“ freilich ist von allem, was er bisher geschaffen, doch wohl das Gefährlichste. Einen Bluthund wie diesen altfranzösischen Chevalier Raoul, dit Barbe-Bleu, der alle seine Frauen ihrer unbezähmten Neugier wegen tötet und erst nach dem sechsten Morde von den Brüdern der glücklich entkommenen siebenten kalt gemacht wird, zum Helden eines fünfaktigen Dramas zu machen — eines Bühnendramas, nicht etwa eines literarisch-romantischen, wie es Tieck im „Phantasus“ getan —, das ist auch nach der naturalistischen Epoche unseres Dramas ein verwegenes Stück. Nun begnügt sich Eulenberg natürlich nicht mit der äußerlichen Handlung dieses bluttriefenden Schauermärchens, sondern gräbt nach den psychologischen Geheimnissen des Don-

Herbert Eulenberg.

Juanischen Helden und sucht ihn mit Gelüsten und Leidenschaften unserer Zeit in Einklang zu bringen. Dieser Ritter Blaubart, der da einsam auf seinem düsteren, nur von einem blinden Diener besorgten Schlosse haust, fühlt sich als Gezeichneter und Verdammter von Jugend auf. Seine Mutter hat ihn verhätschelt und sein Vater ihn gepeitscht, beide haben ihn vergiftet zum Leben. Dann, in der Blüte seiner Jugend, als seine Seele noch voll Sonne, fand er eines Tages seinen besten Freund an der Brust seines jungen Weibes. Da tötet er beide, den Freund und die Frau. Aber seine wilde Sehnsucht nach Zärtlichkeit und Liebe geht nicht mit ihnen schlafen, so tief sich auch in seinem Herzen der Wurm des Mißtrauens eingenistet hat gegen alles, was Weibesantlitz trägt. So wirbt er eine neue nach der anderen, und weil sein Argwohn eine greifbare Bürgschaft für deren Treue haben möchte, gibt er jeder den goldenen Schlüssel in die Hand, mit dem sie alle Kammern des Schlosses öffnen darf, nur die eine nicht, die das Geheimnis seiner Schuld und seines Schicksals birgt. Wußte er, daß sie das Gebot nicht halten könnten, wollte er nur einen Vorwand für seine angeborene unwiderstehliche Blutgier, oder hoffte er, ein gläubiges Kind, immer von neuem wieder auf das Wunder, das ihn von seinem Wahn erlöse und rein mache? Eulenberg hat seinen schaurigen Helden bewußt aus Edlem und Unedlem, Wüstem und Kindlichem gemischt: die jungen Männer, die in seine Kreise treten, sind von seinem zehrenden Feuer hingerissen, die Frauen, um die er wirbt, folgen wie unter einem Zauber seiner dämonisch zwingenden Männlichkeit. In dem Augenblick, wo das Drama einsetzt, bereitet sich Blaubarts sechste Werbung vor. Und auch Judith, die traum-

Digitized by Google

umwobene Tochter des Grafen Nikolaus, folgt ihm und teilt das Schicksal ihrer Vorgängerinnen. Doch schon an ihrem offenen Grabe zieht es ihn wieder zu der blonden, noch halb kindlichen Schwester der Toten, und auch sie erliegt seiner ungestümen Werbewut. Denn von neuem hofft der Unselige, von der Reinheit dieses Kindes freigesprochen zu werden von aller seiner Schuld. „Ich hab' dich gesucht wie eine Schale, die schwer genug war, all meine düstere Last zu tragen. Du solltest den Frieden über mein Herz bringen ... Auf dich hab' ich gewartet, Millionen Nächte lang, auf eine, deren Liebe stärker sei als ich ... Deine kleine weiche Hand kann alles Getier von mir scheuchen." Aber sie hört nicht auf ihn, Entsetzen packt sie vor dem, der ihre Schwester gemordet hat, und auf der Flucht vor ihm stürzt sie sich vom Söller in die Tiefe. Von der Hand des Bruders, wie im französischen Märchen, fällt dann endlich dieser Blutmensch, dem Eulenberg unverkennbar auch sadistische Züge eines nie Befriedigten, nach den letzten Geheimnissen der Natur Lüsternen beigemischt hat: „Der Tod löst jedes Menschengeheimnis. Durch Blut sehen wir in alles hinein. Jedes Messer schließt das Rätsel des Blutes auf." Dadurch ist für die Erklärung eines solchen dämonisch-blutigen Scheusals manches getan, aber über den grausigen Einzel- und Ausnahmefall wächst die Symbolik nicht hinaus, gerade der krankhafte Blutdurst, der sich wie ein Fluch an das Geschick Blaubarts heftet, entfernt ihn von uns und verweist ihn in die Schreckenskammer jener grauenerregenden Verbrecher, die uns wohl im Traum der Nacht einmal als beängstigende Gespenster erscheinen können, deren Schuld und Schicksal aber nicht an unsere Türen klopft.

Das Drama als ganzes also, diesen „tollen Spuk" einer aufgepeitschten Phantasie, geben wir preis, desto respektvoller aber grüßen wir dichterische Einzelheiten: den sicheren Wurf, den starken Griff, den feurigen Atem dieses Dramatikers, der ein Bild, eine Stimmung, eine schicksalschwere Situation mit wenigen Worten in bezwingender Anschaulichkeit vor uns hinzaubert, grüßen das saftige Kolorit seiner vielfarbigen Palette und die schäumende Fülle seiner gefühlssatten Sprache, die noch die Eierschalen der Shakespereschen Schule an sich trägt und doch auch wieder Töne und Wendungen hat, so völlig frisch und eigen, urdeutsch und persönlich, daß wir jeden Gedanken einer Abhängigkeit von der Hand weisen müssen. Alle diese Einzelstärken, so sehr sie die Klaue des Löwen verraten, können nicht wettmachen, was der Dichter durch eine zwar körnige, aber mit unserem heutigen differenzierten Geschmack nicht mehr verträgliche Technik, eine teils allzu primitive, teils allzu verzwickte Charakteristik, eine stellenweise unverantwortlich lockere Komposition und ein unfreies Kleben an Äußerlichkeiten gegen Dichtung und Drama sündigt. Wenn dieses Stück an der Bühne zerschellt, so schiebe man das nicht dem Publikum — das sich nur durch seine Blindheit gegen die dichterischen Qualitäten dieses Stückes blamiert hat — und nicht der Darstellung in die Schuhe. Dieses „Nachtstück auf der Maultrommel gespielt" ist an sich selbst, an seinen eigenen Fehlern und Schwächen zugrunde gegangen und wäre sicher auch zugrunde gegangen, wenn es phantastisch gespielt worden wäre, anstatt realistisch, wozu schon Rittners schwerwuchtige Erdenfestigkeit, der die Titelrolle anvertraut war, alle Partner zwang. Aber Erfolg hin, Erfolg her! Es ist in der Theatergeschichte manchmal wirklich ruhmvoller, mit einem kühnen Piloten wie Eulenberg zu scheitern, als mit einem vollbauchigen Kauffahrteischiffer in den Hafen der goldenen Tantiemen einzulaufen.

Romantik und Renaissance: weltferne Märchenwunder und Sagenwildnis hier, gegenwartsfroher Lebensdrang und Eroberertrieb dort, das scheinen wieder einmal die beiden Pole werden zu wollen, um die sich die Dramatik der Jungen und Jüngeren dreht. Rudolf Herzog, der seine Erfolge bisher allein auf dem Felde des tüchtigen Unterhaltungsromans gefunden hat, versucht es mit der Renaissance des Quattrocento und greift in seinem vieraktigen, vom Neuen Theater aufgeführten Schauspiel „Die Condottieri" in dem Haupthelden Bartolommeo Colleoni eine der markantesten Typen heraus, die jene Zeit hervorgebracht hat. Dieser italienische Söldnerführer, dessen Erscheinung und Wesen uns Verrocchios grandiose Plastik in dem berühmten Reiterdenkmal vor der Kirche San Giovanni e Paolo zu Venedig verewigt hat, ist zweifellos einer der charakteristischsten Vertreter der italienischen Frührenaissance, das Muster des Kriegshelden in einem Zeitalter, wo die Moral nichts, rücksichtslose Entschlossenheit und Menschenverachtung alles galten. Wie über ein blutgetränktes Blachfeld stampft dieser gedrungene Hengst einher, wie über ein Feld von Leichen blitzt und herrscht dieser Blick eines unerbittlichen Kriegsgottes, als müßte alles vor ihm erstarren und verwelken. Diese Reiterstatue hat dem Verfasser unzweifelhaft vorgeschwebt, wenn er uns den Condottiere auch nicht mehr in der Fülle seiner Kraft, sondern am Abend seines Lebens und nur in den Wänden seines Palastes zeigt, wie er den letzten Rest seiner einst so schrankenlosen Tatkraft anspannt, sich von der Republik das Denkmal zu ertrotzen, das seinen Ruhm auf die Nachwelt bringen soll. Dafür ersteht ihm in seinem natürlichen Sohn Giovanni Nemo, den er bisher als einen Träumer und Schwächling in den Winkel zu drücken gesucht hat, ein Helfer, zugleich aber auch ein kraft seiner Jugend und seiner unverbrauchten Frische überlegener Meister, der ihm noch in seiner Sterbestunde den Fuß auf den Nacken setzt, und der dann mit rücksichtsloser Faust das Erbe des Alten an sich reißt. Auch

Digitized by Google

Szenenbild aus Herzogs „Condottiere". Nach der Aufführung am Neuen Theater in Berlin. (Aufnahme von Zander u. Labisch.)

das seiner Liebe in Gestalt der blonden Dogaressa, die dem Colleoni einst ihr Herz schenkte, weil sie in ihm den Helden des Vaterlandes erhoffte, sich dann aber enttäuscht von ihm wandte, da er sich als Knecht seines selbstsüchtigen Ehrgeizes entpuppte. Jetzt, nach seinem Tode, wirft sie ihre Hoffnung auf den Jungen; aber dieser wird sie genau so enttäuschen wie der alte Condottiere. Denn das ist der Fluch dieser Söldnerführer, die heute der Republik Venedig, morgen dem Herzog von Mailand, übermorgen dem König von Neapel dienen: ihre Selbstsucht macht sie zu allem wahrhaft großen Tun unfähig und tötet ihnen alle ihre tieferen und reineren Gefühle.

Herzog hat in diesem gestaltenreichen, mit historischer Stimmung gesättigten und gutgebauten Drama der Bühne ein wirkungsvolles Theaterstück geschenkt, wie man ihr, schon um den läppischen Nichtigkeiten zu wehren, die sich sonst darauf breitmachen, mehr wünschen möchte: es unterhält, spannt und führt eine Zeit vor uns herauf, die Fülle und Größe hatte. Mehr als ein leidlich gutes Theaterstück soll man aber von der Arbeit nicht erwarten. Mit dem, was es dem Auge und dem Ohr gibt, ist sein Reichtum erschöpft; nach einer Seele hinter den Erscheinungen der Sinne wird man vergebens suchen, und nachgehen in unser Leben, wie ein Glockenklang mitschwingen durch unseren Tag wird nichts von alledem, was uns da zwei oder drei Theaterstunden lang beschäftigt hat.

Was in der italienischen Renaissance Überschuß an natürlicher Kraft, unbändiger Lebens- und Persönlichkeitsdrang war, das verzettelte sich im Zeitalter Louis XIV. zum tändelnden Spiel und zur graziösen Galanterie. So hat es eine Art zeitgeschichtlicher Bedeutung, wenn Max Dreyer sein Lustspiel „Die Hochzeitsfackel", das in einem nach Versailler Muster zugestutzten deutschen Duodezländchen vor sich geht, das „Spiel einer Maiennacht" zubenennt (Buchausgabe bei der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart). Spiel und schöner Schein war damals mehr als Ernst und Wirklichkeit, am bunten Abglanz hatte man das Leben. Hat sich ein Dichter wie Dreyer, auf den man einst auch für das Drama wohl höhere Hoffnungen bauen durfte, erst einmal so weit überwunden, daß er sich diesem „Spiel" ohne tiefere Absichten mit Kopf und Kragen verschreibt, so wird vor solchem Stücke selbst alle Kritik verstummen müssen, sobald es nur „gentil" und „aimable" ist und den Herren und Damen im Parkett ein „amusement" verschafft. Und das scheint hier der Fall, wenigstens nach dem lauten

Digitized by Google

Beifall zu urteilen, den die Geſchichte bei ihrem erſten Erſcheinen hervorrief. Dieſe Geſchichte aber verläuft folgendermaßen: Fürſt Ulrich iſt mit Barbara, der Tochter des Raugrafen, der Nichte der geſtrengen Frau Kurfürſtin-Mutter, ſeit langem verlobt und ſeit kurzem auch vermählt — warum in aller Welt läßt man die jungen Leutchen nicht zuſammen? Warum in drei Teufels Namen läßt man ſie nicht endlich die Sprache des Herzens miteinander reden, nachdem ſie ſo lange im Beiſein des ganzen Hofſtaates nur miteinander geplappert haben wie Star und Papagei? Das Zeremoniell, die Etikette verbieten es! In der Kurfürſtin-Mutter ſind die beiden Fleiſch und Bein geworden; wie ein Erzengel ſteht ſie mit flammendem Schwert vor dem Paradieſe liebender Vereinigung und ſorgt dafür, daß auch nicht ein Früchtchen vom Liebesbaum gepflückt werde, bevor nicht alle heiligen Gebote des Hofzeremoniells, ſo bei fürſtlichem Beilager zu befolgen, bis aufs i-Tüpfelchen erfüllt und vollzogen ſind. Mit einer rührenden Andacht und Behaglichkeit malt Dreyer all dieſe geſchraubt-lächerlichen Förmlichkeiten aus, vom Fackeltanz und dem Löſen der Strumpfbänder bis zu der Segensprozeſſion der Matronen vor das fürſtliche Brautgemach. Als dieſer feierliche Zug der Schwarzverſchleierten, an ſeiner Spitze die Kurfürſtin-Mutter in eigener Perſon, ſich aber in Bewegung ſetzt, iſt das Neſt ſchon längſt leer. Dem jungen Fürſten iſt bei dem Kanonendonner und Glockenhall, mit dem die da draußen ſich zu Zeugen ſeiner Hochzeitsnacht machen, der Appetit vergangen, und Barbara hat ihn ziehen laſſen, obgleich ſie im Innern, hinter dem Schnürleib der éducation und étiquette, nichts ſehnlicher wünſcht, als daß er ſie wie der erſte beſte verliebte Dachs auf die Arme nehme, um ſie vom Prunkbett, das mit ſeidenen Polſtern auf ſie wartet, hinweg ins verſchwiegene Gartenhäuschen zu tragen. Aber Scham verſchließt ihr, Trotz ihm den Mund, und ſchließlich „wird ſie wild, weil er nicht wilder wurde“. So ſtürmt Fürſt Ulrich aus der Hochzeitskammer hinaus in die blaue Maiennacht und ſchenkt ſeine verſchmähte Zärtlichkeit der pikanten Selinde, einer romantiſch angehauchten Komödiantin, die bisher ſein Schwiegervater, der trink- und weiberfrohe Raugraf, karefſiert hat, die aber längſt lüſtern war, dem zierpüppiſchen Prinzeßchen den Liebſten wegzuſtibitzen. Jetzt hat ſie ihren Triumph: mit ihr logiert ſich Se. Fürſtl. Durchlaucht im Gartenhäuschen ein, ihr ſchmückt ſie mit Blumengewinden Lager und Wände, die vergebens auf das legitime Ehegemahl gewartet haben. Als aber der Raugraf ſieht, wie tief dieſer Ausflug ihres Eheliebſten der armen Barbara ins Herz ſchneidet, beſinnt er ſich flugs auf ſeine alte Unwiderſtehlichkeit und entführt dem Schwiegerſohn das gefährliche Liebchen ins ferne Ungarland. Und ſchon iſt auch die von Eiferſucht ſchier zur Raſerei getriebene Barbara auf dem Platz, in der Hand die Fackel ſchwingend, um das verruchte Liebesneſt mit Feuer und Flamme vom Erdboden zu vertilgen. Doch aus der Brand- wird eine Hochzeitsfackel, und Fürſt Ulrich und Prinzeſſin Barbara, ein durch die Nacht des dummen Zeremoniells zum Licht der lieben Natur hindurchgedrungenes ſeliges Liebespaar, werden im Gartenpavillon Hochzeit feiern, ganz ſo menſchlich und natürlich wie andere Verliebte und Sterbliche auch.

Das Dreyerſche Stück iſt die erſte erfolgreiche Neuheit des Neuen Schauſpielhauſes am Nollendorfplatz, das ein paar Wochen vorher mit einer den Reinhardtſchen Stil nachahmenden Neuaufführung des Shakeſperiſchen „Sturms“ eröffnet worden war. Was an Regieleiſtungen und an Darſtellungskunſt in dieſem neuen Hauſe bie-

Szenenbild aus Shakeſperes „Sturm“. Nach der Aufführung am Neuen Schauſpielhauſe in Berlin. (Aufnahme von Zander u. Labiſch.)

Digitized by Google

Vorraum (sogenannter „Bohnensaal") in dem Gebäude der Reinhardtschen „Kammerspiele". (Aufnahme von Hugo Leo Held in Charlottenburg.)

her hervorgetreten ist, läßt den feineren künstlerischen Charakter vermissen und erinnert mehr an die Grubesche Ära des Königl. Schauspielhauses als an das Neuland der Regie, das uns Max Reinhardt hat sehen lassen. Alle technischen Einrichtungen der Bühne und ihres Apparates scheinen vollendet zu sein — so wurde namentlich im ersten Akt mit dem von den aufgeregten Elementen hin- und hergeworfenen Schiffe ein szenisches Bild von starker Bewegung und Wirkung gegeben —, der innere Stil soll dieser neuen Bühne aber erst gefunden werden, falls sie sich nicht etwa mit dem billigen Ruhm eines theatralischen Panoramas begnügen will, das heute einen Klassiker, morgen einen modernen Naturalisten oder Romantiker spielt, alles recht und schlecht, doch ohne künstlerischen Charakter und zielbewußte Politik.

Diesen inneren Stil und Charakter, den das Neue Schauspielhaus sich erst durch die Praxis erobern soll, tragen die Kammerspiele, die neue Gründung Max Reinhardts, schon in ihrer Bezeichnung deutlich erkennbar zur Schau. Wer trotzdem noch im Zweifel sein sollte über die künstlerische Nuance, die diese auf dem Nachbargrundstück des Deutschen Theaters, im Gehäuse der ehemaligen Embergschen Ballsäle, errichtete Bühne im Berliner Theaterleben vertreten will, dem wird der Innenbau darüber Aufschluß geben. Der Architekt William Müller, ein Schüler Messels, hat hier ein Muster von modern-intimem Theater geschaffen. Alles, vom Vestibül angefangen bis in den Zuschauerraum und die in diesen sich gleichsam einschmiegende, nur wenig erhöhte Bühne, atmet den Geist unseres regenerierten Kunstgewerbes: edelste Einfachheit verbunden mit höchster Zweckmäßigkeit. Nirgends stört jenes unleidliche Zuviel an dekorativen Schmuckstücken, das den Besucher leider auch im Neuen Schauspielhause auf Schritt und Tritt begleitet und ihn mehr zerstreut als erfreut, alles wirkt in leisem harmonischem Zwange dazu mit, Sinne und Seele des Besuchers auf die Hauptsache, das schlagende Herz des ganzen Organismus, die Bühne, hinzulenken und vorzubereiten. Eine schwache Vorstellung von dem, was hier geleistet worden ist, mag dem Leser die von uns wiedergegebene Abbildung des Vorraums, des sogenannten „Bohnensaales" (nach der Grundform des Raumes), verschaffen, in dem als einziger dekorativer Schmuck die neue realistisch monumentale Ibsenbüste des Bildhauers Max Kruse aufgestellt ist. Auf die ersten Darbietungen der „Kammerspiele", die mit einer wunderbar fein abgestimmten Aufführung der „Gespenster" eröffnet wurden, kann im Zusammenhange mit anderen neuen Erscheinungen erst in der nächsten „Dramatischen Rundschau" eingegangen werden.

Digitized by Google

Naturwissenschaftliche Rundschau (Biologie)

Von Dr. Fritz Gräntz

Auch in der Wissenschaft ist der Kampf der Vater der Dinge. Nicht daß das Falsche immer an seiner Schwäche zugrunde gehen müsse: es gibt Irrtümer von Riesenstärke. Aber der Kampf stählt die Kräfte und weckt schlummernde. Mancher bedeutende Fortschritt wissenschaftlicher Erkenntnis ist nichts anderes als das leidenschaftliche Draufgehen auf den Gegner, manche unheilvolle Irrlehre freilich auch die geschickte Parade eines ungeschickt geführten Stoßes.

Was liegt dem denkenden Menschen näher als die Frage nach dem Leben, nach Herkunft, Wesen und Sinn dieser rätselhaften Erscheinung, deren höchste Form er selbst ist? Man kann wohl sagen, daß jede menschliche Wissenschaft in irgendeinem Sinne Biologie oder Lebenskunde ist oder doch in einem nahen Verhältnis zu ihr steht, und die Kunst könnte man wohl als Biologie im höchsten Grade bezeichnen. Wenn uns hier zunächst nur jener Teil der Wissenschaft angeht, der naturwissenschaftlich nach den Formen und Gründen des Lebens forscht, so dürfen wir doch auch jene seltsamen Fäden verfolgen, die über die naturwissenschaftlichen Grenzen hinüber- und herüberlaufen.

Ein Querschnitt der modernen Biologie zeigt das bunteste Mosaik von Bestrebungen, Methoden und Anschauungen, ein schärferes Einstellen des Mikroskops auch hier den Kampf, und aus dem Mosaik wird ein lebendig bewegtes Bild. Die Ursachen dieses Kampfes sind zum guten Teil zeitlich-geschichtliche. Manche den älteren Generationen angehörende Forscher halten zähe am Überlieferten fest und impfen ihren Jüngern die Treue gegen die Tradition ein. Andere, vornehmlich junge, gehen eigene Bahnen oder lassen sich vom vorwärtsdrängenden Geiste der Zeit leiten. Tiefere Gründe liegen hier, wie überall, in der geistigen Veranlagung und Eigenart der einzelnen Forscher. Da ist der mathematisch-exakte Geist, dem seine Betrachtungsweise als allein richtige gilt, der alles in seinem Sinne Hypothetische weit von sich weist; seiner mühevollen Kleinarbeit verdankt die Biologie viel. Da ist der spekulationsfeindliche, aber doch die Hypothese als unentbehrlichen Notbehelf anerkennende Forscher. Auch er verlangt scharfe Grenzen und läßt andere Betrachtungsweisen nur gelten, solange sie jenseits der Grenzen bleiben. Da ist der materialistische Geist, der unter dem Eindruck der greifbaren Formenfülle des Lebendigen, besonders auch der Kleinwelten des Mikroskopes, die Außenseite als das Wesen faßt. Da sind die philosophischen Geister, die entweder das Erforschte rein phänomenologisch aneinanderreihen und jede Metaphysik ausschalten wollen oder aber bewußt metaphysische Gedanken in die biologische Forschung hineintragen und Fühlung mit den spekulativen Philosophen zu gewinnen suchen. Auch der künstlerischen Köpfe entbehrt die moderne Biologie nicht. Sie stellen das Ahnen neben das Wissen. Von ihnen und den philosophisch Veranlagten, die von hohen Gesichtspunkten aus das Ganze überschauen, gehen noch immer die bedeutendsten Anregungen auch für die exakteste Einzelforschung aus.

Es wäre müßig, zu fragen: Wie wird der Kampf enden? Läßt er sich doch im letzten Grunde auf den uralten Streit zwischen Materialismus und Idealismus zurückführen. Er wird nie enden. Das Gesetz von Aktion und Reaktion wird auch die Wissenschaft immer beherrschen. Auch die theoretische Biologie schreitet nicht, so wenig wie eine andere Wissenschaft, geradlinig fort. Eher könnte man den Fortschritt einer aufsteigenden Spirale vergleichen. Wohl aber darf man fragen: Was gibt der gegenwärtigen Biologie ihr Gepräge? Was ist an ihr bedeutungsvoll? Scheint sich einer der kämpfenden Parteien die Siegespalme der Wahr-

Digitized by Google

heit zuzuneigen? Nicht alle Biologen werden darauf die gleiche Antwort geben. Mir erscheint als das Bedeutungsvolle der modernen theoretischen Biologie die immer stärker werdende Befehdung der materialistisch-mechanistischen Erklärung des Lebensproblems, das Anwachsen eines neuen Vitalismus, einer vertieften Auffassung der Eigengesetzlichkeit des Lebens und der Ausbau der Biologie zu einer modernen Naturphilosophie.

Ein großes Gebiet der Lebensforschung wird noch heute vom Darwinismus beeinflußt, und man darf wohl sagen: beschattet. Die beiden Hauptgedanken Darwins, die Deszendenz und die Selektion, haben ungleiches Schicksal gehabt. Bleibt der Gedanke der Deszendenz, des genetischen Zusammenhangs der Organismen, ein Gedanke, der nicht Darwins Eigentum war, ihm aber doch seine Macht verdankt, zwar immer hypothetisch, da er unbeweisbar ist, so ist er doch eine Hypothese von allergrößter Wahrscheinlichkeit, und nur wenige Biologen bekennen sich nicht zu ihm. Anders verhält es sich mit der Selektion, mit der Entstehung der Formen und ihrer Eigenschaften durch die Auslese im Daseinskampfe. Die Selektion bildet den Kern des Darwinismus im engeren Sinne. Mit ihr steht und fällt dieser. Deutsche Forscher, die sich eng an Darwin anschlossen, bauten die Selektionstheorie weiter aus, Weismann zu einer Germinalselektion im Kampfe der Keimteilchen, Roux sogar zu einer allgemeinen Zellularselektion im Kampfe der Teile im Organismus.

Daß auch Ernst Haeckel auf darwinistischem Boden stehen geblieben ist, ist nicht verwunderlich. Er, dem die Entwicklungslehre so viel zu danken hat, gehört selbst zu den Entwicklungsunfähigen. Die kausale Einzelforschung der neuen Biologie gilt ihm als überflüssig. Seine Prinzipien der generellen Morphologie der Organismen (Berlin 1906) bilden den wörtlichen Abdruck eines Teils der vor dreißig Jahren erschienenen „Generellen Morphologie", die damals eine mächtige Wirkung ausübte. Vererbung und Anpassung, biogenetisches Grundgesetz usw., „komplexe Prinzipien", wie sie Roux treffend nennt, genügen ihm auch heute noch zur kausalen Erklärung der typischen Entwicklung.

Die Allmacht der Selektion, der auslesenden Naturzüchtung, die von manchen Forschern nach Darwin betont worden war, hatte von Anfang an die Ablehnung einsichtiger Geister gefunden, die freilich nur von wenigen gehört wurden. Sie erkannten das Absurde des Gedankens, den Zufall zum obersten Baumeister der organischen Formen und ihrer vollendeten Zweckmäßigkeit zu machen. Einen empfindlichen Stoß erlitt die Selektionslehre vor wenigen Jahren durch den experimentellen Nachweis sprunghafter, außerhalb jeder Auslese auftretender Artentstehung, der dem holländischen Botaniker Hugo de Vries nach jahrelangen Bemühungen glückte. Die Frucht seiner Studien und Experimente bildet das zweibändige Werk „Die Mutationstheorie, Versuche und Beobachtungen über die Entstehung von Arten im Pflanzenreich" (Leipzig, Veit u. Ko.), dessen erster Band (1901) die Entstehung der Arten durch Mutation, dessen zweiter Band (1903) die elementare Bastardlehre behandelt. Unter Mutation versteht de Vries jede durch das plötzliche Auftreten neuer Einheiten verursachte stoßweise oder sprunghafte Entstehung einer neuen Art, im scharf betonten Gegensatz zur fluktuierenden Variabilität der Organismen, die bisher als Voraussetzung der artbildenden Selektion galt. Er bestreitet das letztere. Nach ihm kann die gewöhnliche Variabilität auch bei der schärfsten anhaltenden Selektion nicht zu einem Überschreiten der Artgrenze führen. Als brauchbare mutierende Versuchspflanze erwies sich ihm die Nachtkerze, Oenothera, deren sprunghaft entstandenen Neuformen sich mit geringen Ausnahmen durch die Erzeugung konstanter Nachkommenschaften als neue elementare Arten erwiesen. Der Begriff der organischen Mutabilität ist übrigens nicht erst von de Vries geschaffen worden. Schon Schopenhauer verglich die Entwicklung mit einer Tonleiter, nicht mit einem Ineinanderfließen von Tönen. Darwins „single variations", Korschinskys „heterogene Zeugung" (1899) sind andere Namen für den gleichen Begriff einer spontanen Neubildung. In engem Rahmen hat de Vries seine wichtigen Ergebnisse und Anschauungen dargelegt in einem auf der Hamburger Naturforscherversammlung gehaltenen Vortrag: „Die Mutationen und die Mutationsperioden" (Leipzig, Veit u. Ko., 1901) und in seinen an der Universität von Kalifornien gehaltenen Vorlesungen: „Arten und Varietäten und ihre

Digitized by Google

Entstehung durch Mutation", die vor kurzem von Klebahn ins Deutsche übertragen worden sind (Berlin, Gebr. Borntträger, 1906).

Die Tat des holländischen Botanikers war die Verpflanzung des Experimentes auf das bisher fast nur historisch behandelte deszendenztheoretische Gebiet. Es ist interessant, zu sehen, wie sich in den wenigen Jahren seit dem ersten Bekanntwerden der de Briesschen Versuche die Zahl der im Tier- und Pflanzenreich neu entdeckten Mutationen gehäuft hat, nicht minder die Zahl der Einzelarbeiten, die sich mit der Streitfrage: Selektion oder Mutation? befassen. Ich greife einige der letzten Zeit heraus. H. Kranichfeld bekennt sich in einem Aufsatz „Die Erhaltung und die Kontinuität günstiger Varianten" (Biologisches Zentralblatt, 1906, Heft 8) als Anhänger der Mutationslehre. Dahl, der unter dem Titel „Die physiologische Zuchtwahl im weiteren Sinne" (Biologisches Zentralblatt, 1906, Heft 1) interessante Spinnenuntersuchungen veröffentlicht, kommt zu dem Ergebnis, daß von allen Erklärungsversuchen in seinem besonderen Falle die Selektion, deren Begriff er erweitert, die natürlichste sei. Schimkewitsch stellt in seiner Studie „Die Mutationslehre und die Zukunft der Menschheit" (Biologisches Zentralblatt, 1906, Heft 2 und 3) viele Fälle allmählicher und plötzlicher Entstehung nebeneinander und kommt zu dem Schlusse, daß die ganze Menschheitsgeschichte im letzten Grunde auf natürlicher und künstlicher Auslese beruhe. Er verfällt dem Fehler, der die ganze Selektionslehre großgezogen hat, dem Fehler, in einem wirksamen Faktor den allein wirksamen zu sehen und das verwickeltste Geschehen auf die einfachste Formel bringen zu wollen.

Noch von einer anderen Seite her beginnt etwas Licht in das deszendenztheoretische Dunkel zu fallen, nämlich von der Vererbungsforschung, die, mit der Bastardierungsforschung fast unzertrennlich verbunden, gegenwärtig im Vordergrunde des biologischen Interesses steht. Die Einzelheiten dieser Forschung sind zu wissenschaftlich kompliziert und würden, wenn sie genau verstanden werden sollen, ein zu langes Verweilen erfordern, als daß sie in diesem Bericht Platz finden könnten. Es sei hervorgehoben, daß sich die moderne experimentelle Vererbungslehre auf den Arbeiten des österreichischen Augustinerpaters Gregor Mendel aufbaut, die, in den Verhandlungen des naturforschenden Vereins zu Brünn 1865 und 1869 gedruckt, lange Zeit verschollen und vergessen blieben, bis sie nach mehr als drei Jahrzehnten gleichzeitig und unabhängig von drei Forschern, de Vries, Correns und Tschermak, ans Licht gezogen wurden. Ein von Tschermak besorgter Neudruck liegt vor in Ostwalds Klassikern der exakten Wissenschaften unter dem Titel „Versuche über Pflanzenhybriden" (Leipzig, Engelmann, 1901). Mendels Bastardierungsversuche an Erbsen und Habichtskräutern hatten ihn zu bestimmten Regeln über die Verteilung der elterlichen Merkmale auf die Nachkommen geführt, die durch die genannten Forscher auch bei anderen Pflanzen eine überraschende Bestätigung fanden, so daß man jetzt in gewissen Vererbungsfällen geradezu von Mendelschen Gesetzen spricht. Wer näher mit diesen außerordentlich interessanten Erscheinungen bekannt zu werden wünscht, sei hingewiesen auf den zweiten Band von de Vries' Mutationstheorie, sowie auf den in Meran gehaltenen Vortrag von Correns „Über Vererbungsgesetze" (Berlin, Gebr. Borntträger, 1905). Auch bei Tierbastarden fanden sich die Mendelschen Regeln bestätigt, wie z. B. Wilhelm Haacke in seiner Untersuchung „Die Gesetze der Rassenmischung und die Konstitution des Keimplasmas zuchtanalytisch ermittelt" (Archiv für Entwicklungsmechanik der Organismen, Bd. 21, Heft 1) von Mäusen berichtet.

Die Entwicklungsforschung der letzten Jahrzehnte ist vorwiegend morphologisch. Sie untersucht die Form und ihre Wandlung. Die formbildenden Prinzipien, die sie braucht, sind komplexer Natur: Variabilität, Selektion, Anpassung, Vererbung. Den morphologischen Charakter hat die Entwicklungslehre von der Zoologie übernommen, die von einer vergleichenden inneren und äußeren Morphologie aus nur schwer den Weg zu einer physiologischen Erforschung der Einzelentwicklung des Organismus vom Ei bis zum Tode finden konnte, einen Weg, den die Botanik schon lange als Pflanzenphysiologie betreten hatte. Auch in Oskar Hertwigs jüngst erschienenem wertvollem Buche „Allgemeine Biologie" (Jena, S. Fischer, 1906), das die zweite Auflage seines Lehrbuches „Die Zelle und die Gewebe" bildet, tritt das Physiologische hinter der Fülle des Morphologischen zurück.

Digitized by Google

Es ist das Verdienst von Wilhelm Roux, auch die Zoologie auf die Bahn der Entwicklungsphysiologie geleitet zu haben, die er freilich als Entwicklungsmechanik auffaßt. Seine und seiner Mitstrebenden Arbeiten liegen in dem von ihm begründeten „Archiv für Entwicklungsmechanik" vor. Einen Überblick über seine Aufgaben, Erfolge und Anschauungen gibt uns der Forscher in der Schrift „Die Entwicklungsmechanik, ein neuer Zweig der biologischen Wissenschaft" (Leipzig, W. Engelmann, 1905), die das erste Heft einer Monographienreihe „Vorträge und Aufsätze über Entwicklungsmechanik der Organismen" bildet. Roux hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Entwicklungsvorgänge des Einzelorganismus ursächlich zu erklären. Dabei steht er auf dem Standpunkt von Haeckel, daß das Leben aus zufälligen, zunächst chemischen Vorkommnissen auf „natürliche" Weise, ohne Beteiligung eines zweckttätigen Agens, entstanden sei. Die selbstwachsende Flamme zeigt ihm eine Verwandtschaft mit dem Organischen — wir werden hier an Fechner und Preyer erinnert — und deutet ihm die Möglichkeit an, daß der Grundprozeß des Lebens schon aus der Zeit des glühenden Erdballs stamme. Anorganische Tropfen bewegen sich nach den Untersuchungen von Quincke, Bütschli und Rhumbler ähnlich wie die niedersten Protisten. So werden für Roux Flamme und Tropfen zu Vorstufen des Lebens, zu Probionten, ja er fordert die Schöpfung einer experimentellen Probiologie. Wirkliche Lebewesen niederster Ordnung (Haeckels Moneren, Weismanns Biophoren, de Vries' Pangene, Wiesners Plasomen) entstehen für Roux dann, wenn die Fähigkeit typischer Selbstteilung durch Halbierung, Vierteilung usw. hinzutritt. Er glaubt, daß diese Selbstteilung durch zufällige kleine Variationen erworben und allmählich vervollkommnet werden kann, wobei die ungleiche Oberflächenspannung eine große Rolle spielt. Der Selbstteilung folgt als höhere Stufe die Selbstgestaltung, die ihre eigenen Leistungen vererben kann. Dabei steht Roux, wie schon oben angedeutet wurde, auch bei der Betrachtung innerer Vorgänge im Banne des Selektionsgedankens.

Man sieht klar, des Forschers letztes Bestreben ist die mechanistische Analyse des Lebendigen. Die komplexen Wirkungsweisen des organischen Geschehens will er schließlich in lauter anorganisches Geschehen zerlegen. Freilich ist Roux als Forscher viel zu bedeutend, als daß er die großen Schwierigkeiten einer solchen Analyse nicht sähe. Die Selbstregulation des Organismus, die sich in der funktionellen Anpassung — hier hat Roux selbst Wertvolles entdeckt —, in der Anpassung an den Wechsel der inneren und äußeren Bedingungen äußert, widerstrebt der mechanistischen Auflösung. Roux hilft sich damit, daß er die Regenerationserscheinungen lebender Wesen der Regeneration der Kristalle vergleicht und die Selbstregulation, deren zwecktätigen Charakter er leugnet, den allgemeinen elementaren Eigenschaften der Organismen beizählt. Das ist ein Notbehelf. Hier beginnt erst das Problem.

Ergänzt wird die Rouxsche Entwicklungsmechanik in gewissem Sinne durch die „Vorlesungen über die Dynamik der Lebenserscheinungen von Jacques Löb" (Leipzig, 1906). Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß sich im eigenen Lager der Entwicklungsmechaniker die Einwände häufen. So wendet sich Jennings in seiner Schrift „Contributions to the Study of the Behaviour of Lower Organisms" (Washington, 1904) gegen Rhumblers mechanische Erklärung der Protistenbewegung, indem er nachzuweisen sucht, daß es sich nicht einmal um äußerliche Analogien zwischen den Bewegungen von Amöben und anorganischen Tropfen handeln könne.

Das Problem der organischen Regulation ist mit kritischer Schärfe behandelt worden von Hans Driesch, den ich für den bedeutendsten philosophischen Geist unter den modernen Biologen halte. In Drieschs eigenem Entwicklungsgang glaubt man den Gang der Biologie selbst sich spiegeln zu sehen. Ausgehend von der mechanistischen Analyse und maschinellen Auffassung des Lebens, wandelt er sich Stufe für Stufe mehr zum überzeugtesten Vitalisten, der die Autonomie und immanente Teleologie alles Lebendigen bekennt. Seine eigenartigen Gedankengänge fordern ein stetiges Mitwandern. Wer sich nicht in seine zahlreichen, oft schwierig zu lesenden Einzelschriften („Die Biologie als selbständige Grundwissenschaft", 1893, bis „Naturbegriffe und Natururteile", 1904) vertiefen will, mag sein letztes zusammenfassendes Buch „Der Vitalismus als Geschichte und Lehre" (Leipzig, Joh. Ambr. Barth, 1905) studieren, das den dritten Band der natur- und kulturphiloso-

Digitized by Google

phischen Bibliothek bildet. Im ersten Teile seines Buches gibt Driesch einen geschichtlichen Überblick über die vitalistischen Anschauungen früherer Zeiten, ihre materialistischen und mechanistischen Gegenströmungen und das Aufblühen des Neovitalismus, an dem er selbst wesentlich beteiligt ist. Er beginnt mit Aristoteles, den er als reinen Vitalisten bezeichnet, und dessen Entelechie er treffend das Band zwischen der Platonischen Idee und der Wirklichkeit nennt. Harvey, Stahl, Kaspar Friedrich Wolff, Bonnet, Haller, Blumenbach und die übrigen Evolutionisten und Epigenetiker der älteren Biologie werden in ihrer Stellung zum Vitalismus scharf gezeichnet. Wertvoll erscheint mir Drieschs Auseinandersetzung mit Kants „Kritik der Urteilskraft". Des Philosophen Ablehnung einer objektiven Teleologie der Natur empfindet er als Widerspruch mit dem „fremdartigen Prinzip", das Kant als Künstler des Bauwerks der organisierten Natur fordert, ja mit dem Menschen selbst, dessen teleologische Kausalität er der Natur beigesellt. Als Kants Ideal erscheint Driesch „ein rigoroser Mechanismus, in welchem wohl für das Eingreifen von Seelen, aber nicht für das Eingreifen seelenähnlicher Naturagenzien ein Platz ist". Die vitalistischen und mechanistischen Gegensätze des vorigen Jahrhunderts gleiten dann in raschem Zuge vorüber, wobei Driesch auch den Gegnern, vor allem Lotzes berühmter Kritik „Leben und Lebenskraft", die in der Tat die Schäden und Irrtümer des älteren Vitalismus traf, gerecht wird. Mit der materialistisch-darwinistischen Zeitströmung geht er scharf ins Gericht.

Drieschs Vitalismus unterscheidet sich von dem älteren, abgesehen davon, daß er aus einer ungleich größeren Kenntnis von Tatsachen herausgewachsen ist, durch ein Hauptmerkmal: er will beweisen. Den ersten Beweis entnimmt er dem Restitutionsvermögen solcher niederen Tiere (Tubularia, Clavellina), bei denen jede Körperstelle befähigt ist, nach Verlust eines Teiles das Ganze wiederherzustellen, wo also jede Schnittfläche, wie sie auch liege, eine Restitution des Organismus hervorruft. Driesch zeigt, daß dieses Vermögen „äquipotentieller Systeme" das Maschinelle ausschließt, und folgert, daß hier eine elementare Sonderheit walte, die er im bewußten Zurückgreifen auf Aristoteles Entelechie nennt, den alten Begriff mit neuem Inhalt füllend. Den zweiten Beweis liefert ihm die Genese des Organismus: eine Maschine, die sich fortgesetzt teilt und dennoch immer ganz bleibt, ist eine absurde Vorstellung. Ein anderer Beweis erwächst ihm aus der Analyse der menschlichen Handlung: das Reaktionsbestimmende bei Handlungen kann keine Maschine sein, sondern nur eine Art von Entelechie. Driesch führt hier den Namen „Psychoid" ein, will also dieses seelenartige Element noch vom Seelenbegriff des Psychologen unterschieden wissen. Da es nun eine lückenlose physikalisch-chemische Kausalität maschineller Art für ihn nicht geben kann, so verwirft er die zum Teil heute noch herrschende Lehre vom psychophysischen Parallelismus, die eine Wechselwirkung zwischen Seele und Leib leugnet, und berührt sich hier mit manchen neueren Philosophen, vor allem mit Eduard von Hartmann und Busse. Die Ergebnisse der Gehirnphysiologie, namentlich der funktionelle Ersatz gewisser Gehirnteile durch andere, dienen ihm zu einem weiteren Beweis. Nur die echten Reflexe erkennt er als maschinell an. Schließlich ist ihm die ganze organische Bewegungslehre zwar noch kein Beweis, aber doch ein Indizium der Lebensautonomie.

Driesch trennt seinen Entelechiebegriff scharf vom Energiebegriff. Energie ist ihm nur ein Maß. Wo Entelechie sich am Naturgeschehen beteiligt, da ist ihm die Gesetzlichkeit des Anorganischen zwar gestört oder überwunden, aber nicht in dem Sinne, daß die Energiesätze aufgehoben wären. Daß Driesch einen besonderen Lebensstoff, wie ihn ein Teil des älteren Vitalismus forderte, ablehnt, braucht kaum erwähnt zu werden, ebenso, daß seine Lehre sich als dynamische Teleologie erweist. Die im Bau des Organismus gegebene statische Teleologie ist immer nur Schöpfung der übergeordneten dynamischen. Eine Schwäche seiner Lehre liegt vielleicht in der unbedingten Gleichsetzung des Physikalisch-Chemischen mit dem Maschinellen. Doch soll hier nicht auf diese schwierigen Fragen eingegangen werden. Drieschs Grundgedanken halte ich für richtig.

Ganz anders geartet ist August Pauly, Zoologe wie Driesch, und doch kommt auch er zu demselben Ziele. Sein Werk „Darwinismus und Lamarckismus, Entwurf einer psychophysischen Teleologie" (München, Ernst Reinhardt, 1905) entbehrt der kritischen

Digitized by Google

Strenge Drieschs, entschädigt dafür aber reichlich durch Gedankentiefe und künstlerisch anmutende Gedankenreihen. Es ist dem Andenken des Freundes und Schwagers Adolf Bayersdorfer gewidmet, und etwas vom Geiste dieses Mannes ist in ihm. Auch Pauly verwirft den engeren Darwinismus völlig und sieht in der direkten funktionellen Anpassung des Organismus im Sinne Lamarcks das einzige Prinzip, das zu einer inneren Teleologie von zureichendem Erklärungsvermögen führt. Auch ihm ist die Zweckmäßigkeit das Zentrum der Frage. Sie kann ihm nur durch ein urteilendes Prinzip — den Ausdruck übernimmt er von Kant — zustande kommen, in Analogie zur künstlichen Zweckmäßigkeit menschlichen Denkens und Handelns. Dieses urteilende, animistische Prinzip kann jede Art von Mittel hervorrufen, welche der Befriedigung eines Bedürfnisses entspricht. Schon Lamarck hatte ähnliche Gedanken, schloß aber von seinem psychophysischen Prinzip niedere Tiere und Pflanzen noch aus. Für Pauly kann diese Schranke nicht mehr bestehen. So wird seine Auffassung der organischen Welt eine durchaus psychologische. Der psychologische Faktor offenbart sich ihm in zwei Arten, subjektiv im Erkennen, Wollen und Handeln, objektiv im Mittel und dem Resultat seiner Anwendung, dem Zweckmäßigen. Schon Pflüger hatte es als das schwerste aller Probleme bezeichnet, „ob auch die bewußte Psyche selbst eine Naturerscheinung von analoger Art sei wie die vernunftgemäße Arbeit aller Organe." Pauly bejaht das unbedingt. Sehr lesenswert sind seine Betrachtungen über Pflanzenpsychologie. Er erblickt mit Recht in der Stellung von Sachs und Pfeffer zu den pflanzlichen Reizerscheinungen ein Übergangsstadium von Mechanik zu Teleologie. Pauly dehnt die Herrschaft seines psychophysischen Prinzips noch weiter aus: das Psychische ist ihm eine Energie, die auch im Anorganischen schlummert, und so verlängert sich seine Schlußreihe der teleologischen Kausalität ins Physikalisch-Chemische, ins Unbegrenzte. Doch ist Paulys Teleologie zunächst nur egoistisch, auf das Einzelwesen beschränkt, im Gegensatze etwa zu Schopenhauers teleologischer Willensmetaphysik, die sich auf die Gesamtheit der Welt bezieht.

Eine Gegenüberstellung von Pauly und Driesch ist lehrreich. Driesch ist der sich einschränkende kritische, analytische Naturforscher, der jede Durchdringung seines Gedankenreiches mit Psychologie und Philosophie vermeiden möchte und doch in die nächste Beziehung dazu kommt. Pauly mündet gleich am Anfang in Psychologie ein. In Drieschs Lehre liegt das gleiche verborgen, nur unausgewickelt, wie Pauly richtig sagt. Seine Auswicklung gehört eben nicht mehr zu Drieschs Programm. Bei Driesch klafft eine Kluft zwischen dem Physikalisch-Chemischen und dem Organischen. Bei Pauly finden wir eine Vermittlung, ihm ist die Beseeltheit das aktive Moment der Weltsubstanz. Driesch will die Energie nur als Maß gelten lassen. Pauly faßt das Psychische als physikalische Energie. Beide sind Vitalisten, beide lehnen den psychophysischen Parallelismus ab und erkennen eine psychophysische Kausalität an, beider Verdienst beruht nicht zuletzt auf der Erkenntnis des Zusammenhangs des allgemeinen vitalistischen Problems mit dem psychologischen Problem. An diesem Zusammenhang sind viele frühere Vitalisten achtlos vorübergegangen.

Auch Karl Camillo Schneider erfaßt das Lebensproblem psychologisch. In seinem Buche „Vitalismus. Elementare Lebensfunktionen" (Leipzig und Wien, F. Deuticke, 1903) und in einem erst kürzlich veröffentlichten Aufsatz „Das Wesen des Psychischen" (Biologisches Zentralblatt, 1906, Heft 3) nimmt er eine vitale oder psychische Energie an. Mit jedem Lebensvorgang verknüpft er psychische Grundfaktoren, die erst die Leistungen der Organe, auch die chemischen Umsetzungen im Innern des Organismus, ermöglichen. Empfindung ist ihm Universalbegabung alles Seienden. Die Welt ist ihm durch und durch psychisch und jedes Individualbewußtsein nur ein Weltausschnitt.

Aus der immer wachsenden Zahl vitalistisch denkender Naturforscher sei noch der Botaniker Johannes Reinke genannt, dessen Anschauungen in den beiden Werken „Die Welt als Tat" (2. Auflage, Berlin, 1901) und „Einleitung in die theoretische Biologie" (Berlin, 1901) niedergelegt sind. Auch sein kleineres Buch „Philosophie der Botanik" (Leipzig, Joh. Ambr. Barth, 1905) enthält den Kern seiner Gedanken. Das vitalistische Agens, das bei Driesch Entelechie heißt, heißt bei Reinke Dominante. Früher sprach er auch von Maschinendominanten, die er jetzt

Digitized by Google

aber als Systemkräfte oder Systembedingungen, die durch den Bau des Organismus gegeben sind, von den übergeordneten, nicht energetischen Dominanten trennt. Die Unterscheidung von statischer und dynamischer Teleologie ist bei ihm nicht so scharf durchgeführt wie bei Driesch. Das Psychische als allgemeiner Faktor tritt bei ihm zurück.

Es läßt sich nicht verkennen, daß dem Vitalismus eine gewisse Gefahr für die biologische Forschung innewohnt. Er kann wohl zuweilen den Forscher zu früh zu dem Glauben verführen, dem Unerforschlichen gegenüberzustehen und ihm zu bald ein Ignorabimus auf die Lippen legen, das freilich einen anderen Sinn hätte als jenes frühere Wort Du Bois-Reymonds. Doch diese Gefahr berührt die tiefe innere Berechtigung der Lehre nicht. Es handelt sich dabei auch nicht, wie manche meinen, um leere Worte oder nur um eine Verschiedenheit der Gesichtspunkte, wie Albrecht glaubt, sondern um Prinzipien der Erkenntnis, wenn anders wir uns nicht ganz auf den Standpunkt des Agnostikers stellen wollen.

So wollen wir noch einen reinen Denker von naturwissenschaftlicher Bildung hören, der bewußt und mit dem Rechte des Philosophen Metaphysiker ist. Eduard von Hartmann hat uns kurze Zeit vor seinem Tode ein letztes Werk geschenkt: „Das Problem des Lebens. Biologische Studien" (Bad Sachsa im Harz, Hermann Haacke, 1906). Es schließt sich an des Philosophen „Weltanschauung der modernen Physik" an und ergänzt dieses Werk zu einer geschlossenen Naturphilosophie. Dem Denker war am Ende seines Lebens die Freude vergönnt, von Naturforschern eigene Gedanken anerkannt zu sehen, die Jahrzehnte zuvor kaum von einem vernommen worden waren. Für Hartmann ist alles Naturleben nur Staffel und Durchgangsstufe zum geistigen Leben. Alle Betrachtungen des Lebendigen, die Entwicklung aus dem Keim, die Herkunft des Keimes, die Vererbung führen auch ihn zu einem besonderen dynamischen Lebensprinzip, das immateriell, unbewußt und supraindividuell sein muß. Es individualisiert sich nur in seiner Betätigung in Beziehung auf organische Individuen verschiedener Stufe. Seiner Betätigung nach ist es psychisch, seiner Wesenheit oder Wurzel nach metaphysisch. Es ist den energetischen und mechanischen Kräften für sein Teil nicht unterworfen, respektiert sie aber und überlagert sich ihnen. Auch Hartmann ist von einer psychophysischen Kausalität überzeugt. Das Zentralbewußtsein ist ihm nicht die ganze Seele selbst, sondern bloß ihre bewußte, passive, sensitive Innenseite, die durch eine unbewußte, aktive, dynamische Außenseite ergänzt wird. So erhält er das für die psychophysische Kausalität unentbehrliche Zwischenglied, das einerseits mit den materiierenden Kräften, anderseits mit der Innenseite des Psychischen in kausale Beziehung treten kann. Abermals hat uns dieses biologische Werk Hartmanns, sein letzter Gruß, gezeigt, welch selbständigen Denker und welch tiefgründigen Philosophen wir in ihm verloren haben.

Heiliger Abend

Im Winterwald
Auf stiller Höh'
Ein Eselein trabt
Durch den weichen Schnee.

Ein Glöcklein läutet,
Windverweht —
In lauter Licht
Das Eselein geht.

Es trägt ein Kindlein
Sacht bewegt,
Deff' Hand ein flimmernd
Bäumchen trägt.

Und wo die drei
Vorübergehn,
Da bleibt das Licht
Im Walde stehn.

Und als sie sind
An Waldrand kommen,
Am Himmel ist
Ein Stern erglommen ...

Josefa Heide

Literarische Rundschau

Empfehlenswertes für den Weihnachtstisch

II

Für die Jugend

Da die Kinder nun doch einmal die wichtigsten Personen sind im Bannkreis des Weihnachtsfestes, auch wenn es sich um Bücher handelt, so sollen sie hier einmal den Vorrang haben. Wir wollen kurz aufzählen und vorüberziehen lassen, was uns dieser Herbst an neuen Kinderbüchern beschert hat, und dabei, so gut es in der Eile geht, das bessere vom guten, das gute vom schlechten zu sondern suchen. Die verschiedenen Darstellungsarten und Stoffkreise werden uns dabei den sichersten Faden für die Wanderung durch das papierne Labyrinth in die Hand geben.

Märchen und ähnliches. Für die Kleinen, die noch nicht selbst lesen können, sich aber gern von den Großen vorlesen oder erzählen lassen, kommen vor allem anderen Märchenbücher in Betracht. Zunächst natürlich die alten unveraltbaren Sammlungen: die der Brüder Grimm, die von Bechstein und mit Auswahl auch wohl die von Andersen und Hauff — diese sind kürzlich in einer guten, reich illustrierten neuen Ausgabe bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienen (geb. 4 M.) —, dann aber auch neue, wie sie z. B. Rich. Wilhelm seinen Kindern „Aus der Natur" ohne Tendenz und lehrreiche Nebenabsicht erzählt hat, echt kindliche Märchen von den Schmetterlingen, den Hummelchen, den Spinnen und anderem drolligen und lehrreichen Getier (mit Buchschmuck von Theod. Herrmann; Bremen, Schünemann; geb. 1 M.), oder im Märchenton gehaltene Plaudereien aus der Kinderstube, wie sie Anna Diederichsen in ähnlicher Ausstattung in demselben Verlage unter dem alles sagenden Titel „Für Menschen mit Kinderherzen" hat erscheinen lassen (reizend geb. 1 M.). Ein herzerfreuendes, prächtiges Kinderbuch, eine echte ursprüngliche Dichtergabe ist ferner der mit künstlerischen farbigen Vollbildern und zahlreichen Textillustrationen von Ernst Liebermann ausgestattete Quartband „Im Sommergarten", ein buntes Allerlei von Märchen und Liedern von C. Ferdinands, mit dem man schon die hungrigen Ohren und Herzen eine ganze Weile stopfen kann (Nürnberg, E. Nister; geb. M. 3.50). Noch schöneres aber, das beste, was es für die Kleinen geben kann, finde ich in dem von dem Lyriker Martin Boelitz zusammengestellten Strauß deutscher Kinderlieder seit Goethe, die wirklich „Allen zur Freude" erklingen werden, zumal da sie, diese innigen, herzigen Weisen von Goethe, Mörike, Hoffmann von Fallersleben, Rückert, Groth, Lohmeyer, Trojan, Blüthgen, Boelitz, Dieffenbach, Liliencron, Falke, Dehmel u. v. a., von C. Jöhnssen ganz in dem kindlichen Geiste illustriert sind, wie sie es verdienen (ebenda; ders. Preis). Heiteres und Scherzhaftes hören die Kinder ja besonders gern. So seien denn auch die Lustigen Märchen für kleine und große Kinder, meistens Tiermärchen, nicht vergessen, die Lucie Ideler erzählt hat (mit zahlreichen Illustrationen; Stuttgart, Levy u. Müller; geb. 3 M.), und an die Märchen und Kindergeschichten, wie sie Elisabeth Halden und Agnes Hoffmann kleineren und größeren Gästen auftischen, erinnert. Das „Schwalbenheim" der Haldenschen kleinen Erzählungen und Märchen (40) ist ein gemütliches Familienhaus, an dem alljährlich die aus dem Süden heimkehrenden Schwalben nisten. Im Anschluß an die Lebensweise dieser Vögel wird eine Reihe anmutiger Geschichtchen erzählt, die die Leser bald in den eisumstarrten Norden führen oder sie in den sonnigen Süden ziehen lassen, die bald dem Ostwind in die Steppen Asiens, bald dem Westwind in die Geheimnisse des Weltmeeres folgen. Agnes Hoffmanns Buch „Bienchen und Fienchen" vereinigt zwei Kindergeschichten, die den fröhlichen Lebensmut pflegen und das Idyllische bevorzugen. Beide Bücher (geb. je 4 M.), bunt illustriert, sind gleichfalls bei Levy u. Müller in Stuttgart erschienen.

Zu den echten deutschen Volksmärchen kehrt dann Oskar Dähnhardt in seinem bei Teubner erschienenen, mit vielen Zeichnungen und farbigen Originallithographien geschmückten Deutschen Märchenbuch (zwei Bändchen, gebunden je M. 2.50) wieder zurück, und derselbe Verfasser erzählt in einem anderen Bande desselben Verlages Naturwissenschaftliche Volksmärchen (mit Bildern von O. Schwindrazheim), die mit dem Zauberstab der Phantasie die Wunder und

Digitized by Google

Geheimnisse der Natur enträtseln. — Eifrige Märchenerzähler sind von altersher die Schweizer gewesen. Doch können wir für deutsche Kinderstuben nur eines dieser Bücher empfehlen, das aus einer reichen, liebenswürdigen Phantasie heraus seine Gaben spendet: die Schweizer Märchen von Leo Melitz (farbig illustriert; Zürich, Orell Füßli; geb. M. 2.50). Wie dieses Büchlein aus schweizerischen, so schöpfen die von Wilh. Wisser gesammelten plattdeutschen Volksmärchen („Wat Grotmoder vertellt") aus holsteinischen Volksschätzen (Jena, Diederichs, Neue Folge, mit Bildern von Bernh. Winter; geb. 75 Pf.). — Eine der prächtigsten, weil künstlerischsten Gaben dieses Jahres ist das Darmstädter Kinder- und Märchenbuch, ein stattlicher Quartband von 170 Seiten, der dreißig preisgekrönte unveröffentlichte Originalerzählungen und Märchen mit Buchschmuck und vielen schwarzen und farbigen Illustrationen enthält (Darmstadt, Alex. Koch; geb. 3 M.). Man kennt ja die feinsinnige Ausstattung des Kochschen Verlages aus den Bänden „Kind und Kunst"; hier wird gleiches und ähnliches gegeben. Wer Hand in Hand mit seinen Kindern noch einmal ins Paradies der Jugend schreiten möchte, wer, selber lernend und genießend, aber auch die Herzen und Gemüter der Kleinen durch echte Kunst bildend und veredelnd, das Märchenland und die Fabelwelt, das Reich der Musik und der bildenden Kunst mit frohen Augen durchstreifen möchte, der schaffe sich die ebenda erscheinende illustrierte Monatsschrift zur Pflege der Kunst im Leben des Kindes „Kind und Kunst" ins Haus. Die zwölf Hefte geben dann jährlich zwei schöne Foliobände „Kinderwelt" (geb. je 6 M.), mit deren Reichtum an Märchen, Erzählungen, Musikstücken, farbigen und schwarzen Kunstblättern sich so leicht nichts messen kann.

Märchen sind eine der feinsten Brücken, die das Kindesalter mit dem der Erwachsenen verbinden; so gibt es denn auch auf diesem Felde manches Buch, das der Jugend wie dem Alter dient. Dahin rechne ich u. a. die von Emil Weber gesammelten Neuen Märchen, die Gaben von Richard Leander, Paul Heyse, von Schönaich-Carolath, Falke, Isolde Kurz, Dehmel, Ernst Rosmer u. a. vereinigen (Göttingen, F. Wunder), und die von Leo Berg herausgegebenen, doch wohl nur für die Erwachsenen bestimmten Deutschen Märchen des neunzehnten Jahrhunderts (Berlin, Hüpeden u. Merzyn; geb. 6 M.). Der Herausgeber dieser Sammlung hat es in der Tat verstanden, das beste aus dem so blüten- und blumenreichen Märchengarten des vorigen Jahrhunderts, in dem ein Wieland, Goethe, Novalis, Brentano, Tieck, Platen, Hauff pflanzten und säten, zu einem Strauße zu binden, der fast nichts von seinem ursprünglichen Duft und Farbenreiz eingebüßt hat. Die Einleitung ist voller Wissen und Geschmack.

Die Sagenwelt für die Kinder lebendig zu machen, ist man neuerdings wieder mit besonderem Eifer beflissen. Es geht diese Bewegung Hand in Hand mit dem volkstümlichen Zuge in unserer Erziehung. So hat denn auch ein Pädagoge, Paul Lehmann-Schiller, bei Teubner eine in ganz schlichtem Kinderton gehaltene Nacherzählung der Homerischen Odyssee erscheinen lassen, die doch zugleich auch die Schönheiten des griechischen Originals möglichst zu bewahren sucht (mit vier mehrfarbigen Vollbildern; geb. 2 M.). Man glaubt es dem Verfasser, daß er in seinen Schülern freudige Zuhörer dieser Erzählungen gefunden hat, die er „am liebsten von der Jugend ohne Schulzwang" gelesen sehen möchte. — Eine vollendete, unserem modernen Sprachempfinden weit besser als die Vossische Übersetzung entsprechende Verdeutschung der Odyssee bietet der durch seine feingebildete Lyrik und sein Epos „Eros und Psyche" bekannte Dichter Hans Georg Meyer im Verlage von Siegismund in Berlin (mit 24 Kopfleisten von Hans Krause; geb. M. 4.50). Meyer hat dem Sinne nach treu, in der Form aber mit Freiheit übertragen, so daß ein Werk entstanden ist, das in der Sprache wie eine Dichtung unserer Zeit wirkt. Den Homerischen Text, der unserem Geschmack oft allzu wortreich erscheint, hat der Übersetzer, ohne den Inhalt zu schädigen, so zusammengedrängt, daß das Wesentliche deutlich hervortritt und die Spannung niemals ermüdet. Manchem, der den griechischen Text nicht kennt, wird sich Inhalt und Schönheit des unsterblichen Liedes erst durch diese Übersetzung recht erschließen.

Näher noch als die antike Sagenwelt sollte unseren deutschen Kindern von früh auf die heimische deutsche gebracht werden. Dazu bietet sich die beste und schönste Gelegenheit in den Büchern, die C. Falch bei Teubner herausgibt. Sowohl seine Deutsche Göttergeschichte wie Die Sage von den Wölsungen und Niflungen (je M. 1.20) ist so dargestellt, daß sie keine trockene Aneinanderreihung von Einzelheiten, sondern eine lebensvolle Erzählung gibt. Falch erzählt schlicht, mit treuer Anlehnung an die erhaltenen Berichte, vermeidet es, Zusätze zu machen und Lücken auszufüllen, und tritt ganz hinter seinen Stoff zurück. Hierher gehört auch eine äußerst gediegene und schöne Veröffentlichung des Gutenberg-Verlages (Dr. Ernst Schultze) in Hamburg: ein stattlicher Band, der das „Walthariliedˮ, den „Armen Heinrich" und die „Lieder der alten Edda", bearbeitet von den Brüdern Grimm, vereinigt (geb. 5 M.). Selbstverständlich ist dieses Buch auch noch für gereiftere Altersstufen und, wie alles aus unserem heimischen Sagenschatz, auch noch für die Erwachsenen wertvoll.

Unsere alten germanischen Sagenstoffe, ein allzu lange sehr vernachlässigtes Gebiet, müssen uns

Digitized by Google

mühsam erst wieder vertraut gemacht werden; besser haben es schon die Reineke Fuchs (der Goethische mit den Zeichnungen von Kaulbach liegt jetzt in guter wohlfeiler Ausgabe bei Cotta in Stuttgart vor), die Münchhausen, Eulenspiegel, Robinson und all die ernsten und heiteren Abenteurer, die in ferne Länder locken. Dahin zählt auch noch halbwegs die Erzählung von Richard Löwenherz, die Richard Roth an die Gestalten des sagenumwobenen Königs von England und seiner Paladine knüpft (Stuttgart, Levy u. Müller; geb. 5 M.). Damit vereinigt sich aber schon eine auf Belehrung abzielende Schilderung von Land und Leuten des heutigen Palästinas. Man sieht, hier beginnt bereits jenes Gebiet, wo die Naivität aufhört und allerlei Nebenabsichten der überlegeneren Verfasser einsetzen. Doch kann man solche Bücher immerhin noch passieren lassen, wenn sie geschickt und in guter Sprache erzählt sind wie das vorliegende. Märchen und Geschichte, historische Anekdote und freischaffende Phantasie endlich mischen sich in den zwanzig Geschichten, die Helene Stökl unter dem Titel „Im Jugendland" gesammelt hat (ebenda; mit bunten Vollbildern und sieben schwarz-weißen Textbildern; geb. 4 M.).

Gedichte und Liedersammlungen. Bald nach dem zehnten Lebensjahre pflegt für Knaben und Mädchen die Zeit zu kommen, wo die Freude an Gedichten erwacht, zunächst wohl nach epischen, also nach Gedichten mit erzählendem Inhalt. Man sollte diese Neigung sorgsamer pflegen, als es oft dadurch geschieht, daß man den Kindern irgendwelche, mit einem Fuß noch im Kindischen stehende, von reimenden Dilettanten zusammengedichtete Sammlungen in die Hand steckt. Auch hier ist das beste, was wir tun können, auf die Dichtungen der Weltliteratur zurückgreifen, soweit sie dem kindlichen Gemüt und Verstand zugänglich sind. Zu unserer Freude liegen zwei solcher Bücher in hübscher Ausstattung vor: einen Volksliederstrauß hat unser lyrischer Mitarbeiter Wilhelm Lobsien unter dem Titel „Blau blüht ein Blümelein" gesammelt und als ausdrücklich für die Jugend bestimmt herausgegeben (Bremen, Schünemann; geb. M. 1.50). Es ist gewiß nicht leicht, aus dem reichen Volksliederschatze die Edelsteine herauszusuchen, die auch Kindern als solche gelten. Dazu gehört ein guter Pädagoge und ein feinsinniger Poet. Die Sammlung zeigt, daß der Herausgeber der zwiefachen Aufgabe gewachsen war. Auch vor dem Liebeslied ist, gottlob! nicht Halt gemacht, wenn hier selbstverständlich auch Vorsicht hat walten müssen. Daneben kommen auch tiefernste religiöse Gefühle und der Humor, den das Kind kennt, liebt und nötig hat, zu seinem Rechte. Mehr für das reifere Alter ist der zweite Band desselben Herausgebers („Nun singet und seid froh"; ebenda; geb. M. 2.50) bestimmt. Beide hübsch ausgestattete Bände sind mit „munteren" Bildern von Mary Freiin Knigge geschmückt.

Will man etwas ausschließlich für die Kinder bestimmtes und besorgtes, so wähle man das Kling-Klang-Gloria-Buch, eine Sammlung deutscher Volks- und Kinderlieder, die W. Lobler ausgewählt und in Musik gesetzt, H. Leffler und J. Urban farbig illustriert haben (Wien und Leipzig, Tempsky u. Freytag; geb. 4 M.). Dieses Album gehört zu dem besten, was sanges- und schaulustigen Kindern je beschert worden. Ohne Bedenken unterschreibe ich Heyses und Gurlitts Urteil, daß dieses reizende Lieder- und Bilderbuch in allen Kinderstuben eingeführt zu werden verdient, wo musikalische Mütter ihr junges Volk die beliebten Worte und Weisen lehren, und daß man sich so leicht nichts Farbenfröhlicheres und doch zugleich auch geschmackvolleres an Kinderkunst denken kann als diese die Lieder begleitenden Aquarelle.

Spiele und Beschäftigungsmittel. Das sind viel begehrte Dinge, aber die Auswahl guter Spiele war lange ein Kreuz für Eltern und Erzieher, bis sich einige ernstere Firmen der Sache annahmen und, von warmherzigen und phantasiereichen Pädagogen beraten, den Massenschund durch gut durchdachte und geschmackvoll ausgeführte Leistungen aus dem Felde schlugen. Zu diesen Verlagshäusern gehört als eins der rührigsten das von Otto Maier in Ravensburg, ja die Ravensburger Spiele genießen heute schon Weltruf, weil sie sich die pädagogischen Lehren unserer erfahrensten Jugenderzieher zunutze gemacht, doch dabei immer die Bedürfnisse und die Auffassung der Kinder im Auge behalten haben, also niemals ins Überlegen-Doktrinäre verfallen sind. Auch in diesem Jahre sind wieder einige unterhaltend-belehrende Neuheiten da: drei geographische Spiele „Im Fluge durch die Welt" (große Ausgabe 5 M., kleine 3 M.), „Vom Fels zum Meer" und „Reise ins bayrische Hochland" (je 3 M.), ein Musikalisches Quartett und ein „Sprichwörterspiel" (M. 1.50), insbesondere aber eine allerliebste Auswahl von praktischen Beschäftigungsspielen für Knaben und Mädchen. Dazu gehört das „Ausnähen" (für Mädchen von sechs bis zehn Jahren; 2 M.), das „Figurenlegen" (80 farbige Vorlagen nebst Auflösungen; 2 M.) und das „Stäbchenlegen" (M. 1.50), das „Spielende Zeichnen" (20 Vorlagetafeln; 3 M.) und das „Kleben und Malen", eine Vereinigung, die leichten Zeitvertreib schafft und doch spielend zum künstlerischen Sehen erzieht (2 M.) — alles Spiele, die auf Fröbelsche Anregungen zurückgehen, sie aber neu und selbständig ausbauen. — Für reifere Knaben, die Neigung zu technischen Aufgaben zeigen, seien die Anleitungen und Modellbogen desselben Verlages empfohlen, die unter dem Titel „Spiel und Arbeit" erscheinen. Das 18. Bändchen z. B. (M. 1.50) erteilt Anleitung

Digitized by Google

zum Bau und zur Instandsetzung eines richtig funktionierenden Telephons.

Für Knaben und Mädchen von acht bis vierzehn Jahren bringt der Verlag von Levy u. Müller in Stuttgart eine Anzahl guter kleinerer und größerer Erzählungen, die sich vorteilhaft aus der sonst gerade auf diesem Gebiete grassierenden öden Fabrikware herausheben. Da sind zunächst die dreißig Kindergeschichten zu nennen, die Maina Heyck-Jensen erzählt (mit zahlreichen, zum Teil farbigen Abbild.): märchenartige Erzählungen in leichtverständlicher Sprache, die sich an das Leben der Natur halten und ohne schwülstige Fabeleien zu der Wahrheit der Wirklichkeit hinleiten. Muster dieser Art sind „Die Springwurzel", die „Geschichte von den Sternen", „Was die Tannen erzählen" u. a. Sodann bringt Bertha Wegner-Zell, die Herausgeberin des Töchteralbums", als „Lebende Bilder" (illustr.; geb. 3 M.) sieben aus dem Leben gegriffene Erzählungen, darunter Idyllen von den oberbayrischen Seen und aus Capri sowie schon etwas verzwicktere Erzählungen aus dem „Seelenleben der Kleinen", und auch Agnes Hoffmann tischt in dem farbig illustrierten Bande „Das feige Peterle und andere Geschichten" (geb. 4 M.) heitere und ernste Erlebnisse aus dem Kinderleben auf, die freilich nur wählen sollte, wer die erzieherische Tendenz solcher Jugendbücher nicht verschmäht. Auch Elisabeth Halden fehlt in diesem Jahre nicht. Ihre „Feriengeschichten" (mit acht Vollbildern; geb. 4 M.), zwanzig Erzählungen für Knaben und Mädchen, gehen auf „Bildung und Vertiefung von Herz und Gemüt" aus, wenn auch, wie nicht zu verkennen, ohne Aufdringlichkeit. Daß auch der Humor seine Stelle findet, wird den kleinen Lesern gewiß nicht unwillkommen sein. Das beste dieser Art kommt jedoch auch diesmal von Frida Schanz, die eben auch als Jugendschriftstellerin Dichterin bleibt. Ihre unter dem Titel „Hirtenhannel" vereinigten sechzehn Erzählungen (mit vier farbigen Vollbildern und zahlreichen Textbildern; geb. 4 M.) weisen ein paar Kabinettstücke kindlicher Erzählungskunst auf, psychologisch fein entwickelte Szenen aus dem Kinderleben, die, ohne moralisierende Schwere, sicher in den kleinen Herzen Wurzeln schlagen werden. Ferner sind für dieses Alter noch da: „Christian steigt", die Geschichte eines armen Landjungen von H. Brandstädter, ferner „Ein kleiner Mann" von Hans Berthal und „Dummerchen" von Tony Schuhmacher, die Geschichte eines Mädchens (geb. je 3 M.), Bücher, die wir nur dem Titel und Inhalt nach aufführen können.

Ebenbürtig an die Seite einer Schanz tritt in diesem Jahre als Jugendschriftstellerin unsere Mitarbeiterin Ida Bindschedler mit einer für Knaben und Mädchen von vierzehn Jahren bestimmten zusammenhängenden Erzählung „Die Turnachkinder im Sommer" (Frauenfeld, Huber). Die Erlebnisse der Turnachkinder spielen sich zwar auf einem alten Landgute in der Heimat der Verfasserin am Züricher See ab, wo sie selbst ihre Kindheit verbracht hat, aber das Schweizerische ist doch nicht so stark betont, daß das hübsche Buch nicht auch zu reichsdeutschen Kindern sprechen müßte.

Etwas Eigenartiges und Festtägliches bietet die vielseitig begabte Malerin, Kunstgewerblerin und Poetin Johanna Beckmann mit ihrem Buche „Wichtelmännchen" (Berlin, Warneck; geb. 6 M.), nämlich eine Silhouettenserie (78 Stück), die durch einen poetischen Text zu einer neckisch-ernsten Geschichte verbunden ist. Das beste daran bleibt aber doch die Kunst der Silhouetten, deren Originale, auch die feinsten und zartesten, durchweg mit der Schere geschnitten, nicht etwa gezeichnet sind.

Für die reifere Jugend, d. h. für Knaben und Mädchen zwischen dem vierzehnten und siebzehnten Jahre etwa, seien nur zwei, dafür aber durchaus gediegene Bücher empfohlen: „Die Perleninsel", eine nordische Mär von Georg Galland, mit reichem Buchschmuck von Franz Staffen (Leipzig, Abel u. Müller; Prachtband geb. 8 M.), eine Dichtung voll romantischer Phantasie und tiefer symbolischer Bedeutung, und — aus einem ganz entgegengesetzten Gebiete schöpfend — die von einem Meister seines Faches, dem Leipziger Zoologen Prof. W. Marshall, dargestellte Naturgeschichte des Tierreichs für die Jugend (Nürnberg, Nister; gebunden M. 7.50). Hier haben wir endlich einmal ein allgemeines naturgeschichtliches Werk, das im Text wie in den zahlreichen farbigen und schwarzen Illustrationen vollkommen wissenschaftlichem Ernste gerecht wird und sich doch mit seiner Darstellungsform dem jugendlichen Verständnis und Interesse anschmiegt.

Für Mädchen gibt es ein paar jährlich wiederkehrende Erscheinungen, die sich nun schon seit Jahrzehnten in der Gunst der jungen Leserinnen behaupten. Da ist vor allem der geradezu verschwenderisch reichhaltige Sammelband „Das Kränzchen" (Stuttgart, Union; geb. 10 M.), der wohl imstande, auch die belebteste Kinderstube das liebe lange Jahr hindurch mit Lese- und Beschäftigungsstoff zu versehen. Auch diesmal wieder wartet er mit einer Fülle von farbigen Illustrationen, Holzschnitten, Erzählungen, Märchen, Plaudereien, Gedichten, Sprüchen, Spielen und belehrenden Abhandlungen auf, die fast alle vom Vertrauten in der nächsten Umgebung des Kindes ausgehen, um von hier aus ihre Fäden in die Weite zu spinnen. Doch auch praktische Anleitungen zu Haus- und Küchenverrichtungen fehlen nicht, Rezepte und Handarbeitsmuster bereiten auf den Beruf der künf-

Digitized by Google

tigen Hausfrau vor, und Notizen über Kleidung und Toilette lassen frühe Blicke in das geheimnisvolle Reich der Mode tun. Der Gesundheitslehre, den Bewegungsspielen und Körperübungen ist gleichfalls wieder liebevolle Aufmerksamkeit gewidmet.

Schier unübersehbar sind die Erzählungsbände, die sich mit der lockenden Marke „Für junge Mädchen" schmücken. Aber was für überspannte, phantastische Sachen werden unter dieser Marke oft eingeschmuggelt! Hier ist größte Vorsicht geboten. Nur zwei gute Bücher dieser Art können empfohlen werden: Bertha Clément's neue Erzählung „Das Heimchen" (mit 27 Abbildungen von Curt Liebich; Stuttgart, Union) und Lily von Muralts liebenswürdiges Büchlein „Aus Lottchens Tagebuch" (Zürich, Füßli; geb. M. 2.80). Diese Verfasserin wagt es schon, eine „stille Herzensneigung" zu berühren, sie tut es aber in so reiner Weise, daß man sie darum nicht tadeln mag.

Für Knaben gibt es gleichfalls seit langen Jahren schon ein paar wohlbekannte, jährlich wiederkehrende Sammelbücher. An ihrer Spitze steht dem Umfang und Alter nach Der gute Kamerad (Stuttgart, Union; geb. 10 M.), der nun schon zum zwanzigstenmal erscheint. Was Knabenherzen nur begehren mögen, liegt im Rahmen dieses 828 Seiten starken Bandes bereit. Da gibt es abenteuerfreudige Erzählungen, vorbildliche Lebensbeschreibungen, Reiseschilderungen aus Heimat und Fremde, romantische Jagd- und Seeerlebnisse, Geschichtsbilder, Aufsätze aus der Länder- und Völkerkunde, naturwissenschaftliche Belehrungen, Militär-, Marine- und Luftschifferartikel, Experimente usw. Dies alles ist mit Hunderten und Aberhunderten von guten Illustrationen erläutert, zu denen sich neuerdings auch gute Farbenblätter gesellt haben. — Reifere und ernstere Knaben, deren Neigung sich den realen Fächern des Lebens zugewandt hat, werden sich mit Genuß und unter steter Belehrung in das Neue Universum vertiefen (Stuttgart, Union; geb. M. 6.75). Es unterrichtet, abgesehen von fünf größeren Erzählungen, die unter anderen auf der Insel Sachalin, in Afrika und in den — Mondbergen spielen, in leichtverständlicher, aber anregender Form mit Hilfe von zahlreichen, wissenschaftlich exakten Illustrationen, auch bunten, über die neuesten Erfindungen und Entdeckungen aus Technik, Industrie und Verkehrswesen, über neu erschlossene Gebiete der Länder- und Völkerkunde (Marokko, Afrika), der Marine, des Militärwesens, der Luftschiffahrt, der Geologie, der Witterungskunde wie überhaupt der gesamten Naturwissenschaften. Die Rubrik „Häusliche Werkstatt", wieder besonders reich bedacht, gibt Anleitung zu unterhaltender und belehrender Selbstbeschäftigung.

Prächtig entwickelt hat sich seit seinem kurzen Bestehen Das große Weltpanorama, ein illustriertes Jahrbuch der Reisen, Abenteuer, Wunder, Entdeckungen und Kulturtaten, das für alle Gebildete reichlichen Unterhaltungs- und Belehrungsstoff enthält, am besten aber doch wohl für die reifere männliche Jugend paßt (Berlin, Spemann; geb. M. 7.50). In ähnlicher Weise wie früher lösen sich auch in dem neuen Bande wieder ab größere Erzählungen, Reiseschilderungen, Aufsätze über Länder- und Völkerkunde, Abenteuer, Zoologie, Gebiete der Naturkunde, Jagd, Sport und Spiel, Technik und Kuriositäten. Viele Vollbilder und Abbildungen schmücken das Werk. Man wird die Erzählung von O. Tormann „Der Fremdenlegionär" mit ebenso gespannter Aufmerksamkeit verfolgen wie in anderer Weise das „Abenteuer bei den Islandfischern" von K. E. Schmidt oder die völkergeschichtlichen Skizzen von Dr. Gust. Diercks und Dr. J. Wiese. Genug, in dem Buche ist so viel Belehrung, Unterhaltung und Anregung vorhanden, daß wir es für die junge Generation warm empfehlen dürfen.

Auch die Geschichte zeigt sich mit Jugendschriften wieder reichlich bedacht, doch möchten wir auch hier nur drei Bände als das Beste hervorheben: Karl Taneras „Wolf der Junker" (illustriert von Ernst Zimmer; Leipzig, Hirt u. Sohn; geb. M. 3.50), eine kriegsgeschichtliche Erzählung aus der Zeit Ludwigs XIV., für die die Besetzung der Rheinlande und die Zerstörung der unglücklichen Stadt Speyer durch die französischen Truppen den Hintergrund abgibt, und zwei Erzählungen aus der napoleonischen Zeit: die Jugendgeschichte des Hunsrücker Dorfschullehrers Joh. Jac. Röhrig, von ihm selbst erzählt („Unter der Fahne des ersten Napoleon"; mit acht Vollbildern; Altenburg, Geibel; geb. M. 2.60), und die Schilderung der Kriegserlebnisse eines preußischen Jungen, betitelt „Aus den Unglückstagen von 1806", erzählt von Fritz Pistorius (mit Buntbild und neun Karten; Berlin, Trowitzsch u. Sohn; geb. 4 M.). Dort schildert der Selbstbiograph in der der damaligen Zeit eigenen kräftigen Ausdrucksweise seine Erlebnisse bei Möckern, an der Katzbach, Leipzig und Hanau, während seines Aufenthaltes in Haynau, Bautzen, Dresden und auf dem Rückzuge durch Thüringen nach dem Rhein; hier, bei Pistorius, bleiben wir mit dem „preußischen Jungen" in der vaterländischen Unglückszeit des Jahres 1806, und die Wahrheit der Geschichte tritt uns ohne alle Schönfärbung mit grausamer Echtheit entgegen. Selbst ein strenger Historiker nennt deshalb das Buch eine „wirklich erfreuliche Erscheinung auf dem Gebiete des Jugendschrifttums", die wohl berufen sei, die Flut jener Erzählungen zu dämmen, die auf bloße Spannung arbeiten und unsere Jungen innerlich veröden. — Derselbe Verfasser ist es, der das ergötzliche, recht von Herzensgrund fröhlich-jugendliche, aber auch ernst nachdenkliche Buch „Dr. Fuchs und seine

Digitized by Google

Tertia" geschrieben hat (Berlin, Trowitzsch; geb. 3 M.), ein Buch, das so recht zum Vorlesen während der Weihnachtstage paßt, wenn die „Jungen unter sich sind".

Endlich noch der Hinweis auf zwei Jugendbüchereien, Sammlungen von äußerlich gleichförmigen, ihrem Inhalt nach desto mannigfaltigeren Bändchen, die jeder Erzieher gern in der Bibliothek der männlichen Jugend sehen wird. Recht erfreulich sind namentlich die neuen Bände der billigen illustrierten „Universalbibliothek der Jugend" (Stuttgart, Union), z. B. der Band, in dem Gust. Gast Drygalskis Reise nach dem Südpol beschreibt, oder andere, in denen R. Roth Charakterhelden aus der deutschen Geschichte (des Mittelalters) feiert, V. Schultz eine Geschichte aus dem Baltischen Aufstand erzählt oder G. Plieninger ein Lebensbild von Livingstone zeichnet. Jedes dieser hübsch gebundenen Bändchen kostet nur 80 Pf. bis M. 1.20. — Im Format und in der Ausstattung lehnt sich an diese Sammlung die gleichfalls illustrierte „Deutsche Seebücherei" an (Altenburg, Geibel; jedes Bändchen geb. M. 1.40), eine Sammlung von Erzählungen aus dem Leben des deutschen Volkes zur See, für Jugend und Volk geschrieben von Prof. Dr. J. W. Otto Richter (Otto von Golmen). Uns liegen neuerdings die Bändchen 9 bis 12 dieser hübsch ausgestatteten Sammlung vor. Sie behandeln, immer in erzählender, novellistischer Form, die Unterwesermarschen und das Heldenvolk der Stedinger (Bd. 9), die „Erste deutsche Flotte und ihren Admiral" (Brommy; Bd. 10), „Prinz Adelbert und die Begründung der neuen deutschen Flotte" (Bd. 11) und die Tätigkeit der deutschen Marine bei Niederwerfung des Araberaufstandes in Ostafrika 1888/90 (Bd. 12). Sämtliche Erzählungen sind getragen von einem frischen fröhlichen Wirklichkeitssinn und einer festen nationalen Gesinnung.

Ältere und neuere deutsche Dichter

Diese Rubrik bedarf nach der starken Berücksichtigung, die sie schon im Dezemberheft erfahren hat, nur noch ein paar kurzer Nachträge des Wichtigsten. Zunächst möchten wir eine lyrische Anthologie nicht übergehen, schon weil sie sich durch ihre scharf ausgeprägte Eigenart von anderen energisch unterscheidet. Sie heißt „Die Ernte aus acht Jahrhunderten deutscher Lyrik", ist gesammelt von Will Vesper und kostet, ein Band von fast fünfhundert Seiten, kartoniert nur M. 1.80 (Düsseldorf, W. Langewiesche-Brandt). Die Sammlung will ausdrücklich „dem feinsten Genuß empfänglicher Menschen" dienen, und so darf man sich nicht wundern, daß sie ohne Rücksicht auf Berühmtheit und Tagesmode nur das Reife, Bleibende, Weiterführende der deutschen Lyrik von den Minnesängern an bis auf heute aufnimmt, dagegen geflissentlich um die „beliebten" und allzu bekannten Lyriker herumgeht. Mag man immerhin dieses oder jenes Gedicht vergebens suchen; dafür stehen jedem überraschende und freudige neue Entdeckungen bevor. Diese „Ernte" gehört der neuen Broviersammlung „Bücher der Rose" an, als deren zweiter Band ihr eine Auswahl aus Goethes Briefen folgt („Alles um Liebe"; derselbe Preis), die sich eine „menschliche" Ausgabe nennt, weil sie in erster Linie den Menschen, die Persönlichkeit Goethe gibt. Durch eine fortlaufende biographische Erzählung verbunden, durch sachliche Anmerkungen erläutert, durch bedeutsame Briefe an und über Goethe ergänzt, möchte diese Ausgabe ein Lebensbuch werden, das uns durch alle Stunden mit Trost, Erhebung, Mitfreude und Mitleid begleitet. — In der neu bearbeiteten „Bibliothek deutscher Klassiker für Schule und Haus", die vornehmlich für katholische Leser bestimmt ist, liegt jetzt, besorgt von Prof. Hellinghaus, auch eine neue dreibändige Goetheausgabe, also nur eine Auswahl, vor (Freiburg, Herder; jeder Band geb. 3 M.). Für diese Auswahl waren dieselben Grundsätze maßgebend, die bei der bekannten Schillerausgabe dieser Bibliothek galten: „sittlich anstößige Stellen" sind ausgelassen, dagegen ist an einzelnen Gedichten nichts geändert worden. Diesen Grundsatz einmal respektiert, muß anerkannt werden, daß sich der Herausgeber von einer übertriebenen Prüderie glücklich ferngehalten hat. Dem Texte sind die besten kritischen Ausgaben zugrunde gelegt; das Leben Goethes und die Einleitungen zu den einzelnen Werken sowie die kurzen Anmerkungen beruhen auf den besten Goetheschriften und entsprechen daher möglichst dem neuesten Standpunkt der Forschung. — Eine sorgsame, geschmackvoll zusammengestellte Auswahl aus Goethes Gesprächen haben wir in einer neuen Publikation des Inselverlags zu Leipzig. Sie ist herausgegeben von Frz. Deibel und Fr. Gundelfinger und kostet in Leder gebunden 8 M.

Mehr ein Kuriosum für Bibliophilen als eine notwendige Bereicherung unserer Hausbibliotheken ist die getreu in der Ausstattung des Originals gehaltene Ausgabe der Jobsiade, des komischen Heldengedichtes von Kortum (Leipzig, Inselverlag). Allerliebst hat der Schalk Otto Julius Bierbaum sie mit einer in Ton und Versmaß des Gedichtes gehaltenen Vorrede „gleichsam schandenhalber" eingeleitet. — Noch fortgeführt wird in demselben Verlage die zehnbändige Ausgabe der Werke Wilhelm Heinses, auf die wir schon wiederholt aufmerksam gemacht haben. Der sechste Band bringt den Schluß von „Hildegard von Hohenthal" und „Anastasia und das Schachspiel".

Eine gute Ausgabe von Brentanos Schriften (Auswahl) gibt es in neuer Auflage (durchgesehen von Gerh. Gietmann S. J.) im Herderschen Verlage (mit Bildnis und sechs Illustra-

Digitized by Google

tionen von Steinle in Lichtdruck; geb. 7 M.). Die Berechtigung einer Brentanoausgabe braucht vor unseren Lesern nicht erst nachgewiesen zu werden. Seiner reichen poetischen Begabung und seiner Meisterschaft über die Sprache wird heute ungeteiltes Lob gespendet. Am wenigsten aber sind bisher die Tiefe seines edlen Gemütes und sein patriotischer Sinn gewürdigt worden, und deshalb ist es ein Verdienst der vorliegenden Auswahl, daß sie diese Seiten besonders hervortreten läßt.

Mit einer vollständigen kritischen Ausgabe der Gedichte Wilhelm Müllers, des „Griechen-Müllers, beschenkt uns James Taft Hatfield (mit Porträt und Faksimilebeilage; Berlin, Behr; geb. 7 M.). Der Herausgeber hat den Grundsatz durchgeführt, den liebenswürdigen, um unsere volkstümliche Lyrik ebenso verdienten wie für die literarische Zeitgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts interessanten Dichter „treu" wiederzugeben und nichts von ihm zu verbessern oder auszulassen.

Mörike wird jetzt von unseren Verlegern förmlich verhätschelt. Zu den früher schon aufgeführten Ausgaben seiner Gedichte kommt noch eine neue kommentarlose, aber gut gedruckte und hübsch gebundene aus dem Verlage von Carl Krabbe in Stuttgart (geb. 3 M.). Auch andere Einzelausgaben Mörikescher Werke sind noch reichlich zur Hand: eine Auswahl der Gedichte, besorgt von Friedrich Bernt, und die Meisternovelle „Mozart auf der Reise nach Prag" in ganz billigen Bändchen der Hendelschen Gesamtliteratur, die Gedichte und das Märchen vom „Stuttgarter Hutzelmännchen" bei Reclam (U.-B. Nr. 4769—70, 4755). Der Universalbibliothek hat der Herausgeber dieser Reclambändchen, Prof. v. Sallwürk, endlich auch eine treffliche kleine Mörikebiographie anvertraut (Nr. 4742), die man also für 20 Pfg. kaufen kann.

Gleich Mörike ist seit ein paar Jahren auch Fritz Reuter „frei" geworden, d. h. das Privileg seines ursprünglichen Verlegers Hinstorff ist erloschen, und es ist Raum geschaffen für billigere und bessere Ausgaben, als jener sie uns geben wollte oder konnte. Einige davon sind hier bereits früher besprochen worden, so die billige Reclamsche (von Gaedertz besorgt), daraus einzeln (U.-B. Nr. 4749) die hochbedeutsame Urgestalt der „Festungstid" („Eine heitere Episode aus einer traurigen Zeit", mit Einleitung und zwei Bildnissen), die einbändige der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart von Otto Weltzien (geb. 4 M.) und die bei Max Hesse erschienene in 18 Bänden (geb. in 7 Leinenbänden 8 M.), die der Kieler Gymnasialprofessor Dr. Müller besorgt hat. Inzwischen ist nun auch die zwölfbändige Reuterausgabe des Bibliographischen Instituts eine gute Strecke vorwärts gekommen. Unter allen ihren Wettbewerbern darf diese von einem Kenner niederdeutscher Literatur wie Prof. Wilh. Seelmann besorgte doch wohl den ersten Rang behaupten (jeder Band geb. 2 M.). Seelmann hat nicht nur den Text zuverlässig festgestellt, sondern auch in den Einleitungen und Anmerkungen wichtige Hilfsmittel zum Verständnis dargeboten. Die bisher erschienenen fünf Bände enthalten die Läuschen un Rimels, Stromtid, Franzosentid, Schurr-Murr, Festungstid (mit der hochdeutschen Urgestalt), De Reis' nah Bellingen, Hanne Nüte, dazu mancherlei kleine Gaben, die bisher verborgen geblieben. Dem ersten Bande geht ein von Seelmann entworfenes sachkundiges Lebensbild von Reuter voraus. Alles, was die im letzten Jahrzehnt so rührige Reuterforschung ans Licht gebracht hat, findet sich hier mit Scharfsinn und Umsicht verwertet.

In neuem Gewande, doch in wohlfeilen Ausgaben, grüßen uns zu diesem Feste zwei Dichtungen Scheffels, die seit langen Jahren schon unter vielen, vielen deutschen Weihnachtsbäumen gelegen haben und sicher auch diesmal an vielen Orten mit Jubel begrüßt werden: der „Trompeter", mit den Illustrationen von Anton von Werner in großer Oktavausgabe, und der „Ekkehard" in demselben stattlichen Format, mit Buchschmuck von C. Liebich (beide bei Bonz in Stuttgart; geb. je 8 M.).

Die lebenden Autoren, so gern wir gerade sie unter den literarischen Festgeschenken des deutschen Hauses vertreten sehen möchten, lassen sich nur schwer in diesen zu äußerster Knappheit verurteilten Rahmen spannen, da sie alle eigentlich eine Besprechung erfordern, und dafür hier der Raum gebricht. Doch gibt es immerhin auch unter ihnen eine Anzahl schon jetzt fest umrissener Persönlichkeiten, so daß man wohl wagen darf, mit ganz wenigen Worten auf einzelnes Hervorragendes hinzuweisen, so bunt und wirr das Quodlibet auch erscheinen mag. Da sei zunächst wieder hingewiesen auf Paul Heyses Novellen, die der Cottaische Verlag jetzt in Lieferungen (60 zu je 60 Pf.) erscheinen läßt. Die Sammlung, in der wir Heyses Bedeutung noch immer am besten vertreten sehen, ist auf zehn von dem Dichter selbst zusammengestellte Bände berechnet und enthält unter anderem seine „Troubadournovellen", das „Buch der Freundschaft" sowie zwei Bände „Italienische Novellen", also auch die Schöpfungen, durch welche Heyse seinen Ruhm als „Meister der Novelle" begründet hat. — Sodann erscheinen jetzt die Gesammelten Werke Hauptmanns in sechs Bänden bei Fischer in Berlin, einfach, aber in feinstem Geschmack (Buchschmuck von E. R. Weiß) ausgestattet. Sie enthalten alle bisher erschienenen Dramen („Vor Sonnenaufgang" bis „Und Pippa tanzt"), aber auch die beiden Novellen („Bahnwärter Thiel" und „Der Apostel") sowie die dramatischen Fragmente „Helios" und „Das

Digitized by Google

Hirtenlied". — Eine wohlfeile Ausgabe von Ludwig Ganghofers Schriften kommt lieferungsweise bei Bonz in Stuttgart heraus. Sie soll die bekanntesten und beliebtesten Erzählungen des Verfassers, wie „Herrgottschnitzer von Ammergau", „Jäger vom Fall", „Der laufende Berg" und andere enthalten und beginnt mit „Schloß Hubertus". Mit einem persönlich empfundenen Vorwort, einer Art ästhetischem Selbstbekenntnis, leitet Ganghofer diese neue Ausgabe ein. Danach sollen seine Erzählungen „befreiend" wirken wie alle echte Kunst, sie sollen aber auch zu freudigem Lebensglauben erziehen (vgl. sein Gespräch mit dem Kaiser!).

Abseits von den breiten Literaturstraßen und daher lange auch abseits von der Gunst des großen Publikums haben sich zwei den inneren Melodien des Lebens horchende Dichter ihre Gemeinden geschaffen: der Schweizer Karl Spitteler und der Elsässer Fritz Lienhard. Jetzt sind auch sie in einer Reihe und auf einer Höhe, wo sich an eine Gesamtausgabe ihrer Werke denken läßt, und tatsächlich werden diese schon vorbereitet. Einstweilen müssen sich ihre Verehrer freilich noch mit Einzelausgaben begnügen. So sind neuerdings von Spitteler die ebenso temperament- und phantasievollen wie ehrlichen, ursprünglichen und sprachkräftigen Essays „Lachende Wahrheiten" bei Diederichs in Jena in zweiter vermehrter Auflage erschienen (geb. M. 4.50). Auch der „Olympische Frühling", eins der großzügigsten Epen der Gegenwart, liegt ebenda in zweiter Auflage vor (vier Bände, geb. M. 13.50; jeder Band auch einzeln), und neu herausgekommen sind ferner die „Extramundana", die kosmischen Dichtungen (geb. 5 M.). Dagegen sind frisch erschienen die Gedichtsammlung „Glockenlieder", so recht ein Buch für stille, nach innen lebende Gemüter, die das „Wesentliche" im Leben von den Nichtigkeiten zu trennen gelernt haben, und die Romandichtung „Imago" (geb. 3 M.), in der der Dichter zugleich mit der Geschichte einer Liebe die Tragödie eines Dichters schildert, dessen Phantasie mit der Wirklichkeit in Widerstreit geriet. Tiefstes seelisches Ringen mischt sich hier mit barockem Humor, Ironie und Menschenverachtung. — Von Fritz Lienhard haben wir vor kurzem (Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart) das „Thüringer Tagebuch" empfangen (geb. 4 M.), ein Bekenntnisbuch voller Schönheitsfreude und Erkenntnisdrang, Spaziergänge durch Thüringens Natur und Kultur, die aus der Nähe in die Weite, von der Erde in die Höhen schweifen und allen denen, die mit dem Herzen geschriebene Betrachtungsbücher lieben, aufs wärmste empfohlen werden sollen. Der Zeichner Ernst Liebermann hat zu diesen Blättern den stimmungsvollen Buchschmuck geschaffen, so daß sie auch äußerlich eine Festgabe darstellen. — Wer den Dramatiker Lienhard auf seiner Höhe kennen lernen will, greife zu der dramatischen Trilogie „Wartburg", die jetzt eben in schöner Gesamtausgabe herausgegeben ist (ebenda; geb. 6 M.).

Deutsche Literaturgeschichte und literarhistorische Lebensbilder

Auch hier bedarf es nur weniger Nachträge, sobald wir alles das beiseite lassen, was zu sehr ins einzelne geht, die gelehrte Forschung streift und nicht die große, zu allen Gebildeten sprechende Form findet. Nachzuholen ist die Mitteilung, daß die große Illustrierte Deutsche Literaturgeschichte von Anselm Salzer (München, Allgemeine Verlagsgesellschaft) nunmehr ihrem Abschluß entgegeneilt, nachdem sie in ihren letzten Lieferungen bis an die Schwelle des achtzehnten Jahrhunderts gekommen ist. Sie ruht auf gründlichem Wissen und guter Darstellungsgabe und erfreut sich für ihren illustrativen Teil einer rühmenswerten Freigebigkeit des Verlegers. Am ehesten läßt dieses Werk sich mit dem von Vogt und Koch vergleichen: auch hier ist das Bild der Literatur auf dem Hintergrunde der Gesamtliteratur gezeichnet, und möglichst sorgfältig sind alle neueren Forschungsresultate der gelehrten Germanistik und Literarhistorik populär verwendet.

Einen guten Führer durch „Die deutsche Dichtung der Gegenwart" findet der Leser in Adolf Bartels' bekanntem Buch, das jetzt schon in siebenter, verbesserter Auflage vorliegt (Leipzig, Avenarius; geb. 5 M.). Für das Publikum, das eine klare Übersicht rasch und bequem gewinnen und durch einige kennzeichnende und kritische Bemerkungen auch über den Wert minder hervorragender Dichter unterrichtet sein will, ist Bartels' „Deutsche Dichtung" gerade das rechte. Man braucht seine Urteile nicht alle zu unterschreiben und wird doch die Klarheit und Festigkeit seiner Darstellung, zumal in solchem gedrängten Überblick, hochschätzen müssen. Die neue Ausgabe bringt in drei neuen Kapiteln über Heimatkunst, moderne Unterhaltungsliteratur u. a. Darstellungen auch schon unserer jüngsten Literaturentwicklung.

Von Lebensbeschreibungen und Einzelcharakteristiken älterer und neuerer Dichter sind gleichfalls im Dezemberheft schon eine Anzahl aufgeführt. Hier tragen wir nach: ein erfrischendes Büchlein von Hans Holzschuher über Hans Sachs, das das Ursprüngliche, Unvergängliche und noch für unsere Zeit Beherzigenswerte an der kernigen Persönlichkeit des Volksdichters in den Vordergrund rückt und von reichem Bilderschmuck meistens Dürerscher Herkunft begleitet ist (Band 31 der von Georg Brandes herausgegebenen „Literatur"; Berlin, Bard, Marquardt u. Ko.; geb. M. 1.25), und unter besonderer Empfehlung die grundlegende, noch heute klassische Hebbelbiographie von Hebbels Freund Emil Kuh, soeben in zweiter, unveränderter, nur bedeutend

Digitized by Google

wohlfeilerer Ausgabe bei Wilh. Braumüller in Wien erschienen (zwei Bände).

Eine kurze, aber gehaltvolle Reuterbiographie hat Prof. Th. Gaedertz (Reclams U.-B. Nr. 4798—99; geb. 80 Pf.), eine geistreiche Skizze des Lebens und Schaffens Conr. Ferd. Meyers hat Otto Stoeßl gegeben (Brandes' „Literatur" Bd. 25; Berlin, Bard, Marquardt u. Ko.; geb. M. 1.25; mit zahlreichen, meistens noch unveröffentlichten Porträts und Briefen), während Else Croner eine feinsinnige Studie Fontanes Frauengestalten gewidmet hat (Berlin, Fontane; geb. 5 M.), einem Thema, das tief in das menschliche und künstlerische Wesen des Dichters selbst eindringt. Adolf Bartels' kritisch, aber wenigstens nicht ohne Respekt geschriebenes Buch über Gerhart Hauptmann, bis auf das jüngste Werk des Dichters („Und Pippa tanzt") ergänzt, also gegenwärtig die einzige vollständige Hauptmann-Würdigung (Berlin, Emil Felber; geb. 5 M.), ist in zweiter, vermehrter Auflage erschienen.

Kunstgeschichte

Die bedeutendsten Kunstgeschichten, deutsche und fremde, sind im Lauf des Jahres in den „Bildenden Künsten" besprochen worden; deshalb hier nur der Hinweis auf ein paar neuere Erscheinungen von meistens populärem Gepräge. An die Spitze der allgemeinen Kunstgeschichten verdient Karl Woermanns „Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker" gestellt zu werden. Sie ist auf drei Bände angelegt und bringt im zweiten Bande, der vor kurzem erschienen (Leipzig, Bibliogr. Institut; in Halbleder geb. 17 M.), eine Darstellung der Kunst der christlichen Völker bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Selten ist der Grundsatz jeder wissenschaftlichen und doch populären Veröffentlichung, sich nicht in unfruchtbare Einzelheiten zu verlieren, sondern offenen Auges dem großen Zug der Entwicklung zu folgen, sorgsamer beobachtet worden als hier. Woermann geht seine eigenen Wege: er gehorcht nicht irgendeinem System, sondern erkennt als einzigen Herrn über sich die Objektivität an. Zu diesen Vorzügen des Textes kommt nun noch die stattliche Anzahl der Illustrationen: 1400 Abbildungen im Text, 45 Tafeln in Farbendruck und 100 Tafeln in Holzschnitt und Tonätzung. Nur ein seit Jahrzehnten mit der Kunst aller Zeiten und Völker durch ausgedehnte Reisen und amtliche Tätigkeit engvertrauter Forscher, weitblickend und doch fest in seinen eigenen Anschauungen wurzelnd, konnte diese einzigartige Leistung zu Werke bringen. Als Handbuch und Nachschlagewerk wird „der Woermann" dem Kunstliebhaber bald unentbehrlich sein. — Erst in weitem Abstande von diesem Werk können die anderen Handbücher und Leitfäden genannt werden: Dr. Max Schmids bei Neumann in Neudamm erscheinende „Kunstgeschichte" nebst einem kurzen Abriß der Musik- und Operngeschichte (mit 420 Abbildungen; geb. M. 7.50), der für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht bestimmte „Leitfaden der Kunstgeschichte" von Dr. Wilh. Buchner (10. sehr bereicherte Aufl., mit 281 Abbildungen; Essen, G. D. Baedeker; geb. 4 M.), der auch das Kunstgewerbe heranzieht, und A. Bohnemanns „Grundriß der Kunstgeschichte" (Breslau, Ferd. Hirt u. Sohn; geb. 4 M.), der sich, gleichfalls vornehmlich als Schul- und Nachschlagebuch gedacht, ohne große Selbständigkeit an ausführlichere Werke hält, in seiner zweiten, vermehrten und verbesserten Auflage aber mit Sorgfalt die neuere und neueste Kunst berücksichtigt. Die Abbildungen (gegen 200) sind glücklich und charakteristisch ausgewählt. Vollständig neu bearbeitet erscheint das „Handbuch der Kunstgeschichte" in „Webers Illustrierten Handbüchern" (früher „Katechismen" benannt; Leipzig, Weber; geb. 6 M.). Es geht jetzt unter dem Namen des Bearbeiters Hermann Ehrenberg, der in der Tat eine fast völlig neue Arbeit zu leisten hatte. Aus der riesigen Masse des Stoffes, der von der Steinzeit bis hinauf zu Rodin, Segantini und Klinger reicht, hat er alles das herausgehoben, was für das große Publikum unserer Zeit von Bedeutung ist. Je näher der Neuzeit, desto ausführlicher. Erläuternde Abbildungen, immer in engem Anschluß an den Text, begleiten die Darstellung.

Wir kommen zu den Darstellungen einzelner

Kunstepochen und Kunststätten

und erinnern da zunächst an die reich illustrierte Seemannsche Sammlung „Berühmte Kunststätten", die mittlerweile die hervorragenden Kunststätten fast des ganzen Erdkreises umspannt. Ein neuerer Band, von André Perate, behandelt Versailles (Nr. 34, Preis 3 M.). Versailles behauptet in der Kulturgeschichte seinen eigenen Platz; es ist die Geschichte Frankreichs im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. Hier umfängt einen das Zeitalter, wo die Kultur des Geistes ganz in der Dekoration aufgelöst ist. Alle Götter Griechenlands werden herbeizitiert, um den Ruhm des einzigen Monarchen zu künden. Perates Buch ist ein gewissenhafter Führer durch diese zwei Jahrhunderte französischer Kunst; zugleich aber muß man es im besten Sinne kulturgeschichtlich nennen. Nirgends entbehrt man den geschichtlichen Hintergrund. So wird der Band in erster Linie von all denen dankbar aufgenommen werden, die Paris kennen und im Schloß der Bourbonen auf Stunden sich von seiner überwältigenden Pracht haben gefangennehmen lassen. — Ein neuer Band des „Modernen Cicerone" (Stuttgart, Union; M. 4.50) gilt dem Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin. Der Zweck der kleinen handlichen Bücher, den Fremden auf

Digitized by Google

seinen Gängen durch die Kunststätten zu begleiten und ihn nicht nur zu lehren, die Kunstwerke zu verstehen, sondern ihm auch eine Anleitung zu ihrem Genuß zu bieten, ist auch hier von Dr. Paul Schubring, einem Beamten des Museums, streng festgehalten worden; doch setzt das Buch den guten Willen voraus, sich ernster und geduldiger, als der flüchtige Besucher es tut, in die Schätze zu vertiefen. Schubring erweist sich als kenntnisreicher, liebenswürdiger und unterhaltender Führer; Abbildungen kommen ihm dabei überall zu Hilfe.

An die Spitze der eigentlichen Monographien über Kunstepochen gehört Prof. Heinr. Wölfflins Buch „Die klassische Kunst" (2. Aufl.; München, Bruckmann; geb. 10 M.). Es kann so leicht kein Werk geben, das geeigneter wäre, gebildete Kunstfreunde — freilich nur solche, nicht etwa Schüler oder Studierende — in die Seele der italienischen Renaissance einzuführen. Dies um so mehr, als die für Darstellungen dieser Art unumgänglichen Abbildungen der in Betracht kommenden Kunstwerke dem Buche in hinreichender Zahl (112) beigegeben sind.

Mit der neudeutschen Kunst, wesentlich aber mit Böcklin und Thoma, befassen sich die acht Vorträge, die Prof. Henry Thode für ein Gesamtpublikum an der Heidelberger Universität gehalten hat und nun als Buch in der Winterschen Universitätsbuchhandlung zu Heidelberg erscheinen läßt (geb. 3 M.). Man kennt Thodes von einer strengen sittlichen Weltanschauung und einem stolzen nationalen Empfinden getragene Wertung deutscher Kunst und deutschen Wesens im Sinne Baireuths; hier hat man das tiefstgreifende Bekenntnis dieser markanten Persönlichkeit, seine antiimpressionistische Ästhetik in nuce.

Wenden wir uns nun zu den Künstlermonographien, so haben wir zunächst zweier neuer Bücher über Albrecht Dürer zu gedenken. Da ist zunächst ein Bändchen der Teubnerschen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" (Nr. 97; geb. M. 1.25), das Dr. Rud. Wustmann zum Verfasser hat, sich einer höchst lebendigen, persönlich gehaltenen Darstellung auf knappstem Raum (100 Seiten) rühmen darf und manches völlig Neue und Eigene namentlich über den Menschen Dürer enthält. Tiefer schürft natürlich Prof. Heinr. Wölfflins neuestes großes Werk: „Die Kunst Albrecht Dürers" (mit 132 vortrefflichen Abbildungen; München, Bruckmann; geb. 12 M.). Doch zeigt sich der gelehrte Verfasser hier etwas weniger leicht zugänglich als in seiner „Klassischen Kunst": er analysiert namentlich die formale Seite der Dürerschen Werke aufs eindringlichste, streift dabei aber auch manchmal an den apodiktischen Ton des unfehlbaren Dogmatikers und panzert sich mit einer spröden, wenn auch äußerst prägnanten Einseitigkeit, die den deutschen Meister fast allein im Spiegel der italienischen Renaissance betrachtet. Die edle Ausstattung des Buches bei dem niedrigen Preis ist höchst anerkennenswert.

Von Dürer schreiten wir gleich in die deutsche Gegenwart hinüber zu Meistern wie Menzel und Thoma, die ein Stück von jenem Größeren ererbt haben. Menzel als Mensch, aber auch als Künstler hat vielseitige neue Beleuchtung erfahren durch die Erinnerungen, die sein Freund und Kunstgenosse Paul Meyerheim kürzlich über ihn veröffentlicht hat (Berlin, Gebr. Paetel; 5 M.). Einen besonderen Wert erhalten diese Aufzeichnungen durch die ihnen beigegebenen schönen Lichtdrucke nach bisher ziemlich oder ganz unbekannten Menzelschen Originalen. Gilt dies Buch wesentlich dem älteren Menzel, so beschäftigt sich ein anderes, ungleich umfangreicheres und kostbareres mit dem jungen Menzel. „Aus Menzels jungen Tagen" lautet denn auch der Titel dieses Prachtwerkes in Folioformat, und sein Verfasser ist der Leiter der Berliner Nationalgalerie, Hugo von Tschudi (mit zahlreichen vorzüglichen, z. T. farbigen Nachbildungen früher Arbeiten Menzels; Berlin, Grote; geb. 20 M.). Zwei Drittel des Bandes füllt der Abdruck von Briefen, die Menzel in den Jahren 1836 bis 1853 an den Tapetenfabrikanten Arnold in Kassel und dessen Sohn, den späteren nassauischen Hofmaler Karl Arnold, geschrieben hat; vorher aber geht eine Würdigung von Menzels Kunst, die weit über seine jungen Jahre hinausgreift. Die Briefe sind oft von entzückender Lebendigkeit, überraschender Reife, Selbständigkeit und schlagender Kürze, auch wo sie altberlinische Kunstzustände berühren; die Würdigung Tschudis befleißigt sich einer vornehm-sachlichen Ruhe, indem sie bei aller Anerkennung und Bewunderung doch auch die Grenzen der Menzelschen Begabung aufdeckt. Doch so gehaltvoll auch der Text, das köstlichste ist und bleibt an diesem Bande der Bilderschmuck: die Farbentafeln und die Lichtdrucke sind einzig in ihrer Art und übertreffen alles, was bisher an Reproduktionen von Menzel gezeigt worden. — Vergleichen können sich mit ihnen nur die Kunstblätter, die die Menzel-Monographie von Franz Hermann Meißner schmücken, ein Sonderheft der Hanfstaenglschen „Kunst unserer Zeit" (XVII, 3—5). Hier haben wir textlich aber nicht bloß Ausschnitte aus der Menzelschen Kunstentwicklung, sondern ein Gesamtbild, das deshalb auch illustrativ möglichst alle Perioden des Künstlers gleichmäßig berücksichtigt. Für das allgemeine Kunstinteresse bietet sich hier doch wohl das zweckmäßigere.

Endlich noch ein paar Worte über eine Künstlermonographie, die uns nicht gerade von dem Schaffen eines ganz Großen zu berichten hat, die dafür aber Schöpfungen echt deutscher Gemütskunst in unser Haus und Heim trägt. David Koch, dem wir bereits hübsche Bücher über Cornelius,

Digitized by Google

Ludwig Richter und Wilhelm Steinhausen verdanken, hat uns nun auch den Schwaben Theodor Schüz als einen „Maler für das deutsche Volk“ nach seinem Leben und Schaffen geschildert und dafür die Form der bekannten Knackfußschen Monographien gewählt, indem er mit dem Text eine reichliche Wiedergabe von Gemälden und Zeichnungen so innig wie möglich Hand in Hand gehen läßt (Stuttgart, J. F. Steinkopf; geb. M. 3.60). Schwäbische Natur und schwäbisches Volkstum, beide religiös (nicht tendenziös!) verklärt, sie haben so leicht keinen sinnigeren und gemütvolleren Darsteller in der bildenden Kunst gefunden als diesen bisher fast ganz übersehenen Schüler Pilotys und Freund Lenbachs.

Einige andere illustrierte Monographien gelten einzelnen architektonischen Bauwerken oder Zweigen des Kunstgewerbes. So hat uns O. Stiehl das „Deutsche Rathaus im Mittelalter“ nach seiner Entwicklung geschildert (Leipzig, E. A. Seemann; geb. M. 10.50). Sein Buch behandelt nicht weniger als neunundachtzig der alten Städtebaudenkmäler. Bald ist das Rathaus ein einfacher Saalbau, bald zugleich Kaufhaus und Speicher, bald gesellen sich Rats- und Schöffenstuben, Verwaltungsräume hinzu; bald zeigen sich mehrere Saalflügel, die zu einem Ganzen zusammengeschlossen sind. Je nach den Bedürfnissen der Stadt ergeben sich so die verschiedenartigsten Zusammensetzungen, die interessantesten Lösungen bautechnischer Probleme. Das Buch kann als eine aus der Praxis geschöpfte wertvolle Beispielsammlung angesehen werden, die durch die Abbildungen trefflich erläutert ist und namentlich jedem Architekten von hohem Werte sein wird.

Von noch weitergreifendem Interesse ist eine Veröffentlichung des J. J. Weberschen Verlages in Leipzig. In diesem prächtig ausgestatteten Werke behandeln Dr. Erich Haenel und Prof. Heinr. Tscharmann das „Einzelwohnhaus der Neuzeit“ (mit über zweihundert Perspektiven und Grundrissen der hervorragendsten Architekten der Neuzeit und sechs auf Karten aufgezogenen Buntdrucken; in Leinwand geb. M. 7.50). Es gilt zu zeigen, daß wir schon jetzt eine Baukunst besitzen, die, entsprechend den Bedürfnissen der Zeit, aus dem Zweck die Form gestaltet und den Geist der Tradition, besonders in ihren örtlich scharf charakterisierten Erscheinungen, genug kennt, um nach ihm den Geist der Gegenwart sicher und unbefangen künstlerisch festzuhalten. Wie das Einzelwohnhaus in England der Ausgangspunkt der fruchtbarsten Reformen gewesen ist, so muß sich jetzt auch bei uns der Versuch, der Bewegung breiteren Raum zu gewinnen, an die Ausbildung des Einzelwohnhauses anschließen. Die vorliegende Sammlung, in der außer Deutschland auch Österreich, England und Holland mit Beiträgen ihrer besten Architekten (Peter Behrens, Alfr. Messel, Herm. Muthesius, Riemerschmid, Seidl u. v. a.) vertreten sind, bietet einen Überblick über die Leistungen der modernen Privatbaukunst, und die zahlreichen, teilweise farbigen Abbildungen geben im Verein mit den Grundrissen ein imponierendes Bild von dem Reichtum des individuellen künstlerischen Schaffens auf diesem Architekturgebiet. Das Werk wendet sich an alle, die mit der Errichtung eines Heims zu tun haben; vornehmlich aber will es alle, die bauen wollen, durch Beispiele über die Möglichkeiten praktischer und schönheitlicher Gestaltung ihrer Absichten unterrichten. Zur Einführung dient eine Abhandlung, die den geschichtlichen Werdegang, die künstlerische Bedeutung sowie die praktisch-technischen Vorbedingungen des Wohnhauses erörtert.

Bilder und Kunstblätter

Auf einige besonders hervorragende Erscheinungen dieser Rubrik geht näher die Kunstrundschau dieses Heftes ein, vor allem auf die Gemäldepublikation Bodes und Seidels aus den Kunstschätzen des Kaisers.

Von den neuesten Bänden der „Klassiker der Kunst“, die bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinen spricht Gensel gleichfalls, unter anderem auch von dem kostbaren Schwind-Band, den Otto Weigmann herausgegeben hat, der nicht weniger als 1265 Abbildungen enthält und doch für 15 M. zu kaufen ist. Hier haben wir also ein nahezu lückenloses Archiv des Schwindschen Schaffens von den tastenden Versuchen der ersten Jünglingsjahre bis zu den harmonisch abgeklärten Meisterwerken seiner letzten Zeit. Auch viel Entlegenes, halb Vergessenes, bisher fast Unbekanntes gelangt an die Öffentlichkeit. So die lange verloren geglaubten Aquarelle zum Hohenschwangauzyklus, die Amor- und Psychefresken für Schloß Rüdersdorf, die Fresken des Tiecksaales sowie der Kinderfries in der Königl. Residenz zu München. Wo sich nicht selbst die Bilder ganz zu erklären vermögen, kommen die Anmerkungen und die biographische Einleitung zu Hilfe. — Andere neuere Bände des Unternehmens gelten Velasquez (146 Abbildungen; mit biographischer Einleitung von Dr. W. Gensel; geb. 6 M.) und Michelangelo (Einleitung von Fritz Knapp).

Eine wesentliche Verbesserung haben neuerdings die vom „Kunstwart“ herausgegebenen, bei Callwey in München erscheinenden „Meisterbilder fürs deutsche Haus“ erfahren. Der neuen Reihe (Blatt 109 bis 168; Preis des Blattes 25 Pf.) ist nämlich bereits die Benutzung der neuesten und schönsten Originalnegative zugute gekommen, die der Verlag von der „Gesellschaft zur Verbreitung klassischer Kunst“ erworben hat. Aber auch edlere und mannigfaltigere Reproduktionsarten sind in dieser neuen Reihe zur Anwendung gekommen, so

Digitized by Google

daß die Blätter sich bei schwierigen Aufgaben weit mehr den künstlerischen Werten der Originale nähern, als das bisher der Fall sein konnte. Jedem Blatt ist zum besseren Verständnis ein Text beigefügt, in dem knapp aber frisch Leben und Bedeutung des Künstlers geschildert wird. Unter den uns vorliegenden Blättern ragen durch ihre künstlerisch reine Wirkung hervor: Nr. 109: Dürer, Das Heilandskind (farbig); 111: Richter, Überfahrt am Schreckenstein; 115: Millet, Ährenleserinnen; 116: v. d. Neer, Mondscheinlandschaft; 119: Raffael, Papst Julius II.; 160: Menzel, Blücher; 162: Millet, Der Frühling; 167: Rembrandt, Kreuzabnahme; 168: Andrea del Sarto, Der Heilige Johannes. Besseres noch geben die farbigen sogenannten Vorzugsdrucke, z. B. Ludw. Richter, Der Dorfgeiger und Schneewittchen, große Farbendrucke, auf Karton geklebt (3 u. 1 M.). Einen bisher fast übersehenen Schweizer Künstler, aber doch einen „ganzen Kerl" bringt die vom „Kunstwart" herausgegebene Albert Welti-Mappe zu Ehren (mit etwa 20 Reproduktionen der bedeutendsten Werke des Künstlers; Leittext von Leop. Weber; München, Georg Callwey; 6 M.). Welti ist einer der wenigen unmittelbaren Schüler Böcklins, ein Sinner und ein Träumer, der uns ernste Bilder von den tiefsten Stimmungen malt, aber auch ein fröhlicher Bruder, dem der Humor mit den goldensten Lichtern ins Leben leuchtet, und dann wieder ein Anbeter der schönen Natur von kindlicher Ehrfurcht vor Menschen-, Tier- und Pflanzengebild und voll inniger Mitfreude an Märchen und Sage. Hier wird also wirklich allen etwas gebracht, die durchs Auge zur Seele hineinzutrinken verstehen, und so wäre es wohl zu wünschen, daß die Mappe in die Häuser vieler gebildeter Deutschen einzöge.

Die meisten dieser Bilderwerke und Kunstblätter operieren mit einfarbigen Wiedergaben, wenn auch in den edelsten Reproduktionsarten. Nun ist aber heute die Sehnsucht nach Farbe so stark ausgebildet, daß sie sich am allerwenigsten bei Kunstblättern unterdrücken läßt. So haben denn begreiflicherweise die dem Rechnung tragenden farbigen Reproduktionen, wie sie z. B. in E. A. Seemanns „Galerien Europas" vorliegen, alsbald starken Anklang gefunden. Nicht alles, was da geboten wird, ist gleichwertig, einzelnes aber, wie die „Anbetung" des Hans von Kulmbach, Palma Vecchios „Violenta" und die Turnersche Lagunenlandschaft, steigt bis zur Faksimiletreue hinauf. Lieferung 6 bringt zum erstenmal einige Perlen der holländischen Stillebenmalerei, so jenes bekannte und bedeutende Werk des Willem Kalff aus dem Amsterdamer Rijksmuseum. Drei Bilder nach Werken der Londoner Nationalgalerie verdienen ferner hervorgehoben zu werden: die Heilige Katharina des Raffael, das köstliche Meisterwerk von Reynolds „Die Grazien" und Hogarths „Crevettenverkäuferin". Jedes Bild ist von einem erläuternden Text aus berufener Feder begleitet. Alles in allem: ein groß angelegtes Unternehmen, das wohl dazu berufen, Freude an farbiger Kunst in weite Kreise zu tragen.

Von dem künstlerischen Wandschmuck handelt ein eigener Aufsatz dieses Heftes. Er berücksichtigt aber nur das Kinder- und Schulzimmer. Nicht weniger sollte jedoch dieser künstlerische und dabei billige Schmuck unseren Wohnzimmern zuteil werden, und so ist es mit Freuden zu begrüßen, daß der Kunstverlag von Hanfstaengl in München sich entschlossen hat, sein besonders hoch ausgebildetes Aquarelldruckverfahren in den Dienst dieses Bedürfnisses zu stellen. Dieses Verfahren ermöglicht es, fast originaltreue farbige Reproduktionen nach Bildern alter wie moderner Meister (Kartengröße 37 : 50 Zentimeter) herzustellen. Unter den neuesten Kunstblättern möchten wir besonders auf das nach Böcklins „Spiel der Wellen" hergestellte hinweisen. Es ahmt die komplizierte Farbentechnik des Originalgemäldes nach und kommt der leuchtenden Frische der Temperafarbe nahe. Defreggers liebenswürdige Kunst findet in der Wiedergabe der herzigen „Erna" gute Vertretung. An Porträts finden wir zwei herrliche Werke: Goethe und Beethoven, beide von Stieler nach dem Leben gemalt und dadurch besonders wertvolle Dokumente. Die Reproduktion vermittelt den künstlerischen Ausdruck jedes Bildes, man fühlt sich in die Nähe des Originals versetzt. Jeder Liebhaber der modernen Kunst kann sich hier um den mäßigen Preis von 4 M. für jedes Blatt Schöpfungen verschaffen, die einen vornehmen und dauernden, das Auge innig erfreuenden Wandschmuck bilden. Will man aber auf die Farbe verzichten und dafür lieber Blätter von künstlerischem Eigenwert wählen, so wende man sich an die Hanfstaenglschen, in ihrer Zusammenstellung so außerordentlich mannigfaltigen und doch so billigen Pigmentdrucke. Es sind dies Blätter, die je nach der Tonwirkung des Gemäldes in verschiedenfarbigen Nuancen hergestellt werden und es so ermöglichen, vor den Originalen empfangene Eindrücke wieder aufzufrischen und ihre eigentümlichen Schönheiten neu erblühen zu lassen. Wir haben hier also ein auf der Höhe moderner Reproduktionstechnik stehendes wertvolles und anregendes Anschauungsmittel für die häusliche Kunstpflege. Ungleich kostbarer zwar sind noch die Imperialgravüren desselben Verlages, gleichfalls Reproduktionen alter Meister, aber in der Bildgröße von 40 : 55 Zentimeter und auf echt holländischem Büttenpapier gedruckt (jedes Blatt 10 M.). Dies äußerst solide Material bietet Garantie für große Dauerhaftigkeit. Sein elfenbeinartiger Ton hebt die Schwarzweißwirkung der Gravüre; man erhält einen ähnlichen

Digitized by Google

Eindruck wie bei einer Radierung. So zeigt ein Blatt nach van Dyck die junge Frau des Meisters nach dem bekannten Gemälde in der Pinakothek in München. Vortrefflich gelungen ist das zarte Inkarnat dieses feinen, klugen Gesichts und die stoffliche Behandlung des seidenen Kleides. Ein anderes, Dürers Bildnis des Nürnberger Patriziers Hieronymus Holzschuher, veranschaulicht die ganze kernhafte Malweise des Meisters. Wie lebhaft treten ferner die malerischen Elemente in Ruisdaels Landschaft „Die Jagd" hervor! Das spezifisch Porträthafte erfährt in der Reproduktion nach Reynolds' Bildnis der Georgiana, Herzogin von Devonshire mit ihrem Kinde, eine ausgezeichnete Wiedergabe. Sehr nahe kommt die Technik der Heliogravüre auch den Eigentümlichkeiten eines Rembrandtschen Bildes (Selbstporträt mit seiner Frau Saskia). Das Blatt nach Tizians „Lavinia" läßt uns wenigstens manches von dem Reiz der Farbengebung des Originals nachempfinden. Man denke sich ein solches Blatt, das manchmal die Originalgröße erreicht, schwarz gerahmt, was zu dem elfenbeinartigen Ton des Papiers und zu der lichten, warm getonten Färbung der Gravüre sehr gut paßt, und man hat einen Zimmerschmuck, der manches zeitgenössische Originalölgemälde aussticht.

Musik

Hinweise auf empfehlenswerte literarische Werke über Musik finden die Leser von Zeit zu Zeit in der „Musikalischen Rundschau". So dürfen wir uns hier damit begnügen, eine ganz kurze Nachlese zu halten. Das Begehrteste für Geschenkzwecke werden immer Musikerbiographien sein. Von solchen findet man jetzt schon eine hübsche Anzahl (fünfundzwanzig) in Reclams Universalbibliothek. Wir nennen als die besseren die über Bach, Schumann (Rich. Batka), Beethoven, Haydn, Mozart, Spohr, Wagner, Weber (L. Nohl), Cherubini, Lortzing, Marschner (Wittmann), Gluck (Welti), Liszt (Nohl und Göllerich), Loewe (Runze) und Peter Cornelius (Edg. Istel) — diese die erste Monographie über Cornelius, die das reiche, neuerschlossene biographische und musikalische Material behandelt. Der Verfasser, ein engerer Landsmann des Meisters und selbst auf poetisch-musikalischem Gebiete schöpferisch tätig, war wohl in besonderem Maße hierfür berufen, da er im Auftrage der Familie als Mitherausgeber der authentischen Gesamtausgabe tätig war. Jedes dieser Bändchen kostet 20 Pf.; man kann sich und anderen also bequem und mit dem kleinsten Kostenaufwand ein hübsches Bibliothekchen daraus zusammenstellen. Auch die Gedichte von Peter Cornelius sind jetzt in die Universalbibliothek aufgenommen worden (ausgewählt und eingeleitet von Prof. Sulger-Gebing; geb. 60 Pf.). — Weiter ausgeführte, namentlich auch mit interessantem Bilderapparat versehene Musikerbiographien erscheinen bei der „Harmonie" (Berlin W, 35) in der Monographiensammlung „Moderne Musiker", die Prof. Reimann herausgibt. Zuletzt hat hier Ernst Wolff eine biographisch-kritische Würdigung Felix Mendelssohn-Bartholdys gegeben (mit zahlreichen Faksimiles und Kunstbeilagen, Porträts usw.; geb. 4 M.). Der Band bringt eine gediegene systematische Einführung in das Leben und die Werke des Meisters bei lebendiger, allgemeinverständlicher Schreibweise. Auch werden zahlreiche Proben von Mendelssohns Malerei interessieren, ferner eine Reihe bisher unveröffentlichter Bildnisse des Komponisten aus dem Besitze seines einzigen noch lebenden Kindes, der Frau Geheimrat Lilli Wach. Für die Monographie selbst bilden die in Überfülle vorhandenen, aber bisher gleichfalls kaum bekannt gewordenen Briefe des Frühverstorbenen die Hauptquelle; sie bieten in ihrer Gesamtheit einen so reichen Stoff, daß wir über alle Lebensumstände des Meisters genau unterrichtet werden. Beethoven hat in populärer Darstellung zuletzt Prof. Fritz Vollbach in der Sammlung „Weltgeschichte in Charakterbildern" behandelt (mit vier Beilagen und dreiundsechzig Abbildungen; München, Kirchheim; geb. 4 M.). Doch haben wir hier eigentlich mehr und besseres als eine Biographie. Statt einer ausführlichen Darstellung des Lebens stellt der Verfasser Beethovens Kunstwerk als solches in den Mittelpunkt und versucht es aus dem Zeitgeist heraus zu erfassen und seine fortschrittlichen Tendenzen zu ergründen. Das Wertvollste steht in dem Kapitel „Die Eigenart des Beethovenschen Kunstwerkes". Die hier vorgetragenen Gedanken sind modern durch und durch.

Noch auf eine neue hierhergehörige Serie der Reclamschen Universalbibliothek sei aufmerksam gemacht, auf die „Einleitungen zu Meisterwerken der Tonkunst", die sich zunächst mit Wagner beschäftigen und aus Max Chops Feder literarisch-musikästhetische Kommentare zum „Fliegenden Holländer", „Tannhäuser", „Lohengrin" und „Tristan" bringen (jedes Bändchen 20 Pf.). Im 5. und 6. Bändchen beginnt dann die Erläuterung des „Ringes", indem zunächst ein Überblick gegeben wird über die Vorgeschichte des Werkes mit ihren so reichen Geschehnissen, und dann der „Nibelungen"-Gedanke behandelt wird, wie er sich unter unsäglichen Schwierigkeiten in die künstlerische Tat umsetzte, wie Baireuth als Ort der Festspiele gewählt ward, Festspielhaus und „Wahnfried" erstanden und endlich die gewaltigen vier Dramen zum erstenmal als Ganzes in einer vom Meister selbst geleiteten stileinheitlichen Inszenierung über die Bretter gingen. Die eigentlichen Studien über „Rheingold" und „Walküre" betonen die dramatische Exposition und weisen auf die Fäden hin, die von hier zu den anderen Gliedern der Kette, zur Schlußkatastrophe, führen. Die gemeinverständliche Fassung verschafft

Digitized by Google

dem Leser ein klares Bild des Riesenbaues. Den musikalischen Analysen sind zahlreiche Notenbeispiele beigegeben. Mit dem Bändchen 10, das den „Meistersängern" gilt, sind nun sämtliche Musikdramen Wagners vom „Holländer" bis zum „Parsifal" behandelt.

Endlich bieten auch die bei Bard, Marquardt u. Ko. erscheinenden Sammlungen „Die Musik" (Herausgeber Rich. Strauß) und „Die Kultur" (Herausgeber Corn. Gurlitt) eine reiche Auswahl interessanter Musikbücher. So Oskar Bies in Briefform gehaltene Studie über die „Moderne Musik und Richard Strauß" mit teils noch unveröffentlichten musikalischen Beiträgen von Rich. Strauß, Eugen d'Albert, Max Schillings, Max Reger u. a. und mit sieben Porträts (geb. M. 1.50), der geschichtliche Überblick über die Musik in Böhmen von Rich. Batka, die erste Darstellung dieses Themas (mit zahlreichen Porträts und Notenbeilagen von Smetana, Dvorak, Fibich, Gust. Mahler; geb. M. 1.25), und Philipp Wolfrums, des Heidelberger Universitätsmusikdirektors, kerniger biographisch-kritischer Essay über Joh. Seb. Bach (mit sechzehn Vollbildern und elf Notenbeilagen, Briefen u. a.; geb. M. 2.50).

Geschichte und geschichtliche Charakterbilder

Unter den allgemeinen Weltgeschichten beherrscht augenblicklich die Helmoltsche, nach geographisch-ethnographischen Gesichtspunkten und Gruppierungen dargestellt, den Markt (Leipzig, Bibliogr. Institut). Der zuletzt erschienene (5.) Band behandelt Osteuropa und wird also in einer Zeit, wo Rußland im Vordergrund des Interesses steht, besondere Beachtung beanspruchen dürfen, zumal da die Geschichte Osteuropas bisher bei uns wenig bekannt war. Die Vorzüge dieses Werkes, namentlich die Zusammendrängung einer ungeheuren Stoffülle auf knappem Raum, zeichnen auch den neuen Band aus. — Wer eine populäre illustrierte Weltgeschichte für das katholische Haus sucht, findet sie in Dr. S. Widmanns Werk, das die Allgemeine Verlagsgesellschaft in München lieferungsweise erscheinen läßt (vollständig in vierzig Lieferungen zu je 1 M.). Die Hälfte davon liegt jetzt vor, und so viel läßt sich schon heute sagen, daß die katholische Literatur auf dieses Werk stolz sein kann, da sie auf historischem Gebiet lange nichts aufzuweisen hatte, das so in jeder Beziehung vornehm und würdig gehalten ist. Zuerst erschienen sind und fertig liegen vor der vierte Band (1789 bis zur Gegenwart) und der dritte („Die neue Zeit"), so daß man also schon eine abgeschlossene Geschichte der Neuzeit sich aus den Lieferungen zusammenstellen kann.

Wer mit einem großen, überragenden Geiste, wie es Herman Grimm, Ranke oder Treitschke waren, die Weltgeschichte durchschweifen will, nicht an Einzelheiten klebend, aber desto tiefer in den Geist eindringend, der erwerbe die „Weltgeschichtlichen Betrachtungen", die aus Jakob Burckhardts Nachlaß hervortreten (Berlin, Spemann; geb. 8 M.). — Mit lebhafter Freude wird es begrüßt werden, daß das große Werk Houston Stewart Chamberlains „Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts", dessen Verbreitung durch den hohen Preis der Originalausgabe gehemmt war, jetzt in einer wohlfeilen unverkürzten Volksausgabe zu haben ist. Die beiden Bände, gut gebunden, kosten nur M. 7.20. Mag man sich zu Einzelheiten dieses Werkes stellen, wie man will, das wertvolle, was bleibt, ist die unmittelbare Berührung aller uns innerlichst bewegenden Tagesfragen und das erlebte Bekenntnis eines kühnen, selbständigen Kopfes und Herzens, eines Mannes, der mit flammernden Organen seine Zeit, seine Welt umschlossen hält. — Die bei Teubner erscheinende große Enzyklopädie „Die Kultur der Gegenwart", hier kürzlich ausführlich besprochen, ist inzwischen um einen neuen Band vermehrt worden (Bd. I, 1), der die Allgemeinen Grundlagen der Gegenwart auf achtzehn verschiedenen Gebieten behandelt (geb. 18 M.).

Reichhaltig ist die Auswahl geschichtlicher Charakterbilder und Einzeldarstellungen. Wir heben einzelne dieser Bücher, soweit sie empfehlenswert, aus der Masse des Minderwertigen heraus. Eine illustrierte, leider nicht recht geschlossene Biographie Prinz Eugens von Savoyen und damit zugleich den Versuch einer Darstellung, wie Österreich-Ungarn seine Großmachtstellung begründet hat, gibt Karl von Landmann, der frühere Direktor der bayrischen Kriegsakademie, in einem Bande der Sammlung „Weltgeschichte in Charakterbildern" (mit 103 interessanten Abbild.; München, Kirchheim; geb. 4 M.). — Unter den kriegsgeschichtlichen Büchern darf auch diesmal der Name Karl Bleibtreu nicht fehlen. In einer seiner Studien behandelt er „Cromwell bei Marston Moor" (Berlin, Rich. Eckstein Nachf.; geh. 2 M.), in einer anderen „Wellington bei Talavera" (27. bis 28. Juli 1809). Sodann folgt eine Schilderung und Würdigung der „Großen Armee" (1. Band: Jena, Austerlitz, Friedland; Stuttgart, Krabbe; geb. 4 M.), ein Schlachtenbild „Düppel-Alsen" (ebenda; illustriert von Speyer; 2 M.) und eine wieder möglichst menschlich-objektiv dargestellte Episode aus Preußens Kampf gegen Hannover: „Langensalza und der Mainfeldzug" (ebenso). Die Darstellungsweise dieser Bleibtreuschen Schlachtenschilderungen ist aus früheren ähnlichen Veröffentlichungen von ihm bekannt: sie verbindet phantasievolle Dichtung mit strenger historischer Forschung, strebt also eine über die Wirklichkeit hinausgehende „Wahrheit" an. In dem Bändchen über Cromwell verdient die lebensvolle Zeichnung der Zeit des Puritanismus und der gewaltigen Erscheinung des großen britischen Nationalhelden, des

Digitized by Google

„größten Revolutionärs und größten Herrschers", hervorgehoben zu werden, wie denn Bleibtreu überhaupt eine starke Begabung für psychologische Ergründung weltgeschichtlicher Charaktere hat. In dem zweiten Bändchen fesselt namentlich die dramatisch inszenierte Gegenüberstellung des englischen Söldnerheeres und des französischen Volksheeres. Auch dem jüngsten unserer Kriege gilt einer der neueren Bände, und zwar dem 18. August 1870, dem Tage von St. Privat (ebenda), über den ja auch die offizielle Geschichtschreibung manches Überraschende zutage gefördert hat. Bleibtreu stellt vielleicht außerdem noch einige Irrtümer fest und schält die beiderseitige Gefechtsleitung klar heraus. Wie für den 16. August den Heldenkampf der 38. Brigade, so verherrlicht hier Bleibtreu als Dichter und Forscher den Gardesturm. Wohl kaum zuvor sind diese gewaltigen Kämpfe so anschaulich vor Augen geführt worden, jedenfalls nicht die Zustände beim Gegner.

Eine große Rolle in den diesjährigen vaterländischen Geschichtspublikationen spielt begreiflicherweise die Unglückszeit von 1806, in Denkwürdigkeiten, die neu oder aufgefrischt zutage treten, nicht minder als in neuen Darstellungen. Besonderer Teilnahme darf der originalgetreue Neudruck der kühnen Palmschen Schrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" gewiß sein (mit geschichtlicher Einleitung von Prof. Rich. Graf Du Moulin Eckart; Stuttgart, Fritz Lehmann; M. 1.50). Sodann macht ein billiges Büchlein der „Hamburgischen Hausbibliothek" jeder Volks- und Vereinsbücherei die „Erinnerungen aus den Kriegszeiten 1806 bis 1813" bequem zugänglich, die Friedr. von Müller, der „Kanzler Müller", aufgezeichnet hat (Hamburg, Janssen; geb. 80 Pf.), und Paul Schreckenbach verhilft uns endlich zu der lange schmerzlich vermißten populären Gesamtdarstellung des Zusammenbruchs Preußens im Jahre 1806 mit seiner bei Diederichs in Jena erschienenen Erinnerungsgabe (mit 100 Abbild. und Beilagen nach zeitgenössischen Darstellungen; geb. 8 M.). Das Buch gibt nicht bloß eine Geschichte des Feldzuges, sondern entwickelt aus einer Übersicht über die politischen und kulturellen Ereignisse in Preußen vom Tode Friedrichs des Großen bis 1806 auch die Ursachen des nationalen Unglücks.

Bei der vielseitigen Betrachtung der Jahre 1806 bis 1813, wie sie die Gedenkstimmung heraufgeführt hat, konnte es nicht fehlen, daß auch das Bild Napoleons vielfach revidiert und neu gezeichnet wurde. Eins dieser Porträts gehört der Sammlung „Weltgeschichte in Charakterbildern" an (mit 119 Abbildungen; München, Kirchheim; geb. 4 M.) und hat Karl Ritter von Landmann zum Verfasser. Es zieht zugleich die Kultur-, Literatur- und Kunstgeschichte der Zeit mit in seinen Rahmen und hat sich dafür keine wichtigere Publikation der weitverzweigten Napoleonliteratur entgehen lassen. Das Hauptinteresse freilich nehmen mit Recht die kriegs- und staatsgeschichtlichen Kapitel in Anspruch. — Mit besonderer Rücksicht auf seine Stellung zur christlichen Religion betrachtet Napoleon I. Monseigneur Prälat Dr. Engelbert Lorenz Fischer, Geh. Kammerherr Sr. Heiligkeit des Papstes (Leipzig, H. Schmidt u. C. Günther; geh. 6 M., geb. M. 7.50), doch rundet sich auch seine Darstellung zu einem historischen Lebensbilde des ersten Franzosenkaisers. — Auch die bekannte, ihrer sachwissenschaftlichen Gründlichkeit wie ansprechenden populären Form wegen gleich sehr geschätzte Biographie Napoleons von August Fournier ist in neuer umgearbeiteter Auflage erschienen (Leipzig, Tempsky u. Freytag). Das umfassendste und gründlichste jedoch, was die neuere Napoleonforschung an populären Darstellungen hervorgebracht hat, liegt in einem ausländischen, jetzt aber auch deutsch übersetzten Werke vor, in John Holland Roses „Napoleon", einer Gesamtwürdigung, die sich zum erstenmal der Benutzung neuen Materials aus dem britischen Staatsarchiv rühmen darf (deutsch von Prof. K. W. Schmidt; mit vielen Karten und Plänen, einem Faksimilebriefe und einem Bildnis Napoleons in Heliogravüre; zwei Bände; Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer; geb. 15 M.). Das Werk hat in England bereits mehrere Auflagen erlebt, aber auch in Deutschland ist ihm seiner großzügigen, lichtvollen Schilderung wegen eine dankbare Aufnahme gewiß.

Als Denkwürdigkeiten und geschichtliche Erinnerungen aus der neueren Zeit fordern vor allem ein paar Bücher Aufmerksamkeit, die sich mit dem Zeitalter Wilhelms I. befassen. Da sind zunächst die Briefe, Reden und Schriften Wilhelms I. selbst, die jetzt bei Mittler u. Sohn in einer höchst würdigen Veröffentlichung herausgekommen. Bisher sind zwei Bände erschienen (geb. 8 M.); ein Nachtragsband wird wohl noch folgen müssen. Die Gestalt des Kaisers wird erst durch diese Veröffentlichung, vor der sich bisher gänzlich verschlossene Türen auftaten, ihre geschichtliche Abrundung und Vollendung erhalten; sein Geist, sein Charakter und sein Gemüt können uns nicht besser entgegenleuchten als aus seinem eigenen geschriebenen und gesprochenen Wort. Alle seine herrlichen zum Herzen sprechenden Eigenschaften bringt diese Auswahl seiner ungekürzten Briefe, Reden und Schriften zu lebendigem Ausdruck. Sie zeigen die Entwicklung seiner politischen und militärischen Anschauungen und Tätigkeiten von den Befreiungskriegen an bis zu seinem Tode in reinster und klarster Form und sollten, als ein Gemeingut des deutschen Volkes, in keiner Bücherei eines deutschen Hauses, keiner deutschen Schule,

Digitized by Google

keiner deutschen Volksbibliothek fortan fehlen. Die Herausgabe des Werkes war dem Geh. Staatsarchivar Prof. Ernst Berner anvertraut, der allen Stücken Erläuterungen hinzugefügt und jedem Kapitel eine besondere Einleitung vorangestellt hat, den Abschluß der Veröffentlichung aber leider nicht mehr erleben sollte.

Nachdem vor kurzem die eigenen Denkwürdigkeiten des Kriegsministers von Roon hervorgetreten sind (fünfte Auflage; Berlin, Ed. Trewendt), ist jetzt der Augenblick gekommen, ihn im großen Zusammenhange mit seiner Zeit als Gesamtpersönlichkeit zu würdigen. Das tut General von Blume, der 1866 im Stabe Roons, 1870/71 als Moltkes Bureauchef, sowohl im Kriegsministerium wie im Großen Generalstabe, stets an verantwortlicher Stelle tätig war; aber er verbindet damit zugleich eine militärische Würdigung des alten Kaisers, so daß sein Werk sich betitelt „Kaiser Wilhelm I. und Kriegsminister Roon" (Berlin, B. Behr; geb. 6 M.). Blume hat es verstanden, das ungemein reiche Quellenmaterial, das sich ihm erschlossen hat, und das er durch persönliche Beobachtungen vielfach ergänzen und beleben konnte, zu einer kristallklar geschriebenen Biographie zu verarbeiten. Auch hier erfährt man, daß die unmittelbare, persönliche Tätigkeit des Herrschers viel umfassender war, als man bisher annahm, und so wird von dem Buche in entscheidenden Punkten eine erheblich höhere Schätzung des Lebenswerkes Kaiser Wilhelms I. ausgehen.

Auf die ausländische Memoirenliteratur möchten wir nicht eingehen. Nur ein in jeder Beziehung hervorragendes Werk sei aufgeführt: das Lebensbild Porfirio Diaz', des Schöpfers des heutigen Mexikos, von A. Tweedie (aus dem Englischen übersetzt von Bertha Saworra; illustriert; Berlin, B. Behr; geb. 10 M.). Diese farbenprächtige Biographie eines Mannes, der, aus ärmlichsten Verhältnissen hervorgegangen, nach einer an Abenteuern reichen Jugend zur höchsten Würde gelangte und nun seit fast dreißig Jahren sein Land regiert, liest sich fast wie ein Roman. Und doch liegt nicht hierin die entscheidende Bedeutung des Buches, sondern in der segensvollen Friedenstätigkeit des Präsidenten, der aus dem Chaos heraus ein blühendes, hochkultiviertes Land geschaffen hat.

Kulturgeschichte

Hier wollen wir zunächst auf eine allgemein orientierende Darstellung des „Wesens der Kultur" von Leopold Ziegler hinweisen (Jena, Diederichs; geb. 5 M.) und daran anschließend an die vortrefflichen „Monographien zur deutschen Kulturgeschichte" erinnern, die seit einer Reihe von Jahren in diesem Verlage erscheinen. Im elften Bande erhalten wir eine kurze Kulturgeschichte des Judentums, soweit sie sich auf deutschem Boden abspielte, aus der Feder des Magdeburger Staatsarchivars Dr. Georg Liebe (geb. M. 5.50). Hier werden manche eingewurzelte Meinungen, so die von der völligen Absonderung der Juden in Wohnung und Kleidung während des frühen Mittelalters, ausgerodet: die soziale Verfemung beginnt erst allmählich mit dem zwölften Jahrhundert, und die Ausbildung des Ghettos kann man sogar erst noch viel später ansetzen. Interessant ist Liebes Nachweis, wie die Juden sich immer mit großem Geschick den Verhältnissen anzupassen wußten. Im Osten werden sie Viehhändler, im Dreißigjährigen Kriege Armeelieferanten, bei geldbedürftigen Fürsten Münzmeister und Finanzleiter, unter Friedrich dem Großen Fabrikanten, die neue Industrien einführen. So verfolgt die interessante Darstellung die Juden in ihrer kulturellen Arbeit, in ihren geschichtlich hervorragenden Einzelpersönlichkeiten, in ihrer sozialen Stellung bis zur Stein-Hardenbergschen Gesetzgebung und dem Fallen der letzten Schranken 1848. Das authentische Bildermaterial besteht meistens aus Karikaturen; unsere alten Meister haben den Juden fast nur in dieser Auffassung gesehen.

Eine andere Sammlung illustrierter kulturgeschichtlicher Darstellungen erscheint im Verlage von Bard, Marquardt u. Ko. in Berlin. Als Herausgeber zeichnet Corn. Gurlitt, und schon dieser Name bedeutet ein Programm: vor Doktrinarismus und Langeweile sind wir sicher, wo er die Schlüssel trägt; überall werden wir einer lebendigen Verbindung der Themata mit der Gegenwart begegnen. Die meisten dieser apart und vornehm ausgestatteten Bändchen der „Kultur" (jedes Bändchen geb. M. 1.25) trügen denn auch in dieser Voraussetzung nicht: wir finden von Houston Stewart Chamberlain eine vielleicht einseitige, aber höchst eigenartige, selbständige und temperamentvolle Darstellung der „Arischen Weltanschauung", von Oskar Bie, unserem geschätzten Mitarbeiter, den zuerst in den „Monatsheften" veröffentlichten geistvollen Essay über den „Gesellschaftlichen Verkehr" (mit zwei Farbendrucken und zwölf Tonätzungen) und den „Alten Fritz", eine höchst eigenartige Charakteristik von Wilh. Uhde (mit einem Farbendruck, zwölf Vollbildern und zwei Faksimiles). Weitere Bändchen gelten Ulrich von Hutten, dem „Heiligen der Gedankenfreiheit" (von Georg Jak. Wolf), und einer ganzen Anzahl solcher Themata, die in erster Linie unsere Frauen fesseln werden: „Erziehung zur Körperschönheit" (32 Abbildungen, Übungsbeispiele u. a.; von Marg. N. Zepler), „Von amoureusen Frauen" (Ninon de Lenclos, Lady Hamilton, George Sand u. a.; von Franz Blei) und „Frauenbriefe der Renaissance" (herausgegeben von Lothar Schmidt). — Derselbe Schriftsteller hat auch besonders, in einem mit

Digitized by Google

kostbaren Radierungen von Karl Walser geschmückten Bande (Berlin, Bruno Cassirer) die Briefe der Ninon de Lenclos in Übersetzung herausgegeben. —

Deutsche Kultur im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges schildert Prof. Berthold Haendcke, der Königsberger Kunst- und Kulturgelehrte (Leipzig, A. Seemann; geb. M. 7.50). Haendcke deckt, ähnlich wie Burckhardt in den meisterhaften Schilderungen der Kultur der Renaissance, das innere Uhrwerk der Staatsmächte auf, schildert die Energien, welche das Getriebe in Schwung versetzten, läßt erkennen, welche Einwirkungen von außen hemmend oder beschleunigend wirkten, und rundet das Ganze durch eine Menge systematisch geordneter Einzelheiten kunstvoll ab. Alle Figuren, die damals auf dem Welttheater eine bedeutsame Rolle spielten, werden charakterisiert, alle merkwürdigen Erscheinungen des an Überraschungen reichen Zeitalters beleuchtet.

Dem Liebhaber historischer Porträts beschert der Teubnersche Verlag eine erlesene Gabe in Gestalt einer Mappe, die nach Federzeichnungen Karl Bauers Charakterköpfe zur deutschen Geschichte wiedergibt (M. 4.50). In markiger Zeichnung finden wir 32 hervorragende Gestalten der vaterländischen Geschichte, von Hermann dem Cherusker angefangen bis auf Kaiser Wilhelm II., festgehalten. Nicht alles ist gleich gut; aber überall ist das Charakteristische einer Erscheinung gepackt, und gerade darin besteht der Wert dieser Sammlung für Schule und Haus, wenn der Lehrer oder Erzieher den Worten seiner Schilderung durch die lebendige künstlerische Anschauung all dieser Persönlichkeiten zu Hilfe kommen will.

Bücher für Herz und Gemüt

Bei weitem nicht alle Gebiete der Literatur konnten hier berührt werden, manche mußten aus Raumrücksichten gänzlich übergangen werden. Doch wollen wir noch einen Strauß solcher Bücher zusammenfassen, die sich mit ihrem Inhalt in besonderem Sinne an Herz und Gemüt der Leser wenden. Da ist zunächst eine billige Auswahl aus den Betrachtungen Emersons über Natur, Gesellschaft, Einsamkeit und Kunst, aus der uns die Losung dieses tapferen Menschen und Schriftstellers „Seid fröhlich und weise" entgegenklingt (Jena, Diederichs; geb. 3 M.). Ferner Henry Thoreaus bekanntes Lebens- und Betrachtungsbuch „Walden" (ebenda; geb. 6 M.), ein Hohelied auf die Schönheiten der Natur. Eine Aphorismensammlung, die dem verstorbenen Julius Lohmeyer gewidmet ist, bringt Hans Blomberg dar, indem er über Persönlichkeit, Herzens- und Geistesbildung, den Umgang mit Menschen, über Liebe und Kindererziehung und vornehmlich auch über religiöses Empfinden ernste, meistens wohldurchdachte und feingeschliffene Sinnsprüche aneinanderreiht (Altenburg, Geibel; geb. 3 M.). Auch die Skizzen und Novellen, die B. Mercator (Frau Pastor Betta Josephson) als „Gaben des Alters" bezeichnet (Hamburg, Schloeßmanns Verlag; geb. 3 M.), lassen meistens die Glocken des Sonntags erklingen, so gut sie auch lachenden Frohsinn und trauliches Geplauder mit tiefem Ernst und religiöser Weihe zu vereinigen wissen. Zumal in Häusern, die ohne viel Aufhebens die Frömmigkeit nicht der Lippen, sondern des Herzens pflegen, ist dieses Buch mit seinem reinen Idealismus eine schöne Feiertagsgabe. — Ernster setzt sich Otto von Leixner mit den Fragen der Zeit auseinander, wenn er in seinen „Fußnoten zu den Texten des Lebens" (Berlin, Emil Felber) über Väter, Mütter und Kinder, über die erste Erziehung des Kindes, über Luxus und Charakterentwicklung, über den „Geist des Hauses", die neue Moral und Ziele des Unterrichts spricht (geb. 4 M.).

Für katholische Häuser seien empfohlen: die neue Ausgabe von Oskar von Redwitzens christlichem Epos „Amaranth" (geb. M. 5.60), die Romane „Die Bartholomäusnacht" von Konrad von Bolanden (geb. 5 M.) und „Ohne Basis" von Paula Baronin von Bülow-Wendhausen (geb. M. 3.75), beide mit stark ausgeprägter ethischer Tendenz, und die Gedichte „Christus" von Arno von Walden (geb. 3 M.), die auf den Kölner Blumenspielen 1903 mit dem Preise für religiöse Poesie ausgezeichnet wurden. Gleichfalls kürzlich preisgekrönt worden, und zwar von der Würzburger theologischen Fakultät, ist Eduard Hlatkys religiöses Gedicht „Weltenmorgen" (Freiburg, Herder; geb. M. 5.60). Und hier haben wir wirklich einmal ein religiöses Epos, das nicht im Dogma befangen bleibt, sondern zu philosophischen Gedankenhöhen emporsteigt und über eine seltene dichterische Sprachkraft, eine tiefe Symbolik und schöpferische Phantasie verfügt.

Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaser (zurzeit in Rom). — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten.

WESTERMANNS MONATSHEFTE

Redigiert von Dr. Friedrich Düsel

Bd. 101, II ❀ ❀ Februar 1907 ❀ ❀ Heft 605

Der rote Faden

Vier Tage aus einem Leben von Georg Wasner

II

„Bitte," sagte Alt, warf den Tennisball in die Luft, reckte sich und schlug, daß das Geschoß dicht über das Netz dahinflog, kurz vor dem Strich aufsetzte und im flachen Wirbel absprang. Seine Partnerin aber, die schnell zurückgesprungen war, um mit dem Balle mitzugehen, war doch nicht schnell genug gewesen. Zwar faßte ihn ihr Rakett noch, aber dem Schlage fehlte die Kraft, er kam auch nicht von unten, matt fiel der Ball ins Netz.

„O, schade!" sagte Alt, der schon bereit zum Zurückgeben dagestanden hatte, und richtete sich auf. „Dann ist es aus, Judith."

„Ja," antwortete die junge Dame, ließ den Schläger sinken und tat langsam einen Schritt vorwärts, „Spiel und Partie."

„Noch eine?"

„Nein, danke. Es ist genug."

„Die würdest du aber wahrscheinlich gewinnen. Auf Gleichstand waren wir doch schon."

„Weil du mich so weit hast kommen lassen."

„Doch nicht, Judith, das ist nicht richtig." Er begann um das Netz herumzugehen.

„Nicht?" Einen Moment sah sie ihm entgegen, dann wandte sie sich zu dem Balljungen, der eben mit seiner Beute zurücklam, und fuhr fort: „Du kannst jetzt gehen."

Der nickte nur, drückte mit dem linken Arm eine Anzahl Bälle an die Brust, bückte sich nach einem weiteren und wollte nun zu der innerhalb des abgesteckten Platzes auf einer Gartenbank stehenden Kiste gehen, um die kleinen, runden, rot und weißen Dinger hineinzulegen, als Alt ihm zurief: „Hier ist noch einer!" und ihm den Reserveball, den er noch in der Hand hielt, zuwarf. Geschickt fing ihn der Junge mit einem Griff von oben herab auf, dann entledigte er sich seines Schatzes und trollte mit der Kiste auf der Schulter ab, obgleich er die bei ihrem geringen Gewicht und ihrer nicht bedeutenden Größe auch ganz gut anders hätte tragen können.

Es war wieder im Juni und gerade fünf Jahre her, daß Alt aufgehört hatte, Franke zu sein. Seit drei Jahren war er nun schon Referendar, seit vier Monaten am Orte, in dieser kleinen Fabrikstadt, und seit acht Tagen verlobt mit Judith Hellberg, der Tochter des einzigen Kommerzienrates, den es hier gab. Er war damals nicht gebrochen worden, wie er zuerst selbst gemeint hatte, es war auch nicht die Befürchtung manches seiner einstigen Korpsbrüder eingetroffen, daß er zugrunde gehen würde, sondern wie er bis dahin alles hatte mitmachen, bei allem hatte dabei sein müssen, so hatte er nach zwei dumpfen Wochen plötzlich angefangen, auf alles zu verzichten, und die Elastizität seiner Jahre hatte ihn sich auch darein finden lassen. Und dann war langsam der Wechsel in seiner inneren Entwicklung eingetreten: was Bitten und Ermahnungen, eigene Erkenntnis und oberflächliches Verlangen nicht vermocht hatten, dazu hatte ihn der schwere

Digitized by Google

Schlag gebracht, der ihn getroffen: er hatte Einkehr gehalten, war fleißig geworden, und immer bewußter hatte er schließlich einem bestimmten Ziele zugestrebt: den Makel auszulöschen, ihn durch Tüchtigkeit und Sichhervortun vergessen zu machen. Aber vereinsamt, lebensunerfahren und noch nicht daran gewöhnt, mit dem Faktor zu rechnen, den seine Charakteranlage darstellte, hatte er es unternommen, indem er nachahmte, was andere vormachten, und, was das einfachste und nächstliegende zu sein schien, er war Streber geworden. Das aber um so mehr, als er einen anderen Weg nicht sah, aber dunkel fühlte, daß dadurch seinem Wesen etwas zugetragen wurde, das sich nicht ganz bewältigen lassen wollte. So war zwar von den Fehlern desjenigen Alt, der er einst gewesen, nichts mehr übriggeblieben, aber auch seine früheren Vorzüge schienen verschwunden zu sein. Förmlich, verhalten, nicht einmal mehr recht liebenswürdig, so gab er sich, galt daneben als außerordentlich befähigt, war in der Tat nach wie vor sehr fleißig, und als solcher hatte er nun sein Glück gemacht. Denn es war ja ein Glück in aller Augen, mit der reichen, schönen und so sehr umworbenen Judith Hellberg verlobt zu sein.

Jetzt, noch ehe der Junge fort war, hatte er sich wieder zu seiner Braut gewandt. Daß die gesagt hatte, er habe sie absichtlich im letzten Spiel bis zum Gleichstand kommen lassen, hatte er ihr noch einmal bestreiten zu müssen geglaubt. Und so hatte er denn auf ihr doch nur rhetorisches „Nicht" ziemlich eindringlich erwidert: „Nein, wirklich nicht, Judith. Du irrst dich sehr."

Auch jetzt fixierte sie ihn kurz, ehe sie leicht lächelnd antwortete: „Meinst du, es ist mir unangenehm, von dir besiegt zu werden?"

„Aber ... Unangenehm. Noch dazu beim Spiel."

„Nun, Spiel," entgegnete sie und ging mit dem Schläger schlenkernd auf die Bank zu, auf der vorher der Ballkasten gestanden hatte, „das wäre es nicht. Aber wenn man von vornherein weiß, gegen den besten Spieler der Stadt zu schlagen ..."

„Ich glaube nicht, daß ich das bin," antwortete er und ging hinter ihr her.

Diese Antwort war dem jungen Mädchen nicht recht. Wieder wollte sie fragen: Nicht?, ließ das aber, setzte sich langsam nieder, zauderte noch, dann begann sie doch: „Hermann, manchmal ist es merkwürdig mit dir."

„Was denn?" fragte er und blieb stehen.

„Wie eben jetzt. Du bist doch der beste Spieler. Meistens tust du aber, als ob du allein nicht weißt, was alle wissen. Du weißt es aber doch. Weißt es auch sonst, daß du den anderen überlegen bist. Warum willst du das nicht wahr haben?"

„Aber Judith!" entgegnete er und sah sie unsicher an.

„Ja," antwortete sie und machte mit dem Kopf eine entschiedene Bewegung. „Ich habe mich schon mehrfach darüber gewundert. Weswegen denn? um weissentwillen denn? Du brauchst es doch nicht."

„Schön," erwiderte er nach kurzem Überlegen und war nun wie fast immer bereit, ihr zu Willen zu sein, „wenn dir das also nicht gefällt ..."

„Nicht gefällt ist natürlich zu viel gesagt."

„Gut. Oder wenn du es nicht für richtig hältst, so werde ich mehr darauf achten. Aber meinst du auch wirklich, daß ich das Recht dazu habe?" Er lächelte.

Eine Weile sah sie ihn prüfend an, dann machte sie eine zweite lebhafte Bewegung, jetzt mit dem ganzen Körper, und sagte unwillig: „Ach!"

Alt lächelte noch stärker. Ihm war es schon recht, daß sie ihm zeigte, sie glaube nicht an die Ernsthaftigkeit seiner Frage, aber es trieb ihn auch, noch einmal ihre gute Meinung über ihn bestätigt zu hören, und so sagte er wieder: „Ja, Judith, das muß ich doch haben."

„Hätte ich mich sonst mit dir verlobt?"

„Deshalb?" fragte er schnell.

Doch sie fiel ihm schon ins Wort. Im Augenblick war es ihr klar gewesen, daß sie eben mehr gesagt hatte, als notwendig war: „Nicht deshalb. Wie kannst du so fragen! Aber deshalb auch. Weil ich ..." Sie brach ab.

„Nun?" Und als sie trotzdem nicht weitersprach, drängte er von neuem: „Wir sind doch erst seit acht Tagen verlobt? Kann es da zwischen uns schon anders sein?"

„Weil ich, wenn ich ein Mann wäre, es sein würde wie du oder doch wenigstens versuchen würde, es zu sein," antwortete sie nun schnell.

„Ehrgeizig?"

„Auch das."

Digitized by Google

„So," sagte er, trat langsam ein paar Schritte von ihr fort und kehrte ebenso zurück. Es schien ihm sehr bedeutungsvoll zu sein, was sie eben über sich selbst gesagt hatte. Gerade so wie ihm frühere, ähnliche Bemerkungen, die sie über sich gemacht hatte, auch dafür gegolten hatten. Er wollte es schnell verarbeiten und Konsequenzen daraus ziehen, aber das Urteil, das sie zugleich über ihn gefällt hatte, drängte sich vor, wieder fühlte er sich geschmeichelt, war dankbar dafür, und in dem Bestreben, auch ihr etwas Angenehmes zu sagen, fuhr er fort: „Ehrgeizig. Ja, das bin ich allerdings." Dann aber, sich ihre Antwort noch einmal wiederholend, machte er sogar den Versuch, zu scherzen: „Zum Glück bist du aber kein Mann."

„Nein. So sehr ich's mir auch immer gewünscht habe."

„Auch jetzt noch?"

„Das ist zweierlei."

„Allerdings ..." Er lachte kurz auf und begann wieder zu gehen, kehrte am hohen Einfassungsnetz um und kam dann zurück. Und wie er das tat, warf er einen langen Blick auf seine Braut. Die saß da, leicht vornüber gebeugt, die Hände, die das Rakett hielten, im Schoß und ein Bein über das andere geschlagen, daß unter dem kurzen Rock die Füße bis über die Knöchel hervortraten, schmale Füße in hohen braunen Schuhen. Es war ein schönes Bild, das sie bot; er empfand es wohl. Die schlanke zwanzigjährige Gestalt in dem weißen Kleide, auf dem die Blätterschatten eines Nußbaums spielten, über dem kühnen, dunklen Gesicht der kleine englische Hut und in der Haltung, so lässig sie war, doch viel Grazie. Einmal ging er an ihr vorüber, noch einmal, dann blieb er bei ihr stehen und sagte: „Was ist mehr: Eleganz oder Schönheit?"

Sie sah zu ihm auf, sagte aber, obgleich sie wußte, daß ihr das galt, nichts.

Einen Moment wartete er auf eine Antwort oder wenigstens doch auf ein Lächeln; da beides aber ausblieb, ergriff er ihre Rechte, zog sie an die Lippen, dann setzte er seinen Weg fort, und als er wieder bei ihr vorbeikam, fragte er: „Woran denkst du, Judith?"

„Wie es sein wird."

„Wenn wir verheiratet sein werden?" Und als sie nur nickte, fuhr er fort: „Nun, wie wird es sein?"

„Manchmal kann ich's mir nicht vorstellen."

„Aber manchmal doch."

„Ja. Manchmal schon."

„Und dann?"

Doch er erhielt keinen Bescheid, schon wieder sah sie sinnend vor sich hin; da begann er nach kurzem Zaudern von neuem zu gehen. Er hatte aber noch keine drei Schritte getan, als er schon weitersprach: „Es liegt auch wirklich etwas Merkwürdiges in einer solchen Vorstellung."

„Ja. Wie überhaupt in unserem ganzen Verkehr."

„Nein," sagte er und drehte sich schnell auf dem Absatz um.

„Fühlst du das nicht?"

„Ich?" fragte er. Aber er fühlte es schon, zuzeiten schwächer, zuzeiten stärker, und fast von dem Augenblick an, da er ihr Jawort erhalten hatte. Solange er um sie geworben hatte, war dieses merkwürdige Gefühl nicht dagewesen, erst nachher war es gekommen, und ein paarmal hatte er auch gemeint, es sei mit ihr nicht anders. Und nun hatte sie es ihm direkt gesagt. Er sah zu ihr hin, verspürte eine leise Unruhe, wußte nicht, ob er zustimmen oder verneinen sollte; schließlich meinte er tastend: „Vielleicht, daß wir einer vom anderen vorläufig immer noch zu viel erwarten ... So in der ersten Zeit ..."

„Ja," unterbrach sie ihn, „ich habe auch schon daran gedacht. Oder daß wir noch auf unsere Kräfte argwöhnisch sind."

„Das bin ich nicht. Eher noch ..."

„Nun?"

Aber er wußte nicht, ob es gut sein würde, das zu sagen, wozu er in einem gewissen Eifer eben angesetzt hatte.

„Was denn, Hermann?" fragte sie dringender.

„Ich meine ... Aber du mußt mich nicht mißverstehen, es liegt ja auch mit in der Sache. Ich meine, daß man sich vielleicht noch nicht ganz sicher im Besitz fühlt."

„Tust du das?" Sie richtete sich jetzt schnell auf.

„Du auch?"

„Nein, ich gar nicht."

„Nein, nein," sagte er da und hatte ein Gefühl der Scham. „Natürlich nicht. Es wäre ja auch noch schöner. Entschuldige, daß ich so was überhaupt fragen konnte." Zu ihr tretend, ergriff er wieder ihre Hand, um sie zum zweitenmal zu küssen.

Digitized by Google

Er ſtand noch ſo, als es von der Seite her, wo ſie ſich befanden, klang: „Entſchuldigt, wenn ich ſtöre," und zugleich ein nicht recht herauskommendes Lachen ertönte. Es war Judiths Bruder, der das ſagte und tat. Wie ſie die einzige Tochter, ſo war er der einzige Sohn des Kommerzienrates. Klein, faſt ſchwächlich und blond, war er der Schweſter in gar nichts ähnlich, nur daß er, wie ſie gegenwärtig auch, ganz weiß gekleidet war. Er kam aus der Villa, die von hier aus hellſchimmernd durch die Bäume und Sträucher des Parkes im Hintergrunde zu ſehen war, und bog nun ab, um zu dem Eingange des Tennisgitters zu gelangen.

Noch ehe er den aber erreicht hatte, entgegnete ihm Alt, der Judiths Hand ſchon hatte fallen laſſen und ſich aufgerichtet hatte: „Stören iſt gut."

„Na! So im Honigmond der Verlobung. Was?" Wieder lachte er ſein unterdrücktes Lachen. „Ja aber, was ich fragen wollte ... Ja. Kommſt du mit? Zu Koch. Weißt du, Einweihung des Sommertheaters. Was? Nicht?" ſprach er dann weiter, als ſein Schwager den Kopf ſchüttelte. „Schade. Na ja, aber verſtehe ..." Sein Blick, der neckiſch ſein ſollte, glitt zur Schweſter. „Ja. Von euren Leuten wollten da ſein: Burchardt, von Ellern, Manſch. Dann: Graf Frick ... Ja. Hab' ich geſchrieben ... von Eggebrecht ... Ja. Wirklich, ſchade. Aber komm doch wenigſtens nach."

„Nein," ſagte Alt jetzt, „ich will nachher arbeiten. Außerdem wäre es mir zu teuer."

„Zu teuer, zu teuer? Komiſch ... Nicht, das ſagt er manchmal, Judith? Wie das klingt. Nicht?"

Sofort nahm Judith, der ihr Bruder nur wenig galt, die Partei ihres Bräutigams. „Sehr verſtändig, Ewald," erwiderte ſie.

„Verſtändig? Na ja. Bon, aber übrigens ... Unſer alter Herr iſt in keiner beſſeren Laune aus dem Nachmittagsſchlaf aufgewacht, als er vorher war." Wiederum lachte er. „Die Neuyorker Baumwollkurſe gehen ihm noch immer im Kopfe herum."

Da wandte ſeine Schweſter ſich ihm wieder zu, und hatte ſie ſchon vorher ein ziemlich abweiſendes Geſicht gemacht, ſo zuckte es jetzt unwillig darauf: „Du tuſt, Ewald, als ob dich das überhaupt nichts anginge."

„Mich? ... Na, ſagen wir mal, wenn ich Prokura haben werde."

Statt einer Antwort hob Judith die Schultern und wandte ſich ab; es lag in dieſer Bewegung etwas, das gar nicht mißzuverſtehen war.

Ihr Bruder verſtand auch die dadurch ausgedrückte Geringſchätzung. „Wie?" fragte er und ſah auf ſeine Schweſter hinab. „Erlaub mal ... Weißt du, was Graf Frick neulich ſagte? Könige würden lieber ſteinalt, als daß ſie den Kronprinzen ran ließen. Ausgezeichnet. Was, Hermann?" Da er aber auch von dem keine Antwort erhielt, ließ er fallen, worüber er ſoeben geſprochen hatte, und fuhr fort: „Ja. Was ich dich noch fragen wollte ... Du weißt doch, Hermann: Gaulke und Hartmann, vorgeſtern nacht? ... Ja. Ob's wirklich zu Tätlichkeiten gekommen iſt? Möcht' ich gern wiſſen. Ja. Na, jedenfalls hat Gaulke gefordert und Hartmann abgelehnt. Was? Famoſe Entſchuldigung: kranke Schweſter, für die er zu ſorgen hat. von Eggebrecht meint, meiſtens ſei es gebrechliche Mutter. Ja. Aber wie ſtellt man ſich jetzt zu dem Kerl? Iſt ſo eine Sache. Hat einen ſelber noch gepaukt. Friends, Romans, countrymen. And Brutus is an honourable man," zitierte er aus Shakeſpeares großer Antoniusrede. „Weiß ich noch. Weiß ich noch ganz gut. Er machte immer ſo'n Karpfenmund, wenn er damit anfing. Ja. War aber eigentlich 'n ganz guter Kerl auf der Penne. Muß ich ſagen. Und deshalb ... Ja. Na, warum ſoll ich's gerade dir verſchweigen? Als im vorigen Jahre das mit ſeiner Schweſter kam ... Daß ſie Knall und Fall nach Davos mußte. Ja. Da hat er ſich an mich gewandt. Tauſend M. Hab's gemacht. Schließlich doch mein Lehrer geweſen ..."

„Das wird es für ihn nicht leichter gemacht haben," ſagte Alt, und auch in ihm war jetzt Unwille.

„Wie? Na ja. Aber wenn ich ihn jetzt 'n bißchen damit kitzelte. Was? Sind noch achthundert." Und als ſein Schwager ſogar das Geſicht verzog, ſetzte er hinzu: „Was denn? Nicht fair?"

„Fair?" fragte Alt nur und wandte ſich ab.

„Na ja. Natürlich. Was unſereins tut. Aber was meinſt du?"

„Geldſachen vermiſcht man nicht mit ſo was."

„Warum denn nicht?"

„Weil man's eben nicht tut." Er entfernte ſich noch weiter von den beiden.

Digitized by Google

„Na, weißt du, Hermann," sagte der junge Hellberg, sah ihm nach und machte ein ziemlich dummes Gesicht. Gleich darauf ließ er aber auch diese Erörterung fallen und fuhr fort: „Wie wirst du dich denn zu ihm verhalten?"

„Ich werde ihn natürlich schneiden."

„Schneiden? Wart mal." Er senkte den Kopf und überlegte einen Augenblick. Dann sprach er weiter: „Du, das ist großartig. Ihn schneiden und ihm doch Geld gepumpt haben. Was? Daß ich darauf nicht gekommen bin. Wenn das nicht bis in die Fingerspitzen korrekt ist. Du, Judith, was? Was, Hermann? Famos. Ich bin plötzlich so vergnügt ... Aber du kommst wirklich nicht mit?" fragte er dann nochmals, und darin sollte eine Art Dank an seinen Schwager liegen. „Schade. Ja. Ihn schneiden. Wirklich großartig." Wiederum sann er vor sich hin; dann hatte er es plötzlich eilig. „Ich muß jetzt gehen. Adieu, ihr beiden. Ja. Viel Vergnügen," sagte er und hatte sich auch schon in Bewegung gesetzt, aber er kam vorerst nur bis zum Ausgange des Tennisplatzes; dort blieb er stehen und sah sich um. „Seid nicht zu zärtlich!" rief er zurück und lachte auch wieder. „Aber eigentlich, das seid ihr ja nie. Komisch. Als ob ihr euch nicht trautet. Ja. Aber trotzdem, trotzdem ... Addio." Er schwenkte die Hand, setzte noch zu sich selbst hinzu: „Aber so werd' ich's machen," und dann schlug er wirklich, den Blicken der beiden langsam entschwindend, den Weg nach rechts ein, der zum Ausgang des Parkes führte.

Es war eine Weile still zwischen Braut und Bräutigam. Judith saß noch ebenso da, wie sie sich vorhin in Opposition gegen ihren Bruder gesetzt hatte, hatte den Kopf gesenkt, eine Falte zwischen den Brauen und die Lippen aufeinandergepreßt, und Alt ging mit gleichfalls gesenktem Kopfe auf und ab, bis sein Blick bei einer Wendung, die er machte, dem ihrigen begegnete. Im Moment wollten sie beide sprechen und ließen es doch beide, weil sie sahen, daß es der andere auch tun wollte. Schließlich war sie es, die begann, und was sie sagte, lag eigentlich in der Luft. „Es ist ein Kreuz mit Ewald."

Er hatte ganz dasselbe gedacht, aber nun, da sie es ausgesprochen und es doch ihr Bruder war, um den es sich handelte, glaubte er ein Wort der Entschuldigung oder Abschwächung vorbringen zu müssen: „Schließlich meinte er es nicht so."

„Er meint, was die anderen meinen."

„Ja, ja. Aber das tun viele."

„Soll das eine Entschuldigung für ihn sein? Ich denke, gerade für ihn ist es keine. Wenn er sich nur ein bißchen Mühe gäbe, Papa wäre ja schon mit wenig zufrieden. Aber so. Nein. Es ist nicht eine einzige gute Seite in ihm."

„Judith, das ist übertrieben! Er ist harmlos," fiel Alt ihr ins Wort.

„Harmlos nennst du das?" unterbrach sie ihn dagegen.

„Gewiß. Er ist im Grunde auch gutmütiger, als es scheint."

„Gutmütig? Nein, gutmütig ist er auch nicht. Das sind wir Hellbergs überhaupt nicht."

Alt lächelte flüchtig: „Du auch nicht?"

Sie sah zu ihm auf, wieder vor sich hin, grollte noch über ihren Bruder, aber da Alt vor ihr stehen geblieben war, so lenkte sie das ab, und schließlich antwortete sie auch auf seine Frage, aber nur indirekt mit einer Gegenfrage: „Fragst du mich das wirklich ernsthaft?"

„Gewiß, Judith."

„Ich dachte, du hättest es schon gemerkt."

„Was denn?"

„Daß ich auch nicht gutmütig bin."

„So," er lächelte stärker, „wenn ich mir nun daran zu zweifeln erlaube?" Und als sie darauf nichts erwiderte, fuhr er fort: „Du bist aber außerordentlich aufrichtig, Judith."

„Manchmal," meinte sie lakonisch.

Da mußte er sogar lachen, und dieses Lachen befreite sie ganz von den Gedanken an ihren Bruder. „Ja," nahm sie das neue Thema auf, und es klang fast trotzig. „Und eigentlich nie aus Bedürfnis."

„Sondern?"

„Ich weiß nicht. Vielleicht aus Neugier."

„Du meinst, Aufrichtigkeit steckt an?"

„Und man kommt mit ihr, wohin man sonst nicht kommt."

„Ach so." Wieder ging er, dann sagte er: „Vorhin hast du mir vorgeworfen, daß ich täte, als ob ich um mich nicht Bescheid wüßte. Jetzt könnte ich dir das auch vorwerfen. Warum setzt du dich immer herunter?"

„Immer?"

Digitized by Google

„Nein. Das ist natürlich falsch, aber ein paarmal hast du's mir gegenüber schon getan. Warum?"

„Das errätst du nicht?"

„Nein. Was ich mir gesagt habe, das läßt du jedenfalls nicht gelten."

„Was, Hermann?" Sie erhob sich plötzlich und kam auf ihn zu, bis sie voreinander standen.

„Erst du," meinte er lächelnd.

„Nein, du. Bitte, Hermann. Ja?"

„Wie du schmeicheln kannst!"

„Schmeicheln? Aber bitte. Ja?"

Doch Alt schüttelte den Kopf. „Nein, das geht nicht. Erst du."

„Gut," sagte sie nun und richtete sich auf. „Weil ich mir sage, du würdest meine Fehler doch bald merken, und weil es unleidlich ist, darauf zu warten, bis du es tust. Aber was hast du gemeint?"

„Daß nicht richtig ist, was du über dich sagst. Daß sich nur zu viel in dir kreuzt, und daß, was du für Fehler hältst, vielleicht schon Tugenden sind, jedenfalls welche werden können."

Ein paar Augenblicke sah sie ihm fest ins Gesicht, dann meinte sie: „Ach, du willst nur liebenswürdig sein!" und wollte sich abwenden.

Aber er kam ihr zuvor. Schnell faßte er ihre beiden Hände und hielt sie fest. „Nein, Judith. Das ist meine ganz ehrliche und ganz feste Überzeugung. Das ist nicht aus Liebenswürdigkeit gesagt." Er sah ihr in die Augen. „Wirklich nicht. Du. Meine stolze und schöne Judith. Du. Weißt du, was gut wäre?"

„Nun?" fragte sie und lächelte jetzt auch.

Aber auf einmal hatte er es mit einer Antwort nicht eilig, und sie drängte ihn nicht. Es war bisher nicht oft geschehen, daß, wie eben jetzt, ein Funke zwischen ihnen aufglomm, daß, wie ihre Gedanken und Meinungen auch waren, ihre Augen eine eigene Sprache redeten, daß die Erwägungen, die zu ihrer Verlobung geführt hatten, ausgeschaltet waren und die Herzen, wenn auch nur unsicher, einander entgegenschlagen wollten. Aber weil sie daran noch nicht gewohnt waren, weil sie ihren Empfindungen noch nicht trauten, weil sie den Mut noch nicht fanden, nur junge Menschen mit ihren Wünschen und Hoffnungen zu sein, so ertrugen sie die Situation auch nicht zu lange. Ihre Blicke wichen voneinander, ihr Lächeln wurde befangen. Da dauerte es nur noch eine Sekunde, daß das junge Mädchen ihm ihre Hände entzogen und gefragt hatte: „Was wäre gut?" und daß Alt sie sich hatte freimachen lassen. Antworten konnte er indessen doch nicht gleich, er mußte sich erst besinnen, dann meinte er: „Wenn Ewald sich öfters zu uns hielte."

Sie sah ihn fragend an.

„Er bringt uns zusammen."

„Meinst du?" Und als er nur nickte, setzte sie nachdenklich hinzu: „Ich hab' auch das Gefühl gehabt. Es ist so, als ob wir dann zueinander fliehen."

„Ja, Judith," entgegnete er lebhaft und fuhr ebenso fort: „Mir ist überhaupt manchmal, als ob mich gerade die Menschen immer zu dir treiben. Als ob ich ..." Er brach ab, denn schon wieder regte sich etwas, das ihn unsicher machte.

„Was denn, Hermann?" fragte sie, nachdem sie auf seine Fortsetzung gewartet hatte. Da er aber nichts entgegnete, sondern sie nur ansah, trat sie dicht zu ihm hin und drängte ihn noch einmal.

„Als ob ich ..." setzte er wieder an, zauderte, ob er es tun sollte, legte doch den Arm um ihre Taille und sprach weiter: „Als ob ich nur, wenn ich bei dir bin, ganz ruhig sein kann. Und das hab' ich dich auch schon immer fragen wollen: Glaubst du, daß sich viele Brautpaare so unterhalten, wie wir es tun?"

Etwas zurückgelehnt, aber seine Umarmung duldend, sah sie ihm aufmerksam wie vorher mit ihren dunklen Augen ins Gesicht, dann sagte sie langsam: „Das ist ja auch gar nicht nötig."

„Aber die Zeit für das andere verstreicht darüber. Zu sein wie die anderen Brautpaare. Hast du das nie vermißt?"

„Du?"

„Ja, ich — ja. Und ich sehn' mich danach."

„Ich nicht," sagte sie. Doch sie sprach nicht die Wahrheit und wußte es. Deshalb schob sie auch seinen Arm zurück und entfernte sich ein Stück von ihm.

Aber gleich war er hinter ihr her und umschlang sie von neuem. „Gar nicht, Judith? Gar nicht etwas? Etwas zärtlicher, etwas aus sich herausgehend ... Judith!"

„Lehr mich's doch," entfuhr es ihr da, und abermals wollte sie sich losmachen.

Digitized by Google

Vergebens, jetzt hielt er sie fest. „Lehren, was doch in dir sein muß," flüsterte er an ihrem Ohre.

„Es ist aber nicht. Oder ..." Einen Moment zögerte sie, sah starr geradeaus, empfand, daß es lockte, und sagte doch: „Nein, nein, Hermann. Wir wollen das nicht erst anfangen."

„Judith!"

„Nein, gib mich frei. Bitte! Weißt du, wohin das führen könnte?"

„Aber!" stieß er ob dieser unerwarteten Frage aus und ließ wirklich den Arm sinken, daß sie frei kam. Und dann sah er ihr nach, wie sie nun hin und her ging, und sein Staunen wurde größer.

Nach einer Weile trafen sich wieder wie vorher ihre Blicke, der seinige fest, der ihrige huschend, und nun war sie es, die das Schweigen beendete. „Siehst du," sagte sie, strich sich unter dem Hut das Haar zurecht und lächelte etwas, „das kommt bloß davon. Du hast angefangen."

„Judith," sagte er nur, tat einen Schritt vorwärts und legte wie bittend beide Hände ineinander.

„Was denn?" fragte sie, und wieder irrte ihr Blick ab. Aber sie sprach gleich weiter, und zwar über etwas, das sie viel beschäftigt, und das sie eifrig erörtert hatten, beide dabei voll regsten Interesses, und das in dieser Minute doch auch ihr gleichgültig war. „Drei Tage ist jetzt dein Gesuch fort. Ich bin wirklich sehr gespannt, ob du bei der Regierung ankommen wirst."

„Judith, ist es wirklich so? Bist du anders?" Er vertrat ihr den Weg.

„In vier Wochen, meinst du, wirst du Bescheid haben?"

„Judith. Wenn es wäre ..." Er streckte beide Hände nach ihr aus.

„Vielleicht meldest du dich doch auch noch an einer anderen Stelle."

„Judith, ich wäre ja so glücklich!"

„Glücklich?" Das Wort traf sie. Sie blieb stehen und sah ihm ins Gesicht.

„Ja, glücklich. Mitunter ist mir bange, bange und kalt, daß wir uns nur immer mit unserem Verstande begegnen. Als ob das nicht genug ist, als ob er uns im Stiche lassen wird, als ob wir mit ihm allein unglücklich werden müßten ... Nicht?" fragte er, da sie den Kopf schüttelte.

„Ich glaube, ich kann nicht unglücklich werden."

„Nicht? So fest hältst du unsere Zukunft in der Hand?"

„Ja. Ich halte meine Zukunft. Ich glaube, ich halte sie fest."

„Ja, ja, Judith. Manchmal fühl' ich auch, daß du's tust. Und du bist ja meine Zukunft. Du weißt gar nicht, wie sehr. Ich habe es ja selbst nicht gewußt. Bist du mir gut?" Damit trat er wieder an sie heran und legte den Arm zum zweitenmal um ihre Taille.

Sie duldete es auch jetzt und lächelte.

„Ja, ja, ja!" brach es da aus ihm heraus. Wie erlöst fühlte er sich, wie berauscht, und wild drückte er Kuß um Kuß auf ihre Lippen und konnte sich nicht genugtun.

Und dann hatte sie sich freigemacht, trat von ihm fort und saß wieder auf der Bank, und er, noch atemlos, stand da und sah zu ihr hin. In dieser Minute, zum erstenmal seit seiner Verlobung, war er wirklich glücklich. Weil er so zu ihr gesprochen hatte, weil er geglaubt hatte, endlich so sprechen zu dürfen, weil die Armseligkeit der letzten Zeit trotz der äußeren glänzenden Verhältnisse viel mehr auf ihn gedrückt hatte, als er es gewußt oder hatte wahr haben wollen. Und als ob das von ihm zu ihr hinübergesprungen wäre, auch ihr Inneres hatte sich aufgetan, und es war jetzt ein starkes Empfinden in ihr, ein Wirrwarr von Regungen, doch keine darunter, die ihr noch unangenehm gewesen wäre. Leicht vor sich hinlächelnd, sah sie geradeaus und geriet sogar ins Träumen.

„Judith," sagte er nach einer Weile.

„Was denn?" fragte sie, lächelte in gleicher Weise und tat es sogar noch stärker, als sie wahrnahm, wie es ihr aus seinen Augen entgegenleuchtete.

„Ist es gut so, daß es so gekommen ist?"

Sie antwortete darauf nicht, und doch lag eine bestimmte Erwiderung in dem, was sie weiter sagte: „Willst du mir eine Frage beantworten, Hermann? Ehrlich und offen?"

„Ja, Judith, jede."

„Als du um mich warbst, da war ich dir die reiche Partie?"

„Das auch," entgegnete er ohne jedes Besinnen. „Aber heute bist du es nicht mehr."

Zwei-, dreimal nickte sie vor sich hin, sie hatte gewußt, daß er gerade das sagen würde. Dann fragte sie weiter: „Du hättest um ein armes Mädchen überhaupt nicht anhalten können?"

Digitized by Google

„Nein, Judith. Es hätte mir widerstanden.“ Und da sie nur den Kopf senkte, fuhr er fort: „Kannst du dir das vorstellen? Widerstanden, wie einem das Schlechte widersteht, wie einem das Häßliche widersteht. Nicht des Geldes wegen, aber wegen der Freiheit, die es gewährt, wegen der Überlegenheit über die anderen, weil um seinetwillen das Kleinliche nicht an einen heran kann.“

„Gewiß,“ antwortete sie.

„Ich hab' dir das sagen dürfen?“

„Natürlich. Du hörst doch, daß ich mir es selbst gesagt habe. Von vornherein. Gerade ...“ Einen Moment hielt sie inne, aber was sie es vorhin als voreilig hatte ansehen lassen, daß sie ihm gesagt, warum sie ihn gewählt hatte, das hatte für sie jetzt keine Geltung mehr, und deshalb fuhr sie doch, und zwar langsam, fort: „Gerade wie ich es doch auch gemacht habe. Wie ich es gar nicht anders hätte machen können. Ebenso wie du.“ Sie sah wieder zu ihm auf und lächelte ihn an, dann fragte sie: „Du meinst, es ist jetzt anders geworden?“

„Judith, das fühlst du nicht?“ rief er aus und streckte die Hände abermals zu ihr hin.

Aber sie fühlte es schon, und sie empfand auch noch etwas anderes, etwas, das sie bisher nie empfunden hatte. Und das rührte sich in ihr und drängte, verlangte nach einem weiteren Bescheid und wollte die stärkere Probe machen. Wieder sah sie zu ihm auf und lächelte auch wieder, ein anderes Lächeln, ein flatterndes, und sie dehnte sich mit angezogenen Armen und lehnte sich etwas nach hinten, und ihre Lippen öffneten sich. Es war ein Locken, es war die erste, halb tastende Anwendung einer neuen Macht, die sie ausüben wollte, es war das Verlangen, selbst der Preis zu sein. Endlich hatte die Rinde, die der Verstand um sie gelegt, auch bei ihr zu bersten begonnen.

Und Alt empfand so etwas, drückte beide Hände gegen die Brust und sah sie voll Entzücken an. „Judith!“

„Was denn?“

„Auf dich zustürzen möchte ich und dich an mich pressen!“

„Tu's doch.“

„Ja?“

Doch er kam zu spät. Mit einem gewaltsamen Ruck hatte sie sich plötzlich erhoben.

„Aber,“ sagte er. Gleich darauf bat er: „Judith.“

„Wir wollen nicht töricht sein, Hermann,“ entgegnete sie und entfernte sich einen Schritt von ihm. Aber sie war zufrieden mit der Probe.

„Töricht nennst du das? Wir sind doch jung. Und daß du so sein kannst ... So im Moment ...“

„Einer von uns beiden muß es doch können.“

„Warum, Judith? Warum?“ Und als sie nicht antwortete, bemächtigte er sich ihrer Rechten und sah ihr bittend ins Gesicht: „Warum?“ Doch das Fragen nach dem Grunde verging ihm. Es lag jetzt etwas in ihrem Blick, das er noch niemals darin gesehen hatte: eine große Weichheit, eine stolze Zärtlichkeit. Sein Herz wurde ihm darüber weit. Unwillkürlich und sich dessen gar nicht recht bewußt begann er zu flüstern: „Bist du auch glücklich, Judith? Bist du es? Ein wenig nur? Du sollst es immer mehr werden. Hörst du? Ich schwöre es dir zu. Ich will steigen und steigen. Aufwärts. Immer weiter. Aber bist du schon glücklich? Nur etwas, nur zum Anfang?“

„Ja,“ sagte sie da, „ich bin's,“ und hob ihre Linke und streichelte ihm schnell die Wange. Wie verstohlen und als ob sie etwas Unerlaubtes täte. Aber doch auch glücklich, auch sie. Und dann fuhr sie fort, und es klang fast, als sei sie froh, daß sie das sagen konnte: „Dort kommt ja Ewald noch einmal. Und ... Wer ist denn das?“ Die Lider halb schließend, spähte sie den langen Lindengang hinunter, an dessen Ende die beiden, von denen sie eben gesprochen hatte, aufgetaucht waren.

Auch Alt sah hin, nur flüchtig. Was ging ihn das jetzt an? Er war noch viel zu bewegt und zu erregt, und es arbeitete noch zu sehr in ihm, als daß er darauf hätte achten können. Ja, er war nicht einmal unwillig über die Störung. Selbst dazu vermochte er es noch nicht zu bringen.

Bis Judith sagte: „Das ist ja Schütze.“

Das klang so überrascht, daß er nun doch auf- und sie auch gleich anblickte. „Wer ist Schütze?“

Aber sie antwortete nicht, hatte auch schon, wie er soeben noch, den Kopf gesenkt, während ihre Finger vorn an der Bluse nesteln und auf ihrem Gesicht ein Ausdruck lag, der ihm nach kurzem Ansehen auffiel.

Digitized by Google

„Du, Judith," fragte er da nochmals und trat langsam näher, „wer ist Schütze?"

„Wie?" fragte sie dagegen und blickte ihn so an, daß er merkte, wie weit sie mit ihren Gedanken fort war.

„Du bist ja ganz versunken," erwiderte er und war nun erst recht aufmerksam geworden.

Er irrte sich auch nicht. Seine Braut war innerlich stark beschäftigt. Warum, das sollte er gleich erfahren. Zunächst antwortete sie ihm aber erst auf seine vorige Bemerkung: „Regierungsreferendar ist er jetzt." Damit tat sie zwei Schritte, senkte den Kopf von neuem, sprach dann aber doch weiter: „Früher war er hier beim Gericht. Bis kurz, ehe du kamst." Wieder schwieg sie, und wieder ging sie. Doch diese einfache Auskunft war kein Ventil dessen, was sie so in Anspruch nahm. Es drängte sie zu einer weiteren Bemerkung. „Was er zu meiner Verlobung sagen wird?" meinte sie nun und lächelte etwas.

Einen Moment sann Alt, dann glaubte er den Schlüssel für ihr Verhalten zu haben. „Ein früherer Courmacher?" fragte er.

Sie antwortete nicht.

„Stimmt's?"

„Mehr."

„Angehalten?"

Jetzt nickte sie.

„Und?"

„Er ist doch von hier fortgegangen."

„Ach so," erwiderte er. Dabei blieb es auch. Er wußte nicht, was er nun noch weiter sagen oder fragen sollte, wußte auch nicht gleich, wie er sich zu verhalten haben würde; leise meldete sich ein unbequemes Gefühl, und zugleich hatte er doch auch die Empfindung, daß ihm Judith noch niemals so mädchenhaft erschienen war wie eben jetzt in ihrer halben Verlegenheit. Wie als ob es ihm schwer würde, wandte er den Blick von ihr und sah wieder den beiden Ankommenden entgegen, die sich ihnen inzwischen genähert hatten. In demselben Moment erschrak er bis ins Innerste hinein. Der da kam, war jener Schütze, der mit ihm zusammen studiert hatte und bei den Teutonen aktiv gewesen war. Also ein Wisser um diesen Teil seiner Vergangenheit und, das stand ihm in demselben Augenblick noch fest, ihr Verräter. Vollkommen verwirrt und willenlos starrte er ihm entgegen, dann ließ er die Augen im Kreise herumgleiten, gleich darauf wandte er sich ab und entfernte sich ein Stück von Judith. Beides instinktive Bewegungen, um auf irgendeine Weise dem Unheil, das er nahen fühlte, zu entgehen. Aber es gab kein Ausweichen, es gab nur ein Ertragen. Das war das zweite, was sich ihm aufdrängte. Und nun wollte er sich wappnen, wollte er sich überlegen, wie er sich zu benehmen und zu wehren hatte, suchte sein Denken zu konzentrieren; aber da störte es ihn, daß er nun bereits die Stimme der beiden hörte, und zugleich war es ihm, als ob von hinten eine Kraft auf ihn einwirke, die ihn zwingen wollte, sich umzukehren. Schließlich ertrug er das nicht mehr und tat es. Er sah, wie der Referendar mit abgezogenem Hut schnell das letzte Stück herankam, den Tennisplatz betrat, und wie ihm seine Braut ein paar Schritte entgegenging. Er sah auch, daß sie lächelte, und diese Wahrnehmung löste ein anderes Gefühl in ihm aus: das der Zusammengehörigkeit. Er wollte auf sie zu, aber schon hatte ihn etwas Neues erschreckt: daß er ihr die Unwahrheit gesagt, daß er immer getan, als stehe er mit dem Korps, dem er einst angehört, noch in Verbindung, daß also jetzt auch das ans Tageslicht kommen würde. Wieder den Kopf sinken lassend, blieb er, wo er sich befand.

Schütze, eine untersetzte, etwas aufgeschwemmte Gestalt mit ganz kurz geschorenem Haar und einem Gesicht, das auch dann nicht recht liebenswürdig wurde, wenn es, wie eben jetzt, lächelte, hatte inzwischen Judith erreicht, die ihm die Hand hinstreckte und ihn dabei fragte: „Guten Tag, Herr Referendar. Wo kommen Sie denn so unerwartet her?"

„Gnädiges Fräulein," antwortete er und verbeugte sich, ohne ihre Hand indessen freizugeben, während seine Augen hinter den Kneifergläsern funkelten und sich fest in ihr Gesicht einbohrten, „auf Urlaub. Ich habe einen Abstecher hierher gemacht und wollte natürlich nicht verfehlen, die Herrschaften zu begrüßen. Aber ich habe von Ewald gehört, daß gnädiges Fräulein sich verlobt haben. Darf ich mir ganz gehorsamst gestatten, zu gratulieren?" Wieder verbeugte er sich, dann fuhr er fort: „Wie mir Ewald sagte, ist mir eine Anzeige zugeschickt worden. Ich bin aber schon seit acht Tagen von Hause fort. Deshalb habe ich auch nicht von mir

Digitized by Google

hören lassen." Jetzt erst gab er ihre Hand frei, sah sie aber noch weiter an, und wie er das tat, stieg es über ihren Anblick heiß in ihm auf. Trotz dem, was er kaum vor einer Viertelstunde vernommen, und trotz der bitteren Enttäuschung, die er infolgedessen erlitten hatte. Er war nicht an den Ort seiner früheren Tätigkeit nur zu einem Abstecher und nur zu einer flüchtigen Begrüßung zurückgekehrt, wie er eben gesagt hatte, er hatte anderes gewollt. Fünf Monate lang hatte er das junge Mädchen nicht mehr gesehen, ebensolange hatte er mit seiner Liebe zu ihr gekämpft, hatte ihrer Herr werden wollen, aber es war ihm nicht gelungen. Da war allmählich sein durch den erhaltenen Korb verwundeter Stolz klein geworden, und er hatte sich entschlossen, noch einmal sein Glück zu versuchen. Unter schweren Kämpfen, schließlich aber doch in wiedererwachter Hoffnung. So war er angekommen, und sofort, kaum daß er sich im Hotelzimmer etwas zurechtgemacht, hatte es ihn nach der Villa getrieben. Nur um schon vorher durch seinen Freund Ewald, mit dem er sich sogar duzte, von der Verlobung zu hören. Wäre der nur etwas anders beanlagt gewesen, so hätte er merken müssen, wie seine Mitteilung auf Schütze wirkte, doch es war ihm entgangen, und dann hatte er keine Gelegenheit mehr dazu gehabt. Über die Erwähnung des Namens ‚Alt' war dem Referendar die Erinnerung an seine Studentenzeit gekommen, er hatte sich seinen Nebenbuhler beschreiben lassen, hatte daraufhin gemeint, sich nicht zu irren, und nun war bei ihm zu der Enttäuschung die Empörung getreten, daß ein in seinen Augen Deklassierter ihn um sein Glück betrogen haben sollte. Ein kurzer Blick beim Betreten des Tennisplatzes hatte ihm seine Voraussetzungen zur Gewißheit gemacht, ein wilder Trotz hatte ihn erfüllt, und doch, wie er jetzt vor Judith stand und ihr noch immer ins Gesicht sah, war auch das zurückgetreten, und er wußte im Augenblick nichts anderes, als daß er endlich wieder mit ihr zusammen war.

Aber das dauerte nur ein paar Sekunden. Das junge Mädchen selbst brachte ihn zum Erwachen. Sie hatte für seine Gratulation gedankt, dann war ihr Blick dem seinigen ausgewichen. Sie las nur zu deutlich, was aus seinen Augen sprach, und wenn sie vorhin auch eine gewisse Genugtuung verspürt hatte, gerade mit ihm über ihre Verlobung zu sprechen, jetzt fühlte sie sich eher verlegen. Deshalb empfand sie es als Erleichterung, durch die Vorstellung aus ihrer Lage befreit zu werden. Sie wandte sich also zu ihrem Bräutigam um.

Der stand noch immer da und sah vor sich hin zu Boden.

Im Moment wunderte sie das, es war aber auch schon gleich vergessen, und auffordernd sagte sie: „Bitte, Hermann."

„Ja." Alt, sich beim Vornamen gerufen hörend, hob schnell den Kopf.

„Herr Regierungsreferendar Schütze — mein Bräutigam, Referendar Alt."

Beide lüfteten die Hüte. Schütze, wie unwillig, Alt schnell. Dabei kreuzten sich ihre Blicke, und nun wußte Alt erst recht, woran er war, er hatte aus des anderen Augen den Haß leuchten sehen. Da ging ein schneller Wechsel in ihm vor. Jetzt wollte er nicht mehr entweichen, jetzt wollte er ganz nahe sein. Den Kopf zurücknehmend und in voller Bereitschaft trat er heran.

Inzwischen hatte sich Schütze wieder Judith zugewandt. Aber daß sein Gegner herangekommen war und fast neben ihm stand, entflammte noch mehr, was in ihm vorging. Einen Moment kämpfte er mit sich, suchte Widerstand zu bieten, doch schon hatte er den Kopf Alt abermals zugekehrt und halb über die Schulter hingeworfen: „Wir sind uns ja nicht unbekannt?"

„Nein," antwortete Alt, „allerdings nicht."

Judith war überrascht. „Sie kennen sich?" fragte sie.

„Ja," entgegnete kurz und hart Schütze, während Alt sagte: „Von der Universität her."

„Das ist ja merkwürdig! Daß du mir davon nichts gesagt hast," fuhr sie fort. Gleich darauf wurde sie aber zum zweitenmal aufmerksam, weil Schütze mit einem spöttischen Auflachen gefragt hatte: „Nicht?" Erstaunt sah sie erst ihren Bräutigam, dann ihn an, fühlte sich nicht ganz sicher, meinte zugleich, Schütze benehme sich aus Neid so, wollte darüber unwillig werden und fragte doch: „Bleiben Sie lange hier, Herr Referendar?"

„Nein. Nur ein oder zwei Tage."

Da mischte sich der junge Hellberg, der bisher zuhörend daneben gestanden hatte, ein. Ihm hatte sein Freund vorhin, ehe er um

Digitized by Google

die Verlobung gewußt, etwas anderes gesagt. „Du meintest doch, eventuell bliebest du den ganzen Urlaub über hier?"

Schütze räusperte sich und schlug die Augen nieder, wie er antwortete: „Eventuell, sagte ich, wahrscheinlich aber nicht."

„O, das ist schade," meinte das junge Mädchen langsam, hatte die Überzeugung, auch dieser Widerspruch hänge mit ihrer Verlobung zusammen, wollte dann nach kurzem Zaudern weitersprechen, doch Schütze kam ihr zuvor. Mit einer kleinen Verbeugung sagte er: „Sehr liebenswürdig, gnädiges Fräulein." Kurz von unten herauf sah er sie an, und als er wieder wahrnahm, daß ihr Blick sofort abirrte, raffte er sich plötzlich zu einem Entschluß auf. Er fühlte, wie sein Groll gegen Alt immer mehr zunahm. Er wollte sich aber nicht hinreißen lassen, ja, er war jetzt sogar in den Zustand geraten, in dem etwas von der Verachtung, die er gegen den anderen verspürte, auch auf Judith übergegangen war. So sagte er: „Ich möchte mir jetzt erlauben, Herrn Kommerzienrat zu begrüßen."

„Papa wird sich freuen," entgegnete Judith, und dann, um nicht zu unliebenswürdig zu erscheinen und in einer momentanen Regung von Mitleid, setzte sie noch hinzu: „Aber wir sehen Sie doch noch wieder?"

Es dauerte einen Augenblick, bis Schütze antwortete: „Ich kann es noch nicht bestimmen."

„O! So in Anspruch genommen ist ihre Zeit?"

„Ja." Und nun wollte er sich an Ewald wenden, aber es ging ihm wieder wie vorher bei Alt, er mußte den Kopf zu dem jungen Mädchen noch einmal zurückdrehen, und wie sich dabei ihre Augen begegneten, stieg es auch von neuem in ihm auf, und er setzte hinzu: „Ich möchte auch nicht stören."

„Das tun Sie nicht."

„Gnädiges Fräulein vielleicht nicht."

„Sondern?"

„Sondern ..." sagte auch Schütze, sah sie an, maß dann Alt mit dem Blick, wollte mehr sagen, zwang sich, es zu lassen, und stieß nur ein verächtliches „Äh!" aus. Dann sprach er gleich weiter: „Also komm, Ewald, damit es nicht zu spät wird." Sich noch einmal vor Judith verbeugend und den Hut abnehmend, drehte er sich um, und der junge Hellberg, der zwar aufgehorcht, aber nicht recht begriffen hatte, schloß sich ihm hastig an, nur daß er noch einmal zu seinem Schwager zurückblickte.

Wieder war Judith erstaunt, wollte, als die beiden sich entfernt hatten, zu ihrem Bräutigam sprechen, wollte ihrem Unwillen Ausdruck geben, aber zugleich regte sich auch etwas in ihr, daß sie zaudern ließ. Sie wußte nicht, was es war, sie hatte nur ein unbestimmtes, unsicheres Gefühl. Und daß Alt so dastand, wie er es tat, den Kopf gesenkt, die Brauen zusammengezogen, kein Wort der Empörung sprach, auch nicht aufblickte, verstärkte es noch. Schließlich sagte sie aber doch: „Es ist weiter nichts als Neid von ihm."

Er antwortete nichts.

Eine Weile wartete sie, dann fragte sie: „Oder habt ihr was miteinander gehabt?"

Auch jetzt entgegnete er nichts, aber nach einer Weile hob er, der nur den Schall ihrer Worte, nicht deren Sinn vernommen hatte, den Kopf und fragte: „Was hast du gesagt?"

Dieses Mal gab sie keine Antwort. Wie sie eben weiter gegrübelt und sich die letzten Vorgänge ins Gedächtnis zurückgerufen hatte, war es ihr nachträglich erschienen, als sei ihr Bräutigam von Anfang der Begegnung an eigentümlich gewesen. Das hatte es ihr noch wahrscheinlicher gemacht, daß doch zwischen den beiden etwas passiert war, und auch daran hatte sie bereits gedacht, daß es für Alt nichts Gutes sein konnte. Ihrer Sache noch nicht ganz sicher, aber schon argwöhnisch, sah sie ihn an.

Und dieser Blick war es, der Alts Gedanken sich wieder auf sie und auf das, was nun kommen würde, richten ließ. Wie sich Judith zuerst alles, was geschehen war, mit Schützes Enttäuschung erklärt hatte, so er sich alles mit dessen Wissen um den Makel seiner Vergangenheit. Die Erfahrungen der letzten Jahre, in denen er vieles hatte erdulden müssen, und in denen man ihm so oft zu nahe getreten war, hatten es ihn ja gelehrt, daß jeder, der darüber orientiert war, was ihm als Student geschehen, es erzählen konnte, und daß jeder, der ihn damit schädigen wollte, das Recht dazu hatte. Deshalb war ihm, wie sich der Referendar verhalten, auch seine zweifellose Unhöflichkeit gegen Judith nur eine Beleidigung seiner selbst gewesen. Damit hatte er gehadert und dagegen sich empört, nun aber unter der

Digitized by Google

Wirkung ihres auf ihn gerichteten Blickes war es anders geworden. Er wurde sich bewußt, daß er jetzt vor der Hauptsache stand, und wenn er sich auch noch kein Programm gemacht hatte, so war doch schon etwas in ihm, das diesen Blick nicht so hinnehmen wollte. „Du siehst mich so an," sagte er endlich.

„Ich?" fragte sie, sah sogleich von ihm fort und begann zu gehen.

„Ja." Wieder war es ein Zaudern, und wieder trieb es ihn vorwärts. „Wie ich manchmal in meinem Leben angesehen worden bin."

„So?"

Auch jetzt sagte er nur: „Ja," und senkte den Kopf. Und dann war es ein plötzlicher Entschluß, es ihr zu sagen, und in aufsteigendem Trotze fuhr er lebhaft fort: „Immer, wenn es war, wie es eben jetzt gewesen ist. Wenn einer wieder einmal die große Entdeckung gemacht hatte."

Einen Augenblick wartete sie, ob er weitersprechen würde, dann fragte sie: „Welche?"

„Welche? Was mir vor fünf Jahren in meiner Studentenzeit passiert ist. Die."

„Ich verstehe dich nicht."

„Nein, natürlich nicht," bestätigte er und schwieg dann abermals. Doch nicht mehr für lange, so begann er von neuem: „Ich hatte damals Schulden, konnte das Geld nicht zurückgeben. Deshalb mußte ich aus dem Korps austreten." Gleich darauf aber in dem Gefühl, daß er es auch jetzt noch nicht richtig dargestellt hatte, setzte er hinzu: „Sie zwangen mich dazu." Und weil ihm auch das noch nicht genügte, er aber auch meinte, Judith müsse jetzt etwas sagen, sprach er noch weiter: „Ich hab' es dir, als du mich einmal fragtest, anders gesagt. Man gesteht so was nicht gern ein. Kannst du dir das denken?"

„Ja," sagte sie und ging weiter.

„Ja, ja, natürlich," pflichtete er ihr bei. Und dann brach es aus ihm heraus: „Deshalb hat er gemeint, mir so entgegentreten zu müssen, wie er's getan hat, noch dazu in deiner Gegenwart. Aber so ist es immer gewesen. Immer, wenn ich einem im Wege war, wenn er sich durch mich benachteiligt glaubte, gruben sie's auf. Ich entschuldige mich nicht, ich sage auch nicht, daß sie damals zu streng waren. Nach den Vorschriften, die galten, durften sie's tun. Aber Vorschriften, was sind Vorschriften! Leere Worte und Silben. Das macht's, wie der, den sie treffen, es aufnimmt. Und da, bei allem Leichtsinn, den ich damals besaß, um was bin ich alles betrogen worden! Das heißt ..." unterbrach er sich und sah prüfend zu seiner Braut hin. Er hatte plötzlich die Empfindung gehabt, zu viel zu sagen. Doch er nahm nichts wahr, sie ging wie vorher, und auch ihr Gesicht trug den gleichen Ausdruck. Das beruhigte ihn wieder, und er fuhr fort: „Ich werde dir das später mal erzählen." Aber noch einmal kamen ihm Zweifel, und er fragte: „Oder meinst du, ich hätte es dir doch vor unserer Verlobung sagen sollen?"

„Nein," sagte sie wieder.

„Nein, nein, natürlich nicht." Jetzt wirklich befriedigt, nickte er vor sich hin. „Wie soll man das auch machen? Es ist so albern. Und wer versteht was davon, wenn er nicht selbst Student gewesen ist? Aber da kommt wieder so einer. Nach fünf Jahren, fünf Jahren Fleiß und Pflichterfüllung und Selbstbeherrschung. So weit außerdem entfernt. Es ist ja ... Verstehst du, daß ich die Menschen manchmal gehaßt habe?"

„Ja," sagte Judith auch jetzt nur kurz.

Wieder mit dem Kopfe nickend, bestätigte er: „Ja, ja, wir sind ja gleich," und fuhr dann wiederum auf: „Aber ich zwinge sie. Ich zwinge sie alle. Aufwärts. Macht in die Hände kriegen. Und dann ... Ah! Es ist ein langes Register. Verfemt gewesen überall, wo Korpsiers sitzen, eingesteckt, hingenommen, im Umgang so vorsichtig gewesen, als Sonderling gegolten, auf den Reserveoffizier verzichtet ... Wie ..." unterbrach er sich, denn seine Braut war plötzlich stehen geblieben und sah zu ihm hin.

„Deshalb bist du nicht Reserveoffizier geworden?"

Einen Moment war er verwirrt, dann sagte er schnell: „Nicht nur deshalb. Ich sagte dir doch, weil ich die Zeit nicht verlieren will. Aber es hat mitgesprochen."

„So," entgegnete sie nur, sah ihn noch einmal an, dann ging sie wieder, und er war plötzlich verstummt und blickte ihr nach. Verflogen war, was ihn noch eben sich hatte leichter fühlen lassen, ganz genau wußte er, daß sie ihm seine letzte Erklärung nicht geglaubt hatte, und darüber begann er auch zu zweifeln, ob sie es überhaupt bisher getan, ob sie sich nicht vielmehr verstellt hatte. Eine

Digitized by Google

Unruhe erfüllte ihn, eine Unzufriedenheit mit sich und mit ihr, er wollte wieder sprechen, fand aber jetzt keinen Einsatzpunkt und keine Worte.

Und er irrte sich auch nicht. Die kurzen Antworten des jungen Mädchens hatten keine Zustimmung, sondern einfach eine Bestätigung dessen sein sollen, daß sie gehört, was er gesagt hatte. In studentischen Dingen unerfahren, war sie doch schnell stutzig geworden, zunächst über das, was zwischen seinen Worten gelegen, schließlich über das, was er direkt gesagt hatte. Und nun wußte sie, es hing etwas an ihm, in den Augen vieler war er gebrandmarkt, und das war eine Vorstellung, gegen die ihr Stolz sich empörte. So ging sie weiter hin und her, schneller als bisher, und zwischen ihren Brauen saß eine Falte.

Da sagte Alt in die Stille hinein: „Jetzt ist es so, vor einer Viertelstunde aber noch ..."

Doch das war keine gute Bemerkung. Gereizt fragte sie: „Was war da?"

„Hast du's vergessen?"

Stehen bleibend, sah sie ihn nur an, finster und drohend zugleich, und wie sie das tat, mußte sie plötzlich an Schütze denken, und daß der doch ein Recht gehabt hatte, vorhin sich so zu betragen. Auch ihr gegenüber. Das war ihr eine Vorstellung, noch unleidlicher als die andere. Gerade vor ihm, vor ihm mehr als vor jedem anderen Menschen, wollte sie hoch dastehen. Sie wußte, warum. In ihren Augen begann es zu funkeln, sie ballte die Hände, eine fliegende Hitze befiel sie, und sie stieß aus: „Daß du das hast ertragen können! Ich hätt's nicht gekonnt."

„Nicht?" Er hatte sofort verstanden, was sie meinte. Mehr als einmal war auch ihm der Gedanke an die Pistole gekommen, aber jetzt, da sie es ihn fragte, mußte er lächeln, als er antwortete: „Das errätst du nicht?"

„Nein."

„Aus Trotz."

„Aus Trotz?" wiederholte sie, und noch immer funkelten ihre Augen ihn an. „Ist auch jetzt noch Trotz in dir?"

„Der ist immer in mir."

„Du lächelst ja."

„Weil ich errate, was in dir vorgeht."

Über diese Antwort schlug sie den Blick nieder und senkte den Kopf halb.

Er aber, nach kurzem Innehalten, sprach weiter: „Ja, Judith, ich errate es. Ganz genau. Ich verstehe dich auch."

Sie nickte nur langsam.

„Ich kann aber nicht sagen, daß ich es richtig finde, wie du dich verhältst."

„Das brauchst du auch nicht."

„Also was willst du?"

„Ich weiß nicht."

„Ist das die Wahrheit?"

„Sollen wir uns jetzt etwa nicht die Wahrheit sagen?"

„Ja, du hast recht. Also wollen wir's abwarten." So sagte er und wandte sich ab; aber erst jetzt wurde ihm ganz klar, wohin sie ihr Gespräch schon geführt hatte, und in von neuem aufsteigendem Trotz dachte er: Mag's dazu kommen, wenn sie so schnell daran denken kann.

Doch es wurde auch wieder anders mit ihm. Wie er so dastand und sie beobachtete, ihre schlanke Gestalt sah, ihr schönes Gesicht, wie er sich von ihr berührt fühlte, wenn sie im Auf- und Abgehen dicht an ihm vorüberstrich, und wie er den zarten Duft ihres Parfüms verspürte, da begann es sich an ihn heranzumachen. Ihm sollte entgleiten, was er mit ihr zu erlangen gehofft hatte, der Reichtum, die Macht und der Glanz der Zukunft, und er sollte sie verlieren, die ihm jetzt in jeder Miene, jeder Bewegung so vertraut erschien wie bisher niemals? Ganz unmöglich wollte ihn das dünken, und immer mehr lehnte er sich dagegen auf. Immer mehr trat aber auch der Rechner in ihm zurück, der erwogen und gestrebt hatte, und immer mehr rührte sich der Mensch in ihm, den die Gespenster einer neuen Vereinsamung und neuer Kämpfe schreckten, den es trieb, Schutz zu suchen, Anlehnung zu finden und Liebe zu empfangen, wie er bereit war, Liebe zu geben. Es war eine Probe, die er in diesen Minuten zu bestehen hatte, eine Probe darauf, ob es richtig gewesen, was er in den letzten Jahren aus sich zu machen versucht hatte, und es war auch eine Reaktion seiner jungen Jahre auf die Vorherrschaft des Verstandes. „Judith," begann er endlich bittend, als sie sich ihm wieder näherte.

Sie sah auf, entgegnete aber nichts.

„Judith, bin ich dir wirklich ein anderer geworden? Bin ich nicht mehr, wie ich bin, wie du mich kennst und immer gekannt hast? Besteht das nicht mehr, was dir an mir ge-

Digitized by Google

fallen hat? Hab' ich denn noch was mit dem Studenten gemein, der ich einst war? Ich weiß nicht, es liegt so gar kein Sinn drin. Man tut tausenderlei. Alles wird vergessen. Nur das, wo man einmal gefehlt hat, nicht. Das ist doch aber auch nur eins. Eins gegen so vieles. Jeder verrennt sich doch einmal. Judith, bitte!" Als ob er ihre Hände ergreifen wollte, streckte er die seinigen aus.

Aber sie schüttelte den Kopf und begann wieder zu gehen.

„Du willst nicht gut sein?" fragte er hinter ihr her.

„Gut? ... Du bist mir aber ein anderer geworden."

„Nur, weil du's gehört hast? Und wenn du's nicht gehört hättest?"

„Ich weiß es aber. Das ist's. Es ist jetzt was an dir." Wieder zurückkommend, sah sie ihn auch wieder an und zuckte leicht mit den Schultern.

„So? ... Ja, Judith, mehr bitten kann ich nicht."

„Das sollst du auch nicht. Denn bitten ... Nun. Aber, siehst du, Hermann, noch eins: was dir heute geschehen ist, kann dir jeden Tag wieder geschehen."

„Allerdings."

„Oder es schleicht als Klatsch hinter uns her."

„Auch das kann sein. Oder, sagen wir, wird es sein. Beides. Ja. Ich bin ja noch jung. Ich hab' noch so viel Zeit vor mir. Für so was, mein' ich. Man findet auch immer einen ..."

„Eben ... Ja," sagte sie noch, sah in den Park hinein, dann fragte sie: „Ist es dir lieber, daß wir nicht mehr hier sind, wenn sie zurückkommen?"

„Wer?"

„Schütze und Ewald."

„Wollen die noch einmal kommen?"

„Ich nehme an, er wird sich verabschieden."

„Ich bleibe."

„Wie du willst."

Damit war das Gespräch zu Ende, und es wurde, wie es vorher gewesen. Judith ging wieder, und Alt stand, den Kopf gesenkt und auf dem Gesicht einen finsteren Ausdruck. Und so war es auch noch, als in der Tat die beiden zurückkehrten, von denen sie zuletzt gesprochen hatten.

Die hatten vorhin die Villa noch nicht erreicht gehabt, als der junge Hellberg schon über die Vergangenheit seines Schwagers orientiert gewesen und, da er ja gemerkt hatte, welches Gewicht sein Freund dem beilegte, es auch bereits nicht an Ausdrücken der Entrüstung hatte fehlen lassen und erklärt hatte, das müsse seine Schwester nachher sofort erfahren. Indessen, wie wichtig diese Benachrichtigung Schütze auch hatte sein mögen, er hatte doch nur mit halbem Ohre zugehört. Zu sehr hatte er noch unter dem Eindrucke dessen gestanden, wie sich das junge Mädchen zu ihm verhalten, und er war entschlossen gewesen, sie nicht mehr aufzusuchen. Aber das war anders geworden, als er sich von dem Kommerzienrat freundlich empfangen gesehen, und als er sich wieder in den alten, ihm so vertrauten Räumen befunden hatte, wo ihn so viele Einzelheiten erst recht an Judith erinnerten. Da war es noch einmal in ihm aufgequollen. Er, der wußte, wie klug und stolz zugleich sie war, hatte nicht glauben können, daß sie nicht bemerkt hätte, wie er ihren Bräutigam behandelt, und hatte nicht anzunehmen vermocht, daß sie mit ihm verlobt bleiben würde, wenn sie Bescheid wußte. Neues Verlangen und neues Hoffen hatten sich, während er scheinbar ganz beflissen mit dem alten Herrn plauderte, in ihm geregt, und dazu war noch etwas anderes getreten, nämlich, wenn er sich doch täuschte, wenigstens nicht als ganz Besiegter das Feld zu verlassen.

Judith war, als die beiden herankamen, stehen geblieben, ohne daß ihre Mienen sich erhellt hätten, und sah ihnen entgegen. Ein Blick in das Gesicht ihres Bruders, das einen so ungemein wichtigen Ausdruck trug, unterrichtete sie zur Genüge. Sofort stellte sich Verachtung bei ihr ein, und wenn sie vorhin erst infolge seines Verhaltens gegen Schütze abweisend geworden war, so war sie jetzt von vornherein dazu entschlossen. Das bedeutete keine Parteinahme für Alt, aber es äußerte sich neben ihrem Stolz ein ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl darin. Sich aufrichtend und die Lippen hochmütig zusammenpressend, erwartete sie den Referendar.

Und der trat heran, und wie sich ihre Augen begegneten, erriet er sogleich, daß sie schon Bescheid wußte. Schnell, während er sagte: „Ich habe mich sehr gefreut, Herrn Kommerzienrat so wohl aussehend zu finden",

Digitized by Google

suchte er Folgerungen aus seiner Wahrnehmung zu ziehen. Aber er kam damit nicht zustande. Schon hatte er auch die Ablehnung aus ihrem Gesicht herausgelesen, und auch ihre Antwort, „Ja, Papa ist wohl", war in einem Tone gegeben worden, über dessen Sinn er nicht im Zweifel sein konnte. Das lenkte ihn ab. Sein Lächeln wich, er senkte den Blick, dann hob er ihn wieder, und, wie sich jetzt ihre Augen begegneten, schwankte er. Er wollte sich nichts vergeben, er wollte aber noch viel weniger eine Chance verspielen. Bis seine Liebe dem ein Ende machte. Noch einmal stieg es über ihrem Anblick heiß in ihm auf, die Nähe der letzten Entscheidung ließ ihm doch noch als möglich erscheinen, was sein Verstand eben bezweifelt hatte, er wollte sich in ihrer Kenntnis nicht geirrt haben, und ob er es schon im voraus empfand, daß es vergebens sein würde, begann er leise bittend, und der Ausdruck seines Blickes verstärkte, was er sprach: „Gnädiges Fräulein ..."

Doch weiter ließ ihn Judith nicht kommen. Sie empfand, was in ihm vorging, und laut und scharf fragte sie: „Was?"

Das Wort, das seine Rede zerschnitt, ließ ihn zusammenzucken. Zwei Sekunden später aber hatte er sich schon gefaßt, und sie schräg von unten ansehend, fuhr er fort, während jetzt ein besonderes Lächeln seine Lippen kräuselte: „Tennis wird hier noch immer gespielt?"

„Allerdings," antwortete sie nicht minder laut, obgleich sie gut genug wußte, was diese Bemerkung bedeuten sollte.

„Es hat mich sehr erheitert, als ich es vorher sah. Fast so sehr wie das andere ... Aber," sprach er dann weiter, „nun möchte ich mich doch definitiv empfehlen. Noch mehr wage ich Ihre Zeit nicht in Anspruch zu nehmen." Und als sie jetzt nichts erwiderte, sondern nur immer seinen Blick aushielt, griff er zum Hut und verbeugte sich leicht, indem er dabei zu dem jungen Hellberg sagte: „Also nun komm. Wir wollen gehen."

„Ja," sagte der, trat von einem Bein auf das andere, blickte seine Schwester, gleich darauf Alt an, wie er das schon ein paarmal getan hatte, und setzte wie zaudernd hinzu: „Ich will bloß Judith noch was sagen."

„Gut," Schütze lächelte. „Ich geh' voraus. Komm nach." Und sich noch einmal verbeugend, wandte er sich und verließ den Platz. Im großen hatte er verloren, im kleinen gesiegt, und das bereitete ihm immerhin eine Genugtuung. Er hatte sich aber erst zehn, zwölf Meter entfernt, als er Schritte hinter sich vernahm. In dem Glauben, es sei sein Freund, drehte er den Kopf und wollte stehen bleiben, ging indessen sofort weiter, als er Alt herankommen sah. Und wie er das tat, war er schon dabei, sich darauf vorzubereiten, was, wie er wußte, nun folgen würde.

Er irrte sich auch nicht. Was Alt wollte, war: Rechenschaft von ihm zu fordern und, da er die seiner Exklusion wegen nicht erhalten würde, ihn dazu zu zwingen. Langsam hatte es sich in ihm aufgesummt: die erste nur schlecht verhüllte Verachtung Schützes, das darauf folgende Gespräch mit seiner Braut, zuletzt das gänzliche Ignorieren seiner Person. Eins hatte das andere gesteigert, und für die Stimmung, in der er sich befand, war sogar etwas Erlösendes darin, daß er sich wenigstens noch so betätigen konnte. Aber in Gegenwart seiner Braut hatte er es nicht tun wollen, dazu steckte zu viel Schulung aus seiner Studentenzeit in ihm; so hatte er denn gewartet und war Schütze erst gefolgt, als er den weit genug entfernt glaubte.

Zur großen Erleichterung seines Schwagers. Der hatte es kaum ausgehalten, sein Geheimnis nicht loszuwerden, hatte sich, solange Alt noch dagewesen, nicht einmal zu rühren, geschweige denn etwas zu sagen gewagt, jetzt aber schoß er auf seine Schwester zu und sprach hastig, wenn auch leise auf sie ein. „Du," sagte er und sah zugleich Alt nach, „weißt du? Hermann. Er hat sein Wort gebrochen! Deshalb haben sie ihn bei den Studenten rausgeschmissen. Schütze sagt, er ist nicht mal mehr satisfaktionsfähig. Denk doch. Das geht doch nicht. Wenn das die anderen hören. Alle meine Bekannten. Graf Frick, von Eggebrecht. Ich bitt' dich. Aber was machen sie denn da ..." unterbrach er sich plötzlich und sah wieder, wie es Judith schon immerfort getan hatte, zu den beiden hin.

Es war aber eigentlich nicht viel zu sehen. Was sich da im Lindengange zutrug, unterschied sich bis auf einen Moment nur wenig davon, wie zwei, die sich trafen und nur ein paar Worte miteinander zu sprechen hatten, sich gewöhnlich verhielten.

Digitized by Google

In dem Augenblick, als er an Schützes Seite war, griff Alt nach dem Hute, lüftete ihn etwas und fragte, indem er zugleich stehen blieb: „Darf ich um eine Erklärung Ihres Verhaltens mir gegenüber bitten?“

„Nein!“ stieß der Referendar, der auch Halt gemacht hatte, kurz und scharf aus und sah seinem Gegner feindlich ins Gesicht.

„Sie wollen mich also nicht um Verzeihung bitten?“

„Erwarten Sie das etwa?“

„Nein,“ sagte nun auch Alt, trat dabei aber schon ganz dicht an den anderen heran und schlug ihn, ehe der es verhindern konnte, kräftig auf die Schulter. „Dann genügt wohl das?“

Schütze war zurückgefahren, und seine Rechte hatte sich sofort zur Faust geballt. Aber er erwiderte den Schlag doch nicht. Auch er war zu fest im Komment. Und wenn er auch nicht damit gerechnet hatte, daß Alt es mit einer Tätlichkeit versuchen würde, so war ihm doch schon klar, daß jetzt, nachdem der Schlag gefallen, die Situation eine andere geworden, daß es sich nun nicht mehr darum handelte, jenem die Genugtuung zu verweigern, sondern daß er es nun war, der sie verlangen mußte. Aber die Überraschung war immerhin zu groß, sein Haß erst recht aufgeflammt, als daß er ihm nicht wenigstens höhnisch zugezischt hätte: „Vor seiner Dame den Ritter zu spielen. Was?“

„Nachtouche?“ fragte Alt dagegen, der ruhig geblieben war.

Das brachte den anderen zur Besinnung. „Also gut,“ sagte er, faßte nun auch an den Hut, und mit einer kleinen Verbeugung von beiden Seiten trennten sie sich, indem er weiterging und Alt zurückkehrte.

Das löste dem jungen Hellberg wieder die Zunge. „Du,“ fragte er, „ob sie sich jetzt wirklich schießen?“ Aber zugleich war er auch schon unruhig, er sah seinen Schwager sich mehr und mehr nähern, das irritierte ihn, so fügte er nur noch schnell hinzu: „Also du weißt's jetzt. Richt dich danach. Wir sind uns das schuldig. Schütze meint's auch.“ Und nun im großen Bogen um Alt, der den Tennisplatz eben wieder betrat, herumgehend und ihn ansehend, als ob er ihn niemals erblickt hätte, eilte er hinter seinem Freunde her.

Abermals war das Brautpaar allein, und abermals hing jedes seinen Gedanken nach, nur daß es äußerlich jetzt anders war. Judith stand, ohne sich zu rühren, noch immer auf demselben Fleck, und Alt ging hin und her — aus nachträglich durchbrechender Erregung, wie sie jemand befällt, der sich über das freut, was er eben getan hat, und der sich plötzlich von einem Drucke frei fühlt.

Er lächelte in seiner Erinnerung an das eben Geschehene sogar leicht vor sich hin, und im Augenblick war ausgelöscht, daß ihm das Wichtigste noch bevorstand. Bis das junge Mädchen wieder zu sprechen begann. „Ihr habt euch gefordert?“ fragte sie.

„Nein,“ antwortete er kurz, ohne innezuhalten.

„Also ja.“

Er zuckte nur mit den Schultern.

Aber ihr war das schon gleichgültig, sie wußte ja doch, wie es stand, und langsam kam auch sie in Bewegung. So strichen sie aneinander vorbei.

Es hatte Eindruck auf Judith gemacht, wie Alt sich zu Schütze verhalten. Manches von dem, was er vorher gesagt, war außerdem nicht ganz verhallt. Sie wußte darum, und sie wußte auch, daß es ihr jetzt nicht zu fern lag, zu ihm zu halten. Auch aus Trotz oder aus Stolz. Aber das war nur jetzt so, weil auch sie unter dem Eindruck der Ereignisse stand. Später mußte es anders werden, und sie kannte sich. Im Zwiespalt mit sich selbst sagte sie endlich: „Hermann, es hat sich dadurch nichts geändert.“

Er mußte sie erst eine Sekunde ansehen, ehe er erriet, daß sie das Duell meinte. Da blieb er stehen und richtete sich halb unwillig auf: „Glaubst du etwa, daß ich es deshalb getan habe?“

„Nein. Aber wenn ich's auch glaubte, es wäre ja doch egal.“

Wieder zuckte er mit den Schultern, ging auch wieder, und von neuem wurde es still zwischen ihnen.

Da begann sie abermals: „Ich kenne mich, ich weiß es. Später. Ich ertrüge es nicht, wenn ich merkte, daß sie es wüßten; ich ertrüge es schon nicht, wenn ich mir nur sagen müßte, daß sie es wissen könnten. Hätte ich nichts erfahren, daß ich unbefangen geblieben wäre. Aber so ...“

„Gewiß,“ fiel er ein, „nur eine Ehe, die sich darauf aufbaute, daß du nicht erführest.“

„Was besagt das? Auf unsere Charaktere kommt es an, und die sind, wie sie sind.

Digitized by Google

Außerdem, du hätteſt es mir doch nicht geſagt."

„Doch. Ich hatte es mir vorgenommen. Nach unſerer Hochzeit."

„Da hätteſt du's auch nicht getan. Du nicht."

„Nun, wie du willſt! Ich überlaſſe es dir natürlich, und ich weiß es ja auch ſchon." Und dann ſetzte er, einem plötzlichen Gedanken folgend, hinzu: „Aber jetzt wird der es werden." Er machte mit dem Kopf eine Bewegung nach der Richtung, in welcher ſich Schütze entfernt hatte.

„Niemals!"

„Nie?" fragte er und ſah ſie kurz an.

„Nie! Um deinetwillen nicht."

Alt lachte auf.

„Jawohl, um deinetwillen nicht und nicht. Einmal, hier auf dem Tennisplatz, hat er ſich an mir vergriffen, bevor er anhielt. Deshalb. Nie! Und er weiß es jetzt auch gut genug."

„So." Wieder lachte Alt auf. „Auch das noch. Alſo um ſo beſſer. Ja." Ein paar Schritte tat er, dann wandte er ſich zu ihr zurück: „Haben wir uns noch was zu ſagen?"

„Zu ſagen wäre vielleicht noch viel. Nur, ob es einen Zweck hat?"

„Eben. Einen Zweck hat es nicht. Wozu?" ſprach er, ſah zu Boden, blickte ſie nochmals an, dann ſenkte er den Blick wieder. Und wie er nun ſo ſtand, bemächtigte die Bitterkeit ſich ſeiner, und langſam und mit Innehalten kam es aus ſeinem Munde: „Alſo auch das vorbei. Wie ſo manches ſchon. Regierung und alles. Ich habe Übung darin. In fünf Minuten werden es auch die anderen ſchon wiſſen. Natürlich. Der gute Ewald! Ja." Zum drittenmal lachte er kurz auf. „Bei noch nicht zehntauſend Einwohnern. Nein, da darf die Tochter des Kommerzienrats Hellberg freilich nicht in Mitleidenſchaft gezogen werden."

„Du darfſt ja ſo ſprechen."

„Danke. Aber du haſt ſchon recht, ich darf freilich ſo ſprechen. Weil ich ja ſozuſagen auch noch ein Menſch bin. Zwar ein exkludierter, aber doch ein Menſch. Und es iſt merkwürdig, wie wenig verſchieden auch dann noch die Menſchen ſind. Daß ſich ſo ein Kerl herausnimmt, noch gerade ſo zu fühlen und zu empfinden wie die anderen auch! Wenn ſie's auch nicht glauben, wenn ſie's auch nicht haben wollen. Fühlen und ſich quälen und leiden ..." Wiederum lachte er, aber nur der Anſatz klang zornig, dann wurde es anders und ging halb zum Schluchzen über, daß er plötzlich abbrechen, die Zähne aufeinanderbeißen und ſich umwenden mußte. Doch nur für einen Augenblick, dann hatte er ſich ſchon wieder in der Gewalt und ſprach weiter: „Ja, einen Gaul, der ein Bein gebrochen hat, ſchießt man tot, um ihn ſich nicht quälen zu laſſen; den Menſchen erinnert man freundlich daran. Und wenn's auch nichts anderes iſt, denn feige ſind ſie ja auch noch, dann durch Blicke. O, ich kenne die ganze Skala! Der beſtimmte Zug um den Mund, die wohlwollende Herablaſſung. Ja, nun kann auch das wiederkommen. Wie das andere auch wiederkommen wird. Die Abende, die Nächte. Und Woche um Woche, und Monat um Monat. Aber entſchuldige, daß ich das ſage. Vor einer jungen Dame tut man das nicht. Nur im Augenblick, wo ich von hier fortgehe, habe ich niemand mehr, dem ich es ſagen könnte. Und da ... Um nicht daran zu erſticken, einmal muß es heraus. Selbſt vor dir. Oder muß ich ſchon Sie ſagen?"

„Hermann!" ſagte ſie bittend und trat einen Schritt auf ihn zu.

„So. Wir nennen uns noch beim Vornamen? Das iſt ja noch was. Ja. Und du ſiehſt mich auch mitleidig an."

„Nein, das tue ich nicht." Sie wandte ſich halb ab.

„Nicht? Wäre das doch zu viel?"

„Nein, aber es würde dich verletzen."

„So? Du kannſt ſchon recht haben, ſehr recht haben. Denn jetzt in dieſem Augenblick, hier zwiſchen uns beiden, bei dir iſt die Schuld, nicht bei mir. Und weißt du, welche die größte ſein wird? Daß du mich vorhin ... Du willſt nichts mehr wiſſen von vorhin. Aber trotzdem. Daß du mich da, als unſere Panzer ſich gelockert hatten, das Glück haſt fühlen laſſen. Das kannte ich noch nicht. Und das ... Was ſoll ein Menſch wie ich mit dem Glück? Was hat er es erſt kennen zu lernen? Er hat ja an dem anderen ſchon genug. Nein, das war keine gute Gabe! Und deshalb brauche ich dir auch dafür nicht zu danken. Alſo ..." Er hob die Hand zum Hute.

Sofort wandte ſie ſich zu ihm, und wenn ſie gleich nicht wußte, wozu ſie es tat, fragte ſie doch: „Du willſt gehen?"

Digitized by Google

„Ja.“

„Ja,“ sagte auch sie, sah ihn an, blickte weg, sah ihn wieder an, rührte sich aber nicht.

So standen sie voreinander, dann ließ er langsam die Hand sinken. Und wie er das tat, blickte er darauf hin und wurde den Verlobungsring gewahr. Es war ein kurzes Zaudern, ehe er sagte: „Ach so!“ Aber schon hatte er begonnen, den Ring langsam abzuziehen, und ihn so vor sich hinhaltend, als ob er ihn ihr geben wollte, sagte er: „Ich weiß nicht. Tut man das?“

Sie schüttelte nur den Kopf.

„Nicht? Also entschuldige.“ Langsam, wie er es abgezogen hatte, wollte er das kleine, glänzende Ding wieder auf den Finger stecken, doch er besann sich anders und schob es in die Brusttasche seines Jacketts.

Da trat sie plötzlich zu ihm hin und sagte dringend: „Hermann, ich kann nicht anders.“

„Du hättest es doch gekonnt.“

„Dann hast du mich nie richtig gekannt.“

„Ich habe dich gekannt, wie ich mich kenne. Und ich habe auch das gewußt.“

„Was?“

„Daß in dir etwas von deinem Bruder steckt.“

„Von Ewald?“

Sie fuhr mit dem Kopf zurück.

„Ja, ja! Bei ihm wirkt es albern, dich hat es geschmückt. Und vor Konflikten hast du ja noch nicht gestanden. Aber ... Entschuldige auch das. Nur, wer gräbt, der Spaten ist ein plumpes Instrument.“ Noch einmal sah er sie an, dann verbeugte er sich, zog dabei den Hut und wandte sich. Bis zu dem eisernen Pfahl, der das Tennisnetz hielt, ging er; dort blieb er stehen, legte die Hand auf seinen Knopf, rüttelte daran und setzte langsam seinen Weg fort.

Judith aber stand noch da, ohne ihm nachzusehen, den Kopf gesenkt, und nach einer Weile kehrte auch sie sich um und schritt zur Bank. Und wie eine Stunde vorher kreuzte sie die Füße und blickte dann vor sich hin, starr und ohne sich zu rühren. — —

Zwei Tage später fand in der Frühe das Duell statt. Es verlief wie die meisten: keiner der Gegner trug eine Verwundung davon. Und dann kam es, wie Alt gewußt hatte, daß es kommen werde: es war durchgesickert, und er begann den zweifelhaften Blicken und der zweifelhaften Duldsamkeit zu begegnen.

Da trieb es ihn wieder in die Einsamkeit und zur Einkehr.

Eine neue Phase seiner Entwicklung bereitete sich vor.

(Schluß folgt.)

Lange Zeit ...

Lange Zeit im lauten Leben
War ich von den Ahnungslosen
Einer, der, dem Hauch der Rosen
Und dem kühlen Licht der Sterne
Träumend sich dahinzugeben,
Ohne Ziele, ohne Ferne,
Lächelnd bald und bald verdüstert,
Zärtlich vom Versteck umflüstert,
Als ein Dauerndes empfunden.
Doch es kamen dunkle Stunden,
Die den Himmel rings verstellten,
Also daß ich heimlich bangte,
Nach den schimmernden Gezelten,
Nach den Wäldern, Au'n und Matten,
Seen und Gärten mich verlangte
Unter ihrem kalten Schatten.
Und ich fühlte mich versinken
Tiefer stets in Dämmerungen,
Sah im Abgrund hoch vom Rande
Weiße gute Hände winken —
Wie wenn Schiffe sich vom Strande
Mit gefüllten Segeln heben,
Und du beugst, vom Schwall umschwungen
Gelber Wogen, dich, enteilend,
Noch in stummem Gruß hinüber,
Einmal noch im Gruß hinüber,
Wo die weißen Tücher schweben ...

Richard Schaukal

Digitized by Google

Albrecht Dürer: Selbstbildnis. (München.)

Zu Prof. Dr. Haendcke: Die Rolle der Hand im gemalten Bildnis.

Digitized by Google

Rembrandt: Judenbraut. (Amsterdam.)

Die Rolle der Hand im gemalten Bildnis

Von Prof. Dr. Berthold Haendcke

Mehrere einander gleichwertige Größen zu einer einheitlichen Wirkung zu verbinden, ist dem Künstler, der auf Stil in der Komposition Anspruch erhebt, eine nicht eben seltene Aufgabe. Die Lösung zu finden, wird allerdings immer neue Schwierigkeiten bieten; denn sie erfordert sehr viel Takt, ein feines Auge und nicht selten eine starke Selbstüberwindung bei der Ausscheidung und Sichtung der einzelnen Werte. Zwei solche Gegner und Helfer bei der Komposition sind in einem Porträt Kopf und Hand: denn die Hand kann dem Eindruck, den das Antlitz hervorrufen will und soll, nützen wie schaden. Die meisten Bildnismaler haben sich, wenn wir ein sehr allgemein gehaltenes Urteil aussprechen dürfen, dahin entschieden, in der Hand einen gefährlichen Rivalen des Kopfes erblicken zu sollen.

Wie haben sich die hervorragendsten Malerporträtisten nun in den verschiedenen Jahrhunderten zu diesem Problem gestellt? Natürlicherweise darf nur von dem Bildnis im engsten Wortsinn die Rede sein, so daß z. B. Stifterporträts, die vorwiegend in der Haltung des Anbetenden geschildert sind, ausgeschieden werden müssen, und die Maler wollen wir schon deshalb einzig in Betracht ziehen, weil für sie allein die Schwierigkeiten der Frage in vollem Umfange bestehen. Der Plastiker kann, sogar bei getönter Skulptur, die Klippen leichter umgehen.

Eine Porträtmalerei im modernen Sinne des Wortes beginnt — trotz älterer, vom historischen Standpunkt aus hervorragender Leistungen, besonders der Miniaturmalerei — in Deutschland wie in Italien nicht vor dem fünfzehnten Jahrhundert. Welche Aufgaben kann nun, erhebt sich als erste Frage, die Hand dem Bildnismaler stellen? Der Künstler vermag sie entweder zur Unterstützung eines momentanen Ausdrucks, der die übrigen geistigen oder seelischen Qualitäten des Dargestellten schärfer betont, benutzen, oder er kann die Hand zur Hervorhebung und Verdeutlichung eines Vorgangs, der nur indirekt den Charakter des Bildes als Bildnis berührt,

Digitized by Google

H. Holbein d. J.: Bürgermeister Meyer. (Basel.)

heranziehen; auch ist die Hand befähigt, dem Künstler als malerisches Mittel im engeren Sinne des Wortes wie als wichtiger integrierender Teil der Gesamtkomposition zu dienen.

Die alten deutschen und niederländischen Maler des fünfzehnten Jahrhunderts haben die Hand mit aller Sorgfalt als einen Teil des Körpers dargestellt, den man nicht übergehen darf. Sie haben sich aber gar keine Gedanken darüber gemacht, ob die Sprache der Hand rein als solche irgend zu verwenden sei; ebensowenig die Frage der malerischen Wirkungen erwogen. Sie sahen den Wert der Hand für ihre Bildnisse nur insoweit ein, als sie, selbst unter schwierigen Umständen, diese entweder ganz oder doch teilweise zu malen hatten. Man wird, es sei diese Bemerkung richtig verstanden, an die zwei Augen auf den ältesten griechischen Profilbildnissen erinnert. Trotz dieses Respektes vor der Natur, die die Künstler nicht durch Übergehung kränken wollte, fühlten sie die Un-

Raffael: Papst Julius II. (Florenz.)

bequemlichkeit, die die Hände dem Porträtisten bereiteten. Man nimmt deutlich wahr, wie die Maler ihre Not mit den Händen hatten. Deshalb gaben sie gern dem Porträtierten eine Rolle, einen Ring, eine Blume, ein Geldstück oder dergleichen mehr in die Hand; um so lieber, als die Künstler dadurch zugleich eine gute Gelegenheit erhielten, die Lebensstellung des Betreffenden näher zu charakterisieren, wie z. B. Holbein d. J. den Bürgermeister und Geldwechsler Meyer durch einige Münzen kennzeichnete. Auch sahen sich die Maler ohne Mühe in die angenehme Lage versetzt, die Bildnisse stofflich interessanter zu machen, z. B. in den Bildnissen der Tucher aus dem Atelier des jungen Dürer (?) in Weimar, auf denen der Mann der Frau einen Ring, und diese jenem eine Nelke bietet. Aus jeder Sorge war man gerettet, wenn man den Dargestellten in einer bestimmten Situation schildern konnte, wie z. B. van Eyck Arnolfini als erlobten oder

Tizian: Der junge Mann mit dem Handschuh. (Paris.)

Holbein den Kaufmann Gysse in seiner Schreibstube. Aber auch in einem solchen Falle erfaßten die Maler des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts die Hände weder nach ihren malerischen Werten, noch diente die Sprache der Hände zu schärferer Herausarbeitung der Charaktere. Vielleicht hat allerdings Holbein d. J. eine Ahnung davon gehabt, als er den schreibenden Erasmus oder den Erzbischof von Canterbury malte, und Dürer, als er sein Selbstbildnis vom Jahre 1500 schuf. Wenn wir aber die lange Reihe der anderen Arbeiten derselben Meister betrachten, so möchte man doch eher an einen Zufall glauben, der dadurch hervorgerufen wurde, daß gerade diese Männer im besonderen Maße „sprechende" Hände besaßen. Denn es ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Hände, die wir auf den altniederländischen wie altdeutschen Bildern erblicken, der überwiegenden Masse nach fast nur von den äußeren Ereignissen des Lebens, von dem Seelenleben nur sozusagen wider Willen erzählen. Man spürt den Händen der Männer den Gebrauch des Schwertes, die Rauheit der Luft und des Wesens an, die Hans Sachsens Ehestandsregeln in die Erinnerung bringen: den feiner gebildeten Händen der Frauen haben vor allem die schwierigen Hantierungen im Hause, von denen damals kein Stand befreite, den Stempel aufgedrückt. Diese derben, gesunden Hände verraten von Innen-

Moretto (Alleſſandro Bonvicino): Conte Martinengo (?). (London.)

leben meiſtens nicht eben viel mehr, als daß die Beſitzer ſich nicht allzuviel Gedanken gemacht und ruhig im Schutze der Stadt, des Krummſtabes, des Hauſes ihr Herzensleben ausgelebt haben — nach Sitte und Regel.

Dazu kommt nun allerdings weiterhin, daß der Deutſche die Sprache der Hand bei weitem nicht genügend ausbildet; die des Italieners iſt weit vielſagender. Man dürfte danach vielleicht glauben, daß der Italiener die Ausdrucksfähigkeit der Hände frühzeitig in ſeinen Bildern verwendet hätte. Mitnichten. Die italieniſchen Maler ſcheuen ſich geradezu vor der Darſtellung der Hand. Sie wußten eben genau, eine wie ſtarke Konkurrenz ſie dem Antlitz macht. Anderſeits ſchienen die künſtleriſchen Schwierigkeiten, ſoweit man ſich darüber klar geworden, gleichermaßen ſchwer überwindbar. Deshalb ſind auch in Italien während des ganzen Quattrocentos die Hände nur eben „vorhanden" und werden ſo geſchmackvoll, wie man es vermochte, gelegt oder beſchäftigt. Allerdings iſt hervorzuheben, daß das „Material", mit dem die Italiener arbeiteten, ohne Widerrede formal ein weit beſſeres war. Leonardo wagte es, in einem Bildniſſe, einer Halbfigur, dem der Gioconda, die Hände unmittelbar vor dem Beſchauer anzuordnen. Und diesmal reden ſie auch mit, wirken wie ein integrierender Beſtandteil des Bildes. Dieſe ruhenden, feinen, in ſchlichter Art und doch voll

Digitized by Google

Bewußtsein ihrer Schönheit gerade so und nicht anders dem Betrachten darzubietenden Hände unterstützen, ergänzen die Wirkung des Antlitzes, dieser sinnenden, leuchtenden Augen, dieses lächelnden und vielsagenden Mundes; sie lassen aber auch das Bewegungsmotiv in der sitzenden jungen Frau ausklingen und sind endlich in der duftig verhüllten Leuchtkraft ihrer farbigen Erscheinung, in dem tiefen Helldunkel, das Figur wie Landschaft umspielt, von eminenter malerischer Wirksamkeit.

Leonardo brach auch in diesem Falle die Bahn. Ihm folgte eine große Anzahl der zeitgenössischen Maler Italiens. Francia-Bigio zieht z. B. die Hände bereits in ganz vollendeter Weise in die Bildkomposition mit ein. Er läßt sie an der inneren Erregung teilnehmen, weiß sie der Eigenart der Persönlichkeit wie ihrer Lage anzupassen und versteht, sie als Maler sehr effektvoll zu behandeln. Beide soeben genannten Meister pflegten einen Halbton über die Hände oder über einen Teil derselben zu legen. Wie verständig sie darin handelten, belegt das Bildnis der Maddalena Doni von Raffael. Wie häßlich wirken die scharf beleuchteten, fetten, nichtssagenden Hände dieser Dame. Raffael verstand es allerdings, später in mehreren Porträts die Hände auch malerisch glänzend zu verwerten. Sein berühmtes Porträt des Papstes Julius II. ist ein schlagender Beweis, wie tief der Meister in die Beziehungen zwischen Kopf und Hand eingedrungen war. Wem spricht die fest den Kopf der Lehne des Sessels umspannende Linke nicht von der Energie und Leidenschaftlichkeit des Jünglings im weißen Haar und die ruhig daliegende Rechte von dem Gefühl der Macht, dem Bewußtsein, der vornehmste Repräsentant der Kirche zu sein? Die so viel besprochenen fleischigen Hände des Papstes Leo X., die achtlos mit dem Augenglase spielen, sind in gewisser Hinsicht ebensohoch zu werten; denn die geistige Feinheit des Mannes wußte Raffael trotz der verdorbenen Form noch immer durch die Haltung der Finger, durch eine mehr fühlbare als sichtbare feine Durchbildung zu interpretieren und durch das lässige Spielen mit dem Augenglase, dem äußeren Mittel, die geistigen Schätze zu genießen, des Kirchenfürsten Geistesleben zu schildern. Aber auch von der weichlichen, genußsüchtigen Art und der relativen Unbedeutendheit des Menschen im Papstpurpur sprechen uns diese Hände. Einen Meisterstreich vollführte der Urbinate, als er die Bewegung der Hände im Bildnis des Kardinals Inghirami in Volterra mit einer stark vorwiegenden, bestimmten geistigen Beschäftigung in Einklang setzte; während in dem Porträt des Kardinals Bibiena in Madrid bei anderen hohen Vorzügen die Hände wieder nur als „unterzubringende Gegenstände" erscheinen. Jedenfalls sind von Leonardo und Raffael fast alle Vorteile, die die Hände dem Porträt bieten können, erkannt worden; aber auch alle Nachteile? Leonardo hat sie mit seinem feinen Maleraug entschieden deutlich wahrgenommen, wie der Halbton, der den Händen vorlautes Reden untersagt, beweist. Raffael hat die Klippe bei einzelnen Arbeiten gut umschifft, aber nicht bei allen; denn in den Bildnissen der Doni, des Castiglione, des Bibiena usw. wird das Auge nur vom Antlitz abgelenkt, die vorherrschende Stellung dieses entschieden geschädigt.

Die für die dekorative Koloristik so ungemein stark begabten Venezianer, vor allem Tizian, wissen sich rein malerisch in jeder Hinsicht mit den Händen vorzüglich abzufinden. Wenn man in anderem Hinblick eine allgemeine Bemerkung machen darf, so möchte ich sagen: die Hände werden nur mit Vorsicht zur Wirkung beim Portr.. herangezogen. Man betrachte z. B. das Bildnis des Arztes Parma in Wien (K. K. Galerie). Der fein belebte und scharf geschnittene Kopf ist in Dreiviertel-Profilstellung aufgefaßt; die linke Hand, deren Zeige- und Ringfinger steinbesetzte Reife schmücken, greift in halber Oberarmhöhe bei einem im spitzen Winkel gebrochenen Ellenbogen in die Falten des schwarzen Gewandes. Zunächst wirkt die Unterbrechung der dunklen Kleidung durch die helle Hand als bedeutender koloristischer, malerischer Wert, und wie stützt weiterhin malerisch diese Hand den Kopf! Eine feine, nervöse, von geistigem Schaffen zeugende Hand, deren Finger leicht geschlossen sind, doch derartig, daß man ihnen anspürt, sie würden sofort zu handeln bereit sein. Das theoretisch-praktische Arbeiten des Kopfes, der edle Ausdruck der Augen findet eine nochmalige Aussprache durch die Hand, die anderseits die dominierende Kraft des Antlitzes nicht schädigt, da Tizian sie ganz an die linke Seite und in halber Brusthöhe angeordnet hat. Oder, um ein anderes Beispiel zu erwähnen, mit welch ein-

Digitized by Google

P. P. Rubens: Porträt eines Unbekannten. (München.)

dringender Überlegung hat derselbe Meister in dem Bilde des jungen Mannes mit dem Handschuh im Louvre der Hand ihre Rolle zugewiesen. Hier mußte die Linke halb bekleidet werden, da ihre Haltung bei der notwendigen Anordnung im Gemälde sonst den Kopf empfindlich geschädigt hätte. Anderseits, wieviel hat der Maler mit dem mageren, kaum zur Hälfte sichtbaren Handrücken, dem Zeigefinger und dem Daumen gesagt! Das wie hinter einem feinen Schleier verhüllte lodernde Feuer der Augen, der energische, fast etwas harte Mund, der zu manch schneller Tat bereite Ausdruck der Züge des Gesichts

des noch jungen Mannes finden einen beredten Dolmetscher in dieser hageren, eckigen, geäderten, von innerer Abklärung noch wenig zeugenden Hand. Bei allen derartigen Vorzügen läßt sich aber meines Erachtens nicht völlig in Abrede stellen, daß Tizian die Hände oft recht unbequem blieben. Er ist nicht gerade besonders erfinderisch darin, ihnen ihre Position anzuweisen oder in ihnen das Bewegungsmotiv des Körpers ausklingen zu lassen. Es ist, um ein Beispiel herauszuheben, sogar die „Bella" in der Pittisammlung von diesem Fehler nicht ganz frei. Auch diesmal läßt die Lage der Hand zu sehr den anordnenden Künstler erkennen. Noch bestimmter ist dies an dem Bildnis seiner Tochter Lavinia als Frau in Dresden, an dem der Eleonore von Urbino in den Uffizien, an dem Porträt Johann Friedrichs von Sachsen in Wien usw. festzustellen.

In dieser Hinsicht erscheint Bonvicino, gen. Moretto, phantasiereicher. Er gibt allerdings seinen Porträts nicht selten eine so stark bewegte Haltung, daß er schon dadurch ungehinderter operieren kann, aber er ordnet gleichzeitig die Hand dem ganzen Bewegungsmotiv ein. Man betrachte daraufhin das Bildnis eines jungen Edelmannes in London: sowohl der aufgestemmte rechte Arm, in dessen Hand der Kopf ruht, wie die im Halbschatten liegende Linke auf der Lehne des Sessels fügen sich völlig ungezwungen der Haltung des Körpers an. Hervorragendes hat besonders Morone in bezug auf das soeben Gesagte geleistet, zugleich aber die Sprache der Hand selbst scharf betont, die bei Moretto nicht dermaßen zur Geltung kommt. In eigenartiger Weise läßt ferner Sebastiano del Piombo die Hand in die Haltung des Porträtierten Bewegung bringen, indem die ruhig mehr oder weniger in Vorderansicht Dasitzenden nach links oder rechts greifen, um ein Gewand über die Brust zu ziehen. Er bricht dadurch z. B. die reichlich stark betonte Vertikale der berühmten Frau im Pelz (Uffizien in Florenz) in ebenso anmutiger wie geschickter Art.

Die Maler des ausgehenden sechzehnten Jahrhunderts bieten uns nichts Neues. Unter den Porträtisten des siebzehnten Säkulums belehren meines Erachtens Rubens, van Dyck und Velasquez über alles, was für und gegen die Verwendung der Hand im Porträt angeführt werden kann. Rubens gibt im Gegensatz zu sehr vielen Bildern van Dycks seinen Porträtierten ihre eigenen Hände mit, die er manchmal geradezu etwas aufdringlich den Beschauer sehen läßt. Wir haben das Gefühl, hin und wieder einem Überbleibsel der Gewissenhaftigkeit jener alten Meister des fünfzehnten Jahrhunderts zu begegnen. Man betrachte, um ein Beispiel herauszuheben, daraufhin das Bildnis der Helene Fourment als Braut in München. Die beiden künstlerisch nicht einmal befriedigenden Hände, die einen fast leblosen Eindruck machen, fallen dem Betrachter dermaßen in die Augen, daß sie dem Antlitz in seiner Wirkung entschieden zu nahe treten. Rubens ist aber auch sonst im Arrangement seiner Hände nicht immer glücklich, wie unter anderem die der vier Philosophen im Pittipalast dartun; sie sind wirklich nur „untergebracht". Daß der Meister, der so lange in dem klassischen Lande der Händesprache, in Italien, gelebt hatte, diese schätzen gelernt hatte, belegt aber vor allen anderen meiner Anschauung nach das Bildnis der Familie Gerbier in Windsor. Welch entzückenden Dreiklang bieten da die Hände der Mutter, des Säuglings und der etwa achtjährigen Tochter! Auch in den anderen Personen, deren Gruppierung gewiß nicht über alles Lob erhaben gelungen ist, hat der Maler die Hände in geistreicher Weise verwendet. Tadellos glückte ihm dies in dem prachtvollen Bildnis der Tassis (Liechtensteinsche Galerie), über deren Hände der Maler einen Halbton legte, damit sie dem herrschenden Weiß nicht zu nahe treten. Die Haltung der Hände ist völlig natürlich und dabei so intim erfaßt, daß sie die vornehme Erscheinung der jungen Gräfin in dem Maße ergänzen, daß wir sie nicht entbehren könnten. Rubens wußte die Verwendbarkeit der Hand auch als Koloriſt vollkommen abzuwägen. Aus diesem Grunde bekleidete er die rechte Hand seines älteren Sohnes in dem berühmten Doppelbildnis seiner Knaben in der Sammlung des Fürsten Liechtenstein mit einem Handschuh, da der helle Fleck die Harmonie der Farben gestört hätte. Er hebt anderseits beide Hände des Dr. Thulden in München in das Licht, da er in den dunklen Ton der Gewandung Abwechslung und Gegensätze bringen mußte.

Eine Nuance der Wirkungskraft der Hand im Bildnis hatte aber bislang kein Maler so fein und sicher wahrgenommen wie van

Digitized by Google

van Dyck: Marchesa Brignole-Sale. (Genua.)

Dyck. Man sagt allerdings mit Recht, daß die Hände der meisten Porträts dieses überhaupt ein wenig zu hoch gestellten Bildnismalers nicht die der Dargestellten seien, d. h. sie entbehren der Individualisierung. Trotzdem weiß van Dyck mit ihnen in einer Hinsicht alles zu machen: er läßt das Bewegungsmotiv des Körpers so restlos wie niemand vorher in ihnen ausklingen. Sie sind niemals im üblen Sinne des Wortes gelegt, sondern sie gehören stets in uneingeschränkt zwangloser Weise der Haltung des Dar-

P. P. Rubens: Dr. van Thulden. (München.)

gestellten an. Es ist auch gleichgültig, ob der Meister eine bewegtere oder eine ruhige Situation der einzelnen Persönlichkeit malt, ob er mehrere Personen zu einer Gruppe vereinigt — stets findet die Bewegung in den Händen ihr Echo, ja man möchte sagen, so übertrieben es klingt, es kommt durch sie erst das Motiv zu seinem Recht. Sind die Hände noch überdies individualisiert, wie stets in den Bildnissen der Genueser Zeit, z. B. in dem Porträt der Marchesa Brignole-Sale (Genua), so fühlt man sich versucht, van Dyck als Maler der Hände im Frauenporträt die Palme zu reichen; für die Männerhand besaß der Maler meines Erachtens allerdings niemals ein durchaus genügend scharfes Auge. Vom Standpunkte des Kunsthistorikers aus müssen wir endlich noch hinzusetzen: van Dyck hat mit seinen Arbeiten den Porträtmalern der Rokokozeit die Wege gewiesen.

Und nun sei Velasquez', des vielleicht größten Porträtisten aller Zeiten, gedacht. Wenn wir in dem großen Saale, der ihm in Madrid zugewiesen ist, herumgehen, so werden wir bald den entschiedenen Eindruck erhalten, daß der Meister die Hände nicht liebte. Er

Velasquez: Juan Mateos (?). (Dresden.)

schiebt sie beiseite, manchmal, wie in dem Bildnis des Juan Mateos (?) zu Dresden, um ein leicht erreichbares Bildnis zu erwähnen, mit einer gewissen Brutalität. Es gibt zu denken, daß ein so unbestechlicher und feinsinniger Interpret des geistigen Lebens für die allbeherrschende Stellung des Kopfes so sehr besorgt war. Man darf meiner Anschauung nach daraus vor allem auf die Wichtigkeit der Hände im Porträt schließen. An dieser Stelle kommt dem Historiker auch die Haltung der italienischen Bildnismaler im Quattrocento wieder in die Erinnerung. Zwei Kenner der Händesprache, wie sie diesseits der Alpen und Pyrenäen selten oder niemals lebten, äußern sich hier; beide stehen ihr als Porträtisten mit sehr vorsichtiger Stellungnahme gegenüber.

Das Wörtchen „niemals" im voranstehenden Satze wird mancher Leser wohl gern zugunsten eines Malers ausgemerzt sehen wollen, und ich selbst setzte gerade im Hinblick auf diesen einen großen Seelenkünder die Einschränkung „selten" hinzu. Es kann hier nur an Rembrandt gedacht werden. Rembrandt, der feinfühligste, eindringendste

Digitized by Google

Erforscher des germanischen Seelenlebens, der Herr des Helldunkels, hat es allerdings verstanden, die Hand sich in jeder Hinsicht dienstbar zu machen. Er kann es wagen, die Hand unmittelbar mit dem Antlitz zu verbinden, derartig, daß eins das andere stützt, wie z. B. in dem „Schreibenden" in Kassel; er hat in der „Judenbraut" (Amsterdam) die Hände reden lassen, wie Tizian im „Zinsgroschen": genug, Rembrandt hat als farbiger Helldunkelmaler und als Seelenschilderer den Feind in der Front angegriffen und besiegt wie kein anderer deutscher Maler. Er hatte, auch hierin ein deutscher Maler von altem Schrot und Korn, nichts Wesentliches im Porträt seiner Menschen missen wollen: aber diese glänzenden Erfolge konnte Rembrandt auch nur erringen, da er, wie bereits betont, zugleich das Helldunkel verwertete. Frans Hals, sein großer Rivale, hat unter diesem Gesichtspunkte nichts Gleichwertiges zu bieten — es sei denn, daß man auf die Hände auf dem Bilde der fünf alten Regentinnen des Greisenhauses (Haarlem) hinweisen wollte. Doch treten die meisterlich souverän behandelten Hände nur als Begleitmotive wie bei vielen anderen Malern auf.

Die heute noch nicht wieder genügend — wenigstens nicht in Deutschland — geschätzten französischen Bildnismaler der Rokokozeit, wie Hyazinthe Rigaud, Largillière, und auch die von einer neuen Hochflut der Mode anderseits zu hoch emporgetragenen Engländer, wie Reynolds und Gainsborough, behandeln die Hände im wesentlichen im Sinne des van Dyck. Oder mit anderen Worten: sie geben den Menschen elegante und genügend individualisierte, nicht selten sogar feinfühlig behandelte Hände, die sich in sehr bezeichnenden Gebärden bewegen, ja die Situation mit einer einzigen und richtigen Bewegung erhellen und zusammenfassen. Reynolds, Gainsborough gehen darin über alle bisherigen Maler hinaus, daß sie bei stehenden Frauengestalten die Hand das Gewand raffen, fassen lassen, um die malerische Erscheinung wie die Vornehmheit der Dargestellten zu steigern. Van Dyck hatte zuerst dieses Spielen der Hände mit modernen weichen Kleiderstoffen verwendet; die Engländer, als seine künstlerischen Erben im Porträt, verfolgen seine Andeutungen und geben sie an die festländischen Maler weiter. Dennoch muß man, wenn ein allgemeines Urteil ausgesprochen werden soll, gestehen, daß die Hände der Maler der Rokokozeit in jedem Ausblick mehr eine Dekoration als ein Ausdruck seelischen Lebens sind.

Und wie steht es mit diesem Problem in unserer lebenden Zeit? Man hat auch diese Aufgabe wie jede andere von allen Seiten angegriffen. Es sind trotzdem immer die gleichen Fragen geblieben, die die Maler beschäftigt haben. Wählen wir aus der ersten Entwicklungszeit der französischen Malerei einen seinerzeit hochgeschätzten Bildnismaler: Stevens. Er ruft sich die Hand am liebsten zu Hilfe, um eine zarte, aber doch bestimmt herausgehobene Seelenstimmung in seinen Porträts — die berühmtesten sind ja solche von Frauen — austönen zu lassen. Lassen wir z. B. jenes Porträt in unsere Erinnerung treten, in dem eine junge Frau dargestellt ist, auf deren linker Schulter eine weiße Taube sich niedergelassen hat, und deren herabhängende, leicht ineinander verkettete Hände sich geöffnet haben. Konnte die zarte Schwermut und die sehnsüchtige Träumerei, die über das zarte Frauenantlitz ausgebreitet ist, einen sprechenderen Widerhall finden als in diesem Gestus der Hände? Oder ein anderes Bild: eine zornige Trauernde. Wie verdolmetscht die über einen Handschuh zusammengeballte Hand an der Taille den erzürnten und doch traurigen Ausdruck des Gesichtes der sitzenden alten Frau! Wie gut Stevens seine Mittel hier erwogen, beweist die auf der Stuhllehne liegende, mit einem Handschuh bekleidete und vorgestreckte Rechte: sie hatte nichts zu sagen und durfte nur in diskreter Weise, einzig als Farbenton mitsprechen. Stevens kennt auch die feine, schlanke Frauenhand, die an einer Falte des Kleides spielt oder sich in die Stoffmassen leicht verliert.

Die Jahrzehnte gegen Schluß des achtzehnten Jahrhunderts und die ersten des neunzehnten haben eine Handhaltung als Ausdrucksmittel eines bestimmten seelischen Zustandes mit Vorliebe benutzt, die früheren Perioden fremder war. Ihre Bildnisse stützen nämlich gern das Haupt in die Hand, so daß die eine Gesichtshälfte in und an der Handfläche ruht. Der Körper ist wie leicht ermüdet hingesetzt oder hingestellt, und eine feine Schwermut, ein wenig Weltschmerz breitet sich über die Züge des Antlitzes aus. Der erste ältere Maler, der mit vollem Verständ-

Digitized by Google

Th. Gainsborough: The blue boy (Herzog von Weſtminſter).

nis dies Motiv verwandte, war Bonvicino, genannt Moretto (Bildnis Martinengo in London); ihm tritt Rembrandt an die Seite: in dem ſoeben erwähnten Zeitabſchnitt vor allem die beiden Tiſchbein, Angelika Kaufmann, Schick, Wasmann uſw. Die Maler der Zeit der Freundſchaften und des Sehnens hatten jedenfalls wieder bewieſen, wie feinſinnig die Hand im Porträt verwendet werden kann und welche Rolle ſie zu ſpielen vermag. Wie grob ein vorzügliches Bildnis durch eine unkünſtleriſche Behandlung der Hand in ſeiner Geſamtwirkung geſtört werden kann, belegen viele Porträts, die Ingres malte.

Digitized by Google

Weisen wir aus der Fülle moderner Maler zunächst auf Herkomer und Lenbach. Der erstere hat, wie allbekannt, durch seine „Dame in Weiß", das Porträt einer Miß Grant, einen nicht ganz verdienten Weltruf als Bildnismaler erhalten. Jeder, der das Bild erblickte, wurde hingerissen von dem gut gemalten Kopf der jungen Dame, deren blitzende Augen, deren eigenartiger Charme die kühlsten Kritiker begeisterte. Dieser Bewunderung folgte gewöhnlich die Empörung über die von nachlässig gemalten, leicht-gelblichen schwedischen Handschuhen bedeckten Hände. Und doch war Herkomers Handlungsweise durchaus berechtigt. Man stelle sich einen Augenblick die vortrefflich geformten Arme der Miß Grant nebst den Händen unbekleidet vor — der malerische Eindruck würde nicht nur schwer geschädigt, sondern auch die Wirkungskraft des Gesichts herabgesetzt. Dieses hätte eine solche Konkurrenz einfach nicht vertragen, denn es mußten dadurch die zu geringen oder unentwickelten geistigen Werte im Antlitz verletzend zutage treten. Für die „Frau in Schwarz", die Herkomer der Miß Grant folgen ließ, würde dies letztere Bedenken wohl wegfallen, um so schärfer müßte sich aber bei der gewählten Lage der Hände das erstere künstlerische Bedenken Geltung verschaffen. Daß Herkomer in dem schönen Porträt seines Vaters die Hände sehr sorgsam herausgearbeitet hat, belegt anderseits, wie klar er die Aufgabe dieser erkannt hatte. Der Mann, der mit seiner Hände Arbeit das mutige Denken, das ihn im fremden Lande eine neue Heimat suchen und gründen ließ, unterstützte, seine Hände reden und *haben* mitzureden, wenn der inquisitorische Blick des Bildnismalers in die Tiefe der Seele eindringt und diese in den Widerschein des Lebens heraufführt.

Lenbach ist seit langem der Vorwurf gemacht worden, daß er den von ihm porträtierten Personen ein seiner Form und seinem Charakter nach unbekanntes Rudiment an Stelle der Hände mitzugeben pflegte. Der in allen Weltteilen gefeierte Porträtist hat in der Tat noch mehr Furcht vor der Hand wie seine beiden vornehmsten Leitsterne: Rembrandt und Velasquez. Lenbach dürfte recht gehabt haben. Er wählte am liebsten die Form des Kniebildes, und in diesem Format kommt die Hand dem Antlitz leicht zu nahe. Und der Meister hat ja fast einzig Geistesheroen gemalt; seien es auch oft meinetwegen nur „überragende" Männer oder bedeutende Frauen, d. h. Persönlichkeiten, in denen der Kopf, die geistige Arbeit, das Denken im umfassendsten Sinne des Wortes dargestellt werden sollte. Lenbach wollte und durfte deshalb bis zu einem gewissen Grade kein Bewegungsmotiv irgend hervorstechender Art wiedergeben, sondern ausschließlich das besondere geistige Ich. Er fand dieses einerseits so sicher im Antlitz ausgeprägt, daß es ihm genügte, anderseits wollte er es an dieser Stelle auch unumschränkt herrschen sehen, und endlich fand er bei dem bevorzugten Format und bei dem gewählten Ton kaum eine Veranlassung, die Hand als malerisches Mittel heranzuziehen.

Lenbach bestätigt uns also nochmals, daß die Sprache der Hand, sofern dieser keine bestimmte Rolle zugewiesen werden muß — sei es als Bewegungsmotiv körperlicher oder physischer Art, sei es als koloristisches Moment —, dem Antlitz eine sehr gefährliche Rivalin werden kann und deshalb nur mit großer Vorsicht zu benutzen ist. Eine Tatsache, die von den Malern im Verlaufe der letztverflossenen sechshundert Jahre erst allmählich, nur von den bedeutendsten seit dem sechzehnten Jahrhundert, vollkommen klar erkannt wurde und leider auch heutigestags von so vielen nicht immer genügend berücksichtigt wird. Denn gerade die modernsten Vertreter der Bildnismalerei lassen die Intimität des Studiums der Hand und ihrer Sprache bei dem vorwiegend studienhaften Charakter der modernsten Malerei nicht selten vermissen. Die Hand wird oft zu sehr nur als Teil des Körpers, weniger als Verkünder der Seelenregungen behandelt. Glänzende Ausnahmen wollen wir nicht übersehen; am wenigsten Whistler, dessen gemalte Hände uns alles in die Erinnerung zurückrufen, was nur irgend über die künstlerische Verwendung in irgendeinem Ausblick zu sagen gewesen wäre. Mit diesem Hinweis auf den so lange befehdeten und heute mit Recht so bewunderten Amerikaner haben unsere Erörterungen auch für die lebende Stunde einen allgemein gültigen Schluß gewonnen.

Digitized by Google

Leonardo da Vinci: Mona Lisa gen. La Gioconda. (Paris.)

Digitized by Google

Peter Cornelius als Dichter

Charakterstudie von Hermann Seeliger

Detlev von Liliencron hat sich des öfteren in seinen Gedichten über die Kälte und Gleichgültigkeit beklagt, die den deutschen Dichtern von ihrem Volke entgegengebracht werden. Von seinem Standpunkt als Lyriker hat er so unrecht nicht. Denn während das Drama durch seine Wirkung von der Bühne herab sich Geltung zu verschaffen weiß und auch der Roman, falls er nicht zu tiefgründig ist, stets sein Publikum findet, weil er unterhält, bedarf die Lyrik einer gewissen inneren Sammlung oder Andacht, jedenfalls einer eigenartigen Stimmung, deren man nicht immer fähig ist, die Mehrzahl der Menschen überhaupt wohl nie. — Stimmung, darin liegt's. Dieselbe leibliche oder seelische Verfassung, die einen noch gerade befähigt, einen leichten Roman zu lesen, genügt noch lange nicht, für die Aufnahme eines lyrischen Gedichtes und der Kreis derer, die ab und zu das zwingende Bedürfnis fühlen, sich von dem nervös-hastenden Tagestreiben in die träumerische Gefühlswelt der lyrischen Poesie zu flüchten, um in deren Spiegel das eigene Sein zu suchen oder zu ergänzen, wird nicht eben allzu groß sein. So ist es also kein Wunder, wenn es in der heutigen Zeit dem Lyriker besonders schwerfällt, sich allgemeine Anerkennung zu verschaffen, und um so schwerer, je vornehmer er ist.

Zu denjenigen Lyrikern, die bisher nur eine kleine Gemeinde um sich versammelt haben, gehört der Dichter, von dem hier die Rede sein soll, Peter Cornelius, der Neffe des gleichnamigen großen Malers, geb. am 24. Dezember 1824 zu Mainz, gest. ebenda am 26. Oktober 1874. Als feinsinniger Komponist wundervoller Lieder ist er in den weitesten Kreisen bekannt, aber als Dichter? Und doch ist er eine jener künstlerischen Erscheinungen, die nicht nur auf den ersten Blick zu fesseln vermögen, sondern auch jeden, der ihnen einmal genaht ist, für immer festhalten. Cornelius selbst hat bei Lebzeiten nur ein kleines Bändchen „Lieder" veröffentlicht; an eine vollständige Sammlung seiner Poesien, die er, wie weiland Franz Schubert sein Liedergold, in Freundeskreisen ausstreute, unbekümmert um ihr ferneres Schicksal, hat er kaum je gedacht. (Gesamtausgabe seiner literarischen Werke, vier Bände, bei Breitkopf u. Härtel; Leipzig 1905.) Daraus erklärt sich, daß erst lange nach seinem Tode, im Jahre 1890, seine Gedichte erscheinen konnten; es bedurfte jahrelangen Forschens und großer Beharrlichkeit, und der Herausgeber Prof. Adolf Stern hat dadurch nicht nur seiner Freundschaft für Cornelius selbst das schönste Denkmal gesetzt, sondern auch die deutsche Literatur um ein Werk bereichert, das ihm den Dank aller Gebildeten sichert.

Was das Leben des Dichtermusikers angeht, so sei auf die treffliche, von Herzenswärme durchglühte biographische Einleitung, die Stern seinen beiden Ausgaben der Gedichte vorausgeschickt hat, hingewiesen. Ohne große Ereignisse, reich an innerem, arm an äußerem Glück, voller Enttäuschung und Entsagung hat es sich abgespielt, ein schlichtes, echt deutsches Künstlerleben. Seine reiche Geistes- und Herzensbildung hat Cornelius zwar die Freundschaft der Besten seiner Zeit erworben, in der Allgemeinheit aber hat er nicht entfernt die verdiente Beachtung gefunden. „Des Deutschen Größe wächst erst aus dem Grabe!" Heute, wo Cornelius lange tot ist, ist kaum ein vornehmer Liederabend ohne Gaben dieses Meisters denkbar, und eine Aufführung des „Barbiers von Bagdad" ist ein Fest für alle musikalischen Feinschmecker.

Während also im Laufe der dreißig Jahre, die in der Regel für einen deutschen Künstler nach seinem Tode zur Erlangung allgemeiner Anerkennung notwendig sind, sich der Musiker Cornelius allgemach wenigstens einen Teil des Konzertsaales erobert hat, ist der Dichter unbeachtet geblieben, obwohl Cornelius durch die Komposition vieler seiner schönsten Gedichte den musikalisch gebildeten Kreisen den Weg zum Dichter besonders leicht gemacht hat. Aber wie wenigen selbst von denen mag es zum Bewußtsein

Digitized by Google

gekommen sein, daß diese Poesien, auch losgelöst von der Musik, einen hohen selbständigen künstlerischen Wert besitzen, und daß sich eine nähere Bekanntschaft mit ihnen lohnt. Denn ist Cornelius auch kein ganz Großer, ein tiefer, echter Poet ist er jedenfalls. Kein Neutöner zwar und Pfadsucher, seine Leier hat auch nicht allzu viele Saiten, aber sie sind goldklar gestimmt, und er schlägt sie virtuos. In sprachlicher Hinsicht von vollendeter Technik, erheben sich seine Gedichte zu der künstlerischen Höhe echter Gelegenheitsgedichte im Goethischen Sinne und spiegeln die ganze reiche Gefühlswelt des Dichters, seinen Frohsinn und Seelenadel in schärfster Weise wider. In der Glätte der Formgebung und der Zartheit der Ausdrucksweise steht er dem Geibel-Heyseschen Dichterkreis am nächsten, aber er besitzt doch zu viel Selbständigkeit, als daß man ihn ohne weiteres dazu rechnen dürfte: überall verspürt man den eigenartigen Hauch einer stark ausgeprägten, von eigenem Feuer durchleuchteten Persönlichkeit. Seine Poesie hat viel von der sonnigen Heiterkeit und Klarheit der goldenen Herbsttage seines Heimatlandes, rheinische Luft und rheinische Daseinsfreude weht darin und ein starkes, naives Naturempfinden, aber es fehlt auch nicht jener zart-elegische Hauch, der selbst den schönsten Herbsttag als leiser Unterton durchzittert. Aus einem warmen, für alles Edle und Schöne begeisterten Herzen quellend, spricht seine Lyrik zum Herzen und besitzt jene Allgemeingültigkeit, die eben das Wesen der echten Lyrik ist. Man nehme einmal das wundervolle, tiefempfundene „Erwachen" aus den Brautliedern:

Die Nacht vergeht nach süßer Ruh',
Hör mein Gebet, Allmächt'ger du!
Der du dein Bild, den Menschen, schufst,
Die Gattin mild ans Herz ihm rufst,
O, laß den Trieb der Liebe mein
Der ew'gen Lieb' ein Abbild sein,
Daß jeder Tag, mit ihm vereint,
Mir scheinen mag, wie dieser scheint,
Bis Liebe geht dem Himmel zu.
Hör mein Gebet, Allmächt'ger du.

Eine so tiefsinnige, ideal-weibliche Stimmung, wie sie jeder Braut am Morgen ihres Hochzeitstages von Herzen zu wünschen ist, tönt aus diesem Gedicht. Überhaupt findet Cornelius für seine Liebe wunderbar zarte, geradezu mädchenhaft-keusche Töne, einen sinnlich-erotischen Zug wird man vergebens bei ihm suchen. Aus der großen Zahl der hierher gehörigen Gedichte seien namentlich zwei herausgehoben, die so recht bezeichnend für seine Art sind:

Dein Bildnis

Halb Dämmerschein, halb Kerzenlicht
Sich um dein liebes Bildnis flicht.

Da fallen mir Gedanken ein,
Halb Kerzenlicht, halb Dämmerschein:

Halb Dämmerschein, o Küssenszeit!
Halb Kerzenlicht, o Brautgeleit!

Es kommt die Zeit, o zage nicht,
Daß uns der Wonne Kranz umflicht,

Wo heimlich traut uns hüllet ein
Halb Kerzenlicht, halb Dämmerschein.

Aus Eden

Der Engel mit dem Flammenschwerte wies
Adam und Eva aus dem Paradies.

Nicht umzuschauen wagte Adam mehr
Auf seinem Pfade sonder Wiederkehr.

Doch Eva wandte zum verlor'nen Glück
Noch einmal schmerzlich scheu den Blick zurück.

Da sog sie noch den fernen Widerschein
Der Edenhelle in die Augen ein.

Da sank vom Scheidegruß der Nachtigall
Noch in ihr Herz der letzte Widerhall.

Der Schimmer blieb in ihren Augen stehn,
Der Ton im Herzen wollte nicht vergehn.

Von allen Edenwonnen, die entfloh'n,
Blieb ihr ein Schimmer und ein leiser Ton.

So weht noch heut' ein Echo sel'ger Lust
In holder Frauen Blick und stiller Brust.

Ich hab' den Schimmer dir im Aug' geschaut,
Dem Ton gelauscht in deiner Stimme Laut.

Sie gaben Kunde, die ich selig pries,
Vom Pfade zum verlor'nen Paradies.

Es sind durchweg milde, freundliche Farben mit schwachen Schatten, aber gedämpftes Licht, das die Dinge in ein träumerisch-weiches Helldunkel rückt, wie das Sordino der Saiten einen leisen Schleier über ein Tonstück breitet, so daß dessen elegische Grundstimmung deutlicher zum Ausdruck kommt. Dieser elegische Zug ist Cornelius' Dichtung überhaupt eigen. Meist nur als leiser Unterton erklingend, schwillt er zuweilen zu vollen beherrschenden Akkorden an, am vollsten in Gedichten wie „Es gibt so Stunden", „Der müde Stern", „Im Lenz ging mir ein Hoffen auf", „Terzinen" oder in dem wunderschönen „Wie's daheim war":

Digitized by Google

Wie's daheim war, find'st du's nimmermehr,
Wandre nur auf Erden hin und her,
Müh' und sehne dich auch noch so sehr,
Wird es schön doch nimmer, nimmermehr,
Wie's daheim war!

Wie's daheim war, wo die Wiege stand,
Wo der Mutter Arm dich weich umwand;
Frag dein eigen Herz im fremden Land,
Ob's nicht tiefer Lust und Schmerz empfand,
Wie's daheim war.

Wie's daheim war, ist ein Zauber mild,
Ist ein heimlich farbenreiches Bild;
Wenn ein Blick, ein Wort dein Sehnen stillt,
Ist es nur, weil etwas drinnen quillt,
Wie's daheim war.

O du zartes, freundliches Gemüt!
Daß der liebe Gott dich treu behüt',
Weil in deinem Aug' mir etwas glüht,
Weil in deiner Brust mir etwas blüht,
Wie's daheim war!

So schreibt ein echter Dichter und tief empfindender Mensch. Ein solches Gedicht müßte Gemeingut aller werden und wie „Aus Eden" in jedem Lesebuch stehen. — Wer übrigens mit Aufmerksamkeit das Porträt von Cornelius betrachtet, wird unschwer auf dem milden Antlitz des Dichters einen Zug entdecken, der etwas Wehmütiges an sich hat und genau jener leis-melancholischen Stimmung entspricht, die bei all seinem Frohsinn ihn oft genug überkam, zu der er sich in seinen „Tagebuchblättern" auch offen bekennt:

Es gibt so Stunden, wo mir weich ums' Herz,
Wo Mut und Zorn und Witz die Waffen strecken,
Die sonst mir kühnlich helfen, treue Recken,
Mich durchzukämpfen durch des Lebens Schmerz.

Dann seh'n mich Laub und Blumen traulich an,
An denen ich oft kalt vorübergehe,
Als sprächen sie: „Vertrau uns deine Wehe,
Erzähl uns alles, was man dir getan."

Wie der verlor'ne Sohn, der nackt und bloß
Zur Heimat kehrt von wildverwirrten Wegen,
Möcht' ich das müde Haupt dann reuig legen
Der alten Mutter Erde in den Schoß.

Trotz dieser Weichheit aber bleibt er auch in seiner Liebeslyrik dank seiner angeborenen Heiterkeit und Natürlichkeit des Empfindens frei von aller falschen Sentimentalität und allem gezierten Getändel; der Schelm, der ihm im Nacken saß, lugt auch hier häufig genug hervor, und ein erquickend frischer Hauch weht namentlich durch diejenigen seiner Liebeslieder, die an Naturstimmungen

Nach Friedrich Prellers Zeichnung.

oder Verwandtes angelehnt oder innerlich damit verknüpft sind. Frühlingsjauchzen und Sommersonnenglück und Mondeszauber — wer hat das alles nicht selbst an sich erlebt, welcher Dichter hätte nicht an dieser unversiegbaren Quelle geschöpft! Auch Cornelius. Hier besonders aber offenbart er seine erstaunliche Kraft in der Auffindung immer wieder neuer Beziehungen, seine virtuose Kunst in der Variation ein und desselben Gedankens. Man denkt unwillkürlich an eine gewisse innere Beziehung zwischen dem Musiker und Dichter in seinem Wesen. Und überall Farbe, Anschauung, intensives Fühlen, nie Anempfindung oder Erkünstelung — oder aber, warum findet sich nicht ein einziges Winterbild unter seinen Gedichten? Die schlummernde Natur läßt ihn verstummen, und in Herbststimmung sind eigentlich auch nur zwei Gedichte getaucht, aber auch hier rafft er noch die letzten Blumen zusammen, die er noch unter den welken Blättern findet. So haben seine Gedichte, sind sie rein künstlerisch genommen auch untereinander verschieden zu bewerten, allesamt doch den gleichen Wert als wahrhaftige Offenbarungen seiner Seelenzustände, als Tagebuchblätter, in denen er sich mit seinen Stimmungen auseinandersetzt.

Digitized by Google

In seiner Weltauffassung reinster Idealist, glaubte er an die sittlichen Werte der Menschheit, darum öffnete er sein Herz in edelster Begeisterung allem Hohen und Schönen, was sie geschaffen, und blickte voll Bewunderung zu überragender Größe auf. Wie er in Schiller das Ideal höchster sittlicher Freiheit feiert, so begrüßt er enthusiastisch Richard Wagner, in dem er den Erben Schillers auf dem Gebiete des Dramas erkennt, und was im Reiche der Gedanken ihm Schiller ist, das gilt ihm Beethoven in dem der Töne. Selten ist wohl das tiefinnerste Wesen dieses Genius der Menschheit in so vollendeter Weise ausgesprochen worden, wie es Cornelius getan hat. Auch all die zahlreichen anderen Gedichte, die Zeugnis für sein Verhältnis zu Kunst und Künstler geben, die zwölf Sonette an Rosa von Milde, die Madonna von Murillo und Palma Vecchio, die Gedichte an Wagner, Liszt, Preller usw., bekunden nicht nur ein tiefinnerliches Ergriffensein von dem künstlerischen Gegenstand, sondern auch eine Klarheit der inneren Anschauung, die wiederum in der Klarheit der dichterischen Darstellung ihren entsprechenden Ausdruck erhält.

Es ist schon flüchtig angedeutet worden, daß das Leben ihn nicht weich gebettet hatte. Zu der Sorge um das tägliche Brot gesellten sich bittere Enttäuschungen, der Widerstand, den Gleichgültigkeit oder neidische Anfeindung seinem reinsten Streben entgegensetzten, eigene bange Zweifel an der Echtheit seines Künstlertums. Solch trüben Stunden, wie sie keinem Schaffenden erspart bleiben, sind Gedichte wie „Trauer", „Umflort, gehüllt in Tränen", „Totenfeier" und vor allem die wundervollen, tief ergreifenden „Terzinen" entsprossen. Aber er ringt den Dämon Mutlosigkeit immer wieder zu Boden, hatte er doch in reichstem Maße, was ihn erhob, seine Kunst, seinen Humor, sein kindliches Gottvertrauen. In künstlerischer Hinsicht doppelt begnadet und — eine überaus seltene Erscheinung — befähigt, allen Stimmungen in zwei Künsten gleichwertig vollendeten Ausdruck zu geben, fand er, als er sich zur völligen Klarheit über sich und zum Selbstvertrauen durchgerungen hatte, im musikalischen Schaffen des Lebens volle Genüge, daneben blieb es ihm aber doch stets Herzensbedürfnis, die wechselnden Eindrücke der Außenwelt wie sein eigenes inneres Leben in Gedichten niederzulegen, ohne daß er indes von dieser Seite seiner reichen Begabung bei seiner großen Bescheidenheit irgendwelch Aufhebens gemacht hätte. Um so rührender ist seine Freude, wenn er sich einmal als solchen anerkannt sieht („Zum ersten Lorbeerkranze"). Aber auch mit einer abfälligen Beurteilung seines künstlerischen Schaffens weiß er sich auseinanderzusetzen; die Anerkennung wenigstens der Reinheit seiner Gesinnung genügt ihm, um in ihr den Ausdruck einer ehrlichen, wenn auch schiefen Auffassung zu erblicken:

> Mich ehrt nur, wer mir die Achtung schenkt,
> Zu sagen, was er von mir denkt —

und da wünscht er seinem neuesten Büchlein, man möchte es in der Erkenntnis, daß ihm, was er geschrieben, von Herzen gekommen sei, doch nicht ganz verachten, wenn er auch darauf gefaßt ist, daß es am Schlusse der Kritik wieder heißen werde wie in der bekannten Schwabenbeichte:

> Behüt' dich Gott von Himmelshöh'n,
> 's ist grad' kein Sünd', aber auch nit schön!

Das prächtige, eben angeführte Gedicht („Kritik") ist durchaus von Humor getragen, aber von jenem unter Tränen lächelnden Humor, der die Misere des Lebens nicht hinwegzuwitzeln sucht, sondern sich befreiend über sie erhebt mit seinem heiligen Lachen, der nie verletzend, sondern versöhnend wirkt, weil seine Quelle die Herzensgüte selbst ist. Denn das eben ist ja das Kennzeichen des echten Humors, daß er in hohem, ernstem Sinne wohnt und untrennbar ist von einem reichen, selbständigen Gemütsleben. Und darin lag ein großer Teil des Zaubers, mit dem Cornelius alle, die mit ihm in Berührung kamen, zwang; einen wirklichen persönlichen Feind hat er kaum je gehabt. Diese glückliche Mischung von liebenswürdigster, schalkhafter Heiterkeit und tiefster, bei der leisesten Berührung schwingender Empfindung verleiht seiner Lyrik das eigenartige Gepräge, das Cornelius zu einem Dichter „nach eigenem Recht" erhebt. Wo er sich nur als Humorist gibt, wie in den poetischen Episteln an C. Riedel und R. Köhler, in den Gedichten „An Hans von Bülow", „In das Album von J. Cramer", da sprudelt er von Witz und Laune förmlich über, die Fülle der scherzhaftesten Bilder und glücklichsten Vergleiche ist geradezu verblüffend; hier ist auch das Feld, wo er seine souveräne Beherrschung der Sprache in der glänzend-

Digitized by Google

sten Weise zeigen kann, kurz diese Gedichte schillern in allen nur erdenklichen Farben.

Und auf der anderen Seite wiederum findet er Töne heiligsten Ernstes; denn der ganze Mensch — hier haben wir den Schlüssel zu seinem innersten Wesen — wurzelte in dem festen Boden aufrichtigster Frömmigkeit, einer echten, über konfessionelle Kleinlichkeit erhabenen Religiosität: er meinte es, wie auch seine Tadler anerkannten, „ernst mit dem lieben Gott". Ihren poetischen Niederschlag bilden seine dichterischen Umschreibungen des Vaterunsers, einiger Psalmen, das Bußlied, vor allem anderen aber seine rührend schönen Weihnachtslieder, in Dichtung und Musik eine der schönsten Festgaben, die je ersonnen worden sind. Wenigstens eins davon möge hier Platz finden:

Christus der Kinderfreund

Das zarte Knäblein ward ein Mann,
Erlöst' uns von der Sünde Bann,
Doch neigt es freundlich immerdar
Und liebend sich der Kinderschar.
Habt ihr den Ruf des Herrn vernommen,
Des Heilands Stimme mild und weich?
„Lasset die Kindlein zu mir kommen,
Denn ihrer ist das Himmelreich!"

Mich aber mahnt die Weihnachtszeit
An Träume der Vergangenheit,
Erinn'rungsodem hauchet mild
Den Schleier von der Kindheit Bild,
Da Lichter hell am Baum erglommen,
Ist mir's, als würd' ich Kindern gleich
Und dürfte mit euch Kleinen kommen,
Zu teilen euer Himmelreich.

So lösen sich in diesem Grundakkord schließlich alle Dissonanzen des Lebens in seiner Seele in reine Harmonien auf. Auch die trübsten Erfahrungen, Schmerz und Enttäuschung verbittern ihn nicht, sondern, indem er sie als von Gott gewollte Mittel zur Förderung der Menschheit zu höheren Zielen der sittlichen Weltordnung eingliedert, gewinnt er auch aus ihnen neue Kraft und wird schließlich durch sie zur höchsten sittlichen Erhebung geführt, wie er es in dem tiefempfundenen Gedicht „Trost" bekennt:

Der Glückes Fülle mir verlieh'n
Und Hochgesang,
Nun auch in Schmerzen preis' ich ihn
Mein Leben lang.
Mir sei ein sich'res Himmelspfand,
Was ich verlor,
Mich führt der Schmerz an starker Hand
Zu ihm empor.
Wenn ich in Wonnen bang beklagt
Den Flug der Zeit,
In Schmerzen hat mir hell getagt
Unsterblichkeit.

Nur ein ganzer, mit sich selbst einiger Mensch kann ein solches Bekenntnis von sich ablegen, nur ein Künstler, der die an ihn gerichtete Forderung Schillers, der Menschheit Würde zu wahren, treu zu erfüllen sich gemüht hat. Und das hat Cornelius getan, nicht nur in seinem auf das Höchste gerichteten künstlerischen Streben, nein, auch in der Pflege und Ausbildung seines persönlichen Wesens. Über dreißig Jahre deckt ihn schon die Erde seiner Heimat, aber in seinen Ton- und Wortdichtungen hat er der Welt ein Vermächtnis hinterlassen, das ihm ein dauerndes Gedächtnis sichert, denn aus ihnen, vornehmlich aus den Gedichten, steigt immer wieder der edle und großzügige Mensch. Ob einer Gewaltiges geleistet hat im Leben oder Geringeres, das tritt doch schließlich zurück gegenüber der Frage nach seiner sittlichen Vollendung. Denn im Wechsel der Zeiten das bleibendste am Menschen ist doch der Wert der Persönlichkeit. Und eine wahrhaft ideale ist Cornelius gewesen, edel, hilfreich und gut, voll höchsten Strebens, voll höchsten Vertrauens, in seinem ganzen Wesen verklärt durch jene allumfassende Liebe, die er selbst als sein höchstes Gut preist:

Beim Erdengetriebe,
Wo nichts steht fest,
Im Herzen die Liebe,
Das ist das Best'.

Mein Leben und Treiben,
Nennt's gut oder schlecht,
Eins muß mir bleiben:
Mein Lieben war echt.

Und wenn einst, ihr Lieben,
Ein Kreuz ihr mir setzt,
Sei nichts drauf geschrieben
Als: Treu' bis zuletzt!

Das ist Peter Cornelius, der Dichter und der Mensch. Was er einst von Schiller gesungen, daß er „Freiheit im Gesang, Schönheit, Sittlichkeit errang, Freiheit fand im Geiste", das gilt nicht minder von ihm selbst, und eine gerechte Beurteilung wird das nie vergessen dürfen.

Digitized by Google

Wanderdünen

Novelle von V. Schultz

I

Johannes Kieboteit, der junge Pfarrer von Kruptokainen, einem kleinen ostpreußischen Dörfchen an der russischen Grenze, war auf der Hochzeitsreise. Denn wenn es auch zu jener Zeit — einige Jahrzehnte bevor die Eisenbahn durch Ostpreußens grünes Weideland dahinrollte — noch nicht Mode war, Hochzeitsreisen zu machen, so kam es schließlich bei der langsamen Beförderung durch die Post doch schon auf eine Reise hinaus, heiratete die Braut nicht etwa nur in die Nachbarschaft. In diesem Fall aber war Herr Johannes Kieboteit schon seit Tagen unterwegs, denn er hatte sich seine Eveline vom Rhein hergeholt. Und nun saß er mit ihr in einem einsamen Dünendörfchen auf der Kurischen Nehrung bei seinem dortigen Amtsbruder, dessen junge Frau — ein eigenes Spiel des Zufalls — eine Schul- und Jugendfreundin Evelines war. Da hatten sie nicht anders gekonnt, als auf ihrer Fahrt nach Kruptokainen bei der jungen Pfarrerin von Bedritten längere Rast zu machen. Und die Freundschaft der beiden jungen Frauen hatte auch die Männer schnell einander näher gebracht, so verschiedenen Charakters sie auch waren. Denn Johannes Kieboteit trug den Kopf hoch; ein fester Zug lag um seinen Mund und sprach von einem eigenen Willen, den so leicht keiner würde beugen können; man hätte ihn für hart und herrisch gehalten, wenn nicht der gute Blick der grauen Augen gewesen wäre. Pfarrer Enskat dagegen hatte etwas Weiches, Fügsames an sich, fast so, als hätte ihn schon ein langes Leben gelehrt, daß es nichts tauge, seinen eigenen Kopf aufzusetzen, und man besser durchs Leben käme, wenn man beizeiten lerne nachzugeben. Die ihn später kennen lernten, meinten, er wäre erst durch die Frau so geworden, die stark und fest das Regiment in Händen hielt. Aber er war schon von Jugend an so gewesen, und umgekehrt bildete sich bei der Frau Pfarrerin die Neigung zum Herrschen erst heraus, als sie merkte, daß ihr Mann nicht verstand, seinem Willen Geltung zu verschaffen, oder daß er zu bequem dazu war.

Jetzt aber war eitel Sonnenschein im Pfarrhaus zu Bedritten, und so klein und beschränkt seine Räume auch waren, bot es doch Platz sogar für zwei glückliche Paare. Und lustig und übermütig ging es her, wenn die beiden jungen Frauen ihrer Laune die Zügel schießen ließen. Evelines herzensfrohes Lachen war es auch gewesen, was den jungen Pfarrer von Kruptokainen zuerst auf sie aufmerksam gemacht hatte, und in das er sich verliebt, fast ehe er sie gesehen.

Da aber kam ein Tag, an dem Evelines silberhelles Lachen für immer verstummte. Sie war mit ihrem Mann und der Pfarrersfrau von Bedritten in einem der landesüblichen großen Fischerkähne zum Fischfang auf die See hinausgefahren, weil es ihr Spaß machte, einmal eine solche Fahrt mitzumachen; aber draußen hatte sie ein Sturm überfallen, das Boot war gekentert — das letzte, was Eveline noch wußte, war, daß sie ihres Mannes starken Arm um sich gefühlt. Als sie aus ihrer Bewußtlosigkeit erwachte, lag sie in ihrem Bett im Pfarrhaus zu Bedritten, und die junge Frau Enskat saß blaß und verstört an ihrer Seite und hatte ausweichend geantwortet, als sie nach ihrem Mann fragte. Aber auf die Dauer konnte man es ihr doch nicht verheimlichen — nicht einmal als Leiche hatten sie ihn bergen können.

Von dem Tage an sahen die Dorfbewohner die junge Witwe oft auf einer der niedrigen Vordünen am Strand sitzen und auf das Meer hinausstarren, und sie fingen an, sich seltsame Dinge von ihr zu erzählen, und daß sie seit jenem Unglück nicht mehr ganz richtig im Kopf wäre.

Frau Margot Enskat hatte an Evelines Eltern geschrieben und auch den Wunsch der jungen Frau, vorläufig hier bleiben zu dürfen, befürwortet unter Hinweis darauf, daß die lange Reise bei dem Zustand der jungen Frau nicht unbedenkliche Folgen haben könne. Und wie Eveline Kieboteit im Laufe der Monate mit immer schwererem Schritt von

Digitized by Google

dem Dorf am Haff herüberging nach der See zu der Düne, von wo aus sie die Unglücksstelle übersehen konnte, da blickten die Fischerfrauen scheu hinter ihr her und nickten sich zu: „Paßt auf! Er holt sie nach!"

Und er holte sie nach.

Denn als die Zeit erfüllt war, gab Johannes Kieboteits junge Witwe einem Kinde das Leben, und dann tat ihr müdes Herz den letzten Schlag. Der kleine Johannes aber wurde von Pfarrer Enskat und seiner Frau tränenden Auges als Pflegesohn angenommen, und als über Jahr und Tag Frau Margot einem Töchterchen das Leben schenkte, ward es Eveline genannt, der toten Freundin zum Gedächtnis.

Die alte Illute aber, der zu jener Zeit der kleine „Anskis", wie sie ihn mit dem Namen ihrer lettischen Heimatsprache nannte, anvertraut wurde, sang das Kind in Schlaf mit einem Wiegenlied, das sie sich nach den schwermütigen Volksweisen ihres Stammes für ihn umgedichtet hatte:

Schlaf, du armer Knabe, schlafe!
Nimmer ruft dich deine Mutter —
Deine Mutter ruht im Sande.
Wähnst du auch, daß sie dich riefe,
War's die Möwe nur, die weiße:
Die schrie laut im Winde.

Schlaf, du armer Knabe, schlafe!
Weh, dein Vater ist ertrunken,
Liegt auf tiefem Meeresgrunde,
Wo der Sand sein Antlitz naget,
Wellen seine Haare waschen —
Schlaf, du armer Knabe, schlafe!

* * *

Als Hannes Kieboteit sechs Jahre alt wurde, fing Frau Margot Enskat an zu bereuen, daß sie sich den fremden Nestling ins Nest gelegt hatte. Das Kind hatte so etwas Eigenes, etwas Ernstes und Sinnendes, was ihre rasche, lebensfrohe Natur abstieß und sie auch aus einem anderen Grund erschreckte: sie dachte daran, wie Eveline Kieboteit gewesen war, als sie das Kind unter ihrem Herzen trug, und ihr bangte davor, daß dem Gespielen ihres Töchterchens ein trauriges Erbteil auf den Lebensweg mitgegeben sein könne. Aber nun war es zu spät, die Sache rückgängig zu machen. Die Eltern Evelines waren unterdessen beide gestorben, andere Verwandte hatte sie nicht gehabt, und von Kieboteitscher Seite hatten sich überhaupt niemals Angehörige gemeldet; auch das kleine Vermögen, welches von Evelines Eltern auf deren einziges Enkelkind übergegangen war, war nun in aller Form dem Pfarrer von Bedritten als Pflegevater und Vormund des Kindes überwiesen worden.

Aber niemals mochte sie sich dazu verstehen, den kleinen Hannes in dem Glauben aufwachsen zu lassen, daß er ihr eigenes Kind wäre; ja, wenn es noch angegangen wäre, so hätte sie gern, um jede Erinnerung an die traurige Vergangenheit zu tilgen, ihr Töchterchen umgetauft. So nannte sie sie nun wenigstens, dem landesüblichen Brauche folgend, „Ewe" statt des zierlicheren Namens, den des Hannes schwermütige Mutter geführt.

Pfarrer Enskat mochte sein Pflegekind gern, und je lieber, je älter es wurde — es war das gleiche Schicksal, welches den warmherzigen Mann und den verwaisten Knaben zueinander hinzog: sie litten beide unter dem rauhen Wesen der Frau. Denn Frau Margot wurde mit jedem Jahre gereizter und verbitterter, als sie sah, daß das Leben ihr nicht das brachte, was sie davon gehofft, und alle ihre Bemühungen, es sich freundlicher zu gestalten, über der harten Arbeit des Tages bei kärglichen Mitteln vergeblich blieben, noch dazu ihre Gesundheit dem rauhen Klima nicht standhielt. Sie haderte mit sich und allen und machte sich und allen das Leben schwer.

Ewe, das Kind, merkte am wenigsten davon. Denn deren Lachen und Fröhlichkeit waren der einzige Sonnenblick im Leben der verbitterten Frau, und darum scheuchte Frau Margot, wo sie konnte, den stillen Knaben mit den ernsten Augen von ihr fort. So wuchsen die Kinder kaum als Gespielen miteinander auf; der Knabe gewöhnte sich daran, immer mehr seine eigenen Wege zu gehen. Dies freilich mehr bildlich genommen, denn er kannte nur das Fischerdörfchen am Haff, das auf grünem Vorland zwischen dem Wasser und den hohen Wanderdünen lag, und dann den Weg quer über die Nehrung nach der See, durch eine Senkung in den Dünen hindurch über die mit spärlichem Gras und kümmerlichen Kiefern und Birken bestandene ebene Fläche, die „Palwe", hinweg an den Strand, den hin und wieder halbmannshohe Dünen gegen die Palwe hin einfaßten. Scharfe graue Halme sproßten stellenweise daraus

Digitized by Google

empor — Sandgras, dessen Samen Wind und Vögel hierher getragen —, aber auf den mächtigen Wanderdünen hinter dem Dorf grünte kein Baum und kein Strauch und sproßte kein Halm — nackt und kahl, in einförmiger Öde, wölbte sich dort Kuppe an Kuppe in unabsehbare Ferne, still und tot. Wo aber das Vorland zwischen Dünen und Haff sich verbreiterte und wie eine Landzunge in das Wasser hineintrat, ragte auch dort eine Wanderdüne auf, wie auf Vorposten stehend vor der gewaltigen Hauptkette — „Haken" nannte man diese Spitzen, und sah man aus einiger Entfernung darauf hin, wo das flache Land, welches den „Haken" mit der Nehrung verband, dem Blick entschwand, dann tauchte die Wanderdüne dort als Insel aus dem Haff empor, ein gelblicher Berg auf schimmernder Flut, oder wenn, wie es häufig geschah, eine Luftspiegelung sie dem Blick täuschend loslöste vom Boden, dann schwamm sie gar als leuchtende Wolke am Horizont.

Von Bedritten aus sah man solch eine Wanderdüne: die auf dem Bedrittener Haken; und so wenig auch die anderen etwas an ihr fanden, und so oft er selber sie auch schon gesehen hatte — dem kleinen Hannes war sie immer neu und wunderbar, wenn sie so am Himmel schwebte. Aber mit seiner Pflegemutter sprach er nie mehr über die „Wolke", nachdem sie ihn einmal angefahren: „Du dummer Kerl, das ist doch die Wanderdüne auf dem Bedrittener Haken! Wie oft habe ich dir das nicht schon gesagt!" und dann geseufzt, mehr zu sich und im Gedanken an ihre Ewe als zu ihm: „Herr Gott, Herr Gott, ich glaube wahrhaftig, der Junge ist schwachsinnig."

Aber Hannes hatte es doch verstanden, und wenn er auch nicht wußte, was das war, wovon die Tante Margot so entsetzt sprach, so empfand er doch dunkel, daß etwas Schreckliches an ihm sein müsse, etwas, was von der Düne kam, und dessentwegen sie ihn nicht liebhaben könnte, und das war das erste Weh, das ihn traf. Und es war so groß und heiß, daß er es nicht allein tragen konnte und damit zu der alten Illute flüchtete, die schon oft seine Trösterin gewesen war. Auch heute nahm sie das schluchzende Kind liebevoll auf den Schoß und tröstete in ihrem gebrochenen Deutsch an ihm herum, noch ehe sie wußte, was ihm fehlte.

„Nun, was ist denn wieder, Anskis, mein Schatzchen, mein goldiges? Hat es wieder Schelte gegeben, armes Jungchen? So sag doch, Du'chen, was ist denn?"

„Tante Margot ist böse, und die Düne ist böse, und ich fürchte mich so," schluchzte der Knabe und klammerte sich angstvoll an die Alte an, als solle sie ihn vor etwas schützen.

Illute strich ihm zärtlich über das kurze blonde Haar. „O du Dummchen, die Düne da auf dem Bedrittener Haken, die tut uns nichts, da sei nur ganz ruhig. Die Tante Margot weiß das nicht so, die ist nicht von hier — auch der ‚Weiße Berg' tut uns nichts; denn ehe er kommt, ziehen wir fort."

„Kommt denn der ‚Weiße Berg'?" fragte Hannes, und seine Tränen versiegten vor Erstaunen.

„Nun natürlich, weißt du das noch nicht?" antwortete Illute. „Der wandert doch, und wenn er kommt, müssen wir fort."

„Aber er kommt doch nicht," wiederholte der Knabe ungläubig. „Das kann er ja gar nicht, er hat ja keine Füße."

Illute lachte auf. „O du Dummchen! Nein, Füße hat er freilich nicht; aber deshalb kommt er trotzdem; der Wind treibt ihn vorwärts. Als ich jung war, Anskis, da lag der ‚Weiße Berg' noch ein gut Stück weiter seewärts auf der Palwe, und nun ist er schon dicht hinter dem Dorf. Fliegt uns nicht schon der Sand durch Türen und Fenster in die Stuben? Jeden Tag fege ich ihn fort, und doch liegt immer von neuem welcher da."

„Macht das der ‚Weiße Berg'?" fragte Hannes mit entsetzten Augen.

Illute nickte. „Ja, er kommt eben immer näher und verschüttet das Dorf —"

Da schrie Hannes laut auf und drückte zitternd sein Gesicht in ihren Schoß.

„Aber nein, Kindchen, wie du bist," sagte Illute ganz bestürzt und streichelte ihn. „Das ist doch nun mal nicht anders, so schlimm es auch ist. Komm mal mit mir auf den Hof, da kannst du selber sehen, wie weit ab der ‚Weiße Berg' noch ist."

Sie nahm ihn an der Hand, führte ihn ins Freie und zeigte auf die nächste Wanderdüne hinter dem Dorf.

„Siehst du, da ist der Berg erst. Noch haben wir Zeit, wenn uns auch schon der Sand ins Zimmer fliegt."

Digitized by

Hannes sah scheu auf die mächtige gelblichweiße Wand, die sich hinter den letzten Häusern in den blauen Himmel hineinwölbte. „Ich seh's aber nicht," sagte er dann nachdenklich.

„Was siehst du nicht?" fragte Illute.

„Daß der Berg wandert," beharrte Hannes. „Er liegt ganz still."

„Das kann man auch nicht sehen," antwortete Illute.

Hannes war wieder ganz ruhig geworden. Er hatte gedacht, daß der „Weiße Berg" in einem fortwährenden Vorwärtsrutschen sei, und nun, wo er nichts sah, glaubte er, Illute erzähle ihm nur ein Märchen, wie er sie so gern hörte, obgleich auch er, wie die meisten Kinder, Stimmungen hatte, in denen er nur erzählt haben wollte, was „wahr" war. Aber das Märchen gefiel ihm. Es war so schön, ein Märchen von einem Berg zu wissen, den man tagtäglich vor Augen hatte; er fing an, den „Weißen Berg" ordentlich deshalb liebzuhaben. Und trotzdem er von nun an beinahe täglich zu ihm herübersah und dabei an das Märchen dachte, merkte er nichts von dem Wandern der Düne. —

Sein Lieblingsplätzchen war ein winziges Gärtchen, das er sich dicht an dem Zaun angelegt hatte, der die Gemüsebeete des Pfarrhauses nach der Düne zu abschloß. Allerlei Feldblumen blühten darauf, auch Strandstiefmütterchen und eine Distel, und er hatte es sorglich mit Steinchen und Muscheln und Schneckenhäusern verziert. Das war seine ganze Freude; aber Frau Margot gab es immer einen Stich ins Herz, wenn sie den für seine Jahre recht stämmigen Jungen stundenlang so ruhig mit seinen kleinen Arbeiten daran beschäftigt sah, ohne das Verlangen, mit jemand zu sprechen.

„Das ist nicht normal; aus dem Jungen wird nie etwas Vernünftiges," sagte sie bei einer solchen Gelegenheit einmal wieder wie schon so oft zu ihrem Mann.

Wenn du ihn richtig zu nehmen wüßtest, würde er schon nicht so unkindlich in sich selber zurückschrecken, und mit mir ist er auch immer ganz sprechsam, dachte der Pfarrer; aber nie im Leben hätte er gewagt, eine derartige Äußerung laut werden zu lassen. So fragte er nur in entschuldigendem Ton: „Er ist doch ganz willig und brauchbar im Hause?"

Sie zuckte die Achseln. „Was trag' ich ihm denn Großes auf! Die Ewe ist geschickter und anstelliger als er."

„Dafür ist sie auch ein Mädchen," begütigte der Pfarrer. „Und in der Schule ist er brav und fleißig."

„Als ob ich nicht wüßte, wie du dich mit ihm abquälen mußt, bis etwas in seinen dicken Schädel hineingeht," höhnte sie.

Dafür bleibt es dann auch haften, dachte er. Aber er schwieg bekümmert, und nachdem Frau Margot noch mit einem Seufzer hinzugesetzt: „Ja, man hat sein Kreuz mit dem Jungen!" war das Gespräch abgetan.

Als der Hochsommer kam, machte sich Hannes daran, einen Zaun von Reisig um sein Gärtchen zu flechten; es flog in diesem Jahre so merkwürdig viel Sand durch die Fugen des großen Bretterzauns, der das Pfarrfeld umschloß, und auch auf seine Blumen. Es war eine mühsame Arbeit, und seine Finger bluteten bald; aber er blieb doch geduldig und unentwegt dabei. Der Pfarrer war sein einziger Vertrauter; der hatte ihn eines Tages bei der Arbeit überrascht und nicht das Herz gehabt, ihm zu sagen: Quäl dich nicht so, es ist alles vergebens — der „Weiße Berg" kommt ja, und an dein Fleckchen zuerst. Siehst du nicht, wie hoch sich schon der Flugsand an unserem Bretterzaun aufgehäuft hat?

Aber das Unheil kam doch noch eher, als der gute Mann gedacht hatte. Zwei Wochen etwa hatte sich Hannes an seinen Blumen gefreut, daß sie so frisch und fröhlich aufwuchsen, weil kein Sand sie mehr überschüttete. Da fand er eines Morgens auf der Stelle, wo sein Gärtchen gelegen, einen Sandhaufen, höher als er selber war, aus dem die grauen Planken des großen Bretterzauns noch hier und da hervorsahen — der Sandberg hatte den Zaun von außen her eingedrückt und die zunächst gelegenen Beete der Pfarrerin und Hannes' Gärtchen begraben.

Hannes war der erste, der es entdeckte. Laut jammernd stürzte er in die Stube des Pfarrers. „Vater, Vater, komm schnell und hilf mir graben! Meine Blumen! Meine Blumen!"

Der Pfarrer erriet gleich, was geschehen war, und lief mit dem aufgeregten Knaben zu der Unglücksstelle; als er aber den Sandberg sah, schüttelte er doch den Kopf. „Laß sein, Hannes, da können wir nichts mehr

Digitized by Google

machen; die Blumen sind alle erstickt und zerdrückt."

„Was heulst du so wegen deiner paar dummen Blumen!" sagte Frau Margot heftig, die nun auch mit Ewe herangekommen war. „Was sollen denn wir sagen, denen noch ganz anderes geschehen ist? Alle Beete hier verschüttet und Geld und Mühe umsonst daran gewendet! — Stille sein sollst du!" fuhr sie den Knaben an.

Aber Ewe, die des Hannes Kummer besser verstand, ging zu ihm hin und legte die Arme um ihn und sagte: „Armer, armer Hannes!"

Doch da geschah etwas Unerwartetes: in dem stillen Knaben bäumte sich plötzlich der seit langem, ihm selber fast unbewußt genährte Groll gegen die Lieblosigkeit seiner Pflegemutter auf; kreischend stieß er das Kind von sich und stürzte mit funkelnden Augen und geballten Händen auf die Pfarrerin los. Die aber packte ihn und hielt ihn fest, und da er noch jetzt wütend um sich stieß und schlug, kam auch der Pfarrer seiner Frau zu Hilfe, und zusammen schleppten sie den Knaben in die Holzkammer auf dem Hof und sperrten ihn dort ein; schreiend lief Ewe hinterher.

Frau Margot lehnte sich einen Augenblick ganz schwach gegen die Tür, nachdem sie den Riegel vorgestoßen hatte. „Mann, Mann, was war das nur mit dem Jungen?" und dann warf sie die Arme um Ewe und riß sie an sich und küßte sie. „Kind, was mach' ich nur! Gott wolle dich behüten und uns alle!"

„Der Hannes ist nicht schlecht!" schluchzte Ewe. „Sperr ihn nicht ein! Ich will's nicht! Ich leid's nicht!" und sie stampfte mit dem Fuß auf und wand und krümmte sich, um sich aus der Umarmung der Mutter freizumachen.

„Er hat's verdient," sagte Frau Margot hart. „Und du wirst mein artiges Kind sein, sonst muß ich dich auch strafen."

„Auch einsperren?" fragte Ewe erschrocken, und da Frau Margot den heilsamen Schrecken sah, nickte sie. „Ja, dann sperre ich dich auch ein — in die Bodenkammer."

Ewe schluckte noch ein paarmal an ihren Tränen. „Ich bin — schon wieder — ganz artig," sagte sie und ließ sich dann still von der Mutter ins Haus zurückführen.

Drinnen in der Kammer war Hannes' Schreien sofort verstummt; er schlug auch nicht gegen die Tür oder rüttelte daran, wie die Pfarrerin erwartet hatte.

„Es hat gewirkt," sagte sie befriedigt zu ihrem Manne. „Noch ein paar Stunden bei Hunger und Durst, und er ist für immer kuriert."

Enskat gab in seiner erprobten Art keine Antwort, und auch Ewe schwieg; aber beide dachten sich ihr Teil und machten ihre Pläne. Der Pfarrer kam freilich nicht sobald dazu, den seinen auszuführen, denn Frau Margot drängte ihn, mit ihr bei den Bewohnern der der Düne zunächst gelegenen Häuser anzufragen, wie sie sich einzurichten gedächten, da der „Weiße Berg" in diesem ungewöhnlich trockenen und an Westwinden reichen Sommer so rasch wanderte, und ob es nicht geraten wäre, ihre Häuser und Pfarrhaus und Kirche schon jetzt, vor dem Winter, zu versetzen. Ewe blieb zu Hause zurück, nachdem sie der Mutter noch hatte versprechen müssen, Hannes weder herauszulassen, noch ihm etwas zu essen zu bringen, sonst bekäme auch sie ihre Strafe. Und nachdem sie ihr noch ein Butterbrot zum zweiten Frühstück gegeben, ging sie.

Ewe sah ihr nach, bis sie in dem ersten Haus verschwunden war; dann lief sie schnell in den Hof zurück und klopfte leise an die Tür der Holzkammer. Aber drinnen rührte sich nichts, und sie brachte ihr Auge an ein Astloch in der Wand und suchte in das Kämmerchen hineinzusehen; doch der Raum war dunkel, und sie konnte nichts erkennen. Da pochte sie wieder, diesmal etwas stärker, und rief dazu: „Hannes!" und noch einmal: „Hannes!" und legte schon die Hand an den Riegel. „Du, Hannes, Mutter ist fort, und du tust mir so leid — hörst du, Hannes?"

„Ja," klang es nun von innen zurück, aber gar nicht zornig oder verzweifelt, nur beschämt und auch traurig.

„Wirst du auch nicht rauslaufen, wenn ich aufmache?" erkundigte sie sich weiter.

„Raus möcht' ich schon," sagte drinnen der Hannes. „Ich möchte zu meinen Blumen, sie ausschaufeln."

„Aber ich hab's der Mutter versprochen, daß ich dich drinlasse," sagte sie.

„Das hättest du nicht tun sollen," sagte er.

„Ja, sonst hätte sie mich aber eingesperrt, in die Bodenkammer — und da hättest du erst recht hier allein sitzen müssen," verteidigte sich Ewe. „Nun möchte ich aber gern

Digitized by Google

zu dir und bei dir bleiben, Hannes, damit dir die Zeit nicht so lang wird."

„Dann komm," gab er nach kurzem Sinnen zurück. Da tat Ewe die Tür auf und schlüpfte zu ihm herein und setzte sich neben ihn, wie er so auf einem niedrigen Haufen Brennholz saß — Reisig aus dem Buschwerk der Palwe und zerhacktes Treibholz und Wrackstücke, die die See angetrieben.

„Es ist so dunkel, ich seh' dich kaum," klagte sie und fuhr mit ihren Händen nach seinem Gesicht. „Bist du mir noch böse, Hannes?"

„Dir war ich nie böse," sagte er langsam.

„Aber du stießest mich doch," sagte sie, und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

„Weine nicht, Ewe," bat er weich. „Ich war sehr, sehr häßlich und schäme mich schon lange. Es war nur — ich wurde so wild — wegen meiner Blumen," und auch in seine Kehle kam nun ein Schlucken.

Sie streichelte seine Backen. „Du armer Hannes! Das ist für dich so, wie wenn mir meine Puppe verschüttet worden wäre."

Nun weinten sie beide, und darüber wurden sie hungrig. Ewe erinnerte sich ihres Butterbrotes; aber zugleich fiel ihr auch ihr Versprechen ein, und das sagte sie dem Hannes auch, und daß er hungern und dursten solle, bis die Mutter ihn herausließe.

Er stieß einen Seufzer aus, aber nur einen ganz kleinen. „Das ist dann eben nicht anders, Ewe. Aber geh du und hole es dir."

„Nein," sagte Ewe. „Wenn du nicht essen darfst, will auch ich nicht essen."

Und dabei blieb sie, wie sehr er ihr auch zuredete, und über dem Sprechen wurden sie durstig und müde. Da schwiegen sie denn, drückten sich noch enger aneinander und sahen zu, wie die Sonne langsam, langsam an den Fugen und Spalten des Kämmerchens weiterrückte, bis sie endlich voll durch das Astloch fiel und die Stäubchen in ihrem Strahl auf und nieder tanzten.

Unterdes hatte der gute Pfarrer die erste Gelegenheit erspäht, wo er sich unbemerkt von seiner Frau fortstehlen und nach dem Pfarrhof herübereilen konnte; der Gedanke an den eingesperrten Hannes ließ ihm keine Ruhe. Schon von weitem sah er, daß der Riegel an der Holzkammer nicht mehr vorgeschoben war, und mehr unwillkürlich als in der Erwartung, den Gefangenen noch darin zu finden, machte er die Tür auf und sah in den kleinen Raum.

Da saßen auf dem Holzstoß die beiden Kinder eng aneinandergeschmiegt in tiefem Schlummer, der Hannes aufrecht gegen die Wand gelehnt, den Arm um Ewe, deren Köpfchen auf seine Schulter gesunken war.

* * *

Es wurde diesen Sommer noch nichts mit dem Umzug. Pflegten die Leute auch das Material zu dem neuen Hausbau ganz einfach dadurch zu beschaffen, daß sie ihre alten hölzernen Hütten abbrachen und an anderer Stelle wieder errichteten, so mußte doch der massive Unterbau neu beschafft werden, und noch waren die dazu nötigen Steine nicht zur Stelle. Der Sommer war ja auch nur noch kurz, und im Winter bei Schnee und Nässe kam das Wandern der Dünen so wie so zum Stillstand — bis zum nächsten Frühjahr ließ es sich schon noch aushalten, meinten sie. Dann freilich mußte eine Anzahl Häuser, auch Kirche und Schule, gerückt werden.

Im Pfarrgarten war nichts zu machen. Man erntete, was von den Beeten zu ernten war, und ließ im übrigen verwehen, was verwehen wollte — dem Flugsand tat ja auf die Dauer doch weder Zaun noch Hecke Abbruch. Auf dem Vorland nach dem Haff zu suchte sich nun die Gemeinde den Platz für die neuen Wohnstätten und Kirche und Schule aus, aber es gab ernste Gesichter dabei. Nur wenige Meter trennten dann noch die vordersten Häuser vom Haff; kaum blieb noch Weideplatz fürs Vieh und Raum zum Anlandziehen der Boote. Aber es half nichts, spätestens kommenden Frühling mußte der Umzug bewerkstelligt werden; Frau Margot schalt schon, daß es nicht bereits jetzt geschah. Denn überallhin fand der fliegende Sand der näherwandernden Düne nun schon seinen Weg — er legte sich auf Tische und Stühle, man schüttelte ihn morgens von den Betten, die man abends abgestäubt hatte; er drang in die Küche, rieselte in die Kochtöpfe, fiel auch auf die Teller, von denen man gerade essen wollte.

Und nun wußte Hannes, daß die alte Illute zu Unrecht gesagt hatte, man könne die Düne nicht wandern sehen. Sie rückte freilich nicht in ihrer ganzen Breite schritt-

Digitized by Google

weise vor, wie er geglaubt hatte, aber sie deckte sich ab als fliegender Sand — leise, leise, fast unmerklich, solange man nicht einen festen Punkt hatte, an dem man ihr Vorrücken verfolgen konnte. Nun aber, wo Hannes das wußte, gingen ihm die Augen auf über manches, was er bisher als selbstverständlich und ohne darüber nachzudenken hingenommen hatte: daß er als kleiner Junge eine Reihe Stufen zu der Kirchtür hatte emporsteigen müssen und es in jedem Jahre weniger geworden waren und man jetzt von ebener Erde aus hineingehen konnte — daß der Sandberg, der am Schulhaus unter dem einen Fenster lag, immer höher geworden war, so daß man jetzt auf der sanft ansteigenden Fläche bequem durch das Fenster in die Stube gelangte; er verstand, weshalb Fischer Perkuhn, dessen Haus zuhinterst am „Weißen Berge" lag, sich vor einiger Zeit eine neue Tür hatte brechen lassen auf der der Düne abgewendeten Seite, und wußte nun auch, weshalb der Kirchhof, auf dem seine Mutter lag, immer kleiner wurde. Wenn er auch gehört hatte: Die Wanderdüne verschüttet ihn, so hatte er sich doch bisher keine klare Vorstellung davon gemacht — jetzt packte ihn auf einmal die Angst, daß er im Sande begraben werden könnte, bis man nichts mehr davon sah, kein Kreuz, kein Grab, auch nicht das Grab seiner schönen, toten, jungen Mutter, von der sich die Leute im Dorf noch immer erzählten, wie sie so traurig drüben an der See am Strand gesessen und auf das Meer hinausgesehen hatte.

Er war lange nicht dort gewesen. Der Kirchhof lag eine Strecke vom Dorf entfernt am Hange einer der Wanderdünen hinter dem „Weißen Berg" — so wenigstens hatte Hannes ihn nur gekannt. Aber Illute konnte sich noch erinnern, daß er einst weit vor der Wanderdüne auf dem flachen Vorland, frei auf einem grünen Hügel gelegen, nicht allzufern von dem Dorf, wo es dazumal stand. Denn Illute war schon einmal mit dem Dorf vor der drohenden Düne weitergezogen, wie ihre Großmutter auch.

Von dem Augenblick an, in welchem Hannes der Gedanke an das Grab der Mutter kam, ließ er ihm keine Ruhe mehr. Und so machte er sich denn eines Tages auf und wanderte am Fuße der Düne dem Friedhof zu. Aber er erschrak, als er seiner ansichtig wurde. Wie klein der dunkle Fleck am Hange der weißen Wand geworden war! Oder war nur die Düne höher geworden, und täuschte ihn die Entfernung? Mühsam stapfte er vorwärts. War der Weg denn auch früher schon so sandig gewesen? Und hatte die Düne denn schon immer die grüne Kuppe, von der aus die Gräber haffwärts schauten, von allen Seiten umrieselt, daß sie sich inselgleich daraus emporhob? Er suchte sich dessen zu entsinnen und vermochte es doch nicht; er hatte bisher nie acht darauf gegeben.

Nun stand er oben auf dem grünen Fleck am weißen Dünenhang, und es war ihm, als ob er träume, so fremd und verändert sah ihn alles an. Wo war die lange Reihe Gräber, die sonst dort lag — auch hinter dem Grab seiner Mutter? Und daß er dieses nicht gleich herausfinden konnte! Er war freilich noch nie allein hier gewesen; aber das hohe schwarze Holzkreuz darauf hatte doch alle anderen überragt.

Scheu und langsam trat er näher. Da war das Grab des Fischers Dennukat, der im Januar bei der Winterfischerei ertrunken war, und dessen Leiche man dann, als das Eis aufging, gefunden hatte — zwei Reihen dahinter war seiner Mutter Grab gewesen. Und da war jetzt die weiße Wand.

Aber nein! Noch ragte etwas Dunkles daraus hervor, und wie er näher trat, erkannte er das obere Ende eines schwarzen Holzkreuzes, und er stand und sah darauf hin, und das Herz hämmerte bang und schwer in seiner Brust. Ja, das war das Kreuz seiner Mutter; unter der weißen rieselnden Decke dort lag sie begraben. Ihm aber war es plötzlich, als legte sich der schwere, schwere Sandhügel mit drückendem Gewicht auf seine Brust, daß er kaum atmen könne. Seit ihm sein Gärtchen begraben war und er keine Freude mehr für sich allein hatte, fühlte er sich oft so entsetzlich allein und verlassen; denn seinen Verkehr mit Ewe beobachtete die Pfarrerin nach wie vor mit argwöhnischen Augen. Nun aber war es ihm, als wäre er erst jetzt ganz verwaist und verstoßen, nun ihm auch das Grab seiner Mutter genommen war. Und ein trotziger Mut überkam ihn. Nein, alles wollte er sich nicht rauben lassen! Hatte er auch sein Gärtchen drangeben müssen, mußte er auch von Haus und Hof vor der wandernden Düne — seiner Mutter Grab sollte sie ihm nicht nehmen dürfen! Wenn er es nur erst wieder freigelegt hatte, würde

Digitized by Google

es ihm schon gelingen, es frisch und grün zu erhalten; er durfte sich nur nicht die Mühe verdrießen lassen, jeden Tag hier heraufzusteigen und etwa wieder daraufgeflogenen Sand herunterzufegen. Und das wollte er tun. Aber natürlich durfte er sich von seiner Absicht nichts merken lassen, selbst seinem Pflegevater gegenüber nicht; denn auch der hatte es ja nicht zugegeben, daß er seine armen verschütteten Blumen wieder ausschaufelte. War aber die erste schwere Arbeit getan, so würde sicher auch die strenge Tante Margot nichts dagegen haben, daß er täglich hierher kam, das Grab zu pflegen. Und darüber wurde ihm nun wieder fast froh zu Sinn.

Als er nach Hause zurückkehrte, kam ihm Ewe mit ängstlichem Gesicht entgegen. „Wo warst du nur so lange? Die Mutter ist schon ärgerlich, und wir haben schon zu Abend gegessen."

„Ich war an der Düne bei meiner Mutter Grab, Ewe," sagte er leise, „und es ist verschüttet — nur das Kreuz sieht man noch ein wenig."

Sie erschrak und sah ihn scheu an. „O du armer Hannes!"

„Still!" machte er geheimnisvoll. „Sag's keinem weiter — noch nicht. Morgen kannst du es ihnen meinetwegen sagen, und dann führe ich euch alle hin."

Sie verstand ihn nicht recht, versprach aber doch zu schweigen, ein wenig neugierig, weshalb er es so feierlich nahm. Und dann wunderte sie sich auch, daß er so ruhig war.

Den Rest des Abends saß Hannes eifrig über seinen Schularbeiten. Man sollte ihm nicht vorwerfen können, daß er seine nächste Pflicht versäumt über der neuen. Er zog sich auch aus und legte sich ganz wie sonst in seinem Kämmerlein zu Bett; denn Tante Margot pflegte stets noch einmal nachzusehen, ob auch alles bei ihm in Ordnung sei. Dann aber lauschte er mit klopfendem Herzen, bis auch die Erwachsenen zur Ruhe gingen.

Als endlich alles im Hause still geworden war, stand er auf, schlüpfte in seine Kleider und zwängte sich dann durch das enge Kammerfenster hinaus. Zu springen brauchte er nicht, denn schon reichte der Sandberg fast bis an die Scheiben.

Dann holte er aus der Holzkammer seinen Spaten und machte sich auf den Weg.

Die Nacht war hell, obgleich der junge Mond nur als schmale Sichel am Himmel stand — eine jener lichten kurzen Hochsommernächte des norddeutschen Flachlandes, in denen nur die hellsten Sterne noch durch das grauschimmernde Schwarz des nächtlichen Himmels funkeln. Ein leiser Windhauch kräuselte die Fläche des Haffs und sang in dem Schilf und den Binsen des Ufers, und von der helleren Flut zeichnete sich in der Ferne die Kette der Wanderdünen als sanft geschwungene dunklere Wellenlinie ab — nur in der Nähe hielten noch ihre weißen Kuppen fahl das letzte Licht des scheidenden Tages fest. Und eine große, ernste Ruhe lag über der schweigenden Landschaft — so hehr und feierlich, daß sie für den einsamen Knaben keine Schrecken hatte und er ohne Bangen und Zagen dahinschritt zu dem Werk, das er sich vorgenommen — fast mit derselben weihevollen Ruhe im Herzen. — —

„Weiß Gott, wo der Junge sich herumtreibt!" antwortete am nächsten Morgen die Pfarrerin ärgerlich auf die Frage ihres Mannes, der Hannes beim Frühstück vermißte. „Er war schon aufgestanden, als ich ihn wecken kam. Ist das jetzt eine Zucht! Gestern verspätete er sich zum Abendbrot, und heute wird er noch die erste Schulstunde versäumen!"

„Das ist noch nie vorgekommen," sagte der Pfarrer beunruhigt. „Ewe, hast du ihn nicht gesehen?"

„Nein, Vater," antwortete das Kind.

„Und er hat dir auch nicht gesagt, daß er heute etwas vorhätte?" forschte der Pfarrer weiter.

Ewe schüttelte den Kopf. „Nein, ich weiß von nichts." Doch dann wurde sie rot und verlegen und rückte unruhig auf ihrem Stuhl hin und her.

„Na, was ist denn? Heraus mit der Sprache!" drängte die Mutter. „Er hat es dir doch gesagt, was?"

„Nein," erwiderte Ewe, „gesagt hat er mir nichts. Aber — aber —" Und sie sprang so hastig auf, daß sie ihre Tasse beinahe umgestoßen hätte, und stürmte, ohne etwas Weiteres zu sagen, aus dem Zimmer.

„Da hört doch alles auf!" zürnte die Pfarrerin, eilte ihr nach und erreichte sie in der Holzkammer, wo Ewe ängstlich umhersuchte.

„Der Spaten!" jammerte sie. „Wo ist Hannes' Spaten?"

Digitized by Google

Die Pfarrerin sah unwillkürlich zuerst in die Ecke, wo sonst Hannes' Gartengeräte standen. Darin ließ sich gegen den Jungen nichts sagen, ordentlich war er und stellte jedes Ding an seinen bestimmten Platz. Aber der Spaten fand sich nicht. „Dummes Mädel, was liegt denn an dem Spaten!" herrschte sie Ewe an.

Da schrie Ewe laut: „Ich weiß jetzt, wo Hannes ist! Der Hannes hat den Spaten genommen und ist zum Kirchhof gegangen, das Grab seiner Mutter auszuschaufeln, und die Wanderdüne hat ihn verschüttet!" Und an allen Gliedern zitternd, stammelte sie hervor, was Hannes ihr am Abend so geheimnisvoll erzählt hatte.

Frau Margot war da die einzige, welche ihre Fassung behielt. Während dem Pfarrer vor Schreck die Knie brachen, daß er sich auf den Hackeblock setzen mußte, und die alte Illute jammernd die Hände rang, alarmierte sie, was von den Nachbarn noch zu Hause und nicht auf dem Fischfang war, und schickte sie mit Spaten und Schaufeln auf die Wanderdüne, und sie selber steckte ein Fläschchen Wachholderbranntwein zu sich, den sie eigenhändig gebraut, als Stärkung für das Kind, falls es noch lebe. Aber die Hoffnung schien allen gering.

Ewe war die erste, welche den Kirchhof erreichte. Die Pfarrerin hatte sie zurücklassen wollen; aber das aufgeregte Kind war nicht zu halten gewesen, hatte sich losgerissen und lief nun schnellfüßig vor den auch jetzt in dieser Not noch bedächtig einherstapfenden Fischern her. Und als die Männer den Hang erreichten, kauerte Ewe über dem verschütteten Grab, wo der Kopf des Hannes auf dem Sande lag, und streichelte sein stilles Gesicht, während ihr die Tränen in großen Tropfen über die Backen flossen.

Man sah deutlich, wie das Unglück geschehen war: durch das Graben war weiter oben die Düne ins Rutschen gekommen und der Sand einer Lawine gleich auf den Knaben herniedergegangen, der nicht mehr Zeit gefunden hatte, sich in Sicherheit zu bringen. Nur halb hatte er sich freimachen können aus dem rinnenden Geriesel; vornübergestürzt lag er bewußtlos über dem zerbrochenen Kreuz der toten Mutter auf dem nun für immer verwehten Grab.

Vorsichtig faßten die Männer den Knaben und zogen ihn vor — nun war keine Gefahr mehr; denn was an dieser Stelle gleiten konnte, war ja bereits mit der Sandlawine niedergegangen. Frau Margot kniete neben ihn hin und mühte sich um ihn: in der Ölkappe eines der Fischer brachte Ewe vom Haff herauf Wasser für den Ohnmächtigen und half der Mutter, so gut sie's verstand, und endlich zuckten die Augen des Knaben in erwachendem Bewußtsein.

„Hannes, hörst du mich?" fragte Frau Margot. Seine Augen irrten leer über sie hin, und die Pfarrerin kam ein Grauen an; angstvoll beugte sie sich über ihn. „Hannes, ich bin es — erkennst du mich nicht?"

„Tut es dir weh?" fragte der Pfarrer.

Hannes' Lippen bewegten sich. „Alles Feuer und Glut," sagte er langsam.

„Wo tut es dir weh?" wiederholte nun die Pfarrerin, und das Erbarmen des Weibes, das ein hilfloses Kind leiden sieht, stand in ihren Augen.

„Himmel und Haff voll Licht und Feuer — und die Dünen auch! O, wie schön!" flüsterte er traumverloren.

„Sah er noch den Sonnenaufgang?" fragte der Pfarrer ergriffen.

„Ist er jetzt ganz verstört?" stammelte die Pfarrerin.

„Hannes! Lieber, lieber Hannes!" schluchzte Ewe an seiner Seite.

Da zuckte es in seinem Gesicht, und seine Züge nahmen den Ausdruck angestrengten Lauschens an, als horche er auf einen Ton aus weiter Ferne oder sänne einer Erinnerung nach. „Das ist — Ewe —"

„Ja, Hannes, das ist Ewe!" jauchzte die Pfarrerin. „O, Gott sei Dank — er kennt uns wieder!"

„Das — wußte ich — daß Ewe — kommen würde — und mich holen," sagte er abgebrochen. „Und — Mutter —"

„Sprich nicht so viel," mahnte die Pfarrerin. „Sei ganz still. Ja, Ewe ist da — und ich auch."

„Mutter —" wiederholte er leise und lächelte.

Eine tiefe Rührung faßte sie. „Ja, deine Mutter," sagte sie weich und neigte sich wieder über ihn.

Da aber kam ein starrer Blick in seine Augen; das Lächeln verschwand von seinem Gesicht. „Du bist — Tante Margot!" keuchte er. „O du — du — Geh weg!" schrie er auf und suchte sich mit seinen schwa-

Digitized by Google

chen Kräften zu sträuben, und ein so wilder Ausdruck von Entsetzen und Abneigung verzerrte dabei sein Gesicht, daß Frau Margot davor bis ins Innerste ihres Herzens erschrak.

„Komm, Hannes," sagte da der Pfarrer mild und nahm den Liegenden in seine Arme, „Ewe und ich bringen dich heim, und dann wird alles gut, mein armer Knabe."

Und wie er, als der Knabe still den Kopf an seine Brust lehnte, das blasse Gesicht seiner Frau streifte und die Erschütterung darin las und die bange Frage, die sich in ihr regte, da fing in seinem Herzen leise die Hoffnung an zu singen, daß die Düne, die dem Hannes ein Grab begraben, ihm dafür eine Mutter gegeben habe.

* * *

Auf dem blauen, leicht bewegten Haff glitt eins der Bedrittener Fischerboote nach der Festlandsküste herüber. Mit leisem Knattern blähte sich das rote Segel im Winde, vom Mast, der nach landesüblicher Sitte eine Reihe roh geschnitzter Figuren aller Art: ein Haus, eine Blume, ein Kreuz, einen Vogel, trug, wehte lustig der Wimpel, kreischend schossen silbern glänzende Möwen durch die Luft, und das alles gab zusammen mit den wetterfesten Gestalten der beiden Fischer in ihrem malerischen Ölzeug ein gar reizvolles Bild ab für den sinnenden Knaben, der bequem ausgestreckt auf dem Boden des Kahnes lag. Mit wohligem Behagen atmete er in vollen Zügen die klare Herbstluft ein, und der ruhige, friedliche Ausdruck seines Gesichtes entlockte dem Pfarrer, der neben ihm saß, einen Seufzer der Befriedigung. Wie dem Hannes die Fahrt zu gefallen schien! Es war doch gut, daß er ihn mitgenommen hatte und Hannes dadurch etwas herauskam und andere Eindrücke empfing; die seelische Erholung tat ihm ja mehr not als die körperliche. Denn wunderbarerweise war er ganz unverletzt aus seinem Sandgrab hervorgegangen. Aber der alte war er doch nicht mehr; vor allem ließ sein Verhältnis zu seiner Pflegemutter viel zu wünschen übrig. Nicht, daß er nun, wo er wieder ganz Herr seiner Worte war, sich ihr gegenüber wieder hätte gehen lassen; aber es war doch unverkennbar, daß seine Abneigung gegen sie tiefer wurzelte, als einer der Hausgenossen je geahnt. War's, daß das Kind sich auch Mutterliebe gesehnt und immer zurückgestoßen worden war, ihm sogar das Spiel mit der Pflegeschwester verkümmert worden, und es in seiner Todesangst dort an der Düne in ihm aufgeschrien: „Du allein brachtest mich in diese Not — die Liebe, die ich bei der Lebenden nicht fand, die suchte ich nun bei der Toten —?" Hannes selber hätte es nicht sagen können. Von dem, was ihm an der Düne geschehen, wußte er nicht mehr viel: daß er gegraben und gegraben und das Grab auch wirklich schon ein Stück freigelegt hatte, als drüben hinter den Bäumen auf dem Festland die Sonne so wunderbar schön aufgegangen war — und daß es ihn dann plötzlich niedergeworfen im stürzenden Sand. Ob er Angst gehabt oder Schmerzen, und was er gedacht in diesen schrecklichen Augenblicken, das aber wußte er jetzt nicht mehr, das war ausgewischt aus seinem Gedächtnis. Hätten es ihm die anderen nicht erzählt, daß er bei seinem Erwachen davon gesprochen, so würde er auch nicht mehr gewußt haben, daß er auf Ewe gehofft hatte und auf seine tote Mutter.

Heute wollte der Pfarrer nach dem Festland fahren, dort wie alle Nehrunger seine Einkäufe für den Winter zu machen: Mehl, Kartoffeln, auch Brennholz, denn für den langen Winter reichte das Holz nicht aus, das See und Nehrung ihnen boten. Noch nie hatte er bei diesen jährlichen Fahrten eins der Kinder mitgenommen; sie waren bisher ja auch noch so klein gewesen. Nun aber freute er sich, daß er diesmal den Hannes mithatte. Der war fügsam und geduldig mit ihm gekommen, wie er alles tat, was man von ihm verlangte; aber Freude hatte er nicht darüber empfunden. Die meldete sich erst jetzt, wenn auch nur scheu und heimlich, als klopfe sie zu Unrecht an das ungewohnte Quartier.

„Wir sind jetzt bald da, Hannes," sagte der Pfarrer nun. „Wenn du aufstehst, kannst du die Einfahrt schon sehen."

Hannes erhob sich sofort, und der Pfarrer legte den Arm um ihn, und Hannes fühlte, daß er es nicht nur tat, um ihn zu halten, weil das Boot jetzt bei einer Wendung des Segels mehr zu schwanken begann — und es war ihm sehr wohl zumute.

„Siehst du, das ist der Strom, in den wir hineinfahren müssen; dort hinten erblickt man schon die Häuser des Dorfes."

Digitized by Google

„Wie viele Bäume da stehen!“ sagte Hannes bewundernd. „So dicht — man sieht gar nicht hindurch.“

„Das ist der Wald,“ erklärte der Pfarrer. „Dadrin stehen so viele Bäume, daß man stundenlang gehen muß, ehe man an sein Ende kommt,“ und bei sich dachte er betroffen, wie seltsam es doch wäre, daß der Knabe acht Jahre alt geworden sei, ohne trotz Pfarrer und Lehrer eine rechte Vorstellung davon zu haben, wie ein Wald aussähe.

„Gehen wir nachher in den Wald?“ fragte Hannes gespannt. „O, wie grün das ist — alles grün — gar kein Sand —“

Auf mächtigem Strom, den breite Kampen von Rohr und Binsen einfaßten, und auf dessen stiller Flut die breiten Blätter der Wasserrosen schwammen, glitten sie zwischen saftgrünen Wiesen dem Dorfe und dem Walde zu. Im „Kruge“ des Ortes stärkten sie sich nach der langen Fahrt, obgleich Hannes kaum Ruhe dazu hatte vor verhaltener Aufregung, und nachdem der Pfarrer mit dem Krüger das Wirtschaftliche besprochen, gingen sie in den Wald — einen hochstämmigen Erlenwald mit jungem Unterholz auf sumpfigem Boden, das zusammen mit den Ranken des wilden Hopfens, hohen Lilien, Farnkräutern und Brennesseln eine fast unwegsame Wildnis bot, sobald man nur von dem Damm, der als Weg durch den Sumpfwald führte, abwich. Pfarrer Enskat hatte schon schönere Wälder gesehen; aber Hannes sah aus glänzenden Augen um sich und meinte, nie einen schöneren Tag erlebt zu haben als heute, wo er Stunde auf Stunde im Grünen ging und der Wald über seinem Haupte rauschte.

„Willst du noch hierbleiben?“ fragte der Pfarrer, als er sich am Nachmittage zur Heimkehr rüstete. „Der Krüger hat noch nicht alle Vorräte beisammen, die ich brauche; wenn er mir dann den Rest herüberschiffen läßt, hast du wieder Fahrgelegenheit. Willst du noch solange hier bei Wald und Grün bleiben?“

Hannes war selig und doch auch traurig, daß er sich die Zeit des Zusammenseins mit seinem guten Pflegevater verkürzen sollte; es war immer so schön, wenn sie beide allein waren. Aber sonst lockte Hannes nichts nach der Heimat zurück, wie er meinte; denn unter Tante Margots beobachtenden Augen wagte der Pfarrer doch nur verstohlen so traulich mit ihm umzugehen, und von Ewe hatte er auch nichts, so wie die Tante nun einmal war.

Hannes blieb also bei dem Krüger und lag auf der Wiese im Gras, oder er fuhr auf kleinem Nachen in einen der vielen Wasserläufe, welche den Wald durchschnitten, zog dort die Ruder ein und sah träumerisch zu, wie die Wipfel der Bäume sich im Winde über ihm wiegten. Vier Tage trieb er's so, ließ seine Augen sich satt trinken an dem Grün um sich her und wußte, es war schön, und er würde sein Leben lang froh sein, daß er diese Tage hatte genießen dürfen — und doch fuhr er in der Nacht zitternd vor Freude auf, weil es ihm war, als wäre er wieder daheim auf der Nehrung und das Branden der See rausche an sein Ohr. Aber es war nur der Wind, der in dem nahen Erlenwald brauste.

Am nächsten Morgen fragte er den Krüger, ob denn die Waren noch nicht daseien. Und dann stand er am Ufer das Haffs und sah hinüber über die spiegelnde Flut, wo weit, weit drüben in der Ferne die schimmernde Kette der Wanderdünen auf den Wassern schwamm.

* * *

Es ward dieses Jahr ein langer Winter; aber er verging der kleinen Familie im Pfarrhause behaglicher als sonst. Früher hatte das notgedrungene Zusammenleben in den engen Stuben besonders für Hannes viele Bitterkeiten mit sich gebracht durch das Bemühen seiner Pflegemutter, die Kinder trotz der räumlichen Beschränktheit möglichst auseinanderzuhalten; jetzt merkte man nichts mehr davon. Sie fing an einzusehen, daß es mit ihre Schuld war, wenn der Knabe so unkindlich ernst geworden war; denn jetzt, wo sie ihn ganz nach Gefallen mit Ewe umgehen ließ, fand sie, daß er ganz vergnügt und harmlos spielen und sprechen konnte, wenn er sich von ihr unbeobachtet glaubte. Ruhig und schweigsam blieb er freilich trotzdem und anders wie andere Kinder; aber es war darin nichts, was ihr bange machte; eher hatte er etwas über seine Jahre Verständiges.

Als der Frühling kam und die Schiffahrt wieder eröffnet ward, begann das Dorf sich für den Umzug zu rüsten: der Baugrund wurde abgesteckt, der Raum für die Gemüse-

Digitized by Google

beete abgegrenzt und hergerichtet und eine ganze Schiffsladung von Ziegelsteinen aus Memel herbeigeschafft. Und dann fingen sie an, die hintersten Häuser des Dorfes und Schule und Kirche und Pfarrhaus abzubrechen. Sie hatten es gewußt und kannten es von ihren Großeltern her nicht anders; aber dennoch kam es sie hart an, und es erhoben sich auch Stimmen, ob man nicht doch noch ein Jahr warten solle — im Winter, wo der Flugsand ruhte, hatten sie beinahe wieder vergessen, wie fast unerträglich ihnen zuletzt im Sommer das Wohnen in den versandenden Räumen geworden war. Und noch schlimmer war es fast, daß sie ihr Stückchen Gemüseland preisgeben mußten, auf das sie seit Jahren so viel Mühe verwendet hatten. Aber wozu sollten sie es jetzt im Frühling bestellen, wo sie wußten, im Laufe des Sommers verschütte ihnen der „Weiße Berg" die Saat und betrüge sie um den kärglichen Lohn ihrer Arbeit?

An der dem Haff zunächst gelegenen Seite ihres neuen Feldstückes hatte Frau Margot einen nicht gar zu kleinen Raum abgesteckt und mit frischer, guter Erde bedeckt; dorthin führte sie den Hannes, als sie den Garten bestellte. „Da, Hannes, das soll dein Gärtchen werden — ist das nicht ein guter Platz?"

Er stand und sagte nichts.

Und sie fuhr freundlich fort: „Da magst du ruhig pflanzen, was du willst; da kommt die Düne noch lange nicht hin."

Nun sprach er, langsam, nachdenklich: „Aber einmal kommt sie doch."

„Erst in Jahren — in Jahrzehnten vielleicht, Hannes. Nicht jeden Sommer wandert der ‚Weiße Berg' so schnell wie in dem vergangenen," tröstete sie. „Bis dahin kannst du schon viel Freude daran gehabt haben."

Aber er schüttelte den Kopf. „Ich werde keine Freude mehr daran haben, und ich mag keinen neuen Garten."

In früheren Zeiten würde sie ihn für diese Antwort ohne weiteres gepackt und ihm für seinen „Trotz" und „Eigensinn" eins versetzt haben; jetzt verstand sie sein grübelndes Wesen besser, und daß mehr Kümmernis und Mutlosigkeit ihn zu seiner Ablehnung veranlaßten. Aber um ganz sicher zu gehen, fragte sie, doch gütig: „Hannes — ist das nicht trotzig?"

„Nein," sagte er und schwieg eine Weile und dachte nach und verstand, daß sie ihm Gutes hatte tun wollen, machte den Mund wieder auf und schluckte ein wenig und sagte es dann doch: „Nein, wirklich nicht, Mutter."

Es war das erstemal, daß er sie so nannte, und es durchfuhr sie freudig; aber sie tat, als habe sie nichts gemerkt; denn kaum hatte er's gesagt, so stand er da wie mit Blut übergossen, als schäme er sich.

„Vielleicht überlegst du's dir noch," sagte sie daher hastig, nur weil ihr nichts Besseres einfiel und sie ihm und sich über die süße Verlegenheit hinweghelfen wollte. „Dies Fleckchen hier soll dir aufgehoben werden."

„Ich dank' auch schön," sagte er, ohne sie dabei anzusehen.

Sie standen noch eine Weile still nebeneinander; dann ging sie, und Ewe kam zu ihm herangesprungen und bettelte und bat, er solle doch wieder solch schönes Gärtchen bauen; sie wolle ihm auch dabei helfen. Der „Weiße Berg" käme ja noch lange nicht. Da gab er schließlich nach, ihr zu Gefallen; aber rechte Freude hatte er nicht daran. —

Wenige Tage, nachdem das Versetzen der Häuser beendet war, stieg das Wasser des Haffs in bedrohlicher Weise. Man hatte es kommen sehen: wenn tagelang starker Sturm von der See her über das Haff hinbrauste und seine Wasser nach dem Festland herüberpreßte, pflegte drüben in der Niederung Überschwemmung einzutreten und umgekehrt bei andauerndem Sturm vom Festland her an der Nehrung das Wasser zu steigen. Da wurden die mächtigen Fischerkähne eilends auf den Strand heraufgeschoben und die Netze gesichert — das war alles, was sie tun konnten. Aber in der Nacht weckte die Kinder Zetern und Geschrei: die Hochflut war höher gekommen, als sie gedacht, und hatte mehrere der Kähne mitgeführt, zugleich aber auch ein Stück des Ufers fortgerissen, gerade an dem dort eben errichteten Hause des Fischers Perkuhn — der hatte es sich, um von der Düne möglichst lange unbelästigt zu bleiben, nun hübsch dicht ans Haff gerückt, und da war es dem Einsturz nahe.

Es war nichts zu machen, als in aller Eile zu bergen, was zu bergen war, und dann abzuwarten, daß das Hochwasser sich verliefe. War das geschehen, mußte das Haus wieder zurückgerückt werden.

„Aber wenn dann wieder die Düne kommt?" fragte Ewe zaghaft die alte Illute, die zu den aufgeregten Kindern hineingeschickt wor-

Digitized by Google

den war, als die Eltern sich nach der Unglücksstelle begaben.

„Ja, dann müssen wir eben fort," antwortete Illute.

„Aber wir können doch nicht mehr — da ist doch schon das Haff!" rief das Kind ängstlich.

„Dann müssen wir eben ganz fort," sagte Illute.

Ewe starrte sie entsetzt an. „Fort, Illute? Aber wohin denn?"

„Das weiß Gott," antwortete Illute. „Wo noch Platz ist zwischen Dünen und Haff."

Ewe schwieg bedenklich.

Hannes aber sagte ernsthaft: „Warum gehen wir nicht hinter den ‚Weißen Berg' auf die Palwe und bauen uns nach der See zu an?"

„Und was soll dann aus unseren Schiffen werden, du Überkluger?" fragte Illute dagegen. „Wir müssen doch am Haff bleiben; auf die See können wir mit unseren seeuntüchtigen Kähnen nicht so weit hinaus zum Fischen; das kostete uns wohl bald alle unsere Männer. Ich denke, wie böse die See ist, das hast auch du schon erfahren —" Und als sei er noch ein kleines Kind, so setzte sie sich zu ihm ans Bett und sang:

„Schlaf, du armer Knabe, schlafe!
Nimmer ruft dich deine Mutter —
Deine Mutter ruht im Sande.
Wähnst du auch, daß sie dich riefe,
War's die Möwe nur, die weiße:
Die schrie laut im Winde.

Schlaf, du armer Knabe, schlafe!
Weh, dein Vater ist ertrunken,
Liegt auf tiefem Meeresgrunde,
Wo der Sand sein Antlitz naget,
Wellen seine Haare waschen —
Schlaf, du armer Knabe, schlafe!"

Aber er schlief nicht.

* * *

Am nächsten Morgen stieg er auf die Düne neben dem „Weißen Berg" herauf und sah auf diesen herüber, wie er sich drohend hinter dem Dörfchen in den blauen Himmel hineinwölbte, und sah herunter, wo sich auf dem schmalen Vorland zwischen Dünen und Haff die armseligen Häuschen seines Heimatdörfchens, eng aneinandergerückt, vor der immer näher wandernden Düne gleichsam angstvoll zu ducken schienen. Glitzernd lag das Haff zu seinen Füßen; die Hochflut hatte sich ebenso schnell, wie sie gekommen war, wieder verlaufen, der Sturm sich gewendet und nun, von der See her über die Nehrung brausend, die Wasser fortgedrängt — die Gefahr war für diesmal vorüber. Aber deutlich erkannte er auch von seiner luftigen Höhe aus das Haus des Fischers Perkuhn, dessen Vorderseite nun vom Ufer des Haffes ins Leere hineinragte, und darauf wanderte sein Blick an der Dünenkette hin, weiter und weiter, und nirgends fand er mehr ein Stück Vorland, das breit genug gewesen wäre, das Dorf aufzunehmen, wenn die Düne es auch von dieser neuen Zufluchtsstätte verdrängte.

Und dann lag er ganz still, auf den Arm gestützt; nur sein Atem ging laut; denn der Sturm blies ihm entgegen, als wolle er ihn von der Kuppe der Düne herunterschleudern. Aber er wich und wankte nicht, und ob seine Brust auch keuchend rang, seine Augen brannten und die Sandkörner sein Gesicht zerpeitschten — er kehrte sich nicht ab und sah auf den „Weißen Berg" herüber, von dem von Zeit zu Zeit der Sturm in wilden, wütenden Stößen den fliegenden Sand wie eine Staubwolke herniederjagte, so daß die Häuser des Dörfchens sekundenlang wie in einem Nebelschleier dahinter verschwanden. —

So lag er lange.

Aber dann stieg es auf einmal siedend heiß in ihm auf, und ehe er wußte, was ihm war, und er sich dagegen hatte wehren können, hatte es ihn schon niedergeworfen, und sein junger Körper bebte und wand sich in leidenschaftlichem Schluchzen — das Weh um die Heimat, die er sterben sah und doch nicht sterben lassen wollte, erschütterte ihn.

* * *

„Vater!"

„Ja, Hannes?"

„Vater, bist du schon einmal auf der Nehrung wo anders gewesen als nur in Bedritten?"

„Natürlich, Kind. Ich bin ja nun schon so lange hier."

„Und ist es da überall so wie bei uns?"

Der Pfarrer wiegte nachdenklich den Kopf hin und her. „Ja, wie soll ich sagen? Viel anders ist es nicht. Am Haff die Dörfer, dann die Wanderdünen und nach der

Digitized by Google

See zu die begraste Palwe. Aber im Süden, da wo die Nehrung sich vom Festland abzweigt, sind keine Wanderdünen mehr, da ist Wald."

Es ging dem Hannes ordentlich mit einem Ruck durch den Körper. „Wald?! Richtiger grüner Wald wie drüben in der Niederung?"

„Nein, so natürlich nicht. Dazu ist es zu sandig hier und zu windig."

„Ich möcht' mal hin, Vater," sagte der Knabe nachdenklich.

„Was hast du davon," antwortete der Pfarrer ablehnend. „Das da ist kein schöner Wald — die Bäume sind kaum höher oder besser gewachsen, wie sie hier hin und wieder auf der Palwe stehen, stehen auch wenig dicht, und es sind meist armselige Kiefern."

Hannes schwieg eine Weile. „Vater, sind die Wanderdünen schon immer dagewesen?"

Der Pfarrer bedachte sich. „Das weiß ich nicht so recht, Kind. Ich habe mal sagen hören, daß früher lauter Wald hier war; der wäre aber im Schwedenkriege niedergeschlagen worden, und dann wieder, als die Russen kamen und noch in der Franzosenzeit, und darüber wäre der Sand ins Treiben gekommen."

„Und dadurch sind die hohen, hohen Dünen gekommen?" fragte Hannes.

„Aber ja," antwortete der Pfarrer, ein wenig verlegen, daß er in Palästina und bei den alten Israeliten besser Bescheid wußte als auf der Nehrung.

Und Hannes merkte, daß er unsicher war, und fragte nicht weiter. Aber die alte Illute nahm er sich vor. „Illute, sind die Wanderdünen schon immer dagewesen? Schon solange du denken kannst? Auch als deine Großeltern noch jung waren und deine Urgroßeltern?"

„Je, Anskis, was du immer zu fragen hast," staunte die Alte. „Natürlich sind sie schon dagewesen. Wo sollen sie denn auf einmal hergekommen sein?"

Ja, das wußte Hannes freilich selber nicht. Aber daß die Dünen nicht erst in der Franzosenzeit gekommen waren, das war ihm nun klar; auch mit den Russen konnte die Rechnung nicht mehr stimmen. Es blieben also nur die Schweden.

Aber wenn Wald dagewesen und abgeholzt worden war, dann mußte man doch noch die Stümpfe finden, falls es wirklich so große Waldungen gegeben hatte, wie der Vater meinte. Den ganzen Winter ließ ihn der Gedanke an den verschwundenen Wald nicht los, und der Wunsch, die Stelle wieder aufzufinden, an der er gestanden, erfüllte ihn mit wachsender Unrast.

Zum Frühjahr hin kam eine böse Zeit. Durch die neuen Baustellen und Feldanlagen war dem Vieh das Weideland beeinträchtigt worden, der an und für sich schon spärliche Heuertrag noch geringer ausgefallen; aber der Hausbau hatte den armen Fischern zu viel gekostet — weniger an barem Gelde als durch die dadurch verlorene Zeit, in der sie nicht ihrem Verdienst nachgehen konnten —, als daß sie sich drüben in der Niederung den nötigen Bedarf auf Vorrat hätten kaufen können. Sie hatten's immer wieder aufgeschoben, wollten herüberfahren, wenn das Eis das Haff in Fesseln geschlagen und eine bequeme Verbindung mit der Niederung hergestellt hatte — da ließ sich auch schon eher übersehen, wieviel oder wie wenig man brauchte, und man gab nicht unnötig Geld aus. Und nun wollte das Eis in diesem Winter nicht stark genug werden, um Lastschlitten und Pferde zu tragen: der Heuvorrat war aufgezehrt und konnte nicht ergänzt werden; das Vieh brüllte in den Ställen vor Hunger; es mußte geschlachtet werden, oder sie fütterten es notdürftig mit dem Schilf ihres Daches durch. Aber manches Stück ging auch ein bei dieser ungewohnten Kost.

Doch die armen Fischer, die auf den Frühling hofften, der ihnen mit der Schiffahrt die Rettung für ihr Vieh bringen sollte, konnten ihn in diesem Jahre kaum sehnsüchtiger erwarten als der Hannes. Dem zuckte die Wanderlust in allen Gliedern — den Wald wollte er finden, und sollte er auch den ganzen Sommer über alle seine freie Zeit mit Suchen verbringen.

Sobald der Schnee weggetaut war und die graue Palwe darunter zum Vorschein kam, fing er an und streifte kreuz und quer zwischen den Vordünen an der See und den Wanderdünen am Haff einher, fand wohl auch gelegentlich hier und da in Gras oder Buschwerk einen abgehauenen Stumpf, aber doch nichts, was auf einen ganzen niedergeschlagenen Wald deutete. Und über seinem Suchen färbte sich das graue erstorbene Winterkleid der Palwe grün, und Vergißmein-

Digitized by Google

nicht und Federnelken sproßten auf und verblühten wieder, und das Gras wurde fahl und braun unter der sengenden Sommersonne.

Er sprach mit keinem Menschen, auch nicht mit Ewe, davon, die doch sonst in allen anderen Dingen seine Vertraute war; sein Treiben kam ihm selber mitunter töricht vor. Im Frühling, solange noch die großen Krähenschwärme über die Nehrung kamen und der Krähenfang betrieben wurde, gab ihm dies einen guten Vorwand, stundenlang von Haus fortzubleiben. Da begleitete er Endrus, den Knecht, auf die Dünen zu der Krähenhütte und ging nach dem ersten Fang seiner eigenen Wege. Solange er noch nicht ganz genau begriffen hatte, wie der Fang betrieben wurde, hatte er sich freilich nicht entfernt; das war nun einmal so seine Art. Jetzt aber wußte er's ganz genau: der Krähenfänger versteckte sich in der aus Reisig errichteten Hütte, von wo aus er durch einen Ruck an einer Schnur das in einiger Entfernung aufgestellte Klappnetz zum Zuschlagen brachte, sobald sich genug Krähen bei der Lockspeise: Fischen, eingefunden hatten. Zwei Krähen pflegte er nach dem ersten Fang am Leben zu lassen, um sie dann als Lockvögel anzubinden — die Krähen gingen doch leichter an den Köder, wenn sie schon Artgenossen dabei sahen. Die übrigen gefangenen Vögel tötete er ohne weiteres durch einen kräftigen Biß ins Genick. Die Federn wurden zum Stopfen der Betten verwendet, die Tiere selber verspeist. Von den Krähen, die im Herbst bei ihrem Zuge über die Nehrung gefangen wurden, wurde ein Teil als Kost für den Winter eingesalzen.

Den Schwedenwald fand Hannes also nicht, aber etwas anderes, als er an einem Spätsommerabend am Fuße der Wanderdünen auf der Palwenseite entlang ging: er glaubte, ein hellgrüner Käfer säße dort auf dem Sande, bückte sich danach und zog aus der Düne einen Ring hervor und mit dem Ringe zugleich etwas wie ein weißes zermürbtes Stückchen Holz.

Ganz verblüfft sah er auf seinen Fund. Wer mochte den wohl verloren haben? Die Fischer von der Nehrung trugen solche Ringe nicht, und er mußte auch schon lange hier gelegen haben; er war ja schon ganz grün; man konnte gar nicht erkennen, aus was für Metall er war.

Nachdenklich kam Hannes nach Hause und zeigte den Ring seinem Pflegevater. Der gute Pfarrer wurde ganz aufgeregt. „Wo hast du ihn gefunden?"

Hannes sagte es ihm. „Er stak an diesem Stückchen Holz," und er wies es vor.

„Das ist kein Holz," sagte Enskat eifrig. „Das ist ein Knochen, ein Menschenknochen, Hannes, und der Ring, den du gefunden hast, ist schon viele Hunderte von Jahren alt, vielleicht auch Jahrtausende; denn er ist aus Bronze, aus einer Zeit, wo die Menschen hier noch kein Eisen kannten. Ich will ihn mitnehmen, wenn ich einmal nach Königsberg fahre, und ihn einem der gelehrten Professoren dort zeigen."

Am nächsten Tage gingen sie selbander an die Stelle wie Schatzgräber, mit Spaten und Hacke bewaffnet und ohne jemand von ihrem Vorhaben etwas zu verraten. Ein paar Knochen, Reste von Scherben mit Zickzackverzierungen und mehrere große durchlöcherte Stücke Bernstein, anscheinend von einer Halskette, waren alles, was sie nach eifrigstem Suchen an dieser und benachbarten Stellen zutage förderten. Aber trotzdem waren sie sehr befriedigt und zogen stolz mit ihren Schätzen ab, die dann der Pfarrerin und Ewe gezeigt wurden. Doch nach Königsberg kam der Pfarrer nicht, und da er seinen kostbaren Fund nicht durch fremde Hände hinbringen lassen wollte, blieben die Sachen, wo sie waren und der Stolz ihrer Finder.

Und so kam eins zum anderen, um die wandernden Dünen in den Augen des empfänglichen Knaben immer von neuem mit dem Schimmer des Geheimnisvollen, Rätselhaften zu umgeben und seine Gedanken zu beschäftigen; denn nur langsam vermochte er die neuen Eindrücke zu verarbeiten.

Daher kam es ihm auch erst nach Tagen zum Bewußtsein, daß ihm während des Grabens noch etwas anderes aufgefallen war. Diesmal aber ging er allein. Er war seiner Sache doch nicht sicher genug.

Ja, es war Holz, was sie zugleich mit ihrem Fund aufgedeckt hatten, zermürbt zwar und zerrieben, aber doch unverkennbar Reste von Holz. Hatte die Leiche, die einst hier beerdigt worden war, verbrannt werden sollen? Oder hatten Menschen hier gewohnt — und er entdeckte die Spuren ihres Lagerfeuers?

Seltsam nur, daß das Holz nicht verkohlt war.

Digitized by Google

Mit aufmerksamem Blick musterte er die Düne und sah betroffen, daß der Wind auch an anderen Stellen begonnen hatte, etwas Bräunliches aufzudecken, von der Farbe des Holzes, das er gefunden — in ganzen Streifen und Linien zog es sich unter der Oberfläche der Düne hin. Vorsichtig schaufelte er an verschiedenen solcher Stellen mit den Händen den Sand fort und traf überall auf zermürbtes Holz. Über der Arbeit aber fing sein Herz an zu schlagen — waren das die Reste des Schwedenwaldes, und hatte er ihn nur deshalb so lange vergebens gesucht, weil ihn unterdessen die Wanderdüne verschüttet hatte? Aber wie hoch hinauf sich noch die Holzreste fanden — immer höher stieg er dem bräunlichen Streifen nach und traf immer wieder dasselbe Holz. Das konnten nicht nur Stümpfe sein. Jetzt grub er schon eine ganze Strecke weit auf und stieß immer wieder auf Rinde. Es wurde ihm ganz heiß. Wahrhaftig, wenn er so das Ganze überblickte, sah es ja fast so aus wie ein Baumstamm.

Hastig entfernte er nun auch von den Seiten den Sand, und immer runder wölbte sich ihm die braune Holzmasse entgegen, immer deutlicher erkannte er, daß er sich nicht geirrt: ein Baumstamm war es, mit schuppiger Rinde, rötlich wie der Stamm einer Kiefer.

Das gibt prächtiges Brennholz, dachte der Nehrungsbewohner unwillkürlich und stieß herzhaft mit dem Stiefel gegen seinen Fund. Da aber erschrak er gewaltig; denn wie in einem Märchen Gold in welke Blätter, so verwandelte sich unter seinem Fußtritt plötzlich der anscheinend feste Stamm in morschen Zunder, der wie Staub auseinanderfiel.

Und dann — er wußte selber nicht, wie er darauf kam — mußte er denken: die Menschen, die dort unten vor Jahrtausenden wohnten, und der Wald hier oben, den die Düne verschüttete — waren die zu gleicher Zeit? Es nahm ihm fast den Atem, das zu denken, und daß er hier über Jahrtausende altem Walde stand — die Schauer der Ewigkeit wehten ihn an und der Nichtigkeit alles Irdischen. Und was für Fragen sich ihm nun aufdrängten — Fragen, auf die ihm niemand würde Antwort geben können!

Denn wenn es so war, warum war dann die Düne in solch langer Zeit nicht schon längst über die Nehrung hinweg ins Haff gewandert? Sie mußte wieder zum Stillstand gekommen sein.

Wie hoch hinauf sich die bräunlichen Streifen noch zogen! Fast an die Kuppe der Düne sah er sie noch aus dem Sand hervortreten, höher, viel höher als Bäume wachsen konnten. Waren zwei Wälder hier gewesen oder gar drei, die nun übereinander verschüttet lagen? Und wenn es so war, woher kam all der Sand? Ja, woher kamen die Dünen überhaupt? Mehrere Häuser hoch wölbten sie sich empor, und das in einer Breite von vielen, vielen Metern — und Meilen lang, Kuppe an Kuppe bis in unabsehbare Ferne. Hatte sich die Erde plötzlich geöffnet und diese furchtbare Masse Sand ausgeworfen, wie die feuerspeienden Berge Lava und Asche?

Vergebens sann er darüber nach; er wußte das Rätsel nicht zu lösen — es würde ihm wohl immer ein Rätsel bleiben ebenso wie das, woher es kam, daß die Wanderdüne auf dem Bedrittener Haken so oft als Wolke über dem Horizont schwebte.

(Schluß folgt.)

Die tote Mutter

Mütterlein, du hast dich ganz
In die Erde nun verloren.
Wenn dich meine Liebe ruft,
Wo sind deine feinen Ohren?

Ach, was ist dir nun dein Kind,
Seine Freuden, seine Klagen!
Oder lockerst du den Grund,
Weicher seinen Fuß zu tragen?

Oder schweifst mit Zärtlichkeit
Durch die Wurzelgärtlein unten:
Keimt, ihr Kräutlein, die er liebt,
Grüßt ihn, Blümlein all, ihr bunten?

Oder atmest, süßer Hauch,
Vor mir in der Rose Brennen,
Schenkst mir wieder deinen Kuß,
Und ich kann dich nicht erkennen?

Gustav Falke

Digitized by Google

Anfahrt des 133 Meter langen Ausmündungsrohres.

Das unterirdische Hamburg

Von Ingenieur Curt Merckel

Bis vor wenigen Jahrzehnten gehörte es zu den Lieblingsbeschäftigungen der Altphilologen, in den glänzendsten Farben zu schildern, welche bewunderungswerten Schöpfungen das Altertum in der Städtehygiene, insbesondere in der Wasserversorgung und Entwässerung, hervorgebracht hat, und wie diesen Leistungen gegenüber die Nachwelt zurückgeblieben ist.

Die Kenntnis der Werke der Griechen und Römer in der Ingenieurtechnik ist zwar gegenüber jener der Schöpfungen dieser Völker in der Bildhauerkunst und Architektur auf einen kleinen Kreis beschränkt, und sie gehört nicht wie letztere zu den Forderungen der allgemeinen Bildung — immerhin weiß die Allgemeinheit von den großen Straßen- und Brückenbauten der Römer, und sie kennt die gewaltigen Aquädukte, deren Überreste zu den wirkungsvollsten Staffagen südlicher Landschaften gehören. Auch die Cloaca maxima, der große Sammelkanal des alten Roms, durch welchen sich seine Schmutzwässer in den Tiber ergossen, ist so oft genannt worden, daß dieses Werk der etruskischen Ingenieure zu einer bekannten und viel bewunderten Schöpfung geworden ist.

Gewiß verdient das Altertum hohe Anerkennung für alle diese Werke, aber es würde doch einer vollen Verkennung gleichkommen, wenn man diese Leistungen auch heute noch als noch immer unerreicht hinstellen wollte.

Die moderne Zeit hat längst erkannt, welchen ungeheuren Nutzen und welch großen Segen gute sanitäre Einrichtungen zu schaffen vermögen; unsere Zeit hat sich auch keineswegs mit dieser Erkenntnis begnügt, sondern sie hat diese Anschauung in die Tat umgesetzt, unterstützt von einem außergewöhnlich großen wirtschaftlichen Aufschwung, der allein die erheblichen Mittel schaffen konnte, welche derartige Werke erfordern. In der Neuzeit sind an unzähligen großen und kleinen Orten umfangreiche technisch-hygienische Anlagen entstanden und darunter Schöpfungen, welche durchaus nicht den Vergleich mit den Leistungen vergangener Jahrhunderte und Jahrtausende zu scheuen brauchen.

Allerdings hat es sehr vieler Jahrhunderte bedurft, ehe die Menschheit auf zahlreichen Gebieten wieder den hohen Standpunkt der Kultur erreicht hat, welchen sie einst bereits im Altertum eingenommen hatte, und an die Stelle guter technischer Anlagen waren vielfach wieder primitive Vorkehrungen getreten — ein Rückschritt, welcher sich nicht am wenigsten auf dem Gebiete der Städtehygiene bemerkbar machte.

Jahrhunderte hindurch schafften sich die Stadtbewohner den Schmutz dadurch vom

Digitized by Google

Halse, daß sie ihn auf die Straße schütteten; an manchen Orten, so in Paris, waren sie nur verpflichtet, dabei zu rufen: „Kopf weg" — ein Ruf, der eiligst befolgt wurde. In den Straßenmitten entstanden allmählich Gräben, welche teils offen, teils bedeckt waren und entweder hölzerne oder steinerne Wände besaßen. Aus diesen Gräben, welche vielfach nicht einmal eine befestigte Sohle aufwiesen, gingen nach und nach die unterirdischen Kanäle hervor, mit flacher Sohle, senkrechten Wänden und ungeregeltem Gefälle. Diese Kanäle entstanden in den einzelnen Straßen je nach dem Bedürfnis; ein Zusammenhang war meistens nicht vorhanden, und ihre Abmessungen waren gewöhnlich zu groß, so daß die Schmutzwässer in ihnen stehen blieben und zu starken Geruchsbelästigungen führten. Die Ableitung der menschlichen Auswurfstoffe in diese Kanäle war meistens verboten, geschah aber doch in kleinerem oder größerem Umfange.

Der fortgeschrittenen Zeit des neunzehnten Jahrhunderts genügten diese unvollkommenen und gesundheitlich höchst bedenklichen Verhältnisse nicht mehr. In gleichem Maße, wie die Forderungen im Verkehrswesen, auf dem Gebiete des Beleuchtungswesens und in manchen anderen Gebieten stiegen, so bekundete sich das verfeinerte und anspruchvollere Leben der modernen Menschheit auch darin, daß eine unmerkliche Beseitigung der Brauchwässer und Abfallstoffe gefordert wurde.

In erster Linie waren es die Großstädte, welche bahnbrechend vorgingen. London erhielt um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ein modernes Kanalnetz, Paris 1856, Berlin 1873. Das Wasserklosett trat im Jahre 1830 seinen Siegeszug, zunächst in England, an; heute hat es sich nahezu über die ganze Erde verbreitet.

Infolge der intensiven Tätigkeit auf dem Gebiete des städtischen Kanalisationswesens hat dieses eine weitgehende Ausbildung erfahren. Die Kanäle erhalten eine den vorliegenden Verhältnissen angepaßte Abmessung; sie werden in dem nötigen Gefälle verlegt, um Ablagerungen nach Möglichkeit zu verhüten, sie werden gespült und gelüftet, um die Ansammlung von Fäulnisstoffen und giftigen Gasen zu verhüten. Die neuzeitlichen Kanalisationsanlagen haben daher einen außerordentlichen Segen für das leibliche Wohl der Stadtbewohner im Gefolge gehabt. Die Sterblichkeit ist durch gute Wasserzuführung und rationelle Entwässerung ganz wesentlich gesunken; namentlich hat sich in allen mit derartigen Anlagen ausgerüsteten Städten eine ganz erhebliche Abnahme der Typhusfälle bemerkbar gemacht.

Zu den deutschen Städten, welche zuerst eine neuzeitliche Entwässerungsanlage erhielten, gehört die alte Hansastadt Hamburg. Als nach dem verheerende Brande im Jahre 1842, durch welchen ganze Stadtviertel in Asche gelegt wurden, mit dem Wiederaufbau der Stadt begonnen wurde, versah man die neuen Straßen mit Kanälen zur Abführung der Regen- und Brauchwässer. Die Zustände, welche in früherer Zeit in dieser Beziehung in Hamburg geherrscht hatten, waren die gleichen, wie sie oben geschildert wurden. Rambach (Versuch einer physisch-medizinischen Beschreibung von Hamburg; Hamburg 1801) hat eine anschauliche Beschreibung dieser Verhältnisse geliefert, indem er schreibt: „An einigen Orten findet man den Unrat haufenweise, und alle Vorsicht zu seiner Wegschaffung ist vergeblich. Zuweilen fällt indes ein wohltätiger Platzregen, der sich in den abhängigen Hohlwegen in einen wahren Gießbach verwandelt und durch seine Gewalt die Gossen reinspült; bei einem anhaltenden Frost sammelt sich des Unrates noch mehr, und man wandelt über eine höckerige, zwei Fuß dicke Masse von Eis, ohne deren schleunige Wegschaffung beim Tauwetter manche dieser Gänge gar nicht gangbar sein würden." Das im Jahre 1843 begonnene Kanalnetz wurde dem vorhandenen und dem fortschreitenden Anbau entsprechend immer weiter ausgedehnt; mit seinem Anwachsen mußten nach und nach immer größere Kanäle gebaut werden, an welche die aus den einzelnen Straßen kommenden Zweigkanäle ihre Wassermengen abgeben. Diese Kanäle, für welche in Hamburg der Ausdruck „Siele" üblich ist, bezeichnet man mit dem Ausdruck „Stammsiele", da sich an sie, wie an den Stamm des Baumes die Zweige, so hier die Zweigsiele anschließen.

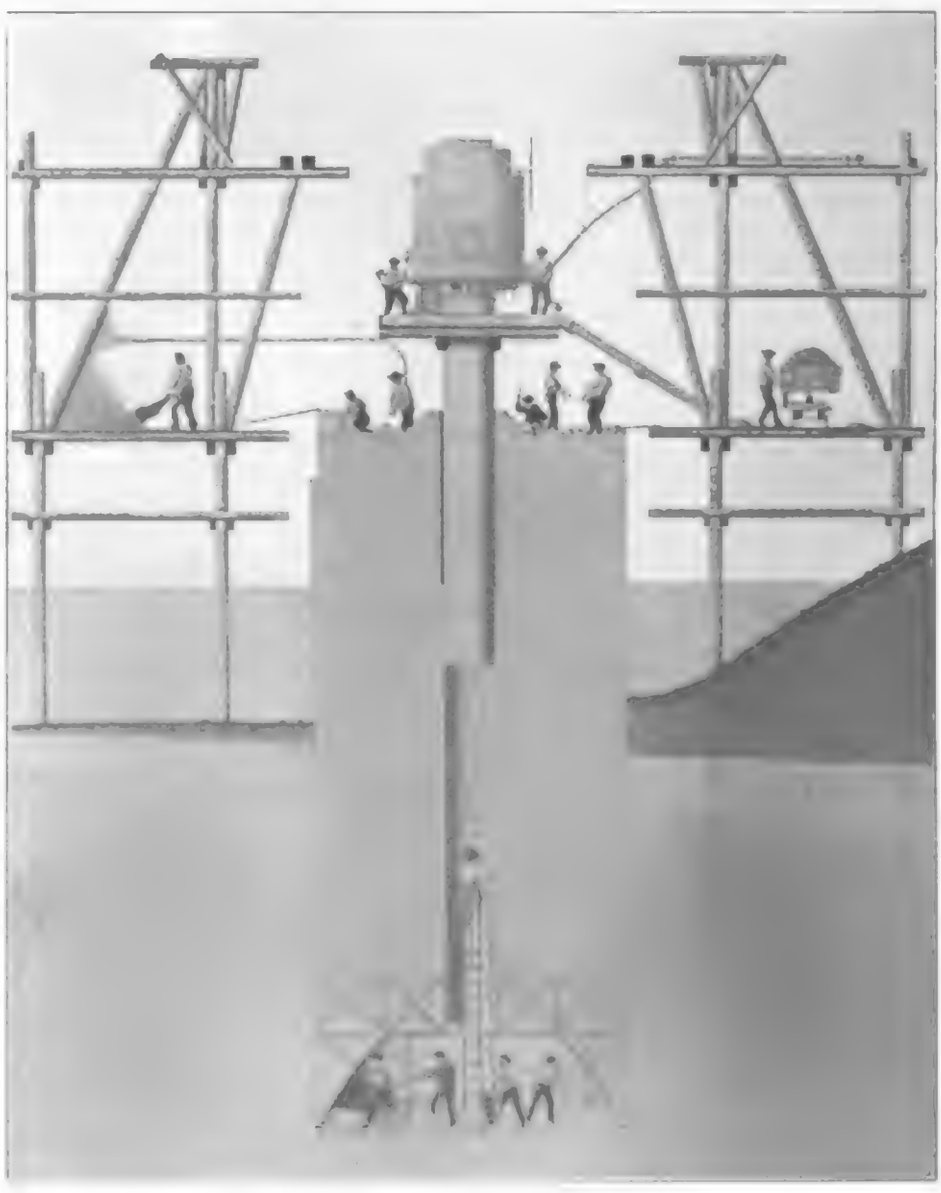
Das erste und älteste Stammsiel führt die Abwässer der inneren, alten Stadt ab. Mit Rücksicht auf die anwachsende Stadt mußte in den Jahren 1872 bis 1875 ein neues Stammsiel, das Geeststammsiel, erbaut werden. Hamburg ist zwar eine Stadt der Niederung, in ihr steigen jedoch verschiedene Teile

Digitized by Google

immerhin bis zu einer Höhe von fünfundzwanzig Metern über dem Elbwasserspiegel an. Hieraus erklärt sich, daß einzelne Sielstrecken so tief im Boden liegen, daß sie im Tunnelbau hergestellt werden mußten. Von dem Geeststammsiel wurden etwa dreitausend Meter auf solche Weise erbaut.

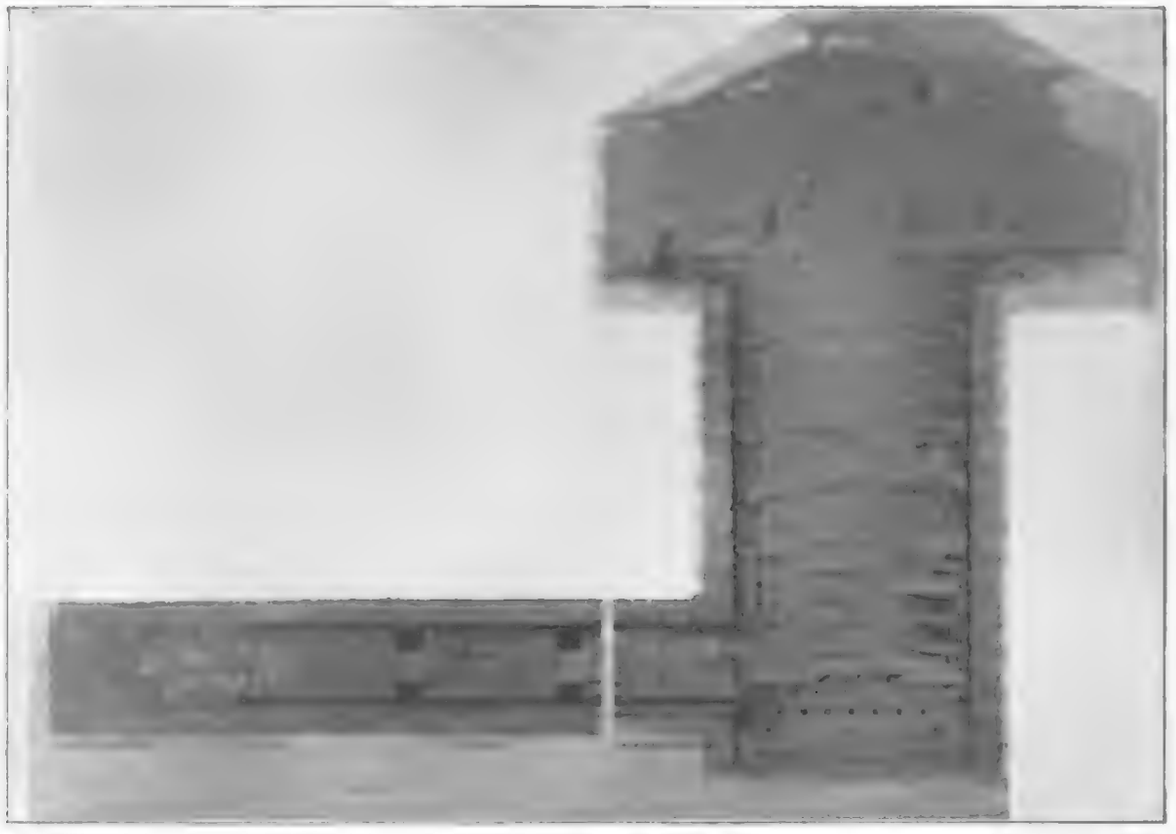
Wie in den übrigen deutschen Großstädten, so hat auch in Hamburg die Bevölkerung in den letzten Jahrzehnten erheblich weiter zugenommen. Während im Jahre 1876 die Bevölkerungszahl 351000 betrug, beläuft sie sich gegenwärtig auf über 800000 Personen, d. h. sie ist innerhalb dieser drei Jahrzehnte um mehr als das Doppelte gestiegen. Bereits in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts machte sich daher die Notwendigkeit geltend, abermals neue Stammsiele zu bauen, um weitere Landflächen der Bebauung erschließen zu können. Innerhalb des Stadtgebietes ist nur dort eine Bebauung zulässig, wo eine einwandfreie Entwässerung, d. h. Kanalisation erfolgen kann.

Mit dem Bau der neuen Stammsiele wurde 1898 begonnen, die Fertigstellung erfolgte im Jahre 1904. Das Fassungsvermögen der



Caisson der Nußdorfer Schleuse.

Digitized by Google



Tunnelvortrieb mit Schild.

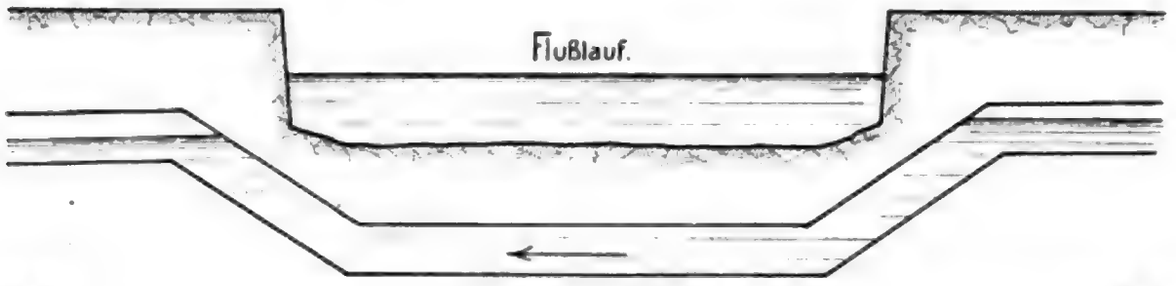
Stammsiele ist nunmehr so groß, daß durch sie eine Fläche von achttausend Hektar mit einer zukünftigen Bewohnerschaft von zwei Millionen Einwohnern entwässert werden kann. Das bis jetzt hergestellte, an diese Stammsiele angeschlossene Kanalnetz hat eine Länge von 426000 Metern, d. h. seine Länge kommt der Entfernung von Hamburg bis Köln gleich.

Bei den neuen Stammsielbauten, welche rund zehn Millionen Mark Kosten verursachten, sind eine Reihe von Ingenieurbauten zur Ausführung gekommen, welche auch für den Laien nicht ohne Interesse sein werden. Lange Strecken mußten wiederum im Tunnelbau hergestellt werden, und zwar bei einer Gesamtlänge der neuen Stammsiele von 8900 Metern rund 4700 Meter. In Form von Dükern und Ausmündungsröhren wurden 642 Meter hergestellt, der Rest wurde in offener Aufgrabung erbaut.

Das Grundwasser hatte auf den Tunnelstrecken zum Teil einen sehr hohen Stand, so daß nicht nur der gesamte Tunnelquerschnitt im Grundwasser lag, sondern dieses noch bis zu zehn Metern über dem Sielscheitel stand. Um überhaupt hier arbeiten zu können, war es nötig, das Wasser künstlich zu verdrängen, was mit Hilfe von Preßluft geschah.

Seit vielen, vielen Jahren ist bereits die Taucherglocke in Verwendung. Diese Vorrichtung besteht in einer Glocke, an welche eine Luftleitung angeschlossen ist. Durch Einpressen von Luft in die Glocke kann das Wasser aus ihr verdrängt werden, so daß sich in ihr Menschen aufhalten und arbeiten können. Diese Taucherglocken haben in den Taucherschächten eine weitere Verbesserung erfahren. Da die Luft dem Wasserdruck in der betreffenden Tiefe das Gleichgewicht halten muß, damit das Wasser nicht eindringen kann, so muß der Druck entsprechend erhöht werden, was durch Pressung geschieht. Man bezeichnet daher die Luft als Preßluft und nennt Arbeiten, insbesondere Gründungsarbeiten, welche in dieser Weise zur Ausführung kommen, Preßluftgründungen oder pneumatische Fundierungen. Dieses Verfahren kommt hauptsächlich bei Brückenbauten zur Verwendung. Im allgemeinen kann über einen Druck von drei Atmosphären (dreißig Meter Wassersäule) nicht hinausgegangen werden, da der Mensch einen höheren Luftdruck nicht zu ertragen vermag, ohne daß seine Gesundheit gefährdet würde. Selbst ein weit

Digitized by Google



Schema eines Dükers.

geringerer Luftdruck kann schon ernste Krankheitserscheinungen im Gefolge haben.

Die Abbildung S. 700 zeigt den Arbeitsvorgang bei dem Bau der Nußdorfer Schleuse in Wien. Zu dem Arbeitsraum steigen die Arbeiter durch den langen, engen Schacht hinab. Dieser Schacht ist an seinem oberen Ende durch eine sogenannte Luftschleuse abgeschlossen, welche es verhindert, daß die in den Arbeitsraum eingeführte Preßluft entweichen kann. Die Einrichtung einer solchen Luftschleuse ist die folgende: Man denke sich einen mehr oder minder großen Raum, welcher an einer Seite und am Boden Eingänge oder Öffnungen besitzt, die durch Klappen oder Türen dicht geschlossen werden können. Die eine Öffnung führt ins Freie oder in einen Raum, in welchem die gewöhnliche Außenluft herrscht; die andere steht mit dem Raume in Verbindung, in welchem unter Preßluft gearbeitet werden soll. Mit Hilfe der Luftschleuse werden alle Personen sowie die erforderlichen Materialien ein- und ausgeschleust. Zu diesem Zweck treten die Personen in die Luftschleuse, alsdann wird die Öffnung, durch welche sie eingetreten sind, luftdicht geschlossen. Man läßt nun in die Luftschleuse Preßluft eintreten, indem der Hahn der Luftdruckleitung geöffnet wird. Die Erzeugung der Preßluft geschieht in besonderen Kompressoren, von welchen die Preßluft durch eine Leitung nach den gewünschten Stellen geleitet wird. Ist die Luft in der Luftschleuse so hoch gestiegen wie in der Arbeitskammer, so wird die nach dieser führende Tür oder Klappe geöffnet, und die Personen treten in diese ein. Die Ausschleusung erfolgt in der umgekehrten Reihenfolge, die Preßluft läßt man hierbei aus der Luftschleuse entweichen und stellt so den gleichen Druck mit der Außenluft her. Bei den Tunnelbauten handelt es sich nun nicht darum, in die Tiefe zu gehen, sondern der Vortrieb muß in der Längenrichtung erfolgen. Dementsprechend müssen der Arbeitsvorgang und dessen Hilfsmittel den abgeänderten Verhältnissen angepaßt werden. Statt eines senkrechten Schachtes benutzt man einen wagerecht liegenden eisernen Zylinder.

Dieser Zylinder muß so stark sein, daß er nicht durch den Druck des Erdreichs zusammengepreßt werden kann. Der Eisenmantel gewährt daher den Arbeitern Schutz, er bildet einen Schild gegen einstürzende Erdmassen, und man bezeichnet daher eine solche Vorrichtung als Schild, und weil vielfach dabei auch die vordere dem Erdreich zugewandte Seite vorübergehend geschlossen wird, mit dem Ausdruck Brustschild. In dem Schild wird die Tunnelmauerung hergestellt. Der Schild muß in dem Boden vorwärts bewegt werden. Um das eindringende Wasser zurückzudrängen, damit die Menschen in und vor dem Schild arbeiten können, wird auch hier Luft, und zwar Preßluft, eingeführt; auch hier muß daher für Luftschleusen gesorgt werden, damit die eingeführte Luft nicht ohne weiteres wieder ins Freie entweichen kann.

In Deutschland ist diese Arbeitsweise zum erstenmal beim Treptower Spreetunnel zur Anwendung gekommen. Dieser Tunnel geht unter der Spree hindurch und dient der Durchführung einer Straßenbahnlinie. In Hamburg sind 3200 Meter Tunnel mit Hilfe dreier Brustschilde hergestellt worden. Die Abbildung S. 701 gibt eine Darstellung des Arbeitsvorganges. Um die vorgeschriebene Tiefe zu erreichen, mußte zunächst ein Schacht abgeteuft und in diesem der Schild hinabgelassen werden. Von dem Schacht aus erfolgte dann der Tunnelvortrieb. Die Abbildung zeigt, wie vor dem Schild der Boden entfernt wird, um Platz zu schaffen, damit der Schild vorwärts gedrückt werden kann. Ein Eindrücken des Schildes in das Erdreich war ohne weiteres bei den Bodenverhältnissen in Hamburg nicht möglich. Das

Digitized by Google

Vorschieben des Schildes erfolgte mit Hilfe starker Pressen, welche sich bei dem Vorwärtsdrücken mit ihren Füßen gegen das im Schwanzende des Schildes hergestellte Mauerwerk stemmten und bei ihrem Auseinandergehen den Schild vorwärts bewegten. Die Pressen wurden durch Druckwasser bewegt. Zu dem Vorwärtsdrücken des Schildes gehörte, trotzdem der Raum vor ihm ausminiert war, in ungünstigen Fällen ein Druck bis zu 400000 Kilogramm. Im Durchschnitt wurde ein Schild in vierundzwanzig Stunden 1,5 Meter vorgedrückt. Da der Boden meistens aus Sand und sandigem Ton bestand — Bodenarten, die durch Zutritt von Wasser zu treiben, zu fließen beginnen, daher Triebsand —, so war der Vortrieb oft sehr schwierig. Der Raum vor dem Schild mußte bei solchen ungünstigen Verhältnissen ganz dicht verbaut werden, d. h. der gesamte Ausbruch vor Ort mußte durch Einbauung von Bohlen ganz dicht hergestellt werden, damit der Boden nicht eintrieb. Durch beständig zugeführte Preßluft wurde das eindringende Wasser zurückgedrängt. Damit die eingepreßte Luft durch die vorhandenen Fugen und Risse nicht zu stark entwich, mußten alle derartigen Stellen mit Ton bekleidet werden — eine langwierige und mühevolle Arbeit.

Der Schild mußte nach Möglichkeit in der vorgeschriebenen Richtung und Höhenlage vorgedrückt werden. Erklärlicherweise sind hierbei kleine Hebungen und Senkungen sowie Abweichungen von der Richtungslinie nicht zu vermeiden. Durch verschiedene Hilfsmittel, wie einseitiger Druck der Pressen, durch Anbringung von Steifen usw., mußte in solchen Fällen dafür Sorge getragen werden, daß der Schild wieder in die vorgeschriebene Lage zurückgeführt wurde.

Wenn auch die Tunnelstrecken die größte Mühe verursachten, so waren doch auch auf anderen Strecken mannigfache Schwierigkeiten zu überwinden. Hierzu müssen die Stellen gerechnet werden, auf welchen die Stammsiele unter Wasserläufen hindurchgeführt werden mußten. Hamburg ist von zahlreichen Kanälen, auch Flete genannt, durchzogen. An diesen Stellen wurden große eiserne Röhren versenkt, für welche der technische Ausdruck Düker oder Siphon lautet. Die Abbildung S. 702 gibt eine schematische Darstellung

Düker durch den Oberhafen.

Digitized by Google

Düker durch den Niederhafen (Anfahrt).

eines Dükers wieder. Ein ſolcher Düker beruht auf dem Prinzip der kommunizierenden Röhre. Nach dieſem Geſetz ſteht die freie Oberfläche einer im Zuſammenhang befindlichen Flüſſigkeit in gleicher Höhe, d. h. das Waſſer ſteigt in dem linksſeitigen Rohrende ebenſohoch, wie es in dem rechtsſeitigen ſteht. Steigt das Waſſer rechts an, ſo fließt ein Teil des Waſſers durch das gebogene Rohr nach links ab, bis es hier die gleiche Höhe erreicht hat. Man kann alſo durch einen ſolchen Düker das geſamte Waſſer mit Hilfe eines kleinen Aufſtaues hindurchleiten und ſomit einen Waſſerlauf unterirdiſch kreuzen. An dieſen Stellen wäre es möglich geweſen, ähnlich wie auf den Tunnelſtrecken zu verfahren und ſomit unterirdiſch den Kanal herzuſtellen, wie ſolches auch bei dem Spreetunnel geſchehen iſt; einfacher und billiger erreicht man den gleichen Zweck jedoch dadurch, daß man eine Röhre von oben in eine zuvor unter Waſſer ausgehobene — gebaggerte — Rinne verſenkt. Der Arbeitsvorgang iſt dann der folgende: Nachdem die Rinne zur Aufnahme des Dükers fertiggeſtellt iſt, werden Gerüſte geſchlagen, von welchen aus das Rohr verſenkt werden kann. Hierbei ſind in Hamburg zwei verſchiedene Arbeitsweiſen zur Anwendung gekommen, die durch die Abbildungen S. 703 bis 705 veranſchaulicht ſind.

Bei der erſten Methode wurden die Dükerrohre, welche zuſammen eine Länge bis zu 140 Metern hatten, auf ſo hohen Gerüſten zuſammengebaut, daß die Schiffe unter dem hochliegenden Rohr hindurchfahren konnten. Die Düker wurden in einzelnen Stücken angefahren, und zwar ſchwimmend, d. h. die Rohrſtücke waren an beiden Seiten durch Deckel geſchloſſen, ſo daß ſie von ſelbſt ſchwammen; an der Bauſtelle angekommen, wurden ſie hochgezogen und oben auf den Gerüſten zuſammengenietet, wobei die Abſchlußdeckel entfernt wurden. Nachdem das Rohr in ganzer Länge verbunden war, wurde es mittels ſtarker eiſerner Stangen an zwei Punkten aufgehängt (Abbild. S. 703). Alsdann wurde das ganze Rohr etwas gehoben, ſo daß die Gerüſtunterlagen entfernt werden konnten und das Rohr frei ſchwebte. Die Stangen waren an großen Hebezeugen angehängt und wurden mit deren Hilfe allmählich geſenkt, ſo daß das ganze Rohr tiefer ſank und nach und nach in das Waſſer eintauchte.

Um den Auftrieb aufzuheben, waren in dem Rohr Stutzen angebracht, durch welche Waſſer in das Rohrinnere eintrat. Dieſe

Düker durch den Niederhafen (nach erfolgter Drehung).

Öffnungen wurden nach erfolgter Versenkung des Rohres durch einen Taucher unter Wasser geschlossen. Die gebaggerte Rinne wurde wieder mit Boden ausgefüllt, die Hebegerüste wurden beseitigt und die Versenkgestänge entfernt. — Die Dükerrohre hatten ein Gewicht bis zu 130000 Kilogramm.

Die zweite Methode bestand darin, daß die Rohre nicht auf Gerüsten zusammengebaut, sondern gleich versenkt wurden, nachdem sie an der Baustelle angekommen waren.

Hierbei füllte man nicht das ganze Rohr mit Wasser, sondern nur eine solche durch Zwischenwände abgetrennte Rohrlänge, daß der Auftrieb überwunden wurde. In dem Rohr befanden sich somit gleichsam Schwimmkammern. Das Gewicht, welches von den Versenkgestängen aufgenommen werden mußte, war daher bedeutend kleiner, und daher konnten auch die Versenkgerüste leichter sein.

Von dieser Versenkungsweise hat man bei dem Düker durch den Niederhafen Gebrauch gemacht. An dieser Stelle besitzt der Wasserlauf eine Breite von 241 Metern. Es laufen hier gleichsam zwei Wasserstraßen parallel nebeneinander, von denen die eine im Zollgebiet, die andere im Freihafengebiet liegt. Beide sind durch schwimmende Zollpalisaden voneinander getrennt. Da der Schiffsverkehr hier nicht gestört werden durfte, so hat man den Düker in drei Stücken zur Versenkung gebracht und diese Stücke unter Wasser mit Hilfe eines Tauchers miteinander verbunden.

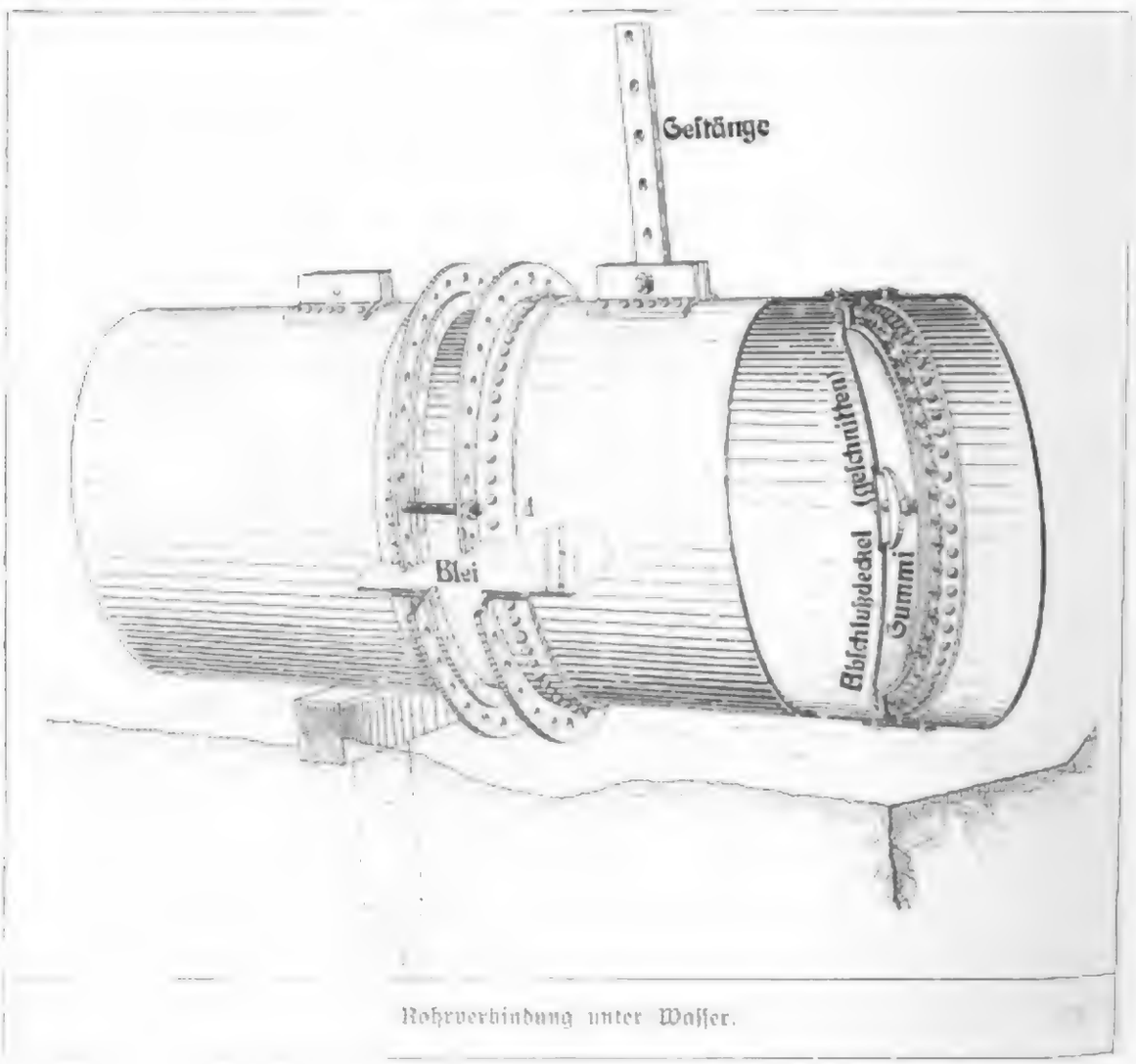
Der Arbeitsvorgang war folgender: Die Dükerstücke wurden in der vorgeschriebenen Länge am Lande zusammengebaut und die Enden durch Deckel geschlossen, so daß die Rohre, nachdem sie an der Arbeitsstätte in das Wasser gelassen waren, schwammen. Die Dükerstücke wurden alsdann durch Schlepper an ihre Verlegungsstelle gebracht. Während das Mittelrohr gerade war, besaßen die Endstücke, dem Flußprofil entsprechend, wie die Abbildung S. 704 zeigt, Knicke. Das Rohr schwamm zunächst horizontal auf dem Wasser, vor seiner Versenkung wurde es in die vertikale Schwimmlage gebracht. Zu diesem Zweck war in das Rohr eine sogenannte Ballastkammer eingebaut, in welche Wasser eingelassen werden konnte. Der Auftrieb des Rohres wurde auf der Länge dieser Kammer aufgehoben, der Schwerpunkt verschob sich hierdurch derart, daß das Rohr sich von selbst drehte. Nach erfolgter Drehung sahen nur die Rohrenden aus dem Wasser heraus (Abbild. S. 705). Das Rohr wurde nun an

Digitized by Google

den Gestängen befestigt, und nachdem Wasser in zwei weitere, im Rohrinnern abgetrennte Kammern eingelassen und dadurch der Auftrieb vollständig aufgehoben und ein gewisses Übergewicht geschaffen war, in das Wasser hinabgelassen, wo es sich auf vorher geschlagene und in entsprechender Höhe abgeschnittene Pfähle lagerte.

Nunmehr wurde das mittlere gerade Rohr in ähnlicher Weise versenkt. Die Verbindung der zwei Rohrteile unter Wasser erfolgte in sehr einfacher Weise durch Hilfe eines Tauchers. Wie die Abbildung S. 706 zeigt, waren an den Rohrenden Winkelringe angenietet. In den senkrechten Schenkeln beider Rohrenden waren genau passende Löcher gebohrt. Durch den Taucher wurde, nachdem das zweite Rohr versenkt war, durch die in dem Punkte d befindlichen Löcher ein Bolzen hindurchgesteckt und die Rohre zusammengezogen. Durch ein geringes Anheben oder Senken des zweiten Rohres, welches in diesem Arbeitsstadium noch an den Gestängen hing, wurden die gesamten Löcher zur Deckung gebracht, und sämtliche Bolzen konnten eingezogen werden. Die völlige Dichtung der Stoßstellen erfolgte dadurch, daß an dem einen Rohrende eine Schneide angebracht war, welche sich bei dem Zusammenziehen in einen Bleikranz eindrückte, welcher an dem anderen Rohrende befestigt war.

Nachdem auch das dritte Rohrende versenkt und mit dem Mittelrohr verbunden war, wurde der ganze Düker mit Boden umschüttet. Alsdann wurde er leergepumpt, damit die eingebauten Deckel und Zwischenwände, durch welche die einzelnen Schwimmkammern und Ballastkammern gebildet waren, entfernt werden konnten. Zunächst wurden die eigentlichen Wände abgeschraubt, welche durch Winkeleisen in dem Rohrinnern befestigt waren. Alsdann wurden diese Winkeleisen entfernt, indem die Befestigungsnieten mit dem Rohr ausgebohrt wurden. Durch Anbringung von



Rohrverbindung unter Wasser.

Digitized by Google

Abfischgitter der Mündungsanlage.

Decklaschen an der Außenseite der Rohre an diesen Stellen war dafür Sorge getragen, daß durch das Ausbohren der Niete keine undichten Stellen eintreten konnten.

Die Stammsiele Hamburgs haben eine solche Größe, daß durch sie mit Booten gefahren werden kann. Solche Sielfahrten sind nicht ohne Reiz und bei dem Publikum sehr beliebt. Der Abstieg in die Unterwelt erfolgt durch ein besonderes Einsteigehäuschen. An der Abfahrtstelle befindet sich eine geräumige, elektrisch beleuchtete Einsteigehalle, welche den Eindruck einer Station der Untergrundbahnen macht. Hier kleiden sich die Teilnehmer in weiße Gewänder, die mehr zur Erhöhung des Reizes einer solchen Fahrt beitragen als wirklich zum Schutze erforderlich sind, da die gesamten Einrichtungen so getroffen sind, daß eine Beschmutzung der Passagiere vollständig ausgeschlossen ist und die Teilnehmer in Balltoilette erscheinen könnten.

Die Teilnehmer der Sielfahrt nehmen in einem dem besonderen Zwecke angepaßten Boote Platz. Bevor die Fahrt beginnt, wird das Wasser kurz vor der Einsteigehalle durch Schließung eines Schosses etwas aufgestaut. Nach Öffnen des Schosses gleitet das Boot, durch die aufgestaute Wassermenge vorwärts getrieben, langsam dahin. Die Erleuchtung während der Fahrt erfolgt durch einen an dem Boot angebrachten Scheinwerfer, der die zu durchfahrende Strecke auf eine weite Entfernung hin beleuchtet.

Während der Fahrt hat man Gelegenheit, die Einsteigeschächte, durch welche die Kanalarbeiter in den Kanal hinab- und wieder heraussteigen, die Einmündung des städtischen Stammsiels, die Anordnung eines Notauslasses, durch welchen bei heftigen Sturzregen die Wassermengen unmittelbar in die Elbe abgeführt werden, in Augenschein zu nehmen. Nicht selten werden bei diesen Fahrten Musikaufführungen sowie Gesänge veranstaltet, die bei der schönen Akustik außerordentlich wirkungsvoll sind. Angebrachte Straßenschilder unterrichten die Bootfahrer darüber, an welcher Stelle der Oberwelt sie sich befinden. Die Fahrt endet in einer Halle unmittelbar vor der Ausmündung der Kanäle in die Elbe. An dieser Stelle sind sämtliche Hauptkanäle vereinigt, und statt der früher vorhanden gewesenen verschiedenen Ausmündungsstellen gibt es nunmehr nur noch eine einzige.

Digitized by Google

Anfahrt des 70 Meter langen Ausmündungsrohres.

Von einer Anlegestelle aus steigt man auf Treppen wieder zur Oberwelt hinauf. Ehe man diese jedoch erreicht hat, passiert man die Anlage, in welcher die Abwässer vor ihrer Einleitung in die Elbe einer maschinellen Reinigung unterzogen werden. Der Zweck dieser Anlage ist, sowohl die schweren Sinkstoffe wie die größeren Schwimmstoffe aus den Kanalwässern zu entfernen. Zu ersterem Zweck ist ein größeres, tiefes Bassin angeordnet. Infolge des großen Querschnitts tritt eine Ermäßigung der Geschwindigkeit der Kanalwässer ein, und es schlagen sich daher die schweren, von diesen mitgeführten Stoffe zu Boden. Durch ein Becherwerk werden sie hochgehoben, gelangen auf ein Transportband, durch welches sie einem Transportschiff zugeführt werden, das vor der Anlage an der Quaimauer in der Elbe liegt.

Die größeren Schwimmstoffe treiben gegen ein Gitter an, an welchem sie sich festsetzen. Dieses Gitter (Abbild. S. 707) ist gleichsam ein Band ohne Ende, d. h. in sich geschlossen, und befindet sich beständig in Bewegung. Die angesetzten Stoffe werden deshalb aus dem Wasser herausgehoben und fallen, sobald das Gitter seinen höchsten Punkt umlaufen hat, entweder, soweit sie rollig sind, von selbst auf ein vor dem Gitter befindliches Transportband, oder sie werden durch eine fingerartige Abstreichvorrichtung gewaltsam von den Gitterstäben und aus deren Zwischenräumen entfernt. Auch diese Stoffe gelangen nach dem oben bereits erwähnten Transportschiff. Sobald ein Schiff vollständig gefüllt ist, fährt es nach der Entladestelle. Die Entladung geschieht in der Weise, daß ein Behälter, an welchem ein beweglicher Saugschlauch angeschlossen ist, luftleer gemacht wird. In diesen Behälter wird der Schiffsinhalt eingesaugt. Sobald der Behälter gefüllt ist, wird das Ventil vor dem Schlauch geschlossen und Druckluft in den Behälter eingeführt, wodurch der Inhalt unter Benutzung einer langen Druckleitung auf Felder gepreßt und hier verteilt wird. Die Stoffe finden somit eine landwirtschaftliche Verwendung.

Das von den schweren Sinkstoffen und groben Schwimmstoffen befreite Abwasser fließt durch lange Ausmündungsrohre in den Elbstrom. Es sind drei Rohre von einer Länge von 70, 100 und 133 Metern vorhanden. Die Ausmündungen liegen unter dem Grunde des Stromes, etwa 10 Meter unter dem Niedrig-Wasserspiegel. Die Verlegung dieser Rohre ist in ähnlicher Weise erfolgt wie die Dükerversenkung durch den Niederhafen. Auch diese Rohre, welche in ganzer Länge versenkt wurden, sind schwimmend, und zwar in ihrer Versenklage, an die Baustelle gefahren worden. Die Abbildung S. 708 zeigt die Anfahrt des 70 Meter langen Rohres. Bei dem längsten der Rohre, welches ebenso wie der Düker des Niederhafens einen Knick besaß, sahen, wie die Abbildung S. 698 zeigt, bei der Anfahrt nur der Mündungskopf und das landseitige Ende aus dem Wasser hervor.

Die Rohre wurden ebenfalls an Gestängen befestigt und nach Aufhebung des Auf-

Digitized by Google

triebes versenkt. Die Gerüste durften mit Rücksicht auf die Schiffahrt nur 80 Meter weit in den Strom vortreten. Das längste Rohr stand somit 56 Meter weit über das Gerüst hinaus. In diesen Teil, der mit einem hervorstehenden Arm verglichen werden konnte, war eine Schwimmkammer eingebaut von solcher Größe, daß dieser Teil gleichsam gewichtlos war.

Die Rohre schoben sich bei ihrer Versenkung am Lande in eine Führung, welche nach beendeter Versenkung gedichtet wurde. Nachdem die drei Rohre versenkt waren, wurden sie mit Boden eingeschlemmt, mit Ausnahme der Ausmündungsstellen. Auch diese Rohre wurden alsdann leergepumpt und die Zwischenwände entfernt. Die letzte Arbeit bestand darin, daß, nachdem die Rohre voll Wasser gelaufen waren, ein Taucher die Deckel von den Ausmündungen entfernte, so daß das Wasser frei in die Elbe ausströmen konnte.

Damit war ein Werk vollendet, welches hoffentlich lange der Stadt zum Segen gereicht.

Fragen

Es rief ein Geist heut' meiner Seele zu:
Sag an, welch Übel, Stolze, fürchtest du?

„Keins," sprach die Seele. „Fürchten liegt mir fern.
Mein Schwingenkleid trägt mich von Stern zu Stern."

Graß kommt der Tod! Keins bleibt dir von den Deinen!
„Das ist ihr Los! Ich werde um sie weinen."

Ein jäher Sturz! Des Freundes Treue wankt!
„Für die erwies'ne sei ihm stets gedankt."

Ein fast gelöst Problem — krach, springt's zu Stücken!
„Zu neuen Ufern führen neue Brücken."

Dir glückt manch Lied. Ein Riß — die Saiten springen.
„Was ich begann, ein andrer wird's vollbringen."

Erst volksgefeiert — dann verhöhnt, verlacht!
„Held bleibt doch Held auch nach verlor'ner Schlacht."

Ein Menschheitsziel, greifbar — da bricht dein Streben!
„Es war gewollt. Und meine Kränze leben."

Du hast gefehlt — der Wahrheit Strahlen schrecken!
„Der Liebe Himmelswolke wird mich decken."

Ein Totenkranz ziert deines Liebchens Haare.
„Freudig und frei ihr nach auf ihre Bahre."

So bist du frei, sprach da der Geist, verdunkeln
Kann nichts dein Licht. O, laß es weiter funkeln!

Hans Much

Digitized by Google

Karl Haider: Selbstporträt.

Karl Haider

Von Ewald Bender-München

Es wird nicht mehr lange dauern, und das, was ein kleiner Kreis heute nur mit der Zurückhaltung des unwillkommenen Propheten und einer leisen Wehmut über die Vergänglichkeit alles Irdischen auszusprechen wagt, wird eine Binsenwahrheit sein und von der Kunstchronik mit schonungslosem Stift gebucht werden. Ich meine die von keinem Einsichtigen mehr zu leugnende Tatsache, daß die Richtung unserer malerischen Produktion, die wir mit „Impressionismus" bezeichnen, mit großer Sicherheit daran ist, akademisch zu werden. Erst eine Wahrheit weniger, mit Temperament verkündet und von einem Stab geistreicher Kunstschriftsteller überraschend schnell zum Siege geführt, müssen wir sehen, daß die selbständigen und bedeutenden Köpfe dieser schnell zur „Richtung" erstarrten Gruppe keinen ebenbürtigen oder überflügelnden Nachwuchs erhielten. Die letzten Ausstellungen bewiesen das denkbar höchste Durchschnittsniveau, auf dem unsere heute impressionistisch malenden Künstler stehen, aber brachten keine Persönlichkeiten. Doch jenseits aller „Richtung" tauchen im Süden und Norden und Westen immer mehr Künstlerpersönlichkeiten auf, die bei aller individuellen Verschiedenheit jene Merkmale gemeinsam tragen, die das Erwachsen eines neuen Stils einer neuen Zeit verbürgen. Wir gehen großen Dingen in der bildenden Kunst entgegen, das ist kein Zweifel. Aber ebenso sicher ist, daß die Entwicklung sich nicht in den Bahnen des Impressionismus vollziehen wird. Es hätte

Digitized by Google

Mädchen mit Blumen. Zu Ewald Bender: Karl Haider.

nicht der „Jahrhundertausstellung“ zu Berlin bedurft, um zu zeigen, daß der Impressionismus nicht der Anfang einer neuen malerischen Kultur, sondern der letzte und den Erscheinungen in der Literatur und Musik adäquate Ausläufer einer langen Entwicklung ist, der vernehmbar sprechende Ausdruck des Intellektualismus des neunzehnten Jahrhunderts im letzten Viertel.

Aber daß diese Ausstellung zustande kam, beweist auch, daß wir heute Zeit zu solchen kunsthistorischen Betrachtungen haben. Und die Ergebnisse, die sie nebenher zeitigte, ich meine die Entdeckung so vieler tüchtiger aber vergessener Maler wie Ph. O. Runge, Kaspar David Friedrich, Wagenbauer, Spitzweg usw., bezeugen, daß man heute Ernte unter den vorimpressionistischen Künstlern zu halten geneigt ist. Da taucht denn auch seit einiger Zeit immer vernehmbarer der Name eines Künstlers auf, der, von einem kleinen Kreise der Erlauchtesten in den Dingen der Kunst von Anfang an geschätzt, der Gesamtheit unseres Volkes jedoch, soweit es künstlerischer Eindrücke überhaupt fähig, lange nicht nach Gebühr bekannt ist. Dieser Mann ist Karl Haider. Es soll nicht meine Aufgabe sein, den Künstler historisch in den Gang unserer Kunst einzureihen, noch weniger, heute schon die Grenzen seiner Begabung festzulegen. Ich sehe meine Aufgabe vornehmlich darin, in einer positiven Form nach Möglichkeit die Hemmungen zu entfernen, die dieser noch latenten seelischen Kraft das Wirken in dem geistigen Leben unseres Volkes wehren.

Und so ist denn wohl zunächst ein Blick auf das Werden des Künstlers angebracht, soweit sich das Baugerüst bei Haider, dem Autodidakten im besten Sinne, überhaupt äußerlich rekonstruieren läßt.

Karl Haider wurde am 6. Februar 1846 in München geboren. Eine Stadt wie München birgt ja keinen empfänglichen Menschen in ihren Mauern, dem sie nicht für sein Leben künstlerische Eindrücke mitgäbe. Besonders aber führte ein Umstand den Knaben und Jüngling zur Kunst. Und das war das ganz eminente Zeichentalent seines Vaters, Max Haiders, der als Leibjäger des Königs Max II. als Autodidakt den Stift führte. Er hat Jagdbücher illustriert, auch für die „Fliegenden Blätter“ gezeichnet; und aus diesen meist kleinen Zeichnungen spricht eine solche Schärfe der Beobachtung, besonders aus den Darstellungen bewegter Körper, und erkennt man eine solche Sicherheit im Strich, daß der Jüngling sich keinen besseren Lehrmeister wünschen konnte. So gab ihm sein Vater, außer der künstlerischen Anlage, als Grundlage seines späteren Schaffens eine solide Zeichentechnik mit. Vor allem aber vermittelte er ihm die Liebe zur Natur und den vertrauten Verkehr mit deren Erscheinungswelt. Später wurde Haider dann Schüler von Ramberg. Dieser, eine unbedingt erfreulichere Erscheinung als der damals allgewaltige Piloty, war doch noch zu sehr in dem Akademismus der Kunst jener Tage befangen, als daß er jungen Menschen mit reichem Seelenleben und dem Drang nach ganz persönlicher Aussprache ein Führer hätte werden können. So mußte sich denn Haider, wie so mancher andere, seine Lehrmeister anderswo suchen. Und er fand sie in der Natur, seinem Jugenderlebnis, und in den Alten. Sein begeistertes Auge saugte sich voll von Farben, Linien und Formen, die ihm die Umgebung von München überreich bot. Aber weil er die Natur recht als Lehrmeisterin auffaßte, folgte er ihr — und verließ sie. Er stellte sein Ich dem schöpferischen Prinzip in der Natur gegenüber, wie es der künstlerische Mensch noch immer getan. So war es ihm natürlich unmöglich, die Dinge, wie sie in der Natur sich aus deren innerer Notwendigkeit gerade so und nicht anders vorfanden, zu konterfeien, wie wir es etwa bei Leibl sehen. Ihm mußte das ein Nonsens sein, weil er doch in seinem Inneren Notwendigkeiten spürte, die nach ganz anderem Ausdruck drängten. „Wie“ man's machen mußte, lehrte ihn die Natur, aber das „Was“ war ganz Haider.

Bei den Alten fand er jene Liebe und Verehrung vor dem Geschaffenen wieder, die Bilder durchtränkt von einem ihm verwandten Geist. Aus seiner späteren Art zu malen erkennt man unschwer das Studium z. B. Altdorfers. Doch erscheint mir die oft gezogene Parallele nicht das letzte zu besagen. Abgesehen von dem gemeinsamen spezifisch Völkischen ist die Annäherung schließlich nur in der Technik zu suchen. Viel mehr dem Wesen nach verwandt ist er z. B. den großen Trezentisten. „Von grottester Größe“ nannte ihn Bayersdorfer, wie Professor Pauly mitteilt. Vor allen Dingen denke ich mir Lionardo und Raffael als seine großen Vorbil-

Digitized by Google

der. Mit ihnen teilt er die Weichheit und Anmut in der Art des Empfindens und das, was man mit „musikalisch" umschreiben könnte, bei aller Größe der Konzeption, worin er den obenerwähnten Primitiven nahesteht.

Der erste seiner Kollegen nun, der ihm wirklich etwas gab, war Leibl. Die beiden, in einer von der Natur ganz und gar abgewandten, einem bösen Schematismus verfallenen Zeit fast die einzigen der Natur enthusiastisch Verbrüderten, schlossen sich in den siebziger Jahren so fest aneinander an, daß Leibl z. B. oft und dringend wünschte, Haider solle mit ihm in demselben Atelier arbeiten. Dieser wehrte sich stets dagegen, weil er bei aller Verehrung doch den Unterschied ihrer beiden Persönlichkeiten klar erkannte und im allzu nahen Verkehr mit dieser elementaren Menschennatur für seine Selbständigkeit hätte fürchten müssen. Die Bilder Haiders aus dieser Zeit verraten so schon einen großen Einfluß Leibls. Z. B. galt eine damalige Zeichnung Haiders lange Zeit als von jenem. Hier möge eine Arbeit aus dem Jahre 1878, „Der alte Geiger", diese Periode seines Schaffens illustrieren. Die Zeichnung ist von einer Schärfe und Klarheit, dabei von einer Stofflichkeit, die selbst Leibl selten erreicht hat. Doch erscheint mir in diesem Werke der Einfluß Leibls bereits überwunden.

Nur ein Künstler, wie Leibl es war, konnte Haider allenfalls gefährlich werden. Leibl, in seinem Wesen das gerade Gegenteil von

Karl Haider: Der alte Geiger.

Digitized by Google

Karl Haider: Die Moni.

Haider, nichts als ein robuster Naturmensch, aber von unfehlbarem Instinkt für das ihm künstlerisch Zuträgliche, rücksichtslos seinen Weg gehend, dabei von einer geradezu phänomenalen Technik, mußte dem ganz und gar innerlich Veranlagten gerade in seiner Gegensätzlichkeit imponieren wie eine Naturgewalt. Doch gingen ihrer beider Wege nicht lange parallel. Leibl war zu wenig seelisch reich, um Haider auf die Dauer genügen zu können. Immerhin: es war der früheste, mithin auch der stärkste Einfluß, den er erfuhr.

Es gab dann aber auch niemand mehr, der ihn hätte von sich entfernen können. Die anderen, denen er noch nahe trat, Böcklin und Thoma, Viktor Müller, Trübner usw., bestärkten ihn zum Teil in seinem Wesen, zum Teil hatten sie gar keinen Einfluß auf ihn. Mit Thoma traf er sich in den achtziger Jahren von ferne in der Auffassung und Malweise der Landschaft. Ich sah eine Landschaft von 1880 — sie hängt im Städelschen Institut zu Frankfurt —, die in der mehr malerischen als zeichnerischen Behandlung der Details und in den Farben — hellschattiertes Grün, helles Blau, viel Weiß — an Landschaften Thomas aus dieser Zeit erinnert. Ob sie damals beide sich an Courbet

Digitized by Google

gebildet oder sonst sich genähert hatten, bleibt dahingestellt. Jedenfalls besteht der Zusammenhang. Z. B. konnte Thoma in eine Landschaft Haiders vom Jahre 1882, die Frau Dr. Bayersdorfer besitzt, eine Schafherde hineinmalen, ohne sonderlich zu schaden. Der Mann aber, mit dem er sich künstlerisch und menschlich am besten verstand, war Böcklin. Von ihm ist er wohl in der Wahl des Stoffes gelegentlich etwas beeinflußt worden, aber seine Eigenart rankte sich an diesem Größten nur noch selbständiger und kraftvoller auf. Zu Florenz verbrachte Haider 1874 in Böcklins Heim ein paar der für ihn genußvollsten Monate. Beider Begeisterung für Musik und Dichtung verschönten ihnen die Tage ungemein. Vor allem aber lernte er hier die großen Italiener noch besser kennen. Haider, der sein junges Weib mitgebracht hatte, lebte einmal wieder auf. Denn bis dahin hatte er noch nicht viel Gutes erfahren, wie alle in dieser bittersten Zeit der Herrschaft Pilotys und seiner Schule. Doch auch späterhin blieben ihm die Sorgen und Nöte des Lebens nicht erspart. Seine geliebte Frau starb ihm, seine Bilder erzielten keine rechten Preise oder wurden gar nicht gekauft. Aber in all dieser Misere wuchs er immer mehr in seine Eigenart hinein, bis er schließlich auch den äußeren Kontakt mit dem lauten und lärmenden Leben löste, das für seine stille und feine Kunst so wenig Verständnis zeigte. Er setzte sich nach Schliersee, als Einsiedler in aller Ruhe malend, wie er es für gut fand. Bis dann allmählich in der letzten Zeit mehr und mehr Köpfe sich nach ihm wandten, nachdem sie die Kraft in seinen Bildern erkannt hatten.

Man wird gemerkt haben: eine eigentliche Entwicklung zu geben, war ich bis jetzt kaum in der Lage. Eine Periode, in der die Zeichnung dominierte, und in der fast nur Figurenbilder entstanden (fast alle verschollen), dann um das Jahr 1880 herum eine mehr malerische Art des Schaffens, besonders in den Landschaften, die Haider von dieser Zeit an mit Vorliebe malte, schließlich mit der „Moni" (1883) anfangend bis zur „Entsagung" (1906) das endgültige Hineinwachsen in seine Eigenart. Immerhin zeigen schon seine frühesten Arbeiten die Spuren seines Wesens ausgeprägt. Es handelte sich nur darum, seine Persönlichkeit in Reibung mit Menschen und Verhältnissen immer mehr in sich selbst zu runden, seinen Stil stets konsequenter auszugestalten. So bleibt denn, wollen wir diesem Großen wirklich nahekommen, nichts Besseres zu tun, als uns aus der Gesamtheit seiner Werke ein Bild seines Künstlertums zu rekonstruieren, indem wir den Kern seines Wesens bloßzulegen versuchen.

Haider ist unter die künstlerischen Naturen einzureihen, bei denen starkes und tiefes Gefühl, anstatt sich eruptiv zu äußern, im Verlaufe der künstlerischen Gestaltung jene Konzentration erfährt, die Darstellung der Affekte selbst jene mittlere Linie, die die überlegene Herrschaft der rein künstlerischen Kräfte in dem seelischen Organismus bezeugt. Tiefe der Empfindung und Adel der Gesinnung, sicherlich das Primäre in aller Kunst, bleiben doch so lange gutbürgerliche Tugenden und kommen für das Gebiet des Ästhetischen so lange nicht in Betracht, als sie nicht im Kunstwerk ihre in diesem Falle reinst bildnerische Form gefunden haben. Und wenn nun einer ein rechter Künstler ist und sich bei der Transformation des Seelischen in Farbe und Form nie genugtun kann, dann vollzieht sich wohl im Verlaufe jenes Prozesses eine starke Kompression der Affekte, nicht zum Schaden der entstehenden Kunstwerke. Es ist gar nicht zu sagen, was man vor Haiders Bildern erlebt! Das verdichtete Gefühl überträgt sich mit einer Gewalt, der kein mit Kunstsinn Begabter entgehen kann. Die verhaltene Kraft des Empfindens, jene im wahrsten Sinne keusche Mäßigung erzeugen bei jedem der Haiderschen Bilder jene „Ruhe", das Kriterium für alle große Kunst, das Produkt eines ungeheuer formkritischen Schaffens und tiefen Gemüts. „Edle Einfalt und stille Größe!" Welch höheres Lob gibt es als dieses, kann man es so ohne Einschränkung wie auf Haiders Bilder anwenden!

Es war nötig, sich zunächst über dieses Elementarste seines Wesens zu einigen. Denn alles andere erklärt sich hieraus. Die Wahl seiner Stoffe! Ich kenne kein Bild von ihm, in dem irgendein Affekt auf seinem Höhepunkte festgehalten wäre, irgendeine Leidenschaft im letzten Stadium, etwa im Sinne der Rubens, Shakespeare, Beethoven. Auch die Darstellung schnell bewegter Körper, Kontrastwirkungen irgendwelcher Art würde man bei ihm vergeblich suchen. Die Natur hat dem Künstler eben alles Dramatische versagt.

Digitized by Google

Karl Haider: Entſagung.

um alles Lyriſche in grandioſer Einſeitigkeit auszubilden. Seine „Gewitterlandſchaft“ gibt die Gewitterſtimmung an ſich, abſtrahiert aus unzähligen erlebten einzelnen Wettern. Wie ganz weſensfremd würde ſich hier etwa ein in die Landſchaft hereinbrechender Blitz ausnehmen! Man denke an Bilder wie die „Moni“, „Charon“, „Über allen Gipfeln iſt Ruh'“, die „Entſagung“, um ein paar ganz charakteriſtiſche Haiderſche Stoffe anzuführen. Dann und wann läßt er ſich von einer Situation, geſchaffen vom Dichter oder von der Sage, anregen, wie etwa in ſeinem Bilde „Dante und Beatrice“ oder im „Charon“. Im Grunde ſpricht aber auch aus dieſen Bildern nichts als das Bekenntnis ſeiner reichen Seele, ſo unweſentlich ſind für ſeine Kunſt ſtoffliche Reize. Selbſt der Menſch, in die Erſcheinungswelt der unintelligenten Natur vom Künſtler eingeordnet, intereſſiert ihn nur, ſoweit er ihm Formen bietet. In jener Nichtachtung alles Intelligiblen im Menſchen, da, wo nur Gefühlswerte gelten dürfen, zeigt ſich Haiders elementare künſtleriſche Anlage.

Digitized by Google

Nur wenn man dies alles genügend in Betracht zieht, kommt man Haider auch in seiner Auffassung des Landschaftsbildes nahe. Von dem Naturausschnitt, der den Künstler interessiert, entwirft er die Skizze, und zwar zunächst mit dem Stift in rein zeichnerischen Umrissen. Alles andere vollzieht sich dann, korrespondierend mit peinlichstem Studium des landschaftlichen Ausschnitts, der ihm gerade vorliegt, im Atelier, aus der Phantasie. So entsteht „in fortwährendem Überwiegen und Überlegung über den künstlerischen Affekt" (Bayersdorfer) jener ganz einzige Stimmungston, der seinesgleichen nie gehabt hat, von Ruisdael und Hobbema bis Achenbach und Schirmer. Alles ist Mittel, und nur das Haidersche Ich, die Gemütswelt des Künstlers, ist Zweck. Wir stehen vor der eigenartigen Tatsache des allermodernsten Subjektivismus in altmeisterlichen Formen.

Und damit kommen wir zu seiner Technik. Wie bereits bemerkt, hat Haider von Altdorfer gelernt. Die Art, wie er zum Beispiel Bäume malt, erinnert direkt an jenen Künstler. Mit allen unseren Malern des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts hat er dann die Vorliebe für das Ausmalen des Details gemeinsam. Ferner die solide Zeichentechnik als Rückgrat alles Malerischen, seine Vorliebe für breite, ruhige Flächen und die Art seiner Farbengebung. Dann das Malen auf Holztafeln mit dem reizvollen Glanz des fertigen Bildes. Das, was er zu sagen hatte, verlangte eben eine feste Architektur, bedurfte einer altmeisterlichen Farbentechnik. Was sind das für Schulmeister, die ihn darum schelten!

Haiders Linienkunst ist ganz hervorragend. Was für Herrlichkeiten finden wir nicht in seinen Zeichnungen! Welch ein Zauber von Linien etwa in seinen landschaftlichen Skizzen; wie klar alles umrissen, und doch welche Weichheit, fast könnte man sagen, Anmut! Es liegt auch so viel Güte in seinem Strich, besonders erkennbar im Figurenbild. „Sie (die Linie Haiders) empfängt ihre Führung aus dem Herzen, nicht aus dem Verstand, und zwar aus einem milden Herzen, das, ohne seine Kraft zu verlieren, jede Härte mäßigt," wie Professor Pauly in einer Besprechung der Kunst Haiders sagt.

Karl Haider: Charon.

Digitized by Google

Karl Haider: Flachlandschaft bei Erding. Reproduziert nach dem im Besitz von Frau Dr. Bayersdorfer, München, befindlichen Original.

Digitized by Google

Karl Haider: Abendlandschaft.

Und wie trefflich verwendet Haider die Linie ganz allgemein zur Raumgestaltung! Wir stehen vor jener grandiosen „Gebirgslandschaft bei Berchtesgaden". Oben die überaus klare Silhouette der Schneeberge, dann abwärts die mehr durch Fläche wirkenden bewaldeten Bergpartien, die Bäume scharf linienhaft individualisiert, dann die ruhige Horizontale des Wiesenpfades, noch besonders betont durch die Parallele der aneinandergereihten Bäume. Wie da jeder von denen so ganz als Individuum behandelt ist, und wie sich doch im Fernbild ergibt, daß Haider an den Stellen, wo sich die Bäume mit Ästen und Blättern berühren, ohne den Dingen Gewalt anzutun, noch ein paar Vertikalen gewinnt, die der Wucht der beiden unteren Horizontalen und der sonstigen nach dieser Dimension deutenden Anregungen entgegenwirken; so das Gefühl einer allzu großen Schwere des Bildes verhindernd.

Die feste Architektur und die breiten Flächen verleihen allen Haiderschen Gemälden etwas Monumentales. Und dabei wird wieder das Wuchtende gemildert durch das unvergleichlich schöne Spiel seiner Farben. Fast möchte man von konsonantem Wohllaut sprechen, etwa eines Mollakkordes, so wohltuend und seltsam gehalten stufen sich die Farben gegeneinander ab.

Ich fürchte, daß die Reproduktionen, die wir diesem Hefte beizugeben in der Lage sind, nicht ganz so deutlich sprechen, als man es wohl wünschte. Da wird sich denn der Leser dem Zufall überlassen müssen, der ihn einmal in einer der Galerien von Berlin, Frankfurt, Köln, Karlsruhe oder München vor ein Haidersches Original führt, um das bestätigt zu finden, was ich zu umschreiben versuchte.

So bliebe schließlich nichts mehr zu wünschen, als daß recht viele den Weg zu der gesunden und ehrlichen Kunst Karl Haiders fänden, insonderheit die, denen der Sinn über einen flüchtigen Augenschmaus hinaus auf Bereicherung und Vertiefung des Lebensgefühls steht. Nichts anderes will ja letzten Endes die Kunst.

Digitized by Google

Wilhelm Jensen

Ein Widmungsblatt zum siebzigsten Geburtstage des Dichters (15. Februar 1907)

Von Hermann Reinhold Jockisch

Es soll hier kein biographisches Bild im gewöhnlichen Sinne des Wortes aufgerollt, es sollen keine Daten, Jahreszahlen und trockenen Auskünfte gegeben werden — die weist jedes Lexikon auf. Da steht es deutlich und in klaren Lettern zu lesen, wo und wann Wilhelm Jensen geboren, in welcherlei Art sich sein äußeres Schicksal gestaltet und was er getan hat. Aber es wird nicht gesprochen in diesen knappen und dürren Angaben, wie er es getan. Es wird nichts gesagt von den Stürmen, die seine Lieder in der still lauschenden Brust des Hörers hervorgerufen, so daß er mit ihm gejauchzt und geweint, froh gejubelt und herzbrechend geschluchzt. Es wird geschwiegen dort von der Liebe, die er ausgestreut hat mit vollen Händen.

Er hat viel geschrieben, es ist wahr; er spricht selber von seinen „zahllosen" Büchern. Aber er hat auch vieles geschrieben. Er behandelt Probleme, nicht Konflikte, denn er ist ein Dichter. Er schildert die Wirklichkeit, denn er ist kein verlogener Ideologe, sondern er ist ein Idealist. Ein Idealist! Das aber heißt, er ist ein ewig Hungernder und Dürstender, ein Tantalos im Garten des Lebens. Er begreift, wie die Dinge sein könnten, und sieht, wie sie sind. Darüber wird er zum Pessimisten.

Nie hat er sich preisgegeben und sein Können, den großen Marktbedürfnissen angepaßt, feilgeboten. Er ist stets sich selber treu geblieben. So stand, so steht er fest auf der Erde. Er kann lachen wie wenige nur, herzbefreiend, erquickend, tränenlösend; doch im Hintergrunde seines Auges zuckt ein verstecktes, verborgen gehaltenes Weh: er erkannte des Daseins Übel und Leid und seine bedrückende Schwere. Nichts kann ihn bewegen, darüber hinwegzusehen, es geschickt von der Platte des dichterisch geschauten Weltbildes als störenden Schatten fortzuretuschieren. Auch im Scherz ist er ernst. Er weiß, daß das Wort vom „ruchlosen Optimismus" zu den tiefsten gehört, die Menschenmund jemals verkündigt haben. Danach hat er gehandelt, immer und ständig.

Tröster und Helfer für Leidende und Gebrechliche wollte er ursprünglich werden; und er wurde es auch, anders freilich, als er selber geglaubt. Aus dem Arzt für den Leib ward ein solcher der Seele. Viele hat er glücklich gemacht und Unzähligen neuen Mut in die zagende Seele gegossen; aber was er gelitten und wie er gekämpft, davon vernahm kein Ohr. Stumm hat er all seinen Groll, all das bittere Herzweh, das ihn getroffen im Leben, in der eigenen Brust verschlossen. Nur die Liebe ist ihm geblieben, die große, allumfassende, alleinseligmachende Liebe. „Eitel ist alles Leben, und seine Weisheit ist das Erbarmen", das ist das Glaubensbekenntnis Wilhelm Jensens.

Die ihn nur oberflächlich kennen und nicht zusehen und achtgeben auf die Furchen und Falten, die des Schicksals Pflugschar ihm ins Antlitz gegraben, die vermeinen oft, ruhig sei er gewesen von Anfang an, einer, der still seines Weges gegangen; wennschon wehmütig, so doch ergeben, die lastende Bürde, wie sie einem jeden auferlegt ist, von der kein Schütteln und Sträuben befreit, mit sich tragend.

Doch dieser Glaube ist irrig. Mühsam, schwer nur hat er sich zur Lebensruhe durchgerungen. Von seinen Anstürmen wider das Schicksal besitzen wir allerdings kein Zeugnis — er ist kein Grabbe, der in seelischen Krämpfen seine Schmerzen wild aufschreiend hervorstößt. Dazu besitzt er zu viel edlen Stolz. Wo er uns zum erstenmal auf dem gemeinsamen Wanderpfade entgegentritt, da sehen wir ihn bereits niedergedrückt, niedergebückt, einen müden Mann, zwar noch in der Vollkraft des Lebens, aber es klingt etwas im Ton seiner Stimme, das gemahnt an den Klagelaut einer zersprungenen Glocke. Es ist etwas zerbrochen in seinem Herzen.

„Die Augen sind erloschen wie die Flammen von Torpa, und das Herz ist zu Asche geworden wie die Trümmer des Schlosses.

Digitized by Google

Doch es glimmt lange fort unter der Asche von Torpa. Wer daneben steht, glaubt, es sei alles tot und ausgebrannt, denn der Sturm, der darüber hinfährt, bändigt die verborgene Kohle, die ungeahnt in der Tiefe fortglimmt. Aber wenn er sich gelegt, wenn der Rauch sich zerteilt und die stille Ruhe zurückkehrt, wenn leise, leise der Sommerhauch über die tote Stätte weht — da weckt er die schlummernde Kohle."

Dann lodert sie wohl einen Moment hell auf in trotzigem Glühen, eine Anklage und ein Weheschrei! Aber alsbald muß der leise Sommerhauch, der sie wachgerufen, wieder dem brausenden Sturme weichen. Der jagt wild über die neu auflebenden Gluten, treibt sie zurück in den Abgrund, daraus sie gestiegen, und singt ihnen sein schauervolles, trauervolles Lied zu: Wozu diese Mühen? Für wen?

Und so begegnen wir ihm zuerst. Die gebrochene Gestalt des braven, alten, doch im Herzen noch so jugendlich-frischen Magisters Timotheus schickt er uns zu und warnt uns und mahnt.

Sie ist bezeichnend für ihn, diese erste Novelle, denn in ihr ist eigentlich schon der ganze spätere Jensen vorweg enthalten. Überall offenbart sich darin sein tiefes, warmes Menschheitsempfinden, dem das Bedauern, die Schwermut, am Elend der Welt nichts ändern zu können, die Krone aufs Haupt drücken. Ein einfacher Reif vorläufig, gestaltet sie sich im Laufe der Jahre zum edelsteingeschmückten Diadem: hellstrahlend leuchtet als schönster Zierat darinnen ein reiner, ungetrübter Humor. Nicht Witz, nicht Geistreichelei findet sich bei Jensen, dazu ist er zu schwer und zu erdenkräftig; und das Leben ist ihm immer zu ernst gewesen, um mit einem Bonmot abgetan zu werden. In seiner innersten Natur liegt sein befreiendes Lachen begründet; natürlich ist's, daß dies sich erst dem älteren Manne mitgeteilt — eine Spätfrucht, darum aber nur um so wohlschmeckender.

„Auf der Gauerbenburg", „Die Erbin von Helmstede" und vor allem „Luv und Lee" legen reiches Zeugnis davon ab, zu welcher Höhe der Dichter allmählich emporgestiegen ist.

Und noch etwas liegt bereits im Keime verborgen in dieser Erstlingsnovelle Wilhelm Jensens: eine grenzenlose Liebe und Hinneigung zur Natur, ein inniges Vertiefen in ihre Schönheiten und Schrecknisse, in ihre neckischen Sommernachtszauber und winterlichen Eulenspiegeleien. Unablässig ist er bestrebt gewesen, ihr zuzusehen, zuzuhören, dieser größten Lehrmeisterin des Poeten. Und auf alles hat er gelauscht, und alles hat er ihr abgerungen; eigentlich unerreicht steht er heute da als Schilderer von Naturstimmungen; es ist keiner, der sich darin mit ihm zu messen vermöchte.

Wenige nur beherrschen die Sprache in ähnlich oder gleich virtuoser Weise. Er ist nie um tiefe Gedanken verlegen gewesen; wo die Durchschnittsbegabung aufhört, fängt er an. Und dennoch — so seltsam es klingt — zeigt sein Schaffen ein dauerndes Fortschreiten und Höherklimmen. So unmöglich es ist, die stattliche Reihe von Bänden, die uns der nimmermüde Dichter im Laufe seines arbeitsreichen Lebens geschenkt, hier erschöpfend oder auch nur annähernd vollständig zur Darstellung zu bringen, so wenig ist dies die Absicht vorliegender Zeilen. Von aufrichtiger Liebe eingegeben, sollen sie ein Wahrzeichen innigen Dankes sein für zahllose reiche Erquickungen in dieses Lebens düsteren Nebeltagen. Anregend sollen sie wirken, daß die köstlichen Perlen deutscher Erzählerkunst Eigentum des gesamten deutschen Volkes werden und die Liebe und herzliche Verehrung für Wilhelm Jensen eine allgemeine Empfindung.

* * *

Den Reigen der Jensenschen Meisterwerke eröffnete 1872 der erste Band des Novellenzyklus „Nordlicht", jene eigenartige, durchweg von lautester Poesie eingegebene Erzählung „Karin von Schweden". Wie ein lyrisches Gedicht mutet die Geschichte Katarina Stenbocks an; inmitten der wilden Greuel des blutdürstigen, genußlüsternen Christians des Bösen, der verzweiflungsvollen Befreiungskämpfe Gustav Wasas ragt die herbe Mädchenschönheit Karins empor. Glühende Liebe zur Heimat, lodernder Haß gegen deren räuberische Unterdrücker beseelen die Jungfrau. Sie wendet sich ab von ihrem Verlobten, Gustav Rosen: „Zwischen ihm und mir liegt ein Abgrund wie der Trollhätta zwischen diesem Ufer und jenem. Mein Herz gehört dem nicht mehr, der Schweden verriet. Die Hand ist frei, und sie gehört

Digitized by Google

dem, der zwei Dinge vollbringt." Gustav Wasa rettet Karins blinde Mutter, er befreit Schweden — die Bedingungen des stolzen Mädchens sind erfüllt. Sie wird das Weib Gustav Wasas, wird Schwedens Königin. Und Gustav Rosen? Das väterliche Blut in ihm hat über das von der Mutter überkommene dänische gesiegt, die Schuld ist gesühnt, Hoffnung im Herzen kehrt er zurück – rechtzeitig genug zur Hochzeit der ihm einstmals Anverlobten. Hat Karin ihn vergessen und mit ihm die Erinnerung gemeinsam verlebter Jugendtage? Im Traum öffnet sie die Lippen: „König Gustav lieb' ich gewißlich sehr, doch Gustav Rosen vergesse ich nimmermehr — —" „Nimmermehr — die Wellen des Mälar haben es vernommen und murmeln es weiter. Und der Hjelmarsee trägt es über die unabsehbaren Wasser des Venersees und hinaus durch die Felsentore, die der grüne Fluß durchschießt — dann kommen die Fälle von Trollhätta —" „Was ist Glück und Leid des einzelnen in der großen Flut, welche die Jahrhunderte, welche die Jahrtausende heraufrauschten und wieder mit sich fortrafften? Wessen Stimme erklang an diesem Steine, ehe die Riesenbäume, die im Abendwind die Wipfel schütteln, mit dünnen Fäden Wurzeln in die Erde schlugen? Nicht zur Freude ist das Leben geschaffen, zur Wahl nicht, sondern zur Pflicht. Anderen zu nützen und dem Guten zu dienen, auch wo es Kampf und Überwindung gilt" — das ist das große Leitmotiv dieses Gedichtes in Prosa!

Der schwere Ernst, der in „Karin von Schweden" vorherrscht, der dieses Werk geradezu als dichterische Verherrlichung des kategorischen Imperativs erscheinen läßt, wandelt sich allmählich in Düsterkeit, die sich bis zur Verzweiflung am Leben steigert. Eine Einleitung und ein Vorspiel führt „Karin von Schweden" hinüber zu dem gewaltigen „Buch aus der Geschichte Frankreichs", zu „Nirwana". Hier hat Jensen seine philosophische Überzeugung niedergelegt, und wenn er später, reifer und älter werdend, ein Lächeln erst und dann das frohe Kinderlachen wiedergefunden und mit goldenem Humor sich die Last des drückenden Menschseins zu erleichtern gelernt hat: es ist seine Grundanschauung geblieben, daß es am besten sei, hinabzusinken „in das uralte Märchen, das älteste der Menschheit, den großen Strom — das schaurig-süße Wasser des Vergessens, das die ganze Erde umkreist. Nirwana heißt es das älteste Volk dieser Erde — das leidlose Nichts — und sagt, das einzige Glück sei's, in seinen Schoß zurückzutauchen."

Den äußeren Vorwurf für die Einkleidung der das Ganze beherrschenden Idee fand der Dichter in dem Weltbrand der französischen Revolution, die anfangs wie ein schwüles Gewitter über den Häuptern hängt und in ihrem schließlichen Ausbruch alles verschlingt, gleichviel, ob es gut oder schlecht, tugendhaft oder gemein, gläubig oder ungläubig. Eine erschütternde Tragödie, die keiner Hoffnung mehr Raum läßt, drängt die Erzählung vorwärts als das Ergebnis tiefsten Denkens und langen Forschens über das Wesen der Welt, als das Ergebnis zugleich vollendeter Künstlerkraft. Der Mensch Jensen spricht in diesem Buche; nicht von seinen äußeren Begegnungen, aber von seiner inneren Erfahrung.

Furchtbar greift die Revolution um sich, innen im verborgenen Herzen, draußen im Lärmen der Welt. Diana von Hautefort hat die Wahrheit erkannt, aber sie verzweifelt an der Kraft, sie zu tragen: „Woher den zwecklosen, vermessenen, wahnsinnigen Mut, den ungeheuren Kampf weiterzuführen? Glaubst du, daß dein Herz doch noch zur Posaune wird, deinen Sieg zu künden? Armes Ding, was bist du? Ein rollender Stein, der in die Tiefe muß, wenn die unsichtbare Hand ihn berührt."

Grausam hat ihr der alte Jesuitenpfarrer Matthieu Guéraud die Illusionen der Kindheit zerstört; sie schluchzt auf unter der Gewalt der Erkenntnis. Aber es ist nicht alles in Trümmer gesunken, und hinter dem Staub, den die zerfallenen Schlösser himmlischer Glückseligkeit aufgewirbelt, dämmert eine neue, herrlichere Sonne herauf, ein Licht, das ewig sein wird, wie es ewig war, wenn's auch die Zeiten bisweilen verdunkeln: „Im Himmel ist der Gott der Liebe in ein uranfängliches, ewiges Nichts zerronnen, und doch war er von Anbeginn und wird bis zum Ende sein. Keine Schranke scheidet, und kein Betrug maßt sich Gewalt an. Laß uns wie die Kinder beten: Das Reich der Liebe komme zu uns!" Doch noch ist die Stunde nicht reif für den hell schimmernden Strahlenglanz, wild heult der Sturm durch das Land, jagt die Wolken scharenweis vor sich her, immer noch ragen Pfeiler, die zu stürzen er sich vorgenommen. Auch die letzten Säulen werden erschüttert.

Digitized by Google

Wilhelm Jensen.

ſie geraten ins Schwanken; keinem Bau der Zukunft werden ſie Halt und Stütze mehr verleihen, ein letzter Anlauf des Sturmes, und auch ſie ſinken gleich den übrigen. Ferner iſt die Sonne als je, Diana von Hautefort behält recht mit dem Zweifel an die Kraft, die neue Ordnung der Dinge zu tragen. Alles ſtürzt zuſammen, alles unter ſich begrabend. Mit dem Glauben aber an die Liebe, der an ihr in letzter Stunde ſich erfüllt, ſcheidet Diana aus dem Leben. Urbain, dem ſie ſelber ſich anverlobt, tötet ſie und ſich, der Wut des entfeſſelten Pöbels zu entfliehen. Furchtbar bricht das Gericht herein, furchtbar iſt die Abrechnung jahrhundertelanger unſäglicher Greuel, furchtbar bewahrheitet ſich, was der Leichtſinn mit ſcherzender Lippe geſagt: „Après nous le déluge“.

Das ewige Nirwana nimmt ſie alle auf, die Schuldbeladenen wie die, welche das Gute gewollt. Dieſen wird heute die Erkenntnis des großen und ewigen Umſonſt, jenen, die augenblicklich die Macht in den Händen halten, wird die Zukunft ſie lehren. Wolkenverhängt, düſter iſt der Horizont, durch den Rauch her zittert bang ein Schimmer, ein Abglanz der erlöſenden Liebe. Durch ſie nur wird das Leben möglich, durch ſie nur erträglich; aber auch die Liebe ſcheint erſchüttert, ſcheint tot.

Sieben Jahre waren ſeit dem Erſcheinen des gewaltigen „Nirwana“ verſtrichen, als 1887 die „Pfeifer vom Duſenbach“ in die Welt wanderten. Zahlreiche Novellen und Gedichte, namentlich die prächtigen Terzinen „Um meines Lebens Mittag“ und das reizende romantiſche Gedicht „Holzwegtraum“ leiten von „Karin von Schweden“ über „Nirwana“ hin zu den „Pfeifern“, die eine neue Entwicklungsſtufe in dem Werden und Wach-

Digitized by Google

sen Jensens bezeichnen. Wieder rollt er mit kühnem Griff ein historisches Gemälde auf, die Zeit Karls des Kühnen wird heraufbeschworen. Der Streit der Städte untereinander, die Unschlüssigkeit von Kaiser und Reich, die Zwistigkeiten der Gegner des Burgunders bilden den Untergrund, auf dem sich lieblich und doch bis ins einzelne festgefügt die Geschichte des armen Buben Guy Loder aufbaut. Zwischen den Bergen sitzt er, von den Schafen umgeben, neugierigen Auges ausschauend in die Ferne. Hinüber nach der Burg Egisheim schweift sein Blick, nicht ahnend, was die Zukunft ihm dort noch enthüllen wird. Er steigt hinunter ins Tal, als Spielmann durchstreift er die Lande; eine Laune Karls des Kühnen macht ihn zum Junker, schließlich zum Ritter. In der Todesstunde Bertulfs von Egisheim erfährt er die Wahrheit über sich und seine Herkunft. Was kann aber der Vater ihm bedeuten, den er verliert, als er ihn findet, den er nicht gekannt und nie geliebt, gegenüber Erlinde? „Glaubst du, ich wüßte nicht, warum dein Arm tapfer und dein Herz mutig ist? Man ist's nur um drei Dinge: für den Ruhm, für ein Königreich oder für ein Weib. Die Flamme in deinem Gesicht redet, wofür du's bist. Spiele mich in Schlaf, glücklicher Knabe! Die beiden Erdendinge machen müde; du kannst wachen, denn deine Brust hat Himmelsglut. Laß dein Herz meines zur Ruhe bringen," so hatte in richtiger Erkenntnis Karl der Kühne zu ihm geredet. Nun ist auch der Herzog tot, mit ihm sein Königstraum; der Heldenkampf hat beide verschlungen. Keine Verpflichtung mehr zwingt Guy zu neuem Aufbruch in Schlacht und Verderben; ein friedliches Glück erblüht ihm und Erlinden aus den Ruinen der alten, verfallenen Väterburg.

Was den „Dusenbachpfeifern" im Vergleich mit den voraufgehenden Schriften, namentlich „Nirwana", an gedanklicher Tiefgründigkeit mangelt, das hat die Dichtung künstlerisch gewonnen. Nicht mehr das kalte, erbarmungslose „Du sollst!", nicht mehr die ewige Menschheitsklage „Alles ist eitel!" tönt kühl anschauernd durch die weichen Melodien. Der Dichter hat sich mit dem Leben abgefunden; er hat sich bescheiden gelernt: „Zur Lebensruhe rang ich mich hindurch," bekennt er später einmal. Nun kann er sich ganz hingeben; jetzt spricht nur sein goldenes Herz. Alles Grübeln hat er beiseite gelassen. In herrlichster Weise kommt diese Wandlung in der Gestalt der stummen, halb blöden Bettane zum Ausdruck; eine grandiose poetische Verklärung leiblichen Unglücks ist damit geschaffen. Die Seele dieses Kindes ist unbeschreiblich sanft und zart. Ein Meisterwerk psychologischer Schilderung hat der Dichter in dieser Figur gegeben. Hier zeigt sich die hervorragendste Begabung Jensens zum erstenmal in vollem Umfange und hellstem Lichte. Im späteren Verlauf seiner Entwicklung hat er es darin zur höchsten Fertigkeit gebracht; Jensen ist einer der feinsten Psychologen unter den deutschen Dichtern, und — was nicht genug betont werden kann — er verfällt dabei niemals ins Krankhafte, Nervöse, in das Dekadent-Moderne.

Diese Liebe auch zum Kleinsten, dieses innige Sichvertiefen in die Geheimnisse der Natur, in die Rätsel des Menschenherzens kommt in gleich trefflicher Weise zum Ausdruck in dem dreibändigen Zyklus historischer Erzählungen „Aus den Tagen der Hansa", 1885 zuerst erschienen. Durch drei Jahrhunderte verfolgt der Dichter die Geschicke und die Geschichte einer niedersächsischen Familie. Lübeck, Jensens zweite Jugendheimat, steht im Mittelpunkte des Interesses; die Hinneigung zu der alten Hansastadt, die er sich zeitlebens bewahrt, hat ihm dieses Werk eingegeben. Die Erzählungen gleichen zarten, kostbaren Geweben; immer mehr drängt sich bei der Lektüre das Gefühl auf, man habe es bei Jensen mit einem aufs epische Gebiet verschlagenen Lyriker zu tun. Und doch, wie weit entfernt ist er vom bloßen lyrischen Gefühlsüberschwang! Wie weiß er die Gestalten zu bannen und festzuhalten! Alle Charaktere sind scharf umrissen und bis ins kleinste begründet. Perlen der Darstellungskunst sind wie immer seine Mädchenporträts; er hat tiefe Einblicke getan in das Werden und Wesen der „Sphynx" Weib. Er vermag den oft sich widersprechenden, oft unglaublich scheinenden gegensätzlichen Anschauungen und Handlungen der Frauenseele überallhin zu folgen.

Der erste Teil „Dietwald Wernerkin" bringt dieses jungen Mannes Liebe zu Elisabeth von Holstein zur Darstellung. Das Machtgebot politischer Notwendigkeiten verhindert ihre Vereinigung; Elisabeth wird Königin von Norwegen. Dietwald selbst hat

Digitized by Google

unwissentlich ihr die Werbung Hakons überbracht, er selbst vermählt sie, der Sitte der Zeit gemäß, mit dem Stellvertreter des norwegischen Herrschers, er selbst soll sie ihrem Gemahl zuführen. Doch noch einmal leuchtet ihm die Sonne der Hoffnung, die Geliebte sein eigen zu nennen; der unberechenbare Waldemar Atterdag von Dänemark schenkt ihm seine Gunst und erklärt die Ehe Elisabeths für ungültig: „Ich stelle Euch die Wahl, reicht hier zur Stunde in Falsterbo vor dem Altar Eurem Liebsten die Hand, oder laßt Euch von dem Erzbischof in einer Klosterzelle jungfräulich behüten.“ Doch stolz verschmäht die junge Königin Waldemars Beistand; sie will den Schwur halten, den sie Hakon von Norwegen gelobt, und begibt sich ins Kloster.

Erst im zweiten Bande, „Osmund Werneking“, bringen die Aufzeichnungen Dietwalds Aufschluß über sein weiteres Schicksal. Elisabeth ist im Kloster gestorben; er heiratet zehn Jahre nach ihrem Tode „die ehrbare Jungfrau Barbara Kalver“, die, „schon in die dreißiger Jahre vorgerückt gewesen, behutsam, verständig, gleichfalls ohne Eltern und Sippschaft, nur für andere bedacht“. Osmund, dem Enkel Dietwalds und Frau Barbaras, ist vom Großvater her das bewegliche Blut überkommen; er zieht aus, für die „dudesche Hanse“ in der Ferne zu wirken.

Hier wagt sich nun Jensen an eine derartige Verknüpfung der Fäden, die noch bis zum Ende des letzten Teils des groß angelegten Werkes hinüberreicht, daß es eine offene Frage bleibt, was bewunderungswürdiger ist, die erstaunliche Kraft der Phantasie oder das ungemein sichere Geschick, womit der Dichter die geschürzten Knoten zu lösen versteht. Die Abkömmlinge Waldemar Atterdags, die Nachkommenschaft Dietwald Wernerkins begegnen einander überall, im Norden hoch oben in Bergen wie im Osten in den Ruinen von Nowgorod. Eine Fülle reizvollster Bilder aus der Zeit der Blüte und des Niederganges, wie des endlichen Zusammenbruchs der Hansa wechselt in bunter Reihe. Der dritte Band des Werkes, „Dietwald Wernekin“, bezeugt eine gleich gründliche Kenntnis der geschichtlichen Vorfälle wie der erste. In ähnlicher Weise wie in „Nirwana“ erweist sich Jensen hier als Dichter von tiefem historischem Blick, der das Wesen der entlegenen Zeiten, die er zur Darstellung bringen will, in allen Einzelheiten erkannt hat und diese umfassend beherrscht. Aber das künstlerisch Große und Wertvolle dabei ist, daß er den Leser vergessen macht, daß Jahrhunderte zwischen ihm und den geschilderten Begebenheiten liegen. Es sind Menschen von Fleisch und Blut, die er hinstellt, die genau dieselben Empfindungen im Herzen tragen, wie wir heute noch, die von Liebe, Zorn und Haß bewegt werden, ganz, wie wir das täglich in unserer Umgebung beobachten können. Das historische Moment wird nie zur Hauptsache, sondern bildet stets nur die Umkleidung, den Rahmen. Das ist es, was Jensens Dichtungen ihren hohen künstlerischen Wert eingibt, was sie weit hinaushebt über die unzähligen historischen Erzählungen in deutscher Zunge! Und daß diese historischen Motive, die ihm zum Vorwurf gedient, auf genauestem Vertrautsein mit den Umständen, mit dem eigentlichen Wesen der vergangenen Zeiten selber beruhen und nicht an äußeren Daten haften bleiben, das wieder ist es, was diesen Dichtungen ihren hohen Kulturwert verleiht.

Gewissermaßen eine Fortsetzung zu „Nirwana“ bildet der Roman „Am Ausgang des Reiches“ (1885). Der Schauplatz ist von Frankreich auf deutschen Boden verlegt, an den Rhein; die Erzählung spielt kurze Zeit nach dem Ausbruch der französischen Revolution, in den Jahren, als sich halb Europa zusammentat, um in Paris die „alte Ordnung“ wiederherzustellen. Der landflüchtige Adel hat sich in Schwetzingen eingefunden und führt dort als Gastgenossenschaft des pfälzischen Kurfürsten ein müßiges Parasitenleben. Alles schwirrt und wirbelt durcheinander; französische Laute füllen die Luft; ein Prunkfest löst das andere ab. Düster zeigt im Hintergrunde sich das „unselige“ Philippsburg mit seinen zerfallenen Türmen und Bastionen, seinen hohläugigen Einwohnern und den beiden hungrigen Kindern, Arnulf Wendemar und Verena Schwanfeld. Wechselvoll spielt das Schicksal und launisch: dieses Kinderpaar allein findet, großgewachsen, das Glück, in Liebe vereint zu werden. Pamela, die Tochter Philipps von Orleans und der Marquise de Genlis, wird das Opfer höfischer Machenschaften, die sie einem kalten, ungeliebten Manne vermählen, der ihren Wert nicht kennt, sie nicht achtet, ja kaum beachtet. Und als die Liebe zu Edward Fitzgerald

Digitized by Google

endlich doch in ihr erwacht, verliert sie ihn. Freudlos bleibt sie allein — ein jungfräuliches Weib.

Gewaltige Perspektiven eröffnet der Dichter in diesem Werke: er gewährt intime Einblicke in das Leben eines deutschen Hofes um die Zeit von „des Reiches Ausgang". Die Ereignisse weniger Jahre nur haben ihm den Stoff geliefert; eine Welt strahlt seine Phantasie zurück. Mit erstaunlicher Kraft der Plastik sind eine Fülle der verschiedensten Charaktermasken herausgearbeitet. Die Schilderung des prunkliebenden, glatten, gewandten, im Alter noch liebestollen Karl Theodor von der Pfalz macht allein schon das Buch lesenswert.

Ganz neue Bahnen schlägt Jensen mit seinem Roman „In der Fremde" ein. Er verläßt die Geschichte und kehrt in die Gegenwart zurück. Er versucht sich einmal in der Behandlung eines modernen Stoffgebietes; zeitgemäß geredet, in der Erzählung einer „Eheirrung". Um es gleich vorauszuschicken, muß gesagt werden, daß dies Werk nicht auf der Höhe der übrigen steht, und wer den hier beschrittenen Weg einschlägt, wird den Abstand leicht bemerken. Das soll und kann für den Dichter kein Vorwurf sein; seine Begabung weist ihn auf ein anderes Feld. So bewundernswert seine Beobachtungsgabe, seine feine Charakterzeichnung, sein psychologisches Vertiefen in das Problem auch ist, es haftet der Dichtung ein unbestimmtes je ne sais quoi an, das keinen reinen Genuß aufkommen läßt. Etwas Gequältes und Gedrücktes teilt sich dem Leser fortdauernd mit; der Mangel jeglichen Humors wirkt lähmend, atemraubend. Es ist hier nicht das freie, mutige Vorwärtsschreiten, das beispielsweise noch die düstersten Kapitel in „Nirwana" erhellt und verklärt.

Herbe Tragik durchweht das Werk vom Anfang bis zum Ende. Heloise Frederking, die Tochter eines Pfarrers, ist verlobt mit Lorenz Rollenhagen, ihrem Kindheitsgespielen, den des Vaters Wille zum Prediger bestimmt hat. Sie macht die Bekanntschaft Edgars von Ravarol, der rasch in heftiger Leidenschaft für Heloise entbrennt und die ihre entfesselt. Heimlich verläßt sie am Abend vor der Hochzeit mit Lorenz das väterliche Haus, um Edgar zu folgen. Des Vaters Zorn legt sich, er gewährt ihr Verzeihung und vermählt sie selber dem Geliebten. Doch die Leidenschaft verfliegt, und nichts bleibt Heloise als ihr Kind, die kleine Madelon. Unglücklich, sehnt sie sich weg von ihrem Gatten in die Stille des Heimathauses. Da kreuzt Lorenz Rollenhagen zum andern Male ihren Weg; er, der sie immer noch liebt, hat der Theologie entsagt und der Philosophie sich zugewendet. Er entlockt ihr das Geständnis ihres Unglücks; doch möchte sie gleichwohl ihrer Gattenpflicht treu geblieben sein, wenn nicht des Kindes Tod alle Bande zerrissen. Ihr Gatte will sie gütlich nicht freigeben; so wirft sie sich scheinbar weg, um die Trennung zu erzwingen. Diesen Schritt vergibt der alte Vater nicht; er weist sie ab, verschließt ihr das Elternhaus, und sie klagt sich der Schuld an seinem Tode an, als infolge der Aufregung ein Herzschlag seinem Leben ein Ende macht. „Ich töte alles, was mich liebt," dieser Wahngedanke ergreift sie, als sie vernimmt, daß ihr Gatte im Duell geblieben. Als Lorenz Rollenhagen sie zu seinem Weibe begehrt, ohne kirchlichen und staatlichen Beistand, ist sie zu schwach, dem einzig bindenden Gesetze der Natur nachgebend, ihm zu folgen; ihr Wille ist gebrochen. Am Grabe des Vaters, als er eben zur letzten Ruhe gebettet, findet ihr freud- und ruheloses Umherirren seinen Abschluß, und sie kehrt zurück aus „der Fremde" in der Menschheit Urheimat, ins Nichts.

Aus der kalt anrührenden Atmosphäre vornehmer Gesellschaftssalons flüchtet der Dichter, zwei Jahre nachdem „In der Fremde" erschienen, hinaus in die ewige Natur; aus der Fremde kehrt er in die Heimat zurück. Freudiger kann das Thalatta! Thalatta! der zehntausend Griechen unter Xenophons Führung nicht geklungen haben beim Anblick des vom blauen Himmel überstrahlten südlichwarmen Meeres, als es Jensens Brust entquillt beim Anschauen der kalten, sturmdurchtosten Nordsee. Er liebt sie, seine friesische Heimat, um ihrer Liebe willen. Hier lebt jene stille, innere Größe, von der die Bücher der Geschichtschreiber nichts berichten, denn das Wesen der Geschichte ist lauter Lärm, ist Krieg und Mord, Verheerung und Zerstörung, Tod und Verwesung. Was den Fortschritt brachte, was fortschreiten konnte, ist gleichmäßig in Blut getaucht; was ewig war, von Urbeginn an, das blieb ewig sich gleich, hatte keine Entwicklung nötig, kein Weiterschreiten: die Liebe war die gleiche

Digitized by Google

beim Erstehen des Menschengeschlechtes, wie sie es heute noch ist. Höchste Vollendung bergend, veränderner Wandlung unzugänglich, bleibt sie sich selbst getreu, der „ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht“. Wie Ebbe und Flut immer wiederkehren, kehrt auch die Liebe zurück. Der Sturm mag sie zur Seite drängen, vernichten kann er sie nie. In der Ewigkeit des Lebens ist sie begründet, hebt seine Nichtigkeit auf und macht seine Flüchtigkeit vergessen: das ist das Rätsel der „Runensteine“, deren Inschrift zu entziffern die Menschheit sich müht.

Langsam dämmert das neunzehnte Jahrhundert herauf; Deutschland liegt zerbrochen und zertreten. Aber unberührt davon leben die Bewohner der kleinen friesischen Insel; erst als Napoleon die deutschen Länder neu verteilt, als er selbst die Verwaltung der „Provinz Holland“ übernimmt, beginnen die politischen Gewitter auch hier sich zu entladen. Fremd allem Irdischen, sieht der Pastor Remmert Meynolts gleichmütig dem Eindringen der Feinde zu, ja, der „von Gott eingesetzten Obrigkeit“ zu gehorchen, verrät er seinen Bruder, verdirbt er seinen Erzeuger. Doch vaterländische Liebe stellt sich seinem Bemühen gegenüber; die alte Walnot Utsee, ihre Dattje und Uwe Folmars sind durchglüht von ingrimmigem Haß gegen die Unterdrücker ihrer Heimat, sie setzen sich zur Wehr.

In keinem Buche tritt so die patriotische Gesinnung Wilhelm Jensens zutage wie in den „Runensteinen“. Sein reicher Geist bedenkt und beschenkt auch die, welche heute unter dem Schlagwort „Heimatkunst“ glauben eine Reform der Poesie herbeiführen zu können und dem Dichter Schranken ziehen zu müssen. Jensen kann ihnen um so eher und leichter den Wunsch erfüllen, als dieses Zugeständnis kein Aufgeben seiner persönlichen Überzeugung bedeutet, sondern ihr entspringt. Es ist ihm heiliger Ernst um die Liebe zu seiner Heimat. „Die Runensteine“ sind — wie früher „Aus den Tagen der Hansa“ — ein herrliches Wahrzeichen dafür, wie verwachsen er sich fühlt mit den Stätten, wo er groß geworden. Aber sich als deutscher Dichter zu erweisen, hätte er nicht nötig gehabt, nach diesen Stoffen zu greifen, denn: jede Zeile ist deutsch, die je seiner Feder entflossen, nicht deutsch im politischen Sinne, wohl aber in der edleren Auffassung, die dem deutschen Gemüt die Krone reicht, es in der ganzen Tiefe seiner seelischen Bedeutung erfaßt und widerspiegelt. Nur ein deutscher Dichter kann die Natur so empfinden wie er, nur ein deutscher Poet derlei Charaktere zeichnen, wie seine Schöpfungen sie ausweisen! Freilich, er ist ein Deutscher vom alten Schlage, einer derer, die von ihrer Vaterlandsliebe wenig redeten und durch die Tat ihre Gesinnung bewiesen, die nicht Feste feierten, ehe die Zeit dazu reif, und noch ehe vollbrachte Handlungen ein Recht dazu gaben. In dieser Hinsicht ist Wilhelm Jensen allerdings veraltet; schwer hat er unter der „schreckensvoll vorschreitenden Gemütsverflachung“ seines Volkes gelitten. Hätte ihn sein edler Sinn nicht davor bewahrt, er hätte wohl irre werden mögen an seinen Zeit- und Stammesgenossen.

Wer hat denn begriffen, was der Geschichtenzyklus „Aus schwerer Vergangenheit“, was die „Chiemgaunovellen“ bedeuten? Der Unverstand hat diese Werke zurückgewiesen; der Dichter hat keine Teilnahme, kein Verständnis dafür gefunden. Man war blind gegen das innere Motiv, gegen den großen, den leitenden Grundgedanken; man übersah den ursächlichen Zusammenhang, der die einzelnen Novellen verbindet. Aber, wie's oft geschieht, man betrog sich selber damit und brachte sich um einen herrlichen Genuß. Diese kurzen Erzählungen aus unseres Volkes Vergangenheit, von der Zeit des Heidentums an bis hin zum Dreißigjährigen Krieg, sind wahre Kabinettstückchen und enthüllen mehr über das Wesen der verschiedenen Zeiten als dickleibige Folianten. Der Historiker geht mit dem Künstler Hand in Hand, und einer übertrifft den anderen. Auch der Psychologe feiert Triumphe. Man muß es gelesen haben, wie Grimo zum Christentum bekehrt wird („Die Glocken von Greimharting“), wie Markwart sich den einladenden vollen Armen der Petzin entwindet („Hunnenblut“), wie Regine, um ihre Liebe betrogen, Wolf Paumgartner zu sich in den Inn hinabzieht („Aus der vergessenen Zeil'“), um die volle Bedeutung der „Chiemgaunovellen“ zu erfassen. Man muß den Geschichtenzyklus „Aus schwerer Vergangenheit“ kennen, um den tiefinneren Zusammenhang der fünf Bilder aus dem Dreißigjährigen Kriege zu verstehen. Dann auch wird's begreiflich, warum keine der Erzählungen ohne die andere bestehen kann, ja, daß sie vielmehr erst in ihrer Gesamtheit das

Digitized by Google

sind und bilden, was des Dichters Wille erstrebt: ein künstlerisches Abbild dieser ungeheuren Umwälzung, dieser weltenbewegenden Zeit, eine „Dichtung, nicht Lesestoff für die gelangweilte Neugier einer müßigen Stunde".

Es ließe sich unschwer und ohne besondere Mühe feststellen, daß, wie diese Erzählungen so Jensens Dichtungen überhaupt und sämtlich in inniger Verbindung miteinander stehen. Sie alle entspringen einer Idee, einer Weltanschauung, das ist die Überzeugung von der Flüchtigkeit und Nichtigkeit allen Lebens, von der Stetigkeit und Ewigkeit der Menschenliebe. Diese Überzeugung auszudrücken, sie künstlerisch zu gestalten und zu formen, ist Jensens Lebensaufgabe gewesen, und in keinem seiner Werke ist's ihm vollkommener gelungen als in „Luv und Lee".

Den Inhalt dieses unvergleichlichen Buches zu erzählen, wäre ein nutzloses und törichtes Unterfangen, nutzlos, weil es den nicht zum Lesen bestimmen kann, der das Werk nicht lesen will; töricht, weil es eine grandiose Schöpfung naturgemäß verkleinern müßte. Es gibt in der gesamten deutschen Literatur keine zweite Dichtung vom „verlorenen Sohn", die „Luv und Lee" sich zur Seite stellen könnte und dürfte; und es gibt unter den zahlreichen Werken Wilhelm Jensens keins, das mit diesem sich messen kann. Unglaublich bedünkt dies im Hinblick auf das, was der Dichter bereits geleistet; aber er hat dennoch das Unmöglichscheinende möglich gemacht, hat sich selbst übertroffen. Wohl durfte die Kritik von diesem Buche sagen: „Sicher ist dem Autor Schöneres, gemütlich Ergreifenderes und ethisch Förderndes noch nicht gelungen als die Schilderung des Ehepaares Tamo und Barbe Fleming."

Das ist richtig, aber es ist nicht erschöpfend. Sind es nur die beiden, Tamo und sein Weib Barbe, das abwechselnd als Frau Regenwetter oder Frau Mondschein, Frau Nebel oder Frau Morgenrot, Frau Blitzgefunkel oder Frau Himmelsblau auftritt, sind es nicht auch Alf Overbeck und seine „Schwester" Maud, die das Herz des Lesers rascher schlagen lassen? Ist da nicht Heid Wilbet, deren Venusgestalt die Sinne in Fesseln schlägt? Ist da nicht Carlos Mazeras, der, mit dem Leben abschließend, Alf das seine wiedergibt? Sind da nicht die derben, biederen, treuherzigen Schiffergestalten, der Baron Matthias von Gapendorf und der Herr von Aspern auf der „Adelskist" und die „twee Döschköpp", die, von goldenem Humor eingegeben, lebenswahrste Typen widerspiegeln? Und sollten die unerhört vereinsamt in der Literatur stehenden Naturschilderungen unerwähnt bleiben?

Wohin der Blick des Auges trifft, wohin das Ohr lauscht, es glaubt der stetig wechselnden Fülle buntester Bilder, ergreifendster Töne nicht trauen zu dürfen. Wer „Luv und Lee" in die Hand nimmt, vergißt, daß ein Buch zu ihm spricht, und meint, die ewige Natur rede zu ihm in vielerlei sich ändernden Gestalten. Hier auch zeigt es sich vornehmlich, mehr noch als sonst, daß Jensen der höchsten Forderung der Poesie nachkommt, daß er ein Dichter ist für Männer, nicht Schriftsteller für Gesellschaftspuppen, die den Gaumen kitzelnde, die Nerven reizende, „prickelnde" Kost lieben. Denen vermag auch ein Jensen nicht den Lebensernst, das Entzücken an der Natur, die barmherzige Liebe zu den Mitgeschöpfen einzuimpfen; doch die werden mit zehnfältiger Frucht bereichert davongehen, die den Keim dafür schon mit sich brachten. Väter und Lehrer, die „Luv und Lee" ungelesen lassen, sündigen wider sich selbst.

Es ist ein stilles Buch und berichtet nicht von gewaltigen Umwälzungen in der lauten Welt. Im kleinen Kreise nur spielt es, unter wenigen Menschen, aber unter echten und wahren Menschen. Es ist nichts anderes, dieses köstliche Buch, als ein einziges Lied, nicht in erhaben-wuchtendem Stil, wohl aber in jenem feierlich-milden, unsäglich wohltuenden, das müde Herz aufrichtenden Wortklang mütterlicher Rede. Lebendgewordene Natur tönt es allen und kündet den Frieden denen, die krank sind: hier werden sie ihn finden, wie der Mann ihn fand, der das Buch geschrieben. Mit „Luv und Lee" hat der Weg, den Jensen mit den „Pfeifern vom Dusenbach" eingeschlagen, sein Ende gefunden. Alle Bitterkeit ist von ihm gewichen; er hat sich schicken gelernt in die unvermeidlichen Härten des Lebens, weil sie unvermeidlich sind, und ein heimliches Lachen ist ihm geblieben für jugendlichen Ungestüm, der meint, sie in kühnem Anlauf aus der Welt schaffen zu können, und für jugendliche Torheit, die sie weinend beklagt und das Weh so nur vermehrt. Auf der gleichen Basis sind alle späteren Werke errichtet, keine Dis-

Digitized by Google

sonanz kann mehr den harmonischen Einklang trüben. Manches bedeutende Werk hat Jensen nach „Luv und Lee“ noch geschrieben, diese Höhe hat er nicht wieder erreicht, und ein unbilliger Wunsch nur könnte es fordern.

Zwei Bücher ragen aus der jüngsten Zeit besonders hervor: „Die Rosen von Hildesheim“ und „Vor drei Menschenaltern“.

In den „Rosen von Hildesheim“ kehrt der Dichter noch einmal in das ihm liebgewordene Mittelalter zurück. Er erzählt eine Geschichte aus der Zeit von der Staufer Ausgang; die Gemahlin Philipps von Schwaben, Irene von Byzanz, „die Lilie und Rose“, steht im Mittelpunkte. In wundervoller Art ist ihm auch diesmal die Schilderung der jungfräulichen Seele gelungen; mit feinster psychologischer Kunst zeigt er das Erwachen der Liebe im Herzen Ludolfs von Moringen, den tiefen Schmerz, der ihn befällt bei der Entdeckung, daß seine Liebe hoffnungslos, und sein zähes Festhalten an dieser Neigung, die ihn selbst sein angetrautes Weib vernachlässigen und vergessen läßt, bis er sich besinnt und Jutta reuig in die Arme schließt. Die Verherrlichung des menschlichen Mitgefühls hat auch in den „Rosen von Hildesheim“ wieder wahrhaft poetischen Ausdruck gefunden. Daneben sind natürlich auch dem Blick bedeutende geschichtliche Perspektiven eröffnet, so daß sich das Werk in jeder Hinsicht vollwertig seinen Vorgängern anreiht. Ein Abglanz von „Luv und Lee“ liegt noch darauf, dessen leuchtende Sonne schimmert noch herüber und verleiht ihm besonderen Zauber.

Ins „holsteinische Land“, die eigentliche Jugendheimat Jensens, führt „Vor drei Menschenaltern“:

Ein stilles Buch. Mit leiser Stimme spricht's,
Gleichwie der Abglanz roten Abendlichts
Auf einem Gruftgedenkmal leis verblaßt.
Den Urnenstein mit ihrem Arm umfaßt
Hält eine Frau'ngestalt in stummem Sehnen:
Des Lebens Wehmut, lächelnd unter Tränen.

Diese Verse, die der Dichter dem Buche voransetzt, sprechen in kurzen Worten seinen Inhalt aus. Es ist abermals eine hoffnungslose Liebe, deren Geschichte und Geschicke der Dichter hier mitteilt; der Abstand zwischen dem jungen Kandidaten Folkrad Morhoff und der Komtesse Ina von Waltersdorff ist zu groß, und das uralte Märchen von den zwei Königskindern wird wieder einmal neu.

Aber darin, wie es neu wird, liegt des Buches Bedeutung. Ergreifend klingt es aus, wie die beiden alt und grau gewordenen, durch das Leben weit voneinander getrennten Menschen sich am Ende ihrer Tage noch einmal gegenüberstehen, wie die Erinnerung an Vergangenes sie von neuem jung macht. Denn — und das ist das köstliche Wesen ihrer Gefühlswelt — sie sind beide allein geblieben seit jenem Frühlingstag, der sie zusammenführte, nur um sie zu trennen; sie haben einander gehört, obgleich keines von dem anderen wußte.

Mit „Luv und Lee“ hatte Jensen seinem großen Lebenswerke den Schlußstein eingefügt, hatte die Pyramide ihre Spitze erhalten. Was danach kam, waren Ausschmückungen und herrliche Zierate am Außenbau; an seiner Gestalt vermochten sie nichts mehr zu ändern. Das wird auch für die Zukunft Geltung behalten. Es ist nicht anzunehmen, daß der Mund des Siebzigjährigen verstummt, allzu voll ist ihm noch das jugendliche Herz, das dem Ansturm der Jahre getrotzt und mit unverminderter Wärme heute noch schlägt wie vor vierzig Jahren. Ja, seine Wärme hat zugenommen mit dem vorschreitenden Alter und hat es in wundervoller Weise verstanden, in reichstem Maße mitzuteilen. Noch manches schöne und feine Werk wird Jensen der Welt schenken, wie er ihr Unendliches bereits gegeben hat. — —

Es müßte verwunderlich scheinen, wäre der lyrische Schmelz, womit die Romane und Erzählungen Wilhelm Jensens durchweg so reich begabt sind, und wodurch sie ihr eigentümliches charakteristisches Gepräge erhalten, nicht auch besonders herausgetreten, und hätte er sich nicht zu selbständigen Versgebilden kristallisiert. Wäre dies nicht geschehen, so würde sich der Literarhistoriker vor ein psychologisches Rätsel gestellt sehen, und der Versuch, dessen Lösung zu finden, dürfte ihn zweifellos ein wenig mit Bangigkeit erfüllen und ihm einige Kopfschmerzen verursachen. Aber der Dichter von „Nirwana“ und „Luv und Lee“ versetzt niemanden in solch peinliche Zwangslage mühseliger Gedankenarbeit, denn die Lyrik seiner Werke hat sich wirklich der epischen Zutaten entkleidet, des hemmenden Beiwerks befreit und zu wahrhaften Kristallen verdichtet. Und dennoch sind's keine Kristalle: sie haben nur den Glanz mit ihnen gemein, das Abgeschliffene und Klare der Gestalt; aber

Digitized by Google

das Feuer, das ihnen entstrahlt, ist kein von außen erborgtes, sondern ein inneres, von des Herzens Wärme verliehen. Was von allen Schöpfungen Jensens gilt, behält auch für seine lyrischen Dichtungen vollkommene Richtigkeit: aus seinem eigenen bewegten Innern sind sie gequollen, reifer künstlerischer Verstand hat sie in Formen gebracht.

„Vom Morgen zum Abend" hat Jensen das Buch genannt, darin er seine Verse zusammengestellt, eine Perle neben die andere gereiht hat, jene Sammlung, von der Karl Emil Franzos sagen durfte: „Ja, das ist ein Buch! Bliebe es ungelesen, wir alle hätten uns dessen zu schämen!" Da ist nichts Totes, kein Bücherstaub, da sind keine verstiegenen Versschnörkeleien, da ist Leben und Herzschlag!

Das Schwanken des Jünglings, das Erstarken des Mannes, das ruhige Lächeln des sieghaften Greises zittert, singt und tönt in hundert verschiedenen Weisen. Der grübelnde Mensch sinnt des Lebens Rätseln nach, er unterredet sich mit der Natur. Aus jedem Steine und jedem Wasser, aus jedem Kelche und jeder Blüte, aus den Wolken und aus den Gestirnen liest er ihre ewige Offenbarung. Die Heimat zu verteidigen, zieht der Krieger ins Feld, dem Lande getreu, dessen Sprache die seine. Zu seinen Freunden spricht der Mann und zu seinem Weibe, dem treuesten Freunde; ihm gilt sein Dank, von innerster Empfindung bewegt zittern die Worte. Stolz und doch mit heimlicher Wehmut im Auge blickt der Vater auf seine Kinder, und eine Träne schmückt ihm die Wimper, als sie, groß geworden, ihn verlassen. — So zeigt sich das Werden und Wesen des Dichters hier im ganzen, zusammenhängend, wie in den epischen Werken es im einzelnen getan. Jede Strophe, jeder Vers, jedes Wort bringt ihn dem Herzen des Lesers näher, diesen prächtigen Greis im Silberhaar, diesen seltenen Menschen in des Wortes edelster, schönster Bedeutung!

„An dem Erfolge dieses Buches wird man die Kulturhöhe des deutschen Volkes erkennen", schrieb Ernst Ziel beim ersten Erscheinen der Gedichtsammlung „Vom Morgen zum Abend". Diesen Ausspruch in aller Gedächtnis zurückzurufen, darauf allein kommt es an. Es gilt eine Ehrenschuld wettzumachen gegenüber Wilhelm Jensen. Es ist beschämend für das Volk der „Dichter und Denker", daß es seine Dichter immer noch erst nach ihrem Tode anerkennt, oder daß sie doch erst das siebzigste Lebensjahr erreicht haben müssen, ehe die allgemeine Liebe sich ihnen zuwendet. Unschwer ließe sich beweisen, wie diese schmachvolle Tatsache, die an Grausamkeit einer Folterqual gleichkommt, bis auf den heutigen Tag fortdauert. Und dennoch ist's besser, der Dank und die Liebe treffen den Siebzigjährigen als den Toten, den der Gruftstein schon deckt. Darum darf der 15. Februar 1907 nicht still und unbeachtet vorübergehen; laut und weithin sei es verkündet, was er für die deutsche Dichtung, für das deutsche Volk bedeutet!

Herbstdämmerung

Von Wilhelm Jensen

Ein trübes Dämmerlicht beginnt,
Die Hand hält an vom Schreiben;
Mit Blättern draußen jagt der Wind,
Und Regen klirrt an die Scheiben.

So saß ich einstmals auch als Kind
Und sah die Blätter treiben —
Mir ist, als ob es die gleichen sind —
Und Regen schlug an die Scheiben.

Es treibt sein ewiges Spiel der Wind;
Wie lang' werd' ich noch bleiben?
Der Pendel tickt, die Stunde rinnt,
Und Regen klirrt an die Scheiben.

(Aus Jensens Gedichtsammlung „Vom Morgen zum Abend". Zweite vermehrte Auflage. 1907. Leipzig, B. Elischers Nachf.)

Digitized by Google

Pirol und Pirola

Eine Sonnenwendmäre von Wilhelm Jensen

Nun ging der Vorsommer zum Ende, wollte ein wirklicher Sommer werden. Er hatte sich nach dem Herkommen langsam aus einem schmächtigen deutschen Frühlingsknaben entwickelt, oft von üblen Heimsuchungen befallen, die sein Wachstum zurückgehalten, fast als werde er nie weiter aufwärts gelangen. Aber allmählich war er unter der Obhut seiner alten Mutter, der Sonne, doch zu Kräften gekommen, und jetzt merkte man ihm seine kränkliche Vergangenheit nicht mehr an. Vielmehr stand er hochwüchsig und jugendfrisch da, gab dem ihm angeborenen Triebe zu freudiger Heiterkeit nach, schmückte frohgemut sich täglich reicher mit grünen Laubgewinden und hellfarbigen Blumenkränzen. Allerorten waren die Menschen voll mit ihm zufrieden, lobten ihn und prophezeiten, aus dem schönen Jüngling werde ein prächtiger Mann werden, sich noch für späte Zeiten ein rühmliches Angedenken zu hinterlassen.

Eine gewisse Ähnlichkeit mit ihm ließ sich an Meinhart Erlenholz herausfinden, wenigstens manches in einen Vergleich ziehen. Er war ebenfalls ein schwächlich, lang zurückgebliebener Knabe gewesen, durch seine zarte Gesundheit oft Besorgnis einflößend. Doch als Abkomme eines kräftigen Geschlechts trug er gute ererbte Überlieferung leiblicher und geistiger Art in sich, und gleicherweise befand er sich in überaus günstigen äußeren Verhältnissen. So konnte die Fürsorglichkeit der Eltern, mit denen ihn innige, wechselseitige Liebe verband, ihm zum Überwinden der Gefährdungen durch seine Kindheitsjahre verhelfen, ihn langsam zum Nachholen an Wachstum und Kräften emporbringen. Vor kühler Luft indes ward er stets achtsam behütet, durfte in den Abendwind nicht hinaus, sondern mußte sich begnügen, durchs Fenster ins Freie zu blicken. Vor seinem väterlichen Hause standen ein paar alte Lindenbäume, hinter denen sich ein offener Platz hinzog; wenn die Dämmerung herankam, versammelten sich auf dem Platz kleine Mädchen aus der Nachbarschaft, tanzten einen Ringelreihen und sangen ein Reimlied dazu. Dann saß er am Fenster, sah unter dem Gezweig der Linde nach ihnen hinüber, hörte den Stimmen zu, und das machte ihn traurig, obwohl er keinen Grund dafür wußte, denn Sehnsucht, dort mitzuspielen, ward nicht in ihm wach. Doch ein Gefühl kam über ihn, als seien die Dämmerung und die Traurigkeit Geschwister, die miteinander Hand in Hand gingen, und dagegen half nicht, daß der Gesang der kleinen Mädchen fröhlich klang, sondern das vermehrte ihm noch die Trübnis. Besonders, als er einmal von seinem Vater gehört, was sie da sängen, sei ein uraltes Reimlied, das ihre Vorgängerinnen wohl schon vor einem halben Jahrtausend und länger hier ebenso beim Spiel im Dämmerlicht gesungen hätten.

Gemach aber festigte sich seine Gesundheit, er sollte sich nach dem Rat des Arztes jetzt möglichst viel in freier Luft aufhalten und durfte allein in die schöne Hügel- und Waldumgebung der Stadt hinaus. Hier fand er eine Freundin, für die er lange keinen Namen wußte, bis ihm einmal zu Gehör kam, man nenne sie die Natur. Doch vorher schon war er ihr eng vertraut geworden; mit ihr zusammen zu sein, machte ihn glücklich und fröhlich, und sie erschuf ihm die Welt zu einem freudigen Märchen. Das Grün der Wälder und Wiesen, die goldenen Ährenfelder waren ihr Kleid, im Gesang der Vögel hörte er ihre Stimme, und aus dem Winde rührte ihr Atem ihn an. Er suchte sie auf, wenn die erste Tagesfrühe im Osten vom Himmelsrand wie blauer Stahl emporstieg, sah die Sterne vor dem Morgenrot verbleichen und wegschwinden; im heißen Schweigen des Mittags streckte er sich unter schattendes Gezweig hin, und weiße Wolken türmten sich im Blau glanzblendend wie riesenhafte Schneegipfel vor ihm auf; beim Herannahen des Abends überbreitete ein leichter Duftschleier die Fernen, als ob er ein Geheimnis unter sich verhülle, im Laubwerk hob ein Summen

Digitized by Google

und Rauschen an, und ein seltsames Schauergefühl überrann daraus den im Zwielicht Heimkehrenden. Gleich dem Frühling hing er mit Liebe an jeder Blume, auch der unscheinbarsten; der im Windhauch flimmernde Halm redete zu ihm in einer lautlosen Sprache. Seinem Gesicht prägte sich die Verschiedenartigkeit der Pflanzen ein, er wußte alle zu unterscheiden, doch nur wenige zu benennen; das ließ ihn nach Büchern trachten, Kenntnis von ihren Namen zu erlangen, gleicherweise auch von denen der ebenso mannigfaltig sich lebend dazwischen bewegenden Tierwelt. Alles aber, Bäume, Blüten, Falter und Vögel, Sterne und Wolken bildeten für ihn das unermeßliche, von unzählbaren Schmuckstücken funkelnde Kleid seiner großen Freundin, die durch jene zu seiner Seele sprach. Manchmal wollte es ihn bedünken, ihr eigentlicher Name sei wohl „die Sonne", denn die war von allem das schönste, alles Leben regte sich in ihr am freudigsten, und er nahm ihre Goldstrahlen nicht nur mit den Augen gewahr, sie drangen ihm auch, wie mit einer Wunderkraft ihn durchfließend, bis ins Innerste hinein.

Förderlich für sein Fortschreiten auf dem Gymnasium erwies sich indes diese Freundschaft nicht, vielmehr — und darin ähnelte er dem zu Kräften gelangten Frühling nicht, daß von ihm erwartet wurde, er werde sich zur Hinterlassung eines rühmlichen Angedenkens weiter entwickeln — blieb er in manchem hinter seinen Mitschülern zurück. Im Gegenteil zuckten die Lehrer nicht nur über seine Leistungen, auch über seine Fähigkeiten bedenklich mit der Schulter; für einen höheren gelehrten Beruf werde er nicht brauchbar werden, tue am besten, ein Geschäft, etwa das eines Gärtners oder Försters, zu erlernen. Die Zukunft eines für griechische Grammatik und Mathematik merkbar gleicherweise Unbegabten beließ sie im übrigen höchst gleichgültig, nur der Konrektor Lossius, der seinem Vater befreundet war, meinte es auch mit ihm freundschaftlich gut und berief ihn einmal als Sekundaner unter vier Augen zu sich, um ihm zu seinem Besten einen mahnenden Vorhalt zu machen. Er gab den deutschen Unterricht in der Sekunda und war ein Mann von feinerem Gemütssinn und Verständnis, der einzige Lehrer, an dem Meinhart mit einer Herzenszuneigung hing. Freundlich und tröstlich sprach er zu diesem: „Die Dinge der Natur, für die du dich besonders interessierst, sind ja schön, und es ist gewiß auch schätzbar, Kenntnisse von ihnen zu besitzen. Aber sie halten dich zu sehr davon ab, dir das Wissen anzueignen, dessen du notwendig zu einem Lebensberufe bedarfst. Deshalb mußt du dich ihnen nicht derartig hingeben, deine Kräfte ernsthafter und fleißiger auf die Aufgaben verwenden, die dir von der Schule gestellt werden. Das steht in deinem Können, wenn du dich nur selbst zum Wollen nötigst; meine Kollegen halten dich für zu unbegabt, doch teile ich ihre Meinung nicht, sondern glaube, daß du durch feste Willensanspannung imstande sein wirst, auch deinen Mängeln im Griechischen und der Mathematik abzuhelfen. Zuversicht darauf flößen mir deine deutschen Aufsätze ein, die eher das Gegenteil von geistiger Unfähigkeit kundtun. Gib dir in jenen beiden Fächern fortan nur die gleiche sorgliche Mühe wie bei den Aufsätzen, und du wirst sehen, daß es dir bald gelingt, auch das bisher Versäumte noch nachzuholen." Wohlwollende innerliche Anteilnahme klang aus den Worten des alten Konrektors; der Ermahnte stand unfähig, etwas Bejahendes darauf zu erwidern; ihm kam nur ohne Wissen vom Munde: „Das täte ich gern — wollte es gewiß, Herr Professor — aber Mühe habe ich mir auch bei den Aufsätzen nie gegeben." — „Was willst du damit sagen?" fragte der Alte; „sie kommen doch nicht von selbst so auf das Papier, sondern erst durch dein Nachdenken." — Dazu indes schüttelte Meinhart leise den Kopf und versetzte befangen: „Nein — Lob verdiene ich nicht dafür — schreibe nur, was mir gerade einfällt — und das kann mir bei der Mathematik und der griechischen Grammatik nicht helfen, wenn ich auch noch so sehr will."

Der gute Konrektor wußte darauf zunächst keine rechte Antwort als: „Du bist ein sonderbarer Junge, mit dem Lehrer es freilich nicht leicht haben." Danach jedoch wiederholte er eindringlich seine Ratschläge und schloß das Gespräch mit der Äußerung: „Gut ist's jedenfalls für dich, daß du einen so vermöglichen Vater hast, aber ich hoffe, du wirst dich nicht damit zufriedengeben, ein nutzloses Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden, sondern mehr und mehr zur Erkenntnis kommen, daß du dir durch eigene verdienstliche Leistungen in einem Be-

Digitized by Google

ruf die Berechtigung zum Leben selbst erwerben mußt." Das begegnete dem gleichen Gefühl und Wunsch im Innern des Knaben, und fortan „gab er sich Mühe", in die Dinge, für die ihm Begabung und Interesse abgingen, besser einzudringen, sie zu begreifen und zu lernen. Auch mit einigem Erfolg, doch nur so weit, daß er sich notdürftig durch die Klassen weiterschob; seine Verstandesanstrengung und Aufmerksamkeit besaßen eine rastlos tätige Gegnerin in einer Einbildungskraft, die sein Denken wider Willen von den Unterrichtsgegenständen bald hierhin, bald dorthin abberief, ihn in der Schulstube wie bei der Hausarbeit zu seiner schönen Freundin in Wald und Feld hinausversetzte. Obgleich er meistens für sich allein ging und am verschiedenartigen Betreiben seiner Mitschüler nur wenig teilnahm, ward er von ihnen doch nicht mißliebig oder geringschätzig angesehen. Sein Wesen hatte weder Verkümmertes noch Abweisendes, war nur von anderer Art als das ihrige; von seinem Gesicht ging etwas aus, für das einmal einer den Ausdruck gefunden, es erinnere an einen Frühlingstag, der zum erstenmal nach langem Wintergrau wieder ein Stück blauen Himmels durch die Wolken hervorkommen lasse; das Gleichnis war wohl von der Farbe seiner über das Gewöhnliche großen Augen veranlaßt worden. Wahrscheinlich entstammte auch der Name, den die Genossen ihm schon in früher Knabenzeit beigelegt, der goldblonden Farbe seines Haares, denn sie hatten ihn „Pirol" benannt und beharrten dabei fort, obwohl jenes im Weitergang der Jahre nicht mehr so mit dem sonnenhaften Gefiederglanz des Vogels wetteiferte. Er war derartig an den allmählich auch von seinen Eltern übernommenen Namen gewöhnt, daß ihm dieser vertrauter als sein wirklicher im Ohr klang und seinem Gefühl sich daraus die Vorstellung eines noch besonderen Zusammenhanges zwischen ihm und der „Goldamsel" gestaltet hatte; wo der Pirol seinen melodisch sanften Ruf ertönen ließ, empfand er sich damit von der Stimme eines unsichtbaren Freundes angesprochen. Solche einbildnerischen Seltsamkeiten nahmen die anderen, wenn etwas davon zutage kam, als ein wunderlich kinderhaft verbliebenes Zubehör seiner Sonderart in den Kauf; einmal aber konnten sie sich doch nicht enthalten, lauttönig über ihn zu lachen. Er kam eines Tages im Mai von einer Waldhöhe zurück und brachte etwas dort Entdecktes, zum erstenmal von ihm Aufgefundenes mit sich. Ein blühendes Maiglöckchen war's; der Pirol, erzählte er, hatte ihn an die Stelle gerufen, wo es im Verborgenen gestanden. Seine Züge verklärte ein Glanz dabei, als ob ihm ein Wunder, ein köstlicher Schatz zuteil geworden sei; den Duft der kleinen weißen Glocken einatmend, ging er wie traumhaft beseligt einher. Einer derer, die sich bei ihm befanden, sagte: „Der Pirol hält die Blume in der Hand, als wäre sie ein lebendiger Schatz von Fleisch und Blut, die er kaum anzurühren wagt; ich glaube, wenn er allein in seiner Stube ist, wird er mit ihr sprechen und meinen, daß sie ihm antwortet." Dazu lachten die Hörer nun; sie waren hochaufgewachsene Primaner, und jeder verehrte sichtbarlich oder im geheimen eine Cousine, die Schwester eines Freundes oder sonst eine junge Schöne des Städtchens, die sein Herz gefangenhielt. Aber auch darin war der Pirol gleicherweise wie im Griechischen und in der Mathematik rückständig geblieben; er bekümmerte sich um kein hübsches Mädchen, machte keinen Unterschied zwischen ihnen zugunsten einer einzelnen; dazu fehlte ihm merkbar ebenfalls die Fähigkeit. Und höchst spaßhaft war's, zu sehen, wie er scheu-zärtlich mit dem gefundenen Waldmaiglöckchen umging, das obendrein zahlreich in jedem Stadtgarten wuchs, als sei ihm darin eine Liebste beschert worden, auf die er mit sehnsüchtig klopfendem Herzen hinblicke.

* * *

Nun war vieles, fast alles um Meinhart Erlenholz anders geworden, mit schwerem Leid über ihn hingegangen. Als er so weit gekommen, schließlich doch, wenn auch nur mit dem untersten Prädikat, das Abgangsexamen von der Schule zu bestehen und zur Universität überzugehen, hatte der Tod ihm bald darauf plötzlich seine Eltern und mit ihnen die Kinderheimat genommen. Vereinsamt stand er in einer fremden Welt, ohne Blutsverwandte und ohne wirkliche Freunde; der Schmerz hielt ihn lange Zeit betäubt, so daß sein geistiges Vermögen nicht zu einem Begreifen der mit ihm vorgegangenen Wandlung gelangen konnte. Er hatte sich nie eine Vorstellung von der Möglichkeit eines der-

Digitized by Google

artigen Geschehens gemacht, die Welt mit den Augen von Knabenträumen angesehen, aus denen ein jähes Erwachen ihn schreckvoll aufgerissen. Aus verworrenem Gefühl bildete sich in ihm zum erstenmal ein Auffassen des Menschenlebens durch Nachdenken hervor, bei dem er sich von keinen hergebrachten, ihm vom Schulunterricht aufgerichteten Schranken zum Haltmachen vor ihnen einengen ließ. Mit einer vom großen Leid zu schonungsloser Schärfe angespannten Sehkraft erkannte er, alles, was man Welt- und Lebensanschauungen heiße, sei nicht auf bewiesenen Wahrheiten begründet, sondern den Lehren, Gedanken, Meinungen und Wünschen einzelner entsprungen, von Menschen herrührende Annahmen, die keine Bürgschaft dafür boten, nicht aus irrigen Voraussetzungen und Folgerungen, unbewußter oder bezweckter Täuschung hervorgegangen zu sein. Keiner fußte für seine Behauptungen auf unwiderleglichem Wissen, auch die Träger der berühmtesten Namen aus alter und neuer Zeit nicht, vielmehr forderte jeder im letzten, ob auch in abweichendster Art, einen Glauben an die Richtigkeit seiner Überzeugung. Aus dieser Erkenntnis aber ging Meinhart mit unabweisbarer Klarheit auf, es stehe jeglicher, und so auch er, noch in gleicher Weise wie der erste Mensch einem ungelösten Rätsel des Lebens gegenüber, von allem fremden Einfluß frei, selbständig dafür ein erklärendes Verständnis zu erstreben, sich darauf aus eigenem Vermögen der Vernunft und des Gefühls eine Welt zu erschaffen. Als das Wichtigste, oberstes Recht und Pflicht des Menschen empfand er's, verbrachte Wochen und Monate, ein Jahr mit unablässigem eindringlichem Nachsinnen über die großen, innersten Fragen des Lebens, machte sich jedes ihm von den Wissenschaften gebotene Hilfsmittel dazu nutzbar. Wie er dann zu einem Ergebnis seines Denkens vorgeschritten, war ein anderer als zuvor aus ihm geworden. Nicht als ein unanfechtbar Gültiges nahm er es auf, aber das seinige war's, durch das er sich von allen Ausfindungen und Meinungen anderer unabhängig auf sich selbst gestellt fühlte. Einer Übermacht unterlag alles auf Erden, wie im ganzen Weltall, der „Notwendigkeit", die keine Auflehnung wider ihre Bestimmung zuließ. Kurz faßte er sich auf einem Blatte diesen Hauptinhalt seines Erkennens zusammen:

Bringst unserm Herzen tiefstes Leid
Du, eherne Notwendigkeit,
Bist du's auch einzig, die ihm Kraft,
Das Schwerste zu ertragen, schafft.

Du nimmst und gibst; es ist dein Muß,
Des Lebensrätsels Lösungsschluß.
Die herbste Trauer um den Tod
Heißt überwinden dein Gebot.

Das Weltall ist ihm untertan,
Die Sterne zwingt's in ihre Bahn;
O Menschenherz, was ist dein Leid
Dem Machtspruch der Notwendigkeit.

Erst als die Worte niedergeschrieben vor ihm standen, nahm sein Blick mit Verwunderung gewahr, daß er sie in Verse gekleidet habe; unbewußt, zum erstenmal in seinem bisherigen Leben hatte er's getan. Doch sie sprachen aus, was sein Herz im Tiefsten als Wahrheit fühlte. Von der Notwendigkeit war ihm Unersetzbar-Unwiederbringliches, die Liebe seiner Eltern genommen, und kein Trostwahn, in einem Jenseits aufs neue mit ihnen vereinigt zu werden, wiegte ihn mehr in Täuschung. Zugleich aber hatte die Erkenntnis der Notwendigkeit ihm eine Beschwichtigung gegeben und mit dieser den Willen und die Kraft zum vereinsamten Weitergange. Er war ernst im Gemüt vertieft worden und doch auch wieder lebensfreudig; was seine sorglose Kindheit verklärend beglückt hatte, die Natur, die Freude an allem Schönen waren ihm verblieben. Nur dort, wo der schreckensvolle Verlust ihn verarmend betroffen, trug er eine bange Leere in sich; ihr fehlte, was er als höchsten Reichtum besessen, erst voll als solchen erkannte, nachdem er ihn verloren, die Liebe des Herzens zu einem Menschen in der ihn fremd und frostig umgebenden Welt oberflächlich gleichgültigen Verkehrs.

* * *

Seit einigen Jahren schon befand er sich jetzt in einer kleinen norddeutschen Universitätsstadt, ohne noch zur Entscheidung hinsichtlich einer Berufswahl gelangt zu sein. Seine günstige Lage verstattete ihm dies Zuwarten, den Besuch von Vorlesungen, die keinen praktischen Lebenszweck im Auge hielten; ihn leitete dabei hauptsächlich ein Drang, Einsicht in die Fülle der Gebiete des menschlichen Wissens zu gewinnen, bevor er sich endgültig dem Studium eines einzelnen hin-

Digitized by Google

gäbe. Das Leben auf der Erde erschien ihm in einer Doppelgestalt der Vergangenheit und der Gegenwart, die den beständigen Weiterschritt des vor ihr Gewesenen und in ihr Fortdauernden bilde; über die erstere gab die Geschichte Auskunft, während die Naturwissenschaften zur Erkenntnis der zweiten führten, doch griffen beide auch, sich wechselseitig unterstützend und erläuternd, vielfach ineinander. So verwandte sein Lerntrieb sich im wesentlichen auf diese beiden Lehrzweige; seine vormaligen Lehrer hätten jedenfalls dazu wiederum bedauerlich mit den Schultern gezuckt, darin eine Fortsetzung seines Betreibens auf der Schule gewahrt; er sei kein ernsthaft in eine wissenschaftliche Disziplin als in einen ausfüllenden Beruf Eindringender, sondern nur ein da und dort naschender Dilettant, dessen spielerische Tätigkeit weder ihm noch anderen zu irgendwelchem Nutzen gereichen könne. Er selbst empfand auch, daß sein Tun sich auf kein Ziel hinausrichte, doch er wußte sich keines zu gestalten und verharrte, zu eigener Unbefriedigung, bei seiner zwecklosen geistigen Beschäftigung.

Seine Wohnung lag nicht in einer städtischen Straße, sondern am Außenrande des Ortes, so daß die Fenster ins Freie, über Wiesen und Felder in weitgedehnte blauende Ferne hinausgingen. Daraus erwuchs für seine alte Begleiterin von Kindheit auf, die rege Einbildungskraft, beständige Nahrung, doch eigentümlich ward ihr noch mehr an solcher von einer Stubenwand her zuteil. An der war eine sehr große Landkarte von Deutschland befestigt, klar alle Gebirge und Flußläufe aufweisend, und vor ihr blieb Meinhart oft beim Hin- und Wiedergehen im Gemach betrachtend stehen. Doch nicht die Berge und Gewässer fesselten ihm hauptsächlich den Blick, am absonderlichsten ward seine Phantasie stets von den tausend größeren und kleineren Punkten zwischen ihnen angerührt. Dann durchwellte ihn ein Gefühl, daß jeder eine Ortschaft darstelle, in der Tausende und Abertausende von unbekannten Menschen, jeder für sich, ein mit Glück und Leid angefülltes Leben verbrächten. Wieviel, besonders vom zweiten, mochte jeglicher Punkt einschließen. So sahen auch die Sterne vom Nachthimmel herunter, und ihr fröhliches Glitzern täuschte und trog wohl in gleicher Weise. Das ging sein Leben freilich nichts an, nur fremd-namenlose, schattenhafte Gestalten der Vorstellung waren es. Aber wenn er danach durchs Fenster in die Weite hinausblickte, wandelten sich vor seinen Augen die kleinen Wölkchen am Himmelsrande zu einem Wanderzuge von menschlichen Gebilden um, und ihm war's, als werde er von einer unsichtbaren Hand angerührt, die ihn dorthinüber zu ziehen suche. Diese Täuschung kannte er auch schon von Knabenzeit her; aus seinem eigenen Innern kam die Hand, er wußte, sie sei die Sehnsucht nach der Ferne.

Die Jahreszeit war's nun, die den Vorsommer zum wirklichen Sommer übergehen ließ. Der brachte alles zu schnellster Weiterentwicklung, daß heut' eine Blüte am Zweig leuchtete, wo gestern noch eine unscheinbar-verschlossene Knospe gewesen. Auch der ziehenden Hand der Sehnsucht verlieh er stärkere, unwiderstehliche Kraft; Meinhart Erlenholz fühlte eines Morgens plötzlich, sie halte ihn mit bezwingender Übermacht erfaßt. Und was legte ihm ein Gebot auf, sich gegen sie zu wehren? Er war unabhängig, frei, über sich und seine Zeit zu verfügen, versäumte nichts; was er im Hause tat, konnte er draußen gleicherweise tun, denn seine Gedanken begleiteten ihn. Nur um wenige Minuten später, als der Drang in die Weite Gewalt über ihn gewonnen, hatte er sich eine kleine Umhängetasche gerüstet und verließ das Haus. Nach welchem Ziel, wußte er nicht, empfand in sich einen „fahrenden Schüler" des Mittelalters, der die blaue Ferne, die Welt kennen lernen wollte, gleichviel wo. Erst als der Weg ihn am Bahnhof vorbeiführte, gab der ihm unvorbedacht eine Richtung ein. Ein zur Abfahrt bereiter Zug ging nordwärts der See entgegen, die er noch nie gesehen hatte. Ohne ein weiteres Besinnen nahm er diesen Zufall als ein Omen auf und rollte einige Augenblicke nachher davon.

* * *

Kein günstiger Tag war's oder ward's vielmehr, je weiter der Zug ihn gen Norden brachte. Der Himmel überzog sich mit eintönig grauer Decke, als Meinhart gegen Abend auf einer kleinen Station zum Verbringen der Nacht ausstieg. Die Ortschaft, ein Landstädtchen, lag noch halbstündig von der Bahn entfernt, dürftige Heidefläche führte dorthin.

Digitized by Google

Die regte gleich der trüben Luft darüber keinen sommerlichen Eindruck, eher einen melancholischen, wie schon beginnender Herbst. Eine Krähe flog im Dämmerlicht allein über das weite Gefild gegen Wind und Wolkenzug auf, rief in dem nach ihr emporblickenden Wanderer eine ihn schwermütig anwandelnde Stimmung wach. Warum das? Solche Wirkung ward dadurch wohl gleicherweise auf viele ausgeübt, und er dachte darüber nach, weshalb? Sie selbst teilte gewiß nichts von dieser Stimmung, war ein harter, keiner empfindsamen Gemütsregung zugänglicher Vogel, den nichts anfocht, der nur sein Ziel im Auge hielt. Eine Übertragung mußte stattfinden, die der Sinn des Menschen unbewußt bei ihrem Anblick vollzog, die Aufweckung eines anschauernden Gefühls, daß auch er einsam so im Dämmergrau gegen den Widerwind des Lebens aufringe, einem unbekannt dunklen Nachtziel entgegen. Anders ließ sich's nicht erklären; dieses immer lauernde Schreckgefühl der Einsamkeit war's, das die gleichmütig fliegende Krähe zum Bewußtsein brachte. Sichtlich aber trug sie nicht die Art eines ihm Gutes verheißend zur Rechten hinziehenden Vogels an sich, war nicht von Göttern, die seinem Vorhaben freundlich zulächelten, ausgesandt. Invitis Charitibus hatte er dem Drang, der ihn in die Ferne getrieben, nachgegeben; von dieser Erkenntnis überkommen, begab er sich in dem kleinen Gasthof des Städtchens frühzeitig mit dem Vorsatz zur Nachtruhe, am anderen Tage fügsam wieder nach Hause zurückzukehren.

Doch am Morgen weckte ihn strahlende Sonne aus dem Schlaf, stürzte im Nu mit ihrem Glanzlicht seinen am Abend gefaßten Entschluß um; spurlos wie die trübe Wolkendecke war sein Mißgefühl weggeschwunden, zum Gegensatz verwandelt. Lebhafter denn je empfand er die Abhängigkeit seiner Natur, die Beeinflussung seiner Gemütsstimmung durch die Heiterkeit oder düstere Verhängung des Himmels. Traf das bei allen gleicherweise zu oder bei ihm stärker als bei anderen? Stand er in einem näheren Verhältnis zur Sonne als sie? Darüber mußte er lachen; eine Antwort ließ sich nicht darauf geben, selbst die Gesamtfülle der Berufsweisheit seiner ehemaligen Lehrer hätte es nicht gekonnt. Aber zweifellos lag die Welt heute wie ein Buch voll freudigen Inhalts vor ihm aufgeschlagen. Eilig griff er nach seinem Hut und Wegstock und ging aus dem Städtchen davon, einem weithingedehnten Waldrand zu. Hinter dem, war ihm gesagt worden, lag die Ostsee.

* * *

Die Landschaft um ihn her besaß nichts Großartiges, magerer Boden hatte sie nur mit kärglicher Ausstattung versehen. Aber welche Bedeutung wohnte den bräuchlichen Bezeichnungen „groß" und „klein" inne? Er wußte, nur Worte seien's, die Wesensart menschlicher Sinne zum Ausdruck bringend, die Aufnahmefähigkeit oder Beschränkung ihres Anschauungsvermögens und Verständnisses. Seiner Natur war mitgegeben, daß ihm vieles, was die allgemeine Stimme für groß pries, als inhaltslose Nichtigkeit erschien, dagegen manches, das sie klein benannte, ihn mit einem Schauer des unlösbaren Geheimnisses der Schönheit anrührte, mit Aufweckung tiefster Empfindung und höchster Bewunderung. Diese Empfänglichkeit fühlte Meinhart Erlenholz heute besonders in sich für alles scheinbar Geringfügige bereit; wohin seine Augen sich wandten, nahmen sie Anziehendes, Belehrendes, Erfreuendes auf. Von der Sonne entstammtes Leben war's, so wie sein eigenes; er vergewisserte sich unwillkürlich über die Zahl seiner Jahre, und sie ließen nicht Zweifel, daß er am Schluß des zweiundzwanzigsten stehe, doch vor dem leiblichen Blick und den Regungen in seinem Innern lagen alle Dinge noch gleicherweise als ein Märchen da, wie einst vor dem Knaben. Sämtlich boten sie gleichsam ein zwiefaches Gesicht dar, als ob sich unter dem äußeren noch ein inneres, nicht von menschlichem Sehvermögen wahrzunehmendes verberge, etwas nicht Erkennbares und nicht Benennbares. Das war eine Täuschung und doch auch Wirklichkeit; er wußte, nicht die Dinge trügen dies Geheimnisvolle in sich, eine schaffende Tätigkeit in ihm selbst begabe sie damit, verleihe ihnen ein Empfinden, ein Leben gleich dem seinigen. Aber darum war es nicht minder wundersam, und es kam noch eines hinzu, das vielleicht beitrug, solche Wirkung zu üben. Kein gewöhnlicher Tag war's heute, sondern der Sonnenwendtag; der hatte wohl, ohne sich klar kundzugeben, Meinhart gestern zu seinem plötzlichen Aufbrechen mitbestimmt. Das gehörte zwar zu den Vor-

Digitized by Google

stellungen, über welche die vernünftige Erwägung lächelte, doch die Vernunft regierte nicht allein in der Welt, hielt die Menschensinne nicht immer unter unumschränkte Herrschaft gezwungen. Zum Glück, sonst wäre die lebenschaffende Sonne für sie nichts als ein lebloser, glutflüssig durch den Weltraum dahinrollender Riesenball. Ein besonderer Tag blieb's heute dennoch.

Fast auf Schritt und Tritt war er, „das Kleine" betrachtend, stehen geblieben, erreichte nun aber den großen Laubwald, dessen mächtiger Aufwuchs von fruchtbarer Umänderung des bis hierher kargen Bodengrundes sprach. Hohe Buchenstämme schossen grauen Säulen ähnelnd empor, wölbten da und dort ihre dichten Kronen zusammen, doch ließen an anderen Stellen den leuchtend blauen Himmel auf Lichtungen herabsehen. So wechselten Schatten und Sonnenglanz; wo dieser hinfiel, bedeckte ein üppiges Wachstum die heimlichen Waldstuben gleichenden Gründe. Zu einem Juniblütenmeer drängte sich's tausendfältig auf ihnen zusammen, und darüberhin flutete ein ebenso buntfarbiges Gewoge unzählbarer Schmetterlinge und anderer Insekten. Doch als ein lautloser Wellenschlag; nur aus dem Baumgezweig an den Rändern klangen rufende, singende, zwitschernde Vogelstimmen. Norddeutsche, von unermeßlichem Kleinleben überflügelte Waldwiesenpracht war es, wie der Süden nichts von annäherndem Reichtum aufwies, ein Bild lieblicher Anmut, überall umrahmt von der stolzen Feierlichkeit des hohen Buchendoms.

Einem holden Rauschgefühl gleich bemächtigte sich's der Sinne des weg- und ziellos tiefer in die grüne Einsamkeit Hineinschreitenden, sie wie mit einem traumhaften Duftschleier umwebend und doch auch mit Wellen einer erhöhten Lebenskraft durchfließend. Eine Zeitlosigkeit hielt ihn hier umgeben, weckte in ihm die Erinnerung an eine seltsame Märe, darin ein junger Mann am Morgen in einen Wald gegangen und am Abend daraus als ein weißhaariger hundertjähriger Greis zurückgekommen sei, den niemand in seinem Heimatsort mehr gekannt habe. Das mußte die Vernunft auch unmöglich nennen, und dennoch überkam ihn ein Empfinden, es könne so geschehen sein. Der fast scheitelrecht hohe Stand der Sonne sprach seinem Aufblick einmal von Mittagsstunde, auch eine Mahnung in ihm selbst stimmte damit überein. Hunger war's; er setzte sich auf eine Baumwurzel und verzehrte den Vorrat, den er in der Umhängetasche aus dem Städtchen mitgenommen. Danach lehnte sein Kopf sich an den breiten Stamm zurück; unweit vor ihm lag eine kleine Lichtung, auf der in der brütenden Mittagsglut sich jetzt alles bunte Leben regungslos zur Ruhe gekauert hatte; die Schlafstunde des großen Pans war gekommen. Eine Weile blickten seine Augen darauf hin, dann zergingen die Blumen und Falter undeutlich vor ihnen, und auch ihre Lider glitten herunter.

* * *

Da war er wieder ein Knabe, der aus dem Elternhause in den Wald hinausgegangen, um eine Wunderblume aufzufinden, von der ihm in der Nacht geträumt hatte. Vor sich sah er sie auch von halb verschattetem Grund ragen, die oft umsonst gesuchte und ersehnte, ein Maiglöckchen; am schlanken Stengel nickten die kleinen weißen Blüten herab, von den zwei langen lichtgrünen Blättern wie von einem Gewande umbreitet. Darüber hochher vom Baumwipfel klang ein sanftflötender Ton nieder: „Dideleo — dadideleo!" Der Pirol, sein Freund, sang's, hatte ihm mit dem Ruf die Fundstelle angezeigt.

Nein, die befand sich doch wohl noch weiter entfernt; hörbar war die Goldamsel zu einer anderen Buchenkrone hinübergeflogen und rief ihn hinter sich drein. Er mußte sich aufrichten und dem Flötenton nachgehen, der immer vor ihm herzog. Dichtes Unterholz schlug Laubwerk um sein Gesicht zusammen und wich auseinander; so wiederholte sich's öfter, ohne daß er die Sitzstätte des Pirols erreichen konnte. Aber dann erklang der Ruf näher, nun gerad' über seinem Scheitel, und da war er auch am Ziel, in einem freien Raum, der ihn wie ein kleines, von grünen Wänden umgebenes Waldgemach aufnahm. Darüber spreitete sich oben eine Blätterdecke, doch nicht festgeschlossen, denn da und dort schimmerte zwischen dem Laub wie Saphirgeleucht das Himmelsblau hindurch. Davon ward die grüne Kammer mit einem sonderbaren Licht erfüllt, dämmerhell, als sei es aus Sonnengoldfäden und Schatteneinschlägen zusammen verwoben, und aus einem zierlich gewirkten Moosteppich hob sich der schlanke Blumenstengel mit den kleinen

Digitized by Google

nickenden weißen Glocken empor. Hastig kniete er auf den weichen Boden hin und streckte die Hand danach aus.

Doch abermals nein — wie seine Augen sich jetzt, an das wunderliche Licht gewöhnt, in der Nähe darauf gerichtet hielten, war's kein Maiglöckchen, nur einem solchen in der Erscheinung überraschend ähnlich. Dagegen trugen die kleinen Blätter, aus denen der Stengel wie aus einem Kranz aufgeschossen, völlig andersgeartete Form, denen eines Birnbaumes gleichend, und im nächsten Augenblick ging dem Betrachtenden auf, welche Pflanze er vor sich habe. Für ein Maiglöckchen war auch die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt, nur die Sonnenwendzeitblume, eine Pirola, konnte es sein, die mit Vorliebe im Waldmoose wuchs. Er kannte gleichfalls ihren von der Blättergestaltung herrührenden botanischen Speziesnamen rotundifolia, doch gesehen hatte er sie noch niemals. Etwas überaus Seltenes war's, das Wunder, das ihm im Traum vorgeschwebt, ein noch weit größeres als das Maiglöckchen.

* * *

Da offenbarte sich's plötzlich, daß die Pirola zu sprechen vermochte, denn sie fragte mit einer schönklingenden Stimme: „Wie kommst du hierher?"

Oder doch war sie's wohl nicht, die zu ihm sprach, sondern die Worte kamen von seitwärts her, und wie sein Kopf sich nach der Richtung wandte, sah er jetzt erst, daß dort etwas von seinem Blick bisher nicht Wahrgenommenes auf dem Moosteppich an der Laubwand saß. Eine junge Mädchengestalt war's, im schlanken Wuchs und zarter Gesichtsfarbe der Pirolablüte gleichend, doch floß ihr von den Schultern ein lichtgrünes Kleid herab, das an die umhüllenden langen Blätter eines Maiglöckchens erinnerte. Eigenartig aber sonderte sich um ihr Antlitz das seltsame Licht der kleinen Waldkammer auseinander, legte seine Goldfäden ihr als Haar über die Stirn, und darunter erschienen die Augen wie ein paar Stücke des Himmelsblaus, das von drobenher durch die Lücken der Blätterdecke herabsah. Und wiederum war's ein noch größeres Wunder als die Pirola.

Trotzdem indes empfand er's als etwas Natürliches, wie die Erfüllung einer Erwartung, die ihn hierhergebracht; dunkel lag ihm im Gefühl, Sonnenwendtag sei's, und er gab Antwort auf die Frage: „Der Pirol hat mich hergerufen, er ist mein Freund. Wohnst du in dieser schönen grünen Stube?"

Sie nickte; das ließ ihn weitersprechen: „Da bist du die Pirola, so will ich dich nennen."

Nun ging ihr ein Lächeln um die Lippen, zu dem sie versetzte: „Und du bist der Pirol. Pirol und Pirola, das klingt gut zusammen."

* * *

Wie wohl ihm im Innern dieser Name tat! Er ward ja von denen, die ihm am nächsten standen, damit genannt, oder war's schon lange her, daß er ihn nicht mehr von einem Munde gehört, und geschah's heute zum erstenmal wieder? Darüber konnte er nicht zur Gewißheit gelangen, aus Licht und Luft kam so süß die Sinne Umdämmerndes. Doch sah und hörte er wie mit einer erhöhten Kraft; in wundervoller Klarheit hob sich das Angesicht der zum schönsten Menschenbilde umgewandelten Pirola vor seinen Augen von der Laubwand ab, und ebenso klang ihre Stimme ihm ans Ohr. Er war aufgestanden und hatte sich an ihre Seite gesetzt; zum erstenmal war's, daß er neben einem Mädchen saß, zu einem solchen sprach. Was er sagte, kam ihm kaum zum Bewußtwerden, hatte auch keine andere Bedeutung als die, ein Erwidern ihrer Stimme hervorzurufen. Gedanken reichten überhaupt an den Zauber dieses Beisammenseins nicht hinan, nur ein durchflutendes Gefühl höchsten Glückes der Gegenwart. Sein Blick haftete beim Sprechen auf der schmalen, feinen Hand, auch die erschien wie aus der weißen Pirolablüte gebildet. Daß seine Gefährtin nicht wirklich hier wohnen könne, von irgendwoher gekommen, das Kind irgendwelcher Eltern sein müsse, kam ihm nicht in den Sinn. Er fragte nicht danach, und in gleicher Weise befragte sie ihn nicht; ihr war's genug, zu wissen, er heiße Pirol, und ihm, sie Pirola zu nennen, wessen hätt' es weiter noch bedurft? So verließ ihn jeder Antrieb zum Denken, doch ein anderes trat an die Stelle, das ihm bis zu dieser Stunde unbekannt gewesen. Er empfand und vernahm etwas in seiner Brust Redendes, sein Herzschlag mußte es sein, der anders klopfte, als es

Digitized by Google

noch jemals geschehen. Rascher, stärker und wundersamer; nicht nur mit einer geheimen Sprache redete er, auch ein Licht ging von ihm aus, das sich zu einem strahlenden Glanz erhöhte, einer aus der Seele aufleuchtenden Sonne. Die erhellte verborgene Tiefen in seinem Innern, in die sein Blick bisher nicht gedrungen, hob aus ihnen etwas von ihrem Dämmergewebe verhüllt Gewesenes hervor, immer klarer, lieblich und herrlich zugleich. Und plötzlich einmal sprach er's laut: „Ich hatte dich nie bis heute gesehen, Pirola, und doch kannte ich dich. Denn ich trug dein Bild in mir, ohne es zu wissen. Du bist's, nach der ich immer gesucht habe, nun weiß ich, wenn der Pirol rief, sprach er mir von dir."

Dazu lächelte die Pirola und erwiderte: „Du bist ja noch ein Knabe. Aber hier im Walde sind die Augenblicke Tage und die Stunden Jahre. Du bist schon größer geworden, seitdem du hierhergekommen, bald wirst du ein Jüngling, ein Mann sein. Sagt's dein Herzschlag dir nicht auch?"

Das war seltsam, er hatte ihr nichts davon kundgetan, doch sie wußte, was sein Herzschlag sprach. Aber Sonnenwendtag war's ja, und der Pirol rief's ihr vom Baumwipfel herab zu.

* * *

Ja, ihm war's aufgegangen, an seiner Seite saß das weibliche Idealbild, das er unbewußt in sich getragen, doch sich mit dem Gesichtssinn nicht vorzustellen vermocht, weil er es nirgendwo zu lebendiger Wirklichkeit verkörpert angetroffen. Das war der Grund gewesen, weshalb er sich bisher niemals um ein Mädchen bekümmert hatte; freilich war er ja, wie sie's eben gesagt, noch ein Knabe, dadurch ward's begreiflich gemacht. Aber sie hatte hinzugesetzt, seit seinem Hiersein im Waldgemach sei er schon größer geworden, und damit erklärt, warum er selbst sich auch so zugleich als Kind und als völlig erwachsen fühlte. So war er zu der Fähigkeit vorgeschritten, die wundervolle Schönheit dieses Menschengebildes auffassen zu können, bis jetzt zwar nur mit einer ästhetischen Bewunderung, denn seine staunenden Augen mußten wie bei einer Marmorstatue an der Oberfläche Halt machen, konnten nicht weiter zu dem darunter Verborgenen vordringen. Danach aber wuchs in seinem Herzen und seiner Seele ein sehnsüchtiges Verlangen an, nur besaß er kein Hilfsmittel zur Unterstützung, da sich dem Gehörssinn die gleiche Schranke entgegensetzte wie dem des Gesichts. Das Ohr nahm wohl einen lieblichen Klang der Stimme auf, doch von außen her, keine Kunde aus dem Innern der Sprecherin übermittelnd.

Er mußte alles aussprechen, was ihm durch den Sinn ging, und fragte einmal: „Bist du so, wie die Augen mir dein Bild darstellen?"

Selbst empfand er dabei, das sei eigentlich widersinnig, und sie versetzte auch, als gäbe er sich aus seinem eigenen Gefühl Antwort darauf: „Wie könnt' ich denn anders sein? Wenn du deinen Augen nicht glaubtest, wem wolltest du's dann?"

Unwillkürlich entflog ihm: „Dem Ohr — vielleicht hört es doch noch heller, als sie sehen — sprich mir von dem Köstlichen, was deine Schönheit in sich trägt. Deine Lippen sind ein Kelch aus rosigem Edelgestein, und mein Herz durstet nach seinem Inhalt."

Dazu lächelte sie wieder: „Was soll ich dir sagen? Wenn du dich besinnst, weißt du selbst ja alles, und ist es unnötig, daß ich dir Antwort gebe. Du hast bis heute von deinem Herzen nichts gewußt und mußt es erst kennen lernen. Erfülle drum sein Verlangen und frage mich nach dem, was es zu wissen begehrt, du befragst damit dein Herz. Aber du weißt, die Sonne rückt weiter, und du willst noch bis an den Seestrand hinüber, ehe die Nacht kommt."

Seltsamerweise wußte sie auch das, obwohl mit keinem Worte davon die Rede gewesen.

* * *

So war's: Allmählich erhellte sich's ihm zu völliger Deutlichkeit. Er hatte sich als Knabe vom Hause fortbegeben, um nach einem Maiglöckchen zu suchen, irgendwo im Schatten eines Baumes geruht und wohl, in der heißen Mittagsstunde vom Schlaf überkommen, eine Zeitlang geträumt. Dann war er aufgewacht und, vom Pirol gerufen, bis zu der Stelle weitergegangen, wo die weiße schlanke Blume sich einsam aus dem grünen Moosgrunde aufgehoben. Doch nicht mehr als Knabe, denn ohne davon zu wissen war er in den geheimnisvollen Wald geraten,

Digitized by Google

drin die Augenblicke zu Tagen, die Stunden zu Jahren, vielleicht zu Jahrzehnten wurden. Klar fühlte er dies ja auch in sich, er sei gegenwärtig schon über den Anfang der Zwanziger hinaus und trage ein ihm bisher unbekannt gewesenes Herz in der Brust. Dem hatte das Wunderbild der Pirola Leben eingeflößt, so daß es zum erstenmal mit einem sehnsuchtsvollen Verlangen zu schlagen begann.

So saß er nun neben ihr und lauschte auf das, was ihre Lippen auf seine Fragen erwiderten; denn sie sprach mit diesen, während er — das brachte wohl auch die Art des Zauberwaldes so mit sich — nicht mit dem Ohr, sondern mit seinem klopfenden Herzen zuhörte. Ein drangvolles Sehnen schwoll in ihm an, sie möge ebenso auch mit dem ihrigen sprechen, doch diese Hoffnung erfüllte sich nicht, es war nur ihr lächelnder Mund, der redete. Allmählich indes ging eine langsame Veränderung mit dem Licht in der grünen Waldkammer vor, die goldenen Fäden schienen nach und nach daraus wegzuschwinden und, wo sie fortblaßten, die Schatteneinschläge sich zu verdichten. Ab und zu ließ ein Windhauch die Blätter der Laubwand leicht zittern, als flüsterten sie etwas zu den gleichmäßig weiterklingenden Worten der Pirola, auf die der Zuhörende mit dem Herzen hinhorchte. Dabei aber rührte ihn jetzt dann und wann ein leichtfröstelndes Gefühl an, er wußte sich nicht zu deuten von woher, ob der Anhauch des Windes ihn damit überriesele, oder ob es seinen Ausgang von den Lippen der Sprecherin nähme. Dicht neben ihm lag ihre schöne weiße Hand auf dem Knie, seine Augen hafteten darauf, und als Vorstellung höchsten Glückes zog's seine Hand, sich nach ihr auszustrecken, sie zu erfassen. Aber doch hielt eine Scheu ihn davon zurück, machte seinen Arm unfähig, sich zu regen; ein Bangen war's, ohne daß er sich sagen konnte, wovor. Doch verschwisterte es sich mit einem anderen, das ihm aufdämmernd zum Bewußtsein geriet: Jede Stunde hier lege seinem Leben ungezählte Jahre hinzu, und als Hundertjähriger werde er am Abend, von niemandem in der Welt draußen mehr gekannt, weißhaarig aus diesem Walde zurückkommen.

Da kündigte sich das Herannahen des Abends auch schon an, ein unsicheres Zwitterlicht war's, das ihn zu umweben begann. Die Dämmerung kam, und mit ihr kam's ihm plötzlich aus frühester Knabenzeit, sie und die Traurigkeit seien Geschwister, die Hand in Hand miteinander gingen. In seinem Ohr klang der Gesang der kleinen Mädchen unter dem Lindenbaum auf, sie sangen ihr altes Reigenlied, doch mit veränderten neuen Reimversen, die er deutlich verstand:

Pirola — Pirola —
Schön, wie ich noch keine sah,
Tu mir kund, was blüht in dir?
Bist das Glück du, sag es mir!"

Ein wunderliches Lied war's, aber er vernahm es genau, und wie einst kam's daraus mit einer müden Traurigkeit über ihn. Halb ohne Wissen tat er, was die Verse sprachen, hob die Pirolablüte in seiner Hand, wie um sie zu befragen, zum Gesicht auf. Doch nur für einen Atemzug, dann ließ seine Hand sie wieder herabsinken, und zugleich sagte die Stimme ihres lebendigen Abbildes neben ihm: „Nein, sie trägt keinen Duft in sich, denn sie ist nur eine Pirola. Wenn dir nach dem das Herz schlägt, so mußt du gehen und dir ein Maiglöckchen suchen. Das hast du ja schon als Knabe erfahren, warum verlangst du von der Pirola, was die Natur ihr nicht gegeben? Aber nun ist es Zeit, daß du an den Seestrand kommst, ich will dich führen."

Dazu stand sie auf, faßte mit ihrer Hand nach der seinigen, und er fühlte jetzt, daß sein geheimes, fröstelndes Bangen begründet gewesen sei, denn ihre Hand war kühl wie Stein. Sie zog ihn mit sich zwischen grauen Stämmen hindurch, eine Weile lang, dann war sie plötzlich weggeschwunden, wie in Luft zergangen, nur in der Hand hielt er die duftlose Pirolablüte. Der Wald aber war um ihn abgesunken, vor ihm dehnte sich ein endloser Horizont, von dem sich noch ein leuchtender Abendpurpurvorhang bis gegen den Zenit aufhob. Am einsamen Strande stand er; aus der blauen See wölbten sich langgestreckte Wellen empor; immer in gleicher Wiederholung auf- und niederschwellend kamen sie zum Ufer heran, vor seinen Füßen zwischen leis murmelndem Kieselgestein zergehend. Unsagbar ruhevoll war's in der rastlosen Bewegung.

Zum erstenmal befand er sich am Meere, und ihm war, als nähme er daraus bei jedem Atemzug etwas auf, das ihn mit einer neuen Kraft des Lebens durchdringe. Reglos stehend,

Digitized by Google

spannte er sein Ohr dem Klange der Wellen entgegen; sie redeten eine Sprache, die er nicht verstand, doch in seinem Innern ein Gefühl weckend, er könne sie erlernen, und das sei die Aufgabe seiner Zukunft. Gemach verblich das Rot des Himmels, auslöschendes Dunkel umfing den Gesichtssinn, nur der rauschende Ton des Wassers blieb. Da wandte er sich und ging davon; glückliche Fügung führte ihn auf einen den Wald durchkreuzenden Weg, dem sein Fuß mechanisch nachfolgte. Als er an den Rand der Heide zurückgelangte, kam der aufsteigende Mond hinzu, die Landschaft vor ihm zu überhellen, ihn das Städtchen, von dem er ausgegangen war, wieder erreichen zu lassen. Der Wirt des kleinen Gasthofes empfing ihn, einen Blick auf seine Hand werfend, mit dem Gruße: „Sind Sie im Seewald gewesen, sonst kommt die weiße Blume bei uns nicht vor. Aber Sie haben Glück gehabt, denn auch da ist sie selten, wächst eigentlich nur an einer Stelle.“ Dem Angesprochenen kam vom Munde: „Erkennen Sie mich denn noch wieder?“ und der andere entgegnete verwundert: „Warum sollt' ich Sie nicht mehr kennen? So viel Leute sind seit heut' morgen nicht bei mir eingekehrt.“ Nun begab der Ankömmling sich in sein Gastzimmer. Allerdings hatte auch er den Wirt wiedererkannt, konnte nicht als Hundertjähriger aus dem Walde zurückgekommen sein. Aus dem Spiegel der Stube blickte ihm auch sein Gesicht ebenso wie am Morgen entgegen, aber in sich fühlte er, dennoch stand er als ein anderer hier, nicht äußerlich an Jahren gealtert, doch an einer unbenennbaren Wandlung in seinem Innern. In ihm zerging alles von einer Leib und Seele mit Bewußtlosigkeit umfangenden Müdigkeit, und er fiel sogleich in tiefen, traumlosen Schlaf.

* * *

Eine Verworrenheit hielt sich am nächsten Morgen Meinhart Erlenholz' bemächtigt, die in seltsamem Gegensatz zur Klarheit seiner äußeren Sinne stand. Mit denen nahm er die wundervolle Schönheit des Junitages auf, wie noch kaum jemals zuvor, Sonne und Blütenpracht, Vogellied und Atmungskostlichkeit der Luft. Aber in ihm ward diese Fülle des Herrlichen von einem wunderlichen Fragen: „Wozu das alles?“ entfärbt. Er wußte nichts damit anzufangen, kam sich inmitten des verschwenderischen Reichtums der Natur arm und darbend vor. Eine unbekannte Hilflosigkeit lähmte ihm jeden Versuch, sich zu eigenem Denken aufzuringen; er fühlte, seinem geistigen Zustande tue ein Berater not, denn er stehe wie ein Blinder da, der einer führenden Hand bedürfe. Doch sein einsamer Lebensgang hatte ihn mit niemandem auf der Welt zusammengebracht, der Freundschaft für ihn hegte, bei dem er Rat und Beistand suchen konnte.

Da schoß plötzlich etwas in ihm auf, ein sonderbarer, eigentlich ein widersinniger Gedanke, aber ihn in der Not seiner Unselbständigkeit so gewaltsam überkommend, daß er sich ohne weiteres Besinnen zur Rückfahrt an die Bahn begab und am nächsten Tage in der seit manchem Jahr nicht mehr aufgesuchten Heimatstadt seiner Kindheit eintraf. Schon gegen Abend ging's, doch er machte sich sogleich auf den Weg nach seinem Ziele und trat in die Arbeitsstube seines ehemaligen Lehrers am Gymnasium, des alten Konrektors Lossius ein. Der empfing ihn mit einiger Verwunderung, unter der sich indes Erfreuung kundgab, den früheren Schüler und Sohn seines verstorbenen Jugendfreundes wiederzusehen; teilnehmend erkundigte er sich nach dem Ergehen Meinharts und dem Lebensberufe, den dieser erwählt habe. Darauf zu erwidern, gebrach es dem Befragten zunächst an der Sprachfähigkeit, er begriff nicht, was ihn eigentlich hierhergetrieben, saß befangen schweigend, nur mit kurzen Antworten auf die Fragen entgegnend. Dann jedoch löste sich ihm unvermerkt einmal die Zunge, und er sprach, ohne selbst recht zu wissen was, in die beginnende Dämmerung vor sich hinaus, jetzt ohne Stocken, in fließender Fülle des Ausdrucks, wohl über eine Stunde lang, ohne daß der Zuhörende ihn durch einen Laut unterbrach. Eine Lebensgeschichte seines Innern war's, die ihm von den Lippen kam, umrahmt von seinen wenigen äußeren Erlebnissen, doch bis in jede Einzelheit hinein schilderte er zu eigenartig wirkender Anschaulichkeit den Sonnenwendtag, von dem er in den Wald und am Abend an den Seestrand geführt worden. Dann schloß seine Erzählung mit dem Bekenntnis, seitdem fühle er sich hilflos, nicht wissend, was er in der Welt wolle und solle. Das habe ihn hergeführt, um nach einem Freun-

Digitized by Google

desrat zu suchen, da er selbst nicht fähig sei, sich zu helfen.

„Einen Rat?“ wiederholte der Konrektor, zum erstenmal entgegnend. Und nach einem kurzen Anhalten setzte er hinzu: „Wer war denn die lebendige Pirola, mit der du in der Waldkammer zusammentrafst?“

Kurz schwieg Meinhart, dann gab er Antwort: „Ich weiß nicht, ob sie wirklich gewesen ist.“

„Was meinst du damit?“

„Mir ist's, als habe nur ich allein an der Laubwand gesessen, vor der die weiße Blume aufgewachsen stand, und das lebende Menschenbild sei aus ihr von meiner Phantasie, von einer Sehnsucht geschaffen worden, so daß diese zu ihr wie zu einer Wirklichkeit gesprochen und die Erkenntnis meiner Täuschung aus mir selbst Antwort auf das Bangen, das über mich kam, gegeben hat. So, glaub' ich, ist's geschehen; mich hatte Schlaf im Walde befallen, darin träumte mir, ich sei noch ein Knabe, ausgegangen, um nach einem Maiglöckchen zu suchen. Dann rief wohl der Pirol wirklich vom Wipfel herab, und ich bin wach geworden, aufgestanden und seinem Rufe nachgefolgt. Aber doch nur halbwachen Sinnes, mit offenen Augen, noch unter der Macht eines Traumes, den die Pirolablüte erzeugt und weitergesponnen. In ihm saß ich neben einem Mädchenbilde von wundersamer Schönheit, und mein Herz hob zu klopfen an, das höchste Lebensglück sei's, das mich aus ihren Augen anblicke. Doch sie sagte mir, ich hätte bis heute von meinem Herzen nicht gewußt und müsse es kennen lernen, drum solle ich sie nach dem fragen, was es zu wissen begehre, damit befrage ich mein Herz. Und wach und träumend zugleich empfing ich durch den Geruchssinn Antwort, denn die Pirola war ohne Duft. Das sprach mir, die Schönheit sei nur ein äußerer Schein, der glücklos lasse, wenn keine Seele aus ihm atme. So, glaube ich, ist es gewesen, und dann rollte das Meer mir groß und ruhevoll seine Wellen vor den Fuß, deren Sprache ich nicht verstand, aber fühlte, ich könne und müsse sie erlernen.“

Der Zuhörende wiederholte: „Schönheit ohne Seele bietet nicht das Glück des Lebens dar. Nur in einem Traum ist dir diese Empfindung aufgegangen, aber sie rang aus deinem Innern nach Erkenntnis, denn du selbst hast es dir gesprochen. So bist du nicht umsonst in dem Walde gewesen, hast eine Mitgift für dein Leben aus ihm zurückgebracht.“

Der alte Konrektor stand auf und ging eine Weile schweigend im Zimmer hin und wider. Beinahe völlig dunkel war's geworden; dann blieb er vor dem Sitzenden stehen, legte ihm eine Hand auf die Schulter und sagte: „Ich habe dir schon einmal zwischen diesen Wänden einen Rat gegeben, Meinhart Erlenholz, dem du nachhandeln wolltest, doch nicht konntest. So war's wohl nicht der richtige, wenn er auch gut gemeint gewesen. Ich danke dir, daß du trotzdem wieder zu mir gekommen bist, um hier einen Freundesrat zu finden. Dir zu helfen, besitze ich nicht Macht, das kannst allein du selbst, erproben, ob deine eigene Kraft dazu ausreicht. Aber ich gebe dir heut' eine andere Antwort als damals; dem Schüler wäre sie verderblich gewesen, dem, der jetzt zu mir gesprochen, nötigt mein Gefühl sie ab. Ein Lehrer, der nicht blind durch die Welt geht, muß zu der Erkenntnis gelangen, daß die Schule nicht immer einen untrüglichen Maßstab abgibt, um den geistigen Inhalt, die Zukunft der ihr Angehörigen nach ihm zu bemessen. Wenn sie sich auch bemüht, einem tüchtigen Arzte zu gleichen, kommt es doch vor, daß sie falsche Prognosen stellt, einem Schüler das Vermögen abspricht, sich zu etwas Wertvollem auszubilden, weil sie eine Begabung, die von der Natur in ihn gelegt worden, nicht erkennt. Die Weltgeschichte hat manche seltsamen Belege dafür aufbewahrt, daß solche, die nachmals das Größte für die Menschheit erdacht und vollbracht haben, auf der Schulbank niedrigst eingeschätzt, als untauglich zu jedem gewöhnlichen geistigen Beruf erachtet worden sind. Denn es gibt hin und wieder Leute, denen es am Trieb und aller Fähigkeit zum Lernen zu mangeln scheint, und die plötzlich in späteren Jahren offenbaren, daß sie um vieles mehr wissen und können als die fleißigsten, am meisten begabt Gehaltenen ihrer vormaligen Kameraden. Wie sie zu diesem Besitz gelangt sind, ist nicht aufhellbar; man läßt sich gemeiniglich an der Erklärung genügen, sie hätten aus sich selbst genommen, was den anderen von außenher zugeführt werden müsse. Das enthält einen Widersinn, denn im Erdreich vermag nicht Frucht zu reifen, wenn es nicht zuvor Aussaat empfangen hat. Vielmehr müssen die

Digitized by Google

ſo eigenartig Befähigten von der Natur mit anderen Aufnahme- und Tätigkeitsorganen ausgeſtattet ſein, die nur einer unſcheinbaren äußeren Zuführung bedürfen, um aus jedem Keim alles verborgen in ihm Ruhende durch ihre Sonderbegabung zu vollendeter Ausbildung zu entwickeln; dadurch erregen ſie den täuſchenden Eindruck, der Nötigung des Lernens überhoben geweſen zu ſein, ihre Kenntniſſe und Gedanken, ihr inneres Begreifen einem ihnen angeborenen Beſitztum zu entnehmen. Beſonders bei Dichtern müht ſich gelehrte Nachforſchung oft vergebens, zu ergründen, wie ſie zu dem umfaſſenden Wiſſen und Verſtändnis gekommen ſind, von dem die herrſchende Schulweisheit ſich überzeugt hält, es könne allein durch unabläſſige, ſchweißtriefende Arbeit errungen werden. Ich glaube, daß du zu jenen Leuten gehörſt, Meinhart Erlenholz, in denen von frühauf die Schule ſich täuſcht, und ich glaube, daß die Natur dich zum Dichter geſchaffen hat, zu einem Menſchen, dem ſie die Beſtimmung mitgegeben, ohne Lehrmeiſter auf eigenen Wegen ſeinem Ziel entgegenzugehen. Nein mit leicht tändelndem Fuß zu durchſchreitender Weg iſt's, ſondern einer der mühevollſten, am dichteſten von Enttäuſchungen umlagert; wie weit deine Kraft reichen wird, auf ihm auszuharren, kann ich nicht bemeſſen. Aber mein Freundesrat antwortet dir: Trachte danach, die Sprache der Wellen des Lebens verſtehen zu lernen, ſie in Schöpfungen der Dichtung kundzutun, die ſchön und ſinnreich, freudig und ernſt das Menſchengemüt erheitern, erheben, veredeln. Dazu, ſcheint mir, biſt du aus dem Traumwalde zurückgekommen, in dem es dir gelungen, die geſuchte Wunderblume zu entdecken, denn du trägſt ſie im Herzen. So wirſt du ein Lehrer ſein, ohne mühſelig gelernt zu haben, dem höchſten Beruf obliegen, durch das Sehnſuchtsverlangen deiner Seele in Tauſenden ein gleiches zu erwecken, ſie zu leiten, zu erhellen, zu bereichern. Die alte Schrift nennt es: Wuchere mit deinem Pfunde! Da es dir gegeben worden, empfingſt du nicht allein das Recht, auch die Pflicht, es für andere zu verwerten."

Märkiſche Heide

Des Waldes Tiefe ſchreit mitunter dumpf;
Im Takte klingt der Schlag geſchwung'ner Beile;
Tief ruft die Dommel aus verwachſ'nem Sumpf;
Die Sonne ſinkt — der müde Tag hat Eile!

Des Mondes ſchmale Sichel tritt hervor;
Der rote Streif am Horizont wird trüber.
Ein Rothirſch röhrt und ſtampft das feuchte Moor
Und windet lauſchend dann zu dir hinüber.

Die Havel rauſcht von ferne leiſe her,
Wie feuchtes Atmen iſt es rings zu ſpüren.
Die Ufererlen nicken grau und ſchwer,
Und ſelbſt das Gras ſcheint ſchaurig ſich zu rühren.

Wie ein geſpenſt'ges Ungeheuer wälzt
Der Nebel ſich durch Rohr und Weidenſchäfte.
Und was du Himmliſches im Herzen hältſt,
Fühlt ſich bedroht durch fremde Erdenkräfte! —

Georg Buſſe-Palma

Digitized by Google

Der Friedenspavillon auf der Mailänder Ausstellung 1906.

Etwas von der Friedensbewegung und ihren Organen

Von Alfred H. Fried, Mitglied des Internationalen Friedensinstituts

„Der 31. Oktober 1888 ist ein historischer Tag." So äußerte sich Gladstone, als er von einer Versammlung vernahm, die an jenem Tage in der einfachen „Salle du Zodiaque" des Pariser Hotel Continental stattfand. Dort hatten sich unter der Führung Fréderic Passys dreißig Mitglieder des französischen Parlaments und unter der Führung des englischen Arbeiterdeputierten Randal W. Cremer zehn Mitglieder des englischen Parlaments zusammengefunden, um zunächst über die Anbahnung eines Schiedsvertrages zwischen England und Frankreich zu beraten. Das greifbare Ergebnis jener Versammlung war aber der Beschluß, für das Jahr 1889, während der großen Pariser Weltausstellung, die schiedsgerichtsfreundlichen Mitglieder aller Parlamente zu einer Konferenz einzuladen.

Durch diese Versammlung und durch jenen Beschluß wurde die „Interparlamentarische Union für Schiedsgerichte" begründet. Die Friedensbewegung trat mit diesem Tage in ihre neueste und erfolgreichste Phase. Sie wurde am 31. Oktober 1888 nicht geboren. Weit zurück bis ins Altertum lassen sich die Keime der Friedensidee verfolgen, selbst in der Dunkelheit des Mittelalters gehen ihre Spuren nicht verloren, und an der Schwelle der Neuzeit treffen wir ihre Vertreter. Vom König Podiebrad von Böhmen über Heinrich IV. von Frankreich bis zum ersten Napoleon zieht sich eine gerade Linie. Diese drei Utopisten der Weltreiche erfaßten den Gedanken nach ihrer Art. Männer wie Saint Pierre, Spinoza, Rousseau, Kant traten dann für die Idee ein, und zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts erhebt sich eine werktätige Propaganda, die durch die blutigen Kriege dieses Jahrhunderts eher angefacht als zum Schweigen gebracht wurde. Von der Mitte jenes Jahrhunderts an verdichtet sich die inter-

Digitized by Google

nationale Propagandaarbeit; eifrige Agitatoren bereisen Europa, Kongresse werden abgehalten, Dichter und Denker treten für den Gedanken ein, und unmittelbar nach dem deutsch-französischen Kriege beginnt die Bewegung in den Parlamenten und in der Gelehrtenwelt ein Echo zu finden. Die Agitation ging in die Hände der Berufspolitiker und der Völkerrechtsgelehrten über, sie nahm in den achtziger Jahren an Umfang zu und war in den westlichen Ländern Europas wie in Italien und in den skandinavischen Ländern, nicht minder in den Vereinigten Staaten von Amerika, bereits zu Bedeutung gelangt, als der 31. Oktober 1888 den erwähnten Beschluß zeitigte. Mit diesem Tage begann sich die Bewegung, die bisher von Freischärlern betrieben wurde, zu organisieren. Die interparlamentarische Union war ihr erstes Organ.

Die erste Konferenz der interparlamentarischen Union fand im Juni 1889 unter dem Vorsitz Frédéric Passys zu Paris statt. Im ganzen waren 99 Parlamentarier aus 10 Parlamenten vertreten. Die Konferenz versammelte sich alsdann fast in jedem Jahre. Welch weiten Weg hat diese Organisation, die so bescheiden in einem Hotelsaal anfing, von jener ersten Konferenz in Paris bis zur letzten Konferenz in London (1906) zurückgelegt! In London waren 570 Mitglieder aus 24 Parlamenten anwesend, darunter Mitglieder der russischen Duma, des japanischen Parlamentes und zahlreicher Parlamente Südamerikas. Die Konferenz fand überdies auf ausdrückliches Verlangen der englischen Regierung statt, und der Minister Campbell-Bannerman, selbst ein Mitglied der interparlamentarischen Union, eröffnete sie mit einer bedeutsamen Ansprache, worin er mitteilte, daß König Eduard und die gesamte Regierung ganz auf dem Boden der interparlamentarischen Union ständen. Die Union zählt heute in den verschiedensten Parlamenten der Welt bereits viertausend Mitglieder. In Bern hat sie sich eine Zentralstelle geschaffen, das interparlamentarische Amt, das von dem Schweizer Nationalrat und Chef des eidgenössischen Unterrichtswesens Dr. Gobat ehrenamtlich verwaltet wird. Die Vertretung der Union besorgt ein aus 36 Mitgliedern bestehender interparlamentarischer Rat.

Die steigende Wertschätzung dieser Organisation ist schon an ihren äußeren Erfolgen zu erkennen. Sie, die in den ersten zwei Jahren noch in Privatsälen tagen mußte, wurde 1891 in Rom bereits am Kapitol empfangen. Sie tagte 1892 im Sitzungssaale der Schweizer Bundesversammlung und von da ab, abgesehen von der Konferenz zu St. Louis, immer in den Sitzungssälen der gesetzgebenden Körperschaften, in deren Ländern die Versammlung stattfand. Die Mitglieder der Union waren wiederholt berufen, in die Regierung ihres Heimatlandes einzutreten, und der Präsident der Konferenz von 1900, die im Sitzungssaal des französischen Senats stattfand, der damalige Senator Fallières, ist mittlerweile Präsident der Republik geworden.

Die Arbeiten der interparlamentarischen Union waren vom größten Erfolge gekrönt. Ihr sind zahlreiche Fortschritte des Völkerrechts zu verdanken, in direkter Linie aber die Ausbreitung und Festigung der Schiedsgerichtsbarkeit. Die Errichtung eines ständigen Schiedshofes im Haag ist auf die Arbeit der Union zurückzuführen. Auf Veranlassung des damaligen englischen Deputierten Philipp Stanhope, jetzigen Lord Weardale, setzte die Union auf ihrer Konferenz im Jahre 1894, die zufälligerweise auch im Haag stattfand, eine siebengliedrige Kommission ein, die einen Organisationsentwurf für einen ständigen internationalen Schiedsgerichtshof auszuarbeiten beauftragt wurde. Gegen diesen Vorschlag erhoben sich auch Gegner, und namentlich ein deutscher Parlamentarier erklärte dieses Beginnen als eine Utopie. Die Kommission wurde dennoch eingesetzt und unterbreitete der Konferenz von 1895 das fertige Organisationsstatut für einen ständigen Schiedsgerichtshof. Die Konferenz beschloß, diesen Entwurf mit einer vom Chevalier Descamps ausgearbeiteten Denkschrift den Mächten zur Kenntnisnahme zu überreichen. Dieser Entwurf diente im Jahre 1899 auf der Regierungskonferenz im Haag als Grundlage für die Verwirklichung des ständigen Schiedsgerichtshofes, der im Jahre 1894 einzelnen noch als Utopie erschien. Das Wort, das Frédéric Passy damals den Zweiflern zurief: „Man soll niemals ‚niemals' sagen!" hatte sich bewährt.

Mit der Haager Konferenz war der Arbeit der interparlamentarischen Union eine größere Bedeutung und ein erhöhter Inhalt gegeben. Sie wandte sich bereits in ihrer dieser Konferenz unmittelbar folgenden Sitzung dem Ausbau des Haager Werkes zu und forderte schon

Digitized by Google

1900 in Paris die Einberufung einer zweiten Haager Konferenz zur Weiterentwicklung des 1899 im Haag Begonnenen. Ihr Wunsch wurde auf der Konferenz von St. Louis 1904 erhört. Die Konferenz wurde vom Präsidenten Roosevelt nach dem Weißen Hause geladen, und dieser nahm den Wunsch der Interparlamentarier nicht nur zur Kenntnis, sondern gab das formelle Versprechen ab, die Mächte alsbald zu einer zweiten Haager Konferenz einzuladen. Wie bekannt, erfüllte er dieses Versprechen auch. So ist denn die bevorstehende zweite Haager Konferenz, die im Mai 1907 im Haag zusammentreten soll, ebenfalls auf die direkte Arbeit der interparlamentarischen Union zurückzuführen. Auf ihren Konferenzen von 1905 in Brüssel und 1906 in London legte die Union auch das Hauptgewicht darauf, der kommenden zweiten Regierungskonferenz ausreichendes Material für ihre Beratungen zu unterbreiten.

Der interparlamentarischen Union können nur solche Vertreter des Friedensgedankens angehören, die, vom Zufall der Wahlkonjunktur begünstigt, in ein europäisches Parlament gewählt worden sind. Diese Eigenschaft gibt der Arbeit jener Männer eine größere Wirksamkeit, aber auch eine ganz bestimmte und beschränkte Richtung. Die Organisation des Pazifismus konnte daher bei der Bildung der interparlamentarischen Union nicht stehen bleiben. Diese konnte immer nur ein Teil der pazifistischen Organisation bleiben. Diejenigen Männer und Frauen, die für die Idee zu wirken bereit waren und einen Sitz in irgendeinem Parlament nicht erlangen konnten — also die weitaus größere Zahl von Personen —, bedurfte ebenfalls der Einigung zum Zweck wirksamerer Arbeit. So war es denn ein nicht minder wichtiges Datum, als kurze Zeit nach der Versammlung in der „Salle du Zodiaque" in Paris in der Wohnung des Nationalökonomen Charles Lemonnier am 11. November 1888 die Vertreter von fünf französischen und drei ausländischen Friedensgesellschaften zusammentraten und den Beschluß faßten, die Friedensfreunde aller Länder zu einem Weltfriedenskongreß ebenfalls für das nächste Jahr nach Paris zu laden.

Der Weltfriedenskongreß, der 1889 in Paris gleichfalls unter dem Vorsitz Fréderic

Elie Ducommun (Bern), Ehrensekretär des Internationalen Friedensbureaus in Bern, †.

Digitized by Google

Baronin Bertha von Suttner (Wien) in ihrem Arbeitszimmer.

Passys stattfand, bildete nicht nur den Anfang einer Serie alljährlich stattfindender Vereinigungen der pazifistischen Welt, sondern ebenfalls die Grundlage einer Organisation des gesamten Pazifismus. Bereits auf dem Römischen Kongreß im Jahre 1891 beantragte der Däne Fred. Bajer die Schaffung eines internationalen Zentralbureaus der pazifistischen Propaganda, und auf dem darauffolgenden Kongreß in Bern wurde dieses Bureau als „Internationales Friedensbureau" mit dem Sitz in Bern beschlossen und eröffnet. Elie Ducommun, ein alter Kämpe für die pazifistische Idee, übernahm das Ehrensekretariat der neuen Zentralstelle, das er bis zu seinem am 7. Dezember 1906 erfolgten Tode hingebungsvoll verwaltete.

Das Berner Friedensbureau übernahm es, die Verbindung zwischen den Friedensgesellschaften der ganzen Welt aufrechtzuerhalten und in erster Linie die Friedenskongresse alljährlich vorzubereiten und deren Beschlüsse auszuführen. Das Bureau besteht aus einer 26 Personen umfassenden Verwaltungskommission, in der alle Nationen, die Friedensgesellschaften besitzen, vertreten sind. Drei Mitglieder müssen in Bern ansässig sein; diese bilden den ständigen Ausschuß. Das Bureau ist befugt, in dringenden Fällen Kundgebungen zu erlassen und sonstige dem Frieden der Nationen förderliche Schritte zu tun. Es sammelt alles auf die Friedensbewegung bezügliche Material und veröffentlicht eine monatlich zweimal erscheinende Korrespondenz. Seit dem Jahre 1894 gewährt die Regierung der Schweiz, seit 1897 Norwegen, seit 1902 Schweden eine jährliche Subvention. Dänemark hat einen einmaligen Beitrag bewilligt.

Die Friedenskongresse errangen sich, ähnlich wie die interparlamentarischen Konferenzen, sehr bald die Aufmerksamkeit des Publikums, der Presse und der Regierungen. Schon am Kongreß zu Rom, dem der ehemalige Minister Rugghero Bonghi präsidierte, beteiligten sich die Staats- und Stadtbehörden, der Berner Kongreß wurde vom Bundespräsidenten Ruchonnet eröffnet, der Hamburger Kongreß durch einen Vertreter des Hamburger Senates bewillkommt. Im Jahre 1900 eröffnete der damalige Handelsminister Mille-

Digitized by Google

Moritz von Egidy †.

rand den Kongreß, und im Jahre 1902 übernahm Fürst Albert von Monaco das Ehrenpräsidium. Es war das erste Mal, daß ein Staatsoberhaupt die Ehrenpräsidentschaft des Kongresses führte. Im darauffolgenden Jahre war Präsident Loubet Ehrenpräsident des Kongresses, 1905 war es der Präsident des Schweizer Bundesrates Comtesse. Den Kongreß von 1904 eröffnete der damalige amerikanische Staatssekretär für auswärtige Angelegenheiten Hay mit einer viel beachteten politischen Rede. Die Arbeiten dieser Kongresse sind von hoher Bedeutung. Sie lieferten das Material für eine internationale Rechtsorganisation und formulierten die Forderungen von Recht und höherer Sittlichkeit in der internationalen Politik. Ein ungeheures Material von juristischen Entwürfen, von politischen Arbeiten und Forderungen wurden von diesen Kongressen ausgearbeitet und den Regierungen wie der Völkerrechtswissenschaft als Material überwiesen. Der Luzerner Kongreß (1905) bildete angesichts der zunehmenden Verschlimmerung der englisch-deutschen Beziehungen ein anglo-deutsches Freundschaftskomitee, das in der Folge die bekannte anglo deutsche Versöhnungsaktion und die Kundgebungen in Deutschland wie in England ins Leben rief.

Neben diesen beiden Organen der Bewegung, der interparlamentarischen Union und den Weltfriedenskongressen mit ihrem Berner Zentralausschuß, gibt es heute noch eine große Anzahl von Einrichtungen, die der pazifistischen Idee und Propaganda dienen.

Hier wäre in erster Linie das bereits im Jahre 1873 von dem belgischen Staatsmann Rolin-Jaquemin in Gent begründete Institut du droit international zu nennen, dessen Zweck es ist, das Völkerrecht zu kodifizieren, an der Aufrechterhaltung des Friedens und der Beobachtung der Kriegsgesetze zu arbeiten, wie die Schwierigkeiten, die sich bei der Anwendung des Rechtes ergeben, zu prüfen. Das Institut besteht aus 60 ordentlichen Mitgliedern und 60 „Mitgliedergenossen". Die hervorragendsten Völkerrechtslehrer aller Länder gehören diesem Institut an, dessen Mitglieder sich alljährlich zu einem Kongreß versammeln. An der Ausbildung des Schiedsgerichtswesens hat das Institut wesentlichen Anteil genommen. Aus diesem Grunde wurde ihm im Jahre 1904 der Friedenspreis der Nobelstiftung verliehen.

Das „Internationale Friedensinstitut" ist eine Schöpfung des Fürsten Albert von Monaco, der es im Jahre 1903 auf Anregung des bekannten französischen Pazifisten Gaston Moch ins Leben rief. Das Institut hat seinen Sitz in Monaco, wo seine Bureaus und Sammlungen in einer zu diesem Zweck eingerichteten Kapelle untergebracht sind, und es hat die Aufgabe, dokumentierte Arbeiten über internationales Recht und über die friedliche Lösung internationaler Streitigkeiten zu liefern, wie Arbeiten über die Entwicklung der Friedensidee und des internationalen Lebens zu veröffentlichen. Es besitzt ein Museum und eine Bibliothek. Die Mitgliederzahl, die auf höchstens 60 beschränkt ist, umfaßt gegenwärtig 41 Personen, darunter Schriftsteller, Gelehrte, Politiker aller Nationen. Als Präsident fungiert der in Monaco ansässige Abbé Pichot. Von den Arbeiten, die das Institut bis jetzt veröffentlichte, ist das alljährlich erscheinende „Annuaire de la Vie internationale" und der erste Band einer von dem belgischen Senator Henri Lafontaine herausgegebenen Bibliographie des Friedens zu erwähnen.

An den herrlichen Gestaden des Vierwaldstätter Sees, direkt am Bahnhof von Luzern, befindet sich das Internationale Kriegs- und Friedensmuseum, eine Schöpfung des bekannten, im Jahre 1902 verstorbenen russischen Staatsrats Johann von

Digitized by Google

Bloch, dem bei Errichtung dieses Museums der Gedanke vorschwebte, ein Bild der Mittel und Ziele des modernen Krieges zu liefern und die eventuellen Folgen eines solchen zu veranschaulichen. Es zeigt in elf Abteilungen die gesamte Kriegstechnik und Heeresorganisation in ihrer Entwicklung sowie die volkswirtschaftliche, völkerrechtliche und pazifistische Entwicklung der modernen Staaten. Es enthält über 5000 Nummern, eine umfangreiche Bibliothek und einen großen Lesesaal.

Eines der wichtigsten Institute für die Entwicklung der Friedensbewegung bildet die durch das Legat des Dynamiterfinders Dr. Alfred Bernhard Nobel ins Leben gerufene Nobelstiftung. Nach dem Testament Nobels soll der fünfte Teil der jährlichen Zinsen des gesamten von ihm hinterlassenen Kapitals im Betrage von etwa 35 Millionen norw. Kronen alljährlich demjenigen zuteil werden, „der das meiste und beste für die Brüderlichkeit zwischen den Völkern, für die Abschaffung oder Verminderung der stehenden Heere oder die Bildung und Verbreitung von Friedenskongressen getan hat". Der etwas unklare Wortlaut des Testaments wurde durch das Statut der Nobelstiftung dahin erweitert, daß jede hervorragende Förderung der Friedensidee für die Preiszuerteilung in Betracht gezogen werden kann. Den Preis erteilt ein vom norwegischen Storthing erwähltes Fünfmännerkomitee alljährlich am 10. Dezember, dem Todestage des Erblassers. Die Preise betrugen bisher, nachdem verschiedene statutarisch festgesetzte Abzüge gemacht wurden, 138000 bis 150000 norw. Kronen.

Zu diesen Abzügen gehören auch die Kosten für ein in Christiania errichtetes Nobelinstitut. Dieses in einem eigenen Gebäude untergebrachte Institut hat den Zweck, die Entwicklung der internationalen Verhältnisse, besonders die Arbeit für deren friedliche Ordnung zu verfolgen und so die Verteilung des Friedenspreises vorzubereiten. Eine Anzahl Gelehrter ist zu diesem Zwecke tätig. Das Institut besitzt eine große Bibliothek und einen Lesesaal, in welchem eine möglichst vollständige Sammlung der völkerrechtlichen und Friedensliteratur geboten wird.

In gewissem Sinne ist auch der ständige Schiedsgerichtshof im Haag, der durch die Haager Konvention vom 29. Juli 1899 errichtet wurde, ein Organ der Friedensbewegung. Der Schiedsgerichtshof besteht in seinem Kern eigentlich nur aus einer Gerichtsschreiberei, an deren Spitze ein Sekretär steht. Diese Gerichtsschreiberei hat die Aufgabe, alle auf die Zusammensetzung und das etwaige Zusammentreten eines Schiedstribunals nötigen Schritte zu besorgen, ein Archiv zu führen und alle Verwaltungsmaßregeln zu veranlassen. Der Gerichtsschreiberei steht ein Verwaltungsrat vor, der sich aus den im Haag beglaubigten diplomatischen Vertretern zusammensetzt, und dessen Vorsitzender der jeweilige holländische Minister des Äußern ist. Die Schiedstribunale treten nur auf besonderen Wunsch zweier Regierungen zusammen. Ihre Mitglieder werden aus einer Liste von Persönlichkeiten gewählt, deren jede Vertragsmacht vier zu bezeichnen das Recht hat. Die Namensliste dieser Persönlichkeiten bildet das eigentliche Richterpersonal des Haager Hofes.

Der Schiedshof, das heißt die Gerichtskanzlei, das Archiv und die Beratungssäle, ist vorläufig in einem eigens zu diesem Zwecke eingerichteten kleinen Hause auf der Prinsengracht im Haag untergebracht. Ein großer Prachtbau, der die Kanzlei, das Archiv, die Gerichtssäle und eine große Bibliothek aufnehmen soll, wird durch die sieben Millionen Mark betragende Stiftung Andrew Carnegies errichtet werden. Der Haager

William Thomas Stead (London).

Digitized by Google

Staatsrat Johann von Bloch †.

Hof hat bis jetzt viermal funktioniert. Zum erstenmal in einem Streite zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko um die kalifornischen Kirchenfonds (Urteil vom 14. Oktober 1902); zum zweitenmal in der sehr ernsten Venezuela-Angelegenheit zur Schlichtung eines Streites der Blockademächte Deutschland, England und Italien gegen Spanien, Frankreich, Mexiko, Holland, Schweden, Norwegen, die Vereinigten Staaten und Belgien über die Verteilung der vom Präsidenten Castro hinterlegten 30 Prozent der Zolleinnahmen (Urteil vom 22. Februar 1904); zum drittenmal in einem Streite zwischen einer großen Anzahl europäischer Mächte gegen Japan über die Besteuerung des unbeweglichen Besitzes der in Japan ansässigen Ausländer (Urteil vom 22. Mai 1905); zum viertenmal in der sogenannten Maskatfrage zwischen Frankreich und Großbritannien (Urteil vom 8. August 1905). Die bevorstehende zweite Haager Konferenz wird dem Haager Schiedshof wahrscheinlich weitere Machtvollkommenheiten und eine größere Bedeutung verleihen. —

Die mit dem Jahre 1889 einsetzenden internationalen Friedenskongresse und interparlamentarischen Konferenzen befruchteten die pazifistische Tätigkeit in den einzelnen Ländern. Zahlreiche Friedensvereine wurden ins Leben gerufen, und eine große Zahl hervorragender Männer und Frauen erstand, die in der Friedenspropaganda ihre Lebensaufgabe erblickten. In Deutschland wurde 1892 die Deutsche Friedensgesellschaft und die erste deutsche pazifistische Revue „Die Waffen nieder!" begründet. Beides unter dem Einfluß der Baronin Bertha von Suttner, die im Jahre 1890 ihren epochemachenden Roman „Die Waffen nieder!" veröffentlicht hatte und unter dem Einfluß des außerordentlichen Erfolges ihres Buches sich ganz der Arbeit für die Friedensidee hingab. Ihre erste Tat war die Gründung der Österreichischen Friedensgesellschaft, als deren Präsidentin sie wirkt. Der viel zu früh verstorbene M. von Egidy widmete in den letzten Jahren seines Lebens seine Kraft der Verbreitung des Friedensgedankens in Deutschland. Auf einer Vortragsreise für die im Zarenmanifest entwickelten Ideen starb er. Dr. Eugen Schlief, der Stadtpfarrer Umfrid, Dr. Ad. Richter, Richard Feldhaus, Richard Reuter, Prof. Quidde, Frau von Selenka und viele andere traten in Deutschland ferner in hervorragendster Weise für den Friedensgedanken ein.

In England, wo die im Jahre 1816 begründete älteste europäische Friedensgesellschaft, die Peace-Society, noch in voller Blüte steht, war die Friedensbewegung schon viel früher und höher entwickelt als in Deutschland. Männer wie Richard Cobden, John

Fredrik Bajer (Kopenhagen), Präsident und Gründer des Internationalen Friedensbureaus in Bern.

Digitized by Google

Bright, Henry Richard waren im Parlament für sie eingetreten, und Hogdson Pratt, der Begründer und Chairman der „Peace and Arbitration Society", machte schon in den siebziger Jahren Propagandareisen nach dem Kontinent, dort vielfach die ersten Keime der Idee ausstreuend. Ein ganzer Stab hervorragender Arbeiter tritt in England für den Friedensgedanken ein. Zu nennen wäre unter sehr vielen Felix Moscheles, auf dessen Anregung der 22. Februar als internationaler Friedenstag für die Friedensvereine der ganzen Welt eingeführt wurde, und William T. Stead, der berühmte Journalist, der die heftigste Agitation gegen den Burenkrieg in seinem Vaterlande entfachte, und der neuerdings so energisch für die deutsch-englische Versöhnung eintritt.

In Frankreich hat die Friedensbewegung gegenwärtig den größten Umfang. Sie ist dort wie in England Regierungsprogramm geworden; ist doch sogar das Staatsoberhaupt der Republik Mitglied der Interparlamentarischen Union und der einstige Präsident der Interparlamentarischen Konferenz von 1900. Die französischen Friedensgesellschaften umfassen ungefähr 300 Gruppen mit etwa 300 000 Mitgliedern. An der Spitze dieser Gesellschaften steht die „Ständige Delegation der französischen Friedensgesellschaften", deren Präsident der berühmte Physiolog Professor Charles Richet ist. Ihr Ehrenpräsident ist der fünfundachtzigjährige Fréderic Passy, der Doyen der Friedensbewegung und einer ihrer werktätigsten und erfolgreichsten Vorkämpfer, der trotz seines hohen Alters heute noch Vortragsreisen unternimmt, Kongressen beiwohnt und zahlreiche Artikel schreibt. Einer der hervorragendsten und erfolgreichsten Agitatoren für den Friedensgedanken ist der ehemalige Diplomat, jetzige Senator Baron d'Estournelles de Constant, der vierhundert Mitglieder der französischen Kammer und des Senats zu einer Schiedsgerichtsgruppe vereinigte und die „Societé pour la Conciliation internationale" begründete. Baron d'Estournelles war einer der französischen Delegierten auf der Haager Konferenz und einer der eifrigsten Mitarbeiter in der Kommission für den Schiedsgerichtshof. Als der Haager Hof errichtet war, jedoch von keiner Regierung beschäftigt wurde, reiste er nach Washington und veranlaßte den Präsidenten Roosevelt, das schlafende Dornröschen

Ernesto Teodoro Moneta, Präsident der „Unione Lombarda" in Mailand.

im Haag zu erwecken. Wie bekannt, setzte Präsident Roosevelt infolge dieser Anregung den Haager Hof in Funktion, indem er ihm die alte Streitfrage mit Mexiko zur Erledigung gab. D'Estournelles war auch der Bahnbrecher für den franco-englischen Schiedsvertrag, des ersten ständigen Schiedsvertrages zwischen europäischen Mächten, dem binnen kurzer Zeit zweiundvierzig (!) ähnliche Verträge zwischen anderen Mächten folgten. Im Jahre 1904 weilte d'Estournelles in Kiel und wurde in langer Audienz von Kaiser Wilhelm empfangen. Auch im Frühjahr 1906 hatte er in Berlin eine Zusammenkunft mit dem Kaiser, der d'Estournelles kurz zuvor zu seiner Wahl in den Senat beglückwünscht hatte.

Eine der hervorragendsten Erscheinungen der modernen Friedensbewegung war der 1902 verstorbene russische Staatsrat Johann von Bloch, der im Jahre 1898 sein großes sechsbändiges Werk über den Krieg herausgab. Er schilderte darin an der Hand militärischer Fachschriftsteller das Wesen des modernen Krieges mit modernen Waffen und zog als Soziologe und Nationalökonom den Schluß daraus, daß ein Krieg mit den modernen Mitteln bei den gegenwärtigen ver-

Digitized by Google

wickelten wirtschaftlichen Verhältnissen der Kulturvölker und bei der großen Entwicklung der sozialrevolutionären Strömungen, wenigstens zwischen europäischen Großmächten, ein Ding der Unmöglichkeit wäre oder zum mindesten beiden Streitenden zum Verderben gereichen würde. Es ist erwiesen, daß Bloch persönlich wie sein Werk auf den Zaren großen Eindruck gemacht haben und ihn zu dem bekannten Friedensmanifest vom August 1898 veranlaßten. Auf der Haager Konferenz hielt Bloch für die Delegierten der verschiedenen Staaten Vorlesungen über seine Lehre und machte damit auf die zahlreichen Diplomaten und Gelehrten großen Eindruck. Er bereiste hierauf ganz Europa und suchte seine Lehre in den einflußreichsten Kreisen zur Geltung zu bringen. Mitten in den Vorarbeiten zu seinem Luzerner Friedensmuseum ereilte ihn der Tod. Ein Landsmann Blochs, der Soziologe J. Novikow in Odessa, trat in hervorragenden soziologischen Schriften gegen den Krieg auf. Seine „Föderation Europas" und seine „Gerechtigkeit und Lebensentfaltung" gehören zu den wissenschaftlichen Standardworks des Pazifismus. Die russischen Völkerrechtslehrer Professor J. v. Martens in Petersburg und Graf Kamarowsky in Moskau seien als Förderer des internationalen Friedensrechtes, ersterer noch als der Begründer der internationalen Untersuchungskommissionen, einer Einrichtung, die in dem bekannten anglo-russischen Konflikt über die Doggerbankaffäre ihre kriegverhütende Wirkung bewies, ganz besonders erwähnt. —

Es ist unmöglich, in dem engen Rahmen eines Artikels die Ausdehnung der Friedensbewegung in allen Ländern und deren hervorragendste Vertreter näher zu schildern. Daß die Bewegung in den europäischen Kleinstaaten besonders stark ist, wird nicht wundernehmen. Besonders in den skandinavischen Ländern besitzt sie einen großen Anhang. In Dänemark wirkt seit mehr als vierzig Jahren der frühere Kavallerieoffizier Fred. Bajer, der den Krieg von 1864 gegen Preußen und Österreich mitgemacht hat und jetzt der Präsident des auf seine Anregung ins Leben gerufenen Berner Friedensbureaus ist. In Belgien und Holland, in der Schweiz und in Ungarn gibt es ausgedehnte Friedensorganisationen und Männer in hervorragenden öffentlichen Stellungen, die für die Idee unentwegt eintreten. Ganz besonders stark ist die Bewegung in den Vereinigten Staaten, von wo sie im Jahre 1815 ihren Ausgang nahm. Präsident Roosevelt ist, seitdem er das Präsidentenamt bekleidet, ein erklärter Anhänger der Schiedsgerichtsidee; als solcher — und nicht als Vermittler des Friedens von Portsmouth — erhielt er 1906 den Nobelpreis. Die Bostoner Peace-Society, an deren Spitze Robert Trait Paine steht, und die in Benjamin Trueblood einen ausgezeichneten Direktor besitzt, ist eine der tätigsten und reichsten Friedensgesellschaften der Welt. Sie hat wiederholt Einfluß auf die Gesetzgebung der Union genommen und erfreut sich der Unterstützung der regierenden Kreise wie der hohen Richterschaft und der Universitäten des Landes.

Schließlich sei noch der „Unione Lombarda" in Mailand, der rührigsten italienischen Friedensgesellschaft, gedacht, an deren Spitze der alte Garibaldianer E. T. Moneta steht. Diese Friedensgesellschaft hat auf der vorjährigen Mailänder Ausstellung den Pavillon des Friedens errichtet und ausgestattet und auch den vorjährigen Friedenskongreß nach Mailand einberufen.

Es soll in diesen Zeilen nur in losen Skizzen ein Bild des Umfangs der Organisation gegeben werden, über die die moderne Friedensbewegung heute verfügt. Eingehend über die Wirksamkeit dieser Organe sich zu äußern, würde weit über den Rahmen eines Artikels hinausgehen. Die Literatur der Friedensbewegung ist jedoch ungeheuer reich; viele Tausende von Bänden sind bereits geschrieben worden, und alltäglich erscheinen neue Waffen des Geistes zugunsten dieser Idee. Wer sich für die Bewegung interessiert, wird daher leicht ein Buch finden, das seine Wißbegierde befriedigt.

Über das Wesen und die Ziele der Friedensbewegung konnte und wollte ich mich in diesem Artikel nicht äußern. Die Bewegung wird — das sei hier nicht verschwiegen — noch vielfach verkannt und angefeindet; sie begegnet noch in weiten Kreisen einer großen Skepsis. Aber immer mehr greift die Erkenntnis Platz — namentlich in wissenschaftlichen Kreisen —, daß es sich bei der Friedensbewegung um keine Utopie handelt, sondern um eine der wichtigsten Kulturbewegungen, die es je gegeben hat.

Digitized by Google

Die Rolandsbilder Deutschlands

Von Prof. Albert Werminghoff

In unserer Reichshauptstadt trägt mancherlei den Namen Rolands, jenes Vorstehers der bretonischen Mark, der im Feldzuge Karls des Großen gegen Spanien im Jahre 778 das Leben verlor, den die spätere Sage feierte als den wackeren Kämpen und Paladin seines Kaisers. Am Eingang der Siegesallee erhebt sich ein Brunnen mit der Figur eines wehrhaften Ritters, in der Potsdamer Straße fordert eine Weinstube zum feuchtfröhlichen Verweilen auf, eine Zeitschrift bespricht Erscheinungen des täglichen Lebens, eine andere will den Sinn für Volkskunde in weitere Kreise tragen — sie alle rühmen sich, Rolande zu sein. Erst vor kurzem aber ist in Berlin ein Bildwerk errichtet worden, das mit mehr Recht solche Bezeichnung verdient, am neuen Märkischen Provinzialmuseum nämlich, das einen Abguß der Rolandsstatue zu Brandenburg an der Havel anfertigen ließ, um die Anschauung dessen, was unsere Vorfahren unter einem Roland verstanden, auch in Berlin wach zu erhalten. Plan und Ausführung verdienen ohne Zweifel den Dank aller Freunde vaterländischer Kulturgeschichte, aber mit ihnen sind zugleich recht phantasievolle Vorstellungen über die Bedeutung der Rolandssäule verknüpft worden, die nicht ohne Widerspruch bleiben dürfen. Brachte doch eine viel gelesene Zeitung die überraschende Kunde, daß jener Abguß, natürlich unter einer kleinen Feierlichkeit, mit Donnerkraut bepflanzt worden sei. Wie war man auf diesen Gedanken gekommen? Bei der Abformung des Brandenburger Bildwerkes hatte es sich herausgestellt, daß der Kopf des Originals blumentopfartig ausgehöhlt ist, aus ihm aber jene Tolle von Hauslauch (Donnerkraut, Donnerbart, Sempervivum tectorum) hervorsprießt, die bisher dem Riesen von der gütigen Mutter Natur und ihren mitleidigen Kindern, den Vögeln, aufgesetzt erschien, während sie nun von Menschenhand gepflanzt sein soll; denn jenes Kraut habe für heilkräftig gegolten gegen Überschwemmung, Hagelschlag, besonders aber gegen Blitzstrahl und Feuersbrunst. Der Brandenburger Roland, so werden wir von E. Friedel belehrt, war ausgestattet mit der heiligen Pflanze des Donnergottes, um die Stadt an der Havel gegen das Wüten der Elemente zu schirmen.

Unser Gewährsmann verschweigt nicht, daß kein einziger unter allen deutschen und außerdeutschen Rolanden solch merkwürdige Eigentümlichkeit aufweise wie der zu Brandenburg. Schon dieser Umstand allein hätte ihn in seinen Schlußfolgerungen vorsichtiger machen sollen. Wir wollen kein Gewicht darauf legen, daß die Namen der außerdeutschen Rolandssäulen nicht genannt werden; in Wahrheit gibt es solche nur in Deutschland und hier allein innerhalb eines räumlich begrenzten Gebietes. Wir fragen: War der Zweck der Brandenburger Rolandsstatue nur und von Anfang an nur der, für die Stadt einen Blitzableiter oder besser, weil mit diesem Worte sich leicht unsere modernen physikalischen Vorstellungen von seiner Bestimmung und Kraft verbinden, einen Blitzverscheucher zu schaffen? Warum gab man ihm die Gestalt eines Ritters in Rüstung, mit einem von der linken Hand behüteten Dolch, mit einem von der rechten Hand gen Himmel gekehrten Langschwert? Da hätte eine Säule genügt. Die Höhlung im Kopfe der Figur soll glatt, sorgfältig hergestellt und mit Gartenerde ausgefüllt gewesen sein. Ausgeschlossen ist von selbst, daß jene Wucherpflanze sie im Laufe der Jahrhunderte gebildet hat, jedenfalls muß die Gartenerde von ganz besonderer Güte gewesen sein. Ohne Nachfüllung war sie imstande, immer und immer dem Kräutlein Nahrung zu spenden! Wenn es wirklich eingepflanzt sein muß — daß es nur durch freiwillige Abgabe oder von Abergläubischen durch heimliches Entwenden verbreitet werden kann, soll weder bestätigt noch bestritten werden —, so bleibt es doch eine Zutat, die für die ursprüngliche

Digitized by Google

Bestimmung der Statue auch nicht das geringste besagt. Diese selbst aber ist keine plastische Wiedergabe des Donnergottes, wie E. Friedel erklärt, sondern sie ist nach einer neuerdings aufgestellten Hypothese eine zu Stein gewordene Spielfigur, an die erst im späteren Mittelalter sich der Glaube geheftet hat, sie veranschauliche die Freiheit der Stadt gegenüber ihrem Herrn, hier also dem Markgrafen von Brandenburg.

Man hat oft genug von einer Grausamkeit der historischen Kritik gesprochen; sie beseitige alte, liebgewordene Vorstellungen und verdränge sie durch neue Gedankenreihen, die ihrerseits wiederum nichts anderes seien denn Vermutungen oder Hypothesen, denen der Schimmer des Volkstümlichen oder des Anheimelnden fehle. Es wäre töricht, dies zu bestreiten, aber ebenso töricht ist es, darüber sich in sentimentalen Klagen zu ergehen. Wenn die Geschichte ihren Beruf als Wissenschaft nicht verleugnen soll, so muß sie die Probleme, wo immer sie sich einfinden, mit kritischer Schärfe zu lösen suchen, unbekümmert darum, wie die Antwort ausfalle. Die Frage nach der ursprünglichen Bedeutung der Rolandsstatuen ist in der Tat ein Problem der deutschen Kulturgeschichte und vielleicht das in unseren Tagen am meisten behandelte; es wird sich lohnen, in kurzem Überblicke den Gang der Forschung und ihren gegenwärtigen Stand zu skizzieren, um auch den weiten Leserkreis der „Monatshefte" von diesem Kampf um den Roland zu unterrichten, der noch immer nicht endgültig ausgetragen ist.

Roland in Bremen.

Gerade anderthalb Jahrzehnte sind verflossen, seit der Verein für die Geschichte Berlins eine Festschrift zur Feier seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens veröffentlichte. Ihr erster Teil brachte eine Abhandlung des Heidelberger Rechtslehrers R. Schröder über die Stellung der Rolandssäulen in der Rechtsgeschichte. Sie erschienen hier als die Weiterbildung alter Markt- und Stadtkreuze. „Aus einem bloßen Marktzeichen wurde das Kreuz zum Mittelpunkte des gesamten kommunalen Lebens der Stadt, aus einem Symbol der Marktfreiheit verwandelte es sich unversehens in ein Kreuz der Freiheit schlechthin. Man erblickte in ihm, wenn auch ohne historische Begründung, die monumentale Urkunde der Gemeindeverfassung und der städtischen Freiheiten gegenüber dem Stadtherrn. Daß diese Auffassung durch die Umwandlung des Kreuzes in einen Roland nur noch befördert werden konnte, liegt auf der Hand. So sind also die Rolandssäulen selbst wie die auf sie gegründeten Selbständigkeitsansprüche ziemlich jungen Datums ... Fassen wir aber ihre Vorstufe, das Marktkreuz, ins Auge, so blicken sie auf ein uraltes, bis über die fränkische Zeit zurückreichendes Denkmal königlicher Fürsorge für die Pflege des wirtschaftlichen Lebens im Volke. Marktkreuz und Rolandssäule erscheinen als die mittelalterlichen Wahrzeichen der sozialpolitischen Aufgaben des Königtums." Begleitet wurde die Studie von den Abbildungen der noch vorhandenen sechsundzwanzig Rolandsstatuen, deren Standort wie deren Äußeres allein die Wiedergabe je einer Photographie veranschaulichte. Jedem Bilderkomplex waren kurze Notizen über die Größe der Bildwerke, etwaige Ver-

Digitized by Google

setzungen, wie z. B. vom Marktplatz ans Rathaus — so in Brandenburg —, und Beschädigungen beigefügt. Dort also eine Theorie, die den Übergang des Kreuzes in eine menschliche Figur als gegeben annahm und infolgedessen ihn nicht erklärte, hier ein Katalog ohne Gewähr der Vollständigkeit, da auch die Nachrichten über verschwundene Rolandssäulen Aufschluß gewähren konnten über den Ursprung, die Bedeutung der Bildwerke überhaupt.

Nach zwei Seiten hin hat gleichwohl die Schrift des Jahres 1890 anregend gewirkt. Sie führte einmal zur genauen Verzeichnung aller Überlieferungen über die jemals vorhanden gewesenen und noch vorhandenen Rolande, gleichzeitig aber zur Ausscheidung mancher Figur aus dem Kreise, in die der übereifrige Lokalpatriotismus sie einzureihen getrachtet hatte. Rund hundert Städte erhoben den Anspruch, wirkliche Rolande in ihren Mauern beherbergt zu haben oder noch zu beherbergen. Wie wenige aber sind es, bei denen das erhaltene Bild und seine Geschichte sich bis ins Mittelalter zurück verfolgen läßt. Noch heute steht der Riese am Rathaus zu Bremen aus dem Jahre 1404, stehen die Rolande von Halberstadt (1443), Zerbst (1445), Brandenburg (1474) und Quedlinburg (vor 1476), und von ihnen insgesamt wissen wir, daß die steinernen Kolosse hölzerne Standbilder ersetzt haben, die Errichtung der Rolande also den angegebenen Jahren hier mehr, dort weniger zeitlich vorausgeht. Eben die Verzeichnung der Nachrichten über die Rolande vermittelte zugleich die Kriterien für diejenigen Werke der mittelalterlichen Plastik, die mit Fug und Recht die Bezeichnung Roland tragen, sie ermöglichte weiterhin gleichsam eine Art von Rolandsstammbaum. Der Bremer Roland hat eingewirkt auf die zu Halberstadt und Zerbst, der leider verschwundene, aber bildlich überlieferte von Magdeburg (1459) auf den von Brandenburg und Quedlinburg. Das Verdienst aller dieser Feststellungen — einzelne Verbesserungen, die erforderlich waren, schmälern es nicht — gebührt dem Oldenburger Archivrat G. Sello; seine fleißigen Arbeiten haben eine ältere des Heidelberger Juristen H. Zöpfl (1861) ergänzt, ersetzt, man kann getrost sagen verdrängt. Von ihnen mußte jeder ausgehen, der die Rolande insgesamt durch eine neue Theorie zu erläutern sich anschickte.

Roland in Halberstadt.

Hier können nur die Grundgedanken der wichtigsten, nach 1890 aufgestellten Hypothesen wiedergegeben werden; ihr Auseinandergehen ist groß genug, um zu erklären, daß auch heute durchaus noch keine Einigung unter den beteiligten Forschern erzielt ist. Zeitlich am ersten trat S. Rietschel in die Schranken. Für ihn war das in der rechten Hand getragene, mit der Spitze nach oben gerichtete, von keiner Scheide umkleidete Schwert das charakteristische Kennzeichen der Rolandsstatuen. Das Schwert aber, so führt er aus, ist das Richtschwert, das Symbol der hohen Gerichtsbarkeit. „Der Roland verkörpert den Träger dieser Gerichtsbarkeit, mag man nun an den höchsten Richter, den König oder Markgrafen denken oder an den niederen Inhaber des Gerichtsbannes, den mit gräflichen Rechten ausgestatteten Landesherrn oder, bei geistlichen Fürsten, seinen Vertreter im Hochgerichte, den Vogt. Daß in einer Reihe von Städten, in denen sich

Digitized by Google

Roland in Zerbst. Aus K. Hoede: Die sächsischen Rolande. Zerbst 1906. (Nach einer Aufnahme von Franz Körner, Hofphotograph in Zerbst.)

Rolandsbilder finden, der Rat nie die hohe Gerichtsbarkeit besessen hat, ist kein Gegenbeweis. Die Annahme, der Roland sei immer von der städtischen Behörde erbaut worden, ist völlig unbegründet: nichts spricht dagegen, daß auch die Landesherren in den Städten, welche ihrer Jurisdiktion unterstanden, Rolande errichtet haben. Gerade in den nach Freiheit aufstrebenden Städten mußte ja den Landesherren am meisten daran gelegen sein, ihre Gerichtshoheit jederzeit in Erinnerung zu bringen." Die vorsichtige Beweisführung des Tübinger Rechtshistorikers hat sich viele Freunde zu erwerben gewußt, neben ihnen aber auch Gegner, schwache und starke. Zu jenen gehörte P. Platen, der in einem unglaublich phantasievollen Buche, der Festschrift zum Dresdner Städtetage des Jahres 1903, die Rolandssäulen aus Bildern des altgermanischen Gottes Donar als des Gottes des Rechtes und des Gerichts herleitete. Zuerst findet er sie im Jahre 1081 bezeugt und schon damals gedeutet als Zeichen für die Freiheit des Sachsenstammes, die Karl der Große verliehen hätte, und als Zeichen des Sieges, den der Frankenherrscher über den deutschen Volksstamm davongetragen. Noch habe man zwar sie nicht Rolande genannt, aber diese Benennung sei aufgekommen seit Bekanntwerden des Rolandsliedes (um das Jahr 1131 gedichtet) und sei dann von den Bürgern Bremens aufgegriffen worden, als sie im Jahre 1186 ihre angeblich von Karl dem Großen herrührende Freiheit sich durch Friedrich Barbarossa bestätigen ließen. Fortan sei der Glaube verbreitet worden, Karl selbst habe durch jene, in Wahrheit uralten Standbilder seinen Paladin Roland ehren wollen, durch die Vermittlung Rolands habe er die Rolandsorte mit Vergünstigungen und Privilegien ausgerüstet, endlich die Städte selbst hätten jene Statuen errichtet, um durch sie das Andenken an den Vermittler ihrer Freiheiten, eben an Roland, lebendig und wach zu erhalten. Mit gutem Grund sind alle diese Phantasmagorien von der nüchternen Forschung rundweg abgelehnt worden. Sie spuken wohl noch in den Köpfen von einigen wenigen, wie sie ja auch in der erwähnten Deutung des Brandenburger Roland ihr Unwesen treiben, aber kein Einsichtiger wird sie anders einschätzen als einen Fehlgriff, einen Rückschritt, der durch bessere Leistungen in Vergessenheit gebracht werden mußte.

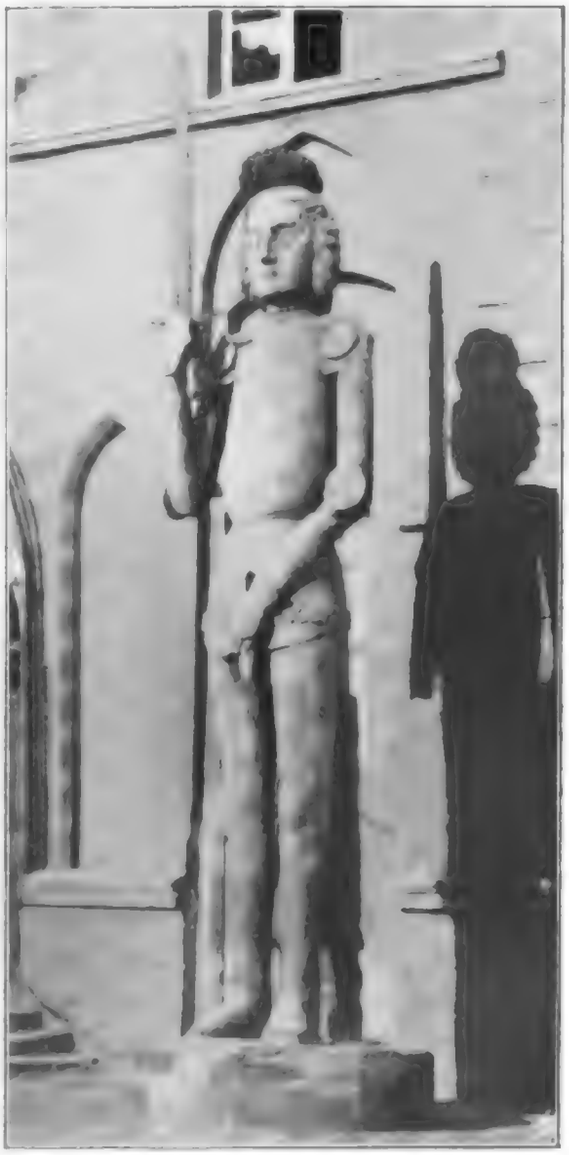
Zu den Gegnern Rietschels gehörte aber auch der Mann, auf dessen Vorarbeiten er sich gestützt hatte, G. Sello. Bereits in seinem Rolandskatalog hatte er die kritische Analyse mit der Vermutung abgeschlossen, die Rolandssäulen seien Nachkommen von Königsbildern. In zwei weiteren Schriften aus den Jahren 1901 und 1904 hat er sie weiter ausgeführt. Für ihn steht der Roland zu Bremen im Vordergrund des Interesses. In der Weserstadt zuerst wurde das alte Standbild des Königs mit dem Namen des sagenberühmten Helden geschmückt, und von Bremen aus ist die neue Bezeichnung auf die verwandten Bildwerke in anderen Städten übergegangen, wo sie errichtet waren als Erinnerungszeichen an den königlichen Städtegründer im allgemeinen oder an Otto den Großen als den Schöpfer städtischer Ordnungen in Sachsen. Hier in Sachsen habe man gewußt von Riesenbildsäulen, sei es von Göttern, sei es von Fürsten, wie sie die Wenden, Skandinavier und Angelsachsen auf Marktplätzen und Kulturstätten errichtet; hier in Sachsen habe man diese Beispiele nachgeahmt,

Digitized by Google

sicherlich noch im Laufe des zehnten Jahrhunderts, so in Magdeburg zum Symbole dafür, daß Otto I. die dortigen Erzbischöfe mit seinem Bann im Gericht über ihre neuen Städte begnadet habe. Die Umnennung also dieser Statuen auf Roland gehöre in die zweite Periode der Rolandssäulen insgesamt.

Wir wollen kurz innehalten, um dem freundlichen Leser, der bis hierher gefolgt ist, durch kurze schlagwortähnliche Wiedergabe der aufgezählten Theorien eine Art von Erholungspause zu gewähren. Die Rolandssäulen, so wurde gelehrt, sind Weiterbildungen der Marktkreuze, Symbole der hohen Gerichtsbarkeit der Stadtherren, Nachkömmlinge altheidnischer Götterstatuen, neubenannte Bilder deutscher Könige — ihrer aller Dasein und Bedeutung also ist als herrührend von einer einheitlichen, an allen Orten und zu allen Zeiten gleich wirkenden Grundanschauung anzunehmen. Mag die Bildsäule den Bremer Marktplatz schmücken oder an das Halberstädter Rathaus sich lehnen, sie beide und alle ihre Genossinnen sind in gleicher Weise aufzufassen. Mag die Statue einen Schild führen wie in Bremen, oder mag sie ihn entbehren wie in Brandenburg, sie beide und wiederum alle übrigen sind des gleichen Charakters. Ist aber diese Voraussetzung auch richtig? Solche Frage aufwerfen heißt nicht der Neuheit und der Neuerungssucht zuliebe sie alsbald bejahen. Darum vielmehr handelt es sich, ob sie überhaupt aufgeworfen werden darf, und erweisen kann ihre Berechtigung allein eine umfassende Untersuchung, die alle vorangehenden prüft, auf ihnen weiterbaut und auch vor unbetretenem Pfade nicht zurückschrickt, um ihrerseits zum Ziele zu gelangen. Damit ist der Grundgedanke der neuesten Arbeiten über die Rolande Deutschlands umschrieben, den es nun noch gilt in seinen Ergebnissen auszubreiten.

Ihr Verfasser ist der Hallenser Historiker R. Heldmann, von dessen beiden Werken wir uns zumeist an das frühere vom Jahre 1904 halten dürfen, da das zweite vom Jahre 1905 in allen entscheidenden Punkten die Resultate des ersten wiederholt, deren Verteidigung gegen G. Sello vornehmlich es eingeräumt ist. Heldmann geht davon aus, daß dem Roland zu Halle an der Saale ein eigener Platz gebühre. Mag gleich die heutige Figur erst aus dem beginnenden achtzehnten Jahrhundert stammen, sie wiederholt doch ihre Vorgängerin aus dem dreizehnten, die ihrerseits ihr künstlerisches Vorbild in der Statue Heinrichs des Löwen zu Braunschweig hatte. Der Roland zu Halle allein verkörpert den Richter, und zwar den obersten Richter, den Burggrafen von Magdeburg; nur mit diesem, mochte er nun in Person anwesend sein oder im unveränderlichen Bilde, war das Schöffengericht in Halle ordnungsmäßig besetzt. So ist der Roland an der Saale nicht von Hause aus ein Roland; erst zwei Jahrhunderte nach seiner Errichtung ist er so genannt worden; von außen her ist ihm sein neuer Name gekommen. Auf welchem Wege aber? In der Geschichte der Rolandsbilder unterscheidet Heldmann zwei zunächst divergierende Entwicklungsreihen, die scharf auseinanderzuhalten sind. Die erste hat ihren Ursprung in ritterlichen Spielen,



Roland in Brandenburg an der Havel.

wie sie die vornehme Jugend norddeutscher Städte seit dem dreizehnten Jahrhundert vornahm. Zu den Jahren 1270 bis 1280 nämlich erzählt die Magdeburger Schöppenchronik: „In dussen tiden weren hie noch kunstabelen, dat weren der rikesten borger kinder. De plegen dat spel vor to stande in den pingsten, als den Roland, den schildekenbom, tabelrunde und ander spel, dat nu de ratmanne sulven vorstan." Die angezogene Quelle berichtet nichts vom Wesen des Spieles Roland, nur so viel wird zu sagen sein, daß sein Name auf den Helden des karolingischen Sagenkreises zurückverweist. Immerhin lassen jüngere Quellen seine Art erkennen, da es noch im sechzehnten Jahrhundert nicht in Vergessenheit geraten war. Eine Erzählung aus Münster hat es beschrieben: „Alsdann stond auch aldar midden uf den markede ein holtzen belde; dassolbige hatte biede hande ausgestrecket, welchs sie den Rolandt nompten. Das belde stondt uf einer isern stangen, das es umblauffen konthe; es hatte in der rechteren handt eine runde schive etwas größer als ein teller, und an der luchteren handt hatte es eine geckeskolbe hangen. Dan waren aldaer bestaeldt lange spere: darmidt randen sie die eine nach den anderen und stachen den Rolandt in de rechter handt, dar die runde schive inne war. Alsdan so lief er umme und sloch mit der luchteren handt, darinne ehr die kolbe hatte, umbher; wan dan derjenige, so gestochen hatte, nicht midt der ile forthruckede, krech ehr einen dreve so gewis war uf der rugge oder in den nacken, das jederman alsdan lachede." Die Figur also bewegte sich um ihre Achse. Die Pointe des Spiels war demnach, mit einem Speer die Scheibe zu treffen und so rasch um den Träger dieser Scheibe zu laufen, daß man nicht von dessen linker Hand und von dem Narrenkolben in ihr getroffen wurde; wen der Narrenkolben schlug, der brauchte für den Spott der Mitspieler und Zuschauer nicht zu sorgen. Die Figur hieß Roland, und nun wird auch verständlich, warum wir öfters von Wiederherstellungen der Rolande in deutschen Städten hören. Sie bedurften ihrer, weil häufiger Gebrauch sie abnutzte; aus Magdeburg ist wiederholter Neuanstrich des Rolands bezeugt. Die Rolande also in allen Städten — außer Halle — waren ursprünglich Spielfiguren, zunächst aus Holz und erst seit dem fünfzehnten Jahrhundert aus Stein. Den Anstoß zu dieser Umwandlung gab Bremen. Auch hier war eine hölzerne Spielfigur vorhanden gewesen. Im Jahre 1366 wurde sie verbrannt, achtunddreißig Jahre später (1404) aber erneuert in einer Figur aus Stein und überdies mit einem Schilde versehen, dessen Worte den Riesen verkünden lassen:

Vryheit do ik ju openbar,
de Karl und mennich vorst vorwar
desser stede ghegheven hat:
des danket gode, is min radt.

Roland in Quedlinburg am Harz.

Er erinnerte an Freiheiten, die Karl der Große und andere Fürsten der Stadt gegeben haben sollen. Er hat seinen Beruf gewechselt. Er ist zum Symbol der städtischen Bevorrechtung geworden. Wie ist das gekommen? Nicht die Bürgerschaft hat die Umwandlung herbeigeführt, sondern der Bürgermeister Johann Hemeling. Er vertrat, wie Heldmann vermutet, die Politik einer Erhebung Bremens über die anderen Hansastädte, vornehmlich über Hamburg und Lübeck. Er war der geistige Urheber von Urkundenfälschungen und Einschaltungen in die Chro-

Digitized by Google

nik seiner Vaterstadt, die von Gerhard Rynesberch und Herbord Schene abgefaßt worden war. Wie sie sollte nun auch der steinerne Roland samt Schild und Schildinschrift ein und demselben Ziele dienen, der Förderung des Ansehens der vom Roland behüteten Stadt. Ein kühnes Ziel, aber es ward erreicht und hat auch auf andere Städte eingewirkt. Hier ersetzte man nunmehr die alten hölzernen Figuren durch steinerne, aber man deutete sie zunächst nicht als Symbole städtischer Freiheiten, sondern als Verkörperungen der hohen Gerichtsbarkeit; der Roland zu Halle, wie wir sahen, erst jetzt so benannt, übte nun auf die Wertung der Rolande seinen Einfluß aus wie vorher und gleichzeitig der Bremer auf ihr Material und ihre äußere Gestalt. Mit allem jedoch war die Bedeutungsgeschichte der Bildwerke noch nicht abgeschlossen. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts begegnet die Tendenz, sie als Zeichen der Unabhängigkeit der Städte von ihren Landesherren zu benutzen, so namentlich in Magdeburg, wo geschickte Fälschungen von Kaiserurkunden angeblich des zehnten Jahrhunderts mit dem Roland verknüpft wurden, jetzt dem Symbol einer Freiheit Magdeburgs vom Erzbischof, d. h. der Reichsunmittelbarkeit.

Man sieht, nach Heldmanns Ansicht ist die Geschichte der Rolandssäulen alles andere denn geradlinig verlaufen. Mancherlei Einflüsse haben sich in ihr gekreuzt, und sie zu entwirren, sie nach ihrer Stärke und ihrem zeitlichen Beginn kennen zu lehren, hat Heldmann sich zur Aufgabe gestellt. Seine Darlegungen entbehren der Kühnheit durchaus nicht, aber diese wird durch abwägende Behutsamkeit wiederum gemildert. Werden sie allgemeine Anerkennung finden? Aufs neue ist S. Rietschel auf dem Plan erschienen, um seine These zu verteidigen, W. Stein hat gegen Heldmanns Aufstellungen über die Politik Bremens zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts und die Wertung der erwähnten bremischen Chronik Einsprache erhoben, C. Hoede scheint im letzten Grunde wiederum die mythologische Deutung der Rolandsstatuen als den Weg zu einer Antwort nach ihrer ursprünglichen Bedeutung zu empfehlen. Kurz, noch ist der Streit nicht geschlichtet, mag gleich durch die Ausführungen Heldmanns eine gewisse Etappe erreicht worden sein; ihnen bleibt das Verdienst, die

Roland in Halle an der Saale.

Schwierigkeiten des Problems kennen gelehrt und ihre Lösung selbständig versucht zu haben.

Halten wir aber, um nicht zu ermüden, mit ihrer Wiedergabe hier inne, so hören wir doch die Frage des Lesers: Wie ist es denn gekommen, daß jene hölzernen Spielfiguren den Namen Roland erhielten, was hatte der Held vom Tale Roncéval mit ihnen zu tun? Gleichzeitig mit Heldmann hatte auch der Münsterer Germanist F. Jostes die Rolandssäulen erklärt als ursprüngliche Spiel-

Digitized by Google

figuren und ihren Namen abgeleitet von rotulare, rullare, rollen, umlaufen; er bezeichne das Charakteristische jenes Spiels, die sich drehende Figur, deren beide Arme den Anstoß gegeben hätten zu ihrer Darstellung durch eine menschliche Gestalt, deren Namen dann ihre volksetymologische Gleichsetzung mit dem Helden der Sage ermöglicht, herbeigeführt habe. Von zwei Seiten also dieselbe Erklärung der Statuen, die des Philologen anscheinend eine Stütze für die des Historikers. Heldmann lehnte sie, ohne freilich den Gegner zu überzeugen, gleichwohl ab, um die alte Beziehung des Namens Roland auf den Paladin Karls des Großen beizubehalten: „Dem historischen Verständnis erschließen sich Entstehung und Verbreitung des Magdeburger Rolandspiels nur aus der allgemeinen Verehrung heraus, deren sich zusammen mit dem großen und frommen Kaiser Karl der Held von Ronceval seit dem elften Jahrhundert in der ganzen lateinischen Christenheit und seit dem Ende des zwölften namentlich im Sachsenlande zu erfreuen hatte." So Heldmanns unerschütterte Überzeugung.

Auch daran ist festzuhalten, daß über Magdeburg und die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts kein Zeugnis für die Entstehung der Rolandspiele hinausführt. Den Weg ihrer Verbreitung aber kennzeichnen die historischen Nachrichten über jene Bildwerke und die leider geringe Zahl derjenigen unter ihnen, die noch heute in unseren Städten als Erbteil des Mittelalters auf uns gekommen sind. Die neuere Zeit hat weitere hinzugefügt, so z. B. den zu Belgern bei Torgau (1550 zum erstenmal erwähnt) und den zu Stendal (1625 errichtet). Für die Gegenwart ist das Rolandsbild zu einem Überbleibsel aus der Vergangenheit geworden, daher das Interesse an seiner Geschichte, die Pflicht zu seiner Erhaltung, die freilich nicht mit Restaurierung verwechselt werden sollte. Schade, daß Bremen sein Wahrzeichen mit bunten Farben zu verschönern geglaubt hat, und gut, daß nun auch Berlin einen wahrheitsgetreuen Roland sein eigen nennt — nicht als einen Hort gegen der Elemente furchtbares Wüten, sondern als Denkmal bürgerlichen Wesens längst verklungener Tage.

An den Tod

Tod, Freund, Gewaltiger! Mir mehr als Freund!
Mir Bruder fast, mir Tag- und Nachtvertrauter,
Du, dieses Lebens herrlichster Genoß!
Dein schwarzer Mantel deckt sich vor die Tür,
Die uns hinüberführt aus Traum in Wachen ...
Dein dunkler Schatten steht im Freudental,
Und wenn des Sommers höchstes Sonnenlicht
Die Rosen badet in der Daseinsglut,
Dann stehst du unsichtbar am Tor und lächelst,
Und deine Sichel blitzt am Wiesenrand.
Doch wenn die Uhr einst stille steht im Lauf,
Dann lüftest du den schwarzen Rabenmantel,
Daß alle Sterne fort vom Himmel flattern
Wie gold'ne Blätter, und dann führst du mich
Durch jenen winzigen Spalt in ewige Helle,
Tod, Freund, Gewaltiger! Mir mehr — als Tod!

Paul Friedrich

Digitized by Google

Auf ungarischen Jagdgründen

Von Moritz von Kaisenberg

Hinter der Meute auf der Pußta.

Ungarn, du Traumland für den Fremden, der dich zum erstenmal betritt! Wie fremd erscheint uns alles dort und wie ungewohnt! Hat man doch jetzt fast mehr Kenntnis von Indien, ja fast von dem schwarzen Erdteil als von Ungarn mit seinen Urwäldern und seinen Pußten, die gleich den Prärien des fernen Westens in tausendfacher Blütenpracht prangen. Die schneebedeckten Karpathen mit ihrer Hohen Tatra scheinen von dem fernen Horizont herüber, und ihr Fuß verliert sich in den meilenweiten grünen Wäldern, noch vor kurzem kaum von des Holzfällers Axt berührt.

Silberhelle Bäche fließen unter den breitästigen Urwaldbäumen dahin, und auf dem schroffen Rande hoher Berge ragen stolze Ruinen hoch empor, um die sich historische Sagen weben. Und in diesen Wäldern, auf diesen Pußten die buntfarbigen Trachten der Czikos und Pferdehirten in ihren mit Stickerei besetzten Anzügen und um den Hals gewundenen hellfarbigen Seidentüchern!

Das seltsame malerische Gewirr von blonden deutschen und scharf geschnittenen sarmatischen Gesichtern mit ihren dunklen Haaren und blitzenden Augen, und mitten darin, in dem Arme die Fiedel, der schwarzbraune Zigeuner — das ist Ungarn, das Land der Poesie und die Sehnsucht so vieler.

Wie lange war es schon mein und meines Freundes, des Barons Gisbert, heißer Wunsch gewesen, dieses Land der Pferde, der Jagd und der schönen Mädchen zu besuchen. Eine Einladung unseres beiderseitigen Freundes, des Grafen Lux von Scent-Ovar, brachte unseren Entschluß zur Reife. Wir trafen am 22. August in Schloß Ovar ein, wo wir von Lux mit offenen Armen empfangen wurden.

An dem ersten Morgen wurden die Paddocks mit den verschiedenen Altersklassen der Fohlen aus des Grafen Vollblutzucht und die Ställe der Hengste besichtigt. Hierbei freuten wir uns über die so praktisch angelegten weitgestreckten Weiden mit ihren kleinen Waldremisen, hier und da von Wassergräben durchzogen, erst schmal, dann breiter werdend. Da gab es ferner Heckenzäune, Erdwälle und Koppelricke, genug, alle möglichen Hindernisse, wie sie die spätere Karriere eines Steeplers zu bieten pflegt. Das Ganze bot den Anblick eines weiten Hippodroms, in dem die jungen Pferde von Jugend auf an jedes Hindernis gewöhnt werden.

Kein lebendes Wesen war auf der grünen, in Morgenluft glänzenden Flur zu erblicken, nur eine Anzahl von hochbeinigen Störchen suchte nach ihrem Morgenimbiß, den Fröschen. Plötzlich hob der Graf Lux die Hand und zeigte auf einen Trupp von Pferden, die hinter einer der fernen Remisen hervortraten und nun wie die Windsbraut auf uns zukamen. Mit Stolz sagte er: „Meine Zweijährigen." Auf einmal machte der Trupp vor einem der breiten Wassergräben Halt, vielleicht, daß unser Anblick sie erschreckte. Doch schon schienen sie sich besonnen zu haben, eine edle schwarzbraune Stute spitzte die Ohren, blähte die Nüstern, und wie von einer Feder geschnellt flog sie über den Graben, die anderen folgten ihr, und nun griffen sie aus. Zuerst mit ruhigen, graziösen Sprüngen, dann schneller und schneller werdend in wachsender Erregung. Froher Jugendmut sprach aus allen Bewegungen der schlanken, ebenmäßigen Glieder. Die Schweife hoch erhoben, kamen sie, ein jauchzendes Wiehern ausstoßend, daher. Die kräftigen Rücken, die noch nie einen Reiter getragen, wölbten sich vor Luft, die edel geformten Hälse dehnten sich vor Behagen, und die großen dunklen Vollblutaugen blitzten. Es war ein herrliches Bild, wie sie so über die Wiesen dahinstiebten, hier einen Graben und dort einen Koppelrick nehmend. Nun standen sie still und äugten neugierig zu uns herüber. Da trennte sich eins von der Gruppe, trabte in hoch eleviertem, stechendem Trabe, fiel dann in den Galopp, und nun stürmten sie, wie über den Einfall des Genossen erfreut, wieder dahin, es war ein Spiel wie von jauchzenden Kindern. Sie kamen uns auf diese Weise näher und näher — nun wieder ein Stutzen — ein Halt. Da wagte sich eine schöne hellbraune Stute, deren glattes Haar

Digitized by Google

wie Gold glänzte, näher heran, vorsichtig spitzte sie die Ohren, langsam, wie tastend kam sie näher.

„Komm — komm her!“ rief unser Hospes. Der Graf streckte ihr die Hand entgegen, die Stute beroch sie und stieß ein helles Wiehern aus. Es wirkte wie ein Signal; zögernd kamen die anderen herbei, und nun standen sie in einem großen Kreise vor uns, ein packendes Bild des edelsten Tieres der Schöpfung. Wie in dicken Strängen traten die Adern und Muskeln auf der seidigen Haut hervor. Wie kräftig war trotz ihres jugendlichen Alters ihre Muskulatur, wie klar die Sehnen an den Beinen und wie elastisch und kraftstrotzend jede Bewegung!

„Ja, das sind meine Zweijährigen,“ wiederholte stolz Graf Lux, „ich denke, sie sollen gut werden und denen Nichys Konkurrenz machen.“

„Ja, das glaube ich auch!“ rief Gisbert begeistert. „Herr Gott im hohen Himmelsthron, ist das Klasse, und wie sind sie schon in Form!“

Auch mein Reiterherz schwoll vor Entzücken. Wie herrlich müßte es sein, auf solchem galizischen Vollblut dereinst dahinzufliegen über Hecken und Gräben, hinüber über die weite Pußta als Sieger und Herr über Raum und Zeit. Jetzt, wo ich diese zweijährigen Vollblutgalizier vor mir sah, da erst wurden mir die Erfolge klar, die unsere Kollegen, die Österreicher, in den letzten Jahren auf allen Rennbahnen erzielt haben. Wie mochten erst diese Tiere auf der Jagd gehen!

Wir kamen bei dem unserer Besichtigung folgenden Frühstück auf Schloß Ovar von neuem auf dieses Thema zu sprechen, und Gisbert rief: „Donnerwetter, lieber Lux, was müßte das für eine Wonne sein, auf einem Pferde deiner Zucht so über die Pußta dahinzureiten und nun gar erst den Fuchs hinter den Hunden zu jagen!“

„Ist es ja auch,“ erwiderte unser Wirt. „Könnt ihr alles haben, Meute, Jagdgesellschaft, die schönsten Damen und alles. Unsere gemeinschaftliche Meute ist bei meinem Nachbar, dem Grafen Hultschin in Szek-Gyargy, untergebracht; ich brauche nur dem Nicky ein Wort zu schreiben, und er arrangiert euch die schönste Fuchsjagd, die ihr euch denken könnt.“

„Saprisli!“ rief Gisbert, „das nehmen wir an; das wird ja ein Hauptspaß werden, Herrn Reineke auf der Pußta zu jagen. Adelante setze deine Epistel auf und laß uns reiten.“

So geschah es denn auch, und an dem übernächsten Morgen fand sich die aus zehn Koppeln bestehende Meute und eine stattliche Anzahl von Roträcken, zehn Herren und einige Damen, wie die Komtessen von Baja und Török und andere, bei dem Rendezvous in der Nähe von Zobota, einem Gute des Grafen Szek, zusammen. Graf Lux ritt einen wundervollen Rapphengst, Gisbert war auf einem Falben beritten gemacht, und ich ritt einen gestern von dem Grafen erstandenen schönen Fuchswallach, der bisher Hirtenpferd gewesen war. Ihn wollte ich an dem Tage zum erstenmal über Gräben und Hecken probieren ...

Still lagen die herbstlichen Felder, als wir zu dem Rendezvous trabten, bis dahin, wo am fernen Horizont die von großen Wäldern umrahmte zweite Pußta begann. Der Morgen war sonnig-heiter, die Luft so still, daß man jeden Vogel hörte. Unsere Herzen schlugen mit Wonne dem freien Ritt durch Heide und Busch entgegen.

Bei dem Rendezvous war schon ein Teil der Jagdgesellschaft beisammen, da wurden Grüße gewechselt, mit den Damen geflirtet, und jeder versprach sich viel Vergnügen von dem herrlichen Tage. Eine Menge ungarischer Bauern, Czikos und anderer Hirten stand in weitem Kreise um die teilweise abgeschlossene Jagdgesellschaft herum, musterte kundigen Auges die von den Reitknechten geführten Pferde oder freute sich über die kräftigen, vor Ungeduld an den Leinen zerrenden Hunde.

In meiner Nähe hielt Graf Lux bereits zu Pferde neben einer wunderschönen blonden Dame, mit der er in ein ernstes Gespräch verwickelt schien. Sein schwarzer Hengst und die milchweiße Stute, die die Dame ritt, boten gleich dem Reiter und der Reiterin ein Bild von Kraft und Schönheit. Ich fragte den dicken Baron Banschy, der eben mit seinem Gewicht von zweihundert Pfund auf seine kräftige irische Stute „Liselotte“ geklettert war, nach dem Namen der Dame.

„O, kennen's die halt noch nit, das ist ja die Gräfin Adlin Sereny! Ja, schön ist sie, da sollten's aber erst einmal ihre Schwester, die schöne Komtesse Lisa, sehen. Das ist ein Prachtweib.“

Digitized by Google

Dabei machte der dicke Herr ein ganz verschmitztes Gesicht und wies mit dem Daumen auf unseren Lux, so daß ich merkte, da mußte sich etwas angebändelt haben. Indessen erörterte Graf Szek den beiden Komtessen Trixy und Mitzij soeben auf deren Fragen, ob denn viele Füchse im Revier seien, daß er für diesen Zweck auf seinem hinter dem Schloßpark belegenen hügeligen Terrain mehrere Fuchsretiros angelegt habe, in denen er die Füchse für gewöhnlich in Frieden lasse, um im Falle der Not stets einen disponibel zu haben. Der eine von ihnen sollte heute aus seinem Eldorado aufgekäschert werden. Doch jetzt bliesen die Hörner „Frohe Jagd", und alles saß auf. Ganz vorn ritt der Huntsman mit den Koppeln, dann kam der Master und hinter ihm die übrige Jagdgesellschaft. Der Weg wurde nach Reinekes Stilleben eingeschlagen.

Der alte Fuchs lag friedlich unter einer Fichtenwurzel verborgen und träumte gerade davon, wie nett es dort sei. Es war da so hübsch still; in den nahen Feldern gab es Hasen und Feldmäuse, und auch so manches Huhn verirrte sich von dem nahen Ökonomiehofe; vor allem aber war er bisher so hübsch ungestört gewesen, und das liebte der Rote. Da wurde er auf einmal durch einen ihm verhaßten Ton aus dem Schlummer geweckt. Es klang wie Hundegebell in der Ferne. Eine bange Ahnung kam über ihn. Er fühlte sich unsicher und beschloß, sich lieber in seine Malepartushöhle zurückzuziehen. Doch zu seinem Entsetzen fand er deren Eingang mit dicken Knüppeln verstopft. Was sollte nun werden? Jetzt hieß es: sich dünne machen.

Mit eingeklemmter Rute schleicht er durch das Heidekraut, um einen nahe gelegenen Wassergraben zu erreichen. Weiß er doch, der Schlaue, daß in ihm seine Spur am besten verloren geht. Da — wieder dieser gräßliche Ton, mit dem die Hunde Hals geben. Und nun sieht er bereits weit dahinten in den Hügeln einen Hundekopf auftauchen — da wieder einer — und noch einer, und nun gar Pferde und Roträcke.

Zwar sind sie noch weit, aber sie kommen schon näher. Donnerwetter, denkt er, nun wird es Zeit! Er zieht Draht, so schnell er kann. Wie ein roter Schein wimmelt er durch das hohe Kraut dem ungefähr tausend Schritt entfernten Wassergraben zu. Er hat ihn erreicht, durchschwimmt das Wasser, und nun vorwärts auf dem anderen Ufer dicht an dem Wasser entlang. So mag er wohl an die zweitausend Schritt dahingezogen sein, da — wieder dieser unheimliche Ton! Die ganze Meute gibt Hals. O weh, die Hunde haben seine Fährte gefunden! Da steht ein dicker Birkenbusch. Ein Sprung! Leise huscht er hinauf, den Hang hinab und nun, was er rennen kann, in dem hohen vertrockneten Pußtagras dahin. Einmal äugt er zurück, die Hunde ziehen den Wassergraben entlang, und neben ihnen folgen bereits die Roträcke dichtauf. Doch was ist das? Das Geläut verstummt, wieder ein Blick zurück, die Jagdgesellschaft stoppt ab. Aha, denkt Reineke, die haben die Spur verloren. Schon atmet er auf, da wieder dieses schreckliche Geläut der Hunde und ein noch gräßlicheres Menschengeheul. Sie nahen. Der eine der Hunde steht mit pendelnder Rute, die anderen eilen mit wippendem Stert dahin, es ist die Stelle an dem Birkenbusch. Sie haben die Fährte wieder. Der Whip fordert sie mit seiner Peitsche zu größtem Eifer auf. Sie folgen der Spur, und die Pferde der Reiter laufen, was sie laufen können. Da klingt es auf einmal „Talliho — Talliho!" Reineke versteht, daß es jetzt die allerhöchste Zeit ist, sich der Schnelligkeit seiner Läufe anzuvertrauen. In einer Wasserfurche eilt er spornstreichs dahin. Da vor ihm sumpfiger Boden, darin ein breiter Wassergraben. Er stürzt sich hinein, daß das Wasser hoch aufspritzt, schwimmt hindurch — auf der anderen Seite hinaus, er sieht in seiner linken Flanke tiefe Wiesengründe, am Horizont dahinter einen schroffen, mit knorrigen Baumstücken und großen Felssteinen bedeckten Felssturz und endlich Wald dahinter. Wenn ich doch den erreichen könnte, denkt er, dann wäre mir geholfen. Todesangst erfaßt ihn, er zieht los, so schnell er winden kann. Hinter ihm aber sind die Laute sämtlicher Hunde, vom hellsten Diskant bis zum tiefsten Baß — eine ihm schreckliche Musik!

Da auf einmal wieder lautlose Stille. Die Hunde scheinen abermals die Fährte an dem Wasserlauf verloren zu haben. Dicke knorrige Stämme liegen vor ihm, sie decken seinen Lauf. Schon triumphiert er und glaubt, den bösen Geschöpfen dahinten ein Schnippchen geschlagen zu haben. Er verlangsamt seinen Lauf, um sich einen Augenblick zu ver-

Digitized by Google

pusten und seine Lungen zur Ruhe kommen zu lassen.

Wir Reiter waren zu Anfang mit größter Spannung dem Treiben der Meute gefolgt. Alles befand sich in größter Aufregung, und selbst die Pferde spitzten die Ohren und gingen schärfer an die Zügel, wußten sie doch, daß es gleich full cry hinter den Hunden hergehen würde. Nun hatten die Hunde an dem Wassergraben die Spur gefunden und zogen dahin. Wir gaben unseren Pferden den Kopf frei, und nun ging die Reise los. Bald dehnte sich das Feld aus, gab es doch auch hier einige Drückeberger, die sich die ungefährlichsten Stellen über die Hindernisse suchten. Wir bildeten eine Gruppe, Gräfin Adlin, Komtesse Trixy, Lux, Gisbert und ich. Es war ein Charme, die Damen über die Hindernisse hinweggehen zu sehen. Da kommt eine Hecke, ein breiter Wassergraben, ein Tiefsprung, eine sumpfige Stelle — da liegt einer — da noch einer, der dicke Banschy wälzt sich im Morast — mehrere Sättel sind reiterlos, und ein oder der andere der Reiter hat schon abgestoppt. Da vor uns ein formidables Hindernis, eine alte Steinmauer mitten in der Pußta — ein Riesensprung — hinüber sind wir, ein Wassergraben — hinüber.

Da auf einmal stopp — Spur verloren! — Endlich haben die Hunde die Fährte wieder. Abermals Hindernis auf Hindernis — da endlich bräunlich schimmernder Heideboden, die feste Pußta ist erreicht, die Pferde fühlen den elastischen Boden unter sich, ein strammer Run beginnt. Wieder wendet sich die Jagd, Reineke hat einen Haken geschlagen, und Hunde und Pferde schießen weit darüber hinaus.

Ein kurzer Halt — lautgebend nehmen die Hunde die neue Fährte auf. Da hat des Huntsmans scharfes Auge von weitem den Reineke erspäht. Einer Schlange gleich gleitet der mit Schweiß und Staub bedeckte Fuchs zwischen dem Felsgestein am Bergeshang dahin: „Talliho — Talliho."

Das Gelände wird jetzt bedenklich, große Steine, Gestrüpp und Baumstümpfe vor uns! — Hier und da geht einer über Kopf — Reineke denkt gewiß: Brecht euch nur das Genick, mir soll es recht sein! Er verschwindet in dem Felsen. Aber noch sind die braven Hunde zu hören, sie geben Hals und haben die Fährte nicht verloren.

Wir fünf waren, seitdem wir von dem Meet aufbrachen, immer hübsch beieinander geblieben und hatten uns wenig um die anderen gekümmert, die konnten reiten, wie sie wollten. Es war ein Zeichen guter Instruktion und sachgemäßer Routine, wie die beiden Damen ritten. Sie achteten auf ihren Weg, sahen geradeaus und dachten an keine Salonplauderei, wie das sonst wohl so einige Ladies lieben. Graf Lux hatte die Führung übernommen, der verstand seine Jagd auf dem so wechselreichen Boden der Pußta. Auf ihn konnte man sich verlassen, und was die Hauptsache war, er besaß jenen gewissen Instinkt, mit dem er wußte, wohin die Jagd sich wenden würde. Ritten wir bergab, so verstärkte er nicht etwa die Pace, sondern ließ die Lungen der Pferde im langsameren Kanter etwas zur Ruhe kommen. Ja, wir waren sogar in dem tiefen Sumpfboden ein paarmal in den Trab gefallen. Hatten wir aber festen Boden unter uns, nun, so gaben wir einen tüchtigen Pull. So kam es, daß unsere Tiere im Vergleich zu den anderen, die nach dem etwa zehn Kilometer langen Kanter teilweise schon etwas ausgepumpt waren, noch immer etwas drin hatten und meist in einiger Entfernung rechts neben den Hunden galoppierten.

Wir waren jetzt mitten in dem Steingeröll drin, da strauchelt mein stolzer Fuchs, ich reiße ihn in die Höhe, da, vor mir ein großer Stein, in mächtigem Sprunge geht es hinüber — da tritt auf einmal bei den Hunden tiefe Stille ein, der nach wenigen Minuten ein wütendes Halsgeben folgt. — Einige Sprünge, wir sind an Ort und Stelle. Was war geschehen? Der schlaue Reineke hatte sich plötzlich eines verlassenen Fuchsbaues erinnert, in ihm war er verschwunden. Doch der Huntsman weiß Bescheid; schnell leitet er einen Teil der Hunde um den Steinhaufen herum, wo er den anderen Zugang vermutet, um Reineke zu umstellen. Der aber war doch der Schlauere gewesen. Wie der Blitz mußte er durch den alten Bau hindurchgefahren und weitergerannt sein. — Die Fährte ist gefunden, mit tiefer Nase gehen die Hunde darauf fort. Unser Fuchs mochte aber doch an zehn Minuten Vorsprung haben, denn so lange hatte der Aufenthalt gedauert. Da ruft auf einmal Lux: „Herrschaften, da ist er!" Wir sahen nichts als da hinten in dem welligen Heideland eine große Schaf-

Digitized by Google

herde, wohl an die zweihundert Stück. Es schien sich eine große Unruhe der Schafe bemächtigt zu haben, da marschieren sie plötzlich in einer Reihe wie Kavallerie zur Attacke auf, während zwei berittene Czikos wie die Windsbraut um sie herumreiten und sie mit ihren großen kurzstieligen Peitschen zusammenzutreiben versuchen. Es gelingt ihnen zwar, aber in der Mitte der Schafe da wogt und wibbelt es hin und her — ein Zeichen, daß der Fuchs mitten zwischen den Schafen ist. Mit der Meute war da nichts zu machen, die hätte die Schafe nach allen Richtungen auseinandergesegt; der Huntsman hält sie zurück, wir fünf aber setzen mit gewaltigen Sprüngen mitten in die Schafe hinein. Zwar versucht Reineke, sich zu drücken, aber das Gedränge der zusammengeschreckten Schafe ist zu stark, er kann nicht mehr weiter. Schnell wie der Blitz ist Gisbert von seinem Pferde herunter, er greift nach dem Fuchs, erfaßt den um sich Beißenden bei der Rute, hält ihn in die Höhe — Halali — Halali!

Graf Szek kam heran und gab als Jagdherr den Fang. Neun Brüche wurden verteilt, und einige Drückeberger, die schlau um die größten Hindernisse herumgeritten waren und nun mit einer Siegermiene, als wenn sie die ganzen Lorbeeren verdient hätten, in wahnsinniger Pace angesprengt kamen, erhielten aus Gnaden auch noch einen Bruch. Die abgetrennte Fuchsrute aber bekam Gisbert; er war der Sieger des Tages, der Ausheber. Wie dieser Mensch aber nun einmal ist, so überreichte er nach seinem Grundsatz „Alles für die Damen" den Siegespreis der holden Gräfin Adlin, die ihn auf ihrer Schulter befestigte.

Auf den Karpathenhirsch

Verabredeterweise sollte uns der nächste Tag in Szent-Ovar eine Gems- oder eine Hirschjagd bringen. Ich selbst war zwar mein Leben lang kein großer Jäger vor dem Herrn gewesen, wenigstens nicht so einer, der den Menschen nach dem Jäger beurteilt. Wie man die Jagd als seine einzige Passion betrachten, ja sogar noch über die Reitjagd stellen kann, davor erlahmt meine Phantasie, davor macht sie Halt. Ich mache darin aus meinem Herzen keine Mördergrube, denn es ist nun einmal so. So war ich denn mit der Zeit, wenn auch nicht gerade ein übertrieben passionierter, so doch immerhin ein guter Jäger geworden. Ich besaß ein gutes Auge, die Nerven waren auch in Ordnung, und übertrieben viel lag mir auch nie daran, Jagdkönig zu werden. Wer aber solch eine gewisse Wurschtigkeit besitzt, der hat bekanntlich immer Glück, und so kam es denn, daß ich auch gewöhnlich den meisten Anlauf hatte und zum größten Ärger meiner Kollegen oft das meiste Wild zur Strecke brachte.

Aus vorstehenden Gründen erhellt es, daß ich anfänglich gar keine große Lust zu dem Jagdzuge zeigte und lieber in Szent-Ovar geblieben wäre, um mir das Vollblutgestüt weiter anzusehen, oder auch einen Blick in Lux' Archiv zu werfen, in dem sich viele alte Urkunden befinden sollten.

Da anderseits aber Lux mich bat, doch mitzutun, auch Gisbert anfing, ein verdrießliches Gesicht zu machen, und ich von diesem außerdem für die nächste Zeit, was den Sport des Bergkraxelns anbetraf, noch so manche Gefälligkeit erwartete, so willigte ich schließlich ein. Hierdurch wurde die gute Laune der beiden sofort wieder hergestellt, was mir sehr angenehm war, da man doch bekanntlich mehr oder weniger von der guten Laune seiner Umgebung abhängig ist. Ja, ich begann sogar eine gewisse Freude an dem Jagdausflug zu empfinden, da ich hoffte, mich dabei meiner Leidenschaft für Gebirgs- und Waldromantik hingeben zu können.

In der Nacht vor dem Aufbruch zu dem entfernt gelegenen Waldgebiet konnte natürlich nicht viel von Schlaf die Rede sein. Wir mußten bereits um ein Uhr aufbrechen, frühstückten gemeinsam um Mitternacht und tranken dazu einen Kognak, da man ja bekanntlich „einen Kognak in Ehren niemals wehren soll". Um eins bestiegen wir den geräumigen, mit vier Juckern bespannten Sandschneider, der uns zu der gräflichen Oberförsterei Livoria, unmittelbar an dem Gebirge gelegen, bringen sollte. Lux hatte schön vorgesorgt, der Oberförster nebst seinen Unterförstern war benachrichtigt, alle sollten in Livoria bereitstehen. Wir beide hatten unsere Jagdkostüme und das Schießzeug schon der Kleiderkammer und dem Gewehrschrank unseres Gastfreundes entnommen und mochten in unserem Aufzuge wohl einen echt ungarischen pittoresken Eindruck machen, wenigstens schmunzelte Gisberts buckliger Leibdiener August bei unserem Anblick höchst eigenartig. Ich fand aber, daß wir in den kleinen, mit

Digitized by Google

einer Spielhahnfeder geschmückten Hüten, deren Krempen uns bis über die Augen fielen, mit den verschlissenen farblosen Joppen sowie den uns das Aussehen von Pilzen gebenden ungarischen Capes, den hohen Schnürstiefeln und losen Krawatten zwar etwas schäbig, aber dabei doch recht jägermäßig aussahen.

Solches Exterieur gehört einmal zu einem rechten Jägersmann mit dazu, ebenso wie das Stück Speck zwischen den zwei Scheiben Grobbrotes, der Nasenwärmer und die gefüllte Kognakflasche. Denn bekanntlich tut:

A Maul voll Schnaps,
A Schnabel voll Brot
'nem braven Jäger not.

So heißt es wenigstens in Ungarn, und ein anderes Sprichwort lautet: „Je feiner der Jäger, desto schlechter der Schießer."

Es war eine kühle, windige Herbstnacht, durch die wir dahinfuhren. Ein Föhn hatte sich aufgemacht, er trieb die langgestreckten Windwolken an den funkelnden Sternen vorüber und bog die Wipfel der uralten Eichen nieder. Aber die Luft war zum Trinken frisch und rein. Schon die echte Karpathenluft! Wir kamen nach schneller Fahrt gegen drei Uhr bei der Oberförsterei Livoria an. Der Oberförster stand bereits in der Tür seines Forsthauses und trat uns mit seinem Gefolge von Forstläufern, kläffenden Teckeln und bellenden Jagdhunden freundlich grüßend entgegen. Er stattete dem Grafen seine Meldung ab. Als der Mann seinen Hut zog, fiel mir in seinem Gesicht etwas Bekanntes auf, und auch seine scharfen Jägeraugen musterten mich genau. Da ging auf einmal ein Leuchten über seine Züge, er hielt mir seine braune Hand entgegen und rief bewegt: „Gott grüß Euch, Herr Baron und geehrter Herr Leutnant, welche Freude ist es für mich, Sie hier in dem schönen Ungarlande wiederzusehen!" — Ach du lieber Gott — Leutnant, dachte ich — das war lange her. Wer aber war denn dieser Mann? Da erkannte ich ihn. Fand ich doch in dem Oberförster mit dem graumelierten Bart und dem braungebrannten Gesicht einen Gelb-Weißen wieder, mit dem ich einst mit Graf Lux zusammen bei den Seidlitz-Kürassieren („O Vionville glorious field of grief") gestanden hatte. Es war der frühere Unteroffizier Hohohm, ein ehemaliger gelernter Jäger des Grafen Stolberg, den sich Lux mit nach Ungarn genommen und zu seinem Oberförster gemacht hatte.

Auch Lux, dem die Überraschung gelungen war, trat froh bewegt heran, und nun ging es ans Erzählen. Das „Damals" kam einmal wieder zur Geltung. Das war eine Freude, dieses Wiedersehen dreier alter Kürassiere! Wir verplauderten uns so, daß erst Gisbert uns an die Zeit erinnern mußte. Er trat mit einer großen Flasche Sherry an den Oberförster heran und trank ihm sein „Weidmannsheil" zu. — Hohohm schien mit seiner Stellung sehr zufrieden und meinte: so viel Wild aller Art wie hier in Ungarn gibt es in der weiten Welt nicht mehr. Nur die vielen Touristen, die ihm bei ihren Kraxeleien in den Bergen seine Hirsche verängstigten, die konnte er nicht leiden.

„Aber es sind noch Hirsche genug da," sagte er stolz, „und ein Gemsrudel hab' i halt schon g'zählt. Wie mir der Förster, der Hansl, g'meldet, hat der erste Gemsbock diesmal zwischen der Lomnitzer und der Hunsdorfer Spitz' geschrien." — Auf des Grafen Frage, wie es denn mit dem Rotwild in seinem Revier stehe, meinte Hohohm: „O, Herr Graf, gut, sehr gut steht's halt damit, i hab' so an die hundertachtzig bis zweihundert Stück, darunter wohl an die vierzig bis fünfzig g'weihte Hirsche gezählt. Einer ist dabei, der Franzl meint, so groß wie ein Ochs, von Couleur beinah' schwarz und einem Geweih von sechzehn oder waren es sogar achtzehn Enden. G'schaut hab' i ihn auch schon mal — ein Mordskerl, ein Kapitalhirsch war's. Vielleicht, daß ihn heut' einer von den Herren vor die Büchse kriegt. Freuen sollt's mi ganz ungeheuer. Oder wollen die Herren heut' nur auf die Gemsen?" — Ja, das war die Frage, die wir denn auch bereits unterwegs diskutiert hatten. Gisbert war natürlich für die Gemsen und meinte mit seiner gewohnten Renommisterei, solchen Hirsch könne er bei sich zu Hause in Westfalen auch schießen, er sei wegen der Gemsen hierher gekommen. Ich dagegen war aus mehreren Gründen für den Hirsch. Ich bedurfte einmal des Alleinseins und wollte meine Gedanken nach dem Trubel der letzten Tage gern auf meine Adlin konzentrieren und über die Möglichkeit nachdenken, sie wiederzusehen. Außerdem versprach ich mir als Naturschwärmer, der ich nun einmal bin, großes Vergnügen von dem Wandern durch Wald und Busch in diesen

Digitized by Google

herrlichen Vorbergen der Hohen Tatra. Kam mir dabei ein Hirsch, wohl gar der schwarze, vor die Büchse — nun gut — mir sollte er willkommen sein.

So wurde denn nach langem Hin und Her die Disposition für den Tag dahin getroffen, daß Lux mit Gisbert und dem Oberförster nach der Gegend der Kesmarker Spitz' auf die Gemsen, ich aber in Franzls Begleitung auf den Hirsch nach dem Kesmarker Kosar oder dem Weißbacher Tal wenden sollte.

Am Abend, bei Ende des Büchsenlichtes, wollten wir uns dann wieder bei der sogenannten „Großen Buche" des Buchberges zusammenfinden. Wir versahen uns noch aus des Oberförsters Küche mit einigen delikaten gebratenen Feldhühnern, füllten unsere Kognakflaschen und zogen, nachdem wir uns gegenseitig Hals- und Beinebrechen sowie sonst alles mögliche Unheil gewünscht hatten, in den schon leise dämmernden Frühmorgen hinaus.

Das war für mich ein gar herrliches Wandern. In den Tälern wogten noch graue Nebelschleier, und die alten Eichen standen wie narbengeschmückte Krieger da. Es war unter ihnen fast kirchenstill. Nur manchmal klang es wie ein leises Klopfen: Tack — Tack. Es war der Buntspecht, der vor Tagesanbruch in den Riffen der Eichen nach einem Würmchen zum Frühstück suchte. Allmählich wurde es heller, und das Leben des Waldes begann zu erwachen. Ein Eichhorn schwang sich graziös von Ast zu Ast, ein feister Dachs drückte sich schleunigst durch die Büsche, und Freund Reineke sah ärgerlich hinter einem Fasanenpaar her, das mit glockenähnlichem Ton von einer Esche aufstieg. Hier und da erwachte auch ein kleiner Singvogel aus seinem Traum und zirpte dem sich eng an ihn anschmiegenden Weibchen zu: „Guten Morgen, mein Liebchen." Bisweilen auch lugte ein Reh aus dem Busch und äugte uns an, um dann bei unserem Anblick mit mächtigem Satz in dem Gestrüpp zu verschwinden. — Und wieder wurde es heller. Von rechts her aus dem Tal tönte bereits das harmonisch abgestimmte Geläut der Kühe, die der Bub' auf die Matten hinauftrieb. Die Mädels hatten bereits das Melkgeschäft beendet. Wir bogen nun auf ungebahntem Pfade von dem Wege ab und stiegen in ein Felsental hinab. Hier herrschte noch dunkle Finsternis, während die Gipfel der Felsen bereits in rosigem Licht erglühten. Wir kamen an der Kesmarker Tränke mit ihren Hirtenhütten vorüber. Feiner bläulicher Rauch kräuselte sich über deren Schindeldächern, ein Beweis, daß sich die Hirten ihren Schmarren bereiteten. In einer Hüttentür lehnte solch drahtiger Gesell' in slowakischer Tracht, er lüftete die Lederkappe und rief uns sein „Jo reggelt" (Guten Morgen) zu.

Nun schlugen wir einen dem Franzl bekannten steilen und fast unsichtbaren Weg nach dem „Stößchenberge" ein. Er führte durch einen dichten Tannenhang, in dem überall tiefe Furchen von der Arbeit der Wildsauen zeugten. Und da brach es auch schon polternd durch das Nadelholz, grunzend und schnaufend kam eine starke Wildsau mit ihren Bachen eiligen Laufes daher, kreuzte unseren Weg, um eilig zu verschwinden. Welch ein Reichtum an Wild steckte in diesen Wäldern! — Wir gingen weiter. Ein starker Westwind hatte sich aufgemacht, Franzl hoffte, durch ihn gedeckt, dem Wechsel der Hirsche näher zu kommen. — Immer klarer, leuchtender wurde der Morgen. Vor dem Glanz der erwarteten Himmelskönigin verschwand ein Stern nach dem anderen, und die nächtlichen Wolken zerstoben, von dem Morgenwind gefaßt. — Da öffnete sich links von uns ein Durchblick. Eine mächtige Felsklippe ragte hoch empor, die eine herrliche Aussicht versprach. Franzl, der in mir schon längst den Naturschwärmer erkannt haben mochte, redete mir zu, die Klippe zu besteigen. Wir stiegen, uns an Wurzeln und Steinen festklammernd, den steilen, mit Geröll bedeckten, in schwindelhafter Höhe über dem Tal gelegenen Felskegel hinauf. Die Mühe war groß, aber der Blick von oben entschädigte für alles. Zu unseren Füßen lag tief unten das Ziel unserer Wanderung, das Weißwassertal mit seinem plätschernden Bergbach in der Mitte. Uns gegenüber aber Felsen an Felsen, über die hinweg man den Steinbachsee wie einen matten Spiegel liegen sah. — Jetzt mußte die Sonne hinter dem Felsen aufgegangen sein, die Luft wurde so klar, daß ich bereits die Lomnitzer Spitze erkennen konnte.

Das da drüben war die Gegend, in der sich jetzt meine Freunde aufhalten mußten. Es war eine herrliche Aussicht; doch Franzl drängte zum Weitergehen, da sonst der Wechsel versäumt werde.

Digitized by Google

Wir kamen nun bergauf — bergab durch herrliche Buchenwälder. Dann ging es wieder im Zickzack hinauf über weite Grasflächen, an deren Spitzen der Morgentau wie in tausend Diamanten hing. Wir betraten ein Höhenplateau, wo nur noch Latschenholz, verkrüppelte Fichten und Buchen, gedieh, durch das wir uns hindurchwinden mußten. Riesige Basaltsteine lagen wie von einer Riesenhand ausgestreut umher, zwischen denen mir schon mehrfach Rotwildspuren aufgefallen waren; sie mehrten sich und wurden zu einer Art von festgetretenem Pfade.

Der Berg fiel hier nach dem Tale zu steil ab, bereits befanden wir uns auf dem Rande der Weißen Wand, und tief da unten lag das Wiesental. Uns gegenüber erreichte jetzt die Sonne bereits den höchsten Grad der Hunsdorfer Klippen, während bei uns noch graue Dämmerung herrschte. Nun waren wir an der Stelle angelangt, die Franzl für mich zum Anstand geeignet hielt: an dem Wechsel, auf dem die Tiere aus dem Busch heraustretend in das Tal hinabzusteigen pflegten.

Ich sah nach der Uhr, es war noch nicht einmal sechs. Franzl meinte, daß das Wild nun wohl bald kommen werde. Er wies mir eine versteckte Stelle hinter einem dichten Busch an, es war der beste Posten, den man sich denken konnte. Dann ging der Brave und meinte, er wolle an die dreihundert Schritt weiter rechts nach einem auch bisweilen von dem Wild gebrauchten Wechsel hingehen, um von dort vielleicht heraustretendes Rotwild mir zuzutreiben. Ich setzte mich an den mir angewiesenen Platz, machte meine Büchse fertig — und wartete.

Hinter mir war der steile Hang, wo die farbigen goldumränderten Herbstblätter des Buschwerks im Morgenwind rauschten. In der Nähe plätscherte ein frischer Waldquell rauschend den Abhang hinab, und eine soeben aus dem Traum erwachte blaue Libelle zitterte über dem Wasser. Von fernher jubelte eine Drossel ihr Morgenlied. Über mir auf dem Zweig einer verkrüppelten Latschenkiefer flatterte ein Häher, der Waldspion, und krächzte. Er hatte mich erspäht. Ich verjagte ihn durch einen Steinwurf; mißmutig zog der Warner des Waldes ab.

Allmählich versank ich in ein stilles Träumen. Meine Blicke schweiften in die Ferne hinüber, über phantastisches Felsgebilde und weiter hinaus in das bereits von einzelnen Sonnenstreifen durchzogene, sich schier in das Endlose ausdehnende Waldrevier. Vor meiner inneren Seele erschien Süß-Adlins Bild, und ich träumte von einem Wiedersehen und von einer glücklichen Zukunft an ihrer Seite. Eine große Sehnsucht kam über mich. Durch ein Frösteln wurde ich aufgeweckt. Ich fuhr empor und sah die ganze Umgebung plötzlich wie durch einen Zauber verändert. Wo eben noch goldener Sonnenschein gewaltet, wälzte sich jetzt von Osten herauf ein graues Nebelmeer. Der Nebel drang in jede Schlucht und verschleierte die Felsen. Eiskalte Luft drang damit aus dem Tal herauf. Die Welt lag in dunklem Schatten, aus dem es leise zu rieseln begann. Alles war grau in grau.

Sollte das die Antwort auf mein Träumen, das etwa ein Bild meiner Zukunft sein?

Ich sah in die grauen Nebelmassen hinein. Da — auf einmal blitzte es weit dahinten auf, ein glänzender funkelnder Punkt zeigte sich in der Ferne inmitten des Nebels. Es mußte der Lage nach die von der Sonne hell beschienene Spitze der Hohen Tatra sein. Dieser goldene, wie ein strahlender Stern leuchtende Punkt erweckte in mir ein seliges Glücksgefühl. War es doch wie eine Antwort, wie ein Stern der Hoffnung, der mir aufleuchtete. Es war, als rufe jenes Licht mir zu: Komm her zu mir — hier ist das Glück!

Da prasselten plötzlich Steine hinter mir herab. Ich fuhr aus meinem Traum empor — war das etwa schon der Hirsch? Atemlos lauschte ich, und meine Finger umspannten krampfhaft den Büchsenlauf. Ich vernahm leise Tritte, dürres Laub rauschte hinter mir — halt — da erscheint — ein Kopf — der Hirsch ist es nicht, sondern nur ein schwarzes Reh, und dann zwei graue, und dann ein ganzer Sprung. Doch was sind die mir heute, was der Bock mit dem prächtigen Gehörn, der jetzt hinter seiner Sippe vorsichtig Huf nach Huf hebend den Abhang hinuntersteigt? Ich hoffte auf höheres Wild.

Wieder lauschte ich atemlos — abermals Geräusch, und da stand plötzlich auf einer weit vorspringenden Klippe kaum fünfzig Schritt von mir, trotz des dichten Nebels aber in seinen Konturen deutlich erkennbar, ein mächtiges Tier, daneben ein kleineres — ein Muttertier mit seinem Kalbe. Still standen sie da und äugten in das Tal hinab.

Digitized by Google

Jetzt hob das Stück den Lauf und stieg, das Kalb hinter sich, vorsichtig fühlend den Abhang hinab; bald verschlang es der Nebel.

Nun hieß es aufpassen — der Hirsch war gewiß ganz nah. Meine sonst so ruhigen, abgebrühten Nerven begannen zu zittern, alle meine Sinne waren nur noch auf eins gerichtet — auf den Hirsch — den Hirsch! Mein Herz klopfte in lauten Schlägen.

Wieder vergingen einige Minuten, da prasselten wieder Steine herab — ein Hirschschrei aus weiter Ferne — wieder lautlose Stille — dann ein kurzes, rauhes Drenfen dicht hinter mir. — Der Hirsch war ganz nah. — Wieder der ferne Hirschschrei, und nun auf einmal — ein Brüllen, fast wie ein tiefer Orgelton. — Alsdann ein lautes Schnaufen — der Brunftschrei des werbenden und durch Eifersucht erregten Hirsches.

Wieder vergingen mir einige Minuten in atemloser Spannung. Ich vernahm ein Rauschen und Klappen, wie das Fegen eines Geweihs durch Holz und Busch, und — auf einmal stand ein großes dunkles, durch den Nebel halb verschleiertes Tier auf derselben Klippe, von der soeben die Hirschkuh hinabgestiegen war. Ein mächtiges Geweih mit Stangen von einer Stärke, wie ich sie nie gesehen, krönte den auf buschigem, mit langer Mähne bedecktem Halse sitzenden Kopf; es berührte, als es jetzt den Kopf zurücklegte, mit seinen Enden fast den sehnigen Rücken. So stand der Hirsch da, ein prächtig-schönes Bild von Kraft und Stärke.

Mein Herzschlag setzte vor Aufregung aus, denn das Tier dort mußte ja nach Franzls Beschreibung der König der Wälder, der „schwarze Hirsch", sein. Mein Auge ruhte mit Entzücken auf seinen gewaltigen Formen, und ein Höhengefühl kam über mich, daß dieser Prachthirsch nun meiner Büchse verfallen sei, daß ein Fingerdruck genüge, um dieses von Kraft strotzende Geschöpf in ein totes Etwas zu verwandeln. Schon hob ich die Büchse — da wieder der Hirschschrei in der Ferne. Auch der Schwarze hatte ihn vernommen. Er streckte den Hals weit vor und stieß als Erwiderung ein wütendes Schnaufen aus mit darauf folgendem Orgelton. Heißer Dampf strömte aus den roten Nüstern, und seine Augen funkelten vor Wut. Er stampfte mit dem Lauf auf den Felsen und wandte den Kopf nach der Richtung, aus der der Schrei des Gegners erklungen war. Dadurch war seine breite Stirn mir zugewendet — ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, darauf anzulegen — langsam zog ich ab — Blitz und Knall — dann das Geräusch von polterndem Steingeröll, das Aufschlagen eines schweren Körpers, ein wirres Durcheinander und ein langes, tiefes Gestöhn. Der Pulverdampf verzog sich — die Klippe, auf der soeben noch in vollster Kraft das herrliche Tier gestanden, war leer.

Ich lief in großen Sprüngen dahin und lauschte in die Tiefe hinab — doch nichts war in dem Nebel zu sehen. Schon aber kam der Franzl mit dem lauten Jubelgeschrei angerannt: „Er liegt — Herr Baron — er liegt! — Ich sah ihn fallen! — Es ist der Schwarze — der stärkste Hirsch in den Karpathen. I gratulier' und wünsch' auch viel Glück dazu."

Mit mächtigen Sätzen schwang er sich, immer noch jubelnd, den Abhang hinab.

Auch ich kletterte hinunter. Richtig, kaum vierzig Fuß tiefer, da lag der mächtige König des Waldes, das herrliche Haupt zur Seite geneigt. Da lag er verendet zwischen dem Steingeröll und dem Wurzelgewirr, das seine kräftigen Läufe im Todeskampf herumgerissen hatten.

„Bei Gott, es ist ein Achtzehnender!" rief der Franzl, seinen Jägerhut schwenkend. „Gratuliere nochmals bestens, das war ein Kapitalschuß, grad mitten in die Stirn. Wie werden sich der Herr Graf freuen!"

Auch ich freute mich der stolzen Jagdbeute. Das war doch noch einmal ein Stück, das sich verlohnte.

„Aber Franzl, wie bekommen wir ihn fort?" fragte ich den treuen Gesellen und sah dabei in die fast grundlose Tiefe unter uns hinab. Der Abgrund war so steil und tief, als wenn man beispielsweise die Roßtrappe im Harz doppelt nähme, und meine Frage deshalb berechtigt.

„O, das wird alles g'macht, Euer Gnaden," erwiderte der brave Österreicher, „den Hirschen brech' i hier gleich an Ort und Stelle auf und berg' das herrliche Geweih, auf daß es halt nit beschädigt wird. Solchen Achtzehnender hat's hier bei uns lang nit g'habt. Dann lauf i gleich nach der Tränk', wo die Hirten schon zurück sein werd'n, und hol' mir halt Hilf'. Wir schleifen das Wildbret dann auf ein paar Latschenstangen in das Tal hinab, von wo wir

Digitized by Google

es mit 'nem Karren abholen können. Haben Euer Gnaden nur ein bissel Geduld, vielleicht ein halb' Stündchen, denn bin i halt wieder da."

So geschah es. Franzl brach den Hirsch auf, dann eilte er davon und ließ mich mit meiner herrlichen Jagdbeute allein.

Ja, da lag der Stolze, seines Geweihs beraubt, und die letzten Tropfen Schweiß tropften von seiner Stirn herab. Ich nahm auf einem Felsen Platz und sah in die Gegend hinaus. Die Sonne hatte inzwischen die Nebelmassen überwunden und strahlte in voller Pracht.

Ein wundervoller Herbstmorgen war aus dem Nebel entstanden. Die massigen Felsen lagen im Sonnengolde da, umgeben von einem Kranz von bunt gefärbten Wäldern. Überall duftete es herbstlich, auf einer vor mir liegenden Klippe blühte in einer der Spalten ein Edelweiß.

Wie mußte ich bei diesem Strauß von kleinen Silbersternen an die Adlin gedenken, die diese Blüten so sehr liebte! Ich kletterte vorsichtig hinauf und pflückte mir davon einen Strauß. Vielleicht daß sich einmal eine Gelegenheit böte, ihn der Dame meines Herzens zu überreichen.

Zu der bestimmten Zeit kam der Franzl mit drei Hirten zurück. Sie luden das Wildbret auf zwei Stangen und schleiften es in das Weißbachtal hinab. Franzl aber ging voran und trug das achtzehnendige Geweih. Der brave Junge sah damit wie eine Art von Herold aus, der das Banner seines Herrn voranträgt.

Wir kamen am Spätnachmittage, nachdem wir bei den Sennhütten unsere Mahlzeit eingenommen hatten, bei dem verabredeten Rendezvous am Buchberge an, fanden aber natürlich unsere Freunde dort noch nicht vor. So etwas war ich ja schon bei meinem Gisbert gewohnt. Der konnte absolut nicht pünktlich sein. Ich hatte ihm schon oft meine Unzufriedenheit darüber ausgesprochen, ohne jedoch damit viel Eindruck hervorgerufen zu haben. Das ist einmal so: Jugend hat keine Tugend. Man hat ja so seine Gewohnheiten, jeder hat welche.

Endlich vernahm ich sein Jodeln — er mußte in der Nähe sein und auch Jagdglück gehabt haben, denn sonst jodelte er nicht.

Und da waren sie auch schon.

Beide schwenkten ihre kleinen Hüte. Gisbert aber zeigte schon von weitem zwei Paar Gemskrickeln als Trophäe, die er davongetragen. Ihre Jagdbeute betrug im ganzen zwei Gemsböcke, einen schwachen Hirsch und einen Fuchs. Als ich aber mit meinem Geweih von achtzehn Enden zum Vorschein kam, als sie auf der Strecke den schwarzen, zweieinhalb Zentner schweren Riesenhirsch zu sehen bekamen, da wurde Gisbert doch stumm, da war er übertrumpft. Was waren denn dagegen seine beiden schwachen Gemsböcke?! Meinem schwarzen Hirsch gebührte der Preis. Graf Lux freute sich mit mir, daß gerade dieser Hirsch meiner Büchse zum Opfer gefallen sei, und schenkte mir zum Andenken an diesen Jagdtag in den Karpathen das prachtvolle Geweih des schwarzen Hirsches.

Wir brachen dann auf, um nach Schloß Szent-Ovar zurückzufahren. Die fernen Karpathen erglänzten im Abendsonnenschein, und am azurblauen Abendhimmel stand eine goldhelle Wolke, so eine, auf der unsere Kirchenmaler gern ihre Madonnen erscheinen lassen. Bald empfingen uns die Schatten der Wälder. Es wurde dunkel, und an dem blauen Himmelszelt erschienen die funkelnden Sterne. Gisbert wollte natürlich da oben wieder am besten Bescheid wissen. War er doch ein Mensch, der alles zu kennen behauptete, einer von denen, die uns irgendein beliebiges Sternbild als die Kassiopeia vorstellen.

Bei unserer Rückkehr nach Szent-Ovar fanden wir ein superbes Jagdsouper unser harrend. Wir hatten an dem ganzen Tage nichts gegessen und fielen, wie die hungrigen Menagerielöwen auf ihr Futter, über die delikat zubereiteten Speisen her. Auch manches große Glas des herrlichsten Tokaiers wurde dabei getrunken, zuletzt aber brachte unser Freund Lux einen Toast aus auf den Glücklichen, der den stärksten Hirsch der Karpathen zur Strecke gebracht hatte, und das — war ich.

Digitized by Google

Baukünstler eines Liliputanergeschlechts

Von E. Reukauf-Weimar

Durchsuchen wir im Sommer unter dem Mikroskop eine Portion Schlamm aus einem Wald- oder Moortümpel, so fallen uns bald jene eigenartigen Mosaikkunstwerke auf, wie sie durch die beigefügten Abbildungen veranschaulicht werden. Welche Bewandtnis hat es mit diesen Gebilden? Was stellen sie vor, und wie kommen sie zustande?

Es sind die selbsterbauten Wohnungen eines Tiergeschlechts, das sich durch seine Kleinheit der Beobachtung mit unbewaffnetem Auge vollständig entzieht, und von dessen Existenz infolgedessen nur die wenigsten eine Ahnung haben. Vielleicht ist es deshalb für die geehrten Leser dieser Zeitschrift nicht ohne Interesse, etwas Näheres über die Erzeuger und Insassen dieser Miniaturbauwerke zu erfahren. Betrachten wir also ein solches Wesen einmal genauer; aber wählen wir zunächst, um bei der Beobachtung nicht durch das Gehäuse gehindert zu werden, einen Vertreter der nächsten Verwandtschaft jener kleinen Architekten, ein Geschöpf von derselben Fundstelle, das es jedoch noch nicht zu der Fähigkeit gebracht hat, sich ein Haus zu bauen, das vielmehr im völlig nackten Zustande sein Dasein fristen muß. Wie stellt sich uns dies dann dar?

Nicht anders als ein winziges Tröpfchen jenes geheimnisvollen Stoffes, der das Rätsel des Lebens in sich birgt: ein kleines Klümpchen Eiweiß oder Protoplasma, so klein, daß man's mit bloßem Auge gar nicht oder doch nur mit Mühe eben noch unterscheiden kann. Aber das Tröpfchen lebt. Das merken wir, sobald wir es unter das Mikroskop bringen. Jetzt erkennen wir auch seine Organisation. Und was erblicken wir da? — Ein Häufchen gallertartiger, durchscheinender Substanz, ganz unregelmäßig geformt und seine Gestalt immerzu verändernd (Abbildungen 1 u. 2). Wir unterscheiden deutlich eine völlig gleichartige, strukturlose Außenschicht und eine körnige Innenmasse, die einen etwas dichteren Plasmakörper, den Kern (K), einschließt. Die feinen Körnchen im Innern liegen nicht ruhig; sie verschieben sich unausgesetzt gegeneinander. Plötzlich drängt sich eine Portion nach einer bestimmten Richtung hin vor und stülpt dadurch die zähe, hyaline Außenschicht zu einem Sack aus. Der übrige Teil der körnigen Innenmasse fließt nach, und das ganze Klümpchen rückt auf diese Weise in der Richtung der Ausstülpung vorwärts. Diese finger- (Abbildung 1) oder auch mehr fadenförmigen (Abbildung 2) Fortsätze verrichten also für das Geschöpf die Funktion der Füße, ohne jedoch bestimmt geformte Gehwerkzeuge vorzustellen. Man nennt sie deshalb Scheinfüßchen oder Pseudopodien. Und da diese eine gewisse Ähnlichkeit mit den Wurzeln der Pflanzen aufweisen, so bezeichnet man ihre Träger als Wurzelfüßer oder Rhizopoden.

Die Pseudopodien dienen aber nicht nur der Fortbewegung. Da sehen wir plötzlich, wie zwei solcher Fortsätze eine in ihre Nähe geratene winzige Kieselalge umfließen (Abbildung 1). Die Alge wird in das Körperinnere hineingezogen, um dort regelrecht verdaut zu werden (Abbildung 2), und der unverdauliche Kieselpanzer wird später an einer beliebigen Körperstelle auch wieder ausgestoßen. Das Tier bedient sich also der Pseudopodien auch bei der Nahrungsaufnahme. Und da es nun bei dem abwechselnden Vorstrecken der Scheinfüßchen und dem Nachziehen der übrigen Körpermasse naturgemäß seine Form unausgesetzt verändert, so führt es mit voller Berechtigung den Namen Wechseltierchen oder Amöbe.

Die Amöbe bewegt sich jedoch nicht nur von der Stelle und nimmt Nahrung auf, die sie verdaut, sie verrichtet auch noch die dritte Hauptfunktion aller tierischen Organismen: sie pflanzt sich fort. Das tut sie, indem sie sich nach vorausgegangener Zweiteilung des Kerns in der Mitte durchschnürt. So entstehen auf die einfachste Weise aus einem

Digitized by Google

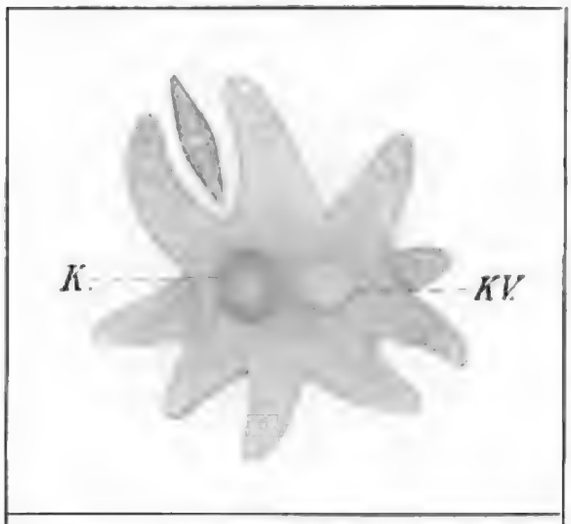


Abbildung 1. Amoeba proteus.
Vergr. 150 : 1.

Exemplar ihrer zwei; denn jede Hälfte lebt jetzt als selbständige Amöbe weiter. Daß diese Zweiteilung auch auf operativem Wege künstlich bewirkt werden kann, sei nur nebenbei erwähnt.

Wir haben hier ein Geschöpf vor uns, das auf der untersten Stufe des organischen Lebens steht. Es ist so klein und so einfach organisiert, daß es nur einen einzigen der Milliarden lebendiger Bausteine repräsentiert, aus denen die höheren Organismen, wie der Mensch, sich zusammensetzen. Es hat nur den Wert einer einzigen Zelle, und diese Zelle ist noch nicht einmal mit einer festen Haut umgeben und hat es infolgedessen auch noch nicht zu einer bestimmten Gestalt gebracht. Trotzdem übt sie als völlig selbständiger Organismus nicht nur die oben bezeichneten drei Hauptfunktionen alles tierischen Lebens aus, sondern sie reagiert auch auf mechanische, chemische und galvanische Reizungen, wie sie sich ebenso gegen Licht und Wärme empfindlich zeigt, ohne dabei auch nur eine Spur eines reizleitenden Organs aufzuweisen. Die Empfänglichkeit für die bezeichneten Reize ist über und durch den ganzen Plasmaleib verteilt, und da auch gesonderte Werkzeuge für die verschiedenen Lebensverrichtungen vollständig fehlen, so haben wir es also mit einem „Organismus ohne Organe" zu tun.

Doch halt! Da sehen wir ja bei andauernder Beobachtung ein winziges Bläschen im Plasmakörper sich bilden, das allmählich größer und größer wird, um dann plötzlich ganz zu verschwinden. Was hat das zu bedeuten? — Es ist eine sogenannte kontraktile Vakuole, ein Hohlraum, der in gewissen Zeiträumen aus dem Plasma eine klare Flüssigkeit in sich sammelt, um sie dann nach außen abzugeben (KV in den Abbildungen 1 u. 2). Sie ist aber neben dem Zellkern auch die einzige Anlage in dem ganzen Körper, die uns an ein Organ der höheren Tiere erinnern könnte. Wahrscheinlich dient sie exkretorischen und zugleich respiratorischen, also den Zwecken der Ausscheidung und der Atmung, erfüllt also die Aufgabe der Nieren und der Lungen bei den höheren Tieren. Doch damit ist nun auch alles gesagt, was über die Organisation der Amöbe zu bemerken wäre. Und ein solch primitives Geschöpf soll imstande sein, derartige Kunstwerke zu erzeugen, wie sie in den Abbildungen 4 bis 12 wiedergegeben sind? — Allerdings! — Aber

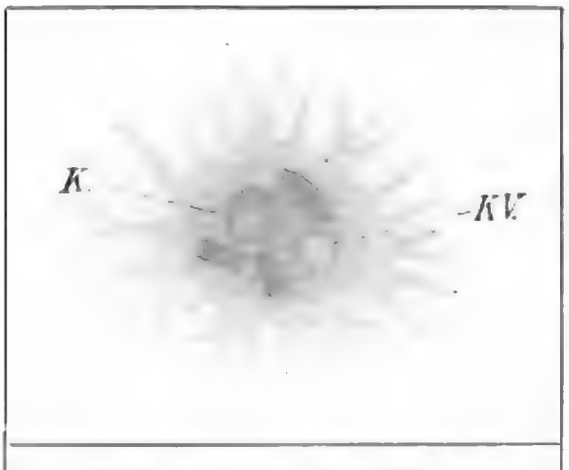


Abbildung 2. Amoeba diffluens.
Vergr. 375 : 1.

Abbildung 3. Pelomyxa palustris.
Vergr. 150 : 1.

Digitized by Google

wie ist das nur möglich? Nun, die folgenden Ausführungen sollen uns darüber belehren.

Es wurde bereits geschildert, wie die Amöbe mittels der Pseudopodien Nahrung aufnimmt, und sie tut das zuweilen so reichlich, daß man sie dann mit Nahrungskörpern geradezu vollgepfropft findet. Aber eine besondere Amöbengattung, das im Schlamm unserer Waldtümpel häufige „Schlammschleimtierchen", die Pelomyxa, ausgezeichnet außer ihrer Größe durch auffallend breite, lappenförmige Pseudopodien, sammelt in der oben beschriebenen Weise nicht nur Nahrungsstoffe, wie Spalt- und Fadenalgen, Pilzsporen und

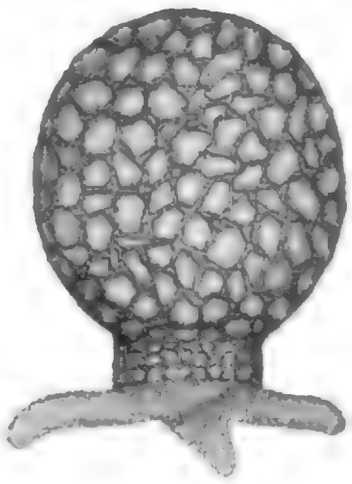


Abbildung 4. Difflugia globulosa. Vergr. 325 : 1.

dergleichen, sondern sie nimmt auch winzige Mineralpartikelchen in sich auf, die sie doch unmöglich verdauen kann (Abbildung 3). Wozu tut sie wohl das? — Bei anhaltender Hitze kann es leicht vorkommen, daß die Wohnstätten dieser nur im Wasser lebensfähigen Geschöpfe völlig austrocknen. Sobald dies jedoch geschieht, scheidet die Pelomyxa, nachdem sie sich zur Kugelform zusammengezogen hat, ein ziemlich rasch verhärtendes Sekret aus, womit sie sich vollständig umhüllt und worein sie auch, um die Hülle noch zu festigen, jene Mineralsplitterchen einlagert. In diesem eingekapselten oder enzystierten Zustande kann sie jetzt jahrelange Trockenheit schadlos überdauern, um sofort wieder zu neuem Leben zu erwachen, sobald

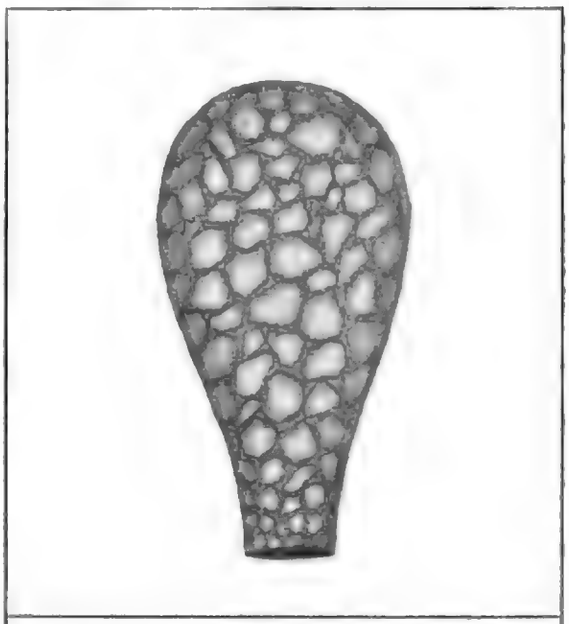


Abbildung 5. Gehäuse von Difflugia pyriformis. Vergr. 150 : 1.

durch Zuführung von Wasser die Lebensbedingungen für sie wieder günstig werden. Die Pelomyxa verwendet also bereits aufgenommene Fremdkörper zum Bau einer kugeligen Schutzhülle, jedoch nur dann, wenn sie sich genötigt sieht, sich auf längere oder kürzere Zeit einem scheintodähnlichen Schlaf zu überlassen.

Anders hingegen macht es ihre Muhme, die Difflugia, so genannt, weil sie ebenfalls nur aus einem formlosen Plasmaklümpchen

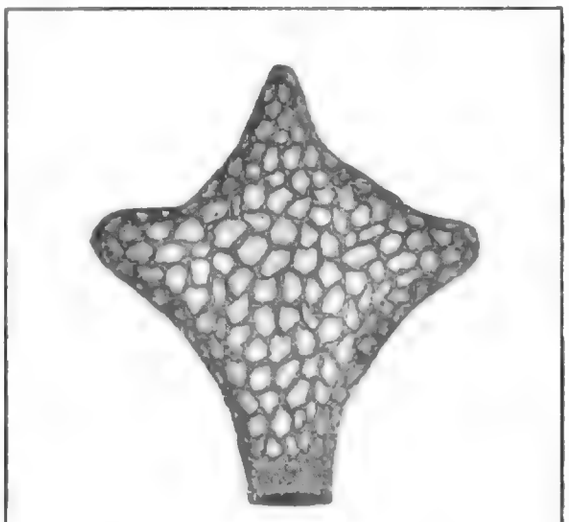


Abbildung 6. Gehäuse von Difflugia pyriformis. Monströse Form. Vergr. 100 : 1.

Digitized by Google

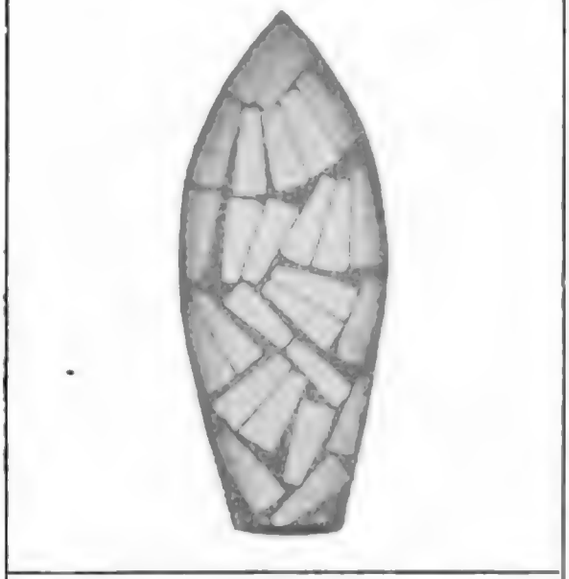


Abbildung 7. Gehäuse von Difflugia acuminata mit Diatomeenpanzern. Vergr. 250 : 1.

besteht, das nach allen Seiten hin auseinanderzufließen vermag. Auch sie sammelt mittels ihrer Pseudopodien allerlei Baumaterial und speichert es in ihrem Körperinnern auf. Sie wartet aber mit der Verwendung desselben nicht, bis die Not sie zwingt, sich einzukapseln, sondern sie baut daraus — nicht für sich selbst, sondern für ihre Tochter —

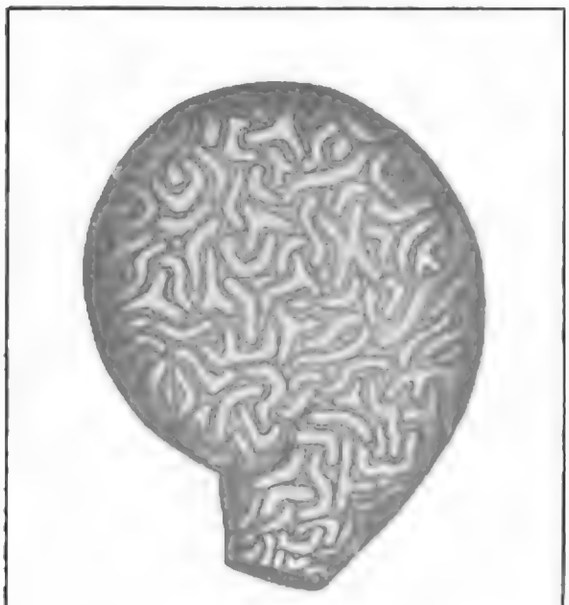


Abbildung 8. Gehäuse von Lecquereusia jurassica. Vergr. 375 : 1.

ein Haus, fest und widerstandsfähig genug, um einen wirksamen Schutz gegen feindliche Angriffe zu bieten, und dazu oft noch in einer Ausführung, die den Beschauer einfach überrascht (Abbildungen 4 bis 7). Scheint es doch nicht nur, als wären diese Gehäuse nach einem von ihrem Erbauer wohl überlegten Plane hergerichtet, sondern sehen wir doch auch an einzelnen derselben nur ein ganz bestimmtes Baumaterial verwendet, welche Erscheinung auf eine sorgfältige und bewußte Auswahl der Baustoffe schließen läßt. Wie steht es nun eigentlich damit? Wie kommt ein so kleines Kunstwerk zustande, und wie

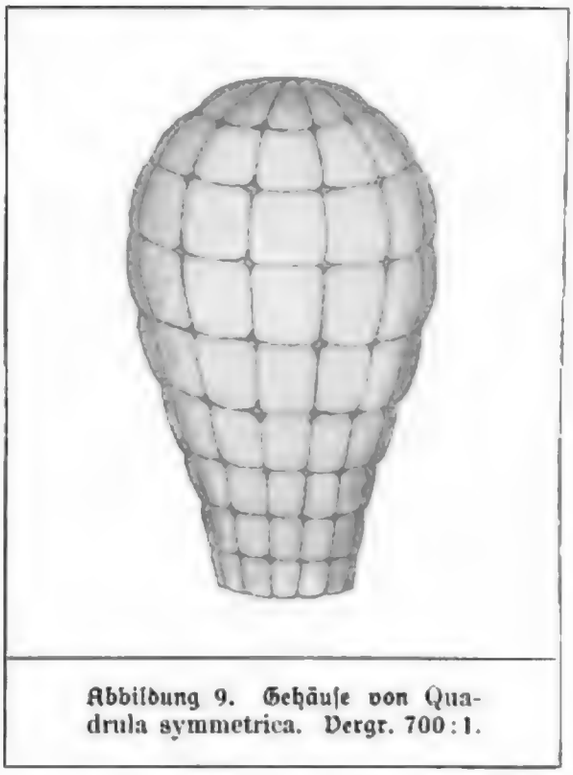


Abbildung 9. Gehäuse von Quadrula symmetrica. Vergr. 700 : 1.

erklärt sich die Verwendung eines scheinbar sorgfältig ausgewählten Materials, wie z. B. der Diatomeenschalen in Abbildung 7? — Nun, es wird sich zeigen, daß weder von einer bewußten Auswahl noch von einer bewußten Anordnung der Baustoffe die Rede sein kann. Für die Aufnahme ist vor allem die Umgebung der betreffenden Difflugienart ausschlaggebend. Findet sie daselbst nur oder doch vorwiegend die Kieselpanzer von Diatomeen, wie an den Wasserpflanzen, so sammelt sie eben diese und verwendet sie als Bausteine. Bieten sich ihr hingegen nur Sandkörnchen oder Kalksplitterchen, wie im Schlamme, so nimmt sie auch mit diesen fürlieb. Daß dabei — ebenso wie bei der

Digitized by Google

Nahrungsaufnahme — auch chemische Reizwirkungen in Betracht kommen können, ist ja nicht ausgeschlossen. Aber jedenfalls kann der Difflugia die Fähigkeit, eine bewußte Auswahl zu treffen, nicht zugesprochen werden, und es handelt sich bei der Aufnahme der Bausteine um nichts anderes als um automatische und um Reflexbewegungen, wobei jede bewußte psychische Funktion ausgeschaltet ist.

Dasselbe ist der Fall bei der Herstellung der kleinen Bauwerke. Sie vollzieht sich folgendermaßen: Sobald die Difflugia zur Teilung oder Vermehrung schreitet, welcher Vorgang sich genau so abspielt wie bei der Amöbe, so stülpt sich ihr stark angewachsener Plasmaleib aus der Gehäusemündung hervor, und der ausgetretene Teil nimmt allmählich Form und Größe des Muttergehäuses an. Zugleich wird das gesammelte Baumaterial aus der Mutterschale herausbefördert und auf der Oberfläche des neugebildeten Tochtertieres abgelagert. Dort verschieben sich die Bausteinchen durch die Bewegungen des Plasmakörpers so lange gegeneinander, bis sie schließlich ein mosaikartiges Gefüge bilden, das nun durch ein vom Plasma abgesondertes, bald verhärtendes Sekret fest verkittet wird. Ist dies geschehen, so trennen sich die beiden Plasmahälften vollends, und die Zweiteilung und mit ihr die neue Gehäusebildung hat sich vollzogen.

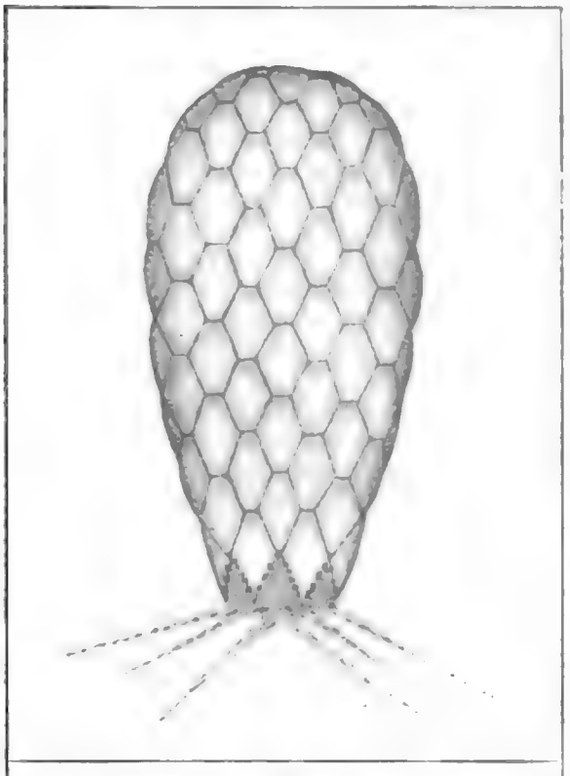


Abbildung 10. Euglypha alveolata. Vergr. 800 : 1.

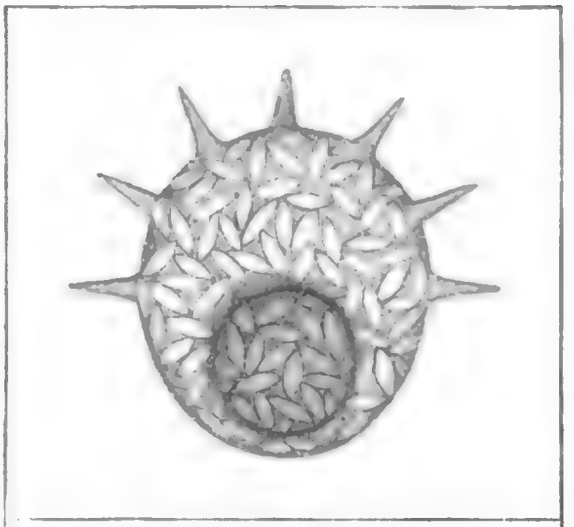


Abbildung 11. Gehäuse von Centropyxis aculeata mit Diatomeenpanzern. Vergr. 375 : 1.

Auf ganz entsprechende Weise wie bei der Difflugia erfolgt auch der Gehäusebau bei der in Abbildung 8 wiedergegebenen, nach dem französischen Forscher Lecquereux benannten Lecquereusia jurassica. Diese verwendet aber als Baumaterial nicht Fremdkörper, sondern lauter wurmförmig gekrümmte, teilweise gegliederte Kieselstäbchen, die sie in

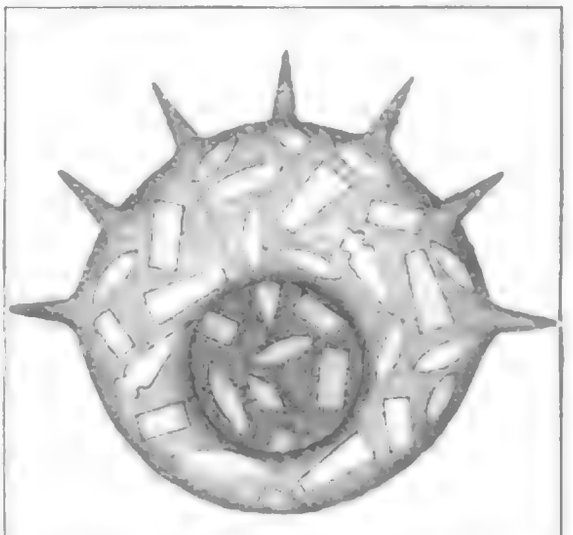


Abbildung 12. Gehäuse von Centropyxis aculeata mit Diatomeenpanzern. Vergr. 250 : 1.

Digitized by Google

ihrem Körperinnern — wahrscheinlich aus der Panzermasse der als Nahrung aufgenommenen Diatomeen — gebildet hat. Ein anderer Wurzelfüßer, Quadrula symmetrica (Abbildung 9), erzeugt in seinem Plasmaleib größere und kleinere viereckige, durchscheinende Plättchen, die er dann in entsprechender Anordnung zusammenfügt. Und wieder eine andere, durch sehr zarte und spitze Pseudopodien ausgezeichnete Form, Euglypha alveolata (Abbildung 10), fabriziert ebenfalls die Bausteine in ihrem Körperinnern, und zwar in Gestalt ovaler oder sechseckiger Scheibchen, die dann dachziegelartig übereinandergelagert werden.

Die Difflugiengehäuse wie auch die Schalen der Quadrula und Euglypha finden wir an ihrem Hinterende nicht selten durch scharf aufgesetzte Spitzen verziert. Dieselbe Erscheinung zeigt sich auch bei der letzten hier zu erwähnenden Rhizopodengattung, der an der seitlich gelegenen, eingestülpten Mündung leicht erkennbaren Centropyxis aculeata, das heißt „bestachelte Stachelbüchse" (Abbildungen 11 u. 12). Auch sie benutzt beim Gehäusebau Fremdkörper, die sie mosaikartig in die Kittsubstanz ihrer Schale nebeneinander lagert, und gerade diese, durch mehrere Stacheln kronenartig verzierten Bauwerke bieten oft einen äußerst reizvollen Anblick, besonders wenn Panzer von verschiedenen Diatomeenarten Verwendung gefunden haben, wie in Abbildung 12.

Daß den Difflugienschalen durch darauf angesiedelte Raumparasiten häufig noch ein ganz besonderer Schmuck verliehen wird — so durch einen winzigen Mikrokokkus, der sie in einen amethystfarbenen, durchscheinenden Mantel hüllt, oder durch Diatomeen und die Grünalge Dactylococcus caudatus, welche die Gehäuse mit einem gelben oder grünen Strahlenkranze umgeben —, das sei nur noch kurz hinzugefügt. Alles in allem aber darf gewiß gesagt werden, daß sich dem mit Mikroskopie sich befassenden Forscher oder Liebhaber wohl kaum interessantere Objekte in der so überaus formenreichen Kleinwelt des Süßwassers darbieten als die Miniaturkunstwerke der kleinsten und primitivsten Baukünstler der Welt, der Rhizopoden.

Legende

Da drüben steht ein winzig Haus,
Da guckt Maria zum Fenster heraus —
Wer guckt heraus?
Maria, die trägt einen Heiligenschein
Und wiegt ihr kleines Herzkindelein:
„Su — su,
Schlaf nur in Ruh',
So süß und so selig ist keines wie du."

Und hinter dem Häusel am Hobelschrein,
Da zimmert der Joseph ein Kreuzelein —
Ein Kreuzelein?
Er zimmert's bedächtig so schwer und so schön,
Wer wird da wohl einmal drunter gehn?
„Su — su,
Schlaf nur in Ruh' —"
Sankt Joseph summt's lächelnd und zimmert dazu —
„Su — su —"

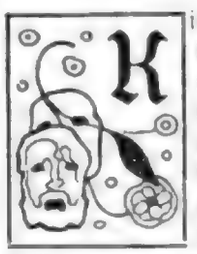
Adolf Holst

Digitized by Google

Dramatiſche Rundſchau

Von Dr. Friedrich Düſel

Zwei Kinderdramen: Frank Wedekinds „Frühlings Erwachen" und Robert Miſchs „Kinder" — „Mutter Mews" von Fritz Stavenhagen — „Der heimliche König" von Ludwig Fulda — „Menſch und Übermenſch" von Bernard Shaw — „Die Feinde" von Maxim Gorki



Kinderleiden und -freuden ſind trotz der Schwierigkeit, die angemeſſenen Darſteller dafür zu finden, ſeit Euripides' Zeiten auf dem Theater keine ungewöhnlichen Gäſte. Namentlich der Sturm und Drang, der wenig nach der Bühnenmöglichkeit ſeiner dramatiſchen Verſuche fragte, hat ſeine Rouſſeauſche Begeiſterung für alles Natürliche, von der Kultur noch nicht Entweihte gern in Kinderſzenen niedergelegt, allen anderen voran der junge Goethe in jenem bekannten Auftritt des altklugen Karlchen im „Götz". Dabei handelte es ſich aber immer nur um mehr oder weniger flüchtige Epiſoden oder, wie bei Iffland und Kotzebue, um effektvolle Rührizenen, die in das Problem oder auch nur in den inneren Gang der Handlung kaum eingriffen. Auch die Anjutka in Tolſtojs „Macht der Finſternis", die den Kindesmord in dieſem Stücke mit durchleben muß, ſteht noch mehr außerhalb des Dramas, während in Hauptmanns „Hannele" das mitleidswerte Proletarierkind zwar durchaus den Mittelpunkt der Handlung bildet, dieſe ſelbſt aber in der Sphäre des Traumes und des Märchens mehr epiſch als dramatiſch verläuft. Dagegen hat Ibſen als der erſte, ſoweit ich ſehe, den dramatiſchen Konflikt ſelbſt unmittelbar in die Seele des Kindes gepflanzt; denn niemand anders als die kleine unſchuldige Hedwig, die ſich mit dem freiwilligen Opfer ihres Lebens die Liebe und das Vertrauen ihres vergötterten „Vaters" zurückzugewinnen hofft, iſt die wahre Heldin der „Wildente". Der nordiſche Dramatiker hat als Realiſt an den phyſiologiſchen Gründen dieſes kindlichen Opfermutes nicht vorübergeſehen: Hedwigs hochherziger Entſchluß kommt aus dem hyſteriſch verängſtigten Gemüt und dem von den erſten Geſchlechtsregungen geſchüttelten Körper einer Vierzehnjährigen, jenes „bedenklichen Alters" alſo, wo nach Rellings mürriſchem Medizinerwort „die Stimme wechſelt". Seitdem iſt dieſer gefährliche Tragödienboden in unſerem zeitgenöſſiſchen Drama wohl noch hier und da wieder aufgeritzt worden, etwa in Halbes „Jugend", in Dreyers „Siebzehnjährigen" und in dem Gymnaſiaſtendrama „Traumulus" von Holz und Jerſchke, zu der tragiſchen Symphonie aber, in der ſich die Klänge der verſchiedenſten Inſtrumente zuſammenfinden, hat das Thema von der in jungen Menſchenkindern männlichen und weiblichen Geſchlechts erwachenden Pubertät erſt Frank Wedekind in ſeiner Kindertragödie „Frühlings Erwachen" ausgeſtaltet.

Über fünfzehn Jahre hat dies Werk gebraucht, bevor es aus der Buchausgabe (München, Albert Langen) ſeinen Weg auf die öffentliche Bühne fand. Und auch jetzt noch mußten die Reinhardtſchen Kammerſpiele einen harten Kampf mit der Zenſur führen, bis dieſe — wie man ſagt, auf Profeſſor Erich Schmidts Machtwort hin — das ſtark gekürzte und gemilderte Stück endlich für die Aufführung freigab. Hätte ſie ſich früher dazu verſtanden, nun und nimmer wäre das Bild des Dichters Wedekind ſolchen Verzerrungen ausgeſetzt geweſen, wie es tatſächlich hat erdulden müſſen. Auch noch, als er ſich in der Königskomödie „So iſt das Leben" und in der als Selbſtbekenntnis ſo durchſichtigen „Hidalla" vor der Öffentlichkeit bis auf die ſchmerzlichſten Wundmale ſeiner Seele entblößt hatte. Noch im vergangenen Jahre konnte es geſchehen, daß eine unſerer angeſehenſten deutſchen Monatsſchriften ſich baß verwunderte, wie ich in dieſem „Gemengſel von Unmöglichkeiten, von Phraſen und Banalitäten" Kühnheit und Kraft, Selbſtändigkeit und Konſequenz entdecken und gar davor „ſalutieren" mochte. Nun, ich hoffe, vor „Frühlings Erwachen" wird der immer von neuem wiederholte Verdacht, Wedekind ſei nicht mehr als ein beſſerer Hanswurſt, der ſich über ſein Publikum, gelegentlich wohl auch über ſich ſelbſt

Digitized by Google

lustig mache, ein für allemal verstummen. Reiner und unzweideutiger kann die ehrliche dichterische Absicht eines Werkes nicht gut hervorleuchten als aus dieser Tragödie; wer hier nicht das Herzblut eines Dichters schlagen, die Seele eines Dichters in heiligster Ergriffenheit erglühen fühlt, der wird nie lernen, Echtes von Unechtem, Wahrhaftiges von bloß Gemachtem und Anempfundenem zu unterscheiden. Dabei hat Wedekind nichts ferner gelegen als etwa die bekannten pädagogischen Warn- und Mahnrufe an Eltern und Erzieher, in dem heikelsten Punkte der Jugenderziehung hinfort Wahrheit an die Stelle der Vertuschung treten zu lassen, um einen weiteren zu vermehren. Mit der Kinderstubenpolitik, wie sie z. B. in Dreyers bescheidenem Einakter „Puß" getrieben wird, hat sein bitterernstes Stück nichts zu schaffen. Nicht aus der Vogelperspektive der Erwachsenen erörtert er die Dinge, sondern aus den Seelen der Kinder selbst sucht er die Tragik jenes gefährlichen Zwischenzustandes zwischen Knabe und Mann, Backfisch und Jungfrau aufsteigen zu lassen. Schon dieser Mut allein sollte hinlänglich für den Ernst seiner künstlerischen Absicht zeugen.

Drei Halbwüchsige, zwei Gymnasiasten und ein vierzehnjähriges Mädchen, sind es vor allem, an denen Wedekind die tragische Stimmung der Übergangszeit sich auswirken läßt. Von ihnen ist Moritz Stiefel der am schwersten belastete. Nicht genug, daß zu gleicher Zeit ein frühreifes, mehr quälendes als erleuchtendes Denken und der Tumult der plötzlich durch ein besonderes Vorkommnis aufgestachelten Sinne auf ihn eindringen, dahinter stehen mit nie ruhender Hetzpeitsche die für seine schwächliche Begabung viel zu harten Forderungen der Schule und die Drohungen der Eltern, die bei einem Zurückbleiben des Sohnes für ihren Stolz und ihren Geldbeutel zittern. Dem allem zu widerstehen, sich hindurchzuwinden oder noch im letzten Augenblick einen leichtsinnigen Ausweg zu finden, ist dieser Schwächling nicht robust, dieser Gewissenhafte nicht oberflächlich genug: er geht daran zugrunde, indem er sich selbst das Leben nimmt, sobald er erfährt, daß die Hoffnung auf Versetzung ausgeschlossen ist. Mir scheint, wir haben hier ein typisches Beispiel und zugleich eine stichhaltige Erklärung für viele jener Schülerselbstmorde, die alljährlich unsere Philister in Aufregung und Entrüstung versetzen und dem Psychologen noch immer Rätsel aufgeben. Moritz Stiefels Freund und Vertrauter Melchior Gabor ist aus derberem Holz geschnitzt. Seine Begabung erlaubt es ihm, die Schule gleichsam nebenher abzumachen und sich verstandesmäßige Aufklärung über alles andere zu verschaffen, was ihn sonst interessiert. Er sieht früh der Natur ins Angesicht und zittert nicht vor ihr wie sein erst durch ihn aufgeklärter Freund, sondern tut, wozu es ihn treibt. Daß dieses Vorwegnehmen der Daseinsfreuden seine

Frank Wedekind. (Nach einer Aufnahme von Jaeger u. Goergen in München.)

kleine Freundin Wendla Bergmann vor der Zeit zur Mutter machen und ihr — wie es tatsächlich geschieht — das Leben kosten werde, kommt ihm so wenig zum Bewußtsein wie Faust das Verderben Gretchens. Aber er wird büßen, was er verschuldet. Nicht in der Korrektionsanstalt, in die der korrekte Vater den von der Schule Relegierten steckt, sondern im Leben, in das der „vermummte Herr", eine Verkörperung der Daseinsfreude, ihn in der Friedhofsschlußszene zurückführt. So wird der Verführer „gerettet", während die Verführten — als unschuldigste, völlig unwissende die kleine Wendla — vorzeitig unter die Erde müssen. Was sie zu Fall brachte, saß in ihnen selbst; ihre Jahre waren es, die sie straucheln machten. Kein Stein wird dabei auf die falsche Schamhaftigkeit der Eltern geworfen. Sie alle entschuldigt das Wort der Frau Bergmann an ihres Kindes Kindbett- und Sterbelager: „Ich habe an dir nichts anderes getan, als meine liebe gute Mutter an mir getan hat." Das Herkommen, die gute Sitte will das Verhüllen und das Verschweigen, und wer weiß, ob nicht, wenn wir sie umstießen, aus den Trümmern andere gleich schwere Gefahren erwüchsen. — Neben den drei in den Vordergrund gerückten Menschlein stehen andere, die sich frech oder gedankenlos, dumpf oder leichtsinnig damit abfinden. So ist es ja noch immer gewesen: der Durchschnitt schlüpft durch, wo die Eigengearteten schwere Krisen zu

Digitized by Google

bestehen haben, und keinen törichteren Vorwurf kann man gegen den Dichter erheben als den, er verallgemeinere einzelne Ausnahmefälle. Für den Tragiker gibt es eben nur diese Ausnahmefälle, in der Alltäglichkeit zünden seine Blitze nicht.

Dies alles geht, wie man gemerkt haben wird, mehr auf die dichterische Absicht als auf das Gelingen der künstlerischen Ausführung. Dieser stehe ich durchaus skeptisch gegenüber, wie ich denn überhaupt den Fall Wedekind selbst für einen höchst tragischen halte, insofern dem hohen, kühnen, oft geradezu prometheisch verwegenen Wollen ein nur halbes, überall brüchiges Können entspricht. Das offenbart sich auch hier wieder. Zumal in allem Geistigen und Gefühlsmäßigen. Denn daß es in dieser „Kindertragödie" mit der physiologischen Beobachtung der Wirklichkeit und dem unerbittlichen Scharfsinn des Arztes nicht getan sei, verhehlte sich auch Wedekind nicht. Auch er suchte deshalb von dem unirdischen Hauch etwas zu geben, der über den ersten Regungen der bisher gebundenen Sinne liegt und sie umwittert wie alles junge Werden und Erwachen. Aber man fühlt den Zwang, den er sich dabei antun muß, und vermag den Eindruck nicht zu überwinden, daß dieses Geistige und Seelische eben doch nur mühsam hineingesetzte Steine seien. Möglich, daß seine heillose Furcht vor all und jeder Sentimentalität ihn hart gemacht hat. Dann sollte er bedenken, daß nicht allein die Gefühlsseligkeit eine Feindin der Wahrheit, daß man auch unwahr werden kann aus Furcht vor dem Gefühl. Wahrscheinlicher ist, daß Wedekind reines, zartes Gefühl überhaupt nicht gestalten kann. Es gefriert und zerbricht ihm unter den Fingern. So überlegen über sich selbst er sich zu geben sucht, mir will scheinen, als sitze ihm die Unfreiheit und Gebundenheit tief im Blute. Diesem inneren Unvermögen der Gestaltung entspricht die dramatische Unbeholfenheit. Seine „Tragödie" bleibt in einer oberflächlichen und schludrigen Bilderbogentechnik stecken, die Bild an Bild, Szene an Szene reiht, ohne sie innerlich zu verknüpfen, ohne Bedeutendes und Nebensächliches abzustufen, ohne Zusammenhänge zu begründen und Inhalte zu erschöpfen. Man soll uns nicht weismachen, daß das „Eigenart", „Stärke" oder gar „Kunsttechnik der Zukunft" sei. Es ist künstlerisches Unvermögen — nicht mehr und nicht weniger. Auch die vielbewunderte Schlußszene, von einer zunächst verblüffenden Verwegenheit der Phantasie: wie der aus der Korrektionsanstalt ausgebrochene Melchior Gabor, der Robuste, auf dem Friedhof den Grabstein seines Gretchen findet, mit Moritz Stiefel, der, seinen Kopf unter dem Arm, aus seinem Grabhügel emportaucht, ein Gespräch über Diesseits und Jenseits, über Sein und Nichtsein hält, und wie sich der „vermummte Herr" dazugesellt, sie beide wieder zur Raison und in ihr Element zurückzubringen, Melchior neu ins Leben, Moritz zurück ins Grab zu stoßen — auch diese Schlußszene bringt es in ihrer zwischen Erhabenheit und skurriler Ironie hin und her torkelnden Halbheit nicht fertig, uns Schauer der Ewigkeit über die Seele zu jagen oder uns mit ätzendem Humor von den Empfindungen zu befreien, die uns zuvor das Herz zusammengekrampft haben. Vollends ins Karikaturenhafte gleitet die Lehrerkonferenz, eine Galerie von Narren und Hohlköpfen, die auch unerträglich wäre, wenn sich die einzelnen Exemplare weniger glichen und nicht immerfort an denselben billigen Lächerlichkeiten kauten.

Man mag derartige Simplizissimuswitze so derbe tadeln, wie man will, soll darüber aber nicht vergessen, daß sie in dem Wedekindschen Stücke nur Äußerlichkeiten sind, die sein eigentliches Problem nicht berühren, und daß es für einen publikumsgefälligen Dramatiker ein leichtes wäre, solche Klippen zu vermeiden, falls er eben nur den armseligen Ehrgeiz hat, die Oberfläche der Erscheinungen abzugrasen. Darin besteht das Geheimnis des Theatererfolges, den bald nach dem ersten öffentlichen Hervortreten des Wedekindschen Stückes Robert Misch im „Neuen Theater" mit seiner Gymnasiastenkomödie „Kinder" davontrug. Dieser schier in allen Sätteln gerechte Macher hält sich an den äußeren Apparat, schildert umständlich eine erste Tanzstunde, bringt eine veritable Unterrichtsstunde mit allem Drum und Dran bis zu den „Mogeleien" auf die Bühne, zupft hier und zupft da ein wenig an den Saiten der Schulerinnerungen, die noch über unser aller Seelen gespannt sind, mischt auch ein paar Tropfen Revolvertragik in den Erinnerungsbecher und bestreitet das Psychologische mit einigen Anleihen bei Dreyer, Otto Ernst, Arno Holz und vor allem auch bei Wedekind, ohne ihn in seinen Absichten auch nur verstanden zu haben. Bühne und Publikum sind für diesen glatten Mittelweg gleich dankbar. Dieses findet auf Schritt und Tritt eigene Erlebnisse wieder; jene braucht nur die überall leicht erreichbare Wirklichkeit zu kopieren, und die wirksamen Szenen stellen sich wie von selbst ein.

Wie ganz anders Wedekind! Lernt man dessen Stück zunächst aus der Lektüre des Buches kennen, so fragt man sich zweifelnd: Wie wird es möglich sein, das darzustellen? Wird sich nicht gerade das Feinste dieser wie erster Frühlingshauch verschwebenden Stimmungen, dieser halbe Duft und halbe Ton auf der Bühne spurlos in ein Nichts auflösen? Es sind einige Szenen da, auf denen der Schmelz der Jugend wie feiner Schmetterlingshauch liegt, z. B. die Begegnung eines Gymnasiasten mit ein paar Backfischen, Wendlas Morgengang durch den im ersten Sonnenglanz zitternden Garten oder das Vorüberstreichen zweier verknöcherter Bakelschwinger an einigen eben noch so übermütig ausgelassenen Jungen — wie viel von seiner eingeborenen Lyrik wird sich das alles auf

Digitized by Google

der Bühne zu bewahren vermögen? Nun, das Stück wird in den Reinhardtschen Kammerspielen dargestellt, und da darf man von vornherein hoffen, etwas von seiner inneren Melodie auch auf der Bühne wiederzufinden. In der Tat gelingt es denn auch dank den ganz primitiv, mehr andeutend als ausmalend gehaltenen Dekorationen von Karl Walser und dank einer Regie, die möglichst wenig routinierte Schauspieler ins Feuer schickt, sondern die Hauptrollen durch hoffnungsvolle Anfänger geben läßt, deren Fertigkeiten noch halb in der Knospe schlummern. Namentlich Camilla Eibenschütz, die Darstellerin der Wendla, dankte dieser Unbewußtheit des Spiels ihre besten und natürlichsten Wirkungen. Den „vermummten Herrn" gab Wedekind selbst in jener unbeholfenen Dilettantenmanier, die in stark autobiographisch gefärbten Rollen manchmal von eigentümlicher Wirkung sein kann, hier aber, in dieser symbolisch-stilisierten Gestalt völlig versagte.

Wedekind in irgend eine literarische Gruppe einzureihen, wird der Geschichtschreibung dereinst recht schwer fallen. Er erscheint ebenso originell wie bizarr, wenn man nicht bis auf die ironischen Talente der Romantik zurückgehen will. Dagegen verrät sich der früh, noch vor dem dreißigsten Lebensjahr verstorbene Hamburger Fritz Stavenhagen, dessen ganzer Ehrgeiz auf die Schöpfung eines lebensfähigen und bühnenwirksamen niederdeutschen Dramas gerichtet war, auf den ersten Blick als einen Schüler des Naturalismus und der von ihm unzertrennlichen Heimatkunst. Was an ihm stark und tüchtig und hoffnungsvoll war, wurzelte in niederdeutschem

Auguste Schönfeldt als Mutter Mews in Fritz Stavenhagens gleichnamigem Drama.

Boden, noch genauer gesprochen an der Nordseeküste und an der Elbmündung. Hier kannte er Land und Menschen wie sein eigen Fleisch und Blut, hatte er sich doch selbst unter schweren Entbehrungen aus niederer Umgebung und drückenden Verhältnissen emporarbeiten müssen. Und schwer, wie um seine Bildung, so hat er auch um die Entwicklung seines spröden Künstlertums gerungen. Durchmißt man seinen dichterischen Weg von dem „Jürgen Piepers", dem Drama des Fünfundzwanzigjährigen, bis zu seinem Letztling, dem „Rugen Hoff", so staunt man über die zähe Arbeit, die dieser Einsame an sich selbst vollbracht hat. Was seinen Verlust so schmerzlich macht, das ist weniger die erdwüchsige, schollenduftige Kraft, die in ihm steckte, als vielmehr die unzweideutige Gewißheit einer ausgeprägt dramatischen Begabung, die aus den wenigen von ihm hinterlassenen Werken spricht. (Sämtlich erschienen im Gutenberg-Verlag von Dr. Ernst Schultze in Hamburg.) Dieser junge Stamm hätte sich, wäre ihm ein weiteres Wachsen im Lichte vergönnt gewesen, durch die Milieu- und Wirklichkeitstheorien des Naturalismus sicher nicht zum Knieholz verkrüppeln lassen. Schon in seiner „Mutter Mews", einem noch ganz und gar auf die vier Wände einer engen Fischerstube auf Finkenwärder beschränkten Familiendrama, das kürzlich — gleichsam als pietätvolle Totenfeier für den Entschlafenen — von der Neuen Freien Volksbühne in Berlin aufgeführt wurde, ist deutlich zu spüren, wie sich in der Puppe die Falterflügel des Dramatikers regen. Der dieses Stück vom unfreiwillig grausam zerstörten Familienfrieden schrieb, kannte das Wesen und Wollen der Bühne und war dabei, sie von innen heraus beherrschen zu lernen. Wie da aus den allmählich dichter und dichter werdenden Wolken, durch die ab und zu die Sonne noch einmal wieder lacht, das Gewitter sich zusammenbraut, wie die ersten Donner von fernher mahnen, wie die ersten Blitze am Horizont aufzucken, bis dann alles Glück und aller Friede krachend begraben wird, das spricht beredt genug für die werdende Meisterschaft. Das beste freilich liegt noch in der Einzelcharakteristik der einander so eng verwandten und doch so deutlich und kräftig voneinander unterschiedenen Gestalten, in der halb hausmütterlich, halb schwesterlich für Mann und Schwager sorgenden Elsabe Mews, in dem Fischer, der tagaus tagein mit den Elementen kämpft und doch ein so kindlich-weiches und leider auch unmännliches Herz im Busen trägt, und in seinem jüngeren Bruder, einem gutmütigen Träumer, von dem sich leise Fäden zu der gleichgestimmten Elsabe spinnen. In dieses idyllische, weltverlorene Stubenglück tritt nun das tragische Geschick in Gestalt der Mutter Mews, einer von Not und bitterer Lebenserfahrung hartgeschmiedeten Frau, deren Tüchtigkeit und Selbständigkeit in Selbstgerechtigkeit und Be-

Szenenbild aus „Mutter Mews“ von Fritz Stavenhagen. (Nach einer Aufnahme von Hugo L. Held in Charlottenburg.)

vormundungsdrang ausgeartet iſt. Sie meint es immer nur gut mit den Ihren, auch mit der Schwiegertochter; aber niemand kann es ihr recht machen: der Eimer iſt ihr nicht ſauber, der Beſen nicht flink genug, und überall wittert ſie Reſpektloſigkeit gegen das Alter oder Leichtſinn der Jugend. Ein Teil von jener Kraft, die ſtets das Gute will und ſtets das Böſe ſchafft, hat ſie es mit ihrem Sauberkeits- und Tüchtigkeitsfanatismus bald ſo weit gebracht, daß Eliſabe ins Waſſer und Hugo, der jüngere ihrer Söhne, ins Wirtshaus geht, wo er zum Säufer und Tagedieb werden wird, wie der Vater einer war. Schon das zeugt für die Künſtlerſchaft Stavenhagens, daß er es fertig bringt, dieſe Tragik ungezwungen und ohne künſtliche Mittel rein aus dem natürlichen Gegenſatz der in verſchiedenen Lebensſphären heimiſchen Generationen herauswachſen zu laſſen, und daß die Zerſtörerin des Glücks ihrer Kinder uns keineswegs unſympathiſch oder gar widerlich anmutet. Im Gegenteil: bis zuletzt blicken wir mit Reſpekt auf dieſe ſaftige, knorrige Altiſche, die ſo unverkennbar den Stempel ihres niederdeutſchen Volkstums auf der Stirn trägt, wie denn Stavenhagen überhaupt die niederdeutſche Volks- und Landſchaftsſtimmung im Ernſten wie im Heiteren mit erſtaunlicher Echtheit getroffen hat. Wenn nun gar die Titelrolle des Stückes von einer ſo innig mit der hamburgiſchen Mundart und dem hamburgiſchen Volksweſen vertrauten Schauſpielerin dargeſtellt wird, wie es Frau Auguſte Schönfeldt vom Hamburger Thaliatheater iſt — ſie ſpielte die Rolle auch in der Berliner Aufführung —, ſo lernt man in der Mutter Mews mit der prächtigen dichteriſchen Charakterfigur zugleich eine ſo wirkſame Bühnenfigur kennen, wie unſer modernes Drama ihrer nur wenige aufzuweiſen hat. Und von neuem überſchattet uns Trauer und Wehmut, daß einer ſo vorzeitig unter die Erde mußte, auf deſſen kraftvolle Beſchwörung noch ſo viele ungehobene Schätze des niederdeutſchen Heimatbodens warteten.

Kommt man von Fritz Stavenhagen zu Ludwig Fulda, ſo hat man das Gefühl, als trete man vom ſaatduftenden Acker geradeswegs in ein von allerlei ſchwülen, ſüßlichen Gerüchen erfülltes Warmhaus. Was uns der behende Witz und das nicht zu verachtende Bühnengeſchick des „Talismandichters zuletzt beſchert hat, die im Leſſingtheater aufgeführte romantiſche Komödie „Der heimliche König“ (Buchausgabe bei Cotta, Stuttgart), iſt im Grunde nur ein beſcheidener Ableger von jenem ſo erfolgreichen, den blinden Majeſtätsglauben des lieben Untertanenverſtandes verſpottenden Märchendrama. Die Fabel iſt diesmal an den britiſchen Hof des Königs Artus X. verlegt und ſpielt zur fernen, fernen Zeit der angelſächſiſchen Eroberungskämpfe; das hindert aber nicht,

Szenenbild aus „Mutter Mews“ von Fritz Stavenhagen. Elsabe (Hedwig Wangel) und Wilhelm Mews (Albert Steinrück). (Nach einer Aufnahme von Hugo L. Held in Charlottenburg.)

daß die politische und gesellschaftliche Gegenwartssatire doch wieder recht keck ihr Haupt erhebt — vorausgesetzt, daß sie dadurch nicht in Ungelegenheiten gerät, denn ein Mann der scharfen Konflikte ist Ludwig Fulda weiß Gott nicht. Sein nie um eine Pointe, nie um einen graziösen oder prickelnden Reim verlegener Witz sticht ein wenig an des Königs Kleidern, an dem Majestätsgedanken und dem in Wahrheit beschränkten Untertanenverstand herum, enthüllt hier ein wenig und deckt dort, erschrocken über seine eigene Keckheit, schnell wieder zu, immer ängstlich besorgt, den zagen Geschmack seines ihm zärtlich ergebenen Publikums die erwünschte Kost zu reichen und ihn doch auch nicht über Gebühr zu reizen.

Diese Zutaten sind das amüsanteste an dem Stück, denn mit der eigentlichen Handlung und ihrer folgerichtigen Durchführung ist es nur kümmerlich bestellt. König Artus erscheint als ein völlig degenerierter Sproß des großen Nationalhelden gleichen Namens, außerstande, auch nur dessen schwere goldene Rüstung zu tragen, weltscheu und tatenfremd, ein willenloses Werkzeug in den Händen seiner Minister und Höflinge. So kostet es nach seinem Tode gar nicht viel Mühe, an seiner Statt eine ausgestopfte Puppe, die von Zeit zu Zeit in der Sänfte durch die Straßen geführt wird, den Kronenträger weiter spielen zu lassen. Nun verlangt das Volk aber plötzlich, daß sich der als „genesen“ gemeldete König vermähle, um endlich dem Thron den rechtmäßigen Erben zu sichern. Doch auch diese Wendung vermag die Regierung noch nicht ins Bockshorn zu jagen. Flugs wird die Tochter des Seneschalls als Königsbraut ausgerufen und mit der Puppe vermählt. Doch dies Fräulein Sigune hat ihren eigenen Willen und ihre eigenen Ansichten von der Rolle, die ihr da zugemutet wird. Sie willigt in die Täuschung nur unter der Bedingung, daß ihr faktischer Gemahl der Hirt Peredur werde, den sie sich vorher schon als Geliebten von seinen Weiden ins Königsschloß geholt hat. Nun erwartet man vielleicht, dieser Hirt werde sich zum Usurpator aufschwingen und die Königsgewalt an sich reißen. Aber für so kühne Entschlüsse und Entscheidungen hat ein Fulda weder den Mut noch die Kraft. Es bleibt weiter beim Tändeln: nachdem Peredur in der Rüstung des großen Artus den drohenden Angelsachsen den geforderten und bisher immer feige gewährten Menschentribut verweigert und sie und ihre Ansprüche zurückgedrängt hat, zieht er sich wieder ins Privatleben zurück. Der Versuch seiner ehrgeizigen Gemahlin, durch eine geschickt inszenierte Entlarvung der Königspuppe die tatsächliche Herrschaft an den „heimlichen“, den wahren König, eben ihren Gemahl, zu bringen, schlägt fehl, weil die Untertanen von einem König aus ihrer Mitte nichts wissen wollen und statt seiner lieber einen ausgemachten Trottel, des Königs Neffen Lanzelot, auf den Thron setzen. Da schüttelt der heimliche König mit seiner Gemahlin und einer kleinen Schar erleuchteter Anhänger den Staub dieses Landes der Toren und Knechte von seinen Füßen und schifft sich nach Gallien ein, um an dessen Küsten ein neues Reich der Kraft und der Wahrheit aufzurichten:

> Da drüben strahlt noch kein ererbter Glanz
> Den unsrigen im Kampf um ihre Scholle;
> Dort, vom Vergangnen ungehemmt, entrolle
> Das Banner des verjüngten Vaterlands!

Zu schauspielerischen Leistungen, die über den anständigen Durchschnitt charakteristisch hervorragen, bietet der Fuldaische Mummenschanz kaum Gelegenheit. Rollen, wie sie Hans L. dem ach! so gebildeten Hirten Peredur, Manuel Reicher in dem charakterlosen E[illegible] Ida Wüst in der ganz nach der Schablone liebestoll-ehrgeiziger Heldenfräulein gearbeiteten Sigune zu spielen haben, erfordern nicht mehr, als was dem strebsamen Zögling jede nur einigermaßen tüchtige Theaterschule mitgibt. Ein wenig von dem köstlichen Labetrunk Humor vermag allein

der Darsteller des Barden Schaffilor, Carl Forest, aus seiner Rolle zu schöpfen. Dieser gottgeweihte Sänger versteht wie mancher seinesgleichen in Vergangenheit und Gegenwart die Harfe trefflich nach dem just wehenden Winde zu hängen: heute ist er Absolutist bis auf die Knochen, morgen schlägt er die Saiten zum Ruhm und Preis des souveränen Volkes, und sein Prophetenamt, das den Ereignissen immer so dicht auf den Fersen ist, wirft ihm eine fette Pfründe ab, „weil er verkündet, was schon jeder weiß". —

Auch das Ausland ist an den dramatischen Darbietungen dieser Berichtswochen wieder mit einigen Stücken beteiligt. Die Pariser Neuheiten des Residenz- und des Trianontheaters freilich dürfen wir getrost übergehen; was dieses Genre uns neues zu bieten hat, ist immer das alte hinlänglich Bekannte des dreieckigen Verhältnisses. Aber auch die komische Note des Iren Bernard Shaw, die noch vor wenigen Jahren als etwas völlig Neues und außerordentlich Erfrischendes in der Öde unserer Lustspielmelodien begrüßt wurde, fängt mittlerweile an uns zu langweilen. Zumal wenn sie ihr bekanntes Motiv von der Entthronung und Parodierung heroischer und legendärer Gestalten der Welt- und Kunstgeschichte so anspruchsvoll und breitspurig vorträgt wie in der Komödie „Mensch und Übermensch" (deutsch von Siegfried Trebitsch; Berlin, S. Fischer). Das ist mehr Philosophie und Feuilleton als Drama und Komödie, wie sich schon äußerlich daran zeigt, daß den in dramatischer Form gegebenen Teilen eine sechzig Seiten lange Einleitung über das Don Juan-Problem vorangeht und ein hundert Seiten langer Exkurs über Zuchtwahl, Eigentum, Ehe, Prüderie, Zivilisation und hundert anderes nachfolgt. Aus dem dickleibigen Buch, das aus dieser ungleichen Dreiheit zustande kommt, ergießt sich ein wahrer Schloßenregen von allerlei Geistreichigkeiten, aber ein dramatisches Kunstwerk wird man vergebens darin suchen. Die Reinhardtschen Kammerspiele gaben auch aus den dramatischen Teilen des Folianten nur einen Auszug, indem sie den in der Hölle spielenden dritten Akt, einen Hexensabbat Shawscher Phantasie und Ironie, ganz unter den Tisch fallen ließen.

Szenenbild aus Ludwig Fuldas romantischer Komödie „Der heimliche König" nach der Aufführung am Lessingtheater in Berlin. (Links Hans Marr als Peredur, in der Mitte Ida Wüst als Sigune.) (Nach einer Aufnahme von Zander u. Labisch in Berlin.)

Digitized by Google

Szenenbild aus Bernard Shaws Komödie „Mensch und Übermensch" nach der Aufführung in den Reinhardtschen „Kammerspielen". (Links Paul Wegener als John Tanner, rechts Paul Biensfeldt als Chauffeur.) (Nach einer Aufnahme von Hugo L. Held in Charlottenburg.)

Was übrigblieb, sah in seinem äußeren Verlauf manchmal einem Benedixlustspiel zum Verwechseln ähnlich, auch in dem Automobilakt, dessen dramatisches Gesicht allein durch die originelle Figur eines Chauffeurgentleman aus dem zwanzigsten Jahrhundert — früher nannte man ihn Levorello — ein paar eigene Züge gewinnt. Im übrigen besteht Shaws Originalität nur in dem einen mit den wildesten Arabesken umrankten Coup: aus dem Don Juan Tenorio der Legende ist der soziale Schriftsteller John Tanner geworden, aus dem Verführer der Verführte, aus dem Jäger die Jagdbeute. Denn — sagt sich Shaw — in Wirklichkeit sind doch heutzutage im ewigen Kampf und in der ewigen Anziehung der Geschlechter die Rollen längst vertauscht: Don Juan ist zur Donna Juana geworden; das weibliche Geschlecht ist der Angreifer; die ganze Welt ist mit Schlingen, Fallen, Netzen und Gräben zur Gefangennahme der Männer durch die Frau übersät. „Gebt den Frauen das Stimmrecht, und in fünf Jahren wird eine erdrückende Steuer auf Junggesellen gesetzt sein." Miß Ann ist eine ideale Vertreterin dieses „neuen Weibes": den geschworenen Weiber- und Ehefeind John Tanner einzufangen, macht ihr kaum mehr Mühe als das Fliegenfangen im Hochsommer. Der Humor dieser einen unendlich oft variierten Situation erscheint ein wenig dürftig, wenn wir den dramatischen und bühnentechnischen Apparat messen, der dafür aufgeboten werden muß; er wirkt nur tröstlich, wenn wir uns vergegenwärtigen, welche Trivialitäten uns sonst in unserem sogenannten „Lustspiel" geboten werden.

Noch weniger als diese Feuilletonserie hat Gorkis neuestes Stück „Die Feinde" mit dem Theater zu tun (deutsch von L. D. Potthoff; Berlin, J. Ladyschnikow). Der „Sprecher" Rußlands macht hier so wenig Hehl aus seiner patriotisch-propagandistischen Tendenz, daß fast schon alle Bande der dramatischen Form gelöst sind, daß man statt des gestaltenden Künstlers einen Propheten, einen Weltprediger auf die Tribüne steigen sieht, der dem Westen, dessen Ohr er sich geneigt weiß, ein Sturm- und Klagelied vom Weh und Unheil seines Vaterlandes entgegenwirft. Reinen Kunstwert hat diese sozialistische Szenenfolge von den „Feinden", den Fabrikanten und Arbeitern, die sich bis aufs Blut befehden, kaum, auch die wenigen besser gelungenen Gestalten, ein mild-weiser Alter aus des Pilgers Luka Geschlecht und ein dem Untergang entgegentaumelnder Degenerierter, wie ihn der früh vollendete Tschechow so gern zeichnete, reichen an das künstlerisch wahrlich schon recht bescheidene Niveau des „Nachtasyls" nicht heran. Aber was uns bezwingt, ist schließlich doch auch hier dasselbe unwiderstehliche, durch keine Kunst zu ersetzende, durch keine Unkunst zu vertilgende Etwas: Wer mag kalt bleiben, wenn der Notschrei eines ganzen ungeheuren Volkes an sein Ohr schlägt! Zeiten, wie sie Rußland heute erlebt, sprengen gleichsam wie mit elementarer Gewalt die Reifen aller Kunstform; es ist, als wollten sie sagen: Für derlei Luxus ist jetzt nicht die Stunde. Was wir schon beim „Nachtasyl" und erst recht bei den „Kindern der Sonne" erkannten, das ist jetzt vor aller Welt offenbar geworden: ein Dramatiker ist Gorki nicht, seine dichterische Begabung soll man in den Erzählungen aus dem russischen Volks- und Vagabundenleben, nicht in seinen auf die Bühne verirrten dramatischen Arbeiten suchen.

Digitized by Google

Literarische Rundschau

Jahrbücher und Kalender — Literarische Notizen (Jensen; Peter Cornelius) — Zu unseren Kunstblättern (Peter Janssen; Alfred Helberger; Ernst Müller-Braunschweig)

Jahrbücher und Kalender

Jahrbücher erscheinen zu lassen, ist längst nicht mehr ein Privileg der Geschichte, die doch wohl die berufenste dazu war und gewiß auch den Anfang damit gemacht hat. In langem Schwarm sind ihr die anderen Disziplinen gefolgt, alle von dem Trieb beseelt, von Zeit zu Zeit Rückschau zu halten auf das Geleistete und zugleich die Aufgaben der nächsten Zukunft fester ins Auge zu fassen. Dennoch ist sich die Wissenschaft Klios ihres Erstgeburtsrechtes bewußt geblieben und hat praktisch mit ihren Leistungen auch auf diesem Gebiete den ursprünglichen Vorrang behauptet. Manches von dem, was die Geschichtswissenschaft da alljährlich aussendet, muß freilich hier beiseite geschoben werden, da es wesentlich nur fachmännisches Interesse beanspruchen darf; auf eine dieser Jahrbuchveröffentlichungen möchten wir jedoch auch in diesem Jahre gerade die sogenannten „weiteren Kreise der Gebildeten" hinweisen, weil es jammerschade wäre um die hier aufgespeicherten Schätze, wenn sie nicht ins Volk hinausdrängen, vorsichtiger und ehrlicher gesprochen: wenn sie nicht den gebildeten Patrioten unserer Nation, insbesondere denen des preußischen Staates, fruchtbar würden. Wir meinen das von Professor Paul Seidel, dem Direktor des Hohenzollernmuseums und Dirigenten der Kunstsammlungen der Königlichen Schlösser, herausgegebene, jetzt schon zum neunten Male erscheinende Hohenzollern-Jahrbuch (Leipzig, Giesecke u. Devrient). Es bringt jedesmal eine Fülle neuer Forschungen und Abbildungen zur Geschichte der Hohenzollern, jene aus den berufensten Federn preußischer Historiker, diese, die Bilder, darunter zahlreiche in Großfolioformat gedruckte farbige Kunstblätter, aus den unerschöpflichen Schätzen der Königlichen Sammlungen. Zu den eifrigsten Mitarbeitern gehörte außer dem Herausgeber und dem unermüdlichen Reinh. Koser, dem Generaldirektor des preußischen Staatsarchivs und Geschichtschreiber Friedrichs des Großen, der Königliche Hausarchivar und Verfasser der „Geschichte des preußischen Staates", Prof. Dr. Ernst Berner, den kürzlich der Tod von seiner Arbeit und seinen weit ausblickenden Plänen abberufen hat (gestorben 12. Oktober 1905). Für seine wertvolle Feder wird schwer Ersatz zu schaffen sein. Dem vorliegenden Jahrgang ist seine Mitarbeiterschaft jedoch noch vollauf zugute gekommen in zwei Beiträgen, die der wehmütig-tapieren Erinnerung des vaterländischen Unglücksjahres 1806 gelten. Der wichtigste dieser Beiträge besteht in der Veröffentlichung des Kriegstagebuches des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen aus dem Jahre 1806; der zweite schöpft aus dem Tagebuch eines Rudorff-Zieten-Husaren aus demselben Jahre. Das Jahr 1806 beherrscht den Inhalt des vorliegenden Bandes auch sonst. So teilt der Geh. Staatsarchivar Hermann Granier in dem Lettaufsatz auf Grund neuer Quellen allerlei höchst Interessantes und Bezeichnendes zu dem Thema „Die Franzosen in Berlin 1806 bis 1808" mit, wofür ihm das Hohenzollernmuseum viele bisher unbekannte Abbildungen spendet, während der Archivar am Königlichen Hausarchiv in Charlottenburg, Georg Schuster, die „Flucht der Königlichen Kinder von Berlin nach Danzig im Oktober 1806" schildert, unter Benutzung einer eigenhändigen Ausarbeitung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm (IV.), und Paul Seidel als vielleicht nicht gerade wertvollsten, sicher aber fesselndsten Beitrag eine Studie über die zeitgenössischen bildlichen Darstellungen der Königin Luise erscheinen läßt. An diesen reich und kostbar illustrierten Aufsatz schließt sich eine Darstellung von „Königin Luises Kindheit und Jugend" aus der Feder des Geh. Staatsarchivars Paul Bailleu, das erste Kapitel aus dessen längst mit Spannung erwarteter Biographie der Königin. Wie aktuell übrigens manchmal auch ein wissenschaftliches Jahrbuch zu sein vermag, ersieht man aus der Abhandlung „Brandenburg und Braunschweig" von dem Herzoglich Braunschweigisch-Lüneburgischen Landesarchivar Dr. Paul Zimmermann, einer Arbeit, die in saubersster Darstellungsform die wechselnden, zwischen wärmster Freundschaft und hitzigster Feindschaft hin- und herschwankenden Beziehungen der beiden eng verwandten Häuser und Länder verfolgt.

Digitized by Google

Gleichaltrig und durch mancherlei Fäden mit dem Hohenzollern-Jahrbuch verbunden ist das Biographische Jahrbuch und der Deutsche Nekrolog (Berlin, Georg Reimer; geb. 14 M.). Unter der ständigen Mitarbeit zahlreicher Historiker und Philologen (Brandl, Friedjung, Geiger, Jac. Minor, Schlenther, Erich Schmidt u. a.), von Anton Bettelheim begründet und herausgegeben, bringt das Jahrbuch in seinem neuesten Bande, der den berühmten Toten aus der Zeit vom 1. Januar bis 31. Dezember 1904 gewidmet, zahlreiche Lebensbilder hervorragender Männer der Wissenschaft, der Kunst wie des öffentlichen Lebens. Die Biographien Waldersees und Herbert von Bismarcks hat noch der inzwischen gleichfalls verstorbene Publizist Hugo Jacobi geliefert, den badischen Finanzminister Buchenberger charakterisiert Nicolai, den Nekrolog für den Geschichtschreiber Ottokar Lorenz schreibt August Fournier, das Gedenkblatt für Alexander Meyer Cohn, den bekannten Berliner Autographensammler, Erich Schmidt. Von seiner Art, in wenigen Sätzen viel zu sagen, in ein einziges Beiwort ein ganzes Bukett von Charakteristik zu pressen, könnte manch einer der übrigen Mitarbeiter, die trotz großen Wortaufwandes das eigentlich Bezeichnende einer Persönlichkeit nicht recht zu fassen und festzuhalten wissen, viel lernen. Doch muß man rühmend anerkennen, daß der Umfang der einzelnen Nekrologe und Würdigungen jetzt schon weit besser im Verhältnis zu der Bedeutung der gewürdigten Persönlichkeiten steht, als das in früheren Jahrgängen der Fall war. Durchaus am Platz erscheint die Ausführlichkeit in dem Nekrolog auf Mommsen, den Ludo M. Hartmann verfaßt hat, und der zum erstenmal eine aus Originalquellen schöpfende Darstellung von Mommsens Leben bringt.

Ans deutsche Haus wendet sich das Türmer-Jahrbuch (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer; geb. 6 M.), jetzt schon zum sechstenmal erscheinend. Der Inhalt ist nach den alten bewährten Gesichtspunkten geordnet. Unter den selbständigen Abhandlungen des ersten Teils fällt die anregende Belehrung Dr. Huberti de' Dalbergs über den „Buddhismus unserer Tage" auf, während Käthe Sturmfels' stürmischer Aufruf an die deutschen Frauen wider Frenssens Darstellung der „Frauen in Hilligenlei" von einer merkwürdigen Verständnislosigkeit für das Wesen einer Dichtung zeugt. Vor- und Musterbilder deutscher Weiblichkeit aufzustellen, liegt gar nicht in des Dichters Art und Absicht; er schildert, was er sieht und was für den Kreis seiner Darstellung charakteristisch ist — wer das verallgemeinert, nach Moralsätzen sucht, die er daraus ziehen kann, und in Zorn gerät, wenn er sie nicht findet, verrät nur seine eigene geistige Armut. Es braucht so gediegener Aufsätze wie des von Professor Meyer „Neues vom Erdinnern" und des von Dr. Storck „Ein Jahrhundert deutscher Malerei", um den Eindruck fast fanatischer Einseitigkeit, den jener „Aufruf" hinterläßt, zu verwischen. Neben der reich vertretenen Lyrik alter und neuer Tage nehmen jedoch auch diesmal hauptsächlich die unter dem Titel „Am Webstuhl der Zeit" vereinigten Jahresrückblicke über alle möglichen Gebiete menschlichen Forschens, Wissens und Schaffens das Interesse in Anspruch. Da berichtet Pfarrer Erwin Gros über die Bewegungen auf dem Felde der evangelischen, Dr. Joseph Müller über die der katholischen Kirche, Prof. Ludwig Gurlitt über Pädagogik, Dr. Friedrich Knauer über Naturwissenschaft, Prof. Günther über Geographie und Völkerkunde, Marie Diers über die Frauenfrage, Prof. Max Koch über Literaturgeschichte, Dr. Storck über Musik, Dr. Poppenberg über Kunstgewerbe und Dr. Gensel über die bildenden Künste. Sehr reich ist diesmal der Bilderschmuck vertreten: nicht weniger als vierzig Nachbildungen von Gemälden der deutschen Jahrhundertausstellung werden in durchweg guten ganzseitigen Kunstblättern wiedergegeben.

Eine ganze Anzahl von reich ausgestatteten Jahrbüchern dient der bildenden Kunst und ihren Schöpfungen. Wir erinnern an das von Wilhelm Schäfer herausgegebene „Jahrbuch der bildenden Kunst" (Düsseldorf, Fischer u. Franke) und das „Dresdner Jahrbuch" (Dresden, Wilh. Baensch), möchten aber diesmal mit besonders warmer Empfehlung auf das neue Callweysche Unternehmen „Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst", herausgegeben von Ludw. von Buerkel, hinweisen (München, Georg D. W. Callwey; Band 1, 1906). Nach gut süddeutscher Art will dieses neue Jahrbuch nicht etwa nur für die Fachwelt wirken, sondern im Gegenteil Freude und Geschmack an der Kunst in möglichst weite Kreise tragen. Es ist also entschlossen, das Verschiedenartigste zu vereinigen und sich zu einem ebenso zuverlässigen wie geschmackvollen Führer durch das große Gebiet der Kunst auszubilden. Darum lautet die Losung: Vom Anregenden das Anregendste, vom Besten das Beste. Das aber aus der Kunst aller Zeiten und aller Länder, auch aus der Kunstübung unserer Tage. „Wir wollen," heißt es in der Ankündigung, „Freude für die Kunst zeugen und die Anschauung von der Kunst fördern. So sehr aber dem breiten Leserkreis in der Wahl der Themen entgegengekommen werden soll, so sehr wird vermieden werden, unkritisch in dem Stil des Feuilletons von der Kunst zu reden. Die Arbeit wird auf der Höhe unserer Zeit stehen und nur der jeweils Geeignetste wird zu Worte kommen. Bedeutsame größere Publikationen endlich werden in musterhafter Ausstattung den einzelnen Teilen des eigentlichen Jahrbuches als Supplemente angegliedert werden." Während der erste Jahrgang, in einem Bande vereinigt (14 M.),

Digitized by Google

Bildhauer Ernst Müller-Braunschweig: Arbeit.

Ende November v. J. erschienen ist, werden von 1907 ab zwei Teile, jeweils im Frühjahr und im Herbst, ausgegeben werden. Im vorliegenden Band eröffnet den Reigen der Beiträge der bekannte Archäologe Prof. Dr. Adolf Furtwängler mit einem Bericht über das hervorragende Fundstück von Ägina, die Sphinx des Aphroditentempels. Ferner schreibt Dr. Riezler über Adolf Hildebrand und den Klassizismus, Dr. Goldschmidt über den liebenswürdigen Münchner Porträtmaler Edlinger; Generaldirektor Dr. Bode handelt über Luca della Robbia, Prof. Dr. Voll veröffentlicht das für die Pinakothek neu angekaufte Bild von Franz Hals. Ein lebhaftes Echo wird ein Beitrag zur Museumsfrage von Adolf Hildebrand erwecken. Dr. Bassermann-Jordan ist imstande, den Meister des reizvollen Perseusbrunnens der Münchner Residenz in Sustris festzustellen, Dr. Habich bringt eine Arbeit über den Landshuter Holzschnitzer Hans Leinberger, den Meister des Moosburger Altars. Der stattliche Band birgt außer zahlreichen, meistens ganzseitigen Textillustrationen eine kleine Galerie sorgsam ausgeführter Heliogravüren und ein paar durch ihre dezente Farbenharmonie auffallende Vierfarbendrucke.

Die Literaturgeschichte taust ihre Jahrbücher gerne auf einzelne Dichter. So gibt es ein Shakespere-, ein Goethe- und ein Grillparzer-Jahrbuch, seit neun Jahren auch ein Scheffel-Jahrbuch (Leipzig und Wien, Verlag des Scheffelbundes). Doch beschränkt sich diese literarische Unternehmung zum Glück nicht auf Scheffel, zieht vielmehr auch verwandte, namentlich süddeutsche und österreichische Dichter und Schriftsteller mit in ihren Betrachtungskreis. So enthält der neueste Band, geleitet von Oskar Pach, unter anderem Studien über Baumbach, Stifter, Ad. Pichler, Hermann Gilm, Franz Stelzhammer und Franz Keim. Das wertvollste jedoch steuert der unermüdliche Scheffelforscher Johannes Proelß über Scheffel selbst bei, indem er des Dichters schwäbische Vorfahren verfolgt und ihre Beziehungen zum „Ekkehard" nachprüft. Auch das Lebensbild, das Alberta von Freydorf von der Mutter des Dichters entwirft, verdient hervorgehoben zu werden, während andere Beiträge, wie das bei ähnlichen Publikationen nur zu leicht der Fall ist, sich allzusehr in Einzelheiten und Kleinigkeiten verlieren. Über eine so wichtige Briefveröffentlichung, wie es die von Ernst Boerschel besorgte der Briefe Scheffels an Emma Koch-Heim ist, hätte man wohl ausführlicheren und gründlicheren Bericht erwarten dürfen, als er hier gegeben wird. Hinter dem Jahrbuch steht der in Norddeutschland noch immer fast unbekannte Scheffelbund, der 1889 unter dem hohen Schutze der Erzherzogin Marie Valerie von Österreich (Mattsee) gegründet wurde und seit 1890 auch einen reichsdeutschen Stamm unter dem Protektorat des Erbgroßherzogs von Baden unterhält.

Bei der weiten Ausdehnung und erstaunlichen Entwicklung, deren sich die künstlerische Photographie zu erfreuen hat, kann es nicht wundernehmen, daß auch sie sich schon ihre eigenen Jahrbücher gegründet hat. Unter ihnen pflegt das von F. Matthies-Masuren herausgegebene („Die photographische Kunst im Jahre 1905"; 4. Jahrgang; Halle, Wilhelm Knapp) als wichtigste Aufgabe die Sammlung und künstlerische Wiedergabe der bemerkenswerten photographischen Kunstaufnahmen des Jahres. Namentlich unter den Landschaften findet man manches Blatt, das aufgehoben zu werden verdient. Der Text bevorzugt neuerdings die Beiträge kunsterzieherischer Art. So spricht Georg Fuchs über die „Photographie und Kultur des Auges", Dr. Fritz Knapp über den Symbolismus und die Grenzen der Photographie, also über das wichtigste Thema, das es jetzt, wo man in Gefahr ist, die natürlichen Schranken der Photographie zu vergessen, nur geben kann. Statt der früheren Referate über auswärtige Ausstellungen sind desto eingehendere Besprechungen der deutschen und österreichischen Ausstellungen eingetreten, und was daraus hervorgehoben wird, unterstützt durchaus die Anregung, die Ernst Schur in einem eigenen wohldurchdachten Aufsatz ausspricht und begründet, nämlich zur Gründung eines photographischen Museums zu schreiten, in dem das beste dieser sonst immer wieder zerflatternden Schöpfungen festgehalten werde. — Derselbe Verlag läßt jetzt auch einen photographischen Abreißkalender erscheinen, der über hundert künstlerische Landschaftsphotographien reproduziert und dazu aus fachmännischen Schriften allerlei technische Erläuterungen fügt. Für den Liebhaberphotographen wird das eine willkommene Erscheinung sein (Preis 2 M.).

Damit hätten wir das heute fast schon übervölkerte Gebiet des Abreißkalenders betreten, aus dem wir, da uns hier im wesentlichen das literarische Genre beschäftigt, nur vier der besten und vornehmsten hervorheben möchten, nämlich: Meyers historisch-geographischen Kalender (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut; Preis M. 1.85), der wohl als erster die Spezialität, Datumsnotizen und Sentenzen mit Bildern zu verknüpfen, begründet hat und dafür, aus den unerschöpflichen Vorräten eines Weltverlagshauses schöpfend, immer wieder Neues zu bringen weiß (diesmal namentlich viele gute Porträts), und sodann die Spemannschen Unternehmungen: den „Kunstkalender", den „Historischen Medizinal-Kalender" und den „Alpenkalender". Auch diese Spemannschen Kalender geben sich die größte Mühe, den illustrativen Teil wie die Sentenzensammlung von Jahr zu Jahr immer wieder zu erneuern. So nimmt der me-

Digitized by Google

dizinische Kalender seine Bilder diesmal vorwiegend aus der medizinischen „Ahnengalerie", indem er eine lange Reihe von Porträts solcher Männer zusammenstellt, deren Forschungen in der Geschichte der Medizin bleibende Spuren hinterlassen haben. Fast sämtliche Bilder stammen aus den reichhaltigen Sammlungen der Herren Dr. E. Roediger (Frankfurt a. M.) und Prof. von Töply (Wien). Der historische Text, im wesentlichen unverändert, ist doch aber von den Herausgebern, den Professoren Dr. J. Pagel und Dr. J. Schwalbe in Berlin, durchgesehen und ergänzt worden. Gleich ihm hält auch der Alpenkalender in seiner Ausstattung und inneren Einrichtung möglichst an den alten bewährten Grundsätzen fest. In bunter Reihe werden dem Beschauer Bilder aus allen Teilen der Alpen mit kurzen Schilderungen von Land und Leuten vorgeführt, wobei wiederum der Humor des urwüchsigen Gebirgsvolkes zu seinem vollen Rechte kommt.

In ähnlicher Form und Ausstattung gibt es schließlich noch eine ganze Anzahl von ernst und geschmackvoll ausgestatteten Spezialkalendern: die einen nehmen ihr Gepräge von dem Beruf und Stande, dem sie dienen — sogar für einen illustrierten Knaben- und illustrierten Mädchen-Abreißkalender („Der gute Kamerad" und „Das Kränzchen"; je eine Mark) hat die Verlagsanstalt Union in Stuttgart Sorge getragen —, andere von Liebhabereien, denen sie schmeicheln, noch andere von einer besonderen Landschaft, Stadt oder gar einer einzelnen Persönlichkeit, deren Wappen sie tragen. So ist auch in diesem Jahre wieder unter dem Titel „Der Heidjer" ein niedersächsisches Kalenderbuch erschienen, das durch eine kleine Porträtgalerie niedersächsischer Dichter, darunter Allmers, Wilhelm Busch, Otto Ernst, Gustav Falke, Johann Hinrich Fehrs, Detlev von Liliencron, Börries von Mü..hhausen, Wilhelm Raabe und Lulu von Strauß und Torney, einen prägnanten Schmuck erhält, während uns der Text noch immer etwas gar zu schmächtig erscheinen will, obwohl der neue Jahrgang sich eines heiteren Prosabeitrages von Wilhelm Busch („Meiers Hinnerk") und mehrerer kleiner Selbstbiographien sonst wortkarger Dichtersleute (auch Raabes!) erfreuen darf (Hannover, Verlag von Dr. Max Jänicke; 1 M.). Wie hier Porträts, so begleiten in dem Rheinisch-westfälischen Kalender für 1907 (Köln a. Rh., Lengefeld; 1 M.) farbige Landschaftsbilder aus den Weser- und Rheingegenden den Reigen der Monate. — Mehr der Form des Jahrbuches nähert sich der Leipziger Kalender (Leipzig, Georg Merseburger; 2 M.), der sich, seinem Namen entsprechend, wesentlich mit dem Klein Paris von einst und jetzt beschäftigt, so wenn er über die Franzosenzeit in Sachsen und Leipzig, über Gottsched und über Leipziger Lutherreliquien plaudert, der aber auch allgemein Interessierendes in reicher Fülle bringt, unter anderem eine humoristische Erzählung von Franz Adam Beyerlein, Balladen von Börries von Münchhausen und Nachbildungen von Skulpturen Seffners, Hartmanns und Zeißigs sowie Gemälde von Prof. Karl Werner, Queck und Wustmann.

Der im vorigen Jahre von uns ausführlich angezeigte Goethe-Kalender hat sich gleich bei seinem ersten Erscheinen so glücklich durchgesetzt, daß er in diesem Jahre mannigfach erweitert und verbessert, im übrigen jedoch in der alten Ausstattung zu noch billigerem Preise (1 M.) wiederkehren kann. Sein kostbarster Schmuck ist eine Dreifarbenwiedergabe eines der schönsten Jugendbildnisse von Goethe sowie eine Anzahl von Holzschnitten zu Goethischen Werken, die hier zum erstenmal hervortreten. Hervorgehoben sei die Zeichnung „Mephistopheles und der Schüler" von Julius Oldach (aus den Jahren 1827 bis 1829), die Alfred Lichtwark aus den Schätzen der Hamburger Kunsthalle beigesteuert hat. — Kaum daß dieser in seiner Art wohl erste deutsche Dichterkalender sich beim deutschen Publikum eingebürgert hat, so ist ihm auch schon ein Genosse erstanden in Gestalt des gleichfalls von der Dieterichschen Verlagsbuchhandlung in Leipzig (Theodor Weicher) herausgegebenen Fritz Reuter-Kalenders. Dieser Neuling nimmt seinen hauptsächlichen Bilderschmuck aus Zeichnungen und Faksimiles von Reuter selbst, aus einer Handschrift Adolf von Menzels sowie zahlreichen Abbildungen nach Originalaufnahmen. Mit glücklichem Griff hat Karl Theodor Gaedertz heitere und ernste Aphorismen aus Reuterschen Werken auf die zwölf Monate des Jahres verteilt und briefliche Bekenntnisse aus Reuters Schülerjahren in Friedland und Parchim, seiner Studienzeit in Rostock und Jena, seinen Haftjahren in Berlin, Magdeburg und Graudenz dazwischengestreut. Aber auch Ungedrucktes fehlt nicht. Gaedertz war auch hier wieder imstande, allerlei kleine Gelegenheitsgedichte und -geschichten aus dem Reuterschen Nachlaß an die Öffentlichkeit zu bringen.

Literarische Notizen

Dieses Heft huldigt Wilhelm Jensen, einem unserer ältesten und treuesten Mitarbeiter, in nicht weniger als drei Beiträgen. Zwei davon stammen von dem Dichter selbst: das Gedicht, in dem sich Jugend- und Altersstimmung zu einer höheren Einheit sinnig verweben, ist der lange nicht genug bekannten lyrischen Sammlung „Vom Morgen zum Abend" entnommen, die eben jetzt in zweiter, um die neuesten Gedichte Jensens vermehrter Auflage bei B. Elischer Nachf. in Leipzig erscheint; die novellistische Skizze „Pirol und Pirola", die hier zum erstenmal hervortritt, hat uns der Dichter auf unsere Einladung zugewiesen, zur Feier seines siebzigsten Geburtstages doch

Digitized by Google

Alfred Helberger: Schiffe in der Brandung von Bornholm.

Digitized by Google

auch selbst mit einer Dichtung zu den Lesern zu sprechen. Doch hat es mit diesem Beitrage seine eigene Bewandtnis. Es ist keine Novelle im landläufigen Sinne, beruht nicht auf reiner Erfindung, sondern verknüpft etwa in der Weise von Goethes berühmter Selbstbiographie Phantasie und Wirklichkeit zu einem Gebilde höherer Wahrheit. In Meinhart Erlenholz, dem jungen Helden der Erzählung, verbirgt sich ein Stück von Jensens eigenem Jugendleben, zugleich aber wird uns hier geschildert, wie sich in einem jungen Menschenkinde aus der Liebe zur Natur der Beruf zur Dichtkunst entwickelt. Der Dichter selbst hat die uns höchst willkommene Arbeit mit folgenden Zeilen begleitet: „Sehr geehrter Herr Doktor! Ihrer Aufforderung nachgekommen, stelle ich Ihnen anbei einen Beitrag zum Februarheft zu. Er enthält Wirklichkeit in Gestalt einer Märe, eine Darlegung, aus welchen Wurzeln Begabung und Trieb zur Dichtung erwachsen. Dem Alten erschien es bei dem gegebenen Anlaß am passendsten, auf sein eigenes Gewordensein zurückzublicken; so enthält die kleine Erzählung fast ausschließlich Biographisches, d. h. innerlich von ihm selbst Empfundenes und Durchlebtes. — Mit freundlichem Gruß der Ihrige Wilhelm Jensen." Diese Erläuterung wird, hoffen wir, die „Sonnwendmäre" den Lesern nur um so wertvoller machen. — Zu der literarischen Skizze von Jockisch, die sich einem so reichhaltigen Lebenswerke gegenüber, wie es das Jensensche ist, auf einige wenige ihm besonders charakteristisch erscheinende Schöpfungen des Dichters beschränken muß, möchten wir hier wenigstens noch einige bibliographische Notizen hinzufügen, um zumal denen, die den unermüdlichen Erzähler erst aus seinen neueren Dichtungen kennen gelernt haben, die Bekanntschaft auch mit seinen früheren Büchern zu erleichtern. Wir halten uns dabei zunächst an die von Jockisch aufgeführten Werke und bemerken, daß „Karin von Schweden" in 18. Auflage bei Gebr. Paetel in Berlin erschienen ist (geb. 5 M.), daß „Nirwana" in 3. Auflage (zwei Bände; geb. 12 M.), die „Pfeifer vom Dusenbach" in 6. Auflage (zuerst erschienen in den „Monatsheften", Oktober 1883 bis März 1884; geb. 6 M.), „Um meines Lebens Mittag" in 2. Auflage (geb. 3 M.) und „Holzwegtraum" gleichfalls in 2. Auflage (geb. 3 M.) bei B. Elischer Nachf. in Leipzig vorliegen, während „Aus den Tagen der deutschen Hansa" (mit den Unterabteilungen „Dietwald Wernerkin" und „Oswald Wernerkin") bei E. Avenarius in Leipzig die 3. Auflage erlebt hat (geb. 9 M.). Gleichfalls bei Elischer sind herausgekommen: „Am Ausgang des Reiches" (3. Aufl.; geb. 7 M.), „In der Fremde" (4. Aufl.; geb. 6 M.), „Runensteine" (4. Aufl.; geb. 6 M.), „Chiemgaunovellen" (3. Aufl.; geb. 5 M.), „Luv und Lee" (zuerst in den „Monatsheften" hervorgetreten, Oktober 1896 bis März 1897; 2. Aufl.; geb. 7 M.) und die „Rosen von Hildesheim" (zuerst in den „Monatsheften" erschienen, Oktober 1898 bis Februar 1899; 2. Aufl.; geb. 6 M.). Bei Carl Reißner in Dresden sind dann im wesentlichen die neueren Romane und Novellen Jensens verlegt, u. a. „Vor drei Menschenaltern" (geb. 6 M.), „Das Bild im Wasser" (geb. 7 M.), „Gäste auf Hohenaschau" (geb. 5 M.), das pompejanische Phantasiestück „Gradiva" (geb. 3 M.), die historischen Romane „Der Hohenstaufen Ausgang" (2. Aufl.; geb. 7 M.), „In majorem Dei gloriam" (geb. 7 M.), „Die fränkische Leuchte" (geb. 8 M.) und „Um die Wende des Jahrhunderts" (1789 bis 1806; geb. 8 M.). Auch die beiden erst vor kurzem in den „Monatsheften" zuerst gedruckten Romane „Vor der Elbmündung" (1905; geb. 5 M.) und „Unter der Tarnkappe" (zwei Bände; geb. 9 M.) sind bei Reißner neuerdings in Buchform erschienen. Wer Novellen Jensens zu lesen wünscht, mag zu dem Bande „Die Sehnsucht" (Reißner, 1899; geb. 3 M.) greifen. — Endlich sei noch darauf aufmerksam gemacht, daß gleichzeitig mit diesem Hefte bei Elischer in Leipzig eine ausführliche Biographie Wilhelm Jensens von Gustav Adolf Erdmann erscheint (Wilhelm Jensen. Sein Leben und Dichten. Preis M. 2.50, geb. 4 M.), und daß ebendort ein schönes Bildnis des Dichters in Lichtkupferdruck zum Preise von 1 M. zu haben ist. Es ist nach derselben lebenswahren Aufnahme wiedergegeben, die auch unserer Abbildung auf Seite 721 zugrunde gelegen hat.

Der Aufsatz von Seeliger über Peter Cornelius als Dichter möchte recht viele zu den Gedichten dieses in seiner musikalischen wie poetischen Bedeutung erst so spät erkannten Meisters hinleiten. Da wird denn die Mitteilung interessieren, daß seit kurzem eine Auswahl aus Peter Cornelius' Gedichten in der Reclamschen Universalbibliothek erschienen ist (Nr. 467) und also geb. für 60 Pf., geh. sogar schon für 20 Pf. zu haben ist. Der Münchener Literarhistoriker Prof. Dr. Emil Sulger-Gebing hat diese Auswahl so getroffen, daß allein der Liederdichter, also der Lyriker, im eigentlichen Sinne berücksichtigt ist. So blieben alle Gelegenheitsgedichte ausgeschlossen; dagegen wurde aus den beiden ersten Operndichtungen je ein schönes lyrisches Stück aufgenommen. Eine Einleitung zeichnet das Leben und die literarisch-musikalische Bedeutung des Dichterkomponisten. Dem Komponisten Cornelius allein ist die Universalbibliothek schon früher gerecht geworden durch die Herausgabe des Operntextes zum „Barbier von Bagdad", den G. R. Kruse bearbeitet hat (Nr. 4643). Als formgewandter Übersetzer war Cornelius außerdem schon länger mit der Übertragung der Sonette von Mickiewicz (Nr. 67) in der Universalbibliothek vertreten.

Digitized by Google

Zu unseren Kunstblättern

Die farbige Studie „Mädchen mit Eimer" von Professor Peter Janssen, die wir in diesem Hefte wiedergeben, wird in unseren älteren Lesern sofort die Erinnerung an ähnliche Blätter hervorrufen, die wir im Laufe der letzten Jahrgänge nach Schöpfungen desselben Künstlers veröffentlicht haben. Die erste Bekanntschaft mit Janssen machten die Leser, als Ihnen Julius Norden im Jahrgang 1904 (April- und Maiheft) von „Düsseldorfer Kunst einst und jetzt" erzählte und in den der Neuzeit gewidmeten Abschnitten dieses Aufsatzes die markantesten der heute in Düsseldorf wirkenden Künstlerpersönlichkeiten hervorhob. Da wurde denn auch der Bendemannschüler Peter Janssen (geb. 12. Dezember 1844 in Düsseldorf), der Direktor der Düsseldorfer Kunstakademie, als Realist von ausgesprochen volkstümlicher Färbung gewürdigt. Das, hieß es dort mit Recht, unterscheide ihn von der Masse der Geschichtsmaler der vorhergegangenen Jahrzehnte: nicht das Kostüm als solches und nicht das theatralische Arrangement geben den Ausschlag, sondern es wird versucht, einen oft geradezu naturalistischen Zug in die Historie hineinzutragen. Das Leben selbst soll den „Stil" bilden. Am bedeutendsten als Monumentalmaler, ist Janssen doch auch wiederholt mit meisterhaften Staffeleibildern hervorgetreten, u. a. im Jahre 1902 mit dem Gemälde „Der Weg des Lebens" und neuerdings mit dem noch einige Stufen höher stehenden „Sie alle folgen dem Stern", aus dessen unendlich reichhaltiger Studienfülle unsere farbigen Kunstblätter im April- und Maiheft 1904 sowie im Oktoberheft 1906 geschöpft waren. Was diesen Gemälden ihre Eigenart und ihre bleibende Bedeutung verleiht, das ist die seltene Vereinigung von volkstümlichem Realismus in den durchweg unserer lebendigen Gegenwart entnommenen Einzelgestalten und von philosophischem Symbolismus in dem geistigen Gehalt des Ganzen. Denn diese Werke Janssens haben geistigen Gehalt; das Artistische allein würde ihrem Schöpfer nicht genugtun. Darin bewahrt er die alte geheiligte Tradition der rheinischen Kunststätte, so sehr er sich sonst auch darüber emporzuschwingen verstanden hat. — In der Studie „Mädchen mit Eimer", erfreut neben dem starken großzügigen Strich der Zeichnung vor allem die Innigkeit und Naturfrische, mit der die charakteristische Bewegung des einseitigen Tragens festgehalten ist: diese den ganzen Körper gleichsam auflösende Bewegung läßt sich für das aufmerksamere Auge an stärkeren oder feineren Fäden bis in den Gesichtsausdruck des Mädchens verfolgen.

Von dem Berliner Landschaftsmaler Alfred Helberger haben wir in den „Monatsheften" gleichfalls schon ein farbiges Bild gezeigt („Am Golf von Salerno"; Septemberheft 1906) und bei dieser Gelegenheit auch schon die nötigen Daten aus seinem Leben und seinem künstlerischen Entwicklungsgange mitgeteilt. Das Meer mit seinem Gestade war für Helberger von je das Lieblingsfeld seiner Kunst; vor allem das nordische Meer und sein Juwel, die Insel Bornholm, hat sich der Künstler durch häufige Studienreisen bis in den letzten Winkel vertraut gemacht. Dorthin führt uns denn auch das in den Rahmen dieses Heftes eingeschaltete farbige Blatt „Schiffe in der Brandung vor Bornholm". Wir bitten, es als einen Auftakt für eine größere, durchweg mit Helbergerschen Bildern geschmückte Landschaftsstudie über Bornholm zu betrachten, die demnächst folgen soll.

Über die Gruppe „Arbeit" oder besser noch „Industrie" von dem Bildhauer Ernst Müller-Braunschweig dürfen wir uns kurz fassen. Plastische Werke müssen sich, wenn sie gut sind, mehr noch aus sich selbst erklären als Gemälde. Jeder Betrachter erkennt denn auch auf den ersten Blick, daß hier nicht nur eine Seite, sondern der Kreislauf der industriellen Arbeit festgehalten wird: von dem Ersinner der Entwürfe läßt sich der Ausführende den Plan und die Absichten des Werkes erklären, auf beide stützt sich die kaufmännische Intelligenz, die, mit weitem, festem Blick den Weltmarkt überschauend, den Erzeugnissen der beiden anderen die rechten Absatzgebiete erkundet, zugleich wieder Anregungen sammelt und durch diese Wechselarbeit des Gebens und Nehmens stetig neue Werte schafft. So prägt sich auch in diesem „Gelegenheits"-Bildwerk — die Gruppe war für den Fabrikhof eines großen Braunschweiger Unternehmens bestellt und hat dort inzwischen ihre Aufstellung gefunden — die geistige und seelische Tendenz aus, von der sich dieser Künstler bei all seinen Arbeiten leiten läßt, und die deshalb schon in dem ihm gewidmeten Aufsatz von Dr. Karl Storck (Maiheft 1903) gebührend betont worden ist. F. D.

Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaser (zurzeit in Rom). — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten.

Digitized by Google

Friedrich Kluckhohn

Nach einem Ölgemälde von Prof. Alexander von Wagner in München.

Digitized by Google

Friedrich Weſtermann,

dem Förderer und Erneuerer der „Monatshefte“, zum Gedächtnis.

Am Abend des 4. Februar dieſes Jahres, wenige Tage vor Vollendung ſeines ſiebenundſechzigſten Lebensjahres, ſtarb in Braunſchweig, der Stätte ſeiner Geburt und ſeines Wirkens, Friedrich Weſtermann, der Verleger und oberſte Leiter dieſer Zeitſchrift. Mit ihm haben die „Illuſtrierten Deutſchen Monatshefte“, die auf ſeinen Familiennamen getauft ſind und getauft bleiben ſollen, einen Schutzherrn verloren, der ihnen weit mehr war als ein bloßer, im natürlichen Erbgang vom Vater auf den Sohn zum Beſitz gelangter Inhaber eines buchhändleriſchen Unternehmens. Von dem Augenblick an, wo er, ein noch nicht Vierzigjähriger, mit dem geſamten Verlagsgeſchäfte ſeines Vaters auch deſſen Schöpfung, „Weſtermanns Monatshefte“, übernahm, bis in ſeine letzten Lebenstage hinein, wo er, ſchon vom Tode beſchattet, noch in ſeinem Krankenſtuhl mit dem jüngſten dieſer Hefte immer erneute zärtliche Grüße tauſchte, alſo faſt dreißig Jahre hindurch waren dieſe „ſeine Monatshefte“ das erklärte Lieblingskind ſeines weitverzweigten Verlages. Ihnen galt all ſein Beſtes an Wollen und Können, für ſie war ihm kein Opfer geiſtiger oder materieller Werte zu koſtbar. Wenn je einer etwas vom Vater Ererbtes „erworben“ hat, um es in Wahrheit zu „beſitzen“, ſo hat das ihr zweiter Verleger mit dieſen „Monatsheften“ getan. Denn er war nicht nur dem ſtolzen Erbe ein pietätvoller Bewahrer und Schützer, er war ihm auch ein raſtloſer und erfolggekrönter Förderer, Mehrer und Erneuerer.

Als Friedrich Weſtermann (geboren 11. Februar 1840) gegen Ende des Jahres 1879 nach dem plötzlichen Tode ſeines Vaters die „Monatshefte“ übernahm, ſtand er auf der Mittagshöhe ſeines Lebens. Er hatte ſeine techniſche und kaufmänniſche Ausbildung außer im väterlichen Geſchäftshauſe in verwandten Betrieben Weſt-, Süd- und Mitteldeutſchlands, namentlich Leipzigs, der hohen Schule unſeres Buchhandels, erhalten, war ſogar — ein damals noch kühner und ſeltener Entſchluß deutſchen Unternehmungsgeiſtes — auf vier Jahre nach Amerika gegangen und hatte aus Neuyork zweifellos mancherlei neue Anregungen und Pläne heimgebracht. Alle dieſe an fremder Stelle gewonnenen Bildungs- und Erziehungs-

mächte wurden jedoch weit überwogen durch die literariſche Tradition der heimiſchen Umgebung, eine Tradition, die mütterlicherſeits bis auf den Urgroßvater Joachim Heinrich Campe zurückging, die aus dem geiſtig und künſtleriſch ſo angeregten Viewegſchen Hauſe neue Nahrung geſchöpft und dann in den „Monatsheften“ einen friſch belebenden, bald alles andere beherrſchenden Mittelpunkt gefunden hatte.

Die Gründungs- und erſten Jugendjahre dieſer Zeitſchrift, für die der ehrfurchtgebietende Schöpfergeiſt des Vaters alle ſeine Kräfte einſetzte, fielen für den Sohn in jene empfängliche Entwicklungszeit, wo aus dem Knaben der Jüngling wird, wo die Ideale des künftigen Mannes keimen und nicht ſelten ſchon ihr für immer vorhaltendes Gepräge empfangen. Ohne Übertreibung darf man ſagen, daß der älteſte, bei aller weltmänniſch fröhlichen Lebensluſt früh für Kunſt und ſchöngeiſtige Literatur begeiſterte Sohn George Weſtermanns in der Atmoſphäre der „Monatshefte“ groß geworden iſt, und daß er an ihnen, die allmonatlich, noch feucht von der Druckerſchwärze, als heiß erſehnte und liebevoll verwöhnte Gäſte ins Haus kamen, unwillkürlich die Beſtrebungen und Früchte der Zeit meſſen lernte. Schon damals mag er ſich das Gelübde gegeben haben, an jenem Geiſte feſtzuhalten, wenn er ſelbſt einmal das Steuer in die Hand bekäme.

Ein perſönliches, ſcheinbar rein intimes Moment darf bei dieſer Achtung des Mannes vor den Idealen ſeiner Jugend nicht überſehen werden. In der zweiten Hälfte der ſechziger Jahre war Friedrich Weſtermann in dem Münchner Verlage R. Oldenbourgs tätig geweſen, und aus dieſem ſchon dem Vater befreundeten Hauſe hatte er ſich damals auch die Braut gewonnen. Und mit ihr, die ihm, früh von ſchwerem Leiden heimgeſucht, nur wenige Jahre Gefährtin ſein konnte, mehr als äußerliche Beziehungen zu Münchner Kunſt- und Literaturkreiſen, insbeſondere zu einigen Mitgliedern der früheren Maximilianiſchen Tafelrunde, aus deren Mitte „Weſtermanns Monatsheften“ ſchon zuvor wertvolle Mitarbeiter erwachſen waren. Beides, dieſe harmoniſche Münchner Stimmung und die von ihr widerhallende heimiſche Sphäre, vereinigte ſich zu einer Melodie, die ihm treu blieb, und die er feſtgehalten hat auch in Tagen, als das Konzert der Zeit zu ganz anderen Weiſen überging.

In dem geſchichtlichen Rückblick auf die erſten fünfzig Jahre der „Monatshefte“, der dem Septemberheft des vergangenen Jahres beigegeben war, ſind in gebührendem Maße die Verdienſte gewürdigt worden, die ſich die verſchiedenen literariſchen Herausgeber und Redakteure der Zeitſchrift um deren Entwicklung erworben haben — damals wehrte die Beſcheidenheit des Verlegers dem Chroniſten faſt, auch nur das Nötigſte über ſein eigenes Verdienſt zu ſagen. So mag hier nun die ausgleichende Gerechtigkeit ihres Amtes walten, nicht zur Herabſetzung der Lebenden, ſondern zur Ehre und

zum Ruhme des Heimgegangenen. Denn neben und mit ihnen allen war er mit leidenſchaftlichem Intereſſe, mit dem beſten, reinſten Willen und mit der rüſtigſten Tätigkeit an der Leitung der „Monatshefte“ beteiligt. Anfangs, zumal während Spielhagens und dann während Dr. Glaſers erneuter Leitung hielt er ſich mehr zurück, in der ebenſo vornehmen wie berechtigten Überzeugung, daß dieſe beiden Männer, die den „Monatsheften“ ſchon unter ſeinem Vater mit ſo ſchönem Erfolge gedient hatten, einſtweilen noch beſſer mit deſſen Abſichten und mit den bewährten Überlieferungen der Zeitſchrift vertraut ſeien als er ſelbſt. Dann aber, in den neunziger Jahren, als Spielhagen ſich längſt wieder ungeteilt ſeiner Romandichtung zugewandt hatte und der mittlerweile über die Schwelle der Sechzig geſchrittene Dr. Glaſer ein zunehmendes Ruhebedürfnis fühlte, wuchs der Wille und die Kraft zu eigener aktiver Teilnahme an den „Monatsheften“ ſtärker und ſtärker in ihm empor. Sein Entſchluß, als Siebenundfünfzigjähriger noch einen jungen Redakteur an ſeine Seite zu rufen, bedeutete alles andere eher denn Erlahmung ſeiner eigenen Elaſtizität, entſprang im Gegenteil einer neu erwachten Friſche und einer geſtärkten Zuverſicht, die „Monatshefte“ mit dieſem „gleichſtrebenden Gefährten“, wie er ſagte, einer zweiten Blüte entgegenführen zu können.

Wer in jenen Tagen neben ihm gewirkt hat, mußte erſtaunen über die vielen grünen Triebe, die aus dem Stamm ſeines Lebens emporſproßten. Hatte er ſich bisher im weſentlichen der Ausſtattung und dem freilich immer bedeutungsvoller gewordenen Illuſtrationsweſen der Zeitſchrift gewidmet, ſo nahm er jetzt in froher Schaffensluſt und in beſchwingter Freude über jeden Erfolg reger denn je auch an der literariſchen Leitung und Verjüngung der „Monatshefte“ teil, und manches von dem, was in den letzten zehn Jahren hier an Neuem zutage getreten iſt, verdankt Werden und Blühen ſeiner Anregung, ſeinem vertrauensvollen Verſtändnis und ſeiner hilfreichen Unterſtützung. Insbeſondere die Ergänzung der nach und nach aufgenommenen literariſch-künſtleriſchen Überſichten, der „Dramatiſchen“ und der „Muſikaliſchen Rundſchau“ wie der „Bildenden Künſte“, durch die erſt vor kurzem hinzugetretene „Naturwiſſenſchaftliche Rundſchau“ entſprang ſeiner eigenſten Initiative.

Bei dieſer Aufzählung ſeiner Verdienſte ins einzelne und kleine zu gehen, würde wenig ſeinem das Große und Weite ſuchenden Geiſt entſprechen. So muß es genügen, noch einmal zu betonen, daß alles das, was die „Monatshefte“ in dem Jahrzehnt von 1897 bis heute an literariſcher wie künſtleriſcher Verjüngung und Bereicherung erfahren haben, gar nicht möglich geweſen wäre, wenn ſein Entſchluß und ſeine jugendlich hoffnungsvolle Zuverſicht es nicht gewollt und gefördert hätten. Als er dann ſah, daß das Werk über Erwarten gedieh, daß ſein Lieblingsunter-

nehmen, das er doch nie als bloße Geſchäftsſache, ſondern immer als eine Art heiliger Verpflichtung gegen den Gründer dieſer Zeitſchrift wie gegen das deutſche Volk und die deutſche Familie betrachtet hat, in ſtetem Aufſtieg begriffen war, da ſammelte er noch einmal ſeine ganze Kraft, um dem verjüngten Kinde nun auch ein verjüngtes, dem erfriſchten Geſchmack unſerer Gegenwart entſprechendes Gewand zu ſchaffen. Kein Freund irgendwelcher Überſtürzung, hielt er mit dem Künſtler, dem er hierfür ſein Vertrauen ſchenkte, ſowie mit den literariſchen und techniſchen Beratern, die natürlich hinzugezogen werden mußten, langwierige, mühevolle Konferenzen ab, bis endlich auch dieſe dekorative Neugeſtaltung der „Monatshefte", in jedem Schmuckſtückchen, jeder Linie, jedem Buchſtaben von ihm überwacht, unters Dach gebracht war.

Es war die letzte Liebe, die er ſeinen „Monatsheften" ſchenken durfte, das letzte Verdienſt, das er ſich um ſie erwarb. Als das Jubiläumsheft, das Eröffnungsheft des zweiten Halbjahrhunderts erſchien, war das Werk vollendet. Auf ihn ſelbſt aber ſenkte ſich ſchon damals leiſe die Hand des Todes herab. Doch — nach all der Mühe und in all der Eile doppelt köſtlich genoſſen — war ihm, im Angeſicht des letzten Scheidens gleichſam, noch eine letzte große Freude vorbehalten. Er erlebte es, daß die „Monatshefte" um die Wende des alten zum neuen Jahr eine Auflage erreichten, die ſie auch auf der Höhe ihrer erſten Blüte nicht erzielt hatten, und ſo wird es, dürfen wir hoffen, eine glückliche und ſtolze Zwieſprache geweſen ſein, die er mit dem Februarheft 1907 pflog, dieſem letzten, das ihn erreichte ...

Sein Andenken wird bleiben, und mit ihm der Ton und die Haltung, die die „Monatshefte" unter ihm gewonnen haben. Wie er einſt die Tradition ſeines Vaters, ſo wird ſein in inniger Arbeitsgemeinſchaft mit ihm zum Manne gereifter Sohn, an den nun die alleinige Leitung des geſamten Hauſes übergegangen iſt, ſeine Tradition bewahren und weiter entwickeln. Und mit ihm wird die Redaktion ſich auch ferner des Vertrauens wert zu erweiſen ſuchen, das ihr der Lebende aus einer vornehmen Seele, einem makelloſen Charakter und einem liebevollen Herzen als freies Geſchenk entgegentrug, und das ihr deshalb dem Gedächtnis des Toten gegenüber eine doppelt heilige Verpflichtung auferlegt.

WESTERMANNS MONATSHEFTE

Redigiert von Dr. Friedrich Düsel

Bd. 101, II ❀ ❀ ❀ März 1907 ❀ ❀ ❀ Heft 606

Huldine

Aus dem Nachlaß des Balthasar Walther Amathäus. Von Adele Gerhard

Ich habe mich immer gefragt, ob das nun das Leben ist: dieses Erforschen des Daseins durch die Wissenschaft, da sich vor uns entschleiert, wie es einst war, wie es uns die Geologie, die Geschichte, die Archäologie zeigt, da all die Wunder der Erkenntnis, der Psychophysiologie uns die Hüllen von den Augen sinken lassen und wir das Dasein größer und weiter und anders, wie von hohen Bergen sehen und nicht begreifen können, wie es Leute unten in der Ebene aushalten.

Oder ist es das Leben, sich in der Kultur auf die höchsten Gipfel zu heben, den eigenen Körper zu einem Kunstwerk zu gestalten, auf weichen Teppichen durch stilvolle Räume zu gehen, schöne alte oder auch neue Bilder mit vielem Verständnis zu sehen, wunderbare Bücher, die Bücher der Feinsten, in schwerem Leder gebunden, zu lesen — dahinzureisen, abgetrennt von der großen Menge?

Oder ist es das Leben, für die Menschheit mit heißem Atem zu wirken, winzige Erfüllungen für unendliche Wünsche zu erreichen?

Ist es das Leben, nachts über auf Waldboden zu schlafen, ungeachtet der Abendkühle, des Morgenfrostes, die Natur zu umarmen, wüst und wild, heiß oder zag, aber restlos ihr angehörend, wandernd durch die endlosen Wälder, emporklimmend auf den letzten Grat, ohne Furcht, ohne Rückschau, ohne nachdenklich-feiges Überlegen?

Ist es das Leben, die Körper und die Seelen vieler und seltener Frauen besessen, das letzte Vibrieren gefühlt, unendliche Sensationen gekostet und aus den Wellen des Blutes neue fremde Gedankenketten, neue seltsame Empfindungsreihen in sich entstehen gefühlt zu haben?

Oder ist es das Leben, von Tat zu Tat, von raschem Griff zu schnellem Wurf fortzueilen, Spuren in die Geschichte, ob auch kleine, zu prägen?

Ist es das Leben, Reichtümer zu gewinnen, als guter Hausvater Schätze zu sichern, eine Familie zu gründen, ein Geschlecht zu zeugen, das klug, lebenssicher, stark, mit hellen Augen, den spöttisch-sicheren Augen der Tatmenschen dahinschreitet?

Immer hat mich die Sehnsucht nach dem Leben und die Frage, wie es nur zu greifen sei — zu greifen sei mit beiden Händen —, gelockt und verfolgt. Immer war es mir, als äffe dies alles mich doch nur, wie ich es auch in seinen mancherlei Gestalten versuchte. Immer stand ich fragend daneben, hob den Kopf und sagte: „Ach, es liegt doch wohl wo anders ...“

Ein einziges Mal habe ich das rasende Untier für eine knappe Zeitspanne an beiden Hörnern gepackt. Der Atem ist mir da vergangen, jeder Puls in mir hat gebebt. Es war die einzige Zeit meines Daseins, da ich nicht gefragt habe: Ist das nun eigentlich das Leben? Ich hatte nicht Zeit, nicht Nervenkraft dazu. In rastlosem, immerwachem Tempo ging mein Atem. Und das ist es auch wohl, was mich jetzt, wenn ich auf jene Lebensspanne, die nicht groß, nicht

Digitized by Google

bedeutend und gewiß nicht von reiner Schönheit war, zurückblicke, so nachdenklich macht, so daß ich mich oft frage: War dies denn vielleicht doch die einzige Zeit, da du gelebt haſt, dieſe ſeltſamen Monate mit Huldine?

Und deshalb will ich von dieſer Zeit erzählen, fragend: Iſt dies nun das Leben, dieſe Wochen, Monate oder Jahre, da man der Frage vergißt und nur den heißen Atem der blüten-, oft giftblütenſchweren Gegenwart fühlt?

* * *

In dem kleinen oberbayriſchen Bad, das aus einem einzigen ſchloßartigen Gebäude beſtand, ſaß auf der einſamen Terraſſe der erſten Etage der alte joviale Landgerichtsrat Heinecke aus Mannheim und las mit einer ruhigen, volltönenden Stimme ſeinem Freunde, dem ſchon recht gebrechlichen, weißhaarigen Geheimrat Beſenrot aus Karlsruhe, der auf dem Balkon des zweiten Stockwerks im Strandkorbe ruhte, einen Artikel über irgendeine intereſſante juriſtiſche Frage vor. Manches Mal erforderte irgendeine Wendung Rede und Gegenrede, und die Unterhaltung zwiſchen den beiden Herren, dem alten und dem noch älteren, zwiſchen Terraſſe und Balkon, zwiſchen dem erſten und dem zweiten Stockwerk, floß in einem heiteren und gemütlichen Tempo dahin. Die Stimmen der beiden alten Herren klangen zufrieden und genugſam in die warme Sommerluft, und draußen dehnten ſich die blühenden Wieſen, ſtiegen in der Ferne die blauen bayriſchen Berge auf.

Dieſe behagliche Vorleſung aus der Tiefe in die Höhe hatte etwas Beruhigendes, etwas Idylliſches. Ich aber merkte nichts von dem allem, und die munteren und klugen Worte der beiden Alten wirkten auf mich, der ich über ihnen auf der höchſten Etage am Fenſter lehnte, nur wie das Murmeln eines geſchwätzigen Bächleins, das man mit geheimem Verdruß empfindet, wenn heftige Empfindungen in einem arbeiten.

In mir ſprach das Leben. Denn wenige Schritte von mir ſtand vor dem großen Spiegel Huldine, meine junge Frau. Und wie ihr feiner Körper in dem weißen Batiſtkleid ſich vor dem klaren Glas langſam neigte und wieder emporhob, um der Toilette eine letzte Vollendung zu geben, wie ſie ſich bewegte und zurücklehnte, dehnte und beugte, während ihre hellen, ſeltſamen Augen mit gelaſſener Ruhe dem Spiel des eigenen Körpers in ihrem Abbild folgten, da wirkte ſie wie ein ſchöner, ſchlanker Fiſch, der mit ſpielender Grazie durch grünſchillernde Waſſer gleitet, ohne Haſt noch Sorgen, mit ruhiger Sicherheit ſeine Bahn dahinziehend.

Dazwiſchen flog dann und wann ein Wort, eine kurze Frage zu mir. Aber wenn ich ſprach, ſo antwortete mir gewöhnlich nur ein leiſes Kopfnicken, wie eine ablehnende Beſtätigung. Auch war es genug, ſie ſehen zu dürfen. Denn der Reiz dieſes ſchönen Geſichtes mit dem ſchmalen, hochmütigen Näschen und den merkwürdigen Augen war kaum beſchreiblich. Das leichte Kleid ließ den Hals ein wenig frei, und man ahnte, wenn man nur dieſen kleinen Fleck elfenbeinfarbener Haut ſchaute, einen Körper von ſeltſamer Schönheit. Doch lag zugleich über der zarten Geſtalt ein wehmütiger Reiz man fühlte, daß ſie bei aller Schönheit einem zerbrechlichen Geſchöpf angehöre, dem Krankheit und Schmerzen ſchon früh ihre Zeichen aufgedrückt hatten. Als junges Mädchen hatte Huldine einen ſchweren Gelenkrheumatismus überſtanden. Und eine Wiederholung dieſes Leidens in unſerer kurzen Ehezeit hatte uns nun dies kleine Bad als Sommeraufenthalt wählen laſſen, wenn auch Huldine die frühere Beweglichkeit und Anmut ihrer Glieder ſchon wiedererlangt hatte.

Sie war jetzt zu mir ans Fenſter getreten. Auf den ſich ſanft hinabſenkenden Wieſen ſah man den Weg zum Dorfe, deſſen rote Dächer über den niedrigen Häuſern in der Nachmittagsſonne wie zahlloſe Blüten und Knoſpen zwiſchen den dichten Baumgruppen, mit denen der friedliche kleine Ort durchſetzt war, glänzten. Hoch über ihnen ragte die Kirche mit dem kuppelgekrönten Turm, von deſſen Spitze ein ſtrahlendes goldenes Kreuz in die Lüfte hineinpredigte.

„Der Hirt und die Herde," ſagte ich, auf die weißgetünchte Kirche und die ſich traulich und ängſtlich anſchmiegenden Häuschen weiſend.

Huldine legte ihren Arm leicht in den meinen. „Ja, Balthaſar, es iſt hübſch, und wir wollen hinunter ins Dorf gehen. Dieſe beiden alten Räte und ihre Vorleſung über Zwangsenteignung haben mich ſchon ſeit einer halben Stunde nervös gemacht."

So ſchritten wir durch die blühenden, leis ſich neigenden Wieſen zu dem Dorfe hinab.

Digitized by Google

Peter Janssen: Mädchen mit Eimer. Studienblatt.

Die Luft war erfüllt von dem Duft der Feldblumen ringsum, von fernher sandte der Staffelsee, dessen schimmernde Bruchstücke man in der Weite sah, seine Grüße. Ein frischer Hauch wehte durch Tal und Höhen.

Huldine wanderte langsam den schmalen Pfad entlang, die elegante Gestalt ein Stück fremdartiger und merkwürdiger Kultur inmitten dieser einfachen Natur um uns.

Mit dem Entzücken eines Menschen, der einen neuen Besitz in seiner Hand hält, dessen verborgenen Wert er ahnt, aber noch nicht ergründet hat, betrachtete ich sie, die nun seit Monaten meine Frau war.

„Weißt du, Huldine," sagte ich, ihre Hand leise und zärtlich fassend, „ich hatte mir die Ehe doch einst sehr anders gedacht."

„Das glaube ich, Balthasar. Du bist nicht umsonst Professor der Philosophie." Ihre Stimme hatte einen spöttischen Klang, der mich reizte.

„Wäre es nicht gut, wenn du mich wenigstens erzählen ließest, Huldine, worin mein Irrtum, wenn ich es so nennen soll, bestand?"

„Bitte!"

„Also ich glaubte, wenn man seine geliebte junge Frau viele Monate besäße und so viel Innerliches mit ihr ausgetauscht habe, wie wir beide es miteinander taten, so kenne man sich."

„Als ob es so etwas gäbe!"

„Du aber bist mir noch immer ein fremder Erdteil."

„Ja."

„Was weiß ich eigentlich von dir, als daß du eine schöne, sanfte Mutter früh verloren hast, einem schwachen Vater und einer mondänen Stiefmutter dich innerlich stets zu entziehen gewußt hast — daß du geliebt und vergessen hast — daß du, meine Arme, Liebe, schreckliche Körperschmerzen schon früh gelitten hast ..."

Sie stand ungeduldig still. „Also was willst du wissen, Balthasar?"

„Alles!" Meine Hand, die vorher ihr Gelenk nur sanft berührt hatte, schloß sich jetzt fest darum zusammen. „Alles, Huldine!"

Sie sah mich einen Moment überrascht an. „Aber du weißt ja alles," sagte sie dann ruhig, „alles, was sich überhaupt sagen läßt. Noch ehe ich dein war, erzählte ich dir, daß ich die Liebe kenne. Nicht wie ein junges, sentimentales Mädchen sie kennt, sondern wie ein reifes Weib. Daß aber dies alles längst in mir überwunden, vergessen sei." Ein heißer Unwille zuckte durch ihre Stimme. „Du hast mich gewollt, begehrt, trotzdem du gut wußtest, daß du nicht der erste Mann in meinem Leben warst. Nun aber —"

„Huldine," sagte ich schnell und weich, „das ist es doch nicht, was mich fragen läßt. Es sind nicht Tatsachen, nach denen ich verlange, dein Wesen, deine Art, sie ist mir noch heute —"

„Balthasar, wie oft haben wir diese Unterhaltung nicht schon geführt! Kann ich es ändern? Und wirst du endlich einsehen, daß Worte das Unnützeste sind, was der Mensch je erschuf? Ergründe mich — ergründe mich nicht. Ob ich anders bin als du? Ich glaube. Ich weiß nicht. Ich weiß nur, daß die Dinge kommen und gehen, gehen und kommen ohne unser Zutun. Und daß es töricht und armselig ist, dies zu beklagen und sich als Herr fühlen zu wollen."

Ihre Stimme hatte einen eigentümlich kühlen Klang, in dem doch wie ganz aus der Weite eine dunkle Schwermut zitterte.

Wir waren jetzt in die schmale Dorfstraße gelangt, und unser Gespräch erlosch wie unter dem Einfluß einer geheimen Macht. Was sollte auch Wort und Gegenwort, während wir da an dem kleinen Lehrerhaus vorbeischritten, wo an diesem schönen Sommernachmittag im Gärtchen in der geißblattumrankten Laube die Lehrersfrau mit dem blonden Töchterchen saß und nähte und stickte; was sollten sie, während wir weiterschritten an der von wilden weißen Rosen umsponnenen Dorfbäckerei mit den grünen Läden vorüber, durch die schattige Kastanienallee, die an dem kleinen Kirchhof entlang führte. Über die niedrige Mauer sahen wir die schwarzen und weißen und vergoldeten Grabkreuze blinken, die die Kirche ruhe- und andachtsvoll umstanden.

„Hier muß sich gut ruhen in all der Stille und all dem Frieden," sagte ich leise und wies auf den kleinen Kirchhof hin.

Huldine antwortete nicht. Etwas Verträumtes und Abwesendes war in ihre hellen Augen, in das schmale Gesicht gekommen. War es nur die ruhevolle Kraft des Sommers, die sie so still machte — des Sommers, der aus jedem Winkel lugte, der über den dichten grünen Gärten ringsum, den

Digitized by Google

niederen Obstbäumen lag, über den Dorfkindern, die da mit nackten Beinchen und Füßen in dem kleinen Bache spielten? Hinter der Kirche floß sein Wasser in einen breiten, von bemooften Steinen umgebenen Brunnen. Gewöhnlich herrschte dort muntere Geschäftigkeit: die Weiber erschienen, um ihre Eimer zu füllen und zu schwatzen, die Kinder ließen Holz und Papierkähne schwimmen, die Ochsen und Kühe wurden in der Abendstunde hier entlang geführt, um an dieser Tränke ihren Durst zu stillen. In diesem Augenblick aber war es still ringsum, und nur die Madonna, die am oberen Ende des Brunnens angebracht war und mit ihren goldenen, feierlich sich breitenden Strahlenhänden, ihrem blau und grünen Gewande und dem Sternenkrönlein über dem weißen steifen Gesicht von einem ungelenk-andächtigen Wollen geschaffen schien, blickte streng auf Huldine, wie diese sich auf den steinernen Rand des Brunnens setzte und durch das Wasser auf das wohl Jahrzehnte alte Moos starrte, das sich auf dem Grunde angesetzt hatte.

Allerlei Geschmeiß und Getier jubelte über der durchsichtig klaren Flut, und das Flimmern und Flirren dieser beflügelten Geschöpfe in der hellen, nicht zu heißen Sommerluft erschien wie eine Einheit mit der Frau, die da schlank und still auf dem steinernen Brunnenrande saß.

Sie sprach nicht, und auch ich hing meinen eigenen Betrachtungen nach, schaute nur dann und wann zu der Madonna mit dem Sternenkrönlein empor und mußte über meine eigenen Phantastereien lächeln, daß mir war, als blicke das kalte weiße Gesicht der Heiligen schier mißbilligend auf all das Geschmeiß und Geschwebe, all das tolle Haschen und Sichjagen da unten ...

Wir saßen lange schweigend dort, und die Szene voll Ruhe und doch voll innerer Bewegtheit wurde erst durch das Nahen der Ochsen und Kühe und Pferde gestört, die nun in der Abendstunde die lange Dorfstraße hinunterzogen und vor der Tränke Halt machten.

Huldine schien zuerst nicht gewillt, ihren Platz an dem Brunnenrande zu verlassen. Erst als die Masse der langsam und schwer dahintrottenden und vor uns verweilenden Tiere immer mehr anwuchs und ein behäbiger Ochse sonder Acht ihre feine Schulter berührte, bog sie sich belästigt zurück.

„Seine Majestät das Rindvieh!“ sagte sie spöttisch und glitt von ihrem Sitz hinab.

Ein Machthaber und der andere, dachte ich belustigt über die Ungnade in ihrem Ton.

Sie war von dem Brunnen zurückgetreten. „Weißt du, Balthasar, hier wird's jetzt ungemütlich. Du freilich siehst schier verliebt auf diese massigen Ochsen und rasselosen Pferde. Laß dich nicht stören. Ich gehe schon hinauf zum Sanatorium. Ich muß mir für morgen nun endlich ein Moorbad bestellen.“

Sie reichte mir die Hand, und ich ließ sie gehen. Ich wußte — denn sie hatte es mir oft gesagt —, daß sie es liebte, dann und wann allein zu wandern und über das Wohin und Warum nicht erst Rede stehen zu müssen. „Wir wollen uns unser Zusammensein nicht zu einer Gefangenschaft verstümmeln, Balthasar! Wenn wir uns sehen, so soll es immer eine Freude sein. Nie eine Pflicht, ein Zwang. Überhaupt Pflicht! Pfui, Pflicht!“

„Geh, du kleiner Immoralist,“ hatte ich sie damals verwiesen, aber sie hatte nur ruhig gelächelt.

„Das schreckt mich nicht, Balthasar. Ja, ich weiß schon, was du sagen willst. Und du magst auch recht haben. Für die anderen. Nur für mich nicht. Ihr alle habt Zeit, zu warten. Ich aber reise mit dem nächsten Schnellzuge wieder ab. Und ich muß das Leben haben und kann mich durch nichts stören lassen.“

Die leicht hingeworfene Bemerkung, die doch eine tiefe Sorge in mir geweckt hatte, weil sich in Huldines unsentimentaler Art ein geheimes, tiefes Ahnen, daß ihr nur eine kurze Lebensspanne vergönnt sei, aussprach, kam mir jetzt wieder durch ihre letzten Worte in den Sinn. Gewiß, sie mußte morgen mit den Moorbädern beginnen! Wenn sie selbst schon in den allerersten Tagen davon sprach, so hatte sicher ein schmerzhaftes Zucken in den Gelenken sie an die Verordnung des Arztes erinnert. Die heitere, beschauliche Stimmung, in der ich träumend am Brunnen gestanden und einmal zu dem unerbittlichen Gesicht der Madonna und ein anderes Mal zu dem tanzenden Leben am Wasser geblickt hatte, war von mir gewichen.

Ich wandte mich von dem Platz mit dem langsam heimziehenden Rindvieh und schritt an dem kleinen Bach entlang, der, von rotem

Digitized by Google

und weißem Bienensaug und gelben Ranunkeln überwuchert, murmelnd dahinfloß, die gerade sacht sich neigende Dorfstraße entlang. Mitten in ihr stand ein mächtiger Lindenbaum, der von mehreren dicht aneinandergedrängten Bäumen, die in Manneshöhe zu einem starken Stamm verwachsen waren, gebildet ward. Der Baum war so hoch, daß man ihn auf der Höhe vom Bad aus das ganze Dorf überragen sah, und so breit, daß man die an seiner Rückseite angebrachte Bank oder Personen, die auf ihr saßen, von oben hinabsteigend, gar nicht gewahrte und fast verblüfft beim Vorüberschreiten dann einen anmutig versteckten Ruheplatz bemerkte.

Auf diese Bank setzte ich mich nun, durch die breite Baumwand abgeschlossen von dem in der Ferne hinter mir sich abspielenden Leben, und starrte trübe in die abendliche Ruhe. Es regte sich kaum etwas ringsum, und nur von weither hörte man dann und wann aus der Schenkstube vom Oberwirt das Aufjohlen eines trunkenen Fuhrknechtes. Eine Frau in rotem Rock und grauer Bluse, das weiße Kopftuch über der heißen Stirn, schritt mit langsamen und festen Schritten, die große Sichel über der Schulter, an mir vorüber. Ich achtete ihrer nicht. Meine Gedanken waren sorgenvoll bei Huldine. Würden die Moorbäder ihr volle Genesung bringen? Und würde wiederum dieses feine Gewebe ihrer jähen Wirkung standhalten? Der Arzt hatte nachdrücklich zu großer Vorsicht gemahnt. Eine Schwächung des Herzens, das seit der früheren Krankheit Huldines sich nie ganz erholt hatte, müsse in jedem Falle vermieden werden ...

Ich ließ es mir nicht nehmen, Huldine selbst am nächsten Morgen bei ihrem ersten Bad zur Seite zu stehen. Mißtrauisch blickte ich auf das dunkle Moor, in das der holde Körper meines jungen Weibes hineintauchen sollte.

Huldine aber lachte über meine Abneigung und Scheu und glitt beherzt in den zähen schwarzen Schlamm. Immer tiefer versank sie, nur die weißen Schultern leuchteten noch blendend über der schlammigen Decke. Endlich senkten sich auch diese hinab, verschwanden — es war, als ob eine eigenstarke, geheimnisvolle Macht aus dem Moor winkte, als ob die schwere, dunkle feuchte Masse den leuchtenden Leib in sich zöge, aufsöge.

Während ich zuerst angstvoll ihre Bewegungen beobachtet hatte und nur die gelassene Sicherheit ihrer Gesichtszüge mich beruhigte, gewann nach und nach ein ästhetisches Entzücken in mir die Oberhand.

„Du weißt nicht, wie schön du warst, als du in dem schwarzen Moor versankst!“ rief ich entzückt. „Jetzt weiß ich es, daß du wahrhaftig eine Prinzessin von Geblüt bist. — Schlammkönigs Tochter!“ fuhr ich lächelnd, des Andersenschen Märchens gedenkend, fort, „dein Schwanenkleid liegt am Ufer. Versinke mir nur nicht ganz in dem Moor, du Holdselige.“

Meine eigenen Worte stimmten mich plötzlich wehmütig. Sie aber fühlte es nicht, wehrte nur kühl meine Bewunderung ab, indem sie gelassen sagte: „Du bist ein Dichter, Balthasar, und ein Philosoph dazu. Da sieht man schon die Dinge ein wenig anders und schimmernder. Ich habe kein Schwanenkleid und kann keins verlieren. Aber ich fühle mich sehr wohl in dem dicken Schlamm, den du so sehr verachtest. Und nun kannst du mich beruhigt verlassen.“

Als ich sie dann später auf ihrem Zimmer aufsuchte und sie auf dem Ruhebett weiß und abgemattet liegen sah, streckte sie mir die Hand entgegen und sagte mit einer rührenden Bewegung in dem zarten Gesicht: „Du bist gut, Balthasar, ich weiß es. Und ich danke dir für deine Hilfe und Sorglichkeit. Glaube mir, ich habe dich sehr lieb. Nur da unten in dem Moorbad — sieh, ich will doch wieder gesund werden und das Leben kosten. Was soll mir da die Schwanenjungfrau?“

So lebten wir in der nun folgenden Zeit äußerlich still und gleichförmig, einen Tag wie den anderen, in diesem einsamen Badeorte mit dem Blick auf das kleine, zwischen leis ansteigenden Matten eingesenkte Dorf. Der frische Hauch vom See her, die Höhenluft hinderten, daß wir unter Hitze litten, obwohl kein Waldesdunkel in der Nähe war, und die sanfte Lieblichkeit der Landschaft, das breite Tal mit den blauen Bergen in der Ferne, die weiten blühenden, sanft zum Dorf sich hinabneigenden Wiesen, die man von unserem Fenster aus gleich beim Erwachen überschaute, ließen alle Kämpfe des Lebens wie in weiter Ferne erscheinen.

Und doch war in mir auch in diesen Wochen eine heimliche Unruhe, denn im Grunde grübelte und rätselte ich unausgesetzt an der Natur meiner Frau. Es war

Digitized by Google

mir wohl eine Freude, in ſtillen Stunden mit ihr auf irgendeiner einſamen Bank zu ſitzen und ihr aus einem meiner Lieblingsbücher vorzuleſen. Auch überraſchte mich ſtets aufs neue ihr tagheller Verſtand und mehr noch die Reife und Sicherheit ihres Urteils bei ihrer Jugend. Aber es war in dieſer Sicherheit, die mit kühler Unbedenklichkeit alle moraliſchen Wertungen beiſeite ſchob, zugleich ein Etwas, das mich erſchreckte und zurückſtieß. Huldine ſchritt bei ihren Urteilen durch die zarten Gewebe, welche die feinſten und innigſten Gemütsregungen des Menſchen gewirkt haben, mit einer gelaſſenen Ruhe und achtete nicht, daß die zerriſſenen Fäden dieſes Gewebes wirr und zerſtört umherhingen und ihre Haut berührten. Es war immer, als wolle ſie ſagen, wie ſie es mir ſo oft geſagt hatte: daß ſie weder Zeit habe noch Luſt, ſich um dies alles zu kümmern. Im übrigen war ſie liebevoll und gut mit mir, und der ſtille Kampf zwiſchen uns ward leiſe, mit unſichtbaren Waffen geführt, bis ein zufälliger Anlaß uns doch in einen erſten jähen Wortwechſel brachte.

Bei der Gleichförmigkeit des Lebens in unſerem einſamen Kurort ward die Nachricht, am nächſten Sonntag werde auf der nahen Alm Schuhplattler getanzt, als ein Ereignis von den Badegäſten betrachtet. Jung und alt wallfahrte in Nachmittagshitze über die ſonnenbeſchienenen Matten zur Alm. Auch Huldine, die ſonſt gegenüber den Hotelgäſten und deren Zerſtreuungen ein hochmütiges Zurückhalten beobachtete, zeigte Luſt, dem Schuhplattler zuzuſchauen.

„Ich habe ihn bisher nur von Geſellſchaftslöwen und -löwinnen tanzen ſehen. Ob die oberbayriſchen Bauern es beſſer verſtehen?“

Nachdem wir ſpäter als die anderen unſere Wanderung zur Alm angetreten hatten, fanden wir bei unſerer Ankunft dort, daß der überlaut angekündigte Schuhplattler nur von wenigen jungen Burſchen in Tiroler Tracht ausgeführt ward. Die Mädel waren in ihrer gewöhnlichen Kleidung. Das ſchwere Flechtwerk am Hinterkopf, die Haare hart aus der Stirn gekämmt, drehten ſie ſich kühl und ſteif, ſo daß die beim Schuhplattler vorgeſchriebene Haltung dem Liebeswerben der Burſchen gegenüber hölzern und anmutlos erſchien. Auch war der Tanzboden eine niedrige, kleine Stube in guter Manneshöhe — wenig anmutend, und nur ein einziger der Burſchen, ein rothaariger ſtarker Menſch mit reichlichen Sommerſproſſen in dem breiten Geſicht, brachte durch die gelenke Lebendigkeit ſeiner muskulöſen Glieder Bewegung in das ziemlich einförmige Gehabe und Gebaren der anderen.

Trotzdem dieſer Schuhplattler nun nur ein recht abgeblaßtes Bild vom Charakter des Tanzes gab, drängten ſich die Kurgäſte an der Schwelle des niedrigen, ſtickigen Raumes, um zuzuſchauen. Die Burſchen klatſchten, juchzten und ſprangen, die Mädchen drehten ſich ſteif und hölzern — es wurde getanzt und wieder getanzt, weniger aus Luſt und beſonderer Neigung, als weil dieſer Sonntag doch nun einmal dem Schuhplattler galt.

Huldine hatte zu Beginn läſſig neben mir gelehnt und mir nur dann und wann leiſe eine Bemerkung über die Grazie dieſer Dorfſchönen zugeflüſtert. Nach und nach aber ſchien der Rhythmus der Muſik, vielleicht auch ein gewiſſes Fluidum dieſer gedankenlos, triebhaft dahingleitenden Menſchen zu ihr zu dringen.

Es war eben eine Pauſe beendet, und der Tanz ſollte wieder beginnen, als ich ſie zu meiner Überraſchung plötzlich mitten in die niedrige, dumpfe Stube treten ſah.

„Schuhplattler!“ rief ſie mit ihrer hellen, kühlen Stimme, „Schuhplattler — fünfundzwanzig Pfennige hier! Muſike! Ich will tanzen!“

Einen Augenblick entſtand Stille, die Stille einer jähen Überraſchung, wie ſie da in ihrer ſtolzen, ſeltſamen Schönheit inmitten der johlenden Burſchen ſtand. Dann kam es über den Rothaarigen, indes die anderen noch faſſungslos gafften, wie eine jähe Verzückung.

„Und Ihr wollt's wirklich und wahrhaftig? Wirklich und wahrhaftig? Aber das iſt ja wuander-wuanderſchön!“

„Muſike! Muſike!“ wandte er ſich befehlend in die Ecke der Stube, wo Huldines Geld auf dem Holztiſch klirrte, „Muſike!“

Und dann, ſie umfaſſend, zuerſt ſie vorſichtig an beiden Händen wiegend wie eine zerbrechliche Koſtbarkeit, dann beherzter und wilder ging es los. Und auch ſie tanzte. Tanzte mit ihren ſicheren, langſamen, gleitenden Bewegungen. Drehte ſich, beugte ſich. Schwebte, lockte. Ja, ſie hatte den Geiſt dieſes Tanzes anders erfaßt als die Bauernmädel vor uns, die ſich da gleichgültig, hölzern gedreht hatten. In ihrem weißen Geſicht

Digitized by Google

zuckte keine Muskel. Die schlanke Gestalt in dem schwarzen Voilekleid mit dem zierlichen Halsausschnitt bewahrte ihre vornehme, kühle Reserve. Und doch lag in dem ungerührten Blick, der den werbenden, tanzenden, johlenden Burschen nicht einen Augenblick losließ, ein geheimes Locken. Ein geheimes Locken in diesen sicheren, langsamen gleitenden Bewegungen ...

Obwohl mir der Zorn über ihre unerwartete Handlung zu Kopf gestiegen war, mußte ich zugeben, daß es nichts Schöneres geben konnte als diese Frau, wie sie tanzend, schwebend in der niedrigen Stube dahinglitt. Ich sah die begeisterten und neidischen Blicke der Badegäste. Aber nur wie aus der Ferne. Denn immer mehr überraschte mich das glühende, ungezügelte Entflammen des Burschen. Er hatte zuerst nur wie verzückt auf die tanzende Frau gestarrt. Nach und nach aber wandelte sich diese Verzückung in eine immer wilder anschwellende, bebende Bewegung. Die Hände klatschten, die Füße trampelten, sprangen, tobten — die Glieder erschienen wie gelöst — der ganze Körper in einem jähen, nicht mehr zu dämmenden Aufruhr. Und die aus der Höhle hervorquellenden Augen hefteten sich stier und saugend auf den weißen Fleck Hals, den Huldines Kleid freiließ ...

Ich suchte Huldines Augen. Das vielleicht nur von mir empfundene Locken war aus ihnen gewichen, aber auch nach dem Ausdruck der Abneigung und des Ekels suchte ich vergeblich. Es war ganz sicher, daß das glühende, ungezügelte Aufflammen des Burschen, daß sie seine dunst- und schnapsatmende Freude an ihr interessierte. Als gälte es ein wissenschaftliches Studium, so aufmerksam ruhig beobachtete sie den Ausbruch der Tierheit.

Einen Augenblick schwankte ich noch. Dann trat ich näher und legte meine Finger fest um ihr Handgelenk. „Du übermüdest dich, Huldine," sagte ich leise, aber bestimmt. Der Ausdruck meines Gesichtes mochte weit deutlicher als meine Worte sprechen.

Sie hielt sofort im Tanzen inne. „Wie du meinst, Balthasar."

Sie lachte. Ihr leises, klingendes, jetzt ein wenig ärgerliches Lachen. Und mit einem kurzen hochmütigen Nicken zu dem Burschen ging sie schnell an meiner Seite ins Freie.

„Pfui, war die Luft in der Stube stickig!" Sie setzte sich an einen der abseits stehenden Holztische und ließ sich eine Limonade bestellen.

„Ich glaubte in der Tat, du würdest sie schneller verlassen," erwiderte ich mit unverhohlener Schärfe im Ton.

Mein Vorwurf schien ganz an ihr abzugleiten. „Meinst du! Es war doch interessant da drinnen."

„Wie man's sieht! Ich hätte nicht geglaubt, Huldine, daß diese tierische Freude eines Bauernburschen an dir dich so interessieren würde."

„Doch, Balthasar, doch!" Ich sah, wie noch in der Erinnerung ihre feinen Nasenflügel in Befriedigung zitterten. „Es interessiert mich. Gewiß. Das gibt es auch im Leben. Das auch. Und es ist ebenso wahrhaftig und vorhanden wie alles andere."

Die Ungeduld überkam mich. „Ja, gewiß ist es vorhanden. Nur habe ich mir nicht gewünscht, daß meine Frau so jeder gesunden Abneigung bar gegen solche Wüstheit wäre."

Sie antwortete nicht und stützte den Kopf in die Hand. Ein seltsamer, sinnender Ausdruck kam in ihre Augen.

Und jäh ging mir's durch den Sinn: was für einen Wechselbalg hatte ich mir da ins Haus genommen, der an einem Tage die tiefsten Dinge mit mir besprach und am anderen die rohe Verzückung eines Bauernburschen zufrieden in sich eintrank.

Huldine schien schon wieder bei anderen Gedanken. Sie betrachtete ein kleines Kätzchen, das neben uns über den schmalen Bretterzaun schritt und zierlich die Pfoten reckte. Sie streckte ihre Hand nach ihm, und es folgte gutwillig dem gewandten Griff. Ich wußte, daß sie eine eigentümliche Fähigkeit, mit Tieren umzugehen, besaß, wie denn auch kleine und noch ganz unerwachte Kinder eine besondere Vorliebe und Freundschaft für Huldine zeigten. So beobachtete ich auch jetzt wieder, wie vergnügt das Kätzchen sich von ihr betten ließ Ja, wie es sich da befriedigt auf ihrem Schoß dehnte, schien mir eine geheime Verwandtschaft zwischen ihr und diesem Tierchen, das da im Sonnenlicht spielerisch seine Glieder gereckt und geprüft hatte.

Die Verstimmung, die Huldine in mir erregt hatte, war aber so stark, daß alles doch nur wie im Traum an mir vorüberging. Und als wir nach einer Weile den Heimweg antraten, wurden nur die notwen-

Digitized by Google

digſten Worte zwiſchen uns gewechſelt. Ein Gefühl der Fremdheit, doch in einem anderen Sinne, als ich es bisher ihr gegenüber gehabt hatte, war in mir erwacht. Und als ich mich abends zur Ruhe legte, ſah ich im Halbſchlaf immer den johlenden, klatſchenden, trampelnden, verlangenden Burſchen vor mir und die ſchöne tanzende Frau, die meine Frau war ...

Wir ſchliefen während Huldines Kur in getrennten, nur durch eine Tür verbundenen Zimmern, damit ſie am Morgen lange ruhen konnte und nicht durch mich geſtört wurde, und hatten uns an dieſem Abend mit einem kühlen Händedruck voneinander getrennt. Am folgenden Tage ſprachen wir freundlich, aber ohne Wärme miteinander. Ich empfand, daß ſie meinen Groll wohl fühlte, aber keinen Verſuch machte, mich umzuſtimmen, da ſie ſich in ihrer Weiſe keiner Schuld noch Häßlichkeit bewußt war und ihr Empfinden als ein dem meinen fremdes, aber gleichberechtigtes betrachten mochte.

Nach dem frühen Mittagseſſen ruhte ſie, und nachmittags begab ſie ſich auf einen Spaziergang nach dem Dorf, ohne zu fragen, ob ich mit ihr gehen wolle. Auch war ihre Art nicht anreizend, ihr meine Begleitung anzubieten. Als aber eine Stunde vergangen und ſie nicht zurückgekehrt war, begann ſich in mir eine heimliche Unruhe zu regen. Zugleich ein mir nicht recht klar eingeſtandener Vorwurf. Was hatte ſie denn im Grunde ſo Schlimmes begangen, daß ich zürnend Abend und Nacht und Tag über meinem Groll habe dahingehen laſſen? Ich ſehnte mich um ſo mehr nach ihr, je länger ich vergebens auf ſie wartete, und in einer unruhigen und weichen Stimmung machte ich mich in der Abendſtunde auf den Weg, um ſie zu ſuchen.

Die Sonne lag noch in ſanfter Schönheit über Höhen und Bergen, über den leuchtenden Wieſen, als ich hinabſtieg. Ganz in der Tiefe, etwa eine Viertelſtunde vom Dorf entfernt, war dicht am Bahnſteig, aber verſteckt in grünen Hügeln, ein kleiner Weiher eingeſenkt. Wie von einer Ahnung gezogen, lenkte ich meine Schritte zu dieſem See. Sein Waſſer, das ſtarken Mooreiſengehalt haben ſollte, war von dunkler und merkwürdiger Farbe und erſchien noch finſterer, weil es zu drei Vierteln von den Blättern der Sumpfgewächſe, die aus dem Schlammboden aufſtiegen, bedeckt war. Blickte man oberflächlich hin, ſo ſchien es, als ſei das dichte Blattwerk, unter dem das ſchwarze Waſſer ſcheinbar ſtauend und reglos dalag, nur hingeweht. Bei aufmerkſamerem Zuſchauen aber erkannte man, daß es aus der Tiefe emporſtieg und in ihr Wurzel geſchlagen hatte. So war auch der See nur ſcheinbar ein ſtehendes Gewäſſer; er ward geſpeiſt von einem von hohem Gras überdeckten Bach, dem der Weiher dann an einer weiteren Biegung ſein Waſſer wieder zuführte. Das gleichmäßige, bewegte Murmeln des Bächleins vernahm das Ohr, während das Auge doch in dem dunklen, harrenden See eine regloſe und unheimliche Waſſerflut zu ſchauen vermeinte. Zwei alte morſche Bretterbuden, die wohl als Badekabinen dienen ſollten, erhöhten noch den Eindruck des wenig Traulichen und bis zur Verwahrloſung Vereinſamten, während nicht fern vom Ufer einige Birken mit ihren weißen Stämmen und hell in der Sonne zitternden Blättern von dem ſommerlichen, heiteren Leben in der Weite erzählten.

In dieſem unheimlichen See ſah ich nun, als ich näher trat, Huldine ſtehen oder vielmehr ſich verbergen. Bald verſchwand ſie bis zu dem feinen Kinn in dem ſchwarzſchillernden Waſſer, bald ruhte ſie auf der ſeltſamen Fläche und ſtrebte mit langſamen Stößen, die kaum merkbare Wellen erzeugten, zu den Kabinen. Den geſchmeidigen Körper umſchloß ein tief violettes Badekleid, aus dem der Hals und die ſchöngeformten Arme hervorſchauten. Stand ſie einen Moment ſtill, was indeſſen nicht oft geſchah, ſo hob ſie die Hände über dem dunklen Haar empor und blickte verträumt in die ſeltſame Umgebung. Meiſt aber kämpfte ſie mit geſchickten Schwimmbewegungen gegen die andrangenden Waſſerpflanzen, die ſich um ihre Handgelenke ſchlingen wollten. Oder ich ſah ſie mit einer leiſen Anſtrengung ſich des Einſinkens in den feuchten Schlammgrund des Sees erwehren, ſah ſie ſich emporheben, wobei dann die birnenförmigen Brüſte unter dem feuchten Gewande ſich zeigten.

Wie ich hinter dem dichten Geſträuch näher trat, hatte ich Muße, ſie zu beobachten, und nie war mir das Nixenhafte in ihrer Art, ihrem Blick und ihren Bewegungen ſo aufgefallen wie jetzt. Zugleich aber überkam mich eine heftige Angſt. Wie konnte ſie, ob

Digitized by Google

auch der Sommer ringsum brütete, in diesen See hineinsteigen und ihren zarten Körper einer neuen Erkältung aussetzen?

„Huldine!“ rief ich, kaum daß ich in Hörweite gekommen war, bittend, „Huldine, wie kannst du nur! Ich bitte dich, steig sofort hinaus.“

Sie hatte mich erst bei meinem Anruf bemerkt, und der Ton meiner Stimme mußte wohl sehr angstvoll sein, denn sie winkte mir beruhigend mit der Hand und schwamm sogleich mit schnellen Stößen den Bretterbuden zu.

„Mach dir keine Sorge, Balthasar! Es ist wirklich warm! Und du weißt ja, wie ich alles Moorwasser liebe. Ich bin in einigen Minuten wieder bei dir.“

Damit glitt sie durch das kleine Loch in die morsche Holzhütte und stand auch wirklich nach kurzer Zeit ohne jedes Anzeichen eines Kältegefühls neben mir. Gleichwohl schauderte ich bei dem Gedanken, daß das kalte Bad ihr geschadet haben könnte. Und diese Sorge, verbunden mit dem Reiz, den ihre merkwürdige, in dem Weiher sich wieder neu offenbarende Schönheit auf mich ausübte, wirkte so stark in mir, daß ich in einer jähen Aufwallung die Arme um sie schlang und sie leidenschaftlich an mich zog. Sie erwiderte meine Liebkosung mit jener reizvollen Zärtlichkeit, die sie zuweilen zeigte, wenn meine Liebe und Sorglichkeit sie besonders rührte, und deren verhaltene und scheue Wärme mehr Zauber für mich hatte, als es die überquellende Innigkeit anderer Frauen je hätte üben können.

Hand in Hand schritten wir durch die blühenden Wiesen heimwärts, und nur als ich sie einmal im Gespräch neckend Klein-Helga nannte, schien der alte Streit berührt.

„Was willst du damit? Es ist noch immer das alte Märchen von Schlammkönigs Tochter, nicht wahr?“

„Ja.“

„Ich erinnere mich, Klein-Helga ist die verzauberte Prinzessin, die nachts der häßliche Frosch mit dem innigen Gemüt und am Tage das schöne, junge Weib ist, das kratzt und beißt?“

„Ja.“

„Ja, ich weiß. Und der junge Priester betet, daß der böse Zauber von ihr weiche. Aber du sollst nicht für mich beten, Balthasar. Nein. Ich will unerlöst bleiben.“

Sie sah bezaubernd aus in ihrem Trotz. Wir dachten beide an den gestrigen Tag, und ich küßte ihr lächelnd die Hand. „Wie du willst, Klein-Helga.“

„Hör auf, Balthasar! Meine Art ist so gut wie die deine. Und ich mag nicht immer nur die frommen Glocken läuten hören. Wer sagt dir, daß dein Ring der rechte ist? Mir klemmt er die Haut. Ich will das Leben haben. Wie oft habe ich dir's schon gebeichtet!“

Am Abend saßen wir dann vergnügt plaudernd unter den Kastanien vor dem Hause, wie dies meistens geschah, wenn wir nicht auf einem in der Nähe des Sanatoriums gelegenen weiten Plateau die wunderbaren Lichterscheinungen des Sonnenuntergangs beobachteten.

Diesmal aber sollte die friedliche Abendruhe eine jähe Unterbrechung erleiden. Plötzlich stand mitten unter den plaudernden, trinkenden, rauchenden Gästen ein kleines, fast völlig nacktes Kind, jämmerlich schluchzend im grellen Schein des elektrischen Lichtes. Keiner hatte gesehen, wie das kaum vierjährige Mädchen hierher gekommen war, das alle kannten, da es das Kind einer zur Kur hier weilenden Polin war. Die Dame kümmerte sich offenbar wenig um die Erziehung der Kinder, so daß diese oft als ungebetene Zaungäste an den Tischen anderer umherstanden. Auch jetzt hatte die Polin mit einer neuentdeckten Freundin einen Spaziergang nach dem Plateau unternommen, und so blieb uns anderen nichts übrig, als an das Kind heranzutreten. Das kleine nackte Ding bebte am ganzen Körper und schluchzte so laut, daß es fast wie ein Röcheln klang — man konnte, obwohl sich bald ein Kreis Menschen um das Kind gesammelt hatte und andere herzuströmten, mit keiner Mühe verstehen, was seine heiseren, stoßweise hervorgebrachten Laute ausdrücken sollten.

Auch Huldine war zu dem Kinde getreten, und sich zu ihm neigend, sah ich sie in mir unverständlicher Weise Frage und Antwort durch Nicken und Gebärden mit dem zitternden Geschöpf austauschen. Im selben Augenblick hatte sie es schon bei der Hand ergriffen, und halb von ihm gezogen, halb es fortziehend, stürmte sie atemlos die steile Holztreppe hinan, uns durch eine Handbewegung folgen heißend.

Doch konnten wir sie nicht so bald erreichen, sie war uns schnell aus den Augen,

Digitized by Google

da sie in rasendem Lauf die Stufen bis zum obersten Stockwerk emporgeklommen sein mußte. Und als wir bestürzt und betäubt ihr folgten, sahen wir sie oben zunächst nicht, aber von dem linken Flügel, wo die Kinder der Polin schliefen, drang uns ein abscheulicher Brandgeruch entgegen.

Auf dieser Spur stürzten wir weiter, und als wir durch die recht in die Kreuz und Quere gebauten Gänge in der Richtung zu dem Zimmer gedrungen waren, kamen uns schon die Geschwister des kleinen Mädchens, halb nackt wie dieses und kläglich weinend, mit den aufgeschreckten Augen von Kindern, die plötzlich aus dem Schlaf gerissen worden sind, entgegen. Vor der Tür aber schrie, eilig auf ein Plaid hingebettet, das jüngste Kind, das noch nicht laufen konnte, und im Zimmer sahen wir in einer dichten Wolke von Rauch Huldine hoch oben auf einem Schrank stehen, beschäftigt, die Gardinenstange hinunterzureißen und den letzten Rest des Feuers mit einer schweren wollenen Decke zu ersticken.

Alles war das Werk weniger Augenblicke, und als wir mit unserer Hilfe bei ihr waren, war auch schon jede Gefahr vorüber. Ich erkannte, noch ehe Worte gewechselt waren, den Zusammenhang: die anderen Kinder hatten schlafend dagelegen, als das Feuer ausgebrochen und das Schwesterchen, erwacht und hilflos und entsetzt, nach unten um Hilfe geeilt war. Huldine hatte, als sie hinaufstürzte, wohl auch noch nicht klar verstanden, was sich da oben abspielte, nur gefühlt, daß höchste Eile not tat. Und mit der jähen Tatkraft ihrer Natur, mit ihren geheimnisvollen, starken Kräften hatte sie zunächst die schlafenden Kinder aus dem dichten Qualm hinausgerissen und dann das Feuer zu ersticken versucht. Wie dieses entstanden sei, war und blieb eine ungelöste Frage. Die Wahrscheinlichkeit sprach dafür, daß die kleine Anuschka, die nach unten geeilt war, selbst ein Streichholz angezündet und damit den Brand entfacht hatte, als sie, erwachend, sich allein fand, da das schwatzhafte Kindermädchen die Gesellschaft einer Kollegin auf dem unteren Stockwerk gesucht hatte und die Mutter mit ihrer Freundin auf dem Plateau den Sonnenuntergang bewunderte.

Natürlich wandte sich gegen die Polin sowie gegen das lässige Kindermädchen nun der ganze Strom der Entrüstung, und leise Seitenhiebe fielen auf die verzweigte und gefährliche Bauart des Hauses. Noch nach Stunden standen Gäste und Wirt, die Kinder hätschelnd und bedauernd, die Mutter und Bonne richtend und beklatschend, vor allem aber mit einer fast abgöttischen Verehrung von meiner Frau erzählend, deren kühne Geistesgegenwart man wie ein Wunder anstaunte.

Auch ward Huldine, deren spröde Zurückhaltung man bisher höchst ungnädig hingenommen hatte, von nun an nicht mehr mit gewöhnlichem Maßstabe gemessen. Nach der erstaunlichen Probe ihrer Tatkraft und ihres Mutes vermutete man eine überirdische Opferfähigkeit und Selbstlosigkeit bei ihr, und die Tatsache, daß sie allein von allen das hilflose Gestammel des Kindes sich zu deuten gewußt hatte, wob in den Augen der Gäste eine geheimnisvolle Gloriole um ihr Haupt.

So stattete man sie nach und nach freigebig mit allen Eigenschaften einer modernen Heiligen aus, von denen meine schöne Frau in Wahrheit nicht allzuviele aufzuweisen hatte. Und wenn wir an den Abenden unter den Kastanien oder auf dem hochliegenden Plateau umherwanderten, so hörten wir in der Ferne ehrfurchtsvolles Flüstern, sahen bewundernde Blicke zu uns gleiten. Huldine nahm dies alles wie einen guten Scherz hin, bis es ihr bald lästig zu werden begann, wie ihr denn jede Art gewöhnlicher oder kleinlicher Eitelkeit fremd war.

Ich selbst hatte einen Haß auf den ganzen Vorfall geworfen, weil mir Huldine seit jenem Abend angegriffener als vorher erschien. Rührte von der jähen Anstrengung eine Verschlechterung ihrer Herztätigkeit her, oder waren die Moorbäder, die sie, da sie das Versinken in dem feuchten Schlamm so wohlig empfunden hatte, vielleicht allzu eifrig genommen hatte, zu stark für sie gewesen — genug, der Arzt schüttelte bei der nächsten Konsultation bedenklich den Kopf und verlangte energisch, die Bäder sofort auszusetzen.

Huldine war sehr ungehalten über dieses Verbot und behauptete, als wir wieder allein waren, verdrießlich, der Arzt habe lediglich infolge des Geschwätzes über ihre „Heldentat" eine Verschlimmerung finden müssen; sie fühle sich so wohl wie nur je und danke für die ihr auferzwungene Rolle der Märtyrerin.

Manchmal freilich erschreckten sie jähe Schwächezustände, doch gingen diese schnell vorüber, und als Huldine eine Weile auf die

Digitized by Google

Moorbäder verzichtet hatte, schien alles im gewohnten Geleise. Ja, ihre schillernde Heiterkeit war vielleicht nie so hervorgetreten als in den Tagen und Wochen, die nun folgten. In einer der Nächte, kurz nach dem letzten Besuch bei dem Arzt, hatte ich einen qualvollen Traum, der mich mehr erregte, als ich mir selber am Morgen eingestehen wollte: Ich sah Huldine in ihrem weißen leichten Kleid, so lieblich und schön wie immer, aber sehr blaß, vom Tode am Arme geführt, hinwegschreiten. Das Skelett trug einen feierlichen schwarzen Frack und einen hohen Zylinder, und auch Huldine bewahrte ihre ruhige, vornehme Haltung. Sie drückte mir nur leis zum Abschied die Hand und sagte flüsternd mit einem wehen Lächeln: „Sieh, du wolltest mich immer ganz haben. Nun weißt du, wer der andere war, dem oft meine heimlichen Gedanken galten. Ich bin mit ihm ja seit der ersten Jugend versprochen, und du mußt zugeben, daß er ein Kavalier comme il faut ist."

Dieser abscheuliche Traum peinigte mich um so mehr, als er neben der Sorge um Huldine mir viel geheime Angst und Unruhe meiner Seele erst vor das wache Bewußtsein brachte. Ein verborgenes Grübeln über Dinge, die im Leben meiner Frau wohl schon gewesen sein mochten, und an die sie nicht mehr rühren wollte, sowie mein stetes Herumrätseln, was wohl durch ihre Seele in manchem geheimen Augenblick schreite.

Es mag kurz nach diesem Traum und an einem Tage, da sie wieder voll krauser Einfälle mich umspielte, gewesen sein, daß ich ein Gedicht niederschrieb, welches ich ungefeilt, wie ich es damals zu Papier brachte, und wie Huldine es bei mir entdeckte, hier wiedergebe:

Die Welle flüstert, die Welle lacht,
Tanzet am frohen Tag, tanzet in dunkler Nacht —
Die Welle, die Welle.

Ich schau' sie an, und sie rinnt
Dahin wie ein raunendes Rätsel. Und all mein
Denken umspinnt
Die Welle, die Welle.

Und all mein Sehnen ergreift,
Und all mein Wünschen umschweift
Die Welle, die Welle.

Du Eine, die flüstert und lacht
Am frohen Tage, in dunkler Nacht,
O nie, o nie mir zerschelle!

So sehr Huldine sonst jeder Gefühlsäußerung abgeneigt war, so lag doch in den ungelenken Versen wohl etwas, das ihr ans Herz griff. Sie nahm zärtlich meine Hand, und ich sah Tränen in ihren Augen. Gleich nachher war freilich schon jeder Hauch von Empfindsamkeit bei ihr verweht, und am Nachmittage machte sie wieder einen ihrer einsamen Spaziergänge ins Dorf. Ich verlor indessen bald die Geduld, auf sie zu warten, und wanderte in beschleunigtem Tempo die Höhen hinauf und die Dorfstraße entlang, um sie zu suchen.

Als ich an dem mächtigen Lindenbaum vorübergeschritten war, hörte ich einen leisen melodischen Pfiff, wie ihn Huldine in Momenten besonders guter Laune auszustoßen pflegte, wenn sie mich anrufen wollte. Ich wandte mich überrascht zurück und sah mit nicht geringem Erstaunen meine Frau hinter der Baumwand im Gespräch mit einem recht seltsam ausschauenden Manne. Offenbar in bester Stimmung, wie sie mir denn auch gleich vergnügt die Hand entgegenstreckte und gutlaunig ausrief: „Das ist ja schön, daß du kommst, Balthasar. Du wirst überrascht sein, wie ich hier durch ein freundliches Geschick mit einem großen Künstler zusammengetroffen bin."

Der Mutwille blitzte ihr aus den Augen, während sie dies sprach, und als ich näher auf ihren Begleiter schaute, wurde mir klar, daß sie irgendeinen wunderlichen Gesellen aufgefangen hatte, mit dem sie ihren Schabernack trieb.

„Herr Kapellmeister und Professor Ottokar," stellte sie mir mit feierlichem Ernst den Fremden vor, dessen Violinkasten neben der Bank stand und die künstlerische Ausstattung zu dem fadenscheinigen Gehrock, dem genialen Schlapphut über der wirren schwarzen Mähne vollendete. „Herr Professor muß leider gleich nach Oberammergau, wo er ein Konzert darbieten wird," fuhr sie erklärend fort.

Der seltsame Ritter hatte sich schon erhoben und seinen Geigenkasten mit melodramatischer Zärtlichkeit in den Arm genommen. Ich sah bald, daß ich einen heruntergekommenen Musikanten-Vagabunden mit einem starken Stich ins Verrückte vor mir hatte, auf dessen großzügige Aufschneidereien Huldine mit scheinbarer Bewunderung eingegangen war.

Er blickte sie jetzt zum Abschied noch einmal schmachtend an, während ich selbst nicht

Digitized by Google

recht für ihn vorhanden zu sein schien. „Königin! Warum tragen Sie kein Diadem! Meine nächste Symphonie wird Ihnen gewidmet sein. Sie werden von Ottokar, dem Sänger, hören."

Huldine spielte ihre Rolle bis zu Ende und legte verehrungsvoll ihre Hand in seine nicht allzu sauberen Finger. Doch kaum war er außer Hörweite, so brach sie in ihr helles Lachen aus.

„O, Balthasar, war das ein Spaß! Ich habe mich köstlich amüsiert. Ganz gesund bin ich in der Stunde geworden."

„An diesem armen Narren, Huldine?"

„Ja — er war zu ergötzlich! Er hat mir vorgesungen und gegeigt, und die Dorfkinder haben sich jubelnd um uns gesammelt." Ihr schlanker Körper schüttelte sich noch in der Erinnerung vor Heiterkeit. „Endlich schloß er dann das Konzert, für das er sich jedes Honorar verbat, und erzählte mir nur noch von seinen Dienstreisen und seiner Freundschaft mit dem Herzog von Oldenburg. Er hat mir auch seine Orden gezeigt ... O, Balthasar, daß du nicht früher kamst!"

„Ja, Huldine, aber ob es so recht war, auf ihn einzugehen? Wenn er nun durch deinen scheinbaren Glauben sich noch mehr in den Kopf setzt?"

„Noch mehr in den Kopf setzt? Was denn? Daß er ein Genie ist und ich ihn anbete? Balthasar, Balthasar, meinst du ernsthaft, daß ich dem Herrn Kapellmeister erst im Narrenreich die Krone aufgedrückt habe? Das sahst du doch schon zehn Schritt weit, wie fest sie ihm seit Jahr und Tag auf dem Haupte sitzt."

„Schon recht, Huldine. Ich weiß wohl. Aber," fuhr ich nach einer Weile unbehaglich fort, „ich kann doch nicht recht begreifen, daß es dir so viel Freude macht, mit solchem Narren dich abzugeben."

„Ist das dein Ernst? Nein, weißt du, Balthasar, dann fehlt dir wirklich das Schönste. Ich war ganz glücklich diese kurzen Stunden mit dem Sänger, dem Kapellmeister, dem Professor. — Man findet so selten so etwas," fuhr sie vergnügt fort. „Besonders in euren Universitätsstädten — da gibt es so etwas gar nicht mehr. Da ist alles so abgehobelt. Er hat mich so lebhaft an eine berühmte Persönlichkeit in meiner Heimat erinnert — den Maler Bock."

„Wer war das?"

„Nun, auch so einer aus dem Königreich des Herrn Kapellmeisters. Ein großer Künstler. Er ging mit Reißbrett und Malermappe täglich umher und bat um Aufträge."

„Und dann?"

„Ja dann! Ich habe mal als sechsjähriges Mädchen einen Kikerikihahn mit scharlachrotem Kamm bei ihm bestellt und wartete wochenlang sehnlich und geduldig auf das Bild. Aber der Hahn kam nicht." Sie sagte die letzten Worte mit einer schalkhaften Schwermut. Grübchen, wie ich sie seit lange nicht mehr in ihrem schmalen Gesicht gesehen hatte, begannen sich in ihren Wangen zu bilden. „Überhaupt da in der kleinen Stadt, da gab's so schöne Dinge. Habe ich dir nie von der Bückderückwauwau erzählt, in dem buntgeblümten weiten Kattunmantel und der Kapuze, mit dem Krückstock, mit dem sie immer drohte und wie wild um sich schlug, wenn die Kinder sie riefen und sie verspotteten?"

Ich nahm jetzt Huldines Arm und zog sie zum Bad empor. „Weißt du, Huldine, du bist zu reizend, wenn du so vergnügt bist. Aber ich muß dir gestehen, alle solche Gestalten, solche harmlosen Narren wie dein Kapellmeister oder die Bückderück, oder wie du sie nennst, sind ja gewiß sehr komisch, aber ich kann nicht über den traurigen Beigeschmack hinweg, den sie haben. Fühlst du das nicht auch?"

„Nein, Balthasar. Gar nicht. Und es ist mir noch sehr fraglich, ob zum Beispiel der Herr Ottokar sich nicht viel wohler in seiner Haut fühlt als du und ich. Und in jedem Falle sind solche Personen für unsere Lust und Freude ganz unschätzbar. Du sollst sie mir nicht stören durch Mitleidshemmungen."

Ich nahm ihre Hand, sah ihr in die strahlenden Augen und kam mir für den Moment wirklich wie ein blöder Pedant vor.

Der nächste Tag war ein Sonntag, und ich hatte Huldine gebeten, mit mir zu der kleinen katholischen Kirche zu gehen, da ich mich danach sehnte, einmal wieder die reine und echte Frömmigkeit der Dorfbewohner zu beobachten. Huldine, die Katholikin, aber so wenig dogmengläubig wie ich selbst war, willfahrte meinem Wunsch in der passiven Art, die sie vielen Dingen des Lebens gegenüber zeigte. Doch ward ich unten gar herb enttäuscht, da der Gottesdienst recht mechanisch vor sich ging und ich in den Gesich-

Digitized by Google

tern der Dorfbewohner vergebens nach einer tieferen Andacht suchte. Im Gegenteil späh-ten sie, soweit es anging, recht zerstreut umher, und kaum war das Zeremoniell vor-über, so strömte auch schon die ganze Schar eilfertig und unruhig über den kleinen Fried-hof hinaus ins Freie.

Nur wenige ältere Leute blieben noch eine kurze Weile und hielten Andacht vor den Gräbern ihrer Kinder und Kindeskinder, und bald erkannten wir auch, was die Gemeinde heute abgelenkt hatte. Denn noch hatte kaum die Hälfte der Menge den Friedhof verlassen, so setzte schon auf dem Dorfplatz Jahrmarkts-musik ein, und wir sahen vor dem Gasthaus des Obernwirts den grünen Wagen, der das fahrende Volk hierher geführt hatte.

Dorthin strömten sie nun alle, Burschen und Mädchen, Junge und Alte, Flinke und Gebrechliche, und kaum zwanzig Schritt ent-fernt von dem stillen Friedhof begann die Jahrmarktsschaukel auf und ab zu wippen, so daß die weißen und schwarzen Grabkreuze kulissenhaft das Bild lärmvollen Lebens um-schlossen.

Ich hatte mich kopfschüttelnd abgewandt, und während ich mit Huldine noch einige Grabinschriften betrachtete, beobachteten wir zugleich die wenigen Zurückbleibenden. Es waren schließlich nur noch zwei alte Frauen in buntem Sonntagsstaat, deren Andacht und Trauer an den Gräbern auch nicht gar zu erschütternd schien. Denn zwischen dem Beten ging das Gerede und Geschwatze gar eifrig hinüber und herüber, die Hände strichen die bunten seidenen Schürzen glatt, und die hei-teren, neugierigen runzligen Gesichter, die einander zugewandten geschwätzigen Profile zwischen den hohen, ruhevollen Grabsteinen wirkten fast wie ein Hohn auf die Heiligkeit der Stätte.

Als die beiden Weiber endlich schwatzend und nickend und ihre Kopftücher zurechtrückend zu dem Jahrmarkt hinausgetrippelt waren, blieb noch ein alter weißhaariger Mann zurück — einsam zwischen den Gräbern, denen er schon so nahe war. Er betete, betete, be-sprengte mit Weihwasser die Gräber seiner Lieben, sprengte sorglich dahin und dorthin, benetzte sich die Augen, glitt schließlich aus und fiel halb auf die Erde. Doch fand er sich wieder zurecht, schlug noch mehrere Male langsam und bedächtig das Kreuz über sei-nen Gräbern und tastete schließlich, halb blind, wie er war, zu der niederen Kirchhofstür hinaus. Er wäre wohl schön und ergreifend gewesen, der schlohweiße Alte in seiner ein-samen Sonntagsandacht an den Gräbern sei-nes Geschlechts auf dem Dorfkirchhof, wenn mir nicht aufgefallen wäre, wie auch er ganz unbewußt das Kreuz nach dem Takte der Jahrmarktsmusik geschlagen, das Weihwasser in dem Rhythmus des lärmenden Gedudels gesprengt hätte.

Verletzt über die unheilige Einmischung, über die Roheit des Lebens, hatte ich mich wieder in die Inschriften der Gräber vertieft:

Hier lieg' ich im Rosengarten,
Tu' auf Gattin und Kinder warten
Joh. Georg Werckmeister,
Schäftermeister von Gorgerow.

*

Hier ruhen
der ehrengeachtete
Joseph Schwaiger,
Söldner von Kraugenau,
dessen Tochter Jungfrau
Katharina Schwaiger,
deren Bruder Jüngling
Joseph Schwaiger.

Huldine legte ihren Arm in den meinen. „Du liest diese schönen Sprüchlein, um deine Entrüstung zu dämpfen, Balthasar. Aber was willst du eigentlich? Das Leben ist nun einmal so. Da draußen wippt die Jahr-marktsschaukel, kreischen die Mädel, und die hier ruhen, können nicht mehr mittun. Aber was kriechen kann, wie die beiden alten Klatsch-schwestern mit den lila Kopftüchern, die dich so sehr verdrossen, kriecht hin. Wenn's sein muß, auf allen Vieren. Und je steifer die Finger schon sind, um so gieriger greifen sie, sich vom Leben das wenige zu erhaschen, was sie noch erhaschen können. Gerade weil sie fühlen, daß es nur noch so wenig ist. Denn das Leben ist doch eine gute Sache — und in einem Jahr liegen sie vielleicht auch schon da unten, und es steht Weihwasser auf ihren Grabhügeln. Und es ist gut, daß es so ist, Balthasar."

„Ja, Huldine, du magst immerhin so den-ken. Aber mich ekelt es an. Ich kann nicht anders. Habe ich dir nie von meinem Ein-druck bei den Oberammergauer Passions-spielen erzählt? Und wie diese tiefe Reli-giosität auf mich wirkte, die sich in reinster Kunstform dort offenbarte?"

Digitized by Google

Ich war mit ihr von den Gräbern noch einmal, Ruhe suchend, in die verlassene Kirche zurückgeschritten und bewunderte ein schön gebildetes Kruzifix an der Eingangswand. Zufällig flog mein Blick weiter, und ich sah erstaunt auf einer der letzten Bänke, in der Dämmerung verborgen, eine dunkel und wenig festlich gekleidete Frauengestalt. Warum kniete sie dort so allein, nachdem bereits alle anderen die Kirche verlassen hatten? Ein gedruckter Zettel lag vor ihr, die Gesichtszüge konnte man im Halbdunkel nicht erkennen.

Aber eben, da wir jetzt wieder ins Freie traten, hatte auch die Frau sich erhoben und schritt mit gesenktem Kopf an uns vorüber. Ein schneller Blick von mir, der über die Gestalt, das schwere Gesicht, über das unter einer unsichtbaren Bürde geneigte Haupt, über den ringlosen Finger glitt, hatte mich belehrt.

Auch Huldine hatte hingeschaut. Ich sah ein Aufblitzen in ihren Augen und dann etwas Geheimnisvolles, Rätselhaftes in dem langen Blick, mit dem sie dem Mädchen folgte. Mitleid, ungläubiges Staunen, Verachtung — aber eine andere Verachtung als die der ehrbaren Frau — mischten sich in diesem Blick. Und noch etwas Letztes, Geheimes, das ich nicht ergründen konnte, das aber eine quälende Unruhe in mich brachte.

„Die geht wohl nun halb daran zugrunde ...“ sagte sie halblaut mit verständnislosem Kopfschütteln.

Als wir langsam zum Bad hinaufschritten, konnte ich eine peinvolle Mißstimmung nicht unterdrücken. „Nein, Huldine, wir müssen bald nach Oberammergau. Ich habe nun einmal nicht deine Anbetung und Duldung des bunten Lebens. Und ich sehne mich ordentlich nach diesem Morgen, einmal jenes Dorf an der Ammer wiederzusehen, jene Stätte, wo ich vor Jahren die biblischen Gestalten in ihrer greifbaren Einfachheit von den Dorfbewohnern wiedererweckt sah. Es ist ein schönes, schwüles Tal mit einer einzigartigen Beleuchtung.“

Erinnerungen stiegen vor mir auf, heilige starke Erinnerungen. Die Worte erloschen mir.

Auch Huldine schwieg. Es war, als ob der Klang meiner Rede auch in ihr etwas erweckt habe, aber etwas Unfrohes, Peinigendes.

„Sollen wir wirklich dorthin?“ sagte sie nach einer Weile mit einer erzwungenen Munterkeit. „Ich glaube fast, Balthasar, ich passe nicht an diese biblischen Stätten.“

Aber in mir war die Erinnerung übermächtig geworden. „Du mußt hin, Huldine, ich muß es dir zeigen!“ rief ich lebhaft. „Du kannst dir gar nicht denken, wie dieses Dorf und seine Bewohner von der künstlerisch-religiösen Tätigkeit, die sie ausüben, gestempelt sind!“

„Ist nicht allzuviel Industrie in dem allen?“ meinte sie kühl.

„Du hast sicher einen recht falschen Berichterstatter gehört und wirst dich ja selbst überzeugen, wie sehr du irrst,“ antwortete ich siegesgewiß.

Ich sah, wie sie einen Moment einen betroffenen Blick, den ich nicht recht zu deuten wußte, auf mich warf. Dann aber schien sie den Kampf aufgegeben zu haben und erklärte ganz freundlich, wenn es mich so begeistere, so sei sie gewiß bereit. Und wir könnten ja schon am folgenden Tage hinfahren. Im Grunde sei es bei der geringen Entfernung fast seltsam, daß wir noch nicht dort gewesen seien — um so schneller wollten wir es nun nachholen.

Als wir am nächsten Nachmittag das Dorf besuchten, waren wir beide stiller als sonst. Jeder von uns mochte innerlich mit Gedanken und Bildern beschäftigt sein, die die Aussprache scheuten. Ich dachte an die Zeit, da ich als junger Mensch nach bestandenem Doktorexamen hier bei den Passionsspielen gewesen war, dachte an meine andachtsvolle Stimmung bei dem Ergreifenden, das ich hier gesehen und erlebt hatte. Es stieg vor mir auf, wie ich in jenen Jahren in die Welt geblickt hatte, welcher leidenschaftliche Forscher- und Erkenntnistrieb mich beseelt hatte, wie rein und klar alles vor mir gelegen hatte. Und ich dachte, wie seltsam doch das Leben uns oft wandelt, Quellen in uns aufbrechen läßt, von deren heißer Kraft wir nichts ahnten, und wie anders ich nun heute hier gehe mit dieser schönen, seltsamen Frau an meiner Seite ...

Ich sah Huldine vor mir stehen, wie sie sich jetzt, da wir einsam in dem engumschlossenen, ruhevollen Ammertal dahinwanderten, über das spiegelklare Wasser des Flusses neigte und mit einer ernsten, eindringlichen Aufmerksamkeit ihr Bild, die Linien und Formen ihrer Gestalt beobachtete, die die grünen Fluten aufgefangen hatten.

Digitized by Google

Ich trat hinzu, und indem auch ich das holde Spiegelbild betrachtete, kam mir wieder ins Bewußtsein, wie oft der Widerschein eines Wesens dieses seltsamer, erlesener zeigt, als es in Wirklichkeit ist, wie hundertfach das schimmernde Wasser, das Mondlicht, das die Schatten an die Wand wirft, ein Ding, ein Geschöpf mit einem höheren und anderen Zauber umkleidet erstehen läßt, ja, vielleicht in seiner Unwirklichkeit erst das Letzte und Eigenste seiner Wesenheit hervorbrechen läßt.

So lag auch jetzt Huldines Gestalt so rein und reizvoll in den Fluten, daß mir war, als ob ein Hauch der Verklärung Abbild und Wirklichkeit schied, und als müsse ich mich hinabneigen und mir die Lieblichste aus dem klaren Wasser emporholen.

Ich sprach ihr meine Empfindung aus und fügte nachsinnend hinzu: „Diese andere, doppelte Welt ist eigentlich immer die schönere. Es ist doch gar nicht zu beschreiben, welchen erhöhten und seltsamen Reiz jede Widerspiegelung gibt. Als Kind habe ich stundenlang die unheimlichen Schatten, welche die Dinge im Mondlicht oder bei Laternenschein werfen, betrachtet, und sie schienen mir ein eigenes und gewaltiges Leben auszuströmen. Die stärkste Wirkung einer Spiegelung aber habe ich in Holland, in dem kleinen Haus im Bosch, empfunden. Denke dir dort hoch oben an der Decke in der Kuppel des Saales das Bild der Prinzessin Amalie, das in seiner Wirklichkeit in kalter, entfremdender Weite gar nicht wirkt. Unten aber steht ein Tisch mit einer grünen Porphyrplatte, und diese Porphyrplatte fängt das Bild auf, und es schwimmt dort voll fremden Traumreizes wie in einer unendlichen Tiefe, einer tief, tief sich senkenden Wasserfülle, ein Schein im Schein, und doch ein Leben, das sich in unsere Phantasie eindrängt."

Ich weiß nicht, ob meine Betrachtungen Huldine zu lehrhaft erschienen. Jedenfalls verwandte sie wenig Aufmerksamkeit auf mich, sah sich auch in der Betrachtung ihres Abbildes offenbar ungern gestört, wie sie denn schon den ganzen Nachmittag einen innerlich beschäftigten Eindruck gemacht hatte.

Auf dem Heimweg, als wir schon fast am Stationsgebäude waren, sagte sie: „Ich glaube, hier in Oberammergau hat auch ein Vetter von uns, der Maler Brender, eine Villa. Wenigstens erzählte er mir früher davon."

„Ich wußte gar nicht, daß ihr mit Brender verwandt seid," erwiderte ich überrascht, „er ist doch sehr bekannt, eine angehende Berühmtheit, nicht wahr?"

„Ich glaube ja. Ich habe jetzt seit langem nichts von ihm gehört. Früher waren wir in München oft zusammen. Es ist überhaupt kein richtiger Vetter — eine etwas weitläufige Verwandtschaft —"

„Schade, daß du mir nicht früher davon erzählt hast," sagte ich harmlos. „Wenn er sein Atelier hier hat, hätten wir ihn besuchen können. So etwas ist doch ganz interessant. Vielleicht schreibst du ihm, und wir fahren noch einmal her."

„Ach, wer weiß, ob er jetzt hier ist," sagte sie gleichgültig. „Diese Künstler halten selten jahrelang an einem Ort aus."

Der Abend ging einsilbig dahin. Ohne daß ich wußte oder mir Gedanken machte, womit Huldine innerlich beschäftigt sei, fühlte ich, daß es zwecklos wäre, sie mit einem Gespräch zu quälen. Der Aufenthalt in dem stimmungsvollen, schweigenden Tal, das, fest umrahmt von schöngeformten Bergen, in seiner stilvollen Art einen eigentümlichen Gegensatz zu dem einfachen, lieblichen Charakter der frei sich hinbreitenden Landschaft und dem noch ganz ursprünglichen Dörfchen bei unserem Kurorte bildete, mochte allerhand Gedanken in ihr geweckt haben. Ich sah sie immer noch vor der spiegelklaren Flut der Ammer stehen, während ringsum schon der Abend sich leise hinabsenkte, und ihr Spiegelbild lange und aufmerksam betrachten.

Am nächsten Morgen kamen Briefe. Ich bemerkte, daß Huldine, als sie die ihren gelesen hatte, einen ein wenig erregten Eindruck machte. Auch gab sie sich keine Mühe, dies zu verbergen, sondern blieb unbeweglich in ihrem Korbsessel sitzen, nachdem sie die erhaltene Post in die Tasche ihres Kleides geschoben hatte.

Unsere Ehe und die Art, wie wir miteinander verkehrten, war niemals so, daß wir Briefe, die uns zugingen, ohne weiteres dem anderen hinschoben. Auch die Nachrichten, die Huldine von Hause gesandt wurden, erfuhr ich meist nur aus ihren Mitteilungen. Und so konnte mich nicht erstaunen, daß sie mir auch dieses Mal den Brief, den sie erhalten hatte, und der sie offenbar sehr beschäftigte, nicht zeigte.

Schon nach wenigen Augenblicken sagte sie indessen ganz ruhig: „Unser Vetter, Heinz

Digitized by Google

Brender, hat mir geschrieben. Er ist doch noch in Oberammergau und scheint uns, oder vielmehr mich, gestern gesehen zu haben. Denn er schreibt, daß seine Villa, wenn wir sie besuchen wollten, jederzeit offen für uns sei. Er könnte zwar nicht versprechen, daß er gerade dort sei, wenn wir kämen, da er oft nach München führe. Aber vielleicht interessiere uns sein Atelier, in dem augenblicklich einige seiner besten Bilder ständen." Und den Blick von mir ab über die grünen Wiesen lenkend, fügte sie leicht hinzu: „Ich denke, wir machen von dem Anerbieten Gebrauch und fahren gelegentlich einmal hin. Du dachtest ja schon gestern daran. Und Brender ist immerhin ein Künstler, in dessen Werkstatt zu sehen sich verlohnt."

Ich weiß noch genau, daß wir, als dies Gespräch geführt wurde, ganz aus der Sehweite der übrigen Gäste in einer einsamen Laube saßen, und daß eben ein kleiner weißer Schmetterling über Huldines Haar tanzte.

„Brender hat dir wohl früher sehr nahe gestanden?" fragte ich mit einer plötzlichen Eingebung, während mir war, als ob sie das Klopfen meines Herzens durch die Kleider hören könnte.

Sie schwieg einen Augenblick.

„Er hat mich geliebt," sagte sie dann finster, „und ich habe ihm mehr gegeben als irgendeinem anderen Manne, ehe ich dich kennen lernte."

Der Ton ihrer Stimme, der verschlossene Ausdruck ihres Gesichtes schienen jede weitere Frage von mir ersticken zu wollen.

„Huldine," — ich sah sie schmerzlich an — „willst du nicht mehr sagen? Fühlst du nicht, wie du mich quälst?"

„Ich habe nichts zu sagen."

Sie war aufgestanden und hob mit kühler Festigkeit den Kopf. „Die Dinge sind lange vorüber und gewesen. Und für mich keine Gegenwart mehr. Darum mag ich auch nicht noch einmal an das alles rühren. Verheimlicht, verborgen habe ich es dir niemals. Was willst du also?" Aus ihrer Stimme klang Zorn und Schmerz.

Ich nahm bittend ihre Hand, die sie mir aber sogleich entzog.

„Laß! Das ändert doch nichts an den Dingen. Wann wirst du endlich aufhören, mich zu fragen, mich zu peinigen!"

„Aber du mußt doch begreifen, Huldine, wie dies alles mich erregt. Wie ich leide, wenn ich es auch hundertmal wußte, daß ein anderer Mann vor mir in deinem Leben war. Mußt begreifen, daß ich wenigstens im ersten Moment —"

„Nichts begreife ich," schnitt sie mir, nun schon wieder ganz ruhig, das Wort ab. „Wenn ich dir sage, daß alles vorbei, gewesen ist. Du weißt, daß ich anders ins Leben schaue wie du. Jene Dinge *waren*, aber sie *sind* nicht mehr. Und damit laß es nun endlich genug sein, Balthasar."

„Und du denkst ernsthaft daran, daß wir hinfahren und sein Atelier ansehen? Bei der Erregung, in die dich schon sein Brief versetzte? Bei der Möglichkeit, ihm zu begegnen? Huldine — und wenn nichts anderes dagegen spräche, wenn ich meine eigenen Empfindungen ganz niederkämpfte —, denkst du auch, wie furchtbar die Aufregung deiner Gesundheit schaden könnte?"

„Aber ich werde mich nicht aufregen! Ja, ich will hin, ich sage es dir offen. Und du mußt es mir erlauben und mit mir fahren. Sieh, Balthasar, dieser Mann ist ja trotz allem ein genialer Künstler. Und er hat mir geschrieben, in seinem Atelier befinde sich ein großes Werk, zu dem ich ihn angeregt habe. Du wirst begreifen, daß es mich reizt, es zu sehen."

„Ich begreife, daß er dich damit hinlocken will," erwiderte ich finster, „nicht aber, daß du dich um des Bildes willen der Gefahr, ihm zu begegnen, aussetzen magst und darfst."

„Es ist für mich keine Gefahr mehr. Kannst du denn nicht verstehen? Und dann — ich werde ihm nicht begegnen. Er wird mir schon um seiner selbst willen ausweichen. Mir und dir. Denn vergiß nicht," fügte sie scharf hinzu, „daß ich die Beziehung gelöst habe. Weil er nicht der Mann war, mit dem sich ein Leben leben ließe."

„Beantworte mir nur eine Frage," sagte ich kurz, „dann will ich deinem Wunsche, so sehr es mir auch widerstrebt, nachgeben. Du warst nie in früheren Jahren bei ihm in Oberammergau? Du kanntest den Ort wirklich nicht?"

„Nur aus seinen Bildern und Erzählungen."

„Und du hast ihn gestern nicht gesehen, nicht vorher von ihm gehört?"

„Ich habe seit unserer Ehe bis heute nie eine Zeile, nie ein Lebenszeichen von ihm erhalten. Bist du nun zufrieden?"

Digitized by Google

Zufriedenheit war nun nicht eben die Gemütsstimmung, die ich in den nächsten Stunden und Tagen fühlte. Aber so aufgewühlt ich auch im Innersten war, ich hatte es aufgegeben, gegen Huldines Wunsch anzukämpfen. Aufgegeben, weil ich als Gewißheit fühlte, sie wolle und würde das Bild sehen. Einen Augenblick kam mir der Gedanke, sie allein hinfahren zu lassen, schnell aber verwarf ich ihn wieder.

Und so schritten wir denn einen Nachmittag später wieder durch das schöne, schwüle Tal an der spiegelglatten Ammer entlang, wo ich vor wenigen Tagen noch in sanften Erinnerungen an meine reine und ernste Jugendzeit versonnen gesessen hatte. Die Villa Brender war schnell erkundet. Sie lag versteckt an der Ammer, doch nicht allzuweit vom Bahnhof entfernt. Wie wir es vorher vereinbart hatten, sandten wir einen Boten, der uns anmelden sollte, und erhielten den Bescheid, Brender sei zwar heute in München, doch habe er hinterlassen, daß Villa und Atelier jederzeit von seiner Cousine, Frau Professor Amathäus, und deren Gatten besichtigt werden könne.

Nachdem wir die Villa, die bei aller Eigenart einen verwahrlosten und wüsten Eindruck machte, durchwandert hatten und mich Huldines gleichgültige Ruhe fast mitberuhigt hatte, traten wir in die Atelierräume. Ich fühlte, wie ich erblaßte, als ich gleich nahe dem Eingang ein lebensgroßes Porträt Huldines gewahrte. Es stellte sie — offenbar in ihrer allerersten Mädchenzeit — in schwarzem Samtkostüm mit Hermelinbesatz und Barett dar, die Arme leicht in die Seiten gestemmt, in dem damals noch volleren Gesicht den rätselhaften Ausdruck ihrer Züge: das Gemisch leiser Schwermut mit einem kühlen Fatalismus, wunderbar festgehalten.

Huldine betrachtete gleichgültig das herrliche Bild. „Heinz hat es vor Jahren, als ich in München war, gemalt. Übrigens hängt es hier schlecht. Es scheint ihm wertlos. Nun, er hat ja auch später so viel Besseres geschaffen."

Trotz der Gelassenheit ihres Tones verstimmte mich, daß sie Brender zum erstenmal beim Vornamen nannte. Ich fühlte dunkel, daß mit dem Bilde des jungen Mädchens das Recht vergangener Jahre wieder auferstand.

Doch schien Huldine sonst ganz unverändert, und ich bemerkte nur, daß sie trotz aller Aufmerksamkeit für die künstlerische Kraft der anderen Werke, die sie zum Teil gekannt hatte und nun mit geübteren Sinnen als ich in sich aufsog, mit einer leisen Unruhe nach jener Arbeit spähte, von der Brender geschrieben, und die sie hergelockt hatte.

Endlich an dem letzten Atelierraum angelangt, prallte ich zurück, so sehr ich mir auch Beherrschung gelobt hatte, während Huldine schnell näher trat und ihre Augen sich an dem Bilde festsogen, das da von der breiten, nicht allzu hohen Rückwand des Zimmers uns entgegenblickte.

Es war ganz offenbar, daß der Künstler ein Andersensches Märchen, aber ein anderes als jenes von mir zu Huldines Verdruß so oft herangezogene, sich zum Vorwurf genommen hatte: „Die kleine Seejungfrau" — in dem Moment, da sie vor der Hexe steht und um den Trank bittet, der ihren Fischschwanz in Menschengestalt wandeln und ihr die Liebe des jungen Prinzen gewinnen helfen soll.

Aber wie hatte er den Sinn dieses Märchens umgebogen! Die Nixengestalt, die da aus der grünen Flut den schlanken Leib hob, und deren schöne, kühle Augen auf den Trank blickten, nach dem die weißen Hände griffen — sie schien viel zu sehr verwoben mit ihrer Nixennatur, um je Sterblicher Leid und Qual empfinden zu können. Ja, um es auch nur tiefinnerlich zu wollen — unrührbar, wie sie dastand in ihrer rätselhaften, schimmernden, weißen Schönheit. Und die unter das Bild geprägten Worte „Gib mir die unsterbliche Seele!" schienen weniger von der verführerischen Gestalt selbst empfunden, sondern wie sehnende Bitte aus eines anderen Innern geboren, deren Erfüllung an der Unmöglichkeit zerbrach. An der Unmöglichkeit, ein Stück Natur in ein anderes zu wandeln — zu beseelen, was seiner Wesenheit nach seelenlos war und seelenlos bleiben mußte ...

Ich hatte das Bild im ersten Moment, da ich fassungslos dastand, nicht erfaßt. Kaum zu ahnen versucht, ob es etwas bedeute. Ich sah nur die weiße geschmeidige Gestalt der Nixe, die birnenförmigen Brüste ... Und ich wußte, daß es sie war — meine Frau, der all diese lockende Schönheit entliehen war — die ihm angehört hatte, die er hier festgebannt hatte ...

Digitized by Google

Ja, Körper und Seele! Langsam drang ein Grauen in mich, wie ich das wunderbare, schreckliche Bild näher und näher betrachtete, seine stumme Klage verstand ... Wie mußte dieser Mann sie geliebt und wie um sie gelitten haben!

Ich blickte auf Huldine. Sie war sehr bleich. Einen Augenblick schaute sie noch halb bewundernd, halb zornig auf das Bild. Dann zog sie mich hastig hinaus. „Komm, komm, wir wollen gehen, Balthasar! Wozu noch länger bleiben und schauen! Er hat seinen ganzen Haß in das Bild hineingegossen, und ich sollte die Anklageschrift lesen —"

Wie wir die Treppe schnell hinunterstiegen, schrak sie plötzlich zusammen und faßte meinen Arm.

„Sieh!" flüsterte sie, durch das geöffnete Seitenfenster blickend, „da kommt er schon zurück."

In der Tat sah ich auf dem schmalen Wege zu der Villa, dem einzigen, der zu ihr führte, eine breite, etwas massige Männergestalt im Reiseanzug, mit einer kleinen Reisetasche am Arm.

Huldine überlegte einen Moment. „Ihr dürft euch nicht sprechen," sagte sie schnell. „Jetzt nicht. In keinem Falle. Er ahnt natürlich nicht, daß wir hier sind. Und du darfst ihm nicht begegnen. Geh — geh schnell hinaus und an ihm vorüber, Balthasar! Ich bitte dich! Er kennt dich ja nicht. Ich folge dir in wenigen Minuten. Ihn wird selbst nicht nach einer langen Zwiesprache mit mir jetzt verlangen."

Sie hatte mich die letzten Stufen zum Treppenabsatz hinuntergeschoben, und in einer Art Betäubung folgte ich ihrem Wink und eilte schnell hinaus. Auf dem schmalen Weg mit halbgesenktem Kopf an dem Kommenden vorüber, dessen Gesicht einst schön gewesen sein mochte, doch jetzt wohl vom Trunke zu stark geworden war, gedunsen und entstellt erschien.

Er war offenbar in Gedanken und achtete der Begegnung nicht. Doch kaum hatte ich mich von der Villa entfernt, so überfiel mich ein heftiges Unbehagen. Wie hatte ich nur auf Huldines Wunsch eingehen können! Hatte sie nicht hierher gewollt! Mochte sie nun auch sehen, was sie sich da bereitet hatte! Und in jedem Falle konnte ich sie nicht mit ihm allein lassen.

Schnell wandte ich mich und schritt wieder zu der Villa. Doch hörte ich, noch ehe ich eintreten konnte, durch das geöffnete Fenster heftige Worte hinausdringen und erkannte, daß Huldine nicht wieder mit Brender hinaufgestiegen war, sondern daß beide an der Treppe, wo sie aufeinander geprallt, stehen geblieben waren.

Dumpfe, grollende Laute kamen zu mir ...

„O, diese Geschöpfe! Sie saugen uns das Blut aus den Adern — aus den Adern ... Ich könnte ersticken —"

Es klang, als ob er sich auf sie werfen wolle. Ich schrak zusammen und trat schnell näher.

„Sei gescheit, Heinz," tönte da ihre helle, kühle Stimme. „Du weißt selbst, daß du kein Recht hast, mir zu grollen. Ich war dir ja zu Willen, aber es mußte doch einmal ein Ende haben. Wohin hätte es geführt?"

„Ein Ende haben?"

Ich hörte, wie er mit dem Fuße aufstieß.

„Nur daß es für mich doch kein Ende hat, du Hexe! Daß ich in jeder Nacht dich wieder —"

Ein Stöhnen drang in die Luft.

„Kann ich dazu!" kam gleich darauf wieder in ihrer ruhigen, klingenden Sprache. —

Einige Augenblicke später stand sie neben mir, und wir schritten wortlos den Weg zum Bahnhof.

Huldine war totenblaß. Als ich im Eisenbahncoupé ihre Hand nehmen wollte, wehrte sie mich ab.

„Laß! Es war schrecklich. Aber nun ist es ja vorüber." Sie atmete tief. „O, diese Menschen! Ihr wißt ja alle nicht, wie man dem Leben begegnen muß. Beschwert, behängt alles mit zentnerschweren Gewichten. Man denkt, ihr werdet vernünftig — und dann —"

Ich sah, wie sie zitterte.

„Huldine," sagte ich leise und vorwurfsvoll, „wie hatte ich dich gebeten, den Besuch zu unterlassen —"

Sie hörte mich nicht. Erst nach einer langen Weile kam die Ruhe in sie zurück. Aber ein merkwürdiger, grübelnder Ausdruck blieb in ihren Augen.

„Wir wollen nicht sprechen, Balthasar. Nein. Was ist da auch viel zu sagen! Wenn ich nur erst geschlafen habe! Ich werde ganz

Digitized by Google

früh zur Ruhe gehen. Und morgen bin ich dann wieder frisch und heil."

Es war unmöglich, weiter in sie zu dringen. Und ich fühlte bald, daß es heute, wie eigentlich stets, das klügste sei, ihr ihren Willen zu lassen. Zärtlich küßte ich ihre kalten Lippen, als sie mir früh gute Nacht sagte, und bat sie, mich zu wecken, sowie sie nicht schlafen könne oder unruhig sei. Aber sie war in einer unfrohen, ablehnenden Stimmung, entzog sich mir rasch, was ich nur zu gut verstand, und sagte kühl, an Aufwecken sei nicht zu denken, sie hoffe in jedem Fall einen langen, tiefen Schlaf zu tun und werde, wenn nichts anderes hülfe, zu dem harmlosen Schlafmittel, das ihr der Doktor für die schlimmsten Nächte gegeben, greifen müssen.

Mit diesen wenig freundlichen Worten trennten wir uns. Sie ging in ihr Zimmer, und ich stand noch lange traurig und erregt am Fenster und blickte auf die Landschaft, deren sanfter Zauber heute nicht auf mich wirken wollte, obwohl der Mond voll hervorgetreten war und sein Bestes tat.

Aber es war wohl begreiflich, daß die Erlebnisse dieses Tages zu stark für mich gewesen waren, und daß meine unruhigen und aufgepeitschten Nerven mir alles in trübem und erschreckendem Licht erscheinen ließen. Vor allem aber quälte mich der Gedanke an Huldines Befinden. Einmal glaubte ich die Tür ihres Zimmers gehen zu hören. Doch wagte ich nicht zu fragen, um sie, wenn ich irrte, nicht etwa aus dem Schlafe zu stören.

Erschien mir doch alles an diesem Abend in seltsamer und phantastischer Beleuchtung! Ja, als ich auf die weite Landschaft im Mondenschein blickte, war mir mit einem Male, als sähe ich da Huldine wie einen Irrwisch über die lichtübergossenen Wiesen hinabgleiten ...

Und meine erregte Einbildungskraft malte mir aus, wie das wäre, wenn sie dort wirklich hinabtanze, die lange, gerade Dorfstraße entlang, an dem Brunnen und der Madonna mit dem Sternenkrönlein und dem weißen, unerbittlichen Gesicht vorüber, an dem Kirchhof mit den hohen Grabkreuzen — —

Endlich, schon nach Mitternacht, warf ich mich aufs Bett und verfiel in einen schweren, von entsetzlichen Träumen zerfetzten Schlaf.

Ich wurde durch ein heftiges Pochen an der Korridortür geweckt. Die Frühsonne drang mir in die Augen. Ich sprang sogleich empor, faßte den Brief, der mir durch die Türspalte hineingeschoben ward, riß ihn auf und las:

Kommen Sie sofort nach Oberammergau — Villa Brender. Ihre Frau liegt dort schwer erkrankt. Der Wagen wartet unten auf Sie. Heinz Brender.

In einem Augenblick war ich wach und hatte den Zusammenhang erfaßt — wußte, was ich in der letzten Nacht gehört und geschaut hatte, wußte nun, was Phantasie und was Wirklichkeit gewesen war.

Ich wußte noch mehr — —

Ich öffnete die Tür zu Huldines Zimmer — sie war nur eingeklinkt. Das Bett unberührt. Auf dem Tisch lag ein Brief:

Wenn du mich vermißt, Balthasar — ich hoffe, daß es nicht dazu kommt und ich morgen so früh wieder zurück bin, um dir alles zu erklären —, so sorge dich nicht.

Du weißt, wohin ich gehe. Als ich ihn gestern sah, wußte ich gleich, daß ich noch einmal bei ihm gewesen sein muß.

Nimm es nicht schwerer, nicht anders, als es es verdient, Balthasar — ich bitte dich. Sieh, ich sehe dies alles nicht wie du. Kann mich nicht in Gesetze, in Anschauungen finden, die ich als schlecht und töricht und zerstörend empfunden habe. Nur zu der Menschen Qual geschaffen.

Ich bitte dich, Balthasar, nimm auch du es leichter. Ich bin bald wieder bei dir.

Huldine.

Einige Augenblicke später saß ich unten im Wagen. In rasendem Tempo fuhr mich ein fremder Mann, der von nichts ahnte, durch den hellen, jubelnden Morgen.

Vor der Villa an der Ammer hielt er.

Ich sprang hinaus.

Die Läden waren geschlossen. Ich sah alles deutlich, mit schrecklicher Klarheit — —

Brender stand an der Treppe. Totenblaß.

Ich schaute ihm in die Augen — kurz, scharf.

„Tot?" sagte ich, ohne ein Zittern in meiner Stimme.

Digitized by Google

Er nickte. „Ein Herzschlag.“ Er stöhnte verzweifelt auf ...

An seiner Seite trat ich in das stille Zimmer, wo Huldine weiß in den weißen Kissen ruhte.

Mit einem jähen, furchtbaren Schmerz beugte ich mich über sie.

Er brauchte mir nichts mehr zu sagen. Ich wußte alles. Sie war in seiner Umarmung gestorben.

Brender trat zu mir und legte seine breite Hand auf meinen Arm. Der ganze schwere Mensch zitterte. „Wollen Sie sich mit mir schießen — was wollen Sie mit mir — ich bin bereit — was Sie auch bestimmen —“

Ich schüttelte den Kopf. Ich konnte nicht sprechen. „Ruhe — Ruhe. Ich will nichts mehr.“

Ich trat zu der Leiche und sah in das rätselhafte weiße Gesicht der Toten.

Lieder des chinesischen Dichters Li-Tai-Pe

Am Ufer des Flusses

Mädchen gingen zu des Stroms Gestade.
Wo die dichten Wasserrosen steh'n,
Tauchten sie hinab zum Bade.
Niemand kann sie seh'n.

Doch ihr Lachen tönt von ferne her,
Und der Wind am Ufer, der
Durch die seidenen Gewänder strich,
Füllt mit süßen Wohlgerüchen sich.

Ritt ein Knab' vorüber an der Flut,
Nah dem Badeplatz der schönen Kinder.
Einer klopfte da das Herz geschwinder,
Und das heiße Blut
Goß auf ihre Wangen Purpurschein.

Aber Wasserrosen hüllen dicht sie ein.

Der Fischer

Die Erde trank in sich des Winters Schnee;
Der Pflaumenbaum steht frisch im Blütenkleide;
Wie Gold erglänzt das junge Laub der Weide;
Ein Meer von Silber, breitet sich der See.

Der Falter, der mit zartem Schwefelpuder
Bestäubt ist, läßt sein Sammethöpfchen nun
Beglückt am Herzen einer Blume ruh'n.
Im Nachen rastet eingelegt das Ruder.

Der Fischer wirft sein Netz; im Fall durchbricht's
Die glatte Fläche. — Anders rührt sich nichts.

Der Fischer aber träumt von ihr, die still
Zu Haus blieb wie im Nest die Schwalbenmutter,
Und der er, wie das Schwalbenmännchen Futter
Zu Nest trägt, seine Beute bringen will.

Ein Liebesabenteuer unterwegs

Ich sattelte mein stolzes Roß zum Ritt.
Hoch war sein Wuchs, voll Anmut war sein Schritt.
Sein Huf versank in lauter Frühlingsblüten,
Der ganze Boden war bestreut damit.

Und mir entgegen durch die Blumenflur
Geschlossen und verdeckt ein Wagen fuhr,
Den man Fünf-Wolken-Wäglein nennt im Lande.
Ich streifte sacht des Fahrzeugs Räder nur;

Mit meiner Gerte rührte ich daran:
Da ward der Perlenvorhang aufgetan,
Und ins Gesicht sah ich der schönsten Fraue,
Die lachte mich mit hellen Augen an.

Und schalkhaft wies sie in die Ferne hin ...
's war nur ein Wink, doch ich verstand den Sinn:
„Merk dir das hohe Haus mit rotem Dache,
Denn dort wohnt — deine kleine Dienerin!“

(Nach der französischen Prosaübertragung der Frau Judith Gautier ins Deutsche übersetzt von Johannes Schürmann.)

Digitized by Google

Hans von Petersen: Hochsee. (Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Das Meer in der modernen Malerei

Von Friedrich Fuchs

In einem hier schon vor längerer Zeit vorausgegangenen Aufsatz (September 1906) habe ich die Darstellung des Meeres in der Malerei bis an die Schwelle der Gegenwart verfolgt. Das Marinebild fing nun an, Mode zu werden. Was aber unter diesen Gemälden, mit denen an allen Enden der Kunstmarkt stetig versorgt wurde, gelegentlich auffiel, das zeichnete sich meistens durch Gewaltsamkeiten aus. Zum Beispiel die großen, virtuos überforcierten Guaschen Hans von Bartels'. Wiederum konnten es von anderen Spezialisten Sachen sein, die durch gesuchte Enthaltsamkeit gegen die immerhin wohlgesättigte Malerei holländischer Konvention abstachen. Als besonderer Merkwürdigkeiten wird man sich vielleicht der Bilder des Russen Aiwasowsky erinnern: weiße Schiffe mit weißen Segeln hochbesetzt, auf glatter, blauer See vor einer sanften blauen Luft still daherziehend, fast wie eine Fata Morgana schwebend. Wohl ein eigener Reiz: aber wenn man nur ein Bild gesehen hatte, kannte man die hundert übrigen. Ebenso geht es einem mit anderen, die auch eine bestimmte Entdeckung als ihr Patent ausnützen. Wenn sie dabei einen entschiedenen Charakterzug des Meeres eindringlich übermittelten, dann war es vor allem die Einförmigkeit.

Unter mehreren Marinemalern gleichen Namens zeichnet der Münchner Hans von Petersen sich durch ein forscheres Wesen aus. Auf seinen meist nur zu groß gegriffenen Leinwänden gelingt es ihm, den mächtigen rollenden Rhythmus schwerer Dünungen dermaßen überzeugend auszudrücken, daß man die Unbehaglichkeit des Schaukelns mitzugenießen wähnt. Diese Ölgemälde wirken aber lediglich durch zeichnerische Mittel, meist durch die Silhouette, während das malerisch Gemeinte dies Wirksame nur abzuschwächen vermag. In den viel bescheideneren Bildern eines Schnars-Alquist, die seinerzeit auf

Digitized by Google

den klassischen Ausstellungen der Berliner „Elf" niemals fehlten und jetzt leider nirgend mehr zu finden sind — im Dezemberheft war als Kopfleiste des Aufsatzes „Wind und Wellen" eins davon abgebildet —, war das künstlerisch konzentriert, was die Petersens auf zu viel Fläche dünn verteilt hatten.

Doch wie respektabel nimmt ihre Künstlerschaft sich aus gegenüber dem Geiste derjenigen Werke, die seit vier Lustren noch alljährlich den sogenannten Ehrensaal der Großen Berliner Kunstausstellung einnehmen. Von Kurbrandenburgs erster Seeschlacht bis zur Torpedobootsattacke der vorjährigen Flottenmanöver wird uns kein patriotisches Marineschauspiel vorenthalten. Auch die friedlichen Demonstrationen sollen wir miterleben, und in alle die Meere, die der weiße Bug einer Kaiserjacht stolz durchfurchte, werden wir mitgeführt. Das Historische oder das Aktuelle dieser Vorwürfe hätte nun im geringsten nichts Ominöses. Denn Willem van der Velde sowohl wie William Turner haben dergleichen gemalt — jener sogar, gleich Cuyp und noch anderen Herrlichen, auf Bestellung, nur daß sie sämtlich mit mehr malerischen denn patriotischen oder wohl gar servilen Tendenzen an die Aufgabe gingen als unsere zeitgenössischen Marinehistorienmaler im Dioramenstil. Die Klappkamera mit Momentverschluß hat an diesen Leistungen einen nicht zu unterschätzenden Anteil. Die Details eines Wogenrückens, die vielfach gebrochenen Flächen, die Marmorierung durch die Schaumgerinnsel, die Linien, der blasige Strudel, die tanzenden Spiegelungen — alles, was es früher noch nicht gab, ist da in exakter Weise übertragen. Dennoch steht man staunend als vor einem Wunder, wie es gelingen konnte, Wasser so trocken wirken zu lassen. Wozu, fragt man sich wohl außerdem, wird mit Mühsal solches gemalt, da uns der Kinematograph spielend weit sensationellere Illusionen verschafft?

Eine Menge neuer Elemente bot sich mit unserer Zeit an, eine Fülle neuer Ausdrucksmittel ließ sich durch die Schärfung des Gesichts ausbilden. Aber einstweilen könnte von einer neuen Marinemalerei durchaus nicht geredet werden. Vorläufig erscheint mit dem Begriff „Seestücke" die holländische Auffassung untrennbar verknüpft; die mechanische Anwendung technischer Neuerungen konnte den Typus nicht umbilden, ihn höch-

François Courbet: Die Welle. (Paris, Musée du Luxembourg.)

Digitized by Google

Charles Baudry: Perle und Woge. (Paris, Musée du Luxembourg.)

ſtens durch Beraubung ſeiner maleriſchen Einheit künſtleriſch entwerten. Für neue Ausdrucksmittel muß ein entſprechender Ausdruck gefunden ſein, der alſo auch nur etwas von Grund aus Neues präſentieren kann. Ob ſich dies aber aus dem beengten Anſchauungsgebiete ſpezialiſtiſcher Kunſtübung würde herausentwickeln können? War Simon de Vlieger oder ſonſt einer ſeiner zeitgenöſſiſchen Fachkollegen etwa Schöpfer und Inhaber eines maleriſchen Monopols, oder wären nicht vielmehr die Interieurmaler, die Landſchafter, die Maler von Tieren oder Stilleben, all die Landsleute ſämtlich in ganz gleicher Weiſe daran beteiligt? Gerade die allervollendetſten Werke der Kunſt — kann man behaupten — ſind von keinem Künſtler allein gemacht worden, weder die knidiſche Venus noch die „Madonna mit dem Stieglitz", weder Raffaels „Transfiguration" noch Rubens' „Amazonenſchlacht" — während die nicht ſo allgemein anerkannten Werke die Merkmale höchſt individueller Unzulänglichkeit aufweiſen. Das Meiſterhafte entſtand gewiſſermaßen nach und nach, unter einer Reihe von Händen, nicht in jähem Wurf, ſondern durch allmähliche Abwägung, bis — oftmals plötzlich genug — die Wage glücklich ſtillſtand durch das Gleichgewicht der Ausdrucksmittel und des Ausdrucks.

Es ſoll bloß geſagt werden, daß eine neue Marinemalerei (wenn in dieſer Bezeichnung nicht überhaupt ſchon ein Widerſpruch liegt) nicht von Marinemalern wird geſchaffen werden können, ſondern nur aus umfaſſenden, univerſellen Beſtrebungen hervorzugehen vermöchte, aus dem allgemeinen Ringen nach dem maleriſchen Ausdruck für das poetiſche oder auch nur äſthetiſche Empfinden, zu dem das Gemüt oder auch nur die Sinnesorgane einer gründlich gewandelten Zeit disponiert ſind.

In ſolchen ernſtlichen, rein ſachlichen Auseinanderſetzungen, wie ſie ſeit den letzten fünfzig Jahren von den nicht nach rückwärts blickenden Geiſtern mit der Natur gepflogen worden ſind, ſchwanden ganz von ſelbſt alle Fachtitulaturen als: Geſchichtsmaler, Genremaler und damit auch Marinemaler. Keineswegs iſt aber bei dieſer Allſeitigkeit des Intereſſes das Meer in der Malerei vernachläſſigt worden und zu kurz gekommen. Sondern das gerade Gegenteil iſt eingetreten. Denn erſt in dieſem freien, ganz unproſeſſionellen, friſchen Gegenübertreten wurde den Reizen des Meeres eine viel reichere Würdigung zuteil als vordem. Eine neue, ungeahnte Mannigfaltigkeit von Beziehungen ſtellte ſich auf einmal her, während bislang doch das Meer tatſächlich nur als das von Fahrzeugen benutzte Gewäſſer betrachtet worden war, die dabei erſtlich einzeln oder zu mehreren als unentbehrliche Kompoſitionsfaktoren dienten und ferner überhaupt den Inhalt des Bildes beſtimmten, ausſchlaggebend für ſeinen Daſeinscharakter waren. Man könnte ſagen: es wurde nicht das Meer, ſondern „die See" geſchildert. Doch jetzt ließ ſich's auf einmal wagen, das Waſſer ohne Schiffe zu malen, das nackte Waſſer. Der ſchwimmenden Gegenſtände bedurfte man nicht mehr, weder etwa zur Kennzeichnung

Digitized by Google

Max Liebermann: Reiter am Meere. (Privatbesitz in Breslau.)

physikalischer Eigenschaften, noch zur Herstellung der Gemütsbeziehung oder Gedankenassoziation. Denn nicht, daß die moderne Malerei bloß so weit wäre, die unterschiedliche Wirkung des Wassers aus tausendfältiger Beobachtung aller mitspielenden Umstände in jedem Ausschnitt schlechthin wahr wiederzugeben, schafft sie eben durch das feinfühlig erkannte Zusammenspiel aller natürlichen Wirksamkeiten selbständig fesselnde Handlungen, packende Schauspiele, zauberische Gedichte. Der Naturalismus und — in seiner entwickelteren Form — der Impressionismus sind ja, so gut wie der antikische Geist und die Romantik: Weltanschauung, Gemütsverfassung, Kultus, Poesie. Nur, daß man noch hinzufügen könnte: diese moderne Malerei ist die bisher inbrünstigste Art der Anbetung. Denn gegenüber der Welt, die uns umgibt, ist sie die bescheidenste, die respektvollste, während sie an sich selbst die denkbar größten Ansprüche stellt.

Keiner von den Großen des Naturalismus und Impressionismus, der sich nicht auch mit dem Meere beschäftigt und durch diese Berührung nicht auch Eindrücke gewonnen hätte wie vor ihm noch niemand.

Bei Courbet, der allerdings erst mehr Naturgefühl als Naturalismus besaß, spielen Licht und Luft noch keine entscheidende Rolle. Aber der Geist der Wirklichkeit, von dem er durchdrungen war, packte die Materie auf eine neue Art, mit rücksichtsloser Kraft. Wie seine „Steinklopfer", so bedeutet „Die Welle" für ein bestimmtes Stoffgebiet ein Schöpfungswerk. Das Bild im Louvre ist nichts weiter als das Schäumen, Brüllen und Stürzen einer Wassermasse. Allerdings ist auch ein Kahn da. Aber bei seiner gleichgültigen, dunklen Unansehnlichkeit, links in der unteren Ecke, dient er zu weiter nichts, als den erforderlichen festen Maßstab für die Größenverhältnisse im Rahmen abzugeben. Anders empfindet man seine Anwesenheit nicht: man denkt keineswegs daran, daß Menschen damit verunglückt sein könnten. Darum hat man auch nicht den Eindruck von etwas beängstigend Feindseligem, sondern durchaus von etwas erhebend Prächtigem, hinreißend Gewaltigem — nun, wie wenn man eben nah vor einer richtigen Brandung steht und aus aufgeregten Lungen hineinjauchzen muß in das köstlich betäubende Getöse. Von welcher

Digitized by Google

Meeresschilderung war schon solche Wirkung ausgegangen?

Der neu entdeckte Standpunkt, dicht vor der heranrollenden Woge, vor der man auf festem Strande sich doch sicher fühlt, wurde jetzt wacker benutzt. Außer Baudrys „Perle" ließen sich noch Hunderte von Bildern, namentlich französische, aufzählen, auf denen eine nackte weibliche Figur vor oder in die Welle gesetzt ist. Diese Schöne beansprucht natürlich mehr Beachtung und soll auch tieferen Sinn haben als bei Courbet jener alte Kahn. Die Natur erschien diesen Malern allein nicht reizvoll genug; sie brauchten einen Weiberakt und einen poetisch symbolischen Gedanken, um das Meer damit zu versüßen. Es ist deshalb oft auch nicht ganz leicht, sich angesichts des Meerschaumes der Vorstellung von crème fouettée, auf deutsch: Schlagsahne, zu erwehren.

Glücklicherweise gibt es aber genug andere Künstler, die von Courbets Werk zu Besserem angeregt worden sind. Nicht bloß, was allgemeine Stärkung des Naturgefühls betrifft. Sondern wir sehen die Welle, wie sie nun einmal materiell von ihm fixiert war, fortan in den mannigfaltigsten Beleuchtungen als ein immer neues Wunder heranrauschen. Denn die Freilichtmalerei hatte zuerst auf dem Meere den Reichtum an Farbe, den die Luft und das Licht enthielten, wahrgenommen. Als zu Ende der achtziger Jahre im Pariser Marssalon und im Münchner Glaspalast noch das weißliche Grau der tendenziösesten Hellmalerei auf allen Landschafts- und Landbildern herrschte, stellte der Amerikaner Alexander Harrison Seebilder aus, die, so licht sie auch ebenfalls waren, doch durch einen perlmutterartigen Glanz bezauberten.

Und dann waren es die Schweden und Dänen, die auf demselben malerischen Forschungsgebiete zu farbigen Resultaten gekommen waren. Sie liebten vor allem den gelben Schein ihrer langen, stillen Sommernachmittage, wie er auf der sanften blauen oder violetten Meeresfläche reflektierte. Als einer der eifrigsten und geschicktesten Verherrlicher dieser Schönheiten, die man als Feriengenuß in den Ostseebädern erlebt, hat sich Peter Severin Kroyer bekannt gemacht. Ein

Max Liebermann: Badende Knaben. (Privatbesitz in Berlin.)

Digitized by Google

Porträt, das seine junge Gattin im weißen Kleide, einen braunen Hund zur Seite, am Strande vor solcher sanft blinkenden Wasserfläche inmitten stillen Lustglanzes stehend darstellt, ist in gewissem Sinne auch ein Repräsentationswerk. Es stellt auf eine ganz neue Weise eine Beziehung her zwischen dem weiblichen Wesen und der Natur des Meeres.

Die Frau am Meere ist gerade eins der bevorzugtesten, vielleicht auch wohlfeilsten Motive der Romantik: die Einsamen, die Verlassenen, die ihre Gedanken in die Ferne senden. Am liebsten wird man sich noch der Iphigenien und Medeen Anselm Feuerbachs erinnern, wegen der edel einfachen Lösungsform. Auch einer merkwürdigen Meerlandschaft Kaspar David Friedrichs wird man gern eingedenk sein, weil da eine naturalistische Herbheit selbständig wirksam ist, so daß die Figur, die ja eigentlich auch nur Staffagemaßstab hat, sich ruhig fortdenken läßt. Aber bei jener modernen Frau am Meere, die immerhin mehr als bloß ein Bildnis ist, läßt sich nicht der mindeste sentimentalische Hauch verspüren. Sie sehnt sich nicht — der Horizont ist als symbolische Linie überhaupt nicht betont, ebensowenig wie in dem schmalen Hochformat des Bildes etwaige Verlassenheit zum Ausdruck gelangen könnte. Die Dame wartet, sie hat auf einer Strandpromenade Halt gemacht und blickt auch nicht mal in die endlose Weite, sondern hat den Kopf nach der anderen Richtung gewendet, von woher sich vielleicht Bekannte nähern. Dennoch ist hier eine innige Verbindung zwischen dem Reiz der Person und der Umgebung hergestellt, die sich gegenseitig verklären.

Max Liebermann: Reiter am Meere. (Studie.)

Man dürfte sogar sagen: sie schmeicheln einander, und zwar allzusehr in den Absichten des Malers Kroyer. Ein Gefälligkeitszug ist es überhaupt, der unsere Sympathie für den dänischen Künstler etwas beeinträchtigt. Er hat auch seinen Landsmann Holger Drachmann, der wirklich schon an und für sich eine stattliche Männerschönheit ist, so am Strande stehend gemalt, in posierender Eleganz an ein Boot gelehnt, vom goldenen Abendschein angestrahlt. Es ist auf diese Weise ein klein wenig ärgerlich, zu entscheiden, ob das Meer dem Dichter oder aber der Dichter dem Meer als Folie dienen soll.

Kroyer hat dem Strandleben dänischer Seebäder, vornehmlich Skagens, eine ziemliche Anzahl Bilder abgewonnen, die sich dem Gedächtnis freilich nur als ein einziges eingeprägt haben, da sie sämtlich dieselbe heitere, warme, ein wenig süßliche Stimmung, dieselben Farbennoten aufweisen. Auch das Mondlicht ist genau so gelb. Es ist leicht, seine große Liebenswürdigkeit als ein gesellschaftlich gefälliges und nicht künstlerisch vollernstes Wesen erkennen zu lassen, indem man einen einzigen Namen ausspricht: Liebermann.

Hätte man statt dessen vielleicht auch Bruno Andreas Liljefors sagen können, weil dieser gerade als ein Maler bekannt ist, der die entlegensten, stillsten Einsamkeiten wählt, wo das scheueste Wild sogar sich sicher fühlt? Doch wohl nicht. Zwar kann bei ihm nicht von der gleichen Art von Verbindlichkeit, die dem Dargestellten wie dem Beschauer gegenüber zuvorkommend ist, geredet werden, wohl aber erweist die ausnehmende Gründlichkeit des Sachstudiums, hier in bezug auf das Tier und sein Element, dem Gegenstande übergebührliche Ehren und befriedigt damit eine bestimmte Gesellschaft von Fachkennern. Wie schade, denkt man unwillkürlich, daß der alte Brehm diese Bilder nicht mehr erlebt hat; er würde außer Rand und Band geraten sein beim Anblick solcher wunderbaren

Digitized by Google

Anſelm Feuerbach: Zweite Iphigenie.
(Königl. Gemäldeſammlung, Stuttgart.)

Zu Friedrich Fuchs: Das Meer in der modernen Malerei. ● ●

Edouard Manet: Die Arbeiter des Meeres. (Aus dem Kunstsalon von Paul Cassirer, Berlin W, Viktoriastraße 35.)

Belauschungen: wie Tauchervögel durch Wellenkämme hindurchschießen, wie eine bestimmte Spezies Wildenten aus dem Fluge aufs Wasser fallen, oder wie gewisse Möwenarten auf dem umplätscherten Steingeröll der Schäreninseln hocken. Es wäre zu verwundern, wenn bei dem beharrlich interessierten Scharfblick für dergleichen Situationen des Tierlebens nicht auch ein Gewinn an überraschend neuen Beobachtungen der landschaftlichen und — was uns augenblicklich allein angeht — der marinen Natur sich ergäbe. Nebensächlich wirkt die Umgebung auf den Tierbildern des Schweden durchaus nie; im Gegenteil, der weidmännische Maler möchte die Geschöpfe ja in ihrem Lebenselement zeigen, in allen Trieben ihrer Freiheit. Wenn aber z. B. das Gefieder eines dieser in, auf und über dem Meere sich tummelnden Wasservögel mit einer zoologischen Treue und fast mikroskopischen Schärfe der Zeichnung gegeben ist, fällt das Tierfigürliche notgedrungen aus dem Zusammenhang. Denn der Gischt, die Schaumspritzer, das Perlen der Wasserblasen ist beim besten Willen, trotz dem besten Kodak, nicht mit ähnlicher Genauigkeit zu machen, weil sich das nicht kristallisiert in der Jagdtasche mit nach Hause nehmen und wie ein ausgestopfter Vogelbalg auf den Tisch stellen läßt. Was uns in diesen Bildern als das Hauptsächliche frappiert, ist aber gar nicht mal so Neupersönliches und Neuschwedisches, sondern — altes, gutes Japan. Es wirkt bloß seltsam in seiner ganz unbedenklichen Anwendung auf das eingerahmte Ölgemälde. Nur daß die Japaner mit der Nadel besser zu malen verstanden als Liljefors mit dem Pinsel. Denn bei ihm ist alles nur mehr getuscht. Er empfindet übrigens die Schärfe seines Gesichts wohl selbst als ein Hindernis für ästhetische Wirkungen. So hat er neuerdings die Dämmerungen bevorzugt, und indem da selbst von nahen Gegenständen die Umrisse sich nur allmählich aus dem Schummrigen hervorbilden, wird erst eine eigentlich künstlerische Intimität erreicht. Man erkennt hier ganz klar, ein wie wenig derber Zugreifer dieser Liljefors doch ist. Einstweilen

Digitized by Google

Ludwig von Hofmann: Am Strande.

hat er das Schummerhafte auf seine Wasserbilder noch nicht ausgedehnt. Wir sind daher, was seine Auffassung vom Meer anbelangt, noch auf die etwas früheren Werke mit der weiteren Perspektive, dem niedriger gewählten Horizont, angewiesen, die freilich auch meist Dämmerungsstimmungen schildern, aber die nordischer Sommerabende mit ihrer aufregenden Helligkeit und schmerzenden Grellfarbigkeit. Es gelingt nicht in allen Fällen, die durch Geschmack kaum gemilderte Wiedergabe als Reinheit der Natur und Frische des malerischen Temperaments zu genießen. Der Gegenstand, die Szenerie ist es gewöhnlich nur, was uns durch Fremdartigkeit interessiert.

Kroner gegenüber Liljefors zu stellen, daß dadurch bestimmte Eigenheiten sich mehr hervorheben, wäre einerseits gewaltsam, anderseits wohlfeil, drittens aber überhaupt unnütz, weil in gewisser Hinsicht gar keine so tiefen Wesensunterschiede bestehen. Man könnte sie beide zusammen gebrauchen, um im Vergleich mit Max Liebermann zu demonstrieren, was so unter anderem Kraft ohne Härte, Zartheit ohne Weichlichkeit, Geschmack ohne Affektation, Flottheit ohne Kalligraphie, was Momentmalerei ohne Kodak ist. Nun hat Liebermann in seinem letzten Jahrfünft gerade auch der Strand beschäftigt. Da es noch dazu der holländische ist, so provoziert er uns zugleich zur entschiedensten Stellungnahme. Aber es ist das wunderbarste, zu erleben, wie dieser von der klassischen Niederländerei voll Durchdrungene in jedem kleinsten Stück einer von alten und modernen

Augen förmlich abgenutzten Natur ein junges, frisches, noch nie sonst gesehenes, einzig liebermännisches Bild gibt, das nicht etwa bloß alles selbständig gemalt zeigt, sondern außerdem ein zum erstenmal empfundenes Gleichnis des Lebens einschließt. Es sind zumal zwei Motive, an die er seit 1900 seine prachtvolle Energie gesetzt hat: „Die Reiter am Meere" und „Die badenden Knaben". Zwar hat Ludwig von Hofmann nur ein Jahr vorher Jünglinge, natürlich nackte, gemalt, die auf schwarzen Rossen in die Brandung sprengen. Das wird aber kaum als ein Präzedenz anzusehen sein. Denn Liebermanns Bild ist eine ganz andere Sache. Nicht deswegen allein, weil es da junge Herren sind, die auf möglicherweise nur im Tattersall gemieteten Reitpferden einen Morgenritt auf der tadellosen Sandbahn am Strand entlang unternommen haben und sich vielleicht lässige Bemerkungen über die gestrige Reunion zuwerfen. So mögen sie als fremde und gleichgültige Menschen bei dem Maler vorübergekommen sein, der von dem rhythmischen Gegensatz der nervös unruhigen, gezügelten Kraft dieser Gäule zu der unaufhaltsamen, stetig rauschenden Macht des Meeres elektrisiert wurde, von der tänzelnden mondänen Silhouette vor dem Ewigkeitshintergrunde und — alles im selben Moment — durch den köstlichen Zusammenklang der braunen, grünen und grauen Töne. Etwas Erlebtes und ohne die geringste Reflexion wiedergegeben, auch ohne jegliche Schwärmerei, mit kraftvollem Griff gepackt und festgehalten! Wenn wir nun doch damit ein Symbol, ein geistreiches Sinnbild bekommen, so ist es wie von der Natur selbst gegeben. Freilich mußten wir es uns vom Maler als ein Stück herausschneiden lassen, um es in der Art zu verstehen. Mit den „Badenden Knaben" ist es ebenso. Nichts Betuliches, nichts Extrabestissenes: keine niedlichen Genrehaftigkeiten, keine spezifische Aktmalerei. Hier ist alles eins: das Scheinen der Sonne, das Herankommen und Auflaufen der Wellen, die Frische der Luft, das Waten, Plätschern, Durcheinanderlaufen der Jungen und das Aufpassen des Bademeisters, der in seiner gelben Öljacke und den roten Hosen ja außerdem die koloristische Funktion zu erfüllen hat, die zarten Dunsttöne noch zarter wirken zu lassen. Man hat das Leben, den köstlichen Genuß farbiger Bewegung, deren Tempo durch keine mühselige Genauigkeit in Einzelheiten gehemmt ist, sondern in der

Ludwig von Hofmann: Badende Mädchen. (Städtisches Museum in Magdeburg.)

Digitized by Google

völlig vom lebendigen Eindruck suggerierten großzügigen Energie das entsprechende Ausdrucksmittel gefunden hat. Ob man nun auch sich delektieren kann an dem Feingefühl, womit das matte Rosa der Knabenkörper gegen das graue Grün des Wassertons gesetzt ist, oder an dem geistreichen gelben und roten Farbenfleck des Bademeisterkostüms — niemals würde es einem vor dem Bilde zuerst einfallen, auszurufen: wie geschmackvoll! sondern: wie wahr, wie wundervoll wahr!

Auch bei Claude Monet ergeht es uns so. Zum Glück. Denn welch ein Hindernis das Geschmackvolle beim Genuß von Landschaftlichem sein kann, haben die Schotten und Whistler gezeigt. Und sogar die Hafen- und Strandbilder Edouard Manets, von denen aus relativistischen Gründen nicht des breiteren die Rede zu sein braucht, weisen, in unserem jetzigen Abstande gesehen, ein wenig von der Einbuße an Frische durch die kunstmäßigere Empfindung auf, wenn man z. B. die Sammlung Faure zusammen mit einer Kollektion Monets ausgestellt sah. — Aber Monet ist doch auf ein zarteres Entgegenkommen angewiesen als Liebermann. Er malt ja die feinen Dünste der Atmosphäre, die leisesten Nuancen des Wetters. Zumal die Bilder der letzten Jahrgänge, in denen er dem Nebel dahin nachgereist war, wo er am dichtesten ist, nach London — diese letzten Bilder sind nur Hauche. Gerade er hat natürlich das Meer oft aufgesucht, liebte es, von den hohen Klippen bei Dieppe und Etretat auf die glitzernde Fläche hinabzusehen. Aber während sich andere schon immer damit begnügten, dies Blinken so entschieden grell und derb, wie es an klaren Tagen wirkte, zu geben, wählte er sich die Stunden, zu denen das Licht mit dem Dampf zu kämpfen hatte und das Funkeln des Wassers erst noch durch Regenbogenschleier schimmerte. Diese stillen, aber sicheren Siege oder auch nur sanften, aber beharrlichen Spiele mit den unzähligen feinen Triumphen der Farbe haben uns Genüsse verschafft, die bisher unerhört waren. Sie sind die Ergebnisse objektivster Forschung, die durch ihre Willensstärke von selbst zur wärmsten, persönlichsten Gefühlsäußerung wird. Ist es erfindlich, daß man diese durch intensivste Beschaulichkeit gewonnenen Natur-

Arnold Böcklin: Seetingeltangel. (Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.)

Claude Monet: Die Hafenmole von Havre. (Aus dem Kunstsalon von Paul Cassirer, Berlin W, Viktoriastr. 35.)

Zu Friedrich Fuchs: Das Meer in der modernen Malerei.

Digitized by Google

Arnold Böcklin: Venus Anadyomene. (Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.)

erkenntniſſe hat in Zuſammenhang bringen mögen mit den genialiſchen Fahrigkeiten William Turners?

Ein kleiner Humor ließe ſich darin finden, wie ängſtlich in der impreſſioniſtiſchen Nachfolge die Schiffe gemieden worden ſind. Hübſch war es nun, mitanzuſehen, wie einer der glücklichſt Begabten, Ulrich Hübner, langſam von der Landſchaft zum Meere kam, wie er im freundlichen Warnemünde erſt die hellen Häuſer im Grün malte, dann ans Flußufer, in die Nähe des Hafens auf die Werftplätze geriet und ſchließlich, vom Waſſergeruch angezogen, mit dem Malkaſten draußen

Digitized by Google

Herrmann Hendrich: Der Fliegende Holländer.

an den Strand kam, wo sich seine Augen badeten in dem türkisblauen weiten Grunde. Übrigens dasselbe angegrünte Türkisblau, mit dem uns Manet schon beglückte. Und das stärkte die Lust und das Eigengefühl dermaßen, daß er, ohne weiter an Kitschgefahr zu denken, den qualmenden Passagierdampfer, der mit seinen Schaufelrädern eine so „ulkige" breite Furche durchs Wasser zog, mitten hinein ins Bild setzte. Das Wagnis gelang. Man wurde weder an Holland, noch an Achenbach, noch an Gude oder sonstwen erinnert; es war ein ganz reizender Genuß von der See. Von diesem Maler hätten wir wohl noch deren mehr zu erwarten und, nachdem die Bresche einmal geschlagen, auch von anderer Seite. Soll der Verfasser verraten, daß er ganz kürzlich die Genugtuung hatte, im Atelier Max Slevogts zwei Leinwände zu sehen mit Panzerschiffen, die auf hoher See Bekohlungsmanöver ausführen? Bei dem Offizium, in Hamburg einen Senator zu porträtieren, hatte dem binnenländischen Impressionisten die Nähe des Meeres keine Ruhe gelassen. Aber muß man sich nicht eher wundern, daß keiner von den rechten Modernen sich noch darum gekümmert hat, wie die Existenz jener schwimmenden Kolosse nach Würdigung schreit? Was brauchte der Berliner Ehrensaal abzuschrecken?

Von vornherein unbefangener standen Leistikow und von Hofmann dem Meere gegenüber, mit dem sie — jene Elferausstellungen waren oft voll davon — die verschiedenartigsten Beziehungen anknüpften, jener zumeist die schweren, ernsten, trüben, dieser die leichten, heiteren, glänzenden. Ein Zeitlang brauchte Walter Leistikow Wikingerschiffe, aber dann war er bald so weit, den nordischen rauhen Charakter ausschließlich durch malerische Werte und durch den psychologischen Reiz der Linie, für den er die ausgezeichnete Empfänglichkeit besitzt, stark auszudrücken, schließlich ohne die mindeste Stilisierung. Aber was wir an keiner seiner späteren Landschaften mehr erkennen würden, merken wir an dem Wasser seines Bildes „Heimkehr", daß er mal ein Meisterschüler Gudes war. Ludwig von Hofmann hat dagegen mit ständiger Bewußtheit eine gewisse Vervollkommnung der Natur angestrebt, aber, in höchst sympathischem Bemühen, zu eben diesem Zwecke sich an allen

Digitized by Google

Versuchen beteiligt, die Lichtheit der freien Natur mit reinen Farben herauszubringen. Er schloß sich darum auch nicht aus von den Experimenten des Neoimpressionismus, der Seurat, Croß, Signac, bei denen wie alles andere so auch das Meer oder Wasser als besondere Materie gänzlich zu existieren aufgehört hat. Die letzten Konsequenzen zog Hofmann freilich ebensowenig wie van Rysselberghe, der ebenfalls a land of clear colours and stories — nur diese Swinburnsche Verszeile kommt einem bei diesen Bildern immer wieder in den Sinn — zu schildern nicht müde wird. Denn sonst wären am Ende einzig die klaren Farben übrig, von den Geschichten, den arkadischen Idyllen hingegen bliebe keine Spur. Am blauen Gestade die Mädchen, welche baden, ruhen, sich schmücken, träumen oder tollen, sollen mehr sein als nur Farbenwerte. Darum spielt auf den großen Gemälden Hofmanns das Meer immer nur eine untergeordnete Rolle. Jedoch auf Nebenbildern, Pastellen, ist es oftmals vollwichtig zu seiner Geltung gekommen. Köstliche Eindrücke — nicht Einfälle! Nie zu vergessen ist ein kleines Bildchen, auf dem, hoch von oben erblickt, eine zahlreiche ligurische Fischerflottille um einen Inselvorsprung herumsegelt. So etwas Lustiges! Warum es dermaßen zum Freuen, zum Lachen war, ließ sich allerdings nicht mal ohne weiteres sagen. Ein Gegenstück dazu wäre jedenfalls in seinem herben Ernst das Leistikowsche Bild, worauf ebenfalls ein Schwarm uniformer Fischerboote, aber norwegischer, vom Winde in einen engen, düsteren Fjord getrieben wird.

Und nun zu dem, dessen Name wohl jedem, als er die zwei Worte Meer und Malerei las, gleich zuerst einfiel und darum gewiß schon mit Ungeduld erwartet wurde — nun zu Böcklin. Denn trotz Courbet, Liebermann und Monet: wem dankt unser Gefühl stärkere, unauslöschlichere Vorstellungen von Meeresglanz und Meeresöde als den Werken seiner schöpferischen Gestaltungskraft? Wer irgend außer ihm hätte uns z. B. das Grausen vor der geheimnisvollen Tiefe überhaupt nur versuchsweise angedeutet? Wahrhaftig, es ist keinem sonst eingefallen, diesem Gefühl, das jeden Kahnfahrenden unabweislich beschleicht und mit Phantasie ebensowenig zu tun hat wie der Schwindel am Rande eines Abgrundes, irgendwie bildlichen Ausdruck zu geben. Und wenn bei Böcklin dennoch die Phantasie rege ward und wir

Herrmann Hendrich: Die traurige Weise. (Tristanmotiv.)

auf die Tiefe nur von den wundersamen Geschöpfen schließen, die da an die Oberfläche emporgetaucht sind, soll dies dann ungerechtfertigt sein? Wo wäre im übrigen das Meer je so in seiner grausamen Gleichgültigkeit gegen alles Menschentümliche gesehen als wie auf der „Meeresidylle"? Kein anderer hat das Wasser an sich nasser, fließender, durchsichtiger, spiegelnder, welliger und ölglatter dargestellt. Während die Impressionisten von dem Element nur den schönen Abglanz als das Mitwirkende und das Relative liefern, setzt er uns das absolute Meer und Wasser vor mit all seiner robusten Realität. Jenes ist köstlich in seiner beobachtenden Feinheit, aber soll darum die Kraft der phantastischen Ausmalung kein Existenzrecht haben? Wenn für ein Wohnzimmer seine Idyllen zu ungemütlich sind oder für einen Empfangsraum seine Wasserzentauren zu unmanierlich glotzen, so sind sie nicht für diese Zwecke gemacht. Man tue ihm auch den Gefallen, ihn mit Preller zu vergleichen — Leukothea! — ferner auch mit Max Klinger. Wenn dieser z. B. vor eine Meerlandschaft eine nackte Mannsfigur mit einem antiken Porträtkopf hinstellt und oben in den Wolken die Vision des thronenden Zeus, so setzt er bei uns zum Verständnis des Bildes, daß jener Mann der dichtende Homer ist, mindestens die Lektüre der Reklam-Ausgabe der Ilias und Odyssee voraus. Böcklin dagegen mit seinen „unmöglichen" Geschöpfen appelliert nicht im geringsten an unser „gelehrtes Wissen", erst recht nicht an die einfachsten zoologischen Schulkenntnisse. In ihrer aus der jeweilig empfundenen Naturstimmung herausgeschöpften Fabelhaftigkeit sind sie einzig geeignet, uns von den ernsten und humoristischen Launen des Meeres, namentlich aber von seiner Größe und Ewigkeit eindringliche Vorstellungen zu geben.

Böcklin steht einsam auch als Maler des Meeres da. Dennoch lassen sich von ihm aus allein die Fäden hinüberspinnen zu dem Berliner Herrmann Hendrich, der sich in seinen magischen Tendenzen — einerseits — durch Böcklin bestärken ließ, anderseits jedoch nicht von der Weihe der Natur, sondern von den Weihefestspieldekorationen Bayreuths. Freilich werden das viele gar nicht als eine so üble Nachbarschaft betrachten.

Todesahnung

„Die Uhr der Zeit hat gleichen Pendelschlag,
Es gleicht das Jahr dem Jahr, der Tag dem Tag,
Und gleichen Schwunges führt und Schritt vor Schritt
Der Schnitter seiner Sense runden Schnitt.

Als fünfzehnhundertzweiundzwanzig war,
Da traf dem Sickingen das Blut vom Haar,
Der Ritter Franz fiel da von Feinds Geschoß
Und mit ihm Landstuhl, sein geliebtes Schloß.

Und fünfzehnhundertdreiundzwanzig kam,
Das schnell den andern Edeln mit sich nahm,
Ulrich von Hutten, den ich nie gesehn,
Ich fühl' doch tief, wir würden uns verstehn!

Ein Edelmann den andern leicht erkennt,
Das bindet mehr, als alles andre trennt.
Und bin ich euch verbunden ganz und gar ...
Horch: Fünfzehnhundertvierundzwanzig Jahr! —

Die Uhr der Zeit hat gleichen Pendelschlag,
Dem letzten Ritter schlägt der letzte Tag,
Und gleichen Schwunges mäht der Sense Schnitt,
Und jeder Schwung nimmt eine Blume mit!"

Balladeske aus einem Bayardkreis von Börries Freiherr von Münchhausen

Digitized by Google

Alberta von Puttkamer

Alberta von Puttkamer

Von Bernhard Münz

Den vielfachen und mächtigen Anregungen, Ablenkungen und Forderungen gegenüber, mit denen die moderne Kultur bildend wirkt, bleiben nur ganz starke Eigenarten in ihrer gebundenen Geschlossenheit; die meisten zerstreuen ihr Denken, Fühlen und Streben. Alberta von Puttkamer gehört zu den überragenden Naturen, die bei dem Anprall der Eindrücke nicht zersplittern, sondern mit ungebrochener Kraft ihre eigenen, von Energie und Schönheit umsäumten Wege wandeln. Fest und sicher verfolgt sie ihr Ziel, dem sie in dem Lande der deutschen Dichtersehnsucht, in Italien, entgegenreifte.

„Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg" — so wie wir alle — sagt Friedrich Vischer. Unsere Dichterin verzehrte sich einst in faustischem Sturm und Drang. Es zuckte und loderte in ihr wie Fieber, sie gärte wie Feuermost, es erging ihr wie einem, der einen Höhenweg im Herbst macht, in den Nebeln an abgründige Stellen gerät und sie

Digitized by Google

erst erkennt, wenn die Sonne den Dunst plötzlich wie mit goldenem Schwerte zerschneidet. Eine solche Sonne war ihr Goethe. Ihm dankte sie es, daß ihr Pfad sich nicht in Zweifel und ins Trübe verlor. Er war ihr Lehrer, Führer und Schild gegen Schicksalsdruck, ohne daß sie darum zu den Epigonen gezählt werden dürfte. Nächst dem Altmeister wies ihr — Geibel den rechten Weg, auf dem der Überschwang göttlicher Leidenschaft zu ernster Schönheit sich abtönt. „Kein Kräutlein war in uns verwandtes Blüh'n", und dennoch zog er sie mächtig an, denn seine Seele gab ihrem Geiste, was ihm an Milde fehlte. Vieles, was „zu hoch in ihr entbrannt" hat er in kühle Schranken herabgedämmt, vieles zwang und tilgte seine Hand, was allzu üppig in krause Ranken schoß. Und als dritter in dem heiligen Bunde, der ihre künstlerischen Triebe zähmte und veredelte, gesellte sich ihr der Mann, dem sie ihre reiche Seele zu eigen gegeben in aller Fülle von „Leben und Wollen und Sehnen" — der ihr vor kurzem entrissene herrliche Mann, er, der ihr die prächtigen dithyrambischen Verse entlockte:

Doch ein Tag kam,
Da sah ich die ganze Schönheit!
Da kamest du!
Lächelnd, grüßend kamst du geschritten.
Wie Jupiter
Mit dem Zickzackbündel,
Der blitzeschleudernden Kraft!
Du trugst es im Blick! —
Die sonnenstrahlenden Locken
Fielen dir tief in die Stirn,
Dein Mund lächelte,
Und dein dunkles Auge
Schaute wie Lenzverheißung herüber.
Du warst die wandelnde,
Die lebendige Schönheit!
Dein Blick drang mir ins Leben —
Meine Seele ward schönheitberauscht —
Du schlangst deinen Arm
Jubelnd um meine Gestalt!
Da aber wußt' ich:
Ich habe die Schönheit
Lebendig und selig
Am Herzen gehalten.
Sie hat mit den Götteraugen,
Voll von Leben und Liebe,
Groß und herrlich mich angeschaut!

Eines ihrer Gedichte ist ein Aufschrei gegen die Tyrannei der Mode. Einsam und verlassen haucht ein gottbegnadeter Dichter in einer ärmlichen Kammer seinen letzten Seufzer aus, und auf seinem Schreibtisch liegt ein Papier, auf dem er mit zitternden Zügen von der undankbaren Welt Abschied genommen. Er schuf und hungerte und starb im Leid, weil er nicht verstand, für die Zeit zu dichten. Er wurde von der Mode frech verhöhnt, weil er die konventionellen Wege mied, nicht die gemeine Wirklichkeit kopierte, sondern es als die Aufgabe seiner Kunst betrachtete, durch den Schein die Täuschung einer höheren Wirklichkeit hervorzubringen. Daß er nicht von der Kunst abfiel, war sein großes, unverzeihliches Verbrechen, das er bis zu seinem letzten nur von der Sonne vergoldeten Atemzuge büßen mußte. Alberta von Puttkamer tritt in die Fußtapfen dieses Künstlers. Sie hat den Mut, gegen das, was die Modernen den Geist der Zeit nennen, was aber im Grunde der Herren eigener Geist ist, eine Todsünde zu begehen. Sie versetzt der Moderne einen Faustschlag ins Gesicht, indem sie die Dichtung in einem Epigramm als Verdichtung von Gedanken zu klaren Gesichten definiert. Auch sie ist eine Realistin, eine Wahrheitssucherin, allein die Wahrheit deckt sich ihr nicht mit der platten, flachen Wirklichkeit, sie ist ihr „verklärtes Sein — von der lieben Schönheit Heiligenschein". Sie läßt sich in dem Sinngedicht „Idealismus gegen Realismus" vernehmen:

Gewiß sucht unsre Kunst das Wahre,
Wie eure nur das Wirkliche sucht.
Wir klären ins Kristallenklare,
Was wir im trüben Leben gesucht.

Sie fühlt sich inmitten der Unrast der Gegenwart wie in einer Klausnerzelle, sie kommt sich wie ein Mensch aus anderer Zeit vor. Der betäubende Hauch der dumpfen großen Städte mit ihrem grellen und wirbelnden Hexentanz hat für sie keinen Reiz, die buntschillernden, eitlen Wunder des Prunks und der marktschreierischen Oberflächenlust sind ihrem in die Tiefe strebenden Sinne zuwider. Sie geht mit der nach schalen, hohlen Gütern jagenden Gesellschaft, die als Tugend proklamiert, was sich bei näherem Zusehen als Blüte der Sünde darstellt, scharf ins Gericht, sie erhebt gegen sie in dem Gedicht „Vor den Fenstern eines Festsaales" die wuchtige Anklage: „In gleißender Schale ein tauber Kern — das ist die Wahrheit in euren Sälen", sie fällt in dem „Osterbild"

Digitized by Google

über die Gegenwart das Verdikt, daß sie das Herrliche ans Kreuz schlägt und vor Christus in derselben Schuld steht wie die längst entschwundene Zeit, in der sein Blut für die Menschheit floß. Den rauschenden Triumphen in dem festlichen Reigen der mit Flitter und Tand geschmückten Menschen zieht sie die allerdings nicht mit der Weltflucht zu verwechselnde Einsamkeit vor, die sie mit guten Büchern, der auch für das Tiefgründigste und daher Unaussprechliche Worte findenden Musik und durch den vertraulichen Verkehr mit ihrer den Dingen und den Menschen in den Quellgrund ihres Wesens sehenden Muse belebt. Es zieht sie zu den edlen Genien der Menschheit, sie erscheinen ihr in den „Offenbarungsnächten" im Traum, halten mit ihr Zwiesprache und erleuchten sie. Der Olympier erscheint ihr in voller Mannesherrlichkeit. Er erzählt ihr, er sei gekommen, um nachzuschauen, ob sein Geist noch fortlebe, er habe aber zu seinem größten Leidwesen gefunden, daß die Reigenführer der modernen Kunst des schönen Maßes nicht achten, mehr auf die Weckung der Sinne als der Seelen bedacht sind, statt seiner Lust die Begierden schüren, nicht tief erwärmen, sondern wild erhitzen. Das Herz blutet ihm, da er sieht, daß sie sich vor Hochgefühlen scheuen und den Schwung der Kräfte schamhaft bemeistern, daß sie immer nur von Erotik fabulieren, als ob die Welt gar keine anderen Schmerzen hätte. Wohl wäre das Leben arm ohne die Liebe mit ihrer Leidenschaft, und er selbst habe die Früchte von dem goldenen Baume des Lebens freudig genossen, gleichwohl aber mit den Alten darin gewetteifert, die Pyramide seines Daseins so hoch als möglich in die Luft zu spitzen. Und eine edle Entrüstung bemächtigt sich seiner, da die Jugend die der Weltliteratur angehörenden Dichter bekrittelt, weil sie keine Tatsachenfanatiker waren, keine wirklichkeitsrauhen Gestalten schufen, sich nicht in den Minuten des grenzenlos Mannigfaltigen verloren, sondern freie, festgegründete Persönlichkeiten waren, die die Wurzeln in die heiligen Quellen der Erde senkten und mit dem Haupte in den reinsten Äther reichten.

Nach Goethe erscheinen Sokrates, Plato und Epikur, die — freilich mit Unrecht — die moderne Philosophie verurteilen, weil sie sich nur an den Verstand wende, sich dem vielgestaltigen Leben entfremde, sich nur als begriffliches Lehrsystem, nicht als Lebensanschauung, Lebensinhalt und Lebensaufgabe darstelle.

Die Philosophen werden durch Christus abgelöst, der es bitter beklagt, daß diejenigen, welche ihn predigen, ihn verkennen und mißdeuten. Sie hätten unrecht getan, ihn in den Himmel zu entrücken, zum Gottessohn zu machen; denn er sei den Menschen immer nahe, wandle stets mitleidig unter ihnen, fechte ewig den Kampf mit den niederen Mächten aus, die ihn täglich aufs neue kreuzigen. Die unter Tatsachenüberfülle erstickende neue Zeit mit ihrem Evangelium der greifbaren Wirklichkeit faßt ihn mit grauserem Schmerz als „damals in letzten Erdenstunden die Kreuzesnägel in meinen Wunden". Er hält es daher für notwendig, angesichts der kreißenden, wild gärenden Gegenwart nochmals seine ewige Religion der Wahrheit, Schönheit und Liebe zu offenbaren. Und kann er sich eines besseren Mittlers bedienen als seiner treuen, alle ihre psychischen Kräfte in seinem Dienste einenden Jüngerin, die ihn vergöttlicht, indem sie ihn vermenschlicht, die sich als sein echter Apostel erweist, indem sie den starren Glauben an ihn am Feuer ihrer Seele flüssig macht?

Der eigentümliche Reiz des Kunstwerkes beruht auf dem wechselseitigen Ineinanderspielen von Stimmung und Gedanke. In die Aufstellung eines Gegensatzes zwischen Stimmungskunst und Ideendichtung, die in unserer Zeit beinahe den leitenden Gesichtspunkt der ästhetischen Auffassung bildet, spielt eine irrige psychologische Doktrin, die alte Vermögenstheorie, hinein, die von einem Empfindungs-, Denk- und Willensvermögen sprach und damit Zustände, die kontinuierlich ineinander übergehen, fälschlich isolierte. Alberta von Puttkamer hat den einheitlichen Charakter des Bewußtseins erkannt, es bestehen daher für sie nur Gradunterschiede zwischen der Empfindung und dem Denken. Sie liefert den Befähigungsnachweis als Dichterin, indem sie Gefühls- und Gedankenblüten harmonisch vereinigt und durchdringt, einem starken, großzügigen Gedankengrundton einen hinreißenden und prägnanten Ausdruck voll poetischer Stimmung verleiht und in einem „Frühlenz" betitelten Feuilleton erklärt, es gebe keinen Gedanken ohne Beimischung von Gefühl und kein Gefühl ohne Gedankengehalt, und die Frage aufwirft: „Gibt es

Digitized by Google

überhaupt eine scharfe Grenze zwischen Gedanke und Gefühl? Wo tagt das Gericht, das den Spruch gefällt hat, der Gedanke sei grundaus verschieden vom Gefühl? Dieser Gemeinplatz wird von Tausenden nachgesprochen, ja, es gilt der Menge sogar als eine feststehende Wahrheit, daß der Gedanke etwas Höherstehendes sei als das Gefühl. Mir scheint das ein ungeheurer Irrtum. Wozu Begriffen, die sich gar nicht fest fassen lassen, die unendlich biegsam sind, einen Namen anheften, der sie in bestimmte Umrisse und Grenzen zwingt?" Sie hat recht, denn nichts ist rein gegenständlich; das Individuum schafft sich sein Weltbild recht eigentlich. Wir sehen unsere Seele in die Dinge hinein, wir sind nicht nur Schöpfungen der Welt, sondern die Welt ist eine Schöpfung von uns.

Unsere Lyrikerin verfügt über eine edle, schwungvolle Sprache, die nicht nur redet, sondern auch Musik, Malerei und Skulptur ist, und über eine ungemein flüssige Rhythmik. Ihre Blicke fühlen sich nicht oft zu der sonnenbeschienenen Seite des Lebens hingezogen, sie neigt als Mensch und, was dasselbe ist, als Kämpfer zu der uralten Melancholie der ringenden Menschenseele hin. Sie hatte schon von Haus aus einen Hang zur Schwermut, der durch die verschleierte Melancholie und neblige Dämmerstimmung ihrer nordischen Heimat, die sie seelenvoll besungen, Nahrung erhielt. Wenn sie unter ihrem Apfelbaum lag, war es ihr manchmal, als sei sie die Norne, die einsam trübe Zukunftsträume spinnt und ernst zu dem Born hinablauscht, wo des Daseins Quell in tausend Rätseln und Fragen aufrauscht. Dann ward ihr Apfelbaum zur Yggdrasil, zur Weltenesche aus den Eddasagen.

Ihr Lied schluchzt und klagt wie auf weichen Geigen und donnert wie aus Posaunen; eine wehmütige Trunkenheit spricht aus ihm, die immer das Ende sieht. Es berauscht sich förmlich an „Aschermittwochgedanken". Das vorherrschende Wühlen im Leid wirkt aber nicht eintönig. Das glühende Empfinden der Dichterin, ihre Souveränität im Reiche der Phantasie, ihre unversiegliche bildkräftige Wucht, ihre Gedankenfülle, ihr feiner Sinn für das zart Anklingende und das mächtig Brausende in allem Leben und Geschehen, besonders in der Geschichte, und, wessen sie sich, falscher Bescheidenheit abhold, rühmt, der Besitz jener „Gotteskraft, die alles Geistes Weben spürt und sieht", schützen sie davor. Ihre Schwermut hat auch nichts mit dem seichten Weltschmerz gemein, und darin offenbart sich ihre ganz individuelle Art. Ihre Melancholie ist der Sehnsucht, diesem zartesten und beflügeltsten Drang der Seele, den sie in dem Gedicht „Sehnsucht" so unvergleichlich schön schilderte, verwandter als dem unbestimmten Weh, das sich in das All versenkt, ohne am All zu leiden. Der wohlfeile traditionelle Pessimismus widerstrebt der tiefinnerlichen Natur unserer Dichterin. Ihr prächtig düsteres Kolorit gründet sich auf die Erkenntnis, daß derjenige, welcher die goldenen Hesperidenäpfel vom Baume des Lebens pflückt, früher oder später aus dem Paradiese vertrieben wird, daß alles Schöne welken muß, durch alle erschaute Schönheit ein Zug des Herbstes geht. Doch überwindet der Denker in ihr diese trübe Stimmung. Er ringt sich zu der das Irdische sub specie aeterni betrachtenden Wunschlosigkeit, zur begierdelosen, uninteressierten Leidenschaft für alle Schönheit empor, die das Schicksal besiegt, indem sie uns innerlich unabhängig macht. Der Wunschlosen raunt das Weltall Geheimes zu; sie hört die Pulse feinsten Lebens pochen, sie sieht den leuchtenden Kern der Dinge befreit von Schalen und von Schleiern, raumlos dehnt sich vor ihrem Geiste der mächtige Raum, die Schranken der Zeit fallen vor ihr. Entriegelt ist die Tür der Ewigkeit, die heiligen Schauer fassen sie an, und ein Jauchzen der Gottseligkeit entringt sich ihren bebenden Lippen. Sie weiß es dem unnachsichtigen Schicksal nachgerade Dank, daß es ihr tiefe Wunden geschlagen, denn dadurch wurde es ihr möglich, sich auf den Fittichen der Kunst über das wüste Meer des Lebens und seine Fieberhast zu den Höhen des weltverklärenden Idealismus zu erheben und in der Natur die Natur zu mehren.

Fühlt sie sich aber auch selig in dem stillen Frieden wehmutsvoller und doch großbeherzter Resignation oder des grundlosen Optimismus, so läßt sie doch dem Leben volle Gerechtigkeit widerfahren. Mit vollen Akkorden besingt sie auch dessen Freuden, ja, sie jubelt mit den Nachtigallen um die Wette, erquickt uns durch schmelzende, zarte Liebeslieder, stimmt Hymnen auf den Mai des Glückes an, in denen der Himmel voller Geigen hängt, die Luft wie von hellen Flöten

Digitized by Google

klingt. Sie mahnt uns, den Gott und den Menſchen in uns in regem Lebensdrange ganz auszuleben, und hält uns vor Augen, daß der im Kampfe nicht Erlahmende in irgendeinem Lenze den Roſenzweig findet, der ſeine Stirn umlaubt. Keine Nacht ſei ſo tief, daß nicht ein Stern ihr entglühte, kein Geſchick ſo dunkel, daß ihm nicht die Seligkeit mit einem Götterſtrahl die Finſternis der Pein zum Tage lichtete. Hie und da ſitzt der Dichterin ſogar der holde Schalk im Nacken.

Ziehen wir die Summe ihrer in mehreren Bänden geſammelten Gedichte, ſo ſind ſelige Licht- und Schönheitstrunkenheit, ſchauendes Wiſſen und wiſſendes Schauen, Menſchheitsqual und alle Dunkel der Seele ihr Inhalt. Über jedem aber liegt etwas von der göttlichen Ruhe eines Schöpferantlitzes. Das Weltgeheimnis in ſeiner ewigen Ferne wird uns nahegebracht, und was unſerem Herzen am nächſten zu liegen ſcheint, rückt in die unermeßliche Ferne eines Weltgeheimniſſes hinaus.

Alberta von Puttkamer begann ihre dichteriſche Laufbahn als Dramatikerin. Das fein aufgebaute und durch ſeine edle, kraftvoll-pathetiſche und plaſtiſche Sprache zündende Schauſpiel „Kaiſer Otto III.“, deſſen geſchichtsphiloſophiſchen Grundgedanken der Herzog von Bayern, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, in den markigen, in der Bruſt eines jeden Deutſchen widerhallenden Verſen:

O ſucht das Heil in eurem eignen Lande;
Dort ruht die Kraft. Beginnt ſie doch zu wecken.
Wenn Deutſchland ſich vor Rom beugt,
wird ihm Unheil!

ausſpricht, zeugt von ſtarker dramatiſcher Begabung, wenn es auch manche pſychologiſche Lücke aufweiſt. Die Dichterin meißelt die auftretenden Perſonen ſcharf und prägnant, ſie taucht in die Tiefe ihrer Seele hinab, ſie taſtet den leiſeſten Regungen der Seele mit den Fingerſpitzen nach und zeigt die innere Notwendigkeit auf, die die Taten und Schickſale des Kaiſers und der Perſonen, deren Lebensweg ſich mit dem ſeinen berührt, wie Blüte und Frucht aus der Wurzel ihres Weſens hervortreibt. Keiner hat die Wurzel von Ottos Weſen und Tragik ſo bloßgelegt wie ſeine Baſe Helene von Bayern, eine liebliche, wunderholde, herzerquickende, ideale deutſche Mädchenblüte, bei deren Geſtaltung die Dichterin ſich ſelbſt Modell geſeſſen hat. Helene gehört zu den bodenſtändigen Menſchen, und ſolche haben ein feines, kräftiges Herz. Aus dieſem quellen die ſinnigen, weiſen Worte:

Mein kaiſerlicher Vetter, jedes Kräutlein
Soll auf dem Boden bleiben, den Natur
Ihm mild beſtimmt. Pflanz'ſt du die ſchlanke Lilie,
Die bleich den Garten ziert, in kühlen Wald,
So wird ſie zitternd ſterben. Setz die Palme
Aus glüh'nder Tropenwelt in Eisregionen,
Sie wird ihr Haupt dem Tode beugen müſſen.
Wir müſſen dahin ſtehn, wo uns Natur
Zu ſein beſtimmte. Reißen wir uns ſelbſt
Mit unſern Wurzeln aus dem heim'ſchen Boden,
So iſt die Folge fragelos der Tod.

Es iſt höchlichſt zu bedauern, daß das kräftig pulſierende und im beſten Sinne des Wortes nationale Drama, das förmlich nach der Aufführung ſchreit, aus politiſchen Gründen, wie ich vermute, verurteilt wurde, ein Buchdrama zu bleiben. Ebenſoſehr iſt es zu bedauern, daß die dramatiſche Dichterin ſeither kein Lebenszeichen mehr von ſich gab.

Vor drei Jahren veröffentlichte Frau von Puttkamer ihre erſte und bisher einzige Erzählung. „Jasmin“ iſt eine in Erfindung und Form ganz ungewöhnliche Schöpfung. Der Genuß, den wir dieſer einzigartigen, durch ihre wehe und herbe Schönheit packenden Erzählung verdanken, wirkt wie eine Höhenwanderung des Geiſtes. Eine reiche und reine Luft badet uns die Stirn, und die Welt liegt wie überwunden zu unſeren Füßen.

Möge die durch den Tod ihres herrlichen Gatten aufs tiefſte erſchütterte Dichterin ſich an dem Helden ihres „Jasmin“ emporranken, mit dem vom Schickſal gemeißelten Briefträger den gewaltigen Schmerz durch die Erkenntnis meiſtern, daß geſtorbene Herzen weiterleben können, und daß es ein Heiligeres über dem Glück gibt — die eherne, majeſtätiſch einherſchreitende Pflicht!

Kap Zaffarano (bei Solunt).

An der Nordküste Siziliens

❀ ❀ ❀ Von Dr. Alexander Rumpelt ❀ ❀ ❀

Mit acht Abbildungen nach Aufnahmen von Giovanni Crupi-Taormina

Wenn man den berühmten „Spaziergänger" Seume auf seiner Reise von Messina nach Palermo im Geiste begleitet, nimmt es wunder, daß er wohl der Landschaft und ihrer Bewohner mit einigen Worten gedenkt, aber all das, was jetzt an diesem Wege den Wanderer fesselt, unbesehen läßt. Daß er die Ruinen von Solunt nicht erwähnt, erklärt sich daraus, daß diese erst seit 1826 durch umfassende Ausgrabungen nach beinahe zweitausendjährigem Verborgensein ans Licht der Sonne zurücktraten. Aber auch die Überreste von Tyndaris hat er nicht gesehen, obgleich er vermutlich kaum eine Viertelstunde von ihnen entfernt auf seinem Maultier vorbeiritt, und in Cefalù hat weder der großartige Dom irgendwelchen Eindruck auf ihn gemacht, noch hat der Kastellberg ihn gelockt, sich doch einmal die schöne Welt von da oben von seinem Gipfel aus anzusehen.

Um einen richtigen Eindruck zu empfangen, ist es aber nötig, daß man gelegentlich ein paar Stunden Steigens nicht scheut, trotz Wassermangel und Schirokkohitze. Wer die Strecke Palermo—Messina mit dem Schnellzug abfährt, erhascht nur dann und wann einen Blick auf die schneebedeckten Madoniden, auf die altertümlichen Städte in der Höhe. Aber auch die merkwürdigen sieben Inseln des Äolus, die noch am beharrlichsten dem Reisenden zur Seite bleiben, wird er viel klarer und ruhiger von den Höhen des Kap Tindaro oder der Landzunge von Milazzo in die Seele aufnehmen als von der Küstenniederung, wo die einzelnen Inseln leicht ineinander verschwimmen, die ferneren nur als schwache Schattenbilder auftauchen, und wo ein Tunnel nach dem anderen das freundliche Bild immer aufs neue zerstört.

An solchen hohen Warten hat diese Küste keinen Mangel. Vom Monte Pellegrino angefangen bis zum Campo Inglese über der

Digitized by Google

Meerenge von Messina ragen nacheinander der Monte Catalfano, der 1300 Meter hohe Berg des heiligen Calogero bei Termini, die Höhe von Himera, der Felsen von Cefalù, die Vorsprünge Tindaro und Milazzo. Unmöglich, im engen Rahmen eines Aufsatzes all die Bilder zu vereinigen, die sich hier aufdrängen. Ich übergehe deshalb den Monte Pellegrino, der aus den unzähligen Beschreibungen Palermos hinreichend bekannt sein wird, übergehe Termini, das außer der schönen Aussicht nach Meer und Land nichts Hervorragendes bietet, übergehe auch das unglückliche Himera, in dessen Nähe 480 v. Chr. die Karthager jene schreckliche Niederlage erlitten, die ihnen auf siebzig Jahre die Lust benahm, von neuem gegen die sizilianischen Griechen das Schwert zu ziehen, und greife aus der Fülle des landschaftlich wie geschichtlich Interessanten drei Punkte heraus, die noch wenig besucht werden: Solus, Cefalù und Tyndaris.

Nördlich von dem Villenort Bagheria, eine halbe Bahnstunde von Palermo entfernt, erhebt sich der 374 Meter hohe Monte Catalfano, an dessen Ostabhang die Ruinen der römischen Stadt Solus (Solunt) sich hinziehen. Von der früheren karthagischen, vielleicht schon phönikischen Gründung Soloeis ist nichts mehr übrig. Wohl aber sind die Straßenzüge der römischen Stadt, die sich, von Nord nach Süd und von West nach Ost laufend, rechtwinklig schneiden, deutlich zu erkennen. Kein Wagen fuhr je hier herauf, selbst die große, sechs Meter breite Hauptstraße gewinnt die Höhe durch Hunderte von hohen Quaderstufen. Zu beiden Seiten der Straßen kann man noch eine ganze Anzahl Bürgerhäuser unterscheiden. Auch die übrigen Mauerreste: schöne Mosaiken, mehrere Prachtgebäude, wie ein Tempel und ein säulengeschmückter Hallenbau, lassen darauf schließen, daß dieser Ort sich einer großen Blüte erfreute, nachdem die Stürme der Punischen Kriege, die Sklavenaufstände und die Räubereien des Verres glücklich überstanden waren, Wirren, in die Solus zum Teil mit hineingerissen wurde. Im ersten Punischen Krieg eroberten es die Tyndaritaner, und die Steuerpächter des Verres wüteten auch hier. Seine freie Lage hoch über dem Meer, die entzückende Aussicht auf die Berge, die den Golf von Termini bis zu dem Felsen von Cefalù umschließen, mußte wohlhabende Römer anlocken, sich hier anzusiedeln. Nur der Ätna in seiner imposanten Größe fehlt, aber doch nicht ganz: als kleine Schneekuppe glänzt er an klaren Tagen über dem Kamm der östlichen Berge herüber. Im übrigen ist die Lage von Solus der von Taormina ähnlich und steht ihr an Schönheit wenig nach. Und so mag wie in Taormina mancher Römer der Kaiserzeit sich hier angekauft haben, um procul negotiis in einem Lande zu leben, wo „Jupiter einen langen Frühling und linde Winter schenkt“ (Horaz, II. Buch, Ode 6).

Der Blick auf den prächtigen Kegel, das Kap Zafferana, bewog mich vor neun Jahren, am Strande zwischen diesem Kap und dem Monte Catalfano meinen Rückweg nach Palermo zu nehmen — eine einsame, aber herrliche Wanderung teils durch Steppen, teils durch Felsenwildnisse zwischen Kaktusfeigen und Olivenhainen an ganzen Wiesen von Asphodelos und Zwergpalmen vorbei. Jetzt sind solche Ausflüge nicht mehr anzuraten, seitdem sich die Raubanfälle in dieser Gegend gemehrt haben und beinahe vor den Toren Palermos ausgeführt werden. 1901 wurde die Tochter des Millionärs Whitaker bei einer Spazierfahrt in der Conca d'oro von vermummten Übeltätern ergriffen, an einem verborgenen Ort festgehalten und ihrem Vater erst gegen ein Lösegeld von siebzigtausend Liren wieder zurückgegeben. Und am 26. März 1904 traten bei Monreale dem Universitätsprofessor Fuchs aus Wien und zwei ihn begleitenden Damen plötzlich vier Kerle entgegen mit erhobenem Revolver und nahmen ihm seine goldene Uhr und hundertneunzig Lire in bar ab. Das von außen so märchenschöne Palermo ist eben innen faul und häßlich, ein Schlangennest, die, wie es scheint, unzerstörbare Brutstätte der Mafia. Wird die italienische Regierung sich nun endlich zu energischem Vorgehen, etwa in Gestalt eines drakonischen Ausnahmegesetzes, gegen diese Pest aufraffen, jetzt, wo die Greueltaten dieser Diebes- und Mordgesellen schon nicht mehr bloß die Einheimischen in Angst und Schrecken setzen, wo auch die Fremden, die jährlich viele Millionen auf die arme Insel tragen, vor ihnen nicht mehr sicher sind? Mehren sich solche Fälle, dann werden die Deutschen, Engländer und Amerikaner eines Tages ausbleiben wie Röhrenwasser.

Die Bahn nach Messina führt immer an der felsigen Küste hin mit dem Blick auf die

Berge von Palermo, die sich bei jeder Wendung verschieben und anders, oft kaum bestimmbar, gruppieren. Einsam stehen im fernen Meer die Inselkegel Alicudi und Filicudi, lange beinahe unverändert. Wir passieren Termini mit kleinem Hafen und dem gebieterisch-stolzen Monte Calogero, weiterhin die Stätte, wo einst die am weitesten gegen Westen vorgeschobene Griechenkolonie Himera mit ihren Türmen und Tempeln ragte. Nichts erinnert, seitdem sie in dem Rachezug des Himilkar gegen die sizilianischen Hellenen 409 v. Chr. von der Erde vertilgt wurde, an die Vaterstadt des großen Dichters Stesichoros als die drei wundervoll stilisierten Löwenköpfe im Museum von Palermo, Wasserspeier eines Tempels, und — diesen ebenbürtige Kunstwerke — eine Reihe von Münzen, die aus dem sechsten Jahrhundert mit einem Hahn auf der Vorder-, einem eingeschnittenen Viereck auf der Rückseite, die späteren aus der Blütezeit des fünften Jahrhunderts, Bade- und Opferszenen darstellend.

Allmählich tritt der merkwürdige Felsen im Osten, der zuerst infolge des ihn umgebenden flachen Geländes wie eine im Meer schwimmende Insel erschien, deutlicher hervor; man erkennt einzelne Vorsprünge, Risse, Schluchten und Ruinen. Ihm zu Füßen aus dem grauen Streifen steigt eine kleine scharfe Silhouette auf, ähnlich den Schattenrissen der Dome von Speyer und Worms, die man über der Rheinebene von den Höhen des Odenwaldes erblickt: das alte Cefalù mit seinem berühmten Normannendom.

„Cefalù ist eine an Erträgnissen des Bodens überreiche Seestadt, von Weinbergen und anderen Pflanzungen umgeben und mit dauernden Märkten versehen. Eine gewisse Anzahl von Mohammedanern lebt in Cefalù. Die Stadt wird von einem großen kegelförmigen Felsen beherrscht, auf welchem ein Schloß, so fest, wie man kein anderes je gesehen, aufragt; ein Schloß, welches die Christen erbaut haben, um dort im Falle eines unerwarteten Angriffs von seiten der Mohammedaner — Allah stehe ihnen bei! — sich zu verteidigen." So der Reisebericht des spanischen Mauren Ibn-Dschubayr, der im heiligen Monat Ramadan des Jahres 1185 Sizilien besuchte. Natürlich erwähnt er aus Haß gegen die „Kreuzanbeter" den

Solunt: Tempelruinen.

Digitized by Google

Ruinen von Solunt (Hauptſtraße).

Dom nicht, deſſen Bau bereits 1148 beendet war, nachdem König Roger zu Pfingſten 1131 im Beiſein ſeiner frommen Mutter Adelaſia und des normanniſchen Adels feierlich den Grund gelegt hatte. Nach der Legende ſoll Roger auf der Fahrt von Salerno nach Reggio, durch einen ſchweren Seeſturm verſchlagen, das Gelübde getan haben, wenn er ſein Leben rettete, da, wo das Schiff landen würde, eine Kathedrale zu bauen. Jedenfalls war der religiöſe Geſichtspunkt nicht minder maßgebend als der politiſche. Dadurch, daß die Normannen den Islam eindämmten und dem Kreuz Raum ſchufen, ſtärkten ſie ihre auf die Waffenerfolge einer ganz geringen Minderheit aufgebaute Herrſchaft. Unter der zweihundertundvierzigjährigen Herrſchaft der Sarazenen über Sizilien (840 bis 1080) war in Cefalù ein Berberſtamm aus Afrika angeſiedelt worden, und auch im Innern, in den einſamen Bergſtädten der Madoniden, war die Bevölkerung durchweg mohammedaniſch. Dieſe immer zu Aufſtänden geneigten ſchlimmen Elemente in Schach zu halten, war der Zweck nicht nur des Normannenkaſtells, ſondern auch des burgähnlichen Domes, deſſen Faſſade zwei rieſige viereckige Feſtungstürme mit nur wenigen Fenſtern flankieren. Schon die Hunderte von chriſtlichen Künſtlern, Architekten, Bauhandwerkern, Moſaikbildnern, unter dieſen ſogar Baſilianermönche vom Berge Athos, die während der Baujahre hier hauſten, ſollten in dieſe Hochburg des Islam eine Breſche legen, indem ſie mitten in der arabiſchen Stadt einen Prunkbau des chriſtlichen Gedankens aufführten.

Die Kirche, neben dem Dom von Monreale und der Kathedrale von Palermo das glänzendſte Beiſpiel des arabiſch-normanniſchen Stils, iſt ſo ziemlich in der alten Geſtalt auf uns gekommen. Wie wuchtig wirken die wenig gegliederten Formen, die als einzigen Schmuck gotiſche Fenſter mit mehrfachen Steinrahmen aufweiſen, und an der Faſſade und Rückſeite teils Rundbogenfrieſe, teils ſich ſchneidende Spitzbogen mit dem ſchweren arabiſchen Zickzackornament! Dazu die auf die beiden Türme aufgeſetzten Würfel, mit Ghibellinenzinnen umſäumt und durch kurze Steinpyramiden gekrönt! Nur die Eingangshalle vor dem ganz orientaliſchen Haupttor iſt neueren Urſprungs (von 1484), paßt ſich aber dem Ganzen gut an. Eine ernſte Größe ſpricht zu uns aus dieſem feſtungsähnlichen Bollwerk des Chriſtentums gegen den Islam.

Digitized by Google

Cefalù: Totalansicht von Westen.

Das Innere erscheint etwas verwahrlost. Mächtig zwar wirken die sechzehn antiken korinthischen Säulen, die das Mittelschiff von den beiden Seitenschiffen trennen und oben schlanke arabische Bogen tragen, mächtig auch der hohe Bogen, der das Querschiff vom Chor scheidet. Aber eine Menge Fresken und Mosaiken sind zum Teil durch Feuchtigkeit verdorben, zum Teil durch Habsucht und Nachlässigkeit früherer Bischöfe zugrunde gegangen, die zum Beispiel die bleiernen Verankerungen bei den Chorfenstern herausbrachen und zu Geld machten. Die drei riesigen Schiffe machen, jedes künstlerischen Schmuckes bar, den Eindruck der Öde. Auch das offene Holzdach, das im Wartburgstil einst vergoldet und bemalt war, wäre einer gründlichen Erneuerung sehr bedürftig. Die letzte Restauration erfolgte 1559, die erste 1263, laut Inschrift an einem Balken noch durch den unglücklichen König Manfred. In Chor und Apsis hingegen sind treffliche Mosaiken auf Goldgrund: Apostel-, Heiligen- und Engelfiguren, erhalten, über allen erhaben blickt mit seinem strengen, beinahe argwöhnischen Auge bis in die fernsten Winkel des großen Gotteshauses der Erlöser, der seine Rechte zum Segen erhoben hat. Zu beiden Seiten vor dem Hochaltar stehen zwei reich mit Mosaik ausgelegte Marmorthrone, der linke für den König, der rechte für den Erzbischof. Auf diesem von den Normannen gebauten Thron nimmt der Kirchenfürst noch heute Platz, und ich sah ihn an einem hohen Fest (Mariä Empfängnis) unter seinen Kanonikern in all seinem Glanz daselbst präsidieren, während der Kirchenchor gegenüber eine recht gute Messe vortrug, worauf ein als Fastenprediger verschriebener berühmter Redner mit dem ganzen südlichen Pathos und theatralischen Gesten eine Lobrede auf die heilige Jungfrau hielt. Auf dem königlichen Sitz aber hat wohl seit den Tagen der Hohenstaufen kein Herrscher Siziliens mehr hier der Messe beigewohnt.

Das Kastell von Cefalù ist durch eine geschichtliche Episode aus der Zeit Friedrichs II. von Hohenstaufen bemerkenswert. Es scheint, daß die frommen Normannen, die es mit dem Papst nicht verderben durften, auch das Kastell der Kirche geschenkt hatten. Wenigstens nahm es während der Minderjährigkeit Friedrichs II. dessen Vormund, Papst Innozenz III., in Besitz, und der Bischof Harduin von Cefalù gab es nicht wieder heraus. Natürlich wollte der Kaiser den wichtigen

Digitized by Google

Platz nicht in den Händen der Kirche wissen, sonst hätte es ihm bei den häufigen Bannflüchen und Exkommunikationen, wovon er ihrerseits zeitlebens bedroht war, widerfahren können, daß er diese Zwingburg gegen die Sarazenen eines Tages nicht mit seinen Mannen hätte besetzen können, sondern die Tore durch die Lehensleute des Bischofs verschlossen fand, der wohl gar aus Haß gegen den atheistischen Ghibellinen nicht abgeneigt gewesen wäre, gemeinsame Sache mit dem Halbmond zu machen. Der Kaiser erreichte durch einen Prozeß vom Jahre 1223, daß ihm das Schloß mit sämtlichen Einkünften zugesprochen wurde. Der Prozeß, dessen Akten der leider so früh verstorbene Geschichtsforscher Winckelmann im Staatsarchiv zu Paris fand,* wirft ein eigentümliches Licht auf die Sittenlosigkeit des hohen sizilianischen Klerus. Harduin unterhielt von den riesigen Einkünften seines Bistums eine ganze Anzahl Kurtisanen und nicht weniger als fünf uneheliche Kinder!

* Näheres hierüber siehe: Pietraganzili: Cefalù (Palermo 1888), und E. Winckelmann: Bischof Harduin von Cefalù und sein Prozeß (Innsbruck 1884).

Cefalù: Dom.

Digitized by Google

Auch sonst haben sich über Cefalù aus dem Mittelalter mehrere schätzenswerte Überlieferungen erhalten. Nach Konrads IV. frühem Tode (1254) löste sich die längst vorhandene, nur durch die kaiserliche Autorität mühsam niedergehaltene Gärung der verschiedenen Elemente in einem allgemeinen Aufstand, einem bellum omnium contra omnes. Wie die Messinesen Taormina überfielen und an sich brachten, so zogen die Palermitaner nach Cefalù und eroberten es. Auch Karl I. von Anjou gab trotz seines Lehnseides dem Papst das Kastell von Cefalù nicht heraus, eignete sich sogar noch die reichen Hafenzölle an, die bisher die Kirche eingestrichen hatte. Als nach der Sizilianischen Vesper (1282) Karl II. von Anjou von Ruggiero Loria gefangengenommen worden war, saß er eine Zeitlang im Kastell von Cefalù in Haft. Das ist wohl das letzte bedeutsame Ereignis, deren Schauplatz die alte Normannenfestung war. Seitdem ist sie zerfallen, und ihre Ruinen bieten außer der prachtvollen Aussicht auf die Küste vom Kap Gallo bis Kap Orlando und die blauen Inseln in der Ferne nichts Bemerkenswertes.

Aber eines sonderbaren Gebäudes auf halber Höhe des Berges muß ich noch gedenken, des einzigen Überbleibsels aus dem Altertum. Sein heutiger Name „Tempel der Diana" ist durch nichts gerechtfertigt, sein Zweck noch nicht hinreichend aufgeklärt. Der acht Meter lange, durchschnittlich dreieinhalb Meter hohe Bau aus Polygonalquadern ist denen von Anagni, Arpino, Castrogiovanni und vielen anderen Städten Italiens ähnlich und rührt jedenfalls von den Ureinwohnern der Apenninhalbinsel her, von denen die Sabeller wie die Sikuler einzelne Stämme darstellen. Höchst sonderbar ist nun, daß inmitten dieser rohen, ohne Kalk aneinandergefügten Quadern ein Architrav und sowohl an dem Eingangstor wie an einer inneren Tür des Hauses Steinmetzarbeiten zu sehen sind. Die Pfosten zeigen einfache, aber recht geschmackvolle Kapitäle, der 2,60 Meter lange Block, den die Pfeiler des Eingangstors tragen, eine rechteckige Innenfläche und einen sauber herausgearbeiteten Sims. Pietragantzili erklärt diese Anomalie dadurch, daß er meint, diese Verzierungen seien, als sich das Normannenkastell in der Nähe erhob, durch Steinhauer jener Tage nachträglich entstanden. Aber wäre es nicht möglich, daß ein an den Barbarenstrand in vorgeschichtlicher Zeit verschlagener griechischer Steinmetz diese Schmuckstücke gefertigt und in den rohen Bau eingefügt hätte? Die Italiker bauten nachgewiesenermaßen noch im sechsten Jahrhundert polygonal, also zu einer Zeit, wo die griechische Kunst und gerade auf Sizilien schon so bedeutende Bauten hervorzubringen wußte, wie die ältesten Tempel von Selinunt.

* * *

Wenn man, durch den Klang alter Namen gelockt, oft weite Fuß- und Wagentouren unternimmt, auch wohl bei den wenigen Bahnzügen, die in Süditalien verkehren, oft einen halben Tag und länger in Regen oder Sonnenglut auf die nächste Verbindung warten muß, um seinen Bestimmungsort dann erst in später Nacht zu erreichen: so findet man sich trotz aller Beschwerden nicht selten enttäuscht und kehrt von so mancher berühmten Stätte des Altertums mit dem Gefühl zurück: du hast wieder einmal Zeit und Geld verloren. So erging's mir unter anderem mit Sybaris und dem Epizephyrischen Locri in Kalabrien, mit Megara und Naxos an der sizilianischen Ostküste. Denn da ist soviel wie nichts mehr von der ehemaligen Herrlichkeit vorhanden, und auch die zuweilen recht bedeutenden Funde unter der Erde verbleiben nicht an Ort und Stelle, sondern wandern in die Museen der Hauptstädte, nach Neapel oder Palermo.

Hier in Palermo muß man die Ausgrabungen von Tyndaris betrachten, wenn man sich einen Begriff von dem Schönheitssinn und der Kunstliebe der Bewohner dieser letzten griechischen Kolonie auf Sizilien bilden will. Da sind außer interessantem Goldschmuck, aus Frauengräbern stammend, vor allem vier Statuen bemerkenswert, ein Zeus von hohem Adel, der wohl in einem Tempel stand, eine Kaiserbüste, die ich nicht für Nerva (Meyer), sondern für den jugendlichen Tiberius halte, und zwei Porträtstatuen von Überlebensgröße, Ehrenstandbilder, wie sie verdienten Familien auf dem Markt errichtet zu werden pflegten. Die Haartracht weist auf die Zeit Mark Aurels. Sie geben mit ihrer edlen Realistik, ihrer Würde und Anmut den herrlichen Figuren der Balbi aus Herkulanum (Neapeler Museum) wenig nach. Andere Ausgrabungen aus Tyndaris sind in

Digitized by Google

Dom von Cefalù: Hauptportal.

dem Palaſt des Barons Sciacca bei Patti vereinigt, deſſen Familie das ehemalige Stadtgebiet gehört. Leider iſt dieſes Privatmuſeum ſeit dem Tode des letzten Beſitzers den Fremden verſchloſſen, und wohin die zahlreichen Statuen gelangt ſind, welche die Engländer im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hier fanden und fortſchafften, weiß man nicht. Damals, als der Bourbone nur dem Namen nach, in der Tat die britiſchen Admiräle Herren der Inſel waren, gab es noch kein Geſetz, das das Ausgraben von Altertümern verbot, wie heute, und ſo mögen die ſchlauen Lords, die in Meſſina gegen Murat die Meerenge verteidigten, hier in ihrer Urlaubszeit nach Herzensluſt gewühlt und ſo manchen Schatz des Altertums nach ihrer Heimat geſandt haben, wo er auf einſamen Schlöſſern in Schottland und Wales, von niemand beachtet, der wiſſenſchaftlich und künſtleriſch intereſſierten Welt für immer entzogen iſt.

Immerhin hatten die wenigen palermitaner Statuen aus Tyndaris in mir den Wunſch rege gemacht, die Stätte, wo ſie gefunden wurden, zu beſuchen, zumal uns durch die alten Schriftſteller, beſonders Cicero in den Reden gegen Verres, gerade über Tyndaris mehr Nachrichten erhalten ſind als über manche andere größere und wichtigere Stadt. Und ich ſollte es nicht bereuen, daß ich mir

Digitized by Google

an einem heiteren Frühlingstage in Patti eine Biga (zweirädriger Bauernwagen) nahm und nach dem Kap Tindaro fuhr.

Patti, auf einem Hügel unweit des Meeres, sieht mit seinen sauberen, aber höchst einförmigen roten, weißen, gelben und grünen Häusern in der Ferne aus wie eine Stadt aus einer Spielwarenschachtel, die ein Knabe aufgebaut hat. Desto anmutiger ist seine Umgebung. Überall war der üppige sizilianische Frühling eingezogen. Welche Farben! Samtgrüner Klee blühte tausendfältig hellpurpurrot unter altersgrauen Oliven, ein großer Teil der Zitronengärten trug noch seine goldschimmernden Früchte und daneben auf denselben Stämmen zartduftende Knospen, in den Gärten blühten einzelne Birnbäume, weiß wie Quarz, dann ganze Reihen Aprikosen und Pfirsichbäume in zartestem Rosa. Das junge Grün sprossender Weizenfelder wechselte mit dem sanften Blau des Flachses. Lerchen trillerten daraus empor. In den Wipfeln der eben ausschlagenden Pappeln und Platanen zwitscherten die Finken. Unweit aber glänzte fröhlich das sonnige Meer.

Nach einstündiger Fahrt unter beständigem Steigen gelangte ich zu den ersten Ruinen, Teilen der Stadtmauer und dem Südtor, in dessen Pfosten man noch die Eindrücke sieht, worin sich die Angeln bewegten. Die Mauern, große Sandsteinquadern ohne Bindemittel übereinandergelagert, sind meist von indischen Feigen überwuchert, an mehreren Stellen treten sie jedoch meterhoch in längerer Ausdehnung hervor. Sie folgten den unregelmäßigen Grenzen der Hochebene, die die alte Stadt einnahm. Der Wagen hält bei einer großen schloßähnlichen Kirche, der Madonna di Tindaro, deren vier ständige Priester nicht nur der Seelsorge der sich hier einfindenden Wallfahrer obliegen, sondern auch zwanzig Waisenknaben erziehen, die in weitläufigen Nebengebäuden untergebracht sind. Wöchentlich wenigstens einmal kommt der Bischof von Patti herauf, um nach dem Rechten zu sehen, aber auch, wie ich vermute, um zugleich die gute Luft und die schöne Aussicht zu genießen.

Von der Kirche aus begleitete mich der Kustode. Er führte mich zunächst durch das elende kleine Dorf, das wie zum Hohn auf die einst hier ragende schöne Griechenstadt auch Tindaro heißt, zu dem Amphitheater. Es gleicht in der Anlage dem bekannten Theater von Taormina, wurde wie dieses in der römischen Periode umgebaut, wie die Backsteinlagen des Bühnengebäudes verraten, und konnte, nach dem Durchmesser von achtundsechzig Metern zu urteilen, mehrere tausend Personen fassen. Die Sitzreihen sind noch gut zu erkennen. In der Arena liegt unter Disteln und Dornen alles wirr durcheinander: Säulenstümpfe, Quadern, Architrave. Daher ist der Eindruck hier natürlicher, stimmungsvoller als in Taormina, wo sie allen Pflanzenwuchs entfernt und die Trümmer sortiert und in Reihen aufgestellt haben. Vielleicht haben sie sie dort auch erst mit grüner Seife gewaschen? Wo das Verfallene allzupeinlich gesäubert wird, entsteht statt der angestrebten Harmonie gerade das Gegenteil, zum mindesten geht die malerische Wirkung verloren.

Bedeutender und eines ernsten Studiums durch Archäologen wert sind zwei andere Überreste, das sogenannte Gymnasium und die Turmanlage an der Südwestseite.

Das Gymnasium spielt in Ciceros Rede eine Rolle; hier stand die von Verres geraubte Merkurstatue, die einen der Hauptanklagepunkte gegen ihn bildete. Zum besseren Verständnis vorerst einige geschichtliche Bemerkungen:

Tyndaris wurde 396 vom Tyrannen Dionys von Syrakus zum Schutze der wichtigen Festung Messina gegen Westen gegründet und als Seestadt den Dioskuren, Söhnen des Tyndareos (Gemahls der Leda), geweiht. Die antiken Schutzpatrone der Schiffahrt, Kastor und Pollux, kehren denn auch auf den Münzen der Stadt immer wieder. Bereits 393 kamen die Karthager unter Mago, verheerten die Gegend von Messina, mußten sich aber vor Dionys nach einem verlorenen Treffen zurückziehen. 348 schloß sich Tyndaris an Timoleon an und half ihm gegen den Tyrannen von Lentini, Hiketas, und gegen die Karthager, die Syrakus zu Wasser und zu Lande belagerten. Als sich dann die Mamertiner in Messina festsetzten, bekam die kleine Seehandelsstadt trotz ihrer festen Lage einen schweren Stand, und sie scheint von zwei Übeln als kleineres die Freundschaft der Karthager gewählt zu haben. Bei Beginn des ersten Punischen Krieges (264) finden wir Tyndaris in ihrer Hand. Um sich der Stadt zu versichern, schleppten die Afrikaner

Digitized by Google

Cefalù: Blick auf Dom und Stadt von Süden.

sogleich die angesehensten Bürger von Tyndaris und eine Menge Wein und Korn nach Lilybäum (dem heutigen Marsala an der Westküste), und so konnte Tyndaris nicht dem Beispiel anderer sizilianischer Städte folgen, die, der ewigen Plackereien durch die Karthager satt, den Römern ihre Tore öffneten. Das geschah erst, als nach der Eroberung von Panormus (Palermo) Rom an der Nordküste das Übergewicht erlangt hatte. Der Sieg der Römer bei den Ägadischen Inseln (241) zwang die Karthager zum Frieden, Sizilien wurde die erste römische Provinz. Tyndaris erhielt günstige Bedingungen bei der neuen Ordnung der Dinge und scheint sich nach den punischen Wirren, während deren es treu zu Rom stand, leidlich erholt zu haben, dank seinem Seehandel und seinem Thunfischfang, der vor zweitausend Jahren wie heute noch den Bewohnern dieser Küste einen gewissen Wohlstand verbürgt.

Spärlich sind diese aus Polybius und Diodor geschöpften Nachrichten. Ausführliches dagegen geben mehrere Stellen aus Ciceros Verrinischen Reden. Wie ein elektrischer Scheinwerfer beleuchten sie eine einzige Episode der Stadtgeschichte in der langen Nacht der Jahrhunderte. Und wir gewinnen einen tiefen Einblick in ein Stück Chronik von Tyndaris aus den Jahren 74 bis 71 v. Chr.

Mit anderen Abgesandten Siziliens kamen, nachdem Verres in diesen drei Jahren die Insel als Prätor verwaltet hatte, vier Männer aus Tyndaris nach Rom, um sich über seine Schandtaten zu beschweren, nämlich der Bürgermeister Sopatros, der Rektor des Gymnasiums, Demetrios, und die beiden Patrizier Zosippos und Ismenias. Verres hatte, wie das auf seinen Inspektionsreisen seine Gewohnheit war, auch in Tyndaris alles, was ihm gefiel, sich ausliefern lassen, vom ersten eine Pferderüstung, vom zweiten eine kostbare Tasse, vom dritten ein Opferbecken. Vom vierten ließ er sich eine silberne Schale geben, als er bei ihm zu Gast war, löste aber nur die schönen Figuren, die sie zierten, ab und gab großmütig die Schale zurück.

Verres schlimmste Tat in Tyndaris bestand darin, daß er einen vornehmen Jüngling, den Sohn des Dexon, unschuldigerweise hatte hinrichten lassen. Eine andere entbehrt

Digitized by Google

nicht eines grotesken Humors. Er befahl nämlich, eine goldene Merkurstatue, eben jene, die im Gymnasium aufgestellt war, vom Sockel zu nehmen und ihm zu schenken. Ein ungeheurer Frevel, ungefähr dasselbe, wie wenn jemand heute den Palermitanern ihre heilige Rosalia oder den Catanesen ihre Agata vom Altar entführen wollte. Wie diesen Heiligen heute die größten Jahresfeste der beiden Städte gelten, so wurde damals dem goldenen Gott zu Ehren alljährlich in Tyndaris das Merkursfest gefeiert mit Musik, Prozession und öffentlichen Spielen. Das Standbild hatte selbst bereits seine Geschichte. Im Anfang des ersten Punischen Krieges als Unterpfand der Treue der Tyndaritaner von den Karthagern mit nach Lilybäum geschleppt, war es später nach Karthago gekommen, wurde hier sechzig Jahre später bei der Einnahme der Stadt (202) vorgefunden und von Scipio Africanus den Tyndaritanern zurückgegeben. Als der Stadtrat sich nun weigerte, dies altehrwürdige Gnadenbild, den Schutzpatron der Stadt, auszuliefern, drohte Verres zunächst, den Bürgermeister Sopatros totprügeln zu lassen, begnügte sich dann aber mit einer milderen Strafe. Die Liktoren, d. h. seine Gendarmen, verhafteten den widerspenstigen Bürgermeister, entkleideten ihn auf dem Markt, banden ihn mit Händen und Füßen an das Reiterstandbild des Marcellus daselbst und ließen ihn — es war mitten im Winter — im strömenden Regen ein paar Stunden dort hängen, bis der Stadtrat aus Erbarmen mit seinem armen Bürgermeister die Statue herausgab. Auf Gemeindeunkosten wurde sie alsdann nach Messina in die Villa des Verres geschafft.

Stand diese Statue nun in der Ruine, die man bisher für das Gymnasium hält?

Betrachten wir dieses sogenannte Gymnasium. Es sind drei Hallen nebeneinander, jede etwa dreißig Meter lang, sechs Meter breit, zum Teil noch von den alten Rundbogen überspannt, die auf schweren Pfeilern ruhen, alles aus ziemlich unregelmäßigen Quadern ohne Kalk oder Zement geschichtet. Ein großartiger Anblick, wie der Schlußstein des einzigen im Mittelgang erhaltenen Bogens, ein Block von etwa dreiviertel Kubikmeter, die wuchtenden Quadern zu beiden Seiten schwebend erhält und mit seiner stützenden Kraft noch vier weitere Lagen ähnlicher Riesen trägt — seit mehr denn zweitausend Jahren. Aber ein Gymnasium, d. h. ein für Leibesübungen bestimmtes Gebäude mit Säulenhöfen, Ringplätzen usw., war diese Trümmerstätte gewiß nicht, sondern nach Anlage wie Bauart eine römische Basilika, eines jener öffentlichen Prachtgebäude, wo der Prätor Recht sprach, wo der Gemeinderat tagte, wo aber auch die Kaufleute und Makler Börse hielten. Statt der Zwischenwände der Gänge sollte man allerdings Säulen erwarten. Im übrigen weist alles auf die Basilika, wie sie Vitruv beschreibt: die drei Schiffe, deren mittelstes um ein Drittel größer ist als die beiden seitlichen, der Portikus an der Stirnseite und die beiden Treppen, die von hier zum Oberstock führen, wo die Galerien für die Zuschauer waren. In der Tat sind mehrere Pfeiler des Portikus und vier Stufen der nördlichen Treppe erhalten.

Wenn also in diesem stattlichen Bau auch nicht die berühmte Merkurstatue stand, so haben wir doch in ihm eine Stätte vor uns, mit der andere geschichtliche Erinnerungen verknüpft sind. Hier saß der unwürdige Verres auf dem kuruliſchen Sessel und hielt Gericht, hier beriet der Stadtrat in stürmischen Sitzungen, wie den Anmaßungen des römischen Räubers am besten zu begegnen sei. Hier nahm vermutlich Cicero bei seiner Reise durch die Insel die Anklageschrift der Gemeinde entgegen und beruhigte die erbitterten Bürger.

Kein Wunder, daß diese, sobald Verres die Insel verlassen hatte, das auf seinen Befehl ihm errichtete Denkmal zertrümmerten und dafür ihren Markt mit einem Ehrenstandbild Ciceros schmückten.

Außer einem gut erhaltenen Mosaikfußboden unweit der Basilika verdient noch die erwähnte Befestigungsanlage am Nordwestabhang einen kurzen Besuch. Hier senkt sich die sonst meist jäh abstürzende Hochfläche breit und wenig steil zum Tal nieder. An dieser gefährlichen Stelle sind die Grundmauern eines Turmes erhalten, griechischen Ursprungs, wie die gut behauenen und sauber aneinandergesetzten Quadern beweisen. Auf einer hohen antiken Treppe steigt man aus der Kaktusfeigenwildnis in den Turm hinab, der mir ein Rätsel aufgab, das ich nicht zu lösen weiß. In der hundertundzwanzig Zentimeter starken Mauer sind in Brusthöhe zwei Öffnungen angebracht, außen zehn Zentimeter, am Innenrand sechzig Zenti-

Digitized by Google

meter breit, also Schießscharten. Schießscharten zu ebener Erde und in einem griechischen Festungswerk? In unmittelbarer Nähe haben die alten Stadtmauern etwa fünf Meter hoch in einer Ausdehnung von vierzig Metern allen Verwüstungen getrotzt und nähren so die Vorstellung von dem stattlichen Bilde, das die antike Stadt besonders vom Tale aus gegeben haben mag. Welche Mühe, diese Mauern zu schichten und jene Gebäude aufzuführen! Der kristallinische Kalk, der den Untergrund der Hochfläche bildet, war hierfür nicht zu gebrauchen. So mußten die Tausende von Blöcken alle im fernen Gebirge gebrochen, behauen und dann auf Ochsenkarren hier heraufgeführt werden. Wehmütig berührt dem gegenüber, welch kurze Lebensdauer das Schicksal dieser schönen Griechenstadt beschied. Nachdem im ersten Jahrhundert n. Chr. ein beträchtlicher Teil von Tyndaris, sei es durch Erdbeben, sei es durch Auswaschung und Unterhöhlung des Felsens, ins Meer abgestürzt war, verödete es wahrscheinlich bald und wird nicht mehr genannt. Jedenfalls haben die Sarazenen, die seit dem siebenten Jahrhundert ihre Piratenzüge an die einst so gesegneten Küsten Großgriechenlands unternahmen, der Stadt der Dioskuren den Rest gegeben.

Tyndaris: Das sogenannte Gymnasium.

Nichts konnte der Zahn der Zeit und der die Werke seines Geschlechts immer wieder zerstörende Mensch der Landschaft anhaben. Sie leuchtet noch in wahrhaft klassischer Schönheit wie zu den Tagen des Dionys und Timoleon. Wundervoll ist die Aussicht von dieser hohen Warte auf die lange Landzunge von Milazzo, auf die Niederung von Barcellona, die Seume für das schönste Tal Siziliens erklärt, auf die Neptunischen Berge bei Messina, den kecken Kegel der Rocca di Novara mit der gleichnamigen Stadt an seinem Fuß, auf das wie verloren im öden Gebirge versteckte armselige Nest Tripi mit überragendem Kastell. Über diese prächtig gegliederte Küsten- und Berglandschaft schaut im Süden beherrschend die Schneepyramide des Ätna, gen Norden aber breitet sich schier unabsehbar das strahlende Meer, und in ihm schwimmen die sieben äolischen Inseln, die man bei klarem Wetter genau unterscheiden kann, auch sie im grauen Altertum bereits von gleichfühlenden Seelen, von demselben Volk der Griechen besiedelte Kulturoasen.

Rose Maria

Halb erschloss'ne Knospe, die mich entzückte,
Die mit Schmelz und Duft mir das Herz berückte,
Daß der Tod, der strenge, so jäh dich pflückte,
Rose Maria!

Doch sogleich entwanden der Hand des Harten
Engel dich — sie konnten es kaum erwarten,
Umzupflanzen dich in den Himmelsgarten,
Rose Maria.

Friedrich van Hoffs

Der rote Faden

Vier Tage aus einem Leben

Von Georg Wasner

III

Es waren wohl dreißig Herren, die sich im kleinen Saal der Ressource eingefunden hatten und je nachdem, wie es sich gerade aus Zufall oder aus engerer Bekanntschaft gemacht hatte, zu vieren, dreien oder zweien an den unregelmäßig verteilten kleinen viereckigen Tischen saßen. Dicht an der großen Flügeltür, die in das Restaurant führte, hatte der Vorsitzende der Gesellschaft, Sanitätsrat Löwisch, seinen Platz, neben ihm rechts und links die beiden Schriftführer, und auf einem anderen Tische, der leer geblieben war, stand die Urne für Wahlen und Abstimmungen. Es fand heute nämlich eine Geschäftssitzung statt, noch dazu eine sehr wichtige, handelte es sich doch um den Ausschluß eines Mitgliedes, eines der nicht gerade vielen vermögenden Kaufleute der Stadt, eines Herrn Sartorius.

Der sollte sich auf unlautere Weise in den Besitz eines Geschäftsgeheimnisses seines Hauptkonkurrenten gesetzt und daraus Nutzen gezogen haben. Bei einem Herrenfrühstück sollte er sich an den anderen, der schon sehr animiert gewesen, herangemacht und durch Zutraulichkeit und Spott aus ihm herausgelockt haben, zu welchen Preisen er sich an der bedeutenden Submission beteiligt hatte, die alljährlich von der nahe bei der Stadt gelegenen Strafanstalt ausgeschrieben wurde. Dann sollte er seine bereits abgegebene Offerte zurückgezogen und eine erheblich billigere an ihrer Stelle eingereicht haben, die auch angenommen worden war.

Die Tatsachen stimmten. Sartorius hatte mit seinem Konkurrenten auf dem Frühstück über die Lieferung gesprochen und hatte dann ein zweites, billigeres Angebot gemacht. Dagegen bestritt er, das Geheimnis aus jenem herausgelockt zu haben, und was die zweite Offerte betraf, so hatte er gemeint, sie abgeben zu können, nachdem ihm ganz unerwartet der Abschluß eines sehr billigen Getreidegeschäftes gelungen war.

Die Angelegenheit war also eine offene, wie sie auch verschiedene Zeugenaussagen offen gelassen hatten. Immerhin hatte aber der Kaufmännische Verein, an dessen Spitze Sartorius' Gegner stand, ihn ausgeschlossen; dadurch hatte die Sache überhaupt erst ein größeres Gewicht bekommen und war infolgedessen auch vor die Versammlung der Ressource gebracht worden.

Beide Herren hatten vor einer guten Stunde ihre Sache vorgetragen, waren dann gegangen, und dadurch hatte Alt, jetzt schon Assessor in einer anderen Stadt, als es jene war, in der er vor vier Jahren verlobt gewesen, überhaupt erst genauere Kenntnis erhalten. Was er früher doch so nebenbei gehört, das hatte, wie es ja natürlich war, gegen Sartorius gelautet. Vorhin aber hatte der auf ihn nicht nur einen sehr gequälten Eindruck gemacht, sondern auch den eines Mannes, der von seinem Recht durchdrungen war und doch wußte, daß er gegen eine Übermacht kämpfte. Da hatte er sich, nachdem schon ein halbes Dutzend anderer gesprochen, auch erhoben und hatte mit seinen Ausführungen starken Beifall gefunden, so starken, daß er eben genötigt worden war, innezuhalten, weil man von den verschiedensten Seiten „Bravo!" und „Stimmt!" oder „Sehr richtig!" rief und hier und dort auch klatschte.

Einen Augenblick wartete er noch; dann, als es ruhiger zu werden begann, verbeugte er sich leicht und lächelnd und meinte: „Danke. Aber eigentlich war doch nur selbstverständlich, was ich ausgeführt habe."

Da rief ein großer, stattlicher Herr mit mächtigem Schnurrbart, aber fast kahlem Kopfe, der Oberstabsarzt a. D. Wenzel, ihm zu: „Auch bei Ihren Jahren?"

„Nun," Alt verbeugte sich abermals leicht, „der Blinde ist nur am Tage im Nachteil." Dann fuhr er gleich fort: „Front machen möchte ich zum Schluß aber noch dagegen, worauf man verschiedentlich hingewiesen hat, nämlich daß ein anderer Verein Herrn Sartorius bereits ausgeschlossen hat. Das darf uns nichts angehen. Wir sind erwachsene Männer, die selbst zu urteilen haben. Und dazu kommt noch, daß, so wie das Wesen eines Vereins aufgefaßt werden soll, wir zu aller-

Digitized by Google

erst die Pflicht haben, dasjenige unserer Mitglieder, das angegriffen worden ist, zu decken, solange seine Schuld nicht durchaus erwiesen ist. Zu glauben, es sei an uns, sofort zu rufen: Kreuzige! kreuzige! heißt unserem Zweck direkt ins Gesicht schlagen und ist wie getäuschtes Vertrauen. Darüber hinaus aber hat Mitleid zwar nur für den einen Sinn, der sich zu erinnern weiß, daß er selbst gelitte: hat, gemacht hat diese Erfahrung aller Erfahrungen aber jeder an sich; es gilt also nur, sie hin und wieder lebendig werden zu lassen. Und deshalb: die Angelegenheit des Herrn Sartorius läßt sich auch anders erklären, als seine Gegner wollen; das mag uns genügen. Ich bitte Sie also, den Antrag auf Ausschluß abzulehnen." Nach seiner Zigarre greifend, die er weggelegt hatte, als er zu sprechen begonnen, setzte er sich und lächelte wiederum, als auch jetzt von überallher Beifall ertönte.

Er war noch nicht dazu gekommen, sich ein Streichholz anzureiben, als schon ein kleiner bärtiger Herr, der Chefredakteur des Hauptblattes der Stadt, ein Herr Dr. Ramsau, aufgesprungen war und sofort zu reden begonnen hatte. Und wie er das tat, sprachen auch seine Arme und Hände, seine Mienen und nicht zum wenigsten der Blick seiner sehr lebhaften Augen mit. „Jawohl, sehr richtig!" rief er voll Eifer aus, und schnell durchschnitt seine Rechte die Luft und schien sich mit ausgestrecktem Zeigefinger in die Erde bohren zu wollen; „jawohl, bravo! Die Versammlung muß dem zustimmen, jedem Wort, jeder Silbe. Herr Assessor Alt hat uns allen aus der Seele gesprochen. Besseres läßt sich nicht sagen, und ich bin stolz darauf, daß es gerade in unserem Verein gesagt worden ist. Aber, meine Herren," — und nun ließ plötzlich seine Aufgeregtheit nach, und er ging aus dem sehr entschiedenen Tone, in dem er gesprochen hatte, in einen mehr singenden und gezogenen über und machte auch eine Art langsamer Verbeugung dazu — „mir will noch viel mehr scheinen. Und ich irre mich nicht," — schon wieder war er in Erregung — „ich irre mich ganz bestimmt nicht. Das, was gesagt worden ist, ist von einem Juristen gesagt. Und was liegt darin? Nun, meine Herren, ich muß einen Augenblick abschweifen. Aber es gehört zur Sache. Verlassen Sie sich darauf. Solange ich bei der Presse bin, habe ich immer dafür gekämpft und werde dafür kämpfen, für Duldung, für Menschenliebe, für gegenseitige Achtung. — Herr Vorsitzender," unterbrach er sich, da er sah, was der tun wollte, „Sie brauchen nicht die Hand nach der Glocke auszustrecken. Ich gerate nicht auf das verpönte Gebiet der Politik. Wo aber, meine Herren, müssen wir solche Anerkennung zuerst verlangen? Meine Herren, ich habe gesagt, ich freue mich, daß gerade ein Jurist so gesprochen hat. Darin liegt es, das ist es. Tausendmal habe ich es schon verlangt, tausendmal werde ich es noch verlangen, und wenn ich nicht mehr bin, werden es die verlangen, die nach mir kommen, denn es ist der Grundpfeiler unseres öffentlichen Lebens, es ist der Eckstein im Strome der Zeit, es ist das Alpha und Omega jedes Staatslebens. Meine Herren, der Richterstand muß sich regenerieren. Und es regt sich in ihm. Sie haben einen Hauch davon eben erst verspürt. Ich sage Ihnen ..."

Soweit war der kleine Mann gekommen; wieder einmal war, was sein Beruf war, mit ihm durchgegangen, und wieder einmal hatte er sich an seinem eigenen Reden berauscht, als ihm geschah, was ihm in seinem Leben schon oft und nicht am wenigsten in diesen Räumen geschehen war, er wurde vom Vorsitzenden unterbrochen. Und zwar, da Löwisch ihn und sein Temperament ja kannte, gleich durch ein Läuten der Glocke, so daß er nicht mehr weiterreden konnte, was er bei mündlicher Inhibierung vielleicht doch versucht hätte. Und dann, nachdem er lange genug geläutet hatte, meinte der Sanitätsrat: „Sie haben zwar gesagt, Herr Doktor Ramsau, daß Sie sich nicht auf politisches Gebiet verirren wollen, in der Tat tun sie es aber. Das geht nicht. Außerdem bitte ich Sie, sich nicht so aufzuregen. Wir hören Ihnen ja alle zu, taub ist auch niemand unter uns ..."

„Wenigstens noch nicht!" rief der Oberstabsarzt Wenzel.

Sofort wurde, wozu man ohnehin schon bereit genug gewesen war, losgelacht, und als Ramsau nicht gleich einen neuen Anfang wußte, sondern sich halb hilflos umsah, dann aber plötzlich und mit einer entschiedenen Handbewegung erklärte: „Ich bin ja fertig," erst recht. Sogar ein paar ironische Bravos ertönten.

Auch Alt lachte, und zwar recht herzlich. Was er vorhin in seiner Rede ausgeführt,

Digitized by Google

hatte ihn in eine gewisse gehobene Stimmung versetzt, der Beifall, den er damit gefunden, diese noch erhöht, so war er in seiner inneren Fröhlichkeit für die Komik der letzten Szene erst recht empfänglich gewesen und lachte auch noch, als er den Kopf schon nach rechts drehte, denn von dort her war er angerufen worden.

Der das getan hatte, war einer der drei Herren am gegenüberstehenden Tische, Staatsanwalt Mittrich, ein brünetter Mensch, vielleicht fünf, sechs Jahre älter als Alt. Jetzt, wie sich ihre Blicke trafen, meinte er unfreundlich: „Sehen Sie, das kommt davon."

„Was denn?" fragte Alt.

„Von Ihrem Auftreten. Da haben Sie die Konsequenzen."

Nun verstand der Assessor, daß der andere mit Ramsaus Ausführungen unzufrieden war, und meinte gutmütig: „Ach, lassen Sie ihn doch! Wer nimmt's denn ernsthaft?"

Doch der Staatsanwalt war nicht dieser Meinung. Er und Ramsau waren alte Gegner. Nicht nur in politischer Beziehung, auch rein menschlich negierte der eine, was dem anderen als richtig galt, oder wie er war. Und dazu kam noch, daß Mittrich, wahrscheinlich in der Gewohnheit seiner Amtstätigkeit, niemals Dinge, die leicht genommen werden wollten, auch als solche nahm, sondern wie eben jetzt sofort bereit war, einen Angriff herauszufühlen, gegen sich oder gegen etwas, das er verteidigen zu müssen glaubte. So sagte er nur noch: „O nein!", sah schon zum Vorsitzenden und hob die Hand zum Zeichen, daß er zu sprechen wünsche.

Alt, der das bemerkte, lächelte von neuem und dachte: Wenn es durchaus sein muß, dann nur zu. Mehr Gewicht legte er der Sache nicht bei, und wie er nun wieder vor sich hin auf den Tisch blickte, empfand er noch einmal die Freude darüber, daß er vorhin so gesprochen hatte, so hatte sprechen können. Er wußte, über sein Einspringen für Sartorius hinaus hatte ihm, was er getan, noch erheblich mehr zu bedeuten. Es war eine Beichte vor ihm selbst gewesen, oder richtiger das Ziehen einer Summe aus vielen Momenten, die für sein Leben Bedeutung gehabt. Was die Erkenntnis als Steinchen an Steinchen gesetzt, was sich ihm gestern aufgedrängt und vor vier Wochen und vor einem Jahre, was an ihm genagt und ihn überzeugt hatte, und was seine Entwicklung in die Richtung gedrängt, die sie seit seiner Entlobung allmählich genommen hatte, das hatte er vorhin zum erstenmal ausführlich und in aller Öffentlichkeit dokumentieren können. Sonst war es nur immer ein Entscheiden im kleinen gewesen, meistens nur vor sich allein, selten auch vor anderen. Das Siegel hatte noch darauf gefehlt, das laute Bekenntnis. Und daß er das hatte ablegen können, und noch dazu, ohne vorher daran gedacht zu haben, und daß es ihm so frei und leicht von den Lippen gegangen war, das stimmte ihn froh und erzeugte zugleich ein Gefühl der Sicherheit in ihm. Jetzt endlich, nach so vielen Irrungen, nach neuen Kämpfen und nach neuen Demütigungen.

Das drängte sich ihm in dem Raum einer Minute zusammen, während er noch immer vor sich hin lächelte und blickte, dabei versonnen mit dem Finger auf die Tischplatte tippte und dann den Kopf erst wieder hob, als er Löwisch sagen hörte: „Bitte, Herr Staatsanwalt."

Aber noch ehe der hatte beginnen können, meinte Ramsau, der sich schon wiedergefunden hatte, über sein Mißlingen aber unzufrieden war, und der auch seinerseits in Mittrich sofort den Gegner sah: „Wozu noch? Die Versammlung hat ja schon gezeigt, wie sie stimmen wird."

Der Staatsanwalt reagierte nicht darauf. Sich sein Jackett glattziehend, hob er an: „Der Herr Vorsitzende hat schon inhibiert, daß sich die Debatte auf das politische Gebiet hinüberspielt. Das war das eine. Der Herr Vorredner hat es aber auch für nötig befunden, aus den Auslassungen des Herrn Assessors Alt Konsequenzen zu ziehen, die ganz allgemein dem Juristenstande haben gelten sollen. Auch das muß zurückgewiesen werden. Hier in dieser Versammlung stimmt der einzelne auf Grund seiner Entwicklung und auf Grund dessen, wie er sich gewöhnt hat, das Leben oder die Menschen, was ja dasselbe ist, anzusehen. Das hat mit dem Juristen nichts zu tun, und schon ganz und gar nichts mit dem Stande. Die Auslassungen des Herrn Doktor Ramsau waren also von Grund aus falsch. Dabei will ich auch darauf replizieren, daß Herr Assessor Alt am Eingang seiner Rede gesagt hat, wir möchten nicht juristisch, sondern menschlich über Herrn Sartorius urteilen. So groß ist der Unterschied zwischen juristisch und menschlich nicht, wie es nach dieser Betonung scheinen muß ..."

Digitized by Google

„Na, na!“ ertönte es da, und wieder war es Ramſau, der nicht ſtill ſein konnte.

Mittrich fuhr auf. Er hatte ſich ſchon über die andere Voreiligkeit Ramſaus geärgert, wenn er auch dazu geſchwiegen hatte; jetzt brach er zornig aus: „Allerdings, Herr Doktor Ramſau! Im übrigen, ich habe Sie, während Sie ſprachen, nicht unterbrochen; ich darf wohl annehmen, daß Sie ſich bemühen, auch mir eine gleiche geſellſchaftliche Korrektheit zu zeigen. — Jedenfalls aber,“ ſprach er dann weiter und wandte ſich nun an Alt, „hat es mich ſehr gewundert, Herr Aſſeſſor, daß Sie eine ſolche Bemerkung für notwendig befunden haben. Das wäre auch trotz Ihrer hier vorgetragenen Anſichten nicht nötig geweſen. Sie hätten beſſer getan, ſie zu unterlaſſen.“ Damit ſetzte er ſich mit derſelben ſchnellen Bewegung, mit der er ſich vorhin erhoben hatte.

Alt, dem ſich jetzt die Köpfe zugewandt hatten, lächelte wieder. Er blies den Rauch langſam in das Feuer ſeiner Zigarre, daß die aufleuchtete, dann meinte er ruhig — denn wie heftig Mittrich auch geſprochen hatte, er fühlte ſich nicht verletzt —: „Schön, Herr Staatsanwalt. Es iſt mir zwar nicht bewußt, daß ich unſeren Stand irgendwie diskreditiert hätte. Es läge für mich ja auch nicht der allergeringſte Grund dazu vor. Aber wenn Sie meine Äußerung ſo diffizil auffaſſen ...“

„Ich faſſe nichts zu diffizil auf,“ unterbrach ihn Mittrich noch immer gereizt.

„Nicht?“ fragte Alt, wußte im Augenblick aber doch nicht, ob er ſich nun über den Ton, in dem der andere zu ihm ſprach, ärgern ſollte oder nicht, war dann zu letzterem entſchloſſen und fuhr fort: „Dann um ſo beſſer. Da klingt es alſo ſchlimmer, als es gemeint iſt.“

„Ach!“ ſagte Mittrich und machte mit dem ganzen Körper eine ſchnelle Bewegung.

„Was denn?“

„Ich habe ſo gar kein Verſtändnis für abſeits liegende Anſchauungen.“

Alt ſchwieg einen Augenblick, überlegte, während ſein Geſicht nun ernſt wurde, dann erwiderte er: „Zu welchen Anſchauungen ich mich bekenne, das iſt natürlich ganz meine Sache. Mögen Sie auch wirklich ſehr weit von den Ihrigen entfernt ſein.“

„Was Sie ja, Gott ſei Dank, ſind.“

„Ich verſtehe nicht, was das ‚Gott ſei Dank‘ heißen ſoll?“

„Schon gut.“

Wieder ſchwieg der Aſſeſſor ein paar Sekunden, wollte auch jetzt noch ruhig bleiben, fuhr in ſolchem Tone fort: „Nun, wie Sie wollen,“ aber dann übermannte ihn der Ärger doch, und er ſetzte ſchärfer hinzu: ‚Man macht aber keine halben Andeutungen und zieht ſich dann zurück.“

Mittrich ſprang auf: „Ich ziehe mich zurück?“

„Wiſſen Sie es anders zu bezeichnen?“

„So?“ Finſter ſah der Staatsanwalt Alt an, und wie er das tat, war ein kurzes Kämpfen in ihm. Zuerſt hatte er nicht daran gedacht, aber über ſeinem Sprechen war es ihm eingefallen, was er über ſeines jetzigen Gegners Vergangenheit wußte. Er wollte es nicht vorbringen, und doch drängte es ſich ihm auf. Dabei reizte es ihn noch mehr, daß Alt ſeinen Blick ſo feſt erwiderte. Abermals ſuchte er ſich zu beherrſchen, wandte den Kopf ſogar zur Seite, aber es kam eine neue Welle des Unmutes, und nun ſagte er langſam und jedes Wort zwiſchen den geſchloſſenen Zähnen hervorpreſſend: „Ich bewundere Ihr kurzes Gedächtnis ...“

„Wieſo?“

„Das Sie es ganz vergeſſen läßt, woher Ihre Anſchauungen eigentlich ſtammen.“

„Meine Anſchauungen?“ fragte der Aſſeſſor und erhob ſich gleichfalls. Und wie er das noch tat, durchzuckte es ihn plötzlich, und nun wußte er in der Tat, was der andere meinte. „Wieder einmal!“ ſchoß es ihm durch den Kopf, und ſchon hatte ſich der Widerwille dagegen in ihm geregt, daß von neuem aufgerollt werden ſollte, was ihm ſchon ſo viele ſchwere Stunden bereitet hatte. Zugleich erfüllte ihn eine Bitterkeit, daß es gerade jetzt geſchah. Sein Blick irrte ab, er wollte ſagen: Ich verſtehe Sie wirklich nicht! aber ſchon war dieſe Anwandlung von Schwäche vorbei, und ſich aufrichtend fuhr er fort: „Alſo bitte. Wenn Sie es für notwendig halten, das jetzt vorzubringen. Ich vermag den Zuſammenhang allerdings nicht einzuſehen.“

„Nicht? Nun, ich denke, der iſt klar. Wer ſelbſt einmal in der Lage geweſen iſt wie Herr Sartorius, wer ſelbſt gezwungen worden iſt, abſeits zu ſtehen, der mag ſich von ſeinem Standpunkt aus ganz logiſch weiterentwickelt haben. Für uns aber, die wir ſchon in unſerer Jugend an den Anſchau-

Digitized by Google

ungen über ganz bestimmte Begriffe festgehalten haben, ist es überflüssig, ein Mitleid zu zeigen, zu dessen Existenz eben gewisse, in unserer Vergangenheit nicht vorhandene Prämissen notwendig sind."

„Ja," sagte Alt, senkte den Kopf einen Augenblick, dachte: Jetzt bloß zusammennehmen! dann hob er ihn wieder und sah in die Versammlung hinein. Und was er da sah, gab ihm einen neuen Anstoß: Erwartung, Befangenheit, Neugier auf den Gesichtern, in den Augen einen unsicheren, argwöhnischen Ausdruck — alles Dinge, die er von früher her noch gut genug kannte. Das Gefühl einer großen Ungerechtigkeit erfüllte ihn darüber, und zugleich verspürte er Verachtung. Aber die Beherrschung verlor er nicht, und nachdem er sich ein paarmal geräuspert hatte, konnte er sogar ruhig beginnen, wenn er auch leise zitterte: „Also meine Herren. was der Herr Staatsanwalt meint, ist folgendes: Vor neun Jahren, als neunzehnjähriger Student, bin ich aus dem Korps ausgestoßen worden, dem ich damals angehörte. Weil ich die geliehenen zwanzig oder dreißig Mark, die ich bis zu einem bestimmten Termin wiederzugeben versprochen hatte, nicht wiedergegeben hatte. Ich hatte also mein Wort gebrochen. Das ist es, worauf der Herr Staatsanwalt anspielen zu müssen geglaubt hat, und worauf er meine vorher geäußerten Ansichten zurückführt. Es stimmt auch. Für die innere Entwicklung eines Menschen pflegen schlechte oder unüberlegte Taten wichtiger zu sein als Heldentaten. Jedenfalls ist es für mich damals der große Anstoß meines Lebens geworden. Aber das hat nur für mich Wert, nicht für Sie. Und da es gar zu leicht aussehen könnte, wenn ich weiterspräche, als ob ich mich nachträglich entlasten oder meine Schuld verringern wollte, so verzichte ich darauf. Nur mein Bedauern möchte ich darüber aussprechen, daß der Herr Staatsanwalt, den ich doch schon eine ganze Weile kenne, mit seiner Meinung über mich so lange zurückgehalten hat. Man pflegt einen Menschen nach dem zu beurteilen, wie er einem entgegentritt."

„Haben Sie vielleicht," fragte Mittrich, der sich inzwischen wieder gesetzt hatte, „von dem gesprochen, was hinter Ihnen liegt?"

„Ich darüber gesprochen?" wiederholte Alt die Frage, wandte sich zu Mittrich zurück und stutzte. „Nein, allerdings nicht," sagte er dann und fühlte, wie die Sicherheit, die er über seinem Sprechen gewonnen hatte, wieder von ihm weichen wollte. Dagegen sträubte er sich, und deshalb fuhr er fort: „Das wäre ja albern gewesen! Wer hütet seine Wunde nicht? Verstehen Sie das nicht? Verstehen Sie auch nicht, daß man Sehnsucht nach Ruhe hat, wenn es fast immer ein Spießrutenlaufen gewesen ist?"

Der andere zuckte mit den Schultern.

„Jawohl. Wenn es Jahre gegeben hat, in denen man überhaupt nicht davon loskam. Wenn es alles in sich zog und vergiftete, was das Leben sonst noch bot und verlangte. Wenn man schließlich kämpfen mußte nicht mehr gegen die Kläglichkeit der Menschen, sondern gegen den Ekel, der einen bewältigen wollte. Und da kommen Sie und glauben mit ein paar hingeworfenen Worten dem gewachsen zu sein, was ich habe durchmachen müssen? Glauben, nur weil ich anderer Meinung bin als Sie, das Recht zu haben, mich zu diskreditieren? Denn darauf läuft es hinaus. Ich beneide Sie nicht um diese Absicht, ich beneide Sie auch nicht um die sich darin ausprägende Gesinnung. Ihr Überlegenheitsgefühl wäre auch für mich billig zu erlangen gewesen. Ich hätte damals nur mehr Mittel haben brauchen. Dann wäre mir die Probe erspart geblieben. So aber ... Ah nein! Die Werte zwischen uns sind zu verschieden. Korrekt sein wollen ist nur ein Lückenbüßer. Es gibt mehr." Damit ging er auf seinen Platz, von dem er sich im Eifer des Sprechens ein paar Schritte entfernt hatte, zurück, ließ sich nieder, griff auch nach der Zigarre, legte sie aber in demselben Augenblick wieder beiseite. Es war eine Reflexbewegung gewesen, nichts weiter. Die Umwelt um ihn herum war jetzt vergessen.

Es geschah auch nichts, das ihn aus der Versunkenheit in den Wirbel seiner nachzitternden Gefühle herausgerissen hätte. Wie schuldbewußt saßen die meisten da und sahen vor sich hin, kaum daß man ein leises Räuspern vernahm oder bei diesem und jenem eine kleine Bewegung sah. Und Mittrich, beide Arme aufgestützt, das Kinn auf die ineinander verflochtenen Hände gelegt, starrte mit einer Falte zwischen den Brauen geradeaus. Er schwankte, ob er noch einmal sprechen, ob er es lassen sollte. Das meiste, was er zuletzt gehört, hatte ihn nicht getroffen, das war ja Sache des anderen gewesen.

Digitized by Google

Er fühlte sich auch in keiner Weise widerlegt, aber er wollte auf der anderen Seite den Anschein, besiegt zu sein, vermeiden, und daneben war es noch etwas, das ihm zu schaffen machte: der Vorwurf, der aus Alts Worten herausgeklungen hatte. Doch darauf fand er nicht gleich eine Erwiderung, und dann war es zu spät. Plötzlich ertönte nämlich eine laute und helle Stimme, daß sofort alle Köpfe sich hoben und alle Augen sich dem Redner zuwandten.

„Wie wäre es denn, meine Herren," klang es, „wenn wir uns auch einmal wieder erinnerten, weswegen wir heute abend eigentlich zusammengekommen sind?" Der Sprecher, ein Rechtsanwalt Kluth, der nicht weit von Löwisch entfernt saß, erhob sich, indem er beide Fäuste auf die Tischplatte stemmte, und fuhr fort: „Hab' ich das Wort?" Und als der Vorsitzende nickte, sprach er weiter: „Paragraph eins unserer Statuten sagt zwar: Zweck der Ressourcenvereinigung ist, die Gemütlichkeit in der Stadt zu heben und der Unterhaltung zu dienen. Und ich kann auch nicht behaupten, daß es heute hier nicht unterhaltsam gewesen wäre, indessen, wir haben doch nun einmal über einen Antrag abzustimmen. Ich schlage vor, daß wir es nun endlich tun. Und zugleich möchte ich dem Herrn Vorsitzenden noch mein Kompliment über seine Geschäftsführung machen. Es hat wirklich jeder ganz ordnungsgemäß ums Wort gebeten, keiner den anderen unterbrochen und immer nur einer nach dem anderen gesprochen." Langsam, wie er aufgestanden war, setzte er sich wieder.

Die Wirkung dieser Rede war die vorauszusehende. Alle fühlten sich durch diese Ablenkung mit ihren Spitzen leichter, alle fühlten sich freier. Man war Kluth dankbar dafür, daß er den Druck, der zuletzt auf ihnen gelastet, beseitigt hatte, man sah sich wieder an, man rührte sich und lächelte sogar, und der eine und andere flüsterte seinem Nachbar etwas zu. Diese Beweglichkeit hielt auch noch an, als Löwisch erwiderte: „Ja, meine Herren, es ist richtig. Ich muß den Vorwurf, den mir Herr Rechtsanwalt Kluth eben gemacht hat, hinnehmen. Aber es ist schwierig, wenn es erst zu einer so bedauerlichen Auseinandersetzung gekommen ist, denjenigen Punkt zu finden, an dem man sie inhibieren kann, ohne daß der eine Teil vor dem anderen benachteiligt wird. Jetzt aber hat die Angelegenheit ja ihr Ende gefunden. Und da auch niemand mehr, wie ich sehe," — er beugte sich nach links zu dem einen Schriftführer und blickte auf das vor dem liegende Blatt — „auf der Rednerliste verzeichnet ist, so kommen wir zur Abstimmung über den Antrag auf Ausschluß des Herrn Sartorius."

Er wollte weitersprechen, aber Ramsau hatte sich erhoben und sagte: „Zur Geschäftsordnung!"

Über Löwisch' Gesicht zuckte es unwillig, als er entgegnete: „Bitte sehr."

„Meine Herren," sprach der kleine Doktor und stemmte dazu die Hand in die Hüfte, „ich stelle den Antrag, über den Ausschluß nicht durch Handaufheben, sondern geheim durch Zettel abzustimmen. Es ist besser, glauben Sie mir. Ich will nicht erst sagen, warum. Und dann," — in demselben Atem sprach er gleich weiter, weil er fürchtete, der Sanitätsrat könnte ihn unterbrechen, da das, was er noch vorbringen wollte, nicht mehr zur Geschäftsordnung gehörte — „ich habe vorhin, als Herr Staatsanwalt Mittrich sprach, ‚Na, na!' gerufen. Das war natürlich nur Scherz. Ich habe doch nichts sagen wollen, was einem Juristen nur irgendwie hätte zu nahe treten können. Also, Herr Staatsanwalt ..." Er verbeugte sich zu jenem hinüber.

Mittrich reagierte nicht, und wieder wurde es für ein paar Augenblicke still im Saal. Es war ja nichts Besonderes, was in diesem Antrag und in dieser Erklärung lag, und doch, die meisten hatten das Gefühl, daß es seine Bedeutung besitze. Mehrere blickten unwillig drein, andere sahen scheu zu Alt hin, und noch andere hatten wieder den Kopf gesenkt. Nur der, der dieses neue Moment hinzugebracht hatte, stand noch aufrecht, die Hüfte noch immer gestützt und den Kopf erhoben. Und als sein Blick dem des Oberstabsarztes Wenzel begegnete, sagte er noch, indem er die Hand gegen ihn ausstreckte: „Ja, was wollen Sie?" Wenzel wandte sich schweigend ab. Der kleine Doktor aber, der so für Menschenliebe und gegenseitige Achtung schwärmte, war nun erst recht überzeugt, daß er so hatte handeln müssen. Wer hatte denn wissen können, daß es so um Alt bestellt war? Gerecht aber mußte man sein, selbst gegen seinen Gegner. Fast erhaben kam er sich vor.

Inzwischen hatte Löwisch weitergesprochen. „Also, meine Herren, diejenigen, die für Aus-

Digitized by Google

schluß des Herrn Sartorius sind, bitte ich ein Ja auf den Zettel zu schreiben, die dagegen sind, ein Nein. Und da Herr Doktor Ramsau ja noch steht, so bitte ich ihn, die Zettel einzusammeln und nachher die Stimmen zu zählen."

„Jawohl," sagte Ramsau, wandte sich um, riß ein Stück Papier von einem Bogen, kritzelte ohne weiteres Bedenken sein Nein darauf, dann ging er, den Fetzen zusammenfaltend, zu dem leeren Tische hinüber, auf dem die Urne stand, nahm sie und begann die Zettel einzusammeln.

Er war noch nicht weit damit gekommen, als, sich reckend, der Oberstabsarzt Wenzel aufstand. „Darf man," fragte er dabei Löwisch, „ohne die Feierlichkeit der Handlung zu stören, 'rumgehen?" Und als der lächelnd genickt hatte, fuhr er fort: „Wo ist denn mein Zettel?" Er sah auf den Tisch und nahm das Blättchen, ohne es weiter zusammenzufalten. „Da, Sie kleiner Volksredner," wandte er sich dann an Ramsau, „hier haben Sie auch meine Stimme." Damit ließ er den Zettel in die Urne fallen, tat ein paar Schritte und kam zurück. „Na, Sanitätsrat," fragte er Löwisch jetzt, „haben Sie als Junge aus den Nachbargärten auch Äpfel gestohlen? Und vom Kaufmann Süßholz und Johannisbrot? Wenn man 'rankonnte, natürlich. Was? Wie die Raben. Ich glaube, ich hab's noch mit vierzehn und fünfzehn getan. Ja. Ich war überhaupt immer ein Spätling. Wissen Sie, wie alt ich war, als ich's Abiturium machte? Rund vierundzwanzig. Andere hatten's mit siebzehn gemacht und waren um die Zeit schon bald Assessor oder noch viel mehr. Ja. Na, man sieht's ja auch. Oberstabsarzt a. D. Du lieber Himmel! Erst Äpfel und Süßholz, dann Vaters Zigarren und Mutters Portemonnaie. Ja. Na, Sie Polizist," — er war weitergegangen und schlug Kluth jetzt auf die Schulter — „haben Sie gegen mich nicht auch was zu sagen?"

Kluth lachte.

„Nicht? Na, denn nicht." Wieder ging er weiter, und als er in die Nähe Mittrichs kam, meinte er mit einem Seufzer: „Ach ja! Es ist schon so. Je weniger einer sonst was ist, desto mehr ist er halt das, was er mal war."

„Wie meinen Sie, Herr Oberstabsarzt?" Der Staatsanwalt, der schon vorher zu Wenzels Bemerkungen ein unwilliges Gesicht gemacht hatte, richtete sich auf.

Der andere blieb bei ihm stehen. „Na ja, es ist doch so," meinte er gemütlich. „Je weniger einer sonst was ist, desto mehr ist er das, was er mal war. Haben Sie die Beobachtung nicht auch schon gemacht?"

„Nein. Aber mir scheint, als ob Sie Ihre Bemerkungen irgendwie gegen mich richten?"

„Gegen Sie? Aber, Herr Staatsanwalt!" In gut gespieltem Erstaunen trat Wenzel einen Schritt zurück. „Ein Staatsanwalt, ist das wenig? I, das wäre ja noch schöner!" Langsam wandte er sich. „So was auch nur zu träumen, würde ich mir nicht erlauben. Das schon nicht." Damit war er bei Alt angelangt und lächelte auf den hinab, gutmütig, aufmunternd und wie in geheimem Einverständnis. Und der erwiderte das Lächeln, aber zerstreut und halb schmerzlich. Er hatte wohl gehört, daß inzwischen gesprochen worden war, und hatte auch gesehen, wer es getan, recht bewußt war er sich dessen aber nicht geworden.

Da stieg in Wenzel über den Anblick des Gesichtes seines jungen Freundes ein Groll auf. Er wußte, was nun folgen würde, er zweifelte nicht, welche Wirkung der Vorstoß des Staatsanwaltes auf die Abstimmung haben mußte, die noch immer in der Versammlung anhaltende Stille bewies es ihm. Sich mit einem Schwunge umdrehend, stieß er aus: „Himmelkreuzdonnerwetter, sind Sie denn noch nicht fertig?" und ging zu dem Tisch, an dem Ramsau jetzt schon die Zettel sortierte und zählte. Einen Moment sah er zu, dann schlug er auch den kleinen Doktor auf die Schulter und fragte: „Wollen wir wetten, daß Sie gewonnen haben?"

„Stören Sie mich nicht," sagte der unwillig und zählte weiter.

Wenzel lachte zornig auf und schritt zu seinem Platz zurück.

Und wieder wurde es still. Nach wie vor saßen die Herren da, den Kopf gesenkt, sahen vor sich hin oder flüsterten sich höchstens eine kurze Bemerkung zu, bis Ramsau endlich doch fertig war und nun, in jeder Hand ein Paket Zettel, schnell auf Löwisch zuging. Der erhob sich, klingelte, hörte zu, was der Doktor ihm leise sagte, nickte und nahm die Zettel in Empfang. Dann richtete er sich auf und begann: „Die Abstimmung hat folgendes Resultat ergeben: Abgeliefert

Digitized by Google

sind achtundzwanzig Zettel, die Mehrheit beträgt somit fünfzehn. Für Ausschluß des Herrn Sartorius haben gerade fünfzehn gestimmt, dagegen elf, zwei Zettel sind weiß abgegeben worden. Der Ausschluß ist also beschlossen worden. Meine Herren," fuhr er fort, mußte aber innehalten, denn Alt war aufgesprungen und stieß ein „Ah!" aus. „Wollen Sie etwas sagen, Herr Assessor?" fragte er nun.

„Fünfzehn gegen elf."

„Ja, so sind die Zahlen," erwiderte Löwisch mitleidig.

„Das ist, das ist ..." Er gestikulierte noch heftiger, zitterte noch stärker, dann stieß er wieder und langgezogen aus: „Ah, auch das noch! Einen anderen das büßen lassen! Ah! So ..." Aber er sprach das Wort nicht aus, das ihm über die Lippen hatte kommen wollen, sondern trat nur noch mit dem Fuße auf; dann machte er plötzlich Kehrt, ließ sich gebrochen auf seinen Stuhl fallen, stützte den Arm auf und legte den Kopf in die Hand.

Löwisch hatte einen Augenblick gewartet, jetzt fuhr er fort: „Ja, meine Herren, so betrüblich das Ergebnis an sich ist, es ist jetzt erledigt. Und da auch nichts anderes auf der Tagesordnung mehr steht, so schließe ich die Versammlung. Wie immer ist auch heute drinnen" — er machte mit dem Kopf eine Bewegung nach der Flügeltür — „alles für uns bereitgestellt. Ob die Herren jetzt aber noch Lust haben, länger hierzubleiben, das entzieht sich meiner Beurteilung. Ich danke." Damit wandte er sich, die Hand von der Glocke nehmend, zu dem Schriftführer, der eben dabei war, das Abstimmungsresultat zu protokollieren. Und wie er das noch tat, war die Tür hinter ihm schon geöffnet worden, und langsam und zögernd verließen die ersten den Saal, die anderen aber folgten schneller und schneller.

Und kaum einer, der nicht noch einmal zu Alt hingesehen hätte, und kaum einer, den es nicht aus seiner Nähe fortgetrieben hätte, auch die, die ebenso gestimmt hatten wie er. Sartorius war nicht zugegen: wie es der aufnahm, das sahen sie nicht, hier aber hatten sie vor Augen, was angerichtet worden war, und war es nicht die Scham, die sie fliehen ließ, so war es der Widerwille gegen den Anblick eines Zusammenbruches, die instinktive Grausamkeit dessen, der unberührt geblieben ist, gegen den, den es getroffen hat.

Schließlich war neben Alt, der noch immer saß, wie er sich vorher gesetzt hatte, nur noch der Vorsitzende und der eine Schriftführer im Saal, die beide noch zu tun hatten, sowie der hin und her gehende Wenzel und Mittrich. Und als jene beiden fertig waren, trat Löwisch zum Oberstabsarzt heran und meinte leise mit einem Blick auf Alt: „Man müßte doch mit ihm sprechen."

„Lassen Sie nur," gab der ebenso zurück, „ich tue es schon. Ich warte bloß, bis Mittrich fort ist. Was will der denn noch?"

Der Sanitätsrat hob die Schultern zum Zeichen, daß er es auch nicht wisse, dann reichten sie sich die Hand, und nun waren nur noch die drei übriggeblieben.

Der Staatsanwalt aber überlegte noch immer, das heißt, er wußte schon, was er tun wollte, nur daß er sich noch nicht entschließen konnte, es auch auszuführen. Er war in einer ziemlich merkwürdigen Stimmung. Wäre, was auch er bestimmt angenommen hatte, die Abstimmung zugunsten von Sartorius ausgefallen, so würde er wahrscheinlich eine gewisse Geringschätzung verspürt, die Sache aber damit als abgetan betrachtet haben. Jetzt war dem nicht so. Daß der eine den anderen mit hineingerissen, daß die Schuld dieses jenem mitzutragen gegeben worden, damit hatte er nicht gerechnet und das auch nicht beabsichtigt. Er war auch jetzt noch nicht überzeugt, falsch gehandelt zu haben, aber die Folgen hatten ihn ins Unrecht gesetzt, und das meinte er beseitigen zu müssen. Kurz entschlossen erhob er sich endlich, schritt auf Alt zu und sagte: „Ich bedaure, daß ich nicht alle Konsequenzen vorher erwogen habe. Vor dieses Forum gehörte Ihre Angelegenheit nicht. Ich bin bereit, in der nächsten Versammlung mein Bedauern auszusprechen." Einen Moment wartete er, verspürte eine gewisse Befriedigung, war zugleich enttäuscht, daß Alt sich auch jetzt nicht regte, machte ihm dann eine leichte Verbeugung, Wenzel im Vorbeigehen eine zweite und verließ nun auch den Saal. Und als er nebenan das Restaurant betrat, durchschritt er es. Mit den anderen, die noch hier waren, mochte er jetzt nichts zu tun haben.

„Na," meinte Wenzel, nachdem er sich umgesehen hatte, „ad circum nesciunt convenire Catones," trat zu Alt und legte ihm die Hand auf die Schulter.

Digitized by Google

Alt, durch die Berührung bewogen, sah flüchtig auf.

„Hatten Sie denn das nicht erwartet?"

Der andere schüttelte nur den schon wieder gesenkten Kopf.

„Gerade das," Wenzel lachte. „Sie sind doch noch jung. Es wär' auch zu anormal gewesen. Lieber Freund," fuhr er dann fort, „es steckt schon in jedem einzelnen, richten zu wollen. Das ist so viel leichter, so viel bequemer und schmeichelt der Eitelkeit. Wenn sie aber gar zusammen sind, und wären es sonst die anständigsten Kerle ... Ah nein, Massenpsychologie ... Ich muß immer an Kleopatra und andere freundliche Damen denken. Ja. Politik verdirbt den Charakter, Skatspiel verdirbt den Charakter, Zusammensein erst recht. Na, nun fluchen Sie mal kräftig, und dann den Kopf wieder hoch! Sie, Alt," — er rüttelte ihn jetzt sogar — „Kopf hoch!"

Alt tat es auch, sah ihn aber mit einem leeren Blick an und fragte: „Sie sind auch überzeugt, daß Sartorius meinetwegen ausgeschlossen worden ist?"

„Gott, ja," — Wenzel wandte sich — „ein paar Kerle sind natürlich umgefallen. Aber ich will Ihnen was sagen. Das sind dieselben, die Sie vorher durch Ihre Rede gewonnen hatten. So müssen Sie rechnen, plus und minus, und das Resultat, als ob überhaupt nichts geschehen wäre. Nur daß doch was geschehen ist ..." Er griff im Vorbeigehen nach der Lehne eines Stuhles und stieß den hart auf den Boden. „Lumperei infame! — Ja," sprach er dann weiter, und sein Gesicht hellte sich wieder auf, „wissen Sie was? Verachten Sie die Kerle! Verachten ist ein ganz angenehmes Gefühl. Was?" Er war abermals bei Alt stehen geblieben.

„Ach," sagte der und erhob sich, „ich bin dran gewöhnt! Aber wie steh' ich jetzt vor Sartorius da? Ich hab' Mitleid mit ihm gehabt, hab's gut gemeint. Und als Folge ... Ist denn selbst das schon zu viel? Bin ich denn pestkrank, daß ich anstecke, wem ich mich nähere?"

„Unsinn, Alt! Jetzt übertreiben Sie."

„Übertreiben? Sie haben's doch eben gesehen."

„Ja doch. Sie müssen aber auch in den Mann nichts hineingeheimnissen. So sind sie hier alle nicht. Der hat's schneller vergessen als Sie. Außerdem, einer leidet halt immer mit. Ist's nicht der Freund, dann ist's die Frau, und wenn auch die nicht, so ein dritter. Das gleicht sich aus. Ja. Aber was sagen Sie zu Mittrich?" fragte er dann in dem Bestreben, Alt vorerst einmal von der einen Sache, die ihm so tief ging, loszumachen.

„Ach!" sagte der wieder nur und wandte sich halb ab.

„Na, fordern brauchen Sie ihn nun wenigstens nicht."

„Die Pistole sagt mir nichts mehr."

„Bravo!" rief Wenzel erfreut. „Wenn man einen Kerl in den Tod nicht vertragen kann, dann ist sie ja ganz gut. Aber Beweiskraft hat sie wirklich keine. Nein. Und überhaupt der gute Mittrich. Merkwürdiges Genre. Ich möchte bloß wissen, ob den Käuzen nicht manchmal vor ihrer Armseligkeit angst wird. Und vor ihrer Pagodenhaftigkeit auch. Mit zwanzig sind sie aufgezogen worden, und nun schnurren sie und schnurren. Himmel, wie kann sich einer vor dem Leben so unselbständig fühlen! Ja." Er sah auf und lächelte. „Aber das hilft Ihnen auch nichts, solche Reflexionen. Was? Sie müssen's ganz durchkosten? Anders geht's noch nicht. Mensch, Alt, versuchen Sie doch wenigstens mal zu lachen. Ist's denn was anderes gewesen als ein uralter Beweis?" Noch immer lächelte er, wollte weitersprechen, da vernahm er den Schall von Schritten, wandte den Kopf und erblickte Ramsau. Sofort veränderte sich der Ausdruck seines Gesichtes, barsch herrschte er den kleinen Doktor an: „Was wollen Sie?"

Aber der antwortete nicht ihm, sondern schritt auf Alt zu. „Herr Assessor," begann er, „daß ich für Sartorius gestimmt habe, ist ja selbstverständlich. Aber ich möchte Ihnen auch mein Bedauern aussprechen ..."

Er kam nicht weiter. Es war nun einmal sein Schicksal, daß man ihn nicht ausreden ließ, auch dann nicht, wenn er so allerliebst log wie eben jetzt. Der Oberstabsarzt hatte ihn schon an der Schulter gefaßt, drehte ihn um und machte dazu eine Bewegung mit dem Kopfe nach der Tür. „Hopla!"

„Was fällt Ihnen ein!" fuhr Ramsau auf.

„Hopla!"

„Ich bin hier ebenso Mitglied wie Sie."

„Wenn ich zum drittenmal Hopla sage und Sie sind noch hier, dann" — Wenzel sah sich um — „dann setz' ich Sie da auf den

Digitized by Google

Ofen, und Sie können sehen, wie Sie runterkommen." Er hatte, während er das sagte, nach dem mächtigen und hohen Kachelofen gezeigt, der in der Ecke stand.

Ramsau wollte noch etwas erwidern, begnügte sich aber schließlich damit, die Schultern zu zucken, und trat langsam und vor sich hin gestikulierend den Rückweg an.

„Na," fuhr Wenzel fort und sah Alt wieder an, „war auch das nichts? Nach dem einen der andere. Und da machen Sie trotzdem noch immer so ein Leichenbittergesicht? Ach, gehen Sie, Sie sind doch noch nicht so weit, wie ich dachte!"

„Man sieht sich nicht besser, wenn man im Schatten steht und das Licht auf den Spiegel fällt."

„Nein. Aber man muß sich auch nicht durchaus zum Mittelpunkt der Welt machen wollen. Wir werden alle mitgedreht. Jeder. Oder haben Sie schon jemals eine Antwort auf die Frage gefunden: Warum muß gerade dir das passieren?"

Alt schüttelte den Kopf.

„Na also."

„Nein," sagte Alt langsam. „Man soll auch nicht fragen: warum, man soll fragen: wozu."

Einen Augenblick stutzte der Oberstabsarzt, dann trat er schnell dicht zu seinem Freunde heran und fragte: „So weit sind Sie doch schon? Also wozu, Alt? Nun? Das ist doch ein Standpunkt."

„Wie kann ich das jetzt schon wissen."

„Freilich. Aber Sie denken wenigstens daran, daß es auch sein Gutes haben kann."

Alt hob die Schultern und trat einen Schritt von dem anderen fort, dann blieb er grübelnd wieder stehen. Bis er doch von neuem zu sprechen begann, aber es klang mehr, als ob er zu sich redete denn zu Wenzel: „Wenn ich denke, wie meine Entwicklung gegangen ist. Erst nach der einen Richtung, dann nach der entgegengesetzten. Es ist so nicht richtig gewesen und so nicht. Vorhin hab' ich's auch gemerkt, als ich wußte, daß es wieder davon anfangen würde, und als er mich dann fragte, ob ich jemals davon gesprochen hätte. Und doch ... Manchmal bin ich ganz fest überzeugt, es muß eine Lösung geben."

„Sie wird auch kommen, Alt," — Wenzel nickte bestätigend zu seinen Worten — „seien Sie sicher."

„Ja, ja. Nur welche und wann? In Liebe mag sich leicht vorwärts kommen lassen, in ewiger Anfeindung aber ... Wenn man die erst immer unterkriegen muß, und wenn man von den Menschen doch nicht lassen kann ... Wissen Sie," — er sah zum Oberstabsarzt hin — „in den neun Jahren habe ich eine ganz ruhige Zeit nur einmal gehabt: die Monate, die ich in Berlin zum Assessor war. In der großen Stadt, in der mich keiner kannte, in der ich mir meinen Umgang suchen konnte, wie es mir paßte. Sonst aber ... Und man wird auch manchmal so müde und so unlustig. Aber ich glaub's ja auch. Es muß eine geben. Irgendeine Lösung. Aber welche?" Er hob wieder die Schultern, ehe er zu gehen begann, und dann fragte er noch einmal: „Welche?"

* * *

„Nun, wo bleibt denn unser Freund?"

„Ist es schon fünf?"

„Schon fünf?" Exzellenz von Schönbeck, seit mehreren Jahren Justizminister, zog die Uhr und warf einen Blick darauf. „Noch nicht. Aber er kann doch auch mal eine Viertelstunde früher kommen."

„Onkel, so ist er doch nicht."

„Nein doch. Ich scherze ja nur. Außerdem" — er steckte die Uhr wieder weg und sah seine Nichte freundlich an — „ich denke, ich kann es auch so aushalten."

Die junge Frau lächelte ihm entgegen.

„Ja, ja, meine liebe Marie." Langsam hob er seine Hand, legte sie auf die ihrige und strich liebkosend darüber. „Wenn ich dir nur sagen könnte, wie dankbar ich dir dafür bin, daß du an mich gedacht und mich hierher eingeladen hast."

„Aber, Onkel!"

„Ja, Marie, deinem guten Herzen mag es selbstverständlich erschienen sein. Es ist es aber nicht. Ein alter Onkel, der so schwere Monate hinter sich hat wie ich nach Klaras Krankheit und Tode. Wer umgibt sich mit den Schatten anderer?"

„Onkel, hab' ich Tante nicht herzlich geliebt und sie mich auch?"

„Trotzdem, Kind, trotzdem. Aber du wirst es natürlich nicht wahr haben wollen. Ja. Also lassen wir's und bleiben wir, was ich ja ohnehin wollte, bei Alt. Weißt du, woran ich gedacht habe?"

Digitized by Google

„Nun?“

„Ich möchte ihn nach Berlin haben.“ Einen Moment hielt Herr von Schönbeck inne, ließ einen der kleinen Löffel, die auf dem gedeckten Teetisch lagen, an dem die beiden saßen, zwischen den Fingern tanzen, dann sprach er weiter: „Ich erinnere mich nicht, daß ein Mann in seinen Jahren jemals so viel Eindruck auf mich gemacht hat. Wie alt kann er sein? Sechs-, siebenunddreißig ...“

„Fünfunddreißig.“

„Also noch jünger. Es ist erstaunlich. Ich sagte dir doch neulich, daß Riedinger mich auf ein paar Sachen aufmerksam gemacht hat, die er übers Strafrecht veröffentlicht hat. Ich habe sie mir kommen lassen und gestern und heute vormittag gelesen und bin dabei auf etwas gestoßen, das ich nicht erwartet hätte: nämlich durchweg eine Neigung zu weitgehender Nachsicht. Er macht sonst gar nicht einen solchen Eindruck.“

„Doch,“ sagte die junge Frau und hob die Lider, die sie niedergeschlagen hatte, als ihr Onkel ihr gesagt hatte, er beabsichtige, Alt nach Berlin zu berufen.

„Meinst du?“

„Er ist sehr gutmütig.“

„Ah, nein, nein! Gewiß mag er gutmütig sein, aber was in den Artikeln zum Ausdruck kommt, das ist nicht Gefühlssache, das ist bewußt, Prinzip oder Lebensanschauung. Und eben das bei seinen jungen Jahren. Milde pflegt ein Produkt des Alters zu sein. Ich habe mich gewundert. Ja. Er gilt auch an eurem Landgericht, wie mir Riedinger sagte, für besonders befähigt.“

„Ich weiß,“ erwiderte seine Nichte und hob abermals kurz den Blick. „Er ist auch sehr beliebt.“

„Das kann ich mir denken. Ja, ja. Nun, wir werden ja sehen.“ Der alte Herr griff abermals nach dem Löffel. „Wir sind ja noch manchen Tag zusammen; sollte es sich aber machen, so wüßte ich schon was für ihn. Etwas, das ihn sogar in meine Nähe bringen würde. Und das ...“ Der alte Herr lächelte leicht, ließ den Löffel noch einmal schnellen, dann legte er ihn wieder weg.

Das Gespräch stockte jetzt für eine Weile. Der Minister, behaglich in seinem Korbsessel zurückgelehnt, ließ die Augen die schmale Straße entlang gleiten, die nach rechts zu an den Strand führte, und seine Nichte, die Tochter seines verstorbenen Bruders, hatte wieder die Lider gesenkt und spann ihre Gedanken weiter.

Frau von Waldehn, achtundzwanzig, war seit vier Jahren Witwe. Sie hatte ein rundes, offenes Gesicht, einen klaren Blick, sehr viel krauses dunkelblondes Haar, und der hervorstechendste Zug an ihr war für jeden, der sie betrachtete, der Ausdruck einer natürlichen Liebenswürdigkeit. Ihr Heim hatte sie sonst in einer größeren Provinzialstadt, in der ihr Mann als Ulanenrittmeister gestanden, und wo sich auch das Landgericht befand, an dem Alt als Richter angestellt war. Seit Anfang Juli aber weilte sie schon an der See, in einem verhältnismäßig stark besuchten, außerhalb seiner Provinz aber wenig bekannten Badeorte, und hierher hatte sie, wie es der Minister eben erwähnt, ihn, den gleichfalls Kinderlosen und seit einem halben Jahr ganz allein Stehenden, eingeladen, seinen Urlaub mit ihr zu verbringen. Sie bewohnte eine kleine Villa, er logierte im Hotel, sonst aber waren sie von früh bis spät zusammen, und nicht am wenigsten, wie eben jetzt, auf der dem Häuschen vorgebauten offenen Veranda, vor der die stille Straße vorüberging.

Vom Wasser her kam ein leichter Wind, der die Fransen der großen, rot und weiß gestreiften Markise, die sie gegen die Augustsonne schützte, lustig spielen ließ, zwei oder drei Passanten strichen vorbei, und hin und wieder erschallte irgendwoher eine frohe Kinderstimme, sonst war es still und wie verträumt. Herr von Schönbeck hatte inzwischen den Kopf zurückgedreht und sah die junge Frau an, die noch immer vor sich auf das Tischtuch blickte. Und wie er das tat, stieg wieder die Affektion, die er für sie fühlte, in ihm auf; noch einige Momente ließ er die Augen auf ihr ruhen, dann meinte er mit einem kleinen Lächeln: „Du bist ja so still, Marie.“

„Ich?“ fragte sie, und es war fast wie ein Erschrecken, mit dem sie ihn jetzt ansah.

„Ja. Darf man wissen, woran du denkst?“

„Ach,“ antwortete sie, während trotz ihres Lächelns ihr Blick abirrte, „an allerlei! Aber soll ich nicht den Tee bringen lassen?“

„Nein, nein. Wir warten schon noch.“

„Ja,“ sagte sie nur und schlug abermals die Augen nieder.

Da fuhr er nach kurzem Innehalten fort: „Fast hätte ich Lust, dir das zu sagen, woran

Digitized by Google

ich, seitdem ich hier bin, immerfort denke, woran ich aber auch sonst schon gedacht habe."

„Was ist es denn, Onkel?"

„Was es ist?" Er beugte sich etwas vor. „Wahrscheinlich wird es dir als große Zumutung erscheinen. Jedenfalls soll es ein Vorschlag sein, den du annehmen oder ablehnen kannst, ganz nach deinem Belieben und ohne jede Rücksicht auf mich. Du stehst allein, ich gleichfalls, ganz ohne Repräsentation kann man in meiner Stellung nicht bleiben, gegen eine fremde Hausdame sträubt sich aber was in mir, ich habe daran gedacht ... Nun," unterbrach er sich, da er sah, daß sie eine Bewegung machte, wie wenn sie sprechen wollte, „du errätst es schon."

„Ja, Onkel. Ich soll auch nach Berlin."

„Auch?"

„Du sagtest doch von Herrn Alt ..."

„Ach so!" Wieder lächelte er. „Das war mir im Augenblick abhanden gekommen. Also ja, Marie. Daran habe ich gedacht. Ich erwarte natürlich nicht, daß du mir auf der Stelle einen Bescheid gibst. So was will überlegt und ausführlich besprochen sein. Ich sage dir auch nicht erst, was es für mich bedeuten würde, dein junges Gesicht und deine Liebenswürdigkeit um mich zu haben. Das wäre eine Verwendung von Mitteln, die nicht mitsprechen sollen. Und das weiß ich auch, du allein hättest die Opfer zu bringen. Denn das bißchen Berlin und das bißchen große Welt ... Aber wir beide sind doch nun einmal die letzten der Familie. Bist du sehr überrascht?"

„Ja, Onkel, eigentlich ja."

„Natürlich. Es kann ja nicht anders sein. Weißt du, wer mich mit auf diesen Gedanken gebracht hat?"

„Nun?" fragte sie und sah ihn freundlich an.

„Klara noch. Wie oft hat sie davon gesprochen. Zuletzt noch. Daß du mit deinen jungen Jahren so allein bliebest."

„O!" sagte seine Nichte, und eine feine Röte stieg ihr langsam ins Gesicht.

Aber der Minister achtete nicht darauf, er fuhr fort: „Ja. Es ist ja auch verwunderlich. Es ist an die fünf Jahre, daß Paul nicht mehr lebt. Du aber, die so dazu geschaffen ist, jemand glücklich zu machen, die die Menschen doch auch gern hat. Ich muß selbst sagen, daß ich es nicht recht verstehe. Fünf Jahre, was für eine lange Zeit in deinem Alter!"

„Die ist es wohl."

„Ob sie es ist! Aber darf ich überhaupt davon sprechen?"

„Doch, Onkel. Warum nicht?"

„Ja, siehst du, es mag ja als Widerspruch erscheinen, und er ist es auch. Aber ein Egoist bin ich doch nicht. Das ist auch die kleine Stadt und ihr kleiner Kreis."

Die junge Frau lächelte aber und schüttelte den Kopf.

„Doch," beharrte er.

„Nein," antwortete sie und sprach dann zögernd weiter: „Ins Regiment zurück mochte ich nicht, und der andere ..."

„War auch nicht der Rechte?" fiel er fragend ein.

„Nein."

„Ja so. Aber eigentlich widerlegt mich auch das nicht."

„Es ist trotzdem anders," sagte sie langsam und halblaut.

„Wieso?"

Wieder lächelte sie, aber es war ein Lächeln, das ihm auffiel. Es lag etwas Schmerzliches oder Wehmütiges darin. „Was denn?" fragte er da und richtete sich auf.

Wie vorher hob sie kurz den Blick.

„Kind!" meinte er halb erschrocken über den Ausdruck, den er eben in ihren Augen wahrgenommen hatte, und halb aufmunternd. „Das Leben hat doch seine Widersprüche."

„Gewiß. Du hast ein Leid, Marie."

„Leid ist es nicht gerade."

„Nicht gerade ... Seit wann denn?"

„Schon über ein Jahr, Onkel."

„Nein," sagte er.

„Doch. Aber du mußt es nicht zu tragisch nehmen."

„Nein, nein! Nur, wie ist das möglich? Du kannst dich im Menschen doch nicht irren."

„Das tue ich auch nicht, das ist ganz ausgeschlossen. Aber klar sehe ich trotzdem nicht. Manchmal bin ich ganz sicher, dann wieder — als ob irgendwas existiert."

„O!" sagte er jetzt nur, um dann fortzufahren: „Da habe ich dir auch noch mit meiner Sache kommen müssen."

„Das war ganz gut."

„Wieso?"

„Nun," meinte sie ausweichend. Dann, ihn wieder voll ansehend und auch wieder lächelnd, fuhr sie fort: „Ich habe dir die Wahrheit nicht schuldig bleiben wollen, weil ich es töricht finde, ein Interesse nicht ein-

Digitized by Google

zugestehen, das man für jemand empfindet. Und es war auch noch eine besondere Veranlassung vorhanden. Aber das ist jetzt abgetan. Was also deinen Vorschlag betrifft ..."

„Nein, Marie," unterbrach er sie ernst, „den wollen wir jetzt lassen."

„Doch nicht. Eine Entscheidung verlangst du ja ohnehin nicht gleich. Aber da kommt Herr Alt schon," fuhr sie dann in anderem Tonfall fort und deutete nach links.

„Ja, ja, ich sehe," erwiderte der alte Herr. „Eben noch wollte ich ihn haben; jetzt hätte er noch eine Weile warten können."

„Nicht doch. Es ist ja alles gesagt." Sie stand auf und ging an ihm vorbei zur Klingel, um den Tee bringen zu lassen.

„Dabei bist du so gleichmütig heiter," sprach er weiter und sah ihr nach. „Zu mir, zu allen, die uns hier aufsuchen."

„Soll ich nicht?"

„Gewiß. Du bist eben ein kleines tapferes Frauchen."

„Tapfer, wenn man hofft?"

„Also, dann wird es auch werden."

„Das glaub' ich ja selbst. Man muß sich nur gedulden. Doch nun ..." Nochmals deutete sie unauffällig nach links, setzte sich nicht mehr, sondern blieb mitten auf der Veranda stehen, blickte Alt entgegen, und als der heran war und schon grüßte, noch ehe er die kleine Gitterpforte erreicht hatte, erhob sich auch Herr von Schönbeck. An der einen Stufe, die aus dem Gärtchen heraufführte, erwarteten sie ihn.

Alt war etwas voller, sein blonder Schnurrbart länger geworden, sonst hatte er sich trotz der Jahre nicht sehr verändert, und wie es jetzt beim eifrigen Herein- und Herantreten auf seinem Gesicht freudig aufleuchtete, sah er sogar jünger aus, als er es ohnehin noch war. So begrüßte er die Wirtin und küßte ihr die Hand, und ebenso wandte er sich zum Minister, seine Rechte in dessen hingestreckte legend.

„Wir haben eben noch von Ihnen gesprochen," meinte der alte Herr dabei.

„Das freundliche Schicksal derer, Exzellenz, die erwartet werden."

„Wenigstens manchmal." Herr von Schönbeck lachte etwas. „Und vornehmlich dann, wenn man glaubt, sie verspäten sich."

„Das habe ich doch nicht getan." Alt sah die junge Frau an.

„Nein." Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, nein," sagte auch ihr Onkel und fuhr dann fort: „Aber nun kommen Sie und setzen Sie sich. Wir wollen keine Zeit verlieren, sonst habe ich heute zu wenig von Ihnen. Riedingers Frau und Sohn sollen nämlich angekommen sein. Ich habe versprochen, sie nachher zu begrüßen."

„Ja," sagte Alt und nahm wie schon länger denn seit einer Woche den üblichen Platz am Teetisch zwischen Onkel und Nichte ein, „sie sind hier. Ich habe Herrn Landgerichtsdirektor vorhin gesprochen."

Das Mädchen hatte inzwischen die Teekanne, aus deren Hals ein feiner Dampf spiralförmig aufstieg, gebracht, und Frau von Waldehn war dabei, einzuschenken. „Danke," sagte Alt, als sie ihm die Tasse hinschob, und gleichfalls: „Danke, meine liebe Marie," sagte auch der Minister. Es ging ihm noch im Kopfe herum, was er soeben von seiner Nichte gehört hatte; und was er bisher zu Alt gesagt, das hatte er vorgebracht, weil es das Nächstliegende gewesen, das eine besondere Aufmerksamkeit nicht erforderte. So sprach er zunächst auch noch weiter. Denn während er noch dabei war, Zucker zu nehmen, wandte er sich schon wieder an seinen Untergebenen: „Jetzt kenne ich Sie auch von Ihrer schriftstellerischen Seite," meinte er.

Alt stutzte einen Moment, ehe er entgegnete: „Ah so!"

„Ja. Ich habe Ihre Artikel gelesen. Was hat Sie denn gerade auf das Strafrecht hingeführt?"

„Meine Vergangenheit, Exzellenz."

„Ihre Vergangenheit?" wiederholte sein Vorgesetzter, den dieser Bescheid etwas verwunderte, und sah ihn an. Dann meinte er zustimmend: „Nun ja, ja! Es handelt sich ja eigentlich immer um die Resultate unserer Vergangenheit. Und die Tendenz, die Sie dabei verfechten? Denn ein Verfechten ist es doch."

„Ja, Exzellenz." Alt schwieg kurz, lächelte vor sich hin, schließlich fuhr er fort: „Ich bin öfters danach gefragt worden. Jedesmal habe ich dann an eine Beobachtung denken müssen, die ich vor einigen Jahren in Tirol gemacht habe. In Kufstein. Dort, wo auf der Bahn der große Grenzverkehr stattfindet, wo Tag und Nacht die Züge kommen und gehen. Es ist nicht weniger zu tun als in unseren Hauptzentren. Aber alles, was geschieht, geschieht in anderer Weise: liebenswürdiger,

Digitized by Google

duldſamer, ohne alle Schroffheit. Trotz der gleichen Intenſität und trotz der gleichen Verantwortung."

„So," ſagte der Miniſter, nun mehr bei der Sache, und um ſeine Mundwinkel zuckte es. „Daran denken Sie alſo dann immer. Aber am Ende hätte dieſe Beobachtung doch keinen ſolchen Eindruck auf Sie gemacht, wenn Sie nicht ſchon prädiſponiert geweſen wären."

„Dann nicht."

„Eben. Es iſt übrigens erſtaunlich, mit welcher Sicherheit Sie ſich ſelbſt gegenüberſtehen. Ja, wirklich." Er nickte Alt zu. „Und ein ganz bequemer Unterhalter ſind Sie eigentlich auch nicht."

„Nicht?"

„Nein. Es iſt mir das ſchon öfters aufgefallen, Sie wenden ſich immer ſo direkt an den Menſchen im einzelnen. Sie haben ſo was — wie ſoll ich ſagen? — was Eindringendes."

Alt lächelte, wie es Herr von Schönbeck auch tat.

„Iſt es nicht richtig, Marie?"

„Wenn du es im Ernſt meinteſt, Onkel, nein."

„Das heißt, ich habe es nicht im Ernſt gemeint. Schön. Aber wie nennſt du es denn?"

„Offenheit, Onkel, oder Natürlichkeit. Herr Alt fühlt ſehr unbefangen. Wenn ich mir überhaupt ein Urteil erlauben darf."

„Ich denke, ein ſolches läßt er ſich ſchon gefallen."

„Auch ein anderes, Exzellenz. Obgleich ..."

„Nun?" half der Miniſter ein.

„Obgleich gnädige Frau ja überhaupt kein ungünſtiges fällt."

„Nein, da haben Sie recht. Das tut ſie nicht." Wieder wie vorher legte der alte Herr ſeine Hand auf diejenige der jungen Frau. Und die erriet, daß es jetzt noch mehr ſein ſollte als nur eine Liebkoſung, und lächelte ihm dankbar zu.

„Ja, ja," fuhr Herr von Schönbeck fort und kam damit wieder auf das andere angeſchlagene Thema zurück. „Aber auf einem diplomatiſchen Poſten möchte ich Sie doch nicht ſehen, wo Sie paktieren und nachgeben, und wo Sie das eine opfern müßten, um das andere zu erlangen. Nun, da ſtehen Sie ja auch nicht, und dahin brauchen Sie nicht. Aber Ihren Beruf lieben Sie?"

„Sehr, Exzellenz."

„Gerade Sie. Man wittert es förmlich heraus, und man hat es als Richter ja auch in den Händen. Ich glaube, Sie ſind ein glücklicher Menſch."

Alt ſchwieg.

„Glücklich, will heißen: harmoniſch. Findeſt du nicht auch, Marie?"

„Ich?" fragte die junge Frau; aber dieſes Mal war ihr die Frage nicht ganz recht, wenn ſie auch die gute Abſicht nicht verkannte, aus der heraus ihr Onkel ſie abermals ins Geſpräch gezogen hatte.

„Du kennſt ihn ja ſo viel länger."

„Das gewiß." Sie wollte auch noch mehr ſagen, aber das, was ſie ſagen wollte, ließ ſich nicht ſo ohne weiteres in Worte faſſen. Schließlich meinte ſie in leichter Ungeduld und Befangenheit zugleich, lachte aber dazu: „Du machſt mich faſt verlegen, Onkel."

„Wieſo?" Der Miniſter ſah etwas erſtaunt auf.

„Ja, ich war auf die Frage nicht vorbereitet und bin es auf die Antwort nicht. Ich kann Herrn Alt doch nicht lauter Komplimente ins Geſicht ſagen."

„Vielleicht," miſchte der ſich jetzt ein, „weil gnädige Frau doch anderer Meinung ſind."

„Nein, nein, das bin ich nicht! Das heißt," — plötzlich war die Verwirrung verſchwunden und ihr Geſicht ernſt geworden — „Sie haben es durchgeſetzt, ſo zu werden, wie Sie ſind." Und als er auch darauf nichts erwiderte, fragte ſie: „Irre ich mich?"

„Nein, gnädige Frau."

„Nein," ſagte auch ſie. „Sie haben ja manche Bemerkung gemacht, die das andeutete. Die Opfer liegen hinter uns. Und ich glaube ..."

„Ja —" ſagte Alt geſpannt.

„Es ſind deren viele geweſen."

Er nickte nur, aber ihre Augen ruhten noch ineinander, und dann wurde es für ein paar Sekunden ſtill, und auch eine leichte Befangenheit war da. Wenigſtens zwiſchen den beiden. Bis Herr von Schönbeck wieder begann: „So geworden. Man wird es immer erſt, man iſt es nicht. Aber es iſt merkwürdig. Wenn man ſonſt jemand ſeine Anſchauungen vortragen hört, und ſie ſind, wie meiſtens, negativ, findet man das faſt ſelbſtverſtändlich und nimmt es ruhig hin. Dagegen, wenn ſie anders ſind, einen guten, vollen Inhalt haben, iſt es zum mindeſten, als müſſe man im geheimen Einſchränkungen

Digitized by Google

machen. Man soll sich doch aber nur ganz einfach freuen. Es ist eine große Unsicherheit ins Leben gekommen. Leider. Aber lassen wir das, sprechen wir heute lieber ... Ah," unterbrach er sich und beugte sich nach rechts zu vor, „da ist ja auch ohnehin schon die Ablenkung! Riedinger. Mit Sohn. Der sogar in Farben. Er trägt nämlich," wandte er sich an Alt zurück, „denselben weißen Stürmer, den ich als junger Heidelberger Student auch getragen habe. Das ist nett. Wirklich." Damit erhob er sich, mit ihm die beiden anderen, und schritt nun auf den Zugang der Veranda zu, und als Vater und Sohn, die inzwischen herangekommen waren, grüßten, rief er ihnen ein: „Guten Tag, guten Tag!" entgegen.

Der Minister hatte mit dem jetzigen Landgerichtsdirektor zusammen studiert, hatte dem gleichen Korps angehört wie der und jetzt dessen Sohn und hatte dann später auch eine ganze Reihe von Jahren mit ihm an demselben Gericht geamtet, demjenigen, an dem Riedinger noch beschäftigt war und mit ihm Alt. So duzte er sich mit dem Vater und hatte den Studiosus noch als Kind und dann als Schüler gekannt. Daß der aber inzwischen herangewachsen war und seine Farben trug, war, was sich ihm am stärksten aufdrängte, und während der Direktor die beiden anderen begrüßte, sagte er, den Ankömmling bei der Hand festhaltend und wie vor Jahren mit seinen Vornamen anredend, wenn er ihn auch trotz der gemeinsamen Korpsangehörigkeit jetzt Sie nannte: „Sind Sie groß geworden, Robert. Ich hätte Sie nicht wiedererkannt. Der Tausend noch mal! Größer als der Vater." Dann heftete er die Augen auf das dreifarbige Band, das der junge Riedinger auf der Brust trug, und fuhr fort: „Blau, silber, schwarz. Ja, ja. Es geht euch gut?"

„Jawohl, Exzellenz." Der Student, mit seinem offenen Gesicht, blickte höchst respektvoll zu ihm auf.

„In welchem Semester sind Sie denn schon?"

„Im vierten, Exzellenz."

„Dann ist es ja nicht mehr lange hin bis zum Referendar. Oder eilt das nicht?"

Sein junger Korpsbruder, dem dieses Ziel noch ziemlich fern lag, senkte den Blick, lächelte aber.

„So," lachte der alte Herr, der ganz richtig verstand, „hat uns damals eigentlich auch nicht so geeilt. Wenn unsereins das überhaupt gestehen darf. Ja, ja, Marie," sprach er dann zu seiner Nichte weiter, die ihm am nächsten stand, „wir sind auch mal flotte Studenten gewesen, Riedinger hier und ich, als wir noch die Stürmer trugen. Glaubst du uns nicht? Aber es war doch so." Einen Augenblick schwieg er, ließ die Erinnerungen, die ihm gekommen waren, an sich vorüberziehen, und als sich dabei eine einstellte, die ihn besonders ansprach, zuckte es stärker um seine Lippen, und er erkundigte sich: „Gibt's noch das Gasthaus Zum weißen und schwarzen Raben?"

„Jawohl, Exzellenz."

„Und ist auch noch ...?" Doch er sprach nicht weiter. Einstmals hatte es da zwischen der blonden Wirtstochter und dem jungen Studenten zarte Beziehungen gegeben, deren er sich erinnerte, die nicht zu erwähnen er aber doch für besser hielt. Dafür sah er seinen alten Freund Riedinger an, der lächelnd zugehört und zugeschaut und sich über den guten Eindruck gefreut hatte, den sein Sohn augenscheinlich machte. Und als sich ihre Augen trafen, trat er zu ihm hin und flüsterte ihm, indem er begann: „Weißt du noch ...?" das zu, was er laut nicht hatte vorhin sagen wollen. Der Direktor aber wußte es noch, und die beiden Alten lachten und nickten mit den Köpfen, daß ihre Freude sich auch auf den Gesichtern der übrigen spiegelte.

Das dauerte ein paar Augenblicke, die der Studiosus dazu benutzte, um Frau von Waldehn und Alt zu begrüßen, die er ja beide gut genug kannte. Dadurch war der Richter, der sich bisher im Hintergrunde gehalten hatte, etwas näher herangekommen, und als Herr von Schönbeck, noch immer schmunzelnd, wieder aufsah, begegnete sein Blick gerade demjenigen des anderen.

„Ja, ja, mein lieber Herr Landrichter," meinte er da, „meine Jugend, das war meine Studentenzeit. Vorher war's wenig, und nachher hörte es auf. Da mußte gearbeitet werden. Sogar um den Unterhalt. Das kennt ihr heute nicht mehr." Diese Bemerkung galt dem Studenten, dann sah er wieder Alt an und fuhr fort: „Aber gerade die Jahre möchte ich nicht missen. Um sie möcht' ich nicht betrogen worden sein."

Alt nickte. „Ich kann es mir schon denken, Exzellenz, was es heißt, nicht um jene Zeit betrogen sein zu wollen."

Digitized by Google

„Freilich, freilich! Es geht uns ja allen so.“

„Nun, bei mir war es schon anders.“

„Was denn?“ Der Minister hob den Kopf. „Haben Sie es damals nicht leicht gehabt?“

Alt schüttelte den Kopf. „So nicht. Wenn man jung ist, macht man sich ja keine Sorge.“

„Nein, Gott sei Dank, nicht.“

„Aber ich wurde im vierten Semester wegen Geldsachen exkludiert ...“

„O!“ fiel Herr von Schönbeck ein.

„Ja. Und dadurch war alles lange anders.“

„Kann ich mir denken.“ Der Minister strich sich zweimal über seinen kleinen grauen Schnurrbart, während er mit ernst gewordenem Gesicht vor sich hin sah. Dann meinte er freundlich: „Das ist es ja, daß man wieder aufsteht, wenn man einmal gefallen ist.“

„Allerdings, Exzellenz.“ Sich zu Riedinger wendend, fuhr Alt fort: „Wir haben schon einmal davon gesprochen.“

„Als Sie zu uns gekommen waren. Ich weiß wohl.“ Auch der Landgerichtsdirektor lächelte. „Aber hab' ich nicht recht gehabt, als ich sagte, Sie hätten's immer zu schwer genommen?“

„Ich nahm's, wie mir's aufgedrängt wurde, Herr Landgerichtsdirektor. Jetzt ist es freilich wie ein Traum. Obgleich ...“ Einen Moment hielt er inne, lächelte dabei vor sich hin, dann meinte er: „Es könnte ja auch jetzt noch wiederkommen.“

„Na, na,“ antwortete Riedinger und berührte ihn leicht.

„Warum nicht? Dieselbe Wirkung würde es nicht mehr auf mich ausüben, sonst aber ...“ Wieder stockte er einen Augenblick, ehe er heiter fortfuhr: „Aber wir haben ja hier einen Vertreter.“ Er zeigte auf den Studiosus. „Nicht, bin ich Ihnen nun nicht doch ein anderer geworden?“

Auch die anderen sahen den jungen Menschen an.

Der, dessen Gesicht in der Tat einen aufmerksamen Ausdruck angenommen, als Alt sein Geständnis gemacht hatte, und in dessen Augen ein Stutzen getreten war, wurde jetzt darüber, daß er plötzlich der Mittelpunkt geworden war, verlegen und schlug die Augen nieder. „Ich ... O ... Ich weiß nicht,“ sagte er wie widerwillig und machte mit dem Kopf kleine stoßende Bewegungen dazu.

Und dieses Zugeben- und Nichtzugebenwollen, der Ton, in dem er sprach, und das Stottern, die alle zusammen doch im Grunde bestätigten, was Alt gesagt hatte, wirkten so, daß die drei Herren auflachten. Gleich darauf aber trat der Vater zu seinem Sohne und meinte gutmütig, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte: „Laß nur sein, mein Junge. Im Korps sei, wie ihr alle seid, in den Ferien bei uns aber wie ein junger Mensch, der das Leben noch nicht kennt.“ Ihm die Hand unter das Kinn schiebend, hob er seinen Kopf, sah ihm in die Augen, nickte ihm zu, dann kehrte er sich wieder um. Und wie er das tat, setzte er noch hinzu: „Zwanzig und sechzig. Darin liegt es eben immer.“

„Ja, ja,“ sagte Herr von Schönbeck, lächelte auch noch, fuhr nun aber gleich fort: „Also, wie ist es? Kann ich jetzt mitkommen, deine Frau zu begrüßen?“

„Ja,“ antwortete der Landgerichtsdirektor, „wenn du so liebenswürdig sein willst. Nur ... Ein Kofferschlüssel ist verloren gegangen. Den Schlosser sollen wir auch gleich bestellen. In zehn Minuten sind wir wieder hier.“

„Gut,“ sagte sein alter Freund, „in zehn Minuten.“

Damit war vorläufig der Besuch beendet, und Vater und Sohn verabschiedeten sich, wenn es überhaupt so zu nennen war. Aber ehe sie gingen, trat Alt noch zu dem jungen Herrn und streckte ihm die Hand hin: „Nichts für ungut, Herr Studiosus,“ meinte er dabei.

„O! Jawohl,“ antwortete der und verbeugte sich, traute sich aber nicht recht aufzusehen.

„Die Wichtigkeiten wechseln im Leben. Sie werden's auch noch erfahren. Sie irgendwie verlegen machen, habe ich wirklich nicht wollen.“

Er wandte sich wieder um, die beiden gingen nun, und die Zurückgebliebenen setzten sich noch einmal.

Eine kurze Weile war es still, während der sie vor sich hin sahen, dann fragte der Minister, indem er den Kopf zu Alt hob: „Also Sie haben doch schwere Jahre hinter sich?“

„Ja, Exzellenz.“

„So.“ Er sah nun seine Nichte an. „Siehst du, da haben wir jetzt den Schlüssel zu seinem Wesen.“

„Soviel ich davon verstehe,“ antwortete sie, „kann so was denn wirklich so schlimm gewesen sein?“

Digitized by Google

„Schlimm ist, was in der Jugend geschieht, meistens nicht, weil es ja nicht aus Schlechtigkeit getan wird."

„Ich meinte, nachher, Onkel."

„Ach so, Kind! Nun ... Es hat sich auch das geändert. Zu meiner Zeit war man überhaupt duldsamer. Es weht jetzt auch darin ein schärferer Wind. Und wer in dem aushalten muß ... Na, jedenfalls, so was durchmachen müssen und sich doch den guten Mut bewahren, das ist noch mehr. Frag mal unseren Freund, ob er es wirklich aus seinem Leben forthaben möchte."

Die junge Frau sah Alt an.

Der lächelte. Dann meinte er: „Ich hab' mich das auch oft genug gefragt. Die Antwort ist verschieden ausgefallen. Wenn ich mir vorstelle, daß ich dann vielleicht auch so geworden wäre, wie es so oft geschieht, und ich wäre es wahrscheinlich geworden — der Charakter ändert sich ja nicht, aber man lernt die Motive von der anderen Seite ansehen — dann nein. Wenn ich aber an die vielen Stunden und Tage denke, die sie mir totgeschlagen haben, und alles was in mir war, mit dazu — das war nicht Brachzeit, das war Vereisung, bis tief in die Wurzeln hinein — dann bin ich doch anderer Meinung gewesen. Nur," — wieder lächelte er — „im Grunde habe ich aber doch immer zu sehr an den Menschen gehangen. Auch dann noch."

„So," fiel der Minister ein, „da ist Ihre ganze Anschauungsweise also nicht ursprünglich die Folge eines Schuldbewußtseins gewesen?"

„Als ich darunter noch litt, neigte ich noch nicht zur Nachsicht. Erst später, als — als ich wieder Zeit für die Umwelt bekommen hatte. Da ist der Umschwung langsam in mir eingetreten. Und als es auch dann noch nicht gut sein sollte — nun, da habe ich eben angefangen zu resignieren. Wer aber resigniert, der wird manches. Sogar heiter. Und heiter sein ist ein guter Schutz. Fast bombensicher."

„So," sagte der Minister und lächelte auch wieder, „Sie sind jetzt also in Deckung? Ganz?"

„Exzellenz, wer vom Leben nicht zu viel verlangt, dem kann es schließlich auch nicht zu viel versagen."

„Hm ..." Der alte Herr sah seine Nichte an, las auf ihrem Gesicht, dann fragte er: „Marie, wollen wir einmal die Probe machen?"

Doch die Gedanken der jungen Frau waren abgeirrt, sie begriff nicht gleich. „Was denn?" fragte sie. Dann aber erinnerte sie sich dessen, was ihr Onkel ihr gesagt, ehe Alt dagewesen, und fuhr fort: „Ach so!"

„Ja. Also, mein lieber Herr Landrichter, in absehbarer Zeit wird die Stelle eines meiner vortragenden Räte frei. Was meinen Sie, wenn ich Sie zunächst einmal als Hilfsrichter in mein Ministerium beriefe?"

„Ah!" sagte Alt, richtete sich auf, blieb dann aber wie erstarrt sitzen.

„Ja." Der Minister weidete sich an dieser Überraschung. „Was meinen Sie dazu?"

„Ich, Exzellenz?" Jetzt erhob sich Alt, wollte sich aber gleich wieder mit einem: „Verzeihung!" setzen.

„Nein, nein, bleiben Sie nur ruhig stehen, wenn das Ihrem Zustande angemessener ist," scherzte Herr von Schönbeck und hielt ihn am Arme zurück.

Und Alt tat es auch wirklich und sagte noch einmal: „Ah!" Dann aber, während es auf seinem Gesicht zuckte und er selbst fühlte, wie es in ihm zu arbeiten beginnen wollte, sprach er schnell weiter: „Exzellenz, es ist nicht nur das bewiesene Wohlwollen, so selten ich dem auch im Leben begegnet bin; es ist noch mehr: es ist mir der Beweis, daß es auch so gegangen ist."

„Nun freilich. Und ich meine fast, diesen Beweis ist man Ihnen schuldig gewesen."

„Weil Exzellenz gütig sind." Er machte eine Bewegung, als wolle er gehen, meinte es lassen zu sollen und fragte doch gleich darauf: „Exzellenz, darf ich hin und her gehen?"

„Aber ja doch, mein Lieber," der Minister lachte herzlich, „Marie und ich, wir werden Sie dabei nicht stören. Nicht, Marie?"

„Nein," sagte die, lächelte, senkte aber den Kopf. Es war jetzt eine große Weichheit über sie gekommen.

Und wieder tat Alt wirklich, wozu er die Erlaubnis erhalten hatte, und ging mit langen Schritten hin und her. In den Augen, die am Boden hingen, einen Glanz, die Lippen halb geöffnet und mit den Fingern spielend. Und wie er das tat, arbeitete es immer stärker in ihm. Daß er es doch erreicht, daß er sich durchgesetzt hatte. Es war nicht Stolz auf diesen Erfolg in ihm,

Digitized by Google

aber Dankbarkeit und Glücksbewußtsein. Und dann wieder flogen seine Gedanken zurück zu den schweren Zeiten, die er hatte durchmachen müssen. Eins war lebendig und das andere, alles durcheinander und keins ganz vollständig.

Als er sich wieder den beiden näherte, blieb er stehen und sagte: „Exzellenz, vor vielen Jahren war das mein Traum."

„Sehen Sie, da trifft es ja wieder einmal zu: Was man in der Jugend begehrt, hat man im Alter die Fülle."

„Ja, ja," antwortete Alt und ging wieder. „Als ich noch ehrgeizig war."

„Sie sind ja noch jung."

„Ja," sagte er auch jetzt. „Aber das bin ich nicht mehr." Von neuem wurde es still.

Und still wurde es nun auch in Alt. Die Überraschung war überwunden. Er begann zu erwägen, und zugleich dachte er an die letzten Jahre, die er ruhig und zufrieden als Richter verbracht hatte. Da zog ein neues Gefühl bei ihm ein: das der Sicherheit. Als er sich jetzt wandte, suchte sein Blick die junge Frau. Auch sie sah eben zu ihm hin. Beide lächelten sich an. Das entschied seine Überlegungen nicht, aber es beschleunigte sie. Vorher sagte er jedoch noch einmal zu Herrn von Schönbeck: „Exzellenz, es ist nicht wegen meines Entschlusses, daß es so lange dauert."

Und der verstand, daß es heißen sollte, sein junger Freund wolle erst noch mehr zur Ruhe kommen, und nickte zustimmend.

Bis Alt dann ganz fertig war. Abermals richtete er sich auf, und nach einem neuen Blick auf Frau von Waldehn hin trat er vor den Minister. „Exzellenz, wenn ich mich jemals in meinem Leben dankbar gefühlt habe, dann eben jetzt. Und wenn ich jemals empfand, daß sich doch nicht alles ausdrücken läßt, was in solchen hohen Augenblicken in uns vorgeht, dann gleichfalls eben jetzt. Ich habe nie daran gedacht, daß mir noch eine solche Genugtuung zuteil werden würde. Aber nun, da es geschehen ist, weiß ich erst ganz, was sie für mich bedeutet, weiß, daß damit auch der letzte Bodensatz, der doch noch in mir war, beseitigt worden ist. Und das ist sehr viel. So viel ... Es läßt sich wirklich nicht in Worte bringen. Aber ich bitte Exzellenz doch ganz gehorsamst, mich in meinem bisherigen Wirkungskreise zu lassen."

„Nein," sagte der Minister und erhob sich unwillkürlich.

„Doch, Exzellenz. Ich sagte ja vorhin, ich liebe meinen Beruf. Richten, über Menschen richten. Das Schlimmste verhüten. Das kann ein Urteil manchmal. In der Verwaltung aber — ich hätte mit Dingen zu tun, nicht mit Menschen, und ich müßte fern stehen. Und daneben, was mir so allmählich zum Lebensziel, was mir das Wertvollste geworden ist, auch dem kann ich so in vollerer Freiheit nachstreben. Exzellenz verübeln mir meine Bitte nicht?"

„Nein, lieber Alt, wenn Sie nicht wollen."

„Und Exzellenz sehen mich nicht für undankbar an?"

„Aber ..." Herr von Schönbeck machte eine fast lebhafte Bewegung. „Nein, nein! Sie haben von sich aus sicherlich Recht. Und was ist, das Ihnen zum Wertvollsten geworden ist?"

„Mich bemühen, Persönlichkeit zu werden."

„Ah so! Das aber, meinen Sie, wäre in Berlin unmöglich?"

„Nicht unmöglich."

„Nun nein."

„Aber der Richter ist freier."

„Ja," sagte der alte Herr noch, dann schwieg er wie Alt, und beide standen voreinander und sahen aneinander vorbei, jeder in seinen Gedanken, bis Herr von Schönbeck Alt die Hand hinstreckte. Der verbeugte sich aber nur. Da fing der Minister wieder an: „Es tut mir gewiß leid, lieber Alt, aber die Gewißheit, daß ich es gut mit Ihnen gemeint habe, bleibt Ihnen wenigstens."

„Ja, Exzellenz, und sie ist sehr viel, so viel wie die andere, daß auch einmal das Glück bei mir angeklopft hat."

„Ja, ja. Glück ist viel, Glück ist mehr." Herr von Schönbeck nickte vor sich hin. Dann meinte er fast schalkhaft: „Aber wir wollen uns doch wieder setzen. Man kann das Glück auch im Sitzen genießen."

Doch es kam nicht mehr dazu. Als Alt sich umwandte und wieder dem Blick der jungen Frau begegnete, fragte er in seiner Herzensfreudigkeit und trat zu ihr: „Muß ich mich entschuldigen?"

„Entschuldigen?" Sie sah ihn erstaunt an, so gut sie das bei ihrer Bewegtheit konnte.

„Daß es sich immerfort und immer wieder nur um mich gehandelt hat."

Digitized by Google

„Ich denke, ich kann Ihnen nur dankbar sein."

„Dankbar, gnädige Frau?" Er verstand nicht.

Sie gab ihm auch keine Aufklärung, sondern sagte nur: „Ja, lieber Alt," und streckte ihm mit einer schnellen Bewegung die Hand hin.

„Weil auch Sie gut sind, weil ..." Weiter sprach er aber nicht, sondern begnügte sich, ihre Hand an die Lippen zu ziehen, und zum zweitenmal, als er den kräftigen Druck ihrer Finger verspürte.

So stand er noch, als von draußen die Stimme des Landgerichtsdirektors ertönte. Dieses Mal hatte keins der drei die beiden kommen sehen.

„Also da sind wir wieder," meinte Riedinger, indem er und hinter ihm sein Sohn den kleinen Garten betrat. „Natürlich haben wir den Schlosser nicht so ohne weiteres gefunden. Denn Geschäftsschild," — er ahmte jenen lachend nach — „ach nee. Mir kennt doch jeder! Nun, dafür will er aber gleich kommen." Dann fragte er den Minister: „Paßt es dir jetzt?"

„Ja, ja, auf der Stelle. Ich hol' mir nur meinen Hut," entgegnete der und trat schon in das Innere der Villa. Was ihn auch immer beschäftigt hatte, und wie er davon in Anspruch genommen worden war, blind war er während der ganzen Zeit für die beiden anderen nicht gewesen. Er lächelte im Hausflur vor sich hin und dachte nicht einmal mehr daran, daß er darüber einen Lieblingswunsch aufgeben mußte.

Riedinger hatte inzwischen weitergesprochen: „Gnädige Frau verübeln es uns nicht, daß wir Ihren Herrn Onkel entführen?"

„Nicht doch." Die junge Frau, die sich wie vorher erhoben hatte, winkte mit der Hand.

„Schön. Und dann möchte ich auch gleich noch nachholen, was ich, wie gewöhnlich, vorhin vergessen habe: von meiner Frau die schönsten Empfehlungen zu bestellen."

„Danke. Und wenn ich bitten darf, sie meinerseits zu erwidern."

Der Landgerichtsdirektor verbeugte sich, dann sahen sie alle zusammen Herrn von Schönbeck entgegen, der eben wieder die Veranda betrat.

„Also," meinte der alte Herr.

„Jawohl," antwortete sein Freund und wandte sich halb.

In demselben Augenblick sagte Alt zu Frau von Waldehn: „Gnädige Frau, wenn ich mich auch verabschieden darf."

„Was denn? Sie wollen auch gehen?" Und als er nichts erwiderte, sie aber schon erraten hatte, daß er sich entfernen zu müssen glaubte, weil die anderen es auch tun wollten, fuhr sie fort: „Haben Sie was vor?"

„Nein, gnädige Frau."

„Dann, bitte, bleiben Sie."

„Ausgezeichnet, Marie," fiel der Minister ein, „dann treff' ich ihn nachher ja noch."

Alt stimmte zu.

Und nun dauerte es nur noch zwei Minuten, so waren die drei Herren auf der Straße, grüßten von dort noch einmal, die beiden anderen dankten, und dann war die junge Frau mit Alt allein.

Einen Moment war sie wie unschlüssig, sah sich auf der Veranda um, meinte: „Die Anna könnte abräumen," korrigierte sich: „Oder nein, es ist nicht nötig," blickte dann Alt an, lächelte und fuhr fort, indem sie nach dem Teetisch deutete: „Wir wollen uns wieder setzen." Und während das geschah, fragte sie: „Halte ich Sie aber auch wirklich nicht ab?"

„Nein, gnädige Frau."

„Oder wären Sie nicht vielleicht gerade jetzt lieber allein?"

„Auch nicht, gnädige Frau." Einen Augenblick zauderte er, dann fügte er hinzu: „Im Gegenteil."

„Ja?" fragte sie freudig, und wieder sah sie ihn kurz an und lächelte dann vor sich hin, so daß es still zwischen ihnen wurde. Eine ganze Weile lang. Bis sie von neuem begann: „Ich habe mich vorhin so gefreut. Zuerst, als ich hörte, was Onkel mit Ihnen vorhatte, dann, daß Sie es gerade in meinem Heim hören sollten, und zuletzt am allermeisten. Zwei Jahre kennen wir uns schon?"

„Über zwei Jahre, gnädige Frau. Am ersten April war ich angekommen. Dann bei dem Maifest, das Herr Präsident Hecht in seinem Garten gab ..."

„Das wissen Sie noch so genau?"

„Ob ich das noch so genau weiß?"

„Nun ja, ja. Mit wem man gut Freund ist, das empfindet man schon. Und wir sind ja gut Freund gewesen. Von Anfang an."

„Ja, gnädige Frau. Wenn ich den Ausdruck auch meinerseits anwenden darf."

Digitized by Google

„Darf? Wollen Sie auch hierbei reſignieren?“

„Wieſo?“ Alt hob den Kopf.

„Sie ſprachen doch vorhin von Reſignieren, und — daß Sie darin die Zufriedenheit gefunden hätten,“ ſetzte ſie dann ſchneller hinzu.

„Ja,“ ſagte er nach kurzem Schweigen. „Geſagt habe ich es, und es ſtimmt auch.“

„Aber?“

„Aber,“ wiederholte er. Das war vorerſt alles. Schließlich aber begann er doch wieder, und ſeine Stimme klang jetzt heiſer: „Gnädige Frau, es war mit fünf Jahren nicht gut, nicht mit zehn. Wer konnte mir da ſagen, wo die zeitliche Grenze lag. Ich bin auch einmal verlobt geweſen. Als Referendar. Auch das ging auseinander. Und ich hatte auch erfahren, daß ſie nicht nur hinter mir, ſondern auch hinter denen her waren, die mir nahe kamen. Da verbot ſich manches ganz von ſelbſt. Wenigſtens ... Ich dachte, es müßte es.“

„Weil Sie uns Frauen nicht gekannt haben.“

„Ich ſagte doch, es gibt auch andere.“

„Die wollen wir laſſen. Eine Frau, die es nicht treibt, gutzumachen, iſt keine Frau. In ihrem Fühlen nicht. Und das kann auch kein Verluſt geweſen ſein. Eine Enttäuſchung, aber kein Verluſt. Nein, nein. Wir wollen nicht mehr davon ſprechen, wir wollen nicht mehr daran denken. Es liegt ja jetzt alles hinter Ihnen, und vor Ihnen nur ... Nun?“ Endlich ſah ſie ihn wieder an, tapfer, gütig und auch in einer holden Verlegenheit.

Da erhob er ſich langſam, ſchon dabei halb vorgebeugt, als ob es ihn zu ihr hinzöge: „Gnädige Frau, ich brauche wirklich nicht mißzuverſtehen?“

„Nein, lieber Alt.“ Auch ſie ſtand auf, ſchnell, und ſtreckte ihm auch gleich beide Hände entgegen. „Wenn Sie's nicht wollen.“

„Nicht wollen,“ konnte er nur noch ſagen, dann war er ſchon bei ihr, hatte ihre Hände ergriffen und küßte die eine um die andere.

„Ja, Alt,“ ſprach die junge Frau weiter und ſah auf ihn hinab, „vielleicht iſt es nicht ſo viel, was ich Ihnen dagegen geben kann, iſt's nicht genug für das, was Sie beanſpruchen dürfen. Aber ich denke mir, es iſt immerhin was, anſtatt als einzelner tapferer Menſch künftig zu zweien zu gehen. Und immer um eine Welt zu wiſſen, die nur ganz allein auf Sie wartet. Eine Welt und mit ihr jemand zum Ausſprechen. Wird es genügen?“

„Es wird mehr als genügen.“

„Sind Sie deſſen ſicher?“

„Ganz ſicher.“

„Ja, ich bin es auch. Ich auch. Und bin glücklich.“ Damit machte ſie ihre Rechte frei, ſtrich ihm das Haar aus der Stirn, und dann ließ ſie es zu, daß er ſie an ſich zog und ihr behutſam die Tränen fortküßte, die ihr in die Augen ſtiegen.

Das Glück war wirklich und endlich zu ihm gekommen.

Sonntagabend

Auf der dämmerblauen Berge Kiſſen
Senkt ſein müdes Haupt der bleiche Tag,
Sinnt mit reinem, heiterem Gewiſſen
Seinem Werke, ob es gut ſei, nach.

Sieh, am Himmel ſpiegelt's rein ſich wider,
Denn ſein Werk an uns war Glanz und Luſt,
Und auf ſanftem Fittich trug er nieder
Sonntagsfrieden in den Streit der Bruſt.

Zweifelnd noch, ob alles wohlgeraten,
Ob er keiner Seele Weh gebracht,
Schläft er ein. Auf ſeine tauſend Taten
Drückt ihr Siegel eine goldne Nacht.

Bruno Baumgarten

Digitized by Google

Das Conſentiusſche Haus.

Königin Luiſe in Memel

Von Guſtav Heinrich Schneideck

Wenn je ein Fürſt aus tiefbewegtem Herzen Worte des Dankes an Untertanen gerichtet hat, ſo war es Friedrich Wilhelm III. von Preußen, als er im Januar 1808 von den Bürgern der Stadt Memel Abſchied nahm. Nach der Schlacht bei Jena und Auerſtädt, vor dem übermächtigen Anſturm des korſiſchen Welteroberers zurückweichend bis in den entlegenſten, nördlichſten Winkel ſeines Reichs, hatte der König mit ſeiner Familie in dieſem Städtchen eine Zuflucht gefunden und war einer Liebe und Anhänglichkeit begegnet, die ſeinem ſchwerbedrückten Herzen doppelt wohltun mußte.

Schon einmal hatte das Königspaar in den Mauern Memels geweilt, unter fröhlicheren Umſtänden. Das war im Juni 1802 geweſen, wo das Zuſammentreffen mit dem Zaren Alexander durch feſtliche Veranſtaltungen gefeiert worden war. Diesmal kam die königliche Familie auf der Flucht hierher, zu unfreiwilligem Aufenthalt für ungewiſſe Zeit, oft befürchtend, daß ſie die Grenzen des zertrümmerten Reiches ganz verlaſſen und in Rußland ihre Zuflucht werde nehmen müſſen.

Mit Gefahr für ihr Leben hatte die Königin die beſchwerliche Reiſe von Königsberg nach Memel zurückgelegt; drei Tage und drei Nächte brauchte man dazu. Der getreue Leibarzt Huſeland, welcher die kranke Fürſtin auf der Fahrt begleitete, fürchtete für ſie das Schlimmſte und glaubte kaum, daß ſie die Anſtrengungen der Reiſe beſtehen würde. Der Weg führte zuweilen ſo dicht am Strand hin, daß der Wagen durch die im Sand verlaufenden Wellen fuhr. Hatte man am Tage mit Wind und Wetter zu kämpfen, ſo brachte die Nacht Unbequemlichkeiten anderer Art mit ſich, da die Quartiere äußerſt mangelhaft und alles eher als fürſtlich waren. Nicht einmal ganze Fenſterſcheiben hatte das elende Stübchen, in welchem die Leidende die erſte Nacht zubringen mußte; der Schnee wurde ihr durch das zerbrochene Glas aufs Bett geweht. Trotz all dieſer Widerwärtigkeiten überſtand die

Digitized by Google

Königin Luise. Nach dem Gemälde von J. Grassi. Zu Gustav Heinrich Schneideck: Königin Luise in Memel.

Digitized by Google

Königin die Fahrt besser, als der Leibarzt annehmen zu müssen glaubte.

Wie glücklich waren die Reisenden, als ihnen am Vormittag des 8. Januar am jenseitigen Ufer die Türme Memels winkten, und zwar im hellen Sonnenschein, den man als gutes Omen begrüßte. In einem Boot erfolgte die Überfahrt, und drüben führte ein Wagen die Königin nach dem zu ihrem Aufenthalt bestimmten Hause. Sie war so schwach, daß sie ohne fremde Hilfe den Wagen nicht verlassen und in das Haus gehen konnte; ein Sessel, in welchem man die Patientin hätte hinauftragen können, war nicht da. So trug sie, wie die Oberhofmeisterin Gräfin von Voß schreibt, „ein Bedienter auf dem Arme, was mir weh tat, mit anzusehen. Sie war leidlich wohl durch Gottes Gnade, und wir legten sie auf ein Sofa ... Die königlichen Kinder aßen mit uns und machten einen ganz furchtbaren Lärm; niemand sagte ihnen etwas."

Der leidende Zustand der Königin machte unbedingte Ruhe für sie nötig, die sie schwerlich gefunden hätte, wenn alle Kinder in ihrer nächsten Umgebung geblieben wären. Das verbot sich aber von selbst durch den beschränkten Raum. Ein Schloß gab es in Memel nicht, auch war kein Privathaus so geräumig, daß es die gesamte königliche Familie hätte aufnehmen können, falls sie sich mit einiger Bequemlichkeit bewegen wollte. Memel war damals ein Städtchen von kaum siebentausend Seelen; nur wenige von seinen Häusern zeichneten sich durch besonderen Umfang aus. Das Consentiussche war jedenfalls eines der stattlichsten.

Der Hofstaat und die Kinder wurden nun in verschiedenen Familien untergebracht. Der Kronprinz, sein Bruder Wilhelm und Prinz Friedrich (ein Sohn des Prinzen Ludwig und der Prinzessin Friederike) fanden Unterkunft in dem Hause des wohlhabenden Kaufmanns Argelander, der auch den prinzlichen Erziehern Delbrück und Reimann Quartier gab. Prinzessin Charlotte wohnte beim Kaufmann Lemcke, Prinzeß Alexandrine und Prinz Karl beim Kaufmann Theden, Prinzeß Friederike, die Schwester des Prinzen Friedrich, beim Kaufmann Griffin.

Nur langsam erholte sich Luise. Schwerer als unter dem körperlichen Ungemach litt sie unter dem niederdrückenden Schmerz über das Unglück Preußens. Aber trotz all der harten Schläge, von dem ihr Haus und ihr Volk getroffen worden waren, gab sie die Hoffnung auf Rettung nicht auf. Sie vermochte noch immer nicht zu glauben, daß der Staat Friedrichs des Großen tatsächlich am Rande des Abgrundes stände, sondern meinte fest und sicher, daß es doch noch gelingen würde, den Siegeslauf des Eroberers zu hemmen und ihm einen für Preußen günstigen Frieden abzuringen. Glücklich machte sie der Gedanke an „die herrliche, ja wirklich göttliche Freundschaft" des russischen Kaisers und des Königs von Preußen; von den gemeinsamen Waffentaten der Verbündeten erwartete sie die Rettung des Vaterlandes.

Am 17. Januar konnte sie zum erstenmal daran denken, eine kleine Ausfahrt zu unternehmen. Man mußte sie freilich zum Wagen hinuntertragen und später wieder herausheben. Der König, der mit zärtlicher Ungeduld ihre völlige Wiederherstellung erwartete, wollte sie vier Tage später veranlassen, ohne fremde Hilfe die Treppe hinaufzusteigen. Aber die gestrenge Oberhofmeisterin, die sich schon etwas erlauben durfte, ließ das Wagnis nicht zu. Um so größer war die Freude der königlichen Familie, als die Genesene in den ersten Tagen des Februars trotz der großen Kälte den Weg zur Kirche zu Fuß machen konnte.

Die Freude der hohen Dulderin über ihre Wiederherstellung wurde leider getrübt durch den Tod ihrer treuen Kammerfrau Schadow; es war das ein Verlust, den die Fürstin unter den obwaltenden Verhältnissen besonders schmerzlich empfand. Völlig gesund war sie auch jetzt noch nicht, dieser nördliche Himmelsstrich noch dazu während der kalten Jahreszeit eignete sich nicht recht für die zarte Natur Luises. Am 5. April schrieb sie an ihren Bruder Georg: „Ich bin ganz hergestellt, aber noch nicht völlig wohl, sehr empfindlich für alle Einwirkungen der Luft. Das Klima ist schrecklich. Eis und Schnee. Kein Veilchen gibt es hier, doch es grünt noch in meinem Herzen, und meine Zuversicht zu Gott stirbt nicht."

Ein Trost für die zärtliche Mutter mußte es sein, daß sie ihre Kinder so gut untergebracht wußte. Sobald ihr Zustand es erlaubte, widmete sie sich ihnen mit gewohnter Liebe und Sorgfalt, besuchte sie täglich oder ließ sie zu sich kommen. Sie verfügte ja fast über das ganze, recht geräumige Con-

Digitized by Google

sentiussche Haus, das aber doch für die Wirtsleute und die Gäste zugleich nicht ausgereicht haben würde. Die Familie Consentius war daher umgezogen, und zwar in ein Haus der Friedrich-Wilhelm-Straße. Nur zwei Zimmer im Erdgeschoß blieben für ein Familienmitglied reserviert, für die Mutter der Frau Consentius, die verwitwete Katharina Elisabeth Lorck geb. Roerdanz. Sie war zu gebrechlich, um den Umzug mitzumachen; oft kam die Königin zu einem Plauderstündchen in die Wohnung der alten würdigen Dame.

Das stattliche Consentiussche Haus, an der Dange gelegen, ist noch heute erhalten und dient nach einem Umbau der Stadt Memel als Rathaus. Erbaut war es worden von dem am 7. August 1743 in Flensburg geborenen Kaufmann und dänischen Konsul Lorenz Lorck, dem Gatten der eben erwähnten alten Dame. Seiner Ehe mit ihr entstammten neun Kinder, von denen Johanne Katharine den Handelsherrn und Assessor am Königlichen Schiffahrts- und Handelsgericht, Friedrich Ludwig Consentius, heiratete. Er übernahm nach dem im Jahre 1805 erfolgten Tode seines Schwiegervaters das Lorcksche Haus, in welchem nun das Königspaar zu Gast wohnte.

Da auch das Consentiussche Ehepaar vier Kinder hatte, so fanden die Königskinder an diesen willkommene Spielgefährten; namentlich Friederike Elisabeth Consentius, geboren am 3. März 1798, befreundete sich rasch mit den Prinzen. Der Kronprinz nahm auch teil an dem englischen Unterricht, den die Consentiusschen Kinder von einem jungen Engländer, Robert Plaw aus London, erhielten; er wurde im Jahre 1816 der Gatte der erwähnten Friederike Elisabeth Consentius. Der Kronprinz war ihm in aufrichtiger Freundschaft zugetan und hat ihm diese Zuneigung das ganze Leben hindurch bewahrt.

Das Leben in der kleinen Stadt gestaltete sich somit, den Umständen entsprechend, für die kleinen Prinzen und Prinzessinnen ganz angenehm, denn die Familien, denen man sie anvertraut hatte, ließen es natürlich an nichts fehlen und setzten ihren Stolz darein, daß die Königin-Mutter mit allem zufrieden war. In ihrer liebenswürdigen Weise hatte sie ja auch stets ein Wort des Dankes bereit für diese gutherzigen Menschen, deren Treue und Opferwilligkeit die Fürstin über so manche herbe Enttäuschung tröstete, die sie mit Personen ihrer früheren Umgebung gemacht hatte.

Besonders der Kronprinz mit seinen beiden Gefährten hatte es im Argelanderschen Hause gut getroffen, es fehlte ihm dort an nichts, selbst einen Spielgenossen fand er in dem achtjährigen Fritz Argelander. Mit ihm tummelten sich die drei Prinzen nach Herzenslust umher, lag doch hinter dem Hause, an dessen Stelle sich heute der Neubau des Kaiserlichen Postamts erhebt, ein geräumiger Garten. Hier konnten sich die Knaben ihren lebhaften Spielen hingeben, sobald der Unterricht beendet war, und zwar mit um so froherem Gewissen, als sie ihren Eltern, deren Trauer ihnen nicht verborgen blieb, durch verdoppelten Fleiß Freude zu machen suchten. Im Garten erhielten sie auch Unterricht im Exerzieren, dem die drei Prinzen und Fritz Argelander mit großem Eifer oblagen. Prinz Wilhelm hat ja denn auch als jüngster Offizier der preußischen Armee in Memel seinen ersten Frontdienst getan. Beim Spielen ging es bisweilen wohl etwas wild her, und noch als dreiundsiebzigjähriger Greis erinnerte König Wilhelm seinen ihn in Ems 1870 besuchenden Jugendgespielen Fritz Argelander an einen Vorfall. Dieser war zu Tische befohlen, und der König rief ihm über die Tafel zu: „Argelander, besinnen Sie sich noch, wie Sie mir damals den Hieb versetzten? Ich hatte ihn aber verdient.“ So oft dem greisen Fürsten später ein Nachkomme Argelanders vorgestellt wurde, gedachte er immer jener kleinen Szene.

Der Erziehung der Prinzen wurde auch unter diesen ungewöhnlichen Verhältnissen die größte Sorgfalt gewidmet; ehe sie ans Spiel gehen durften, mußte der Unterricht gründlich erledigt sein. Zuweilen erschien die Königin, um der Lektion beizuwohnen. Sie saß dann gern in der tiefen Fensternische, durch deren Fenster sie den parkartigen Garten überblicken konnte.

Mit großer Zärtlichkeit hingen die Prinzen an der Frau Argelander, für welche auch die Königin eine große Vorliebe hatte. Die brave Frau tat ja auch alles, was in ihren Kräften stand, um ihren Pflegebefohlenen den Aufenthalt im Hause möglichst angenehm zu machen. Da wurde gekocht und gebraten und alles so zubereitet, daß es den jungen Prinzen vortrefflich schmeckte. Einige Gerichte

Digitized by Google

Katharina Eliſabeth Lorck, geb. Roerdanz,
die Mutter der Frau Conſentius.

Friedrich Ludwig Conſentius,
geb. 1. September 1755, geſt. 11. Juni 1818.

Henry Robert Plaw,
geb. 3. Septbr. 1786, geſt. 1. Novbr. 1864.

Friederike Eliſabeth Plaw, geb. Conſentius,
geb. 3. März 1798, geſt. 22. November 1869.

Zu Guſtav Heinrich Schneideck: Königin Luiſe in Memel.

Digitized by Google

mundeten ihnen so ausgezeichnet, daß sie diese später in das Menu des königlichen Speisezettels aufnahmen. Nicht wenig überrascht war Fritz Argelander, als er nach Jahren in seiner Eigenschaft als Bonner Professor dem König Friedrich Wilhelm IV. im Berliner Schloß seine Aufwartung machen wollte und der ihn empfangende Diener bei Nennung des Namens lächelte. Nach dem Grunde seiner Heiterkeit befragt, sagte er verschämt: „Weil es heute an der königlichen Tafel Kartoffeln à la Argelander gibt."

Die Königin wußte ihre Kinder bei den Memeler Familien so gut aufgehoben, daß sie sich keiner Sorge hinzugeben brauchte, wenn sie auch für längere Zeit von Memel abwesend war, zumal ja die getreue Oberhofmeisterin nach dem Rechten sah. Am 10. April 1807 trat Luise eine Reise nach Königsberg an, von wo sie am 17. April einen Brief an die Voß richtet, in dem sie liebevoll auch der Kinder gedenkt.

Beide Prinzen waren damals erkrankt. Ein Brief, den der Kronprinz im Mai an seine Mutter richtete, findet sich im Hohenzollernmuseum aufbewahrt und lautet:

Memel, 7. May 1807.

Liebe Mutter.

Der Überbringer dieser Zeilen ist ein Fuhrmann aus Berlin. Er wünscht Sie gern persönlich zu fragen, ob Sie Befehle dorthin haben. Er ist schon heute Vormittag bey uns gewesen. Der Mann gefällt mir recht sehr, wir glauben auch alle, daß er zuverläßig ist: Er wird Ihnen sagen, daß wir alle recht gesund sind. Heute Mittag hat Herr und Frau Argelander, Fritz Argelander mit seinen Brüdern und Friederike und Charlotte bey uns gegessen.

Leben Sie recht wohl, geliebte Mama, ich bin

Ihr gehorsamer Sohn Fritz.

Die Adresse des Umschlags lautet: An meine Frau Mutter, Ihre Majestät die Königin.

Am 16. Mai erhielt die Königin die Mitteilung, daß die bereits früher unpäßlich gewesene Prinzeß Alexandrine von neuem nicht unbedenklich erkrankt sei. Sie antwortet unterm 19. Mai, daß sie infolge dieser Nachricht entsetzliche Stunden verlebt habe. Am 9. Juni meldet sie, daß sie am nächsten Abend wieder in Memel ankommen und „ihre lieben Kinder und die teure Voto (Voß) aus Herzensgrund küssen" werde.

Sie fand denn auch alle wohlauf und stattete der Argelander, welche die Prinzen treulich gepflegt, herzlichen Dank ab. Als Frau Argelander ihren Geburtstag am 11. November 1807 außerhalb des Hauses bei einer befreundeten Familie zuzubringen gedachte, erschien dort ein Bote, um zu melden: die Königin sei da und wünsche sie zu sprechen. Sobald Frau Argelander in ihrer Wohnung eintraf, empfing die Königin sie in der liebenswürdigsten Weise, gratulierte ihr herzlich und bat sie, doch die Freunde, mit denen sie soeben zusammengewesen, in das Argelandersche Haus herüberzuholen. Diese erschienen denn auch, und so wurde der Geburtstag der Hausfrau in deren eigenem Heim im Beisein des hohen Gastes auf die heiterste und gemütlichste Art gefeiert. Aber auch an Geschenken ließ es Luise nicht fehlen; eins war darunter von ganz besonderem Reiz und Wert für die Empfängerin. Es sollte in sinniger Weise die Pflegemutter an die beiden Söhne der Königin erinnern, denen sie sich als eine so treue Pflegerin erwiesen. Es war ein Armband, das nach einer Idee der Fürstin gearbeitet war; es bestand aus zehn mit Haaren des Kronprinzen und des Prinzen Wilhelm übersponnenen, mit je drei ganz feinen goldenen Knöpfen, die durch Ketten von zwei bis drei Zentimetern Länge ver-

Johanne Katharine Consentius, geb. Lorch, geb. 14. September 1779, gest. 7. September 1854.

Digitized by Google

bunden waren; auf einen mit dunklerem Haar folgte immer einer mit hellerem; das goldene Schloß trug die Initialen F. W., darüber eine Königskrone, darunter ein Band mit der Inschrift: „Den 11. November 1807."

Sinnig wie das Geschenk waren auch die begleitenden Verse in ostpreußischem Platt; sie lauteten unter Hinweis auf den Kalenderheiligen:

Der Martinsmann

Nehm se sick man tosamm geschwinn;
Denn hier — ward se en Hoar drin sinn!
Na, na! — wat heb' ick är gesegt?
So'n Sprüchwort, dat hät immer recht.
Doch stiegen ward mit jedet Joahr
An Wert und Heiligkeit düt Hoar —
Et ward noch Kind und Kinneskind
En Schatz — en heilig Denkmal sind.

An weiteren Geschenken folgten ein Kleid und eine Ananas, die gleichfalls ein paar Begleitzeilen in ostpreußischem Platt zum Geleit bekamen; sie lauteten:

Hier will ick still de Hand drup leg'n,
Hier lett sick, wat ick föhl, nich seg'n,
Un spreek ick ok von a bet z —
Ick nehm den Hoat af — moak se'n Knix!

Das Armband sollte denn auch, wie in den Begleitversen schon angedeutet, ein wertvoller Besitz für die Argelandersche Familie werden und sich von Generation auf Generation vererben. Auch sonst ließ es die Königin nicht an gelegentlichen Aufmerksamkeiten fehlen.

Die kleine Prinzeß Charlotte war beim Kaufmann Lemcke untergebracht, die kleine Friederike, Tochter des Prinzen Ludwig von Preußen, beim Kaufmann und englischen Konsul Griffin. Auch über das Griffinsche Haus gibt Direktor Halling (Jahresbericht über die Städtische höhere Mädchenschule und das Lehrerinnenseminar zu Memel, 1896) in seinem Aufsatz: „Memels vaterländische Weihestätten" nähere Mitteilung. Die Königin hatte ihr Nichtchen, die Schwester des im Argelanderschen Hause untergebrachten Prinzen Friedrich, sehr lieb; sie und ihre Kinder erschienen oft bei Griffins, mit deren Kindern sie gern im Garten spielten. Da hatten der Kronprinz und Prinz Wilhelm einmal die zweijährige Lucinde Griffin in ein großes Tischtuch gelegt und schwenkten sie lustig hin und her. Groß war der Jubel aller Kinder, aber noch größer ihr Entsetzen, als das arme Lucindchen plötzlich im Bogen aus der improvisierten Schaukel auf den Rasen sauste und in ein entsetzliches Geschrei ausbrach. Erschreckt eilte Frau Griffin und die gerade zu Besuch anwesende Königin hinzu, um sich zu überzeugen, ob sich die Kleine keinen Schaden getan. Aber wohl mehr der Schreck als wirklicher Schmerz hatte sie zum Schreien veranlaßt, und sie war ohne Verletzung davongekommen. Noch oft haben die königlichen Kinder an diese Szene zurückgedacht, und als Prinzeß Charlotte im Jahre 1817 als Braut des Großfürsten Nikolaus in Memel zu Besuch weilte, fragte sie die nunmehr zwölfjährige Lucinde, ob sie sich noch jenes Unfalls erinnere, was wohl kaum der Fall war.

Auch unter diesen Spielgefährten ging es manchmal etwas lebhaft zu. So versetzte die eine Griffinsche Tochter der kleinen Prinzeß Alexandrine (der späteren Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, gestorben 1892) einen derben Schlag, zum Schrecken der Mutter; die erkundigte sich ängstlich bei einer Hofdame, was sie unter diesen Umständen tun sollte, erhielt aber die beruhigende Antwort, daß dergleichen wohl unter Kindern vorkäme. Wenn nun auch die kleine Griffin keine Strafe erhielt, so wurde sie doch vom Kronprinzen geneckt, der sie wegen dieses Schlages und anderer Eigenschaften Bonaparte taufte und sich bei einem späteren Besuch in Memel unter diesem Namen nach ihr erkundigte.

Das Leben in der kleinen Stadt und unter den traurigen politischen Umständen war ein sehr einfaches, jeder Luxus ausgeschlossen, alles vollzog sich in schlicht bürgerlicher Weise. Hatten die Kinder Geburtstag, so gab es eine kleine Bewirtung und ein Tänzchen. Wie beinah ärmlich es im königlichen Haushalt zuging, wird von verschiedenen Zeugen berichtet, die da behaupteten, man speise an bürgerlichen Tischen besser. Das goldene Tafelgeschirr war in die Münze gewandert; dennoch entbehrte die schlichte Tafel nicht der Würde, die ihr verliehen wurde durch die edle Gestalt der Königin und durch Friedrich Wilhelm selbst, dessen würdige Haltung im Unglück selbst seinen Feinden Achtung abnötigte. Noch nach mehreren Jahren schrieb über eine solche Mahlzeit der damalige russische Geschäftsträger: „Nicht tausend Hoffeste mit goldenen Uniformen und Sternen möchte ich in meiner Erinnerung vertauschen

Digitized by Google

Das Argelandersche Haus.

gegen jenes Schauspiel. Eine Königin sitzt am ärmlichen Tisch, der wie sie selbst alles äußeren Schmuckes entblößt ist. Aber ihre Anmut, Schönheit und Würde leuchten um so heller. Neben ihr sitzt die älteste Prinzessin wie die Knospe neben der entfalteten Rose, und indem sie mit der Mutter die kleinen Hausgeschäfte teilte, entzückten beide durch liebenswürdige Aufmerksamkeit und ließen in meiner Seele ein lebendiges Bild zurück, welches kein späteres Erlebnis verlöschen konnte."

Doch fehlte es der Memeler Zeit und besonders der Königin auch an Ungemach und Leiden nicht. Verfolgte doch Napoleon die edle Dulderin bis in diesen entlegensten Winkel ihres zertrümmerten Reiches mit seinem Haß und schonte die vom Unglück ohnehin tief genug Gebeugte durchaus nicht. Schon vor Beginn des Krieges hatte er es nicht an Schmähungen gegen sie fehlen lassen; er entblödete sich nicht, sie als die „Kriegsfurie Preußens" zu schildern, als „die Armida, die im Wahnsinn ihr eigenes Schloß anzündet: elle voulait du sang." „Mit sicherem Instinkt", schreibt Heinrich von Treitschke, „ahnte Napoleon die Kraft des Widerstandes, die in diesem schwachen Weibe schlummerte; wie er allzeit in den sittlichen Mächten des Völkerlebens die gefährlichsten Feinde seines Weltreiches sah und die ‚Ideologen' mit seinem wildesten Haß verfolgte, so überhäufte er auch die fromme Frau auf dem preußischen Thron mit den pöbelhaften Schimpfworten der Wachtstube." Und ähnlich urteilt Theodor Mommsen über die Beweggründe der Bonapartischen Abneigung gegen Preußens Fürstin. „Die Genialität der Gemeinheit, wie sie in dem ersten Napoleon sich verkörpert hatte, offenbarte sich in dem instinktiven Haß, durch welchen er diese deutsche Frau in seiner Weise auszeichnete; der scharfe und sichere Blick, mit dem er die Widersacher erkannte, ist in seiner Art ebenso bewundernswert, wie noch von der dritten Generation die Brutalität nicht vergessen ist, welche es nicht verschmähte, diese Frau, die zu besiegen er nicht vermochte, wenigstens zum Erröten und zu Tränen der Scham zu zwingen."

Schmerzerfüllt rief die unglückliche Fürstin aus: „Nein, ist es diesem boshaften

Digitized by Google

Menschen nicht genug, dem König seine Staaten zu rauben, soll auch noch die Ehre seiner Gemahlin geopfert werden, indem er niedrig genug denkt, über mich die schändlichsten Lügen zu verbreiten?" So berichtet Kammerherr von Schladen in seinen Aufzeichnungen; aber er bemerkt auch ausdrücklich, daß Luise die einzige Person in der Umgebung des Königs war, die den Mut nicht vollends verlor und immer wieder zur Ausdauer im Widerstande ermunterte.

Das wußte auch wohl Napoleon, denn als er nach der Schlacht bei Preußisch-Eylau im Februar 1807 den General Bertrand nach Memel sandte, um dem König Frieden anzubieten, erhielt sein Sendbote ausdrücklich Auftrag, auch der Königin Besuch abzustatten. Diese war, wie die Voß berichtet, von dem Besucher keineswegs entzückt. „Er hat ein widerwärtiges Gesicht und wagte zu sagen: Napoleon hoffe, sie werde all ihren Einfluß anwenden, den Friedensschluß zu beschleunigen, und hoffe auch, daß sie kein ungerechtes Vorurteil mehr gegen ihn hege. Die Königin antwortete ihm mit großer Milde und Würde: Die Frauen hätten nicht über Krieg und Frieden mitzusprechen. Wir waren entsetzt über sein Wesen und sein ganzes Auftreten."

Daß die heldenmütige Fürstin nicht im geringsten gesonnen war, dem ohnehin nachgiebigen Gemahl zu einem unvorteilhaften oder gar schimpflichen Frieden zu raten, bestätigt die Voß, die unterm 20. Februar in ihrem Tagebuch vermerkt, die Königin habe den König auf das innigste gebeten, festzubleiben und nur jetzt nicht Frieden zu schließen. Und eine weitere Eintragung lautet: „Sie ist ein Engel, aber ach, sie ist unaussprechlich traurig und unglücklich; Gott allein weiß, was sie leidet."

Noch immer hoffte Luise auf eine für die Verbündeten günstige Wendung der Dinge. Bewegten Herzens begrüßte sie den anfangs April eintreffenden Zaren, dessen Versicherungen unwandelbarer Treue sie aufrichtig Glauben schenkte. Aber wie grausam sollte sie enttäuscht werden!

Am 14. Juni wurden die Russen bei Friedland geschlagen, Königsberg ging an die Franzosen verloren, welche nun auch das Land bis zur Memel besetzten. Am 19. Juni traf Napoleon in Tilsit ein. Nun schien, wie Luise an ihren Vater, den Herzog von Mecklenburg-Strelitz, schrieb, die Zeit gekommen, wo die Königsfamilie, des letzten Zufluchtsortes beraubt, womöglich das Reich werde verlassen und auf russischem Boden, wahrscheinlich in Riga, Aufenthalt nehmen müssen. Doch auch dieser harte Schlag konnte die hochherzige Fürstin nicht vollends zu Boden werfen. Es heißt in jenem Brief: „Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmut mein Haupt beugt. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über alles erheben. Der erste ist der Gedanke: wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns — der zweite: wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, der Welt hat er bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will. Preußen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, ohne seinem Charakter ungetreu und an seinem Volke zum Verräter zu werden. Wie dieses stärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt."

Aber dieser tapferen Entschlossenheit folgten doch Stimmungen, welche von tiefster Hoffnungslosigkeit zeugten; so heißt es in einem anderen Briefe: „Auf dem Wege des Rechts leben und sterben und, wenn es sein muß, Brot und Salz essen, nie werde ich ganz unglücklich sein, nur hoffen kann ich nicht mehr."

Fürwahr, die Umstände waren ganz danach angetan, auch das mutigste Herz zum Verzagen zu bringen. Nur zu bald sollte das Königspaar erkennen, welch ein wankelmütiger Bundesgenosse Zar Alexander war. Auf den eigenen Vorteil bedacht, von Napoleon zum Freunde gewonnen, ließ er es zu, daß dem König von Preußen die denkbar härtesten Bedingungen für Gewährung des Friedens gestellt wurden; ihre Erfüllung bedeutete die Herabdrückung Preußens zu einem hilflosen Kleinstaat, denn von einem Umfange von 5570 Quadratmeilen sollte es auf den von 2877 herabgemindert werden. Vergeblich waren die Bemühungen Friedrich Wilhelms, günstigere Bedingungen zu erwirken, die geringschätzige Art, wie ihn Bonaparte besonders bei der vielberufenen Zusammenkunft der drei Fürsten auf dem Njemen behandelte, bewies zur Genüge, daß von dem hartherzigen Eroberer nichts zu erhoffen war. Und doch glaubte man in der Um-

Digitized by Google

Die Familie Argelander.

gebung des Königs, daß es dem Einfluß einer beſtimmten Perſon gelingen könnte, den Kaiſer zur Gewährung günſtigerer Bedingungen zu bewegen, nämlich der Königin.

Dieſe war zunächſt auf das äußerſte beſtürzt, als man ihr ein ſolches Anſinnen ſtellte. Sie ſollte als Bittende dem Manne gegenübertreten, der ſie unausgeſetzt gekränkt und verdächtigt hatte! Aber die Hochherzigkeit der Landesmutter, die ihrem Staate nützen zu können glaubte, ſiegte über die berechtigte Empfindlichkeit des beleidigten Weibes, und ſo entſchloß ſie ſich, wenn auch ſchweren Herzens, zu der Fahrt.

Der König hatte um dieſe Zeit ſein Quartier in Picktupöhnen, einem Dorf in der Nähe von Tilſit. Dorthin brach Luiſe am 4. Juli von Memel aus auf und bezog ein der Wohnung ihres Gatten gegenüberliegendes Häuschen. Der Staatsminiſter von Hardenberg,

Digitized by Google

welcher im Auftrage des Königs eine Art Direktive für die Unterredung der Königin mit Napoleon ausgearbeitet hatte, wohnte auch der langen Besprechung bei, die zwischen der Königin und dem Zaren stattfand. Alexander nahm auch an dem Mittagsmahl teil, in dessen Verlauf der Großstallmeister Napoleons, Caulaincourt, erschien, um der Königin den Besuch des Kaisers anzukündigen und ihr eine Einladung zum Diner zu überbringen.

Es war eine traurige Fahrt, welche die preußische Königin von Picktupöhnen nach Tilsit machte; zwar geleiteten preußische Gardedukorps den Wagen, aber der Anblick französischer und russischer Truppen erinnerte allzu deutlich an die ganze Trostlosigkeit der Lage. Eine Fähre trug die Fürstin über die Memel; Graf Kalckreuth empfing sie und gab ihr noch Ratschläge für die Unterredung. Um fünf Uhr war Luise in dem von ihrem Gatten in Tilsit bewohnten Hause abgestiegen, vor dem bald darauf Napoleon mit großem Gefolge, seinen arabischen Schimmel reitend, eintraf. Der König und die Prinzen machten die Honneurs vor dem Hause, auf dem Treppenflur taten dies die Damen der Königin, die Gräfinnen Voß und Tauentzien.

Luise ging nach einigen allgemeinen Bemerkungen, unbeirrt durch den Versuch Napoleons, durch ein Kompliment über ihre Toilette vom Hauptgegenstand abzulenken, auf diesen los. Ihre milde, rührende Art, die mit königlicher Würde gepaarte Schönheit verfehlte nicht ihren Eindruck auf den Kaiser, der ihr wohlwollend zuhörte und mit jedem Augenblick ein größeres Entgegenkommen zeigte. Wie hoffnungsfreudig die Königin nach Schluß der Unterredung war, geht aus einer Aufzeichnung der Gräfin Tauentzien hervor.

Auch bei dem Diner, das in dem von Napoleon bewohnten Hause stattfand, zeigte sich der Kaiser sehr liebenswürdig gegen die Königin, die in der fröhlichsten Stimmung nach Picktupöhnen zurückkehrte. Doch schon der nächste Morgen sollte ihr die schwerste Enttäuschung bringen. Napoleon war nicht der Mann, der einen politischen Erfolg, wie den hier zu erwartenden, zwei schönen weiblichen Augen zum Opfer brachte. „Die Königin von Preußen ist wirklich reizend," schrieb er an seine Gemahlin. „Sie ist voll Koketterie gegen mich, aber sei darüber nicht etwa eifersüchtig; ich bin ein Stück Wachstuch, auf dem alles das abgleitet. Es würde mich auch zu viel kosten, den Galanten zu spielen." Dem Grafen von der Goltz hatte Bonaparte kurzweg erklärt, daß alles, was er der Königin gesagt habe, nur höfliche Phrasen gewesen seien. Sein Entschluß sei: dem König die Elbe als Grenze zu geben. Von Unterhandeln sei nicht mehr die Rede. Der König danke seine Stellung nur der ritterlichen Anhänglichkeit des russischen Kaisers; ohne diesen wäre Hieronymus, Napoleons Bruder, König von Preußen geworden.

Noch einmal speiste die tiefgebeugte Fürstin mit Napoleon zusammen, dem sie beim Abschied sagte: sie werde abreisen und empfinde es tief, daß er sie getäuscht habe.

So war denn diese Demütigung, der sich Luise mit der größten Opferwilligkeit, lediglich von dem Gedanken an ihr unglückliches Volk geleitet, unterzogen hatte, nutzlos gewesen; der Friede von Tilsit wurde unterzeichnet, Preußen aus der Reihe der Großmächte gestrichen.

In tiefster Niedergeschlagenheit traf Luise wieder in Memel ein, das noch für lange Zeit ihr Aufenthaltsort bleiben sollte. „Sagen Sie selbst," schrieb sie an Frau von Berg, „ob das nicht zum Verzweifeln ist! Ach mein Gott, warum hast du uns verlassen! Wo bleibt Stein? Dies ist noch mein letzter Trost! Großen Herzens, umfassenden Geistes, weiß er vielleicht Auswege, die uns noch verborgen liegen."

Trübe Tage waren es, die nun, wo alle Hoffnung geschwunden war, für die gleichsam in der Verbannung lebende Königsfamilie hereinbrachen. Aber je düsterer der politische Horizont umwölkt schien, um so inniger wurde das Zusammenleben der beiden Gatten. „Von äußeren Dingen", schreibt Luise, „ist es allein die Freundschaft des Königs, sein Zutrauen und seine liebevolle Begegnung, welche mein Glück ausmachen ... Der König ist herzlicher und besser als je für mich; großes Glück und große Belohnung nach vierzehnjähriger Ehe." Reichen Anteil an dieser Liebe hatten auch die Kinder, denen man das Leben unter diesen ungewohnten engen Verhältnissen möglichst angenehm zu gestalten suchte. Ein Ort, der von der königlichen Familie gern aufgesucht wurde, war das an der Chaussee nach Polangen am Dangefluß gelegene Gut Tauerlauken. Fast täglich fuhr das Königspaar

Digitized by Google

dort hinaus, trank Tee und erging sich unter den herrlichen Bäumen. Der 3. August 1807, der Geburtstag des Königs, wurde ebenfalls draußen festlich begangen. Das Diner nahm man zunächst im Garten des Hauses ein, in welchem die Gräfin Voß, die Oberhofmeisterin der Königin, wohnte, also in unmittelbarer Nachbarschaft. Wie die Voß in ihrem Tagebuch schreibt, waren siebzig Personen geladen, darunter alle Geschäftsträger und viele Russen. Am Abend gab die Königin in Tauerlauken einen Tee mit Musik; auch die Kanonen wurden gelöst, und alles war sehr hübsch. Zuletzt war noch Souper beim Kronprinzen; auch eine Illumination fand in bescheidenem Maße statt. Unter einer von dem Königspaar besonders bevorzugten Eiche im Park, der späteren Luisen- oder Königseiche, wurde zur Erinnerung an diesen Tag eine Säule errichtet und mit einem Schilde: „Dem Andenken des 3. August 1807" geschmückt.

Wie die kleine Stadt Memel dazu ausersehen war, in den Zeiten der schwersten Not der Königsfamilie als Zufluchtsort zu dienen, so sollte auch in ihren Mauern das Werk der Reform, der Wiedergeburt Preußens, begonnen werden. „Stein kommt, und mit ihm geht mir wieder etwas Licht auf!" schrieb die Königin. Ihr Verdienst war es, daß der Verkehr zwischen ihrem Gatten und dem etwas schroffen Freiherrn, den der König schon einmal ungnädig seines Dienstes entlassen hatte, sich zu einem für das Staatswohl ersprießlichen gestaltete. „Seit ich ihn wieder an der Spitze der Geschäfte weiß, ist es mir, als könnt' ich mich höher aufrichten, und als würde mein sorgenschweres Haupt mir leichter zu tragen."

Endlich schlug die Stunde, welche dem schwergeprüften Fürstenpaar die Rückkehr gestattete, wenn auch zunächst nur bis Königsberg, nachdem die Franzosen das Land bis zur Weichsel geräumt hatten. Über ein Jahr hatten die Memeler Bürger dem Landesfürsten herzlichste Gastfreundschaft gewährt; daß sich der Abschied zu einem besonders feierlichen gestaltete, lag auf der Hand. Wieder war es der Park von Tauerlauken, der zu dieser Feier ausersehen wurde. Der König gab der Memeler Kaufmannschaft, vor allem dem wackeren Argelander zu Ehren, ein Abschiedsdiner am 14. Januar 1808. Daß die königliche Familie von einer Stadt, deren

Prof. Friedrich Wilhelm August Argelander, geb. 22. März 1799, gest. 17. Februar 1875.

Bürgerschaft ihr in dieser Zeit der Prüfung so viel Liebe entgegengebracht hatte, nur mit tiefbewegtem Herzen und wirklicher Trauer Abschied nehmen konnte, ist erklärlich.

Der Aufbruch des Königspaares erfolgte am 15. Januar, einen Tag später reisten die Prinzen und Prinzessinnen. Aber daß die Erinnerungen an Memel nachhaltige, für das ganze Leben dauernde bleiben sollten, beweisen schon die Briefe, welche der Kronprinz, sein Bruder Wilhelm und Vetter Friedrich noch am Abend des Tages, an dem sie von Memel abgereist waren, von dem Dorfe Rossitten an die Familie Argelander richteten. Das herzliche Verhältnis, in welchem die Prinzen zu ihrer so lieb gewonnenen Pflegemutter standen, kommt hier so recht zum Ausdruck. Sie hatte ihnen ein Paket mit Eßwaren mitgegeben, einen Paudel, wie der Kronprinz es in seinem Schreiben nennt. Er bewunderte die „schönen Sachen". „Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihre Güte. Ich habe am Strande unbegreiflich schöne Steine gefunden, wovon ich Ihnen einen schenken werde. Doch werde ich ihn nicht Ihnen zuschicken in der Hoffnung, daß Sie Ihr Versprechen halten und nach Kö-

Digitized by Google

nigsberg kommen. Machen Sie meine Empfehlung an Ihren lieben Mann, Ihren Kindern und Freunden. Leben Sie recht wohl und vergessen Sie mich nicht; ich bin auf immer Ihr bester Freund Fritz."

An Frau Argelander sind auch die wenigen Zeilen des Prinzen Wilhelm gerichtet; er teilt mit, daß sie „wie voriges Mal beim Prediger wohnen, und daß er nicht mehr schreiben könne, weil sie eben im Begriff stünden, zu essen." Der Vetter Friedrich schreibt an Herrn Argelander und rühmt die schönen Paudeln, aus denen sie eben einige Sachen herausgenommen, um sie zu essen.

Dem jugendlichen Alter der Verfasser entsprechend sind ja diese Briefe kindlichen Inhalts. Zu überzeugenderem Ausdruck kommt der aufrichtige Schmerz der Trennung in den Briefen der beiden Erzieher, von denen Delbrück schreibt: „Die Wehmut, mit welcher wir uns von Ihnen, meine liebe Argelanderin, mein lieber Argelander, und von den Ihrigen trennten, machte uns eine Zeitlang stumm und besänftigte die ganze Fahrt hindurch die gewöhnliche Feuerlaune meiner Gefährten. Von Dank soll nicht die Rede sein, also schweige ich auch davon."

Daß alle diese fünf Briefe auf einen einzigen Bogen geschrieben sind, läßt vermuten, daß man über anderes Briefpapier nicht verfügte.

Noch dreimal sollte Königin Luise die treue Stadt Memel wiedersehen, das erstemal im September 1808, als die gesamte königliche Familie dorthin zum Besuch kam, die beiden anderen Male auf der Hin- und Rückfahrt gelegentlich ihres Besuches in Petersburg. Jedes Mal wohnte sie wieder im Consentiusschen Hause. Das war ihr letztes Wiedersehen mit den Memeler Freunden; neunzehn Monate später, am 19. Juli 1810, wurde sie ja bereits aus ihrem leidvollen Dasein abberufen. Ihre zarte Gesundheit war den Anstrengungen und Aufregungen der allzu schweren Prüfungszeit nicht gewachsen. Am gebrochenen Herzen sei sie gestorben, so erzählte sich das Volk, das in diesen Jahren der Not und Trübsal so recht erkannt hatte, welch einen Schatz, welch ein Vorbild es an dieser edlen Fürstin besessen. Die natürliche Todesursache war zwar eine andere, denn die Sektion ergab einen Polypen im Herzen, stellte auch fest, daß der rechte Lungenflügel fast zerstört war.

„Einen Opfertod im höchsten Sinne des Wortes" nannte Mommsen ihr Dahinscheiden. Durch die ganze glorreiche Siegeszeit geht es wie ein schmerzlicher Nachklang, wie die Erinnerung an eine mit dem besten Blut gesühnte und doch nie ganz ausgeglichene Schuld, daß Luise nicht den Breslauer Aufruf vernommen, nicht die Leipziger Schlacht erlebte, nicht die Viktoria abermals auf ihrem Platz am Brandenburger Tor geschaut hat.

Die Schmach des Vaterlandes zu tilgen, den Tod der Königin zu sühnen, das war aller sehnlichster Wunsch. Besonders die Memeler, die ja der Landesmutter so nahegetreten waren, trauerten tief um den Tod der Königin; aber die herzlichen Beziehungen, welche sich während der Memeler Tage zwischen dem Königshause und einzelnen Familien jener Stadt gebildet hatten, sollten keinerlei Trübung erleiden, sowohl der König wie auch namentlich die Kinder nahmen an allem regen Anteil, was den Memeler Bekannten widerfuhr, an Gutem und an Traurigem.

So verfehlte der Kronprinz nicht, seinem ehemaligen englischen Lehrer Plaw zu einem frohen Familienereignis einen Glückwunsch zu senden. Wie schon erwähnt, hatte Robert Plaw die junge Friederike Elisabeth Consentius geheiratet, die ihm im Jahre 1817 den ersten Sohn schenkte. Friederike blieb mit einigen der Prinzessinnen im Briefwechsel. Der Kronprinz sprach dem jungen Paar seinen herzlichsten Glückwunsch aus und erklärte sich gern damit einverstanden, daß man dem jungen Sprößling die kronprinzlichen Vornamen beilegte; auch äußerte er die Hoffnung auf baldiges Wiedersehen und bat, „das ganze liebe Memel tausendmal" von ihm zu grüßen.

Es war natürlich, daß der Kronprinz eine an ihn gerichtete Bitte seines Lehrers und Freundes mit Vergnügen erfüllte, wo immer er dazu in der Lage war. So bewarb sich Plaw achtzehn Jahre später um ein Konsulat, schrieb auch deswegen an den Kronprinzen. Dieser antwortete in der herzlichsten Weise am 21. Mai 1835, indem er schrieb: „Mein teuerster Plaw! Gott weiß es, daß ich den herzlichsten Anteil an Ihnen nehme." Er verwies ihn an Ancillon, an den er sich wenden sollte, sobald eine einträgliche Konsulatsstelle frei würde. Bald

Digitized by Google

darauf erhielt Plaw die Stelle eines englischen Generalkonsuls in Danzig. Die Freundschaft für die Eltern wurde seitens der königlichen Familie auch auf die Kinder ihrer Memeler Bekannten übertragen. Glück- und Segenswünsche bittet König Friedrich Wilhelm IV. auch den beiden Söhnen Plaws zu übermitteln, als er im Januar 1854 deren Verlobungsanzeige empfing. Und wie der Fürst aus Berlin, so sandten die alten Freunde dorthin ihre Glückwünsche, aber auch ihre Beileidsbezeugungen. So lag dem Generalkonsul Plaw im Januar 1861 die traurige Pflicht ob, anläßlich des Todes seines alten Gönners Friedrich Wilhelms IV. an dessen Witwe ein Kondolenzschreiben zu richten, desgleichen an König Wilhelm. Beide dankten in den herzlichsten Ausdrücken, die Königin-Witwe Elisabeth hob Plaws Anhänglichkeit an ihren Gemahl hervor und „die Dankbarkeit, die in Ihrem Herzen lebt für alles, was er in Seiner liebevollen Fürsorge für Sie getan." Und König Wilhelm betonte, daß Plaws Schmerz um so größer sein müsse, da es ihm vergönnt gewesen, dem verklärten König nähergestanden zu haben.

Wie schon bemerkt, blieb auch Frau Generalkonsul Plaw in brieflichem Verkehr mit ihren königlichen Jugendgespielinnen, von denen die eine ja die Gemahlin des russischen Kaisers Nikolaus I. wurde, der im Jahre 1855 starb. Die ehemalige Prinzessin Charlotte und spätere Kaiserin Alexandra erhielt von Frau Plaw ein Beileidschreiben, in dessen Beantwortung sie gleich ihren Brüdern der Memeler Tage gedenkt. Die Zarin gibt dem tiefen Schmerz über den allzu frühen Hintritt ihres Gemahls Ausdruck und schreibt, sie lebe jetzt mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart. „Aus diesem Grunde war mir Ihr Schreiben besonders lieb, da es in Mein Gedächtnis eine längst entschwundene glückliche und sorgenfreie Jugendzeit zurückrief, wo wir oft als Kinder miteinander spielten. Die Details, die Sie mir über Memel und viele aus jener Zeit daselbst noch lebende Personen geben, haben Mich lebhaft interessiert, da ich Mich ihrer noch vollkommen entsinne. Grüßen Sie mir das liebe Memel."

Wie lebhaft die Erinnerung an den Memeler Aufenthalt in der königlichen Familie gepflegt wurde, geht auch daraus hervor, daß selbst die erst nach der Memeler Zeit, am 1. Februar 1808, zu Königsberg geborene Prinzessin Luise zu dem Consentiusschen Kreise in die freundschaftlichsten Beziehungen trat. Luise, mit dem Prinzen Friedrich der Niederlande vermählt, bedankte sich im Jahre 1846 für ein ihr von Frau Plaw übersandtes Bild des Consentiusschen Hauses. Sie schreibt: „Ich hatte so oft von demselben gehört, daß ich es liebgewonnen, ohne es zu kennen; um so inniger danke ich Ihnen, mir nun ein Bild des Ortes verschafft zu haben, wo meine Eltern und Geschwister in den Tagen des Unglücks eine Zuflucht gefunden, und dessen Andenken ihnen stets besonders teuer geblieben ist."

Noch heute bewahrt die Familie Plaw einen Halsschmuck auf, den die Königin der kleinen Consentius 1807 selbst umgelegt hatte. Das Schreibzeug, welches Luise im Consentiusschen Hause bei Abfassung ihrer denkwürdigen Briefe benutzte, befindet sich heute im Hohenzollernmuseum. Kaiser Wilhelm II. nahm es bei seinem Besuch in Memel (Februar 1891) als Geschenk entgegen, überwies es dem Museum und sandte als Gegengeschenk ein anderes prachtvolles Schreibzeug.

Nicht minder herzlich blieben die Beziehungen des Argelanderschen Hauses zur königlichen Familie. Hier war es der achtjährige Fritz, der von dem Tage an, wo die Prinzen sein väterliches Haus betraten, bis zu seinem im Jahre 1875 erfolgten Tode dem Hohenzollernhause in treuer Freundschaft verbunden blieb. Da Fritz ein fleißiger und begabter Schüler war, so erschien die Hoffnung, daß er es dereinst zu einer angesehenen Stellung bringen würde, wohl berechtigt; er hat sie denn auch nicht zuschanden gemacht. Nachdem er die Gymnasien zu Elbing und Königsberg besucht hatte, ließ er sich mit achtzehn Jahren an der Albertina als Student der Kameralwissenschaften immatrikulieren, wandte sich jedoch bald der Astronomie zu und wurde ein eifriger Schüler des berühmten Königsberger Astronomen Bessel. Dieser übertrug dem talentvollen Studenten schwierige Arbeiten und machte ihn, da diese zur vollen Zufriedenheit ausfielen, im Jahre 1820 zu seinem Gehilfen an der Sternwarte. Im nächsten Jahre promovierte Argelander zum Doktor und habilitierte sich ein Jahr darauf als Dozent. Einen Beweis für seine Tüchtigkeit liefert seine im

Digitized by Google

Jahre 1823 erfolgte Berufung an die Sternwarte zu Abo in Finnland.

Fritz versäumte nicht, dies freudige Ereignis seinen prinzlichen Freunden anzuzeigen, und erhielt alsbald ein von Sanssouci datiertes amtliches Glückwunschschreiben, dem der Kronprinz einige Zeilen hinzugefügt hatte. Sie lauteten:

„Noch ein herzliches Lebewohl nach jenem kalten. Sey glücklich in dem kalten Lande, aber ich möchte sagen: nicht zu glücklich, damit Du nicht einst mit zu schwerem Herzen oder wohl gar nicht ins Vaterland zurückkehren mögest, wenn man Dich braucht. Zweifle nicht an meinem guten Gedächtnis vom Jahre 7 und an meiner alten Freundschaft. Grüße Deine Mutter 1000mal von mir. Friedrich Wilhelm."

Mit welchem Erfolge der junge Gelehrte sich seiner Tätigkeit hingab, beweist sein Werk über die Beobachtung von fünfhundertsechzig Sternen mit starker Eigenbewegung. Er erhielt dafür von der Akademie zu St. Petersburg den großen Demidoffschen Preis. Die Sternwarte zu Abo, 1827 durch Feuer zerstört, wurde nach Helsingfors verlegt, wo sie 1834 unter Aufsicht des inzwischen zum Professor ernannten Argelander vollendet wurde. So stolz nun auch Mutter Argelander auf die Erfolge des Sohnes war, so empfand sie es doch schwer, ihn so fern zu wissen, und sie war es denn auch, welche sich an den Kronprinzen wandte mit der Bitte, er möchte doch dafür sorgen, daß ihr Sohn bei passender Gelegenheit in das Heimatland zurückberufen würde. In der liebenswürdigsten Weise ging der Kronprinz auf ihre Bitte ein und schrieb, daß er erneuert ein dringendes Schreiben an den Minister von Altenstein gerichtet habe. Es heißt dann weiter:

„Sie können nicht sehnlicher als ich es wünschen, daß Ihr Fritz wieder ins Vaterland heimkehre. Er hat sich schon einen Namen in der gelehrten Welt gemacht. Welcher Wunsch ist natürlicher als der, unseren Hochschulen seinen Ruhm zu gesellen. Ich kann Ihnen nicht sagen, mit welcher Wonne ich ihn hier wieder gesehen habe. Gebe Gott, daß es bald wieder geschehen könne. Im May kommen wir, so Gott will, nach Preußen und auch nach dem lieben Memel. Dann hoffe ich, Sie, liebe Madame Argelander, froh und wohl wiederzusehen. Meine Frau freut sich recht, Preußen kennen zu lernen ... Bleiben Sie immer meine alte Gönnerin und Freundin und gedenken Sie in Güte Ihres ergebenen und getreuen Friedrich Wilhelm."

Frau Argelander hatte denn auch im Sommer 1834 die große Freude, die Gattin des Kronprinzen, Elisabeth von Bayern, mit welcher er sich am 29. November 1823 vermählt hatte, kennen zu lernen. Bei der Gelegenheit erbot sich Friedrich Wilhelm im Scherz, Konterbande an Professor Argelander mitzunehmen, indem er sagte: „Nun, liebe Madame Argelander, ich fahre jetzt nach Rußland, und wenn Sie etwas für Ihren Fritz mitzugeben haben, so geben Sie nur her; es kann auch etwas Versteuerbares sein; mich lassen sie schon durch."

Der Wunsch der alten Dame, ihren Sohn auf einem deutschen Lehrstuhl zu sehen, sollte bald in Erfüllung gehen. Als durch den Tod des Professors von Münchow an der Universität Bonn eine Vakanz entstand, wurde Fritz Argelander zu dessen Nachfolger ausersehen. Sowohl der „lieben, guten, besten Argelander", wie auch ihrem Sohne gingen diesbezügliche Schreiben des Kronprinzen zu. In dem Schreiben an den Professor, der mit „Alter Fritz!" angeredet wird, heißt es:

„Ich hatte H. v. Altenstein so eindringlich meinen Wunsch und so oft vorgetragen, daß ich nicht zweifeln durfte, er werde diese Gelegenheit benutzen, um so mehr, da seine hohe Idee von Dir nicht allein daher rührt, daß wir uns in Eurem alten Garten ein Jahr täglich gebalgt haben. Schnüre jetzt Deine 7 Sachen zusammen und bereite Dich auf die Reise an den prächtigen Rheinstrom, wenn Du nicht etwa in Deine finnischen Granitfelsen und den Fall von Imatra zu verliebt bist."

Das war Fritz nun nicht, er folgte 1837 freudig dem Ruf nach Bonn, wo ihm, wie in Helsingfors, abermals die Aufgabe zufiel, eine Sternwarte einzurichten. Sein Name hatte in der wissenschaftlichen Welt bereits einen guten Klang, und wenn ihm schließlich der Orden pour le mérite und andere Auszeichnungen zuteil wurden, so verdankte er sie seinen eigenen Verdiensten. Zu seinen beiden ehemaligen Spielgefährten blieb sein Verhältnis stets das alte freundschaftliche. Als König Wilhelm gelegentlich in Bonn erschien und offizieller Empfang angesagt war, zu dem Argelander keine Einladung erhalten hatte, fand er sich doch auf dem Bahnhof ein und wurde von einer maßgebenden Persönlichkeit deshalb interpelliert. Er antwortete, er glaube dennoch willkommen zu sein. Wie groß war das Erstaunen

Digitized by Google

der maßgebenden Persönlichkeit, als der König den Zug verließ, auf Argelander zuschritt, ihn auf das herzlichste begrüßte und auf die Wange küßte! Als dann der Sohn Wilhelms I., Friedrich Wilhelm, von 1850 bis 1852 in Bonn studierte, setzte er die traditionelle Freundschaft fort und verkehrte im Argelanderschen Hause. Im Jahre 1875 starb der Gelehrte an den Folgen eines typhösen Fiebers; die Witwe erhielt vom Kaiser Wilhelm und vom Kronprinzen äußerst herzlich gehaltene Beileidschreiben.

Wie die Consentius, Plaw und Argelander, so blieben auch die Griffins bei ihren ehemaligen Gästen und Schutzbefohlenen in gutem Andenken. Als die ehemalige Prinzeß Charlotte, nunmehrige Zarin Alexandra, im Jahre 1829 zu Besuch war, begrüßte sie und ihr sie begleitender Bruder, der Kronprinz, auch die Familie Griffin, welche zu Ehren der hohen Gäste einen Tee gab; dabei wurden dieselben Tassen benutzt, aus denen die Königin und die Kinder so oft im Griffinschen Hause Kaffee getrunken hatten — eine Aufmerksamkeit, welche die Zarin höchst wohltuend berührte. Sie kannte ja die Anhänglichkeit der Griffins, die ihr schon 1817, als sie in Begleitung ihres Bruders Wilhelm zu ihrer Hochzeit mit dem russischen Thronfolger nach Petersburg reiste, in Gemeinschaft mit anderen Memeler Bürgern das Geleit bis zur russischen Grenzstation Polangen gegeben hatten. In einem Schreiben an den Magistrat bedankte sich die kaiserliche Braut damals für den herzlichen Empfang. Auch bei diesem im Jahre 1829 abgestatteten Besuch wurde der Kaiserin in Tauerlauken ein Fest gegeben, bei welchem vierundzwanzig litauische Knaben und ebensoviel Mädchen zu Pferde erschienen und unter Absingung ihrer Dainos einen Rundritt veranstalteten.

König Friedrich Wilhelm IV. begrüßte im Jahre 1842 bei einem Besuch in Memel unter anderem auch die Griffins herzlich und schenkte zwei Jahre später bei einem Besuch dem Konsul, der nur nach Tisch zu schnupfen pflegte, mit den Worten: After dinner! eine goldene Schnupftabaksdose. Ein Jahr darauf, 1845, mußte Frau Griffin leider den Tod ihres Gatten anzeigen; in den herzlichsten Ausdrücken gab ihr der König seine Teilnahme an diesem Verlust zu erkennen.

Treue um Treue! Das war der leitende Gedanke gewesen für all diese gegenseitigen Beweise der Freundschaft und Liebe; durch einige Menschenalter hindurch zog sich dieser enge Zusammenhang, und er fand eine Erneuerung, als im Jahre 1890 der Urenkel der hochseligen Königin Luise, Kaiser Wilhelm II., in Memel zu Besuch weilte und alle die Stätten besichtigte, die durch die Erinnerung an seine Urgroßeltern geweiht waren. Sein erster Besuch galt dem jetzigen Rathause, dem ehemaligen Consentiusschen Besitztum. Dort hängt im Sitzungssaal ein von Kügelgen gemaltes Porträt der Königin, das Friedrich Wilhelm III. der Stadt geschenkt hatte, zugleich mit seinem eigenen. Diese Bilder interessierten den Kaiser, der auch das ehemalige Argelandersche Haus und den Park von Tauerlauken aufsuchte, ganz besonders. Den Eindruck, den der Besuch in Memel auf das lebhafte Gemüt des Kaisers gemacht hat, gibt eine Rede wieder, die er am 20. Februar 1891 beim Festmahl des brandenburgischen Provinziallandtages hielt. Darin hieß es:

„Ich habe im vorigen Jahre an einer Stelle gestanden, die uns allen teuer, lieb und wert, Ich möchte sagen, geheiligt erscheint: es ist der Boden von Memel. Ich bin in dem Hause gewesen, wo meine Urgroßeltern gelebt und ihre Zeit in schwerer Anfechtung und Sorge zugebracht haben, da unser Land zerschmettert am Boden lag, den Eroberer in sich walten und schalten sehend, ohne Hoffnung auf die Zukunft. Und gerade von dort aus, da niemand wußte und niemand sich denken konnte, daß das Land sich jemals wieder erholen würde, von dort aus sind die ersten Anfänge zur Größe unserer Jetztzeit ausgegangen. Das Fürstenhaus, festhaltend an Gott, am Glauben, an der Treue zu seiner Pflicht; das Volk, fest vertrauend der Hand seines Führers: sie fanden sich beide wieder zusammen, und in diesem Vertrauen liegt die Größe, darin liegt das Geheimnis der Größe unseres Vaterlandes."

So sprach Kaiser Wilhelm II., mit dem Gedächtnis an seine Vorfahren zugleich das Andenken an alle diejenigen ehrend, die wohlverdienten Anspruch auf Dankbarkeit hatten. Die Memeler Bürgerschaft aber gedenkt, der Erinnerung an die Königin Luise ein Denkmal von bleibendem Wert zu widmen. Wie sich bereits in Berlin und Tilsit Standbilder der edlen Fürsten erheben, so wird in absehbarer Zeit auch die Stadt Memel durch ein solches geschmückt werden.

Digitized by Google

Wanderdünen

Novelle von V. Schultz

II

Mit der Gesundheit der Pfarrerin ging es immer schlechter; der Arzt, den der Pfarrer aus Memel für sie kommen ließ, zuckte die Achseln und sprach von einer Operation. Davon wollte Frau Margot nichts wissen, hoffte wohl auch, daß es auch ohnedies besser werden würde. So siechte sie hin.

Im Hause wirtschaftete sie noch, soviel sie vermochte — sie gab ungern mit den schwindenden Kräften zugleich die Herrschaft auf —, aber den Garten mußte sie doch bald anderen überlassen. Denn auch der war ihr Gebiet gewesen. Der Pfarrer verstand nichts davon und saß lieber über seinen Büchern; wenn es von ihm abgehangen hätte, wäre keine Rübe und kein Kohlkopf darin gewachsen. Da übernahm Hannes die Aufsicht. Manches hätte er gern anders eingerichtet, wie es ihm zweckmäßiger schien; aber er tat es doch nicht, aus Rücksicht auf die Kranke, die von der Stube aus noch immer ihre Anordnungen traf. Aber gerade weil er es nicht so machen durfte, wie er gern gewollt hätte, kam ihm wieder die Lust, ein eigenes Stückchen Land zu bebauen, bei dem ihm niemand hineinreden durfte. Das ihm einst zugewiesene Beet war nun freilich schon nach Ewes Geschmack besetzt; aber Blumen waren es auch nicht, die er pflanzen wollte, und Gartenerde brauchte er dazu nicht. Er holte sich eine Schiebkarre Dünensand und machte davon im Hofe ein Beet, das er sorglich umzäunte, damit der Sand bei Wind nicht verstiebe, und pflanzte dort ein paar winzige Kiefern hinein, die er sich von der Palwe geholt.

Die alte Illute sah ihm kopfschüttelnd zu. „Das wird nichts, Auskis, Goldkind. Wie sollen denn die Dingerchen wachsen im dürren Sand?"

Er ließ sich in seiner Arbeit nicht stören. „Andere Bäume nicht, aber Kiefern doch," sagte er ruhig. „Denn auf dem ‚Weißen Berg' ist Kiefernwald gewesen und verschüttet und wieder geworden."

Illute sah ihn ganz erschrocken an. „Woher weißt du das?"

Er wurde verlegen. Nun, als sie ihn so fragte, wußte er selber nicht, wie er dazu kam, so bestimmt auszusprechen, was ihm damals nur als ganz unsichere Vermutung aufgestoßen war — ja, jetzt konnte er sich überhaupt nicht mehr besinnen, was ihn auf den Gedanken gebracht hatte.

Und wie er so sinnend zögerte, sah Illute ihn scheu an. „Du willst es nicht sagen, darfst es vielleicht nicht," flüsterte sie geheimnisvoll. „Der Dämon der Düne leidet es nicht — hat er es dir gesagt? Oder hast du den Wald rauschen hören tief unten in der wandernden Düne? Ja, ja, das mußt du von deiner Mutter haben; die hörte auch Stimmen in Wind und Wellen und sprach mit ihnen."

Das ärgerte ihn; denn er verstand, wie sie es meinte, und daß sie dächte, er wäre nicht ganz richtig im Kopf. „Ich habe Holz gefunden am ‚Weißen Berg'," sagte er darum, „und daher weiß ich, daß dort einst Wald gewesen sein muß."

Nachher, als die Alte gegangen war, quälte er sich ab, sich zu erinnern, was ihn damals auf den Gedanken gebracht, daß am „Weißen Berg" mehrmals Wald gewesen sein müsse. Richtig, er hatte den ururalten Bronzering neben zermahlenem Holz gefunden — da mußte der älteste Wald gewesen sein. Und höher hinauf an der Düne war noch einmal Waldboden gewesen, und der Wald mußte die Düne festgehalten haben, denn sonst hätte sie sich doch schon längst im Haff ersäuft. Er dachte daran, der alten Illute nachzugehen und ihr das zu sagen, damit sie sähe, wie er auf ganz natürlichem Wege zu seiner Schlußfolgerung gekommen war; aber dann ließ er's. Sie hätte ihm doch nicht geglaubt.

Aber daß überhaupt am „Weißen Berge" einst Wald gewesen, sahen auch die anderen Dorfbewohner bald. Denn wie der Wind im Laufe des Sommers die der See zugekehrte Seite der Düne langsam abdeckte, kamen

Digitized by Google

die braunen Streifen immer deutlicher zutage; ja, Fischer Perkuhn fand im Herbst beim Krähenfang sogar einen ganzen Stubben ausgeweht. Eisenhart war er und stahlgrau, und der rollende Sand hatte ihn ganz blank poliert. Auch kleinere Stückchen harten Holzes fand man nun, zermahlen und zerrieben und gedrechselt und geschliffen durch die jahrtausendelange Tätigkeit des reibenden Sandes.

Die Leute freuten sich, und wo sie unter der Oberfläche der Düne einen Stubben vermuteten, da zogen sie mit Hacke und Schaufel hin und gruben ihn aus und nahmen ihn als Brennholz mit nach Hause. Der versunkene und wieder aufgedeckte Wald aber spukte in den Träumen des Knaben und beschäftigte auch am Tage seine Phantasie, und einst, als er hoch oben auf dem Kamm der Dünen hinter dem „Weißen Berge" wanderte, um nachzusehen, ob etwa auch dort Wald gewesen sei, da war es ihm wirklich, als höre er, wie Illute gemeint, tief unter sich in der Düne die versunkenen Wälder rauschen. Und plötzlich kam ihm die Vorstellung, wie jämmerlich es gewesen sein müsse, als der schöne, prächtige Wald unter dem Sand erstickte.

Aber war es denn im Grunde etwas anderes, als was noch jetzt unter seinen Augen geschah? Auch jetzt noch begrub ja die wandernde Düne Leben und Grün und Felder und Bäume — würde einst ja auch von neuem den Garten begraben, an dem er nun wieder wachsende Freude hatte, wenn sie nicht zum Stillstand kam, nicht von neuem Wald auf ihr erstand wie einst.

Er blieb stehen und sah sich um. Er befand sich jetzt auf einem Plateau auf dem Dünenwall zwischen zwei Kuppen, die ihm nach Norden und Süden jeden Ausblick wehrten, und das Plateau dehnte sich so breit und lag so hoch und steil über der Palwe an der See und dem schmalen Vorland am Haff, daß man weder von der einen, noch von dem anderen etwas entdecken konnte und nichts als Himmel und Sand und Wasser sah — silbern das glitzernde Haff auf der einen Seite, pechschwarz und düster das Meer unter einer Wetterwolke, die fern am Horizont heraufzog. Aber oben war der Himmel noch blau, und grell leuchtete in der Sonne das kahle, wüste Sandgebirge in Licht und Himmel und Meer und Haff hinein. Und kein Baum und kein Strauch, kein Hälmchen Gras, kein Mensch, kein Segel auf den Wassern, ja nicht einmal eine Möwe, die über den Dünen kreischte, so weit der Blick auch trug, nichts als starre, tote Einsamkeit und lebenlose Stille.

Ein Schauer faßte den Knaben an, und eine tiefe Verzagtheit überkam ihn. Wie sollte in dieser toten Wüstenei jemals wieder Leben und Grün erstehen? Wie ohnmächtig war doch der Mensch gegen das gewaltige Wirken der Natur! Da lagen die Dünen wie ein Raubtier, das die Beute belauert und leise, leise immer näher heranschleicht an sein Opfer, und der Mensch, der starke Herr der Schöpfung, mußte ihm machtlos weichen.

Als Hannes heimwandernd wieder in Sicht seines Dörfchens kam, kam ihm nach der gewaltigen Öde, die er eben durchmessen, der „Weiße Berg" dahinter fast klein vor. Wie schmal im Verhältnis zu der meilenlangen Dünenkette das Stückchen Wanderdüne war, das sein Dorf bedrohte! Wie, wenn es gelänge, wenigstens dieses Stückchen zum Stillstand zu bringen! Dann konnte das Dorf liegen bleiben, wo es lag, seine Bewohner wurden nicht vom Haff abgedrängt, das ihnen die Nahrung gab, und brauchten sich nicht ein neues Heim zu suchen, fern von der alten liebgewordenen Stätte. Mochten auch zu beiden Seiten die Dünen vorüberwandern — lag nur der „Weiße Berg" fest, so war das Dorf gerettet.

Es schien ihm auf einmal so wenig, was zu tun war. Man brauchte ja nur die Düne aufzuforsten, indem man eine genügende Anzahl Kiefern in den Sand steckte, wie er zu Hause in seinem Gärtchen getan.

Aber nach wenigen Tagen waren seine Kiefernpflänzchen verdorrt.

Es versetzte ihm einen Stich ins Herz, doch er gab den Versuch noch nicht auf. Ich will ein klein wenig gute Erde dazutun, dann wird sie später Kraft und Saft genug haben, um auch im Sande weiter zu wachsen, dachte er. Und er holte sich von neuem ein Kiefernpflänzchen von der Palwe und setzte es in einem Ballen guter Gartenerde mitten in seinen Sandplatz, und als das Pflänzchen grün blieb und scheinbar lustig gedeihen wollte, konnte er in seiner Freude nicht länger an sich halten und zog Ewe in sein Vertrauen. Aber wie die Kinder noch in der ersten Freude waren, da fing die kleine Kiefer an

Digitized by Google

zu kränkeln, und Hannes erriet, daß ihre Wurzelchen den Ballen Erde durchdrungen hatten und nun vergebens aus dem dürren Sande Nahrung zu saugen suchten. Und als das Pflänzchen immer kümmerlicher wurde, jammerte es ihn, und er grub es vorsichtig aus und trug es auf die Palwe zurück an die Stelle, von der er es hergeholt, und setzte es dort wieder ein. Ewe begleitete ihn; es war ein trauriger Gang für sie beide, so viel Hoffnung und Freude trugen sie mit der kleinen Kiefer hinaus. Aber die Kiefer freute sich und gedieh und wuchs in der alten Heimat; Jahre später noch kannten Hannes und Ewe sie aus den anderen heraus.

Als Hannes dreizehn Jahre alt war, starb die Pfarrerin. Sie begruben sie noch auf dem alten Kirchhof, den die Düne verschüttete — ganz vorn war auf seiner grünen Kuppe noch ein Plätzchen frei, und sie mußten sparsam umgehen mit dem wenigen Grün, das sie noch hatten. Dem Pfarrer ging ihr Verlust sehr nahe — nun, wo sie tot war, war es ihm, als sei seine ganze Ehe nichts als eitel Glück und Sonnenschein gewesen; die letzten besseren Jahre hatten ihn vergessen machen, wie bitter weh Frau Margot ihm oft getan. Aber je näher es dem Sterben kam, desto stiller und sanfter war sie geworden, und des Hannes Tränen flossen um sie so reichlich wie die Ewes. Die war über der Pflege und Krankheit der Mutter frühreif und ernst geworden, ein verständiges Ding, das nun den Haushalt weiterführte, wie sie es unter der Mutter getan, nur daß sie den Garten ganz dem Hannes überließ. Nicht, daß sie sich nicht darum gekümmert hätte — er sagte ihr auch schon von selber immer alles, was er zu tun gedachte —, aber wenn ihre Ansichten auseinandergingen und er ihr dann erklärt hatte, weshalb er es so und nicht anders machen wolle, dann überzeugte sie sich nach einigem Nachsinnen doch immer, daß seine Meinung die bessere war. Und das war ihm lieber, als wenn sie sich gar nicht erst mit ihm besprochen hätte.

So wuchsen die Kinder heran, und es zeigte sich immer mehr, daß Ewe die Bestimmtheit ihrer Mutter geerbt hatte ohne deren Hast und Unrast und dafür die Ruhe des Vaters ohne sein entschlußunfähiges Schwanken. Sie kamen sehr gut miteinander aus, die drei; denn dem Vater war's recht, wie die Kinder im Hause schalteten. Nur daß es nicht sehr laut herging im Hause — aber sie sind ja immer wenig sprechsam und ernst und gehalten, die Leute, die an der grauen nordischen Küste wohnen in Wind und Meeresbrausen.

Kiefern pflanzte Hannes Kieboteit nicht mehr, aber er hatte darum doch nicht vergessen, daß der „Weiße Berg" grün werden mußte, wenn das Dorf gehalten werden sollte. Im Winter, wenn der Flugsand ruhte, dachte er weniger daran, aber im Sommer kam fast immer die alte Unrast über ihn. Es quälte ihn fast bis zu körperlichem Unbehagen, daß er wußte, was getan werden müsse, und anderseits doch wieder nicht, wie es getan werden müsse. Er kam keinen Schritt vorwärts in seinen Gedanken.

Viele Zeit, in den Dünen umherzuwandern, ließ ihm auch seine Tätigkeit in Haus und Hof und Gemüsegarten nicht, und auch als er sechzehn, siebzehn Jahre alt wurde, war nicht die Rede davon, daß er fortgehen und „draußen" einen Beruf suchen solle — etwa noch nachholen, was die Dorfschule an ihm versäumt hatte, um später gar Pfarrer zu werden wie sein Vater und Pflegevater. Seinen Beruf fand er hier, wo er als Bauer sein Stückchen Feld für den alternden Pflegevater bearbeitete und der jungen Schwester mit Rat und Tat zur Hand ging.

Zu Wintersanfang brach eines Nachts bei furchtbarem Sturm die See in die Nehrung hinein; Reisende, die auf der alten Poststraße hinter den Wanderdünen nach Memel fuhren, erzählten es. Es war weitab vom Dorf, und die Dorfbewohner kümmerte es deshalb nicht viel, aber Hannes ging mit Ewe hin. Das Seewasser stand mitten in dem spärlichen Kiefernwald auf der Palwe, und Hannes ging dem Wasser nach, bis er an die Durchbruchsstelle kam. Da hatte das Meer eine Lücke gerissen in die niedrige Kette der Vordünen am Strand und Seesand und Steinchen eine Strecke weit in den Wald hineingetragen. Auch ausgerissene Grasbüschel lagen dort; denn die Vordüne war mit dem starren Sandgras bewachsen gewesen, wenn auch nur spärlich. Und Hannes wurde auf einmal ganz rot im Gesicht und bückte sich und hob solch einen Grasbüschel auf, und dann ging er an die Vordünen heran und griff mit der Hand hinein und ließ den Sand langsam durch seine Finger rinnen.

Digitized by Google

Ewe sah ihm verwundert zu. „Was machst du denn da, Hannes?“

„Es ist derselbe Sand wie der auf den Wanderdünen — und dadrin ist dies Gras gewachsen,“ sagte er langsam.

„Ach, was du jetzt denkst!“ sagte sie etwas ungeduldig. „Immer und immer die Wanderdünen. Das ist doch etwas anderes — diese Dünen liegen doch still — warum soll denn da das Gras nicht wachsen?“

„Ja, das ist wahr,“ antwortete er nachdenklich.

„Der arme Wald!“ fuhr Ewe mitleidig fort. „Sieh nur, hier ist er ganz versandet und wird im Sommer noch mehr versanden. Laß doch einen Zaun hier machen und die Lücke in den Dünen wieder schließen.“

„Das hilft doch nichts,“ antwortete er. „Weißt du nicht noch, wie damals an unserem alten Hause der Sand den Zaun eindrückte?“

„Ach ja,“ sagte sie traurig. „Da ist nun nichts zu machen — schade, jammerschade!“

Hannes nahm sein Taschenmesser, schnitt in die Rinde der Kiefer, an deren Fuß der Sand aufhörte, ein kleines Zeichen und übersah dann noch einmal aufmerksam die ganze Stelle, als wolle er sich ihren Anblick recht genau einprägen. Darauf löste er von der Düne vorsichtig mehrere frische Sandgrasbüschel und tat sie in sein Taschentuch.

„Willst du nun wieder pflanzen?“ fragte Ewe.

„Ja,“ antwortete er.

Da seufzte sie ein wenig, sagte aber nichts.

Auf demselben Fleckchen Dünensand, auf dem er einst als Kind das verunglückte Kiefernexperiment angestellt hatte, pflanzte er die Gräser ein. Darüber neigte sich der kurze Wintertag zu Ende, und Ewe war erstaunt, als sie ihn nachher mit einem Beil in der Hand wieder aus dem Hof gehen sah.

„Wohin gehst du denn noch so spät?“ rief sie ihn an.

„Noch einmal zurück. Kommst du mit?“

„Willst du nun doch noch einen Zaun oder wenigstens einen Verhau dort anlegen?“ fragte sie.

„Nein, mir nur Zeichen machen,“ antwortete er.

Da folgte sie ihm neugierig. „Wozu tust du das?“ fragte sie, als er an der Vordüne sowohl da, wo sie dem Seestrand auflag, als da, wo sie landwärts die Palwe berührte, einen Pfahl einschlug und auch auf ihrer Höhe eine Stange in den Sand trieb, unbekümmert darum, daß er die Wurzeln des Sandgrases dadurch zerstörte.

„Das sage ich dir später, wenn ich Bescheid weiß,“ antwortete er unsicher.

„Es war schon zu kalt, als du es einpflanztest, jetzt wächst es nicht mehr,“ tröstete Ewe, als des Hannes kleine Sandgraspflanzung einging.

„Das kann sein,“ sagte er ruhig. „Im Frühling pflanz' ich neues.“

Das tat er denn auch, aber wieder ging es ein.

„Es war ein so nasses Frühjahr,“ klagte Ewe.

„Kann sein,“ sagte er. Und wieder setzte er neue Pflänzchen.

„Bist du schon wieder einmal bei den Dünen gewesen und hast nach deinen Pfählen gesehen?“ erkundigte sich Ewe eines Tages.

„Nein,“ antwortete er kurz.

„Ja, weshalb machst du dir denn Zeichen, wenn du dann nicht nach ihnen siehst?“ lachte das Mädchen.

„Ich werd' schon nach ihnen sehen,“ sagte er. —

Eines Morgens überraschte er die alte Illute, wie sie mit der großen Gießkanne seinen Sandgarten überschwemmte, in dem sein Sandgras traurig die grauen Halme neigte.

„Nicht doch, Illute,“ wehrte er, „wenn ich gegossen haben wollte, hätte ich es schon längst selber getan.“

„Es wellt ja aber alles und geht wieder ein!“ jammerte die Alte — jetzt war sie wirklich alt, sie konnte auch die schwere Gießkanne kaum schleppen.

„So geht es eben ein, und ich versuch's noch einmal,“ sagte er geduldig, „aber dazu tun darf ich nichts — das muß wachsen bei Sonne und Hitze und Regen und Kälte, wie das Wetter die wandernden Dünen trifft.“

Sie starrte ihn an, und ein Schrecken fuhr über ihr Gesicht. „Anskis, Anskis, du willst doch nicht das Gras dann auf den Wanderdünen pflanzen?“

Nun war es ihm seltsam, daß nicht Ewe die erste war, der er das so klar heraussagte; aber er sagte es doch, und seine Augen leuchteten: „Ja, das möcht' ich — sie hemmen in ihrem Wandern, wenn ich das könnte!“

Digitized by Google

„Tu's nicht! Versuch's nicht!“ flüsterte Illute ängstlich, „denke auch nicht daran, sonst reizt du den Winddämon zur Rache. Der will auch etwas zum Spielen haben, und die Düne ist sein von alters her — er wird dir dein Leben nehmen, wagst du dich gegen ihn!“

„Das ist Aberglauben,“ antwortete Hannes unwillig.

„Es ist kein Aberglauben!“ schrie die Alte und kreischte fast. „Haben nicht schon viele Fischer den Sturmdämon gesehen, ehe ihr Boot kenterte? Da setzte er sich auf die eine Seite des Bootes und alle an Bord auf die andere, und doch brachte er das Boot zum Kentern. Der läßt sich nichts rauben. Hat nicht dich selber schon einmal die Düne beinahe lebendig begraben, weil du ihm nehmen wolltest, was sein war?“

„Natürlich mußte die Düne ins Rutschen kommen, so unverständig wie ich grub,“ antwortete der Jüngling.

„Du willst es mir nicht glauben, und doch wirst du dein Leben darüber verlieren!“ jammerte die Alte. „O, o!“ Aber als ihr Blick auf die verkümmernden Pflänzchen zu ihren Füßen fiel, wurde sie wieder ruhig. „Nein, er kann es ja gar nicht,“ murmelte sie vor sich hin. „Kein Mensch kann das — die Düne aufhalten in ihrem Wandern. — O, o, Anskis, mein Goldkind, sieh nur, sieh, wie dein Gras verdorrt, trotzdem ich es begoß!“ Und sie lachte und freute sich.

Aber Hannes riß die alten Grasbüschel aus und pflanzte neue und säte das Gras auch als Samen aus. Doch das neue Sandgras verkümmerte ebenso wie das alte, und der Samen ging überhaupt nicht auf.

„Es wird und wird nichts, Hannes,“ sagte Ewe, als er auch die neue Pflanzung vernichtete. „Und wenn es hier auch wüchse — wie sollte es dann auf den Wanderdünen wachsen können im fliegenden Sand? Aber selbst hier, wo der Sand still liegt, wächst es ja nicht einmal.“

„Nein — hier, wo der Sand still liegt, wächst es nicht,“ antwortete er langsam und sah sie an, und sie sah förmlich seine Gedanken arbeiten hinter seiner ruhigen starken Stirn; dann hob plötzlich ein tiefer Atemzug seine Brust, und durch seine Glieder rann ein leises Beben. „Ewe — — Ewe — was du da sagst!“

„Was sage ich?“ fragte sie verwundert.

„O Ewe — wenn's wäre, was ich jetzt denke —“

„Was denkst du denn?“ fragte sie.

„Komm mit,“ sagte er und tat ihr die Tür auf, und sie kam mit ihm heraus und ging neben ihm einher, mit starken Schritten tapfer an seiner Seite bleibend, wie er so kräftig über die Palwe dem Wind entgegenschritt. An der See angekommen, wandte er sich seitwärts und ging an den niedrigen Dünen entlang, schweigend, ohne ein Wort zu sprechen, weiter und weiter. Das Meer wurde dunkel, und schwere Tropfen fielen; aber noch immer hielt er nicht an und sprach auch nicht. Da endlich blieb Ewe stehen und sah ihn an, und er sah, daß ihr Gesicht weiß war trotz der Anstrengung des raschen Wanderns.

„Wohin gehst du, Hannes? Was hast du im Sinn?“

„Komm mit,“ sagte er nur.

„Was hast du im Sinn?“ wiederholte sie, und ein Zittern war in ihrer Stimme. Da merkte er, daß sie an ihm verzagen wollte, und er griff nach ihrer Hand und zog sie zu sich vor.

„Komm mit, Ewe, wenn du wie ich denkst, daß wir zwei beide zueinander gehören.“

Und das war das erstemal, daß er ihr davon sprach, wie lieb sie ihm war. Sie aber sagte nichts darauf, schloß nur ihre kalten Finger fest um seine, und Hand in Hand gingen sie weiter.

Noch lag ein letzter fahler Schimmer auf dem weißen Sand der Dünen, als Hannes stehen blieb. „Hier ist es,“ sagte er, „hierhin wollte ich.“

Ewe erkannte die Stelle. Hier hatte im vorigen November die See den niedrigen Dünenwall durchbrochen, und durch die Bresche war nun im Laufe dieses Sommers der feine Seesand durch den Wind weit in den Wald hineingetragen worden; wie ein breites schimmerndes Band zog er sich in das Grün hinein, und auf dieser Straße schritt nun der Jüngling vor und suchte nach der Marke, die er sich damals an der Kiefer gemacht. Er fand sie nicht gleich, denn jetzt stand die Kiefer mitten im Sand, während er doch damals nur bis an ihren Fuß gespült hatte.

Dann ging Hannes hinter den Vordünen erst rechts, dann links von der Bresche entlang, und je weiter er kam, desto dunkler

Digitized by Google

wurde der Boden — mochte auch der Wind hin und wieder den fliegenden Sand von der See her über die Vordünen getragen haben, so hatte er doch nicht das Grün ersticken können, und unverkümmert reckte und streckte sich das junge Unterholz im Schutze des Dünenwalls fröhlich zu Licht und Leben empor.

Eine Weile stand Hannes ganz still und sah auf das Grün um sich her, und es war Ewe, als ob in seine ernsten Augen ein Leuchten käme, immer heller und heller. Aber sie wagte nicht, ihn zu fragen. „Jetzt komm zurück," sagte er nach einiger Zeit, und seine Stimme war heiser vor Erregung. Nun ging er so schnell an den Dünen zu der Bresche zurück, daß sie kaum Schritt mit ihm halten konnte; aber als er sich seinem Ziel näherte, war es doch, als überkäme ihn plötzlich eine Verzagtheit; sein Schritt wurde langsamer und zögernder; aber dann biß er die Zähne zusammen und sprang mit jähem Anlauf den Sandwall hinauf.

Ewe blieb unten stehen und sah ihm zu. Er ging oben auf den Dünen entlang — er schien nicht gleich zu finden, was er suchte — sie sah seine Gestalt sich dunkel von dem Regenhimmel abheben. Nun bückte er sich und faßte nach etwas Schwärzlichem, das kurz und dick zwischen den wehenden Halmen des Strandgrases aus dem Sand herausstand. Und dann war es Ewe, als ob ein unterdrückter Laut an ihr Ohr schlüge — oder war es nur der verlorene Schrei eines verspäteten Strandvogels, der einsam über die Brandung strich?

Aber sie hielt sich nicht länger, sondern stapfte nun auch die Dünen empor. Der Jüngling hatte sich auf dem Kamm der Dünen in den Sand gesetzt, als sie ihn erreichte, den Kopf in die Hände und die Arme auf die Knie gestützt, und sah auf das wogende Meer hinaus.

Still ließ sich Ewe neben ihm nieder. Sie kannte seine Art. Wenn es so in ihm wühlte und arbeitete, konnte er ihr doch auf ihre Fragen keine klare Antwort geben; erst mußte er mit sich selber fertig werden, und dann würde er zu ihr sprechen, auch ohne daß sie ihn fragte.

Der Wind hatte sich wieder erhoben, und die See ging hohl; immer stärker rauschte die Brandung, und wie die Nacht sich dunkler und dunkler auf Meer, Wald und Strand herniedersenkte, war der weiße Schaum der Brandungswellen das einzige Lichte in der schwarzen Finsternis. Ewe sah darauf hin und schauerte zusammen in dem kalten Wind und Regen, und über dem Warten in dem lichtlosen Dunkel wurde ihr das Herz bang und schwer.

Da fuhr Hannes auf. „Ewe! — Ewe — bist du noch da?"

„Ich bin hier," sagte sie mit ihrer ruhigen Stimme.

Er tastete nach ihrer Hand, und als er sie fand, ließ er sie mit seiner zusammen neben sich im Sande ruhen.

„Ewe — ich muß fort."

Sie erschrak. „Warum?"

„Weil das Sandgras nicht stirbt im fliegenden Sand, sondern wächst, wie die Düne wächst. Sieh her."

„Ich kann nichts mehr sehen," sagte sie tonlos.

Ein Lachen war in seiner Stimme. „Aber ich, Ewe, o Ewe! Ich sehe das Sandgras wachsen, sehe die Dünen grün, den Flugsand gebändigt — höre auf dem ‚Weißen Berge' den Wind wieder im Walde rauschen, sehe unser Dörfchen gerettet. Nun brauchen wir nicht mehr weiterzuziehen, die Stätte, die uns lieb geworden, für immer zu verlassen; wir dürfen von den Feldern ernten, was wir säten, und unsere Toten werden in Frieden ruhen."

„Sprich, daß ich dich verstehen kann," sagte sie traurig.

Er schloß ihre Hand um das runde, starke Stück Holz, das neben ihm aus der Düne hervorragte. „Fühlst du, Ewe? Das ist das Ende der Stange, die ich voriges Jahr hier in die Düne stieß, um daran zu messen, ob sie wächst. Und nun ist die Stange fast bis obenhin verschüttet — die Düne um so viel höher geworden, ohne merklich weiter zu wandern; denn die Stange an der Palve ist kaum verstiemt, und auch die an der Strandseite steht noch fast ebenso dicht am Fuße der Düne. Daß aber die Düne nicht weitergewandert ist, hat das Sandgras gemacht — das hat sie festgehalten. Denn statt im Flugsand zu ersticken, hat es sich höher und höher getastet durch den immer von neuem auffliegenden Sand und sich zugleich nach unten hin verzweigt und verästelt. Da — hier hab' ich versucht, nachzugraben, und hab' doch das Ende nicht finden können; wie ein Netzwerk von feinen Fäden sind

Digitized by Google

die Wurzeln durch den Sand gekrochen und haben ihn dadurch festgehalten. Und hinter der somit immer höher werdenden Düne ist das grüne Unterholz lustig weitergewachsen, während es dort an der Durchbruchsstelle der Seesand verschüttet hat. Das hast du doch vorhin gesehen?"

„Ja," sagte sie.

„Und nun weiß ich, woher die großen Wanderdünen kommen, Ewe, und daß sie nicht plötzlich von der Erde ausgespien worden sind, wie ich als Kind meinte: aus der See sind sie gekommen. Sieh, wenn an dieser Stelle der Flugsand jahrzehntelang ungehindert in das Land hineintriebe, würde der Wind endlich dort mitten im Walde einen kleinen Hügel von Sand zusammengeweht haben, und er würde wachsen und wachsen, und dabei leise und stetig weiterwandern, bis er nach Hunderten oder Tausenden von Jahren hoch und gewaltig an der Stelle stünde, wo sich jetzt unsere Wanderdünen erheben. Denn die hätten sich unterdes längst im Haff ersäuft. Und so muß man dafür Sorge tragen, daß der Seesand nicht landeinwärts fliegen kann und da, wo von Natur noch keine stilliegenden Dünen als Schutzwall den Strand einfassen, künstlich bepflanzte Dünen schaffen. Nun aber sehe ich, daß man eine Düne halten kann, wenn man sie mit Sandgras bepflanzt, das auch im Flugsand fortkommt, bei ruhendem Sand dagegen verkümmert. Das habe ich an meinem Sandgrasgarten gelernt, und darauf hast du mich gebracht, Ewe, durch deine Bemerkung vorhin. Ich dachte da: Stirbt es am Ende gerade deshalb, weil der Sand stilliegt, und gedeiht nur bei fliegendem Sand? Und darum kam ich her, und nun ist es wirklich so, Ewe, und hält die Vordüne den Flugsand fest, daß keine neuen Wanderdünen entstehen, gewinnt man Zeit, die alten Wanderdünen mit Sandgras anzupflanzen und später wohl gar aufzuforsten. Und darum muß ich gehen, Ewe, und lernen, wie man Bäume zieht und Wald aufforstet. O Ewe, wie bin ich froh! Noch hab' ich ja nichts gelernt, aber ich werde es tun, alles nachholen, was mir fehlt — ich bin ja noch jung und kräftig und habe, will's Gott, noch ein gut Stück Leben vor mir, in dem ich schaffen und arbeiten kann. Sag, Ewe, freut's dich nicht auch?"

Sie schwieg eine Weile. „Ja," sprach sie dann, „mich freut's für dich. Denn du hast von Kind an dein Herz an dieses Werk gehängt, und wenn man dich nicht ließe, würdest du verkümmern, wie das Sandgras verkümmert im ruhenden Sand. Und ich bin nicht die, die dich hindern möchte. Denn über der Arbeit, die dir lieb ist, wird dir dein Leben zufrieden vergehen, und wenn du einst darauf zurückschaust, wirst du es nicht anders wünschen wollen und sprechen: Es war gut."

„Ich habe gehofft, daß du so denken würdest, Ewe," sagte er ernst. „Wenn ich auch fort muß und nicht weiß, wann ich wiederkomme, aber ich bleibe dir treu, und du wirst auf mich warten, nicht so, Ewe?"

„Das weißt du," sagte sie.

Jahre später wunderte sich Ewe, daß er sie da nicht in den Arm genommen und geküßt hatte — aber damals dachte auch sie nicht daran.

Als sie heimwärts schritten, sprach er ihr noch viel von seinen Plänen, und wie sie das Pfarrhaus betraten, war er sich ganz klar über den Weg, den er gehen wollte, und daß er keinen Tag mit Zögern verlieren dürfe. So sprach er noch am selben Abend mit seinem Pflegevater, der sein Vormund war, daß er ihm etwas von seinem kleinen Kapital zur Verfügung stellen solle, da die wenigen Zinsen nicht ausreichten, seinen Unterhalt während seiner Lehrzeit zu bestreiten.

Pfarrer Enskat erschrak, als er von den Plänen seines Schützlings hörte. „Du willst fort — in eine so unsichere Zukunft? Ich weiß gar nicht, an wen du dich wenden könntest."

„Ich werde es schon schaffen," sagte Hannes zuversichtlich.

„Deine paar tausend Taler werden schnell darüber verbraucht werden!" klagte der Pfarrer. „Und wer weiß, ob du auch wirklich eine Stellung findest."

„Ich habe Mut und Vertrauen und die Ewe auch," gab Hannes zurück.

Der Pfarrer sah verständnislos von einem der jungen Leute auf den anderen. „Die Ewe?"

„Wir sind einig miteinander geworden, Vater," sagte Hannes ruhig. „Die Ewe wird auf mich warten."

In seinem ganzen Leben hatte der gute Pfarrer nicht an diese Möglichkeit gedacht, er stand der Tatsache ganz fassungslos gegen-

Digitized by Google

über und wäre in seiner Bestürzung auch dann nicht imstande gewesen, einen Einspruch zu erheben, wenn er auch nicht von Herzen damit zufrieden gewesen wäre.

Und nun sagte auch Ewe: „Ja, Vater, so ist's. Ich will auf ihn warten."

Da war Hannes Nieboteit neunzehn Jahre alt, und Ewe Enskat achtzehn.

* * *

Nun hörten sie monatelang nichts mehr von Hannes. Er war nach Königsberg gefahren und dort für sie verschollen. Aber im Winter, als klingender Frost das Haff in eine einzige gewaltige Eisfläche verwandelt hatte, auf der die mit Holz und Heu beladenen Schlitten fleißig von der Niederung auf dem Festland drüben nach der Nehrung herüberfuhren, kam auch er eines Tages mit dem Postschlitten über das Eis — im Winter ging und geht noch heute die Post teilweise auf dem Eise des Haffs an der Nehrung entlang. Die Freude über das Wiedersehen leuchtete ihm aus den Augen, aber auch darüber, daß er Gutes zu berichten wußte. Natürlich hatte es in Königsberg einige Zeit gedauert, bis er an die rechte Schmiede gelangte, unerfahren und ohne Empfehlungen, wie er war; aber in Plantagendirektor Borkenhagen hatte er endlich doch seinen Mann gefunden, und er wußte gar nicht genug zu rühmen, wie eifrig sich der Herr Plantageninspektor seiner angenommen. Das konnte er freilich nicht wissen, welches Interesse seine einfache Geschichte dem Forstbeamten eingeflößt hatte — das Mühen und Sinnen des Knaben und seine Versuche, und wie sich ihm jede seiner Beobachtungen als Glied zu Glied gereiht, bis die Kette fertig war. Noch stand der Dünenbau in Preußen in seinen ersten Anfängen; Jahrzehnte hatte man verloren durch ungeeignete oder ungeschickt angestellte Versuche, und auch die, welche sich bewähren zu wollen schienen, hatten aufgegeben werden müssen wegen der unruhigen Kriegszeiten zu Beginn des neuen Jahrhunderts und aus Mangel an Mitteln. Erst jetzt konnte man wieder daran denken, die Arbeit energisch aufzunehmen. Aber war nun auch endlich ein tüchtiger Oberbeamter gefunden, der sich die in Preußen und anderen Ländern gesammelten Erfahrungen zunutze zu machen verstand, so mangelte es doch noch sehr an geeigneten Unterbeamten. Da war es kein Wunder, daß Plantageninspektor Borkenhagen den jungen Mann mit offenen Armen aufnahm, und staunend lernte Hannes, daß man von Staats wegen schon längst versuchte, die Dünen aufzuforsten, auch auf die Kurische Nehrung schon das Augenmerk gerichtet war, vor allem wegen der zunehmenden Versandung des Memeler Hafens. Keinen Augenblick tat es ihm leid, daß seine „Entdeckung" nun keine war, im Gegenteil freute er sich, die Sache schon in Gang zu wissen und seine Kräfte gleich ganz und voll und ohne Zeitverlust der großen Arbeit widmen zu können.

„Im Frühling, wenn die beste Zeit zum Pflanzen ist, komme ich her und lege hinter dem Dorf eine Sandgraspflanzung an," sagte er. „Viel ist es ja nicht, was ich vorläufig für uns tun kann —"

„Wieso du?" unterbrach ihn der Pfarrer. „Sagtest du nicht, der Staat übernähme das?"

„Ja, aber doch noch nicht hier bei uns," antwortete Hannes ruhig. „An anderen Stellen der Nehrung, das habe ich eingesehen, ist die Hilfe noch dringender nötig: Memel gegenüber und unten, wo die Nehrung so schmal ist, daß die See schon mehrmals bis ins Haff herübergebrochen ist. Ich möchte dich daher bitten, Vater, daß du mir ein paar hundert Taler von meinem Gelde auszahlst."

Der Pfarrer sah betroffen zu Ewe herüber; er dachte an ihre Zukunft — ging des Hannes kleines Vermögen darauf, wovon wollte er dann heiraten?

Aber Ewe sagte ruhig und lächelte dabei über die Besorgnis, die sie in seinem Blick las: „Rück die Taler nur ruhig heraus, Vater, der Hannes wird sie schon wieder einbringen."

Sie hatte eine große Zuversicht zu ihm und seinem Werk. —

Im Frühling kam er dann wirklich und brachte auch einen ganzen Korb kräftigen Sandgrases mit; denn von den Vordünen an der See mochte er die nötigen Pflanzen nicht nehmen, da standen sie spärlich genug.

Die alte Illute, die nun schon ganz kindisch geworden war, weinte, als sie merkte, daß er Ernst machte. „Du bringst dich um dein Leben, Ansis, und uns hilft es doch nichts."

Digitized by Google

Daß es eine unnötige Arbeit sei, dachten auch die Fischer und waren deshalb nicht dazu zu bewegen, mit Hand anzulegen; sie gingen lieber ihrem Fischfang nach auch für die wenigen Stunden, welche die kleine Anpflanzung erforderte. Nur auf Zureden Ewes und unter Gewährung überreichlichen Tagelohns brachte Hannes endlich ein paar Weiber und Mädchen aus den Dörfern zum Pflanzen unter seiner Aufsicht zusammen. Und als er selber den ersten Spatenstich tat und Ewe dann das Büschel Sandgras, wie er es ihr wies, in den Spalt steckte, da schwoll ihm die Brust vor Stolz und Freude.

Nachher, als die Arbeit getan war, stieg er mit Ewe auf den „Weißen Berg" herauf und blickte von dort auf seinen Pflanzgarten herunter. So klein sah er aus — kaum erkannte man auf dem Sande da in der Tiefe die winzigen grauen Halme. Aber das Jauchzen blieb doch in seiner Seele. —

Im nächsten Frühjahr kam er wieder, besserte nach, wo sich Schäden gezeigt hatten, und ließ auch an jener Durchbruchsstelle an der See einen Sandfangzaun aufstellen. Bepflanzte man den so künstlich entstehenden Sandhaufen zur rechten Zeit in ausreichender Menge mit dem fleißigen Sandgras, konnte man im Laufe der Jahre die Lücke in der Kette der Vordünen wieder schließen, und für immer, falls nicht die See von neuem wütete.

Der Pfarrer seufzte, als Hannes ihm die Rechnungen zum Bezahlen vorlegte. „Nein, was so ein bißchen Gras und Arbeit kostet! Hannes, Hannes, wo will das hin!"

Aber Ewe sah das Leuchten in seinen Augen und sagte: „Laß nur, Vater!" —

Im zweiten Winter nach ihrer Verlobung lag ihre selbstgenähte Ausstattung fertig im Schrank. Aber Hannes war ja noch so jung — und er hatte ihr ja gleich gesagt, daß sie warten müsse.

Dann fing der Pfarrer an zu kränkeln, und in eintönigem Frondienst im Haushalt und am Krankenbett gingen Ewe drei Jahre hin, in denen sie kaum daran dachte, daß sie Braut war, so wurden ihre Gedanken und ihre Arbeitskraft in Anspruch genommen.

Als endlich der Tod den Leidenden erlöste, fand sich, daß der Kirchhof an der Wanderdüne keinen Raum mehr bot. Da wollten sie die Leiche nach dem nächsten Dorf bringen und dort bestatten.

Aber Ewe litt es nicht. „Steckt Platz für einen neuen Kirchhof ab," sagte sie. „Die Dünen werden festgelegt; ihr braucht nicht noch einmal enger zusammenzurücken."

Und wie sie es wollte, so geschah es schließlich; aber weniger, weil die Leute ihr glaubten, sondern weil sie die Kosten scheuten, kauften sie sich bei der fremden Gemeinde ein.

Hannes kam von Cranz, wo er in der Plantage beschäftigt war, herüber und sprach mit Ewe auch über ihre Zukunft. Eine Stelle, die es ihm erlaube, an die Gründung eines eigenen Hausstandes zu denken, habe er noch nicht in Aussicht, und die Arbeiten an der Düne hätten doch mehr Geld verschlungen, als er berechnet hätte. Damit sagte er Ewe nichts Neues; sie hatte ja bereits die letzten Jahre vor Hannes' Mündigwerden die Geschäfte für ihren Vater geführt und wußte, daß schon mehr als die Hälfte seines kleinen Vermögens draufgegangen war. Und der Rest würde schnell genug folgen. Denn nun mußten die Pflanzungen instand gehalten werden, sollte nicht alle daran gewendete Mühe umsonst gewesen sein.

„Ich will mir eine Stelle suchen," sagte sie ruhig.

„Übereile nichts," bat er.

„Nein," sagte sie.

Und es traf sich besser, als sie erwartet hatte. Der neue Pfarrer brachte eine zahlreiche Kinderschar mit, und der Pfarrerin war es lieb, daß sie in Ewe jemand fand, der ihr bei den Haus- und Gartenarbeiten zur Hand ging, so daß sie sich mehr ihren Kindern widmen konnte. Damit war für Ewe gesorgt. Es war ja so wenig, was sie zum Leben verlangte — nur daß sie nicht fort brauchte von dieser armseligen Scholle, an welche ihr Glück gekettet war und all ihr Hoffen. —

Eines Sommers nahm Hannes sie mit nach Cranz. Sie segelten auf dem Meer an der Küste entlang; hinter ihnen im Norden stand drohend eine Wolkenbank, aber im Westen zog noch die blasse Sonne glitzernde Furchen auf den Wellen. Gerade vor ihnen schimmerte die Flut wie flüssiges Silber, und es machte ihnen Spaß, zurückzuschauen in die Finsternis und wieder vor sich in den lichten Schimmer.

„Das Trübe liegt hinter uns, und wir fahren dem Glück entgegen," sagte Hannes

Digitized by Google

frohgemut. „Mich freut es, daß du mit mir bist und ich dir zeigen kann, wie schön meine Arbeit fortschreitet."

Er hatte ihr schon oft davon gesprochen; aber Ewe hatte ihren Kranken nicht allein lassen wollen, obgleich es mit einer Abwesenheit von einem oder zwei Tagen geschafft gewesen wäre. Denn Cranz, wo Hannes arbeitete, lag nicht weit von der Wurzel der Nehrung, und auch die Nehrung selber wurde schon in Angriff genommen.

Am Abend gingen sie am Cranzer Strande entlang, und er zeigte ihr die Uferbefestigungen, an denen gerade gearbeitet wurde, und die Baumschulen und Schonungen. Die Nacht verbrachte Ewe in der Familie des Plantageninspektors, die den Sommer über zur Erholung in Cranz weilte. Die Frau war jung und Ewe sympathisch, und ein niedliches Mädchen von drei Jahren war auch da, mit blonden Haaren und braunen Augen, das so zutraulich auf Hannes' Knie saß und mit seiner Uhrkette spielte, daß man merkte, sie waren schon seit langem gute Freunde.

An dieses Kind dachte Ewe später noch oft. —

„Habt ihr schon angefangen, eine Wanderdüne festzulegen?" erkundigte sich Ewe am nächsten Morgen, nachdem sie mit Hannes die Dünenkulturen bei dem schon auf der Nehrung gelegenen Dorfe Sarkau besichtigt hatte.

„Nein," antwortete er. „Es gab vorerst hier so viel anderes zu tun; der Dünenbau steckt ja auch noch in den ersten Anfängen, und oft wird hin und her probiert, ehe man seinen Zweck erreicht; darüber vergeht viel Zeit. Aber haben wir trotzdem nicht schon viel geschafft in diesen fünf Jahren? Freilich, du hast Wald und Vordünen hier nicht gekannt, ehe wir anfingen, sie in Arbeit zu nehmen. Sieh, diese ganze Strecke hier ist in die Dünen eingeflickt; da war auch so eine große Lücke, wie ich sie jetzt bei uns ausgefüllt habe."

„Ich sehe auch so schon, daß viel getan worden ist," sagte sie.

Das freute ihn. —

Aber das Herz war ihr schwer, als sie heimfuhr. Wie langsam die Arbeit vor sich ging. —

Im Herbst legte sich die alte Illute auf ihr letztes Lager. Ewe kam täglich, nach ihr zu sehen, und so wenig die Alte auch sonst noch jemand aus ihrer Umgebung erkannte, Ewe erkannte sie noch immer und sprach auch von Hannes und den Wanderdünen. „Sag ihm, er soll ablassen von dem Werk," ächzte sie. „Es bringt Unheil über dich und ihn; er wird sein Leben darüber verlieren und deines mit, Ewe."

Da war es Ewe, als ob in den Reden der kindischen Alten doch ein Sinn läge, wenn auch ein anderer, als sie meinte; aber dann dachte sie an Hannes' ruhige Zuversicht, und wie seine Augen so froh waren bei seiner Arbeit, und sie sagte: „Sei ruhig, Illute, und gräme dich nicht. Noch bin ich jung und kann warten. Und ich habe Mut."

* * *

Zwei Jahre später merkten auch die Bedrittener, die sich bisher wenig um die Dünenarbeiten gekümmert hatten und auch des Hannes Sandgrasgarten für wenig mehr als eine Spielerei hielten, daß es nun Ernst werden sollte mit dem Festlegen des „Weißen Berges". Eine Kommission von Herren der Regierung, höheren Forst- und Dünenbeamten besichtigte ihn unter Führung von Plantageninspektor Borkenhagen und Dünenaufseher Kieboteit, und im Frühling darauf erstand etwa eine Stunde von Bedritten auf der Palwe hinter den Wanderdünen eine kleine Kolonie: ein Wohngebäude für den Dünenaufseher und ein paar Vorrats- und Geräteschuppen. Die Aufforstung des Waldes auf der Palwe, die Ausbesserung und Instandhaltung der Vordünen an der See und, wenn nötig, die Anlage neuer sowie die Festlegung des „Weißen Berges" zum Schutze des gefährdeten Dorfes, das waren die drei Hauptpunkte, auf welche sich die Tätigkeit des neuen Dünenbeamten vor allem zu richten hatte.

Feierlich ernst war dem Hannes zumute, als er zum erstenmal die Schar seiner Arbeiter auf den „Weißen Berg" führte.

Aber so leicht war die Düne nicht zu zwingen; es ward ein jahrzehntelanger zäher Kampf. Wohl war sein kleiner Sandgrasgarten am Fuße des Berges gut gediehen und schon selber fast zu einer kleinen Düne geworden; aber es war doch etwas anderes, den Hang der fliegenden Düne selber, an der der Wind ganz anders riß wie an dem geschützten Fleckchen zu seinen Füßen, anzubauen. Dauernd und unter denselben kli-

Digitized by Google

matiſchen Verhältniſſen erprobte Erfahrungen ſtanden ihm noch nicht zur Seite; er mußte ſie ſich erſt ſelber Schritt für Schritt erwerben. Nicht jede Sandgrasart ſchlug gleichmäßig gut an; auch riß der Sturm oft genug wieder aus, was er längſt feſtgewurzelt glaubte. In mühſamer Arbeit mußten die Pflänzchen durch Beſtecke von Rohr oder Reiſig geſichert werden; Tauſende von Talern hatte er ſchon von Staatsgeldern in die Dünen verbaut, und noch war wenig getan.

Ewe ſah er kaum über ſeiner anſtrengenden Tätigkeit, wenn ſie nicht von ſelber zu ihm heraufgeſtiegen kam, um ſich von dem Stand ſeiner Arbeiten zu überzeugen. Und wie er anfing, Kiefern zu ſetzen, mußte ſie an ſeine Knabenzeit denken; denn damit ging es ihm lange Zeit ſo wie damals: immer wieder verkümmerten die jungen Kulturen, ſo ſorgſam er ſie auch pflegte, und erſt nach mehrfachen Verſuchen gelang es ihm, die geeigneiſte Kiefernart herauszufinden, die beſte Entfernung, in der ſie geſetzt werden mußten, die richtigſte Miſchung von Erde, die den jungen Stecklingen als erſte Reiſezehrung mitzugeben war, und doch entſtanden immer wieder Lücken, litten die jungen Kulturen durch Froſt oder Sonne oder Sturm oder auch den Flugſand, der ſie von den Nachbardünen aus verſchüttete. Erſt als auch dort ein breiter Streifen durch das Sandgras feſtgelegt worden war, konnte mit der erfolgreichen Aufforſtung des „Weißen Berges“ gerechnet werden, und einſt, als der Sommer zu Ende ging, kam ein Tag, an dem die Leute im Dorf verwundert ſagten: „Er wandert nicht mehr.“

Nein, er wanderte nicht mehr, wenn auch noch immer hin und wieder Sand von ihm herunterſtiemte, weil die Pflanzen den Boden noch zu wenig deckten.

Und ſah man jetzt von weitem auf die ſchimmernde Kette der Wanderdünen, dann war es, als ob auf dem „Weißen Berge“ hinter Bedritten ein Wolkenſchatten läge, aber ſtill und unbeweglich. —

An einem Sonntag, wo das Werk ruhte, holte Hannes Nieboteit Ewe ab und zeigte ihr die Arbeit der letzten Wochen; eines der Pfarrerskinder war krank geweſen, und deshalb war ſie lange nicht gekommen, ihm zuzuſehen. Da ſtanden wieder neue Reihen Kiefernpflänzchen; wie ein dunkler Mantel zog es ſich tiefer und tiefer die Düne herab. „Ich webe dir dein Brautkleid, Ewe,“ ſagte er herzlich und nahm ſie in den Arm und küßte ſie.

Und ſie küßte ihn wieder. „Bin ich dir nicht ſchon zu alt?“

Er ſtutzte und ſann nach. „Ewe, wie alt biſt du?“

„Immer noch ein Jahr jünger als du,“ antwortete ſie und lächelte dabei. „Ich werde dreiunddreißig.“

Er erſchrak und hielt ſie in ſeinem Arm von ſich ab und ſah ſie an. „So alt ſchon, Ewe! Aber deine Augen ſind noch ſo jung —“

„Und mein Herz auch,“ ſagte ſie und drückte leiſe ſeinen Arm. —

Langſam, langſam ſchritten die Arbeiten an der Düne vor. Und wie die Zeit verging, fing Ewe an, ein Stück ihrer Ausſtattung nach dem anderen anzubrauchen.

Einmal brachte der Plantageninſpektor bei einer Beſichtigung auch ſein Töchterchen mit. Ewe erinnerte ſich, ſie vor Jahren in Cranz geſehen zu haben. Aus dem kleinen Kind war jetzt ein halbwüchſiges Mädchen geworden, zierlich, hübſch, mit ſanften Rehaugen, das mit ihrem Vater und Hannes zu dem „Weißen Berg“ und ſeinen Nachbardünen emporſtapfte, dann aber recht erſchöpft zurückkam. Hannes hatte es ſich nicht nehmen laſſen, ſie beim Abſtieg zu unterſtützen; er ſah noch immer das kleine Kind in ihr, mit dem er einſt geſpielt. Arm in Arm mit ihr kam er im Pfarrhaus an, wo Ewe und die gaſtfreundliche Pfarrerin wetteiferten, dem Beſuch ein ſchmackhaftes Eſſen zu bereiten.

„Nun biſt du aber tüchtig müde geworden, Lilli, was?“ neckte Plantageninſpektor Borkenhagen ſeine Tochter.

„Ja, Papa,“ nickte Lilli, „aber das tut ja nichts — ſchön war es darum doch.“

Und Ewe ſah, daß ihre Augen mit einem ganz eigenen Ausdruck an Hannes' Geſicht hingen.

Der nickte ihr freundlich zu. —

Bald darauf traf Ewe ein harter Schlag durch die Verſetzung des Pfarrers nach einem kleinen Landſtädtchen in der Niederung. Er verbeſſerte ſich dadurch; ſo durfte ſie um der Freunde willen nicht klagen. Aber an ſie trat wieder die Frage heran: Was nun? Denn die Kinder, um derentwillen ſie einſt die Pfarrerin unterſtützt, waren unterdes auch längſt den Babyſchuhen entwachſen, und die älteſten Töchter konnten ſchon ganz gut der

Digitized by Google

Mutter eine Hilfe sein und ihre Stelle ausfüllen; sie mußte sich sagen, daß sie im Grunde nicht mehr nötig sei. Und in der Fremde bei Fremden eine neue Stelle zu suchen, dazu konnte sie sich nicht entschließen, solange sie noch hoffen durfte, in der Heimat ihr Auskommen zu finden.

Ihr erster Gedanke war natürlich Hannes gewesen, aber der hatte nur sehr bekümmert ausgesehen, als sie von der Möglichkeit ihres Fortziehens sprach, und kein Wort gesagt von dem, was zu hören sie verlangte.

Aber so sehr lange konnte es nun doch nicht mehr damit dauern, und so aufs ungewisse in die Welt hinaus wollte sie nicht. So mietete sie denn dem „Krüger" ein Stübchen ab und auch ein Stückchen Land und zog darauf Gemüse, für das sie bei den am Dünenbau beschäftigten Beamten und deren Arbeitern genügenden Absatz fand; ein klein wenig hatte sie sich ja auch im Laufe der Zeit erspart. Aber sie fühlte, daß diese Art Leben sie auf die Dauer nicht befriedigen könnte. Es verlangte sie nach Tätigkeit, die auch ihr Herz ausfüllte; am liebsten wäre sie Krankenwärterin geworden. Aber es war ein aufreibender Beruf, und sie hatte sich doch vor allem für Hannes bei frischen Kräften und guter Gesundheit zu erhalten. So blieb sie schließlich doch, wo sie war, brachte ihren Tag mit Arbeit aller Art hin, die ihr Herz doch leer ließ, und war froh, wenn jemand im Dorf gelegentlich ihre Hilfe in Anspruch nahm, zur Pflege bei einem kranken Kinde oder als Ratgeberin, wenn dem Vieh etwas fehlte oder das Gemüse nicht gedeihen wollte.

Hannes war jetzt häufig in Cranz, wo der Plantageninspektor wieder zum Sommer wohnte. Er sei nicht mehr so rüstig wie früher und könne nicht mehr so oft heraus, und doch sei hin und wieder eine persönliche Rücksprache erforderlich, meinte Hannes. Ewe sagte nichts Besonderes dazu; aber als er wieder einmal dort war, nahm sie ihren kleinen Spiegel und sah lange und aufmerksam hinein. Wie alt mochte die Kleine jetzt sein? Siebzehn, achtzehn Jahre — und sie selber wurde achtunddreißig.

„Plantageninspektor Borkenhagen hat kürzlich wieder dringend eine Gehaltserhöhung für mich befürwortet und meint, diesmal müsse es aber wirklich kommen," erzählte Hannes Ewe bei seiner Rückkehr.

„Ja?" machte sie und sah ihn dabei nicht an und sprach gleich von etwas anderem, so daß ihn ihre geringe Teilnahme ein wenig bekümmerte. Aber ein Wunder war's ja schließlich nicht, wenn sie an diese stets in Aussicht gestellte und nie eingetroffene Aufbesserung nicht mehr glaubte. Sie aber dachte voll Bitterkeit: Nun natürlich! Jetzt legt er sich für den Schwiegersohn ins Zeug, und jetzt wird er es schon durchsetzen!

Aber darin irrte sie sich. Ein Jahr verging und noch ein Jahr und wieder eins, und noch immer war nichts erfolgt; nur der Plantageninspektor hatte sich unterdes pensionieren lassen und nach Königsberg zurückgezogen. Dort besuchte Hannes ihn stets, wenn ihn sein Weg nach der Provinzialhauptstadt führte.

Warum sagt er mir nichts? fragte sich Ewe. Warum quält er sich und mich und die andere auch? Aber warum soll er sprechen, wenn es noch nicht so weit ist? dachte sie dann wieder. Trifft die Gehaltserhöhung wirklich ein, wird er's schon tun.

Aber niemals ließ sie sich ihm gegenüber etwas anmerken, so wie auch er ihr niemals davon sprach, und langsam aber stetig wirkte er an dem „Brautkleid" der Düne mit unermüdlicher Geduld und immer wachsamen Augen, in denen noch wie einst die Freude an der Arbeit stand. Dann dachte sie manchmal: Ob die andere das wohl sehen würde? Und wenn auch: sie könnte es nicht so verstehen wie ich. —

Nun war der „Weiße Berg" ganz aufgeforstet. In voller Breite, auf beiden Seiten, nach Haff und See zog sich die dunkle Kiefernschonung darüber hin, und rastlos ging auch drüben an der See das Werk an den Vordünen und auf der Palwe das Aufforsten vor sich.

Im Dorf spürte man es nun auch, daß eine neue und bessere Zeit angebrochen war. Hart war ihr Leben freilich auch jetzt noch und armselig, aber es ging doch ein frischerer Zug durch sie hin. Jetzt lohnte es doch, ihr Stückchen Land sorgfältiger zu bebauen, da nicht nur sie selber die Ernte würden einheimsen können, sondern auch noch ihre Kinder und Kindeskinder an dem Segen von ihrer Hände Arbeit teilhaben würden. Man sprach auch davon, daß ein kleiner Hafen gebaut werden solle, um die Anlegestelle ihrer Boote vor dem Sandflug der Nachbardünen

Digitized by Google

zu schützen — es war zwar noch ein weit aussehender Plan, aber einmal würde es doch dazu kommen, das wußten sie nun. War doch auch möglich geworden, was sie nie geglaubt: der „Weiße Berg" war festgelegt. Es war wie ein Erwachen im Frühling nach langer, dunkler Winternacht.

Ewe erzählte Hannes getreulich alles, was sie so von der Stimmung im Dorfe hörte. Und er sprach mit ihr von seinen Arbeiten; an das andere rührte er noch immer mit keinem Wort, wie er auch den langen Brautstand über kaum je etwas darüber geäußert hatte als das einfache: „Es geht noch nicht, Ewe. Aber einmal muß es doch dazu kommen." Jetzt sagte er auch das nicht mehr.

Und dann fing er an, ihr auszuweichen.

Sie konnte den Tag bestimmen, von dem an sein verändertes Benehmen rührte — da war er wieder nach Königsberg gefahren.

Es wurde immer ruhiger in ihr. Sie hatte schließlich nur den einen Wunsch: Wenn er doch ein Ende machen wollte! Ich bin seit langem ein altes Mädchen, und er steht noch im kräftigsten Mannesalter. Sie dachte auch an die andere, die nun gleichfalls schon seit Jahren ihre Jugend in der quälenden Ungewißheit verzehrte. Ich will ihnen nicht im Wege stehen, sagte sie sich. Dann war mein Leben doch wenigstens zu etwas nütze.

Aber sie wollte doch nicht davon anfangen. Das war an ihm. —

Es geschah so selten, daß Hannes sich unten bei ihr im Dorfe blicken ließ, daß sie erschrak, als er sich eines Abends bei ihr im Gärtchen des „Kruges" einstellte, wo sie mit einem Buch über Gartenbau saß.

„Du, Hannes? Ist etwas Besonderes vorgefallen?"

Er setzte sich zu ihr und malte mit seinem Stock in den Sand. „Ja," sagte er, ohne sie dabei anzusehen. „Ich habe eben meine Ernennung zum Düneninspektor erhalten."

Das Buch entfiel fast ihrer Hand. „Zum Düneninspektor! Und da — da hast du auch — nun endlich —"

„Ja," sagte er, „nun habe ich ein sicheres und ausreichendes festes Einkommen und mehr, als ich gerechnet hatte. Denn das mit der Düneninspektion kommt mir doch unerwartet. Wir sprachen zwar schon längst davon, daß bei der wachsenden Arbeit eigentlich eine neue Düneninspektion eingerichtet werden müßte, aber nach dem jahrelangen Hin und Her rechneten wir nicht so bald darauf. Aber die Herren von der Regierung haben es diesmal eilig gehabt."

„Das ist mir lieb für dich," sagte sie beklommen. „Nun hast du ja alles erreicht, was du einst wünschtest."

Da sah er auf und sah sie an, und ein Zucken ging über sein Gesicht. „Wer weiß, Ewe," sagte er langsam.

Das Herz schlug ihr schwer. „Hannes —" und sie griff nach seiner Hand.

Er nahm sie und hielt sie fest, deckte auch seine andere darüber und kämpfte mit seiner wachsenden Bewegung. „Ewe —"

„Hannes, sprich mit mir," bat sie, und ihre Augen waren klar, und ihre Stimme zitterte nicht. Da wandte er den Blick von ihr ab und ließ ihre Hand wieder los.

„Ewe — Ja, nun ist's da — Und nun — ist's doch nicht so, wie es sein sollte."

„Ich hab's geahnt," sprach sie vor sich hin.

Er lächelte trübe. „Ja, Ewe? Und ich selber wußte doch nichts davon, bis vor kurzem. Und noch kann ja alles werden; ich muß nur noch erst wieder nach Königsberg."

„Tu's bald," sagte sie, „und laß mich nicht so lange warten."

„Ich fahre gleich Anfang nächster Woche, da habe ich Zeit," antwortete er, und dann stand er auf und gab ihr mit halb abgewendetem Gesicht die Hand. „Adieu, Ewe."

„Adieu, Hannes."

Sie sah ihm nach, wie er so dahinging, langsam, mit schweren Schritten, und es war ihr, als nähme er mit sich hinweg, was ihr das Leben lieb gemacht hatte.

Eine Woche darauf ging Ewe gegen Abend hinter den Wanderdünen entlang auf der Palwe der kleinen Dünenaufseherkolonie zu. Sie wußte, daß Hannes wieder aus Königsberg zurück war; Dünenarbeiter hatten es im Dorf erzählt, aber er selber war nicht gekommen. Und darum ging jetzt sie zu ihm, und sie ging ohne Zögern, aber auch ohne Hast, fest und ruhig, wie ein Mensch, der sein Ziel kennt und seine Kräfte.

Von der See herüber drang ein dumpfes Brausen an ihr Ohr, und in der jungen Erlenschonung hinter den Vordünen rauschte der Wind — schlanke, mannshohe Stämmchen waren es nun schon, die Hannes einst als junge, zarte Pflanzen dort auf der Palwe

Digitized by Google

eingesenkt. Auch an den Bäumen merkte sie, wie alt sie selber nun schon geworden war.

Hannes saß über eine Zeichnung gebeugt, als sie in sein Zimmer trat; ein dunkles Rot stieg in sein wettergebräuntes Gesicht. „Ewe! Du kommst zu mir?"

„Weil du nicht kamst," sagte sie ruhig und nahm ebenso die Hand, die er ihr gab. „Ich wollte dich sprechen. Oder störe ich dich?"

„Nein," sagte er und schob seine Arbeit beiseite: „So lange wird es ja wohl noch Zeit haben," und er lächelte ernst.

„Was ist es?" fragte sie mechanisch.

„Verschiedene Pläne zum Anlegen von Dünenbefestigungen," antwortete er. „Für meinen Nachfolger, daß er sich danach richten kann."

„Willst du fort?" fragte sie und dachte: Es ist richtig, und er hat sich versetzen lassen, um nicht in meiner Nähe zu bleiben, und darüber erschrack sie doch.

Aber er sagte: „Es ist nur für alle Fälle."

„Hannes," sprach sie da, „du weißt, weshalb ich gekommen bin. Warum machst du es uns beiden so schwer? Ich weiß es ja schon seit langem — seit sie, ein halbes Kind noch, hier bei uns war und so schwärmerisch an deinem Gesicht hing."

„Ewe — von wem sprichst du?" fragte er betroffen.

„O Hannes," sagte sie traurig, „willst du's noch nicht Wort haben? Von Lilli Borkenhagen."

„Ewe!" rief er erschrocken. „Wie kommst du darauf?"

„Sie liebt dich," sagte Ewe. „Schon damals sah ich es kommen."

Er wurde ganz rot und verlegen. „Aber Ewe, was du nur sprichst! Das ist ja gar nicht — das bildest du dir nur ein. Ich habe nie daran gedacht."

Ein zitterndes Mitleid kam Ewe an bei dem Gedanken an die hoffnungslose Liebe, die Lilli Borkenhagen so jahrelang mit sich getragen hatte, ohne daß der Mann, dem sie galt, sie je gemerkt hatte. Aber dann wogte doch der Gedanke an ihr eigenes Glück wie eine große Welle belebend über sie hin.

„Kamst du darum?" fragte er. „Mich freizugeben, wenn ich die andere liebgewonnen? O Ewe, könnte mir denn je eine andere das sein, was du mir bist? Und dennoch, Ewe, ist etwas zwischen uns getreten, und darüber kann ich nicht hinweg zu dir. Ich hätte es dir gleich sagen sollen, sobald ich's merkte; aber dann — ja, Ewe, dann fand ich immer nicht den Mut dazu, dachte auch: Vielleicht ist's doch nichts, und es wird noch alles gut. Aber seit ich jetzt wieder in Königsberg gewesen bin, weiß ich, daß es nie wieder gut wird, Ewe."

„Ich verstehe dich nicht," sagte sie, und ihre Stimme klang ihr selber fremd. „Was könnte uns trennen, Hannes —?"

Er beugte sich über den Tisch und nahm ihre beiden Hände fest in seine. „Ewe — liebe Ewe — Ich bin krank. Unheilbar."

Sie schrak zusammen. „Hannes — du — Aber das ist doch nicht möglich!" schrie sie auf. „Du bist ja so frisch und rüstig, siehst so blühend und kräftig aus. Und du bist auch noch jung!"

„Es ist aber doch so," sagte er still. „Ich habe mich mehrmals in Königsberg untersuchen lassen. Lunge, Ewe."

„Wie kam das nur?" stammelte sie. „Ist es in deiner Familie?"

„Nein, Ewe. Davon kommt es auch nicht. Vom Flugsand kommt es — mechanische Verletzungen der Lunge durch das Eindringen von Sandkörnern beim Einatmen. Und nun bin ich bald fertig, Ewe. Vor der Zeit. Lange, ehe ich's gedacht."

Sie saß ganz still und regte sich nicht, sah ihn nur an, und nach einer Weile fuhr er fort: „Eins muß ich dir freilich noch sagen, wenn ich dir die ganze Wahrheit sagen soll. Noch könnte es vielleicht gut werden, wenn ich versuchte, in einem anderen Klima und bei völliger Schonung die Lunge ausheilen zu lassen. Aber meine Arbeit möchte ich nicht missen, solange ich mich noch irgend dazu kräftig fühle — auch nicht um die paar Jahre längeren Lebens, die ich mir vielleicht dadurch erkaufte. Und so müssen wir denn auseinander, Ewe."

„Weil du's so willst," sagte sie tonlos, und dann war ein langes Schweigen zwischen ihnen. Endlich erhob sich Ewe. „Es ist schon spät, Hannes. Ich muß gehen."

„Ich begleite dich," sagte er.

Der Mondenschein lag auf den Wanderdünen, wie Hannes und Ewe daran vorbeigingen; als dunkle Flecke zeichneten sich zu ihren Füßen die Triebsandstellen von ihrem fahlen Weiß ab. Ein Raunen und Flüstern war um die beiden her in der immer stil-

Digitized by Google

ler werdenden Nacht, und es war ihnen, als hörten sie trotz des Rauschens der See den Wind in den langen Halmen des Strandgrases säuseln, das Hannes dort auf den Vordünen gepflanzt, und das feine Schwirren, mit welchem der Flugsand wandert; die Stimmen der Vergangenheit umraunten sie, daß sie selber darüber keine Worte mehr fanden und schweigend nebeneinander gingen.

Erst als sie den „Weißen Berg" erreicht hatten — „Kieboteits Höhe", wie er nun genannt worden — und Ewe stehen blieb, sprach Hannes wieder: „Habe Dank, Ewe, für alles, was du mir gewesen bist all diese langen Jahre über. Ich wünschte, ich könnte dir so recht sagen, wie mir jetzt ums Herz ist; aber das ist alles so tief in mir, daß es nicht herauskann. Behüt' dich Gott, liebe, liebe Ewe."

„Gehst du nun fort von hier?" fragte sie.

„Ja, hier zieht nun der neue Aufseher ein, und das Inspektionsgebäude soll in einem anderen Nehrungsdorf errichtet werden. Aber ich sehe dich noch vor meiner Übersiedlung. Gute Nacht, Ewe."

„Gute Nacht, Hannes," sagte sie.

Noch eine Minute lang hielt er ihre Hände still in den seinen, dann machte sie sich leise von ihm frei und schritt an dem Hang des Berges hin nach der Haffseite hinüber. Er blieb stehen und sah ihr nach; aber schon nach wenigen Schritten vermochte er ihre Gestalt nicht mehr zu unterscheiden von dem dunklen Hang, an dem sie entlang ging, es war, als habe die Düne sie plötzlich verschlungen.

Da wandte er sich ab und schritt davon, seiner einsamen Wohnung zu.

* * *

Ein klarer, schimmernder Herbsttag neigte sich seinem Ende zu. Vor dem Kruge zu Bedritten hielt der leichte Wagen des Herrn Düneninspektors. Er war wieder einmal unerwartet erschienen, den Fortgang der Arbeiten an den Bedrittener Dünen und in seinem früheren Bezirk zu besichtigen, und wollte nun zurück. Im Kruge hatte er mit Ewe zu Mittag gegessen; sie hatte es sich nicht nehmen lassen, der Krügersfrau ins Handwerk zu pfuschen und ihm eigenhändig eines jener einfachen kräftigen Gerichte zu bereiten, die er liebte.

„Du pflegst dich viel zu wenig," sagte sie. „Bei dem Leben, welches du führst, müßtest du gerade gut und kräftig essen."

„Mir ist es für gewöhnlich gleich, was ich bekomme," antwortete er. „Aber heute schmeckt es mir."

Sie fand, daß er schlecht aussah. Als er aufbrechen wollte, holte auch sie ihren Hut.

„Nimmst du mich ein Stück mit?" bat sie. „Ich möchte dir gern etwas zeigen, am Bedrittener Haken."

„Etwas bei den Dünen?" fragte er eifrig.

„Ja, etwas bei den Dünen," antwortete sie.

Der kleine Wagen bot nur für zwei Personen Raum; Hannes ließ seinen Kutscher zurück und kutschierte selbst. Sie fuhren auf dem schmalen Grasland zwischen Dünen und Haff entlang, stellenweise im seichten Wasser, so nahe waren schon weiterhin die Dünen ans Haff gewandert. Auch den alten Kirchhof hatte der Flugsand nun ganz begraben; aber die Dorfbewohner hatten über der Stelle eine hohe Stange in die Düne gestoßen, daß sie wußten, wo ihre Toten ruhten, auch noch in späterer Zeit, wenn auf der Düne das Sandgras den Flugsand gebändigt hatte und Wald dort wuchs wie auf „Kieboteits Höhe".

Auf dem Bedrittener Haken ließ Ewe halten und stieg mit Hannes die Wanderdüne hinauf. Er war noch nie oben gewesen, so sehr sie auch einst als Kind in seiner Phantasie eine Rolle gespielt — sie war zu weit abgelegen für seine kleinen Füße, und als Jüngling und Mann hatte sie ihn nicht mehr interessiert. Denn die Arbeit an ihr war späteren Geschlechtern vorbehalten. Mochte sie sich auch im Haff ersäufen und an dieser Stelle das Fahrwasser verflachen — dringender war die Arbeit, die hinter den Dörfern und Feldern seiner geharrt hatte.

Oben auf der Höhe setzte sich Ewe in den Sand und sah auf die langgestreckte Kette der Wanderdünen zurück, die sie nun von ihrer isolierten Kuppe aus in stundenweiter Entfernung überschauten. Hannes ließ sich neben ihr nieder. Er war müde geworden über seiner Tagesarbeit, mehr als er sie merken lassen wollte.

„Sieh, Hannes," sagte Ewe, „hier stand ich neulich — es war ein heller, klarer Abend wie heute, und ich konnte wie jetzt hoch oben im Norden und weit unten im Süden die Wanderdünen sehen und dazwischen wie eine Oase das grüne Fleckchen, auf dem unser

Digitized by Google

Dorf steht, und dachte, wie ängstlich das ausgesehen haben muß zu der Zeit, da ich noch jung war und der ‚Weiße Berg' darauf herniederrutschte — der ‚Weiße Berg', der jetzt nicht mehr weiß ist. Und dann dachte ich weiter: Das ist sein Werk. Und obgleich sein ganzes Leben darüber vergangen ist, würde er es dennoch nicht ungeschehen wünschen — ja, hätte er auch vorher gewußt, daß es so kommen würde, wie es nun gekommen ist, er hätte sich dennoch daran gemacht. Und wie ich einst, als ich meine Zukunft an seine Hand, von ihm gesagt, so denkt er nun, da sein Leben zu Ende geht — und vor der Zeit —, trotz allem und allem doch: ‚Es war gut verbracht', und keine Stunde reut ihn, die er an sein Werk gewendet. — Sprich, Hannes, ist es nicht so?"

„Es ist so," sagte er still.

„Mein Leben aber," fuhr Ewe fort, und nun kam ein Zittern in ihre Stimme, „mein Leben ist gewesen wie Sand, der zwischen den Fingern verrinnt — ich habe es verwartet über dir und nichts geschafft, obgleich auch ich jung war und gesund und kräftig und die Hände regen wollte in größerer, nutzbringenderer Arbeit, als ich sie hier fand in den letzten Jahren. Wünsche hab' ich begraben und Hoffnungen — Hoffnungen, die wohl nur eine Frau so ganz zu verstehen vermag, und mein einziger Trost ist, daß ich dir nicht im Wege gestanden bin und dich nie habe merken lassen, wie ich litt bei diesem langen tatenlosen Warten."

„Ewe!" sagte der Mann erschüttert.

„Ja, Hannes," sagte sie, „so ist's gewesen, und betrügst du mich nun noch um den letzten kargen Lohn, dann werd' ich denken müssen, daß mein Leben kaum wert war, gelebt zu werden."

Hinter den Wanderdünen sank die Sonne ins Meer. Man konnte es von hier aus nicht sehen, merkte es nur an dem rötlichen Schein, der langsam auf den Kuppen verglomm, die nackt und starr in stundenlanger Öde die Küste säumten, nur eine Strecke weiter unten im Süden von einem schwärzlichen Streifen unterbrochen, der „Rieboteits Höhe", die sich über der Oase des Dörfchens zwischen ihren blendenden Nachbarn finster und dunkel erhob, als grolle sie über die starke Macht, die ihrem Wandern Halt geboten und das Stückchen Menschenglück zu ihren Füßen gerettet hatte.

Und Hannes Rieboteit sah hinüber nach dem „Weißen Berg", der jetzt seinen Namen trug — lange, lange —, und dann stand er auf und nahm Ewe bei der Hand: „Die Sonne ging unter, und es will Abend werden. — Komm, Ewe, bringe mich heim."

Eislauf

Ruhevoll in weitem Bogen
Über goldbeflammtem Spiegel,
Allem Erdenhall entzogen,
Wieg' ich mich auf Schwanenflügel
In die sonnenklaren Weiten —
Lautlos wunderbares Schweben!
Frei in Licht und Luft sich weiten
Will der Leib. Mein junges Leben
Jauchzt in die demantenklare
Morgenstille gold'ne Ferne.
Blitzend sprüht um Stirn und Haare
Eine Wolke weißer Sterne.

Rings kein Laut. Vom Ufer winken
Hohe silberblasse Bäume,
Steigen, heben sich und sinken
Und vergehn wie Märchenträume.
Auf den reinen Lüften singen
Ferne Sonntagsglockentöne,
Tragen meiner Seele Klingen
Zu des Äthers blauer Schöne,
Wiegen sich in weiter Runde
Über dem entschlaf'nen Leben.
Lautlos durch den Glanz der Stunde
Will ich siegend gleiten — schweben.

Käte Cajetan-Milner

Digitized by Google

Berlin und Kölln um 1650. Kupferstich von P. Schut.

Die bildenden Künste

Rück- und Ausblicke auf das Kunstleben der Gegenwart von Walther Gensel

Alt-Berlin — Die Neuordnung der Nationalgalerie — Kleine Ausstellungen — Die Toten des Jahres

„Wie ist die öffentliche Meinung zugunsten der Denkmalpflege zu beeinflussen?" So lautete das Thema des ersten Vortrags auf dem an Anregungen und Genüssen überreichen siebenten Tage für Denkmalpflege, der Ende September vorigen Jahres in Braunschweig und Hildesheim stattfand. Provinzialkonservator Büttner-Steglitz entwickelte in diesem Vortrag über die Heranbildung der Baumeister und Techniker und über die Beeinflussung der Behörden, Pfarrer und Lehrer eine Reihe von Thesen, die mit lebhaftestem Beifall aufgenommen wurden. Vor allem betonte er, daß man „befähigte Männer aus allen Schichten der Bevölkerung zur Mitarbeit heranziehen", daß man schon in den Schulkindern ein lebhaftes Gefühl für die heimatlichen Denkmäler erwecken müsse. „Zu wünschen wäre es, daß jede mehrklassige Dorfschule das Verzeichnis der Kunstdenkmäler des Kreises besitzt." Schwieriger noch als in der Dorfschule aber ist die Arbeit in den Schulen der Großstadt, wo die ungestümen Forderungen des Verkehrs, der Hygiene und der Ökonomie mit den Resten der Vorzeit in weit schnellerer Weise aufräumen. Aber mit der Kenntnis der Denkmäler allein ist es hier nicht getan. Nur wenn die Vergangenheit wirklich lebendig wird, wenn das Einzelne als ein wertvoller Rest eines entschwundenen Ganzen empfunden wird, entsteht die rechte Achtung vor ihnen. Es war deshalb ein ungemein glücklicher Gedanke des Verlegers E. Spiro in Berlin, eine Anzahl Ansichten aus dem alten Berlin als Wandbilder für die Schulen herauszugeben. Und zwar ist zunächst mit den auch künstlerisch nicht uninteressanten Ansichten aus den achtziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts von Rosenberg begonnen worden, die, an und für sich schon in einem ziemlich großen Format ausgeführt, auch eine noch weitere Ver-

Digitized by Google

größerung ohne Schaden geſtatteten. Da die Schulbehörden und auch viele andere einflußreiche Männer das Unternehmen mit ihrem Wohlwollen begleiten, wird der Erfolg nicht ausbleiben. Ein nicht zu unterſchätzendes Mittel, in allen Schichten der Bevölkerung Intereſſe zu erwecken, ſind auch Ausſtellungen alter Bilder und Stiche, die aber nur dann ihren Zweck voll erfüllen, wenn ſie unentgeltlich und darum allen zugänglich ſind. Mit einer kleinen derartigen Ausſtellung, die Anſichten aus „Alt-Berlin“ umfaßt, iſt jetzt das Berliner Kupferſtichkabinett vorangegangen und hat damit ein erfreuliches Echo geweckt. Eine zweite ähnliche, weniger gewählte, aber viel reichere, auch Bildniſſe, Trachtenbilder, Theatererinnerungen und ähnliches umfaſſende Ausſtellung aus dem Beſitz des unermüdlichen Lithographienſammlers Aufſeeſſer iſt dann in Charlottenburg eröffnet worden.

Das alte Berlin! Wie eng umgrenzt war es im Vergleich zu der heutigen Millionenſtadt! Wie lange iſt es her, daß man noch beinahe „auf dem Lande“ wohnte, wenn man ſich außerhalb des Brandenburger oder Potsdamer Tores anſiedelte! Und ſelbſt die Gegenden innerhalb dieſer Tore, die unter Friedrich Wilhelm I. in der um die Friedrichſtadt angelegten Stadtmauer erbaut wurden, galten noch vor einem Jahrhundert als kaum zur Stadt gehörig. Schinkel erachtete 1814 den Leipziger Platz, damals „das Achteck“ genannt, über den heute Hunderttauſende täglich ſtrömen, wegen ſeiner Abgelegenheit und Stille als beſonders geeigneten Bauplatz für den projektierten neuen Dom, und Mendelsſohns, die 1825 nach der Leipziger Straße Nr. 3, wo jetzt das Herrenhaus ſteht, zogen, galten damals für „ſchwer erreichbar“. Und gehen wir noch ein wenig weiter zurück, ſo finden wir auch nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die eigentliche Stadt von der Friedrichſtadt durch den Feſtungsgraben getrennt. Welchen Fortſchritt bedeutete es, daß 1774 wenigſtens über dieſen Graben die Opernbrücke geſchlagen und dadurch eine bequeme Verbindung zu dem außerhalb liegenden Opernhauſe geſchaffen wurde! Als dieſes zu Anfang der Regierungszeit Friedrichs des Großen erbaut wurde, war der Platz noch eine Sandwüſte, und man ſah gegenüber, wo ſpäter das Palais des Prinzen Heinrich, die jetzige Univerſität, erbaut wurde, noch weit und breit keine menſchliche Wohnſtätte. Aber wir müſſen bedenken, daß Friedrich Wilhelm I. der erſte Herrſcher war, der ſeine Befehle nicht von Kölln an der Spree, ſondern von Berlin aus diktierte, daß alſo damals erſt die Einheit der beiden alten Städte, des rechtsufrigen Berlin und des auf der Spreeinſel gelegenen Kölln, wirklich als ſolche empfunden wurde.

Naturgemäß konnte aus den reichen Beſtänden des Kupferſtichkabinetts nur ein klei-

Das Brandenburger Tor um 1770. Nach einem Aquarell.

Digitized by Google

ner Teil gezeigt werden. Und da die Quellen aus dem achtzehnten Jahrhundert ſpärlicher floſſen als z. B. im Märkiſchen Muſeum, dagegen aus der Zeit von etwa 1780 bis 1840 außerordentlich viel und darunter manches ſonſt nirgends Vorhandene gefunden wurde, ſo lag es nahe, ſich im allgemeinen darauf zu beſchränken, ein Bild der Stadt aus dieſer Zeit zu geben und die frühere nur gewiſſermaßen als Einleitung zu behandeln. Auch erzieheriſch war dies vielleicht ganz richtig; denn der Beſucher, der alle Augenblicke ausruft: „Das habe ich noch ſo geſehen“, fühlt ſich inniger zu den Dingen hingezogen als der, der ſich nur ſagt: „So hat es alſo einmal ausgeſehen“. Eine verhältnismäßig kleine und beſcheidene Stadt war damals Berlin noch, aber eine hübſche Stadt, eine Stadt, die nicht nur in Sachen des Verſtandes allen anderen deutſchen voraus war, ſondern deren Bewohner auch Geſchmack und Kultur beſaßen. Welchen gediegenen Eindruck machte z. B. die Jägerſtraße um 1820! Einfache Bürgerhäuſer im Empire- oder Biedermeierſtil. Aber wie richtig ſind die Verhältniſſe der Stockwerke und der Fenſter zueinander, mit welchem Takt ſind die ſparſamen Verzierungen angebracht! Hie und da kennzeichnen ein paar Pilaſter das vornehme Patrizierhaus. Man müßte eine ſo um 1880 entſtandene Häuſerflucht, in der man vor lauter Erkern, Säulen, Fenſtergiebeln und Karyatiden kaum noch etwas vom eigentlichen Hauſe ſieht, danebenhalten, um der ganzen Barbarei der ſpäteren Zeit recht innezuwerden. Oder man vergleiche unſere über und über mit Firmenſchildern behängten Geſchäftshäuſer mit einer der alten Geſchäftsſtraßen, an denen ſchmiedeeiſerne Arme mit den Abzeichen der Zunft anzeigten, was da zu kaufen war. Natürlich können wir nicht einfach zu den Sitten unſerer Väter zurückkehren. Aber iſt es denn durchaus nötig, daß wir einander überſchreien? Müſſen wir es uns wirklich gefallen laſſen, daß der Inhaber einer „Bierquelle“ ſeinen Ausſchank blau und weiß anſtreicht und damit eine ganze Häuſerreihe verhunzt? Übrigens ſoll gern zugeſtanden werden, daß in der letzten Zeit in Berlin eine Beſſerung eingetreten iſt. Schon daß man Geſchäftshäuſer als Geſchäftshäuſer erbaut und nicht Paläſte vortäuſchen will, iſt freudig zu begrüßen. Das neue Grünfeldſche Haus, das Haus der Württembergiſchen Metallwarenfabrik, das Sarottihaus in der Leipziger Straße verdienen, auch wenn man einiges auszuſetzen haben mag, unſere Anerkennung. Es iſt ein Irrtum, zu glauben, daß man ſich bei Neubauten im Stile an die vorhandenen Häuſer anſchließen müſſe. Auf man-

Das Brandenburger Tor um 1830. Nach einer Deckfarbenmalerei von E. Barth.

Digitized by Google

Der Leipziger Platz um 1830. Nach einer Deckfarbenmalerei von E. Barth.

chen alten Plätzen, wie in Brüssel, stehen Bauten der Gotik, der Renaissance und des Barock nebeneinander, und diese Plätze wirken malerischer als andere, bei denen alles zu gleicher Zeit angelegt worden ist. Schinkels nun abgerissenes Palais Redern im Florentiner Stile paßte ebensogut zu der französischen Botschaft wie zu Langhans' Brandenburger Tor, und dieses sah, wie unsere Abbildung zeigt, zwischen den ganz schlichten, fast ärmlichen Bürgerhäusern ebensogut aus wie jetzt zwischen den Palästen. Ein Bau, der in sich gute Verhältnisse hat und zu den Verhältnissen der Umgebung paßt, wird gut wirken, in welchem Stile er auch ausgeführt ist. Was uns not tut, ist, Maß zu halten, uns einzugliedern statt auffallen zu wollen. Und auch zu dieser Erkenntnis kann uns ein liebevolles Studium des alten Berlin verhelfen. So fördert dieses zweierlei zugleich: die Liebe zum Alten und den Willen, nichts Schlechteres zu schaffen als die Väter.

Wer sich näher mit dem Thema beschäftigen will, der sei auf ein kleines, soeben in zweiter Auflage im Verlage von J. Spiro, der mit dem obengenannten nicht verwechselt werden darf, erschienenes ganz wohlfeiles Büchlein: „Bilder aus dem alten Berlin", verwiesen, das siebenundfünfzig sorgfältig ausgewählte Abbildungen mit erläuterndem Text von Professor Dr. Otto Pniower enthält. Wir können hier nur ein paar übrigens dort nicht enthaltene Illustrationen bringen. Unsere Titelvignette, die ungefähr mit der Merianschen Topographie gleichzeitig ist und somit eine der beiden ältesten Ansichten von Berlin darstellt, zeigt uns im Rahmen eines Genrebildes die beiden Schwesterstädte, die 1650, also unmittelbar nach den Nöten des Dreißigjährigen Krieges, zusammen kaum achttausend Einwohner zählten. Sie waren damals noch nicht befestigt; in unmittelbarer Nähe des Schlosses führte die „Hundebrücke" ins Freie. Beachtenswert ist die Allee im Vordergrunde als älteste Gestalt der künftigen „Linden". Die zweite und dritte Abbildung zeigen uns das Brandenburger Tor in einem Zwischenraum von etwa einem halben Jahrhundert. Auf der einen sehen wir das alte, ohne jeden Übergang in den Tiergarten führende Tor, eine einfache, von zwei mächtigen Pfeilern eingefaßte Maueröffnung. Links befindet sich das Wachtlokal mit den Gewehren in ihren Stützen, rechts das Haus des Steuereinnehmers und daneben ein Spritzenhaus. Auf Nr. 4 erblicken wir das „Achteck" des Leipziger Platzes in einem um 1830 von Barth gemalten Deckfarbenbildchen. Zu beiden Seiten der Straße sind bereits große Rasenflächen angelegt, aber von den heute „uralt" erscheinenden Bäumen ist noch nichts zu sehen. Sehr reizvoll ist die einer Serie von kolorierten Stichen aus der

Digitized by Google

Rixdorf um 1800. Nach einem kolorierten Kupferstich von J. F. Hennig.

Umgegend von Berlin entnommene Ansicht von Rixdorf, deren ungemein heitere grüne, rote und weiße Töne unsere Abbildung allerdings nicht wiedergibt. Wie weltentlegen, wie unberührt von allem städtischen Treiben waren damals Schöneberg, Rixdorf, Stralau, Treptow mit ihren alten Fachwerkhäusern, zu denen hinaus man wohl an schönen Sonntagen eine Landpartie machte! Heute ist Rixdorf eine Arbeiterstadt von etwa 180000 Einwohnern, eine der Hauptstützen der Sozialdemokratie im Kreise Teltow-Beeskow-Storkow-Charlottenburg. Vielerlei hätten wir noch gern gezeigt: eine von den erwähnten großen Ansichten von Rosenberg um 1785, eine der vielen um 1800 gemalten oder gestochenen Gesamtansichten vom Kreuzberg, von den Rollbergen oder vom Vogtland aus — wohin sind die alten Namen entschwunden! —, ein entzückendes Nachtbild mit dem über dem ganz verschlafen aussehenden Brandenburger Tor mild strahlenden Sternenhimmel — welch Kontrast zu den heutigen Berliner Nächten, in denen im Schein der ungeheuren Bogenlampen unaufhörlich Kraftwagen durch das Tor sausen! —, eine der famosen Gärtnerschen Steinzeichnungen, eine Ansicht des alten Rathauses. Von den reizenden Genrebildern, die das Treiben unter den Linden, in den „Zelten", auf der Berliner Straße in Charlottenburg veranschaulichen — natürlich fehlen auch die berühmten Rosenbergschen „Ausrufer" nicht —, sei wenigstens der sehr reizvolle namenlose Stich des Berliner „Christmarktes" abgebildet. Aus der reichen Sammlung von Berliner Witzen, Redensarten, Anekdoten usw., einem Gebiet, auf dem sich besonders der allerdings Berlin bald untreu gewordene Adolf Schrödter, Dörbeck und ein wenig später der unverwüstliche Hosemann auszeichneten, und dem auch Größere, wie Schadow und Franz Krüger, nicht abhold waren, gibt unser farbiges Einschaltbild eine Probe. Derb sind diese Witze zuweilen, aber niemals grausam wie die gleichzeitigen französischen eines Daumier. Sie sind mehr „Fliegende Blätter" als „Simplizissimus", meist weniger künstlerisch als diese beiden, aber dafür viel volkstümlicher. Dörbeck und Hosemann „lebten" noch mit den Hökerfrauen und Schusterjungen, statt sich „für sie zu interessieren".

* * *

Eine Ergänzung zu dieser Ausstellung bildet der kleine Alt-Berliner Saal der nach monatelangem Harren nun endlich wieder eröffneten Nationalgalerie, in dem die Bilder von Krüger, Schinkel, dem älteren Meyerheim, Hintze, Hummel und Gärtner vereinigt sind. Sah man dort z. B. das Herausschlagen der berühmten Granitschale vor dem Alten Museum aus dem Markgrafenstein bei

Digitized by Google

Den laßen'te man lofen Mamsellken, der hat keine Mutter nich!

Pfui Deibel – Noch einen!

Berliner Witze und Redensarten. Kolorierte Steinzeichnungen von Th. Hosemann. Zu Walther Gensel: Die bildenden Künste.

Digitized by Google

Freienwalde und ihren Transport, so finden wir hier von Joh. Erdmann Hummel dargestellt, wie sie in einem Schuppen geschliffen wird, und wie sie sich seinerzeit im Lustgarten ausnahm. Wir sehen auch, daß die prächtige Steinzeichnung der Neuen Wache von Gärtner nur eine Wiedergabe seines Ölbildes ist, und freuen uns, neben diesem die famose, im Aprilheft 1906 von uns abgebildete Königsbrücke desselben Künstlers zu finden.

Wer die Nationalgalerie seit ihrer Schließung vor der Jahrhundertausstellung nicht gesehen hat, wird über die durchgreifenden Veränderungen, die in ihr vorgenommen worden sind, nicht wenig erstaunt sein. Die Besucher dieser Ausstellung aber werden zu ihrer Freude wahrnehmen, daß sie viele der dort gewonnenen Eindrücke hier wieder aufleben lassen können. In der ersten Etage könnte man sich zuweilen direkt in den vorigen Frühling zurückversetzt glauben. Die freundliche weiße Wandbekleidung mit dem aufschablonierten Behrensschen Muster ist geblieben, die ehemaligen düsteren Schlachtenbildersäle haben ihre sie in trauliche Kojen verwandelnden Scherwände behalten, und manches liebgewonnene Bild grüßt uns noch von derselben oder fast derselben Stelle. Ein Kompromiß ist's so freilich geworden. Die Innenausstattung paßt nun erst recht nicht mehr zum Bau, zu dieser zweigeschossigen Bilderbasilika, in der man um ein paar mächtige Säle, so gut oder so schlecht es eben ging, einige Gänge und Zimmer gruppiert und höchstens für das Treppenhaus noch einige Liebe aufgewendet hat. Aber was hilft da alles Jammern; der Corneliustempel steht einmal da und wird noch vielen Geschlechtern eindringlich predigen, wie man Museen *nicht* bauen soll.

Die Corneliussäle selbst sind vorläufig noch geschlossen, da sie eine ganz neue Gestalt annehmen sollen. Ich entsinne mich nicht, ob ich in diesen Heften schon einmal meinen Standpunkt zur Corneliusfrage, bei dem ich mich übrigens mit vielen Leuten eins weiß, gestreift habe. Es ist töricht, die Größe und Bedeutung des Mannes zu verkennen; aber es ist ebenso falsch, die ganze deutsche Kunst gewissermaßen als einen Annex zu seinem Schaffen hinzustellen, wie es bei der Erbauung der Nationalgalerie geschehen ist. Kartons zu Fresken gehören nicht in den Mittelpunkt einer Gemäldesammlung. Das richtigste wäre es, ein besonderes kleines Museum, das übrigens keinen eigenen Bau brauchte, für sie zu gründen, und darüber muß über kurz oder lang einmal ein Beschluß herbeigeführt werden; das falscheste war es — und nur die Notlage konnte es entschuldigen —, einen Teil von ihnen durch Überkleidung vollkommen unzugänglich zu machen und den anderen Teil mit Kunstwerken ganz anderer Art in eine schreiende

Der Berliner Weihnachtsmarkt in der Breiten Straße um 1780.

Digitized by Google

Disharmonie zu bringen. An den ehemaligen ersten Corneliussaal mit dem ins Riesenhafte vergrößerten Tabaksdosenbilde Ferdinand Kellers auf der einen und der Kaulbachschen Geschichtsklitterung auf der anderen Seite kann man nur mit Schrecken zurückdenken. Jetzt will man den einen hinteren Saal dem Meister vollständig zurückgeben, den anderen aber den Schlachten- und Zeremonienbildern einräumen. Natürlich müssen so viele Kartons magaziniert werden. Auch dieses ist ein Kompromiß, mit dem man sich aber ebenfalls einverstanden erklären kann.

Verhältnismäßig am geringsten sind die Änderungen im unteren Stockwerk. Im ersten Saale begrüßen uns wiederum die Böcklinschen Bilder, nur noch weiträumiger aufgehängt als ehedem. Den zweiten beherrschen Marées und Feuerbach, die am idealsten gesinnten und am höchsten strebenden deutschen

Bernhard Pankok: Herrenbildnis. (Berliner Nationalgalerie.)

Künstler, von denen der eine freilich weit hinter dem Ziele zurückgeblieben ist, das zu erreichen dem anderen wenigstens bei einigen Werken vergönnt war. Die Marées'schen Bilder aus dem Besitze Konrad Fiedlers, von denen sich dessen Witwe nun doch früher getrennt hat, als sie ursprünglich wollte, werden von der Menge nie verstanden werden können; aber auch der Kenner darf sich bei aller Bewunderung für das hohe Wollen des Künstlers der Einsicht nicht verschließen, daß ein guter Marées, wie „Philippus und der Kämmerer", nur einem mäßigen Delacroix verglichen werden kann, und daß andere Bilder noch erheblich weiter hinter ihren leicht erkennbaren Vorbildern zurückbleiben. Um so reiner ist der Genuß vor Feuerbachs herrlichem Bildnis seiner Stiefmutter; es ist ein schönes Denkmal für diese bewunderungswürdige Frau, die niemals an dem oft so schwer zu behandelnden Sohne gezweifelt, nur für ihn und nach seinem Tode der Erinnerung an ihn gelebt hat. Auch das Bild mit den jungen Mädchen im Freien („Im Frühling") ist eine schöne Bereicherung der Sammlung. Zu einer wahren Schatzkammer ist das Kabinett geworden, in dem jetzt Wilhelm Leibl ganz allein herrscht. Zu der schon vor längerer Zeit angekauften Dachauerin mit Kind und dem Bürgermeister Klein, vielleicht dem kraftvollsten und eindringlichsten Bildnis des Meisters, ist hier in letzter Stunde ein ganz kleines Köpfchen einer Bäuerin von Holbeinscher Feinheit gekommen. Unter den übrigen neuen Erwerbungen in diesen unteren Sälen seien das von uns abgebildete Herrenbildnis von dem vielseitigen, jetzt in Stuttgart lebenden Bernhard Pankok, ein ungemein tonschönes, mit dünnen, aber kräftigen Pinselstrichen energisch modelliertes Hüftstück von nur zweiunddreißig Zentimetern Höhe, eine lustige Flachlandschaft von Liebermann und mehrere von der Jahrhundertausstellung her bekannte Bilder, wie das Brustbild einer Salome von Viktor Müller, das tote Reh von Diez, der kleine Vestatempel von Lenbach, die feintonige kleine Landschaft mit Schnittern von Gregor von Bochmann, die frühe Almlandschaft von Defregger, hervorgehoben. Von Charles Schuch ist zu den Äpfeln und dem Hummer ein Blumenstilleben und außerdem ein Bauernhaus in Fersch angekauft worden.

Digitized by Google

Anſelm Feuerbach: Lesbia mit dem Vogel. (1868.) (Beſitzer Dr. Lobſtein, Hamburg.) Zu Walther Genſel: Die bildenden Künſte.

Digitized by Google

Im ersten Stock bietet sich uns gleich im ersten Zimmer links eine ungemein freudige Überraschung. Die schönsten Bilder aus Menzels jungen Jahren, die während der Menzelausstellung hier vereinigt und in etwas anderer Auswahl und Gruppierung zur Jahrhundertausstellung wieder erschienen waren, sind zum größten Teil dauernd der Nationalgalerie erhalten worden. Da finden wir außer den früher schon in ihrem Besitz befindlichen zwei der entzückenden Damenbildnisse, das Zimmer in der Ritterstraße, den Bauplatz mit Weiden, Adler und Taube, das Théâtre Gymnase, auch ein ganz unbekanntes „Hinterhaus mit Hof", von späteren Werken die Skizze zum Krönungsbild, das Ballsouper und viele andere Schätze. Nicht weniger als dreiunddreißig Bilder und Ölskizzen des Meisters, von denen ein Teil mit den großen Bildern im Saale gegenüber aufgehängt worden ist, konnten dank dem Entgegenkommen der beiden preußischen Kammern bisher der Nationalgalerie neu einverleibt werden. Was verschlägt es, daß für einzelne dieser Werke das Fünf- ja Zehnfache von dem bezahlt werden mußte, für das man sie noch vor zehn Jahren hätte haben können: diese kleinen Schmerzen werden bald vergessen sein; der Schatz ist unser, und wir wollen stolz auf ihn sein. Im allgemeinen ist in diesem Stockwerk die Gruppierung nach deutschen Städten von der Jahrhundertausstellung her beibehalten worden. An Menzel schließen sich naturgemäß die Berliner Säle. Außer den eben erwähnten Bildern sind hier u. a. ein vortrefflich, wenn auch etwas nüchtern gezeichnetes frühes Damenbildnis von Gussow, die malerisch nicht sehr erfreuliche, in der Charakterisierung des alten und des jungen Juden um so amüsantere Salomonische Weisheit und eine famose Skizze zu den Falschspielern von Knaus, eine Wäscherin von Friedrich Kraus und die trefflich gemalten Köpfe seiner Eltern von Karl Begas hinzugekommen. Die von uns im Oktoberheft 1905 abgebildete reizende „Bibliothek" des greisen Fritz Werner hat in dem „Ausstopfer" ein prächtiges Gegenstück erhalten. Zu Berlin gehört auch das Blechenkabinett, in dem man die nach der Jahrhundertausstellung zurückgegangenen Werke durch früher im Handzeichnungssaal aufbewahrte Ölskizzen ersetzt hat. Auf Alt-Berlin folgt Alt-Wien mit Waldmüller im Mittelpunkt, um den sich

Eduard von Steinle: Bildnis seines Töchterchens. (Berliner Nationalgalerie.) Mit Genehmigung der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.

Rudolf von Alt, Gauermann, Engerth und andere gruppieren. Hier hat man auch zwei neue kleine Bilder, eine Madonna und das Bildnis eines jungen Mannes, von Ludwig Schnorr von Carolsfeld, dem Bruder von Julius, und das von uns abgebildete köstliche Bildnis seines Töchterchens in dunkelblauem Kleid mit violettrosa Strümpfen vor gelblich-grauer Wand von Eduard von Steinle aufgehängt. Jener stammte zwar nicht aus Wien, brachte aber den größten Teil seines Lebens dort zu, dieser, den das Leben später nach dem Westen führte, war umgekehrt hier geboren. Dann kommt München mit Adam, Heß, Klein, Bürkel, Quaglio, Riedel, Rottmann und Spitzweg, dessen neu erworbene „Badende Frauen bei Dieppe", rein malerisch genommen vielleicht sein bestes Bild, nach der Versicherung seines Neffen allerdings nur eine Kopie nach dem Franzosen Eugène Isabey sind. Bei

Digitized by Google

Dresden begrüßen wir das ebenso geschmackvolle wie lebendige, ganz in Grau gehaltene Bildnis des jungen Grafen Einsiedel von Rayski, eine in seinen charakteristischen gelben und violetten Tönen gehaltene böhmische Gebirgslandschaft und das köstliche kleine Bild mit seiner jungen Frau am Fenster von Kaspar David Friedrich, das famose Bildnis dieses Malers von seinem Freunde Kersting und einen reizend, ganz lustig gemalten Sonntagmorgen in Ludwig Richterschem Stil von dessen Schüler Paul Mohn. In dem an die Apsis anstoßenden größeren Saale, der wieder durch Scherwände abgeteilt ist, und dem anstoßenden Korridor finden wir im wesentlichen Karlsruhe, Weimar und Frankfurt, dann Düsseldorf und das München von der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts mit Defregger, Schleich, Lier und anderen. Bei Weimar sei wenigstens auf die Frühlingslandschaft von Buchholz, das früheste, unbefangenste und vielleicht bezauberndste seiner Bilder, die Landschaft aus der Goldenen Au von demselben Meister und den Ersten Schnee von Hoffmann-Fallersleben, bei Frankfurt-Hanau auf die kleinen Bilder von Hausmann (vgl. Januarheft), bei München auf den Sommertag in den Weiden von Lier und die Waldlandschaft bei Fontainebleau von Teichlein, endlich auf die in Böcklinschen Farben prangende Elblandschaft des Dresdners Otto Dörr hingewiesen.

Im Treppenhaus hängt jetzt „Alexanders Tod" von Piloty dem Feuerbachschen „Gastmahl" gegenüber, während Pilotys Platz von einem etwas wüsten neuen Michetti eingenommen wird. Diesem gegenüber hat man Alvarez' „Felsensitz Philipps II." und „Egmonts letzte Stunde" von Gallait angebracht. Auf den Treppenwangen hat Hösels „Hunne" in Gauls „Löwen" ein Gegenstück gefunden. Ganz überraschend ist wieder der Vorsaal des obersten Stockwerks. Wie bei der Jahrhundertausstellung bildet er gewissermaßen das Präludium, antwortet er uns auf die Frage: Wie sah es in Deutschland aus, als die moderne deutsche Kunst einsetzte? Auf in Schinkelscher Art gegliederte Wände hat man die schon früher vorhandenen Bildnisse von Graff, dem braven Berliner Akademiedirektor Weitsch, den Tischbein, Heuß, Vogel von Vogelstein und zwei neue von Friedrich Heinrich Füger und dem durch die Münchner Retrospektive zu neuen Ehren gelangten Edlinger gehängt, über den das soeben erschienene „Münchner Jahrbuch" einen vortrefflichen, gut illustrierten Aufsatz von August Goldschmidt bringt, dazu die Landschaften von Hackert, Koch, Bidermann und dazwischen Büsten, in die Mitte aber einen Schaukasten mit kleinen Skulpturen, Tonskizzen usw. gesetzt. Einem Meister wird hier vor allem gehuldigt, einem, von dem wir zwar längst wußten, daß er einer der besten, der allerbesten seiner Zeit gewesen, der uns aber immer neue Überraschungen bereitet: Gottfried Schadow. Um nicht weniger als dreißig größere und kleinere Werke von ihm ist die Galerie in der letzten Zeit bereichert worden. Was hat man über diesen prächtigsten aller Berliner Bildhauer früher gefaselt: als habe er zuerst die Schönheit der Antike wieder erkannt und zu erreichen gestrebt, als sei er so eine Art Johannes des Messias Rauch gewesen. Aber was galt Schadow die Antike! Ganz hat er sich dem Geiste seiner Zeit natürlich nicht entziehen können. Auch er schritt manchmal auf dem Kothurn einher und drapierte sich mit einer römischen Toga. Aber über alles ging ihm das Leben, das Leben, das um ihn her vibrierte. Das hat er nachgezeichnet und nachgeknetet mit einer Lust, die man noch heute vor seinen Werken spürt. So war er nicht der Bringer von etwas Neuem, sondern wie sein französischer Zeitgenosse Houdon der Vollender der während der ganzen Rokokoperiode fühlbaren naturalistischen Unterströmung. Wieviel er z. B. seinem Schwiegervater Tassaert verdankte, beweist dessen Skizze zu einer Zietenbüste vielleicht noch mehr als der famose Kopf Moses Mendelsohns. Für eine Anzahl dieser Skulpturen hat man den Saal mit den Fresken aus der Casa Bartholdy zu Hilfe genommen, der dadurch ebenfalls ein etwas verändertes Aussehen gewonnen hat. Das erste Kabinett erhält seinen Charakter durch die Franzosen von der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, die tieftonigen Bilder von Daubigny, Millet, Courbet, Fantin-Latour, zu denen der „Maibaum" und „Das Stiergefecht" von Goya passen, als gehörte ihr Meister derselben Schule an. Drei Bilder sind außerdem hier neu: der von dem verstorbenen Alfred Beit in London geschenkte Don Quijote von Daumier und zwei charakteristische Werke von Courbet, eine veränderte Replik seiner berühmten Welle und das von uns abgebildete tote Reh, das von einem Uhu zerfleischt wird.

Digitized by Google

Gustave Courbet: Totes Reh von einem Uhu angeschnitten. (Berliner Nationalgalerie.)

Von dem wunderbaren, emailartigen Glanz der tiefen, satten Farben kann man unmöglich einen Begriff geben; erwähnt sei nur, daß über dem dunklen Grün des im Abenddämmer liegenden Waldes und dem Braun und Weiß des Felles ein großartiges rubinartiges Rot liegt, das Blut des Tieres und das letzte Glühen des Himmels. Nicht minder stark sind die Eindrücke in dem zweiten Saal, dessen rechte Wand die Impressionisten einnehmen. Was wir im letzten Heft über die Bilder Manets und Monets der Faureschen Sammlung gesagt haben, findet auch auf die für die Nationalgalerie neu erworbenen Werke Anwendung; ist doch das Manetsche nur eine Variante des Landhauses in Rueil, diesmal in Breitformat, und stammt der Platz vor St. Germain-l'Auxerrois in Paris von Monet doch aus ziemlich derselben Zeit wie der Blick auf Paris vom Louvre aus. Zu lebhaften Erörterungen wird das große Kinderbild von Renoir anregen, auf dessen Wiedergabe wir verzichten müssen, weil die Schwächen der Komposition und Zeichnung stärker hervortreten, die Vorzüge aber, die unerhört kühne Farbenzusammenstellung, die feinen Übergänge und vor allem das alles überflutende Licht, nur sehr unvollkommen zum Ausdruck gebracht und deshalb ganz falsche Vorstellungen erweckt werden würden. An den Schmalwänden hängen unter anderem zwei daneben fast schwärzlich wirkende Stilleben von Cézanne und drei ungemein zarte Bildchen von Vuillard, gegenüber aber die Bilder aus der Königsschen Sammlung. Daß doch die gütigen Schenker an ihre Gaben immer Bedingungen knüpfen müssen! Die Bilder, die in den verschiedenen Zimmern der Königsschen Wohnung gewiß zu ihrem Rechte gekommen sind, schädigen, der Stiftungsurkunde gemäß an einer Wand aufgehängt, sich und ihre Nachbarschaft in der empfindlichsten Weise. Das vorletzte Kabinett auf dieser Seite enthält die Klingersche Amphitrite zwischen des Meisters heiteren Dekorationen aus einer Villa in Steglitz, das letzte wieder eine Anzahl ausländischer Bilder, unter denen der seinerzeit von uns abgebildete Hammershöj und ein großes Bauernbild von Zuloaga erwähnt seien, in den Räumen der anderen Seite aber sind Handzeichnungen dauernd ausgestellt. Auf diese einzugehen, würde unseren Raum weit überschreiten. Es sei deshalb nur darauf hingewiesen, daß außer

Digitized by Google

Anne Marie Carl-Nielſen: Bacchusknabe.

vortrefflich ausgewählten Zeichnungen aus der erſten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, einer reichen Auswahl Menzelſcher Studien, herrlichen Blättern von Leibl, Liebermann, Greiner, L. von Hofmann u. a. auch eine höchſt intereſſante Sammlung älterer und ganz moderner ausländiſcher Zeichnungen, darunter Werke von Conſtable, Fielding, Melbye, Guys, Steinlen, Rodin, van Gogh, Toroop, Beardsley, Gulbranſon und den Neoimpreſſioniſten Signac und Croß, ausgeſtellt ſind.

Wie aus dieſer Beſchreibung ſchon hervorgeht, iſt ein weſentlicher Teil des Zuwachſes der Nationalgalerie auf der unvergeßlichen Jahrhundertausſtellung erworben worden, die ja auf Jahre hinaus immer wieder herangezogen werden muß, wenn von neuerer deutſcher Kunſt die Rede iſt. Mittlerweile iſt nun auch der zweite Teil des von Bruckmann in München ihr gewidmeten Prachtwerkes erſchienen, der den eigentlichen Katalog und nicht weniger als 1137 weitere Abbildungen umfaßt (Preis 60 M.). Es iſt wohl das erſtemal, daß von einer ſo umfänglichen Ausſtellung faſt ſämtliche Bilder in einem Gedenkwerk abgebildet worden ſind. Eine eigentliche Beſchreibung der Werke wurde dadurch überflüſſig; Kompoſition, Einzelformen und Lichtwirkung gibt die Abbildung; nur von den Farben ſagt ſie nichts. Julius Meier-Graefe — und wer hätte ſich beſſer dafür geeignet? — hat nun verſucht, in ſeinen kurzen Erläuterungen auch von ihnen eine Vorſtellung zu geben. Daß dieſe Andeutungen manchem nur wenig helfen werden, ſoll nicht beſtritten werden; wer aber weiß, wie dieſe Meiſter zu malen pflegten, wer andere Bilder von ihnen zum Vergleich heranziehen kann, für den iſt damit ein unſchätzbares Hilfsmittel geboten. Da der Katalog außerdem kurze Biographien der Meiſter und genaue Angaben über die Dimenſionen und die Beſitzer enthält, ſo iſt hier ein Nachſchlagewerk geſchaffen, wie es in ähnlicher Vollkommenheit wohl noch nicht vorliegt.

* * *

In den Berliner Kunſtſalons war auch in den beiden letzten Monaten (Dezember und Januar) viel des Schönen oder wenigſtens Beachtenswerten zu ſehen. Der Künſtlerverein in der Bellevueſtraße brachte unter anderem eine größere Kollektion von Hans von Bartels, dem immer friſchen und aus dem vollen ſchöpfenden, allerdings ſelten in die Tiefe gehenden Schilderer des Meeres und ſeiner Bewohner, und einige

Digitized by Google

hübsche Kleinplastiken von seiner Tochter Vera, Casper eine sehr gewählte Sammlung französischer Bilder von der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts; bei Keller und Reiner folgte auf eine Ausstellung des derb zupackenden, die drallen Formen seiner Modelle mit sinnlichem Behagen wiedergebenden und die mit breitestem Pinsel virtuos aufgetragenen Farben geschmackvoll auf der Leinwand verteilenden Leo Putz eine Ausstellung des fast weiblich sensitiven Ludwig von Hofmann, der uns nach so vielen Anläufen nun ein wahrhaft monumentales Werk geschenkt hat, eine Reihe von sechs großen, wahrhaft raumschmückenden, den Eintretenden in eine gehobene und geradezu beglückte Stimmung versetzenden Gemälden, auf denen ideale Gestalten zwischen den stilisierten Orangenbäumen einer sonnigen Landschaft ihre Reigen aufführen oder Früchte pflücken und Girlanden winden. Wieviel schöner wirkten sie hier in einer ganz schlichten Umrahmung als vorigen Sommer in Dresden, wo die nervöse und grelle Architektur des van de Veldeschen Museumsraumes, für den sie leider bestimmt sind, ihren Linien die Ruhe, ihren Farben die Harmonie raubte. Der Gurlittsche Salon stand unter dem Zeichen der Künstlerkolonie von Worpswede, dem traulichen Moordorfe, dessen märchenhafter Name vor einem Jahrzehnt zu einem Symbol und einem Schlachtrufe für die neue deutsche Kunst gemacht werden sollte. Es wäre ungerecht, wollten wir heute diese braven und gewiß mit redlichem Bemühen ihr Bestes gebenden Künstler den Ruhm entgelten lassen, der ihnen damals von übereifrigen Parteigenossen allzu reichlich gespendet wurde; aber klar werden müssen wir uns doch darüber, daß diese ängstliche, erdige, etwas spießbürgerliche und

Anne Marie Carl-Nielsen: Junger Zentaur.

Anne Marie Carl-Nielsen: Hund.

Digitized by Google

technisch zuweilen beinahe dilettantische Kunst kein Wegweiser in die Zukunft sein kann. Dann können wir auch willig anerkennen, daß sich unter den Landschaften von Modersohn, Overbeck und Hans am Ende manches hübsch gesehene und fein empfundene Werk befindet. Eine starke Enttäuschung bereitet Mackensens „Bergpredigt", eine gequälte Komposition, die ganz an den Modellen haftet und nichts von der Bedeutung des Ereignisses verrät. Über Heinrich Vogelers „Sommerabend", der besser als in Weimar, aber viel weniger gut als in Oldenburg wirkte, und der trotz aller seiner Schwächen auch hier wieder als das bedeutendste Werk hervortrat, habe ich mich bereits im Märzheft 1906 ausgesprochen. Bei Cassirer hatte die Berliner Sezession eine Schwarz-Weiß-Ausstellung veranstaltet, die neben vielem herzlich Unbedeutenden manches sehr Tüchtige, aber doch eigentlich nur eine wirkliche Überraschung bot: eine Reihe Zeichnungen van Goghs von einer Größe der Auffassung und einer lapidaren Wucht der Darstellung, daß alles daneben wie Zwergenwerk erschien. Die Ausstellung bildete somit ein wichtiges neues Moment in dem seit Jahren mit Erbitterung geführten Prozeß um das Werk dieses in geistiger Umnachtung gestorbenen Holländers, dessen Ruhm der Überschwang seiner Freunde vielleicht ebensoviel geschadet hat wie die Verständnislosigkeit des großen Publikums.

Von der schönen Ausstellung der dänischen Bildhauerin Anne Marie Carl-Nielsen bei Schulte ist bereits im Januarheft die Rede gewesen. Wir sind heute in der Lage, drei von ihren Werken wiederzugeben, freilich keine von den drei Türen des Domes zu Ribe, in denen sie bei ganz moderner Formensprache sich dem Geist der romanischen Kunst so vortrefflich anzuschmiegen verstanden hat, sondern einen prächtigen, in ausgelassenem Übermut mit seinen Trauben daherkommenden Bacchusknaben und zwe Tierbilder. Bei ihren, meist ganz impressionistisch gehaltenen Tierfiguren, von denen einige auch in Porzellan vervielfältigt worden sind, hat sie besonders gern die tolpatschig ungelenken Bewegungen ganz junger Geschöpfe festgehalten: Kälber, die sich in dem sie fesselnden Stricke verfangen haben, junge Pferde, die nach hinten ausschlagen. Bei unserem Zentaurenknäblein, dessen Oberkörper übrigens mit bewundernswerter Feinheit durchgebildet ist, hat sie das schlaftrunkene „Sichräkeln" köstlich zum Ausdruck gebracht; bei dem Hunde ist es ihr darauf angekommen, nicht nur die Weichheit des Felles wiederzugeben, sondern auch den darunterliegenden Körper deutlich fühlen zu lassen. Frau Nielsen, die 1868 in Dänemark geboren ist, hat dort Saabye zum Lehrer gehabt, sich dann besonders in Paris unter dem Einflusse von Rodin und anderen weitergebildet und ist während zweier längerer Aufenthalte in Athen tief in den Geist der Antike eingedrungen. Vier ihrer Nachbildungen archaischer Werke, der seltsame sogenannte Typhon (ein Drachenleib mit drei Männerköpfen), eine Schlange und die wundervollen Köpfe zweier verwundeter Stiere, bei denen sie die Originale nicht nur mit peinlicher Treue wiedergegeben, sondern auch die vorherigen Ergänzungen der Archäologen mit der intuitiven Sicherheit des Künstlers richtiggestellt hat, sind für die Antikensammlung des Berliner Museums erworben worden.

In der ersten Hälfte des Januars wurden ihre und ihres Landsmanns Willumsen Werke durch eine umfängliche, höchst interessante Ausstellung russischer Kunst abgelöst, auf die einzugehen wir uns einstweilen versagen müssen. Selbst mehrere Seiten Text und ein halbes Dutzend Abbildungen würden zur Einführung in ein Gebiet nicht ausreichen, das wohl den meisten unserer Leser bisher fast vollkommen verschlossen gewesen ist. Wahrscheinlich ist es aber möglich, in absehbarer Zeit einmal einen eigenen ausführlichen Aufsatz über die Kunst unserer östlichen Nachbarn zu bringen. Die Ausstellung bei Schulte gab zunächst eine Auswahl byzantinischer Malereien, dann einen sehr guten Überblick über die von Deutschland und Frankreich stark abhängige, aber besonders an tüchtigen Bildnissen reiche Malerei des achtzehnten und der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Verhältnismäßig schwach war die darauf folgende realistische Periode vertreten, zum Teil deshalb, weil ihre besten Werke fast sämtlich in der Tretjakowschen Galerie in Moskau feste Plätze einnehmen, um so stärker die zum Teil etwas exzentrische und ungebärdige, aber an kräftigen Temperamenten reiche modernste Kunst. Wer sich für das Thema interessiert, dem sei der Aufsatz des russischen Malers Igor Grabar, eines der Ausstellenden, im Januarheft von See-

Digitized by Google

Digitized by Google

manns „Zeitschrift für bildende Kunst“ empfohlen.

Den stärksten Eindruck machte von all diesen Ausstellungen unstreitig die von Keller und Reiner mit großem Geschmack im Saale der alten Hochschule für Musik veranstaltete Bartholoméausstellung. Mag man immerhin zugeben, daß Bartholomé nicht an Rodin heranreicht, ja daß er überhaupt nur ein Werk von wirklicher Bedeutung geschaffen hat, das uns jetzt wieder im Gipsabguß vorgeführte Totendenkmal auf dem Père-Lachaise-Friedhof (s. Einschaltbild), so genügt dieses von inbrünstiger Empfindung durchdrungene und auch den Blasiertesten zu ehrfurchtsvoller Andacht zwingende, für alle Völker und alle Stände geschaffene Werk, das von reifstem Können erfüllt ist und doch nirgends mit diesem Können prunkt, uns den Namen seines Schöpfers unvergeßbar zu machen. Es ist ein Markstein und ein Pfadweiser in dem Denkmalselend unserer Tage.

* * *

Wilhelm von Ruemann: Sitzendes Mädchen. (Berliner Nationalgalerie.)

Unsere Kunstrundschau behandelt natürlich besonders das, was auf dem Gebiete der Künste Neues erscheint. Am Schluß des Jahres ziemt es sich aber wohl, auch einmal einen Blick auf das zu werfen, was uns entrissen worden ist, auf die Toten des Jahres. Natürlich kann es sich um keinen ausführlichen Nekrolog handeln, sondern nur darum, die Erinnerung an ein paar der bedeutendsten Namen festzuhalten. Einer der besten deutschen Bildhauer ist in Wilhelm von Ruemann dahingegangen, keiner der ganz starken Künstler, die revolutionierend wirken oder in selbstgewählter Einsamkeit ihre eigenen Wege gehen, sondern eine jener glücklichen Naturen, die [illegible]n in reicher Fülle zuströmenden Auf[illegible] allgemeiner Zufriedenheit lösen, ohne ins Banale zu verfallen. Seine Denkmäler und Monumentalbrunnen in Wörth, Lindau, Schweinfurt, München und noch sein letztes großes Werk, die Reiterstatue des Prinzregenten in Nürnberg, erwecken in ihrer maßvoll realistischen, sorgsamen Durchbildung nicht laute Bewunderung, aber jene ruhige Befriedigung, die uns eine harmonische, in sich gefestigte Persönlichkeit stets einflößt. Welchen Grad zarter Liebenswürdigkeit ohne Süßlichkeit der Mei-

ſter in kleineren Arbeiten zu erreichen vermochte, beweiſt die von uns abgebildete Statue eines ſitzenden Mädchens, die vor zwei Jahren von der Berliner Nationalgalerie erworben wurde. Eine ungemein ſegensreiche Tätigkeit hat er neunzehn Jahre lang als Profeſſor an der Münchner Akademie entfaltet. — War es Ruemann vergönnt, einen großen Teil ſeiner Pläne auszuführen, ſo ſind mit dem Berliner Architekten Otto Schmalz im eigentlichen Sinne die reichſten Hoffnungen zu Grabe getragen worden. Selten hat das Urteil über einen noch in der vollſten Blüte der Jahre ſtehenden Künſtler ſo einſtimmig dahin gelautet, daß er einer der allerbeſten geweſen. Unermüdlich in der Arbeit und ungemein anregend als Lehrer, voll kühner Pläne, genial im Entwerfen, ideenreich im Ausführen, ſo ſchien er der eben erſt übernommenen, für einen Mann faſt zu ſchweren Aufgabe vollauf gewachſen, das verantwortungsvolle Amt des Charlottenburger Stadtbaumeiſters mit dem des Profeſſors an der techniſchen Hochſchule zu verbinden. Nur ein Bau zeugt in Berlin von ſeinem großen Können: das in wuchtigen barocken Formen gehaltene gewaltige Land- und Amtsgericht II.

Sehr herbe Verluſte hat die franzöſiſche Malerei zu beklagen. In Eugène Carrière verehrten wir einen der intimſten Künſtler unſerer Zeit, einen der ganz wenigen Franzoſen, die die zarteſten Regungen der Seele auszudrücken vermochten. Beſonders dem Thema der Mutterliebe wußte er immer neue Reize abzugewinnen. Gern ſetzte er ſeine Figuren in die trauliche Dämmerung einer Zimmerecke, aus der die Geſichter und feinen Hände dann in einem magiſchen Lichte hervorleuchten. Das Luxembourgmuſeum beſitzt zwei ſolcher Familienbilder, in denen nur ganz wenige, obendrein ſehr gedämpfte andere Farben die bräunliche Geſamtſtimmung beleben. Später verzichtete er auch darauf und malte nur noch in braunen und grauen Tönen; auch größere Bilder, wie einen „Chriſtus am Kreuz“, einen „Blick auf Paris“, das „Theater in Belleville“. Daß dieſe Farbenaskeſe bei ihm ſchließlich zur Manier wurde, kann nicht geleugnet werden, ebenſowenig aber, daß der Schleier, den er über die Perſonen und Dinge legte, ſeinen beſten Bildern einen unbeſchreiblichen Duft verleiht (vgl. die Tafel „Schularbeiten“ im Januarheft). — Jules Breton kommt in den meiſten Kunſtgeſchichten ſehr ſchlecht weg. Er wird in Gegenſatz zu Millet geſetzt — ein Gegenſatz, den beide Maler übrigens ſelbſt fühlten — oder vielmehr, er wird als eine Art Repouſſoir für den großen Meiſter von Barbizon benutzt. Aber wenn ſeine Bilder auch nicht die Größe und Tiefe der Auffaſſung Millets beſitzen, ſo haben ſie doch ihre Berechtigung. Seine Bäuerinnen ſind zu ſchön, um auf dem Lande zu leben, ſagte Millet. Aber man darf darum nicht etwa an Defreggers appetitliche Dorfſchöne denken. Eine lyriſche Stimmung liegt über ihnen, ein Hauch klaſſiſcher Veredlung, der an die Engländer denken läßt. Walker und ſeine Freunde malten ſpäter ähnliche Geſtalten. Bilder wie die „Ährenleſerinnen“ und die „Segnung der Felder“ beſitzen bei aller Anmut eine gewiſſe Feierlichkeit und Größe. — Paul Cézanne, dieſer wunderliche Einſiedler, von deſſen äußeren Lebensumſtänden man nie etwas erfuhr, iſt zu den Impreſſioniſten gerechnet worden und war doch eigentlich das Gegenteil davon: ein grübelnder, ſynthetiſch vorgehender Künſtler, der aus genauen Berechnungen der Tonwerte ſeine Bilder komponierte. Einige ſeiner Stilleben, wie die von der Nationalgalerie erworbenen, beſitzen eine außerordentliche Kraft und Schönheit des Tons, auch einigen ſeiner Landſchaften wohnt eine ſtarke Suggeſtionsfähigkeit inne, aber er war doch nur ein unvollkommener Künſtler, dem weder eine Figur, noch auch nur ein Bildnis ganz gelang. Seine Bedeutung liegt in ſeiner Wirkung auf die jüngſte ſtiliſierende und archaiſierende franzöſiſche Malerſchule, die, wie es Maurice Denis auf ſeinem Bilde „Hommage à Cézanne“ dargeſtellt hat, in ihm ihren Führer verehrte. In naher Beziehung zur franzöſiſchen Schule ſtanden auch der Belgier Arthur Stevens, deſſen Schaffen wir gelegentlich der belgiſchen Ausſtellungen des Jahres 1904 gewürdigt haben, und der in Volendam verſtorbene Norweger Fritz Thaulow, der die klare Luft und die vollen Farben ſeiner nordiſchen Heimat mit derſelben Eindringlichkeit und Treue geſchildert hat wie die ſilbergrauen Stimmungen und Nebeldünſte der Umgegend von Paris und die rußgeſchwärzten Häuſer großer Fabrikſtädte.

Digitized by Google

Naturwissenschaftliche Rundschau

Fortschritte im Gebiete der Physik und der Chemie

Bericht von Wilhelm Müller-Erzbach

Die neuentdeckten elektrischen Strahlen

Die am Radium und seinen Verwandten beobachteten Erscheinungen drohten wiederholt alte und für unantastbar gehaltene Grundgesetze der Physik wie der Chemie umzustoßen. Daher ist es nicht zu verwundern, daß die Physiker und Chemiker durch die wissenschaftlichen Untersuchungen über jene rätselhaften Stoffe nun bereits seit Jahren vorzugsweise in Anspruch genommen wurden. Nachdem Röntgen durch seine überraschende Entdeckung im Jahre 1896 Physiker wie Nichtphysiker in Erstaunen versetzt hatte, suchte man eifrig nach anderen Strahlen, welche den Röntgenstrahlen gleich durch undurchsichtige Körper hindurch auf die photographische Platte einwirken. Das Suchen hatte Erfolg. Zuerst beobachtete Henry am phosphoreszierenden Schwefelzink sowie am Schwefelkalzium und bald nachher Becquerel am Schwefelkalzium und am Kalium-Uransulfat, daß diese Körper in Wirklichkeit solche Strahlen abgaben, wenn sie durch Sonnenlicht oder durch Röntgenstrahlen zur Phosphoreszenz gebracht wurden. Becquerel vermutete deshalb, daß durch die Phosphoreszenz Röntgenstrahlen erzeugt würden. Das auf einer Silbermünze von der Sonne bestrahlte Uransalz lieferte tatsächlich auf der eingehüllten photographischen Platte ein Bild der Salzkristalle und einen Umriß vom Schatten der Münze. Es waren jedoch keine Röntgenbilder entstanden, denn sie zeigten sich in ähnlicher Weise an trüben Tagen ohne Phosphoreszenz bei ganz schwachem Licht und erwiesen sich von der Beleuchtung durch die Sonne unabhängig. Das Uransalz ruft aus sich selbst Strahlen hervor, die durch undurchsichtige Stoffe hindurch die photographische Platte verändern. Ganz ähnlich den Röntgenstrahlen, mit denen sie auch darin übereinstimmen, daß sie durch ihr Eindringen Gase in der später beschriebenen Weise zu jonisieren vermögen.

Aus fortgesetzten Beobachtungen wurde geschlossen, daß alle Uranverbindungen radioaktiv sind, d. h. die erwähnten nach Becquerel benannten Strahlen erzeugen. Also mußte die Fähigkeit dazu dem Element Uran anhaften und nicht den übrigen Salzbestandteilen. Herrn und Frau Curie war es aufgefallen, daß Joachimstaler Uranpecherz das reine Uran an Aktivität bis achtmal übertraf, und sie folgerten daraus weiter, daß nicht das Uran selbst, sondern ein Nebenbestandteil das Strahlenvermögen des Uranpecherzes bedinge und für sich von stärkerer Wirkung sein müsse. Auf diesem Wege ist durch äußerst sorgfältige und mühevolle Arbeiten das Radium entdeckt worden. Frau Curie hat ganze Jahre darauf verwendet, aber schließlich gelang es ihr sogar, so große Mengen an fast reiner Substanz abzuscheiden, daß sie durch Ermittlung des Atomgewichtes das neue Element vollständig charakterisieren konnte. Es bildet bis heute das einzige Beispiel von der Reindarstellung des eigentlich wirksamen Körpers aus den Beimischungen radioaktiver Stoffe. Man gewinnt das Radium aus den Rückständen, die vom Joachimstaler Uranpecherz bleiben, wenn man es auf Uran verarbeitet. Eine Tonne der Rückstände liefert acht Kilogramm Bariumchlorid und diese etwa zwei Dezigramm annähernd reines Chlorradium, welches seiner schwierigen und umständlichen Darstellung wegen natürlich sehr teuer bezahlt wird. Nach einer Angabe Hammers vom Jahre 1903 sollte damals ein Gramm Chlorradium zweieinhalb Millionen Mark kosten.

Das in Figur 1 wiedergegebene Schattenbild einiger Schlüssel von J. Precht und C. Runge verdankt der Berichterstatter der besonderen Gefälligkeit des Herrn Professors J. Precht. Eine in schwarzes Papier eingehüllte photographische Platte wurde zu seiner Herstellung mit den Gegenständen durch fünfzig Milligramm Bromradium aus einer Entfernung von fünfundzwanzig Zentimetern zwei Stunden lang bestrahlt. Das schwarze Papier läßt die Strahlen durch, die Schlüssel nicht. Auch einzelne Metalle wie Aluminium und Magnesium sind für Becquerelstrahlen wie für Röntgenstrahlen ziemlich leicht durchlässig, Silber in geringerem Maße, aber wieder leichter als Zinn, Kupfer oder Gold. Ebenso kann man durch die beiden Strahlenarten echte und unechte Diamanten in ähnlicher Weise unterscheiden. Auf dem von Precht aufgenommenen Radiumbild dreier Diamanten erscheint der mittlere unechte in der

Digitized by Google

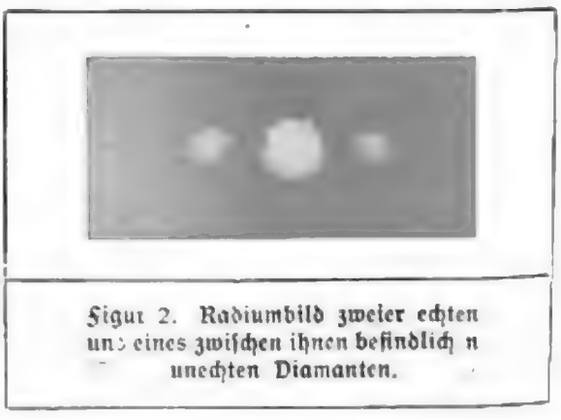
Figur 1. Durch Radiumstrahlen von J. Precht und C. Runge hergestelltes Schattenbild.

Mitte weiß, weil bei ihm das farbige Aufleuchten durch Fluoreszenz in ungleich geringerem Grade stattfindet als bei den echten (Figur 2).

Nach dem Vorgange von Becquerel wurden aus verschiedenen Mineralien noch andere radioaktive Substanzen abgeschieden, aber nicht völlig isoliert. Die Angaben darüber widersprachen sich häufig, doch ist es zuletzt damit besser geworden. Dem Ehepaar Curie gelang es, aus dem Uranpecherz ein Wismutsalz abzuscheiden, welches die vierhundertfache Radioaktivität des Urans besaß. Das ihm eigenartige unbekannte Element erhielt den Namen Polonium. Es war dem von Markwald hergestellten Radiotellur ähnlich und wurde nach weiteren Untersuchungen damit identisch erkannt, ja kürzlich von Frau Curie selbst wieder auf eine Art von Radium zurückgeführt. Auch ein Radioblei stimmte in mehrfacher Beziehung mit dem Polonium überein, aber über ein von Giesel beobachtetes Radioblei blieb ein Zweifel, weil die Beständigkeit des Strahlungsvermögens sich verschieden erwies. Die in den Thoriumverbindungen vermuteten radioaktiven Aktinium und Karolinium erfordern ebenfalls weitere aufklärende Untersuchungen. Bei einer neuen Prüfung fand Giesel das Emmanium von Aktinium kaum abweichend.

Die Strahlen des Radiums oder die Becquerelstrahlen, wie man sie allgemein ohne Rücksicht auf den Strahlungskörper bezeichnet, teilen, wie schon bemerkt, mit den Röntgenstrahlen die Eigenschaft, viele für Licht undurchlässige Körper zu durchdringen und Gase zu jonisieren.* Jonisiertes Gas wird aber elektrisch leitend, und man kann deshalb auf einfache Weise an der Leitungsfähigkeit der Luft, welche von Becquerelstrahlen getroffen war, die Intensität dieser Bestrahlung erkennen. Man braucht nur die Zeit zu messen, welche ein Elektroskop von bestimmter Ladung gebraucht, um durch die jonisierte Luft nach der Erde entladen zu werden. Elster und Geitel benutzten dazu einen ähnlichen Apparat, wie ihn Figur 3 veranschaulicht. Ein Ernerstes Elektrometer, welches mit einem Zerstreuungskörper (z) verbunden ist, gibt durch die zu untersuchende jonisierte und abgesperrte Luft hindurch seine Ladung an eine mit der Erde in Berührung stehende Metallplatte ab, und es ist bloß das Zusammenfallen der Aluminiumblättchen im Elektrometer an der unter ihnen angebrachten Kreisteilung zu beobachten.

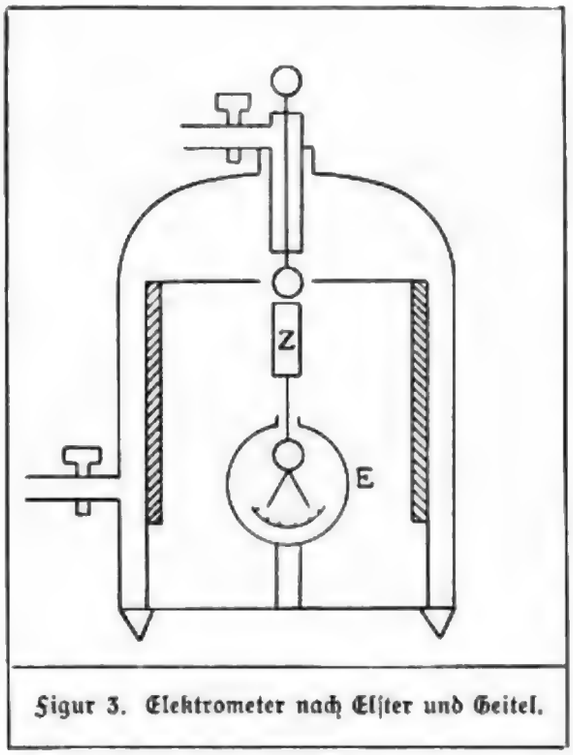
Die Becquerelstrahlen oder vielmehr der später mit γ bezeichnete Teil gleicht den Röntgenstrahlen weiter darin, daß beide weder die Fähigkeit der Brechung noch der Spiegelung oder der Polarisation besitzen. Zur Prüfung ihres elektrischen und magnetischen Verhaltens leitet man sie nach Righi durch die kleine Öffnung eines Schirms zwischen die Pole eines Magneten oder zwischen zwei Metallplatten von positiv und negativ elektrischer Ladung. Der kleinen Öffnung gegenüber befindet sich eine in undurchsichtiges Papier gewickelte photographische Platte oder eine Fläche mit phosphoreszierender Masse, welche den Treffpunkt der durchgelassenen Strahlen unmittelbar durch einen leuchtenden Fleck oder durch photographische Wirkung anzeigen. Bleibt er nach der Aufstellung des Magneten oder der elektrisch geladenen Metallplatten nicht an der früheren Stelle, so sind die Strahlen durch magnetische oder elektrische Kräfte abgelenkt. Auf solche Weise wurde ermittelt, daß die Radiumstrahlen zum Teil ablenkbar sind, zum anderen Teil nicht. Erstere sind noch verschieden. Einige verhalten sich ganz wie die später beschriebenen Kathodenstrahlen, und man nimmt an, daß sie aus negativen Elektronen bestehen, die vom radioaktiven Körper weggeschleudert werden. Andere Strahlen erweisen sich ebenfalls ablenkbar, aber nach der entgegengesetzten Seite. Im ganzen sind also bei den Becquerelstrahlen dreierlei verschiedene Bestandteile beobachtet, die man als α-, β- und γ-Strahlen unterscheidet. Die den Kathodenstrahlen jedenfalls äußerst ähnlichen β-Strahlen werden durch den Magneten am stärksten abgelenkt, die α-Strahlen drängt der Magnet weniger stark nach der entgegengesetzten Seite. Man konnte ihre positive Ladung feststellen und hält sie für Ausströmungen von positiven Jonen. Die wie Röntgenstrahlen nicht ablenkbaren γ-Strahlen gleichen



Figur 2. Radiumbild zweier echten und eines zwischen ihnen befindlichen unechten Diamanten.

* Über Jonen vergleiche man den folgenden Abschnitt.

Digitized by Google



Figur 3. Elektrometer nach Elſter und Geitel.

auch darin den von Röntgen entdeckten, daß ſie noch aus verſchiedenen an durchdringender Kraft ungleichen Beſtandteilen zuſammengeſetzt ſind.

Wenn die α-Strahlen poſitive Jonen enthalten, ſo müßten ſie einen Teil der Subſtanz mit fortnehmen und ebenſo die β-Strahlen, falls ſie nicht ganz maſſelos ſind. Man ſollte demnach von den radioaktiven Körpern eine fortgeſetzte Gewichtsabnahme erwarten. Drei Monate hindurch ausgeführte ſehr ſorgfältige Wägungen ließen jedoch ſelbſt eine geringe Abnahme noch nicht mit Sicherheit feſtſtellen.

Herr und Frau Curie wurden bereits vor einiger Zeit auf die Vermutung geführt, daß in den radioaktiven Körpern ſich eine Umwandlung der Atome vollziehe. Wäre es ein Zuſammenfallen von Beſtandteilen, ſo müßte man eine Temperaturerhöhung davon erwarten. Dieſe Wärmeerzeugung iſt nun tatſächlich mehrfach wahrgenommen worden. Gieſel fand ein Gramm von ſorgfältig aufbewahrtem Radiumbromid andauernd 5 Grad Celſius wärmer als andere Körper in ſeiner Nähe. (Righi ſieben Dezigramm 3 Grad wärmer.) Infolge genauer Meſſung ergab ſich nach J. Precht für das Radium in einer Stunde ein Wärmeverluſt, der die gleiche Gewichtsmenge an Waſſer um 122 Grad Celſius erwärmen würde. Andere Beobachter erhielten ähnliche Reſultate, und an der Tatſache der andauernden Wärmeabgabe kann nicht mehr gezweifelt werden. Woher ſtammt nun dieſe Energie, die zunächſt im vollen Widerſpruch zum Prinzip von der Erhaltung der Kraft erſcheint? Wenn man ſie mit Lord Kelvin auf die ohne weiteres nicht begreifliche Aufſaugung irgendeiner unbek Strahlung zurückführen will, ſo iſt damit keine Erklärung gefunden. Näherliegend iſt die ſchon angedeutete von Rutherford ausgeſprochene Annahme vom ununterbrochen fortgeſetzten Zerfallen der Atome des Radiums, doch bleibt ſie eine Hypotheſe, die weiterer Begründung bedarf. Daß die Beſtandteile eines Radiumſalzes, des Radiumbromids, unter hoher gegenſeitigen Spannung vereinigt ſind, beweiſt eine heftige Exploſion, die von J. Precht beobachtet wurde. Er hatte fünfundzwanzig Milligramm der Verbindung in einer Glasröhre geſchmolzen und die Röhre nachher wiederholt durch Eintauchen in flüſſige Luft abgekühlt und wieder zur Zimmertemperatur erwärmt. Als ſie dann ruhig und unberührt auf dem Tiſche lag, erfolgte die Exploſion, die nach Rutherfords Auffaſſung wohl begreiflich ſein würde. Weshalb aber die Exploſion nicht gleich durch das Schmelzen herbeigeführt wurde, bleibt wieder unerklärlich und rätſelhaft.

Unter dem Einfluß der Strahlen aller radioaktiven Stoffe werden inaktive Körper aktiv und geben ungleichartige, aber gleichzeitig erſcheinende Sekundärſtrahlen ab. Auch die Röntgenſtrahlen entſtehen in gleicher Weiſe aus den von ihnen verſchiedenen Kathodenſtrahlen, und man kann ſie als deren Sekundärſtrahlen auffaſſen. Righi zeigte, daß ſich ebenſo umgekehrt Kathodenſtrahlen aus Röntgenſtrahlen hervorrufen laſſen.

Radium und Thorium, wahrſcheinlich alle radioaktiven Stoffe, geben nicht nur die oben erwähnten drei Strahlenarten ab, ſondern es ſtrömt außerdem unausgeſetzt ein Teil ihrer Materie als ſogenannte Emanation von ihnen weg. Die Emanation des Radiums verdichtet ſich bei —150 Grad, die des Thoriums noch etwas leichter. Beide werden durch Erwärmen wieder gasförmig, und beide vermehren die joniſierende Wirkung der Becquerelſtrahlen. Die Emanation haftet anſcheinend an allen von ihr berührten Körpern und ruft dadurch die induzierte Radioaktivität hervor. Die von dieſer veranlaßte Strahlung folgt erſt nach der Berührung, ſie iſt von längerer Dauer und zeigt ſich zum Unterſchied von den Sekundärſtrahlen nicht nur gleichzeitig mit der Zuſtrahlung. Die Emanation beſteht aus einem Gas, welches ſich durch Diffuſion nach allen Seiten im Raum ausbreitet. Sie ſondert ſich ſelbſtändig radioaktiv von einer anderen radioaktiven Maſſe ab, und ihr Vorkommen trägt weſentlich dazu bei, die Einſicht in die dadurch viel verwickelteren Vorgänge zu erſchweren. Was wir bis heute darüber wiſſen, war nur mit vieler Mühe und mit großer Ausdauer und Sorgfalt feſtzuſtellen.

Die induzierte Radioaktivität zeigt ſich an poſitiv und noch ungleich ſtärker an negativ elektriſchen Körpern, wenn ſie einfach der freien Luft ausgeſetzt werden. Elſter und Geitel beobachteten, daß ein ſtark negativ geladener Körper ſchon nach einigen Stunden durch den Einfluß der At-

mosphäre deutlich nachweisbare Radioaktivität annimmt. Also muß sich eine gewisse Menge von Emanation stets in der Atmosphäre vorfinden und diese dann auch durch Jonisation leitend machen. Damit übereinstimmend wurde in der Tat bemerkt, daß ein zur Absperrung zuströmender Emanation durch eine dicke Bleihülle geschütztes Elektroskop langsamer entladen wird als ein nicht geschütztes. Die eben aus dem Erdboden ausgetretene oder ausgesogene Luft erweist sich stärker leitend als die längere Zeit über dem Erdboden befindliche. Man hat deshalb dem Erdinneren selbst einen geringen Gehalt an radioaktiver Masse zugeschrieben. Die von Righi bemerkte Radioaktivität von frisch gefallenem Schnee ließe sich ebenfalls darauf zurückführen. Während und nach dem Schneien zeigte sich nämlich die Luft doppelt so leitungsfähig als gewöhnlich. Auch manches Quellwasser könnte wohl durch Zuströmen von solchen Emanationen heilkräftiger geworden sein.

Die Wirkungen der Radiumstrahlen auf den lebenden Körper und besonders auf das Nervensystem haben natürlich lebhaftes Interesse gefunden, und sie sind eifrig beobachtet, aber abschließende Ergebnisse darüber ließen sich noch nicht erzielen. Giesel hat durch die Bestrahlung mit einem voll wirksamen Radiumsalz bei offenen wie bei geschlossenen Augen einen starken Lichtreiz empfunden. Er sieht in dieser Erscheinung eine physikalisch hervorgerufene Phophoreszenz oder Fluoreszenz im Innern des Auges und nicht eine eigentlich physiologische Wirkung. Dagegen beobachteten Sir und Lady Huggins im vorigen Jahre einen Vorgang, nach welchem die Erzeugung des Lichtes von der radioaktiven Strahlung des Radiumsalzes völlig unabhängig ist. Mit verdünntem Wasserstoff in einer Glasröhre abgeschlossenes Bromradium verlor zuerst langsam von seiner ursprünglichen Helligkeit. Dann erschien es, nun Monate nach dem Einschließen, wieder sehr viel heller, verlor aber das Licht beim Öffnen der Röhre vollständig und wurde erst nach einer Reihe von Tagen allmählich von neuem leuchtend. Vor dem Öffnen der Röhre wurde das stark leuchtende und nach dem Öffnen das ganz dunkle mit dem Elektrometer geprüft, ohne daß sich ein Unterschied in der Radioaktivität zu erkennen gab. Diese am Elektroskop bemerkbare Strahlung kann demnach jedenfalls allein das Licht nicht hervorrufen. Madame Curie zeigte in ihrer Antrittsvorlesung an der Sorbonne ein in einem eisernen Behälter befindliches Stückchen Radium, welches auf der eisernen Hülle einen Fleck von blauem Licht erzeugte. Er machte den Eindruck von gewöhnlichem Licht und war aus allen Entfernungen des verdunkelten Hörsaals deutlich zu erkennen.

Stark radioaktive, in eine Glasröhre eingeschlossene Stoffe zerstörten die Oberhaut und Lederhaut von Tieren an den von ihnen berührten Stellen vollständig, während tieferliegende Hautschichten wenig verändert wurden. Einzelne der mit dem Studium der Becquerelstrahlen lange Zeit beschäftigten Forscher haben sich tiefe und schwer heilbare Wunden zugezogen, andere blieben völlig unbeschädigt. Nach Elster und Geitel werden von allen Personen, die viel mit Radium beschäftigt sind, beträchtliche Mengen von Emanation aufgenommen. Sie läßt sich in der von ihnen ausgeatmeten Luft und in anderen Ausscheidungen leicht nachweisen. Der Einfluß des Radiums auf die Nerven scheint am größten zu sein. Insektenlarven wurden sogar getötet, Pflanzensamen verloren ihre Keimkraft und Bakterien ihre Entwicklungsfähigkeit, wenn man sie längere Zeit der Nähe eines Radiumsalzes ausgesetzt hatte. Es lag deshalb nahe, an die Möglichkeit der Heilung von Krankheiten wie des Lupus oder des Krebses zu denken, aber Entscheidendes liegt darüber, wie schon bemerkt, bis heute nicht vor, und es bleibt abzuwarten, ob ein Teil solcher Hoffnungen sich erfüllt.

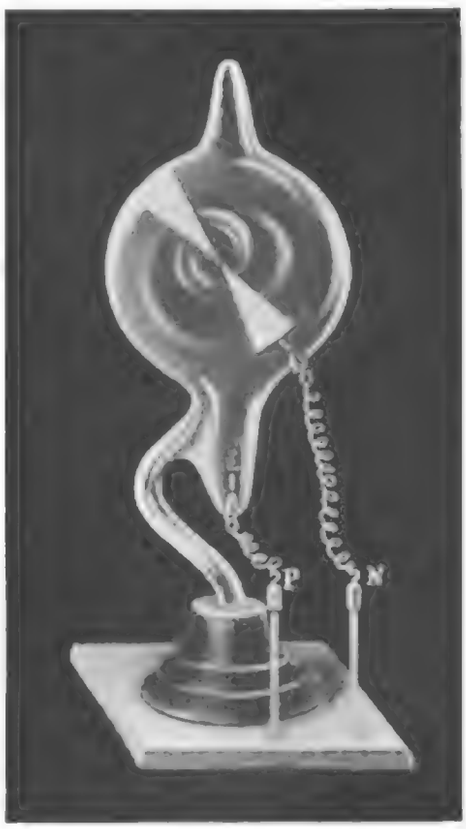
Wenn man durch Erwärmen größere Mengen von Emanation ausscheidet, was nach der Art des radioaktiven Stoffs verschieden leicht erfolgt, und diese Emanation etwa durch Abkühlen mit flüssiger Luft verdichtet, so kann man das Verhalten dieser abgetrennten Emanation für sich beobachten. Rutherford hat auf diese Weise gefunden, daß die obenerwähnte Wärmeabgabe des Radiums nach der Absonderung von Emanation beim Radium abnimmt, aber bei der Emanation wächst, so daß die Gesamtmenge wenigstens annähernd unverändert bleibt.

Eine wegen ihrer grundsätzlichen Bedeutung besonders wichtige Entdeckung über die Natur der Radiumemanation verdanken wir einer Untersuchung von Ramsay und Soddy. Sie verdichteten die aus fünfzig Milligramm Bromradium gewonnene Emanation durch Abkühlung mit flüssiger Luft und beobachteten mit einer angeschlossenen Vakuumröhre wiederholt das Spektrum der ausgeschiedenen Substanz. Es war zunächst von allen bekannten Spektren völlig abweichend, aber es veränderte sich, und vier Tage später erwies es sich als reines Heliumspektrum. In ähnlicher Weise beobachtete das Ehepaar Curie mit Dewar gemeinschaftlich, daß Bromradium, welches unter andauernder Wirkung der Luftpumpe in einer zuletzt zugeschmolzenen Quarzröhre abgesperrt war, zwanzig Tage nach dem Absperren in dem Inhalt der Röhre die Gegenwart des Heliums deutlich erkennen ließ. Sie erhielten sein vollständiges Spektrum, wenn das eingeschlossene Gas durch Vermittlung von außen aufgelegten Zinnelektroden zum Leuchten gebracht wurde. Auch in diesem Falle zeigte sich zuletzt das vorher nicht nachweisbare chemische Element des Heliums.

Entſchließt man ſich mit den eben genannten Forſchern, die Möglichkeit der Verwandlung von Radium in Helium zuzugeben, ſo liegt es nahe, nach der für eine ſolche Umwandlung erforderlichen Zeit zu fragen. Man berechnet den von einem Gramm Radium in gleichartigem Gaszuſtande mit der Emanation eingenommenen Raum mit rund 100000 Kubikzentimetern. Ein Gramm Radium ſcheidet in der Sekunde drei Milliontel Kubikzentimenter Emanation aus oder im Jahre annähernd fünfundneunzig Kubikzentimeter. Das ganze Gramm wäre dann nach 1050 Jahren verſchwunden, und mit dieſer Zahl oder mit 1150 nach einem anderen Verſuche hat man die Lebensdauer des Radiums bewertet.

Von einer ſelbſt nur teilweiſe erſchöpfenden Erklärung der Radioaktivität ſehen wir die Forſchung heutigestags noch weit entfernt. Doch ſind ohne Zweifel wichtige Anhaltspunkte dazu gefunden, und es iſt jedenfalls von Intereſſe, die Auffaſſung von Rutherford, einem hervorragenden Kenner dieſes Gebietes, kennen zu lernen. Er denkt ſich den Vorgang annähernd in folgender Weiſe: Radioaktive Körper enthalten Atome, die aus nicht ſtabilen Gruppen der ſchon erwähnten Elektronen beſtehen. Solche Atome zerfallen in freie negative Elektronen und in Elektronen von überwiegend poſitiver Ladung, in poſitive Jonen. Die negativen Elektronen bilden die β-Strahlen, und aus den poſitiven Jonen ſetzen ſich die α-Strahlen zuſammen. Aus letzteren beſteht vermutlich die Emanation. Nach dem Abſtrömen der zerfallenen Atome bleibt ein Körper, der noch radioaktiv ſein kann und dann weiter zerfällt. Erſt mit der Bildung ſtabiler Atome und von nicht radioaktiven Stoffen erreichen die Umwandlungen ihr Ende. Durch die andauernde Zerſetzung des Radiums, von der in ſich folgenden Phaſen fünf verſchiedene Produkte bekannt ſind, muß ſeine urſprüngliche Maſſe zuletzt verſchwinden. Ein Erſatz wird dann nur durch eine Neubildung möglich, und den Ausgangsſtoff dazu liefert das Uran, welches demnach für den Vorfahren des Radiums gehalten werden müßte.

Die radioaktiven Strahlen beſtehen, wie wir geſehen haben, teilweiſe aus Kathodenſtrahlen, die durch elektriſche Entladungen bei einem Barometerdruck von $^1/_{10}$ bis $^1/_{1000}$ Millimeter Queckſilberhöhe entſtehen und durch Hittorf im Jahre 1869 zuerſt bekannt geworden ſind. Anfangs wurden ſie wenig beachtet, bis ihnen Crookes 1879 durch eine Anzahl glänzender Verſuche bei beſonders weitgehender Gasverdünnung die allgemeine Aufmerkſamkeit zuwandte. Weil ſie vom negativen Pol, der Kathode, des durchgeleiteten elektriſchen Stromes ausgehen, hat man ſie Kathodenſtrahlen genannt. Sie bewegen ſich unabhängig von der Lage des poſitiven Pols oder der Anode in gerader Linie ſenkrecht von der Kathodenfläche weg. Wie es Figur 4 zeigt, können

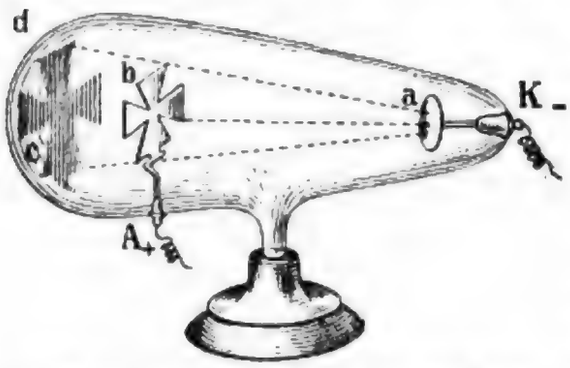


Figur 4. Sich kreuzende Kathodenſtrahlen.

ſich die Strahlen im Innern des Gefäßes kreuzen und dann die gegenüberliegende Glaswand ebenfalls ſenkrecht treffen. Die getroffene Stelle wird ſtark erhitzt und zu lebhafter Phosphoreszenz gebracht. Daß ſich die Strahlen wirklich ſenkrecht bewegen, erkennt man noch deutlicher an dem in Figur 5 dargeſtellten Apparat, mit welchem man durch ein in den Weg gebrachtes Metallkreuz an der Hinterwand einen ſcharf begrenzten Schatten hervorrufen kann. Beſonders charakteriſtiſch iſt außerdem ein anderer aus Figur 6 zu erkennender Verſuch von Crookes, welcher die mechaniſche Wirkung der Strahlen beweiſt. Ein in den Strahlenweg des Stromes gebrachtes, auf gläſernen Schienen ruhendes leichtes Flügelrad dreht ſich und wird vorwärts getrieben. Crookes gewann die Anſicht, daß entweder der Rückſtand der Gaſe oder der Stoff der Kathode in einem Zuſtande feinſter Verteilung als ſtrahlende Materie von der Polfläche fortgeſchleudert werde. Heute gelten ſie für Ströme von Elementen negativer Elektrizität.

Durch einen Magneten werden die Kathodenſtrahlen wie ein elektriſcher Strom leicht und ſtark abgelenkt. Sie führen nach Perrins Beobachtung negative Elektrizität mit ſich, durchdringen dünne Metallblättchen und können nach Lenard unver-

Digitized by Google



Figur 5. Durch Kathodenstrahlen gebildetes Schattenkreuz.

ändert in Luft von gewöhnlicher Dichtigkeit übergeführt werden. Stellt man eine durchlöcherte Kathodenplatte innerhalb des gasverdünnten Raumes auf, so erzeugt der elektrische Strom in der den Kathodenstrahlen entgegengesetzten Richtung je nach der Natur des verdünnten Gases verschieden gefärbte Lichtbüschel, die man als Kanalstrahlen bezeichnet hat. Sie sind auch wohl Anodenstrahlen genannt, aber ihr Entdecker Goldstein machte darauf aufmerksam, daß sie nicht von der Anode auszugehen scheinen. Wie die Kathodenstrahlen sind auch die Kanalstrahlen aus unter sich verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzt.

Siebenundzwanzig Jahre nach der Entdeckung der Kathodenstrahlen, fast durch drei Jahrzehnte, hat man sich eifrig mit den von ihnen hervorgerufenen höchst auffallenden Lichterscheinungen beschäftigt. Man lernte sie aus verdünnter Luft in Luft von gewöhnlicher Dichtigkeit überzuführen, aber unverändert, und eigentlich neue Strahlen fand man nicht. Im letzten Jahrzehnt dagegen ist nach der vorstehenden Zusammenstellung mit Einschluß der Röntgenstrahlen eine ganze Reihe von vorher gänzlich unbekannten elektrischen Strahlen entdeckt, die sämtlich zu den Kathodenstrahlen in naher Beziehung stehen. Denn auch die Röntgenstrahlen, welche von der Außenseite des evakuierten Gefäßes an der von den Kathodenstrahlen getroffenen Stelle ihren Ursprung nehmen, lassen sich als sekundär zu den Kathodenstrahlen auffassen.

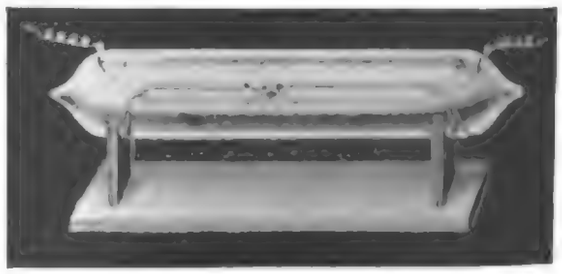
Für die Zahl der bis heute untersuchten radioaktiven Stoffe mag der Hinweis genügen, daß O. Hahn nach Nr. 16 der Physikalischen Zeitschrift von 1906 die Ungleichheit von der Jonisationswirkung der α-Strahlen des Aktiniums mit Einschluß der Emanationen an vierzehn verschiedenen Radioelementen festgestellt hat. Die von Blondlot unter dem Zeichen N beschriebenen Strahlen konnten an dieser Stelle nicht berücksichtigt werden, weil die über ihre Existenz ausgesprochenen Zweifel noch nicht gehoben wurden.

Die anderen als neu entdeckt genannten elektrischen Strahlen sind nach ihrer Geschwindigkeit, ihrer Ablenkbarkeit durch den Magneten, ihrem Vermögen, in das Innere von festen Körpern oder von Flüssigkeiten einzudringen, wie nach ihrer photographischen Wirksamkeit außerordentlich verschieden. Namentlich sind ihre Unterschiede vielseitiger, als wir sie von sämtlichen Arten der Licht- oder Wärmestrahlen kennen.

Der elektrische Strom und die Jonen

Zu der Erweiterung unserer Kenntnis über elektrische Strahlen sind andere, etwas früher bereits angebahnte Veränderungen in der Auffassung des elektrischen Stroms hinzugekommen. In einer wässerigen Salzlösung, es sei eine Kochsalzlösung, muß man sich nach der zuerst befremdenden, aber doch allgemein bestätigten Annahme von Arrhenius die kleinsten Salzeinheiten, seine Moleküle, teilweise in ihre Bestandteile zerlegt, vorstellen. Es sind neben den unverändert verbundenen Chlornatriumteilen viele getrennte Natrium- und Chlorteile vorhanden. Diese als Jonen bezeichneten Teile sind entgegengesetzt zueinander elektrisch geladen und wandern unausgesetzt innerhalb der Flüssigkeit. Dadurch werden immer von neuem sich wiederholende Zusammenstöße veranlaßt, die bald eine Spaltung von Molekülen, bald eine Vereinigung von Jonen herbeiführen. Ohne Eingreifen einer äußeren Kraft und durch Ausgleichung der beiden Vorgänge setzt sich dieses Spiel ununterbrochen fort. Die Zahl der zerlegten Moleküle wird dabei weder vermehrt noch vermindert.

Leitet man dagegen einen elektrischen Strom durch die Lösung, so bewegen sich die Jonen nicht mehr nach allen möglichen Richtungen, sondern die positiven Jonen des Natriums werden zum negativen, die Chlorjonen zum positiven Pol getrieben. An den Polen werden die elektrischen Ladungen abgegeben und die Zerlegungsprodukte entjonisiert. Diese Fortbewegung von Elektrizität nach den Polen macht das Wesen des elektrischen Stroms aus. Die aus der Summe der einzelnen Jonen infolge der Elektrolyse angesammelte Stoffmenge entspricht dem chemischen Verbindungsgewicht. Da sie mit der Stromstärke wächst und abnimmt, und da die Stromstärke durch die Anzahl der Jonen bedingt wird, so müssen alle Jonen mit der gleichen Elektrizitätsmenge beladen sein. Diese elektrische Ladung der abgeschiedenen Atome ist demnach für das che-



Figur 6. Bewegung eines Rädchens durch Kathodenstrahlen.

mische Verbindungsgewicht charakteristisch, und man nennt sie elektrisches Jon oder kurz Elektron. Durch eine solche Bezeichnung drückt man zwar den Gedanken einer atomistischen Struktur der Elektrizität aus, aber es ist damit keineswegs gesagt, daß man sie als etwas Materielles ansehen muß.

Aus dem Verhältnis zwischen der Ladung und der Masse der Elektronen, welches auf verschiedene Art ermittelt wurde, hatte man geschlossen, daß die Masse des Elektrons nur einen fast verschwindend geringen Teil von der Masse des Wasserstoffatoms oder des kleinsten unter den bis heute bekannten ausmachen müßte. Kaufmann wies jedoch durch seine sorgfältigen und eingehenden Messungen nach, daß das Verhältnis von Ladung und Masse sich mit der Geschwindigkeit der Elektronen ändert, es nimmt stark ab, wenn diese Geschwindigkeit derjenigen des Lichts nahe kommt. Die elektrische Ladung ist aber nach allen Beobachtungen unveränderlich, also kann es die Masse nicht sein. Sie verliert damit die Eigenschaft des Materiellen und wird neben der Ladung vorzugsweise durch die Bewegung charakterisiert. Durch Elektromagnetismus wird diese Masse erzeugt. Die Elektronen sind durch elektrische Ladung in dem überall vorhandenen Äther herbeigeführte Zustandsänderungen, die sich um einzelne Punkte durch elektromagnetische Wirkungen regelmäßig gruppieren. Eine solche im Gleichgewicht gedachte Gruppe würde jeder Umstellung einen Widerstand entgegensetzen, und so wäre das ganze System mit der Trägheit, der Grundeigenschaft der Materie, ausgestattet. Die Möglichkeit, auf diese Weise sich die ganze Körperwelt aus stofflosen Elektronen aufgebaut vorzustellen, läßt sich tatsächlich nicht bestreiten, wenn man auch die Wahrscheinlichkeit dazu noch so weit abweist. Der Aufbau aus Elektronen kann annähernd als eine Wiederholung der von früheren Philosophen wie Physikern lebhaft befürworteten dynamischen Auffassung der Substanz angesehen werden. An die Stelle der allgemein gedachten Kraftzentren sind die Elektronen getreten, und es bleibt die Frage nach dem wirklichen Wesen des Stoffes heute ebenso unentschieden wie früher. Die Annahme vom Aufbau der Substanz aus Elektronen erinnert an die vor einem Jahrhundert aufgestellte und vielbesprochene Hypothese von Prout, nach welcher alle chemischen Elemente ein Vielfaches vom Wasserstoff ausmachen und aus Wasserstoff zusammengesetzt sein sollten. Prouts Hypothese erfreute sich längere Zeit eines allgemeinen Ansehens, gegenwärtig ist sie jedoch völlig aufgegeben und fast vergessen. Sie war unter Aufwendung größerer Sorgfalt experimentell zu prüfen und hat die Prüfung nicht bestanden. Die Elemente der Elektronen dürften aber einer derartigen Probe nicht so leicht zugänglich sein.

Mit der Annahme von der Bildung der Körperwelt aus Gruppen von Elektronen an Stelle der chemischen, materiell vorausgesetzten Atome fällt der Zwang für die Ansicht, daß letztere unzerstörbar sind. Das wäre der neuen Theorie zunächst als wichtigster Einwand entgegenzuhalten. Es läßt sich jedoch nicht in Abrede stellen, daß die obenerwähnte Überführung von Radium in Helium dem alten Dogma von der Unwandelbarkeit der chemischen Elemente widerspricht. Nur wird man dem vielfach erprobten und bei der Prüfung durch die Wage ausnahmslos bestätigten Grundgesetz gegenüber natürlich eine größere Zahl überzeugender Tatsachen verlangen, bevor man sich zu dem neuen Glauben bekennt. Gegenwärtig wird wohl vorwiegend angenommen, daß die Elektronen, die Elemente der Elektrizität, von den Atomen der wägbaren Materie völlig verschieden sind.

Während des Durchganges vom elektrischen Strom durch einen zersetzbaren Körper wandern die positiv geladenen Jonen, die Kationen, wie wir oben bemerkt haben, nach der negativen Kathode, die negativ geladenen Anionen nach der positiven Anode. Es liegt deshalb nahe, die eigentliche Ursache des Stroms in der Bewegung der Ladungen von den Jonen oder der Elektronen zu suchen. Zur Erklärung der Wirkungen des positiven und des negativen Stroms genügt es dann, nur Bewegungen von einer Art von Elektronen anzunehmen, und man hat dabei den negativen den Vorzug gegeben, weil sie anscheinend leichter sich von der wägbaren Materie trennen und die für den Strom erforderlichen Ortsveränderungen unabhängiger ausführen können.

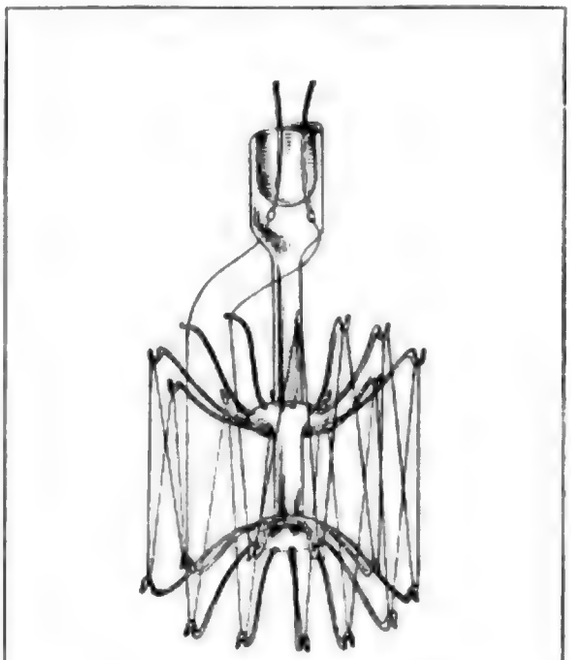
Der Einfluß der Sonnenfinsternis auf den Erdmagnetismus

Bei der in den Vereinigten Staaten am 28. Mai 1900 sichtbaren totalen Sonnenfinsternis zeigten nach einer Angabe des Jahrbuches der Naturwissenschaften von 1904 die an verschiedenen Beobachtungsorten besonders berücksichtigten Messungen der erdmagnetischen Elemente während und nach der Bedeckung der Sonnenscheibe Veränderungen an, die mit ihren gewöhnlichen Veränderungen im Laufe eines jeden Tages große Ähnlichkeit hatten. Sie waren im ersten Falle nur schwächer und konnten nicht ausschließlich kosmischen Ursprung haben, weil sie sich von der Lage der einzelnen Orte zum Verlaufe der Finsternis abhängig erwiesen. Zur näheren Prüfung des Sachverhalts schlug L. A. Bauer für die totale Sonnenfinsternis am 18. Mai 1901 eine internationale Beteiligung an den Beobachtungen vor. Wenn an recht vielen der über die Erde verbreiteten magnetischen Warten genaue Messungen ausgeführt würden, so könnte der Unterschied im Verhalten der innerhalb und der außerhalb des Bereiches der Finsternis gelegenen Stationen die Frage entscheiden.

Digitized by Google

Es kommen dabei nur die Änderungen in Betracht, welche wir an der Deklination und Inklination sowie an der Stärke des Erdmagnetismus in den Perioden des Tages und des Jahres kennen gelernt haben. Die tägliche Schwankung beispielsweise der Deklination nimmt nach dem Äquator hin ab und wächst bedeutend mit der Annäherung an den Pol. Sie wechselt auch mit den Jahreszeiten und außerdem in einem Zeitraum von ungefähr elf Jahren, aber das war im vorliegenden Falle ohne Bedeutung, es handelte sich nur um den Mittelwert einer Tagesschwankung. Er beträgt in unseren Gegenden für gewöhnlich acht bis neun Minuten. Vormittags bewegt sich das Nordende der Magnetnadel (auf der nördlichen Erdhälfte) nach Westen, erreicht ungefähr um zwei Uhr nachmittags die äußerste westliche Stellung und kehrt dann bis zum folgenden Morgen, erst schneller und in der Nacht langsamer, in seine frühere Lage zurück. Die jährliche Variation ist bedeutend geringer, 0,4 bis 0,5 Minuten. Es war nun festzustellen, ob sich infolge der Finsternis den Tagesschwankungen ähnliche Änderungen zeigen würden.

Die erwähnte Finsternis von 1901 erstreckte sich vorwiegend auf die südliche Erdhälfte. Von dreiunddreißig Beobachtungsorten lagen fünf innerhalb der Grenze der Totalität oder in ihrer unmittelbaren Nähe, die anderen waren mehr oder weniger davon entfernt. An den ersten fand man mit zunehmender Bedeckung tatsächlich Veränderungen der Magnetnadel, wie sie gewöhnlich vom Nachmittag an und in der Nacht beobachtet werden, die entferntesten waren von der Finsternis gar nicht beeinflußt und die dazwischen liegenden nach ihrer Lage mehr oder weniger. Einzelne von früheren Finsternissen vorliegende erdmagnetische Messungen konnten im gleichen Sinne gedeutet werden. Da aber der Mond wegen seines geringeren Querschnittes 13,4 mal weniger Sonnenstrahlen abhält als die Erde während der Nacht, so muß die Wirkung der Finsternis entsprechend geringer sein. In Rocky Mount betrug die durchschnittliche tägliche Schwankung der Deklinationsnadel zur Zeit der Finsternis fast 11 Minuten, und sie würde sich demnach für die Absperrung der Sonnenstrahlen durch den Mond zu 11 : 13,4 oder 0,8 Minuten berechnen. Man fand in hinreichender Übereinstimmung bei einer solchen Messung 0,9 Minuten. Doch könnten auch noch andere Umstände, und namentlich die ungleiche Dauer beider Vorgänge, von Bedeutung sein. Deshalb sind weitere Bestätigungen abzuwarten, bevor man das Resultat als absolut gesichert ansehen kann und die Abschwächung des Erdmagnetismus dem Abhalten der Sonnenstrahlen allein zuschreibt. Als wahrscheinlich aber muß man es gelten lassen, und um so mehr, als die Jahresperiode der Deklination der Magnetnadel eine zweite Bestätigung ergibt. Die Abstände der Erde in der Sonnennähe und in der Sonnenferne verhalten sich wie 29 : 30. Da die Strahlung mit dem Quadrat der Entfernung abnimmt, so müßte sich der Erdmagnetismus bei der allgemeinen Gültigkeit der obigen Annahme im Verhältnis 841 : 900 veränderlich erweisen. Man hätte demnach in der Sonnenferne eine Abnahme von rund 1/18 des mittleren Wertes zu erwarten. In Potsdam betrug aber 1898 die mittlere Tagesschwankung der Deklinationsnadel 7 Minuten, die Jahresschwankung also nach Bauers Hypothese 7/18 oder 0,47 Minuten, während man in Wirklichkeit 0,53 Minuten beobachtet hat.



Figur 7. Tantallampe.

Verbesserungen in der Beleuchtung

Seit zehn Jahren ist zu den vorher verwendeten Beleuchtungsstoffen der aus Kartoffeln hergestellte Spiritus hinzugetreten. Weil der Spiritus an sich bei der Verbrennung nur schwach leuchtet, so werden Glühkörper benutzt, die Helligkeit zu steigern. Die Verbrennungsart und die Form der Brenner ist recht verschieden. Man verbrennt häufig den Spiritus wie Petroleum mittels eines Dochtes, dessen Flamme sich innerhalb des Glühstrumpfes befindet. Bei einer Art von Vergaserlampen wird der mit Luft vermischte Spiritusdampf entzündet und erzeugt dadurch ein starkes Licht am Glühkörper. Anfangs fielen die Ergebnisse der Spiritusbeleuchtung noch wenig befriedigend aus, und die Eisenbahnverwaltung kam mit ausgedehnten Versuchen nicht zu einem abschließend günstigen Urteil. Gegenwärtig aber werden ganz gute Spirituslampen angefertigt.

Digitized by Google

und man gibt ihnen vielfach wegen der leichteren Reinigung vor den Petroleumlampen den Vorzug.

In der elektrischen Beleuchtung haben die Osmiumlampe und die Tantallampe durch eine bedeutende Stromersparnis eine wichtige Verbesserung gebracht. Der Herstellung der Osmiumlampe war jedoch die jetzt überwundene Schwierigkeit, das Metall in dünne Fäden auszuziehen sowie seine Unbrauchbarkeit für höhere Stromspannungen, hinderlich, und die Tantallampe verlangte wegen der leichten Leitbarkeit des elektrischen Stromes durch Tantal einen sehr dünnen Faden, der selbst bei der geringen Stärke von einem halben Millimeter für den nötigen Widerstand noch zwei drittel Meter lang sein mußte. Um ihn in einer Birne von gewöhnlicher Größe unterzubringen, hat man ihm die Führung der Figur 7 gegeben. Das schwarz ausgezogene Tantal wird von Nickelfäden gehalten. Die Nernstlampe gebraucht im Vergleich mit den beiden erwähnten nur wenig oder, nach neueren Angaben, gar nichts mehr an elektrischem Strom. Sie litt aber an dem Übelstand, daß das volle Aufleuchten des aus einer Mischung von Kalk und Magnesia bestehenden Glühstäbchens nicht ohne weiteres und nicht von selbst erfolgte. Durch die Verbindung mit einer gewöhnlichen Glühlampe, die unmittelbar nach dem Einleiten des Stromes wirksam wird und sich nachher automatisch ausschaltet, wurde indessen jener Mangel beseitigt. Sie ist heute weit verbreitet. Auch das Kohlenglühlicht hat man verbessert, doch wird es durch die bedeutende Lichtabnahme, die nach achthundert Brennstunden auf ⅓ des Anfangswertes ansteigen kann, erheblich geschädigt. Bei der Osmiumlampe betrug der Rückgang unter gleichen Umständen nur $^1/_{20}$, und man hat bei ihr sogar nach längerem Gebrauch im einzelnen Falle eine Zunahme der Lichtstärke wahrgenommen. Für das gleich starke Licht der üblichen Einheit einer Hefnerkerze erforderte die Nernstlampe 2 bis 1,5 Watt, die Osmiumlampe 1,65 Watt, die Tantallampe 1,5 bis 1,7 Watt, das gewöhnliche Kohlenglühlicht über 3 und 3,5 Watt. Die höheren Anschaffungskosten der drei ersten Lampen werden deshalb durch ihren billigeren Betrieb lange Zeit vor ihrer Abnutzung bereits ausgeglichen.

Nach Tag und Kampf

Ruh aus, mein Schwert! Der Tag versank
Mit allen seinen rastlos heißen Kämpfen.
Nun kommt die Nacht, mit ihrer kühlen Hand
Das wilde Feuer allgemach zu dämpfen.

Nun in der Scheide ruht mein treues Schwert,
Ich stütze mich darauf mit beiden Händen.
Aufatmend schau' ich in die stille Welt,
Und Frieden läutet's her von allen Enden.

Und alles schläft. Die Erde atmet sanft.
Hoch über mir ein Glanz von tausend Sternen.
Aufrecht und stolz steh' ich vor meinem Schwert,
Und Träume spinnen sich in dunkle Fernen.

O Glück! o Glück! — nach wildem Tag und Kampf
So einsam in die Nacht hinauszuträumen.
Ich weiß, ich weiß: mit leisem Flügelschlag
Kommt mir ein reiches Glück aus fernen Räumen.

Nun bist du da. Vor deinem lichten Glanz
Seh' ich die dunklen Schatten langsam weichen,
Und selig fühl' ich eine kühle Hand
Den letzten Gram mir von der Stirne streichen.

Kurt Küchler

Digitized by Google

Die internationale Hilfssprache

Von Dr. Wilhelm Ostwald

Ich betrachte es als ein besonders gutes Omen, daß ich Ihnen den bevorstehenden Vortrag* in diesem stattlichen Raume halten darf. Denn der Inhalt des Vortrages wird, wie ich hoffe, von demselben Geiste getragen und erfüllt sein, welcher diese neue und hoffnungsreiche Anstalt ins Leben gerufen hat. Es ist der Geist der wissenschaftlichen Praxis oder der praktischen Wissenschaft, den das neunzehnte Jahrhundert vorbereitet hatte, indem es eine ungeheure Entwicklung der reinen Wissenschaft einerseits, der reinen Praxis anderseits ermöglichte. Beide Entwicklungen gingen zunächst ziemlich unabhängig voneinander vor sich, wenn auch die natürlichen und notwendigen Wechselwirkungen nicht ganz ausblieben. Erst der jüngsten Vergangenheit war es aber vorbehalten, die allseitige Erkenntnis zur Geltung zu bringen, daß die eine ohne die andere ebenso unfruchtbar bleiben muß, wie der einzelne Mann oder das einzelne Weib. So ist denn in unseren Tagen eine regelrechte Ehe der beiden entstanden, und wir Deutsche dürfen mit Stolz es aussprechen, daß in unserer Mitte dieser Ehebund sein wahres Heim gefunden hat. Nirgend in der ganzen Welt ist die Gesamtheit der Nation so sehr von der Notwendigkeit durchdrungen, die Praxis des täglichen Lebens ebenso wie die der größten nationalen Unternehmungen wissenschaftlich zu begründen, d. h. die Geschehnisse in ihren Gesetz- und Regelmäßigkeiten zu erkennen und sie zufolge dieser Kenntnis vorauszusehen und zu leiten. Zwar ist die Aufgabe unbegrenzt, und auch wir müssen noch auf zahlreiche Gebiete unseres Lebens hinblicken, in die der Geist der modernen Wissenschaft noch nicht seinen Einzug gehalten hat. Aber der Vorwärtsbewegung der gesamten Nation können sich einzelne ihrer Teile nicht auf die Dauer widersetzen. So einflußreich und unbeweglich die alten Burgen scheinen: nicht ein Sturm, wohl aber die unwiderstehliche Kraft des organischen Wachstums wird die alten Mauern zuerst mit lebendem Grün umkleiden, dessen Wurzeln dann die ungefügen Steine voneinander heben und sich ihrer assimilierbaren Bestandteile bemächtigen werden, bis alles wieder in den mächtigen Energiestrom einbezogen ist, den wir das Leben nennen.

Das Wesentliche dieser neuen Bewegung liegt in der Erkenntnis, daß der Wissenschaft alle Gebiete des Lebens zugänglich sind. Wer hätte beispielsweise vor einem halben Jahrhundert daran gedacht, für den Handel eine wissenschaftliche Anstalt, entsprechend einer Universität oder technischen Hochschule, zu errichten? Und seit dieser Versuch vor wenigen Jahren von einigen weitschauenden Männern gemacht worden ist, hat er sich über alle Erwartung hinaus bewährt. Die Sorge der alten Praktiker, daß der wissenschaftlich gebildete Kaufmann zu gelehrt, d. h. unbrauchbar sein würde, hat sich als unbegründet erwiesen. Man wende auch nicht ein, daß durch eine solche Anstalt aus einem gewöhnlichen Menschen kein Genie gemacht werden kann. Das ist richtig. Aber ebenso wie ein guter Baum um so bessere Früchte trägt, je besser der Boden und das Wetter ist, ebenso kann man sicher sein, daß durch wissenschaftliche Pflege auch die geringeren Schüler mehr und bessere Früchte tragen werden, als sie getragen hätten, wenn sie bloß den Unbilden des Zufalls überlassen worden wären. Der Wert der geistigen Leistungen eines Volkes bemißt sich nicht allein nach dem, was die größten Geister vollbracht haben, sondern er ist vielmehr durch die Gesamtenergie bestimmt, die sich erfolgreich betätigt, und hierfür kommt der bescheidene Mitarbeiter mit seinem Anteil vermöge seiner großen Anzahl ebenso in Betracht wie der stets nur in wenigen Exemplaren vorhandene geniale Führer.

* Der vorliegende Aufsatz bringt den Inhalt eines Vortrages, den der Verfasser im November 1906 in der Aula der neugegründeten Berliner Handelshochschule gehalten hat. Seinem Wunsch entsprechend ist an der ursprünglichen Form der mündlichen Vortragsweise möglichst wenig geändert worden. D. Red.

Digitized by Google

Es hat für den in der älteren Weltanschauung Aufgewachsenen etwas Abstoßendes, ja Erschreckendes, dieses Eindringen der Wissenschaft in immer mehr Lebensgebiete, die man bisher vorwiegend gefühlsmäßig behandelt hatte. Goethe hat bereits seinerzeit das Nahen dieses neuen Geistes gespürt, viel früher als die gewöhnlichen Sterblichen, und er hat sein Mißbehagen in den ironischen Versen zum Ausdruck gebracht:

Was man an der Natur Geheimnisvolles pries,
Das wagen wir verständig zu probieren;
Und was sie sonst organisieren ließ,
Das lassen wir kristallisieren!

Die beiden letzten Zeilen drücken das Mißbehagen aus, die beiden ersten aber sind wirklich das Leitwort des zwanzigsten Jahrhunderts. Wir haben keine Angst mehr vor dem Geheimnisvollen, denn Geheimnisse lassen sich aufdecken, und die Wissenschaft gibt uns die Mittel dazu an. Verständig probieren! Man kann in der Tat nicht besser und kürzer die Technik der heutigen Wissenschaft zum Ausdruck bringen. Wir sehen ein Problem vor uns, wir stellen seine Beziehungen zu anderen Tatsachen fest, und wir ermitteln durch den Versuch womöglich, jedenfalls durch Beobachtung, ihren gegenseitigen Zusammenhang. Eine bestimmte Anzahl von Möglichkeiten läßt sich dann aufstellen, und indem wir diese eine nach der anderen durchlaufen, sind wir sicher, die Antwort auf unsere Frage früher oder später durch „verständiges Probieren" zu finden. Wie nüchtern! und doch wie begeisternd! Denn was gibt es Begeisternderes, als erfolgreiche Betätigung!

Das ist alles ganz schön und gut, wird man sagen, aber was hat das mit dem Problem der Weltsprache zu tun? Darauf antworte ich: Wir sind mitten darin. Denn auch dieses Problem ist eines, dem sich früher die Wissenschaft nur selten und scheu zu nähern gewagt hatte, weil die Erscheinung der menschlichen Sprache gerade wegen ihrer außerordentlichen Verbreitung und Wichtigkeit mit dem Schleier des Geheimnisvollen, ja Übermenschlichen umgeben erschien. Zwar gibt es eine ausgedehnte Sprachwissenschaft, und durch den geschichtlich gegebenen Entwicklungsgang der europäischen Kultur hat sich sogar eine bestimmte Art fremder Sprachkenntnis eine ganz außerordentliche Vorherrschaft erworben, die zwar in den meisten Gebieten bereits einer sachgemäßeren Schätzung gewichen ist, in unserem Unterrichtswesen aber noch ihre historischen Privilegien auf das zäheste verteidigt. Aber die Art der Wissenschaft, welche sich hier betätigt, ist nicht die moderne, welche es wagt, verständig zu probieren, sondern ist nur ihre Vorstufe, welche sich begnügt, die Erscheinungen kennen zu lernen und sie zu registrieren.

Allerdings haben einzelne führende Geister als die Fackelträger der kommenden Jahrhunderte die ersten Schritte in der neuen Richtung gewagt, sie haben aber keine allgemeine Nachfolge gefunden. Leibniz, den ich trotz Kant für den größten deutschen Philosophen halten muß, hat neben anderen wissenschaftlichen Gedanken, deren Ausgestaltung das zwanzigste Jahrhundert übernehmen wird, auch den der allgemeinen künstlichen Sprache gefaßt und die maßgebenden Grundsätze klar ausgesprochen. Seitdem hat eine ganze Reihe einsamer Denker diesen Keim fortgebildet, ihn in den verschiedensten Gestalten lebensfähig zu machen gesucht und dabei das „verständige Probieren" durchgeführt, welches zu seiner praktischen Ausbildung nötig war. Gegenwärtig scheint diese Periode des Probierens im wesentlichen abgeschlossen zu sein. Vermöge der natürlichen Zuchtwahl haben sich die weniger zweckmäßigen Formen, wie z. B. das Volapük, nur vorübergehend am Leben erhalten können, während die zweckmäßigeren mehr und mehr an Boden gewonnen haben. In unseren Tagen hat eine von den vielen Lösungen des Problems so sehr die Oberhand über die anderen gewonnen, daß die Zeit erfüllt zu sein scheint, in welcher die Menschheit diesen großen Schritt zu tun wagen darf.

Als ein solches Zeichen der Zeit darf ich vielleicht den Umstand betrachten, daß der dermalige Rektor der Berliner Universität, Herr Professor Hermann Diels, bei einer so feierlichen Gelegenheit, wie der Gedächtnistag des Stifters dieser Universität, zum Hauptgegenstand seiner Rede gerade dieselbe Frage wählte, deren Erörterung von anderer Seite uns heute hier vereinigt. In einer durch Gelehrsamkeit wie durch weiten Blick gleich ausgezeichneten Darlegung wies er überzeugend nach, daß die Wissenschaft unserer Tage die unabweisliche Forderung einer völlig internationalen sprachlichen Verständigung erheben muß. Der Gedanke der

Digitized by Google

Weltliteratur, den Herder und Goethe vornehmlich vom Standpunkt der Kunst aufgefaßt hatten, hat vom Standpunkt der Wissenschaft heute eine noch viel größere Bedeutung gewonnen. Denn von den gemeinsamen Besitztümern der Menschheit ist keines so wahrhaft allgemein und international wie die Wissenschaft. Aller Mitteilung und Übermittelung der Wissenschaft bedient sich aber des Hilfsmittels der Sprache, und so fordert die Internationalität der Wissenschaft unwiderstehlich die Internationalität der Sprache. Überlegen wir, daß heute einzelne wissenschaftliche Werke, insbesondere Lehrbücher, in zwölf oder mehr fremde Sprachen sich übersetzt finden, so erkennen wir, welche ungeheuren Mengen von Arbeit erspart werden könnten, wenn Bücher überall auf der Erde ebenso allgemein verstanden werden könnten wie beispielsweise musikalische Noten oder Logarithmentafeln.

Professor Diels hat den echt wissenschaftlichen Geist, mit welchem er diese hochwichtige Frage seit langem aufgefaßt hat, durch nichts besser bezeugt als dadurch, daß er im Laufe der Zeit die verschiedenen Möglichkeiten einer Lösung in verschiedener Weise in den Vordergrund gestellt und erörtert hat. Angesichts der Tatsache, daß im Mittelalter eine einzige Gelehrtensprache, das Latein, bestand, hat er zunächst die ihm als Philologen nächstliegende Idee erörtert, diesen Zustand wieder herzustellen und das Latein von neuem durch internationale Übereinkunft zur allgemeinen Sprache der Wissenschaft zu machen. Dann hat er sich überzeugt, daß dies nicht ausführbar ist, vornehmlich wohl wegen der großen Schwierigkeit, diese Sprache zu erlernen. Jeder von uns, der sich seiner Gymnasiumsjahre erinnert oder Söhne im Gymnasium hat, weiß, daß trotz der neun Jahre angestrengten Studiums eine solche Beherrschung des Lateinischen nicht erreicht wird, daß der Primaner beispielsweise seine Eindrücke und Erfahrungen auf einer Ferienreise nach Rügen lateinisch wiedergeben oder einem Vetter in der Provinz die Geschichte des Hauptmanns von Köpenick auf lateinisch schreiben, geschweige denn mündlich erzählen könnte. Dann hat Professor Diels erörtert, ob nicht vielleicht Englisch als Weltsprache dienen könnte, und hat sich gleichfalls von der Unausführbarkeit dieses Gedankens überzeugt. Vielleicht darf ich hier aus eigener Erfahrung hinzufügen, daß ich selbst die gleiche Überzeugung gewonnen habe, nachdem ich während eines halben Jahres Vorlesungen, Reden und Toaste in ungezählter Menge in dieser Sprache habe von mir geben müssen. Es ist immer nur grobe Arbeit, mit der man sich begnügen muß, wenn man als Fremder irgendeine andere nationale Sprache handhabt, denn das unvollkommene und eigensinnige Instrument einer natürlichen Sprache verlangt eine vieljährige Vertrautheit mit seinen Besonderheiten, die man sich außerhalb der Jugend mit ihrem frischen Gedächtnis schwerlich mehr erwerben kann. Zuletzt ist Professor Diels in seiner vorerwähnten Rede auf den Gedanken eines sprachlichen Dreibundes gekommen, indem er Deutsch, Englisch und Französisch als gleichberechtigte Sprachen nebeneinander anerkannt wissen will. Demgemäß sollte jeder Deutsche, Engländer und Franzose je zwei fremde Sprachen zu lernen haben, und zwar so gründlich, daß er sie redend und hörend, lesend und schreibend frei gebrauchen kann. Die Angehörigen der „kleineren Nationen", wie die Italiener, alle Slawen, die Spanier, die Japaner usw. müßten, um der Güter dieses sprachlich-kulturellen Dreibundes teilhaftig zu werden, drei fremde Sprachen bis zu dem gleichen Grade erlernen. Dann würde man Bücher, die man dem Schatze der Weltliteratur einverleiben will, nur in einer dieser drei Sprachen zu drucken haben, um sie allen denen zugänglich zu machen — die sich dem Vorschlage von Professor Diels angeschlossen haben.

Herr Professor Diels erläutert seinen Vorschlag durch die Praxis auf den Versammlungen der Assoziation der Akademien, dieser ersten internationalen Vereinigung allgemeinwissenschaftlichen Charakters. Aber es ist sicher, daß, wenn demnächst die Assoziation einmal in Rom tagt, die Praxis durchbrochen werden wird, denn man wird den Italienern ihre Muttersprache nicht in ihrem eigenen Lande verbieten wollen und können. Meine eigenen Erfahrungen auf dem letzten internationalen Kongreß für angewandte Chemie in Rom haben mir gezeigt, daß ein solcher Schritt schon deshalb unmöglich ist, weil nicht alle italienischen Kollegen eine der drei genannten Sprachen soweit beherrschen, daß sie unbehindert ihre Gedanken aussprechen können. Und dies wird nicht der ein-

Digitized by Google

zige Fall solcher Art sein. Je mehr die Wissenschaft Boden unter neuen Völkern findet, die sich bisher nicht selbständig an ihrer Entwicklung beteiligt hatten, dies aber mehr und mehr tun — ich erinnere nur an die Japaner —, um so mehr gleichberechtigte Sprachen werden auftreten und Berücksichtigung verlangen. Gerade der Umstand, daß im Laufe der Geschichte die verschiedensten nationalen Sprachen vorübergehend den Charakter von Weltsprachen angenommen, ihn aber immer wieder verloren haben, zeigt uns, daß ein solcher Weg stets eine Sackgasse gewesen ist und bleiben wird. Wir lernen von Professor Diels, daß Babylonisch im zweiten Jahrtausend die allgemeine Diplomatensprache gewesen ist, daß später durch den Makedonier Alexander Griechisch die Weltsprache wurde, dann durch das Lateinisch des Römerreiches abgelöst wurde, aber doch nur teilweise, nämlich im Westen, während der Osten sich unzugänglich dafür erwies. Von seiner Weltherrschaft hat das Latein dann mit dem Beginn der Neuzeit den größten Teil eingebüßt, wenn auch noch bis in unsere Tage einzelne Reste der früheren Herrschaft spürbar sind. Einen Teil dieser Herrschaft hat dann das Französische im achtzehnten Jahrhundert angetreten, das wieder auf der Seite des Handels und Verkehrs im neunzehnten Jahrhundert durch das Englische mehr und mehr verdrängt worden ist. Anderseits hat das Deutsche als Sprache der Wissenschaft seine gallische Schwester aus großen und wichtigen Gebieten verdrängt, und durch den Umstand, daß unser Land die Universität der ganzen Welt geworden ist, an welcher die Besten aller Nationen ihre letzte wissenschaftliche Ausbildung suchen, ist die Kenntnis des Deutschen für jeden mit der Zeit fortschreitenden Gelehrten ein natürlicher Bestandteil seiner geistigen Ausrüstung geworden. Allerdings nur deutsch lesen braucht und kann er meist; Sprechen und Gesprochenes verstehen verliert sich, selbst wenn er es gelegentlich eines Aufenthaltes in unserem Lande zur Not gelernt hatte, meist sehr bald durch Nichtgebrauch.

Was wir aus diesem schnellen Überblick entnehmen können und müssen, ist der Schluß, daß nationale Sprachen nicht dazu geeignet sind, Weltsprachen zu sein. Sie können durch politische oder andere Einflüsse vorübergehend in eine derartige Stellung gelangen, verlieren sie aber im Laufe der Zeit wieder gemäß den Änderungen derselben allgemeinen Verhältnisse, durch welche sie seinerzeit in den Vordergrund gelangt waren. Wollen wir also wirklich eine allgemeine Sprache haben, welche von derartigen Schwankungen freibleibt, so müssen wir alles ausschalten, was jene Schwankungen bewirkt. Wir müssen mit anderen Worten die Forderung stellen, daß die künftige Weltsprache keinerlei Zusammenhang mit politischen und nationalen Angelegenheiten hat. Damit eine Weltsprache lebensfähig ist und bleibt, muß sie ihrem Wesen nach neutral oder international sein.

Wodurch hat, um ein naheliegendes Beispiel anzuführen, das metrische Maß- und Gewichtssystem die Welt erobert — denn der Anschluß von Amerika und England ist nur eine Frage der Zeit, und zwar einer nicht langen Zeit —, nachdem es in Frankreich erfunden und zuerst eingeführt worden ist? Die Antwort ist: weil es erstens zweckmäßig ist, indem es sich unserem allgemein benutzten dekadischen Zahlensystem anschließt, und zweitens weil es nicht spezifisch französisch ist, indem seine Einheit aus den Abmessungen der ganzen Erde hergenommen war. An das dekadische System der Maße und Gewichte hat sich das auf gleicher Grundlage beruhende System der elektrischen und magnetischen Einheiten als internationales Eigentum angeschlossen, das sich beständig nach anderen Seiten, z. B. dem Licht, erweitert. Man darf mit so großer Sicherheit, als sie überhaupt in menschlichen Dingen erreicht werden kann, voraussagen, daß dieses System in aller Zukunft immer nur erweitert, nicht aber durch ein auf andere Einheiten gestütztes verdrängt werden wird. Hätte man dem System irgendeine nationale Einheit, das englische Yard oder die französische Toise zugrunde gelegt, so wäre eine solche Entwicklung nicht möglich gewesen, allein aus dem Grunde, weil die natürliche Eifersucht der anderen Nationen die allgemeine Annahme einer bestimmten nationalen Einheit um so sicherer verhindert hätte, je mehr die wechselseitige Bedeutung der verschiedenen großen Staaten sich infolge des europäischen, beziehungsweise des Weltgleichgewichtes der Gleichheit annähert.

Mir scheint, als wenn derartige Erwägungen dem Scharfsinne meines verehrten Kollegen Diels nicht ganz entgangen wären, denn

Digitized by Google

bevor er das Problem der Weltsprache in seiner Weise durch den Vorschlag des sprachlichen Dreibundes gelöst hat, empfand er das Bedürfnis, sich mit einem anderen Lösungsversuch auseinanderzusetzen, dem gerade jener als notwendig erkannte Vorzug der Neutralität oder Internationalität zukommt. Es handelt sich um den Vorschlag, an Stelle der nationalen natürlichen Sprachen eine neutrale künstliche zur Weltsprache zu machen. Allerdings nicht in solchem Sinne, daß künftig nur diese eine Sprache für die gesamten Bedürfnisse der Menschheit dienen soll. Sondern nur in solchem Sinne, daß diese neutrale Sprache ausschließlich für die internationalen Bedürfnisse der Menschheit benutzt werden soll. Während nach wie vor jedermann vor allen Dingen seine Muttersprache lernt, soll er in der Volksschule daneben das Einmaleins, die Grundzüge der Naturkunde und die Grammatik der allgemeinen Hilfssprache nebst einem kleinen Wörterschatz lernen. Gemäß dem Umfange seiner künftigen internationalen Beziehungen wird dann der heranwachsende Schüler diesen Wörterschatz mehr oder weniger bereichern, so daß ihm tatsächlich nunmehr die ganze Welt offenstehen wird.

Was die Ausführung dieses Planes bedeuten würde, brauche ich an dieser Stelle nicht im einzelnen darzulegen. Nicht nur die Wissenschaft ist heute international, noch mehr sind es Handel und Verkehr geworden. Das Leben jedes einzelnen unter uns ist in der verwickeltsten und einschneidendsten Weise durch Geschehnisse bedingt, die weit draußen in der Welt vor sich gehen. Wenn „hinten weit in der Türkei die Völker aufeinander schlagen", so liefert dies nicht nur den Stoff zum Gespräch an Sonn- und Feiertagen, sondern ein jeder von uns fühlt das an irgendeiner Stelle seines eigenen Leibes, daß der einzelne Mensch nicht mit seiner Haut aufhört, sondern eine Zelle in einem riesigen Organismus ist, von dem kein Teil leiden kann, ohne daß jeder andere mit beeinflußt wird. Wie aber ein Organismus nicht dauernd lebensfähig bleiben kann, wenn nicht sein Nervensystem glatt und regelmäßig funktioniert, so wird das Leben der Menschheit durch die Mittel des Verkehrs, des gegenseitigen Austausches der materiellen wie geistigen Güter, bedingt. Von allen Verkehrsmitteln ist das wichtigste aber die Sprache. Die biblische Geschichte vom Turmbau zu Babel veranschaulicht uns auf das lebhafteste, wie allein durch die Störung dieses Verkehrsmittels, während alle übrigen Bedingungen dieselben bleiben mögen, die Möglichkeit einer gemeinsamen Arbeit so völlig zerstört werden kann, daß auch nicht einmal der Versuch zu ihrer Fortsetzung mehr gemacht wird. Und in unserer eigenen Zeit haben wir mehrfach beobachten können, wie führende Nationen ihre Führerschaft verloren, nur weil sie im Gefühle ihrer Superiorität versäumten, fremde Sprachen zu lernen und die fremde Arbeit auf ihrem Herrschaftsgebiete zu beachten. Sie sind im Wettbewerb denen unterlegen, welche durch genügende Sprachkenntnisse sich das von anderen Geleistete zugänglich machten und es durch ihre eigene Arbeit vermehrten.

Hierüber brauche ich nichts mehr zu sagen, denn hierüber herrscht Einigkeit in allen Lagern. Uneinigkeit besteht nur und ausschließlich in der Frage, wie die sprachliche Einigkeit erzielt werden soll. Daß in dieser sehr weltlichen Angelegenheit eine sprachliche Dreieinigkeit nicht des Rätsels Lösung ist, glaube ich bereits gezeigt zu haben. Gerade durch die Wahl von drei Sprachen wird die Schwierigkeit nur verdreifacht, sowohl was die Aneignung für den einzelnen wie die Durchführung gegenüber der Allgemeinheit anlangt. Auch macht Professor Diels keinen Einwand dagegen geltend, daß eine Sprache für den Zweck sehr viel besser wäre als drei, sondern seine Einwände gegen die künstliche Hilfssprache beschränken sich auf Äußerungen eines Gefühls, das ich im Anschluß an ein eben gebrauchtes Zitat mit den Worten ausdrücken möchte: „Nein, er gefällt mir nicht, der neue Bürgermeister!" Und daß er täglich dreister wird, gefällt meinem verehrten Kollegen gleichfalls nicht.

Dieser neue Bürgermeister ist die künstliche Sprache Esperanto. Nachdem bereits durch das Volapük bewiesen worden war, daß trotz aller Einwendungen der Philologen eine Sprache sich künstlich herstellen läßt, derart, daß Angehörige ganz verschiedener Nationen auf Grund ihrer Kenntnis frei miteinander verkehren können, hat der Scharfsinn der Erfinder nicht geruht, und wir besitzen schon eine ganze Auswahl künstlicher Sprachen, die alle mehr oder weniger für den Zweck des internationalen Verkehrs

Digitized by Google

geeignet sind. Von diesen zählt zurzeit Esperanto bei weitem die meisten Anhänger. Auf zwei Kongressen, 1905 in Boulogne und 1906 in Genf, ist das Experiment des internationalen Verkehrs auf Grund des Esperanto gemacht worden; zwanzig und mehr verschiedene nationale Sprachen waren in den mehr als tausend Teilnehmern jedes dieser Kongresse vertreten, von denen bei weitem die meisten die Sprache aus dem Lehrbuche und nicht durch mündlichen Unterricht erlernt hatten, und das Ergebnis war so gut, daß es nicht besser sein konnte. Selbst die naheliegende Furcht, daß die Engländer ihre gewöhnliche Mißhandlung der Vokale auch in das Esperanto übertragen würden, erwies sich als unbegründet; die Teilnehmer versichern, daß sie in den meisten Fällen aus dem Sprachklang nicht einmal hätten erkennen können, welcher Nation der Sprecher angehörte. Also davon, daß die Sprache ein Organismus sei, und daß man sie daher nicht künstlich erzeugen könne, kann gar nicht mehr die Rede sein. Diese Fabel ist ebenso durch die Tatsachen berichtigt worden, wie die Lehre von der Lebenskraft ihrerzeit durch die Tatsachen berichtigt worden ist. Nachdem Wöhler die erste organische Verbindung künstlich hergestellt hatte, glaubte selbst ein Mann von der Bedeutung Louis Pasteurs noch behaupten zu können, daß wenigstens optisch aktive chemische Verbindungen nicht künstlich hergestellt werden könnten: dieses Geheimnis sei der Natur vorbehalten. Heute werden nicht nur solche optisch aktive Stoffe künstlich hergestellt, sondern wir wissen sogar voraus, ob ein noch gar nicht existierender Stoff, wenn er einmal hergestellt sein wird, die Eigenschaft der optischen Aktivität besitzen wird oder nicht. Und selbst die geheimnisvollste aller Lebenserscheinungen, die so recht eigentlich im Mittelpunkte der Lebenstätigkeit stehende Befruchtung des reifen Eis, mit welcher dieses zur Entwicklung eines neuen, selbständigen Lebewesens angeregt wird, läßt sich künstlich durch rein anorganische Beeinflussungen hervorrufen, wie es uns die bahnbrechenden Forschungen von Jaques Loeb gezeigt haben. Wie sollen wir derartigen Erfolgen gegenüber verzagen, ein Gebilde herzustellen, wie es eine Sprache ist, ein Gebilde, welches auch in der gegenwärtigen enthält? Es ist, wie Herr Professor Diels selbst bemerkt, ganz natürlich, daß den Naturforschern ein solches Unternehmen leichter erscheint als den Philologen; haben doch die letzteren sich immer wieder nur mit der Untersuchung des Vorhandenen, nie aber mit der Gestaltung des Neuen befaßt, während es dem Naturforscher die erste wissenschaftliche Regel ist, das, was er geistig konstruiert hat, experimentell auf seine Wirklichkeit und Brauchbarkeit zu untersuchen. Aber wenn der Philologe noch so oft erklärt, es ginge nicht, so möchte der Naturforscher doch erst den experimentellen Beweis dafür sehen. Er wagt es nicht nur, verständig zu probieren, er hält es vielmehr für seine Pflicht, nicht eher zu urteilen, als bis er verständig probiert hat. Und siehe da: das Experiment ist angestellt und wiederholt worden, und die „Retortensprache" ist da, ebenso wie der künstliche Zucker und der künstliche Indigo. Und ebenso wie der künstliche Indigo sich vom natürlichen nur dadurch unterscheidet, daß er sehr viel reiner und besser ist als der natürliche, so ist die künstliche Sprache einfacher und zweckmäßiger als jede natürliche.

Die Entwicklung hat tatsächlich hier in ganz ähnlicher Weise stattgefunden wie in der Chemie, und der Ausdruck „Retortensprache", den Professor Diels als gefühlsmäßiges Argument gegen jene Bestrebungen benutzt hat, wird später als ein Lob empfunden werden. Während nämlich die gegenwärtige anerkannte Philologie noch ganz und gar im analytischen Stadium verblieben ist, haben jene verwegenen Dilettanten, welche versucht haben, eine künstliche Sprache zu gestalten, nichts anderes getan, als die notwendige Ergänzung der analytischen Philologie, die synthetische Philologie, ins Leben zu rufen. Eine solche Synthese ist möglich, da sie wirklich ist, denn es gibt künstliche Sprachen, wie z. B. das Esperanto, welche durchaus als lebende Sprachen anerkannt werden müssen, da sie dem regelmäßigen Verkehr einer sehr großen Anzahl von Menschen dienen. Die scheinbar unmögliche Synthese der Sprachen aber verdankt ihre Möglichkeit einer klaren, naturwissenschaftlich-logischen Erkenntnis vom Wesen der Sprache selbst. Auf Grund einer solchen Erkenntnis ist dann die Ausführung des Werkes nicht mehr allzu schwer.

Digitized by Google

vollem Recht als grundlegend für die ganze Angelegenheit ansieht, vor denen er aber wegen ihrer Schwierigkeiten Halt macht, da sie in der das Innerste der ganzen Sprachwissenschaft, ja bis in die tiefsten Tiefen der menschlichen Erkenntnis hinabführen. Ich kann mich nicht vermessen, in diesen tiefsten Tiefen heimisch zu sein; aber ich wage als Naturforscher, es verständig zu probieren, wie weit ich nach dieser Richtung vordringen kann, und, soviel ich erkenne, ist dies große Problem, wie alle großen Probleme, seiner Natur nach einfach genug.

Was ist das Wesen und der Zweck der Sprache? Die Antwort ist: *eine eindeutige Zuordnung von Begriffen und Zeichen.* Und zwar handelt es sich um *zwei* Zuordnungen zwischen *drei* Mannigfaltigkeiten: den *Begriffen* sind einerseits *Laute*, anderseits *sichtbare* Zeichen zugeordnet, so daß die *gesprochene* und die *geschriebene* Sprache entstehen. Wenn ich den Laut *rot* ertönen lasse, so wird jeder, der Deutsch versteht und nicht blindgeboren ist, eine ganz bestimmte Gruppe von Erinnerungsbildern in seinem Geiste hervorgerufen finden, und er wird, wenn ich ihm einen bestimmten Gegenstand zeige, sagen können, ob dieser Gegenstand den durch den Laut „*rot*“ hervorgerufenen Erinnerungen, d. h. dem *Begriffe rot*, entspricht. Das gleiche wird eintreten, wenn anstatt des Lautes *rot* die entsprechenden Zeichen von einem des Lesens Kundigen erkannt werden. Endlich wird zufolge dem Gesetz, daß, wenn eine Mannigfaltigkeit einer zweiten und diese einer dritten eindeutig zugeordnet ist, auch die erste der dritten in gleicher Weise sich als zugeordnet erweist, auch der Anblick des Zeichens *rot* den zugehörigen Laut und ebenso das Hören des Lautes die Herstellung der entsprechenden Zeichen anregen. Alle Sprachen, in dem weitesten Sinne, den man sich erdenken mag, stellen sich als solche Zuordnungen heraus, und *somit kann man eine Sprache ganz allgemein als eine Zuordnung von bestimmten Zeichen zu Begriffen definieren.*

Damit nun eine solche Zuordnung ihren Zweck erfüllt, nämlich den gemeinten Begriff durch das Zeichen ausreichend und unzweideutig zu bestimmen, muß die Zuordnung, wie es die Wissenschaft nennt, *eindeutig* sein. Das heißt, ein jeder Begriff soll nur *ein einziges Zeichen* haben, und ein jedes *Zeichen* soll nur *einen einzigen Begriff* haben. Die grundlegende Bedeutung dieser Regel leuchtet alsbald ein, da ohne sie der Zweck der Zuordnung verfehlt würde. In sehr vollkommener Weise ist diese Bedingung beispielsweise bei der Zahlensprache, beziehungsweise der Zahlenschrift erfüllt. Die *vollkommenste* Mannigfaltigkeit ist hier das *geschriebene* Zahlensystem; hier ist die Zuordnung zwischen dem Begriff und dem Zeichen ganz und gar eindeutig, indem jede Zahl nur ein ganz bestimmtes Zeichen und jedes Zeichen nur eine ganz bestimmte Zahlenbedeutung hat. Schon bei den *gesprochenen* Zahlen wird der Grundsatz nicht ganz streng gehandhabt: die Zahl 1253 kann eintausendzweihundertdreiundfünfzig oder auch zwölfhundertdreiundfünfzig gelesen werden; es sind also zwei *verschiedene* Lautzeichen dem gleichen Zahlbegriff und der gleichen *geschriebenen* Zahl zugeordnet. In der Telephon- und in der Droschkensprache sagt man sogar zwölfdreiundfünfzig. Offenbar ist eine solche mehrfache Darstellung desselben Begriffes ein methodischer Fehler, da sie das Gedächtnis belastet, ohne irgendeinen Gewinn zu bringen; insofern sie das Prinzip der eindeutigen Zuordnung verletzt, muß sie sogar als ein fundamentaler Fehler bezeichnet werden.

Ähnliche eindeutige Zuordnungen finden sich in den *mathematischen Formeln*, den *chemischen Zeichen* und in verschiedenen anderen Hilfsmitteln der Wissenschaft und Kunst. Einen sehr lehrreichen Fall bildet die *musikalische Notenschrift*. Sie ist insofern nicht ganz vollkommen, als durch den Gebrauch der verschiedenen *Schlüssel* das gleiche Notenzeichen verschiedene Töne bezeichnet, und jeder Musiker weiß, daß gerade diese Eigentümlichkeit den Gebrauch und das Lesen der Notenschrift erschwert. Aber im übrigen ist die Zuordnung eine sehr vollkommene, und der Umstand, daß wir etwa eine neue Partitur von Richard Strauß nach Boston schicken können und sicher sind, daß sie in den dortigen Symphoniekonzerten völlig sachgemäß aufgeführt werden wird, beweist, wieviel in Worten gar nicht Aussprechbares sich durch diese gänzlich *künstliche* Sprache übertragen läßt. Ich lege auf dieses Beispiel besonders deshalb ein großes Gewicht, weil die Gegner der künstlichen Sprachen (im engeren Sinne) immer behaupten, daß sich die

Digitized by Google

feineren geistigen Dinge nicht so weit schematisieren ließen, um eine sinn- und sachgemäße Übertragung auf ein künstliches System zu gestatten. Hier handelt es sich um die fortgeschrittensten Regungen der künstlerischen Schöpferkraft, die mit völliger Sicherheit dem mechanischen und künstlichen Zeichensystem der Notenschrift anvertraut werden können, ohne daß es einem Musiker in den Sinn kommt, daß er durch die Anwendung dieser gesetzmäßigen künstlichen Zeichen dem geistigen Inhalte seiner Kunst irgendwie zu nahe treten könnte.

Wie steht es nun mit diesen grundlegenden Forderungen bei den natürlichen Sprachen? Eine kleine Untersuchung zeigt alsbald, daß das Urteil nicht anders lauten darf als recht schlecht. Wenn ich im Deutschen beispielsweise „Ton" sage, so weiß zunächst niemand, ob ich darunter das verstehe, woraus man Musik macht, oder das, woraus man Töpfe macht. Hier sind zwei ganz verschiedene Begriffe zu dem gleichen Laut und, gemäß der neuen Rechtschreibung, auch zu demselben Zeichen geordnet. Anderseits bedeuten die beiden Wörter Onkel und Oheim genau denselben Begriff. Gleiche Mehrdeutigkeiten und Überbezeichnungen finden sich in jeder natürlichen Sprache, meist sehr zahlreich, so daß keine von ihnen auch nur annähernd die theoretische Forderung erfüllt, die wir an eine gute Sprache stellen müssen.

Noch schlimmer steht es mit der Zuordnung zwischen Zeichen und Laut. Hier sind allerdings die verschiedenen Sprachen sehr verschieden gut entwickelt. Während Italienisch die eindeutige Zuordnung sehr weitgehend durchgeführt hat, mit anderen Worten eine fast rein phonetische Rechtschreibung besitzt, sind wir im Deutschen noch ziemlich weit davon entfernt, wiewohl wir uns mit schnellen Schritten, die durch die amtlichen Rechtschreibungserlasse gekennzeichnet werden, dem Ideal der phonetischen Rechtschreibung nähern. Daß diese Bewegung von ihren Führern bewußt verfolgt wird, sichert ihre Vollendung in absehbarer Zeit, womit ein erheblicher Fortschritt zur Verbesserung unserer Muttersprache geschehen sein wird Bekanntlich ist von allen Sprachen die unvollkommenste in dieser Beziehung die ana-

haupt nicht die Rede, denn die Sprache besitzt beispielsweise mindestens dreimal mehr verschiedene Vokale als Zeichen dafür. Bekanntlich beruht die wesentlichste Schwierigkeit für die Erlernung dieser in anderer Beziehung sehr gut entwickelten Sprache in dem Mangel an eindeutiger Zuordnung, und diese Schwierigkeit besteht für das englische Kind ebenso wie für den Fremden, der als Erwachsener die Sprache lernt. In Amerika ist soeben eine Bewegung entstanden, die Schreibweise besser mit der Aussprache in Einklang zu bringen. Man darf kaum erhebliche Hoffnung auf Erfolg in dieser Richtung hegen, weil gerade die Schreibweise des Englischen viel konsequenter ist als seine Aussprache und daher die Änderung der ersteren zugunsten der letzteren eine Verschlechterung der logischen Seite der Sprache bedeuten würde. Auch hat die für den gleichen Zweck schon seit längerer Zeit in London bestehende Vereinigung bisher keinen erheblichen Erfolg erzielen können.

Endlich verlangt die Eindeutigkeit der Zuordnung, daß ein jeder Begriff sprachlich im Satze nur einmal und nicht wiederholt ausgedrückt wird. Auch diese Forderung findet sich in den natürlichen Sprachen nicht erfüllt. Herr Professor Diels wirft beispielsweise dem Esperanto vor, daß das Eigenschaftswort stets eine andere Endung hat als das Hauptwort, dem es zugeordnet ist, denn jenes endet auf a, während dieses auf o endet. Der Vorwurf beweist nur, daß dem verdienten Philologen die Fehler der natürlichen Sprachen so gewohnt geworden sind, daß er sie für Vorzüge hält. Im Lateinischen, Deutschen, Italienischen (aber nicht im Englischen!) muß, falls das Hauptwort im Plural steht, auch eine ganze Reihe zugehöriger Wörter, wie der Artikel, das Eigenschaftswort, das Zeitwort gleichfalls den Plural ausdrücken. Dies ist zunächst überflüssig, weil keine dieser mehreren Formen den Begriff klarer oder bestimmter macht. Da es überflüssig ist, ist es auch schädlich, denn daher rühren bei weitem die meisten Fehler beim Gebrauch der Sprache, wie jeder weiß, der fremdsprachige Leistungen auszuführen oder zu korrigieren hat. Wir haben also die wunderliche Tatsache, daß die große [illegible]

Digitized by Google

Zweck und Nutzen hat. Es ist, als wenn wir unsere Sitzgelegenheiten eigensinnig nur aus unbehauenen Baumstämmen herstellen wollten, trotz der Unbequemlichkeiten, die eine solche Bank verursacht, weil gehobelte Bretter oder Lederpolster nur auf künstliche Weise hergestellt werden und nicht ohne unser Zutun organisch entstehen wollen.

Ich will gar nicht erst von den gänzlich bedeutungslos gewordenen drei Artikeln im Deutschen reden, die jedem Fremden eine nahezu unüberwindliche Schwierigkeit in unserer Sprache ausmachen, ohne das geringste Äquivalent an Klarheit oder Sinn für die Beanspruchung des Gedächtnisses zu liefern.

Diese Betrachtungen, die ich beliebig lange ausspinnen könnte, beweisen, daß unsere natürlich entstandenen Sprachen dem theoretischen Ideal einer Sprache sich ebensowenig annähern, wie etwa eine natürlich entstandene Felsgrotte sich dem Ideal einer menschlichen Wohnung annähert. Ob allerdings nach der Erkenntnis des Fehlers auch seine Verbesserung gesichert ist, kann nicht ohne weiteres gesagt werden. Hier kommen alle die Faktoren in Betracht, die Professor Diels so eindringlich bezüglich des Wachstums und der Umbildung der natürlichen Sprachen dargelegt hat. Ich glaube allerdings, daß es leichter gehen wird, als er annimmt, weil mit der theoretischen Klarheit über Zweck und Ziel der Sprachentwicklung, die wir durch die Zuordnungstheorie gewonnen haben, auch die Bereitwilligkeit zur Vornahme von Abänderungen im Sinne der Zweckmäßigkeit in den maßgebenden Kreisen wachsen wird. Aber dies ist in jedem Fall ein äußerst langsamer Prozeß, der eine Reihe von Generationen erfordert. So lange können die dringenden internationalen Interessen nicht warten.

Es bleibt also auch von dieser Seite nichts anderes übrig, als durch eine künstliche Sprachbildung alle die Fehler und Schwierigkeiten der natürlichen Sprachen zu vermeiden. Daß dies möglich ist, lehrt unter anderen die künstliche Sprache Esperanto. Sie hat wie das Englische nur einen Artikel, der sich weder mit dem Geschlecht, noch mit der Zahl ändert. Das Hauptwort ändert sich nur mit der Zahl und mit dem Unterschiede zwischen Subjekt und Objekt; es hat mit anderen Worten eine Form für den Plural und eine für den Akkusativ. Das Zeitwort ändert sich nur mit der Zeit, da die Zahl durch das Hauptwort und die Person durch das Fürwort ausgedrückt wird. Alle Redeteile werden durch bestimmte Endungen gekennzeichnet, so daß syntaktische Regeln so gut wie überflüssig sind; denn da die gegenseitige Beziehung der Wörter bereits durch die Endungen ausgedrückt wird, kann ihre Aufeinanderfolge beliebig frei bleiben, da sie nichts mehr zum Ausdruck zu bringen hat. Jeder Gedanke wird nur einmal ausgedrückt, so daß Zuordnungsfehler nicht vorkommen können. Endlich ist das Wörterbuch so gewählt, daß gleichlautende Wörter für verschiedene Begriffe ebenso vermieden sind wie verschiedene Wörter für den gleichen Begriff. Hierdurch ist es unter anderem unmöglich, im Esperanto einen Kalauer zu machen, und den Gegnern der künstlichen Sprachen bleibt die Genugtuung, daß diese Geistesblüten ausschließlich den natürlichen Sprachen auch für alle Zukunft vorbehalten bleiben.

Durch diese wenigen einfachen Grundsätze ist es möglich geworden, die Grammatik des Esperanto so einfach zu gestalten, daß man sie in einer Viertelstunde auswendig lernen kann. Ausnahmen gibt es natürlich keine und daher auch keine entsprechenden Fehlermöglichkeiten. Dagegen muß noch als ein besonderer Vorzug hervorgehoben werden, daß die im Griechischen und im Deutschen so äußerst wertvolle Bildungsmöglichkeit neuer Wörter durch Zusammensetzung sowie durch bestimmte Vor- und Endsilben in weitem Umfange auch dem Esperanto zugute gemacht worden ist. Auch hier ist es möglich gewesen, die natürlichen Vorbilder auf künstlichem Wege zu übertreffen. Denn während in den natürlichen Sprachen keineswegs alle derartigen Ableitungen, die formal möglich sind, auch von dem Geiste der Sprache, d. h. von der eben herrschenden Gewohnheit, zugelassen werden, gestattet Esperanto grundsätzlich jede regelmäßige Ableitung und Zusammensetzung. Man braucht nur einen Augenblick über die Folgen dieses Grundsatzes nachzudenken, um dessen innezuwerden, wie außerordentlich die Sprache an Reichtum und Vollständigkeit für jede mögliche Gedankenschattierung hierdurch gewinnt. Es besteht daher für mich kein Zweifel, daß gerade für den Ausdruck wissenschaftlicher und philosophischer Arbeit eine rationelle künstliche Sprache jeder natürlichen ebenso

Digitized by Google

überlegen ist, wie ein Automobil dem Fußgänger überlegen ist.

Ebenso wie die Lokomotive die Postkutsche und ihre Poesie verdrängt hat, so hat jede andere Entwicklung der modernen Kultur gewisse Zusammenhänge zerstört, mit denen wir gewohnt waren, gefühlsmäßige Werte zu verbinden. So geht es uns heute auch mit der Sprache. Die nüchterne Analyse, wie sie die Wissenschaft fordert, darf in ihr nicht etwas Unnahbares sehen, sie darf weder künstlerische noch Pietätsrücksichten walten lassen, wenn es sich darum handelt, ein objektives Urteil über ihre Natur und Leistungsfähigkeit zu gewinnen. Dem Arzte verzeihen wir es ohne Frage, wenn er den höheren Zwecken, denen er dient, die Rücksichten und Feinfühligkeiten des gesellschaftlichen Verkehrs zum Opfer bringt. So dürfen wir nicht, wie Professor Diels es tut und fordert, in der Sprache etwas Heiliges sehen, „so daß wir unwillkürlich wie vor einem Frevel vor dem Wagnis zurückscheuen, die still wirkende Natur der Sprache durch solche Treibhauskünsteleien zu vergewaltigen". Die „still wirkende Natur" bringt den Kranken einem qualvollen Ende entgegen, und nur die Ärzte, die seinerzeit den Frevel wagten, diese Natur mit Messer und Säge zu vergewaltigen, haben der Menschheit Heil gebracht, nicht aber die, denen der menschliche Leib etwas zu Heiliges war, um solche rohe Mittel daran zu versuchen. So müssen wir uns auch über derartige Gefühle hinwegsetzen, wenn wir der Menschheit Heilung von ihrer langen Krankheit der geistigen Zerrissenheit schaffen wollen. Ich muß es ganz und gar ablehnen, Gründen ästhetischer und gefühlsmäßiger Natur irgendwelches Gewicht in dieser Frage einzuräumen, wo größere Schätze auf dem Spiele stehen als zufällige Gewohnheiten und daran geknüpfte unkontrollierte Gefühle.

Zum Schluß bleibt mir nur noch übrig, zu berichten, wie weit die Gedanken, durch eine neutrale künstliche Hilfssprache das größte Hindernis zu beseitigen, das heute noch der geistigen Verbindung der gesamten Menschheit im Wege steht, praktischen Erfolg gehabt hat. Wir müssen hier zwei Fragen unterscheiden, die allgemeine und die besondere. Für die allgemeine Frage, ohne Entscheidung für eine bestimmte unter den vielen künstlichen Sprachen, wirkt seit 1900 eine in Paris verwaltete internationale Kommission, die Delegation zur Annahme einer internationalen Hilfssprache. Diese Delegation hat zunächst den Gedanken verbreitet und Zustimmungen gesammelt. Gegenwärtig haben etwa zweihundertvierzig Vereine aller Art, wissenschaftliche Körperschaften und Touristenklubs, Handelskammern und medizinische Gesellschaften, deren Mitgliederzahl nach vielen Tausenden zählt, sich grundsätzlich für die Ziele der Delegation erklärt. Ebenso ist die Zustimmung von rund tausend Gelehrten der ganzen Welt gewonnen worden, wobei es sich ausschließlich um Mitglieder von Universitäten und ähnlichen Anstalten sowie wissenschaftlichen Akademien handelt. Diese internationale Kommission beabsichtigt, in naher Zukunft Schritte zu tun, um durch eine internationale Körperschaft geeigneter Art die Untersuchung und Feststellung der empfehlenswertesten künstlichen Sprache in die Wege zu leiten. Es ist hierbei gedacht, daß diese Körperschaft einen permanenten Arbeitsausschuß bildet, welcher nach erfolgter Wahl die notwendige Fortentwicklung der internationalen Hilfssprache (z. B. in der Feststellung neuer technischer und wissenschaftlicher Fachausdrücke) dauernd sichert, ebenso wie das internationale Bureau der Maße und Gewichte in Sèvres die Pflege und Entwicklung des metrischen Systems dauernd sichert. Dadurch soll die Konkurrenz der verschiedenen Systeme, die sich stets als so gefährlich für die allgemeine Durchführung derartiger Dinge erwiesen hat, geordnet und nach sachgemäßer Betätigung späterhin ausgeschaltet werden. Dieser Plan ist in jeder Beziehung praktisch, denn er beruht auf den Erfahrungen, welche in weniger umfangreichen internationalen Angelegenheiten (z. B. dem elektrischen Maßsystem) gemacht worden sind. Um ihn erfolgreich durchzuführen, ist ein möglichst umfassender Anschluß führender Männer und Körperschaften erforderlich.

Aus den Erfahrungen, die ich seit einer Reihe von Jahren bei der Propaganda für diese Gedanken gemacht habe, mußte ich indessen entnehmen, daß für die meisten meiner Hörer diese allgemeine Sache ein wenig zu abstrakt war. Insbesondere in Amerika, wo ich bei weitem meine größten Erfolge erzielte, gewann ich die Teilnahme erst dadurch, daß ich gleichzeitig mit dem allgemeinen Plan das konkrete Beispiel einer künstlichen

Digitized by Google

Sprache, das Esperanto, vorführte. So gelang es, innerhalb sechs Wochen etwa hundert lokale Esperantogesellschaften über die ganze Union zu gründen. Esperanto als Beispiel habe ich gewählt, weil diese Sprache nicht nur eine der allerbesten künstlichen Sprachen ist, die je erfunden worden sind, sondern weil sie auch, offenbar wegen ihrer inneren Vorzüge, bei weitem die größte Verbreitung gefunden hat. Es ist sehr schwer, sichere Zahlen zu sammeln, aber ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich von einer Drittel- bis halben Million Esperantisten spreche, die über die ganze Welt zu finden sind. Um denjenigen unter Ihnen, die noch nichts von Esperanto wissen, eine Vorstellung davon zu geben, will ich Ihnen ein Stückchen Esperantotext vorlesen. Sie werden ihn alle verstehen, auch wenn Sie vorher nie ein Wort Esperanto gehört haben.

„La internacia lingvo Esperanto estas facile lernebla eĉ de la personoj nemulte instruitaj. Unu horo sufiĉas generale por lerni la tuton gramatikon, kelkaj tagoj por legi, kelkaj semajnoj por skribi, kelkaj monatoj por paroli. Esperanto estas efektive simpla, fleksebla, belsona kaj internacia per siaj elementoj; kun malgranda kvanto da radikoj oni povas fari tre grandan nombron da vortoj dank' al la praktika sistemo de prefiksoj kaj sufiksoj. Tiu ĉi linguo perfekte taugas por la internaciaj rilatoj, eĉ por la literaturo kaj por la poezio. Esperanto helpos mirinde la sciencojn la komercon, la vojagojn."

Ich habe, wenn ich neben der allgemeinen Frage der Weltsprache auch die besondere des Esperanto behandelte, immer betont, daß eine Entscheidung der internationalen Delegation für oder gegen Esperanto weder gefallen ist, noch zurzeit getroffen werden kann; das verbietet zunächst das Programm dieser Kommission. Ich habe es aber persönlich stets mehr und mehr für wahrscheinlich gehalten, daß die Entscheidung auf Esperanto fallen wird. Man braucht nicht erst darzulegen, daß diese Wahrscheinlichkeit in dem Maße wächst, wie die Anzahl der Esperantisten und ihr Einfluß bis zu dem Zeitpunkte zunimmt, wo die Wahl getroffen werden wird. Ich bin nicht der Meinung, daß Esperanto unverbesserlich ist, aber ich muß die Weisheit seines Erfinders, Dr. Samenhof, anerkennen, daß er durchaus keine Änderung gestattet, solange nicht eine allgemein anerkannte Körperschaft vorhanden ist, welche die nötige Autorität besitzt, um etwaige Änderungen allgemein durchzuführen.

Doch dies sind spätere Sorgen. Die Hauptsache ist, daß sich allgemein die Überzeugung verbreitet, daß die Weltsprachenangelegenheit nicht ein Traum einiger phantastischer Köpfe ist, sondern in nüchtern wissenschaftlich-technischer Weise als ein Problem betrachtet werden muß, zu dessen Lösung jetzt die Zeit gekommen ist, weil die Notwendigkeit dazu daist. An dem unabsehbaren Segen, welchen ein derartiges großartiges Friedenswerk mit sich bringen würde, zweifelt ja niemand; der Zweifel bezieht sich immer nur auf die Ausführbarkeit. Ich hoffe, in überzeugender Weise nachgewiesen zu haben, daß die Ausführung durchaus im Bereich unserer Kräfte liegt. Wenn es mir gegönnt sein sollte, diesen großen Augenblick noch zu erleben — und ich arbeite in der fröhlichen Hoffnung, daß ich ihn erleben werde —, so werde ich mich überreich belohnt fühlen für den Aufwand von Energie, den ich dieser großen Sache gewidmet habe und noch weiterhin zu widmen bereit bin.

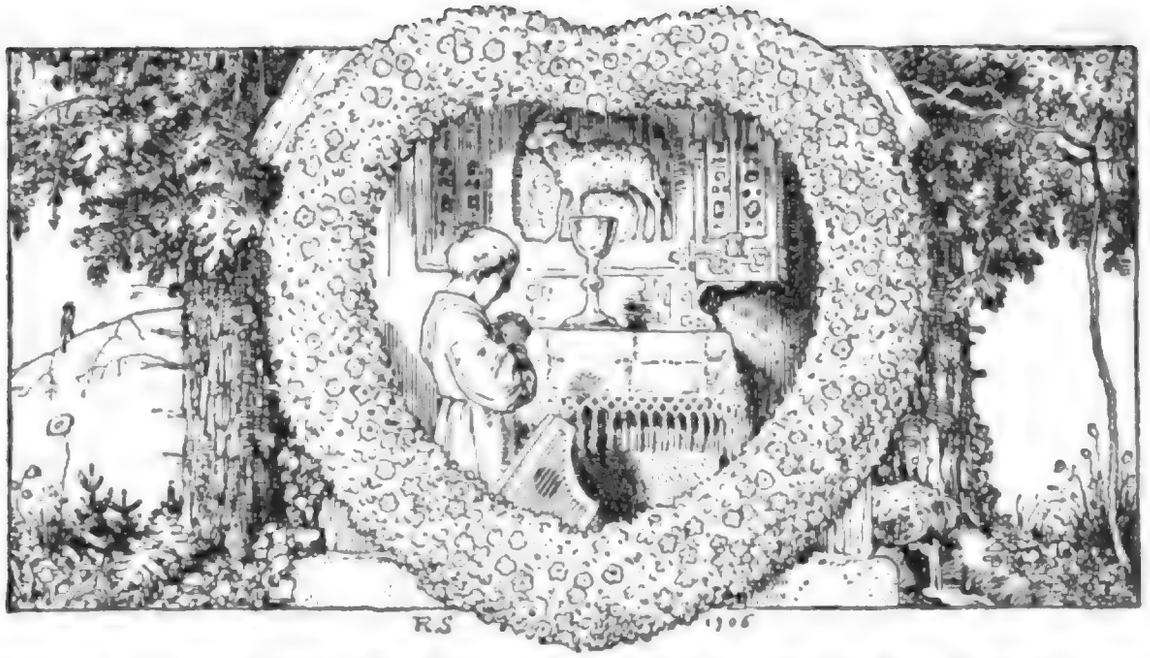
Der Teppich der Erinnerungen

Wo sind die Tage hin, die müdgequälten,
Die Sonnenstunden wo, die ungetrübten,
Die Träume all, die ich ans Licht gehoben,
Des Lebens Teppich, den ich stolz gewoben,
Drauf Könige, Helden Wundertaten übten,
Göttinnen sich den Sterblichen vermählten,
Der bunte Schein der Dinge sich entrollte —
Wo ist das Leben, das ich leben wollte?

Ich sah das Rad des Schicksals steigen, fallen,
Sah Unersetzliches zu Staub verwehen,
Der Tage Wandel, Altern und Vergehen.
Wie am zerschliss'nen Wandbehang die Zeichen
Uralter Fabeln morsch und fahl verbleichen,
Hör' meines Lebens Laut ich leis verhallen.
In Taten formte ich ein heißes Wollen —
Wie bald ist Tat und Wunsch in nichts verschollen.

Arthur von Wallpach

Digitized by Google



Zeichnung von Rudolf Schäfer zu dem Passionslied „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld". (Aus den „Liedern Paul Gerhardts". Mit Bildern von Rud. Schäfer. Gustav Schloeßmanns Verlagsbuchhandlung, Hamburg 1907.)

Paulus Gerhardt

Zu seinem dreihundertsten Geburtstage (12. März 1907)

Von Theodor Kappstein

Paulus Gerhardt ist der bedeutendste Kirchenliederdichter nach Luther. Seine hundertundzwanzig Lieder, die im Jahre 1667 zuerst erschienen, zeigen fast durchweg das Gepräge einer innigen subjektiven Frömmigkeit. Sie sind nicht so lapidar wie des Reformators kirchliche Bekenntnisse in seinen Gesängen, sie sprechen mehr zum Herzen. Wie Gerhardt in seinem Leben eine friedliebende Natur war, so atmen auch seine Lieder den Geist des Friedens. Das fromme Gefühl, das am Anfang des vorigen Jahrhunderts Schleiermacher für das Wesen der Religion erklärte, ist ihre Triebfeder, auf das fromme Gefühl wirken sie noch heute mit unmittelbarer Lebendigkeit. In seinen schönsten Liedern hat er, wie Wilhelm Scherer bemerkte, einen herrlich weichen harmonischen Ton, wobei die friedliche Einstimmung mit Gott alle Worte und Gedanken in ein sanftes Klingen aufzulösen scheint, das uns umgibt wie milde Abendluft. Die Wirkung der Frömmigkeit bildet bei Gerhardt eine sich stets gleichbleibende Heiterkeit des Gemüts; die Freude der Kinder Gottes ist der sittliche Grundcharakter. Gott hat alles weislich geordnet, und Erde und Himmel sind voll seiner Güte. Alles ist voll Sonne, wer sie nur erkennen will. Das Grundübel des Lebens ist die heidnische Sorge, die dem Vater mißtraut. Gerhardt ist unerschöpflich in der freundlichen Zusprache, die auf geduldige Zufriedenheit in allen Lebenslagen hinarbeitet. Der große Zug Luthers, dem die Welt voll Teufel war, und aus dem die Kampflust blitzte, fehlt ihm. Bei Luther erklärte sich die Kirche, ruft die Gemeinde zu Gott, bei Gerhardt redet der einzelne. Seine Lyrik ist nicht mehr Chorpoesie; sie holt aus der Tiefe des individuellen Seelenlebens ihre besten Schätze und ist darum der Anfang der modernen deutschen Lyrik. Was Gerhardt im Geistlichen begann, hat Goethe im Weltlichen vollendet. Er war ein „menschlicher Dichter", der die Empfindungen des pietistischen Christen ebenso verständnisvoll aussprach, wie er die Fest- und Trauertage des Hauses liebevoll miterlebte. Ein großes Bild in der Kirche zu Lübben zeigt ihn mit der Unterschrift „Theologus in cribro Satanae versatus" (ein Theologe, in Satans Siebe gesichtet). Der Teufel des Neuen Testaments spielte in der Vorstellung jener Tage noch eine unheimliche Rolle. Auch in Paul Gerhardts Liedern ist dieser neutestamentliche Teufel der selbstverständliche Gegenpol und Widerpart Gottes.

Digitized by Google

Reine, unverfälschte kirchliche Volkslyrik nennen die strengen Lutheraner Gerhardts Poesie. Den Akzent trägt der Begriff „kirchlich". Aber Gerhardt ist schließlich menschlicher als sie alle, wenn freilich auch nicht eine so urwüchsige Persönlichkeit wie Martinus von Wittenberg.

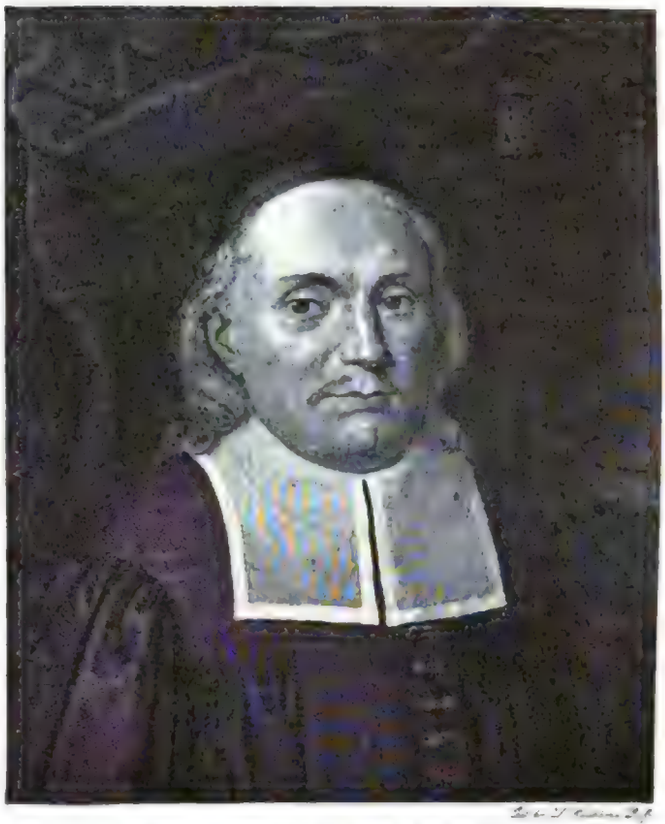
Gerhardts Leben wird durch zwei Ereignisse bestimmt: durch den Dreißigjährigen Krieg und durch seine Berliner Amtsentsetzung. Im kursächsischen Gräfenhainichen am 12. März 1607 geboren als Sohn des dortigen Bürgermeisters, der mit der Tochter des Dresdner Hofpredigers Gallus Döbler verheiratet war, gab Paul Gerhardt auf der Fürstenschule zu Grimma keinen hervorragenden Schüler ab. Aber er hielt sich fleißig und brav und brannte den Magistern nicht durch wie sein älterer Bruder Christian, der „in Ansehung seines hertzlichen Bereuens cum gratia dimittieret" wurde. Es bedarf keines Wortes, daß in dem Schulunterricht die kirchlich gebundene Frömmigkeit mit scharfer Zucht das Zepter führte; doch wurde auch in den alten Sprachen Erhebliches geleistet. Um Neujahr 1628 läßt sich der Student der Gottesgelahrtheit an der Universität Wittenberg inskribieren. Sie zehrte noch von dem Ruhm Luthers und Melanchthons und vertrat nach den schlimmen konfessionellen Zwisten, die in den nachreformatorischen Jahrzehnten — im Gegensatz zu dem konzilianten Melanchthon — den Luther, der die Schweizer nicht verstehen wollte, noch überlutherten, eine gemäßigte Orthodoxie. Wie es kam, daß Gerhardt bis zum Jahre 1643, also wohlgezählte dreißig Semester, „S. S. Theol. Studiosus" bleiben konnte, ist noch nicht aufgehellt. Die Wirren des unheilvollen Religionskrieges hatten an diesem dauerhaften Studiengang zweifellos erheblichen Anteil. Auch ist es wahrscheinlich, daß er, da damals die Predigerstellen zum Teil verwaist waren und die Gemeinden sie wegen der jämmerlichen Finanzen nicht immer neu besetzen konnten, als altes Semester Hilfspredigerdienste geleistet hat; vielleicht war er sogar eine Zeitlang Feldprediger.

Erst mit vierundvierzig Jahren übernimmt Paulus Gerhardt, der in Berlin lebte und wegen seiner geistlichen Lieder (von dem ihm befreundeten Kantor Johann Krüger in seiner Praxis pietatis melica verständnisvoll vertont) großes Ansehen genoß, die Propstei in Mittenwalde. Die Geistlichen der Nikolaikirche, der Gerhardt oft gedient, hatten ihm das Zeugnis geschrieben: „Wir halten Ihrer Christlichen Gemeine eine solche Person für, deren Fleiß und Erudition bekandt, die eines guten Geistes und ungefälschter Lehre, dabei auch eines ehrfriedliebenden Gemüthes und christlich untadelhaften Lebens ist, daher er auch bei Hohen und Niedrigen unseres Ortes lieb und werth gehalten und von Uns allezeit das Zeugniß erhalten wird, daß er auf unser freundliches Ansinnen zu vielen Mahlen mit seinen von Gott empfangenen werthen Gaben um unsere Kirche sich beliebt und wohlverdient gemacht hat." Nach sechs Jahren schon (1657) ist der berühmte Mann Diakonus an der Nikolaikirche in Berlin. Fünf Jahren friedlicher und einflußreicher Tätigkeit folgten die Bitterkeiten des Lehrstreits um die Konkordienformel, also zwischen dem reformierten Kurfürsten und seinem lutherischen Brandenburg.

Als Paul Gerhardt nach Berlin kam, war der Große Kurfürst der regierende Herr im Lande. Wie sein Großvater Johann Sigismund nannte er das reformierte Bekenntnis die „wahre evangelische Religion". Luise Henriette, die reformierte Oranierin, bestärkte ihn als Kurfürstin in den religiösen Eindrücken, die er in der Jugend bei seinem Aufenthalt in den reformierten Niederlanden gewonnen hatte. Die polnische Königskrone schlug er aus, weil sie mit dem Übertritt zur römischen Kirche verknüpft war, und erklärte: „Eine wohlerkannte Religion darf man um alle Kronen der Welt nicht ändern." Im Westfälischen Frieden hatte er den Reformierten gleiche Rechte mit den Lutheranern verschafft. Eine Annäherung der beiden Konfessionen war sein dringender Wunsch. Energisch aber schritt er ein gegen das Verdammen des religiösen Gegners, wie es damals auf den Kanzeln üble Sitte war. Eine Verwilderung des kirchlichen Geschmacks war eingerissen, so daß im Gymnasium zum Grauen Kloster ein Schauspiel von den Schülern aufgeführt werden konnte, das die reformierte Abendmahlslehre mit losem Witz bewarf. Der Kurfürst erneuerte das Edikt Johann Sigismunds (von 1614) durch Verfügung vom Juni 1662; durch Unterschreiben eines Reverses sollten die Geistlichen bei der Ordination sich zum Frieden verpflichten. Die bereits im Amt befindlichen Pastoren sahen sich ohne Unterschrift der gleichen Verfügung unterstellt. Besonders böses Blut machte es,

Digitized by Google

daß bei der Aufzählung der Symbole, zu denen sich der Ordinand bekennen mußte, die Konkordienformel fehlte, die die persönliche Abwehr des Andersgläubigen durch den sogenannten „Nominal-Elenchus" an die Hand gab. Ein Religionsgespräch zwischen beiden Konfessionen schlug fehl. Und zwei Jahre später ging der Kurfürst, der sich über den Widerstand ärgerte, noch einen Schritt weiter: in einem neuen Edikt wurden die Zügel straffer angezogen und alle Pastoren, auch die älteren, zur schriftlichen Unterwerfung genötigt.



PAUL GERHARDT.

Mit seinen Amtsbrüdern zugleich wurde Paul Gerhardt im Februar 1666 seines Amtes entsetzt; die Bemühungen seiner Gemeinde, der Gewerke und des Magistrats blieben vergeblich. Gerhardt war kein Fanatiker, aber doch so überzeugt lutherisch, daß er den Reformierten die Bruderhand nicht reichen mochte. Die Kurfürstin und der Kurfürst selbst bauten ihm goldene Brücken und behandelten ihn sehr freundlich — er fühlte sich in seinem Gewissen gebunden und legte sein Amt nieder. Er hielt die Reformierten nicht für Christen. Das war eine Beschränktheit, die man aus der Zeit heraus verstehen muß. Nannte Gerhardt auch diese schmerzliche Affäre „ein geringes berlinisches Leiden", so nagte es doch an seiner Seele. Schwere häusliche Schicksale kamen hinzu. Als Archidiakonus zu Lübben im Spreewalde hat der Kanzelredner und Liedersänger seine letzten Jahre zugebracht. Erst nach allerlei ärgerlichem Hin und Her konnte er dort einziehen, und recht im Geist jener Tage mußte er sich vor dem Amtsantritt verpflichten, in seinem Hause keinen Bierschank zu halten und seine Gemeinde in Pestilenzzeiten nicht zu verlassen. Am 7. Juni 1676 hat man ihn in der Hauptkirche zu Lübben in der Nähe des Altars beigesetzt.

Liebliches und Wunderliches blüht in Gerhardts Liedergarten. Betrachten wir zuerst die Gesänge, mit denen der geistliche Dichter den Gang des Kirchenjahres begleitet hat. Nur zwei Adventslieder sind von ihm erhalten, das wortreiche und etwas hölzerne: „Warum willst du draußen stehen?", dessen Grundmotiv die herzlichen Worte aussprechen: „Dein Erfreuen ist die Weide, da man allzeit fröhlich ist", und das viel gesungene: „Wie soll ich dich empfangen?" Zion streut Palmen, die Seele grünt in stetem Lob und dient dem hohen Herrn, der Einzug hält. Der Ton freudiger Erwartung schwingt sich durch die Verse: „Seid unverzagt, ihr habet Die Hilfe vor der Tür; Der eure Herzen labet Und tröstet, steht allhier!" Unter den acht Weihnachtsliedern sind wahre Perlen echt germanischer Christfreude. Wer kann widerstehen, wenn der Chor einsetzt: „Fröhlich soll mein Herze springen Dieser Zeit, Da vor Freud' Alle Engel singen!" und, in das Sonnenbild des Psalms (19, 6) gekleidet, das Eintreten Jesu in die Welt geschildert wird:

Heute geht aus seiner Kammer
Gottes Held,
Der die Welt
Reißt aus allem Jammer.
Gott wird Mensch, dir, Mensch, zugute,
Gottes Kind,
Das verbind't
Sich mit unserm Blute.

Digitized by Google

Von eigenartiger Zartheit ist die deutsche Umdichtung des alten Mönchskantus Quem pastores laudavere: „Kommt und laßt uns Christum ehren", doch ist sie nicht frei von sprachlichen Verrenkungen. Reiner wirkt das bedeutende Lied: „Ich steh' an deiner Krippe hier", mit dem Bekenntnis: „Ich lag in tiefster Todesnacht, Du wurdest meine Sonne" und den köstlichen Zeilen:

Ich sehe dich mit Freuden an
Und kann mich nicht satt sehen,
Und weil ich nun nicht weiter kann,
Bleib' ich anbetend stehen.
O, daß mein Sinn ein Abgrund wär'
Und meine Seel' ein weites Meer,
Daß ich dich möchte fassen!

Das eigene Herz bietet der fromme Sinn zur Krippe des Christkindes dar; doch statt des armseligen Heues und Strohes soll der Festgast Samt, Seide und Purpur vorfinden, ja:

Ich will mir Blumen holen,
Daß meines Heilands Lager sei
Auf Rosen und Violen;
Mit Tulpen, Nelken, Rosmarin
Aus frischen Gärten will ich ihn
Von obenher bestreuen.

Das kirchliche Dogma von der Jungfrauengeburt verkündet Paul Gerhardt mit Luthers orthodoxer Gläubigkeit — er kann sogar, im Sinne Augustins von der „felix culpa", sich seiner Sündhaftigkeit freuen: „Vergeblich wärst du mir gebor'n, Wenn ich nicht wär' in Gottes Zorn". Seine zahlreichen Passionslieder sind bekannt; sie alle durchzieht die anselmische Vergeltungslehre: Jesu Tod beschwichtigt Gottes Rachegeist, der ein blutiges Opfer in Menschengestalt fordert. „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld"; hier bringt er ein dramatisch bewegtes Zwiegespräch zwischen Gott-Vater und dem in der Präexistenz im Himmel thronenden Sohne:

Geh hin, mein Kind, und nimm dich an
Der Sünder, die ich ausgetan
Zur Straf' und Zornesruten; —
Ja, Vater, ja, von Herzensgrund,
Leg auf, ich will's gern tragen.

Man sieht hier ganz deutlich die Linie, die von dem schlichten evangelischen Bericht über Jesu Märtyrertod zur kirchlich-dogmatischen Dramatik geführt hat. Stark dichterisch und doch nicht ohne eine gewisse spielende Verbildlichung ist hier, wie auch sonst häufig, die mystische Verwertung des Blutes Christi:

Im Streite soll es sein mein Schutz,
In Traurigkeit mein Lachen,
In Fröhlichkeit mein Saitenspiel;
Und wenn mir nichts mehr schmecken will,
Soll mich dies Manna speisen;
Im Durst soll's sein mein Wasserquell,
In Einsamkeit mein Sprachgesell
Zu Haus und auch auf Reisen.

Unsterblich gemacht hat unsern Dichter jedoch sein gemütsweiches Karfreitagslied: „O Haupt voll Blut und Wunden", nach Bernhard von Clairvaux' machtvollem Salve caput cruentatum; es ist die Schlußnummer des Passionssalve des heiligen Bernhard, das sieben Lieder an die einzelnen „Gliedmaßen des Herrn Jesu" richtete: die Füße, die Knie, die Hände, die Seite, die Brust, das Herz, das Antlitz. Ganz nach mittelalterlicher Klosterfrömmigkeit überwiegt die eingehende Schilderung der leiblichen Qualen des Gekreuzigten, die seelischen Leiden treten dahinter zurück. Die Geißel regiert die asketische Phantasie; der Körper am Kreuz ist wichtiger denn der Spruch des Lebenden und sein Geist.

Schlichte Volkstümlichkeit atmet das Passionslied mit dem zum Lächeln nötigenden Anfang:

Als Gottes Lamm und Leue
Entschlafen und verschieden,
Erwacht' in Lieb' und Treue
Ein Paar recht frommer Jüden.

Nur ein brauchbares Osterlied ist Gerhardt gelungen, das kindlich-glaubensstarke: „Auf, auf, mein Herz, mit Freuden", mit dem großartig einfachen Bild: „Mein Heiland ist mein Schild, der alles Toben stillt". Und auch nur eines seiner Pfingstlieder wird weiterleben, die gedankeninnige Weise: „Zeuch ein zu deinen Toren, Sei meines Herzens Gast". An Luthers große Linie gemahnt:

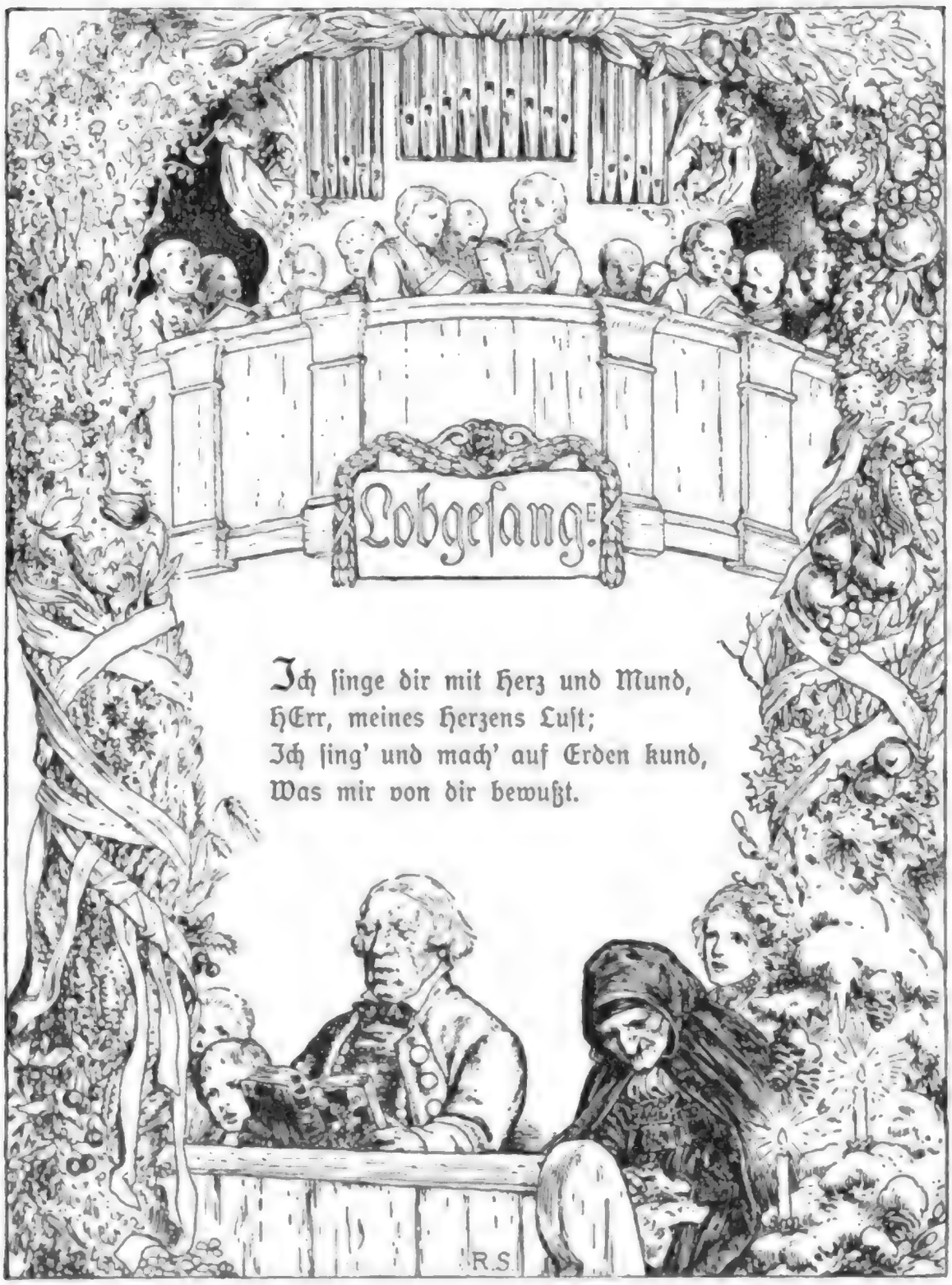
Ich war ein wilder Reben,
Du hast mich gut gemacht,
Der Tod durchdrang mein Leben,
Du hast ihn umgebracht;

daneben steht die herzliche evangelische Bitte:

Entsünd'ge meinen Sinn,
Daß ich mit reinem Geiste
Dir Ehr' und Dienste leiste,
Die ich dir schuldig bin.

Das christliche Leben mit seinem Licht und Schatten beschreiben zahlreiche Gesänge; ich übergehe vieles Hölzerne, Salzlose und Abgeschmackte — besonders poesielos wird Ger-

Digitized by Google



Zeichnung von Rudolf Schäfer zu „Paul Gerhardts Liedern". (Aus den „Liedern Paul Gerhardts". Mit Bildern von Rud. Schäfer. Gustav Schloeßmanns Verlagsbuchhandlung, Hamburg 1907.)

Digitized by Google

hardt allemal, wenn er alttestamentliche Psalmen oder ganze biblische Kapitel auf eine Unzahl von Versen streckt, die als dürre Prosa mit tödlicher Langeweile wirken — und hebe rühmend hervor das edle Lied: „O Jesu Christ, mein schönstes Licht", mit dem lyrischen Schmuckstück:

Was ist's, o Schönster, das ich nicht
In Deiner Liebe habe?
Sie ist mein Stern, mein Sonnenlicht,
Mein Quell, da ich mich labe,
Mein süßer Wein, mein Himmelsbrot,
Mein Kleid vor Gottes Throne,
Meine Krone,
Mein Schutz in aller Not,
Mein Haus, darin ich wohne.

Bei „großer, unzeitiger Nässe" schildert der Poet und Bußprediger, wie die Elemente dem zürnenden Herrgott helfen, die sündigen Menschen zur Umkehr zu zwingen: Der Himmel ist blind, die Sonne trauert, die Wolken weinen — „Angst kommt uns aus der Tief' und See, Angst kommt uns aus der Luft und Höh'". Ein Lied preist die Reichtümer, die Gott dem Menschen als sein Schöpfer mitgegeben, und nennt in der Ausstattung mit Gründlichkeit:

Durch wessen Kunst steht dein Gebein
In ordentlicher Fülle?
Wer gab den Augen Licht und Schein,
Dem Leibe Haut und Hülle?
Wer zog die Adern hie und dort,
Ein' jed' an ihre Stell' und Ort?
Wer setzte hin und wieder
So viele schöne Glieder?

Ein Komet war erschienen: großes Entsetzen ringsum! „Die brennenden Kometen sind traurige Propheten", bestätigt Gerhardt — ihr Lauf ist gar geschwind, ihr Strahl ist breit und lang: so schnell läuft Gottes Zorn, so breit ist sein Rachesschwert! Das „Sternenland" schreit, da die bösen Menschen gegen Gott schweigen.

Unser Sänger ist ein erprobter Dulder und ein Meister im Trösten. Nur wenige Liederdichter, wie etwa der originelle Benjamin Schmolck, haben ihm ein ähnlich herzhaftes Kreuzlied nachgesungen wie das herrliche Poem: „Gib dich zufrieden und sei stille In dem Gotte deines Lebens", mit der rührenden Argumentation:

Wenn gar kein Ein'ger mehr auf Erden,
Dessen Treue du darfst trauen,
Alsdann will er dein Treu'ster werden
Und zu deinem Besten schauen; —
Was du keinem darfst erzählen,
Magst du Gott gar kühnlich sagen; —
Der dir das Leben hat gegeben,
Wird auch Unterhalt bescheren ...

Gleichwertig an geistigem Range stehen die drei wundersamen christlichen Wanderlieder nebeneinander: „Befiehl du deine Wege" (Akrostichon auf Psalm 37, 5), „Warum sollt' ich mich denn grämen?" und „Ist Gott für mich, so trete Gleich alles wider mich". Sie gehören der religiösen Welt, und unzählige fromme Menschen haben sie in schwerer Zeit zur Stärkung ihres inneren Gleichgewichts angestimmt.

Was sind dieses Lebens Güter?
Eine Hand
Voller Sand,
Kummer der Gemüter.
Dort, dort sind die edlen Gaben,
Da mein Hirt
Christus wird
Mich ohn' Ende laben.

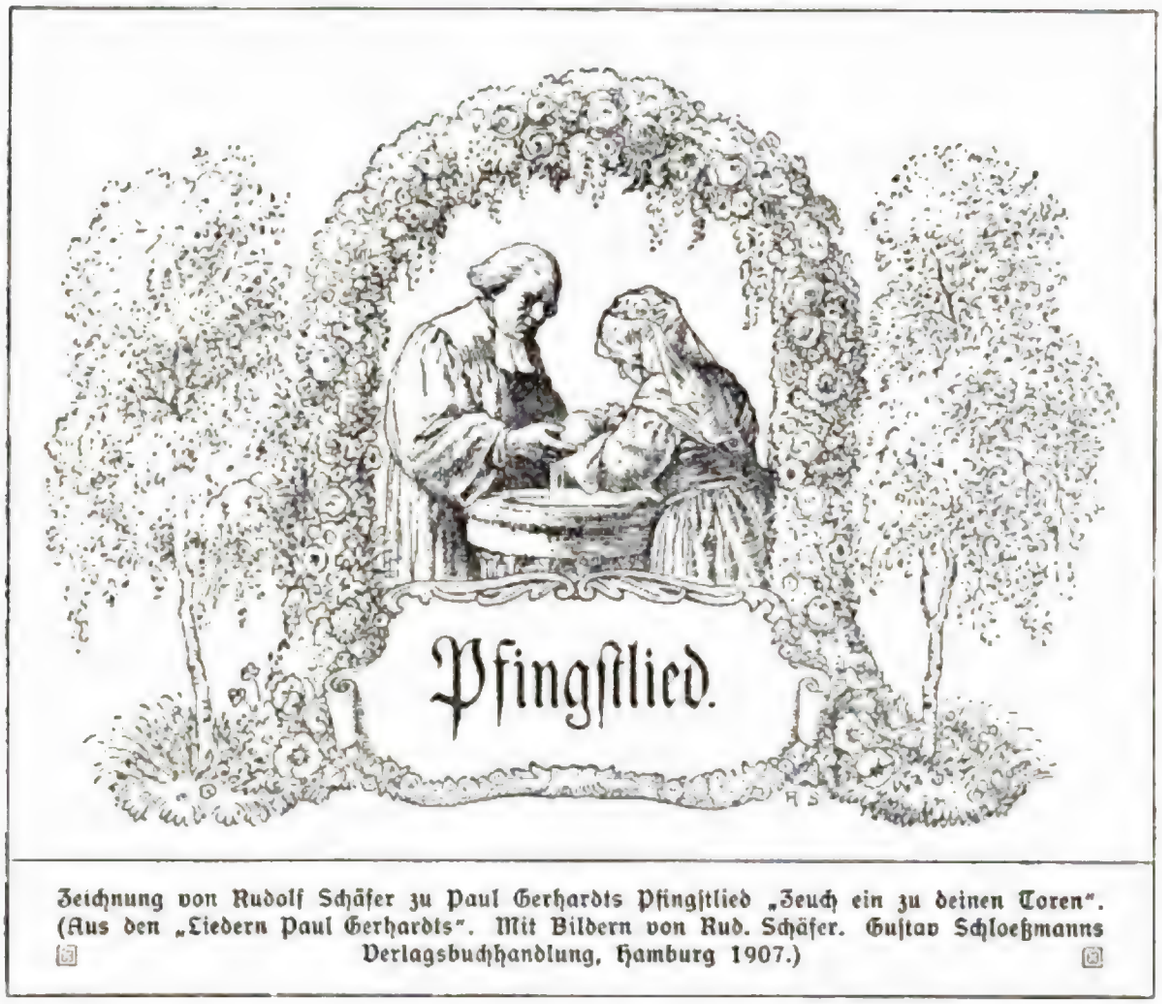
Das ist der altchristliche Pessimismus, der, als transzendentaler Realismus und Optimismus zugleich, der unvollkommensten aller Welten mit heiterem Gleichmut gegenübersteht.

Nicht unerwähnt endlich dürfen bleiben Paul Gerhardts Gelegenheitslieder: der malerische Morgensegen „Die güld'ne Sonne Voll Freud' und Wonne" mit der lapidaren Stelle:

Menschliches Wesen,
Was ist's? Gewesen.
In einer Stunde
Geht es zugrunde,
Sobald das Lüftlein des Todes drein bläst.
Alles in allem
Muß brechen und fallen,
Himmel und Erden,
Die müssen das werden,
Was sie vor ihrer Erschöpfung gewest.
Alles vergehet;
Gott aber stehet
Ohn' alles Wanken.

Oder das gemütvolle Abendlied: „Nun ruhen alle Wälder, Vieh, Menschen, Stadt und Felder, Es schläft die ganze Welt", und das wonnetrunkene Sommerlied mit seiner reinen Freude an der Welt: „Geh aus mein Herz und suche Freud'", das so treuherzig, von den Narzissen und „Tulipan" an bis zu der mütterlichen Glucke, der „hochbegabten" Nachtigall und der unverdrossenen Bienenschar, alles registriert und von der schönen Erde

Digitized by Google



Zeichnung von Rudolf Schäfer zu Paul Gerhardts Pfingſtlied „Zeuch ein zu deinen Toren". (Aus den „Liedern Paul Gerhardts". Mit Bildern von Rud. Schäfer. Guſtav Schloeßmanns Verlagsbuchhandlung, Hamburg 1907.)

an den ſchöneren Himmel appelliert. Wer kennt nicht Gerhardts wehmütig reſignierten Neujahrston: „Nun laßt uns gehn und treten", mit dem lieben Bilde:

Denn wie von treuen Müttern
In ſchweren Ungewittern
Die Kindlein hier auf Erden
Mit Fleiß bewahret werden,
Alſo und auch nicht minder
Läßt Gott ihm ſeine Kinder,
Wenn Not und Trübſal blitzen,
In ſeinem Schoße ſitzen.

Den Gewinn der leiblichen Geſundheit rühmt ein länglicher Kantus, aus dem ich die zufriedene Bemerkung heraushebe:

Schmeckt mir Speiſ' und Mahlzeit wohl
Und darf mein nicht ſchonen,
Halt ich ein Gerichtlein Kohl
Höher als Melonen.

In rhythmiſcher Beſchwingtheit geht das Danklied: „Sollt' ich meinem Gott nicht ſingen?" Und den Eheſtand hat der Unermüdliche in einem reizvollen Liede verherrlicht: „Voller Wunder, voller Kunſt" erſcheint ihm der keuſchen Liebe Joch. Gott lenkt die Herzen mit tief verborgenem Rat und bringt die rechten Menſchen zuſammen — „Moſe ſpricht bei Jethro ein, Da wird die Zipora ſein".

Rudolf Kögel konnte in ſeiner mächtigen Predigt zu Paul Gerhardts zweihundertſtem Todestage mit Recht ſagen: „Er begleitet uns durch das Kirchenjahr, ein Führer und Herold; er geſellt ſich zu uns in den Wechſelfällen des Lebens, ein Freund und Berater; er weiß die deutſche Zunge zu weihen und zu üben, ein Lehrer und Volksfreund." Und der Naturphiloſoph Wilhelm Bölſche hat von Paul Gerhardts katholiſchem Zeitgenoſſen und Kollegen, dem „Cherubiniſchen Wandersmann" Angelus Sileſius (Joh. Scheffler), das geiſtreiche Urteil geprägt, das durchaus auch für unſeren Sänger gilt: „Wenn man einen alten Kirchhof beſucht, ſo begegnet einem, daß man zwiſchen Fliederbüſchen auf halb verfallenen Stämmen einen kurzen Spruch, einen ſchlichten Vers findet. Blitz-

schnell aber ist es, als hellten die paar Worte ein ganzes Menschenleben auf: es ist lange dahin, der Stein schon fast zermorscht, wir wissen nichts; aber der Vers schwebt einsam darüber, der dies ganze Leben umschließt und symbolisch enthält. So schwebt ein Stück Menschheitsseele heute — verklärt in diesen Liedern — über dem Staube. Es bedarf keines Fliederduftes, um über das Unbeholfene der Worte hinwegzuhelfen. Dieser Dichter war groß genug, seinem Werk einen unvergänglichen Zauberduft zu verleihen, der aus den schweren Blütendolden seiner Bildersprache und Formgewalt quillt."

Traum Christi

An einem Tage, als ein sanft Ermatten
Den Heiland überkam, fand er im Schatten
Ein kühles Brünnlein, das zur Ruhe lud.
Dankbaren Blicks enteilte er der Glut
Des Wegs und weilte rastend. Eine Stille
Umfloß den Ort, als ruhte Gottes Wille,
Als sei dies alles nur ein ewiges Weben,
Dem süßen Trieb des Lebens hingegeben ...
Ein wildes Vöglein nur sang tief im Baum
Und sang und sang den Herrn in seligen Traum ...
Und in dem Traum sah er dieselbe Flut,
Denselben Ort, umstrahlt von Sonnenglut,
Doch wie beseelt, als spräch' eindringlich leis
Der Wille Gottes aus dem holden Kreis —
Nein, nun, als sänge aus des Vögleins Kehle,
Aus Luft und Licht des Träumenden eigne Seele, —
Und lächelnd fühlt der Herr in sich das Weben,
Sich nur dem Trieb des Lebens hingegeben;
Er sah sich nicht, fühlt sich als Seele nur
Des Vogellieds, des Baums, der Allnatur —
Und sang und blühte nur, als wäre Gottes Wille
In Ewigkeit die unbegrenzte Stille ...
So träumend fand Johannes seinen Herrn,
Als hoch im Blauen blinkt der Abendstern.
„O Meister," sprach er, als der Herr erwacht',
„Wie hat der Schlaf dein Antlitz hell gemacht!" —
„O Lieber," sprach der Meister, „mich sang süß
Ein wildes Vöglein in das Paradies ..."

Hans Benzmann

Digitized by Google

Dramatische Rundschau

Von Dr. Friedrich Düsel

Gerhart Hauptmann bei Brahm und Reinhardt — Die „Friedensfest"-Aufführung in den Kammerspielen — „Die Helfer" von Felix Philippi — „Herthas Hochzeit" von Max Bernstein — „Bunbury" von Oskar Wilde — Das Schillertheater in Charlottenburg — Vom Gastspiel der Suzanne Desprès.

Seit fast zwei Jahrzehnten ist die Bühnenkunst Gerhart Hauptmanns in Berlin, der Wiege seines Ruhms, mit der Regie- und Darstellungskunst Direktor Brahms, wie er sie anfangs auf der Freien Bühne, dann im Deutschen und jetzt im Lessingtheater geleitet hat, so innig Hand in Hand gegangen, daß wenigstens das Berliner Theaterpublikum sich die eine ohne die andere kaum vorstellen konnte. Beide schritten, eng aneinander geschmiegt, wie Zwillingsschwestern dahin, die miteinander groß geworden sind, die miteinander geträumt, gelernt, gekämpft und gesiegt haben, in gegenseitiger Liebe stetig darauf bedacht, einander zu verstehen, zu stützen und zu fördern. Aber auch außerhalb Berlins wirkte dieser Bund weiter. Ohne Übertreibung und ohne eine Verletzung unserer jetzt gerade wieder besonders empfindlichen partikularistischen Neigungen befürchten zu müssen, darf man behaupten, daß keine namhafte Bühne Deutschlands, an der Hauptmann einigermaßen gut gespielt wird, die Brahmsche Schule naturalistischer Schauspielkunst ganz hätte umgehen können. Mit den Augen dieser Schule sahen wir „Vor Sonnenaufgang", „Das Friedensfest" und „Einsame Menschen", sahen wir „College Crampton" und den „Biberpelz", sahen wir „Die Weber" und „Hanneles Himmelfahrt". Ja, auch als Hauptmann zum Märchendrama überging, war der Ruf und Ruhm dieser Brahmschen Darstellungskunst noch so unantastbar, daß sich kaum schon leise Zweifel zu erheben wagten, ob nicht vielleicht ein anderer, minder karger Schauspielstil dieser neuen Schaffensperiode besser gewachsen wäre. Und der Dichter selbst schien — gleichsam aus zärtlicher Sorge, das Band der Treue nicht zu zerreißen — mit naturalistischen Dramen wie „Fuhrmann Henschel" und „Rose Bernd", die folgten und manchem wie ein Rückfall in überwundene Entwicklungsstadien erschienen, den alten Bund immer wieder erneuern zu wollen. Die Literaturgeschichte wird noch einmal zu untersuchen haben, ob zum mindesten der Berliner Bühnenerfolg dieser naturalistischen Stücke und die im Vergleich dazu fast durchweg recht flaue Aufnahme der romantisch-phantastischen Dichtungen nicht zum Teil auf die Rechnung dieses einseitig ausgebildeten Darstellungsstils zu setzen ist.

Doch gleichviel: der Hauptmann-Spielplan war nun einmal für Brahms Bühnen zu einem nicht bloß rechtlichen, nein auch idealen Privileg geworden, an das niemand recht zu rühren wagte. Am allerwenigsten jener junge Emporkömmling, dessen Weg in unerhörter Stetigkeit von einem nächtlichen Überbrettl über das Kleine und das Neue Theater zum Deutschen Theater und den Kammerspielen emporgeklommen ist. Denn was tat es, daß dieser Max Reinhardt als Schauspieler selbst aus dem Brahmschen Ensemble hervorgegangen war? Als Bühnenleiter schlug er alsbald ganz andere Pfade ein. Nicht den Naturalismus pflegte er, sondern die Romantik, nicht den Alltag suchte er in herb enthaltsamer Wirklichkeitstreue auf seiner Bühne widerzuspiegeln, sondern zu einem Festrausch für Sinne und Seele wollte er jeden seiner Theaterabende gestalten, zu einem Erlebnis des ganzen Menschen, das den trunkenen Zuschauer mit glühenden Armen hoch über den Alltag emporhebe. Laube und Dingelstedt, Norddeutschentum und Süddeutschentum — dieser alte Antagonismus unserer Theatergeschichte wiederholte sich hier, wenn auch, wie sich von selbst versteht, in anderen Formen und anderen Schattierungen. Die ehrliche, prunklose Nüchternheit der Ausstattung, die das Wort über alles setzt, ist für Brahms Darstellungsstil genau so charakteristisch wie für den Laubes; das malerische Bild, die stimmungsvolle Melodie des Ganzen, wonach Dingelstedt strebte, war auch der Leitstern, nach dem zunächst Reinhardt ausblickte. Maeterlincks wundersam verträumtes Märchen-

Digitized by Google

drama „Pelleas und Melisande", Oskar Wildes düster-glühende, mehr balladenhafte als eigentlich dramatische „Salome", Hofmannsthals mit modernem Geist erfülltes Stildrama „Elektra", Strindbergs „Rausch", Wedekinds „Erdgeist", Shaws „Candida" gehörten zu seinen ersten entscheidenden Erfolgen, und auch an Gorkis „Nachtasyl" entzückte mehr das malerisch-exotische Kolorit des Ganzen, dieses ins Slawische übersetzte Rembrandtsche Helldunkel des Moskauer Barfüßlermilieus, als die der Wirklichkeit nachgezeichneten Menschentypen. Dann folgten die Klassiker, unter ihnen Shakespere mit den „Lustigen Weibern", dem „Sommernachtstraum", dem Gipfel aller lyrisch gestimmten Bühnenromantik, dem „Kaufmann von Venedig" und dem „Wintermärchen". Das alles lag weitab von der Brahmschen Provinz; das Stildrama alter und neuer Richtung und die Klassiker, Shakespere zumal, waren lange schon Stiefkinder seines Spielplans gewesen. So schien es, als sollten die Wege der beiden, die sich doch vom ersten Augenblick an naturgemäß als Rivalen gefühlt hatten, nur immer weiter auseinandergehen, und schon sprach man öfter von einer Konkurrenz des Königl. Schauspielhauses mit den Reinhardtschen Bühnen als von einer Nebenbuhlerschaft zwischen ihm und dem in seiner angestammten Ibsen-Hauptmannschen Spezialität festgewurzelten Hause Brahms.

Da plötzlich kündigte Reinhardt Ibsens „Gespenster" an — nicht im Deutschen Theater, sondern in den neugegründeten Kammerspielen, die jedoch jenem eng angegliedert und auf dasselbe Personal angewiesen sind. Also ein direkter Vorstoß gegen das Brahmsche Privileg, ein Angriff in der Front. Doch bog diese Reinhardtsche Aufführung der „Gespenster" um die Entscheidung im letzten Augenblick noch herum, indem sie mehr eine Nuance des Dichters, die nordisch-lyrische, als den Kern des Ibsenschen Wesens gab. So blieb der Ausgang des Wettkampfes einstweilen unentschieden. Der ersten Herausforderung folgte aber alsbald die zweite: Reinhardt setzte, gleichfalls für die Kammerspiele, Hauptmanns „Friedensfest" an. Und hier war ein Ausbiegen nicht mehr möglich; hier mußte die Entscheidung fallen, ob der Emporkömmling von heute auch den Naturalismus der Modernen (nicht mehr der Modernsten!), das letzte Bollwerk Brahmscher Privilegien, in Besitz nehmen könne. Mit welchen Künsten es überhaupt nur möglich war, den Zweibund Hauptmann-Brahm zu sprengen und den Direktor des Lessingtheaters zur Hergabe dieses Stückes zu bewegen, entzieht sich meiner Kenntnis; vielleicht treffen die nicht allzuweit daneben, die da meinen, Brahm werde erwartet haben, auf dem Felde des Naturalismus von 1890 werde der Napoleon des Theaters am ehesten von seinem Leipzig ereilt werden.

Das Gegenteil davon — um es gleich vorweg zu sagen — ist geschehen: statt Leipzig heißt es einstweilen noch Jena. Aber keck und verwegen genug war das Unternehmen, bei Gott! Denn der Aufführung der Freien Bühne vom 1. Juni 1890 hatte Brahm im Deutschen Theater neun Jahre später eine zweite folgen lassen, die jene tief in den Schatten stellte, mit ihrem Gesamteindruck wie mit ihren schauspielerischen Einzelleistungen; hatte doch sein festgefügtes Ensemble im Laufe jenes Jahrzehnts mit stets gesteigertem Fleiß und Können alle Stufen des modernen Naturalismus durchgemacht. Und diese Aufführung war, obwohl sie sich nicht allzulange behauptet hatte, noch merkwürdig frisch in aller Gedächtnis, auch in dem der Jungen, die von den Taten der Freien Bühne nur noch von Hörensagen wissen. Da beherrschte in der Rolle des Wilhelm Scholz, des Erlösungswürdigsten von allen, Rudolf Rittners prachtvoll brausender Jugendmut die Szene, da schuf Luise von Poellnitz eine in ihrer kleinbürgerlichen Schlichtheit und Gedrücktheit überzeugend echte Mutter Scholz, gab Reinhardt, damals noch dienendes Glied des Brahmschen Ensembles, als Doktor Scholz eine seiner kniffligen, zu jener Zeit vielleicht über Gebühr geschätzten Altmännerstudien, und Hans Fischer, eine naturalistisch-komische Begabung ersten Ranges, sorgte mit seinem saftigen Faktotum Friebe für ein Stück Humor, dessen erhellende Lichter diesem Drama so not tun. Genug, wenn man sich diese unvergeßliche Aufführung des Deutschen Theaters von 1899 vergegenwärtigt, so sind es Einzelleistungen, die den Blick zunächst gefangennehmen. Das Stück selber gewann dabei herzlich wenig. Wiederum schalt man, ärgerlicher denn je, sein „kleines Format", die peinliche, des Aufschwungs bare Abschilderung der Alltagsmisere. Der Fortschritt, den jener denkwürdige Abend damals zu verzeichnen hatte, kam eigentlich allein der naturalistischen Schauspielkunst zugute. Sie hatte, wohl zu aller Überraschung, an einem der kargsten Stücke gezeigt, welche Fülle und Weite geist- und temperamentvolle Darsteller auch aus dieser „Armut" noch zu schöpfen vermochten, und wie töricht das Gerede, in solcher niederen Sphäre müßten unsere besten schauspielerischen Begabungen rettungslos zu Grunde gehen.

Diesen mächtig nachhallenden Eindruck der letzten Brahmschen Friedensfest-Aufführung aus dem Felde zu schlagen — welches andere Mittel gab es da für einen klugen und weitblickenden Bühnenleiter als das, in die Dichtung selbst sich zu flüchten, mit ihr selbst ohne Mittler und ohne fremde Nebenabsicht um den letzten Segen zu ringen. Damit war Reinhardt ja außerdem in seinem eigensten Element. Denn was ist — nehmt alles nur in allem! — das Ausschlaggebende seiner Bestrebungen und Errungenschaften, der rote Faden, der sich durch seine jetzt fünf Jahre währende Theaterwirksamkeit zieht? Ist es, wie man

Digitized by Google

Hauptmanns „Friedensfest" in den Kammerspielen des Deutschen Theaters zu Berlin (zweiter Akt). (Nach einer Aufnahme von Hugo L. Held in Charlottenburg.)

immer noch vernehmen kann, seine Ausstattungskunst, sein auf die Sinne spekulierender Szenenprunk? Ach nein, der läuft nur so nebenher, ist nur Mittel zum Zweck. Sein eigentliches Verdienst, das ihm niemand schmälern soll, besteht in der Kunst, einer Dichtung ihren innersten Pulsschlag abzufühlen, ihre geheime Lebensmelodie zu erhorchen und sie durch seine Regie wie mit zarten, behutsamen Gärtnerhänden in das Erdreich zurückzupflanzen, aus dem sie dem Dichter entsprossen ist. Er ist ein Meister dieser Kunst, und wir haben schon die glänzendsten Proben von ihr zu sehen bekommen. Aber reiner, schlichter und demütiger hat er sie kaum je geübt als in seiner Aufführung des „Friedensfestes". So oft wir diese Leistung betrachten und so scharf wir sie prüfen, immer sehen wir sie nur als Ganzes. Als schlackenlosen Guß ohne Sprung und ohne Naht. Sollte sich irgendwo und irgendwann das Wunder begeben, daß eine dramatische Dichtung nicht erst im Kopf und Herzen und dann auf dem Papier, sondern gleich auf der Bühne selbst keimte, sproßte, blühte und reifte — das Wunder könnte nicht anders aussehen als diese Aufführung. Aus den Proben verbreitete sich die gefühlvolle Anekdote, der Dichter, an seinen eigenen Kohlen schmelzend, habe Tränen vergossen über das, was er da werden sah, in scheuem Zweifel, ob er, er das wirklich geschrieben habe. Man lächelte darüber, wie man über Theateranekdoten lächelt, die ja fast immer irgendwo die Reklame im Leibe haben. Jetzt, da wir diese Aufführung der Kammerspiele erlebt haben, lächeln wir nicht mehr. Wenn ein Dichter, sagen wir uns, der seither oft und weit in die Irre gegangen ist, sein jugendrein gefühltes Jugendwerk so rein auf sich zuschreiten sieht, unverfälscht und doch wie aus letzten heimlichen Banden gelöst, altvertraut und doch neugeboren — da mag ihm wohl die Träne der Rührung und Dankbarkeit fließen. Vielleicht auch die der Wehmut. Denn in manchem ist dieses frühe Werk den späteren überlegen. Nicht zuletzt in der Lauterkeit der Absicht, der Ehrlichkeit der Mittel, der Demut des Herzens und der Geduld des Wartens, ob nicht auch ohne Hebel und Schrauben die Erschütterung des Gemüts sich einstelle als natürliche Frucht einer natürlichen Kunst. Der dies als Achtundzwanzigjähriger schrieb, hat seitdem an viele Türen gepocht und manche, die widerstand, wie uns scheint, aufgebrochen — den einen, seinen Weg hat er nicht gefunden.

Doch das soll und darf nicht hindern, sich ohne Bitterkeit noch einmal dem alten Zauber seines hoffnungsstarken Aufstiegs hinzugeben, der uns aus diesem Werk und dieser Aufführung so bezwingend entgegenkommt. Mißvergnügte Kritiker haben dieses zweite Bühnenwerk Hauptmanns das „Drama der Unausstehlichkeit" genannt; besser taugte ihm die Bezeichnung als eines Dramas der Alltäglichkeit und einer Tragödie der Grundlosigkeit. Es ist so gar nichts Ausgeklügeltes und „Besonderes" an ihm, die „Familienkatastrophe", die sich da vollzieht, zeigt ein ausgemachtes Dutzend- und Durchschnittsgesicht, und wenn es hier eine Tragik gibt, so ist es die, daß diese Menschen, die sich aufs Blut quälen, gar nicht wissen, warum und weshalb. Will man durchaus nach einer Schuld suchen, so mag man

Digitized by Google

sie in der Unüberlegtheit finden, daß gerade dieser Mann diese Frau heiratete, dieser reich und eigen gebildete Dr. med., dieser weitgereiste, durch türkische Dienste gegangene ehemalige Barrikadenkämpfer, ein Vierziger, die blutjunge, unwissende, beschränkte und zu aller sinnlichen und geistigen Fröhlichkeit von früh auf unlustige Frau. Daraus wuchs alles andere wie von selbst. Der Mann, in seinem abgelegenen Landhause früh vereinsamt, bildete sich zum Hypochonder und Haustyrannen aus; die Frau, immer nur mit sich selbst und ihren kleinen Leiden beschäftigt, wurde vor der Zeit alt, griesgrämig und reizbar. Von einer seelischen Gemeinschaft zwischen ihnen war nie die Rede, Zank und Streit waren ihr tägliches Brot. Was sollte da aus den Kindern, zwei Jungen und einem Mädchen, anders werden als im Keim verpfuschte Früchte. Eine Zeitlang von dem verbissenen Vater unter grausamster Zuchtrute gehalten, dann gleichgültig und lieblos der Straße überlassen, darauf endlich der ersten besten Erziehungsanstalt ausgeliefert, schlugen sich die Jungen schließlich auf eigene Faust durch die Welt: Robert, der ältere, setzte sich in zynischem Gleichmut an das erste beste Kontorpult, Wilhelm wurde, wozu ihn seine Neigung zog, Musiker. Die Schwester vollends versauerte lange vor der Zeit zur mißmutigen, verbitterten alten Jungfer, die voller Spitzen und Stacheln sitzt, und wo sie sich zeigt, eine Atmosphäre von Unzufriedenheit, Mißbehagen und Trostlosigkeit um sich verbreitet. Der lange genährte Haß der Kinder gegen den Vater ist schließlich in Wilhelm, dem Empfindlichsten und Feinfühligsten der drei, zum jähen Ausbruch gekommen, als er den Vater eines Tages darauf ertappte, daß er die Mutter vor den Dienstboten mit einem musikalischen Freunde Wilhelms verdächtigte, den dieser ins Haus gebracht, und mit dem die Mutter ab und an vierhändig gespielt hatte. Da hat der Junge den Alten mit der Faust ins Gesicht geschlagen. Noch an demselben Tage sind Vater und Sohn aus dem Hause gegangen, um es nie mehr zu betreten.

Das die Vorgeschichte des Dramas. Dieses selbst setzt, am Weihnachtsabend, in dem Augenblick ein, wo Wilhelms Rückkehr ins Elternhaus erwartet wird. Die den Trotzigen zu diesem Entschluß vermocht haben, sind Frau Buchner und ihre Tochter Ida, mit der Wilhelm heimlich verlobt ist, zwei Menschen, die in allem als das gerade Gegenteil der Scholzischen Familie erscheinen. Ist dort alles Mißklang, so atmet hier, bei den Buchners, jedes Wort, jede Bewegung Frieden und Harmonie. Ein Hauch von Herzlichkeit und Wohlbehagen geht von ihnen aus, und wie sie es fertiggebracht haben, Wilhelm in sein Vaterhaus zurückzuführen, so scheint es eine Weile, als solle auch die unwirtliche, düstere Flurhalle des Landhauses, wo die Frauen eben mit dem Aufputzen des Weihnachtsbaumes, des ersten seit langen, langen Jahren, beschäftigt sind, sich unter ihren linden Händen noch einmal wieder in Licht und Fröhlichkeit kleiden. Ist der alte Fluch des Hauses zu brechen, so muß er unter dem Zauber dieser stillen, feinen und reinen Menschen brechen. Aber das Werk der Erlösung ist nicht leicht. Noch vor Wilhelm kehrt völlig unerwartet und unerwünscht der Vater heim, ein müder, von einem wilden, unsteten Leben zermürbter Mann, dem der Wahnsinn hinter der Stirn brütet, und den wohl nur das Gefühl seines nahen Endes nach Hause getrieben hat. Was wird geschehen, wenn die beiden, der Alte und der, der die Hand gegen ihn erhoben hat, einander in diesem Hause begegnen? Frau Buchner, der die tiefste Kluft zwischen Vater und Sohn bisher verborgen geblieben war, schrickt auch vor diesem Furchtbarsten nicht zurück. Der Sohn muß sich vor dem Vater demütigen und ihn um Vergebung bitten. Noch heute abend! Die Szene, in der dies geschieht, in der Wilhelm nach bitterschwerem, stummem Kampf vor dem Vater auf den Boden stürzt und seine Knie umklammert, bis dieser, überwältigt durch dies Wunder seiner alten Tage, ihn unter stürzenden Tränen an seine Brust zieht, diese Szene gehört zu dem Erschütterndsten, was der wortkargen Herbheit des deutschen Naturalismus jemals gelungen ist. In den paar Augenblicken schwimmt eine wehe Seligkeit, wie wenn Märzensonne das letzte wintertrotzige Eis wegschmelzt, und die ersten Frühlingsblumen kommen zum Vorschein. Und das schönste ist, daß auch die anderen alle mit auftauen und für ein paar flüchtige Minuten das Gute und Freundliche ans Licht kehren, das doch, wenn auch tief verschüttet, in ihnen schlummert. Kaum erblüht, ist der Lenz aber auch schon wieder zerstört. Von neuem und grausamer denn je beginnen die gegenseitigen Verdächtigungen und Quälereien dieser Menschen; als ihr Opfer fällt der Vater, der in dem lauten Wirrsal des Streites von dem Wahn befallen wird, Wilhelm wolle abermals zum Schlage gegen ihn ausholen. Ein Schlagfluß setzt seinem Leben ein Ende. Wilhelm wird am schwersten davon getroffen. Nicht nur, daß er sich die Schuld an diesem Zusammenbruch zuschreibt, schmerzhafter noch nagt an ihm die wachsende Überzeugung, daß er der Erbe der unheilvollen väterlichen Charakterart, und daß derselbe Wurm, der das Glück seiner Eltern zerfressen hat, auch ihm im Fleische sitzt. Wie kann er da hoffen, daß Ida je mit ihm glücklich werde! Robert, von Eifersucht auf seines Bruders Liebe geplagt, schürt den Zweifel nach Möglichkeit, und auch Frau Buchner verzagt an dem Rettungswerk, nun sie in den tiefsten Abgrund dieses Familienschicksals geblickt hat. Doch wohin das Vertrauen des Alters nicht mehr zu dringen vermag, dahin fliegt die Liebe der Jugend. Ida ist so lange im Hintergrunde geblieben, wie ihre Mutter die Führung hatte;

Digitized by

jetzt, da diese unter ihren Zweifeln erlahmt, entfaltet ihre kindlich bräutliche Hingebung und reine Güte, die nirgends das Ihre sucht, die nur an den Geliebten denkt, ihre ganze Macht. Sie zagt noch zweifelt nicht, sie ist ganz Glaube und Zuversicht. Mag der Todwunde sie noch so schroff abzuschütteln suchen, ihre Arme schlingen sich immer wieder um seine qualzerrissene Brust, ihre Lippen hauchen immer von neuem den Kuß der Liebe und Beschwichtigung auf seine gramdurchfurchte Stirn. Dabei ist keine Spur von Sentimentalität oder falschem Pathos in dieser Schlußszene; vielmehr hat der junge Dichter schon Humor genug, um aus Idas unermüdlichen Rettungsversuchen auch einen kleinen winzigen Zipfel weiblicher Diplomatie herausschauen zu lassen, wenn sie, dicht vor dem Ende all ihrer Kunst, sich ganz klein vor dem Geliebten macht: „Wie eine kleine, kleine Motte bin ich nur, Wilhelm, ich bin nichts ohne dich! ich bin alles durch dich. Zieh deine Hand nicht von mir armseligem Geschöpf!" Da umarmen und küssen sich die beiden unter Lachen und Weinen, und der Erlöste geht Hand in Hand mit dem Mädchen aufrecht und gefaßt in das Zimmer, in dem soeben sein Vater gestorben ist.

Ob die düsteren Schatten wiederkommen werden, ob der alte Fluch sich erneuern, oder ob die Heilung von Dauer sein wird? Das sind müßige Fragen, die aus der Dichtung hinaus, nicht in sie hineinführen. Der Wirkung, die dies Ringen der hellen und der dunklen Mächte um eine erlösungswürdige Seele in uns übt, kann die Ungewißheit über die Zukunft, mit der die drei Akte uns entlassen, wenig oder gar nichts nehmen. Auf den Ausgang kommt es nicht immer an, auch der Kampf an sich ist manchmal schon ein Triumph. Zum Überfluß deutet Hauptmann selbst mit der Bezeichnung „Familienkatastrophe" bescheiden genug an, daß sein Werk nicht viel mehr als eine Studie sein will, „etwas wie Beobachtung und Darstellung eines alltäglichen Herganges" (Fontane). Doch haben wir nie zuvor an den guten Ausgang dieser Katastrophe so zuversichtlich glauben gelernt wie nach dieser jüngsten Wiedergeburt des Stückes, wo Else Heims mit einer an ihr überraschenden Innigkeit und Tiefe, seelischer Schönheit voll, die Ida, Friedrich Kayßler, einer der deutschesten, d. h. schamhaftesten und verhaltensten Schauspieler, deren sich die Berliner Bühnen rühmen können, den Wilhelm gab. Seit ich die beiden diese Rollen habe spielen sehen, begreife ich erst völlig, daß der Dichter das Stück anfangs den „Friedensengel" hat taufen wollen. Wie ein Friedensengel am Weihnachtsabend steigt Ida zu den Scholzens in die düstere Halle nieder: das trostlos Verrottete — Robert und Auguste — flieht vor ihr; der allein noch Hoffnung auf eine bessere Zukunft gibt, rankt sich an ihrer himmlischen Botschaft empor. Reinhardt spielte (wie vor sieben Jahren) den Vater, tüchtig und eindringlich wie Elise Sauer die Frau Buchner. Die anderen Gestalten wollen mehr in sicheren, scharfen Strichen gezeichnet als ausgemalt sein. Dafür sind Hedwig Wangel (Mutter Scholz) und Tilla Durieux (Auguste Scholz) zwei hervorragende Begabungen, Paul Biensfeld (Robert Scholz) eine auf dem rechten Wege erfolgreich vorwärts schreitende Kraft. Doch noch einmal muß es gesagt werden: nicht in den Einzelleistungen liegt das große Verdienst dieser neuen Aufführung, sondern in ihrer Gesamterscheinung: in der treuen Befolgung jeder Bühnenanweisung, jedes leisen Regiewinkes des Dichters, in der Ausschöpfung der wortarmen und doch so inhaltstiefen Gespräche, vor allem in der Bloßlegung des eigentlichen tragischen Nervs dieses Stückes, eben der zu nahen Verwandtschaft und Gleichheit seiner stets nach einander verlangenden und stets einander quälenden Menschen.

* * *

Nicht zufällig und willkürlich habe ich mich hier einmal mit einem älteren Werke Hauptmanns so ausführlich beschäftigt. Keine bessere Liebe und Gerechtigkeit kann man diesem Dichter, scheint mir, erweisen, als wenn man in einem Augenblick, wo er mit dem unglückseligen, durch und durch verfehlten Lustspiel „Die Jungfern vom Bischofsberg" einen so tiefen, tiefen Fall getan hat, über die leere, Stillschweigen fordernde Öde der Gegenwart hinweg in die so viel gesegneteren Gefilde seiner Jugend deutet, da seine starke Kraft noch ganz in sich gesammelt war ... Es kommt hinzu, daß aus der Berichtzeit, den ersten Wochen des jungen Jahres, an neuen dramatischen Erscheinungen auch sonst Bemerkenswertes kaum vorliegt. Denn weder über Felix Philippis Schauspiel „Der Helfer" noch über Max Bernsteins Lustspiel „Herthas Hochzeit" lohnt es sich vieler Worte. Gemeinsam ist beiden ein gewisses unverfrorenes Theatergeschick, das uns für den Mangel an Psychologie und Vertiefung des Konfliktes durch äußeren Aufputz und moderne Zuspitzung der Handlung zu entschädigen sucht. Bei Philippi handelt es sich um den drohenden Zusammenbruch eines alten hanseatischen Kaufmannshauses und dessen Rettung durch den modernen rücksichtslosen Geschäftsmann, der just der Liebhaber der Tochter dieses Hauses, einer Duodezausgabe von Sudermanns Thea im „Blumenboot", ist; Bernstein, von dem wir in dem Phantasie- und Verslustspiel „Mädchentraum" und auch noch in der sozial angehauchten Liebestragödie „D'Mali" besseres erhalten haben, gibt einen recht wohlfeilen Beitrag zu dem sattsam bekannten Lustspielthema von jener harmlosen Frauenemanzipation, die die weiße Fahne zeigt, sobald nur der Rechte an die Herzenstüre pocht. Zu dieser Kapitulation zu gelangen, fällt der Heldin und dem Verfasser

Digitized by Google

um so leichter, als sie beide in dem lieben Theateronkel Rosenthal, einem Freunde des kommerzienrätlichen Hauses, einen Nothelfer zur Seite haben, der alle Klüfte sicher überbrückt und alle Steine flugs aus dem Wege räumt. Diese Figur, die freilich auf eine lange Ahnenreihe im deutschen Lustspiel zurückblicken kann, versöhnt dank ihrem allzeit schlagfertigen Witz, ihrer gesunden Lebensanschauung und ihrer erfrischenden Selbstironie einigermaßen mit den zahlreichen Herkömmlichkeiten und Plumpheiten, die das Stück entstellen. Wie bescheiden unser heutiges Publikum mit seinen Ansprüchen an ein Lustspiel geworden ist, geht wieder einmal daraus hervor, daß diese einzige leidlich gelungene Figur genügt, der Bernsteinschen Harmlosigkeit im „Neuen Schauspielhause" zu Berlin (Nollendorfplatz), wo übrigens auch Philippis „Helfer" aufgeführt wurde, einen hübschen Erfolg zu verschaffen.

Um das Recht, Oskar Wildes „Bunbury", diese „triviale Komödie für seriöse Leute", aufzuführen, hat zwischen dem Kleinen Theater und den Kammerspielen ein wochenlanger, vor den Schranken der Gerichte ausgefochtener Kampf gewütet, in dem einstweilen das Kleine Theater Sieger geblieben ist. Tant de bruit pour une omelette! Welch Armutszeugnis für unsere dramatische Produktion oder besser für unsere großen Berliner Bühnen, daß sie mit so aufgeblasener Wut einer so mageren Beute nachjagen! Gewiß ist diese Farce, in der kein ernstes Wort steht, diese Parodie auf all und jedes Komödienspiel, nicht zuletzt auf sich selbst, eine recht amüsante Zeitvertreiberin; zu sagen hat sie doch aber eigentlich nur den literarhistorisch gebildeten Leuten etwas, die in den Gestalten Karikaturen alter französischer Lustspielfiguren wiederzuerkennen vermögen, oder jener freilich weitgebreiteten Gesellschaft literarischer Snobs, die sich und anderen vorspiegeln, es gebe keinen erleseneren Genuß, als einen ganzen Abend lang in den tollsten Paradoxen zu baden. Von Charakteristik und ernstheiteren Lebensmöglichkeiten suche man nur ja nichts in dem Stück; auch die noch verhältnismäßig am glaubhaftesten gezeichneten Gestalten, der Pfarrer Dr. Chasuble und die Gouvernante Miß Prism, reden mit der Zunge Oskar Wildes, nicht mit seiner natürlichen, sondern mit der falschen, deren er sich zu bedienen pflegte, wenn das épater le bourgeois ihn juckte, d. h. den Philister und braven Bürger einmal wieder gehörig zu verblüffen und aus dem Häuschen zu bringen. Von der „Handlung" läßt sich im Ernste gar nicht sprechen; das Ungereimteste und Abgeschmackteste ist dafür dem Verfasser gerade gut genug. Benedix, Moser und Schönthan sind moderne Geister, wenn man ihre Lustspielhandlung mit dieser Lustspielhandlung vergleicht. Mitten zwischen den Trivialitäten steht dann ein so romantisches Schauermotiv, wie das auf dem Bahnhof in einer Kleidertasche vergessene Kind und was dergleichen Jux und Ulk mehr ist. Schließlich kommt es zu drei Verlobungen, alle drei so konventionell wie möglich. Und wenn das alles noch Humor hätte! Aber was dafür ausgegeben wird, ist nichts anderes als die beißende Galle eines Satirikers, dem nichts mehr fehlt als die Freiheit und Überlegenheit eines lachenden Philosophen, und der deshalb auch all seine Gesellschaftssatire nur so obenhin aufspritzt, anstatt das Ganze damit zu durchtränken. Möglich, daß dies für Wilde der einzige Weg war, seinen Geist aufs englische Theater und an das englische Publikum zu bringen, das denn auch in der Tat scharenweise gerade zu diesem Stücke strömte. Was aber soll das uns, und wie kann eine führende Bühne Berlins ihrer Würde so vergessen, diesem geistreich garnierten Schmarren durch drei Instanzen nachzujagen?! —

Szene aus Oskar Wildes „Bunbury". (Nach einer Aufnahme von Zander u. Labisch, Berlin.)

Mit dem neuen Jahre sind die Theater Groß-Berlins abermals um ein neues Haus bereichert worden: auf Charlottenburger Boden, an der Ecke der Bismarck- und

Digitized by Google

Außenanſicht des Charlottenburger Schillertheaters. (Nach einer Aufnahme von R. Siegert in Charlottenburg.)

der Grolmann-Straße, iſt das zweite Schillertheater eröffnet worden. Man kennt das Programm der von Direktor Raphael Löwenfeld ins Leben gerufenen Schillertheater-Geſellſchaft: ſie will zu mäßigen Preiſen gute dramatiſche Volkskunſt darbieten, möglichſt unabhängig von jeder einſeitigen Richtung und Tendenz, unabhängig vor allem vom Zeitgeſchmack und von der Zeitproduktion, da ihre ergiebigſte Quelle immer das klaſſiſche Drama und das „bewährte Alte“ bleiben, die Pflege neuer Talente dagegen erſt in zweiter Reihe ſtehen ſoll. Mit dieſem Programm hängt es zuſammen, daß auch die Darſtellungskunſt nicht nach den höchſten Kränzen greifen kann, ſondern ſich gleichfalls an einer gewiſſen gutbürgerlichen Tüchtigkeit wird genügen laſſen müſſen. Mit den dramatiſchen Darbietungen und ſchauſpieleriſchen Leiſtungen dieſes Hauſes werden wir uns alſo hier nur in ganz ſeltenen Fällen zu beſchäftigen haben; wohl aber verdient der Bau ein paar kritiſche Begrüßungsworte. Der Entwurf ſtammt von Profeſſor Max Littmann, einem Teilhaber der Münchner Architektenfirma Heilmann u. Littmann, der die bayriſche Hauptſtadt ſchon ihr Schauſpielhaus und ihr Prinzregententheater verdankt, und in deren Händen auch der Bau des neuen Weimarer Hoftheaters liegt. Wer dieſe Häuſer kennt, weiß, daß hier nicht bloß ein feingebildeter künſtleriſcher, ſondern auch ein reformatoriſcher Geiſt gewaltet hat. Dieſe reformatoriſchen Beſtrebungen gelten dem, was bei einem Theater unter allen Umſtänden das wichtigſte und ausſchlaggebende bleiben muß, dem Zuſchauerraum. Längſt iſt ja eine Bewegung im Gange, die an Stelle des aus dem barocken Theatertypus der italieniſchen und franzöſiſchen Fürſtenhöfe hervorgegangenen Rang- und Logenhauſes eine Weiterbildung des antiken Amphitheaters ſetzen will. Am Anfang dieſer Bewegung finden wir den Namen Palladios, nach deſſen Entwurf 1584 das Teatro Olimpico in Vicenza entſtand; ſpäter haben ſich Goethe und Schinkel lebhaft dafür intereſſiert; ihnen folgte Semper mit den Plänen zu dem leider geſcheiterten Münchner Feſtſpielhauſe, bis es der begeiſterten Energie Richard Wagners gelang, in dem Baireuther Feſtſpielhaus wenigſtens ein proviſoriſches Muſter dieſer Theorie aufzurichten. Auch der Charlottenburger Baurat March, der in dem Feſtſpielhauſe zu Worms als erſter das Amphitheater dem Wortdrama öffnete, darf in dieſem Zuſammenhange nicht übergangen werden.

Digitized by Google

Zuschauerraum des Charlottenburger Schillertheaters. (Nach einer Aufnahme von R. Siegert in Charlottenburg.)

An eine neu aufgefundene Skizze Schinkels, die unzweideutig bestätigt, daß dieser geniale Baumeister bereits vor einem Jahrhundert das Amphitheater als die einzig gemäße architektonische Lösung für einen modernen Zuschauerraum erkannt, hat Professor Littmann jetzt wieder angeknüpft, ohne sich jedoch davon in Fesseln schlagen zu lassen. Er selbst erläutert seine Leitgedanken vielmehr in einer Denkschrift folgendermaßen: „Wenn man heute ein Volkstheater bauen will, das den sozialen Bestrebungen unserer Zeit entspricht, so muß das neu zu Schaffende völlig neu sein, wie die Anschauungen, welche die großen sozialpolitischen Bewegungen des vergangenen Jahrhunderts ins Leben gerufen haben: ein modernes Haus im wahrsten Sinne des Wortes; modern in bezug auf die Entwicklung des Raumes mehr als auf den dem individuellen Geschmack seines Schöpfers entsprechenden Raumschmuck; es muß ein demokratisches Haus sein ohne Betonung von Rang- und Klassenunterschieden."

Offen gestanden, mir will diese Begründung mit sozialen Rücksichten nicht recht einleuchten, und ich vermag bei diesem in schiefer Ebene ansteigenden Zuschauerraum, der also ganz in das Parkett aufgeht, für das Wortdrama zunächst den Eindruck der Flachheit und Stumpfheit nicht zu überwinden. Ich fürchte, es wird eines Tages schmerzlich der warme, so leicht zündende Kontakt zwischen oben und unten vermißt werden, der für die impulsive Wirkung eines dramatischen Werkes so bedeutungsvoll. Doch ich will meine Bedenken zurückhalten, auch die, ob man wirklich, wie versichert wird, auf allen 1450 Plätzen des Hauses gleich gut hört und sieht. Einen Vorteil bedeutet es jedenfalls, daß auf dieser Bühne ja im wesentlichen der „Freskostil des Dramas" gepflegt werden wird, und daß die Schauspieler des Schillertheaters schon von ihren älteren Bühnen die Gewohnheit mitbringen, mit ihrer Stimmkraft nicht zu sparen. Einen Maeterlinck oder einen späteren Ibsen möchte ich hier lieber nicht genießen. Im übrigen weisen Bühne und Zuschauerraum des neuen Baues manche wertvolle Verbesserung auf, auch im Vergleich mit dem Baireuther und den neueren Münchner Häusern. So ist über den letzten Reihen des unteren Amphitheaters ein zweites, oberes Amphitheater angeordnet, die unglückselige Rampenbeleuchtung ist durch Schweinwerfer ersetzt, und, was das wichtigste, Amphitheater und Saalbau sind nicht mehr jedes für sich behandelt, sondern zu einem organischen Ganzen von festlichem und doch behaglichem Gepräge verschmolzen. —

Digitized by Google

Bald nach Epiphania pflegen ſich nach alter Gewohnheit die erſten fremden Gäſte auf unſeren Schauſpielbühnen einzuſtellen. Diesmal kam die früheſte dieſer Frühlingsſchwalben von der Seine. Es war Suzanne Desprès vom Theater L'Œuvre in Paris. Ihr künſtleriſcher Ruf kann ſich mit dem ihrer weltberühmten Kolleginnen Sarah Bernhardt und Gabriele Réjane nicht meſſen, und die Bühne, der ſie mit ihrem Gatten Lugné-Poë angehört, nimmt unter den Pariſer Theatern keine viel höhere Stelle ein als das Schillertheater in Berlin. Für dies alles weiß dieſe Schauſpielerin durch einen Vorzug zu entſchädigen, der weit berühmteren ihrer Rivalinnen abgeht: ſie iſt ein ſchauſpieleriſches Temperament, eine ſchauſpieleriſche Natur. Man muß ſich vergegenwärtigen, daß das in der franzöſiſchen Schauſpielkunſt, die ihre ehemaligen höfiſchen Luſtbarkeitszwecke noch immer nicht abgeſtreift hat, auch heute noch etwas Seltenes bedeutet. Der franzöſiſche Schauſpieler von heute denkt viel mehr und weit ſtärker an die Wirkung auf das Publikum, als unſere modernen Darſteller in der naturaliſtiſchen Schule gelehrt worden ſind; ein Antoine und eine Réjane ſind Ausnahmen, die die Regel der glänzenden Grandſeigneurs und Grandesdames auf den Pariſer Bühnen nur beſtätigen. Suzanne Desprès gehört zu den Ausnahmen. Hermann Bahr hat einmal in ſeiner aphoriſtiſchen Art nach franzöſiſchen Quellen ihren Lebenslauf gezeichnet: Die Eltern kleine Leute. Ganz arm. Das Mädel ſoll bald verdienen. Kommt in ein Geſchäft. Hält es nirgend aus. Bindet Blumen. Wird Modell. Will immer zum Theater. Doch man findet, daß ſie kein Talent hat. Hat auch nichts von dem, was die Pariſer in der Schauſpielerin ſuchen. Nichts von der Diva, vom geborenen Star. Gar nichts Rauſchendes, gar nicht dieſen Schein von großer Welt, Abenteuern und Verführung. Die erſte Rolle, die ſie ſpielt, iſt die Petra in Ibſens „Volksfeind". Ein merkwürdiger Zufall: dieſes ſtarke, redliche, tapfere Mädchen der Zukunft; wie ſie ſelber iſt. Und bald darauf die Hilde im „Baumeiſter Solneß". Und immer wieder Ibſen. Immer am beſten: unfranzöſiſches Weſen. Und auf eine ganz unfranzöſiſche Art: indem ſie ſich völlig zu entäußern ſucht, um durchaus die Figur zu werden. Unbekümmert um die Wirkung. Natürlich ſpüren die Leute doch, daß ſie beſonders iſt, anders als die anderen. Man wird aufmerkſam, aber es heißt, daß ſie zu wenig kann. Sie wird ſelbſt an ſich irre, und längſt als Schauſpielerin bekannt, tritt ſie in das Konſervatorium ein, um zu lernen. Nach zwei Jahren führt Lugné-Poë ſie nach Belgien und Norwegen. Dann, März 1898, hat ſie im Gymnaſe mit Lemaitres „L'Ainée" ihren erſten Pariſer Erfolg. Man wollte ihr die Rolle anfangs durchaus nicht geben; aber ſie blieb hartnäckig: „Je jouerai le rôle et je le jouerai bien, ou je me ficherai à l'eau." Sie kommt dann zu Antoine, ſpielt hier „Poil de Carotte" und iſt ſeitdem endlich „berühmt". Sie geht zu Guitry, ſpielt die Gervaine in „L'Assommoir", und da, 1900, ſchreibt Zola von ihr: „Elle donne la vie elle-même par l'admirable simplicité de son jeu, et la douceur dont elle enveloppe la triste destinée humaine n'exclut pas chez elle la netteté, ni la force. C'est certainement l'artiste dans ces dernières années, qui m'a ému le plus profondement par tout ce qu'elle a évoqué en moi de vrai, de douloureux et de bon." Nun wird ſie in die Comédie geholt. Aber dort leidet es ſie nicht. Man denke ſich die Eyſoldt im Burgtheater. Und wieder fort. Bald hier, bald dort. Erfolg um Erfolg überall. Und muß doch unſtet ſein. Muß warten, bis erſt ein Publikum für ſie kommen wird. Eines, das im Theater nicht mehr das Kunſtſtück, ſondern das Kunſtwerk ſucht, das nicht kommt, um ein Couplet zu hören, ſondern einen Menſchen zu erleben, das nicht verlangt, verblüfft zu werden, ſondern mitzuleiden ...

Der Gedanke an unſere Elſe Lehmann lag nahe, und er iſt denn auch faſt in allen Beſprechungen dieſes Desprès-Gaſtſpiels im Neuen Theater zu Berlin aufgetaucht. Nun iſt der Kern ſaftiger, erdhafter Volkskraft, der beiden gemeinſam, gewiß keinen Augenblick zu verkennen; aber während die Lehmann dieſer Naturanlage Zeit ihres Wirkens treu geblieben iſt, hat die Desprès auch anders gekonnt. Sie hat den verhängnisvollen Schritt von Ibſen zu Dumas und — was für das Theater dasſelbe bedeutet — zu Zola getan, anſcheinend ohne großen Kampf mit ihrem künſtleriſchen Gewiſſen. Ja mehr noch: ſie kommt mit Paraderollen dieſes Schlages nach Deutſchland und beſtreitet damit die meiſten Abende ihres eine volle Woche währenden Gaſtſpiels. Von den franzöſiſchen Stücken, die ſie mitbrachte, hat allein „Poil de Carotte" einen gewiſſen volkstümlich genrehaften Gemütswert, dieſer Einakter von Jules Renard, in dem ſie, ein Gamin reinſter Pariſer Raſſe, den Rotkopf ſpielt, den viel geknufften und geprügelten Jungen, der bei allem Elend ſeiner jungen Jahre ſo prächtig den ſchelmiſchen Mutwillen des Knabenalters mit dem Witz keimender Überlegenheit zu paaren weiß, bis er ſich aus den Krallen ſeiner Rabenmutter glücklich zu dem Herzen ſeines Vaters durchgekämpft hat.

Wie eine Oaſe in der Wüſte der übrigen Stücke, Dumas' „Denise", Zolas „Thérèse Raquin", Goncourt-Ajalberts „La fille Elisa", Henry Bernſteins „Détour" und Brieux' „Roter Robe", ſtand Ibſens „Nora" in der „Maison de Poupée" da. Die Desprès gibt das Frauchen, das erſt ſo ſpät und unter ſo ſchmerzlichen Erfahrungen für den Ernſt des Lebens reif wird, ſchlichter, bürgerlicher,

Digitized by Google

Suzanne Desprès (links) als Poil de Carotte. (Nach einer Aufnahme von Zander u. Labisch, Berlin.)

alltäglicher, als wir das von reisenden Stars, nun gar von französischen, gewohnt sind. Von ihrer norwegischen Reise scheint sie ein mehr als oberflächliches Verständnis für nordische Gemütsart und nordischen Gefühlsausdruck heimgebracht zu haben. Man meint, in ihren Kleidern hafte noch ein Hauch der Enge, die dort oben den Menschen — mehr als wir meistens bei den Stücken nordischer Dramatiker berücksichtigen — das Schicksalsnetz webt. Wenn sonst eine berühmte Schauspielerin die Nora in ihren Spielplan nahm, so war das erste, daß sie womöglich beim Ballettmeister Studien für die Tarantella trieb. Der Desprès ist das gewiß nicht eingefallen. Sie tanzt wie die erste beste heißblütige junge Frau, die einmal auf Capri geschwärmt hat, und der die Erinnerung daran nachgegangen ist in ihren rauhen Norden. Um so überraschender und erschütternder bricht dann das Schicksal über sie herein, und nun erst erleben wir, welche Gewalten unter dieser freundlichen, fast empfindsamen Hülle schlummern. Aber so recht kommen sie doch nicht zum Durchbruch. Eine aus Klugheit und Ehrlichkeit gemischte Einfachheit duckt die Schwärmerin immer wieder nieder und erstickt den Schrei der gequälten, einsam gelassenen Kreatur in den Kissen bürgerlicher Schamhaftigkeit der Gefühle, immer wieder, bis zum letzten Augenblick, wo das Wort, der herrische Wille des Dichters seinem Geschöpf den Bruch befiehlt, aufzwingt. Wie ein heimliches Ringen mit diesem Willen mutet das Spiel der Desprès an, als hege sie bis zuletzt die Hoffnung, der Grausame werde sich noch erweichen lassen, dem Manne die Frau, den Kindern die Mutter zu retten. Wie er sich denn ja auch der Niemann-Raabe gegenüber wirklich einmal dazu herbeiließ in einer jener schwachen Stunden, die nur Kinder und Toren dem Genie als Charakterlosigkeit auslegen. Mit diesem Sichsträuben bis zuletzt verträgt es sich sehr wohl, daß die Französin am Ende, wo es keinen Ausweg mehr gibt, den Ausdruck der Herbheit und Unerbittlichkeit übertreibt. Bis zu einer Starrheit, die gefrieren macht, fast schon tötet, weil sie keine Wärme herausläßt, sondern alle Flammen nach innen preßt. Denn das Verhaltene, das Stille, Stumme, weiß sie wohl, ist und bleibt nun einmal ihr Bestes; alle Coups, große und kleine, sind ihr auf den Tod verhaßt. Die Sekunde des Erwachens ihrer Seele aus dem Puppentraum, dieser Augenblick, wo der Pulsschlag alles Lebens stockt, führt sie auf den Gipfel ihrer Darstellungskunst. Keine Rebellion, keine wilde Programmrede, ein einfaches, selbstverständliches Die-Rechnung-schließen und Das-Feld-räumen. Und hier erhellt wie aus einem Brennspiegel die Bedeutung, die dieser kleinen Schauspielerin des „Œuvre" für die gesamte moderne französische Schauspielkunst gebührt. Für uns, die wir eine ganze Schule dieser verhaltenen Darsteller unser eigen nennen und fast schon nach der Erlösung von dem Banne seufzen, spielt sie eine beträchtlich bescheidenere Rolle, wenn wir auch für ihr Erscheinen herzlich dankbar sind und keiner ihrer Leistungen ohne Respekt begegnen werden.

Digitized by Google

Literarische Rundschau

Drei neue Heimatsromane — Literarische Notizen (Paul Gerhardt; Königin Luise; Hilfssprache Esperanto) — Zu unseren Kunstblättern (Peter Grabwinkler)

Drei neue Heimatsromane

Eine reichere und schnellere Fruchtbarkeit als Max Geißler hat wohl noch keiner unserer jüngeren Erzähler entfaltet. „Jochen Klähn" — „Tom, der Reimer" — „Traum in den Herbst" — „Am Sonnenwirbel" — „Das Moordorf" — „Hütten im Hochland" — „Die goldenen Türme": in knapp vier Jahren sieben große Romane, alles das nicht einmal gerechnet, was der damals Fünfunddreißigjährige vor dem Jahre 1903, da sein Name zuerst eine literarische Physiognomie gewann, herausgegeben hat. Erst von dem Halligroman „Jochen Klähn" datiert seine eigentliche Laufbahn und Entwicklung, und da das Erscheinen dieses Buches just in die Maienblüte der „Heimatkunst" fiel, konnte es nicht verwundern, daß der Roman mit seinen vielen, den kleinen kargen Nordseeinseln abgelauschten lyrischen Stimmungsbildern, seiner andächtigen Naturbeobachtung und seiner liebevollen Schilderung unscheinbaren Alltaglebens seinem Verfasser ein für allemal den Stempel eines „Heimatdichters" aufprägte. Sah man näher zu, so bemerkte man freilich, daß sich schon in dieses Heimatbild von 1903 Bilder aus dem uralten, ewig sich erneuernden Menschheitskampfe mischten, und daß sich in dem Ringen der Halligbewohner mit ihrem Freund und Feinde, der See, ein gutes Stück von deutscher Kulturgeschichte überhaupt spiegelte. Ein mythologischer Zug ging schon damals durch Geißlers Epik. In dem Helden seines Halligromans kam eine Art Nachfahr jener Kulturbringer und Menschheitserlöser auf die Erde herab, welche, mit schier überirdischen Kräften ausgestattet, die zerstörerische Wut der Elemente niederringen und den Pflock des Fortschritts um eine Spanne nach vorwärts rücken. Solche Helden sind aus dem Boden ihrer Heimat entsprossen und eng mit ihm im Guten und Bösen verbunden, aber um ihren Scheitel liegt es wie das Leuchten aus einer anderen Welt, und mehr noch als der Realismus hat die Romantik an ihnen teil: eine Romantik freilich, die nicht in Nebelfernen und blauen Traumländern schweift, sondern alte nationale Volksvorstellungen und damit eingeborene sittliche Kräfte wieder lebendig machen will.

Dieser ehrlich-künstlerischen Überzeugung ist Geißler treu geblieben, ob er nun, wie es inzwischen noch mehrmals geschehen, dort oben am Nordseestrande eingekehrt ist, ob er uns auf englisch-schottischen Boden und in die Zeit entführt hat, wo Angelsachsen und Normannen sich unter Schwertklängen zu einer Nation verschmolzen, oder ob der Obersachse im heimatlichen Erzgebirge den heimlichen Kampf zwischen alter und neuer Kultur belauscht hat („Am Sonnenwirbel"). Ab und an, namentlich in diesem Roman von den Musikanten und Spitzenklöpplern des Erzgebirges, die er zur Wald- und Viehwirtschaft überzugehen mahnt, brachte er dabei der abstrakt-philosophischen Erörterung und Lehrhaftigkeit allzu willfährige Opfer, um sich aber gleich darauf, im „Moordorf", zu desto gestaltungskräftigerer Energie der Darstellung aufzuraffen, ohne daß darüber das hohe Kulturziel der Dichtung: die Verwandlung einer unwirtlichen, öden Moorstrecke zwischen Hamme und Weser in ein fruchttragendes und menschennährendes Ackerland, zu kurz gekommen wäre. Denn das eine blieb dem Dichter ein für allemal treu: nicht mit den Körpern der Dinge wollte er sich bescheiden, ihre Seelen wollte er suchen und darüber hinaus den Geist, der den Erscheinungen den lebendigen Odem einbläst.

Über diesem leidenschaftlichen Werben um die Idee hatte hier und da die Psychologie, ja, die wahrhafte Menschendarstellung überhaupt gelitten. Manche der Geißlerschen Romanfiguren erschienen nur noch als Dolmetscher seiner Kulturideale. Der erzgebirgische Naturphilosoph, der Zachenhesselhans, der nicht müde wird, seinen Landsleuten die Rückkehr zur Scholle, die Kultur des Bodens zu predigen, ist das vornehmste, aber zugleich auch bedenklichste Beispiel dieser erzieherischen „Nebenregierung", die in Geißlers Romanen Platz gegriffen hatte. Als wollte er mit dem Übel genau auf demselben Boden abrechnen, auf dem es zuerst so verderblich ins Kraut geschossen war, widmete er in seinem 1906 erschienenen, wiederum im sächsisch-böhmischen Erzgebirge spielenden Roman „Hütten im Hochland" (Leipzig, L. Staackmann, wo jetzt auch die frü-

Digitized by Google

heren Romane Geißlers erschienen sind) gerade der Menschendarstellung seine besondere Sorgfalt. Freilich, an einer streng geschlossenen „Handlung" im alten Romansinne fehlt es auch hier noch: die Schilderungen der Schicksale, die das Dasein der „Sakramentshäusler" bewegen, sind an einem nur losen Faden aufgereiht, und ein nicht selten gar zu breit ausgesponnener Dialog macht es dem Leser schwer, diesen mannigfaltigen, wechselvollen und kontrastreichen Geschehnissen zu folgen, so meisterhaft die einzelnen Lebensbilder auch gezeichnet und so wundervoll auch hier wieder die Naturstimmungen der einsamen Waldblöße auf dem Kamm des Böhmerwaldes getroffen sind. Diese kleinen Schwächen aber werden doppelt und dreifach aufgewogen durch die Vorzüge des Romans, die den Verfasser um ein gut Stück in seiner Entwicklung vorwärts gebracht haben. Da ist vor allem eine Gestalt unter den weltabgeschiedenen Hüttenleuten, die von innerem und äußerem Leben geradezu strotzt. Das ist der „Wenz am Kreuz", eigentlich Wenzel König geheißen, ein durch enttäuschte Jugendliebe zum Einsamen gewordener Sonderling, der in trotziger Verbitterung untergegangen wäre, wenn ihm nicht auf seine alten Tage in der Marei aus dem Dornenhäusel, die so gescheit auf seine Eigenheiten einzugehen weiß, doch noch eine Erlöserin beschert worden wäre. Nicht genug, daß sie mit Besen und Schaufel endlich einmal Reinlichkeit und Ordnung in seine verkommene Hagestolzenwirtschaft bringt, auch sein verdüstertes Gemüt weiß sie durch ihre sonnige Fröhlichkeit aufzuhellen und aus seinem verhärteten Herzen Schätze und Kräfte ans Licht zu fördern, die niemand darin gesucht hätte. Über ein kleines wird der einst Mißachtete zum unbestrittenen „König" und Beherrscher dieser engen Welt. Sein stärkster Bundesgenosse dabei ist die tapfere, stolze Gelassenheit, die er allen Dingen, guten und bösen, gegenüber an den Tag legt. „Wenn einmal ein Leid vor der Tür steht, der Wenzel stößt die Tür auf und sagt: Immer herein, Freud' oder Leid, wir werden schon fertig miteinander. Das eine bleibt, wie es fast dreißig Jahre gewesen: ich bin der Herr im Haus." Dabei kehrt das alte bekannte Motiv aus dem „Sonnenwirbel" wieder: Wenz opfert seine Ersparnisse aus elf einsamen, kargen Jahren, um dem Berghofer, dem Waldheger und einzigen Bauern im Weiler, den Übergang von dem fruchtlosen Ackerbau zur rentablen Weidewirtschaft zu ermöglichen, ja, um mit seiner elastischen Kraft schließlich auch noch seiner Familie erfolgreich beizuspringen, als der übel beratene Berghofer einem Wucherer in die Schlinge gegangen und sein Gut in Gefahr ist, einem Fremden mit unlauteren Absichten anheimzufallen. Auch sonst ist die Geschichte reich an eigenwüchsigen, aus dem Volksleben geschöpften Gestalten, und sie alle hat der Dichter mit einer Wärme und Innigkeit erfaßt, daß dieser seelische Hauch, der das Buch vom ersten bis zum letzten Blatt durchzieht, uns am Ende wohl für die Schwäche der Komposition und für den Mangel einer vollkommenen Durchdringung von Idee und Ausdruck zu entschädigen vermag.

Nach knapp einem Jahre ist diesem Gebirgsroman nun abermals einer aus dem Flachland der niederdeutschen Heide gefolgt. Er heißt „Die goldenen Türme" (ebenda; geb. 4 M.), und wie dieser symbolische Titel leise an den des vorausgegangenen Buches anklingt, so ist auch sein Inhalt durch mancherlei Fäden mit dem unmittelbaren Vorgänger verbunden. Insbesondere eine Gestalt und ein Motiv erinnern lebhaft an die „Hütten im Hochland": wie Wenzel König durch späte Liebe aus Verbitterung und Verachtung zu einem fröhlichen, tatkräftigen Leben emporgehoben wird, so gelangt in den „Goldenen Türmen" Friech Ebe, der verkümmerte, lange Jahre hindurch von allen gemiedene Heidekätner, durch die tapfere, vorurteilsfreie Liebe seiner natürlichen Tochter noch wieder als rühriges Glied der Menschheit zu Achtung und nützlicher Tätigkeit und hilft mit seinen heimlichen Ersparnissen mit an der Verwirklichung des Zieles, das auch hier als das herrscheade auftritt, an der Urbarmachung bisher vernachlässigter Heidestrecken. Im übrigen sind die Leitbilder, denen diese Menschen, kleine Heidebauern und Heidekätner, Knechte und Mägde, blondhaarige schlanke Dirnen und schwarzhaarige verträumte Jungen, in bewußter oder unbewußter Sehnsucht nachgehen, von gar mannigfacher Art und Form. Wie das „Hilligenlei" Frenssens dem einen dies, dem anderen das bedeutet, so sind auch die goldenen Türme, die Geißlers Personen hinter ihrem täglichen Tun und Schaffen, Denken und Träumen auftauchen sehen, je nach der Individualität und dem Berufe sehr verschieden; immer aber versinnbildlichen sie ein Ideal, ein Letztes, Höchstes, zu dem man hingelangen möchte, ohne dessen Segen der Friede nicht voll. Gleich einem bald leiser, bald stärker erklingenden Leitmotiv geht diese Vision von den goldenen Türmen durch das ganze Buch. Ein Krüppel am Wege hat einst von ihnen gesungen:

Und wenn es einst dunkelt,
Der Erd' bin ich satt,
Im Abendrot funkelt
Eine mächtige Stadt;
Von den goldenen Türmen
Klinget ein Chor,
Wir aber stürmen
Das himmlische Tor —

seitdem ist das Lied in dem weltentlegenen Heidedorfe nicht wieder verstummt. Man Wulf, den alten, greishaarigen Wächter, geleitet es ebenso treu durch sein immer nur für andere wachsames Leben, wie es das tapfere junge Paar, den „Spökenkieker" aus der armseligen Heidekate und die frische, lebensfrohe Fidde Voß, dieses Paar, das

Digitized by Google

Peter Grabwinkler: Herbstlicher Park.

Digitized by Google

den verrotteten Lohhof in unermüdlicher Arbeit in die Höhe bringt, immer von neuem Kraft und Hoffnung einflößt, wenn der Mut unter all den Widerständen des Lebens erlahmen will. Wie diese Fidde Voß, die eigentlich Fidde Ebe heißen müßte, dem Makel ihrer Geburt zu Leibe geht, um dadurch zugleich ein schon so gut wie verlorenes Menschenleben noch in zwölfter Stunde zu retten, eben ihren überall beiseite und dadurch nur immer tiefer in die verbissene Einsamkeit gestoßenen Vater, das ist ein Vorgang von so tiefer seelischer Bedeutung, daß der Vergleich mit ähnlichen „Rettungen", wie die unerreichte Kunst einer Ebner-Eschenbach sie liebt, nicht zu gewagt erscheint. Wie alle wahren Ideale, so bleiben auch den Menschen dieser Geschichte die goldenen Türme ein Gebilde unerreichter Ferne. Das tapfere Paar auf dem Lohhof glaubt wohl manchmal, sie rückten näher, wenn es ihm gelungen, wieder ein Stück Ödland zu schälen, schließlich aber verdämmern sie immer wieder hinter den Wolken. Vielleicht — denn Hoffnung ist hier alles — wird der zugleich trotzige und verträumte, herrische und sanfte Sohn, der den Bauernpflug verschmäht und draußen in der Fremde, von der entsagungsvollen Liebe eines echten Heidemädchens gestützt, sein Glück erst als Schreiber, dann als Dichter sucht, sie einmal erreichen und von ihrer Höhe herab ein Triumphlied singen. Vielleicht ... Wenn nicht, so war auch das Verlangen, das Sichsehnen und das Streben nach ihnen schon Lohn genug auf dieser Erde. Wird er dann derer gedenken, deren Herzensgüte und Seelengröße seine ersten taumelnden Schritte auf diesem Wege geleitet hat, die aber zurückbleiben mußte in dem Augenblick, wo die ersten Erfolge sich ihm zuneigten? ... Der Leser kann nicht darüber im unklaren bleiben, an wen Geißler bei Schorse Peer Petersen, dem Dichter aus der Heide, und bei Stina Harms, seiner selbstlosen Jugendgefährtin, gedacht hat. Die Namen Friedrich Hebbel und Elise Lensing drängen sich jedem auf die Lippen. Doch dies Doppelschicksal bildet nur den Ausklang des Buches. Seine eigentliche Melodie webt sich zusammen aus Freude und Leid, Hoffen und Ringen der Heidjer, die um ihr bißchen Land und Leben mit genau so heiligem Ernst und Anspannung aller Kräfte kämpfen wie die Großgrundbesitzer des Ostens um das Deutschtum ihrer Scholle oder der Großindustrielle des Westens um seine Macht auf dem Weltmarkt. Aus dieser Enge gerade wächst ihr Schicksal. Die Menschen wohnen zu nahe, und ihr Lebenskreis ist zu beschränkt, als daß sie schon gelernt hätten, einen von ihnen als Wesen für sich anzusehen und zu werten; sie sehen ihn immer zuerst als Sohn oder Tochter seiner Eltern und als Enkel seiner Vorfahren, die sie, ach! alle so gut kannten. Ist der Vater im Zuchthaus gestorben, so gilt der Sohn ohne weiteres als Nichtsnutz, dem wohl einmal dasselbe Los zufallen wird. War die Mutter eine Gefallene, so muß es die Tochter auch werden. Es ist, als schleiften sie Ketten hinter sich her. Nein, in den Hütten auf der Heide lebt keiner sein Leben ganz für sich, die andern wollen ihren Teil daran haben, und wenn man ihnen den nicht gönnt, werden sie einem aufsässig. Wer aber gelassen bleibt, zuversichtlich und fest, dem kann der Fluch der Enge nichts anhaben. „Boi Peer ging bedachtsam durch seine Tage und Jahre. Es kam nichts, was er nicht erwartet hätte; denn auf einen Hagelschlag, der einen Teil der Ernte vernichtete, war er gefaßt gewesen, und mit einem Stück Vieh, das ihm fiel, hatte er rechnen gelernt ... So wechselten Leid und Glück — keins war so klein, daß Boi Peer an ihm vorbeischaute, aber keins war auch so groß, daß des Heidebauern Herz seinen gewohnten Gleichklang verlor. Es kam wie Frühling und Herbst, und Boi Peers steter Wille führte ihn und die um ihn waren durch diesen Wechsel hin und führte ihn gerade Wege. An deren Ende glänzten goldene Türme." Es ist Arbeit und Mühe ringsum, aber es ist auch Stärke und Klugheit, dieser Arbeit und Mühe zu begegnen. Denn den unheimlichen Mächten, die diesen Menschen aus dem Heimatboden aufsteigen, stehen ebenso viele segnende gegenüber, und so oft man sich beim Lesen dieser Geschichte als Kind einer freieren und helleren Zeit bedrückt gefühlt haben mag, schließlich legt man das Buch doch nicht ohne ein stählendes Gefühl der Erhebung aus der Hand.

Je dürftiger die Heimat, desto heißer die Sehnsucht ihrer Kinder nach ihr. Dieser Satz steht wie ein unsichtbares Motto über vielen, über den meisten der zahllosen Heimatromane und -novellen, die jetzt geschrieben werden. Keine deutsche Landschaft ist in diesen Heimatsdichtungen leidenschaftlicher gefeiert worden als unser Nordwesten, die friesische Heide, aber auch das nordöstliche Grenzland, bis zu Ernst Wichert in der Poesie recht stiefmütterlich behandelt, hat in neuerer Zeit manchen dichterischen Lobredner gefunden. Heimatliebe hat offenbar auch dem jungen Schriftsteller die Feder gelenkt, der sich Endrus Endrulat nennt und der seinen — wohl ersten — Roman „Die Laima rief" betitelt hat (Minden i. W., J. C. C. Bruns; geb. Mk. 4.50.) Schon diese Namen verraten dem Kundigen, daß es Litauen ist, dem hier das Lied erklingt. Aber diese Liebe zur Heimat macht den Verfasser nicht blind gegen ihre Schwächen; ja, man muß sagen: so beseligt er mit der Natur und ihren landschaftlichen Reizen in allen Jahreszeiten jubelt, so herb und schneidend wird sein Wort, wenn er die Menschen schildert, die dort oben am Kurischen Haff den Verzweiflungskampf ums tägliche Brot und um die Erhaltung ihrer Art kämpfen. Mit Ausnahme des Helden und seiner armen, einem frühen Siechtum verfallenden Frau begegnet uns

Digitized by Google

auf diesen vierhundert Seiten eigentlich kein einziger sympathischer Mensch. So schön das Land — durch die Augen seines Dichters gesehen, versteht sich —, so häßlich die Menschen. Ein Zug wiederholt sich in noch verstärktem Maße, wie wir ihn in den Heimaterzählungen des Westens finden: auch hier herrscht Lieblosigkeit zwischen Eltern und Kindern und ein oft genug in blutige Feindschaft ausartender Haß zwischen Verwandten. Ist es der Fluch des alten barbarischen Volksaberglaubens, der aus dumpfer Vergangenheit in die Gegenwart hineinspukt? Fast will es scheinen, als habe diese Geschichte einer grausam enttäuschten Heimatliebe jemand geschrieben, der sich selbst aus der Ferne lange Jahre in Sehnsucht nach dem Lande seiner Kindheit und Jugend verzehrt hat, der sich dann aber als reifer, sehend gewordener Mann durch die Wirklichkeit belehren lassen mußte, wie viel Unkraut unter dem Weizen blüht, welche Schlangenbrut unter den Blumen lauert. Oder glaubt der Verfasser wirklich, dieser junge, lebensfrohe, zu allem Guten und Tapferen entschlossene Fischer, der da aus seinem Kieler Marinedienst in seine litauische Heimat zurückkehrt, wäre der dunklen Gewalten, die aus allen Winkeln gegen ihn ankriechen, Herr geworden, wenn er auf dem geraden Pfad der Ehrlichkeit geblieben wäre? Ich kann diesen Glauben nicht gewinnen. Ist das Volk so, wie es Endrulat schildert, dann ist es wert, dreimal wert, daß es so bald wie möglich zugrunde geht. Daran kann alle schwermütig-sanfte Poesie der Dainos und Mislas nichts ändern. Der Kampf, den Miks Loyokait zu bestehen hat: mit den Sitten und Bräuchen, mit dem Aberglauben, mit dem Recht, dem Boden und nicht zuletzt mit seinem eigenen Fleisch und Blut, erfordert übermenschliche Kräfte, und es sind gnädige, nicht unholde Mächte, die ihn mit der Stimme der Laima, der altlitauischen Göttin des Glücks, aus diesem hoffnungslosen Dasein, aus dieser abgestorbenen Heimat in jene andere rufen, der wir alle angehören, und zu der wir einst alle zurückkehren werden. „Ist die Heimat nicht mehr dieselbe wie früher, oder bin ich ein anderer geworden?" fragt Miks Loyokait, als er keinen Ausweg mehr sieht. Man darf ihn trösten: Du hast keine Schuld, an diesen Verhältnissen müßte auch ein tausendmal Stärkerer noch als du zugrunde gehen, auch wenn er der Sünde nicht den kleinen Finger böte. Er hat immer Gott gesucht und gern zu ihm gebetet — Gott verhüllte und entzog sich ihm und verstieß ihn durch die Menschen, die sich nach dem Tode seiner Frau, der einzigen, die ihn wahrhaft liebte, aber zu schwach war, ihn zu stützen, überall von ihm abwandten. Und was half ihm alle seine harte Arbeit? Nichts. Was all sein Ringen mit der Versuchung, sich das Nötigste zum Leben auf verbotenen Wegen, bei nächtlicher Jagd und Fischerei zu erschleichen? Nichts. Nun wird er der Laima folgen, er, der arme, verfolgte Litauer, der in ratloser Stunde, von böser Verleumdung verwirrt, fehlte, schwer fehlte, wird ihr folgen zur wahren Heimat. „Sie ruft mich in die einzige Heimat, die dem Litauer bleibt, wenn ihn aus dieser hier ein hartes Unglück vertreibt. Ruft ihn in die Heimat, wo ihn kein unerbittlich strenges Gesetz, kein heuchlerischer Deutscher quält, dem es doch nur um das uns von den Vätern ererbte Land zu tun ist ..." Mit Verlaub, das ist ein Irrtum des schon von der Hand des Todes Umkrallten. Nicht die „Gesetze", nicht die „heuchlerischen Deutschen" haben ihn ins Verderben gejagt, sondern sein eigenes Volk mit all dem, das es beschwert. Hier ist die Heimatliebe einmal zum Fluche geworden, und so wenig sich der Verfasser darüber klar geworden zu sein scheint, uns will diese schreiende Dissonanz in dem Heimatdichtungskonzert wie eine äußerst heilsame Unterbrechung der mittlerweile etwas eintönigen Melodien vorkommen. Den pietätvollen Spruch „Die Heimat ist das beste, was wir haben" in allen Ehren; aber so ist seine Weisheit doch nicht gemeint, daß es nicht auch außer ihr und ohne sie Gutes und Großes zu schaffen gebe. Miks Loyokait wäre ein tüchtiger Kerl und ein zuverlässiger Staatsbürger geworden, wenn er dem Rat seines Kieler Kapitänleutnants gefolgt und fern von seiner Heimat das Glück gesucht hätte.

Doch das sind Einwendungen gegen die nicht logisch durchgeführte Idee des Romans; ihnen entgegen stehen zahlreiche Einzelschönheiten, die mit dem Mangel versöhnen. In erster Reihe die prächtigen, überraschend abwechslungsreichen, je nach der Jahreszeit und den Empfindungen der Menschen vielstufig abgetönten Naturschilderungen. Ein so aus der Seele eines einsamen, verlassenen Menschen geschautes Naturbild wie das des öden Kirchhofes, wird man nicht oft finden. Aber auch die nächtlichen Bilder aus Forst und Ried, Haff und Wiese zeugen von einer Meisterschaft der Landschaftskunst, mit der die Ungelenkheit im Dialog und in der rein epischen Erzählung, die wichtiges zu kurz, unwichtiges zu breit behandelt, seltsam kontrastiert. Vor allem mit Lauscherszenen und Gewaltsamkeiten sollte der Verfasser sparsamer sein: nicht weniger als drei der im Vordergrunde der Handlung stehenden Personen kommen auf eine so abenteuerlich-brutale Weise um, daß man sich unliebsam an den Kolportageroman erinnert fühlt, mit dem doch dieses Werk innerlich nicht das leiseste gemein hat. Auch der Satzbau und die Bilderwahl verdienen größere Sorgfalt; langatmige, vielverschachtelte Sätze und gesuchte, so gar nicht in die Lebenssphäre dieser Menschen passende Bilder drücken auf Anschauung und Stimmung. Leidet Geißler manchmal an einer Motivierungsarmut, so tut Endrulat hierin eher zu viel des Guten. Doch das führt schon wieder zu den Vorzügen dieses Erstlingswerkes,

Digitized by Google

Peter Grabwinkler: Ein Herbsttag in Buch bei Bernau.

Digitized by Google

in dessen Verlauf wir den Verfasser zudem deutlich wachsen sehen. Gestalten wie der Hausierer Janis Szerreiks und der Raubfischer Lepkogos, die im zweiten Teil auftreten, wären ihm, will uns scheinen, zu Anfang seiner Erzählung noch nicht geglückt. Und daraus wie aus manchem anderen künstlerischen Moment, das sich anfangs nur schüchtern regt, um von Kapitel zu Kapitel sich kräftiger zu entwickeln, dürfen wir wohl die Hoffnung schöpfen, daß dieser junge Ostpreuße bald reifere Gaben zu verschenken haben wird. F. D.

Literarische Notizen

Der bevorstehende dreihundertste Geburtstag **Paul Gerhardts**, dessen dieses Heft in einem eigenen Aufsatz gedenkt, hat eine ganze kleine Gemeinde von literarischen und künstlerischen Veröffentlichungen hervorgerufen, die — jede auf ihre Weise — das Preislied des ebenso tapferen wie sangesfreudigen Mannes anstimmen. Sie alle sollen willkommen sein; am besten aber feiert man einen Gedenktag wie diesen doch, wenn man sich ein stilles Stündlein Zeit nimmt, um sich in die Dichtungen des frommen Sängers selbst zu vertiefen. Freilich, das Ganze wäre für uns heute zu viel; eine Auswahl muß genügen. Eine solche, die besten und lieblichsten Lieder Gerhardts umfassend, finden wir in einem soeben herausgekommenen schönen Quartbande, der in Gustav Schloeßmanns Verlagsbuchhandlung (Gustav Fick) zu Hamburg erschienen ist und 5 Mk. kostet (**Lieder Paul Gerhardts**). Sein künstlerisches und festliches Gepräge erhält diese Veröffentlichung von den Bildern, die ein junger Altonaer Künstler, **Rudolf Schäfer**, dafür gezeichnet hat. Sie erinnern, wie die Leser wohl nach den von uns wiedergegebenen Proben bestätigen werden, in der Führung des Striches an Meister Ludwig Richter, gehen in ihrer gehaltenen Kraft und herben Größe aber vielfach über ihn hinaus. In dem Bilde z. B., das Schäfer zu dem Weihnachtsgesang gezeichnet hat, weht eine so tiefe freudig-starke und doch lyrisch ahnungsvolle Religiosität, daß man es nicht ohne heilige Andacht und ernste Schauer wird betrachten können. Dabei ist diese Kunst durch und durch deutsch, ohne jede weichliche Gefühlsseligkeit; ja, in einigen Blättern („Frohe Botschaft"; „Christus am Kreuze"; „Lobgesang"; „Befiehl du deine Wege") spürt man etwas vom Rembrandtschen Geiste. Schäfer, 1878 als Sohn des Direktors der Altonaer Diakonissenanstalt geboren, besuchte kurze Zeit die Akademie zu München und Düsseldorf, ohne sich jedoch einem Meister besonders anzuschließen; unter den Lebenden verdankt er am meisten Eduard von Gebhardt. Seine neueste Schöpfung empfehlen wir allen ernsten deutschen Häusern als ein gesundes, fröhliches Erbauungsbuch für Auge und Gemüt, insbesondere auch als Konfirmationsgeschenk. —

Schneidecks Aufsatz über die **Königin Luise** weckt die Erinnerung an eine für das Vaterland trübe Zeit, beschwört aber zugleich auch die Erinnerung an die tröstende und erhebende Lichtgestalt herauf, die weinenden Auges und wehen Herzens, doch starken Glaubens und tapferen Mutes durch sie hindurchschritt, um leider die Zeit der Erhebung und Befreiung nicht mehr zu erleben. Über die politische Rolle der Königin Luise ist in letzter Zeit ebensooft und vielerlei geschrieben worden wie über ihre körperliche Erscheinung. Da kommt eine Bildermappe gewiß zur rechten Zeit, in der zwölf der wichtigsten zeitgenössischen Bildnisse der Königin, einzeln als Heliogravüren wiedergegeben, nebeneinandergestellt und von dem besten Kenner dieses Kunstzweiges, dem Direktor des Hohenzollernmuseums, Dr. **Paul Seidel**, erläutert werden (Berlin, Verlag der Gesellschaft zur Verbreitung klassischer Kunst; in Leinwandmappe Preis 25 Mk.). Die Bildnisse umspannen einen Zeitraum von fünfzehn Jahren; wenn man die Marmorgruppe von Schadow und die 1827 vollendete Marmorfigur von Rauch als Zeitgrenzen nimmt, sogar eine Spanne von dreißig Jahren. Außer den beiden genannten Kunstwerken finden wir wiedergegeben: das Brust- und das Ganzbild der Kronprinzessin von Tischbein (1796), das Pastellgemälde (Brustbild) von Tassaert (1797), die Ölgemälde von Zeller (1798) und Böttner (1799, mit dem Gegenstück „König Friedrich Wilhelm III."), das Pastellgemälde von Joh. Heinr. Schröder (1800), die Ölgemälde (Hüftbilder) von Madame Vigée le Brun und Joseph Grassi (1802/3 und 1802) und endlich das in gleicher Form gehaltene Pastellbild von Ternite (1810). Selbstverständlich weichen auch diese Darstellungen, entsprechend der Individualität der Künstler und den Wandlungen, die die äußere Erscheinung der Königin während dieser Jahre durchgemacht hat, in manchen Punkten erheblich voneinander ab; doch wird es jedem nur einigermaßen verständnisvollen Betrachter der zwölf Blätter leicht fallen, sich mit ihrer Hilfe die durch die Überfülle der Luisenbilder arg verwirrte Frage, wie „Preußens Schutzgeist" denn in Wahrheit ausgesehen habe, zuverlässig zu beantworten. Noch wertvolleren Gewinn jedoch wird der glückliche Besitzer dieser kleinen Porträtgalerie aus ihrem bleibenden Kunstwerte ziehen. —

Zu Prof. Ostwalds Aufsatz über die „Internationale Hilfssprache", der nicht verfehlen wird, Aufsehen zu erregen, teilen wir endlich noch mit, daß ein „**Methodisches Lehrbuch der internationalen Hilfssprache Esperanto**" mit einer vollständigen Formen- und Satzlehre auf Grund der deutschen Sprachlehre mit doppeltem Wörterverzeichnis, Übersetzungsübungen und Literaturangaben, bearbeitet von **Johann Schröder**, in A. Hartlebens Verlag (Wien und Leipzig) zum Preise von 2 Mk. erschienen ist.

Digitized by

Zu unseren Kunstblättern

Die zwei in farbigen Kunstblättern wiedergegebenen Landschaften von Peter Grabwinkler, mit denen dieses Heft aufwartet, machen die Leser einmal mit einem blutjungen, erst noch um die Anerkennung der Kritik und die Erfolge der Öffentlichkeit werbenden Künstler bekannt. Wir haben gerade in letzter Zeit so viele Kunstwerke schon namhafter und allgemein berühmter Meister gebracht, daß wir uns diesen „Luxus" schon einmal erlauben dürfen, zumal wenn er, wie in diesem Fall, zugleich eine Verpflichtung gegenüber einem mühsam, aber kräftig und zuversichtlich emporstrebenden Talent bedeutet. Denn die Begabung des jetzt knapp zweiundzwanzigjährigen Künstlers wird aus diesen beiden herbstlichen Naturstimmungen jedem empfindenden Auge ohne weiteres einleuchten. Das Raunen des Laubwerks, der an den feuchten Stämmen emporkriechende Moosflaum, der Dunstschleier, mit dem sich der Hintergrund umspinnt, das zitternde Spiel der Sonnenlichter am Erdboden — das alles atmet das wehmütig-friedvolle Herbstgefühl, wie es ein Gedicht Martin Greifs festgehalten hat:

Wie ferne Tritte hörst du's schallen,
Doch weit umher ist nichts zu sehn,
Als wie die Blätter träumend fallen
Und rauschend mit dem Wind verwehn.

Es dringt hervor wie leise Klagen,
Die immer neuem Schmerz entstehn,
Wie Wehruf aus entschwund'nen Tagen,
Wie stetes Kommen und Vergehn.

Du hörst, wie durch der Bäume Gipfel
Die Stunden unaufhaltsam gehn,
Der Nebel regnet in die Wipfel,
Du weinst und kannst es nicht verstehn.

Sucht man nach der Schule, aus der diese Grabwinklerschen Landschaften hervorgegangen sein könnten, so denkt man wohl zunächst an die Weimarer Hagen-Schule, die ja eine ausgesprochene Vorliebe für herbstlichen Baumschlag und herbstliches Lichterspiel hat — alsbald aber muß man erfahren, daß der junge Künstler, der diese Bilder gemalt hat, überhaupt keiner Schule angehört, daß er ein Autodidakt ist. Am 16. Mai 1885 zu Wien als Sohn eines Kupferstechers geboren, wurde er schon im vierzehnten Lebensjahr zu einem Bildhauer in die Lehre gegeben; doch widrige Umstände zwangen ihn, diesem nicht ungern ergriffenen Beruf wieder Valet zu sagen. Und nun erinnerte er sich, daß es ihn schon vom frühen Knabenalter an mit leidenschaftlicher Gewalt zur Malerei gezogen habe. Die geliebte Natur, die Verklärerin so vieler glücklicher, die Trösterin so vieler trüber Stunden, ward hinfort in jeder freien Stunde seine angebetete Lehrmeisterin. Doch diese schöne Zeit der Freiheit sollte wiederum nicht lange währen. Häusliche Verhältnisse zwangen Grabwinkler, sich einem praktischen Berufe zuzuwenden; und um doch wenigstens in Berührung mit den inzwischen so liebgewonnenen Pinsel und Palette zu bleiben, wählte er die Theatermalerei, die ja von jeher in Wien in hoher Blüte stand. Diese praktisch-künstlerische Tätigkeit wurde die neue Grundlage für sein ferneres Streben, und noch heute ist er ihr aufrichtig dankbar, so viele wertvolle Anregungen und Förderungen hat sie seiner Kunst verschafft.

Mittlerweile war es dem unermüdlich nach oben Strebenden nun aber doch möglich geworden, sich wieder freier zu regen. Im Jahre 1903 kam er nach Berlin, nach der „Kunststadt Berlin", wie der junge Wiener, der in seiner Vaterstadt doch wohl manche Enttäuschung erlebt hatte, nicht ohne Betonung sagt. Hier widmete er sich hinfort ganz der Landschaftsmalerei. Nachdem er schon früher manche Wiener Ausstellung mit hübschem Erfolge beschickt hatte, war er zum erstenmal 1906 auch auf der großen Berliner Kunstausstellung vertreten, und zwar mit einem „Waldinnern", das die feinen Reize seiner Landschaftskunst voll zum Ausdruck brachte, und das ihm deshalb manche Anerkennung eintrug. Der Natur und ihren leisen und starken, zarten und strengen Schönheiten will der junge, weit über seine Jahre ernste Künstler auch ferner treu und ehrlich dienen. Und die einst so gering geschätzte märkische Landschaft in nächster und weiterer Umgebung von Berlin hat es ihm insonderheit angetan; unermüdlich ist sein Streben, ihr zu allen Jahreszeiten und in allen Stimmungen neue heimliche Reize abzulauschen. Wenn ihm diese andächtige Hingabe an die Natur auch auf den ferneren Wegen seines künstlerischen Strebens und Schaffens treu bleibt, so dürften wir von Peter Grabwinkler wohl noch manche schöne Gabe erwarten. F. D.

Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaser (zurzeit in Rom). — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten.

Digitized by Google

Digitized by Google

3 0000 093 483 646

Digitized by Google